Harvard College Library

BEQUEST OF
MINOT JAVES
OF BOSTON
CLASS OF 1815

Berliner Revue.

Social=politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Moerner.

Achtundvierzigster Band.

Erstes Quartal.

Berlin, 1867.

Druck und Verlag von A. Paul (Firma: A. Paul & Co.)

Kronenstr. 21.

Digitized by Google

~~PG Comm 128.2.5~~
KF 509

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF THE
DEPARTMENT OF ECONOMICS
JUNE 17, 1933

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Wochenschau . . . . . 38. 79. 102. 133. 170. 206. 232. 259. 289. 321. 353.	385
Robespierre . . . . . 1. 153. 186.	217
Die Mystiker . . . . . 5. 43. 81. 106. 135. 172. 211. 243. 266. 293. 326.	359
Die Bergwerks-Explosionen in England	12
Zur Geschichte des Communismus . . 18. 57. 93. 120. 147. 181. 247. 280. 307.	404
Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann. 33. 49. 193.	225
Privat-Diplomaten	51
Die Krisis im Seekriegsrechte	89
Pseudo-Woldemar redivivus	92
Zu den Wahlen . . . . . 97. 129. 161.	200
König Friedrich I. und sein Hof	113
Zur Geschichte der Schatzscheine	235
Hannoversche ꝛc. Angelegenheiten	257
Der venetianische Adel	274
Vorsündfluthliches	303
Die deutsche Kriegsverfassung . . . . . 313. 341.	363
Trenck's Fluchtversuche . . . . . 336. 376.	408
Der griechische Patriarch zu Konstantinopel	370
Frankreichs Verfassungsleben	393
Reisebilder	388
Literarisches.	
Der Oesterreichische Militairkalender	221
Geographie des Preußischen Staates	252

Digitized by Google

Digitized by Google

Robespierre.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl gab es Männer unter den Girondisten, die Robespierre schätzte, und um die er recht eigentlich warb. Vorzüglich gehören dahin Gensonné und Guadet. Er schätzte sie als Männer von Kopf und Character, und bei allem, was er gegen die Parthei vornahm, wünschte er, sie schonen zu können. Dies war indessen unmöglich, da nicht blos gewisse Menschen, sondern eine bestimmte Meinung, die in den Augen Robespierre's nicht auf der Höhe der centralistischen Revolution stand, ausgerottet werden sollte. — Robespierre war immer vorsichtig genug, nie selbst und vorschnell um das Wohlwollen eines Mannes zu werben. Er schmiegte sich nie an Meinungen und Schwächen anderer an, sondern setzte seinen Stolz darein, immer derselbe zu bleiben. Daher hat er auch nie persönlich um jene Männer sich beworben, wohl aber durch andere, die theils seine Grundsätze gegen ihre Meinungen in Schutz nehmen, theils sie gegen die hereinbrechenden Unglücksfälle warnen mußten. Je mehr Standhaftigkeit aber diese Männer nun trotz dieser Warnungen bewiesen, um desto mehr bedauerte Robespierre ihren Verlust. Man hat ihn einige Tage vor dem 31sten Mai fast untröstlich gesehen, und man weiß gewiß, daß er Gensonné schriftlich gewarnt hat. — In dem großen Gefechte gegen die Girondisten, welches im Nationalconvent entstand, hat Robespierre auch nie des Gensonné erwähnt, oder ihn vorzüglich beschuldigt; aber retten konnte er ihn freilich durch keine Vertheidigung, da Gensonné seine Grundsätze, welche ihn stürzten, zu sehr entwickelt hatte. —

Nach dem Sturze der Girondisten sah das Volk fast allein auf Robespierre, obgleich Danton noch da war, der nicht wenig Lust bezeigte, mit Robespierre um die Volksgunst zu buhlen. Diejenigen irrten sehr, welche aus der erheuchelten Krankheit Danton's, um derentwillen er sich auf einige Zeit von Paris entfernte, und auf dem Lande lebte, schlossen, er werde alle Bewerbung um Macht und Einfluß aufgeben. Es war ein Kunstgriff, der tiefere Absichten verbarg. Danton wollte sehen, wie das Volk seine Entfernung aufnähme, und hoffte nichts gewisser, als daß es ihn bald zurück rufen würde. Er hielt die Entfernung für das beste Mittel, die Gunst des Volkes zu sondiren. Denn er hatte, während er fern war, seine Agenten, die für ihn hie und da waren und prüften, wie ein jeder, der sich politischer Absichten wegen entfernt. Die irren, welche die entfernten oder versteckten Demagogen für unthätig halten. Danton hatte gleichwohl das Herzeleid, sich

Digitized by Google

nicht zurückgerufen, und seine Rückkehr nicht mit so allgemeinen Freudenbezeugungen begrüßt zu sehen, wie er erwartet hatte. Hierzu kam, daß er nun mit einemmale sahe, wie viel er verloren hatte. Denn Robespierre war indessen ganz in die Gunst des Volkes getreten, und wenn Danton vorher mit ihm rivalisiren konnte, so stand ihm jetzt nur frei, sich unter seine Flügel zu begeben. Daher war Alles voller Erwartung, ob sich diese beiden als Freunde an einander schließen, oder als Feinde gegen einander auftreten würden. Im letztern Falle war Dantons Schicksal gewiß. Ueberhaupt läßt sich sagen, daß das Schicksal eines jeden, der auch in dem kürzesten Zeitraum für die Revolution thätig ist, entschieden sei, und daß ihn nichts von der ferneren Thätigkeit für dieselbe lossprechen könne. Wer einmal an solch ein Werk die Hand gelegt hat, muß dabei bleiben. Er fällt, wenn er niederreißen will, er wird unterstützt, wenn er selbst emsigen Beistand leistet. Glücklicher ist er auf jeden Fall, wenn er der allgemeinen Aufmerksamkeit entwischt.

Mehr Glück als Danton machte aber bei Robespierre ein junger Mann, auf den er längst gemerkt, und den er mit aller der Berechnung vorgezogen hatte, die man an ihm gewohnt war. Dieser war St. Just. Seit der Errichtung des Convents war er Mitglied desselben; er trat aber nie bemerkenswerth hervor, als nach dem Falle der Girondisten.

Seit der Organisation der Ausschüsse war in die Thätigkeit der Republik mehr Ordnung gekommen, als zuvor. Eine solche Einrichtung war auch unumgänglich nothwendig, indem alle Mitglieder des Convents weder des Regierens fähig, noch der Herrschaft würdig waren. Mehrere von ihnen waren nicht einmal dazu aufgelegt.

Mit der Constitution der Ausschüsse befestigte sich daher die Macht Robespierres. Er bestimmte durch seinen Einfluß die Mitglieder derselben, und wählte sie so, wie sie für seine Zwecke am besten zu passen schienen. Er selbst stellte sich an die Spitze der beiden Ausschüsse, die in Rücksicht der executiven Gewalt die wichtigsten waren, an die Spitze des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses.

Gleichwohl durfte man sich nicht wundern, ihn nicht an der Spitze des Gesetzausschusses zu sehen. Sein Einfluß auf diesen, und eben dadurch auf die Constitution des Vaterlandes war im geringsten nicht beschränkt, da jedes der Gesetze erst dem Convente zur Bestätigung vorgelegt werden mußte.

Da wir nunmehr bei der vollen Herrscherperiode Robespierre's angekommen, so mag hier eine Schilderung stehen, die im Beginn des Jahres 1794 ein Zeitgenosse von ihm entwarf:

„Robespierre mag jetzt ein Mann von etwas über 40 Jahren sein; ist schlank gewachsen, doch verräth sein Bau nichts schwächliches, sondern hat vielmehr recht viel Festigkeit. Seine Muskeln sind stark, ohne sehr mit Fleisch überzogen und verkleidet zu sein, seine Schenkel und Arme gerade und voll. Seine Höhe beträgt über 6 Fuß, und er hält seinen Körper sehr aufrecht. Alle seine Anstrengungen und Nachtwachen haben das Aeußere seiner Gestalt nicht schwächen können. Seine Brust ist breit, sein Athem lang und voll, und der Unterleib weder unangenehm hervorstehend, noch

Digitized by Google

hineingezogen. Er gehört schon seines Baues wegen zu den schönen Männern, in welche Klasse ihn seine Physiognomie mit dem vollsten Rechte stellt.

„Auf einer breiten von keinen Falten entstellten Stirne wölben sich die beiden dunkeln Halbzirkel seiner Augenbrauen, unter denen ein dunkelblaues Auge liegt, welches eben so sehr den Ausdruck des Feuers, als des Ernstes und Nachdenkens hat, und die Glut der Schwärmerei mit einer unbeschreiblichen Sanftheit vereinigt. Zwischen diesen erhebt sich eine Nase von der angenehmsten Gestalt, weder gekrümmt noch aufgeworfen. Auf den nicht zu sehr gefüllten Wangen liegt eine blühende Röthe, wie sie dem männlichen Alter eigen ist, und um den Mund eine Freundlichkeit, die nur dann weicht, wenn seine Lippen einen republikanischen Unwillen überschäumen. Dunkles Haar, welches er gewöhnlich in leichte Locken schlagen läßt, umfließt diese schöne Bildung, deren angenehmes Colorit durch den blauen Bart sehr gehoben wird.

„In seinem Anzuge ist er eben so wenig sorglos, als eigensinnig. Seine gewöhnliche Tracht ist ein grauer Frack, eine farbige Weste, dunkle Unterkleider und Halbstiefeln. Im Sommer trägt er keine Halsbinde, auch reißt er sie oft, wenn sie ihm bei dem Reden lästig wird, plötzlich los. Einen runden Hut trägt er immer. Die rothe Mütze hat er in der letzten Zeit ganz abgelegt. — Die Kleidung der Volksrepräsentanten trägt er nur in Nationalgeschäften. — Seine Geschäfte macht er jetzt immer zu Fuße ab. Sonst pflegte er wohl zu fahren, und es ist bekannt, daß das Volk ihm einmal, als er ein sehr wichtiges Dekret, auf dessen Inhalt ich mich nicht entsinne, durchgesetzt hatte, die Pferde ausspannen, und seinen Wagen nach Hause ziehen wollte. Robespierre sprang aber aus demselben heraus, verwies den Bürgern ihr unrepublikanisches Betragen, und ging, so sehr es auch regnete, zu Fuß nach seiner Wohnung. — Zu Pferde habe ich ihn nie gesehen. Er soll zum Reiten zu zaghaft sein.

„In seinem häuslichen Leben ist die Simplicität an der Tagesordnung. Er hat Niemand um sich, als die Tischlerfamilie, bei welcher er so lange wohnt, als er in Paris ist. In demselben Stockwerk, in welchem er wohnt, hat noch ein junges Frauenzimmer ihm gegenüber ihre Behausung. Man glaubt, daß sie mit ihm im Verständnisse sei, und dies mag für Manchen sehr viel Wahrscheinlichkeit haben, der dergleichen nur zu leicht vermuthen zu dürfen glaubt. Robespierre hat von ihr nie geredet. Indessen daraus läßt sich bei ihm freilich auch wenig schließen.

„In der Famile seines Tischlers ist er wie Kind im Hause. Die Frau desselben vertritt Mutterstelle, und besorgt ihm alle seine Bedürfnisse. Er steht sehr zeitig auf, und sein erstes Geschäft, woran er sich seit vielen Jahren gewöhnt hat, ist dann, seinem Wirthe in der Werkstatt einen guten Morgen zu sagen. Alsdann arbeitet er einige Stunden, ohne etwas anderes zu genießen, als ein Glas Wasser. Während dieser Zeit darf ihn Niemand stören. Nachher läßt er sich frisiren, welches gewöhnlich auf einer freien Gallerie im Hofe geschieht, die an sein Schlafzimmer stößt. Seit er so beliebt geworden ist, drängen sich die Leute darnach, ihn alsdann zu sehen.

Er bemerkt dies jedoch nie, lieſt während dieſer Zeit die Zeitung oder die Flugblätter des Tages, und genießt ſein Frühſtück, welches in etwas Wein, Brodt und einigen Früchten beſteht. Wenn er nicht lieſt, ſo ſieht er vor ſich nieder, oft auf die Hand geſtützt, und ſcheint über etwas ſehr wichtiges nachzudenken. Nach dieſer Zeit geht er wieder an ſeine Arbeiten, bis ihn ſeine öffentlichen Geſchäfte abrufen. Früh Morgens nimmt er nie Beſuche an, außer wenn Jemand es ſich gefallen laſſen will, die Augenblicke zu benutzen, in denen er ſich friſiren läßt. Er ißt am Tiſche ſeines Wirths, wo er ſelbſt jederzeit vorher ein Gebet ſpricht. Als die Frau einſtmals äußerte, daß ihr Tiſch ihm nicht mehr gut genug ſein könnte, nahm er ihr dies ſehr übel. Er zahlt nicht mehr für denſelben als Anfangs, um die Leute nicht zu verwöhnen; ſelbſt in den Zeiten der Theuerung hat er nicht mehr gegeben, um ſie zu zwingen, ſich an das gewöhnliche zu halten. Er läßt auch nie abſagen, wenn er zu Tiſche ausgebeten iſt, weil er vorausſetzt, daß für ihn nichts beſonderes bereitet werde. Um denn doch aber die guten Leute, die ſeine Armuth theilten, auch ſeine verbeſſerten Umſtände mit genießen zu laſſen, hat er ihren Kindern manche Wohlthaten erzeigt. Er hat ihren Sohn, der gleichfalls ein Tiſchler iſt, etablirt, oder wenigſtens zu ſeinem Etabliſſement etwas vorgeſchoſſen, und der Tochter hat er ein Brautgeſchenk verſprochen, wenn ſie einen Bürger heirathen wolle, der für das Vaterland gefochten hat. — Bei Tiſche genießt er nichts, als was ſeine Wirthsleute genießen; er trinkt ſogar von ihrem ſchlechten Weine. Nach Tiſche läßt er ſich ſogleich Kaffe bringen, bleibt eine Stunde zu Hauſe, in der er Beſuche erwartet, und geht dann gewöhnlich aus. — Seit er Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes iſt, hält er ſich einen Attaché; vorher beſorgte ein kleiner Knabe ſeine außerhäuslichen Geſchäfte, den ſeine Wirthsleute als Waiſe zu ſich genommen hatten.

„Seit dieſer Zeit kömmt er auch äußerſt ſpät nach Hauſe. Im Wohlfahrtsausſchuſſe arbeitet er oft bis nach Mitternacht. In den Verſammlungen des Nationalconvents fehlt Robespierre ſelten. Gleichwohl ſind die Geſchäfte des Wohlfahrtsausſchuſſes und bei den Jacobinern ihm die Hauptſache, weil auf dieſen beiden ſein Anſehen vorzüglich beruht. Er ſteht jetzt an der Spitze von allen dieſen drei Collegien, und folglich an der Spitze von Frankreich. — Der innere Character ſeiner Reden iſt in Paris, wo ihn ein jeder ſo gern hört, bekannt, und auch in den Departements kennt ihn ein jeder, da die meiſten im Drucke erſcheinen. Ich habe daher nur von ſeinem Anſtande als Redner einige Worte zu ſagen. — Wenn er die Rednerbühne beſteigt, ſo geſchieht dies weder mit einer geſuchten Nachläſſigkeit, noch mit einer affektirten Gravität. Sein Gang iſt weder vorſchnell, noch ſpringend, wie Marats, ſondern ruhig, als wollte er ſchon hierdurch andeuten, daß ihm der Platz ohne alle Widerrede gebühre. Sobald er aufgetreten iſt, kann man es ihm anſehen, ob er lange reden, oder nur kurz ſeine Meinung ſagen, und ſein Veto einlegen will. Im erſten Falle hält er eine Weile an, als wolle er theils ſeine Gedanken ſammeln, theils das Stillſchweigen erwarten, welches ſeine Worte verdienen; er öffnet dann einige Knöpfe der Weſte über

der Bruſt, ſchürzt die Knoten der Halsbinde auf, läßt ſeine Augen im Kreiſe umhergehen, und beginnt langſam mit ſteigender Stimme und Affekt. Im letztern Falle bricht er ohne Zaudern mit Heftigkeit los, der Ton ſeiner Stimme iſt geſpannt und ſchreckend, und jedes Geräuſch muß vor ihm zurückweichen.

Seine Geſticulation bei dem Reden iſt äußerſt ſchwach. Er wirft die Arme weder umher, noch ſchließt er ſie unbeweglich an, ſondern hält ſie in einer leichten Schwebung über der Bruſt. Das thätigſte hierbei ſind ſeine Augen, die auf den Geſichtern eines jeden leſen, und in den Minen jedes einzelnen ſchon die Sentenz zu finden glauben. Es iſt gewiß, daß er durch die Gewalt ſeiner Blicke Manchen beſtimmt. Uebrigens begleiten ſeine Geſichtszüge die Rede vortrefflich; ſie ſind ein lebendiger Erklärer ſeiner geheimſten Empfindungen, und ein einziger verächtlicher Zug um den Mund macht oft das zum bitterſten Spott, was der, welcher dieſen nicht bemerkt, für Ernſt halten ſollte."

(Fortſetzung folgt.)

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

13.

Im nächſten Moment eilte Leo ſtürmiſch in das Zimmer. Er war in einer herzlichen Aufregung gekommen, der leidenden Mathilde hülfreich zu ſein — Nun ſahe er das geiſterbleiche Mädchen, den blutenden Michael; mit einem Ausruf ſtand er geheftet.

Gott oder wer die letzte Urſache ſei dieſer Welt des Fluchs und Todes, ſprach Michael, mir hat er das Schlimmſte, das Ungeheuerſte gethan. Ich habe nicht Gedanken, es auszudenken, nicht Sinne hab' ich, es aufzufaſſen: ich muß zu Grunde unter die Erde hinab, vom Herzen fort des vollen Lebens, nieder, dahin, wo keine Kraft und Fühlung iſt, ich bin verloren, rettungslos — ein Augenblick, und ich werde nicht mehr ſein. Nichts hab' ich, dieſen Abgrund zu ermeſſen, und über mich geht mein jammervolles Loos.

Seine Seele rang empor und hielt klammernd feſt an ihrer Leidenſchaften Spiel; er rief: Wer ſtößt mich jäh in die Nacht des Todes und wandelt frei dahin im Licht des Tages? Der ſoll nicht leben! — Du, du haſt mir das liebſte Weſen ſo verkehrt, ſie zum Werkzeug deines Willens gemacht, ich ſterbe durch dich den gewaltſamen Tod. Hei, indeſſen ich, durch dich zum Schemen worden „mit den Füßen vorn" weg muß, ſollteſt du nun in ihrem Liebreiz ſchwelgen? Nein und riſſe vor mir der Höllenſchlund auf, nichts

wartet meiner, das ſich an Qual dieſem wüthenden Neiden vergliche. Hing' an der That die ewige Pein, auslöſchen muß ich das verfluchte Bild. Vertheid'ge dich. Mit dir ſei vernichtet mein Grimm, mein Leben.

Mit herausgeriſſenem Säbel ſtürzte Michael in blinder Wuth wider Leo, der kaum die Zeit gefunden zu ziehen. Mathilde, aus ihrem Entſetzen zu ſich gekommen, warf ſich mit einem Aufſchrei zwiſchen beide. Von Michael's Schwert getroffen ſchlug ſie nieder. Leo ſtürzte neben ſie in die Kniee. Michael blickte ſtier, das Schwert entfiel ſeiner Fauſt. Verändert in Weſen und Ton fragt' er wie in ſich hinein: Iſt ſie erſchlagen! — Jammernd wiederholt' er: Und hab' ich ſie getödtet!

Indem er ſchwankend ihr nahte, brach er in ſich zuſammen, und antwortete ſich ſelber: Nun Tod um Tod, wie Luſt für Luſt, ſo iſt das gefügte Schickſal Aller, wenn auch ſo hart nicht von Anſchein. Ein wildes Lächeln überfuhr ſein ſterbendes Antlitz wie er ſprach: Sie iſt doch ſein nicht, ſie blieb mein. — Noch einmal bäumte er ächzend auf: Gebt mir die Ruheſtätte neben der Mathildens! — Er ſtarb.

Leo neigte über Mathilden, die noch athmete. Nach einem großen Stillſchweigen ſprach er zitternd: Vernimmſt du mich — hörſt du deinen Freund?

Mathilde ſah' ihn ſtarr an mit dem großen, dunkelen Blick. Sie ſprach abgebrochen und wie als müſſe ſie aufſchluchzen: Ich habe den erſchlagen, der mich ſchlug — ein unnatürlich jäher Tod beſchließt ein irres Leben. Dir ſchaudert's — ſo iſt mir. Doch ſagen ſie, daß Gott barmherzig iſt?

Leo wußte nicht, was er ſagte, in ſo überwältiger Erſchütterung ſprach er zuſichernd und antwortete aufrichtend bekräftigend: Barmherzig, gütig, ein langmüthiger, ein ſehr barmherziger und treuer Gott.

Mathilde fragte ſofort: der Erlöſer hilft — ſo ſagen ſie — er hilft, er hilft den Reumüthigen — ſein heiliger Geiſt hilft?

Leo erwiederte mit hervorſtürzenden Thränen: Gegenwärtig, nahe, erhaltend, beſchirmend — ein geſchäftiger und ſehr frommer Geiſt.

Die junge Gräfin athmete auf, Seele trat in ihre Augen, eine Ruhe überſchwebte ihr Angeſicht. So hing ſie an den Blicken Leo's. Sie ſprach nicht. Er beharrte in Stillſchweigen. Nun geſchahe eine Veränderung in ihren Zügen. Er ſagte ſanft und ganz Liebe: du ſiehſt mich fragend an und bang — was ſagſt du, Mathilde?

Das du allein zurückbleibſt! ſagte ſie aufweinend und ſtarb. Leo erbebte. Er verſank in den Anblick der Todten. Jetzt brach er klagend aus: Gebrochen meine Blume, ſo ſchön im Tode noch — doch bald vernichtet.

Er legte die Leiche ſchweigend aus dem Arm, und wie er um ſich blickte fand er ſich in dem gräßlichen Moment. Er ſahe ein, daß er den Dienern und Dienerinnen der Todten die erſte Sorge für die durchbrochenen Hüllen übertragen müſſe, daß er als Zeuge der ſchrecklichen Geſchicke ſich werde zur Antwort zu ſtellen haben. Er öffnete die Thüren, und wie an den Grenzen des Bewußtſeins ging er rufend hinaus, daß Bräutigam und Braut einander erſchlagen haben, daß der Bräutigam die ſchöne Braut erſchlagen.

Seine Stimme verhallte. Von verſchiedenen Seiten des Schloſſes vernahm man Gemurmel, Ausruf von Ueberraſchung und Weh — Diener, Dienerinnen traten beſtürzt in das Gemach.

14.

Viele Monden nach dieſen Ereigniſſen waren in dem Parke einer reichen Stadt Mitteldeutſchlands Heinrich Graf von Culm und Adolph Graf von Eckardſtein, beide auf Reiſen nach verſchiedenen Zielen, durch Zufall einander begegnet. Die tief befreundeten jungen Männer verflocht nach der erſten, faſt enthuſiaſtiſchen Begrüßung ſofort ein Geſpräch geiſtvoller Natur. Vertieft in ihr Denkobject wandelten ſie im lebhafteſten Verkehr durch die Laubgänge, und nahmen nichts wahr von der Herrlichkeit, die um ſie verbeitet war. Graf Culm erſchien in ſeiner Mittheilung der feurigere, nichts weniger bis zur Strenge gemeſſen ernſt. Durch die Schönheit einer hohen, ſchlanken, kräftigen und poetiſchen Geſtalt ausgezeichnet, war ſein Haupt und Antlitz auch — die lichte, breite Stirn, der Augen geiſtvoller Glanz, des Mundes Anmuth und die Kraft von Kinn und Naſe — ſo bedeutend, daß dieſer eminenten Erſcheinung nicht leicht Jemand begegnete ohne zu ſtutzen und zu fragen. Graf Eckardſtein, etwas älter, war nicht heroiſch ſchön, nicht auffällig, impoſant durch Geſtalt, Haltung und Geberde, aber in auch vortrefflicher Plaſtik charakteriſirte ihn eine Zärte, ein leuchtendes Incarnat; in ernſter Freundlichkeit, beſonders im Geſpräch erſchien ſein Weſen ſehr anziehend, indeſſen Heinrich nur durch ſeinen Anblick ſchon begeiſtern mochte. Während Adolph noch beredt die Unterhaltung fortſpann, ſprach Heinrich auf einmal: Quae his verbis desunt, suppleat aetas — mag Leben und That uns und unſere Wahrheit bezeugen. Das Zeitalter iſt materialiſirt, iſt einſeitig empiriſch, nur auf die Beherrſchung der Natur geſtellt zum Frommen eines genußvollen, ephemeren Lebens trotz ſeines ideellen Geredes, Wiſſensprunkes und künſtleriſchen Gebahrens. Aber die thör'ge Illuſion des an ſich gehaltloſen humaniſtiſchen Formalismus ſoll geſtört und zerſtört werden, daß der wahre Realismus erſcheine. Gegen die hohle Anmaßung Derer, die im Staube wühlen und meinen, wenn ſie das nur geſcheidt treiben und moraliſch, ſo hätten ſie die Braut erobert, muß geſtritten werden mit den Waffen des tiefen, heiligen Chriſtenthums, das allein die wirklich wahre Einheit bietet, den Gehalt, die Sache ſelbſt. Bethätigen mag unſer Wort das nachfolgende Werk. Genug denn, Adolph, mit den Reflexionen.

Adolph verſetzte mit einer gewiſſen liebenswürdigen Beredtheit, indem ein feines, ironiſches Lächeln ſeinen Mund umſpielte: Bei unſerem heutigen Bildungsſtande möchte es ſchwer halten nicht zu reflectiren; ich bin ſogar ein entſchiedener Liebhaber der Reflexe, ein Handeln in Worten iſt auch eins, denn es muß, wenn es wahrhaft iſt, gewiß einmal die ſichtliche Geſtalt gewinnen. Uebrigens bin ich wider Deine Forderung, daß alles, was man gegründet denkt, auch gegenwärtig ſchon da ſein ſolle, nicht in Oppoſition. Anders unſer trefflicher Conrad Reinhard, dem wir zu Dank und Liebe verpflichtet ſind — der treue, redliche Jünger ſeines Meiſters, der Wahrhafte,

Liebevolle, der uns und auch Leo in der begeisternden Kraft seines Genius der einigen Wahrheit zugeführt.

Ich ehre und preis' ihn wie Du, entgegnete Heinrich, doch irrt er in seiner Behauptung, daß gegenwärtig dem Christenthum nur eine einsiedlerische Thätigkeit gegönnt sei, wenn es ersprießlich wirken solle. Wahr im höchsten, im Johanneischen Sinne, daß das Wort That ist, doch wenn wir dabei stehen blieben, daß nur jeder Einzelne streben solle, in sich und durch sich selbst gleichsam ein Kunstwerk darzustellen, das in Geist und Wahrheit unvergänglich sei, wenn wir nicht mehr äußerlich wirken wollten in die Gegenwart, in die Institute der zeitweiligen Gesellschaft, so entbehrten wir der geschichtlichen Prosperität.

Scheinbar! sagte Adolph. Die Eroberung der Welt durch das Christenthum kann nur und nur in den Wegen des Geistes und der Freiheit geschehen, wo anders, so würd' es einen Besitz in den Kauf kriegen, den es seiner innersten Natur nach gar nicht als solchen kann gelten lassen. Nach dieser inneren Weise allein ist die Utilität des Einzelnen zu beurtheilen. Der Erlöser selbst gab sich insbesondere nichts zu schaffen mit Staat und Tempeldienst, Geselligkeit und Familienwesen, nur durch sein Beispiel, um seiner Persönlichkeit willen wurde er der wirksamste der Menschen. Conrad hat wohl recht. Wir können nur Alle nicht auf den Höhen so recht fort, wollen und müssen, schwach wie wir sind, sehen um zu glauben. Auch Conrad entbehrt tief in seinem für die Gegenwart unzünftigen Wahrheitsstreben. Doch mahnt er ab, daß wir bei unserem Lebensprincip uns zu weit nicht mit der Welt einlassen, denn, sagt er, um ein bloßes Formalisiren sei es uns überall nicht, also auch auf diesen Wegen nicht zu thun, die heutige Welt ist aber nur der Erkenntniß von Formeln fähig, und ohne daß unser Streben etwas gefruchtet hätte träfe uns ihr Ostracismus. Allein weil man von Charakters wegen gedrungen wird und am Ende auch berechtigt ist bei der Unvollendung der Dinge unmittelbar in das Getriebe der Welt einzugreifen, so darf man versuchen und sehen wie weit man kommt, und — ich bin deiner Ansicht, Heinrich.

Heinrich fragte nun mit warmem Antheil: Wie lebt Conrad, sprachst du ihn jüngst? Sein letzter Brief traf mich in Rom; seitdem hört' ich nichts von ihm.

Du kennst sein Geschick, das sich in nichts verbessert, erwiderte Adolph in herzlicher Bewegung. Seine Anlage für geistige, ideale Verhältnisse, deren er sich immerdar bewußt ist, hat nie ihre Befriedigung gehabt. Während er in seinen Ideen und Schriften die größtgeschichtlichen Lagen verfolgt und darstellt, lebt er in kleinen, drängenden Umständen, die ihm auch nie ein entsprechendes Material bieten können für sein Geistesleben und seine Bücher, wie oft er auch dies geringe Sein, darin alle Welt lebt und webt, poetisch zu reflectiren versucht in der guten Absicht, seinen weiteren Schriften auf solche Art Bahn zu brechen auf dem Büchermarkt und einer fast gänzlichen Isolirtheit zu entkommen. Conrad hat seine Stätte nicht, und doch — mit entschiedenem Wohlwollen für seine Umgebung findet er sich in die kleinbür-

gerlichen Verhältniſſe, und ſelbſt, wo er ironiſch über ſie hinaus muß, tritt ſeine Laune ſo mild und harmlos hervor, daß die Geſellſchaft kaum einmal die Nähe des eigenthümlichen und allerdings großen Geiſtes merkt, der durch Liebe oder Satyre von ihrem quälenden Druck frei zu werden trachtet. So lebt er in der kleinen Stadt mit freundlichen Verwandten, und in eben dieſem Städtchen ſind ſeine Schulgenoſſen, eine nicht geringe Anzahl angeſtellter Männer, alle dieſe gründlich ſchon in ein öd' geſetzliches und gemeines Daſein verſunken. Der Art iſt ſein nothgedrungener, äußerer Verkehr. Doch blieb er mit der Freundin ſeiner Jugend, deren Correſpondenz ihn freut und erfriſcht, in einem inneren Vernehmen. Ein blos dichteriſcher Bund vereinigt ihn der geiſtvollen Hedwig; des vollen Glücks entbehrt' er hier auch. Mit dem Hofe hat er einige Verbindung; der Zehrpfennig, der unſern ſtolzen Freund unabhängig ſtellt, kommt von ihm. Weitergreifend iſt ſein Succeß auch nach dieſer Seite nicht, und ſein Bezug zum großen Publikum hat je und je mit dem Hervortreten ſeiner merkwürdigen Eigenthümlichkeit faſt aufgehört: man verſteht ihn nicht, oder man will ihn nicht verſtehen. Doch trotz ſo vielen Mißgeſchickes bewahrt er in gewohnter Friſche Kraft und Glauben und mehrt mit unausgeſetztem Fleiße ſeine erſtaunlich vielen, durch und durch lebensvollen Schriften. Jetzt arbeitet er an einer genau motivirten Geſchichte meines Lebens, ich muß ihm das Stoffliche bis in's Detail mittheilen. Vorarbeiten werden es ſein. Er gedenkt mit dieſem Werk uns ſeiner Zeit zu erfreuen.

Wie groß, wie reich und mannigfaltig iſt dieſer Geiſt, verſetzte Heinrich lebhaft, welch eine Kenntniß des Menſchenherzens, welch ein erleuchtetes Eindringen in die Geheimniſſe des Chriſtenthums. — Peinigender Gedanke, daß ſolch ein warmer Menſch und vollbeſaiteter Geiſt ohne Widerklang, in Entbehrung leben muß. Doch auch dies und voraus dies ſoll ſich zum Guten ändern, laſſe uns nur erſt zu Athem unſerer Kraft, die Erfolge müſſen in aller Hinſicht die entſprechenden ſein. — Wie aber, unterbrach er ſich — ſonderbar iſt es doch, daß wir einander von unſerm Einzelgeſchick noch nichts geſagt.

Adolph entgegnete lächelnd: „Empor geht meines Herzens Streben," ſagt der vortreffliche Wolfram von Eſchenbach. Und dein Flug voraus, meines Heinrich Flug geht nach Höhen zu, die der Blick ſelbſt nicht gemeiner Sterblichen oft gar nicht erreicht. — Nun, erzählt' er, ſo wiſſe denn, daß der wichtige Geſandtſchaftspoſten, von welchem ich dir Bericht gethan, mir deferirt worden. Auf der Durchreiſe nach meinem Beſtimmungsort verweil' ich den heutigen Tag hier, der mir denn die große Freude dieſer Stunde gegeben.

Iſt deine Schweſter mit Dir, fragte Heinrich lebhaft, darf ich hoffen, ſie endlich zu ſehen?

Meine Schweſter blieb heim, verſetzte nachdenklich Adolph, theils um unſes Vaters willen, der in aller ſeiner Jovialität und Lebensfülle doch ſehr vereinſamt wäre ohne ſie; alsdann — auf den Wunſch der hingegangenen Mutter und vorzüglich des Vaters hat ſie einer Bewerbung ſich nicht ver-

ſagt. Der Verlobte iſt nicht bedeutend, doch ſonſt verläßlich. Es wird kein Bund des Genius ſein. Weil jedoch Virginie ſehr nach einer affectionirten Idealität hängt, möchte ſogar eine hergebrachte Gewöhnlichkeit fördernd ſein für ihr Erdenglück.

Heinrich war durch die Nachricht von Virginiens Verlobung mehr getroffen, als ſein freies und großes Weſen deſſen fähig ſchien. Er kannte Virginien perſönlich nicht, aber aus den Schilderungen Adolph's und Conrad's hatte er ein ideal tiefes Intereſſe für ſie gefaßt, das er empfindlich verletzt fühlte durch ihre Verlobung. Er erwiederte nichts. Adolph, ob abſichtlich, ob unwillkürlich, ſprach hiervon weiter nicht; er fragte nach Heinrich's jetziger Beziehung zu ſeiner Familie.

Heinrich ſagte: Du kennſt die Unentſchiedenheit dieſer herzlichen Verhältniſſe, die auf meine Strebungen und Ziele von hemmendem Einfluß ſein durften. An ſich ſchon werden dieſe nicht ſo günſtig ſich geſtalten wie die deinen, weil ich nicht eine Connivenz an die Umſtände zeigen kann wie du in deiner milderen Weiſe. Von dem zwar geiſtvollen, doch zu univerſellen Fürſten darf ich ein directes Eingehen auf meine Pläne kaum hoffen. Der Miniſter — daß ich meinen Vater bezeichnend ſo nenne — wird ſtrict wider mich ſein. Der ſtarke, entſchiedene, auch in ſeiner Art höchlichſt von mir verehrte Mann beherrſcht meine edle Mutter gänzlich; auch ſie wird nicht mit mir gehen. Alsdann werden andere Familienbezüge, die mich mehr quälen als freuen, zu überwinden ſein. Weder im Familien- noch öffentlichen Leben bin ich bei meiner Heimkehr auf etwas Förderndes, Glückliches gefaßt. Im äußerſten Falle aber werde ich, von den engenden, entſtellenden Umſtänden los, ganz auf mich geſtellt meinen Weg verfolgen. Mit Gottes Hülfe wird dies gelingen, und eins bleibt mir: Meiner Schweſter Herz. Bei ihr habe ich ein Verſtändniß, und wenn alles fehlſchlüge, ſie bleibt mir.

Nachſinnend entgegnete Adolph in einer ernſten Bewegung: Die drohenden Familienverhältniſſe erinnern an das ähnliche ſchon entſchiedene Geſchick unſers Leo, der im offenen Zerwürfniß mit ſeinem elterlichen Hauſe, und zwar aus ebenfalls ganz innern Gründen, die Heimath hat aufgeben müſſen. Du weißt, daß er in ſchroffer Art, doch auf das genialſte mit dem hohen Geiſt des Chriſtenthums verflochten iſt, und überall ſeine Perſon einſetzt für jene Realiſation der Idee, die weit hinausliegt über die Grenze unſerer Zeit. So ſcheiterte furchtbar ſein Verlöbniß, und ſeine Schriften, zumeiſt ſo vertical ausgehend, daß eigentlich nur Ekſtaſiſche ſie ganz würdigen können, ſtellten ihn einſam. Er zerfiel auf das feindſeligſte mit ſeiner Familie, und auch ihm blieb nur ein treues Schweſterchen.

Hier machte Adolph in jener forſchenden Laune, auch das rein Zufällige verſtehen zu wollen, die Bemerkung, daß Leo, Conrad, Heinrich, er ſelbſt — ein Jeder ſeinen innigſten Lebensbund mit ſeiner Schweſter habe: ob etwa dieſe zärteſt geiſtige Freundſchaft um deshalb ihr gutes Theil ſei, weil ein Verein ſolcher Art am meiſten der tief innern chriſtlichen Geſinnung entſpräche, die ſie alle theilten?

Doch überging er die feine Frage und fuhr in ſeiner harmoniſchen,

liebevollen Weiſe fort: Ich fürchte, daß Leo ſein elterliches Haus — deſſen reiche Herrſchaft ohnfern von hier liegt — wieder betreten wird aus Zug und Hang nach ſeiner Schweſter. Ich hätte ihm abmahnend begegnen mögen, doch meine Erkundigungen am hieſigen Orte blieben fruchtlos.

Warum befürchteſt du ſeine Rückkehr in's Vaterhaus, fragte Heinrich.

Im Allgemeinen ſchon, verſetzte Adolph, geht ſein Zerfall mit der Familie ſo tief, daß ſeiner dort nur die bitterſte Kränkung wartet; alsdann jedoch droht ein näherer Conflict, der nicht gut ausgehen kann. Man ſagt, daß Graf Oſten um Leo's Schweſter wirbt unter Begünſtigung ihres Vaters.

Graf Oſten, unſer Schulgenoß? fragte Heinrich.

Derſelbe, verſetzte Adolph. Ein Weltling durch und durch, unfähig der Freiheit, Lieb und Freundſchaft, doch ein Menſch von Verſtand und Sinnen, reich, talentvoll, ſogar ſchön, hochgeſtellt im Staat, aufgeklärt bis zum Nichtigen — doch du kennſt ihn. Er wirbt um Cäcilie. Leo nun, an ſich ſchon von einem durch Conrad vergebens bekämpften Eifer erfüllt, perſönlicher, unmittelbarer als wir ſelbſt in die beſonderen Geſchicke der Menſchen auf ſeine Weiſe einzugreifen, wird in dieſem Einzelfall am wenigſten zurückbleiben: er wird, ja er kann die Schweſter nicht an dieſen Geſellen hingeben wollen. Wenn das Gerücht dieſer Bewerbung ſich beſtätigt, muß ſein Beſuch des Elternhauſes verhängnißvoll werden. Unheil überall droht auf den Wegen dieſes von uns allen ernſteſten, hoch und zu frei ſtrebenden Jünglings.

Du hätteſt verſuchen mögen, ihn zurückzuhalten, fragte Heinrich.

Vielleicht, daß meine Begegnung vermittelnd, mildernd auf ihn eingewirkt, ſagte Adolph, ich weiß nicht, ich hätte ihn ſprechen mögen. Sein Charakter, faſt Geiſt, hell, ſcharf wie ein geſchliffen Schwert, er iſt ganz ein Chriſt, ein freier, königlicher Menſch — ich verehr' ihn, ja ich lieb' ihn; daß er uns bewahrt bliebe.

In herzlicher Sorge, Adolph, auf ein Gerücht hin befürchteſt du das Schlimmſte, ſprach Heinrich, du fliegſt den Ereigniſſen voran; wer weiß, was wird. Und doch, ich wollte, wir begegneten ihm.

Indem warf Adolph den Arm auf und wies die Allee hinab nach der Landſtraße zu, die fern an dem Park hinlief: Er ſelbſt — Leo! ſagt' er.

Heinrich eilte im Fluge den Laubgang hinab, doch — ſei es, daß Leo wieder in den Wald eingebogen oder in der ihm wohlbekannten Gegend einen kürzeren Landweg zum Schloſſe ſeiner Väter genommen — er war nicht zu erblicken, nicht zu errufen. Adolph hatte den Freund erreicht, und beſchrieb die Erſcheinung Leo's in ergreifender Art: unſcheinbar, ja dürftig gekleidet wäre er wie auf einer Fußreiſe raſch hingeſchritten, ſein Weſen erſchien ſtolz und ſcheu, doch wie mit hoher Abſicht hell und frei, er habe nicht um ſich geblickt, ſondern wäre raſch, wie heftig, vor ſich hingegangen.

Die Freunde beriethen wohl in Sorge und Pein, ob ſie ihm auf der Herrſchaft des Grafen Eichen nachfragen ſollten, doch ſahen ſie einen Erfolg hiervon nicht. Ihre Einmiſchung würde ſelbſt für Leo peinlich geweſen ſein, vielmehr konnte die gräfliche Familie dieſe Indiscretion nicht erwarten.

Es ſei, entſchied ſich Heinrich. Auch iſt es wohl nur die Befangenheit

des Augenblicks, die unſere Theilnahme ſo ſeltſam ſpannt. Gerüchte entſcheiden nichts, und — hinweg doch mit dem Ahnungsgetriebe von Weiberherzen. Leo iſt in des Wortes Sinn Mann, und wird ſein Schickſal, ſo oder ſo, zu nehmen und zu beherrſchen wiſſen. Sofort nach meiner Heimkehr, zu welcher mich alles dringt, ſchreib ich ihm — hier iſt Weiteres nicht zu ſchaffen.

Die Bergwerks-Exploſionen in England.

Reich wie er an mineraliſchen Schätzen iſt, ebenſo unſelig reich iſt der Norden Englands an ſchrecklichen Kataſtrophen, die ſchon Hunderte der Schätzeſucher hingerafft haben. Im Gedächtniſſe der Einheimiſchen aber lebt kein Unglückstag von ſolcher Furchtbarkeit, wie derjenige, welcher dem Weiler Hoyle Mill plötzlich nur noch eine Einwohnerſchaft von Wittwen und Waiſen ließ. Hoyle Mill liegt unweit Barnsley in der Grafſchaft York, bis vor Kurzem ein Dorf von Bergleuten. Die Männer des Ortes und die heranwachſenden Knaben arbeiteten faſt ohne Ausnahme in einer benachbarten Kohlengrube, der Oaks Colliery. Es war um die Mittagsſtunde des 12ten December, als die über der Erde Weilenden plötzlich durch einen ungeheuren Knall erſchreckt wurden, dem eine Erſchütterung gleich einem Erdbeben folgte. Die ſich zufällig in der Nähe des Bergwerkes befanden, ſahen aus einem der Schachte eine dichte Rauchſäule emporſteigen; der Urſprung, die Oertlichkeit der Exploſion war zu klar. Binnen wenigen Minuten umſtand eine große Menſchenmenge, meiſt Weiber und Kinder, den Rand des Schachtes, zitternd, wehklagend und viele faſt von Sinnen vor Angſt für das Geſchick ihrer Gatten, Väter und Kinder, die ſie unten wußten. Faſt 400 waren am Morgen hinabgefahren. Hilfe und vor Allem Ingenieure wurden zur Stelle berufen, um Rettungsverſuche zu machen. Durch einen andern Schacht mußte man ſuchen, ſich der unterirdiſchen Unglücksſcene zu nahen; denn in dem Hauptſchachte hatte das ſchlagende Wetter das Kurbelſeil zerſtört und zudem wälzten ſich noch immer Rauchwolken aus der Tiefe empor. Die Leute, welche die erſten Todten ans Tageslicht brachten, berichteten, daß es nicht möglich ſein werde, bis zu der großen Mehrzahl der Verunglückten zu gelangen, ehe nicht die Circulation der Luft wiederhergeſtellt ſei. Am folgenden Morgen waren von den Arbeitern, die ſich freiwillig erboten hatten, etwa 80 Leichen aufgefunden worden; gegen 9 Uhr aber ertönte das Signal zum Aufwinden und die mit dem Korbe an die Oberfläche Steigenden erklärten, daß ein neues ſchlagendes Wetter ſich drunten anſammle. Ein mahnendes Vorzeichen hatten ſie ſchon in der Empfindung gehabt, als ob die

Luft von ihnen weggeſaugt würde. Die zur Ablöſung bereitſtehende Mannſchaft warf den Zurückgekommenen Feigheit vor und wollte eben der Warnung zum Trotz hinabfahren, als zwei kurz aufeinander folgende Exploſionen Luft und Erde erſchütterten und Rauch- und Schuttwolken den Schacht hinauf ſandten. Alle Hoffnung, noch einen Menſchen lebend aus der Grube zu retten, war nun verſchwunden; denn es war kein Zweifel mehr, ein Theil der Kohlenlager ſtand in Brand. Die Furchtbarkeit des Unglücks, welche kaum noch einer Erhöhung fähig ſchien, war in troſtloſeſter Weiſe geſteigert worden. Nicht nur daß man die 360 Bergleute, welche die Opfer der erſten Kataſtrophe geworden waren, völlig verloren geben mußte; auch die zur Rettung hinabgeſtiegenen muthigen Freiwilligen, 28 an der Zahl, waren dem gleichen Looſe verfallen. Dennoch erbot ſich ein beherzter Arbeiter, Namens Dawſon, noch einmal einzufahren, um ſich zu überzeugen, ob jeglicher weitere Verſuch unmöglich oder zwecklos ſei; eine dritte und vierte Exploſion aber verſchloß auch ihm den Weg. Daß eine Feuersbrunſt in der Tiefe wüthete, bewies eine Flammengarbe, welche gegen Abend aus einem der Schachte emporſchoß. Die umſtehende Menge, trotz der dunkeln Nacht noch zahlreich um die Grube verſammelt, während ein Theil um Wachtfeuer gelagert war, wich ſcheu zurück; Löſchmannſchaften wurden herbeigerufen, kamen aber erſt, als das Feuer ſich legte.

Von dem Grunde des Schachtes glaubte einer der Leute einen ſchwachen Ruf zu hören, eine Wahrnehmung, welche eine kaum zu beſchreibende Aufregung hervorrief. Ein Hoffnungsſchimmer ſchien den untröſtlich Trauernden wieder zu erſtrahlen. Man ließ eine Flaſche Branntwein an einem Tau hinab und fühlte, daß Jemand ſie unten annahm. Ein Bote ward abgeſchickt, die Ingenieure herbeizuholen; doch langten dieſe erſt gegen 5 Uhr an Ort und Stelle an. An der Mündung des Schachtes brachte man ein Zugwerk an und zwei tapfere Ingenieure — ihre Namen verdienen bekannt zu werden: Mammatt und Embleton — die ſich freiwillig zu dem gefährlichen Wagniſſe meldeten, ließen ſich hinabwinden. Nur ſehr behutſam, mit vielfachen Unterbrechungen und unter wiederholten Zeichen mit der Klingel, konnten ſie ihren Weg fortſetzen. Unten angelangt, hörten ſie die Stimme deutlich, ſie kam von einem der Freiwilligen, Samuel Brown, welcher Tags zuvor nach dem erſten ſchlagenden Wetter hinabgefahren war. Er ward ſofort in den Korb geſetzt und an die Oberfläche gezogen. Lange Zeit, ſo erzählte Brown, habe er bewußtlos am Boden gelegen, hingeſchleudert von der Erſchütterung, welche die zweite Exploſion begleitete. Endlich ſich aufraffend, habe er eine Wanderung durch die Stollen angetreten und ſei über Leichen hinſtolpernd bis in die Nähe des Schachtes vorgedrungen. Daß noch ein lebendes Weſen in der Grube ſei, glaubte er nicht, denn weder Stimmen noch Geſeufze noch irgend ein anderes Anzeichen hatte er, nachdem ſein Bewußtſein zurückgekehrt, vernehmen können. Derſelben Anſicht waren auch die Ingenieure und der Regierungs-Inſpector, welche den nächſten Verſuch hinabzuſteigen, nicht vor Ablauf dreier Tage geſtatten wollten. Die Menge aber, durch die eine nie geahnte Rettung in eine aufgeregte Stimmung ver-

ſetzt, wollte den Glauben nicht aufgeben, daß noch einige der Unglücklichen in der Tiefe leben könnten, und ſtemmte ſich dagegen, daß der Schacht geſchloſſen würde. Vergebens; denn an den folgenden Tagen wiederholten ſich die Exploſionen, welche Rauch- und Aſchenwolken den Kuppelſchacht hinauf ſchleuderten. Das Bergwerk verwandelte ſich in einen Vulkan, und am Freitag ſchoß ſogar eine Waſſerſäule aus dem Schacht Nr. 2 empor. Wahrſcheinlich übte der Luftdruck, welcher durch die Störung der Communication mit dem erſten Schachte entſtand, eine hydrauliſche Kraft auf den Waſſerlöſungsſtollen des zweiten Schachtes aus. Es blieb kein Ausweg zur Erſtickung der unterirdiſchen Feuersbrunſt übrig, als die Grube zuzuſchütten und hiermit iſt man nun beſchäftigt; eine Arbeit, die durch neue Exploſionen häufig unterbrochen wird. Die Ingenieure beabſichtigen das Bergwerk ganz unter Waſſer zu ſetzen. und ſchlagen zu dieſem Zwecke die Ableitung einer hinreichenden Waſſermaſſe aus dem benachbarten Dearne-Dove-Kanal in einen der Schachte vor. Ob die Unterſuchungen über die Urſache des Unglücks ein poſitives Reſultat ergeben werden, iſt noch ſehr fraglich, da von den unmittelbaren Augenzeugen vielleicht kein einziger dem Tode entgangen iſt. Unter den vielfachen Hypotheſenfindet die eine Vermuthung den meiſten Anklang, daß eine der Gasleitungen in dem Bergwerke einen Sprung erlitten und einen entzündbaren Luftſtrom in die Nähe einer nicht vorſichtig geſchloſſenen Lampe geführt habe. In den Minen wird zwar nur mit Sicherheitslampen gearbeitet, der Maſchinenraum aber und die größeren Verbindungswege ſind mit natürlichem Gas erleuchtet. Aus einigen unterirdiſchen Spalten hervordringend, wird daſſelbe an Ort und Stelle in kleineren Behältern aufgefangen und durch Röhren in den Gaſometer hinaufgeleitet. Andererſeits ſchiebt man die Entzündung der in den Stollen angeſammelten Gaſe auf den unvorſichtigen Gebrauch des Sprengpulvers.

Das Eine iſt leider nur zu klar: der Verluſt an Menſchenleben iſt ein ſo großer, daß alle andern Unglücke gleicher Art weit hinter dieſem zurückbleiben. In derſelben Kohlengrube forderte im Jahre 1847 eine ähnliche Kataſtrophe 73 Opfer; bei Lundhill verunglückten vor neun Jahren 189 und in dem Bergwerke Edmond's Main vor vier Jahren 59 Arbeiter. Einem authentiſchen Berichte zufolge fuhren am Mittwoch Morgen 330 Bergleute in die Grube ein; und als am Donnerstag die zweite Exploſion erfolgte, waren 28 Männer drunten mit Rettungsverſuchen beſchäftigt. Von dieſen 358 ſind 86 an's Tageslicht gefördert worden, doch alle als Leichen mit Ausnahme von 18, von welchen 6 ihren Brandwunden oder Quetſchungen erlegen ſind und 12 ſich in lebensgefährlichem Zuſtande befinden. Bis jetzt zählt man alſo 346 Todte.

In Hoyle Mill iſt faſt die ganze männliche Bevölkerung weggerafft; es werden ſchon allein 100 Wittwen und 330 Waiſen als die Hinterbliebenen von Mitgliedern des Vereins der Grubenarbeiter aufgezählt. Eine Mutter beklagt fünf Söhne, ein anderes Weib ihren Gatten und drei Söhne. Herzzerreißend war der Jammer bei der Leichenunterſuchung, herzzerreißend die Antworten, welche auf die Fragen der Beamten gegeben wurden. Ein armes

Weib, nun eine kinderloſe Wittwe, erzählte mit rührender Einfachheit, wie vor drei Jahren ein obdachlos umherirrender Knabe zu ihrer Hütte gekommen ſei, der keinem Menſchen angehört habe, wie ſie ihn aufgenommen und wie er ſie Mutter genannt, und was für ein großer Gelehrter er geweſen; denn er konnte leſen und ſchreiben. (Wenige von den bei der Todtenſchau vernommenen Zeugen beſaßen dieſe Fertigkeiten.) Und nun hatte der eine Feuerſtrom ihr den Gatten, den eigenen Sohn und den liebgewordenen Schützling entriſſen.

Das ſchlagende Wetter, welches zu Anfang der Woche vorher in einem Kohlenbergwerke bei Little Hulton in Lancaſhire den Tod von fünf Arbeitern verurſachte (die erſt einige Tage ſpäter an ihren Verletzungen ſtarben), verſchwindet in ſeinen Wirkungen ganz neben der Kataſtrophe von Hoyle Mill; ja, ſelbſt das andere Schreckensereigniß in der Kohlengrube bei Talk-o'-the-Hill (unweit Hanley in Nord-Staffordſhire), dem doch 91 Menſchen zum Opfer fielen, verliert vieles von ſeiner Gräßlichkeit. Erſt vor einem Jahre hatte man hier angefangen zu graben. Vor mehreren Wochen waren die Bergleute auf das ſogenannte Banbury-Lager gekommen, eine wegen ihres Reichthums an Gaſen bekannte Kohle, deren Gewinnung ſtets mit großer Gefahr verknüpft iſt. Bis Donnerſtag den 13. v. M. waren die von den Ingenieuren angeordneten außerordentlichen Vorſichtsmaßregeln von Erfolg begleitet geweſen; an dieſem Tage aber, als gegen 150 Menſchen in den etwa 800 Schritt weit von dem Hauptſchachte nach allen Richtungen ausſtrahlenden Stollen ihrer Beſchäftigung nachgingen, erſcholl um Mittag aus dem Bergwerke ein Knall wie ein dumpfer Kanonenſchuß, der die Umgegend erzittern machte, und bald darauf ſchlugen lichte Flammen aus dem Schacht heraus, welche die Straßen und die Dächer der nahen Hütten mit einem Regen von Schutt und Ruß überſchütteten. Eine ähnliche Scene trat nun ein wie in Hoyle Mill: neben der Wehklage aber auch die ſofortige practiſche Hülfe. Aus den nahe gelegenen Bergwerken eilten Arbeiter herzu und über 50 Menſchen wurden aus der gefährlichen Tiefe gerettet. Wegen der erſtickenden Atmoſphäre konnte nur langſam und unter oftmaliger raſcher Ablöſung in den Stollen vorgegangen werden; dennoch waren Freiwillige genug zur Stelle. Am folgenden Tage ſtieg das Waſſer in dem Bergwerke ſo hoch, daß man die Forſchungen einſtellen mußte. Der Umgekommenen zählte man 91; auch fanden ſich 14 todte Pferde in der Grube. Anders als in den Oaksminen war hier auf die erſte Exploſion keine weitere gefolgt. Ueber die Urſache der Entzündung theilten ſich die Vermuthungen. Eine beunruhigende Entdeckung gab dem Verdachte, daß eine grobe, ſchuldvolle Fahrläſſigkeit anzunehmen ſei, eine Stütze: es fanden ſich nämlich bei vielen Leichnamen Nachſchlüſſel zu den Sicherheitslampen, welche regelmäßig vor dem Einfahren von einem Aufſeher verſchloſſen werden. Seitdem aber iſt eine andere Erklärung näher gerückt. In einem der Stollen iſt man auf die Leiche eines Hufſchmiedes geſtoßen, der mit zerſchmettertem Kopfe dalag, neben ihm eine unbeſchützte Lampe. Der Schmied war am Morgen des Unglückstages hinabgeſtiegen, um die unten arbeitenden Pferde zu beſchlagen; Neugier lockte ihn

wahrſcheinlich über den ihm angewieſenen Raum hinaus, die in den Gängen angeſammelten Gaſe entzündeten ſich an der nackten Flamme ſeiner Lampe und die unheilvolle Exploſion erfolgte.

Obwohl noch in der allerjüngſten Zeit die Verheerungen des Orkans auf den Bahamas-Inſeln und die Feuersbrunſt in Quebec (nach welcher Stadt 30,000 L. abgingen) die Mildherzigkeit ſehr in Anſpruch genommen hatten, ſo wurden doch allerwärts im Lande und unverzüglich Sammlungen zur Unterſtützung der ihrer Ernährer beraubten Familien mit rühmlichem Erfolge in Gang gebracht. Der frühere Hochſheriff von Nord-Staffordſhire, Herr Smith Childe, eröffnete in Hanley eine Liſte mit 500 L., desgleichen Earl Fitzwilliam in Barnsley; die Königin ſteuerte 100 L. zu dem einen, 200 L. zu dem andern Fonds bei und Zeichnungen von 200, 100, 50 L. waren bald zahlreich vertreten. Binnen einer Woche nach den beiden verhängnißvollen Tagen waren allein im Londoner Manſion Houſe ſchon 5800 L. für Hoyle Mill und von dem Lokal-Comitee in Hanley 4500 L. für Talk-o'-the-Hill gezeichnet. Reſultate, wie ſie von dem engliſchen Wohlthätigkeitsſinne, der ſich bei großen Unglücksſchlägen ſo oft und ſo glänzend bewährt hat, nicht anders zu erwarten waren.

Auch die Deutſchen in England haben eine Collecte für die Hinterbliebenen der Verunglückten veranſtaltet. Beſonders war der Moment der Chriſtbeſcheerung für die Sammlung beſtimmt.

Ferdinand Freiligrath hat hierauf folgendes Lied gemacht:

Wir ſitzen gedrängt
Um den trauten Kamin;
Es knattern die Brände,
Die Kohlen glüh'n.

Mit der Feſtzeit Laub
Iſt das Haus bekränzt;
Die Tanne duftet,
Die Stechpalm' glänzt.

Und vom Balkenknauf,
Weißbeerig ſie,
Lauſcht die Miſtel nieder,
Die Schelmin, die!

Und das Bier, es ſchäumt
Im zinnernen Krug;
Wir leeren ihn fröhlich
Auf Einen Zug!

Und verſchränken die Hand,
Und vergeſſen das Leid,
Sind glücklich, ſind Brüder,—
's iſt Weihnachtszeit!

Nun die Schaufel her!
Häuft die Gluth im Kamin!
Laßt knattern die Brände,
Die Kohlen ſprüh'n!

Die Kohlen, — O Grau'n!
Mit jähem Schritt
In die leuchtende Weihnacht
Ein Schatten tritt!

Ein Schatten ſchwarz
Und rieſengroß:
Die Kunde vom Brand
In der Mine Schooß!

Das die Kohle bricht,
Die zum Feſte uns glüht,
Die auf Luſt und Jubel
Ihr Licht verſprüht:

Das ſie mühvoll bricht
In Stollen und Schacht, —
Das Heer der Arbeit
Verlor eine Schlacht!

Tagein, tagaus
Der alte Kampf
Mit der alten Urkraft,
Mit Gluth und Dampf!

Sie fuhren hinab
Geſund und roth, —
Sie wurden geſchlagen,
Sie liegen todt!

Hundert und Hunderte
Todt, todt, todt!
Durch das Schwarze Land
Gellt der Schrei der Noth!

Und die Wittwe weint,
Und die Waiſe klagt,
Und über dem Sohne
Die Mutter zagt!

Und die Braut ſtarrt ſtumm;
Ein Erſchlag'ner iſt,
Der unter der Miſtel
Sie einſt geküßt!

Heuer kein Jul
Für das Schwarze Land!
Sein Weihnachtsfeuer
Iſt Minenbrand!

O du tapfre Schaar,
Die das Feſt uns erhellt,
Wie hat uns dein Sterben
Das Feſt vergällt!

Es trauert die Stadt,
Es trauert das Land, —
Wir trauern, die Deutſchen
Auf Brittenſtrand!

Wir ſchüren die Kohlen,
Wir öffnen die Hand
Für die Wittwen, die Waiſen,
Im Schwarzen Land!

Zur Geſchichte des Communismus.

Utopia.

Erſtes Kapitel.

II.

Das Geſpräch wird auf den Pauperismus in England gebracht. Raphael erzählt, er ſei eines Tages bei dem Erzbiſchof von Canterbury zu Tiſch geladen geweſen. Der Zufall, fährt er fort, ließ mich dort auf einen Laien treffen, der in dem Rufe eines großen Rechtskundigen ſtand. Dieſer Menſch überhäufte, ich weiß nicht zu welchem Zweck, die ſtrenge Juſtiz gegen die Diebe mit Lobpreiſungen. Mit großem Wohlbehagen erzählte er, wie man ſie hier und dort zu Zwanzigen an einem und dem nämlichen Galgen aufknüpfte. „Und dennoch, fügte er hinzu, welcher Uebelſtand! von all' dieſen Spitzbuben entgehen kaum zwei und drei dem Strick, und England liefert deren von allen Seiten neue."

Mit jener Ungezwungenheit der Rede, die ich dem Cardinal gegenüber beobachtete, ſagte ich darauf: „Darin liegt nichts, worüber Sie ſich wundern dürften. In dieſer Beziehung iſt der Tod eine eben ſo ungerechte als unnütze Strafe. Um den Diebſtahl zu beſtrafen, iſt ſie zu grauſam, und um ihn zu verhindern, zu ſchwach. Der einfache Diebſtahl verdient den Galgen nicht, und die ſchrecklichſte Buße wird Denjenigen nicht vom Stehlen zurückſchrecken, dem nur dies eine Mittel übrig bleibt, um nicht Hungers zu ſterben. Hierin gleicht die Juſtiz Englands und mancher anderen Länder einem ſchlechten Lehrer, der ſeine Schüler lieber ſchlägt, als unterrichtet. Man unterzieht die Diebe den ſchrecklichſten Martern. Wäre es nicht beſſer, allen Gliedern der Geſellſchaft die Exiſtenz zu ſichern, damit Niemand ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſähe, zuerſt zu ſtehlen und dann vom Leben zum Tode gebracht zu werden?"

„Dafür iſt von der Geſellſchaft geſorgt! erwiderte mein Rechtskundiger:

die Industrie, der Ackerbau bieten dem Volke eine Menge von Existenzmitteln; aber es giebt Geschöpfe, die das Verbrechen der Arbeit vorziehen." —

Der Leser wird bemerkt haben, daß in dem Bruchstück, welches wir eben excerpirt haben, bereits sämmtliche Schlagworte der national-ökonomischen Sekten des heutigen Tages vorkommen: einerseits das Recht auf Arbeit, die Garantie der Existenz und der Bildung durch die Gesellschaft; andererseits die Volkswirthschaft, die sich am besten mache, wenn man die Industrie und die Agricultur den Gesetzen ihrer eigenen Bewegung überlasse.

Und die Schrift des Morus, welche diese Schlagworte enthält, ist im Jahre 1516 veröffentlicht! Die Sekten unserer Zeit haben nichts hinzugethan, außer dem Ausputz durch die Phrase und durch die Statistik.

Auch vom Militarismus hat Raphael bei dem Erzbischofe gesprochen. „Eine noch weit gefährlichere Pest" — hat er geäußert — „nagt an dem inneren Leben Frankreichs. Jeder Fußbreit Landes ist dort mit Truppen wie besäet, die vom Staat in Regimenter vertheilt und besoldet werden. Und dies geschieht in Friedenszeiten — wenn man anders Pausen, in welchen der Krieg kaum mehr als Athem schöpft, so nennen darf. Dies traurige System rechtfertigt man mit dem nämlichen Grunde, nach welchem es Ihnen nothwendig scheint, Myriaden unthätiger Diener zu unterhalten. Gewisse furchtsame und finstere Politiker sind der Ansicht gewesen, als erfordere die Sicherheit des Staats eine zahlreiche, starke, beständig unter den Waffen stehende und aus Veteranen zusammengesetzte Armee. Neulingen wagen sie sich nicht anzuvertrauen. Man sollte fast meinen, daß sie den Krieg nur deshalb erregten, um dem Soldaten das Exercitium beizubringen und, wie Sallust sagt, um durch diese große Menschenschlächterei zu verhindern, daß sein Herz und seine Hand nicht einschlafen. Frankreich lernt auf seine Unkosten die Gefahr kennen, diese Art fleischfressender Thiere zu ernähren. Gleichwohl dürfte es seine Augen nur auf die Römer, die Carthaginenser und eine Menge anderer Völker des Alterhums werfen. Was ist ihnen aus diesen ungeheuren und immer schlagfertigen Armeen erwachsen? die Verwüstung ihrer Länder, die Zerstörung ihrer Städte, der Untergang ihres Reichs. Ja, wenn es den Franzosen noch genützt hätte, ihre Soldaten gleichsam schon als Säuglinge einzuexerciren! Aber Frankreichs Veteranen haben mit den Neugeworbenen Englands zu thun gehabt, und ich weiß nicht, ob sie sich rühmen können, häufig die Oberhand behalten zu haben. Ich will über dieses Capitel schweigen; es möchte den Anschein haben, als suchte ich Denjenigen, die mir zuhören, zu schmeicheln." —

Es ist, als hörten wir einen Fortschritts-Abgeordneten sprechen. Morus aber hat es im Jahr 1516 publicirt.

Auch als Prophet documentirt sich Raphael. Er sagt die Viehseuchen, die England verheeren, voraus. „In den unzähligen Schafheerden, sagt er, liegt in England eine Quelle des Pauperismus. Diese überall anderswo so sanften und genügsamen Thiere sind bei Ihnen so gefräßig und grausam, daß sie sich selbst an den Menschen vergreifen und sie von den Feldern, aus den Häusern und Dörfern verjagen. In der That, nach allen Punkten des

Königreichs, wo man die feinſte und koſtbarſte Wolle einſammelt, ſieht man die Vornehmen, die Reichen und ſogar ſehr ehrwürdige Abbé's hinzueilen, um ſich das Terrain ſtreitig zu machen. Ihre Renten, ihre Privilegien, die Revenüen ihrer Länder genügen dieſen armen Leuten nicht; ſie ſind nicht zufrieden damit, in Unthätigkeit und Vergnügungen zu leben, der Oeffentlichkeit zur Laſt und dem Staate ohne Nutzen. In Umkreiſen von vielen Meilen entfremden ſie den Boden der Cultur, ſie verwandeln ihn in Weiden, ſie reißen Häuſer und Dörfer nieder und verſchonen nur die Kirchen — um Stallungen für ihre Hammel zu erhalten. Die bewohnteſten und am beſten cultivirten Stellen ſchaffen ſie in Einöden um. Ohne Zweifel fürchten ſie, daß es zu viele Gärten und Holzungen geben und daß es den wilden Thieren an Boden fehlen möchte. So umzieht ein habſüchtiger Nimmerſatt mehre Tauſend Morgen Landes mit einer einzigen Ringmauer; rechtſchaffene Landleute werden aus ihren Häuſern verjagt, die Einen durch Betrug, die Anderen durch Gewalt, die Glücklichſten durch eine Kettenreihe von Bedrückungen und Plackereien, wodurch ſie gezwungen werden, ihre Beſitzthümer zu verkaufen. Und dann wandern dieſe Familien, die weniger reich als zahlreich ſind (denn der Ackerbau verlangt viele Hände), über die Felder davon, Männer und Frauen, Wittwen und Waiſen, Väter und Mütter mit kleinen Kindern. Weinend fliehen die Unglücklichen das Dach, unter welchem ſie geboren wurden, den Boden, der ſie ernährte, und wiſſen nicht, wo ſie eine Zufluchtsſtätte ſuchen ſollen. Um einen niedrigen Preis veräußern ſie dann Dasjenige, was ſie von ihren Effecten haben mitnehmen können — Gegenſtände, die ſchon an und für ſich nur einen geringen Werth haben. Iſt dieſe ſchwache Quelle erſchöpft, was bleibt ihnen übrig? Der Diebſtahl und ſpäter ein regelrechtes Gehängtwerden. Vielleicht ziehen ſie es vor, ihr Elend als Bettler fortzuſchleppen. Aber dann zögert man nicht, ſie als Vagabonden und Menſchen ohne Heimath in's Gefängniß zu werfen. Und worin beſteht gleichwohl ihr Verbrechen? Es beſteht in nichts Anderem, als daß ſie Niemand finden können, der ihnen Arbeit gäbe, obgleich ſie nur dieſe auf das Eifrigſte ſuchen. Wer wird ſie auch beſchäftigen können? Sie verſtehen nur das Feld zu bebauen; es giebt alſo da, wo weder an Saat noch Ernte mehr zu denken iſt, für ſie nichts zu thun. Ein einziger Schaf- oder Kuhhirt genügt jetzt, um Ländereien abweiden zu laſſen, deren Beſtellung früher mehrere Hundert Arme erheiſchte. Eine andere Folge dieſes verderblichen Syſtems iſt der in mehren Gegenden ſehr hohe Preis der Lebensmittel.

„Aber das iſt nicht Alles. Seit der Vervielfältigung der Weiden hat eine peſtartige Viehſeuche eine unermeßliche Anzahl von Schafen getödtet. Es ſcheint faſt, als hätte der Himmel die unerſättliche Habſucht Ihrer Zuſammenraffer durch dieſe ſchreckliche Sterblichkeit beſtrafen wollen, die er gerechter gegen ihre eigenen Köpfe gekehrt hätte. Der Preis der Wolle iſt demgemäß ſo hoch geſtiegen, daß die unbemittelten Tucharbeiter gegenwärtig keine mehr kaufen können. Und da haben Sie abermals eine Maſſe von arbeitsloſen Leuten. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Zahl der Schafe täglich in außerordentlichem Verhältniſſe wächſt; der Preis derſelben iſt aber

nichtsdeſtoweniger deshalb um Nichts geſunken, weil der Wollhandel, wenngleich er kein geſetzliches Monopol iſt, ſich in der That ausſchließlich in den Händen einiger reichen Sammler befindet, die nichts zum Verkaufe drängt und die daher nur mit den größten Vortheilen verkaufen. Die übrigen Thiergattungen ſind aus demſelben und einem noch gewichtigeren Grunde verhältnißmäßig ebenfalls im Preiſe geſtiegen. Denn die Vermehrung dieſer Thiere iſt ſeit der Verminderung der Meierhöfe und dem Ruin des Ackerbaues durchaus vernachläſſigt. Für das große Vieh ſorgen Ihre Vornehmen nicht in gleichem Maße, wie für ihre Schafe. In entlegenen Orten kaufen ſie magere Stücke faſt für Nichts, und nachdem ſie dieſelben in ihren Wieſen gemäſtet, verkaufen ſie ſolche zu übermäßigen Preiſen. Ich fürchte, daß England alle Folgen dieſer beklagenswerthen Mißbräuche noch nicht empfunden hat. Bis jetzt haben jene Viehmäſter nur an den Orten, wo ſie verkaufen, Theurung verurſacht; dadurch aber, daß ſie das Vieh von dort, wo ſie es aufkaufen, wegführen, ohne ihm Zeit zu geben, ſich zu vervielfältigen, wird die Zahl deſſelben allmälig abnehmen, und das Land muß endlich dem bitterſten Mangel anheimfallen." —

Nachdem Raphael dem Morus dieſe Aeußerungen, die er an der Tafel des Erzbiſchofes gethan haben will, erzählt hat, leitet Morus die Unterhaltung wieder auf die Frage, warum Raphael ſich weigere, als Staatsmann eine Rolle zu ſpielen. Die Antwort, die der Gefragte ertheilt, iſt ſo modern, enthält ſchon ſo ſehr alle Schlagworte, mit denen ſich die heutigen Politiker großthun, daß wir ſie zum Belege ganz hierher ſetzen. Nur muß der Leſer immer im Gedächtniß behalten, daß die redenden Perſonen im Beginn des ſechszehnten Jahrhunderts leben.

„Angenommen," erwidert Raphael, „ich wäre Miniſter eines Königs. Ich ſchlage ihm die heilſamſten Geſetze vor; ich ſuche nach Kräften ſeinem Herzen und ſeinem Reiche alle Wurzeln des Uebels zu entreißen. Glauben Sie, daß er mich nicht von ſeinem Hofe verweiſen oder dem Geſpötte der Höflinge bloßſtellen wird.

Angenommen z. B., ich wäre Miniſter des Königs von Frankreich. Ich ſitze im Conſeil und der Monarch ſelbſt präſidirt im Innern ſeines Palaſtes den Berathungen der geſcheidteſten Politiker des Königreichs. Dieſe hohen und vielgeltenden Herren zerbrechen ſich die Köpfe, um zu finden, mittelſt welcher Intriguen und Kniffe der König, ihr Gebieter, ſich Mailand erhalten, das immer auf's Neue abfallende Königreich Neapel wieder gewinnen, wie er ferner die Republik Venedig vernichten und das ganze Italien ſich unterwerfen, wie er endlich Flandern, Brabant, ganz Burgund und die übrigen Nationen, die ſein Ehrgeiz ſchon ſeit lange erobert und an ſich geriſſen, ſeiner Krone einverleiben könne.

Der Eine ſchlägt vor, mit den Venetianern ein Bündniß einzugehen, das ſo lange Geltung haben möge, als ein Bruch deſſelben ohne Nutzen ſei. „Um ihr Mißtrauen deſto gewiſſer zu beſeitigen," fügt er hinzu, „könnten wir ihnen die Anfangsworte des Räthſels mittheilen; ja, laſſen wir ihnen

ſogar einen Antheil an der Beute — nach der vollſtändigen Ausführung des Projects werden wir dieſelbe mit leichter Mühe zurücknehmen."

Ein Anderer räth, ſich mit den Deutſchen zu verbinden; ein Dritter, mit Geld die Schweizer zu kirren. Dieſer hält dafür, daß man ſich den kaiſerlichen Gott geneigt machen und ihm Gold zum Sühnopfer darbringen müſſe; Jener hält es für bequem, ſich mit dem Könige von Arragonien zu vergleichen und ihm gleichſam als Unterpfand des Friedens das Königreich Navarra abzutreten, das ihm nicht gehört. Ein Anderer will den Prinzen von Caſtilien mit der Hoffnung auf eine Allianz anlocken und am Hofe deſſelben, durch Auszahlung ſchwerer Penſionen an einige einflußreiche Staatsmänner, geheime Einverſtändniſſe unterhalten.

Später gelangt man an jene ſchwierige Frage, zu welcher Niemand die Antwort weiß und die mehr als jede andere einen politiſchen „gordiſchen Knoten" bildet. Dieſe Frage betrifft England. Um ſich vor allen nicht vorherzuſehenden Fällen ſicher zu ſtellen, trifft man folgende Verfügungen:

„Es ſoll mit dieſer Macht wegen der Friedensbedingungen unterhandelt und das Band einer beſtändig ſchwankenden Vereinigung ſtraffer gezogen werden; man ſoll ſie öffentlich die beſte Freundin Frankreichs nennen, ihr aber im Grunde mißtrauen, wie ſeinem ärgſten Feinde.

„Man ſoll die Schotten, gleichſam als Schildwachen eines Vorpoſtens, denen nicht das mindeſte Geräuſch entgeht, beſtändig in Athem halten und ſie veranlaſſen, auf das erſte Zeichen einer Bewegung in England als Vortruppen einer Armee dort einzufallen.

„Man ſoll insgeheim (wegen der Tractate, die eine öffentliche Protection nicht zulaſſen) irgend eine hohe Perſon im Exil unterſtützen, ſie ermuthigen, Anſprüche auf die Krone Englands geltend zu machen, und dadurch dem regierenden Fürſten, ſobald er Anlaß zu Befürchtungen gibt, Schach bieten."

Wenn nun inmitten dieſer königlichen Verſammlung, wo ſo viele und ſo große Intereſſen zur Sprache kommen, in Gegenwart dieſer tiefen Politiker, die ſämmtlich für den Krieg ſtimmen — wenn nun ich, ein Mann ohne alle Bedeutung, mich plötzlich erhöbe, um ihre Combinationen und Berechnungen umzuſtoßen, wenn ich ſpräche:

—„ Laſſen wir Italien in Ruhe und bleiben wir in Frankreich; Frankreich iſt ſchon zu groß, um von einem einzigen Manne wohl regiert zu werden, der König darf nicht daran denken, es noch zu vergrößern. Hören Sie, meine Herren, was ſich unter ähnlichen Umſtänden bei den Achoriern ereignete und welchen Entſchluß ſie bei dieſer Gelegenheit faßten:

Dieſe Nation wohnt an den Ufern des Euroeſton, der Inſel Utopien gegenüber. Einſt beſchloß ſie den Krieg, weil ihr König, kraft einer alten Allianz, Rechte auf ein benachbartes Königreich zu haben glaubte. Letzteres wurde unterjocht, aber man erkannte bald, daß die Feſthaltung der Eroberung bei Weitem ſchwieriger und mühſamer war, als die Eroberung ſelbſt.

Jeden Augenblick mußte man eine Revolution im Innern unterdrücken oder Truppen in das eroberte Land ſchicken; jeden Augenblick mußte man

ſich für oder gegen die neuen Unterthanen ſchlagen. Unterdeſſen ſtand die Armee beſtändig unter den Waffen, die Bürger erlagen unter der Laſt von Auflagen; das Geld ging ins Ausland; das Blut floß in Strömen, um der Eitelkeit eines einzigen Menſchen zu genügen. Die kurzen Augenblicke des Friedens waren nicht weniger unheilvoll, als der Krieg. Die Zügelloſigkeit der Feldlager hatte verderblich auf die Sitten eingewirkt; der Soldat kehrte zum heimathlichen Herde zurück mit der Liebe zum Raube und der Kühnheit des Mörders, einer Frucht der Metzelei auf dem Schlachtfelde.

Dieſe Verwirrungen, dieſe allgemeine Verachtung der Geſetze hatten ihren Grund darin, daß der Fürſt, indem er ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Sorgen zwiſchen beiden Königreichen theilte, weder dem einen noch dem andern in geziemender Weiſe vorſtehen konnte. Die Achorier wollten ſo vielen Uebeln ein Ziel ſetzen; ſie vereinigten ſich in einer Nationalverſammlung und boten dem Monarchen höflich die Wahl zwiſchen den beiden Staaten, indem ſie ihm erklärten, wie er fernerhin nicht zwei Kronen tragen könne und wie es abgeſchmackt ſei, daß ein großes Volk durch einen halben König regiert würde, da nicht einmal ein Individuum mit einem Eſeltreiber zu ſchaffen haben wolle, der zu gleicher Zeit einem anderen Herrn diene.

Der brave Fürſt entſchloß ſich kurz: er trat ſein neues Königreich einem ſeiner Freunde ab, der kurz nachher daraus verjagt wurde, und er ſelbſt begnügte ſich mit ſeiner alten Beſitzung.

„Ich komme zu meiner Annahme zurück. Wenn ich noch weiter ginge: wenn ich, mich an den Monarchen ſelbſt wendend, ihm begreiflich machte, daß dieſe Paſſion für den Krieg, die um ſeinetwillen die Nationen erſchüttere, ſeine Finanzen erſchöpfen und ſein Volk ruiniren müſſe, demnächſt und eben dadurch aber für Frankreich die unſeligſten Folgen nach ſich ziehen könne; wenn ich zu ihm ſpräche:

„Sire, benutzen Sie den Frieden, den ein glückliches Ungefähr Ihnen bietet; bilden ſie das Königreich Ihrer Väter nach allen Seiten hin aus; treiben Sie das Glück, den Reichthum, die Kraft zur vollen Blüthe; lieben Sie Ihre Unterthanen und machen Sie ſich's zur Freude, von ihnen geliebt zu werden; leben Sie inmitten derſelben als Vater und herrſchen Sie nie als Deſpot; kümmern Sie ſich nicht um fremde Reiche, dasjenige, welches Ihnen zum Erbe geworden, iſt groß genug für Sie:"

„Sagen Sie mir, lieber Morus, was für ein Empfang würde einer ſolchen Rede werden?"

— „Ein ſehr übler," erwiederte ich.

— „Das iſt nicht Alles," fuhr Raphael fort, „bisher haben wir die auswärtige Politik der Miniſter Frankreichs beleuchtet; es handelte ſich um den Ruhm des Regenten. Jetzt handelt es ſich um das Geld. Faſſen wir ein wenig die Grundſätze in's Auge, nach welchen ſie die Regierung und die Juſtiz handhaben.

Dieſer ſchlägt vor, den Werth der Münzen zu erhöhen, ſobald es gilt, eine Anleihe zurückzuzahlen, und umgekehrt, denſelben um ein Bedeutendes ſinken zu laſſen, ſobald man den Schatz füllen will. Durch dies zwiefache

Mittel entledigt ſich der Fürſt ungeheurer Schulden und ſichert ſich in Wenigem eine äußerſt finanzielle Ernte.

Jener räth die Vorſpiegelung eines nahe bevorſtehenden Krieges. Dieſer Vorwand wird eine neue Auflage rechtfertigen. Nach Erhebung des Nöthigen ſchließt der Fürſt auf einmal Frieden; er befiehlt, dies glückliche Ereigniß in den Kirchen durch Dankgebete und mit allen religiöſen Ceremonien zu feiern. Die Nation iſt geblendet und die öffentliche Dankbarkeit erhebt die Tugenden eines Königs, der ſo menſchlich und ſparſam mit dem Blute ſeiner Unterthanen umgeht, bis über die Wolken.

Ein Anderer macht ſich daran, alte wurmſtichige und von der Zeit längſt aufgehobene Geſetze wieder hervorzuſuchen. Da das Daſein derſelben Jedem unbekannt iſt, wird Jeder ſie übertreten. Indem man daher die auf Uebertretung dieſer Geſetze feſtgeſtellten Geldbußen erneuert, ſchafft man ſich nicht nur eine ſehr ergiebige, ſondern ſogar ſehr ehrliche Quelle. Man handelt ja im Namen der Juſtiz.

Wieder ein Anderer hält es für nicht minder erſprießlich, unter Androhung ſchwerer Geldſtrafen geradezu eine Menge von neuen Verboten, der Mehrzahl nach zu Gunſten des Volkes, zu erlaſſen. Um bedeutende Summen wird der König denjenigen, deren Privat-Intereſſen durch jene Verbote gefährdet wären, die Erlaubniß verkaufen, ſich nicht darum zu kümmern. Auf dieſe Weiſe ſieht er ſich mit den Segnungen des Volkes überſchüttet und macht eine doppelte Einnahme, indem ihm zugleich das Geld der Uebertreter und der Privilegirten zufließt. Die Sache erſcheint um ſo zweckmäßiger, da Seine Majeſtät, je übermäßiger man den Preis für eine Umgehung ſtellt, deſto mehr an Verehrung und Zuneigung gewinnt. Sehet, wird man ſagen, welchen Zwang dieſer brave Fürſt ſeinem Herzen anthut, da er das Recht, ſeinem Volke zu ſchaden, ſo theuer verkauft!

Noch ein anderer endlich räth dem Monarchen, Richter anzuſtellen, die bereit ſeien, bei jeder Gelegenheit die Rechte der Krone zu vertheidigen. „„Ew. Majeſtät,““ fügt er hinzu, „„würden dieſelben an ihren Hof berufen und veranlaſſen, in Ihrer Gegenwart Ihre eigenen Angelegenheiten zu unterſuchen. So ſchlecht eine Sache auch ſein mag, immer wird ſich ein Richter finden, der vom Gegentheile überzeugt iſt — ſei es nun aus Luſt am Widerſpruch, ſei es aus Liebe zur Neuheit oder zum Verſchrobenen, oder ſei es endlich, um dem Monarchen zu gefallen. Der Streit beginnt, die Menge und der Conflict der Meinungen verwirren eine an und für ſich ſehr klare Sache, die Wahrheit wird in Frage geſtellt. Ew. Majeſtät ergreifen den günſtigen Augenblick, alle Schwierigkeiten dadurch zu beſeitigen, indem Sie das Recht zu Ihren Gunſten auslegen. Die Diſſidenten treten, aus Schaam oder Furcht, Ihrer Meinung bei, und das Urtheil iſt, allen Formen gemäß gefällt, wie ſich's gehört. Werden die Denkenden einem Richter zu widerſprechen wagen, der zu Gunſten des Fürſten aburtheilt? Hat er nicht den Text des Geſetzes für ſich, die Freiheit der Auslegung und was ein gewiſſenhafter und getreuer Richter über alle Geſetze erhaben achten muß, den königlichen Nutzen?““

„Hören Sie die politiſchen Moralgrundſätze, die von den Mitgliedern der hohen Verſammlung einſtimmig proclamirt werden:

„„Der König, welcher eine Armee ernährt, beſitzt nie zu viel Geld.

Der König kann nicht unrecht handeln, ſelbſt wenn er es wollte.

Er iſt unumſchränkter Univerſal-Eigenthümer der Güter und Perſonen all' ſeiner Unterthanen; die Letzteren beſitzen das Ihrige nur, ſo lange es ihm beliebt, und nur als Nießnutz.

Die Armuth des Volkes iſt der Schirmwall der Monarchie.

Reichthum und Freiheit führen zum Ungehorſam und zur Verachtung der Gewalt; der freie und reiche Menſch erträgt eine ungerechte und despotiſche Regierung mit Ungeduld.

Dürftigkeit und Elend entmuthigen die Kühnſten, ſtumpfen die Geiſter ab, machen ſie geſchickt zum Dulden und zur Knechtſchaft und nehmen ihnen durch den beſtändigen Druck jene Energie, die zur Abſchüttelung des Joches nöthig wäre.““

„Wenn ich mich nun abermals erhöbe, wenn ich zu dieſen mächtigen Herren ſpräche:

„„Ihre Rathſchläge ſind infam, eben ſo ſchimpflich für den König, als für das Volk verderblich. Die Ehre und das Wohl Ihres Gebieters beſteht vielmehr in dem Reichthume ſeiner Unterthanen, als in ſeinem eigenen. Die Menſchen haben die Könige um der Menſchen und nicht um der Könige willen gemacht; ſie haben Häupter an ihre Spitze geſtellt, um ruhig und ſicher vor Gewalt und feindlichen Angriffen zu leben; die heiligſte Pflicht des Fürſten beſteht darin, mehr auf das Glück ſeines Volkes, als auf das ſeinige bedacht zu ſein. Als ein treuer Hirt muß er ſich für ſeine Heerde opfern und ſie auf die fetteſten Weiden führen. Behaupten, daß das öffentliche Elend die beſte Schutzwache für die Monarchie bilde, heißt einen groben und handgreiflichen Irrthum behaupten; wo ſieht man mehr Streit und blutige Köpfe als unter Bettlern? Welches ſind die Menſchen, die am lebhafteſten nach einer Revolution verlangen? Sind es nicht diejenigen, die eine beklagenswerthe Exiſtenz führen? Welches ſind die Menſchen, die am meiſten Kühnheit zeigen werden, wenn es den Staat zu ſtürzen gilt? Sind es nicht diejenigen, die dabei nur gewinnen können, weil ſie nichts zu verlieren haben? Ein König, der ſich den Haß und die Verachtung der Bürger zugezogen hat und ſich nur durch Bedrückung, Plünderung, Gütereinziehung und gänzliche Verarmung des Volkes am Ruder zu erhalten weiß, ſollte vom Throne ſteigen und das Scepter niederlegen. Durch Anwendung dieſer tyranniſchen Mittel wird er ſich vielleicht den Namen eines Königs bewahren, den Muth aber und die Majeſtät eines ſolchen gewiß verlieren. Die königliche Würde beſteht darin, nicht über Bettler, ſondern über reiche und glückliche Menſchen zu herrſchen. Fabricius, jene große Seele, war von dieſer erhabenen Wahrheit durchdrungen, als er ſagte: Ich will lieber reichen Menſchen gebieten, als ſelbſt reich ſein. Und in der That, mitten unter den Leiden und Seufzern eines Volkes den Wollüſten fröhnen und ſich mit Vergnügen überſättigen, heißt nicht ein Königreich, ſondern ein Gefängniß be-

wachen. Wenn ein Arzt die Krankheiten ſeiner Patienten nur dadurch zu entfernen weiß, daß er andere Krankheiten von noch gefährlicherem Charakter an deren Stelle treten läßt, ſo gilt er für einen unwiſſenden Pfuſcher; geſtehet daher, ihr, die ihr nur dadurch zu regieren wißt, daß ihr den Bürgern die Bedürfniſſe und die Bequemlichkeiten des Lebens raubet, geſtehet, daß ihr eben ſo unwürdig als unfähig ſeid, über freie Menſchen zu herrſchen. Oder wohlan, beſſert euch in Betreff eurer Unwiſſenheit, eures Stolzes und eurer Trägheit, denn dieſe Fehler ſind es, die dem Monarchen Haß und Verachtung zuziehen. Lebt, wie es billig iſt, von euren Domänen; gebt nicht mehr aus, als ihr einnehmt; hemmet den Strom des Laſters; treffet ſegensreiche Einrichtungen, die dem Böſen zuvorkommen und es im Keime erſticken, anſtatt Strafmaßregeln gegen die Unglücklichen zu treffen, die eine abgeſchmackte und barbariſche Geſetzgebung dem Verbrechen und dem Tode weiht. Denkt nicht daran, alte wurmſtichige Geſetze, die nicht mehr zeitgemäß und längſt vergeſſen ſind, zu erneuern und euren Unterthanen dadurch Steine des Anſtoßes und Aergerniſſes vorzuwerfen. Setzt auf den Verſtoß gegen ein Geſetz nie eine ſo hohe Geldbuße, daß der Richter ſie, einfachen Privatperſonen gegenüber, als ungerecht und ſchändlich brandmarken würde. Habt beſtändig die ſchöne Sitte der Macarier vor Augen. Bei dieſer Nation, einer Nachbarin von Utopien, bringt der König an dem Tage, wo er Beſitz vom Reiche nimmt, der Gottheit Opfer und gelobt durch einen heiligen Schwur, in ſeinen Koffern nie mehr als tauſend Pfund Gold oder eine dieſem gleichkommende Geldſumme zu haben. Dieſer Gebrauch wurde von einem Fürſten eingeführt, dem mehr das Wohl des Staates als die Aufhäufung von Millionen am Herzen lag. Er wollte dadurch dem Geize ſeiner Nachfolger einen Zügel anlegen und ſie verhindern, ſich auf Koſten ihrer Unterthanen zu bereichern. Tauſend Pfund Goldes ſchienen ihm eine Summe, die für den Fall eines auswärtigen oder Bürgerkrieges ausreichen, dagegen zu ſchwach ſein würde, um das Vermögen der Nation zu verſchlingen. Beſonders war es der letztere Grund, der ihn zur Aufſtellung dieſes Geſetzes bewog; er hatte aber noch zwei andere Zwecke: erſtens für ſchwankende Zeiten das zum Umlauf und für die täglichen Handelsgeſchäfte der Bürger nöthige Geld in Rückhalt zu haben; zweitens die Höhe der Auflagen und der Civilliſte einzuſchränken, damit der Fürſt den Ueberſchuß des geſetzlichen Maaßes nicht zu Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten verwenden möge. Ein König, wie dieſer, iſt der Schrecken der Böſen und die Liebe der Rechtſchaffenen:""

„Aber ſagen Sie mir nun, lieber Morus, wer eine ſolche Moral Menſchen predigen wollte, die aus Intereſſe und Berechnung geradezu entgegengeſetzten Grundſätzen anhangen, würde er nicht tauben Ohren predigen?"

— „Und zwar ſtocktauben!" erwiderte ich. „Aber mich wundert dies nicht, und um Ihnen meine Meinung zu ſagen, es iſt durchaus unnütz, Rathſchläge zu ertheilen, wenn man die feſte Ueberzeugung hegt, daß ſie ſowohl der Form als dem Weſen nach werden zurückgewieſen werden. Die Miniſter und Politiker des Tages aber ſchwimmen in Irrthümern und Vorurtheilen; wie wollen Sie ihre Anſichten mit Gewalt umwerfen und der

Wahrheit und Billigkeit plötzlichen Eingang in Kopf und Herz derſelben erzwingen? Dieſe ſcholaſtiſche Philoſophie iſt wohl in einer vertraulichen Unterhaltung zwiſchen Freunden an ihrem Platz, keineswegs aber in den Rathsverſammlungen der Könige, wo große Angelegenheiten mit großer Autorität und der höchſten Gewalt gegenüber verhandelt werden."

— „Da haben wir, was ich ſoeben ſagte," verſetzte Raphael, „an die Höfe der Fürſten hat die Philoſophie keinen Zutritt."

— „Sie haben Recht, wenn Sie jene Schulphiloſophie meinen, die blindlings angreift und ſich weder um Zeit, Ort, noch Perſonen kümmert. Aber es giebt eine minder rohe Philoſophie; dieſe kennt ihr Theater und ſpielt ihre Rolle in dem Stücke, worin ſie aufzutreten hat, mit Geſchick und Harmonie. Und dieſe müſſen Sie in Anwendung bringen. Geſetzt, Sie wollten bei der Aufführung eines Luſtſpiels von Plautus in dem Augenblicke, wo die Sclaven in der beſten Laune ſind, im Gewande eines Philoſophen auf die Scene ſtürzen und jene Worte der Octavia declamiren, womit Seneca den Nero geißelt und moraliſirt: ich zweifle ſehr, daß man Ihnen applaudiren würde. Gewiß, Sie hätten beſſer gethan, ſich auf die Rolle einer ſtummen Perſon zu beſchränken, als dem Publikum ein ſolches tragikomiſches Drama zu geben. Dieſes ſchlecht zuſammenpaſſende Amalgam würde das ganze Schauſpiel verderben, ſelbſt wenn ihr Spruch hundertmal mehr werth wäre, als das Stück. Ein guter Schauſpieler verwendet ſein ganzes Talent auf ſeine Rollen, ſie ſeien gut oder übel; er ſtört nicht das Ganze, weil ihm vielleicht die Laune kommt, irgend einen prächtigen und pompöſen Vers zu citiren. In dieſer Weiſe muß man auftreten, wenn man inmitten einer königlichen Verſammlung Staatsangelegenheiten verhandelt. Kann man dennoch verkehrte Maximen nicht entwurzeln, noch unmoraliſche Gebräuche abſchaffen, ſo bildet dies keinen Grund, die öffentliche Sache zu verlaſſen. Der Schiffer verläßt während des Sturms ſein Schiff nicht, weil er den Wind nicht bemeiſtern kann. Sie ſprechen zu Menſchen, deren Grundſätze den Ihrigen zuwiderlaufen; wie werden ſie Ihre Worte aufnehmen, wenn Sie ihnen geradezu widerſprechen und ſie Lügen ſtrafen? Schlagen Sie einen Umweg ein; er wird Sie ſicherer zum Ziele führen. Sie müſſen die Wahrheit mit Geſchick und zur rechten Zeit zu ſagen wiſſen; und wenn Ihre Bemühungen nicht dazu beitragen können, das Gute zu bewirken, ſo mögen ſie wenigſtens dazu beitragen, die Intenſität des Böſen zu ſchwächen; denn nichts wird gut und vollkommen ſein, bevor nicht die Menſchen ſelbſt gut und vollkommen ſind. Und bis dahin werden Jahrhunderte verfließen."

Raphael antwortete:

„Wiſſen Sie, was mir aus einem ſolchen Verfahren erwachſen müßte? In dem Beſtreben, die Thorheit Anderer zu heilen, würde ich mit ihnen zum Thoren werden. Ich würde lügen, wollte ich anders ſprechen, als ich zu Ihnen geſprochen. Gewiſſen Philoſophen iſt die Lüge vielleicht erlaubt; mir widerſtrebt ſie. Ich weiß, daß meine Rede den Räthen der Könige hart und ſtreng ſcheinen würde; gleichwohl finde ich die Neuheit derſelben nicht ſo ſeltſam, daß ſie an's Abſurde ſtreifen ſollte. Wenn ich die Theorien der

Republik Plato's oder die heutiges Tages bei den Utopiern üblichen Gebräuche berichten würde — Dinge ausgezeichneter Art, gegen welche unsere Ideen und Sitten nicht im Entferntesten Stich halten — so könnte man glauben, ich käme aus einer andern Welt, weil hier Jeder des Eigenthumsrechts genießt, während dort alle Güter gemeinschaftlich sind. Aber was habe ich gesagt, das nicht veröffentlicht werden dürfte und sogar müßte? Meine Moral zeigt die Gefahr, der Vernünftige läßt sich dieselbe zur Warnung dienen; sie verletzt nur den Thoren, der sich rettungslos in den Abgrund stürzt. Es ist Feigheit oder falsche Scham, die Wahrheiten zu verschweigen, welche die menschliche Verderbtheit verdammen; man wendet vor, daß jene Wahrheiten, als abgeschmackte Neuerungen oder unausführbare Chimären, einen schimpflichen Empfang erfahren würden. Sonst müßte man über das Evangelium einen Schleier werfen und den Christen die Lehren Jesu entstellen. Aber Jesus verbot seinen Jüngern das Schweigen und die Verheimlichung; er wiederholte ihnen oft: Was ich leise und insgeheim zu euch rede, das predigt laut und öffentlich von den Dächern. — Die Moral Christi aber ist den Sitten dieser Welt mehr entgegen, als die in unserer Unterhaltung ausgesprochenen Ansichten. Manche Priester, gewandte Männer, sind auf dem Umwege, dessen Sie vorhin erwähnten, vorgeschritten; als sie sahen, daß es den Menschen zuwider war, ihre schlechten Sitten der christlichen Lehre gemäß zu ändern, bogen sie das Evangelium wie eine Bleistange, um es den menschlichen Sitten anzupassen. Wohin hat diese gewandte Verfahrungsweise sie geführt? Dem Laster die Ruhe und Sicherheit der Tugend zu geben. Und ich, ich würde in den Conseils der Fürsten kein besseres Resultat erlangen; denn entweder läuft meine Meinung der allgemeinen schnurstracks zuwider, und dann ist sie so gut wie gar nicht ausgesprochen, oder sie hält mit derjenigen der Majorität Parallele, und dann „rase ich mit den Rasenden," wie Terenz den Micion sich ausdrücken läßt. Und somit sehe ich nicht, wohin Ihr Umweg führt. Sie sagen: wenn man das Vollkommene nicht erreichen kann, muß man wenigstens das Böse entkräften. Aber Verstellung ist hier unmöglich und Nachsicht ein Verbrechen, weil man den abscheulichsten Rathschlägen beipflichten und Decreten ſseine Zustimmung geben müßte', die gefährlicher sind als die Pest; wer jenen schändlichen Beschlüssen mit besserer Ueberzeugung Beifall zollte, verdiente den Namen eines Spions und Verräthers.

„Es gibt daher kein Mittel, in diesen hohen Sphären dem Staate nützlich zu werden. Die Luft, welche man dort einathmet, verdirbt die eigene Tugend. Die Sie umgebenden Menschen werden, weit entfernt, Sie als Muster zu betrachten, im Gegentheile, durch ihre Berührung und den Einfluß ihrer Verderbtheit, Sie anstecken; und erhalten Sie wider Erwarten Ihre Seele rein und unbefleckt, so werden Sie der Immoralität und den Thorheiten derselben als Deckmantel dienen. Es bleibt Ihnen also keine Hoffnung, durch Ihren Umweg und Ihre indirekten Mittel das Böse in Gutes zu verwandeln.

„Aus diesem Grunde räth der göttliche Plato den Weisen, sich von der Leitung öffentlicher Angelegenheiten entfernt zu halten; und er stützt seinen

Rath auf folgenden ſchönen Vergleich: Wenn die Vernünftigen während eines anhaltenden und ſtarken Regens die Straßen und Plätze von Menſchen gefüllt ſehen, rufen ſie dieſer thörichten Menge zu, nach Hauſe zu gehen, um ſich unter Dach und Fach zu bringen. Und wenn ihre Worte keine Beachtung finden, gehen ſie nicht ebenfalls auf die Straße hinaus, um ſich naßregnen zu laſſen; ſie bleiben daheim und begnügen ſich, da ſie die Thorheit Anderer nicht heilen können, wenigſtens ſelbſt vor dem Unwetter geſchützt zu ſein.

„Jetzt, theurer Morus, will ich Ihnen mein Innerſtes öffnen und meine geheimſten Gedanken mittheilen. Ueberall, wo das Eigenthumsrecht herrſcht, wo man Alles mit Geld mißt, wird von Billigkeit und geſellſchaftlichem Wohlbefinden nie die Rede ſein können, Sie müßten es denn billig finden, daß ſogar das Schätzenswertheſte ſich in den Händen der Unwürdigſten befindet, und einen Staat vollkommen glücklich nennen, wo das öffentliche Vermögen einer Handvoll von Individuen zur Beute wurde, die im Genuſſe unerſättlich ſind, während die Maſſe vom Elend verſchlungen wird.

„So kann ich, wenn ich die utopiſchen Einrichtungen mit denjenigen anderer Länder vergleiche, auf der einen Seite nicht genug die Weisheit und Menſchlichkeit bewundern, und dagegen auf der andern die Unvernunft und Barbarei beklagen.

„In Utopien iſt die Zahl der Geſetze gering; die Regierung verbreitet ihre Wohlthaten über alle Klaſſen der Bürger. Das Verdienſt empfängt dort ſeine Belohnung; und zugleich iſt der nationale Reichthum ſo gleich vertheilt, daß jeder dort im Ueberfluſſe aller Annehmlichkeiten des Lebens genießt.

„In andern Ländern gilt der Grundſatz des Mein und Dein, durch eine Organiſation feſtgeſtellt, deren Mechanismus eben ſo verwickelt als fehlerhaft iſt. Wir finden Tauſende von Geſetzen, deren Zahl gleichwohl noch zu beſchränkt iſt, als daß jedes Individuum einen Beſitz erlangen, denſelben ſichern und von dem Beſitze eines Andern abſondern könnte. Zum Beweiſe dieſe Menge von Proceſſen, die täglich entſtehen und niemals endigen.

„Wenn ich mich dieſen Betrachtungen hingebe, muß ich dem Plato völliges Recht widerfahren laſſen, und ich wundere mich nicht mehr, daß er es verſchmähte, Völkern, welche die Gütergemeinſchaft von ſich wieſen, Geſetze vorzuſchreiben. Dieſer große Geiſt hatte klar vorhergeſehen, daß das einzige Mittel öffentliches Glück zu begründen, in der Anwendung des Princips der Gleichheit beſtehe. Die Gleichheit aber mein' ich, iſt in einem Staate, wo der Beſitz Einzelrecht und unbeſchränkt iſt, unmöglich; denn Jeder ſucht ſich dort, mit Hilfe verſchiedener Vorwände und Rechte, ſoviel anzueignen, als er kann, und der National-Reichthum fällt endlich, ſo groß er auch ſein mag, in den Beſitz weniger Individuen, die den Uebrigen nur Mangel und Elend laſſen.

„Oft müßte ſelbſt das Loos des Reichen dem Armen zufallen. Giebt es nicht geizige, unmoraliſche, nichtsnutzige Reiche? beſcheidene anſpruchsloſe

Arme, deren Gewerbfleiß und Thätigkeit dem Staate nützt, ohne ihnen ſelbſt zur ſonderlichen Wohlthat zu gereichen?

„Das iſt es, was mich in unüberwindlicher Weiſe davon überzeugt, daß das einzige Mittel, die Güter mit Gleichheit und Billigkeit zu vertheilen und das Glück des menſchlichen Geſchlechts zu begründen, in der Aufhebung des Eigenthumsrechts beſtehe. So lange das letztere das Fundament des geſellſchaftlichen Gebäudes bildet, werden der zahlreichſten und ſchätzenswertheſten Klaſſe nur Mangel, Kummer und Verzweiflung zu Theil werden.

„Ich weiß, daß es Mittel giebt, die das Uebel mildern können; aber um es gänzlich zu heben, ſind ſie zu ſchwach. Zum Beiſpiel:

Ein Maximum des individuellen Eigenthums an Ländereien und Geld aufſtellen.

Sich durch kräftige Geſetze gegen Deſpotismus und Anarchie ſichern.

Die Ehrſucht und Intrigue brandmarken und züchtigen.

Obrigkeitliche Aemter nicht verkaufen.

Das officielle Gepränge in den höchſten Stellen abſchaffen, damit der Beamte, um ſeinem Range zu entſprechen, ſich nicht Betrug und Erpreſſungen erlaubt, oder damit man nicht genöthigt iſt, den Reichſten die Stellen zu geben, die man den Fähigſten geben ſollte.

„Dieſe Mittel, ich wiederhole es, eignen ſich ganz vortrefflich dazu, den Schmerz einzuſchläfern und die Wunden des geſellſchaftlichen Körpers zu ſchließen; aber hoffen Sie nicht, ihm ſeine Kraft und Geſundheit wiederzugeben, ſo lange Jeder das Seinige einzeln und ausſchließlich beſitzt. Sie werden ein einziges Geſchwür wegbeizen und alle übrigen entflammen; Sie werden einen Kranken heilen und einen durchaus Geſunden tödten; denn was Sie der Habe eines Individuums hinzufügen, nehmen Sie derjenigen eines andern.“

Darauf antwortete ich Raphael:

— „Weit entfernt, Ihre Ueberzeugung zu theilen, bin ich im Gegentheile der Meinung, daß ein Land, wo man die Gütergemeinſchaft einführen würde, das unglücklichſte aller Länder ſein müßte. In der That, müßte es nicht dort an den nöthigſten Bedürfniſſen fehlen? Jeder wird die Arbeit fliehen und ſich ſeiner Exiſtenzſorgen auf Koſten der Thätigkeit ſeines Nächſten entſchlagen. Und geſetzt ſelbſt, daß das Elend die Trägen anſpornte: da das Geſetz dort für und wider Niemanden den Beſitz als ausſchließlich anerkennt, ſo würde des Murrens und der Unzufriedenheit kein Ende ſein, und Morde über Morde würden Ihre Republik mit Blut beſudeln. Welche Schranken wollten Sie der Anarchie entgegenſetzen? Ihre Obrigkeiten haben nur dem Namen nach eine Autorität; deſſen, was Furcht und Achtung gebietet, ſind ſie entkleidet. Ja mir ſcheint überhaupt bei einem ſolchen Volke von Gleichtheilern, das jede Art von Superiorität von ſich weiſ't, eine Regierung unmöglich.“

— „Dieſe Ihre Anſichten befremden mich nicht,“ erwiederte Raphael. „Sie machen ſich von einer ähnlichen Republik entweder gar keine oder doch

nur eine unrichtige Vorstellung. Wären Sie in Utopien gewesen, hätten Sie das Schauspiel der Einrichtungen und Sitten dieses Landes gesehen wie ich, der ich dort fünf Jahre meines Lebens zubrachte und es zu verlassen mich nur entschließen konnte, um den Blick der alten Welt auf diese neue zu richten: Sie würden gestehen, daß es nirgend anderswo eine vollkommener organisirte Gesellschaft gebe."

Peter Gilles antwortete, indem er sich an Raphael wandte:

— „Sie werden mir nie einreden, daß es in jener neuen Welt Völker mit besseren Constitutionen gebe, als in der unsrigen. Bei uns erzeugt die Natur Geister von nicht schwächerer Art. Wir haben ferner eine ältere Civilisation und eine Menge von Erfindungen, die eine lange Zeit sowohl für die Bedürfnisse, als für die Annehmlichkeiten des Lebens hat hervorblühen lassen — nicht zu erwähnen der durch den Zufall gemachten Erfindungen, auf welche selbst das scharfsinnigste Genie nicht verfallen wäre."

— „Die Frage nach dem Alter," versetzte Raphael, „würden Sie besser untersuchen können, wenn Sie die Chroniken jener neuen Welt gelesen hätten. Diesen Chroniken zufolge gab es dort früher Städte, als hier Menschen. Was aber die Erfindungen betrifft, die man dem Genie oder Zufalle verdankt, so können sie auf allen Continenten in gleicher Weise gemacht werden. Ich gebe zu, daß wir in den Wissenschaften vor jenen Völkern den Vorrang haben; in Rücksicht auf Gewerbfleiß und Industrie lassen sie uns dagegen weit zurück. Ich will Ihnen einen Beweis davon geben: Aus ihren Annalen geht hervor, daß sie vor unsrer Ankunft nie von unsrer Welt hatten reden hören; nur daß vor ungefähr zwölfhundert Jahren ein vom Sturme verschlagenes Schiff in der Nähe der Insel Utopien scheiterte. Die Wellen warfen Egypter und Römer an's Ufer, welche die Insel nie wieder verlassen wollten. Die Utopier zogen aus diesem Zufall unermeßlichen Nutzen; von den Schiffbrüchigen erlernten sie Alles, was diese von den im römischen Reiche verbreiteten Wissenschaften und Künsten verstanden. Die ersten Keime entwickelten sich allmälig, und das Wenige, was die Utopier erlernt hatten, ließ sie das Uebrige finden. So theilte ein einziger Berührungspunkt mit der alten Welt ihnen die Industrie und den Geist derselben mit. Möglich, daß schon vor jenem Schiffbruch das nämliche Schicksal einige der Unsrigen nach Utopien geführt hatte; aber die Erinnerung daran ist gänzlich verwischt. Vielleicht wird auch mein Aufenthalt auf der Insel in künftigen Jahrhunderten vergessen werden, obgleich jener Aufenthalt für die Bewohner von unberechenbarem Vortheil war, da er ihnen das Mittel wurde, sich die schönsten Erfindungen Europa's anzueignen. Aber wir — wie viele Jahrhunderte werden wir noch nöthig haben, bis wir das Vortrefflichste in ihren Einrichtungen von ihnen entlehnen können! Was sie in Betreff des materiellen und socialen Wohlbefindes weit über uns stellt, obgleich wir ihnen an Kenntnissen und Reichthum gleichkommen, ist jene geistige Thätigkeit, die sie unaufhörlich der Erforschung, Vervollkommnung und Anwendung nützlicher Dinge zuwenden." — —

Wie man ſieht, hat Raphael zu verſchiedenen Malen nachdrücklich auf Utopia hingewieſen, ſeine Inſel jenſeits des Oceans, welche die weiſeſten Einrichtungen beſitze. Die Erwähnung muß endlich ihre Folgen haben. Morus bittet den vielgereiſten Philoſophen, ihm eine genaue Beſchreibung der bewundernswerthen Inſel und ihrer Einwohner zu geben, ein Geſuch, auf welches Raphael bereitwillig eingeht.

Doch beſchließen die Drei vorher, den Leib zu ſpeiſen. Nachdem ſie ein gutes Mahl eingenommen, kehren ſie in den Garten zurück und Raphael beginnt ſeine Schilderung.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Offene Briefe eines hanſeatiſchen Juriſten an einen mecklenburgiſchen Edelmann

über die Beſchaffenheit der Mittel, wodurch man die Oppoſition gegen Preußen in deſſen neuen Provinzen zu befördern ſucht.

Erſter Brief.

Beleuchtung eines anonymen Flugblattes.

Als Ew. Hochwohlgeboren neulich auf Ihrer Durchreiſe mich mit Ihrem Beſuche beehrten und die Unterhaltung ſich alsbald zu den Veränderungen wendete, welchen die politiſche Geſtaltung unſeres Vaterlandes im Laufe dieſes Jahres unterworfen iſt, da zeigte ſich eine erhebliche Verſchiedenheit in unſeren Anſichten. Dem von Ihnen ausgeſprochenen ſcharfen Tadel des in der auswärtigen Politik von der Preußiſchen Regierung eingeſchlagenen Weges vermochte ich nicht mich anzuſchließen. Ew. Hochwohlgeboren gaben indeß die Hoffnung, daß wir ſchließlich zu einer Uebereinſtimmung würden gelangen können, noch nicht auf, und ließen mir deshalb außer der Broſchüre des Herrn von Gerlach: „Die Annexionen und der Norddeutſche Bund" ein anonymes, aus „Hannover, im September 1866" datirtes, in Schwerin gedrucktes Flugblatt, welches dem Vernehmen nach in Hannover eifrig verbreitet wird, zurück. In Erwiederung dieſer Freundlichkeit glaube ich über den Eindruck, welchen dieſe Schriften auf mich gemacht haben, Ihnen eingehend ſchreiben zu müſſen, um auch meinerſeits, wiewohl in ganz entgegengeſetzter Richtung, wenn nicht zu einer Uebereinſtimmung, doch zu einer Klärung der Anſichten, ein Scherflein beizutragen.

Wenden wir uns zunächſt zu dem Flugblatte. Daſſelbe ſetzt bei ſeinen Leſern Unzufriedenheit darüber voraus, daß dem hannover'ſchen Lande nicht wenigſtens derjenige Grad von Unabhängigkeit bewahrt worden ſei, welchen die Staaten des Norddeutſchen Bundes genießen. Wer ſich der vielfachen Erklärungen erinnert, worin der letzte König von Hannover ſeinen Vorſtellungen über die Majeſtät des Welfiſchen Hauſes Ausdruck gegeben hat, der kann nicht im Zweifel darüber ſein, daß dieſe Vorſtellungen dem unglücklichen Manne eine ehrliche Unterwerfung unter die Autorität, welche durch die Natur der Dinge dem Könige von Preußen in Norddeutſchland angewieſen iſt, ganz unmöglich gemacht haben würden. Das hätte der Verfaſſer des Flugblattes ſeinen Leſern auseinanderſetzen müſſen, wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre, ihnen ehrlich und aufrichtig die Urſache zu erklären, woraus die von ihnen ſchmerzlich empfundene Einverleibung des Landes in

Preußen mit innerer Nothwendigkeit ſich entwickeln mußte. Manchem Hannoveraner hätte er es dadurch erleichtern können, ſich in die neue Geſtaltung der Dinge, welche ſich ja doch nicht mehr ändern läßt, williger zu fügen. Von einer ſolchen, jedem wohlwollenden und beſonnenen Freunde des Vaterlandes, ganz beſonders aber dem gläubigen Chriſten, geziemenden Stellung zu der neuen Lage der Dinge iſt indeß bei dem Verfaſſer unſeres Flugblattes keine Spur zu finden. Vielmehr ſucht er die Unzufriedenheit dadurch noch zu ſchärfen und zu verbittern, daß er auf die preußiſche Regierung, welcher die Hannoveraner fortan zu gehorchen haben, den Schein der Unwahrhaftigkeit wirft.

Zunächſt wird behauptet, daß dem früheren Könige der Eintritt in den Norddeutſchen Bund, nachdem er denſelben vor Beginn des Krieges abgelehnt, überall nicht weiter angeboten ſei. Sodann iſt die Rede von Reiſen, die der vormalige König gemacht, von dem Inhalt eines Schreibens, welches der Graf Platen an den Grafen Bismarck gerichtet, und von Adreſſen, welche man von Seiten verſchiedener Parteien in Hannover in Umlauf geſetzt habe. Die von preußiſchen Zeitungen hervorgehobene völkerrechtliche Unmöglichkeit, mit vertriebenen Fürſten Friedensverträge abzuſchließen, wird, als angeblich auf „Grundſätzen der Chineſen" beruhend, weit weggeworfen, über den Inhalt von Unterredungen, welche Graf Münſter am 7. Auguſt, und Herr von Hodenberg am 15. Auguſt mit dem Grafen Bismarck gehabt hätten, ausführliche Mittheilung gemacht und endlich unter Hinweiſung auf die dem Preußiſchen Landtage gemachte Geſetzes-Vorlage wegen Einverleibung Hannover's mit der Behauptung geſchloſſen, daß dieſe Einverleibung nicht durch eine von dem vormaligen Könige ausgegangene Verweigerung des Eintritts in den norddeutſchen Bund verſchuldet ſei.

Den größten und intereſſanteſten Theil des ganzen Schriftſtückes bilden die Mittheilungen über die Conferenzen des Grafen Münſter und des Herrn von Hodenberg mit dem Grafen Bismarck. Weil aber Zeugen bei dieſen Conferenzen nicht zugegen geweſen ſind und der Verfaſſer des Flugblattes ſich ſelbſt gar nicht genannt hat, ſo ſucht der Leſer vergebens nach irgend einer Beglaubigung für die Richtigkeit der gemachten Mittheilungen. Bei dieſem Mangel jeder Beglaubigung iſt es von Bedeutung, daß eine Aeußerung des Verfaſſers ſich controliren läßt und dadurch einen Maßſtab liefert für den Grad ſeiner Glaubwürdigkeit im Allgemeinen. Es ſind dies folgende, den Mittheilungen über die Münſter-Bismarck'ſche Conferenz vorhergehende Worte:

> „Schon nahm der Preußiſche Staats-Anzeiger eine ſtaatsrechtliche Deduction in ſeine Spalten auf, worin behauptet wurde, daß mit durch Krieg vertriebenen Fürſten kein Friede geſchloſſen zu werden brauche. Man berief ſich dabei auf Vattel, und überſah abſichtlich oder unabſichtlich, daß dieſer Völkerrechtslehrer dabei ſagt: „„Das ſeien Grundſätze der Chineſen.""

Der Leſer empfängt aus dieſen Worten den Eindruck einer dem Preußiſchen Staats-Anzeiger zur Laſt fallenden argen Citatenfälſchung. Er wird

veranlaßt, zu glauben, daß das von dem Staats-Anzeiger mit Berufung auf Vattel vertheidigte und von der Preußiſchen Regierung befolgte Verfahren von eben dieſem Vattel als auf Grundſätzen der Chineſen beruhend entſchieden getadelt werde. Wer mit den Grundſätzen des Völkerrechts einigermaßen bekannt iſt, würde freilich eine ſolche Aeußerung Vattel's auffallend finden müſſen, weil es zu den Fundamentalſätzen des Völkerrechts gehört, daß als Rechtsſubjecte auf ſeinem Gebiete, als Subjecte, mit welchen Friedens- oder andere Verträge völkerrechtlicher Natur abgeſchloſſen werden können, nur unabhängige Souveräne, nur Staaten oder Repräſentanten von Staaten anerkannt werden. Ehemalige Fürſten, deren ehemaliges Land ſich im Beſitze eines Anderen befindet, und die nun in fremder Herren Ländern wohnen oder herumreiſen, werden, wenn ſie etwa gleich dem Herzog Carl von Braunſchweig ſich in allerlei bedenkliche Geſchäfte einlaſſen, vor den Gerichten ihres Aufenthaltsorts gleich anderen Privatleuten zu Recht ſtehen müſſen, und können daher nicht zugleich als eine Macht gelten, mit der man Friedensverträge ſchließt. Dies iſt auch von Vattel an einer anderen Stelle, als der vom Staats-Anzeiger citirten, ausdrücklich hervorgehoben; indem er (Livre IV. §. 13) ſagt: Tout empêchement, qui met le prince hors d'état d'administrer les affaires du gouvernement, lui ôte sans doute le pouvoir de faire la paix. Ainsi un roi en bas âge ou en démence ne peut traiter de la paix: cela n'a pas besoin de preuve. Mais on demande, si un roi prisonnier de guerre peut faire la paix, en conclure validement le traité? Quelques auteurs célebres distinguent ici entre le roi, dont le royaume est patrimonial, et celui qui n'en a que l'usufruit. Nous croyons avoir détruit cette idée fausse et dangereuse, de royaume patrimonial. — Tout gouvernement légitime, quel qu'il puisse être, est uniquement établi pour le bien et le salut de l'état. Ce principe incontestable une fois posé, la paix n'est plus l'affaire propre du roi, c'est celle de la nation. Or il est certain qu'un prince captif ne peut administrer l'empire, vaquer aux affaires du gouvernement. Celui qui n'est pas libre, commandera-t-il à une nation?

Sollte Vattel wirklich dieſelben Grundſätze, welche er an dieſer Stelle ſo warm vertheidigt, an der von dem Staats-Anzeiger citirten Stelle als „Grundſätze der Chineſen" verdammt haben?

Vergleichen wir das Citat des Staats-Anzeigers in deſſen Nr. 184 vom 31. Juli d. J. S. 2612 mit dem Originale, aus welchem dabei nothwendig noch mehr mitzutheilen iſt. Um der beſſeren Ueberſicht willen ſollen die im Staats-Anzeiger abgedruckten Worte hier mit geſperrter Schrift bezeichnet, diejenigen dagegen, deren Auslaſſung der Verfaſſer unſeres Flugblattes dem Staats-Anzeiger zum Vorwurfe gemacht hat, in [ ] eingeſchloſſen werden.

Der Staats-Anzeiger beginnt mit dem Eingange von Livre III. (nicht T. II. wie durch einen Druckfehler im Staats-Anzeiger ſteht) §. 201 alſo:

Mais si l'état entier est conquis, quel traitement pourra lui faire le vainqueur, sans sortir des bornes de la justice? Quel seront ses droits sur sa conquête? Vattel be-

rührt nun zunächſt die Meinung Derjenigen, welche dem Sieger das Land mit allen ſeinen Bewohnern, mit ihren Leibern und Gütern als Eigenthum zugeſprochen haben, und verwirft dieſe Meinung mit folgenden Worten: Laissons de gens, qui traitent les hommes comme des effets commerçables, ou comme des bêtes de charge, qui les livrent à la propriété, au domaine d'un autre homme: raisonnons sur des principes avoués de la raison, et convenables à l'humanité. — Es folgt nun eine über mehrere Seiten ſich erſtreckende Auseinanderſetzung der aus dem Grunde und Zwecke des Krieges ſich ergebenden Conſequenzen, die ſchließlich ſo reſümirt werden:

Tels sont les droits, que la loi naturelle assigne au conquerant, et les devoirs qu'elle lui impose. La maniere de faire valoir les uns et de remplir les autres, varie selon les circonstances. En général, il doit consulter les véritables intérêts de son état, et par une sage politique les concilier, autant qu'il est possible, avec ceux de sa conquête. Nun werden drei verſchiedene Wege unterſchieden, deren Einſchlagung möglich ſei, und die Battel nach dem Zuſammenhange ſämmtlich als auf principes avoués de la raison et convenables à l'humanité beruhend anſieht. Zur beſſeren Ueberſicht mögen ſie hier durch Zahlen geſondert werden. 1) Il peut, à l'exemple des rois de France, l'unir et l'incorporer à son état. C'est ainsi qu'en usaient les Romains. — 2) Le vainqueur peut encore se mettre simplement à la place du souverain, qu'il a dépossédé. [C'est ainsi qu'en ont usé les Tartares à la Chine: l'empire a subsisté tel qu'il était, il a seulement été gouverné par une nouvelle race de souverains.] 3) Enfin le conquérant peut gouverner sa conquête comme un état à part, en y laissant subsister la forme du gouvernement. Mais cette méthode est dangéreuse; elle ne produit pas une véritable union de forces: elle affaiblit la conquête, sans fortifier beaucoup l'état conquérant.

So weit der Staats-Anzeiger. Battel fährt in §. 202 fort: On demande: à qui appartient la conquête, au prince qui l'a faite, ou à son état? Dieſe Frage wird nach Erörterung verſchiedener Möglichkeiten am Schluße von §. 202 dahin beantwortet: La loi de France, qui réunit à la couronne toutes les acquisitions des rois, devrait être la loi de tous les royaumes.

Daß der in dieſen Worten von Battel ſo entſchieden gebilligte Weg von der preußiſchen Regierung eingeſchlagen worden, wußte der Pamphletiſt bereits bei der Abfaſſung ſeines Flugblattes, da er ſelbſt am Schluſſe der Annexions-Vorlage gedenkt. Nichtsdeſtoweniger ſucht er ſeine Leſer glauben zu machen, daß der vom Staats-Anzeiger citirte Battel die preußiſchen Maßregeln als auf „Grundſätzen der Chineſen" beruhend verdamme.

Die oben in [ ] eingeſchloſſenen Worte, deren Weglaſſung im Staats-Anzeiger der Pamphletiſt ſo ſtark hervorhebt, ſind im Zuſammenhange der Ausführung von Battel weiter nichts, als ein hiſtoriſches Beiſpiel für die zweite

der von Vattel gebilligten Verfahrungsarten eines Eroberers, welchem Beispiele er auch noch dasjenige der auf den Boden des römischen Reiches vorgedrungenen germanischen Dynasten, sowie das Verfahren der Sachsen und Normannen in England hätte hinzufügen können, wie er sub Nr. 1 die Könige von Frankreich und die Römer genannt hatte. Der Staats-Anzeiger, resp. sein Autor in der Schlesischen Zeitung, hat ohne Zweifel jene Worte gar nicht, wie der Pamphletist ihm unterschiebt, „übersehen", weder absichtlich, noch unabsichtlich, sondern sie blos deshalb nicht mit abdrucken lassen, weil sie gar nicht zur Sache gehörten, da ja für diese zweite der von Vattel erwähnten Verfahrungsarten bei den von Preußen in Deutschland gemachten Eroberungen überhaupt alle factischen Voraussetzungen fehlten.

Bei dem Allen kann man dem Pamphletisten doch nicht vorwerfen, daß er gelogen habe, da seine Worte in den Worten Vattel's allerdings einen Anhaltspunkt finden. Er hat es nur verstanden, jene Worte aus dem Zusammenhange herauszureißen und dem Leser so vorzuführen, daß dieser sich etwas ganz Anderes darunter denkt, als was Vattel hat sagen wollen. Ohne Zweifel hat er es nicht für wahrscheinlich gehalten, daß irgend einer von seinen Lesern es unternehmen werde, ihn mit dem Vattel in der Hand zu controliren. Nachdem aber nun diese Controle im Obigen vorgenommen und dadurch ein Maßstab gewonnen ist für die mit Schlauheit und Böswilligkeit durchgeführte Verdrehungskunst unseres Pamphletisten, werden wir diesen Maßstab auch nicht außer Acht lassen dürfen bei der Beurtheilung seiner nicht controlirbaren Mittheilungen über dasjenige, was die preußische Regierung oder der ehemalige König von Hannover gethan oder nicht gethan, was Graf Münster, Herr von Hodenberg und Graf Bismarck gesagt oder nicht gesagt haben sollen. Von irgend einer Glaubwürdigkeit dieser Mittheilungen kann daher überall nicht die Rede sein.

Wenn die preußische Regierung die Verbreiter solcher, die Wahrheit verdrehenden und ihre neuen Unterthanen aufreizenden Flugblätter nach der Festung Minden in Sicherheit bringen läßt, so wird man ihr gewiß nicht den Vorwurf übergroßer Strenge machen können. Erfolgreicher aber scheint es, den Verfassern solcher Schriftstücke die Maske der Wahrhaftigkeit und der guten Gesinnung abzureißen. Das ist in den vorstehenden Zeilen versucht worden, durch welche ich nicht nur dem öffentlichen Frieden zu nützen, sondern auch den einzelnen Ehrenmännern einen Dienst erwiesen zu haben glaube, welche gleich Ew. Hochgeboren sich haben überreden lassen, daß dergleichen Machwerke politischer Leidenschaft Wahrheit enthielten und daß ihre Verbreitung irgend einen Nutzen stiften könne.

Im Eingange dieses Schreibens ist auch der Broschüre des Herrn von Gerlach gedacht worden, über welche ich zunächst mich gegen Sie auszusprechen hätte. Inzwischen aber ist mir die Erklärung bekannt geworden, welche im Norddeutschen Correspondenten und in der Kreuz-Zeitung von zwölf Mitgliedern der mecklenburgischen Ritterschaft gegen Herrn Superintendenten Dr. Brömel in Ratzeburg wegen seines auf Beruhigung der Gemüther abzielenden Aufsatzes über die Huldigungsfrage veröffentlicht worden ist. Ob-

gleich nun Dr. Brömel ſchon in der Kreuzzeitung und im Hamburger Correſpondenten jenen Herren die nöthige theologiſche Belehrung hat zu Theil werden laſſen, ſo glaube doch auch ich gegen Ew. Hochgeboren mich über dieſen Gegenſtand ausſprechen zu müſſen, da ich von Ihnen ſelbſt hörte, daß Sie ähnlich denken, und da ich andererſeits durch ſolche öffentliche Bekämpfung des Brömel'ſchen Aufſatzes mich verpflichtet fühle, eine früher gegen den Verfaſſer gemachte Aeußerung öffentlich zu vertreten. Bevor nämlich Dr. Brömel an die Abfaſſung ſeines von jenen zwölf Herren angegriffenen Aufſatzes ging, befragte er mich um meine Meinung über die ſtaatsrechtliche Seite derſelben. Ich habe ihm damals geantwortet:

> Daß alle Bewohner der von dem Könige von Preußen ſeinen Staaten einverleibten Länder von Rechtswegen ſchuldig ſeien, ihm auf Erfordern den Huldigungseid zu leiſten, ohne Rückſicht darauf, ob es ihren früheren Beherrſchern gefallen habe, ſie des denſelben früher geleiſteten Huldigungseides zu entbinden, oder nicht.

Wird nun dieſe Meinung jetzt als eine rechtswidrige angefochten, ſo darf ich nicht anſtehen, die Gründe anzugeben, welche mich zu derſelben geführt haben. Das denke ich denn in meinem nächſten Schreiben zu thun.

Lübeck, am 31. December 1866.

Wochenſchau.

In Betreff unſerer Combinationen über die Pläne und Ausſichten des Kaiſers der Mexicaner hatten wir zu verſchiedenen Malen den Leſer um Aufſchub gebeten, ehe wir ein Bekenntniß über die Stichhaltigkeit derſelben ablegen möchten. Seit Wochen konnte man von jedem „wohlunterrichteten" Blatte vernehmen, daß der Kaiſer Maximilian mit der Anweſenheit der franzöſiſchen Truppen in ſeinem Reiche ſtehe und falle. Man fand in den Zeitungen bereits das Datum genau angegeben, wo der „Habsburger" in flüchtender Eile nach Miramare zurückkehren werde, tauſend alberne und herzloſe Spöttereien wurden zu Markte gebracht, und die Vereinigten Staaten galten als der drängende Feind, der den Erzherzog über den Ocean zurückwerfen möchte. Dieſen landläufigen Anſchauungen gegenüber ſtanden wir eine Zeit lang mit unſerer Anſicht allein, daß Maximilian nur einen Gegner beſitze, und zwar den Kaiſer Napoleon, daß der Habsburger mit der Regierung der Vereinigten Staaten tranſigire, daß man ihm in Waſhington günſtig geſinnt ſei, daß man ihn dort gegen Frankreich benutze, daß er ſelbſt nicht davor zurückſchrecken werde, ſich dem republikaniſchen Geiſte der neuen Welt anzubequemen und ſich, falls ſein Kaiſerthron breche, zum lebenslänglichen Prä-

fidenten des Freistaates Mexico wählen zu lassen oder auch auf eine Theilung mit den Juaristen einzugehen.

Nachdem wir diese Meinung ausgesprochen hatten, mußten wir uns zum Schweigen verurtheilen, weil der Chor der Stimmen, der das Gegentheil verkündete, allzulaut war. Wir mußten es auch ruhig hinnehmen, als unsere Vermuthung, die Kaiserin Charlotte leide nur an einem Hamlet-Wahnsinn, und ihre „Verrücktheit" bestehe einfach in unüberwindlicher Aversion gegen den zur Disposition gestellten Cäsar, einem weisen Kopfschütteln begegnete.

Jetzt sind die klugen Zeitungsschreiber schon wankend geworden. Thatsachen sind an's Licht getreten, aus denen erhellt, daß ein erbitterter Conflikt zwischen Maximilian und den Franzosen besteht. Die Briefe des Habsburgers sind auf französischen Schiffen unterschlagen worden, die Fabeln, welche den transatlantischen Kaiser zum Harlequin machen wollten, der nur durch französische Drähte in Bewegung gesetzt werde, erweisen sich als französisches Fabrikat, die amerikanischen Sendlinge gehen schonend mit den Interessen Maximilians um, der in ein tragisches Dilemma gebrachte österreichische Erzherzog kennt kein anderes Streben, als sich von den Franzosen zu emancipiren. Auch wird allmälig in den Blättern eingestanden, daß die Sage von dem Wahnsinn der Kaiserin Charlotte von Leuten ausgesprengt sei, welche wissen, daß die Kaiserin sich im Besitze von Briefen befindet, deren Inhalt für Napoleon den Dritten mißfällig ist, daß sie diese Briefe nicht herausgeben wolle, und daß sie somit über den Ruhm des Kaisers der Franzosen verfüge. Dies streift schon recht nahe an Dasjenige an, was wir sogleich über den eigentlichen Grund der Geisteskrankheit jener hochbegabten, liebenswerthen, resoluten Dame sagten, die gewiß mit vernünftiger Spannung den gefährlichen Lauf des Schiffleins ihres Gemahles verfolgt und die nicht verfehlen wird, im richtigen Momente wieder das Boot zu besteigen, welches den Kaiser Maximilian trägt und sein Unglück.

Es ist die clericale Partei, die den Kaiser Maximilian aufrechtzuhalten sucht; — dieselbe Partei, welche es im Namen einer gründlichen Entwickelung der heutigen Krisis für nothwendig erachtet, daß der Papst die Stadt Rom verlasse: — dieselbe Partei also, deren Berechnungen denen des Kaisers Napoleon schnurstracks entgegenlaufen. Wer sich nun erinnert, mit wie vielen Fäden die Existenz Oesterreichs an jene Partei geknüpft ist, der wird die Unmöglichkeit einer Allianz zwischen Wien und Paris erkennen. Oesterreich kann, um eine unklare Pause auszufüllen, mit den Napoleonischen Ideen, deren Flügelschlag immer mehr erlahmt, liebäugeln, aber seine Lebenszwecke liegen in anderer Richtung.

Mag mittlerweile noch eine oder die andere Scene des italienischen Einheitsdramas in der Weise ablaufen, wie dergleichen Dinge es thun, die der Sittlichkeit, dem Rechtswunsche, der historischen Aesthetik nicht entsprechen, die aber nun einmal vor sich gehen müssen, weil die einzige Chance der Vernunft in ihrer einstweiligen Ohnmacht besteht.

Die Neujahrsanrede des Königs Victor Emanuel an die Deputation des italienischen Parlaments enthielt die drei Worte, die heutzutage in fast

jedem officiellen Aktenstück wiederkehren: Frieden, Einheit, Armee. Es liegt ein gewisser Mysticismus in dieser Zusammenstellung, welche daher unseren politischen Glauben stark herausfordert; aber wir haben unseren Verstand schon so vielen Unbegreiflichkeiten gefangen geben müssen, daß wir die kleine Zumuthung des Königs Victor Emanuel wohl auch noch in den Kauf nehmen können. Was den Einheitsgedanken betrifft, so hat freilich bisher die Erfahrung gelehrt, daß er der Erzeuger von Kriegen und Revolutionen ist. So lange Italien von dieser Idee bewegt wurde, war es von Erschütterungen heimgesucht, die Dynastien fielen, und der letzte weltliche Monarch auf italienischem Boden konnte sich nur behaupten, indem er seinen erblichen Namen verflüchtigte. Sollte nunmehr bereits der Frieden in die Gemüther zurückgekehrt sein? Wir könnten dies vielleicht für möglich halten, wenn die Einheit Italiens wirklich so vollkommen durchgeführt wäre, wie der König Victor Emanuel sie darstellt. Aber es befindet sich auf der Halbinsel ja noch ein geistlicher Herr, dessen Souveränetät den Principien der Unita widerspricht und dessen Sturz von einer starken Partei angestrebt wird.

Victor Emanuel mag es aufrichtig meinen; wenn er durch seine Worte die Betheuerung hindurchblicken läßt, daß er zufrieden sei, daß er nicht nach der Eroberung Roms trachte, daß er jetzt die natürlichen Grenzen seines Reiches errungen zu haben glaube. Einem Monarchen, selbst wenn er noch so revolutionär aufgetreten ist, haftet immer noch ein Theilchen Mäßigung an, er muß Rücksichten nehmen, er muß auch die Stimmungen benachbarter Herrscher berechnen, er schreckt wohl auch davor zurück, sein Volk noch tiefer in Schwierigkeiten zu stürzen. Wenn es also anginge, so würde Victor Emanuel dem Königreiche Italien das ne plus ultra zurufen. Gleichwohl halten wir es für unmöglich, daß es ihm gelingen werde, seinen Thron von der Quelle, aus welcher derselbe hervorgegangen und von der Bundesgenossenschaft, durch die er gewachsen ist, loszutrennen. Jene Quelle ist der Garibaldismus; das Freibeuterthum führte den König nach Neapel, nach Ancona, nach Florenz, nach Parma. Das Garibaldinische Element wird fortfahren zu gähren, und nach einer kurzen Ruhepause, in der vieles von staatsmännischer Klugheit, weiser Selbstbeschränkung, dauernder Institutionengründung die Rede sein wird, dürfen wir uns darauf gefaßt machen, daß der Garibaldismus einen neuen und diesmal siegreichen Feldzug nach dem Capitol unternehmen wird.

Die Stille, die jetzt in Rom zu herrschen scheint, muß unser Urtheil nicht irre führen. Diejenige Abtheilung der revolutionairen Partei, welche zunächst über die Vorgänge in Rom gebietet, ist gut geschult, sie steht unter dem Commando Ricasoli's und sie wird sich nicht rühren, so lange die Verhandlungen zwischen Rom und Florenz sich in der Schwebe befinden. Sobald es aber klar wird, daß der Papst keinen Pact mit den Producten der Revolution schließen könne, fängt die Arbeit für das sogenannte National-Comité an. Man wird sich Mühe geben, ein möglichst anständiges Erdbeben zu erzeugen, ein Bodenzittern, bei welchem der Papst auch nur in ein gewisses Zittern gerathen müßte, bei welchem jedoch die Höhe der Kunst er-

reicht wäre, wenn der Papſt ſich beſtimmen ließe, trotz des Darniederſinkens der clericalen Verwaltung immer noch in Rom zu bleiben und ſein Martyrium gründlich durchzukoſten.

Dies würde etwa die zweite Scene in dem Drama ſein, deſſen erſte Scene durch den Abmarſch der franzöſiſchen Truppen aus Rom bezeichnet ward. Die letzte Scene wäre es nicht. Der Papſt würde bald die Unhaltbarkeit ſeiner Rolle erkennen, und ſobald es ſo weit wäre, würde der Garibaldismus auf's Neue die Bühne beſteigen. Solch ein Ausgang kommt uns unvermeidlich vor; und im Vorblick auf ihn gewinnt die Erwähnung der Armee als civiliſatoriſcher Macht in der Rede Victor Emanuels an Bedeutung. Gewiß, die Armeen ſind für unſere Epoche die einzige conſervative Macht, welche der Geſellſchaft als Stütze dienen, nachdem die Gemüthsregeln, die Rechtsgrundſätze, die Vertragsſchranken, die bisher den Nationen einen Halt verliehen, ihre bindende Kraft eingebüßt haben. Sie ſind die einzig conſervative Macht, und darum ſind ſie die einzigen Körper, welche im Wachſen begriffen ſind. Auf der Spitze der Entwickelung werden der Garibaldismus und die Armeen ſich miteinander meſſen — nicht blos in Italien, ſondern in allen Ländern Europas, welche in die Bahnen des Nationalitätsprincips gerathen ſind.

Doch fällt uns hierbei ein Gedanke bei, der freilich ſeines halsbrechenden Characters wegen nur in einem anklingenden Bilde ausgedrückt werden darf. Indem wir das Phänomen beobachten, wie der Garibaldismus und die Armeen einander ſuchen, gedenken wir eines Romanes von Hoffmann „Die Elixire des Teufels", in welchem zwei Doppelgänger hintereinander hereilen. Sie ſchmähen einander, ſie wünſchen einander zu vernichten, und im Moment der Entſcheidung erkennen ſie, daß ſie ein und daſſelbe ſeien.

Wir nahen dem Gebiete des Myſticismus. Kein Wunder, da die Heimath der Myſtik, der Orient, ſich aufthut und uns mit der orientaliſchen Frage beſchenkt.

Graf Bismarck hat in der Rede, die er bei der Debatte über das ſchleswig-holſteiniſche Einverleibungsgeſetz hielt, auf die Thatſache hingewieſen, daß die Haltung, welche Oeſterreich im Jahre 1854 den orientaliſchen Wirren gegenüber beobachtete, die Verantwortlichkeit für den Gang, den die Politik Europas von jenem Jahr an nahm, tragen müſſe. Es kommt darauf an, ob Oeſterreich dieſe Wahrheit beherzigen wird. —

Die Conferenzberathungen über die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes ſind raſch vorwärts geſchritten. Das Chor der Zeitungen hat ſich unterdeſſen mit Erörterungen über das Norddeutſche Normalbudget und über die Wählbarkeit der Beamten für das Norddeutſche Parlament beſchäftigt. Ahnten ſie etwa, daß der aus den directen und allgemeinen Wahlen hervorgehende Reichstag der Hebel ſein wird, durch welchen unſer Conſtitutionalismus aus dem bisherigen agitatoriſchen und phraſenhaften Boden werde herausgehoben werden? Gleiches kann nur durch Gleiches beſiegt werden. Man führe gegen das Geſchrei der Wühler die vernünftigſten Reden in das Feld, und man wird das Getöſe der unduldſamen Parteimenſchen erhöhen. Man erlaſſe gegen den

Mißbrauch der Freiheit Verordnungen, wie sie nicht besser auf den zehn Tafeln stehen könnten, und man wird nichts weiter bezwecken, als daß die Volksrhetorik um einige denunciatorische Wendungen bereichert wird. Aber man errichte gegen das Parlament ein Parlament, in welchem die Grundsätze des ersteren bis in ihre Folgerungen durchgeführt werden, man fasse die Opposition bei ihren eigenen Doctrinen, man stelle dem aus indirecten Wahlen hervorgegangenen Abgeordnetenclub die directe Wahl gegenüber, und man wird den Probirstein, wider welchen nichts Halbes stichhält, zum Vorschein gebracht haben.

So ist es auch mit der Beamtenfrage. Nach der Lehre der Constitutionellen soll die Volksvertretung eine Art von Richtercollegium sein, welches über die Verwaltung des Landes zu urtheilen hätte. Wie kann es nun zu dieser Lehre stimmen, wenn die Verwaltungsbeamten selber sich in die Volksvertretung drängen? Man vernimmt aus dem Munde jedes freisinnigen Mannes den Satz, daß die Justiz von der Verwaltung getrennt werden müsse. Wird nun nicht diesem Axiom ins Gesicht geschlagen, wenn die Männer, in deren Händen die Administration des Landes liegt, die richterliche Gewalt des Parlaments für sich auszubeuten trachten? Ein anderer Freiheitssatz lautet, daß Ankläger und Richter nicht in einer Person vereinigt sein dürfen. Darf es also gestattet sein, daß das Beamtenthum der Kammer über die Haltbarkeit seines eigenen Systems judicire? Die Folgerungen des Constitutionalismus leiten auf die Fernhaltung der Beamten aus der Volksrepräsentation. Letztere soll fortan eine reine sein. Die unabhängigen Elemente des Volkes sollen ans Tageslicht gefördert werden. Kein Radicaler, kein Oppositionsmann, — und wäre es Herr Waldeck oder Herr Twesten, — wird gegen diese Consequenz etwas einwenden können. Und in allem Ernste: falls der Costitutionalismus in Preußen lebensfähig bleiben soll, so muß die bisherige Form unserer „verfassungsmäßigen" Wirthschaft, welche eben nur ein Schisma innerhalb des Beamtenthums selber darstellte, ein Ende nehmen.

Setzen wir den Fall, daß für das spätere Norddeutsche Parlament die Bestimmung, welche die Nichtwählbarkeit der öffentlichen Beamten verfügt, durchginge, so wird freilich dem preußischen Phänomen, welches eine Masse von Beamten als Sterne erster Größe an dem Himmel des Abgeordnetenhauses erglänzen ließ, jeglicher Leuchtstoff entzogen sein. Und hierdurch erklärt sich der Schrecken, der gegenwärtig in den Reihen unserer Oppositionellen herrscht. Offen gestanden, war das Abgeordnetenhaus eine Reihe von Jahren hindurch der Ablagerungsort für den Mißmuth, den eine große Anzahl von Beamten wegen der Langsamkeit ihrer Carriere hegte. Die Herren hatten sich ja auf den Höhen der Wissenschaft ergangen, d. h. sie hatten die Formeln gelernt, in denen man über die Probleme des Staates, der Kirche, des gesellschaftlichen Lebens abzusprechen pflegt; sie fühlten demnach das Zeug in sich, das zum großen Staatsmann gehört; sie wurden von dem Drange getrieben, die Welt durch die Schätze ihrer Intelligenz zu beglücken. Wäre es nicht grausam gewesen, sie in irgend einer Provinzialstadt versauern zu lassen? Nein, sie mußten die seligen Gipfel des Olymps stür-

men, ſie wurden Volksredner, Vereinsgründer, Abgeordnete. Inſofern war das bisherige Abgeordnetenhaus das Symptom einer Kriſis im bureaukratiſchen Körper ſelber. Und wenn auf der einen Seite eine Reform des Hauſes in Sicht befindlich iſt, ſo muß hiermit eine Reform des Beamtenthums und eine Wiedererweckung jener bureaukratiſchen Integrität, für welche die Zeiten Friedrich Wilhelms III. klaſſiſch ſind, parallel gehen.

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

15.

Der grauſe Tod des Grafen Michael von Eichen wurde zwar von den weiblichen Mitgliedern der gräflichen Familie — Stiefmutter und Stiefſchweſter des Erſchlagenen — in tiefer Erſchütterung ſchwer beklagt, doch konnte er die Frauen in ihrem Innerſten nicht treffen, weil ſie mit Michael nicht in einem engeren geiſtigen Bunde gelebt. Den Vater traf der Hinfall ſeines Lieblings hart, auf den er überdas die Hoffnung ſeiner Zukunft gebaut, doch in ſtolzer Selbſtkraft kämpfte der ſtoiſche Mann ſich vom Schmerze frei, das Leben hatte ſeinen Fortgang wie ſonſt, in Verſchloſſenheit blieb der Graf wie er geweſen. Des Todten ward nicht weiter erwähnt, auch wider Frau und Kind nicht, weil ein an's Raſende grenzender Affect, den der Graf verachtete, ſeinen Sohn hingeriſſen. Vor innern Anklagen und Vorwürfen wider Leo ſchützte ihn ſein Gerechtigkeitsgefühl; vielmehr war ja auch dem Leo durch Michael ein Unrecht geſchehen. — So geſtimmt war dieſe Familie in Hinſicht auf den Trauerfall, den die Zeit auch ſchon zu überwinden begann. Der Graf gab heute eine Jagd, hatte Geſellſchaft geladen, die er in Begleitung der Frauen auf einem ſeiner reichen Jagdſchlöſſer empfing und erwartete. Jetzt trat er allein in ſeinen Waffenſaal herein, und ſchien ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Draußen ertönte ein kurzer Ruf von Jagdhörnen, der ſich auch im Folgenden einige Male wiederholte. Der Graf merkte zwar auf, doch ließ der anſehnliche, kräftige Mann nachſinnend ſich nieder, in Erwartung Eleonorens, ſeiner Gemahlin. So ſprach er: Daß bei ſo herben Verluſten Cäcilie mir einſchlüge! Zwar beherrſcht ſie dieſer mir abtrünnige, leider allzugeiſtige Leo, ihre Verbindung mit dem Grafen Oſten iſt ſicher nicht nach ſeinem ſublimen Sinn und Geſchmack, auch wird ſie ſelbſt nicht entſchieden ſein für dieſen Verein — doch Cäcilie iſt fügſam. Wenn wie zeither ihr Verkehr mit dem flüchtigen Bruder unterbrochen bleibt, dann darf ich hoffen, daß ſie dem Wunſche und Willen ihrer Eltern nachkommen werde. Wo nicht, ſetzte er ſchneidend entſchieden hinzu,

unnachſichtig verfolg' ich dieſen Plan. Beſſer beraub' ich mich auch dieſes Kindes, als daß ich dulden ſollte, auch ſie in eine Lebensweiſe übergehen zu ſehen, die keine Gemeinſchaft hat mit der meinigen, mit der Lebensweiſe aller Verſtändigen.

Er ſtand auf, denn Gräfin Eleonore war eingetreten, eine weiche Erſcheinung, ganz Weiblichkeit, im Lebensalter nahe der Matrone, doch geiſtig jugendlich in Bezeigen und Wort. Er empfing ſie gütig, milde, ſo ſagt' er: Ich wartete deiner, Eleonore. Wie nahm Cäcilie die Kunde auf von der nun entſchiedenen Werbung des Grafen?

Sie berichtete wie in ſchüchterner Sorge: Unſere Tochter ſchien anfangs beſtürzt, faßte ſich aber gleich wie ſie pflegt, und hörte mich dann mit Ruhe.

Das iſt erfreulich, ſagt' er erleichtert. Sie würdigt des Freiers feſten und ſelbſtthätigen Charakter, ſeine hohe Staatsſtellung, ſeinen Rang und Reichthum.

Die Gräfin erwiderte faſt mit Aengſtlichkeit: Sie gedachte ihrer großen Jugend und Unerfahrenheit, und meinte nicht ſogleich, nicht leicht ſich entſcheiden zu können: ſie bittet um Zeit, um Aufſchub.

Er ſtutzte und ſprach herb und kauſtiſch: Jugend, Unerfahrenheit waren wohl nie Urſache, die Ehe zu weigern. Unerfahrenheit? Ein faſt ironiſcher Einwand. — Meinſt du, Eleonore, daß deine Tochter mit Aufrichtigkeit dir erwiderte?

Ohne Zweifel, verſetzte ſie zum erſtenmal beſtimmt und warm.

Ich meine es nicht, verſetzt' er trocken, ſtreng ernſt. Erwähnte ſie nicht ihres Bruders?

Eleonore erwiderte ſchüchtern: Sie bat, über den Antrag brieflich mit Leo berathen zu dürfen, den ſie ſeit vielen, langen Monden nicht habe ſehen und ſprechen dürfen.

Herriſch und affectionirt antwortete der Graf: Sie bleibt vor wie nach in aller Hinſicht von ihrem Bruder getrennt; du verbieteſt ihr dieſe ſchriftliche Berathung. Leo iſt der Gegner unſerer ganzen Art zu ſein, und überdas, wie ich in Erfahrung gebracht, ſchon ſeit der Schule ein perſönlicher Gegner Oſtens. Er würde Cäcilie mit Erfolg von dieſer Verbindung abmahnen, denn bis jetzt hat ſie des Grafen Perſönlichkeit gleichgültig gelaſſen.

Eleonore verſetzte beklommen: Ich fürchte ſehr, ob unſer nun einmal ſo ideal geſinntes Kind werde jemals dieſen durch und durch wirklichen Charakter verſtehen lernen.

Seine Tüchtigkeit erheiſcht es, daß ſie ihn hochſchätze, und dies iſt genug, verſetzt' er kurz. Gatten, die ſich gegenſeitig achten und ſonſt nicht widerwärtig ſind, können auch mit einander auskommen. Weitere Forderungen, die etwa der Menſch an den Menſchen ſtellt, erweiſt die Erfahrung als chimäriſch. Im Grunde muß man doch ſich ſelbſt alles ſein, einander iſt man nicht viel. Graf Oſten iſt bei vielen glänzenden Eigenſchaften ein Menſch von Werth, Cäcilie muß ihm ein Zutrauen haben — ſie ſoll ſeine Gattin werden.

Es iſt eine Wahrheit in deinen Worten, ſagte Cäciliens Mutter, und

du haſt zu befehlen. Ich bin gewöhnt, dir zu gehorchen und fand in dieſem Gehorſam zuletzt meine Freude.

Ich lieb', ich ehre dich, ſagt' er mit Wärme, — Eleonore, wir haben mit einander gut gelebt; daſſelbe Glück gönn' ich unſerer Tochter auch. Auch mag ich dir andere Motive nicht hehlen, die mich dringend dieſe Heirath wünſchen laſſen. Ich empfand von je eine häßliche Lücke in meinem Glück. Reichthätig und vielwirkſam, bin ich doch nur Privatmann; die rechte geſellſchaftliche Ehre und Auszeichnung wird doch nur den Würdeträgern in Staat und Kirche. Die militäriſche Carriere Michaels, obſchon ich ſie lieber im intelligenteren Civil gewünſcht, gab mir doch ein Genüge; er brach mir weg in ſchrecklicher Art — ich habe den Verluſt verſchmerzen müſſen; doch davon nicht. Ich ſage, Leo durchriß alle dieſe meine Hoffnungen, die ich auf ihn ſtellen durfte. Graf Oſten aber verheißt eine Zukunft, die den Ruhm und Glanz meines Namens und Hauſes, wie hoch derſelbe auch geſtiegen, erhöht. Er hat die Anwartſchaft auf die höchſte Staatsſtelle, er wird der Nächſte an dem Throne ſtehen. — Dieſer ſelbſt mir ehrenvolle Verein muß zu Stande kommen. Gieb Cäcilien das zu bedenken; auch ſie iſt nicht ohne Ehrgeiz. Dann vergleiche doch das armſelige Loos derer, die nicht ihren Sinn vorherrſchend auf die Gegenwart gerichtet. Du zeigſt ihr in ſolchem Lichte die Geſchichte ihres Bruders. Leo hat eigenwillig wider meine Abſicht und meinen Rath eine Richtung genommen, die ihm nur bittern Mangel aller Art einträgt. Ohne Güter und ohne Anſehen lebt er dahin, und ſeine Ausſicht in die Zukunft mag verzweifelt ſein. Wie hat dieſer verwegene, trotzige Geiſt meine Pläne gekreuzt, mein Leben verdüſtert, und mich beinahe um alle Zukunft gebracht.

Vergeſſen wir nicht, ſprach Eleonore, doch ziemlich verzagt, daß die erleuchtetſten Männer ihn als Dichter, Denker und Chriſt hochgeſtellt.

Andere Erleuchtete unter meinem Geſichtspunkt haben ihn getadelt, verſetzt' er trocken. Dies aber ſteht feſt, er dichtet nicht im Verſtändniß ſeiner Zeitgenoſſen, ſeine Schriften treffen nicht den Geſchmack der Gegenwart. Die Myſtik des Chriſtenthums, jederzeit das Intereſſe Weniger, hat jetzt keine Anbeter. Die Zeit terreſtriſcher Zwecke iſt gekommen, man hat ſich der Poeſie und Theorie abgewandt; der Beherrſchung der Erde, zunächſt dem cui bono gilt wieder alles Beſtreben. — Er brach ab und fuhr in ſeiner Weiſe ſchroff fort: Frage Cäcilie, ob ſie den Nothſtand ihres Bruders einem genußreich edeln Leben vorzöge? Unſer unumſtößlicher Wille ſei es, ſie wie ihren Bruder dahinzugeben, wenn ſie nicht mit uns nach unſerer Weiſe leben wolle.

Eleonore erhob ſich nun zu einem Muth, zu ihrer unläugbaren Würde, ſie erwiderte lebhaft: In ſolche Entſchiedenheit mag wohl der Verſtand willigen doch nimmermehr das Herz. Mein Gemahl fürchte ſich. Beide unſre Kinder — unſer, unſer — ſind ſehr erleſene Menſchen, großbegabt, von hoher Reinheit der Geſinnung, geiſtwürdigen Wandels; ſie prangen in Jugendblüthe, ſchön wie das Zwiegeſtirn: ſie aufgeben zu wollen, weil ſie eigener Art mehr dem großen Leben ſich zugewandt als ihrer Zeit und Welt, iſt ein

Vorſatz, hart und übermenſchlich, eine Beſtimmtheit, deren Strenge und Abgezogenheit uns nicht gebührt. Du würdeſt erliegen, wenn du demgemäß die widerſtrebenden Kinder auf die Dauer dir zu entfremden und zu entfernen gezwungen wärſt. Demuth, mein Gemahl, Demuth. Das Menſchliche laſſe uns mit Menſchlichkeit erwägen und darnach thun.

Der Graf erwiderte zuſammengefaßt, milde: Bedurfte es dieſes Zurufs? Ich vermochte es nicht über mich, dem Zuge von Leo's Genie gewaltſam entgegenzutreten, obſchon ich ihn und ſeine Begeiſterung innerſt gar nicht verſtehe. Wie ſeine Zeitgenoſſen begegnete ich dem Myſtiker kühl und ohne Antheil, ließ ihn jedoch gewähren: er gab das Vaterhaus auf, nicht ich hab' ihn gebannt, er bannte ſich ſelbſt und ich bin in Sorge wie es ihm ergehen mag. Es ſchmerzt mich in ſeiner wie ich weiß ſtolzen Seele, daß er vereinſamt, in Abgeſchiedenheit, ja in Armuth leben mag. Allein was thun? Ich hatte auf ſeine eminenten Fähigkeiten, auf ſeine große Bildung die herrlichſte Hoffnung erbaut; er ſollte in der Carriere glänzen, die nun Graf Oſten mit ſolchem Glück verfolgt: iſt es nicht genug, daß ich ihm meine getäuſchte Erwartungen nicht entgelten laſſe? Nur ein meiner Natur höchſt gerechter, angemeſſener Zorn ſchützt mich vor der Ermattung durch Sympathie. — Nun, unſere Cäcilie! Auch ſie lebt in dem Intereſſe eines Geiſtes, den ich mir nicht zur Anſchauung zu bringen vermag. Soll ich es leidend anſehen, daß auch ſie an ein doch vielleicht nur hohles, eigenſinniges Streben die Jahre des Muthes und der Jugend vergeudet? Weit beſſer, meine Tochter durch Zwang in dem Geleiſe der Zeit zu erhalten, an das ſie Gewohnheit ſchon beglückend feſſelnd wird, als daß ich einem gar eigenthümlichen, faſt vereinzelten Hange nach Glück und Freiheit nachſehe, der wahrſcheinlich erfolglos bleiben muß.

Wahrſcheinlich nur! faßte Eleonore das Wort auf. Leo rechtfertigt durch gehaltvolle, großbegeiſterte Schriften ſeine Lebensſtellung, und Cäcilie, keineswegs Schwärmerin, würdigt tief und ernſt die ſittliche Beſtimmung des Weibes. Wie eben jetzt dies ſtreng jungfräuliche Bild mir aufgeht — Lieber, wir ſollten dieſem Weſen die Wahl des Gatten gänzlich ſelbſt überlaſſen.

Nein, entgegnet' er feſt, Eltern haben für ihre Kinder zu wählen, die Vernunft nur kann vernünftige, glückſelige Bünde ſchließen, Genieehen ſchlagen jederzeit in gegenſeitige Entfremdung der Gatten oder in Rohheit aus, und — Mit einer zürnend ſchmerzlichen Aufwallung unterbrach er ſich und fuhr fort: Eleonore, warum gab uns das Geſchick Kinder, die ſelbſteigen ihren Weg zu gehen ſo kühn ſind! Was iſt es mit dieſem Genietreiben, mit dieſen Excluſiven und Subjectiviſten — müſſen nicht alle die ſogenannt hohen Menſchen zuletzt doch unterkriechen, und mit dem Opfer vorüberrauſchender Illuſion in die gemeine Ordnung der Dinge ſich fügen? Die geprieſenſten Geiſter unterwarf und mit Recht die ungeheure Macht gemeiner Objectivität. Unſre Zeit iſt wach und dieſer Erkenntniß voll: die ſchauſpieleriſche Verehrung ſchauſpieleriſcher Menſchengröße iſt überall erloſchen. — Wir nur werden poſthumiſch beglückt mit dieſen wunderhaften Kindern, mit der Rarität von ſich wiſſenden Perſönlichkeiten: ſollten wir mit und an ihnen

den überwundenen Cult des Genius üben auf Koſten der Raiſon und deſſen, was hergebracht iſt und unbezwinglich herrſcht und herrſchen ſoll? Nein, und immer nein! Wir müſſen unſeres Geſchickes Herr bleiben. Leo gehe hin. Cäcilie aber wirſt du auf das ernſteſte von meinem Willen unterrichten. Ich ſetze alles an meinen Zweck; wieviel ich ſonſt auch opfern muß — ihr wißt, ich halte Wort.

Jetzt ertönten auf's Neue die Waldhörner. Der Graf brach mit den Worten auf: Ich werde Oſten in Kenntniß ſetzen, daß unſere Tochter geneigt iſt, ihn zu hören. Kündige ihn ihr an; er wird ſofort erſcheinen, perſönlich um ſie zu werben. Verfahre klug.

Eleonore blieb eine Zeit ſchwermüthig ſinnend ſich ſelbſt überlaſſen. Ihres Gemahls eiſerne Entſchiedenheit gegen ſo ſtarke, ja erhabene Charaktere, wie die ihrer Kinder, konnte möglicher Weiſe zu den ſchlimmſten Begegnungen führen, wo nicht von ſchrecklichen Erfolgen ſein. Doch bald verfiel ſie wieder in den Ton gemeiner Reſignation. Wenn ſie der Welt das Ideal geopfert und ſich wohl befunden, warum ſollte Cäcilien nicht ein behagliches Leben anmuthen, warum ſie nicht in der Obedienz der ſittlich bindenden Verhältniſſe ſich dieſe Verhältniſſe genußreich aneignen. Die urſprünglichen Forderungen des Geiſtes erfülle doch kein Gott, aber ſüß ſei der ſchöne Trug des gemeinen Lebens, verklärt durch Phantaſie und ſittlichen Muth. Wenn der Adler auf ſeinem Hungerfelſen ſich in Unruhe und Begier verzehre, ſo baue unbekümmert die Lerche des Feldes in einer Fülle von Gütern. Um glücklich zu ſein, müſſe Cäcilie gehorchen; ihre Zukunft werde dann wenig zu wünſchen übrig laſſen.

16.

Cäcilie, Gräfin von Eichen, die jetzt zu ihrer flachberuhigten Mutter hereintrat, zählte kaum ſechszehn Jahre; ſie erſchien jedoch in gänzlicher Vollendung ihres plaſtiſch edeln, großidealen Wuchſes. Ein hoher Ernſt war über ſie verbreitet, ihr Weſen und Bezeigen hatte etwas Erinnerndes, erweckte Bewunderung und Rührung. Das außerordentlich ſchöne Haupt trug ſie etwas geneigt und in den feinen und großen Zügen dieſes Geſichts webte doch ein ſo weiches und ſeelenvolles geiſtiges Wohlwollen, daß es ſelbſt jetzt in ihrer peinlichen Lage über den Ausdruck ſtolzer Schwermuth und quälender Erbitterung ſiegte. Cäcilie war ihres Bruders Echo; ſein Geſchick griff wie ein eigenes in ihr Herz, aus ſeinem Geiſt und Lieben ſog ſie Nahrung, ſie liebte ihn mehr als ſich ſelbſt. — Bei ihrem Eintritt fragte ſie nicht ohne Schärfe, welche Antwort Eleonoren von ihrem Gemahl geworden, doch gleich ſetzte ſie in einem herzgewinnenden, tragiſch erſchütternden Ton hinzu: Mutter, was ſagte mein Vater?

In dieſem Moment einer Parteinahme für den Vater wider ihre Kinder ſagte Eleonore nicht ohne Härte: Er beharrt auf ſeinem Sinn, und verbietet dir im voraus die Berathung mit deinem Bruder und jeden Verkehr mit ihm.

Cäcilie erbebte in ſich.

Eleonore fuhr in unnachſichtiger Strenge fort: Dein Vater läßt durch

mich dir ankündigen, daß er den Grafen Osten von deiner nicht ungeneigten Stimmung für ihn unterrichten werde. Du sollst auf die sofortige Werbung des Grafen gefaßt sein.

Ein Zug tiefbittrer Ironie überflog Cäciliens Angesicht; mit einem entfremdeten, kalten, ja furchtbaren Lächeln sagte sie: Beharrt mein Vater auf seinem Sinn, sein Kind wie eine Sache für seinen Ehrgeiz zu benützen?

Eleonore stutzte vor diesem Ausdruck und angsthaft war der Ton, in welchem sie sagte: Wie sprichst du? Wir wollen nur dein eigenes Bestes. Dein Vater will das Glück seines Kindes.

Das Glück seines Kindes! sprach Cäcilie schwer aufathmend. Doch auf die Frage, welcher ist mein Nächster, würde mein Vater antworten, jeder ist sich selbst der Nächste.

Tief besorgt entgegnete Eleonore mahnend: Deine Stimmung ist nicht gut, Cäcilie, nicht gut.

Doch Cäcilie wiederholte: Die Stimmung meines Vaterhauses ist nicht gut. Bei diesem fortgehenden Zerwürfniß, wie ist Liebe und Geduld zu erhalten! Meine Träume, meine Hoffnungen! Mir droht ein ungeheurer Frost — Verzweiflung ist wohl das! O nicht davon. Wie aber? Welcher Mensch mag seine Sterne für das Staubleben von Tagwesen hingeben — dürft' er das! Wenn ich nun meinem Vater erwidere, ich kann's nicht?

Alles ist erwogen, sprach Eleonore düster. Für den Fall, daß du die Bewerbung ausschlägst, entschied dein Vater, daß er nichts mehr mit dir theile — du mögst bei deinem heimathlosen Bruder weilen.

Mein Bruder, unterbrach sie Cäcilie. Auch das noch und vornämlich das: ihn nicht berathen zu sollen, allen Verkehr mit ihm aufgeben zu sollen!

Cäcilie faßte und besann sich, dann sprach sie ruhig, klar und fest: Du weißt es, meine Mutter, daß ich nie auf mich und mein Geschick leidenschaftlich Bedacht genommen. Wenig kümmerte mich eigene Freud' und eigenes Leid, mein Zug ging andershin. Ich lebte wohl in Frieden mit einem selbstischeren, anderen Gefährten als dieser Freier zu sein verspricht. Ich würdige ihn auch in seiner Erscheinung, in seinem geistreichen Trachten nach Auszeichnung, in seiner Thätigkeit und Willenskraft; er entbehrt jedoch der rechten Poesie, des Glaubens. Der Himmel ist ihm zu. Er ist wohl bei allem Wissen, allem Gefühlsschwärmen in Kunst und Natur ein armer Geist. Dennoch, wie ich nun denke und bin, vorzüglich weil ich der Eltern tiefbegründeten Anspruch auf meinen Gehorsam fühle, höre ich auf seine Werbung.

Daran erkenne ich meine Tochter, sagte Eleonore erleichtert. So habe auch ich gedacht und gehandelt, und die Erfahrung bezeugt es mir, daß ich recht gethan.

Cäcilie fuhr ohne Antwort in lieblich ernster Nachdenklichkeit fort: Mutter, ich gedenke nicht in Uebung dieses Gehorsams mich selbst ansehen zu dürfen, obschon ich auch hier nicht einem unbedingten Befehl des Vaters folgen kann. Die Entscheidung ist mein, und so werde ich antworten.

In einer tiefen, innern Aufwallung trat das Herz in ihr Antlitz, in ihre Augen; es war, als solle sie aufschluchzen, doch fuhr sie in einem festen,

ja gelaſſenen Tone fort: Dies ſei — allein daß ihr die Berathung mit meinem Bruder mir unterſagt, iſt grauſam, vergällt mein Herz, verfeindet mich wider euch. Mit dem Verbote allen Verkehrs mit meinem Bruder verbietet ihr mir, das Angeſicht zum Himmel aufzuheben.

In furchtbarer, nichtsachtender Entſchloſſenheit und Ruhe ſprach ſie fort: Eh' ich dieſem, eurem Gebote folge, will ich hinausflüchten in die weite Welt und mein Brod verdienen. Es darf nicht ſein, in der Forderung meines tiefſten Herzens darf ich nicht gekränkt werden — das ertrag' ich nicht!

Eleonore erſtaunte und erſchrak auf's Neue vor ihrem fragenden Blick, und bei dem drohenden Familienconflict in zwiefacher Sorge und Furcht um der Größe und Klarheit willen dieſes kühnen Charakters erwiderte ſie: Du übertreibſt, Cäcilie, wie überhaupt unſere Zuſtände, ſo auch unſere Forderung. Wenn Du in die Vermählung mit dem Grafen willigſt, ſo zerfällt deines Vaters Befehl in nichts, daß du hinfort von Leo gänzlich geſchieden leben ſollteſt.

Das bitt' ich, ich verlang' es, ſagte ſie vertieft und feſt, und fuhr mit einer ſchmerzlichen Wendung fort: Was habt ihr gethan! Dieſen Geiſtesmenſchen gebannt, der den Druck und die Engen eures unfreien, vielgeniedrigten, vielverhetzten geſelligen Lebens ſo oft durch Wort und That überwunden, der das immerdar nur anſcheinend bedeutende, ſchönſelige, denkſelige, werkſelige Treiben und jene nichtigen, ſterblichen, ausſchließenden Gefühle durch ſeinen Muth und Geiſt verklärt, und euch Theil haben ließ an der wahren Poeſie ſeiner freien, liebevollen Bruſt — ihn gebannt, eures Hauſes guten Geiſt habt ihr gebannt. O was habt ihr gethan!

Du ſollteſt deinen Klagen endlich Einhalt thun, ſprach Eleonore bewegt. Dein Vater hat ihn nicht verbannt; er ſelbſt hat ſich entfernt.

Wie konnt' er anders? ſprach Cäcilie. O ja, ſo lange man eine Hoffnung nährte, daß ſeine Schriften ſchnell ſich Bahn brechen, uns Ruhm und ein dem ſtolzen Adelshauſe immerhin fremdartiges, doch ſehr gewünſchtes, rein geiſtiges Anſehen vor der Welt eintragen würden, ſchien man freundlich auf ihn einzugehen, Ton und Stimmung unſeres Hauſes gewannen, lieblich und geweiht ſchien unſer Familienleben. Dann aber, je wie jene ehrgeizige, ſo äußerliche, armſelige Hoffnung ſchwand: mit welcher fürchterlichen Gleichgültigkeit ward dieſem feinen, reizbaren, höchſt geiſtigen Menſchen begegnet; man behandelte ihn in einer empörenden Langmuth und Duldſamkeit. Nun verflachte und verweltlichte je mehr und mehr unſer Haus. Werden nicht plump Schatten für Weſen genommen, tritt nicht aller Antheil an Wahrheit und ewigem Leben wider das nichtige Einzelintereſſe von Ephemeren zurück, giebt es für uns ein Weltall, eine Freiheit und Kraft, hohe Liebe, heil'ges Leben, darf der Name Gott noch ohne Mißbrauch genannt werden? In Zweifeln und Kritteleien, in grobem Leichtſinn und geiſtiger Erſchlaffung erſtarben alle Wunder der Freiheit. Ungeheuer litt er in euren Kreiſen, er mußte gehen. Wehe mir, daß er ging, ich entbehre mit ihm Alles — zu iſt mein Herz, verſchloſſen wider euch. Ich lebe die Tage hin in gleichgültiger Gelaſſenheit, vor der ich im Beſinnen oft erſchrecke, ob dieſe Ge-

laſſenheit nicht eben recht Verzweiflung ſei — dieſer Froſt, dies Losſein, dieſe Vereinzelung — Wehe mir!

Ernſt und gepreßt erwiderte Eleonore: Deine Denkart, liebes Kind, iſt überſpannt wie deine Lebensweiſe. Die düſtre Größe deines jungfräulichen Charakters entfremdet dich dem Leben. Der neue Bund, in den du treten ſollſt, wird dich der Welt wiedergewinnen. Dein Inneres wird einen Umſchwung erfahren. Das wirkliche Sein ſoll dir Reiz und Beſchäftigung gewähren, du wirſt in der Theilnahme an menſchlichen Dingen glücklich ſein wie Menſchen glücklich ſind. Ich glich als Jungfrau dir, du wirſt als Frau mir gleichen.

Abwehrend ſprach Cäcilie leidenſchaftlich: Was meine Zukunft ſei, hab' ich zu fragen jetzt kaum ein Intereſſe mehr. Er iſt einſam, freundlos hinausgegangen in die ſelbſtiſche, geiſtloſe Welt, ſeine Geſchicke waren ſchrecklich — ach und das anſcheinend geringſte der Leiden mag für ihn in Wahrheit das furchtbarſte ſein: er iſt mittellos, auf den Erwerb verſteht er ſich nicht — mich entſetzt's, was ſein Loos geworden.

Von der Sorge und Angſt des Augenblicks gedrängt ſprach ungeduldig Eleonore: Immer er und er! Der Name ſeines Vaters ſchützt ihn vor der äußerſten Noth, er wird ihn benützen wie es recht. An dich ſelbſt denke! Graf Oſten kann in der folgenden Minute vor dir ſtehen. Sammle dich, ihn angemeſſen zu empfangen. Die erſte Begegnung dieſer Art entſcheidet viel. — Im Begriff zu gehen verweilte ſie noch und ſprach nachdenklich mit Ernſt und Kraft: Dies erwäge mit Fleiß; nicht eine einſeitige Schuld iſt die Urſache der unſeligen Zerriſſenheit unſerer Familie. Wenn Leo, für den du leidenſchaftlich Partei nimmſt, ſeinem innerſt chriſtlichen Hange hier ein Bleiben nicht findet, ſo kann die durchhin profan verſtändige Natur deines Vaters, der ich mich anſchließe, nicht deinen Bruder anerkennen. Schätze vielmehr auf das Höchſte, daß wir ihn frei haben ſeine Wege gehen laſſen, die den unſrigen fremd ſind. Es iſt kein Zweifel, Recht und Unrecht ſind unter uns gleich vertheilt; ſo geht die Welt, es iſt der Welt Lauf und wer kann wider ſein Verhängniß! Dies bedenke, überſchwengliches und doch liebes Kind: Unſere Großmuth aber ſollſt du ehren.

Meine Mutter — begann zärtlich Cäcilie, weil Eleonore bis zu Thränen bewegt erſchien, doch die Mutter hörte nicht auf ſie.

Es ſei genug, ſagte ſie zuſammengenommen und verließ den Saal.

Cäcilie ſprach ſchwer nachſinnend vor ſich hin: Sie meinen es wohl nicht ſchlimm, aber es iſt ſchlimm. Ehe gedieh' eine Palme im hohen Norden als Leo unter ihnen. — Ein ironiſches, bitteres Lächeln umzündete ihre ſtolz aufgeworfene Lippe, wie ſie fortſprach: Das Klima überhaupt ſcheint heuer nicht darnach, daß ein hoher Menſch ſein Fortkommen habe. Mir däucht, die gegenwärtige Welt hat des Geiſtes Ueberdruß und der Aether der Empfindung artet ihr nicht an; was Wunder, daß ſie fort und fort kreuzigt, wenn ihr, wie edel geſtaltet auch, der ſinnliche Bedarf alles iſt. — Wegſchüttelnd ſprach ſie: O wie mag es jetzt um ihn ſtehen! Wenn er in Armuth umherirrte, mein hoher Freund — Schaam und Schreck laſſen mich den Gedanken der Schmach nicht

ausdenken! — Sie ward von einem Einfall ergriffen, ſo fuhr ſie fort: Dies wäre eine Auskunft; in einer Hinſicht doch wäre er ſo wider Bedrängniß und Verfolgung geſchützt. Füg' ich mich dem Willen des Vaters, ſo fällt mir genug des Beſitzes zu. Ich dürft' ihm eine Stätte bieten, wo er ſeinem großen Geiſt und Werk ungeſtört nachleben könnte. — Sie beſann und unterbrach ſich: Cäcilie, dir droht Gefahr, daß dieſe Sympathie dein ganzes Weſen verſchlinge. Sei freier, gefaßt. Der vorerwählte Bräutigam kann in jedem Augenblick erſcheinen. Ha, da iſt er.

Privat-Diplomaten.

Von Zeit zu Zeit bringen die Blätter Enthüllungen über Agenten, welche an den Höfen umherreiſen, den Cabinetten Nachrichten oder Ideen liefern, ohne einen irgend wie beglaubigten Character an ſich zu tragen. Zum großen Theil ſind dieſe Leute nur durch ſich ſelber bevollmächtigt, ſie beſchäftigen ſich mit der Politik aus Geſchmack, aus Ehrgeiz, oder aus Geldmangel. Wir wollen die Nützlichkeit dieſer Wander-Phänomene, welche gleichſam den Fruchtſtaub von einem Baum zum andern tragen, nicht beſtreiten; doch müſſen wir der Anſicht entgegentreten, als ob jene Männer eine unſerer aufgelöſten Epoche eigenthümliche Erſcheinung ſeien. Vielmehr war das vorige Jahrhundert an dergleichen Agenten reicher als das unſrige. Wir wählen hier die Geſchichte eines ſolchen Privat-Diplomaten, eines gewiſſen Clement, dem es gelang, den Hof Friedrich Wilhelms des Erſten in Verwirrung zu ſtürzen.

Clement war aus Ungarn gebürtig. Unter dem Namen eines Baron von Roſenau ſpielte er eine Zeitlang den Secretair bei dem Prinzen Ragoczy und deſſen Bevollmächtigten bei dem Utrechter Friedenscongreſſe. Von da hatte er ſeinen Herrn nach Paris begleitet und ihm daſelbſt die ſämmtlichen Papiere entwendet, welche er dem Prinzen Eugen von Savoyen übergab. Er wurde zwar dafür reichlich belohnt, aber doch nicht ſo, als er erwartet hatte. Aus Mißvergnügen verließ er heimlich Wien und ging nach Dresden, wo er den Namen Clement annahm und ſich daſelbſt in kurzer Zeit bei dem ſächſiſchen Feldmarſchall und Premierminiſter Grafen von Flemming bekannt machte. Weil nun dieſer Miniſter bei dem Clement eine genaue Bekanntſchaft mit den europäiſchen Staatsangelegenheiten bemerkte, ſo wollte er ihn in ſächſiſche Dienſte nehmen. Der Menſch nahm aber dies Anerbieten nicht an, ſondern begnügte ſich mit den anſehnlichen Geſchenken, die er öfters von dem Grafen von Flemming für die hinterbrachten Nachrichten empfing.

Clement hatte während ſeines Aufenthalts in Dresden bemerkt, daß der

Sächsische und Wiener Hof gegen den Berliner ziemlich kaltsinnig waren. Er machte folglich den Plan diese Höfe zu entzweien und durch ihre Zwistigkeiten sein Glück zu gründen. In dieser Absicht schrieb er an den König von Preußen und berichtete demselben, er habe ihm Sachen von der äußersten Wichtigkeit zu entdecken, und sei deshalb genöthigt selbst nach Berlin zu kommen. Zuvor ersuche er aber den König, ihm eine schriftliche Versicherung zu schicken, daß kein Mensch etwas von seinem Aufenthalte in Berlin erfahren, daß er mit Niemanden als dem Könige zu thun haben, und daß es ihm frei stehen solle, so oft als es seine Geschäfte erforderten, wieder abreisen zu können. Diesen Brief schickte er an den Hofprediger Jablonsky und bat denselben beikommendes Schreiben dem König selbst in die Hände zu liefern, und im Fall er Anstand nehme sich damit zu befassen, müsse er verantwortlich für das Uebel sein, was daraus erfolgen könne. Der geistliche Herr erschrak über die Gefahr, mit welcher der König bedroht wurde und fragte wegen dieser Sache den Minister von Marschall um Rath. Dieser war der Meinung, daß der Brief dem König müsse überliefert werden und er selbst übernahm dies Geschäft. Als Friedrich Wilhelm I. den Brief gelesen hatte; so ertheilte er dem Hofprediger Jablonsky einen Paß für Clement und befahl ihm, demselben zu schreiben, daß seine Ankunft in Berlin dem Könige willkommen sei, und daß er selbst, (nämlich Jablonsky) ihm auf Königlichen Befehl entgegen kommen, ihn in der Nacht in Berlin einführen und bei sich in seinem Hause behalten werde.

Sobald Clement zu Berlin angekommen war, hielt der König mit ihm eine geheime Zusammenkunft. Hier erzählte er, daß der Wiener und Dresdener Hof den Plan entworfen hätten, den König, wenn er auf der Jagd oder auf Reisen sein würde, gefangen zu nehmen, den Kronprinzen in der katholischen Religion unterrichten zu lassen und denselben unter der Vormundschaft des Kaisers auf den Thron zu setzen. Er fügte sogar noch hinzu, daß die vornehmsten Generale und Minister schon gewonnen wären und daß es jetzt nur noch darauf ankomme, die Seemächte zur Genehmigung dieses Plans zu überreden. Er selbst habe den Auftrag erhalten, nach dem Haag zu gehen, um in dieser Angelegenheit Unterhandlungen anzufangen: allein die traurigen Folgen, die hieraus entstehen könnten, und der Widerwille gegen die katholische Religion, welcher in ihm den Entschluß ein Protestant zu werden hervor gebracht habe, hätten ihn bewogen, dies Geheimniß dem König zu entdecken.. Zugleich bat er aber diese Sache als ein Geheimniß zu betrachten, und zwar so lange als er es für gut finden werde. Da er nun überdies die Wahrheit seiner Erzählung durch Briefe des Prinzen Eugen von Savoyen, des sächsischen Premierministers und Feldmarschalls von Flemming und der Minister des Königs beweisen könne; so müsse ihm der König sein ganzes Vertrauen schenken und zu einer Reise nach Holland die Einwilligung ertheilen, wo er die ehrgeizigen Pläne des Kaisers hintertreiben werde.

Der König gestand ihm nicht nur alles zu, sondern wollte auch nicht einmal die Briefe ansehen, welche Clement bei sich führte. Am folgenden Tage wurde nochmals eine geheime Unterredung angestellt. Clement erzählte

diesmal daſſelbe, was er ſchon am vorigen Tage dem König mitgetheilt hatte, bat aber auch Letztern ſehr dringend ſeine Augen auf die Briefe zu richten, die vom Prinzen Eugen und Feldmarſchall Flemming geſchrieben wären. Friedrich Wilhelm I. erkannte die Handſchrift beider Männer und war nunmehr von der Wahrheit jener Erzählung vollkommen überzeugt. Er betrachtete den Clement als ſeinen Retter, der ihm von Gott ſei zugeſchickt worden, und machte demſelben ſehr große Verſprechungen. Clement hingegen, um den König noch mehr für ſich zu gewinnen, ſpielte den Großmüthigen und verſicherte, daß er Nichts von ihm verlange und ſich für hinlänglich belohnt halte, wenn er ihn gegen das Unglück, womit er bedroht würde, ſichern könnte. Das Einzige, was er ſich ausbitte, beſtehe darin, daß er ihm die Koſten, die er im Haag etwa gebrauchen dürfte, um diejenigen, welche auf Seiten des Kaiſers wären, zu beſtechen, wieder erſetzen möchte. Auch fügte er noch hinzu, daß er für ſeine Perſon dem Scheine nach ganz nach den Inſtructionen und Befehlen des Wiener Hofes verfahren werde, daß er aber auch zugleich den König verſichere nicht das allergeringſte zu ſeinem Nachtheile zu unternehmen.

Friedrich Wilhelm I. war ſo ſehr durch dergleichen Reden eingenommen, daß er den Clement bat in Berlin zu bleiben. Dieſer aber erwiederte, daß er alsdann ganz außer Stand geſetzt ſein würde ihm zu dienen, weil der Wiener und Dresdner Hof, wenn er nicht zur beſtimmten Zeit im Haag einträfe, gegen ihn Mißtrauen ſchöpfen und demungeachtet ihre Pläne gegen den König ausführen würden. Dieſe Vorſtelluug that die gehörige Wirkung und Friedrich Wilhelm I. willigte in ſeine Abreiſe. Der König wollte ſeinem neuen Günſtlinge kurz vor der Abreiſe ein Geſchenk von 12000 Thlr. machen. Dieſer nahm es aber nicht an und zwar unter dem Vorwande, daß er bis jetzt noch nichts gethan habe wodurch er es verdiene. Eine ſolche ſcheinbare Uneigennützigkeit gefiel dem König ſehr und brachte ihm eine hohe Idee von Clements Charakter bei. Nichts verſchaffte jedoch dem Aventurier das uneingeſchränkte Vertrauen des Königs in einem größeren Grade als das Abſchwören der katholiſchen Religion und die Annahme des proteſtantiſchen Bekenntniſſes, denn Friedrich Wilhelm I. war ein ſolcher eifriger Proteſtant, daß er in allen Gegenden der Erde die gereinigte Lehre würde eingeführt haben, wenn er die hierzu erforderliche Macht gehabt hätte.

Nach Clements Abreiſe war der König ſtets traurig und in einem ſolchen Grade mißtrauiſch, daß er nicht einſchlafen konnte, wenn er nicht zuvor zwei geladene Piſtolen unter ſein Kopfkiſſen gelegt hatte. Der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau hatte nicht nur den traurigen Seelenzuſtand des Königs bemerkt, ſondern auch wahrgenommen, daß derſelbe gegen ihn ſeine Geſinnungen geändert habe. Dieſer letztere Umſtand bewog ihn, den König um die Urſache ſeiner Traurigkeit zu fragen, und zwar geſchahe dies auf eine ſolche Art, daß er das ganze Vertrauen des Königs wieder gewann.

Zwar hatte Clement ihm den meiſten Verdacht gegen den Fürſten von Deſſau eingeflößt; aber demohngeachtet erwachte die alte Freundſchaft. Friedrich Wilhelm I. umarmte den Fürſten, ſah ihn ſtarr an und ſagte: Reden Sie wirklich aufrichtig? Kann ich Ihnen noch trauen? — „Ja, Sie können

es, Sire," antwortete Leopold und warf ſich ihm zu Füßen. „Ich habe mich ganz Ihrem Dienſte geweihet; ich bin bereit mein Blut für Sie zu vergießen, um Sie davon zu überzeugen."

Nunmehr erzählte der König dem Fürſten Alles, was zwiſchen ihm und dem Clement vorgefallen war und ſchloß ſeine Erzählung mit den Worten:

„Ich habe Briefe vom Prinzen Eugen ſelbſt geleſen, in welchen Sie als Theilnehmer der gegen mich angeſponnenen Verſchwörung geſchildert werden. Was haben Sie einem ſolchen Beweiſe entgegen zu ſetzen?"

„Nichts," antwortete der Fürſt, „als daß dieſer Clement der größte Schurke und der infamſte Betrüger ſein muß, der je exiſtiret hat. Der Prinz Eugen kann mich eines ſolchen Verbrechens nicht beſchuldigt haben und ich bin überzeugt, daß er ſelbſt nie an das ſchwarze Complott, das man ihm aufbürden will, gedacht hat."

Nunmehr wurde Friedrich Wilhelm I. vom Fürſten von Deſſau ſehr dringend gebeten, alle Mittel anzuwenden, um jenen Betrüger in ſeine Gewalt zu bekommen. Man nahm zu einer Liſt ſeine Zuflucht. Der Hofprediger Jablonsky und ein Officier Namens Dumoulin wurden zur Ausführung des Geſchäfts auserſehen. Beide reiſten auch ab, kamen aber an verſchiedenen Tagen im Haag an. Jablonsky begab ſich zuerſt zu Clement und ſagte ihm, er ſei hierher gekommen um ein gewiſſes Werk drucken zu laſſen. Bei ſeiner Abreiſe habe der König geſagt, er habe ein großes Verlangen ihn zu ſehen um über wichtige Angelegenheiten, die er einem Briefe nicht anvertrauen könne, mit ihm zu ſprechen. Einige Tage nachher kam Dumoulin an und überbrachte dem Clement vom König einen Brief, in welchem er eingeladen wurde nach Berlin zu kommen.

Clement konnte dieſer Einladung nicht widerſtehen, ſondern reiſte mit jenen beiden Männern nach Berlin ab. Als er daſelbſt angekommen war, ſtellte der König in ſeinem Kabinette mit ihm eine Unterredung an, wo der Fürſt Leopold von Deſſau hinter einem Vorhang ſtand und Alles anhören konnte. Als Friedrich Wilhelm I. ſagte, er könne es beinahe nicht glauben, daß der Wiener Hof wirklich die Abſicht habe ihn aufheben zu laſſen, da derſelbe gegen ihn Nichts unternehme: ſo berief ſich Clement auf die ſchon vorgezeigten Briefe. Als der König dieſelben noch einmal zu ſehen verlangte, ſo verſicherte er, daß er ſie nicht bei ſich habe, und ſie auch nicht könne kommen laſſen, da er ſie im Haag den Händen eines Freundes anvertrauet habe, mit dem er die Abrede genommen, daß er ſie nicht anders als in ſeine eigene Hände wieder überliefern ſolle. Er ſei daher bereit ſogleich zurück zu reiſen und die Briefſchaften zu holen. Der König gab hierzu ſeine Einwilligung und ertheilte dem Dumoulin den Befehl, den Clement zu begleiten.

Nichts war wohl natürlicher, als daß der Fürſt von Deſſau alle Mittel anwendete, um Clements Abreiſe zu verhindern, und den König zur Arretirung deſſelben zu bewegen. Allein dieſe Bemühungen waren vergebens, denn der König konnte ſich nicht vorſtellen, daß Clement zurückgekommen ſein würde, wenn er ſchuldig geweſen wäre.

Clement und Dumoulin kamen wirklich im Haag an. Erſterer hätte hier ſehr gut Gelegenheit zu entfliehen gehabt; allein dies that er nicht, weil er glaubte, der König habe von den geheimen Unterredungen Niemanden etwas mitgetheilt. Unter dem Vorwande, daß er noch verſchiedene Geſchäfte beſorgen müſſe, blieb er über einen Monat im Haag, und erſt alsdann machte er Anſtalten, um mit ſeinem Begleiter nach Berlin zurückzukehren. Als er daſelbſt ankam, führte man ihn ſogleich zu dem Miniſter von Marſchall, wo er zum Mittageſſen blieb und mit vieler Höflichkeit behandelt wurde.

Nach beendigtem Mittagsmahl machte ihm der Miniſter bekannt, daß er auf königlichen Befehl in das Stadtgefängniß müſſe gebracht werden. Erſt jetzt ſah Clement ein, daß er ſich ſehr geirrt habe und rief aus: „Ha, iſt es das, was der König mir verſprochen hatte? —" Bei ſeiner erſten Rückkunft nach Berlin habe ihm nämlich, wie Clement behauptete, der König verſichert, die Sachen möchten auch kommen wie ſie wollten, ſo wolle er ſich doch deswegen nicht an ſeine Perſon halten.

In der Mitternachtsſtunde wurde er in Gegenwart des Königs vom Generalauditeur Katſch verhört. In dieſem erſten Verhöre benahm er ſich wie ein Mann, der ſich nichts vorzuwerfen hat, und antwortete überhaupt mit vieler Gegenwart des Geiſtes. Hierauf wurde er nach Spandau abgeführt, wo man in Gegenwart des Königs ein zweites Verhör anſtellte. Er blieb auch diesmal ſeiner Ausſage getreu und behauptete, er könne Alles, was er dem Könige geſagt habe, durch die Briefe beweiſen, welche die Miniſter zu Wien und Dresden an ihn geſchrieben hätten. Der König war jetzt ſchon im Begriff ihm die Freiheit wieder zu ſchenken, wenn nicht der Oberauditeur ihm folgende Worte zugerufen hätte: „Uebereilen Sie ſich nicht. Noch ein oder zwei Verhöre und eine Portion Folter, ſo ſollen Sie bald wiſſen, woran Sie ſind."

Als nun am folgenden Tage wirklich Anſtalten zur Tortur getroffen wurden, ſo verlor Clement alle Faſſung, warf ſich dem König zu Füßen und bekannte, daß alle ihm vorgezeigten Briefe unächt wären und daß der Wiener und Dresdner Hof nie an einen ſolchen Plan gedacht hätten.

Friedrich Wilhelm I. war aber noch nicht von der Wahrheit dieſer Ausſage überzeugt, ſondern glaubte der Schurke ſage das blos, damit jene Höfe ſich ſeiner annehmen ſollten. Selbſt gegen die eidlichen Verſicherungen der Miniſter zu Wien und Dresden, daß ſie dem Clement niemals Aufträge ertheilet hätten, hegte er Mißtrauen. Erſt alsdann überzeugte er ſich von der Richtigkeit obiger Ausſage, da jener Betrüger in ſeiner Gegenwart des Königs Handſchrift ſo vollkommen nachahmte, daß man die Copie vom Originale nicht unterſcheiden konnte.

Der König hatte ſich zwar gänzlich überzeugt, daß Clement ein Betrüger ſei, aber aus Allem, was ihm derſelbe in den geheimen Unterredungen geſagt hatte, machte er nun mit Recht die Folgerung, daß der Schurke zu Berlin einige Vertraute haben müßte, weil er ſonſt in verſchiedenen Sachen weder gehörig hätte unterrichtet ſein, noch die Handſchriften der Miniſter nachahmen können, wenn ihm nicht durch ſeine Helfershelfer eigenhändig von

dieſen Männern geſchriebene Briefe wären mitgetheilt worden. Da nun dem König ſehr viel daran gelegen war, dieſe Leute kennen zu lernen; ſo ließ er den Clement mit der Folter bedrohen, wenn er ſeine Mitſchuldigen nicht anzeigen würde.

Durch dieſe Drohung geſchreckt zeigte er an, daß Heidekam*), Lehmann**) und Bube***) ihm eine genaue Kenntniß von der Regierung verſchafft und ihm Briefe von mehreren Miniſtern in die Hände geſpielt hätten, deren Schrift er nun nachgemacht habe. Dieſe drei Perſonen wurden ſogleich in Verhaft genommen und nach Spandau abgeführt, wo der Kriegsſecretair Bube ſich vergiftete. Hingegen die beiden übrigen zeigten noch andere Perſonen an, von welchen auch einige nach beendigter Unterſuchung mit Gefängnißſtrafe belegt wurden.

Friedrich Wilhelm I. ſchob die Beſtrafung Clement's und ſeiner Mitſchuldigen ſo lange als möglich auf. Erſteren hätte er ſehr gerne begnadiget, wenn er nicht hätte beſorgen müſſen den Dresdner und Wiener Hof zu beleidigen, welche die Hinrichtung dieſes Menſchen verlangten.

Endlich wurden ſie auf die Hausvoigtei nach Berlin gebracht und von da nach dem Richtplatze abgeführt. Hier wurde dem Baron Heidekam zuerſt die Sentenz bekannt gemacht. Derſelbe wurde, weil er gegen den König und die königliche Familie beleidigende Reden geführt und geſchrieben hatte, ſeines Adels entſetzt und zur ewigen Gefängnißſtrafe verurtheilt. Vermöge dieſer Sentenz nahm ihm der Henker den Degen ab, zerbrach ihn und warf die Stücke ihm vor die Füße. Eben ſo verfuhr er auch mit dem Wappenſchilde. Hierauf gab er ihm zwei Ohrfeigen und ſtieß ihn mit einigen Fußtritten vom Blutgerüſte hinunter, wo ſchon ein Wagen in Bereitſchaft ſtand, auf welchem er nach Spandau abgeführt wurde.

Hingegen Clement und Lehmann, weil ſie die Abſicht gehabt hatten den König in einen Krieg zu verwickeln und in Deutſchland Verwirrung und Unordnung anzurichten, wurden mit glühenden Zangen geriſſen, alsdann auf den Schinderkarren und nach dem Galgen vor dem Spandauer Thore abgeführt. Hier wurde Lehmann enthauptet und geviertheilt und die vier Theile des Körpers an den vier Ecken des Galgens angenagelt. Clement wurde gehängt und ſein Körper noch an demſelben Abend abgenommen und begraben.

*) Heidekam hatte auf verſchiedenen Geſandtſchaftsreiſen zur Zeit Friedrichs I. ſein Vermögen zugeſetzt. Nachher war für ſeinen Unterhalt nicht geſorgt worden. Einmal hatte man ihn als Spion in Schweden gebraucht.

**) Lehmann gab ſich für einen Reſidenten des Herzogs von Sachſen-Weimar aus.

***) Bube war geheimer Kriegsſekretair.

Zur Geſchichte des Communismus.

Utopia.

Zweites Capitel.

Nachdem die Drei ſich auf eine Bank im Garten niedergelaſſen, befahl Morus der Dienerſchaft, jeden Uneingeweihten ferne zu halten. Und als nun Raphael ſeine Freunde voll Wißbegier ſeine Erzählung erwarten ſah, ſammelte er ſich in einer kleinen Pauſe des Schweigens und Nachſinnens, um ſodann die Inſel Utopia zu beſchreiben.

Die größte Breite der Inſel Utopia, ſagte er, beträgt zweimalhundert-tauſend Schritte. Dieſe Breite befindet ſich in der Mitte und nimmt von hier aus bis an die beiden Endpunkte allmälig und ſymmetriſch ab, ſo daß die ganze Inſel ſich zu einem Halbkreis von fünfhundert Meilen im Umfange abrundet und die Geſtalt eines Mondviertels zeigt, deſſen Hörner ungefähr eilftauſend Schritte von einander entfernt ſind.

Dies ungeheure Baſſin wird vom Meere ausgefüllt; die daſſelbe amphi-theatraliſch begrenzenden Länder brechen hier die Wuth der Winde, beſänf-tigen die empörte Woge und geben der großen Waſſermaſſe den Anſchein eines ruhigen See's. Dieſer ausgehöhlte Theil der Inſel gleicht einem ein-zigen, äußerſt geräumigen und von allen Seiten zugänglichen Hafen.

Die Einfahrt in den Meerbuſen iſt wegen der Sandbänke auf der einen und der Klippen auf der andern Seite gefährlich. In der Mitte erhebt ſich ein Felſen, der in bedeutender Ferne geſehen wird und deshalb durchaus un-ſchädlich iſt. Die Utopier haben auf demſelben eine Feſtung erbaut, die durch eine gute Beſatzung vertheidigt wird. Andere unter dem Waſſer ver-borgene Felſen legen dem Schiffer unvermeidliche Schlingen. Nur die Ein-gebornen kennen die fahrbaren Stellen, und man darf daher mit Recht in dieſe Meerenge nur eindringen, wenn man einen utopiſchen Lootſen am Bord hat. Aber auch dieſe Vorſichtsmaßregel würde nicht genügen, befänden ſich nicht in gemeſſenen Entfernungen Leuchtthürme an der Küſte, um die zu neh-mende Richtung vorzuſchreiben. Die einfache Verſetzung dieſer Leuchtthürme würde hinreichen, die zahlreichſte Flotte zu vernichten, dadurch, daß man ihr eine falſche Richtung gäbe.

An der entgegengeſetzten Seite der Inſel findet man beſuchte Häfen; die Küſten ſind durch Kunſt und Natur ſo gut befeſtigt, daß eine Handvoll Menſchen die Ausſchiffung einer großen Armee würde verhindern können.

Traditionen zufolge, die übrigens in der geographiſchen Geſtalt des Landes vollkommene Beſtätigung erhalten, war daſſelbe nicht immer eine Inſel. Früher führte es den Namen Abraxa und hing mit dem Continent zuſammen; Utopus, der ſich deſſelben bemächtigte, gab ihm ſeinen Namen.

Dieſer Eroberer war ein genialer Kopf. Er wußte eine rohe und bar-

bariſche Bevölkerung zu entwildern und ein Volk daraus zu machen, deſſen Civiliſationsſtufe gegenwärtig diejenige aller anderen überragt. Nachdem der Sieg ihn zum Herrn des Landes gemacht, ließ er eine Erdenge von funfzehntauſend Schritt abtragen, die das Land mit dem Continent verband. So wurde das Land Abraxa zur Inſel Utopien. Zur Ausführung dieſes Rieſenwerkes verwandte Utopus ſowohl die Soldaten ſeiner Armee, als die Eingebornen, damit dieſe die vom Sieger ihnen auferlegte Arbeit nicht als eine Demüthigung und Schmach betrachten ſollten. Tauſende von Armen wurden ſomit in Bewegung geſetzt, und bald ſah man das Unternehmen vom Erfolg gekrönt. Die Nachbarvölker hatten das Werk anfangs als ein eitles und chimäriſches Beginnen ins Lächerliche gezogen und waren daher jetzt um ſo mehr von einem Erſtaunen ergriffen, das an Schrecken grenzte.

Die Inſel Utopien zählt vierundfunfzig geräumige und prachtvolle Städte. Sprache, Sitten, Einrichtungen und Geſetze ſind in allen völlig dieſelben. Die vierundfunfzig Städte ſind nach demſelben Plan erbaut; ſie beſitzen die nämlichen Anſtalten und die nämlichen öffentlichen Gebäude, nur daß dieſe dem Erforderniß der Oertlichkeiten gemäß modificirt ſind. Die größte Entfernung zwiſchen dieſen Städten beträgt vierundzwanzig Meilen und die geringſte eine Tagreiſe zu Fuß.

Von jeder Stadt werden jährlich drei erfahrene und fähige Greiſe zu Abgeordneten ernannt. Dieſe verſammeln ſich zu Amaurote, um dort über die Angelegenheiten des Landes zu berathen. Amaurote iſt die Hauptſtadt der Inſel; ihre mittlere Lage macht ſie zum ſchicklichſten Vereinigungspunkte für die ſämmtlichen Abgeordneten.

Jeder Stadt iſt ein Minimum von zwanzigtauſend Schritten Grundgebiets für den Anbau und Bedarf an Lebensmitteln zugewieſen. Im Allgemeinen entſpricht der Umfang des Grundgebiets der Entfernung der Städte. Die glücklichen Einwohner derſelben ſuchen die durch das Geſetz feſtgeſtellten Grenzen nie zu erweitern. Sie halten ſich nicht ſowohl für Eigenthümer, als für Pächter des Bodens.

Inmitten der Felder findet man bequem gebaute und mit jeder Art von Ackerbaugeräthen umgebene Häuſer. Sie dienen den Schaaren der Arbeiter, welche die Stadt zu beſtimmten Zeiten auf's Land ſchickt, zu Wohnungen.

Eine Ackerbau-Familie beſteht aus wenigſtens vierzig Individuen, Männern und Frauen, ſowie zwei Sclaven. Sie befindet ſich unter der Direction eines Familienvaters und einer Familienmutter, ernſter und verſtändiger Leute.

Dreißig Familien werden von einem „Philarchen" dirigirt.

Alljährlich kehren zwanzig Ackerbauer aus jeder Familie in die Stadt zurück. Es ſind dies Diejenigen, die ihre zwei Jahre des Ackerbau-Dienſtes beendigt haben. Sie werden durch zwanzig andere Individuen erſetzt, deren Dienſtzeit erſt beginnt. Die neuen Ankömmlinge erhalten ihre Unterweiſung von Denjenigen, die bereits ein Jahr auf dem Lande gearbeitet, und im nächſten Jahre kommt dann die Reihe, Unterricht zu ertheilen, an ſie ſelbſt. Auf dieſe Weiſe ſind die Ackerbauer nie alle zugleich Ignoranten und Neu-

linge, und die öffentliche Subsistenz hat von der Unerfahrenheit der mit ihrer Sicherstellung beauftragten Bürger nichts zu befürchten.

Jene jährliche Ablösung hat noch einen andern Zweck. Man will das Leben der Bürger nicht allzulange für materielle und mühsame Arbeiten in Anspruch nehmen. Doch trifft es sich natürlich, daß Einige am Ackerbau Geschmack finden, und diesen erlaubt man gern, mehrere Jahre auf dem Lande zuzubringen.

Die Ackerbauer bestellen das Feld, besorgen die Viehzucht, sammeln Holz und führen ihre Vorräthe zu Land oder Wasser der benachbarten Stadt zu. — Sie haben ein äußerst sinnreiches Verfahren, um eine große Menge von Hühnern zu gewinnen: sie überlassen das Ausbrüten der Eier nicht den Hennen, sondern bedienen sich dazu einer künstlichen Wärme von dem erforderlichen Grade. Sobald das Küken sich von der Schale befreit hat, ist es der Mensch, der bei demselben Mutterstelle vertritt, es beaufsichtigt und immer wiederzuerkennen weiß. — Sie ziehen nur wenig Pferde, und selbst diese wenigen sind von sehr feuriger Art und nur dazu bestimmt, die Jugend in der Behendigkeit zu üben. — Die Ochsen werden ausschließlich für den Ackerbau und Transport benutzt. Der Ochs, sagen die Utopier, besitzt nicht die Lebhaftigkeit des Pferdes, aber er übertrifft das letztere an Geduld und Kraft; er ist weniger Krankheiten unterworfen, billiger zu füttern, und wenn er nicht mehr zur Arbeit taugt, dient er noch für den Tisch.

Die Utopier verwandeln das Getreide in Brod; sie trinken den Saft der Weintraube, des Apfels, der Birne; das Wasser trinken sie entweder ohne Beimischung oder mit Honig und Süßholz gekocht, woran sie Ueberfluß besitzen.

Die Quantität der Lebensmittel, welche der Bedarf jeder Stadt und ihres Grundgebiets erfordert, ist äußerst genau bestimmt. Nichtsdestoweniger treiben die Einwohner den Kornbau und die Viehzucht weit über jenen Bedarf hinaus. Der Ueberschuß wird für die nächsten Jahre zurückgelegt.

Was die Möbeln, Hausgeräthe und andere Gegenstände anlangt, die auf dem Lande nicht zu haben sind, so sehen die Ackerbauer sich nach diesen in der Stadt um. Sie wenden sich deshalb an den städtischen Magistrat, der sie ihnen unverzüglich und ohne Vergütung ausliefern läßt. Alle Monate vereinigen sie sich zur Feier eines Festtages.

Sobald die Zeit der Ernte kommt, benachrichtigen die Philarchen der Ackerbau-Familien die Magistrate der Städte von der Zahl der Hilfsarbeiter, deren sie bedürfen. An dem dazu festgesetzten Tage langen dann Schaaren von Schnittern an, und wenn der Himmel heiter ist, wird die ganze Ernte fast in einem einzigen Tage eingebracht.

Wer Eine Stadt kennt, kennt alle. Soviel die Natur des Orts es erlaubt, sind alle einander völlig gleich. Ich könnte Ihnen daher ohne Unterschied die erste beste beschreiben; da aber Amaurote als Sitz der Regierung und des Senats den Vorrang vor allen übrigen Städten hat, werde ich diese vorzugsweise herausheben.

Amaurote liegt auf dem Abhange eines sich sanft erhebenden Hügels.

Der Form nach bildet ſie faſt ein Quadrat. Ihre Breite beginnt ein wenig unter dem Gipfel des Hügels, zieht ſich etwa zweitauſend Schritte an den Ufern des Fluſſes Anyder hin und nimmt in demſelben Maße zu, je weiter man dieſen Fluß hinabſchreitet.

Die Quelle des Anyder iſt ſchwach; ſie befindet ſich achtzigtauſend Schritte aufwärts von Amaurote. Während ſeines Laufes ſchwillt dieſer Bach allmälig durch die Aufnahme mehrerer Flüſſe an, unter welchen man zwei von mittler Größe zählt. Vor Amaurote hat der Anyder ſchon eine Breite von fünfhundert Schritten. Weiterhin nimmt dieſelbe beſtändig zu, bis er ſich endlich, nachdem er eine Länge von ſechzig Meilen durchlaufen hat, ins Meer ergießt.

Auf der ganzen Strecke zwiſchen der Stadt und dem Meere, ſowie noch einige Meilen oberhalb der Stadt, hemmt die Ebbe und Fluth, die täglich ſechs Stunden dauert, den Lauf des Fluſſes in auffallender Weiſe. Während der Fluth füllt der Ocean das Bette des Anyder mit ſeinen Wellen auf eine Länge von dreißig Meilen und treibt ihn gegen ſeine Quelle zurück. Das Salzwaſſer theilt dann dem Fluſſe ſeine Bitterkeit mit; ſobald jedoch die Ebbe eintritt, reinigt derſelbe ſich allmälig wieder, ſo daß er der Stadt ein ſüßes und trinkbares Waſſer liefert und daſſelbe bis nahe vor ſeiner Mündung unvermiſcht beibehält. Die beiden Ufer des Anyder ſind durch ein Steinbrücke mit einander verbunden. Dieſe Brücke, die aus bewundernswürdig gewölbten Bögen beſteht, befindet ſich an demjenigen äußerſten Ende der Stadt, welches vom Meere am weiteſten entfernt liegt, damit die Schiffe an allen Punkten der Rhede anlegen können.

Amaurote wird noch von einem zweiten Fluſſe durchſchnitten, der freilich klein, aber ſchön und ruhig iſt. Dieſer Fluß entſpringt in geringer Entfernung von der Stadt auf dem Hügel, auf welchem die letztere liegt, und nachdem er ſie in zwei Hälften getheilt, vereinigt er ſich mit dem Anyder. Die Amaurotaner haben die Quelle deſſelben mit Mauern umzogen, die ſich bis in die Vorſtädte hineinziehen. So kann der Feind im Falle einer Belagerung den Fluß weder vergiften noch den Lauf deſſelben hemmen oder in ein anderes Bette leiten. Von den höchſten Punkten gehen in allen Richtungen Röhren von Ziegelſteinen hinab, die das Waſſer in die niedrigen Stadttheile leiten. Wo dies Mittel nicht anwendbar iſt, ſammelen große Ciſternen für den verſchiedenen Gebrauch der Einwohner das Regenwaſſer.

Die Stadt iſt von einem Gürtel hoher und breiter Mauern eingeſchloſſen, und in ſehr geringen Entfernungen erheben ſich Thürme und Schanzen. Die Wälle ſind auf drei Seiten von Gräben umgeben, die zwar beſtändig trocken, jedoch breit, tief und mit Hecken und Gebüſchen bewachſen ſind. Der vierten Seite dient der Fluß ſelbſt ſtatt des Grabens.

Die Straßen und Plätze eignen ſich ſowohl für den Transport, als ſie gegen den Wind ſchützen. Die Gebäude bieten viel Bequemlichkeit; ſie zeichnen ſich durch Eleganz und Sauberkeit aus und bilden die ganze Länge der Straßen entlang, deren Breite zwanzig Fuß beträgt, zwei zuſammenhängende Reihen.

Hinter und zwiſchen den Häuſern befinden ſich weitläufige Gärten. Jedes Haus hat eine Thür auf die Straße und eine Thür in den Garten. Dieſe Thüren öffnen ſich auf einen leichten Druck der Hand und laſſen den Erſten den Beſten eintreten.

Die Utopier gehen hierin von dem Grundſatze des gemeinſchaftlichen Beſitzes aus. Um ſogar jedem Gedanken an einen perſönlichen und unumſchränkten Beſitz vorzubeugen, wechſeln ſie alle zehn Jahre ihre Häuſer und looſen um dasjenige, welches ihnen zu Theil werden ſoll.

Die Bewohner der Städte beſorgen ihre Gärten mit Liebe; ſie ziehen Wein, Früchte, Blumen und alle Arten von Pflanzen. Sie bewähren dabei ſo viel Einſicht und Geſchmack, daß ich nirgend anderswo eine größere Fruchtbarkeit und Fülle geſehen habe, womit ſich ein ſo reizender Anblick vereinigte. Das Vergnügen iſt nicht die einzige Urſache, die ſie zur Gärtnerei anſpornt. Zwiſchen den verſchiedenen Stadttheilen herrſcht ein gewiſſer ehrgeiziger Streit; ſie kämpfen mit einander um die Wette, weſſen Garten am beſten beſtellt ſein werde. In der That läßt ſich ſchwerlich Etwas denken, das den Bürger entweder angenehmer oder nützlicher ſein könnte, als dieſe Beſchäftigung. Der Gründer des Reiches hatte das klar eingeſehen, denn er arbeitete mit allen Kräften dahin, den Geiſtern dieſe Richtung zu geben.

Die Utopier ſchreiben dem Utopus den allgemeinen Plan ihrer Städte zu. Dieſem großen Geſetzgeber fehlte es an Zeit, die von ihm projectirten Bauten und Verſchönerungen auszuführen; dazu bedurfte es mehrerer Generationen. Und ſo überließ er der Nachwelt die Sorge, ſein Werk fortzuſetzen und zu vervollkommnen.

Die utopiſchen Annalen, die ſeit der Eroberung der Inſel gewiſſenhaft geführt wurden, umfaſſen eine Geſchichte von ſiebzehnhundert und ſechzig Jahren. Dieſen Annalen zufolge waren die Häuſer anfangs ſehr niedrige Hütten aus Holz, mit Lehmmauern und ſpitz zulaufenden Strohdächern. Heutigen Tages ſind die Häuſer elegante Gebäude von drei Etagen; die äußeren Mauern beſtehen aus Stein oder Ziegel, die inneren aus Gyps. Die Dächer ſind flach und mit einer zerſtoßenen und unverbrennbaren Materie bedeckt, die nichts koſtet und beſſer als Blei die Angriffe des Wetters abhält. Glasfenſter (vom Glaſe macht man auf der Inſel großen Gebrauch) ſchützen gegen den Wind. Hin und wieder benutzt man ſtatt des Glaſes ein Gewebe von äußerſter Zartheit, das man mit Ambra oder transparentem Oele beſtreicht und das ſomit gleichfalls das Licht, aber nicht den Wind durchläßt.

Dreißig Familien wählen jährlich einen Magiſtrat. In der alten Landesſprache heißt derſelbe „Syphogrant", in der heutigen „Philarch".

Zehn Syphogranten und deren dreihundert Familien gehorchen einem „Protophilarchen" oder, wie die alte Sprache ihn nannte, einem „Tranibor".

Den Syphogranten endlich, der Zahl nach zwölfhundert, liegt die letzte Wahl ob. Nachdem ſie geſchworen, ihre Stimme dem beſten und fähigſten Bürger zu geben, ſchreiten ſie in geheimer Abſtimmung an's Werk und erklären einen der vier Bürger, welche das Volk vorgeſchlagen, zum Fürſten.

Denn da die Stadt in vier Viertel abgetheilt ist, stellt jedes derselben dem Senate seinen Gewählten vor.

Die Fürstenwürde gilt für Lebenszeit, vorausgesetzt, daß der Fürst nicht im Verdacht steht, nach der Alleinherrschaft zu streben. Die Traniboren werden alljährlich gewählt, aber man wechselt sie nicht ohne gewichtige Gründe. Die übrigen obrigkeitlichen Personen werden alljährlich durch neue ersetzt.

Alle drei Tage, nöthigenfalls auch öfter, halten die Traniboren eine Sitzung mit dem Fürsten, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathen und möglichst schnell die zwischen Privatpersonen anhängigen Processe zu entscheiden, welche letztere übrigens äußerst selten sind. Jeder Sitzung des Senats wohnen zwei Syphogranten bei, und diese beiden obrigkeitlichen Volksvertreter wechseln in jeder Sitzung.

Das Gesetz will, daß Fragen von allgemeinem Interesse im Senate drei Tage zuvor abgehandelt werden, ehe zur Abstimmung geschritten und der Vorschlag in ein Decret verwandelt wird.

Sich außer dem Senate und den Volksversammlungen zur Berathung über öffentliche Angelegenheiten vereinigen, ist ein Verbrechen, auf welches der Tod steht.

Diese Bestimmungen wollen den Fürsten und die Traniboren verhindern, sich gemeinschaftlich gegen die Freiheit zu verschwören, das Volk durch tyrannische Gesetze zu unterdrücken und die Regierungsform zu ändern. Die Constitution ist in dieser Rücksicht so wachsam, daß Fragen von hoher Bedeutung den Versammlungen der Syphogranten vorgelegt werden, welche sie ihren Familien mittheilen. Die Sache wird dann in einer Volksversammlung geprüft, und Syphogranten machen später, nachdem sie dieselbe gründlich erwogen, dem Senate ihre Meinung und den Willen des Volks kund. Mitunter wird sogar das Gutachten der ganzen Insel eingeholt.

Unter den Regeln für den Senat verdient die folgende erwähnt zu werden: Wenn ein Vorschlag gemacht ist, darf man ihn nicht an demselben Tag untersuchen; die Berathung wird bis zur nächsten Sitzung aufgeschoben.

Auf diese Weise läuft Niemand Gefahr, unbedachtsam die ersten die besten Ansichten auszusprechen und später eher die Vertheidigung der Letzteren, als das allgemeine Beste, im Auge zu haben. Denn ereignet es sich nicht häufig, daß man vor der Scham des Widerrufs und dem Geständnisse eines unüberlegten Irrthums zurückweicht? In solchen Fällen opfert man das öffentliche Wohl der Erhaltung des eigenen Rufs. Der Gefahr einer solchen Uebereilung nun ist man zuvorgekommen, und den Senatoren bleibt hinreichende Zeit zur Ueberlegung.

Es giebt eine Beschäftigung, die allen Utopiern, Männern wie Frauen, gemeinschaftlich ist und von welcher Niemand sich ausschließen darf. Diese Beschäftigung ist der Ackerbau. Die Kinder erlernen ihn theoretisch in den Schulen und practisch auf den die Stadt begrenzenden Feldern, wohin man sie spazieren führte. Dort sehen sie arbeiten; sie arbeiten selbst, und diese Uebung entwickelt überdies ihre physischen Kräfte.

Außer dem Ackerbau, der, ich wiederhole es, eine Pflicht für Alle ist wird Jedem ein beſonderer Erwerbszweig angewieſen. Die Einen weben Wolle oder Flachs; die Anderen ſind Maurer oder Töpfer; noch Andere arbeiten in Holz oder Metallen. Dies ſind die vornehmſten Metiers.

Die Kleider haben für alle Bewohner der Inſel die nämliche Form. Dieſelbe iſt unveränderlich; ſie unterſcheidet blos das männliche Geſchlecht vom weiblichen, das Cölibat von der Ehe. Die Kleider vereinigen Eleganz mit Bequemlichkeit; ſie geſtatten dem Körper jede mögliche Bewegung, ſie ſchützen ihn vor der Hitze des Sommers und der Kälte des Winters. Jede Familie verfertigt ihre Kleider ſelbſt.

Alle, ohne Ausnahme Männer und Frauen, ſind gehalten, eins der oben erwähnten Metiers zu erlernen. Da die Frauen ſchwächer ſind, arbeiten ſie meiſtens nur in Wolle und Flachs; den Männern liegen die mühſameren Beſchäftigungen ob.

Im Allgemeinen wird Jeder für das Handwerk ſeiner Eltern herangebildet; denn die Natur flößt gewöhnlich Geſchmack für daſſelbe ein. Wenn indeſſen Jemand mehr Geſchick und Neigung für ein anderes Geſchäft in ſich fühlt, wird er durch Adoption von einer derjenigen Familien aufgenommen, die jenes üben, und ſein Vater ſowohl wie der Magiſtrat tragen Sorge, ihn in den Dienſt eines rechtſchaffenen und ehrenhaften Familienvaters treten zu laſſen.

Wenn Jemand, der ſchon ein Handwerk übt, ſich für die Erlernung eines andern entſcheidet, ſo ſteht ihm dies unter den vorhergehenden Bedingungen frei. Man läßt ihm die Wahl desjenigen unter beiden, welches ihm am meiſten zuſagt, es wäre denn, daß die Stadt ihm ein anderes zum öffentlichen Nutzen anwieſe.

Die vornehmſte und faſt ausſchließliche Function der Syphogranten beſteht darin, Acht darauf zu haben, daß Niemand ſich dem Müßiggange und der Trägheit hingiebt, ſowie daß Jeder unermüdlich ſeine Beſchäftignng treibt. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß die Utopier gleich Laſtthieren ſich von früh Morgens bis ſpät in die Nacht vor die Arbeit ſpannten. Ein ſolches für Geiſt und Körper gleich nachtheiliges Leben wäre ärger als Tortur und Sklaverei. Und gleichwohl iſt dies überall anderswo das traurige Loos des Arbeiters!

Die Utopier theilen die Zeit eines Tages und einer Nacht in vierundzwanzig gleiche Stunden. Sechs Stunden werden für materielle Arbeiten in Anſpruch genommen; das Verhältniß iſt folgendes:

Drei Arbeitsſtunden Vormittag; darauf wird geſpeiſt. Nachmittag zwei Ruheſtunden, drei Arbeitsſtunden und hierauf folgt das Souper.

Sie zählen 1 Uhr, wenn wir Mittag haben. Um 9 Uhr legen ſie ſich zur Ruhe und widmen dem Schlafe 9 Stunden.

Die Zeit zwiſchen der Arbeit, den Mahlzeiten und dem Schlafe darf Jeder nach ſeinem Gefallen verwenden. Weit entfernt, dieße Mußeſtunden dadurch zu mißbrauchen, daß ſie Thorheiten oder dem Müßiggange fröhnen, ſuchen ſie vielmehr ihre Erholung nur in der Abwechſelung ihrer Beſchäfti-

gungen und Arbeiten. Sie können dies, Dank der folgenden, wahrhaft bewundernswerthen Einrichtung, mit Erfolg.

Alle Morgen vor Sonnenaufgang werden öffentliche Säle geöffnet. Nur Diejenigen, welche ſich ausſchließlich den Wiſſenſchaften gewidmet, ſind zum Beſuche dieſer Säle verbunden; aber Alle haben das Recht, ſich dort einzufinden, Männer und Frauen, mögen ihre Beſchäftigungen auch ſein, welche ſie wollen. Das Volk beſucht ſie in Maſſe, und jeder benutzt denjenigen Zweig des Unterrichts, der ſeinem Erwerbszweig und Geſchmack am meiſten zuſagt.

Einige gehen während der Mußeſtunden vorzugsweiſe der Uebung ihres Handwerks nach. Es ſind dies Diejenigen, deren Geiſt ſich nicht gern zum abſtracten Denken erhebt. Weit entfernt, ſie daran zu verhindern, zollt man ihnen vielmehr Beifall, da ſie ſich ſo beharrlich ihren Mitbürgern nützlich machen.

Abends nach der Mahlzeit verbringen die Utopier eine Stunde in Zerſtreuungen: Sommers in den Gärten, Winters in den gemeinſchaftlichen Speiſeſälen. Sie muſiciren oder pflegen der Unterhaltung. Sie kennen weder Würfel noch Karten noch irgend ein anderes von jenen Hazardſpielen, die eben ſo abgeſchmackt als gefährlich ſind. Indeſſen üben ſie zwei Arten von Spiel, die in mancherlei Beziehung unſerem Schach ähnlich ſind; das erſtere heißt die „arithmetiſche Schlacht," worin das Heer vom Heere geſchlagen wird; das andere iſt der „Kampf der Laſter und Tugenden". Dies letztere legt die Anarchie der Laſter unter ſich offenkundig vor Augen, den Haß der ſie ſpaltet, und bei alle dem die vollkommene Eintracht, wenn es ſich um einen Angriff gegen Tugenden handelt. Es zeigt ferner, welches die den einzelnen Tugenden gegenüberſtehenden Laſter ſind, wie dieſe durch Gewalt und öffentlich, oder durch Liſt und auf Schleichwegen den erſteren beizukommen ſuchen; wie die Tugend die Angriffe des Laſters zurückſchlägt, es zu Boden wirft und ſeine Anſtrengungen fruchtlos macht; wie endlich der Sieg ſich für die eine oder andere Partei entſcheidet.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann

über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch man die Opposition gegen Preußen in dessen neuen Provinzen zu befördern sucht.

Zweiter Brief.

Der Huldigungseid.

In der Erklärung, welche von zwölf Mitgliedern der mecklenburgischen Ritterschaft gegen den Superintendenten Dr. Brömel in Ratzeburg wegen seines Aufsatzes über den Huldigungseid erlassen ist, haben die Herren sich selbst als „Glieder der lutherischen Kirche" bezeichnet. Es ist recht erfreulich, daß die Herren sich selbst wenigstens noch so betrachten, insofern daraus die Vermuthung entnommen werden kann, daß sie der reinen Lehre der lutherischen Kirche noch nicht so vollständig entfremdet sind, als man aus verschiedenen Stellen ihrer Erklärung zu schließen sich veranlaßt sehen könnte. Betrachten Sie nur einmal gleich den zweiten Satz!

„Wir sind von diesen Kundgebungen schmerzlich berührt worden; denn wir erblicken in denselben ein Sichbeugen vor dem äußerlichen Erfolge selbst in den Reihen der lutherischen Geistlichen."

Streicht man aus diesem Satze nur das Wort „lutherischen", so paßt er ganz vortrefflich in irgend eine Bulle von Innocenz III., welcher für die Geistlichkeit das Recht in Anspruch nahm, auch in Streitigkeiten zwischen Laien über irdischen Besitz wenigstens in Ermangelung eines weltlichen Richters ein Urtheil zu fällen (siehe die Decretale von 1208 in c. 10. X., II. 2.). Mit einer solchen Stellung von Richtern über die ganze Welt ist es freilich nicht vereinbar, sich zu „beugen vor dem äußerlichen Erfolge." Die lutherische Kirche dagegen hat es jederzeit für ihre Aufgabe gehalten, dem Beispiele des Herrn zu folgen, welcher die jüdischen Legitimisten seiner Zeit, die dem nur durch die Gewalt der Waffen unter ihnen herrschenden römischen Kaiser den verlangten Zins nicht geben mochten, gerade mit ausdrücklichen Worten anwies, sich zu beugen vor dem äußerlichen Erfolge. (Matth. 22, 20. 21.) Wenn also lutherische Geistliche diesem Vorgange sich anschließen, so kann das für wahre Glieder der lutherischen Kirche nur ein Grund zur Freude sein, und nicht zum Schmerze.

An einer anderen Stelle des Artikels der mecklenburger Herren — gegen das Ende hin — findet sich folgender Satz:

„Ueber den Sinn, in dem Jemand seinen Eid geschworen hat, kann er

allein entſcheiden, und darf nur nach ſeinem eignen beſten Gewiſſen handeln. Dahin zu wirken iſt die Pflicht der Kirche."

Wenn das wahr wäre, ſo wäre die Lehre der Jeſuiten über reservationes mentales bei der Eidesleiſtung eben ſo wahr, da nur ein klein wenig Logik dazu gehören dürfte, um jene ganze, ſo falſche, als verderbliche Lehre aus dieſem Satze zu deduciren. Was würde wohl aus der Sicherheit der Rechtspflege werden, wenn über den Sinn der von den Parteien in Civilproceſſen zu leiſtenden oder geleiſteten Eide nur die Schwörenden allein zu entſcheiden hätten? Und was die politiſchen Eide betrifft, ſo muß man ſich wundern, daß conſervative Männer eine ſolche Behauptung unterſchreiben konnten. Wenn das Urtheil über die Bedeutung eines ſolchen Eides der beliebigen Entſcheidung jedes einzelnen Schwörenden überlaſſen wäre, ſo würde ſolche willkürliche Auslegung ja nicht blos den Legitimiſten, ſondern auch ihren Gegnern frei ſtehen. Was dem Einen recht, das iſt dem Andern billig!

In der That und Wahrheit entſcheidet über den Sinn aller Eide nicht die ſubjective Auslegung der Schwörenden, ſondern die objective Wahrheit, welche bei den Eiden der Parteien in Civilproceſſen durch den Ausſpruch des Gerichts, bei politiſchen Eiden durch die ſtaatsrechtliche Bedeutung des betreffenden Eides gegeben iſt. In den Lehrbüchern des Staatsrechts alſo muß man ſich umſehen, wenn es gilt, über Sinn und Bedeutung eines geleiſteten oder zu leiſtenden Huldigungseides Klarheit zu gewinnen. Solche Klarheit iſt um ſo nöthiger, als in unſerer Zeit, beſonders in der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit, ein Zuſammentreffen der napoleoniſch-demokratiſchen Ideen vom suffrage universel mit lehnrechtlichen Reminiscenzen des Adels in vielen Köpfen eine Verdunkelung des ſtaatsrechtlichen Begriffes der Huldigung bewirkt zu haben ſcheint. Man hat in Holſtein ſeit dem Tode Friedrich's VII. mehrfach Zuſammenkünfte im Intereſſe des Erbprinzen von Auguſtenburg veranſtaltet, in welchen mit feierlichen Worten, zum Theil ſogar unter Anwendung der Eidesformel, — jedoch ohne obrigkeitliche Aufforderung und Concurrenz, alſo nicht in rechtsgültiger Form, — ausgeſprochen wurde, daß man dieſem Herrn, als dem „Herzoge" des Landes, „huldige", was denn theils durch Berufung auf den Willen der Bevölkerung, theils durch Erörterungen über die rechtliche Grundlage der Succeſſions-Anſprüche jenes Herrn motivirt wurde. Wer ſolche Vorgänge nicht aufgefaßt hat als Das, was ſie waren, nämlich als leere Poſſenſpiele frecher Demagogen, — wer dieſelben als ernſthafte Begebenheiten von ſtaatsrechtlicher Bedeutung angeſehen hat, der konnte leicht in der „Huldigung" entweder einen Wahlact oder wenigſtens ein Urtheil ſehen, etwa den Ausdruck der rechtlichen Ueberzeugung jedes einzelnen „Huldigenden", daß Derjenige, dem er „huldige", die rechtlich am beſten begründeten Anſprüche auf die Herrſchaft im Lande habe. — Wenn dieſe Vorſtellung dem ſtaatsrechtlichen Begriffe der Huldigung entſpräche, wenn eine formell und materiell ordnungsmäßige Huldigung wirklich die Bedeutung einer von dem Schwörenden auszuſprechenden Ueberzeugung über das Recht des die Huldigung verlangenden

Herrſchers auf die Regierung des Landes hätte, ſo würden die in den neuen preußiſchen Provinzen hin und wieder aufgetauchten Bedenken ſich wenigſtens erklären laſſen, da der Umſtand, daß die früheren Herrſcher kraft Erbrechts regierten, während der neue Herrſcher ſich auf das Völkerrecht ſtützt, in den Köpfen von Leuten, die das nicht zu unterſcheiden wiſſen, und die nicht wiſſen, daß die erbrechtliche Erwerbung vor der völkerrechtlichen zurücktreten muß, wohl Verwirrung erzeugen kann. — Allerdings könnte man nun für die Vorſtellung, daß die Huldigung als ein Urtheil über das Recht des Herrſchers aufzufaſſen, oder aus anderen Gründen dem freien Ermeſſen der Huldigenden zu überlaſſen ſei, einzelne Anhaltspunkte in Vorgängen älterer Zeit finden, die aber bei Licht beſehen, doch ſo viel Eigenthümliches in rechtlicher Beziehung haben, daß ſie der Anwendung auf unſere Zeit ſich entziehen. Es hängen dergleichen Vorgänge meiſtens damit zuſammen, daß die Vorfahren der ſpäteren deutſchen Landesherren urſprünglich kaiſerliche Beamte waren, welche durch lehnrechtliche Erwerbungen ihre Stellung verſtärkten. Da nun die Geſammtheit der Vaſallen über ſtreitige Lehnsverhältniſſe, auch über ſolche, bei denen der Lehnsherr intereſſirt war, als Lehnsgerichtshof, als Curia Parium, entſcheiden konnte, (vergl. Böhmer, Principia juris feudalis §. 226 i. f.) ſo war in Fällen ſtreitiger Lehnsherrlichkeit die dem einen Theile geleiſtete Huldigung der Vaſallen praktiſch gleichbedeutend mit einer Entſcheidung derſelben zu ſeinen Gunſten. Auch kommt die Lehnshuldigung des einzelnen Vaſallen ſo vor, daß die Fortdauer des Verhältniſſes in ſeine Willkür geſtellt iſt, wie ſolches ausdrücklich hervorgehoben wird in der Huldigungsformel des ſächſiſchen Lehnrechts Art. 3: dat he ime so truwe unde also holt si, alse durch recht de man sime herren sole, dewile dat he sin man wesen wille unde sin gut hebben wille.

Aber, könnten Sie mir entgegnen, hat denn nicht noch jetzt die Huldigung der Unterthanen die Bedeutung einer Anerkennung? eines Beweiſes für die Rechtmäßigkeit der Landeshoheit?

Allerdings ließe hierfür ſich vielleicht geltend machen, daß Klüber (Oeffentliches Recht des deutſchen Bundes. 3. Auflage. 1831) der Huldigung bei dem Regierungsantritt (§. 246) nur beiläufig, bei den Beweisgründen der Landeshoheit (§§. 271—273) dagegen ausführlich und ex professo gedenkt. Sieht man aber auf den Zuſammenhang, in welchem bei den Streitigkeiten über Landeshoheit eine Berufung auf etwanige Huldigungen vorzukommen pflegt, ſo zeigt ſich doch, daß dabei an eine Befugniß der Unterthanen, durch Gewährung oder Verweigerung der Huldigung über ſtreitige Hoheitsrechte zu entſcheiden, überall nicht gedacht werden kann. Dieſe proceſſualiſche Bedeutung der Huldigung als eine Anerkennung der Landeshoheit hat vielmehr nur den zwiefachen Sinn, daß

a) einem die Reichsunmittelbarkeit in Anſpruch nehmenden Dynaſten eine früher von ihm oder ſeinen Vorfahren der Landesherrſchaft geleiſtete Huldigung entgegen gehalten werden konnte, und daß

b) in Fällen, wo die Landeshoheit über einen Bezirk zwiſchen benach-

barten Landesherren ſtreitig war, eine in dem ſtreitigen Bezirke dem einen oder andern ſtreitenden Theile früher geleiſtete Huldigung als Beweisgrund dafür gebraucht werden konnte, daß derſelbe dort im thatſächlichen Beſitze der Herrſchaft geweſen ſei.

Daß eine die Landeshoheit über einen gewiſſen Bezirk vor den Reichsgerichten in Anſpruch nehmende Partei deren Beſitz in einem früheren Zeitpunkte durch eine damals ihr daſelbſt geleiſtete Huldigung beweiſen könne, galt lange Zeit hindurch für eine ſo ausgemachte Sache, daß die Publiciſten Hert und Ludolph die Huldigung deshalb als tessera subjectionis bezeichneten. Der Hannoveraner David Georg Struben (Nebenſtunden Thl. IV., Abhandlung 25, §. 8) hebt aber dagegen hervor, daß für das Recht auf die Landeshoheit aus einer früheren Huldigung nur dann etwas gefolgert werden könne, wenn ſie „mit der Ausübung landesherrlicher Rechte vergeſellſchaftet" ſei. Dem Beſitze eines anderen Herrn könne ſie, meint er, nicht ſchaden, weil die thatſächliche Unterwerfung der Unterthanen die Hauptſache ſei. Dieſe thatſächliche Unterwerfung bringt nämlich nach göttlicher (Römer 13, 1) und menſchlicher Ordnung die Pflicht des Gehorſams mit ſich, und der Huldigungseid iſt nichts weiter, als das eidliche Verſprechen, ſolche Pflicht des Gehorſams zu erfüllen. Auch zu den Zeiten des deutſchen Reiches, wo doch auf die proceſſualiſche Wirkſamkeit der Huldigung, als eines Beweisgrundes für die Landeshoheit, noch mehr ankommen konnte, als nach der Auflöſung des Reiches und der Reichsgerichte, waren die Lehrer des Staatsrechts über jenen Begriff der Huldigung vollkommen einig. Als Beleg hierfür will ich in Rückſicht auf die preußiſche Provinz, deren Bewohnern man in den letzten Monaten die Huldigung aus einem andern Geſichtspunkte darzuſtellen verſucht hat, nur ſolche Staatsrechtslehrer anführen, die durch Amt oder Geburt Hannoveraner waren. So wird von Pfeffinger, dem Inſpector und Profeſſor an der Ritter-Akademie zu Lüneburg, in ſeinem, mit Recht als Corpus juris publici bezeichneten Vitriarius illustratus (Francofurti a. M. 1759 Tom. IV. pag. 2) der Huldigungseid (homagium) folgendermaßen definirt: Homagium est juris vinculum, quo Dominus territorii subditos sibi ad fidelitatem et obedientiam adstringit, und in der Note a nach Erwähnung der gegenſeitigen Beziehung, welche zwiſchen der von den Unterthanen geleiſteten Huldigung und dem dagegen gegebenen Verſprechen des Schutzes und der Huld von Seiten des Herrſchers Statt findet, hinzugefügt: ut adeo Juramentum nihil aliud sit, quam naturalis obligationis accessorium vinculum, quo mortales fidem invicem arctius adstringunt. Ueber die Verpflichtung zur Huldigung ſagt derſelbe Staatsrechtslehrer (S. 6. §. 6.) unter Berufung auf eine Reihe von älteren Autoritäten (Reinking, Myler, Beſold, Knipſchild, Mager, Schütz, Wehner, Schweder): Homagium regulariter praestare tenentur omnes, qui in Territorio reperiuntur, ut ibi habitent, ac domicilium constitutum habeant. Johann Stephan Pütter, deſſen langjährige Wirkſamkeit in Göttingen dieſer Univerſität in ſtaatsrechtlicher Beziehung einen ſo großen Ruf verſchafft hat, bezeichnet (in ſeiner Anleitung

zum deutſchen Staatsrechte, überſetzt von dem Grafen Hohenthal §. 49) die Huldigung als ein die Unterwerfungsverbindlichkeit beſtärkendes eidliches Verſprechen. Leiſt endlich, auf deſſen Lebensgeſchichte ich unten noch zurück kommen werde, ſagt in ſeinem Lehrbuch des deutſchen Staatsrechts (2. Aflg. 1805 §. 21 III.): „Um die Landesunterthänigkeit noch mehr zu befeſtigen und zu verſtärken, hat man in den einzelnen deutſchen Staaten eine Staatshuldigung (homagium), welche gewöhnlich eidlich abgelegt wird, eingeführt, und die bald perſönlich und dinglich zugleich, bald blos dinglich ſein kann. Ordentlicher Weiſe wird die Huldigung nur dem zeitigen Landesherrn, entweder beim Regierungsantritte oder während der Regierung von den neuen Unterthanen, zuweilen aber auch den Regierungsnachfolgern geleiſtet. Bei eintretender vormundſchaftlicher Regierung in den weltlichen Territorien wird auch dem Landesvormunde, und in den geiſtlichen Staaten dem Capitel für den Zeitpunkt der Zwiſchenregierung gehuldigt.“

Dieſe letzte Form der Huldigung iſt recht geeignet, anſchaulich zu machen, daß es ſich bei der Huldigung überhaupt gar nicht um Anerkennung eines Rechts auf die Herrſchaft, ſondern nur um eine im Gemüthe wurzelnde Beſtärkung der ſchon aus der factiſchen Unterwerfung folgenden Pflicht zum Gehorſam handelt. Bei dem vormundſchaftlichen Regenten und bei dem Capitel iſt und war es nach allen Seiten hin völlig unbeſtritten, daß den herrſchenden Perſonen ein eigenes dauerndes Recht auf die Herrſchaft überall nicht zuſtehe. Nichtsdeſtoweniger muß ihnen gehuldigt werden, weil ſie zur Zeit die faktiſche Herrſchaft im Lande üben, folglich Gehorſam, und eidliches Verſprechen des Gehorſams, fordern können.

Aber, wenden Ew. Hochwohlgeboren mir ein, das können und konnten Vormund und Capitel doch nur auf Grundlage der mit den älteren Zuſtänden zuſammenhängenden rechtlichen Ordnung! Daraus kann doch nichts folgen für einen Fall, wo der frühere Herrſcher noch lebt und das Land nicht abgetreten hat, wo die faktiſche Herrſchaft im Lande ſich in den Händen eines nur auf kriegeriſche Erfolge ſich berufenden Eroberers befindet!

Auch auf dieſe Einwendung erlauben Sie mir mit den Worten eines Hannoveraners zu antworten, deſſen Lebensgeſchichte gerade in der hier in Betracht kommenden politiſchen Beziehung beſonders intereſſant iſt.

Georg Friedrich von Martens, 25 Jahre hindurch Profeſſor in Göttingen, war als ſolcher auch Lehrer der drei dort ſtudirenden Engliſch-Hannöveriſchen Prinzen Ernſt Auguſt, Auguſt Friedrich und Adolph Friedrich, welchen, als ſeinen früheren Schülern, er auch ſein Précis du droit des gens moderne de l'Europe (1. Ausgabe 1796) dedicirt hat. Später hat er Hannover auf dem Wiener Congreſſe und als Geſandter bei dem deutſchen Bundestage bis zu ſeinem, 1823 erfolgten, Tode vertreten. In die Zeit dieſer ſeiner geſandtſchaftlichen Wirkſamkeit fällt die dritte Ausgabe (1821) ſeines genannten Lehrbuches, worin bei einer ſolchen amtlichen Stellung des Verfaſſers denn doch wohl kein Satz ſtehen geblieben ſein wird, den das Haus Hannover entſchieden gemißbilligt hätte, zumal in einer Materie, wie das Eroberungsrecht, welche wegen der aus den Weſtphäliſchen

Occupationsverhältniſſen zu ziehenden Conſequenzen auch am Bundestage zu ſo manchen Verwickelungen führen konnte. — Denken Sie nur an die Weſtphäliſchen Domänenkäufer! — In §. 280 jenes Lehrbuches aber heißt es: L'ennemi, en se rendant maître d'une province ennemie — — — — peut aussi changer la constitution actuelle de l'état, se faire prêter hommage par les habitans, exercer sur eux différens droits de souveraineté en donnant des loix, percevant des impôts, frappant des monnayes, levant des recrues etc. et en punissant comme rebelles ceux, qui voudraient user de force, pour se soustraire à son obéissance. — Wie ſehr dieſe Worte der allgemeinen Rechtsüberzeugung entſprachen, zeigt ſich u. a. darin, daß ſie der Gegenſtand eines Plagiats wurden. Ein Bairiſcher Schriftſteller nämlich, Julius Schmelzing, giebt in ſeinem „Syſtematiſchen Grundriſſe des praktiſchen Europäiſchen Völkerrechts" (Thl. III. §. 474) als ſeine eigene Lehre eine wörtliche Ueberſetzung jener Stelle aus dem von Martens'ſchen Lehrbuche, ohne daſſelbe dabei zu citiren.

Ew. Hochgeboren ſehen, daß nach dieſer, von keinem Völkerrechtslehrer beſtrittenen, Lehre eines Mannes, der den ſpäteren König Ernſt Auguſt von Hannover im Völkerrechte unterrichtet, und der hannover'ſchen Regierung in der wichtigſten Periode des deutſchen Bundes als ihr Organ in deutſchen Angelegenheiten gedient hat, ſogar die Beſtrafung der gegen den König Hieronymus von Weſtphalen unternommenen Aufſtände vollkommen rechtmäßig erſcheint.

Hört dann aber, fragen Ew. Hochgeboren, dabei nicht alle Anerkennung des Patriotismus auf? Solche Grundſätze könnten doch, meinen Sie, auch nicht von der Preußiſchen Regierung gebilligt werden, da dieſelbe den Eintritt der ehemaligen hannover'ſchen Offiziere in die preußiſche Armee ausdrücklich davon abhängig gemacht habe, daß dieſelben von dem früheren Könige von Hannover vorher entlaſſen wären.

Bevor ich auf dieſe Einwendung antworte, muß ich Sie bitten, auf einen in ſolchen ſtaatsrechtlichen Conflikten wichtigen Unterſchied zu achten, welcher zwiſchen den Juſtiz- und Regierungs-Beamten, den Geiſtlichen und Lehrern ſo wie allen, nicht in öffentlichen Aemtern ſtehenden Landeseinwohnern einerſeits, und den Soldaten aller Grade, ſo wie den auswärts beglaubigten Diplomaten andererſeits, Statt findet. Jene können dem Berufe oder Amte, auf deſſen getreue Wahrnehmung ſich die von ihnen der früheren Obrigkeit geleiſteten Eide zum Theil mit beziehen, nicht genügen, wenn ſie nicht an ihrem im Lande belegenen Wohnorte bleiben. Dadurch ſind ſie von ſelbſt jeder im Beſitze der Herrſchaft über das Land befindlichen Obrigkeit unterworfen und haben alle Pflichten zu erfüllen, die aus ſolcher Unterwerfung folgen. Die im Auslande beglaubigten Diplomaten dagegen haben von Amtswegen ihren Wohnſitz außerhalb Landes, und die Soldaten aller Grade müſſen ihrer Dienſtpflicht auch außerhalb Landes an jedem Orte genügen, wohin ihr Kriegsherr ſie ruft. — Für dieſe beiden Kategorien der bisherigen Unterthanen eines vertriebenen Herrſchers iſt es daher Pflicht,

zu unterſuchen, ob die auf dem Wege kriegeriſcher Gewalt begonnene neue Herrſchaft ſchon zu einer rechtmäßigen geworden ſei. Anleitung dazu geben die Lehren des öffentlichen Rechts und der Geſchichte, aus welchen Bluntſchli in ſeinem „Allgemeinen Staatsrechte“ (München 1852) nach Hervorhebung des Unterſchiedes zwiſchen einer legitimen und einer blos faktiſchen Herrſchaft auf S. 377 die nachſtehende Folgerung zieht:

„Der entthronte Herrſcher aber verliert ſein Recht durch Verjährung, ſobald er durch die Verhältniſſe genöthigt wird, den Kampf um die Herſtellung der Herrſchaft aufzugeben, d. h. wenn einerſeits im eigenen Lande jeder faktiſche Widerſtand aufgehört hat und auch die Ausſicht, denſelben zu erneuern, verſchwunden iſt, und andererſeits die Möglichkeit, von außen her durch völkerrechtliche Einwirkung oder Krieg die Wiedereinſetzung zu vollziehen, zerſtört iſt. Erſteres iſt geſchehen, wenn die Nation ſich dem neuen Herrſcher unterworfen hat, Letzteres, wenn die auswärtigen Mächte dieſen ihrerſeits anerkannt haben, und jenen ſomit verhindern, ſein Recht mit Kriegsgewalt zu erneuern.“

Wenn in dieſen Worten von Verjährung die Rede iſt, ſo kann damit natürlich nicht gemeint ſein, daß Jahre verfloſſen ſein müßten. Kennt doch auch das Privatrecht bei der rehibitoriſchen Klage eine Verjährung von 6 Monaten, und unter Umſtänden ſogar von 2 Monaten. Es iſt dabei lediglich zu denken an einen Beſitz des neuen Herrſchers bis zu dem Zeitpunkte, wo für den früheren Herrſcher die Möglichkeit aufgehört hat, ſelbſt oder durch ſeine Bundesgenoſſen den Kampf fortzuſetzen. Bis zu dieſem Zeitpunkte werden ſeine Diplomaten für ihn unterhandeln, ſeine Soldaten für ihn ſich ſchlagen müſſen überall, wohin er ſie beruft, — überall, wo er die Mittel zum Kriege gewähren kann.

In dieſer Beziehung iſt nun ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen den Verhältniſſen der Weſtphäliſchen Zeit und der jetzigen. Der Kurfürſt von Hannover war zugleich König von England, deſſen Flotten die Flagge des franzöſiſchen Eroberers von allen Meeren vertrieben hatten, deſſen ſieggewohnter Feldherr auf der pyrenäiſchen Halbinſel mit Truppen, unter welchen „des Königs deutſche Legion“ eine große Rolle ſpielte, der franzöſiſchen Macht bei Talavera de la Reyna und hinter den Linien von Torres Vedras Halt geboten, bei Ciudad Rodrigo und bei Badajoz empfindliche Niederlagen beigebracht hatte. — Wo liegt dagegen nach dem Frieden von Prag der Grund und Boden, auf dem Truppen Georg's V. ſich formiren könnten zur Wiedereroberung des ehemaligen Königreichs Hannover?

An den entſcheidenden Einfluß, welchen ſolche Verſchiedenheit der Verhältniſſe auf die ſtaatsrechtliche Stellung des neuen Herrſchers übt, haben die 12 Mecklenburger Herren bei ihren Vorwürfen gegen Dr. Brömel offenbar gar nicht gedacht, da ſie ſich nicht nur auf die in nationaler und völkerrechtlicher Beziehung ſo völlig abweichenden Zuſtände des Königreichs Weſtphalen berufen, ſondern auch auf das Verhalten der Mecklenburgiſchen Stände gegen Wallenſtein, „dem ſie“, wie die Herren ſagen, „allen Gehorſam verſprachen, aber dringend baten, ihnen nichts anzuſinnen, was ihren Eiden gegen ihre angeſtammten Fürſten widerſtreite.“

Wenn die Mecklenburgiſchen Stände dem Wallenſtein „allen Gehorſam verſprochen" haben, ſo heißt das mit anderen Worten ſo viel, als: „ſie haben ihm gehuldigt", da die Huldigung, wie wir aus den oben mitgetheilten, in den anerkannteſten Lehrbüchern des Staatsrechts gegebenen, Definitionen ihres Begriffs geſehen haben, nichts weiter iſt, als ein Verſprechen des Gehorſams, welches zwar, wie Leiſt ſich ausdrückt, „gewöhnlich eidlich abgelegt" wird, bei dem aber die eidliche Ablegung, wie dieſer Ausdruck zeigt, nicht weſentlich, auch in älteſter Zeit (vergl. Grimm, deutſche Rechtsalterthümer. 1828 S. 252) nicht vorgekommen iſt.

Daß Wallenſtein, wie behauptet wird, bei ſolcher ihm geleiſteter Huldigung den Ständen einen Vorbehalt „ihrer Eide gegen ihre angeſtammten Fürſten" geſtattet haben ſoll, würde ſich daraus hinlänglich erklären, daß der Krieg, durch welchen der Kaiſer, und mittelſt kaiſerlicher Verleihung Wallenſtein, in den Beſitz des Herzogthums Meklenburg gekommen war, damals ja noch nicht ſein Ende gefunden hatte. Es ward ja auch erſt 14 Jahre nach Wallenſtein's Tode der Friede geſchloſſen, welcher in Folge der ſchwediſchen Siege das Land mit Ausnahme von Wismar wieder in den Beſitz der früheren Landesherren brachte.

Wie ganz anders aber ſteht die Sache für den letzten König von Hannover! Bevor er den Mobilmachungs-Beſchluß vom 14. Juni 1866, durch den er Preußen zum Kriege gegen ſich genöthigt hatte, noch hatte zur Ausführung bringen können, waren ſeine Truppen bereits entwaffnet und ſein Land erobert. Seine Bundesgenoſſen, die ihn zur Theilnahme an jenem Beſchluſſe verführt hatten, ſind nachher genöthigt worden, ohne ihn Frieden zu ſchließen und ſich im Voraus einverſtanden zu erklären mit allen Verfügungen, die der Sieger über das eroberte Land zu treffen für gut finden werde. Er ſelbſt war damit in den Privatſtand zurückgewieſen und iſt fortan keine völkerrechtliche Perſönlichkeit mehr, kann keinen Friedensvertrag mehr ſchließen, weil er keine kriegführende Macht iſt. Wenn ein ſolcher Privatmann Bewaffnete um ſich ſammelt, ſo gilt er nicht als Kriegsherr, ſondern als Bandenführer, und es kommen gegen ihn und ſeine Anhänger nicht die Grundſätze des Völkerrechts, ſondern vielmehr diejenigen des Criminal- und Polizei-Rechts zur Anwendung. In dem Welfiſchen Hauſe ſind ſolche bewaffnete Conflicte mit der Polizei nicht ohne Beiſpiel. Vielleicht erinnern Sie ſich noch jenes Putſches, den der Herzog Carl von Braunſchweig bald nach ſeiner Vertreibung verſuchte. Bei der Vorliebe, die der letzte König von Hannover für alle Welfiſchen Erinnerungen hat, könnte es ihm ja vielleicht auch einfallen, dergleichen nachzumachen, und die preußiſche Regierung muß daher ſchon im Intereſſe der braven Soldaten ſelbſt, welche durch Erinnerung an den ihrem früheren Könige geleiſteten Eid zur Theilnahme an einem ſolchen Unternehmen verführt werden könnten, darauf beſtehen, daß dieſer Eid gelöſt werde.

Eine ſolche ſpecielle Auflöſung des Bandes, welches die Untergebenen mit dem früheren Herrſcher verknüpfte, mag ſie nun von dieſem ausdrücklich erfolgen, oder durch die Natur der Sache ſich von ſelbſt ergeben, iſt indeß,

wie gesagt, vor der dem neuen Herrscher zu leistenden Huldigung nur bei den auswärts beglaubigten Diplomaten und den Soldaten, allenfalls auch bei persönlichen Dienern, überhaupt nur bei solchen Personen erforderlich, deren Dienstleistung nicht ihrer Natur nach den bleibenden Aufenthalt im Lande selbst erfordert. Wer aber im Lande wohnt, hat der im Lande herrschenden Obrigkeit zu gehorchen, ihr also auch den Huldigungseid, welcher nur ein eidliches Versprechen solchen Gehorsams ist, zu leisten.

Die Meklenburger Herren machen dem Dr. Brömel einen Vorwurf daraus, daß er einen Ausspruch von Stahl, der nicht zur Sache gehörte, nicht mit habe abdrucken lassen, lassen aber ihrerseits aus dem zu Römer 13, 1 gegebenen Commentar des sel. Otto von Gerlach, dem sie zu folgen erklären, eine sehr wesentliche Stelle weg.

In den Worten Stahl's, deren Auslassung die Herren urgiren, ist die Rede davon, daß das Recht einer entthronten Dynastie nicht erloschen sei mit der bloßen Aufrichtung einer anderen Regierung de facto, wohl aber, wenn eine neue Dynastie bereits in befestigter Herrschaft und wiederholter Succession bestehe.

Daß Stahl mit den letzten Worten keineswegs eine Unerläßlichkeit wiederholter Succession einer neuen Dynastie als Bedingung ihres Rechts hat behaupten, sondern nur eine von den verschiedenen möglichen Modalitäten der rechtlichen Umgestaltung obrigkeitlicher Verhältnisse hat angeben wollen, zeigt seine vorhergegangene Bemerkung, daß es keine Regel gebe über den Zeitpunkt, mit welchem das Recht einer entthronten Dynastie als erloschen zu betrachten sei. Diese Worte, wie der ganze Zusammenhang, lassen übrigens erkennen, daß Stahl hier blos von Entthronung durch innere Revolutionen redet, nicht aber von Entthronung durch einen auswärtigen Eroberer, da für den letzteren Fall das Völkerrecht solche Regeln allerdings an die Hand giebt. In solchem Falle, wie er hier vorliegt, kann gar nicht von einer neuen Regierung de facto, sondern nur von einer neuen Regierung de jure belli die Rede sein.

Diese ganze Stelle aus dem Stahl'schen Buche hatte also Dr. Brömel mit Recht als nicht zur Sache gehörend weggelassen. Die von den Mecklenburger Herren weggelassene Stelle aus von Gerlach's Commentar zu Römer 13, 1 aber lautet so: „Dagegen ist die Untersuchung, ob eine Obrigkeit die rechtmäßige sei, oft nicht Jedermanns Pflicht, und ein auch unrechtmäßig angefangener Besitzstand kann allmählig zu einem rechtmäßigen werden."

Von einem unrechtmäßig angefangenen Besitze kann nun freilich bei einer Eroberung in gerechtem, zur Vertheidigung wider die Folgen des gegen Preußen gerichteten Mobilisirungsbeschlusses unternommenem Kriege nicht die Rede sein, wohl aber für alle Bewohner des Landes davon, daß es nicht ihre Pflicht ist, zu untersuchen, ob die neue Obrigkeit eine rechtmäßige sei, oder nicht — weil sie darüber auch dann, wenn sie ihr den Huldigungseid leisten, kein Urtheil abzugeben haben.

Die Behauptung des Gegentheils hat man für Hannover durch den

Wortlaut des dort eingeführten Huldigungseides begründen zu können geglaubt, insbesondere durch den Umstand, daß derselbe zugleich eine Eventual-Huldigung für die künftigen Thronfolger aus den Häusern Hannover und Braunschweig enthält. Auch die Mecklenburger Herren finden hierin einen Beweisgrund für ihre Meinung, daß jener Eid „den Berechtigten geschworen sei, nicht dem Inhaber der Gewalt."

Eventual-Huldigungen kommen bekanntlich sehr allgemein in deutschen Ländern vor, wobei man selbstverständlich überall von der Voraussetzung ausgeht, daß Diejenigen, welchen eventuell gehuldigt ist, auch factisch zur Regierung kommen. Niemand würde z. B. für einen Fall, wo der Thronfolger durch Geisteskrankheit oder verbrecherisches Treiben — denken Sie nur an die Söhne Philipps II. von Spanien und Peters I. von Rußland! — als unfähig zur Regierung sich erwiese, aus einer etwa schon geleisteten Eventual-Huldigung Gründe gegen Aenderung der Thronfolge ableiten können. Wenn Kriegs-Ereignissen gegenüber eine Eventual-Huldigung in Betracht kommen könnte, so müßte consequenter Weise die nach der Abtretung einzelner Provinzen in Friedensschlüssen übliche Entlassung der Beamten nicht blos von dem zur Zeit noch regierenden Herrn ausgehen, sondern auch von den in der Eventual-Huldigung erwähnten Prinzen, — was doch ohne Beispiel in der Geschichte sein dürfte.

Welchen Zweck aber, fragen Sie, hat denn die Eventual-Huldigung?

In der Regel soll dadurch wohl nur den schon angestellten Beamten die abermalige förmliche Ableistung eines neuen Huldigungseides bei dem durch das Ableben des Herrschers eintretenden Thronwechsel erspart werden. Ist die Thronfolge zweifelhaft oder streitig, so kann auch vielleicht die Absicht obwalten, dem von dem derzeitigen Herrscher begünstigten Thronfolger die künftige Antretung der Regierung zu erleichtern. Ein Urtheil der huldigenden über die Rechtmäßigkeit der Ansprüche Dessen, welchem eventuell gehuldigt ist, wird man aber auch dann gewiß nicht darin finden können, weil der innere Werth jedes Urtheils von der Möglichkeit vorheriger Prüfung abhängt, die Möglichkeit einer Prüfung zweifelhafter Thronfolge-Fragen aber für die große Mehrzahl Derjenigen, welche den Huldigungseid zu leisten haben, überall nicht vorhanden ist. Gerade für Hannover tritt das klar hervor. In den ersten Regierungsjahren des Königs Ernst August ward unter den Staatsgelehrten die Frage erörtert: ob die Blindheit des Kronprinzen denselben von der Thronfolge ausschließe? Die Entscheidung dieser Frage mußte entnommen werden aus Cap. 25 §. 3 der Goldenen Bulle, und aus dem mit hausgesetzlicher Autorität im Hause Hannover geltenden Testamente des Kurfürsten Ernst August. Betrachten Sie nun einmal die Worte der Goldenen Bulle: Primogenitus filius succedat in eis, sibique soli jus ac dominium competat, nisi forte mente captus, fatuus, seu alterius famosi et notabilis defectus existeret, propter quem non deberet seu posset hominibus principari. — Als der König Ernst August den hieraus entnommenen Zweifeln durch die Verordnung über Beglaubigung der Unterschrift des Kronprinzen ein Ende machte und die

demſelben zu leiſtende Eventual-Huldigung anordnete, haben ganz gewiß nicht alle die geiſtlichen und weltlichen Beamten, welche zur Leiſtung ſolcher Huldigung angehalten wurden, vor dieſer Leiſtung jene dunklen und vieldeutigen Worte der Goldenen Bulle, oder gar das Teſtament des Kurfürſten Ernſt Auguſt, zum Gegenſtande ihres Studiums gemacht. Für Jeden, der das nicht gethan hat, war daher die Huldigung nicht der Ausdruck einer auf vorgängiger Prüfung begründeten, eigenen Ueberzeugung von dem Rechte des Kronprinzen, der ſpäter als Georg V. auf den Thron gelangt iſt, ſondern weiter nichts, als die Befolgung eines Befehls, welcher ihm von der damals im Lande thatſächlich herrſchenden Obrigkeit zugegangen war, und der folglich ſeine Bedeutung verlieren muß, ſobald eine andere, gleichfalls im Lande thatſächlich herrſchende Obrigkeit etwas Anderes befiehlt.

Bei Leſung dieſer Zeilen rufen Ew. Hochwohlgeboren vielleicht mit den Worten der von den zwölf Mecklenburger Herren erlaſſenen Erklärung entrüſtet aus: „welcher Menſch ſollte wohl mit ſolchen Gedanken den Eid geſchworen haben? und wem wäre er wohl abgenommen, wer hätte wohl ſein Amt erhalten, wenn er ſolche Gedanken ausſprach, wie er doch ehrlicher Weiſe mußte?“

Als die Herren dieſe Worte niederſchrieben, muß ihnen die Geſchichte des hannover'ſchen Verfaſſungskampfes von 1837—1840 nicht gegenwärtig geweſen ſein. Hat doch König Ernſt Auguſt gerade in dieſem Verfaſſungskampfe das Princip ſiegreich durchgeführt, daß kein Landesbewohner ſich der faktiſch im Lande herrſchenden Obrigkeit gegenüber der unbedingten Huldigungspflicht durch Berufung auf einen früheren, entgegengeſetzten Eid entziehen könne. Vergegenwärtigen wir uns einmal die einſchlagenden Thatſachen und Erklärungen der damaligen hannoverſchen Regierung!

In §. 13 des Staatsgrundgeſetzes vom 26. September 1833, auf deſſen getreue Befolgung noch unter Wilhelm IV. alle Beamte beeidigt waren, fand ſich die Vorſchrift, daß bei dem Antritt einer neuen Regierung erſt nach Erlaſſung eines Patentes, worin „der König bei Seinem Königlichen Worte die unverbrüchliche Feſthaltung der Landesverfaſſung“ zu verſichern habe, die Huldigung erfolgen ſolle. Nach dem am 20. Junius 1837 erfolgten Tode Wilhelm's IV. erließ aber ſein Bruder Ernſt Auguſt ein Patent ſolchen Inhalts nicht, erklärte vielmehr die Verfaſſung für aufgehoben, verlangte aber nichtsdeſtoweniger die Huldigung. Als der Magiſtrat von Osnabrück derſelben eine auf ſeinen früher geleiſtete Eid bezügliche Reſervation hinzugefügt hatte, ward ihm auf Grund Allerhöchſter Entſchließung am 13. Januar 1838 durch die Landdroſtei eröffnet:

„Die Huldigungspflicht liegt bekanntlich jedem Unterthan ob. — Hieraus ergiebt ſich von ſelbſt, daß keinem Staatsdiener, welchem vielmehr die Verbindlichkeit zum ſchuldigen Gehorſam gegen ſeinen Landes- und Dienſtherrn obliegt — das Recht eingeräumt werden kann, ſeiner Huldigungspflicht unter dem Hinzufügen eines Vorbehalts, mithin nur theilweiſe, nachzukommen“ (vergl. hannover'ſches Portfolio. Bd. I. Stuttgart, 1839. S. 36.).

Der Widerſtand ward indeſſen fortgeſetzt von den Magiſtraten der

Städte Osnabrück, Hannover, Münden, und einigen anderen Corporationen. Man erbat sich von den Juristen-Facultäten zu Heidelberg, Jena und Tübingen Rechtsgutachten über die Frage: ob eine hannover'sche Obrigkeit bei dermaliger Lage der Dinge von den Unterthanen Steuern beitreiben könne, ohne sich dadurch den Unterthanen gegenüber zu persönlichem Schadensersatze zu verpflichten? — Der Regierung des Königs Ernst August mißfielen die über diese Frage ertheilten, demnächst veröffentlichten, Gutachten höchlichst, ganz besonders aber dasjenige der Tübinger Facultät. Sie verlangte deshalb in einem, unter dem 19. April 1839 an die würtembergische Regierung gerichteten Schreiben die Absetzung der Verfasser jenes Gutachtens (vergl. hannoversches Portfolio Bd. III. S. 198—203). Zur Motivirung dieses Verlangens waren in einer Beilage verschiedene Behauptungen des Gutachtens zusammengestellt, in welchen theils „Verunglimpfungen der Allerhöchsten Person Sr. Majestät des Königs," theils „Aufwiegelung der Unterthanen und Verleitung der Behörden zum Ungehorsam" liegen sollten. Unter den Behauptungen der letzteren Art wurde hervorgehoben die Vertheidigung der Grundsätze:

> „daß die Staatsdiener als selbstbewußt handelnde Mandatare der Staatsgewalt und nicht blos blinde Werkzeuge des Regenten dem Lande dafür verantwortlich seien, daß die Verfassung eingehalten werde"

und

> „daß der Beamte, ehe er höheren Befehlen Folge leistet, um sich außer Verantwortung zu setzen, die Rechtmäßigkeit der Handlungsweise des den Befehl Ertheilenden, ob auch der Letztere sich auf höchsten Befehl berufe, selbständig zu prüfen habe" (vergl. daselbst S. 206. 209).

Der Antrag der hannoverschen Regierung ward von der würtembergischen unter dem 15. Junius 1839 zurückgewiesen und der König Ernst August sah sich daher, nachdem auch die wider ihn wegen Verfassungsverletzung von den obengenannnten Corporationen bei der deutschen Bundesversammlung erhobenen Beschwerden von dieser unter dem 5. September 1839 mit dem Ausdrucke der vertrauungsvollen Erwartung, daß Seine Majestät der König von Hannover — „geneigt sein werden, baldmöglichst mit den dermaligen Ständen über das Verfassungswerk eine den Rechten der Krone und der Stände entsprechende Vereinbarung zu treffen," — wegen mangelnder Legitimation der Beschwerdeführer zurückgewiesen waren, in der Lage, der neu zu begründenden Verfassung in Beziehung auf die Beamten eine Gestalt zu geben, welche den erwähnten, von seiner Regierung als aufwieglerisch bezeichneten Grundsätzen entgegen zu wirken geeignet sein konnte, — was denn auch, wie bekannt, dadurch geschehen ist, daß alle öffentliche Beamte für „Königliche Diener" erklärt wurden. Die nothwendige Folge davon aber ist, daß auch die Verpflichtung eines solchen „Königlichen Dieners" gegen seinen Herrn nicht länger dauern kann, als die thatsächliche Ausübung der Herrschaft durch diesen Herrn, weil blinder Gehorsam nur

einem thatſächlich herrſchenden gegenüber denkbar iſt. In einem monarchiſchen Lande iſt das Herrſcher-Recht der regierenden Familie ein Theil der Landesverfaſſung.

Wenn nun der auf das Ganze der Landesverfaſſung früher geleiſtete Eid der Beamten den Befehlen des dermaligen Herrſchers gegenüber nichts mehr bedeuten ſollte, ſo konnte unmöglich einem Eide, der nur den auf die regierende Familie bezüglichen Theil der Verfaſſung betrifft, eine größere Bedeutung beigelegt werden. Eine Dynaſtie, die auf ſolche Weiſe Verfaſſungs-Eide beſeitigt hat, kann nur als eine Conſequenz der von ihr ſelbſt proclamirten Principien anſehen, daß die Beamten auch an den ihr geleiſteten Eid einem das Land in Beſitz nehmenden Eroberer gegenüber nicht weiter gebunden ſind. Es folgt dies aus jenem allgemeinen Grundſatze der Gerechtigkeit, welcher nicht nur in der heiligen Schrift mehrfach (Matth. VII, 2. 12. Marc. IV, 24. Luc. VI, 31. 38. Offenbar. Johann. XVIII, 6.) eingeſchärft, ſondern ſchon im heidniſchen Rom anerkannt iſt in jenem Satze des Prätoriſchen Edicts: Qui magistratum potestatemve habebit, si quid in aliquem novi juris statuerit: ipse quandoque adversario postulante eodem jure uti debet, welcher im 2. Titel des 2. Buches der Digeſten Juſtinian's ausführlich commentirt und dadurch auch zu einem Satze des gemeinen Rechts geworden iſt. In der That ſcheint auch der König Ernſt Auguſt dieſe Conſequenz der von ihm proklamirten Grundſätze eingeſehen und anerkannt zu haben. Wenigſtens läßt ſich aus ſeinem auch in dieſer Beziehung von den Tendenzen ſeiner älteren Brüder abweichenden Verhalten gegen die früheren weſtphäliſchen Beamten erkennen, daß er die ſofortige Anerkennung eines das Land in Beſitz nehmenden Eroberers keinem Beamten verdachte, vielmehr als einen Beweis praktiſchen Sinnes und beſonderer Brauchbarkeit anſah. So hat er z. B. einen Herrn von Schulte, der am Hofe des Königs Hieronymus eine ſehr einflußreiche Stellung eingenommen hatte und deshalb unter Georg IV. und Wilhelm IV. zurückgeſetzt war, ſofort zu einem ſeiner Miniſter gemacht und gleichzeitig dem Publiciſten Leiſt eine ſehr bedeutende Wirkſamkeit eingeräumt, aus welcher ein Schluß auf die Anſichten des Königs und die von ihm begründete hannoverſche Geſetzgebung über die Stellung der Beamten durch einen Blick auf die Lebensgeſchichte Leiſt's gerechtfertigt wird.

Juſtus Chriſtoph Leiſt, geboren 1770, ſchon 1795 zum Profeſſor in Göttingen ernannt, hatte 1803 ein Lehrbuch des deutſchen Staatsrechts geſchrieben, deſſen große Brauchbarkeit ſich dadurch zeigte, daß ſchon 1805 eine zweite Auflage nöthig wurde. Im Jahre 1808 verließ er aber die akademiſche Laufbahn, um als Staatsrath in die Dienſte des Königs Hieronymus zu treten, der ihn 1809 nach Johannes von Müller's Tode mit dem Titel „Studien-Director" an die Spitze des Unterrichtsweſens ſtellte. Nach Reſtauration des Hauſes Hannover ward er als Amtmann nach Ilfeld am Harze geſchickt. Ernſt Auguſt aber berief ihn ſofort in ſeine Nähe, um mit ſeiner Hülfe den Verfaſſungsſtreit zu erledigen, wobei denn u. a. auch das oben erwähnte Reſcript vom 13. Januar 1838 an den Magiſtrat von Osnabrück

über die allgemeine Verpflichtung zur unbedingten Huldigung trotz eines entgegenstehenden früheren Eides aus seiner Feder geflossen sein dürfte. Nach Beendigung des Verfassungsstreites ward Leist zum Vice-Präsidenten des Ober-Appellations-Gerichts ernannt. — Da er die mit so glänzendem Erfolge betretene akademische Laufbahn verlassen hatte, um das von dem Könige Hyeronimus ihm angebotene hohe Amt anzunehmen, so lag bei ihm nicht eine solche äußere Nöthigung vor, wie sie bei vielen Beamten die ökonomische Nothwendigkeit des Verbleibens in dem bisherigen Lebensberufe mit sich führen kann, und eine legitimistisch-feudale Auffassung des Huldigungseides — derjenigen ähnlich, welche den in unserer Zeit aufgetauchten Gewissensskrupeln, soweit sie aufrichtig sind, allein zum Grunde liegen kann, — mochte daher wohl Anstoß nehmen an seiner gegen die westphälische Regierung bewiesenen Willfährigkeit. Daß der erste Minister Georg IV., Graf Münster, in Uebereinstimmung mit seinen aus der Correspondenz mit dem Freiherrn von Stein, und aus seiner ganzen Amtsführung bekannten Ansichten, die Sache allerdings so auffaßte, zeigt die Versetzung eines Mannes von solcher Bedeutung auf das Amt Ilfeld. Leist selbst freilich hatte sich einer subjectiven Inconsequenz nicht schuldig gemacht, da sich aus der oben mitgetheilten Stelle seines noch unter der alten hannover'schen Regierung (1805 zuletzt) erschienenen Lehrbuches ergiebt, daß er die Huldigung ausdrücklich als Staatshuldigung (wie sie auch Klüber §. 272 nennt) bezeichnet und nur als eidliche Bestärkung des schuldigen Gehorsams gegen jede factisch im Lande herrschende Regierung definirt. Das Verhalten des Königs Ernst August gegen ihn zeigt nun aber, daß der König die Huldigung ebenso auffaßte, — was in Verbindung mit dem Einflusse, den Leist auf das Landes-Verfassungsgesetz von 1840 ausgeübt hat, ein weiteres Argument dafür ist, daß nach dem Geiste dieses bis zur Vertreibung Georgs V. gültig gewesenen Gesetzes eine diesem geleistete Huldigung einer neuen dem Könige von Preußen zu leistenden, nicht entgegenstehen kann.

Die Länge dieses fast zu einer Abhandlung angewachsenen Briefes wollen Ew. Hochgeboren um des Gegenstandes willen, der eine zusammengefaßte Darlegung forderte und, wenn ihm sein Recht geschehen sollte, nicht wohl kürzer abgethan werden konnte, gütigst entschuldigen. Sollte die Besprechung der von dem Rundschauer gegen Preußen gerichteten Broschüre, wie ich allerdings glaube, noch mehr Raum in Anspruch nehmen, so wird doch die größere Zahl und der geringere Zusammenhang der dort zu erörternden Gesichtspunkte schon eher eine Vertheilung des Thema's auf eine Mehrzahl von Briefen gestatten.

Lübeck, am 14. Januar 1867.

Wochenschau.

Das Nächste, was uns beschäftigt, ist die Wahl für das Norddeutsche Parlament und die Frage, welchem Zwecke diese Volksvertretung dienen, zu welchem Ergebnisse sie uns führen werde. Wir sollen das Problem lösen, wie man mit alten, abgelebten, enttäuschten Parteien eine neue, lebensfähige wahrhaftige Staatsgestalt bilden könne. Sämmtliche Parteien haben ihre Abdankung erklärt, theils freiwillig, theils gezwungen sind sie ihren Principien untreu geworden. Vermittelst der Anerkennung von Thatsachen, deren Folgerungen sie nicht sogleich durchschauten, sind sie dahin gebracht worden, des Programms, auf welches sie bisher ihren Ruhm, ihre Selbstachtung, ihr Denken und Wollen gegründet hatten, sich zu entäußern. Wie gesagt, dies gilt von allen Parteien. Die Frage ist nun, wie die innerlich Schwankenden im Stande sein sollen, etwas Festes zu bauen. Gewiß, wenn ein Neues herauswachsen soll, so muß das Alte verdorren, und insofern ist die Paralysis, mit welcher die Parteien geschlagen worden, eine naturgemäße Vorbereitung für das Neue: nur dafür giebt es keinen Präcedenzfall, daß die gelähmten Organe selber dem jungen Körper seine Constitution gegeben hätten. Dies ist es, was man von den Parteien verlangt, indem man ihnen das Gewand des Norddeutschen Parlaments umhängt. Zwar möchte uns das Sprüchwort überreden, daß Kleider Leute machen, und so erwartet man vielleicht, daß der Norddeutsche Faltenwurf, die Steppnaht der directen Wahl, der anmuthige Rockschooß, aus welchem der geheime Stimmzettel hervorguckt, und der burschikose Halskragen des allgemeinen Votums aus Herrn Twesten einen Staatsmann machen werde. Aber es dürfte Hitze kosten, ehe dies Wunder aus der Werkstatt der Geschichte hervorgelockt wird

Der Instinct des Publikums geht mit einem Zweifel, welcher die rechte Abstimmungslust nicht aufkommen läßt, an die Wahlen. Indem man sich erinnert, daß zu allen Zeiten, wo die Parteien in Erschöpfung darniederlagen, die Gewalt es war, durch welche der Gesellschaft die Rechtsform auferlegt wurde, so glaubt man auch im vorliegenden Fall, daß das Parlament die Maske, die Vorbereitung, der Durchgangspunkt zu gewaltsamer Entscheidung sein werde.

Dem verschiedenen Geschmacke gemäß gehen die Combinationen in Betreff der Richtung, in welcher die den Ausschlag gebende Gewalt sich äußern werde, auseinander.

Die Einen behaupten, wir ständen erst im Anfang der Concessionen an das revolutionäre Prinzip; die Folgerungen der ersten Schritte würden sich geltend machen, wir gingen daher einer Zeit entgegen, in welcher die Demokratie zum vollen Durchbruche gelangen und an der Hand der Staatsmacht selber den Sieg erringen werde.

Die Anderen erwiedern, der demokratische Flitter, welcher der bisherigen

Entwickelung umgehängt worden, verdanke einer Art von ſtaatsmänniſcher Homöopathie das Daſein. Man wolle die Demokratie durch eine Doſis Demokratie austreiben, und ſo ſei denn das Parlament nichts anderes als ein Mittel, um unſere heimiſche Verfaſſung nach den Principien der Ordnung umzuwandeln. Die directe Wahl, meinen dieſe Politiker, ſei grade dazu erfunden um die Tyrannei des Wahlmännerthums abzuwerfen. Und, fragen ſie, welcher Conſervative dürfte dies für einen Verluſt erachten? Das Wahlmännerthum hatte in Preußen eine Art privilegirter Körperſchaften hervorgebracht, welche ein ausſchließliches Recht auf die Fabricirung der öffentlichen Meinung zu beſitzen glaubten. In dieſen Corporationen hatte die Durſchnittsphraſe ihre Heimath, dort wurden die Durchſchnittsmenſchen ausgeſucht, welche ſich ihr Lebelang mit der Wiederholung ein und derſelben Redensart begnügen, dort war auch der Sitz jener politiſchen Verſteinerung, welche ſich Forttſchritspartei nannte, weil ſie jeden Staatsbürger verhindern wollte, einen ſelbſtſtändigen Schritt auf dem Gebiete des Gedankens zu thun. Dort erzeugte ſich eine Sorte von Pſeudo-Reſpectablität, welche nichts weiter war, als die äußerſte Unduldſamkeit gegen Alles, was, über das Tagesgeſchwätz hinausgehend, dem Staate Bewegung, Leben, Wachsthum mittheilt. Nicht mit Unrecht beklagte neulich die Nationalzeitung von ihrem Standpunkte aus den Untergang der Wahlmännerſchaften, indem ſie nachwies, daß dieſe Corporationen bereits eine gewiſſe Permanenz und Schulung erworben und einen Maßſtab in Betreff der Männer, die zu Volksvertretern auserkoren werden ſollten, ſich gebildet hätten. Allerdings, der Maßſtab war vorhanden, er war auch vielleicht nach dem Herzen der Nationalzeitung, aber er war ein ſehr engherziger und der aufſtrebende Geiſt kam dabei zu kurz.

Noch Andere meinen, die rettende Gewalt werde ſich gar nicht im Innern äußern, weder demokratiſch, noch ordnungsmäßig. Sie werde durch ihr ſiegreiches Auftreten nach Außen hin den Boden ſchaffen, auf welchem erſt eine brauchbare Schöpfung gedeihen könne. Das Parlament habe um deswillen eine troſtloſe Aufgabe, weil es für Ereigniſſe, die unvollendet geblieben ſeien, eine conſtituirende Formel finden ſolle. Das Parlament müſſe in's Stocken gerathen, weil die Thatſachen, aus denen es hervorging, ebenfalls in's Stocken gebracht worden wären. Dem Kriege des Jahres 1866 fehle bis jetzt noch die Ergänzung; in Folge der franzöſiſchen Vermittelung ſei er einſtweilen erſtarrt, es ſei ihm gegangen, wie der Melodie in Münchhauſen's Horn. Sobald Thauwetter eintrete, werde die Melodie herausplatzen und der Krieg werde dann erſt ein ganzer ſein. Solle man etwa warten, bis Frankreich ſich hinter der Ausſtellungs-Couliſſe die Rüſtung angezogen habe? Sei es nicht rathſamer, für dieſen Krieg, der nun doch einmal unvermeidlich ſei, ſelber den günſtigen Moment auszuſuchen? Dem ſich vollendenden Krieg werde ein Conſtituirungswerk folgen können. Das Parlament, welches jetzt in der Luft ſchwebe, ſei daher nur ein Kometenſchweif, welcher formidable Ereigniſſe ankündige.

Deshalb ſei es Thorheit, ſich wegen der zehnjährig normirten Bundes-Militairausgaben den Kopf zu zerbrechen. Wer rechne denn jetzt noch auf

zehn Jahre hinaus? Es komme darauf an, für das Jahr 1867 und höchstens für das Jahr 1868 ein Heer zu bilden, welches vermöge seiner Triumphe die Rückehr zum Friedensfuße anbahnen; man müsse die Schlange so weit verlängern, bis sie sich selbst in den Schwanz beiße. Für jetzt steige überall das Militairsystem zur Spitze empor. Falls jener Kometenschweif bis Washington sichtbar sei, werde man auch dort aus seiner Erscheinung das Heranblühen der Militärherrschaft, welche die nothwendige Folge des Conflikes zwischen Johnson und den Radicalen sei, weissagen können.

Allerdings ist dies der wahrscheinliche Ausgang eines Prozesses, der schon deshalb eine Satyre auf jede friedlich-gesetzliche Form ist, weil der Präsident wegen der Verletzung einer Verfassung angeklagt werden soll, deren mäßigende, schrankensetzende Eingenschaft grade von den Radicalen geleugnet wird. Die Verfassung ist nur Vorwand. Es handelt sich darum, wer der Herr sein solle, und auf diese Frage kann der Säbel allein die Antwort geben.

Und Napoleon? Es sollte uns nicht wundern, wenn der Kaiser der Franzosen durch die Krisis in den Vereinigten Staaten sich zu dem Glauben verleiten ließe, daß nunmehr für die Behauptung seiner Position in Mexico eine neue Chance sich eröffne. Dann würde der Washingtoner Prozeß eine Falle sein, in welcher die Franzosen, welche man nicht so leichten Kaufes von dem verhängnißvollen Boden der neuen Welt hinweglassen möchte, festgehalten und gefangen würden.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

17.

Hugo Graf von Osten, ohne ein persönliches Interesse für die Idee, war in gemein realistischer Sphäre ein sehr fähiger Mensch. Die Motive standen ihm zu Gebote, er setzte seine selbstischen Zwecke sicher und glänzend durch. Seine Erscheinung harmonirte mit seinen Geistesgaben; schön, einnehmend, naturvoll und doch vom feinsten Schliff höherer Bildung gefiel er Allen, vorzüglich den Frauen. Um den Mund ein Zug verrieth Schlauheit, sogar selbstische Tücke, die jedoch sein offener Blick Lügen strafte. Er kleidete sich sehr gewählt, doch trat dies Moment wider den sonstigen Eindruck seiner geistvollen Persönlichkeit nicht hervor. — Bei seinem Eintritt begrüßte Hugo die junge Gräfin nicht blos herkömmlicher geselliger Art; die Wichtigkeit der Unterredung erheischte eine unmittelbarere Weise. So sprach er sofort: Mein erstes Wort ist eine Entschuldigung, mein zweites sei ein Dank. Zweifelnd, wägend wie ich mich fand wagt' ich nicht, unmittelbar zu werben; jetzt vernahm ich, daß Sie geneigt sind, mich zu hören — Dank, Dank!

Cäcilie erwiderte kalt und schüchtern: Ich darf Ihren Zweifel nicht schelten; ob eine Ausgleichung sehr verschiedener Sinnesweise zu erwarten sei — ich weiß nicht.

Diese Hoffnung ist die Hoffnung meines Lebens, entgegnete Hugo mit Feuer. Doch zögernd, mit Bescheidenheit setzt' er hinzu: Gräfin, erlauben Sie mir ein offenes, vertrautes Wort?

Ich höre Sie, sagte Cäcile resignirt, gleichmüthig.

Nun sprach er kühn und gradaus: Durch den Umgang mit einem allzuwachen Bruder früh im Geiste klug geworden wie Grab und Tod, kennen — Sie sich selbst doch nicht.

Erstaunliche Behauptung, mehr interessant als wahr, sagte Cäcilie nicht gereizt.

Er fuhr unbeirrt fort: Wiefern Ihr schönes und frommes Herz zur Freiheit neigt, kennen Sie dies Herz; nicht, wiefern es der Welt angehört. Mir däucht, Sie haben dem Geiste zu viel Raum gestattet und die Entfaltung des Charakters nicht gewähren lassen.

Mit einem großen Lächeln erwiderte Cäcilie: Wär' es so — Sie tadeln das?

Beim Ew'gen, nein! sagte Hugo fest, mit überzeugender Kraft und Wärme. Ich verehre und bewundre aus dem Grunde meines Herzens die ideale Haltung von Cäcilien, Cäciliens Würde und Geistigkeit. Lassen Sie mich von Ihnen lernen, durch Sie herzlichen Antheil nehmen an den Gütern einer freien Welt. Mit Freuden will ich Ihr Nachdenken über die höchsten Lebensfragen theilen, durch Sympathie den großen, ernsten Zug in Gemüth und Geist theilen; wie zeither schon soll Ihr Enthusiasmus für Kunst und für ein geistiges Leben der Liebe auch mich entzünden; in Ihrer Begeisterung für den Gott der Geschichte werde ich Sie verstehen, und Ihr edles, erhabenes Trachten nach einem sichern Wohlsein sei das meine; Ihrer großen Stimmung, Ihrem ernsten Streben, diesem tiefen Bildungstrieb für ein ewiges Leben werde ich folgen: Sie sollen mir vertrauen dürfen, und nie trübe ein ironischer Verrath den Genuß herrlicher, unsichtbarer Kräfte.

In demselben Gleichmuth erwiderte Cäcilie: Wahrhaft klingt Ihr Wort, doch däucht mir die heftige Zusicherung vermessen — o kann eine Absicht das Herz und Leben, den Genius ersetzen!

Ich liebe Sie, Cäcilie, versetzt' er; auch vermag der Wille viel.

In dem schmerzlichen Gefühl der gänzlichen Unangemessenheit dieser Bewerbung zur Poesie, Weihe und Heiligkeit, die sie ja eigentlich und ursprünglich bedinge — dies weite, weite Abgekommensein der Bildungszustände von dem Wege der Natur und Wahrheit schmerzlich ohne weitere Reflexion empfindend blickte Cäcilie düster vor sich nieder, und sie sagte herbe lächelnd: Ihre Zugeständnisse heischen Zugeständnisse, nicht ohne Entgelt werden Sie leisten wollen.

Hugo erwiderte mit Feinheit: Ihr freier Sinn erräth. Ihr unverletztes, ganzes, klares Gemüth durchschaut. Wohlan denn — fügte er mit geist-

reichem Ausdruck hinzu — Zugeſtändniß um Zugeſtändniß. Dafür, daß ich zu Ihrem Fluge mich begeiſtre, werden Sie lieben wollen.

Cäcilie wußte nicht, was hierauf zu erwidern; ſie blickte ihn ruhig fragend an.

So ſagt' ich, fuhr er beſtimmt fort. Die Art, auf welche Sie, Herrliche, Natur und Leben empfinden, iſt entrückend — wirklichen Gefühlen ſind Sie faſt fremd.

Cäcile blickte ohne Antwort nieder und blieb ſo. Er ſprach fort: Muß nicht in dieſem ob auch ſtolzen doch jungen, poeſievollen Herzen jene Sehnſucht ſich ankündigen, deren eben ſo naiv als wahr eine heilige, wundervolle Mythe gedenkt?

Cäcilie mußte aufmerken, aber ſie erwiderte nicht. Hugo fuhr fort: Die Mythe erzählt, daß der erſte Menſch ſuchend das Heer der Geſchöpfe um ſich verſammelte und benannte; jedoch bei allem Reichthum von Geſtalt, in der Fülle der Gemeinſchaft aller Naturen war nur der Menſch allein, denn eine Gehülfin, die um ihn ſei, fand der Menſch nicht. Der Sehnſucht quellende Qual drohte ihn zu zerſtören; wie ein Ton fürchtete er zu verklingen, wie ein Schatte zu verwehen. Und Gott ſchuf das Weib, „denn," ſprach Gott, „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei." Und der Menſch berührte ſein Weib und er ſprach: es iſt das Gebilde meiner Sehnſucht. Ich habe gefunden — ich umfaſſe die Natur, o all das All — ich bin eines Weibes Mann.

Ein ſchamhaftes Zürnen wohnte in Cäciliens Zügen, ſo ſchaute ſie ernſt vor ſich nieder; er hatte ſich ihr zu Füßen geworfen und ergoß ſich in einem Strom von Rede: Dies heilige Erröthen ſagt mehr als Worte können — das allmächtige Feuer, das die Natur durchdringt, in den Sternen ſchwingt, die Sonnen hält und die Erden lenkt, die Liebe, lodernd offenbart in Wunſch und Glück, dem verglichen alle nur geiſtige Wonnen kinderhaft erſcheinen, das der Himmel ſelbſt, wär' es möglich, beneiden würde. Verlangten doch die Elohim nach den Töchtern der Menſchen, weil ſie ſahen wie ſie ſo ſchön ſind. Schöne, heilige, wundervolle Geſtalt, in dir anbet' ich den reizendſten Eigenſinn, die befangenſte Huld, die genialſte Laune der ſchöpferiſch glühenden Natur. Du ganz für mich geſchaffen, zu meinem Wohlgefallen, meiner Rührung und Luſt, ganz das Weſen meiner Träume, meiner Liebe, meines Zutrauens. In dem ſchönen Aufruhr, in der ſüßen Leidenſchaft wird dir ein Gefühl deiner Beſtimmuug werden, das ſeliger berauſcht als deiner Einbildungen göttlichſte. Sprechen zu dürfen, mein iſt eins der geringſten dieſer holden Glieder, mein dieſer kleine Finger, der Fingernagel dieſes kleinen Fingers durchflammt mich mit innigerem Geiſt als alle Empfindung, alle Schätze einer unbeſtimmten Welt.

Hier in einem Beſinnen ſprang Graf Oſten auf. Wo ſchwärmt mein Lieben hin, rief er. Die ohnmächtige Schranke des Herkommens hat mich nicht halten ſollen. Cäcilie! — welche Wolluſt in dem Laute des Namens. — Daß die Liebe Ihnen ein Wort flüſterte, Seel' und Mark durchhauchend mit dem Wort: wie tödtlich innig mein Zug zu Ihnen.

Er zauderte, ſie entgegnete nicht, er ſchien mehr ſagen zu müſſen, doch entſchied er ſich und brach mit den Worten auf: Ich ehre Ihr Gefühl; zu ſtürmiſch warb ich auch, offen und wahrhaft gab ich mich; ich will Ihrer Entſcheidung harren: Sie entſcheiden über das Geſchick meines Lebens.

Cäcilie, ſich ſelbſt überlaſſen, ohne aufzublicken ſprach nach einer großen Stille vor ſich hin: Sein Trotz erſchütterte mich, etwas in mir widerſtrebt auf's heftigſte dieſem Gefühl — ſo glaub' ich nicht an ihn. Er iſt herzlos — viel minder, daß er von einer tiefinnern Eigenheit wüßte, die ich in mir erſehnt. Die Eltern heiſchen den Bund — der Uebermüthige, der es gewagt — — O einen Retter mir aus dem Labyrinth! Mein Bruder — er ſoll nun alles wiſſen, gleich ſchreib' ich ihm.

Sie wollte gehen. Leo trat ihr entgegen.

18.

Ganz ſelbſtvergeſſen flog Cäcilie dem Eintretenden hingenommen an ſein Herz. Sie rief: Leo, du ſelbſt, mein Bruder!

Meine Schweſter, ſagt' er in unbeſchreiblicher Bewegung.

Mein Bruder, wiederholte ſie entzückt. O! ich halte dich. Nun iſt alles wieder gut.

So iſt es auch, ſprach Leo ſanft und preßte ſie an ſich, alles iſt gut.

Er entließ ſie aus ſeinen Armen. Als ihn Cäcilie nun anſah, ſprach ſie verändert: Du biſt hager worden — und jetzt ſiehſt du bleich — du biſt erſchöpft.

Leo erwiderte lächelnd: Es iſt nichts, Cäcilie — ich ging bis hier und bin des Fußreiſens nicht wohl gewöhnt.

Wie, fragte Cäcilie erſchreckt; und dürftig gekleidet? —

Sie ſchlug die Hände zuſammen, Thränen ſtürzten aus ihren Augen und ſie wiederholte: Mein Bruder!

Komm, komm, ſagte Leo begütigend, bleibe frei und großgeſinnt. Höre mir zu, ſitze bei mir, denn meines Bleibens iſt nicht hier.

Er ließ ſich nieder, zog ſie neben ſich auf den Divan und ſprach: Was mich bergeführt — es war die Sehnſucht nach dir. Nun ſchau' ich in deine treuen, guten Augen nnd ich habe Ruhe. Ich hab' es ſonſt nicht in weiter Welt, dies Vertrauen, ſo innig unmittelbar und doch ſo frei, ein innerſtes Verſtändniß, ſolch einen ſeelenvoll genugſamen Frieden — ich hab' ihn ſonſt nicht in weiter Welt. Mein ganzes Herz iſt Liebe, iſt Dank — O mir iſt ſehr wohl.

Mit zitternder Lippe erwiederte ſie: Du blickſt mich ſo wunderſam an?

Es iſt nicht gut, ſagt' er, daß wir getrennt leben müſſen, das iſt nicht gut.

Nein, nicht gut, nicht gut, ſagte ſie ſchüttelnd.

Zwar trennen kann uns nichts, fuhr er fort, wer will uns an! Dieſer unſer Bund ſchließt das Leben ein; wir lieben im Geiſt und in der Wahrheit.

Mein Bruder, ſagte ſie zuſichernd, groß bewegt.

Klagend ſprach er wieder: Daß wir uns nicht haben wie eben jetzt, von Aug' in Auge, Herz zu Herzen — es iſt doch ſchade.

Sie hing in Schauern und Thränen an ſeinem Antlitz wie er fortfuhr: Wenn ich den Tag hindurch geforſcht, gedichtet, dargeſtellt: du dann lebſt immer in meinem Gedächtniß: Wie wird ſie das erſchüttern, frage ich, dieſe Scene, dies Capitel, wie wird die Compoſition ſie vertiefen und fragen machen, zu welchen lichten Freuden werden unſere Seelen aufſchwingen: nach Mittheilung an dich, nach deiner Gemeinſchaft und Liebe meldete ſich zwiefach der Drang, wenn ich eines Tages Arbeit vollendet, vielleicht ſogar ein Gebilde abgeſchloſſen. Im Einverſtande ein Werk zu offenbaren iſt ſo erfriſchend, Beſtätigung ſo kräftigend, Sympathie ſolch ein Labſal. Das entbehren zu müſſen — es war das Herbſte von allem, das ich entbehrt.

In hingebender Zuſtimmung ſtotterte ſie Worte der Liebe und er ſprach fort: O es erfordert einen großen Heroismus, wach herzerregt zu leben und zu dichten in ſolcher Abgeſchiedenheit, Vereinſamung und Verlaſſenheit wie ich gelebt. Doch bis jetzt gelang mir's, Cäcilie, ich bin dem Geiſt und Weſen meines Glaubens lebendig treu geblieben, und in mir dieſer Geiſt überwand die bittere Nothwendigkeit.

Cäcilie ſagte in der ſchmerzlichſten Theilnahme: Du haſt ſo Großes, ſo Schweres erlitten — und doch ſtehſt du in Kraft!

Sie ſahe ihn hell in ihrer Bewunderung voller Freuden an; er antwortete nicht. Andershin ſprach ſie wieder: Doch gedenk' ich, wie es Dir weiter ergangen!

Sehr gut, ſagte er gleich und weil ſie ſchüttelte ſetzte er lächelnd hinzu: Du laſeſt meine jüngſten Bücher.

Mit Erſchütterung las ich ſie, ſprach ſie ernſt und mit Herz. Ich las ſie mit einem wundervollen Erſtaunen.

Du ſiehſt, ſagt' er, wie ſehr gut es mir ergangen. Ich habe in demſelben Muthe fortarbeiten dürfen, der mich in beſſeren Tagen hielt. Die Poeſie, der ich huldige, iſt Urſache, daß mich Leiden nicht verdunkeln und entkräften.

Ich verſtehe das, ſprach ſie vertieft.

Ja, du! verſetzte nun er zu Thränen bewegt. Gleich fand er ſich und ſprach nun fort: Du weißt es, daß mir die Poeſie nicht eine Form oder Illuſion iſt; ſie iſt mir das himmliſche Reich, in ewiger Perſönlichkeit der Frieden, den wir ſo tief, ſo tief erſehnen. Was dieſen höchſten und einzigen Lebensgehalt verleugnet oder bekämpft, das erachtet dieſe Poeſie für Abfall und Schein, für Qual und Pein. Im Bruche mit der Natur, wie ſchön ſie an ſich, wie berechtigt erſcheine, geb' ich dieſe perſönliche Wahrheit kund, das Johanneiſche Wort. Ich habe alles Uebrige gering geachtet, um frei und vollthätig dieſen Geiſt in eigenthümlicher Bildung an das Licht zu ſtellen. Ich kann den Beifall der Welt nicht gewinnen, will's auch nicht. Meine Schriften geben mir die volle Berechtigung, ſo zu ſein wie ich bin. Auch dürfen bürgerliche Verhältniſſe mich nicht binden, denn ich ſoll erfüllend leiſten, wozu ich beſtimmt bin und geſchickt.

Ja, ja, ſagte ſie erathmend, und ich möchte dich immer ſo hören.

Streng ernſt und doch tief freundlich fuhr er fort: Es geht mir wohl,

Cäcilie, weil ich bewußt, völlig harmoniſch mit mir, in ſolcher meiner Beſtimmung lebe. Doch weil dieſe Poeſie ſo zu ſagen mit ſich Ernſt gemacht, für die Wahrheit der Geſchichte Partei nimmt wider Natur und Welt, ſo muß ſie in der gegenwärtigen Zeit geächtet ſein, weil dieſe Zeit trotz eines Scheins von Geiſtigkeit ſich in der Leerheit materieller Intereſſen umtreibt. Ich ſehe mich allein geſtellt, und — aufathmend und ſich aufrichtend ſprach er — auch in Folge dieſes Geſchicks leid' ich viel. Erhoben wie ich ſelbſt magſt du es doch hören, daß ich entbehrt' oft, was der Aermſte hat, daß ich gelitten wie der Aermſte nicht.

Cäcilie blickte ihn feſt an, ihr Herz erbebte, ſo hörte ſie ſchweigend, daß die Bücher, die er bis jetzt hatte dem Druck übergeben können, nicht nur nichts eingebracht, ſondern alles, was er an Gelde hatte, in Anſpruch genommen, daß er ganz verarmt ſei.

Mein gerechtes Selbſtbewußtſein, fuhr er fort, mein natürlicher Seelenſtolz, meine großen Leidenſchaften, mein einſamer, ja vornehmer Charakter im ſchreienden Contraſte mit den armſeligſten Verhältniſſen, mit meinem ganzen Weltgeſchick — es iſt ein Widerſtreit, der unter dieſer Sonne nicht tragiſcher kann erfunden werden. Dann auch phyſiſche, wirkliche Leiden, Entbehrungen — Cäcilie!

Leo, ſagte ſie ganz aufgegangen. Er war in Erſchütterung verſtummt, doch faßte er ſich zuſammen und ſprach wieder: Daß wir nur die Wurzel meiner Sache immerdar im Auge behalten. Mein Schickſal iſt erklärt und dieſe Klarheit ſtählt wider den Angriff der feindſeligſten Umſtände. Sie macht mich frei; auch du erhalte dich ſo.

Wie wollt' ich nicht, erwiderte ſie hochgemuthet. Aus deiner Erhebung entſtammt dir Muth und Geiſt, deinem widerwärtigen Geſchick zum Trotz, Werke zu ſchaffen voll erſchütternder Kraft und Schöne. Doch wenn die Zukunft —

Ich bin auf das Letzte vorbereitet, unterbrach er ſie.

Düſter klingt dein Wort, ſagt' erbangend Cäcilie.

Meine Schweſter, erwidert er. Der Geiſt, den ich bekenne, giebt eine lichte, ſelige Kraft; meine Zukunft falle wie ſie mag, groß heiter ſteh' ich ihr.

Abbrechend ſetzte er in herzlicher Bewegung hinzu: Wie ergeht es den Eltern, der Mutter? Jetzt iſt an dir die Reihe, nun erzähle du. Ich will dich hören und mich erquicken in dem köſtlichen Gefühl, daß du mir da biſt, du die Vertraute meiner Seele, du die Echo des Rufs meiner Menſchheit — ach! — doch du ſollteſt erzählen.

Er ſahe die noch Schweigende forſchend an. Ich finde dich ſchwermüthiger, ſprach er, als es deine Weiſe ſonſt geweſen. Dein ſeelenvolles Antlitz zeugt, däucht mir, von einer dir ſonſt fremden inneren Bewegung.

Sagſt du! ſprach Cäcilie ſchüchtern. Du forſcheſt die Herzen, dein Blick erkennt. — Ich war bei deiner Ankunft daran, dich brieflich zu berathen und um Hülfe zu bitten. Die Eltern wollen mich verloben.

Sehr erſtaunt, ja ſchmerzlich betroffen erwiderte Leo: Verloben? Die Eltern? — Sie wählten für dich? — Und du? — Neigſt du ihrer Wahl?

Vorzüglich aus Gehorſam, verſetzte ſie; und dann weil ich durch dieſe Verbindung dich wider die Welt wohl frei ſtellte, und ſo betrachtet auf mein Einzelgeſchick nicht einen Werth lege —

Wie, unterbrach ſie Leo großfragend — wenn du aus ſolchen Beweggründen in ſolchen Verein willigteſt, ſo ſtelſt du von dir ſelber ab.

Er ſtand unruhig auf, ſie folgte unwillkürlich. Meine Schweſter, ſagt' er, kann nur im Anſpruch ihrer Perſönlichkeit, ihrer höchſten Seele dieſen Bund eingehen. Du biſt frei in deinem Gott, du darfſt nur nach Zug und Wahl dem Freier dich verbinden. Bei dieſer theuern Angelegenheit ſprichſt du ganz äußerlich, wendeſt vor, nennſt der Gründe mancherlei, nur von der Liebe, ja von der hohen Liebe ſprichſt du nicht. — Was ſagſt du auch? Dein Einzelgeſchick ſchlägſt du nicht hoch an? Du kannſt es nicht hoch genug anſchlagen. In den Einzelnen iſt der neue Geiſt offenbar, Weſenheit nur in dieſer Individualität. Nichts iſt wichtig wie ſie, ohne ſie iſt alles Trümmer, Rauch und Aſche. — Du ſcheinſt beſtürzt; habe mir nichts hehl: was ging hier vor?

Nach einem ſchweren Bedenken ſagte Cäcilie eintönig: Mit der ganzen Herbheit ſeines ſtrengen Charakters beſteht unſer Vater auf dieſe Verbindung. Die Mutter wie immer ſtimmt ihm zu. Der Freier hat einen weitverbreiteten, geachteten Namen und Ruf. Das Heilige iſt ihm mehr ein Aeußeres. Er wirbt leidenſchaftlich, ſein Anſeh'n iſt ſchön.

Cäcilie, ſprach er in ſchwer beſchreiblichem Ton. Dennoch, deine Wahl wäre es nicht geweſen, wenn man ſie dir nicht vorbeſtimmt.

Gewiß nicht, ſagte ſie ruhig.

Nun ſiehe! ſagt' er. Und Eltern dürfen jedes Opfer heiſchen, nur dies nicht.

Sie fragte in Bezug auf einen Pauliniſchen Ausſpruch: Kann ich nicht unter allen Umſtänden in dieſem Geiſte leben, der uns Alles iſt?

Das könnteſt du, fragt' er dagegen, einem geiſt- und glaubensloſen Manne geſellt? Nach meiner Erkenntniß des Menſchenherzens wäre die Aufgabe ungeheuer, ja unmöglich. Doch wie du fragſt und zweifelſt! Wie du nur zaudern konnteſt bei der Antwort! Wer iſt es?

Als Cäcilie den Namen des Grafen nannte, fuhr Leo auf. Der?! fragt' er heftig.

Du erblaſſeſt — Leo, rief ſie erſchrocken.

Den kenn' ich! rief er. Alle Himmliſchen bewahren mir dein arglos unſchuldig Herz, die Gattin Dieſes wirſt du nicht. Einem Fremdling ſollteſt du angehören, die Sclavin eines Fremdlings werden? Dieſer Menſch hat keine Ahnung von dem tiefen Treiben deines Innern. Ohne allen Aufblick, ohne je im Herzen wahrgenommen zu haben, was hohe Lieb' iſt und Freiheit, ein im Grunde eingeſchränkter, grober Egoiſt reflectirt er blos über höhere Dinge, wie es die Bildung des Zeitalters will. Den beſſeren Neigungen wohl nicht fremder als die andern und gewöhnlich auch wie die andern, im Uebrigen herriſch anſpruchsvoll ohne Verdienſt und Würde, wider Obere ſich ſchmiegend, wider Niedere geſpreizt, tyranniſch, zumeiſt ſeelenlos,

hart, heftig, gehäſſig, rauh, durch nichts intereſſirt als durch gemeine Lebensluſt, durch nichts zu erweichen als durch ſelbſtiſches Herzensintereſſe, meiner Cäcilie fremd, entſetzlich fremd: der ſollte dich zum Raube haben? Das geſchieht nicht, ehe das Aeußerſte!

Was willſt du thun, ſagte ſie erzitternd.

Leo, in tiefen Affecten, fuhr fort: Nicht genug, daß mir die Welt, oft verſtarrend und erſteinernd, den Gorgoſchild des Unglaubens und Ungeiſtes entgegenhält; ſoll ſie auch nach dir ihr allbeſtrickendes Netz auswerfen und dich herabziehen wollen von deinen Höhen in Noth und Tod! Schon das zu dulden, daß du in die Gewalt eines Menſchen gegeben werdeſt, der durch und durch ein Sohn iſt dieſer ſeiner Zeit, der heftig beſtrebt iſt, auf Koſten des Geiſtes freier Liebe die größeſte Summe irdiſchen Glückes an ſich zu reißen — ſchon das zu dulden, daß du verſchleudert werdeſt, wäre feig und lieblos. Doch die Gefahr, deiner Zukunft Gefahr! Was meinſt du auch, Cäcilie — könnteſt du unter allen Umſtänden dich frei erhalten und groß? Der jähen Verſuchung des Gewöhnlichen und Gemeinen, und ob es ſeine ungeheure Macht bis zu unſerer phyſiſchen Vernichtung anſpannte — iſt innerſt ſiegreich zu widerſtehen; jedoch wenn tagtäglich, allſtündlich ein ordinärer Genoß in dein heiliges Weſen ſtört und dich unausgeſetzt und zähe in den Staub niederzuzerren da iſt — o ein Elohim ſtürzte, wäre ein niedriger Geſell ihm angeſchmiedet. Dieſer Verſuchung dich auszuſetzen wäre Verrath. Befrage die Erfahrung, ſiehe um dich, ſiehe die Ehe unſerer Eltern. Eine feine, empfindliche, auf das Höchſte gerichtete Seele ward in ſolcher Art auf die Unruhe und Noth der Stunde herabgebracht, ward aus einem edel freien, ſelbſtthätigen Weſen zu einer furchtſamen Magd, die durch entartende Gewohnheit ſich wohl fühlt in zitterndem Gehorſam, falſch ohne Wollen und Wiſſen, unwahr wider ſich ſelbſt und ihn, eine Ruine hoher Menſchheit, von ehemaliger Größe und Herrlichkeit ein verblaßtes Bild — Jammer, wohin ich ſehe, Zerrüttung! — Nein, dir geſchehe das nicht, dich darf ich nicht verloren geben, du ſollſt mir erhalten bleiben — bei meiner höchſten Seele!

Cäcilie, aus den zerrüttenden Engen und Bedrängniſſen durch die Macht ſeines Geiſtes emporgeriſſen ſprach nun gänzlich entſchieden mit Flug und Seele: Leo, ich bleibe dir treu, dem guten Geiſte bleib ich treu — uns treffe Verbannung und Tod, die Gattin dieſes Mannes werd' ich nie.

Sie ließ an ſein Herz ſich fallen und ſprach leiſ', innigſt: Du gabſt mich mir zurück — mir iſt lieblich leicht; ich bete, daß nur du mir bleibſt!

Er preßte ſie an ſich, dann ſprach er ruhig und beſtimmt: In deiner Würde Geiſt antworte den Eltern und dem Freier; was dann dein Schickſal ſei, gieb vertrauend der Vorſehung anheim. — In einer großen Bewegung ſetzte er hinzu: Es iſt ſo, Cäcilie; ein lebendiger, perſönlicher Gott wacht über uns — der iſt immer helfend gegenwärtig, und — er iſt es uns jetzt!

Die Krisis im Seekriegsrechte.

Unbefangene Männer sind darüber einverstanden, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sei, wo die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Verlauf der europäischen Politik eingreifen werde. Durch den Kampf zwischen der Executivgewalt und der Volksrepräsentation in Washington ist diese Möglichkeit noch näher gerückt worden. Denn es möge der Präsident oder der Congreß triumphiren, so wird die siegende Partei immer gezwungen sein, in auswärtigen Unternehmungen eine Ableitung für die Leidenschaften zu suchen. Der Schauplatz der neuen Bethätigung der Vereinigten Staaten wird das Meer sein, wir werden die maritime Kraft der Republik sich entwickeln sehen in einem Moment, wo das Seekriegsrecht in einer Krisis begriffen ist. Gilt das Kaperrecht noch? Welche Grundsätze sind auf die neutrale Flagge anwendbar. Die Vereinigten Staaten sind bis jetzt den Pariser Vereinbarungen über die Kaperei und über das Recht der neutralen Flagge nicht beigetreten; sie haben jene Vereinbarungen durch radicale Forderungen überboten, die nicht zur Geltung gelangten. Treten sie als Kriegführende zur See auf, so wird sich in Betreff des Seekriegsrechtes dieselbe Erscheinung wiederholen, die mit Rücksicht auf das Vertragsrecht überhaupt unsere Epoche kennzeichnet. Das Seerecht wird einer tabula rasa gleichen.

Die Krisis knüpfte sich, wie erwähnt, an die Pariser Deklaration vom Jahr 1856. Hier wurden die vier Sätze aufgestellt, daß 1) die Kaperei aufgehoben sein, 2) neutrales Gut unter Feindes Flagge und 3) feindliches Gut unter neutraler Flagge mit Ausnahme der Kriegskontrebande unverletzlich sein solle, und 4) die Blokade, um verbindlich zu sein, effectiv sein müsse. Alle europäischen Staaten und alle seefahrenden Nationen erklärten ihre Zustimmung hierzu, nur Spanien, Mexiko und die Vereinigten Staaten verweigerten dieselbe. Brasilien hatte schon in der Zustimmungsnote als weiteren Fortschritt angeregt, daß überhaupt jedes Privateigenthum zur See unverletzlich sein solle.

Der Staatssecretär der Vereinigten Staaten, Marcy, machte darum in der berühmten Depesche vom 28. Juli 1856, womit er die Einladung zum Beitritt zur Pariser Declaration beantwortete, die Zustimmung der Vereinigten Staaten von der Anerkennung desselben Princips abhängig. So lange nicht jedes Privateigenthum zur See den Kriegsschiffen gegenüber für unverletzlich erklärt werde, könne die Republik nicht auf das Recht, Kaperbriefe auszustellen, verzichten.

Der Grundsatz der Freiheit alles Privateigenthums zur See in Kriegszeiten ist, wie Dr. von Gosen, dem wir auch die nachfolgenden Daten entnehmen, bemerklich macht, keine Erfindung unseres Jahrhunderts. Schon um die Mitte des vorigen hatte ihn der Abt Bonnot de Mably in seinem

Droit public II, S. 310 aufgestellt und 1785 fand er praktische Anerkennung in dem Vertrage, welchen Friedrich der Große mit Franklin abschloß (Art. 23.). Aber schon 1799, als jener Vertrag erneuert wurde, war keine Rede mehr von diesem wahrhaft großen Satze. In der französischen Nationalversammlung wurde zwar 1792 ein darauf abzielender Antrag eingebracht und wurden hierauf einige Depeschen gewechselt, auch Napoleon I. sprach sich mehrmals ganz entschieden für die Freiheit des Privateigenthums zur See aus und motivirte damit die Verhängung der Kontinentalsperre, allein damit war die Frage nicht entschieden, damit hatte der Satz noch keine Gültigkeit erlangt.

Praktische Anerkennung erhielt jener Grundsatz zum ersten Male in diesem Jahrhundert in dem Vertrag zwischen Costa Rica und Neugranada von 1856.

Von der Pariser Deklaration an nehmen die Hanseſtädte, speciell Bremen, hervorragenden Antheil an der Durchsetzung dieses Grundsatzes, außerdem lag sie den Vereinigten Staaten am meisten am Herzen. Schon als Anhang zu der erwähnten Depesche hatte der Staatssecretair den Mächten einen Vertragsentwurf überreichen lassen, der jene Erweiterung der Pariser Deklaration enthielt. Noch 1856 traten die Vereinigten Staaten in Unterhandlungen mit den Seemächten, stießen aber namentlich in England auf Schwierigkeiten, obwohl Lord Palmerston noch in demselben Jahre in einer Privatrede seine Uebereinstimmung ausgesprochen hatte. Namentlich der damalige Präsident Pierce und der Staatssecretair March bemühten sich eifrig für diese Sache. Plötzlich 1857 erfolgte in Amerika ein Umschlag der öffentlichen Meinung. Man glaubte in einem Kriege gegen England der Kaper nicht entbehren zu können.

Von jetzt an treten wiederholt die Hanseſtädte, voraus Bremen, energisch in die Schranken für den von ihnen schon längst aufgestellten Grundsatz, Holland ward dafür gewonnen und in England mehrten sich die Anhänger, freilich nur unter den Rhedern und Kaufleuten, ihnen voraus Richard Cobden. Die Handelskammern fast aller seefahrenden Nationen sprachen sich zu Gunsten der zu Bremen von einer Versammlung der angesehensten Kaufleute und Rheder am 2. December 1859 gefaßten Resolutionen über die Freiheit des Privateigenthums zur See in Kriegszeiten aus. Aber alle diese Agitationen scheiterten, weil der damals projektirte Kongreß nicht zu Stande kam.

In ein neues Stadium gelangte die ganze Sache wider Erwarten, als zu Anfang des Jahres 1861 die Südstaaten im Aufstande gegen die Union Kaperbriefe ausgeschrieben hatten. Jetzt mußte der Union Alles daran liegen, der Pariser Deklaration beizutreten, um dadurch der Absicht der Westmächte, die konföderirten Staaten als kriegführende Partei anzuerkennen, die Spitze abzubrechen. Schon waren die Instruktionen für die Gesandten abgegangen, um rückhaltlos der Pariser Deklaration beizutreten, als das Ganze an der Weigerung Englands scheiterte, auf jenes Ansinnen bezüglich der Südstaaten einzugehen.

So scheiterte denn auch der Vertragsabschluß zwischen Preußen, der

Hansa und den Vereinigten Staaten. 1861 kam zwar ein Vertrag zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten zu Stande, worin letztere dem Kaperwesen entsagten, gleichzeitig aber zerschlugen sich die Unterhandlungen mit den andern Mächten, und zudem wurde jener Vertrag gar nicht ratificirt.

So steht die Sache noch heutigen Tags. Während schon seit 1856 alle Staaten der Welt das Kaperwesen abgeschafft haben, behaupten noch heute Spanien, Mexiko und die Vereinigten Staaten das Recht der Kaperei, und auch das Recht der Neutralen erkennen letztere nicht so rückhaltlos an, wie es Artikel 2 und 3 der Pariser Deklaration ausgesprochen. Es nimmt demnach die Regierung der Vereinigten Staaten bezüglich des Seekriegsrechts in der Reihe der civilisirten Staaten geradezu den letzten Platz ein.

Dagegen hat der kürzlich beendete Krieg dem Grundsatze der Freiheit des Privateigenthums zur See im Kriege bei drei europäischen Großmächten Anerkennung verschafft. Italien hat an dem am 1. Januar 1866 in Kraft getretenen Codice per la marina mercantile, Artikel 211 und 212, die Beschlagnahme und Erbeutung von Handelsschiffen einer feindlichen Nation durch eigene Kriegsschiffe abgeschafft, doch wird Reciprocität vorausgesetzt. Oesterreich sprach dasselbe in der Verordnung vom 13. Mai 1866 und Preußen im Erlaß vom 19. Mai aus. In allen drei Staaten ist dieser Satz nicht für einen speciellen Fall ausgesprochen, sondern gehört von nun an zum geltenden Seekriegsrechte dieser Staaten. Von den übrigen Staaten hat sich Rußland in dem oben erwähnten Vertrage feierlich verpflichtet, jenen Grundsatz anzuerkennen. Frankreich war ihm von jeher geneigt und betrachtete ihn immer als eine ächt napoleonische Idee. Nur in England ist die Regierung principiell dagegen und wird es auch wohl noch geraume Zeit bleiben. Dort schreibt man der bisherigen Art des Seekriegs nicht nur das Uebergewicht Englands zur See, sondern auch den Hauptaufschwung des englischen Handels zu.

Noch sprechen sich übrigens auch in Deutschland gewichtige Stimmen gegen obigen Grundsatz aus, so namentlich Hefftter, Völkerrecht S. 463, aber ohne entscheidenden Grund. Denn dadurch, daß den Kriegführenden in ihrem Handel eine ergiebige Quelle des Wohlstandes und damit auch des Kriegs bleibe und hierdurch das Ende des Kriegs hinausgeschoben werde, kann jener Grundsatz der Menschlichkeit nicht widerlegt werden; zudem ist es heut zu Tage wohl regelmäßig unmöglich, erst nach Ausbruch des Kriegs aus den Einkünften des Landes eine Flotte herzustellen.

In neuester Zeit haben sich Aegidi und Klauhold das Verdienst erworben, in einer Beilage zum Staatsarchiv von 166 Seiten unter dem Titel „Frei Schiff unter Feindes Flagge" alle seit 1856 in dieser Angelegenheit gewechselten Depeschen sammt den Debatten des englischen Unterhauses zu veröffentlichen. Es erhellt hieraus, welchen Antheil jede Nation an der Durchführung des genannten Grundsatzes hat, und wie auch diese Frage von den verschiedensten politischen Strömungen hin und her bewegt wurde. Alle Aktenstücke sind mit musterhafter diplomatischer Genauigkeit wiedergegeben.

Auch die Bremer Handelskammer verdient wegen Veranlaſſung dieſes Werks vollſten Dank.

Pſeudo-Woldemar redivivus.

Indem wir den Erlaß des Erbprinzen von Auguſtenburg laſen, worin er die Schleswig-Holſteiner des Huldigungs-Eides entbindet, konnten wir nicht umhin, an ein Ereigniß der Märkiſchen Geſchichte zu denken, welches zu den Prätenſionen jenes Prinzen ein treffliches Seitenſtück bietet. Der Prinz Friedrich hatte auf den Thron der Herzogthümer gerade eben ſo viel rechtliche Anſprüche, wie der Müllerburſche Jacob Rehbock, der in der erborgten Rolle des Markgrafen Woldemar die Mark in Verwirrung ſtürzte, auf Brandenburg. Rehbock war von dem Kaiſer und dem ſächſiſchen Herzoge, die an ſein Recht zu glauben vorgaben, zum Markgrafen herausſtaffirt worden. Nach mancherlei Kriegs- und diplomatiſchen Abenteuern mußte Rehbock die Mark räumen, worauf er folgende Urkunde veröffentlichte:

„Wir Woldemarus von der Gnade Godes Marggraf tho Brandenborch, Luſitz und zur Landesbergk, des heiligen Reichs Erzkämmerer, bekennen öffentlich in dieſem Briefe, vor allen guten Lüden, de en ſehen, hören, odder leſen, dat wy mit gutem Willen, und vorbedachtem Mode, den kedorven Lüden, den Rathmannen und Borgern gemeinſchaftlich in beden Steden tho Brandenbroch und tho Gorzigke verlaten und vertragen der Huldigung, die ſie uns gethan hebben, ſo, dat wy noch einer unſer Vründt, der einige Vorderniſſe darinn don ſcholen, und danke en fliſslich und wyſen ſie an den Durchlochtigen Fürſten Ludwig den Romer, Marggrafen tho Brandenborch und ſinnen Bruder Otten. Tho ener ſteten tüchniſſe heben wy dieſen unſern Brief gegeven tho Deſſaw, na Gades gebuhrt, A. MCCCLV. Dinſtags nach Oculi in der Faſten. Die Tügen ſind die würdige Fürſten Albrecht und Woldemarus, die Brüder von Anhalt, Heinrich von Iſenberg u. ſ. w.“

Seit dieſer Zeit lebte Jacob Rehbock zwar in der Stille, jedoch auf eine fürſtliche Art. Die Fürſten von Anhalt gaben ihm zu Deſſau fürſtlichen Unterhalt.

Fiat applicatio!

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Fortsetzung.)

Ich bin hier eines Vorwurfs ernster Art gewärtig und beeile mich, demselben zuvorzukommen.

Man wird vielleicht sagen: Sechs Arbeitsstunden täglich genügen nicht für die Befriedigung des öffentlichen Bedarfs; Utopien muß ein sehr unglückliches Land sein.

Es muß doch wohl das Gegentheil stattfinden. Die sechs Arbeitsstunden liefern im Ueberflusse alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des Lebens, und außerdem einen Ueberfluß an Lebensmitteln weit über den Bedarf.

Sie werden dies leicht begreifen, wenn Sie nur die große Anzahl von müssigen Menschen bei andern Nationen bedenken wollen. Zuerst fast alle Frauen, welche die Hälfte der Bevölkerung bilden, und die meisten Männer da, wo die Frauen arbeiten. Dann jene ungeheure Masse von Priestern und religiösen Tagedieben. Zählen Sie zu diesen all' die reichen Grundbesitzer, die man gemeinhin „Adlige" nennt; zählen Sie noch deren Dienerschaaren, eben so viele Taugenichtse in Livree hinzu, so wie jene Sündfluth von kräftigen und vollkommen gesunden Bettlern, die ihre Faulheit unter falsche Gebrechen verstecken. Als Resultat wird sich Ihnen ergeben, daß die Zahl Derjenigen, die durch ihre Arbeit für die Bedürfnisse des menschlichen Geschlechts sorgen, weit geringer erscheint, als Sie sich's vorstellten.

Erwägen Sie ferner, wie wenige von Denjenigen, welche arbeiten, sich mit wirklich nothwendigen Dingen beschäftigen. Denn in diesem Jahrhundert des Geldes, wo das letztere eine Gottheit und das universale Maaß ist, wird eine Menge von eitlen und frivolen Künsten lediglich im Dienste des Luxus und der Liederlichkeit geübt. Wäre aber die ganze Masse der Arbeiter mit den verschiedenen nützlichen Handwerken in der Weise beschäftigt, daß sie selbst im Ueberflusse lieferten, was der Bedarf erheischt, so würde der Preis für Handarbeiten in dem Grade sinken, daß der Arbeiter von seinem Lohne nicht mehr leben könnte.

Angenommen also, daß man zu nützlichen Arbeiten sowohl Diejenigen veranlaßte, die nur Gegenstände des Luxus verfertigen, während jeder von diesen die Arbeit und den Lohn von zwei wirklichen Arbeitern verbraucht: so würden Sie leicht einsehen, daß diese Menschen mehr Zeit haben, als nöthig wäre, um für die Bedürfnisse, die Bequemlichkeiten und selbst die Vergnügungen des Lebens zu sorgen. Unter diesen Vergnügungen verstehe ich diejenigen, die sich auf Natur und Wahrheit gründen.

Das nun, was ich hier blos voraussetze, ist in Utopien durch Thatsachen bewährt. Dort giebt es in der ganzen Ausdehnung einer Stadt und ihres Grundgebiets kaum fünfhundert Individuen — Männer und Frauen

mit eingerechnet, welche die zum Arbeiten erforderlichen Jahre und Kräfte beſitzen — die durch das Geſetz davon ausgenommen wären. Von der letzteren Zahl ſind die Syphogranten; und dennoch arbeiten dieſe obrigkeitlichen Perſonen gleich andern Bürgern, um ſie durch ihr Beiſpiel aufzumuntern. Jenes Vorrecht erſtreckt ſich ebenfalls auf ſolche Jünglinge, die das Volk auf Empfehlung der Prieſter und nach den geheimen Abſtimmungen der Syphogranten für Künſte und Wiſſenſchaften beſtimmt. Sobald einer unter dieſen Gewählten die öffentliche Hoffnung täuſcht, wird er in die Klaſſe der Arbeiter zurückverſetzt. Wenn aber umgekehrt — und dieſer Fall iſt häufig — ein Arbeiter dahin gelangt, ſich dadurch, daß er die Mußeſtunden intellectuellen Studien widmet, eine genügende Bildung zu verſchaffen, ſo wird er von der mechaniſchen Arbeit freigeſprochen und in die Gelehrtenklaſſe erhoben.

Aus den Gelehrten wählt man die Geſandten, die Prieſter, die Tranibooren und den Fürſten. Letzterer hieß vor Zeiten „Barzam"; gegenwärtig nennt man ihn „Adem". Die übrige Bevölkerung übt in ununterbrochener Thätigkeit nur nützliche Handwerke und erzeugt in kurzer Zeit eine beträchtliche Maſſe von allerlei vortrefflich ausgeführten Arbeiten.

Was noch zur Verminderung der Arbeit beiträgt, iſt der Umſtand, daß Alles wohl angelegt und in Ordnung erhalten wird. Es giebt daher in Utopien bei Weitem weniger zu thun, als bei uns.

Anderswo nimmt der Bau und die Inſtandhaltung der Gebäude beſtändige Arbeiten in Anſpruch. Der Grund davon iſt einfach. Nachdem ein Vater mit großen Koſten gebaut, läßt er ſein Vermögen einem nachläſſigen und verſchwenderiſchen Sohne, unter welchem ſich allmälig Alles verſchlimmert, ſo daß der Erbe des letzteren ohne ungeheuren Koſtenaufwand keine Reparaturen unternehmen kann. Oft findet man ſogar, daß ein ausſtudirter Prieſter des Luxus ſich der väterlichen Bauten ſchämt und mit noch größeren Koſten auf einem andern Terrain neue Gebäude aufführt, während das Haus ſeines Vaters zur Ruine verfällt.

In Utopien hat man Alles ſo gründlich vorher erwogen und organiſirt, daß man dort äußerſt ſelten genöthigt iſt, ſich auf einem neuen Terrain anzubauen. Eintretende Schäden beſſert man augenblicklich wieder aus, drohenden kommt man ſogar zuvor. Auf dieſe Weiſe conſerviren die Gebäude ſich mit geringen Koſten und Arbeiten. Während der meiſten Zeit bleiben die Arbeiter zu Hauſe, um die Materialien vorzubereiten, das Holz zu hobeln und den Stein zu behauen. Wird dann irgendwo zu einer Baute gerufen, ſo liegen die Materialien völlig bereit und das Werk iſt im Handumdrehen beendigt.

Jetzt ſollen Sie erfahren, wie wenig den Utopiern ihre Kleidung koſtet. Zur Arbeit kleiden ſie ſich in Leder oder Felle. Ein ſolches Kleid kann ſieben Jahre lang halten. Treten ſie öffentlich auf, ſo legen ſie eine Art Mantel oder einen Oberrock an, der das grobe Arbeitskleid verbirgt. Die Farbe dieſes Oberkleides iſt natürlich und für alle Einwohner dieſelbe. Sie verbrauchen daher weit weniger Tuch als überall anderswo, und dieſes Tuch

kommt ihnen billiger. Die Leinwand wird, da ſie nur wenig Arbeit erfordert, viel verwandt. Sie ſchätzen den Preis der Leinwand nur nach deren Weiße, und denjenigen des Tuchs nur nach deſſen Ebenheit und Sauberkeit, ohne auf die Feinheit oder Dünne des Gewebes Rückſicht zu nehmen. In der Regel genügt ihnen ein einziges Kleid für zwei Jahre, während man anderswo vier oder fünf Kleider von verſchiedenen Farben und ebenſo viele ſeidene bedarf; die eigentlichen Elegants müſſen wenigſtens zehn beſitzen. Die Utopier haben durchaus keinen Grund, eine ſo bedeutende Garderobe zu führen; dieſe würde weder zu ihrer Bequemlichkeit mehr beitragen, noch ſie eleganter kleiden.

So iſt in Utopien alle Welt mit wirklich nutzenbringenden Künſten und Handwerken beſchäftigt. Die materielle Arbeit iſt dort von kurzer Dauer, und dennoch erzeugt dieſe Arbeit Wohlſtand und Ueberfluß. Nimmt dieſer Ueberfluß an Erzeugniſſen gar zu ſehr überhand, ſo werden die täglichen Arbeiten ausgeſetzt, und die Bevölkerung beſchäftigt ſich in Maſſe mit der Ausbeſſerung ſchadhafter Wege. In Ermangelung gewöhnlicher und außergewöhnlicher Beſchäftigungen berechtigt ein Decret zur Abkürzung der Arbeitszeit; denn die Regierung ſucht die Bürger keineswegs durch unnütze Anſtrengungen zu ermüden.

Der Zweck der ſocialen Einrichtungen in Utopien geht dahin, zuerſt dem öffentlichen und individuellen Verbrauche ſeine Bedürfniſſe zu ſichern, dann aber Jedem ſo viel wie möglich Zeit zu laſſen, um ſich der Knechtſchaft des Leibes zu entledigen, ſeinen Geiſt frei auszubilden und ſeine intellectuellen Anlagen durch das Studium der Künſte und Wiſſenſchaften zu entwickeln. Nur in dieſer vollſtändigen Entwickelung finden ſie das wahre Glück.

Jetzt werde ich Euch mit den Beziehungen der Bürger unter ſich, ihrem Handel und dem Geſetze bekannt machen, wonach und in welcher Weiſe die zum Leben nothwendigen Gegenſtände vertheilt werden.

Die Stadt beſteht aus Familien, von denen die meiſten durch Bande der Verwandtſchaft vereinigt ſind.

Sobald eine Jungfrau mannbar iſt, giebt man ihr einen Gatten, mit welchem ſie fortan zuſammenwohnt.

Die Männer, Söhne und Enkel, bleiben in ihren Familien. Das älteſte Glied einer Familie iſt deren Oberhaupt, und wenn die Jahre ſeine Geiſteskraft geſchwächt haben, wird er durch denjenigen erſetzt, der ihm im Alter am nächſten ſteht.

Die nachfolgenden Beſtimmungen erhalten das Gleichgewicht der Bevölkerung und verhindern, daß dieſelbe an einigen Punkten zu ſchwach und dagegen an andern zu ſtark werde.

Jede Stadt muß ſechstauſend Familien, und jede Familie darf nur zehn bis zwölf junge Leute von mannbarem Alter zählen. Die Zahl der Kinder iſt nicht vorgeſchrieben.

Wenn eine Familie über die Zahl hinaus zunimmt, treten die überzähligen Mitglieder in minder zahlreiche Familien.

Enthält eine Stadt mehr Einwohner, als darin wohnen können und

dürfen, ſo füllen die Ueberzähligen die Lücken weniger bevölkerter Städte aus.

Wenn endlich die ganze Inſel ſich mit Einwohnern überladen fände, ſo würde eine allgemeine Auswanderung vorgeſchrieben werden. Die Auswanderer würden auf dem nächſten Feſtlande, wo die Eingeborenen mehr Boden inne haben, als ſie anbauen können, eine Colonie gründen.

Die Colonie wird nach utopiſchen Geſetzen regiert und ruft die Anbauer zu ſich, die ihre Arbeiten und ihre Lebensweiſe theilen wollen.

Wenn die Coloniſten mit einem Volke zuſammentreffen, das ihre Einrichtungen und Sitten annimmt, ſo bilden ſie mit demſelben eine und dieſelbe ſociale Gemeinde. Dieſe Vereinigung iſt vortheilhaft für Alle. Denn während Alle ſo nach utopiſcher Weiſe leben, bewirken ſie, daß ein Land, welches ſich früher undankbar und unergiebig für ein einziges Volk zeigte, ergiebig und fruchtbar wird für zwei Völker zugleich.

Wenn aber die Coloniſten einer Nation begegnen, welche die Geſetze Utopiens zurückweiſt, ſo vertreiben ſie dieſe Nation aus dem Lande ſo weit, wie ſie daſſelbe anbauen wollen; erforderlichen Falls machen ſie Gebrauch von den Waffen. Ihren Grundſätzen zufolge iſt der gerechteſte und gegründetſte Krieg derjenige gegen ein Volk, das große Flächen ungebauten Landes beſitzt und dieſelben wie um nichts und wieder nichts hütet, beſonders wenn dieſes Volk den Beſitz und die Benutzung deſſelben Solchen verſagt, die dort nach dem unverjährbaren Rechte der Natur arbeiten und ſich ernähren wollen.

Sollte einmal die Bevölkerung einer Stadt in dem Grade ſinken — und dieſer Fall iſt in Folge ſchrecklicher Peſtkrankheiten zwei Mal eingetreten — daß man ſie nicht wieder ergänzen könnte, ohne ſtörend in das Gleichgewicht und die Ordnung der übrigen Theile der Inſel einzugreifen, ſo würden die Koloniſten nach Utopien zurückkehren. Unſere Inſulaner würden eher die Colonien aufgeben, als auch nur eine einzige Stadt ihres Mutterlandes abnehmen laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Zu den Wahlen.

I.

Die Wahlen zum Reichstage in den alten Provinzen.

Die Zersetzung der Parteien, welche schon im Sommer 1866 weit vorangeschritten, vollzieht sich immer mehr und immer rascher. Die „Fortschrittspartei" von Anfang lediglich eine solche der reinen Negation, zerbröckelt täglich mehr. Die reine Demokratie, welche in den meisten Fällen mit der reinen Proletarierpartei identisch, stellt vielfach den verbrauchten Fortschrittsleuten „mit Hohn" den Stuhl vor die Thüre. In Danzig und Stettin haben höchst erhebliche Spaltungen innerhalb der sog. Fortschrittspartei stattgefunden. In beiden Städten war das Programm der „24" das trennende Moment. In Quedlinburg wollten die Gemäßigt-Liberalen mit den entschiedenen Fortschrittsleuten „zusammengehen". Aber statt der Einigung kam eine brüske Spaltung zum Vorschein: am 6. Januar verließen die Fortschrittsleute den Saal, das Feld den Liberalen allein überlassend. Ganz dasselbe geschah am 10. Januar in Coblenz: „auch hier verließen die Fortschrittler den Saal." — In Breslau ist nicht allein Spaltung unter den Fortschrittsleuten, von denen nicht wenige mit den Altliberalen gehen werden: sondern auch unter der „Demokratie" selbst. Das trennende Moment bildet hier die Person Jacoby's. Vielen Demokraten in Breslau ist die Regirung Alles dessen, was im Laufe des vorigen Jahres zum Heil und Ruhm Deutschlands und Preußens geschehen, doch zu toll. Einige Demokraten haben in Breslau gegen Jacoby sehr scharfe Ausdrücke gebraucht und namentlich haben sich Justizrath Simon, Dr. Stein, Dr. Asch und Dr. Elsner gegen Jacoby „den reinen und moralischen" erklärt.

Dagegen konnte ein „Hand in Hand gehen der Conservativen" mit den Altliberalen häufig constatirt werden; das Beispiel der Altliberalen, namentlich Vincke's im preußischen Abgeordnetenhause scheint hier mächtig eingewirkt zu haben. So in Elbing, Graudenz, Posen, Birnbaum, Meseritz, Fraustadt, Bromberg, Strehlen, Magdeburg, Quedlinburg, Mansfelder See- und Gebirgskreis, Eckardtsberga, Querfurt, Merseburg, Naumburg, Weißenfels. —

Auf die in den einzelnen Kreisen in Aussicht genommenen „Personen" schon in diesem Bericht näher einzugehen, muß ich mir versagen, da die Nachrichten in diesem Betreff noch zu sehr „durch einanderschwirren". Einige allgemeine Betrachtungen betreffs der einzelnen Provinzen dürften dagegen wohl am Platze sein.

1. Preußen. Hier scheint die conservative Partei sich der Hoffnung

eines guten Resultats mit Recht hingeben zu dürfen. Die Parteien der Städte sind zerklüftet und die Entscheidung ruht lediglich in den Händen der Landbewohner. In Angerburg sprach man sich Seitens der conservativen Partei entschieden dahin aus: „daß die geheime directe Abstimmung den Conservativen zum Vortheil gereichen werde."

2. Das soeben von Preußen Gesagte gilt auch von Pommern.

3. In Schlesien geht, dies leuchtet aus allen Berichten und Reden hervor, das patriotische Gefühl noch hoch. Man weiß es sehr zu schätzen und erkennt es dankbar an, daß der die schöne Provinz bedrohende Feind mit seinen wilden Horden so energisch zurückgeschlagen wurde. An dieser Dankbarkeit und diesem patriotischen Gefühl werden die gewöhnlichen Künste der Fortschrittsleute, welche nur in Verdächtigungen und Verläumdungen Großes geleistet, scheitern.

In den katholischen Theilen Schlesiens ist die ultramontane, im Herzen österreichische Partei, nicht zu unterschätzen. Viele Katholiken gehören ohne Zweifel nicht zu dieser Partei: aber in Folge ihrer Energie, Klarheit im Ziele und in den Mitteln und Wegen zum letzteren, und vortrefflichen Disciplin übt sie gleichwohl einen bedeutenden Einfluß auf nicht wenige Katholiken. Es scheint nun, daß sich diesmal die ultramontane Partei zur Verfügung des reichen und mächtigen Adels der Provinz Schlesien stellen wird: ein Resultat, welches nur erfreulich genannt werden dürfte, da die schlesischen Edelleute, einerlei ob sie katholisch oder protestantisch, gute Preußen allezeit und allewege sind.

Gerade in Schlesien ist die Zahl der reichen und angesehenen Adeligen, welche um einen Sitz im Reichstag sich bewerben, groß. Als Candidaten für schlesische Wahlkreise werden bezeichnet: Graf Dyhrn, Graf Bethusy-Huc, Graf Pückler auf Schodlau, Herzog von Ujest, Hans Ullrich Graf Schaffgotsch, Guido Graf Henkel von Donnersmark, Fürst von Pleß, Herzog von Ratibor, Fürst Lichnowsky, Graf Falkenberg auf Tillowitz, Graf Dohna zu Kotzenau, Graf Stolberg. —

4. In Posen sind die Polen sehr rührig; aber sie wirken, wie die Ultramontanen, still und geräuschlos. Ohne Zweifel wird das allgemeine Wahlrecht für die Polen eine „scharfe Waffe" abgeben; sie stützen sich ja wesentlich auf die kleinen Leute der vielen kleinen Städte und die Landleute. Deßhalb sollten die „Deutschen" hier fest zusammen halten. Anzeichen, daß sie das Interesse des Vaterlandes über Parteihader stellen werden, sind übrigens vorhanden. In Birnbaum haben die Deutschen feierlich gelobt: „daß keine Parteilichkeiten und Sonderinteressen Platz greifen dürften, sondern daß die Wähler sich nur von dem Prinzip, als Preußen und Deutsche zu wählen, leiten lassen müßten." General von Steinmetz, bei seinen Waffenbrüdern sehr populär, dürfte in dem einen oder anderen Kreise wohl durchgehen.

5. In der Provinz Brandenburg scheint man an extremen Persönlichkeiten keinen Geschmack zu finden. Berlin als „Sitz der Intelligenz" muß natürlich eine Ausnahme machen. Es ist traurig und kläglich zugleich, wie

ſich die „ſelbſtbewußten", die „ſtolzen" Berliner von einigen Leithämmeln vor wie nach an der Naſe herum führen laſſen. Viele Leute in Berlin ſcheinen auf das Recht ſelbſt zu denken, ganz und gar Verzicht geleiſtet zu haben. In Breslau nehmen ſelbſt die Demokraten Anſtoß an Jacoby: aber in Berlin ſcheint man bis zur Stunde nichts höheres als dieſen großen Propheten des alten Teſtaments, der lediglich den Particulariſten und Vaterlandsfeinden jeder Art in die Hände arbeitet, zu kennen. Uebrigens hat man ſich in Berlin über beſtimmte Perſönlichkeiten noch nicht feſt geeinigt. Offenbar wiſſen die alten „Führer des Volks" noch nicht, wie ſie das neue Inſtrument des allgemeinen Wahlrechts gebrauchen ſollen. —

6. Was die Provinz Sachſen anlangt, ſo fällt hier ſehr ins Gewicht, daß in dieſer Provinz die Gemäßigt- und Alt-Liberalen feſt entſchloſſen zu ſein ſcheinen mit den Conſervativen und Freunden und Anhängern der Regierung Hand in Hand zu gehen. —

7. In Weſtfalen iſt die Agitation noch verhältnißmäßig ſehr gering. Ob die Ultramontanen nicht im „Stillen" eifrig thätig ſind, iſt eine andere Frage. Im Uebrigen haben ſich die Katholiken Weſtfalens ganz vortrefflich in der Feldſchlacht für Preußen's Heil und Ehre geſchlagen und man darf wohl annehmen, daß ſie auch in der Wahlſchlacht ſich erinnern werden, wofür ſie zufelde gezogen. General Vogel von Falckenſtein und General v. Göben ſind zwei in Weſtfalen bei Katholiken und Proteſtanten ungemein beliebte Perſönlichkeiten. Würden dieſe zwei als Candidaten in Weſtfalen aufgeſtellt, ſo dürften ſie aus dem Wahlkampf ebenſo als Sieger hervorgehen, wie aus dem Mainfeldzuge. In Bochum hat man übrigens den Genral Falckenſtein bereits als Candidaten proclamirt. Charakteriſtiſch iſt noch, daß in Dortmund die Wahl Beckers ſehr angezweifelt wird. Endlich werden doch die Leute an den „Freiheitshelden," die in der „Rhein. Zeitung" ſtündlich Vaterlandsverrath treiben, einen gründlichen Widerwillen bekommen.

8. Die Rheinprovinz wird ſicher keine Kappel-Männer wählen. Hier ſondert ſich die „eigentliche" Demokratie wie in Breslau ſcharf ab; die Gemäßigt-Liberalen werden vorausſichtlich mit den Anhängern der Regierung gehen. Charakteriſtiſch iſt die Haltung der „Köln. Zeitung", die das Miniſterium ſeit Monaten entſchieden unterſtützt. Die „Köln. Zeitung" hat aber großen Einfluß in Rheinland. Feſt ſteht auch, daß ſich grade ſeit dem letzten Feldzuge die Rheinländer mehr als je als Preußen fühlen. Blut iſt ein guter Kitt. Durch dieſen Kitt ſind jetzt die Rheinlande an Altpreußen geheftet.

II.

Die Wahlbewegung im Lande Hannover.

In Hannover hat die Wahlbewegung die „dumpfe Schwüle" heilſam durchbrochen. Schon die bloße Wahlbewegung erweiſt ſich als ein Mittel der Unification; um wie vielmehr wird in dieſer Richtung das Parlament ſelbſt wirken! Die Particulariſten müſſen jetzt offen Farbe bekennen und wenn viele Männer zur Wahlurne ſchreiten und damit die geſchichtlich vollzogenen

Thatsachen anerkennen, kann von jenen „Welfen" nicht mehr das beliebte Wort — „das ganze Volk steht hinter uns" gebraucht werden.

Sei es, daß es der preußenfeindlichen Partei an Geschick fehlt, sei es, daß es ihr an Kraft und Harmonie gebricht, weil sie eben wesentlich eine „Coalitionspartei" ist — von einer eigentlich energischen Thätigkeit derselben ist noch nicht viel wahrzunehmen. Bei dieser Verbindung der Welfischen, Ultramontanen und Democraten, sollen hinsichtlich der Candidaturen die ersteren den Löwenantheil erhalten, den letzteren dagegen ist die Rolle der „dummen Jungens" wie sie Ernst August seiner Zeit genannt hat, zugetheilt. Windthorst ist der Mann, der zugleich den Particularisten und Clericalen „angenehm". Seine Wahl wird betrieben in dem Kreis 3 (Meppen-Lingen), in dem Osnabrück'schen (Kreis 4) und in dem zum Göttinger Kreis (12) geschlagenen hannöverschen Eichsfelde. Die „Arbeiter" als solche machen in Hannover und Harburg sehr viele Worte und viel unnützen Lärm; doch ist einmal ihr Einfluß auf die Landbevölkerung gleich Null und außerdem scheinen sie selbst noch nicht recht zu wissen, wohin sie sich schlagen sollen. Die Candidaten der Welfischen sind sehr unglücklich gewählt: sie sind durchschnittlich sehr „unpopulär" und haben fast alle in dem hannövrischen Domänenstreite — denn um die „Domänen" und nicht die „Verfassung" handelte es sich in Hannover — eine wenig beneidenswerthe Rolle gespielt. Stüve hat „höchstens" Aussichten in Osnabrück; aber da hier die Katholiken den Ausschlag geben werden, so ist seine Wahl selbst im Osnabrück'schen keineswegs sicher. Außer Stüve und Windthorst treten unter den Candidaten der Preußenfeinde besonders v. Münchhausen und Zachariae hervor. Ersterer ist in Hannover letzterer in Göttingen aufgestellt. Der tüchtige Mittelstand scheint aber in Hannover entschieden für Rud. v. Bennigsen gewonnen zu sein; und wenn auch für den „geriebenen", durch sein Votum in der Meining'schen Domänensache berüchtigten Zachariae „zarte Frauen" von Haus zu Haus Präpaganda machen, so ist ihm doch in der Person Miquel's ein sehr respectabler Gegner entgegengestellt worden, für Miquel haben sich Hermann und namentlich Sauppe erklärt und da er früher lange Zeit in Göttingen als Advocat thätig war, so ist er auch vielen Landleuten bekannt. Eine in einem Göttinger Blatte veröffentlichte Ansprache Miquel's, deren klare und populäre Abfassung allgemein gerühmt wird, hat einen sehr guten Eindruck gemacht.

Die „Nationalen" Hannover's entfalten eine energische und wie es scheint sehr „wohl organisirte" Thätigkeit. Ein nationales Central-Wahl-Comité hat die Rolle des Berathers und Vermittlers übernommen.

R. v. Bennigsen ist aufgestellt in Hannover (Kreis 8) und im Land „Hadeln und Wursten" (Kreis 19); — Ob.-G.-A. Weber im (Kreis 18); Grumbrecht in Harburg (Kreis 17); Syndicus Lauenstein im Lüneburgischen (Kreis 16); Ob.-G.-R. Roscher in Celle — in Dannenberg, Uebnen, Lüchow (Kreis 15); Miquel im Kreis 14 (Celle) und im Kreis 12 (Göttingen); Dr. jur. König auf dem Harz (Kreis 13); Dr. Ellissen in Einbeck, Osterode-Nordheim (Kreis 11); Senator Römer im Hildesheim'schen

Kreis (10); Ob.-G.-R. Planck in Nienburg (Kreis 7); Syndicus Albrecht im Kreis Hoya-Verden (17); Dr. jur. Meyer im Diepholz'ſchen (Kreis 5); die hannöverſchen „nationalen" Blätter ſprechen ohne Ausnahme die Anſicht aus, die obengenannten Candidaten der Nationalen hätten ſehr viele Ausſichten auf Erfolg.

Was die Oſtfrieſen, welche den 1. und 2. Kreis bilden, anlangt, ſo drücken ſie ſich in ihren Anſprachen und Programmen „preußiſcher" aus, als die Preußen ſelbſt. Sie werden nur ſolchen Männern die Stimme geben: „die die Politik des Herrn Grafen von Bismarck unbedingt unterſtützen." — Ueber die Principien ſind ſie alſo vollſtändig einig. Nicht ſo über die Perſonen. Sie wollen abſolut nur „Oſtfrieſen" wählen. Da machen ſich denn lokale Beziehungen und Familienintereſſen geltend.

Im Allgemeinen muß man ſagen, daß das Volk Hannovers ſich mit Eifer zur Wahl rühret. Viele Verſammlungen, Kreis- und Lokal-Verſammlungen haben ſchon ſtattgefunden. Von Wahlenthaltung iſt nirgends die Rede. Durchweg zeigt ſich der practiſche nüchterne Sinn der Niederſachſen; der mit „Thatſachen" rechnet. Eine beſondere Beachtung dürfte noch das Verhalten der hannöveriſchen „Beamten" verdienen. Etliche mal fand ich die Befürchtung ausgeſprochen, ſie möchten, wenn auch nur im Geheimen, für die Welfiſchen wirken. Auffallend war mir, daß das „Amtsblatt" für die Landdroſtei Lüneburg an „hervorragenden Stellen" den Candidaten der Particulariſten, den geweſenen Miniſter Erxleben empfohlen hat.

III.

Die Wahlbewegung in Heſſen-Caſſel und Frankfurt.

1. Im ſogenannten ehemaligen „Kurſtaate" iſt die Wahlbewegung bis jetzt noch ſehr matt und ſchläfrig. Die kurheſſiſchen Volkshelden, die ſich bisher, wie in allen Kleinſtaaten, ſo überaus ſelbſtgefällig mit „Lob" gegenſeitig überſchüttet, wurden durch den neuſten Gang der deutſchen Geſchichte von der angemaßten „Höhe der Bedeutung" herabgeſtürzt. Nicht bloß der Kurfürſt wurde mediatiſirt, ſondern auch ſein alter und hartnäckiger Gegner Friedr. Oetker — nichts mehr und nichts weniger als ein „freiſinnig" angelaufener Particulariſt. Herr Oetker ſchmollt. Für den Bundesſtaat des charakterloſen Nationalvereins war er wohl. Aber mit der „Einverleibung" iſt die Rolle des großen heſſiſchen Tribunen ausgeſpielt. Dermalen geſchehen die Dinge in Heſſen ohne den Kurfürſten und — ohne Oetker. —

Das Gefühl des Unbehagens über ihre heutige Bedeutungsloſigkeit haben die heſſiſchen Doctrinäre noch nicht überwunden; daher reden ſie von dem Parlament als einer „fremdartigen und unfruchtbaren" Sache. —

Auf einer Anſprache an die Caſſeler, die Wichtigkeit der Wahlen betreffend, finden wir die Namen der heſſiſchen Doctrionäre nicht. Von bekannten Namen finden wir unter dem Aufrufe nur Weigel und Hupfeld, aber nicht Dr. Oetker, nicht Wippermann, nicht Biſchoffshauſen, nicht Harnier und auch nicht Nebelthau. Der letztere ſpeciell, der gerne um „Volksgunſt buhlen" ſoll, hat dem Vernehmen nach, die Annahme einer Wahl abgelehnt. Von beſtimmten Candidaten verlautet daher in Caſſel eigentlich noch gar nichts.

In Fulda ſpricht man neuerdings von Reg.-R. v. Biſchoffshauſen und von Trabert, dem kopfloſen Triasſchwätzer. In Hanau iſt die Rede von Reg.-Präſ. von Schenck. In Marburg wurden Herr Graf v. Bismark, H. v. Sybel in Bonn und der eben genannte Regierungspräſident v. Schenck in Vorſchlag gebracht. Im Hanauiſchen ſoll es auch viele Demokraten geben, die ſich jeder Wahl enthalten wollen. Wie die Dinge ſich aber auch immer in Kurheſſen entwickeln mögen, — eigentlich preußenfeindliche Wahlen ſind von da aus nicht zu befürchten.

2. Die weiland „Kaiſerſtadt" Frankfurt trauert noch immer in Sack und Aſche. Jeder Frankfurter lebte des Glauben's, daß Frankfurt einſt Sitz des Reichstags und der deutſchen Centralgewalt werden müſſe.

Dieſe Hoffnung war den Frankfurtern im Grunde weit theurer als die Selbſtſtändigkeit, welche die „freie Stadt" „angeblich" genoß. — Das Parlament wird nun gerade deshalb gelingen, weil es in Berlin und nicht in der ganz ohnmächtigen Stadt am Main ſeinen Sitz haben ſoll. Aber die Frankfurter waren ja wie alle dieſe „Reichsſtädter" nie ächte deutſche Patrioten, ſondern nur ſpießbürgerlich verkommene Lokal-Patrioten. Bei einem ſolchen, nur die eigenen Stadtintereſſen verfolgenden Cantönligeiſt iſt die dermalen herrſchende Apathie ſehr erklärlich. Vor einigen Tagen ſind zwar einige Altliberale zu einem Comité zuſammengetreten und auch die Helden des früheren „Corps legislatif" haben ein derartiges zur Verfolgung demokratiſcher Intereſſen conſtituirt. Aber die Wahlfrage ſelbſt findet bei der Maſſe der Bevölkerung noch ſehr wenig Anklang. Wenn die Frankfurter in hellen Haufen wählen, ſo werden ſie ſicher einen ausſuchen, der in Preußen „Alles" negirt; ſo einen „Zukunftsmenſchen" à la Harkort oder Jacoby. Bei Jacoby ſollen wirklich einige Frankfurter angefragt, aber eine abſchlägige Antwort erhalten haben. So ſchlau iſt der Zukunftsmann Jacoby doch auch um wohl zu wiſſen, daß eine Wahl in Frankfurt ihn „für immer" ruiniren würde. Auch von dem Carnevaliſten Claſſen-Kappelmann war die Rede. Deßgleichen von Rothſchild. Dieſer König der Börſe und der Juden würde als Abgeſandter der deutſchen Demokratie eine ſehr intereſſante Erſcheinung abgeben. Die Altliberalen reden von Bethmann-Hollweg, doch ſoll dieſer ſehr geringe Ausſichten haben. —

Wochenſchau.

Es iſt eine beſondere Angelegenheit unſerer Wochenſchau, die wir zunächſt erwähnen müſſen. Die Anſicht, welche wir dem Zeitungsſchwall gegenüber ausgeſprochen hatten, daß der Wahnſinnsanfall der Kaiſerin von Mexico

ein bloßer morbus politicus geweſen, beſtätigt ſich nunmehr vollkommen. Eine telegraphiſche Depeſche aus Trieſt — und telegraphiſche Depeſchen werden ja wohl von unſeren aufgeklärten Leuten als Evangelien aufgenommen — meldet, daß die arme Dulderin, von den Aerzten für geheilt erklärt worden ſei und daß man ihr jetzt wieder die Kraft zutraue, die Reiſe zu ihrem Gemahl zu unternehmen. Wir würden keineswegs auf dieſen Beweis, daß die „Revue" auch manchmal aus ihrem ſtillen Eckchen heraus einen richtigen Blick habe, zurückkommen, wenn uns nicht die Scenen, in denen die Kaiſerin von Mexico eine Rolle geſpielt hat, über das ganze verworrene Drama, das gegenwärtig aufgeführt wird, einen Aufſchluß gewährten. Charlotte ſtand als eine Verkündigerin herbſter Wahrheiten zwiſchen Frankreich und Oeſterreich. Man verſuchte ſie bei Seite zu ſchieben, man erklärte ſie für verrückt, und doch drängte ſich ihr Schatten immer wieder vor, wenn der Habsburger dem Napoleoniden die Hand reichen wollte. Charlotte glaubte ſich von Cäſar verrathen; ſie warnte ihren kaiſerlichen Vetter vor dem Selbſtſüchtigen, der, bereits im Schiffbruche befangen, jeden Hinderlichen vom Brett, das ihn in den Hafen bringen ſolle, hinabſtoße. Wenn jetzt plötzlich ihre Heilung proclamirt wird, ſo hat ſie ſich wohl gar mit dem Cäſar ausgeſöhnt, ſo verſchwindet wohl der Schatten, der das öſterreichiſch-franzöſiſche Einverſtändniß umdüſterte, ſo hat man der eifrigen Prinzeſſin wohl Garantien gegeben, daß der Kaiſer der Franzoſen für Maximilian ſorgen werde?

In der That, die mexicaniſche Politik Napoleons hat plötzlich eine günſtigere Wendung genommen. Der urſprüngliche Gedanke, welcher der transatlantiſchen Expedition zu Grunde lag, in dem Kampfe der Südſtaaten gegen die Yankees eine ausſchlaggebende Gewalt zu erringen, taucht wieder empor. Der Conflikt Johnſon's mit den nordiſchen Radicalen muß die Thatkraft des Südens von Neuem auf die Bühne rufen. Der Süden, den der Krieg von dem Flecken der Negerſclaverei befreit und ſomit im wahren Sinne des Wortes weißgewaſchen hat, wird dazu auserkoren ſein, den Vereinigten Staaten, deren Rumpfparlament zu Waſhington ſich in terroriſtiſchen Phraſen verläuft, das conſervative Element zurückzugeben. Der Süden wird die Hauptſtütze Johnſon's ſein, und er, gleich wie der Präſident, werden in der Freundſchaft Napoleon's einen nachdrücklichen Rückhalt finden.

So ſieht jetzt die Combination aus. Man wird alſo bald hören, daß die Rückfahrt der franzöſiſchen Truppen aus Mexiko einen Aufſchub erfahren hat. Anfänglich wird allerdings noch die Vertragstreue des Kaiſers Napoleon gerühmt werden; man wird betheuern, daß in den Dispoſitionen Frankreichs keine Aenderung eingetreten, daß der Kaiſer ſein Wort zu halten gedenke. Aber es kann ja der Abweichung vom Vertrage ein anſtändiges Gewand umgehängt werden, — eine Kunſt, die heute nichts Seltenes iſt. Man kann das Geſchäft dahin interpretiren, daß die Franzoſen jedenfalls, inſoweit ſie kaiſerlich franzöſiſche Truppen ſind, aus Mexico hinaus müſſen, daß ſie aber bleiben können, wenn ſie mexicaniſche Truppen werden, wenn alſo der Kaiſer Maximilian ſie in ſeinen Sold nehme. Der „Moniteur" hat kürzlich, indem er von Mexico und Frankreich ſprach, die beſten Segenswünſche für

das Gedeihen der Vereinigten Staatrn kundgethan. Wahrhaftig, der Augenblick war zu dieſer Satire gut gewählt. Der Krieg, den der Norden unter radicaler Fahne begann, iſt nicht fähig geweſen, einen wirklichen Frieden zu erzeugen; die Qual der weltbeglückenden Republicaner-Phraſe ruft ſchon jetzt den Gegenſtoß Aller, die den Spott auf jegliches Verfaſſungsrecht und auf die bürgerliche Ruhe nicht länger ertragen können, hervor; Johnſon hat ihr längſt den Krieg angeſagt, eine neue ſtärkere Kriſis wird in den Vereinigten Staaten ausbrechen, und an ihr wird ſich die politiſche Autorität des Kaiſers Napoleon, die ſo verhängnißvoll geſchwächt war, wieder zu erholen ſuchen.

Ein Symptom dieſes Strebens nach Erholung ſind die Reformen, mit welchen der Kaiſer die „Krönung des Gebäudes" vollzogen hat. Der liberale Staatsſtreich Napoleons beſitzt nur eine Bedeutung für die auswärtige Politik. An und für ſich ſind die Conceſſionen des 20. Januar nichts weiter als ein Plagiat, wie der Imperialismus ſelber; eine ſchmale Koſt, die dem Magen der Göttin liberté keine Beſchwerde zuziehen würde; an und für ſich könnte man ſie als ein Symptom zerfahrender Angſt betrachten, welche fühlt, daß ihr die Zügel aus der Hand gleiten; ſie könnten als die Vorboten von Volksbewegungen gelten, welche die Decke des Kaiſerthums zu durchbrechen beginnen. Nur wenn man ſie mit Rückſicht auf die auswärtige Politik in Erwägung nimmt, erhalten ſie eine ernſtere Seite. Sie bleiben dann immer noch Wind, aber ein ſolcher, der nach der Abſicht des Kaiſers dazu beſtimmt wäre, die Wolken zu zerſtreuen, die ſich vor die Sonne gloire gelagert hatten.

Immer von Neuem drängt ſich das Verhältniß zwiſchen Preußen und Frankreich der Beſprechung auf. Es iſt nicht blos eine einzelne Clique, welche einen früher oder ſpäter erfolgenden Zuſammenſtoß beider Mächte weiſſagt oder auf denſelben hinarbeitet, ſondern, wie von einem Zukunfts-Inſtinct getrieben, äußern alle Parteien die Ahnung, daß Europa nicht eher wieder zu einem vertragsmäßigen Abſchluſſe kommen werde, als bis die Frage, ob Preußen, ob Frankreich mächtiger ſei, zum Austrag gebracht worden. Man könnte hierbei an eine planmäßige Operation glauben, wenn nicht jene Aeußerungen etwas Unwillkürliches, Naturgemäßes an ſich trügen. Hier werden die Compenſationsforderungen, dort die Einflüſſe Frankreichs in Süddeutſchland, dort die franzöſiſch-öſterreichiſchen Annäherungen, dort die Nothſchreie der Chauviniſtiſchen Blätter zur Sprache gebracht, und die Folgerung, die man zieht, iſt immer die, daß noch etwas an dem europäiſchen Drama mangele, daß die Hauptſcene noch durch einen Vorhang verhüllt ſei, daß der entſcheidende Actſchluß noch der Zukunft angehöre. Nicht einmal des Jahres 1867 iſt man ſicher, ob es im Stande ſein werde, dem Welttheil den Frieden zu bewahren. Kaum hat man ſich mit der Ausſtellung getröſtet, welche dem friedlichen Wettkampfe der Intereſſen den Vorrang vor dem Donner der Geſchütze ſichern werde, ſo wird man ſofort wieder vom Zweifel ergriffen. Die Ausſtellung ſei nicht ſtark genug, den Säbel zu verdrängen; im Grunde ſei ſie bereits eine veraltete Idee, ſie ſei abgeſtanden, ſchon der Krieg

des Jahres 1866 habe einen Strich durch ſie gemacht, die Induſtriellen ſelber hielten ſie für eine bloße Curioſität, welche kaum noch einen ernſten Mann beſchäftigen könne. Man fühlt ſich durch ſie gelangweilt, bevor ſie eröffnet iſt. Zu einer Zeit, wo die politiſchen und geſellſchaftlichen Grundlagen des Erwerbes ſchwanken, wo das Recht, durch welches alles Eigenthum geſichert wird, in Frage ſteht, wo die Geſchäfte ſtocken, die Märkte engherzig werden, die Speculation jeglichen zuverläſſigen Anhalt verliert, — zu einer ſolchen Zeit trägt eine Ausſtellung, welche die Triumphe der Induſtrie feiern ſoll, in der That etwas Paradoxes, etwas abſtoßend Erkünſteltes an ſich. Der Glaube fehlt, und ſogar der Induſtrialismus bedarf des Glaubens.

Fragen wir nach den Gründen, die einen Conflict zwiſchen Frankreich und Preußen rechtfertigen ſollen, ſo erhalten wir zur Antwort, der Hauptgrund liege darin, daß die Geſtaltung Deutſchlands, ſo wie ſie ſich in Folge des Prager Friedens gemacht habe, zu viel Napoleoniſches in ſich berge, und daß es für die Würde, die Freiheit, die Einheit Deutſchlands nöthig ſei, dies fremdartige Element auszumerzen. Der eigentliche Urheber der Nicolsburger Präliminarien, deren Beſtimmungen faſt wörtlich in den Prager Frieden übergingen, ſei ja bekanntlich der Kaiſer der Franzoſen.

Napoleon habe an der Conſtituirung Deutſchlands in ſeiner jetzigen Form theilgenommen. Vielleicht könnte man ſich dieſe immerhin mißliche Thatſache gefallen laſſen, wenn die Rolle, die Napoleon mit Rückſicht auf das Schickſal Deutſchlands beanſpruche, von einer unverkennbar ſtarken Staatskraft, von einer unleugbar erfolgreichen Politik unterſtützt würde. Aber da liege eben ein Widerſpruch, der entfernt werden müſſe.

Napoleon ſei der wohlgerüſteten preußiſch-deutſchen Volkskraft nicht gewachſen und doch verlange er, daß das Werk, bei welchem er als Vermittler geholfen, wie ein Denkmal ſeines Einfluſſes ſtehen bleibe.

Napoleon habe ſeit Jahren keinen einzigen Succeß aufzuweiſen, und doch fordere er, daß man die Geſtalt Deutſchlands, welche aus ſeiner Mediation im Auguſt 1866 hervorging, als ſein Ergebniß ſeiner fruchtbaren Weisheit anerkenne. Dies bringe einen gährenden, prickelnden, aufreizenden Zuſatz in die Situation Deutſchlands, welcher einen Conflict erzeugen werde.

Wie man ſieht, ſind die Gründe, die zur Bethätigung der Möglichkeit eines Kampfes zwiſchen Frankreich und Preußen angeführt werden, bis jetzt ziemlich theoretiſcher Natur. Doch können auch realere Intereſſen hinzukommen, an denen ſich raſch ein Conflict entzündet. Die polniſche Frage, welche mit der orientaliſchen parallel läuft, kann eben ſo behende und plötzlich auf die Tagesordnung gebracht werden, wie ſich die orientaliſche trotz alles Sträubens der Diplomaten bereits der allgemeinen Aufmerkſamkeit bemächtigt hat, um nunmehr die Stellung der Mächte zu einander zu beherrſchen. Es iſt nicht unmöglich, daß die Debatten über Polen, veranlaßt durch die jüngſten Maßregeln Rußlands, da aufgenommen werden, wo man ſie im Sommer 1863 fallen ließ. In dieſem Falle würde nicht bloß Rußland, ſondern auch Preußen an einem Lebenspunkte berührt, und da die Beziehungen der Staa-

ten zu einander gegenwärtig viel ſchärfer geſpannt ſind, als im Jahre 1863, da die in ihrem Muthe geſtählten oder durch Unfälle gereizten Regierungen jetzt viel ſchneller bereit ſind, zu dem Schwerte zu greifen, ſo könnte ſich der Stoff zu einer Exploſion ganz unverſehens zuſammenſieden. Kurz und gut, man ſoll den Tag nicht vor dem Abend, das Jahr 1867 nicht vor dem December loben.

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

19.

Der Graf war eingetreten, auch Eleonore. Im Anblick des Sohnes ſprach er eiskalt, mit Befremdung: Du hier?! — Doch die Mutter rief in einer Aufwallung: Leo, mein Kind! — Leo küßte ihre Hände.

Nicht jetzt, Eleonore, ſagte Graf Eichen gepreßt: nachher, ein andermal.

Sie ließ von der Begrüßung ab; er wandte ſich wider Leo und ſprach in derſelben Weiſe: Du biſt willkommen! Bleibe — gehe — ich ehre deine Freiheit, das weißt du. — Doch zu etwas Wichtigem. Cäcilie, ich bin erfreut und deine Mutter iſt es mit mir, daß du die Anträge des Grafen Oſten nicht ablehnſt, ja ſie mit Wohlgefallen aufgenommen.

Die Tochter ſchwieg beſtürzt. Ohne daß er dies ſahe oder ſehen wollte, fuhr er freundlich kalt und ſicher fort: Durch dich erwerb' ich einen Sohn, deſſen Geltung und Anſehen mich entſchädigen wird für die gerechten und unerfüllt gebliebenen Anſprüche an die Erben meines Namens. Excentriſch ſo oder ſo verfolgen ſie mit Affect und gleichſam mit Methode ein Ziel, das ſie um Welt und Leben bringt, mich aber auf das grauſamſte um die Freuden meines Alters beraubt. Fortan biſt du nur meine Zukunft, und ich erbaue mein Glück auf dieſen, deinen Bund. Die umfaſſende Wirkſamkeit meines Eidams, eure hervorragende Stellung in der höheren Geſellſchaft werden im Stande ſein, einen immerhin geiſtvollen doch ruhmloſen Denker und Träumer, der zum Anſtoße der Welt ſeinem Hauſe zurechnet, erträglich zu machen.

Empört aufrufend war Leo im Begriff, Saal, Schloß und Herrſchaft eines ſo tief erbitterten Vaters jetzt für immer zu verlaſſen. Der Graf fuhr ohne einzuhalten rückſichtslos wider die Tochter fort: Ich lobe dich und freue mich an dir: dein Bund ſoll, ſo zu ſagen, die vielbeeinträchtigte Ehre meiner Familie wieder feſtſtellen und wir werden höchſt glücklich ſein.

Leo rief in einem Ton, in welchem eine ſchneidende Vergällung, Schmerz ungerechter Kränkung, Stolz und Hohn zitterten: Meine Schweſter wieder-

zusehen, um meiner Schwester willen bin ich hier, und büße die menschliche Schwäche durch schmachvoll entwürdigende Begegnung. Wen sucht' ich? Cäcilie allein. Anders hätte dieser Fuß eh' verdorren sollen, als er diese Schwelle betreten. Ich will nicht einem Hause zugezählt sein, das ungöttlich aus den Antrieben der Leidenschaft ein todwürdiges Lebensgefühl zieht. Ich gereichte diesem Hause zum Anstoß, beeinträchtigte die Ehre — — Gott, mir Geduld, gieb mir Geduld! — Wär' es recht, von mir sollte Ihr Haus seine Ehre herleiten.

O mein Sohn, rief Eleonore tief geängstigt. Du siehst es, dein Vater blieb gleichmüthig. Ich weiß, wie tief er es wünscht, daß auch du ihm bliebst. Sähst du nur auf den Grund seiner herben Rede. Ach du verstehst in seinen Worten ihn nie zu finden und zu nehmen.

Laß' ihn, Eleonore, sprach der Graf kalt. Wenn er nicht hofmeistern, schelten und predigen kann, weiß er nichts zu beginnen. In solcher Art klingen seine Poëme auch — Noch sprach ich Niemand, der ihn und seine Schriften gemocht hätte.

Auf dies Wort erschüttert und belebt richtete Cäcilie sich auf; ihr Vater kam ihr zuvor und sagte wider sie gewandt: Der Graf hat unser Versprechen; du hörtest seinen Antrag gern, doch hast du bestimmt dich nicht erklärt. Ich wünsche, daß dies heute geschieht, und zwar sogleich.

Mit überraschender, hervortretender Entschiedenheit sprach Cäcilie: Ich weiß nicht, wie Graf Osten gehört, wie gesehen: ich hätte seinen Antrag gern, mit Wohlgefallen vernommen? Nichts davon. Seine ungestüme Bewerbung erschütterte mich zwar, doch keineswegs in einer Weise, wie er sie deutet: ich war überrascht, ja empört. Ich kann ihm weder durch Wort noch Geberde etwas gesagt haben, wovon meine Seele nicht gewußt.

Der Graf wendete sich befremdet, mit Unwillen an seine Gattin. Eleonore sprach milde: Mir sagtest du, Kind, daß du durch den Antrag des Grafen dich geehrt fühltest?

Wenn ich das gesagt, fuhr Cäcilie in ihrer Entschließung fest fort, wenn ich überall mich so ausgedrückt, Mutter, so kann nur von einer Ehre vor der Welt die Rede gewesen sein. Ich glaube nicht an sein Herz, ich lieb' ihn nicht; ihm mich zu geben wäre Schmach, nicht Ehre.

Wo tönt das her? sprach der Vater mit scharfem Hohn. Leo's Echo?

Eleonore sagte mit peinlichem Vorwurf zu der Tochter: Mit solcher Bestimmtheit sprachst du nicht vor dieser Stunde.

Im Gedächtniß ihres bis dahin innigen Verhältnisses zu dem Vater, nahte Cäcilie ihm ein wenig und sprach mit Herzlichkeit: Mein Vater kann verstehen, o ich weiß es — mein Vater wird sein Kind verstehen wollen. Graf Osten giebt sein Wesen offen kund, er ist ein Mensch der Welt. Für den Ruhm, für den Lebensgenuß glüht dieser Geist, auf ein Inneres versteht er sich nicht und achtet im Grunde alles höhere Leben für nichts. Du kennst mich, du durchschaust mich. Dies höhere Leben nur hat für mich Reiz, Zug und Werth. Ich bin nun doch so. Das Wirkliche und Tagtägliche, wenn schon ich seinen Ansprüchen, wie es recht, gewissenhaft mich füge,

verflicht mich nicht; ich bin nicht getrieben, ſo darauf zu achten, als käme mir von dort ein Glück. Ein mir natürlicher Lebensernſt, Pflichttreue, Freude und Drang, zu ſinnen und zu fragen, die hohe, die freie Liebe, Muſik und Religion — ſolche Gaben ſind mein Theil. Durch den Bund mit meinem Bruder, durch ſeine Führung und Pflege ward mir die Selbſterkenntniß, ich gedieh zur Einſicht deſſen, was ich bin und was mir geziemt — ich verſtehe wohl mein banges, ſehnſuchtswehes Leben, das hehr und ſchmerzlich mir die Beſtimmung ankündigt, ein Kind des Allerhöchſten zu ſein. — Was bände zwei Weſen, ſo verſchieden wie der Graf und ich, mein Vater? Was ſollte uns vereinen?

Leo hatte unwillkürlich wie zum Schutz Cäciliens Hand gefaßt, nun ſprach er wider den Vater: Rührt Sie nicht dies freilich gewagte, wie ich fürchte, wenig erwogene, liebliche Zutrauen der guten Schwärmerin? Sie iſt doch Ihre Tochter!

Der Graf muſterte die Beiden mit eiſigem Blick: ſo ſprach er: Ihr dürftet euch als Seltenheiten ſehen laſſen, ihr Wunderkinder; ſchwerlich wird außer bei euch heut zu Tage dieſes Pathos angetroffen. In Sphären und Anſchauungen, die unvermittelt mit uns Allen euch einzig hinſtellen, gehört ihr mehr einer orientaliſch myſtiſchen Traumwelt zu, als unſerer Welt der Dinge und Affecte. Fremd iſt mir eure Sprache wie eure Empfindungsweiſe. Was iſt zu ſagen? Ihr ſeid ernſte Weſen, aber hinter eurer Zeit zurückgeblieben. Der gegenwärtig ſich ſelbſt als den Gott in Natur und Geſchichte erfaſſende, ſelbſtſtändige, ſelbſtthätige Menſchengeiſt, der die Objecte ſeiner Herrſchaft unterwirft und im Genuſſe aller das Moralprinzip ſiegreich verwirklicht, der zum Bewußtein ſeiner Weſenheit hindurchgedrungene Menſchengeiſt hat jenen Kinderglauben erübrigt. Mir widerſtrebt's, mich des Weiteren darüber auszulaſſen. — Perſönlich hätte ich wohl zu klagen Urſach: in herannahendem Alter, verlaſſen wie ich bin von meinen ſchier geiſterhaften Kindern, an deren fehlgeſchlagener Bildung ich Gut und Muth geſetzt.

Seine Gattin legte ſchweigend die Hand auf ſeine Schulter.

Eleonore! ſprach er und nahm ihre Hand, vergieb; bleibſt nicht du mir!

Auf dieſe Erweichung zwiefach ſchroff ſprach er wider ſeine Kinder: Eurer Unvernunft kann nur ein Machtſpruch ſteuern. Muß ich auf eine innere Gemeinſchaft mit euch verzichten, ſo ſoll doch euer Thun nach meinem Willen ſein. — Cäcilie, merke wohl. Dieſer Apoſtel einer Wahrheit, die als hiſtoriſch überlebt von der modernen Bildung desavouirt wird, und deren Verkündigung nur in einer faſt lebloſen, einmal hergekommenen Weiſe noch Lohn und Geltung findet — dieſer Apoſtel, den Niemand hört, dem Niemand lohnt — glaubſt du, er werde dir eine Stütze ſein können in der bittern Noth des Lebens, in dem Drange der Welt?

Mein Gemahl! rief ihn die Gräfin an, wie betäubt von Furcht und Pein.

Ihm mußt du folgen, fuhr er fort, wenn du meinem Willen dich nicht fügſt. — Leo, du wirſt ſtehenden Fußes mein Haus verlaſſen, und nie begegnen wir einander. — Cäcilie berathe zum letztenmale mit ſich ſelbſt. Kein

Vater je traf eine beſſere Wahl für ſein geliebteſtes Kind. Der Graf iſt ein Mann von der vortrefflichſten Geſinnung, nährt eine lautre Flamme für ſie, ſteht hoch im Staate, iſt allgemein verehrt, hat an Gütern Ueberfluß —

Er bezwang ſich und ſprach milde: Meine Tochter, du wirſt dich ihm nicht weigern, deine Mutter bittet, ich bitte —

Nun entſchied er ſich: Bleibſt du verkehrt, ſprach er, — ich bin Mann's genug, mein Wort zu halten. — Du folgſt mir, Eleonore.

Er ging. Eingeſchüchtert, angſthaft zärtlich ſagte Eleonore zu den beiden: Steht nicht ſo blaß, ſeid getroſt; die günſtige Stunde kommt, wo ſelbſt dies Zerwürfniß ſich wird ausgleichen laſſen. Fliehe für jetzt, Leo, flieh. Ich darf nicht bleiben. Cäcilie, gedenke deiner Mutter — ach!

Und ſie folgte eilend ihrem Gemahl.

20.

Die Geſchwiſter blieben allein. Leo brach alsbald in dieſe Worte aus: Und zu ſolcher Sclavin ihres Herrn wie dieſe, deine Mutter, würdeſt auch du an Seiten dieſes Freiers, bevor der erſte, ſchlechte Rauſch verflogen — ha!

Er ſchlug wider ſeine Bruſt und rief heftig: Hier, hier, hier! Dieſer Ueberdruß, dieſer Ekel an allem Verhältniß, dieſer Abſcheu vor der Carricatur! Meine Ungeduld iſt ſchrecklich; ich weiß nicht, wie ich ausdauern will.

Ich fliehe mit dir, ſagte Cäcilie.

Wohin? fragt' er furchtbar ſarkaſtiſch, in meine Entbehrungen, in meinen Jammerſtand? Ich wohl ertrage das. Du, zart gewöhnt, entrückt der elenden Plackerei, dem Staubleben fern. Dich in Armuth zu ſtürzen. Armuth iſt gräßlich. Es wird uns am täglichen Brod fehlen, Cäcilie. Du kämpfend, um den Groſchen arbeitend. Die Vorſtellung zerſchneidet mein Gehirn.

Ich habe Muth wie du, ſprach Cäcilie feſt. Ich kann ertragen, was Gott ſchickt, und ich erwarb manche Fertigkeit, die das Leben friſtet.

Es muß ſein, es muß, ſagt' er reſignirt.

Gleich fuhr er wieder auf: Nein! — Zuvor verſuch' ich eins noch. Graf Oſten kommt, ich will ihn ſtatt deiner empfangen.

In welcher Abſicht? fragte ſie hell und ſcharf.

Zuſammmengenommen ſprach nun Leo ruhig, mit auffallender Selbſtbeherrſchung: Ich will auf leidenſchaftsloſe Weiſe in ihn dringen, von dem Bündniß freiwillig abzuſtehen. Wie er entſcheidet, entſcheidet ſich dein äußeres Geſchick. Dieſen Schritt muß ich thun, dieſen Verſuch muß ich wagen, ich bin ihn dir ſchuldig. Gelingt's, ſo bleibſt du unangefochten im Elternhauſe, denn wie es ſei, der Vater liebt auch dich, und ſeine Härte hat ihre Grenze hier; mißlingt's, dann Flucht und du theilſt meine Armuth.

Wie willſt du den Grafen überreden, begann ſie —

Ich will's verſuchen, unterbrach er ſie abweiſend, ich will's verſuchen.

Deine Stimmung, rief ſie, ſeine Heftigkeit, die Gewalt des Augenblicks — Leo, nein!

Sei ruhig, ſagt' er. Mich hat das Leben darin geübt, ſeinen hämiſchen

Angriffen mit Geduld zu erwidern. Es müßte weit kommen zwiſchen ihm und mir, wo ich meine Selbſtherrſchaft verlöre. Horch, er naht.

Schon! ſagt' ſie, und noch biſt du ſo aufgeſtürmt.

Sei ruhig, ſag' ich dir, wiederholt' er. Kenne deinen Bruder beſſer. Ich bin Herr meiner ſelbſt. Geh, ich bitte, ich verlang' es.

Ungern gehorch' ich, ſagte Cäcilie und verließ in heftiger Bewegung den Saal.

Leo beſann ſich gewaltſam; er überlegte, ob ſeine Schritte bisher richtig geweſen — er athmete auf, er fühlte ſich gut und frei. „Gott halte ſeine Hand über mir, ſagt' er, daß auch jetzt nicht Leidenſchaft mich wider ſeinen Geiſt verblinde."

21.

Graf Hugo, der ſtürmiſch bewegt in dem guten Glauben hereintrat, Cäcilien zu begegnen, ja ihre Einwilligung zu vernehmen, ſtutzte mit den Worten zurück: „Wer? Leo?!" Eine rächeriſche Freude flog über ſein Antlitz, wie er verwundert hinzuſetzte: „Und in dieſem Aufzuge!" Dann aufzürnend ſprach er: Stolzer, Uebermüthiger — dich hofft' ich nicht wiederzuſehen. Die Begegnung endige ſofort.

Er wendete ſich zu gehen. Leo ſagte ruhig, mit großer Selbſtüberwindung: Ich bitte dich, bleib' — verziehe ein wenig. Höre mich an.

Hugo ſtutzte auf's Neue. Du mahnſt, du bitteſt, daß ich bleibe — Ich verſehe mir kein Gutes zu dir, was kannſt du mir zu ſagen haben — Ich muß hinweg, man erwartet mich.

Cäcilie erwartet dich nicht, ſagte Leo hervortretend. Ich bin hier, daß ich ſtatt ihrer dir antworte.

Hugo in einem innern Erſchrecken verweilte nun: Sie nicht ſprechen? ſagt' er, warum nicht? Anmaßender! Du ſtatt ihrer, mir Rede ſtehen — — Nun, was giebt's hier!

Höre mich ruhig an, ſagte Leo. Die Kraft deines Charakters, der Adel und Glanz deiner Erſcheinung, dein Stand und Reichthum, auch dein Anſehen und Ruf als Staatsbeamter berechtigen dich in der Wahl einer Gattin zu den höchſten Forderungen. Cäcilie unterſcheidet und würdigt das; meine Schweſter ehrt deine Bewerbung.

Hugo verſetz'te ſcheu in Erwartung: Dieſe Sprache von dir, du der unbeugſamſte ſtrengſte der Menſchen, Tadler meiner ganzen Denkart und Lebensweiſe? Was habt ihr vor? — Irgend ein Ungeheuer lauſcht hinter deinen ſchönen Worten: beabſichtigſt du, mit goldenem Beil zu enthaupten?

Ohne directe Antwort fuhr Leo fort: Unſere Eltern ſind leidenſchaftlich für dich beſtimmt: unter Androhung härteſter Strafen heiſchen ſie von Cäcilien, dich zu wählen.

Die Eltern! ſprach Hugo blaß, ſtolz entrüſtet was haben ſie darein zu reden? — Nein! — Cäcilie ſchien mir geneigt, ich zweifelte nicht, daß ſie es ſei.

Du weißt, ſprach Leo feſt, ich bin wahrhaft. In Cäcilens Namen

reb' ich mit dir. Gieb der Vernunft Gehör. Du haſt wider die unſelige Leidenſchaft viele Aushülfen. Dein rühmlicher bürgerlicher Beruf, dein philoſophiſcher Geiſt bieten dir Zuflucht und Kraft. Auch ſpringen dir alle Riegel; ſelbſt Fürſtentöchter verſchmähten dich nicht. Endlich — was iſt es auch nach deinem Sinn Großes mit dieſer Liebe? Küßt nicht die zweite Welle den Buſen lieblich wie die erſte.

Hinweg damit, ſprach Hugo, dein Rath und Wort iſt nichts. Ich habe ſie in einer glühenden Stunde mein empfunden, ſie war es beinah; ich gebe ſie nicht auf!

Hugo, erinnre dich! ſagte Leo mit Energie. Unſer Verhältniß von der Schule her, die Univerſitätszeit hindurch und auch ſpäter war immer ſeltſam geſpannt, nie gleichgültig, meiſt feindſelig. Ich konnte dich nur tadeln, du haßteſt mich vielleicht. Cäcilie aber gleicht in Weſen und Charakter mir, wie nur je ein Weib dem Manne geglichen. Wie wollt ihr euch finden, da wir einander abgeſtoßen? Ihr ſtimmt nicht für einander.

Hugo erblaßte tiefer, er erwiederte nichts. Leo fuhr fort: Erſpare ihr und dir ſelbſt eine herbe, unſichere Zukunft. Entlaſſe die Eltern ihres Jaworts. Tritt freiwillig zurück. Sei großmüthig.

Sie iſt angeſtiftet, fuhr Hugo heraus, und du beherrſcheſt ſie.

Was willſt du ſagen, erwiederte Leo gelaſſen.

Haſt nicht du ſie umgeſtimmt? rief Hugo. Du haſt ſie umgeſtimmt.

Beſonnen verſetzte Leo: Die Art deiner Bewerbung hatte ſie gereizt; ſo fand ich ſie. Gleich war ſie wieder ſie ſelbſt und ſprach es entſchieden aus, daß ſie dir nicht angehören könne.

Hugo ſprach wild fort: Wer hieß dich zu kommen, wer hatte nach dir verlangt? Du wurdeſt nicht vermißt. Bei deinesgleichen hätteſt du bleiben ſollen. Schatten, reine Geiſter ſind deine Geſellſchaft, wo nicht, ungebildetes, kinderhaftes, geringes Volk, zu deſſen Gefährte eine hohle, verarmende Schwärmerei dich degradirt. Aus den alt und ſchaal gewordenen Träumen unvernünftiger Begeiſterung magſt du Nahrung ziehen. Schwielenfäuſtige Handwerksburſchen nenne deine Freunde, mit Fabeln mögt ihr euren Wunſch ſättigen: nicht unter intelligente, wahr und wirklich lebende Menſchen dränge dich. Was ſäeſt du Zwietracht, wo Verſtändniß geweſen und Seelenharmonie? Wir haben keine Gemeinſchaft mit dir. Mit unerſchwinglichen Gedanken, unfähigen Gefühlen iſt es nicht gethan, die Gegenwart lebt nach anderen Weiſen. Du giebſt nur Aergerniß, Mann der Qual und Ekſtaſe; nur Stumpfſinn oder Verrücktheit mag's ertragen, mit dir zu ſein. Warum verließeſt du deine Einſamkeit, Froſtrieſe! Was reißeſt du mitten aus dem vollen, glühenden Leben mir die Braut vom Herzen?

Ein Fünkchen Sinn in einem Aſchenberge Unſinn, entgegnete Leo tief gefaßt. Genug, mehr als genug. Meine Abſicht ſteht nicht zu erreichen; ich gehe.

Verweile, nun ſollſt du hören, rief Hugo wüthend.

Wie war das? ſtutzte Leo, doch im Begriff aufzubrechen.

Du fürchteſt zu bleiben? Feigling! ſchrie Hugo.

Leo fuhr furchtbar auf und ſtand geheftet. Hugo rief: Die Welt ſoll es wiſſen und gebrandmarkt wirſt du gehen.

Ich bleibe! ſagte Leo mit Wildheit.

In Ingrimm fuhr Hugo fort: Durch deine Lehren und Sympathieen zwar religiös ſomnambul neigte doch Cäcilie mir; ich fühlt' es, ſie vernahm die Sprache der Natur und Leidenſchaft; es war gegründete Hoffnung, daß ſie dem Leben werde zu gewinnen ſein: an deiner Wiederkehr ſcheiterte alles. Du ſtörteſt auf's Neue in das Gemüth des herrlichen Geſchöpfs, zerbrachſt ein junges, triebvolles, friſches und ganzes Herz, vernichteteſt meine Zukunft, ſtahlſt mir mein Kleinod —

Schone mich! rief bräuend Leo, kaum noch bei ſich ſelbſt. Kein Wort mehr, ſchone mich! Ich bin ſo ſchrecklich beleidigt, nicht von dir allein, geiſtohnmächtiger Stümper, du biſt der Sprecher nur dieſer ſeichten, kahlen Zeit, die mich ſo ungeheuer beleidigt, daß ich fürchte, nicht weiter leben zu können.

Räuber meines Glücks, rief Hugo knirſchend, wind'ger Narr, moderner Don Quixote, mir verhaßt mehr als ich ſagen kann.

Leo, an der Grenze des Bewußtſeins, ſprach taumelnd: Mir dunkelt's — eine Wuth tobt in mir — ich weiß nichts mehr — mit meinen Händen zerriß ich dich.

Waffen! rief Hugo und eilte der Wand zu, hier ſind Waffen.

Er ergriff zwei Piſtolen. Geladen beide! ſagt' er, da, nimm!

Wie er die eine dem Leo darreichte, ſprach dieſer mit einem letzten Aufblitzen ſeiner Geiſter: Wie — hier!?

Auf der Stelle, rief Hugo.

Ich ſchieße gut, ſprach Leo und ergriff das Piſtol — Menſch, ich erſchieße dich. — Hugo faßte vom Regal eine Kugel auf, indeß er ihm zugewandt ſprach: doch vielleicht aus Großmuth feige?

Raſender! rief Leo.

Meſſen wir den Saal, erwiderte Hugo. Stehe du dort, ich hier!

Sie traten einander gegenüber auf die äußerſten Punkte der Diagonale. Hugo ſpannte. Biſt du bereit? rief er. — Leo hatte geſpannt. — Merke dies! rief Hugo. Wir zielen. Die Kugel in meiner Hand laſſe ich zu Boden ſchlagen; wenn der Schall unſer Ohr trifft, ſchießen wir. Biſt du's zufrieden?

So ſei es, ſagte Leo.

Sie zielten. Die Kugel ſchlug auf. Gleichzeitig ſchoſſen ſie. Hugo ſtürzte todt hin. Leo zum Tode getroffen ſchwankte. Cäcilie flog herein: „Leo — — du bluteſt!

Kaum noch aufrecht wies er nach Hugo hin: Des Freiers biſt du quitt!

Der Graf — rief Cäcilie krampfhaft — erſchlagen von deiner Hand?!

Gegenſeitiger Mord, ſagt' er zuſammenſinkend: Cäcilie, ich ſterbe —

Wer? Du? rief ſie irren Auges. In einem Beſinnen packte ſie mit beiden Händen ihr Haupt: „Und ich?"

Leo ſtotterte: Lebe, lebe!

Allein? In solcher Welt? fragte sie furchtbar. Es wäre mehr als Heulen und Zähneklappen.

Sie hatte wild sich umgeblickt, riß einen Dolch von der Wand, durchstach sich und sank todt neben Leo.

Gräßlich getroffen schrie er auf: „Erbarmen Jesus!„ — Er starb.

Der Graf und Eleonore, gefolgt von einer Dienerschaar, eilte herzu. Eleonore stürzte schreiend auf ihre Kinder. Der Graf stand starr — dann brach er in sich zusammen und sank in die Kniee. — —

König Friedrich I. und sein Hof.

Unter den Staatsmännern Friedrichs I. spielte Graf Wartenberg eine Zeit lang die wichtigste Rolle. Er stammte von der adeligen Familie von Kolbe. Schon bei Lebzeiten des Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Großen kam er im Gefolge der Pfalzgräfinn von Simmern nach Berlin. Kolbe als ein junger schöner wohlgewachsener Mann zog schon damals die Aufmerksamkeit des Kurprinzen Friedrich auf sich, so daß Letzterer wünschte ihn bei sich zu behalten. Allein Kolbe wollte den Dienst jener Prinzessin nicht verlassen. Er kehrte mit ihr nach der Pfalz zurück. Da sie aber kurz nachher starb, so kam er wieder nach Berlin, wurde vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Staatsrath angestellt, und nach dessen Absterben von Friedrich III. zum Schloßhauptmann und ersten Stallmeister ernannt.

Kolbe verstand die Kunst sich bei Jedermann einzuschmeicheln und stellte sich, als ob er sich in Staatssachen niemals mischen werde. Durch diesen Umstand erwarb er sich vorzüglich die Gunst des Oberpräsidenten von Dankelmann, welcher sehr viel zu seiner Erhebung beitrug. Es dauerte nicht lange, so erhielt der junge Günstling das Oberkämmereramt, mit welchem er in der Folge noch die Stellen eines Premier-Ministers, Oberstallmeisters, Oberhofpostmeisters und Curators aller Universitäten und Akademien verband. Nachdem er auf Ansuchen des Kurfürsten vom Kaiser in den Reichsgrafenstand war erhoben worden, so legte er seinen bisherigen Namen ab und nahm von einem alten Schlosse, das er in der Pfalz hatte, den Namen eines Grafen von Wartenberg an.

Sehr oft findet man, daß Menschen, welche vom Glücke begünstigt werden und in kurzer Zeit zu einer hohen Stufe der Ehre steigen, durch ihren Stolz und Uebermuth sich Feinde machen. Dies war aber bei dem Grafen Wartenberg nicht der Fall, welcher im Gegentheil an Bescheidenheit und Höflichkeit jeden Minister übertraf. Trotzdem konnte er bis an sein Ende in

ſeinen Würden ſich nicht behaupten, obwohl er ſich durch Treue gegen ſeinen Herrn und durch Thätigkeit in den Berufsgeſchäften auszeichnete. Die Urſache hiervon lag in ſeiner allzugroßen Nachgiebigkeit gegen ſein Frau, die durch ihren grenzenloſen Ehrgeiz den ganzen Hof gegen ſich erbitterte.

Da dieſe Frau an dem Hofe Friedrichs einen großen Einfluß gehabt und durch ihre Unbeſonnenheiten es dahin gebracht hat, daß zuletzt ihr Mann ſeiner Würden entſetzt wurde, ſo habe ich hier einige Nachrichten zuſammengetragen, welche ihre Perſon angehen.

Sie war aus Emmerich im Herzogthum Kleve gebürtig. Ihr Vater hieß Ricker und war ein Schiffer. Derſelbe hatte eine ſogenannte Winkelſchenke, wo ſich täglich der beiden Töchter wegen viele Gäſte einfanden. Ein Kurfürſtlicher Kammerdiener, Namens Biedekapp, beſuchte dieſen Ort, weil er ſehr vieles von der Artigkeit der beiden Mädchen hatte erzählen hören. Er verliebte ſich in die Aelteſte, Katharine, und heirathete ſie. Als ſie nach Berlin kam, gefiel ſie dem Herrn von Kolbe und ſtand mit demſelben noch bei Lebzeiten ihres Mannes in einem vertrauten Verhältniſſe. Nach dem Abſterben ihres Ehegatten heirathete ſie den von Kolbe. Der Hochzeitfeier wohnte der Kurfürſt Friedrich III. ſelbſt bei, welcher von dieſer Zeit an bei jeder Gelegenheit gegen die Frau eine große Achtung bewieß.

Von der Zeit an, da ihr Mann in den Grafenſtand war erhoben worden, nahm der Stolz dieſer Frau in einem ſolchen Grade zu, daß derſelbe durch nichts konnte befriedigt werden. Täglich verfiel ſie daher auf neue Thorheiten, zu welchen ſie ihren Mann, der gänzlich von ihr abhängig war, verleitete.

Keine Gelegenheit ihr Anſehen bei Hofe zu vermehren ließ ſie unbenutzt. Dies war auch der Fall, als der Kurfürſt Friedrich III. alle Mittel anwendete, um den Kaiſer Leopold zu bewegen, daß er ihm die Einwilligung zur Annahme des Königs-Titels ertheilen möchte. Der Graf Wartenberg erſuchte die Kurfürſtin eine Reiſe zu unternehmen, um die Seemächte und den Kurfürſten von Baiern zur Mitwirkung zu bewegen. Sie übernahm zwar das Geſchäft, verlangte aber zu der Reiſe mehr Geld, als ihr urſprünglich angewieſen worden. Wartenberg zeigte ſich nicht abgeneigt dem Verlangen der Kurfürſtin ein Genüge zu leiſten, jedoch nur unter der Bedingung, wenn ſie ſeine Frau bei der Cour annehmen würde. Die Kürfürſtin willigte ein, machte ſich dabei aber aus, daß ihr in ihren Ausgaben Nichts vorgeſchrieben, ihre Einkünfte für die Zukunft auf 20,000 Thlr. erhöhet und ihr überdem 150,000 Thlr. ausgezahlet würden, um ihre Schulden damit tilgen zu können.

Friedrich III. nahm nach mühſeligen Verhandlungen den Königstitel an.

Nachdem der Feldmarſchall von Barfuß bei dem König Friedrich I. in Ungnade gefallen war, ſo wurde dem Grafen von Wartenberg die Beſorgung der wichtigſten Angelegenheiten gänzlich übertragen. Von dieſer Zeit an beſaß er eine unumſchränkte Gewalt, erhielt aber auch ſehr viel Feinde. Einige derſelben ſchloſſen einen Bund, um der Sturz des vom König ſo ſehr be-

günſtigten Mannes zu bewirken. Die Häupter deſſelben waren die Grafen von Dohna, der Obermarſchall Graf von Lottum, der Generalcommiſſarius Graf von Dönhof, und der Hofmarſchall Herr von Wenſen.

Unter den genannten Männern zeichnete ſich von Wenſen am meiſten durch Kühnheit aus. Es fehlte ihm aber an Talent, um eine ſolche Kabale mit Geſchicklichkeit zu leiten. Gleichwohl wurde er von den Uebrigen gewählt, um dieſe Sache in Gang zu bringen: denn der Graf von Dönhof ſagte bei dieſer Gelegenheit im Scherze, man müſſe dem Glücke einen Ochſen opfern. Wenſen kannte ſich ſelbſt ganz und gar nicht. Er hatte ſich ſchon längſt eingebildet, er werde dereinſt noch unter den königlichen Günſtlingen die erſte Rolle ſpielen. Er übernahm folglich jenes Geſchäft mit Vergnügen und vergaß auf einmal alle Verbindlichkeiten, die er dem Grafen von Wartenberg ſchuldig war.

Ein Zufall bewirkte, daß Herr von Wenſen die Kabale eher einzuleiten ſuchte, als die übrigen Theilnehmer des geheimen Bundes erwartet hatten. Friedrich I. ließ nämlich in einem Geſpräche mit dem Herrn von Wenſen einige Unzufriedenheit über den Premier-Miniſter merken. Herr von Wenſen ſuchte dieſen Augenblick zu benutzen und verſicherte den König, daß Jedermann ſich über die außerordentliche Gnade wundere, mit welcher der König einen Miniſter überhäufe, der ſeine Macht täglich mißbrauche, um das Volk unter die Füße zu treten. Ja er fügte noch hinzu, daß der Graf Wartenberg und deſſen Frau jährlich große Summen Geldes ins Ausland ſchickten und daß die Tafel derſelben mehr koſte, als die des Königs. Und ſeine ganze Vorſtellung ſchloß er mit den Worten: „Ich weiß recht gut, daß ich verloren bin, wenn der Oberkämmerer erfährt, was ich Ew. Majeſtät jetzt zu ſagen mich erkühne. Allein, wenn ich länger ſchwiege, würde ich wider meine Pflicht zu handeln glauben. Ich bin übrigens erbötig Alles, was ich geſagt habe, zu erweiſen.“

Herr von Wenſen verließ freudenvoll den König und eilte den Theilnehmern der Hofkabale Bericht abzuſtatten. Denn aus der Aufmerkſamkeit, mit welcher der König ihm zuhörte, hatte er geſchloſſen, daß ſeine Rede gewirkt habe und daß der Fall des Oberkämmerers nicht mehr fern ſein werde.

Wenigſtens erwartete man von dem König, daß er über die wichtigſten Punkte der Anklage eine Unterſuchung anſtellen würde; allein es geſchah hiervon nicht das Geringſte. Friedrich I. theilte vielmehr die ganze Unterredung ſeinem Günſtling mit und verſicherte zugleich, daß er von Allem dem, was ihm der Hofmarſchall geſagt habe, Nichts glaube, und daß er wohl einſehe, Wenſen ſei ein boshafter Menſch, der ihm Argwohn gegen ſeine getreueſten Diener einzuflößen ſuche.

Der Oberkämmerer benahm ſich bei dieſer Sache gänzlich als ein feiner Hofmann. Er unterdrückte nämlich ſeinen Unwillen und antwortete: er ſei gegen die Anklage ſeiner Feinde ſchon dadurch hinlänglich gerechtfertigt, daß der König daraus ſo wenig mache. Er verzeihe ſeinen Feinden von ganzem Herzen und bitte Se. Majeſtät, auf dieſe Leute nicht weiter böſe zu ſein.

Uebrigens wisse er gar wohl, daß, so lange er das Glück haben würde, der Gnade Sr. Majestät zu genießen, er dem Hasse und dem Neide der Hofleute ausgesetzt sein werde.

Dieses Benehmen des Oberkämmerers erhielt des Königs Beifall. Er erklärte ihm daher, er werde ihn auf einmal von seinen Feinden befreien. Friedrich I. hielt auch Wort, indem er den Herrn von Wensen auf die Festung Küstrin schickte und die Grafen von Dohna und von Dönhof auf ihre Güter nach Preußen verwies. Der Obermarschall Graf von Lottum hatte noch das beste Schicksal. Er verlor zwar seine Stelle, bekam aber dafür das Kommando über die Truppen in Flandern. Nach Verlauf von einigen Monaten erhielt auch von Wensen seine Freiheit wieder, mußte sich aber auf seine Güter im Cellischen begeben und dem Grafen von Wartenberg 10,000 Rthlr. auszahlen.

Diesmal hatte also der Premier-Minister die ihm drohende Gefahr glücklich von sich abgewendet, seine Macht erreichte nunmehr eine solche Höhe, welche sie noch nie gehabt hatte. In gleichem Grade nahm aber auch der Stolz der Gräfin von Wartenberg zu.

Die Kronprinzessin war von einer Tochter entbunden worden. Bei der Taufceremonie entstand zwischen der Gräfin von Wartenberg und der Frau von Lintlo, der Gemahlin des holländischen Gesandten, ein Rangstreit. Bei allen feierlichen Gelegenheiten war die Gräfin den Prinzessinnen von Geblüte gefolgt, seitdem ihr eine Herzogin von Holstein-Beck den Vortritt gegen 10,000 Rthlr., die der König zahlen ließ, eingeräumt hatte.

Am Tage der Taufe ereignete sich die Scene, die mehrfach in Geschichtsbüchern, Romanen und Novellen behandelt worden ist. Es waren alle Damen vom Stande eingeladen worden, sich in der Wohnung der Kronprinzessin einzufinden, um die Markgräfin von Schwedt, die Schwägerin des Königs, welche das neugeborne Kind zur Taufe in die Kapelle trug, dahin zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit wollte die Frau von Lintlo unmittelbar der Markgräfin folgen. Die Gräfin von Wartenberg suchte mit Gewalt den Vorrang zu behaupten. Zwischen beiden entstand ein Handgemenge und der Ceremonienmeister von Besser mußte viele Mühe anwenden, um die Kämpfenden auseinander zu bringen. Die Gräfin hatte aber doch das Schlachtfeld behauptet und ein Stück vom Kopfputze ihrer Feindin davongetragen. Trotzdem beschwerte sie sich noch bei dem König, welcher sogleich der Frau von Lintlo den Hof verbieten ließ und zugleich verlangte, daß sie der Gräfin Abbitte leisten solle. Der Herr von Lintlo unterstützte seine Frau und erklärte, daß dieselbe sich nie zu einer solchen Demüthigung verstehen würde. Der König wandte sich sogleich an die Generalstaaten, verlangte die Zurückberufung des von Lintlo und bestand vor allen Dingen darauf, daß die Frau desselben der Gräfin von Wartenberg Abbitte leisten solle. Falls dieses nicht geschehe, würde er seine Truppen aus Flandern zurück marschiren lassen. Die Generalstaaten gaben dem König die verlangte Genugthuung und die Frau von Lintlo mußte Abbitte leisten, wodurch natürlicher Weise der Stolz der Gräfin von Wartenberg vermehrt wurde, und

zwar in einem ſolchen Grade, daß ſie die Achtung gegen die Königin aus den Augen ſetzte.

Die Königin, während ihr Gemahl nach Leipzig gereiſt war, um mit dem König von Polen eine Zuſammenkunft zu halten, mußte wegen Unpäßlichkeit einige Tage auf ihrem Zimmer bleiben. Dieſe Zeit wollte ſie zur Vollendung einer Arbeit anwenden, welche ſie für ihren Mann verfertigte. Die meiſten Hofdamen, unter andern auch die Gräfin von Wartenberg, wurden eingeladen, um hülfreiche Hand zu leiſten. Eines Tages kam ein Menſch mit einem Kaffeebrette und Taſſen in der einen und einer Kaffeekanne in der anderen Hand in das Zimmer der Königin. Dieſe wunderte ſich und fragte, was dies zu bedeuten habe. Die Gräfin von Wartenberg ſagte: es ſei ihr Kammerdiener, der ihr den Kaffee bringe. Die Königin, hierüber aufgebracht, befahl ihr ſogleich das Zimmer zu verlaſſen und niemals wieder vor ihren Augen zu erſcheinen. Die Gräfin fing an zu lachen und ſagte: das möchte ſie doch wohl ſehen! Hierüber gerieth die Königin in den heftigſten Zorn, ſo daß ſie Leute herbei rief, um die Gräfin zum Fenſter hinaus werfen zu laſſen. Glücklicher Weiſe waren nicht gleich ſolche Perſonen bei der Hand, ſo daß die Gräfin Zeit hatte ſich zu entfernen.

Die Königin beklagte ſich zwar bei ihrem Gemahl über dies Betragen der Gräfin: mußte ſich aber damit begnügen, daß die Gemahlin des Premier-Miniſters um Verzeihung bat. Einige Zeit nachher hatte aber die Gräfin wegen ihres Stolzes auf eine für ſie ſehr empfindliche Art zu büßen. Die Veranlaſſung hierzu war die Durchreiſe der Frau von Matuoff durch Berlin. Der Gemahl dieſer Dame war Staatsminiſter des Czars und Ambaſſadeur bei den Generalſtaaten. Der Herr von Licht, bevollmächtigter Miniſter des Czars zu Berlin, gab zu Ehren der Frau von Matuoff ein großes Diner, zu welchem die vornehmſten Perſonen, folglich auch die Gräfin von Wartenberg eingeladen wurden. Die ſtolze Frau ſchickte ihren Stallmeiſter zu dem ruſſiſchen Geſandten und ließ fragen, ob die Frau von Matuoff den Rang über ſie verlange. Nachdem ſie die Antwort erhalten hatte, daß der Frau von Matuoff, der Gemahlin eines Staatminiſters und Ambaſſadeurs des Czars der erſte Platz müſſe eingeräumt werden, ſo fuhr ſie nicht zu dem ruſſiſchen Geſandten. Frau von Matuoff hierüber aufgebracht, beklagte ſich bei dem König, daß die Gräfin den Vorrang von ihr verlangt habe, welches doch den Rechten der Gemahlin eines Ambaſſadeurs zuwider und für den Czar ſelbſt beleidigend ſei. Friedrich I. aus Beſorgniß Rußlands Freundſchaft zu verlieren, zwang die Gräfin zur Frau von Matuoff zu gehen und ihr zu erklären, daß, ſo lange der Herr von Mutuoff Ambaſſadeur ſein werde, ſie ihr den Rang abtreten werde. Bei dieſer Gelegenheit wurde der Stolz dieſer Frau ſehr gedemüthiget: denn die Frau von Matuoff hatte ihr die Stunde beſtimmt und alle fremden Geſandten hierzu eingeladen.

Noch kränkender für die Gräfin von Wartenberg waren die Worte des Königs, indem er ihr viele Vorwürfe machte und zugleich erklärte, daß ſie für die Zukunft ihr Betragen gänzlich abändern müſſe, widrigenfalls er andere Maßregeln ergreifen würde. Da der König mit ihr noch nie auf eine

ſolche Art geſprochen hatte, ſo machte ſeine Rede auf ſie einen ſo unangenehmen Eindruck, daß ſie ihren Mann bat den Hof zu verlaſſen. Dies war der klügſte Rath, den ſie je ertheilt hatte, allein er wurde nicht befolgt.

Der furchtbarſte Feind des Oberkämmerers war unſtreitig der Kronprinz. Schon längſt hatte derſelbe an dem Falle der Grafen von Wartenberg und Wittgenſtein gearbeitet, welcher letztere das Amt eines Oberhofmarſchalls verwaltete. Bis jetzt hatte er ſeine Abſicht nicht erreichen können. Nunmehr machte er einen neuen Verſuch und bediente ſich der beiden Herren von Kameke, die damals gleichfalls die Gnade des Königs genoſſen. Der eine Herr von Kameke war Grand-Maitre de la Garderobe und der andere Staatsminiſter. Erſterer eröffnete die Unternehmung mit der Anklage des Grafen von Wittgenſtein.

Dieſer Miniſter hatte bisher die Feuerkaſſe unter ſeiner Aufſicht gehabt, aus welcher die Abgebrannten eine Entſchädigung erhalten ſollten. Die Kaſſe war aber ſo ſchlecht verwaltet worden, daß, als die Stadt Kroſſen ganz niedergebrannt war, ſich Nichts in derſelben befand, um die Einwohner jenes Ortes zu unterſtützen. Anfangs wendeten ſich dieſelben an den Obermarſchall. Da ſie aber von ihm mit Härte abgewieſen wurden, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu dem Kronprinzen. Dieſer übertrug die Sache den beiden Herren von Kameke, welche den Vorfall dem König vortrugen.

Der Graf von Wittgenſtein wurde beſchuldigt, er habe die öffentlichen Gelder zu ſeinem Nutzen verwendet. Obwohl er zu beweiſen ſuchte, daß alle fehlenden Gelder zum Nutzen des Königs wären angewendet worden, und daß er Nichts für ſich ſondern Alles auf Befehl des Königs und des Oberkämmerers gethan habe, ſo wurde er doch auf die Feſtung Spandau abgeführt.

Nunmehr war die größte Arbeit geſchehen: denn nach dem Falle des Obermarſchalls war die Ungnade des Oberkämmerers nicht mehr fern. Zwei Tage nachher kam der Miniſter und Staatsſekretair Herr von Ilgen zu demſelben, forderte ihm im Namen des Königs die Siegel ab und kündigte ihm an, daß er ſich von jetzt an um Nichts mehr zu bekümmern habe. Am folgenden Tage wurde ihm durch eben denſelben angezeigt, daß er ſich mit ſeiner Familie nach Wolfersdorf, der einzigen Beſitzung, die er in den Brandenburgiſchen Staaten hatte, begeben ſolle.

Der Graf von Wartenberg befand ſich zwar nunmehr an dem Ende ſeiner glänzenden Laufbahn, aber er ließ kein Mittel unbenutzt, durch welches er hoffen konnte ſeinem Schickſale eine andere Richtung zu geben. In dieſer Abſicht ließ er auch kurz vor ſeiner Abreiſe den König um die Erlaubniß bitten, noch einmal ſein Knie umfaſſen zu dürfen. Sehr gern würden die Herren von Kamecke die Gewährung dieſer Bitte verhindert haben: allein dies ſtand nicht in ihrer Gewalt, denn der König glaubte einem Manne, den er ſo vorzüglich geliebt hatte, jene Bitte nicht abſchlagen zu dürfen.

Graf Wartenberg, als er vor dem König erſchien, umfaßte die Knie deſſelben, küßte ihm die Hand und benetzte ſie mit Thränen, beſchwor ihn, daß er ihm zur Belohnung für ſeine geleiſteten Dienſte erlauben möchte, zu

ſeinen Füßen zu ſterben; bekannte, daß er ihm Alles, Anſehen und Vermögen, zu verdanken habe; ſagte, daß er auf Alles wieder Verzicht thue; bat aber den König demüthigſt ihm nicht den Troſt zu rauben, ihn zu ſehen, und Zeuge ſeiner ſegensvollen Regierung zu ſein.

Der König wurde hierdurch bis zu Thränen gerührt und ſagte ihm, es thue ihm ſehr leid, daß er ihn entfernen müſſe; allein das Beſte des Staats erfordere es. Er verſicherte ihn jedoch, daß er die ihm erwieſenen Dienſte nie vergeſſen und ihn ſtets lieben werde. Zugleich zog er einen koſtbaren Ring vom Finger und überreichte denſelben dem Oberkämmerer mit folgenden Worten: er verehre ihm denſelben als ein Unterpfand ſeiner Achtung und bitte ihn, daß er den Ring bei ſeiner Familie als ein Zeichen der Freundſchaft, die er für ihn gehabt habe, aufbewahren möchte. Die ganze Scene wurde mit einer zärtlichen Umarmung beendiget, wobei von beiden Seiten viel Thränen vergoſſen wurden.

Wartenberg, nachdem er vom Könige war entlaſſen worden, ſtieg ſogleich in ſeinen Wagen und fuhr nach Wolfersdorf. Von hier aus ſchrieb er an den König, und bat ihn, das Porcellainkabinet ſeiner Gemahlin und einen Garten, den ſie an der Vorſtadt beſaß und Monbijou genannt hatte, anzunehmen. Der König antworte, daß er zwar beides annehmen, aber ihm den wahren Werth dafür bezahlen wolle, weil er ſehr weit entfernt ſei ihm das Geringſte zu rauben, ſondern ihm vielmehr bei jeder Gelegenheit noch mehr zufließen laſſen werde.

Sowohl dieſes Benehmen des Königs als auch die letzte Unterhaltung deſſelben mit dem Grafen Wartenberg erregte bei dem Staatsminiſter von Kamecke die Beſorgniß, daß der König vielleicht ſeinen bisherigen Liebling wieder zurück rufen werde.

Bei der Unterſuchung gegen den Grafen von Wittgenſtein, wo deſſen Rechnungen unrichtig befunden wurden, ſchob Letzterer alle Schuld auf den Oberkämmerer, ohne deſſen Befehl er nichts gethan habe. Kamecke ſtellte dieſe Sache dem Könige von einer ſolchen Seite vor, daß Friedrich I. beſchloß den Grafen von Wartenberg in Verhaft nehmen zu laſſen. Nunmehr zeigte ſich der Herr von Kamecke ſehr großmüthig und ſtellte dem Könige vor, daß der Premier-Miniſter nicht ſtrafbar genug ſei, um ihm die Freiheit zu rauben; daß es zwar nöthig ſei, ihn aus dem Lande zu entfernen, aber doch der Großmuth des Königs angemeſſen, ihm eine lebenslängliche Penſion auszuſetzen, die ihm nicht nur ein anſtändiges Auskommen ſichere, ſondern auch beträchtlich genug ſei, ihn auf immer an das Intereſſe des Preußiſchen Hauſes zu feſſeln. Dieſer Vorſchlag erhielt des Königs Beifall und es wurde ſogleich dem Grafen Wartenberg der Befehl zugeſchickt, daß er ſich nach Frankfurt a. M. begeben und dieſen Ort ohne Königliche Erlaubniß nie verlaſſen ſolle, wofür ihm aber eine jährliche Penſion von 20,000 Thlr. zugeſichert ſei, welche auch ſeine Gemahlin genießen ſollte, im Falle ſie ihn überlebte.

Dem Oberkämmerer, der bisher noch immer wegen der Zukunft in Furcht und Hoffnung geſchwebt hate, war dieſer Befehl ſehr angenehm. Er reiſte ſogleich mit ſeiner Frau ab, nachdem er alle Koſtbarkeiten voran geſchickt hatte.

Der Werth der Diamanten, welche die Gräfin beſaß, ſoll ſich allein auf 500,000 Thlr. belaufen haben.

Zwei Tage nach der Abreiſe ſchickte ihm der König einen Courier nach, der ihm den Oberkämmerer-Schlüſſel und das Patent eines Erbgeneralpoſtmeiſters abfordern mußte. Wartenberg gehorchte und ſchrieb dem Könige, daß er das Verlangte zurück ſchicke und auf Friedrich I. Befehl ſelbſt ſeinen Kopf darbringen würde. Ueberhaupt kann man nicht leugnen, daß er während ſeiner übrigen Lebenszeit eine fortdauernde Ehrfurcht gegen den König bewies; jedoch verdient er deshalb kein beſonderes Lob, denn mit Recht konnte von ihm eine dauerhafte Achtung gegen den König gefordert worden, da er von ihm ſelbſt alsdann noch, nachdem er in Ungnade gefallen war, mit Wohlthaten überhäuft und von jeder ſtrengen Unterſuchung befreit wurde. Wartenbergs Geſchichte iſt vielfach in das Tragiſche verkehrt worden. Sie bietet aber eher den Stoff zu einer Comödie gleich dem „Glaſe Waſſer" von Scribe. Man muß es den Damen des achtzehnten Jahrhunderts laſſen, daß ſie die Theorie des Stolzes gründlich inne hatten.

Zur Geſchichte des Communismus.

Utopia.

(Fortſetzung.)

Ich komme auf den wechſelſeitigen Verkehr zwiſchen den Bürgern zurück.

Der Aelteſte iſt, wie ſchon geſagt, das Haupt der Familie. Die Frauen gehorchen ihren Männern, die Kinder ihren Vätern und Müttern, und unter jenen wieder die jüngeren den älteſten.

Die ganze Stadt theilt ſich in vier gleiche Viertel. Im Mittelpunkte jedes Viertels befindet ſich der Markt für die zum Leben nöthigen Gegenſtände. Hierher bringt man die verſchiedenen Erzeugniſſe der Arbeit aller Familien. Dieſe Erzeugniſſe werden zuerſt in Niederlagen deponirt und ſpäter, nach ihren Gattungen geordnet, in den entſprechenden Magazinen aufbewahrt.

Jeder Familienvater ſucht auf dem Markt, was er für ſich und die Seinigen nöthig hat. Was er verlangt, erhält er, ohne daß man dafür Geld oder andere Entſchädigung forderte. Den Familienvätern wird niemals Etwas verweigert. Da man Alles in außerordentlichem Ueberfluſſe beſitzt, fürchtet man nicht, daß Jemand über ſeinen Bedarf hinaus Etwas verlangen werde. In der That, warum ſollte Jemand, der gewiß iſt, niemals an irgend Etwas Mangel zu leiden, mehr zu beſitzen wünſchen, als er eben bedarf? Die Urſache der Unerſättlichkeit und Raubluſt bei den leben-

den Wesen im Allgemeinen ist die Furcht vor zukünftigen Beraubungen. Bei dem Menschen im Besondern hat die Habsucht noch einen andern Grund, den Stolz, der ihn reizt, seines Gleichen an Reichthum zu übertreffen und sie durch das Auskramen eines glänzenden Ueberflusses zu blenden. Aber die utopischen Institutionen machen dieses Unwesen unmöglich.

Mit den Märkten, wovon ich soeben berichtete, sind andere für Eßwaaren verbunden. Auf diese bringt man Gemüse, Früchte, Brod, Fisch, Geflügel und das Eßbare von vierfüßigen Thieren.

Außerhalb der Stadt findet man Schlachthäuser, wo die für die Küche bestimmten Thiere geschlachtet werden. Diese Schlachthäuser werden mittelst kleiner Canäle, die das Blut und den Schmutz abführen, sehr reinlich gehalten. Von dort bringt man das Fleisch auf den Markt, nachdem es durch Sklavenhände gesäubert und in Stücke zertheilt ist; denn den Bürgern verbietet das Gesetz das Metzgerhandwerk, aus Furcht, daß die Gewohnheit des Abschlachtens das Mitleid, diese edelste Regung des menschlichen Herzens, allmälig in ihnen ertödten möchte. Daß aber die Schlachthäuser sich außerhalb der Stadt befinden, hat noch einen andern Zweck. Man will den Bürgern einen widerwärtigen Anblick ersparen und die Stadt von dem Abfall, Schmutz und thierischen Stoffen freihalten, deren Fäulung Krankheiten erzeugen könnte.

An jeder Straße befinden sich in gleichen Entfernungen geräumige Hotels, die sich durch besondere Namen von einander unterscheiden. Dort wohnen die Syphograntен; ihre dreißig Familien wohnen zu beiden Seiten, funfzehn rechts und funfzehn links; im Hotel des Syphograntен halten sie gemeinschaftlich ihre Mahlzeiten.

Die Einkäufer versammeln sich zu einer bestimmten Stunde auf dem Markte und fordern dort eine Quantität von Lebensmitteln, die der Zahl der zu Speisenden entspricht. Den Anfang macht man stets mit der Speisung der Kranken, die in öffentlichen Hospitälern gepflegt werden.

Diese Hospitäler, der Zahl nach vier, liegen im Umkreise der Stadt, in einiger Entfernung von deren Mauern. Sie sind so weitläufig, daß man sie leicht für Marktflecken halten könnte. Man vermeidet dadurch die Anhäufung und das gar zu nahe Zusammenleben der Kranken, wodurch ihre Genesung verzögert wird; überdies kann man einen Menschen, der an einer ansteckenden Krankheit leidet, völlig isoliren. Diese Hospitäler enthalten im Ueberflusse alle Heilmittel und Alles, was zur Herstellung der Gesundheit erforderlich ist. Die Kranken werden dort mit der liebreichsten und unermüdlichsten Sorgfalt gepflegt, und zwar unter der Leitung sehr geschickter Aerzte. Niemand ist gezwungen, sich dort behandeln zu lassen; aber es giebt gewiß Niemand, der im Krankheitsfalle nicht die Behandlung im Hospitale derjenigen zu Hause vorzöge.

Wenn die Einkäufer der Hospitäler Dasjenige, was sie den ärztlichen Vorschriften zufolge verlangten, empfangen haben, wird das Beste, was es auf dem Markte giebt, ohne Unterschied für alle Speisesäle nach Verhältniß der Gäste vertheilt. Man servirt zu gleicher Zeit dem Fürsten, dem Ober-

prieſter, den Traniboren, den Geſandten und — wenn es deren giebt, was jedoch ſehr ſelten iſt — den Fremden. Dieſe Letzteren finden bei ihrer Ankunft in einer Stadt eigens für ſie beſtimmte Wohnungen, die mit Allem, deſſen ſie bedürfen können, verſehen ſind.

Die Trompete verkündigt die Stunde der Mahlzeit. Die ganze Syphograntie, mit Ausnahme Derjenigen, die zu Hauſe oder im Hoſpitale krank darniederliegen, begiebt ſich dann nach dem Hotel, um dort gemeinſchaftlich zu Mittag oder zu Abend zu ſpeiſen. Es iſt erlaubt, die Lebensmittel für den beſondern Bedarf, nachdem die öffentlichen Tiſche völlig verſorgt ſind, auf dem Markte einzukaufen. Aber ohne gewichtige Gründe machen die Utopier von dieſem Rechte niemals Gebrauch; da es Niemandem verwehrt iſt, zu Hauſe zu ſpeiſen, ſo findet Niemand Vergnügen daran, es zu thun. Denn es wäre Thorheit, mühſam ein ſchlechtes Diner zubereiten zu wollen, wenn man ein ſolches wenige Schritte entfernt weit beſſer und billiger haben kann.

Mit den ſchmutzigſten und beſchwerlichſten Küchenarbeiten ſind die Sklaven beauftragt. Die Frauen kochen die Speiſen, würzen die Gerichte, decken die Tafel und tragen wieder ab. Sie werden in dieſem Geſchäfte familienweiſe abgelöſt.

Man richtet drei oder mehr Tiſche an, je nach der Zahl der Gäſte. Die Männer ſitzen an der Wandſeite, die Frauen gegenüber, damit dieſe, wenn ihnen eine plötzliche Unpäßlichkeit zuſtoßen ſollte, was ſchwangeren Frauen mitunter begegnet, ohne Jemanden zu ſtören hinausgehen und ſich in das Ammenzimmer zurückziehen können.

Jede Mutter ſäugt ihr Kind; nur Tod und Krankheit können ſie daran verhindern. In dieſen beiden Fällen ſuchen die Frauen der Syphogranten in aller Eile eine Amme, die ſie leicht finden. Die zu dieſer Dienſtleiſtung fähigen Frauen bieten ſich freiwillig und gern dazu an. Außerdem iſt dieſe Function eine der geehrteſten, und das Kind gehört ſeiner Amme, als wäre ſie ſeine Mutter.

Im Ammenſaale ſind ſomit die Kinder unter fünf Jahren. Jünglinge und Jungfrauen verſehen den Dienſt bei der Tafel. Diejenigen Knaben und Mädchen, welchen es noch an den zu dieſem Dienſt erforderlichen Kräften fehlt, bleiben ſchweigend ſtehen; ſie eſſen, was ihnen von den Sitzenden gereicht wird, und ſpeiſen nie außer dieſen Mahlzeiten.

Der Syphogrant und ſeine Gattin haben ihren Platz an der Mitte des erſten Tiſches. Dieſer Tiſch nimmt das obere Ende des Saales ein, und von hier aus überſieht man mit einem Blicke die ganze Geſellſchaft. Zwei Greiſe aus der Zahl der älteſten und ehrwürdigſten ſitzen bei dem Syphogranten, und ebenſo ſpeiſen alle übrigen Gäſte zu Vieren; befindet ſich in der Syphograntie eine Kirche, ſo erſetzen der Prieſter und ſeine Gattin jene beiden Greiſe und haben bei der Mahlzeit den Vorſitz.

An den beiden Seiten des Saales ſitzen in Reihen wechſelweiſe zwei junge Leute und zwei ältere. Dieſe Einrichtung bringt die Individuen von gleichen Jahren zuſammen und vermengt zugleich alle Alter; außerdem erfüllt

ſie einen moraliſchen Zweck. Da nichts geſchehen oder geſprochen werden kann, das nicht von den Nachbarn bemerkt würde, ſo hält der Ernſt des Greiſenalters und die Achtung, welche daſſelbe einflößt, den Ungeſtüm der Jugend in Schranken und verhindert ſie, in Worten und Manieren ſich mehr als geziemend zu erlauben.

Der Tiſch des Syphograntен wird zuerſt ſervirt; ſodann kommen die Uebrigen nach ihrer Stellung an die Reihe. Die beſten Biſſen werden den Familienälteſten vorgeſetzt, welche feſte und vorzugsweiſe bemerkbare Plätze einnehmen; alle Uebrigen werden mit vollkommener Gleichheit bedient. Jene braven Greiſe können von ihren Portionen nicht aller Welt reichen; aber ſie theilen dieſelben nach ihrem Gutdünken mit ihren nächſten Nachbarn. So erzeigt man dem Alter die ihm gebührende Ehre, und dieſe Huldigung gereicht zu Aller Wohl.

Die Diners und Soupers beginnen mit der Lectüre eines moraliſchen Buches; damit ſie aber nicht langweilen möge, fällt dieſe Lectüre kurz aus. Iſt ſie geendigt, ſo knüpfen die Bejahrteſten vernünftige Geſpräche an, denen es jedoch nicht an der Würze der Heiterkeit fehlt. Weit entfernt, ſich ſelbſt ausſchließlich und beſtändig das Wort vorzubehalten, hören ſie im Gegentheil gern den jungen Leuten zu; ja ſie veranlaſſen dieſelben ſogar zu unbefangenen, munteren Aeußerungen, um dadurch auf die Art ihres Charakters und Geiſtes zu ſchließen, die ſich leicht in dem Eifer und der bei einem Mahle herrſchenden Ungebundenheit verräth.

Das Diner iſt kurz, das Souper lang, weil nach dem erſteren gearbeitet wird, während man nach dem Souper des Schlafs und der nächtlichen Ruhe pflegt. Die Utopier ſind der Anſicht, daß der Schlaf vortheilhafter als die Arbeit auf die Verdauung einwirke. Bei einem Souper fehlt niemals Muſik und ein reichhaltiges und leckeres Deſſert. Weder Parfums noch die wohlriechendſten Eſſenzen, nichts iſt geſpart, um die Behaglichkeit und den Genuß der Gäſte zu erhöhen. Wer wird die Utopier deshalb eines übermäßigen Hanges zum Vergnügen anklagen? Sie haben zum Grundſatze, daß ein Vergnügen, ſobald es nichts Böſes erzeugt, vollkommen erlaubt ſei.

In dieſer Weiſe leben die utopiſchen Städter unter ſich. Die auf dem Felde Beſchäftigten ſind zu weit von einander entfernt, als daß ſie gemeinſchaftlich ſpeiſen könnten; ſie halten ihre Mahlzeiten Jedes für ſich zu Hauſe. Uebrigens iſt den ackerbauenden Familien eine reichliche und mannigfaltige Nahrung geſichert. Es fehlt ihnen an Nichts; ſind ſie nicht die Verſorgerinnen und gleichſam die Säugeammen der Städte?

Wünſcht ein Bürger einen Freund zu beſuchen, der in einer andern Stadt wohnt, oder will er eine einfache Luſtreiſe machen, ſo geben die Syphograntен und Traniboren ihm gern dazu ihre Einwilligung, ſobald kein erheblicher Hinderungsgrund vorliegt.

Die Reiſenden vereinigen ſich, um zuſammen zu reiſen; ſie ſind mit einem Paſſe vom Fürſten verſehen, der die Erlaubniß zur Reiſe beſcheinigt und den Tag der Rückkehr feſtſetzt. Man liefert ihnen einen Wagen und einen Sklaven, der das Geſpann beſorgen und führen muß. Wenn aber die Reiſenden

keine Frauen mitnehmen, ſo weiſen ſie in der Regel den Wagen als Etwas, das ihnen nur hinderlich wäre, zurück. An Nahrungsmitteln nehmen ſie nichts mit auf den Weg; es kann ihnen ja an nichts gebrechen, da ſie überall wie zu Hauſe ſind.

Wenn ein Reiſender länger als einen Tag an einem Orte verweilt, arbeitet er daſelbſt in ſeinem Metier und erfährt die verbindlichſte Aufnahme von ſeinen Handwerksgenoſſen.

Wer, ohne deshalb um die erforderliche Erlaubniß nchgeſucht zu haben, die Grenzen ſeiner Provinz überſchreitet, wird als Verbrecher behandelt. Ohne den Paß vom Fürſten ergriffen, wird er gleich einem Ausreißer zurückgeführt und ſtreng beſtraft. Im Wiederholungsfalle verliert er die Freiheit.

Bekommt ein Bürger Luſt, einen Ausflug auf's Land innerhalb des Grundgebiets ſeiner Stadt zu machen, ſo kann er dies mit Zuſtimmung ſeiner Gattin und ſeines Familienvaters. Aber er muß ſeine Nahrung dadurch vergüten, daß er vor dem Diner und dem Souper ebenſoviel arbeitet, als man es in den Orten thut, wo er ſich aufhält. Unter dieſer Bedingung hat jedes Individuum das Recht, ſich aus der Stadt zu entfernen und das Grundgebiet zu durchwandern, weil er ſich außerhalb ebenſo nützlich macht, wie innerhalb.

Sie ſehen daher, daß Müßiggang und Trägheit in Utopien unmöglich ſind. Man findet dort weder Schenken, noch Häuſer der Unzucht, noch Gelegenheiten zum liederlichen Leben, noch Diebshöhlen, noch geheime Verſammlungen. Jeder befindet ſich, da er unaufhörlich den Blicken Aller ausgeſetzt iſt, in der glücklichen Nothwendigkeit, nach den Geſetzen und Bräuchen des Landes zu arbeiten und ſich auszuruhen. Ueberfluß an Allem iſt die Frucht dieſes reinen und thätigen Lebens. Der Wohlſtand verbreitet ſich in gleicher Weiſe über alle Glieder dieſer bewundernswerthen Geſellſchaft; Armuth und Elend ſind dort unbekannt.

Ich habe ſchon erwähnt, daß jede Stadt Utopiens drei Abgeordnete in den Senat zu Amaurote abſende. Die erſten Sitzungen des Senats ſind dazu beſtimmt, die ökonomiſche Statiſtik der verſchiedenen Theile der Inſel feſtzuſtellen. Sobald man ermittelt hat, an welchem Punkte ſich ein „Zuviel" und an welchen ſich ein „Nicht genug" ergiebt, wird das Gleichgewicht dadurch wiederhergeſtellt, daß man die leeren Räume der unglücklichen Städte mit dem zu entbehrenden Ueberfluß mehr begünſtigter Städe ausfüllt. Dieſe Compenſation geſchieht unentgeltlich. Die Stadt, welche giebt, wird von derjenigen, welche die Schuldnerin der erſtern wird, in Nichts entſchädigt; und umgekehrt empfängt ſie auch wieder unentgeltlich von einer andern Stadt, der ſie Nichts gegeben.

So bildet der ganze utopiſche Staat gleichſam eine und die nämliche Familie.

Wegen der Ungewißheit einer guten oder ſchlechten Ernte für das folgende Jahr iſt die Inſel beſtändig mit Vorräthen verſehen. Das Ueberflüſſige führt man in's Ausland. Dahin gehören Korn, Honig, Wolle, Flachs, Holz, Farbewaaren, Felle, Wachs, Seife und Vieh. Der ſiebente Theil dieſer Waaren wird unter die Armen des Landes vertheilt, in welches

man jene ausführt; das Uebrige wird zu mäßigen Preiſen verkauft. Durch dieſen Handel gewinnt Utopien nicht allein Gegenſtände des Bedürfniſſes, wie z. B. Eiſen, ſondern auch eine beträchtliche Maſſe von Gold und Silber.

Seit der Zeit, daß die Utopier dieſen Verkehr üben, haben ſie eine unglaubliche Quantität zuſammengehäuft. Aus dieſem Grunde iſt es ihnen heutzutage gleichgiltig, ob ſie gegen Baarzahlung oder auf Raten verkaufen. In der Regel nehmen ſie Scheine als Bezahlung an; aber an Unterſchriften einzelner Privatperſonen laſſen ſie ſich nicht genügen. Die Scheine müſſen in geſetzlicher Form ausgeſtellt und durch die Bürgſchaft und das Siegel der Stadt, welche ſie annimmt, garantirt ſein. Am Verfalltage fordert die Stadt, welche die Bürgſchaft geleiſtet, die beſonderen Schuldner zur Zahlung auf; das Geld wird in den öffentlichen Schatz niedergelegt und der Werth deſſelben ſo hoch feſtgeſetzt, wie die utopiſchen Gläubiger es verlangen.

Die Letzteren fordern faſt niemals die Tilgung der ganzen Schuld; ſie würden eine Ungerechtigkeit zu begehen glauben, wollten ſie einem Andern Etwas nehmen, deſſen er nöthig hat und ſie entbehren können. Inzwiſchen treten doch Fälle ein, wo ſie ihre völlige Befriedigung beanſpruchen; dies geſchieht, wenn ſie ſich ihres Geldes bedienen wollen, um einer benachbarten Nation Etwas vorzuſtrecken oder um einen Krieg zu unternehmen. In dem letzteren Falle ſammeln ſie all' ihre Reichthümer, um ſich daraus gleichſam eine Schanze von Metall gegen dringende und unvorhergeſehene Gefahren zu bilden. Dieſe Reichthümer ſind beſtimmt, um damit fremde Truppen anzuwerben und reichlich zu beſolden; denn die Regierung von Utopien will lieber Fremde als Bürger dem Tode ausſetzen. Sie weiß auch, daß ſogar der erbittertſte Feind ſich mitunter verkauft, wenn nur der Kaufſchilling ſeiner Habſucht entſpricht; ſie weiß, daß das Geld im Allgemeinen die Seele des Krieges iſt, ſei es nun um Verräthereien zu erkaufen, oder ſei es, um offen zu kämpfen. Zu dieſen Zwecken haben die Utopier beſtändig unermeßliche Schätze zu ihrer Verfügung; aber weit entfernt ſie mit einer Art religiöſer Verehrung zu ſchonen, wie andere Völker es thun, verwenden ſie dieſelben zu Gebräuchen, die ich Ihnen kaum mitzutheilen wage. Ich fürchte ſehr, bei Ihnen keinen Glauben zu finden; denn ich geſtehe Ihnen offen, daß ich, wäre ich nicht Augenzeuge von dieſen Dingen geweſen, ſie niemals auf's Wort geglaubt haben würde. Es iſt dies ganz natürlich; je mehr fremde Gebräuche den unſrigen zuwiderlaufen, deſto weniger finden wir uns aufgelegt, dieſelben zu glauben. Nichtsdeſtoweniger wird der Kluge, der vernünftig urtheilt und weiß, daß die Utopier im völligen Widerſpruche mit andern Völkern denken und handeln, nicht darüber erſtaunt ſein, daß ſie das Gold und Silber auf eine von der unſrigen durchaus verſchiedene Weiſe verwenden.

In Utopien bedient man ſich im wechſelſeitigen Verkehre niemals der Geldmünzen; man ſpart dieſelben für ſolche kritiſche Ereigniſſe auf, deren Verwirklichung freilich ſehr ungewiß, aber immer möglich iſt. Gold und Silber haben in dieſem Lande nicht mehr Werth, als die Natur ihnen gegeben; man ſchätzt dort dieſe beiden Metalle weit niedriger, als das Eiſen,

welches dem Menſchen eben ſo unentbehrlich iſt, als Waſſer und Feuer. In der That beſitzt weder das Gold noch das Silber irgend einen Vorzug, eine Fähigkeit für die Anwendung, eine Eigenthümlichkeit, deren Nichtvorhandenſein ein natürlicher und wahrhafter Uebelſtand wäre. Nur die menſchliche Thorheit hat auf ihre Seltenheit einen ſo hohen Preis geſetzt. Die Natur, dieſe vortreffliche Mutter, hat ſie als unnütze und eitle Erzeugniſſe tief vergraben, während ſie die Luft, das Waſſer, die Erde und Alles, was gut und nützlich iſt, offen gelegt hat.

Die Utopier ſchließen ihre Schätze nicht in Thürme oder andere befeſtigte und unzugängliche Gebäude ein; der gemeine Mann könnte dadurch in einfältiger Böswilligkeit auf den Verdacht gerathen, als ob der Fürſt und der Senat das Volk betrügen und durch die Plünderung des öffentlichen Vermögens ſich bereichern wollten. Aus Gold und Silber verfertigt man weder Gefäße, noch künſtlich gearbeite Werkzeuge. Denn wenn man ſie eines Tages ſchmelzen müßte, um im Falle des Krieges die Armee zu bezahlen, würden Diejenigen, welche dieſe Gegenſtände der Kunſt und des Luxus liebgewonnen und ihre Freude daran gefunden hätten, im Verluſt derſelben einen bittern Schmerz empfinden.

Um dieſen Uebelſtänden vorzubeugen, ſind die Utopier auf eine Verwendung gefallen, die völlig mit ihren übrigen Einrichtungen harmonirt, denjenigen unſeres Continents aber, wo das Gold wie ein Gott verehrt und wie das höchſte Gut geſucht wird, ſchnurſtracks zuwiderläuft. Sie eſſen und trinken aus irdenen oder Glasgeſchirren von gefälliger Form, aber ſehr geringem Werthe; das Gold und Silber ſind zu weit niedrigerem Gebrauche beſtimmt, in den gemeinſchaftlichen Hotels ſowohl, wie in den Privathäuſern; man macht ſogar Nachtgeſchirre daraus. Auch ſchmiedet man daraus Ketten und Feſſeln für die Sclaven und Schandmale für ſolche Verurtheilte, welche entehrende Verbrechen begangen. Dieſe Letzteren tragen goldene Ringe an den Fingern und in den Ohren, eine goldene Schnur am Halſe und goldene Spangen am Kopfe.

So vereinigt ſich Alles, das Gold und Silber in verächtlichem Anſehen zu erhalten. Andere Völker halten den Verluſt des Vermögens für das größte aller Uebel; wenn man aber der utopiſchen Nation alle ihre ungeheure Reichthümer nähme, ſo würde niemand einen Sou verloren zu haben ſcheinen.

Die Utopier ſammeln am Ufer des Meeres Perlen, in verſchiedenen Felſen Diamanten und koſtbare Steine. Ohne dieſe ſeltenen Gegenſtände ſehr zu ſuchen, bearbeiten ſie doch diejenigen gern, welche der Zufall ihnen in die Hände bringt, um ihre kleinen Kinder damit zu ſchmücken. Die Letzteren ſind anfangs äußerſt ſtolz darauf, dieſe Zierden zu tragen, aber in demſelben Maaße, wie ſie heranwachſen, bemerken ſie bald, daß dieſe Frivolitäten ſich nur für die kleinſten Kinder eignen. Dann erwarten ſie nicht, von den Eltern darauf aufmerkſam gemacht zu werden; ſie legen dieſen Schmuck freiwillig und aus Eigenliebe ab. So vernachläſſigen bei uns die Kinder, wenn ſie heranwachſen, allmälig ihre Puppen und Spielzeuge.

Dieſe Einrichtungen, von denjenigen anderer Völker ſo ſehr verſchieden, prägen dem Herzen des Utopiers Anſichten und Gefühle ein, die den unſrigen durchaus widerſprechen. Bei Gelegenheit einer Anemolianiſchen Geſandtſchaft wurde ich durch dieſen Unterſchied ſeltſam überraſcht.

Die Geſandten Anemoliens kamen nach Amaurote, während ich mich dort befand; und da ſie Angelegenheiten von hoher Bedeutung verhandeln mußten, hatte der Senat ſich in der Hauptſtadt verſammelt, wo er ſie erwartete. Bis dahin hatten die Geſandten der benachbarten Nationen, die nach Utopien gekommen waren, ſich dort in ſehr einfachen und anſpruchsloſem Aufzuge gezeigt, weil die utopiſchen Sitten ihnen völlig bekannt waren. Sie wußten, daß verſchwenderiſcher Schmuck dort von keinem Werthe, die Seide verachtet und das Gold zu ehrloſer Beſtimmung verdammt ſei.

Aber die Anemolier hatten, da die Inſel ihnen entfernter lag, ſehr wenig mit derſelben in Beziehung geſtanden. Als ſie daher erfuhren, daß die Einwohner dort ſich äußerſt einfach und alle auf dieſelbe Weiſe kleideten, ſchrieben ſie dieſe ungemeine Einfachheit der Armuth zu. Und ſo entſchloſſen ſie ſich denn mit mehr Eitelkeit als Klugheit in einem Gepränge aufzutreten, deſſen ſelbſt himmliſche Geſandten ſich nicht ſchämen dürften, und die Augen jener armen Inſelbewohner durch den Glanz unerhörter Pracht zu blenden.

Die drei Miniſter, die in Anemolien hohe Herren waren, hielten daher ihren Einzug mit einem Gefolge von hundert Perſonen, ſämmtlich in Seide von den verſchiedenſten Farben gekleidet. Die Geſandten ſelbſt hatten ein reiches und prachtvolles Coſtüm; ſie trugen ein Kleid von golddurchwirktem Tuche, goldene Halsketten und Ohrringe, goldene Ringe an den Fingern und Treſſen an den Hüten, die von Edelſteinen glänzten. Kurz ſie hatten ſich mit alle dem bedeckt, was in Utopien die Strafe des Sclaven, das Schandmal der Ehrloſigkeit und das Spielzeug kleiner Kinder bildet.

Die hochmüthige Genugthuung der Geſandten und der Leute von ihrem Gefolge, welche den Luxus ihres Staates mit der einfachen und nachläſſigen Tracht des in Maſſe an ihrem Wege verbreiteten utopiſchen Volkes verglichen, gewährte einen luſtigen Anblick. Andererſeits war es nicht minder ſeltſam, an der Weiſe, wie das Volk ſich benahm, abzunehmen, wie ſehr die Fremden ſich in ihrer Erwartung getäuſcht hätten, und wie weit ſie davon entfernt wären, die Achtung und Ehrenbezeugungen, die ſie ſich verſprochen, hervorzurufen.

Eine kleine Zahl von Utopiern abgerechnet, die in ernſten Angelegenheiten das Ausland geſehen, betrachteten alle übrigen dieſen prachtvollen Aufzug nur mit Achſelzucken; ſie grüßten die niedrigſten Knechte deſſelben, indem ſie dieſe für die Geſandten nahmen, und ließen die Geſandten vorüber, ohne ihnen mehr Aufmerkſamkeit zu erzeigen als Knechten; denn ſie ſahen ja dieſelben mit goldenen Ketten beladen, wie ihre Sclaven.

Die Kinder, welche ihre Diamanten und Pfeifen abgelegt hatten, und ſolche an den Hüten der Geſandten erblickten, ſtießen ihre Mütter an. — Sieh doch dieſen großen Schelm — ſagten ſie — der noch Juwelen trägt, wie wenn er ganz klein wäre. — Und die Mütter erwiederten ſehr ernſt:

— Schweig, mein Sohn; er iſt, denk' ich, einer von den Spaßmachern der Geſandtſchaft.

Einige beurtheilten die Form der goldenen Ketten: — Sie ſind — allzuſchwach, man könnte ſie leicht zerbrechen; überdies ſind ſie nicht ſtraff genug angezogen, der Sclave könnte ſich, wenn er wollte, ihrer entledigen und davonfliehen.

Zwei Tage nach ihrem Einzuge in Amaurote erfuhren die Geſandten, daß die Utopier das Gold eben ſo ſehr verachteten, als man es in ihrem Lande ſchätzte. Sie hatten Gelegenheit, an dem Körper eines Sclaven mehr Gold und Silber zu bemerken, als ihr ganzes Gefolge trug. Jetzt legte ſich ihr Stolz; beſchämt durch die Myſtification, deren Ziel ſie geweſen, entkleideten ſie ſich ſchleunigſt der Pracht, die ſie ſo hochmüthig entfaltet hatten. Die geheimen Beziehungen, welche ſie in Utopien anknüpften, lehrten ſie in der Folge die Grundſätze und Sitten der Einwohner kennen.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Zu den Wahlen.

IV.

Die Wahlen in den sächsischen Herzogthümern betreffend.

In Thüringen wird nicht blos die Frage ventilirt wen man wählen solle, sondern auch die, ob man sich überhaupt herbeilassen könne zur Wahlurne zu schreiten. Das Journal „Deutschland" und das „Coburger Tageblatt" Streit's streitet mit dem bei den demokratischen „Sängern und Schützen" wohlbekannten Eifer für „Nichtwahl". Gewiß ist aber, wenn es nach dem Kopfe der faiseurs ginge, welche sich in dem Journal „Deutschland" breit machen, so käme Deutschland nie zu Stande, das Schmollen im Winkel ziemt sich nicht für Männer, sondern ist vielmehr Sache der lallenden Knäblein, und soll Deutschland gegründet und ausgebaut werden, so muß man die Hände, anstatt sie müßig in den Schooß zu legen, tüchtig rühren. Uebrigens fehlt es auch nicht in den thüringschen Kleinstaaten an solchen, welche die Sachlage richtig würdigen, und begreifen, daß nicht mit der hohlen Phrasen-Drechslerkunst, sondern nur mit der „ernsten Arbeit" Deutschland geschaffen werden kann. So heißt es in einer der neuesten Nummern der „Weimarischen Zeitung" in einem Aufsatz aus dem „Eisenachischen":

„Es hat diese Erscheinung (die geringe Minorität der bei der Wahlurne sich Einfindenden) bei der großen Mehrzahl der Wähler durchaus keinen politischen Grund. Seit fünfzehn Jahren ist fast durchweg bei allen Wahlen dieselbe Erfahrung gemacht worden. Wie wir dies immer beklagt, so bedauern wir auch jetzt und zwar noch mehr eine solche Gleichgültigkeit. Es ist dies ein Mangel an politischem Ernst. Die besonders in Weimar hervorgetretene Devise: „Nichtwählen" ist eine politische Antiquität, die für die Gegenwart keine Berechtigung hat. Es handelt sich nicht um die Zu- oder Abneigung gegen Preußen und dessen Regierung, sondern einfach darum, ob man endlich aus dem Gebiet der so leicht bestechlichen Phrase heraustreten und mit dem vollen Ernste der Thatsachen rechnen will. So lange es sich um bedeutungslose Abstimmungen in Vereinen und Vorversammlungen gehandelt, so lange man in schwungvoller Rede bei herrlichen Festen die Einheit Deutschlands proclamiren konnte, hat sich Alles in Begeisterung für dieses hohe Ziel erhoben. Jetzt, wo man mindestens einen festen Anhalt, einen sehr bedeutenden Anfang hat, jetzt flüchtet man hinter allerlei Bedenklichkeiten und Schreckniße, die in dem Bewußtsein, einer großen Nation anzugehören, nicht gefunden werden sollten. Es ist falsch, von den Klein-

ſtaaten retten zu wollen, was zu retten iſt; es iſt vielmehr geboten, dieſelben der nationalen Aufgabe ſo zu widmen, daß ſie der einheitlichen Entwickelung förderlich ſind.

Nicht die volle Hingabe an dieſes Princip erſchüttert die Dynaſtien und Staaten ſondern die Bekämpfung deſſelben hat die Gefahren im Gefolge."

Das ſind ſehr verſtändige Worte, wie ſie ſich freilich im Gehirn des Pflanzeneſſers Struve und ſeines Streitgenoſſen Streit nicht erzeugen können. Die Particulariſten und deren Handlanger, die Herrn „Demokraten" ſuchen die „Gleichgültigkeit gegen das Parlament" namentlich dadurch bei dem Volke Thüringens zu erregen und zu erhalten, daß ſie demſelben haarſträubende Schilderungen von den im norddeutſchen Bunde zu übernehmenden „Laſten und Abgaben" entwerfen. Und in dieſer Hinſicht iſt der kleinſtaatliche Mann dann auch gar leicht zu „packen." Er lebte bisher recht „billig" unter dem Schutze des kräftigen preußiſchen Nachbars. Und er begnügte ſich nicht einmal damit, ruhig ſeinen Kohl zu bauen: er wollte auch, wiewohl er unendlich weniger als das preußiſche Volk für Deutſchland „leiſtete", nicht allein ebenſoviel „mitreden", wie dieſes preußiſche laſtentragende Volk, ſondern ſogar noch weit mehr. Dieſe „Selbſtſucht" der kleinſtaatlichen Leute, um ſo widerlicher jemehr ſie ſich hinter lärmenden Phraſen zu bergen ſuchte, wird ſicherlich nicht im „Hand umdrehen" ausgelöſcht werden. Aber ausgetilgt muß und wird ſie werden: und dann erſt können ſich die wahre Vaterlandsliebe und die ächte Liebe zu Deutſchland in den Kleinſtaaten entfalten.

Was die Candidaten für die einzelnen ſächſiſchen Herzogthümer betrifft, ſo iſt in Sachſen-Meiningen von Bergrath Hoffmann, Staatsrath von Uttenhoven, Regierungsrath Schulz, Profeſſor Bernhard, v. Stein-Kochberg, Pfarrer Reichardt und Dr. Rückert in Sonneberg die Rede; in Sachſen-Coburg und Gotha: von Oberſtaatsanwalt von Holtzendorf, Juſtizrath Ausfeld, Juſtizrath Forkel, Rechtsanwalt L. Rückert; in Sachſen-Altenburg: von Wagner, Vicepräſident des Appellationsgerichts, Bürgermeiſter Laurentius, Geh. Finanzrath Dr. Cruciger, Advokat Dölitzſch, Dr. med. Rothe. — Noch gar nicht läßt ſich bis jetzt abſehen, wer ſchließlich von den genannten Perſonen obſiegt. Der im Coburg-Gothaiſchen aufgeſtellte Miniſter von Seebach hat jede Wahl abgelehnt. In Sachſen-Weimar ſind in Vorſchlag gebracht: für den erſten Kreis Rechtsanwalt Fries; für den zweiten Rechtsanwalt Hering, für den dritten Miniſter von Watzdorf. Neben Fries iſt kein Candidat von Erheblichkeit aufgetreten: denn der in Apolda von Socialiſten aufgeſtellte v. Schweitzer hat bei der gänzlichen Bedeutungsloſigkeit dieſer Socialiſten nicht die geringſten Ausſichten. Mit Hering ringt aber im zweiten Kreis um den Parlamentsſitz: Staatsrath Thon und mit v. Watzdorf im dritten Profeſſor Endemann in Jena. Endemann, der ſich entſchieden zur Partei der „Centraliſten" bekannt, iſt neuerdings in Jena mit großer Majorität auf den „Schild erhoben" worden.

V.

Die Wahlen im Schwarzburgischen und im Reußischen betreffend.

1. In Schwarzburg-Sondershausen thut sich die Stadt Arnstadt durch eine große Theilnahme an der Wahlbewegung hervor. Man hat auch in ihr das sog. „Arnstädter Programm" aufgestellt, in dem es in pos. 4, 5 und 7 heißt:

pos. 4: „Wir wünschen daß die Centralgewalt („die bei der Krone Preußen ruhen soll") die Leitung der militärischen und maritimen, der diplomatischen und volkswirthschaftlichen Angelegenheiten des norddeutschen Bundes habe;

pos. 5: „Wir wünschen daß die Gesetzgebung im norddeutschen Bunde allmälig eine völlig einheitliche werde;"

pos. 7: „Wir wünschen, daß die Selbständigkeit und die Eigenart der einzelnen zum norddeutschen Bunde gehörenden Staaten, so weit erhalten bleibe, als dies möglich ist, ohne die großen nationalen Zwecke zu hindern, ohne insbesondere eine nach außen starke Centralgewalt zu hemmen."

Als Candidaten sind in Vorschlag gebracht: Staatsanwalt Keyser, Advokat Huschke, Consistorialrath Emmerling und Professor Dr. Gerber in Leipzig, ein geborner „Schwarzburger". Gerber scheint die meisten Chancen zu haben und zu seinen Gunsten wird wohl Keyser zurücktreten.

2. In Schwarzburg-Rudolstadt sind folgende Candidaten aufgestellt: Consistorialpräsident von Bamberg, Professor Endemann, Finanzpräsident von Ketelholdt, Rechtsanwalt Baumbach in Königssee und Ober-Appellations-Gerichts-Rath v. Groß in Jena.

Der letztgenannte wird in der Presse warm empfohlen.

3. In Reuß ältere Linie, besonders in der Stadt Greiz scheinen die Aussichten des Advokaten Salzmann in Weida nicht schlecht zu sein. Außer ihm werden noch als Candidaten bezeichnet: Rittergutsbesitzer von Kommerstädt und Amt. Schwarz. Der letztgenannte ist der Candidat der Vollblutparticularisten.

4. In Reuß, jüngere Linie ist der Advokat und Bürgermeister Dr. Jäger in Hirschberg als Candidat aufgetreten. Ihn hat auch das preußische Landes-Wahlcomité empfohlen. Im Allgemeinen muß man sagen, daß man in den reußischen Landen ein großes Interesse an den Wahlen nimmt.

VI.

Die Wahlen im Herzogthum Anhalt betreffend.

In Anhalt hat die Bewegung einen stark „particularistischen" Beigeschmack. Männer wie Kreisgerichtsrath Pietscher zu Zerbst sind in der Minderheit. Pietscher erklärte in einer in Zerbst gehaltenen Rede:

„Ich dächte, meine Herrn, wo wir so viel werden mit zu thaten haben, da sollten wir es nicht zurückweisen, wenn man uns auch zum Rathe auffordert. Denn darüber dürfen wir uns wohl nicht täuschen, die schöne Zeit, wo wir den Schutz des mächtigen Nachbars und viele andere Vor-

theile einer guten Nachbarschaft, unentgeltlich genossen, sie ist für immer vorbei. Wir werden steuern müssen für den neuen Bund, und unsere Söhne und Brüder werden in großem Umfange viel mehr als jetzt, unter die Fahne treten müssen;" und weiter:

„Wenn das Volk an der Wahlurne seine Schuldigkeit thut, meine Herrrn, dann wird auch noch der Tag kommen, daß unsere getrennten deutschen Brüder, — wohl zu merken, getrennt durch eigene Schuld — sich mit uns unter demselben schützenden Dache des neuen Deutschlands friedlich vereinen. Wenn nicht eher, gewiß dann, wenn ein Feind von Außen den innern Hader vertreibt. Und unsere deutschen Brüder in Oesterreich? Gewiß haben wir Theilnahme für sie — aber wir können das Unmögliche nicht möglich machen und vergessen können wir doch nicht, daß die Siege und Ehren Oesterreichs, meistens, fast immer, gegen den deutschen Geist errungen wurden. Es ist nicht die Zeit zu klagen; gradaus sollen wir unsere Pflicht thun und nicht rückwärts und nicht seitwärts schauen, eingedenk der Wahrheit: hilf Dir selbst und Gott wird dir beistehen."

Soviele Worte — soviele Wahrheiten.

Aber solche „Wahrheiten" hören die „Kleinstaatlichen" nicht gern; von dem „Zahlen" und „Dienen" für Deutschland wollen sie nichts wissen. Und deshalb sah sich denn auch Kreisgerichtsrath A. Pietscher veranlaßt, in einem in der Zerbster „Extrapost" veröffentlichten Schreiben, zu erklären, daß er von jeder Candidatur absehe.

Auch der frühere Minister Habicht hat jede Wahl ausgeschlagen. Das aus 86 Vertrauensmännern bestehende liberale Centralwahlcomité für Anhalt hat in Köthen für den ersten Wahlkreis den Rechtsanwalt Köppe zu Dessau, (1848/49 im Ministerium Habicht) als Candidaten aufgestellt; für den zweiten den Kreisgerichtsrath Holzmann zu Köthen.

Dieser „Liberale" Köppe hat aber sehr particularistische Anschauungen. In seinem Wahlprogramm findet sich die Stelle:

> „Was ich für Anhalt, wie für die übrigen deutschen Kleinstaaten wünsche, ist also: Fortbestehen ihrer Selbständigkeit innerhalb des neuen Bundes, wie sie im alten Bunde stattfand" —

welche wahrlich an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Conservativen in Anhalt haben für den ersten Kreis den Oberlandsgerichtsrath Daude, für den zweiten den Herrn von Schätzell, den früheren bernburgischen Minister proponirt. Das sollen, nach der Correspondenz eines Berliner Blatts, die Leute sein, die ein „Herz für Anhalt" haben.

Ein Unterschied zwischen diesen „Liberalen" und diesen „Conservativen" ist nicht zu finden: die Candidaten der Einen wie der Andern sind hartgesottene Sonderbündler. Nicht Leute, die ein Herz für ihre resp. Zwergstaaten haben, bedarf das Vaterland, sondern solche, denen das Herz warm und treu für Deutschland schlägt.

Wochenſchau.

Das Geſpräch über die Reform in Frankreich iſt bald ermattet. Kinglake hat den Kaiſer Napoleon einen literary gentleman genannt, der auch auf dem Throne die Denkungsart des Zeitungsſchreibers beibehalten habe. Napoleons Krönungsbrief an Rouher war ein Leitartikel und er theilt die Vergänglichkeit der Tages-Correſpondenz. Der Regent, der jetzt noch die Situation mit Hilfe eines Preßgeſetzes oder einer parlamentariſchen Geſchäftsordnung beherrſchen zu können denkt, gleichet dem Schneider, der einen Kranken curiren zu können glaubt, indem er dem Rockkragen deſſelben einen anderen Schnitt giebt. Die gemüthlichen Zeiten Gellert's ſind vorbei, wo die malade Hausehre ſich vom Bett erhob und wandelte, weil ihr ein neues Kleid geſchenkt worden.

Darüber nachzudenken ob Napoleon hinter dem gekrönten Gebäude einen Plan verberge, wäre überflüſſig. Wer die Macht beſitzt, um ſeinerſeits die Initiative ergreifen zu können, der hat im Gebrauch dieſer Macht das beſte Mittel, um Projecte zu durchkreuzen, denen nur dann eine Gefahr beiwohnen würde, wenn man ihnen die Zeit zur Reife einräumte. Wir in Preußen ſind die letzten, welche den Beſorgniſſen Raum zu geben haben. Die Thatſachen, die unſere Regierung geſchaffen, führen ihr eine Reihe von Erfolgen zu, und unter dieſe rechnen wir die Verſöhnung mit Süddeutſchland.

Es war die Aeußerung des Fürſten von Hohenlohe, daß Baiern ſich unter die militäriſche Führung Preußens ſtellen wolle, ſobald die Integrität Deutſchlands bedroht ſei, welche uns den erſten erfreulichen Einblick in die Beziehungen Preußens zu den ſüdlichen Staaten eröffnete. Preußen iſt weit entfernt, ſich ſelbſtſüchtig abzuſchließen und dasjenige Deutſchland, welches über den Main hinaus liegt, den Gefahren der Iſolirung Preis zu geben. Noch exiſtirt ein Deutſchland, welchem die Mainlinie nichts anhaben konnte und deſſen Integrität zu den Grundſätzen der preußiſchen Politik gehört. Noch beſitzen wir, trotz der Sprengung des Bundes, eine Achtung für ſeine Grenzen — beſonders nach Weſten hin — noch ſind wir bereit, dieſe Grenzen gegen Jeden, der ſie ſchmälern will, zu vertheidigen; noch bieten wir den deutſchen Fürſten die Hand, wenn ſie uns zur Beſchützung der Sicherheit Deutſchlands aufrufen. Nach dem Nikolsburger Präliminar-Frieden wurde dem Berliner Cabinet der Vorwurf gemacht, daß es den Zugang zu dem ſüddeutſchen Boden jeder auswärtigen Macht, die ehrgeizig oder ſtark genug ſei, ſich einen Theil deſſelben anzueignen, eröffnet habe. Süddeutſchland wäre außerhalb des Schutzes der Verträge geſtellt, ein Opfer der Beuteſucht, gegen die ſeine eigenen Kräfte keinen hinlänglichen Damm darböten. Dieſer Vorwurf war, wie man ſieht, ungerechtfertigt.

Wenn der baieriſche Premier ein ſo unbedingtes Vertrauen auf Preußen kundgiebt, ſo ſind es wahrſcheinlich nicht erſt kürzlich gegebene Verſicherungen, in die er ſeine Zuverſicht ſetzt. Vielmehr ſcheint es, als ob Preußen ſchon bei den Friedensverhandlungen des vergangenen Herbſtes keinen Hehl uns den guten Abſichten, die es fortdauernd für Süddeutſchland hege, gemacht habe.

Wie ein geſchickter Staatsmann Alles, auch das Bedrohlichſte, zu ſeinem Vortheil zu wenden weiß, ſo dienten auch die Compenſationsforderungen Frankreichs dem Berliner Cabinet dazu, um den Süden auf die Nothwendigkeit hinzuweiſen, daß er den Anſchluß an Preußen mit Eifer betreibe. Jene Compenſationsforderungen hatten eine Ausdehnung, in welcher dergleichen Dinge ſonſt nur von einem Triumphator nach unerhörten Siegen formulirt zu werden pflegen. Es iſt wahr, Napoleon III. wollte ſich nicht an preußiſchen Territorien vergreifen — denn der Hinweis auf die Saargegend trat nur ſehr ſchüchtern auf — aber dafür wollte er die ſüddeutſchen Fürſten wie Vogelfreie behandelt wiſſen, an denen ſich die gekränkte Eitelkeit der Franzoſen erholen dürfte. Der Kaiſer verlange Rheinbaiern und Rheinheſſen. Die Integrität Deutſchlands exiſtirte für ihn nicht mehr; vom Main herunter gab es nur einen Teig, den die Gewaltigen nach Belieben theilen und formen könnten. Baiern ſollte ſeine ſchönſte Provinz verlieren. Sicherlich genügte die Mittheilung dieſer Forderungen an die baieriſchen Unterhändler, die ſich damals in Berlin aufhielten, um ſie zu überzeugen, daß nur die Hingabe an die preußiſche Führung die Pläne des Nachbarn vereiteln werde. Schon damals wurde demnach der Grund zu einem Einverſtändniß gelegt, deſſen Reſultat jetzt in den Kundgebungen des Münchener Cabinets zu Tage tritt.

Nur war von der Pforten nicht der Mann, der die Allianz Baierns und Preußens durchzuführen vermochte. Seine Reminiscenzen hinderten ihn, ſeine doctrinäre Gebundenheit machte ihn für ein Spiel, welches ſtaatsmänniſche Feinheit erforderte, untauglich. Er blieb daher nur zu dem Zwecke, um die Wendung Baierns einſtweilen vor den mißtrauiſchen Blicken Oeſterreichs, vor der Eiferſucht Frankreichs zu verbergen, noch eine Zeit lang im Amte. Er diente als Maske, die man jetzt, wo alle Vorbereitungen getroffen ſind, fallen laſſen kann. Dem Könige von Baiern wird ſein Beſitzſtand dieſſeits und jenſeits des Rheins garantirt werden, Preußen und Baiern werden eine Schutz- und Trutzbündniß ſchließen, welches, ohne den Charakter einer Herausforderung anzunehmen, die territorialen Gelüſte anderer Mächte zügeln wird.

Dieſer Verlauf der Dinge iſt beſſer und praktiſcher als die Entwickelung, die im Prager Frieden vorgezeichnet worden. Beſſer, die preußiſche Regierung verſtändigt ſich mit den einzelnen Souveränetäten Süddeutſchlands, als daß ſie ins Unbeſtimmte hineinwartet, bis dieſelben ſich über die Stiftung einer Aſſociation verſtändigt hätten, mit deren vielleicht unfaßbarem Geſammtorgane hinterher eine Transaction zu verſuchen wäre. Gleich wie Baiern allein den Weg nach Berlin zu finden gewußt hat, ſo hat ihn auch Baden ſchon gefunden, ſo iſt Heſſen-Darmſtadt bereits auf der Entdeckungsreiſe begriffen, ſo wird Württemberg nachfolgen, und die kräftige, dem Auslande imponirende Einigung des Nordens und des Südens Deutſchlands wird geſchaffen ſein, ehe die fremden Rivalitäten ſich beſonnen haben, ob ſie eine gute oder böſe Miene annehmen ſollen.

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

22.

Auch in weiteſten Kreiſen erregten dieſe Geſchichten der gräflichen Familien Lilienſtern und Eichen eine große Senſation. Sie waren der mehr oder minder geiſtreich ausgebreitete Geſprächsſtoff in dem Städtchen, woſelbſt Conrad Reinhard mit einem jüngeren Verwandten, dem Gerichtsdirector des Kreiſes, Oscar Lindheim wohnte. Hart erſchüttert durch den grauſamen Verluſt Leo's und ſeiner jungen, ſo eigen ſchönen und tiefen Schweſter fand Conrad eine herzliche Faſſung ſchwer. Er hatte eine Schweſter durch einen jähen Tod verloren, die die Vertrauteſte geweſen ſeiner Bruſt: Cäcilie rief ihm dieſen Verluſt ſchneidend zurück. Leo's ſchroffen und ſteilen Character, der die Urſache geworden ſolches tragiſchen Geſchicks, kannte Conrad nicht durch Inſpiration nur, ſondern aus ſeinem innerſten, auch hochfahrenden Weſen ſelbſt. „Demuth, Demuth!“ rief er ſich zu. „Nicht in Ungeduld die Zeit übereilen wollen. Ein Sichgenügen an der Gnade. Es muß gehen wie es geht; noch kann es nicht gehen wie es ſollte. Das Dogma, in die jetzige Welt aufgenommen, zerſprengte ſie; ſie ſoll aber je nach ihrem geſchichtlich epochiſchen Stande gebildet, umgebildet worden. Mit dem Worte Gottes unmittelbar, ohne Weiteres in die Juſtitutionen der Geſellſchaft einzugreifen, wirkt nur Verwirrung, kann nur den Tod wirken. Unſer Loos iſt fürerſt ein einſames. Nur durch Wort und Schrift dürfen wir in die Zukunft ſäen, ſehr gewiß, daß wir werden verſtanden ſein, wenn die Kirche, aus den Banden des Geſetzes entlaſſen mit dem durch den Geiſt der Liebe neu beſeelten Staate verſchmilzt.“ In ſolchem Sinne ſchrieb Conrad ſoeben auch an der Geſchichte ſeines Freundes Adolph, die auch ſchon nach den Berichten des Grafen ſelbſt eine tragiſche Wendung genommen.

Conrad's ältere Schweſter trat in das kleine, doch nicht ärmliche Arbeitszimmer des Dichters ein und erweckte ihn aus ſeiner Schreibſeligkeit. Lindheim hatte nämlich auf heut' als zum Weihnachts-Abend eine Geſellſchaft geladen, die ſich ſofort verſammeln ſollte in der Zimmerreihe, die unmittelbar an des Dichters Gemach grenzte. Conrad, vertieft in ſein Manuſcript, hatte deſſen nicht ausdrücklich gedacht; ſeine Schweſter, eine freundliche würdige Matrone, mahnte ihn hieran; Conrad eilte, daß er für den Feſtabend ſich bereite. Wiewohl er unter den Gäſten frühere Schul- und Univerſitätsgenoſſen, einen höheren Officier der Garniſon des Städtchens, einen Geiſtlichen und einen Arzt deſſelben finden ſollte, bot ihm dieſe Societät doch keine Ausſicht auf ein beſonderes Vergnügen und Genügen, denn eben Jene, die als Akademiker gar ſehr abſtract der Freiheit gehuldigt, waren jetzt zu Männern nur ihres Ortes geworden.

Bald war der Dichter mit dem geſellſchaftlichen Kleide zu Stande; er

trat unmittelbar aus ſeinem Stübchen in die hellen, ſchönen Räume unter die Gäſte Lindheims, in Erſcheinung und Benehmen, vorzüglich hinſichts dieſer Umgebung, doch auch überhaupt befremdlich. Conrad legte keinen Werth auf eine Repräſentation als ſolche; ſeine Intereſſen gingen zu weit hinaus, als daß ihn Façon und Stil der Geſellſchaft hätte beſchäftigen ſollen: er gab ſich je nach einem ſichern, geſelligen Tact ganz naturvoll, wie er eben war; aber dieſe ſeine Natur war ungemein frei und liebevoll. Jene, die in Verhältniſſen und egoiſtiſchen Beziehungen befangen das vorurtheilsloſe, freie Leben verbüßt hatten, fühlten ihm gegenüber, ſich geiſtig zuſammennehmen zu müſſen; das Alltägliche, Aller Herzen Beſchäftigende wollte nicht recht von den Lippen; in dem unmittelbaren Gefühl, daß ein Menſch von Geiſt und Charakter gegenwärtig ſei, ſtrebte man bedeutend zu erſcheinen, im Zuſammenhange mit den Ideen. Solcher Art färbte ſich auch jetzt alsbald, nicht aber zum erwünſchten gedankenloſen Behagen der Gäſte, Geſpräch und Verkehr. Es ward Thee gereicht. Nun drang der freundliche, liebenswürdige Wirth auf ein Muſiciren.

Die Frau des erwähnten Pfarrers, früher erſte Sängerin der großen Oper einer Reſidenz, dem Dichter von Kindheit auf bekannt, ſang mit hoher Auszeichnung. Bei großphantaſtiſcher Begabung war ſie doch nicht von Herzen Künſtlerin geweſen, und in dem plattproſaiſchen Conflict der Beſtimmung des Weibes mit ihrer ſchauſpieleriſchen Stellung hatte Roſalinde den Beruf als Sängerin aufgegeben und die Bewerbung dieſes Geiſtlichen, Bernhard Wagner genannt, angenommen.

Nach Beendigung ihres vortrefflichen, doch nicht innerlich poetiſchen Geſanges, den der Dichter am Flügel begleitete, trat die Schweſter Roſalindens und des auch anweſenden Arztes, Richard Holm in Begleitung von Herminen, der Frau des Oberſten von Arnheim, der ebenfalls zu den verſammelten Gäſten zählte, an das Inſtrument. Auch Helene und Hermine gehörten zu den Jugendgenoſſen Conrads und ſeiner hingegangenen Schweſter, deren er nur eben bei dem Geſange Roſalindens auf das Herzlichſte und Schmerzlichſte eingedenk geweſen, denn ſie hatte dieſe Arien des Beethoven, des Gluck in unvergeßlich eigenthümlicher, tief innerer Art, aus vollem Herzen, aus voller Bruſt geſungen. Auch von den Frauen wurde in ihrer Weiſe das Gedächtniß der Verklärten gefeiert. Sie erinnerten ſich der früheren Mädchenjahre, der ſchönen Zeit, da die Gegenwart erfüllt geſchienen und dieſe Welt der Himmel. Conrad hörte auf ihr Wort, doch zurückhaltend antwortete er nur allgemein. Aufgefordert, etwas aus dem Schatz ſeiner Hunderte von Liedern und Compoſitionen zu geben, folgte er willig. Die Urſprünglichkeit und Friſche, wie der erſchütternde Ernſt ſeiner Noten ſtimmte nicht in den Ton einer Geſellſchaft, die eben nur den hergekommenen Formen in Kunſt und Leben anhing; doch nahm das Geſpräch nun Anlaß, in Hinſicht auf Muſik über die Frage ſich zu ergehen, ob die Kunſt nur ſchöne Form ſein ſollte, oder eine Offenbarung auch individuell geſchichtlicher Wahrheit. Die Männer nahmen nun ebenfalls an der Converſation Theil. Conrad dürfte nicht hoffen verſtanden zu ſein, wenn er ſpräche, daß die Kunſt

— ob ſie nun geſchichtlich vom Idealen zum Realen fortgehe, ſei eine Frage von untergeordnetem Intereſſe — wie alles Menſchenwerk die Einheit des Objectiven und Subjectiven nie anders als in der Anſchauung nur erreichen könne; daß aber das wahrhafte Ideal zugleich das Höchſtrealſte und Wirklichſte iſt als chriſtliche Idee, die in der Vollendung erſt, in der Wiederbringung der Dinge auch die erſchöpfende Geſtalt finde, die Form, die zugleich der Inhalt ſelbſt iſt. Die Zimmer durchſchwirrte ein breites Herüber- und Hinübergerede ohne die tiefſte Einſicht, wie es Brauch iſt in Leben und Literatur, und hauptſächlich beſchäftigte man ſich mit dem geringeren und im Grunde unerſprießlichen Nachdenken über die frühere Präponderanz des Idealismus in der Kunſt, für welchen jetzt der Naturalismus ſich zur Geltung zu bringen habe: „als wäre nicht, bedachte Conrad, beides in eins das Wahre und der ächte Subſtanzialismus eben Individualismus". Er ließ die Bedenken gewähren und verließ den Flügel. Man fand ſich zu Tiſch wieder, den ſein junger, ihm treu anhangender Verwandter und Lebensgefährte reich und angenehm beſtellt. Das Gaſtmahl nahte ſeinem Schluß. Die Reden der Anweſenden galten dem allbeſchäftigenden Ereigniß in den gräflichen Familien.

Mit einem Anfluge von kirchlichem Pathos, den die allgemeine oder eigene Bildung nicht zu überwinden vermocht, ließ Bernhard Wagner ſich vernehmen. Er rügte nicht ohne Bitterkeit jenen „excluſiven Subjectivismus", der doch eigentlich die Urſache geweſen des ſchrecklichen Unterganges ſo vortrefflicher Menſchen. Dies „Sichwiſſen", dies über den hiſtoriſchen Standpunkt hinausgehende „ſelbſtgefällige" und „eitle" Trachten müſſe der Himmel als „vorlaut, anmaßend", als „hohle Ueberhebung" ſtrafen, wie er geſtraft. „Wenn dieſe reizende Gräfin Mathilde, ſchloß er, hübſch dem Rathe ihres gewiß practiſch vernünftigen Vormunds gefolgt wäre, nicht aber den immerdar trüglichen Menſchenherzen: wenn Graf Michael im beſcheidenen Anſchluß an die Objectivität ſeinen Beruf gepflegt, ſich zur Kirche gehalten und den Sabbath in Gemeinſchaft der Andächtigen gefeiert: wenn dieſer pneumatiſche, hyperenergiſche Graf Leo ſammt ſeiner hochgeprieſenen Schweſter den hergekommenen, von Gott gefügten Ordnungen wäre gehorſam geweſen" —

Dann, nahm Richard Holm, der Arzt, lachend geiſtreich dem Schwerbedenklichen das Wort, dann wäre es ihnen *wohl* ergangen, und ſie hätten lange gelebt auf Erden; meinſt Du das Bernhard?

Ich meine, verſetzte der Geiſtliche, daß die genannten Perſonen um deshalb gewaltſam zu Grunde gingen, weil ſie es an einer tüchtigen Geſetzlichkeit fehlen laſſen. Wer ſeine Pflicht übt, ſei es im Gottesdienſt, ſei es im Dienſt des Staates oder des Nächſten, ein ſolcher wird gut fahren, hier und künftig.

Hier allerdings, ſagte Richard in demſelben Tone, unſer Mahl hat vortrefflich geſchmeckt; künftig? Lieber, man läßt Gott einen guten Mann ſein. Ich kannte einen Geiſtlichen, der einſt das extraordinäre Predigen zur Faſtenzeit beſonders pries; ich bewunderte des Mannes affectionirte Liebe zum Dienſte ſeines Herrn, allein der heilige Jünger enttäuſchte mich ſofort:

„auf meiner Filialwanderung wittere ich zur Faſtenzeit den Frühling ſchon," ſagt er. Und nur deshalb armer Moor, „Räuber und Mörder!" — Ein anderer Geiſtlicher machte mir das freundſchaftliche Geſtändniß, ein Glück ohne gleichen wäre ihm ein Sonntagsſpaziergang durch die Kornfelder, wenn er die ſchweren, pfarramtlichen Pflichten abgethan. Ah, Voß' Luiſe! — Ich frage: welches Gehalts rühmt eine Kirche ſich, deren Mitglieder nicht in ihr, ſondern außer ihr des Lebens Antheil haben? — Der Staat aber in ſeiner Martialverfaſſung dürfte zum wenigſten eine unbedingte Obedienz beanſpruchen. Oder iſt die öde Aeußerlichkeit unſerer Geſellſchaft, die vorherrſchend bloße Geſetzlichkeit unſeres Familienlebens von ſo geiſtiger Dignität, daß wir ſie als eine abſolute Autorität ſollten gelten laſſen? Pah, pah. Bei der Fühlbarkeit aller Inſtitute, hat das Ich, wofern es auf das Edle gerichtet iſt, völlig Recht, ſich im Gebiete des Geiſtes und der Freiheit zum Richtmaß zu machen aller Dinge. Ich tadle nicht dieſen Idealismus an den vortrefflichen Perſonen, deren Untergang ich beklage, allein ich tadle den Idealismus überhaupt. Wofür? Nun, ſie mögen nun zuſehen, ſie haben Aufſchluß. Darin jedoch waren die Philoſophen aller Farbe bis jetzt einig, daß man vom Abſoluten eigentlich gar nichts und nur mit der Gefahr zu irren etwas ausſagen könne. Ein Jammer und eine Thorheit, wie dieſe edeln und ſchönen Menſchen ſchrecklich geendet.

Hermine ſagte unter ehrlichem Schauern: Der Tod Cäciliens iſt unmöglich der Tod einer Chriſtin.

Die muntere Helene ſprach betrübt: Und dieſer Leo trotz ſeiner hohen Imagination von des Menſchen Werth und Beſtimmung, feuert das Piſtol ab auf eine Menſchenbruſt für den armſeligen point d'honneur.

Mathildens Wankelmuth iſt ungeheuer, ſprach Roſalinde. Und alle dieſe nennen ſich Chriſten!

Daß wir nichts übereilen, ſprach nun Bruno von Arnheim. Die Lebensbedingungen der genannten Perſonen ſind wohl andere, als wir ſie in unſerer nun gewohnten Exiſtenz innerlich verſtehen; doch preiſ' ich dies Genialitätsfieber wahrhaftig nicht, und unſere verſtandesberauſchte Zeit hat ihre guten Gründe, ſolche Exceptionen nicht ferner zu dulden, dergleichen Einbildungen, als wäre es etwas Beſonderes mit gewiſſen Individualitäten. Die Philoſophie ſelbſt hat die hiſtoriſch allverbreitete Anſicht und Meinung auf's Beſte unterſtützt, daß jenes in einer illuſoriſchen, unwahren Epoche als hausbacken bezeichnete Leben eben das ſubſtantielle iſt. Ein derber Naturalismus ſteht uns an, wenn auch mit den Conſequenzen nicht, wie Freund Richard ſie beliebt. Gott, Tugend und Unſterblichkeit ſind die Sterne, um welche unſere glückſelige Exiſtenz treibt. Wir geſtatten keine Qualitäten, die ein Recht hätten, das Leben anzuekeln und bei den reinen Geiſtern zu wohnen. Die Täuſchungen ſind abgethan. Was iſt, iſt vernünftig, unfraglich hat ſich Alles dem Geiſt der Geſchichte zu unterwerfen.

Weil Conrad auf alles dies ſchwieg, ſo drangen die Freunde mit Fragen in ihn. Er bedachte ſich nicht und erwiederte kurz: Es iſt viel Wahres in Eurem Reden, nur die Wahrheit doch nicht. Wie Ihr auf gut

griechiſch das Univerſum, die Idee ohne Weiteres bekennt, ſo bekennen wir die perſonificirte Idee, die wir practiciren wollen und müſſen ſo gut — und gewaltiger kann ich dies nicht ausdrücken — ſo gut Ihr die Eure practicirt. Ob wir uns durchſetzen oder nicht, iſt fürs Erſte gleichgiltig. Wir ſind nicht eitel genug, zu meinen, daß das Geſchick nur auf unſere Erſcheinung gewartet, um nun ſofort den auch erſichtlichen Sieg der chriſtlichen Idee zu entſcheiden. Summa: Ein Jeder baue in Treue an dem Tempel ſeines Lebens und ringe ehrlich nach der unvergänglichen Geſtalt, ſo wird ihm alles Uebrige zufallen.

Es iſt wieder zum Kopfweh zu bekommen, wie Du ſprichſt, ſagte der geiſtreiche Richard, ich finde Dich nicht. So oft ich eine Schrift von Dir begonnen, immer zog mich etwas an: mich erſchütterte Dein ganz lauterer Ernſt und die Selbſtthätigkeit, Urſprünglichkeit Deines Geiſtes. Die Phraſe, in welcher eigentlich die ganze Gegenwart ſchwimmt, dieſe Gemeinbildung, das flüſſige Wortweben iſt Dir ganz fremd: Dennoch brachte ich noch keins Deiner Bücher durch. Laſſe Dich verſtehen, laſſe Dich entdecken. Wir hörten, Du lieſeſt Deine Sachen ſo, daß ſie gleich den Muſiknoten erſt in dieſer ihrer Ausführung zum vollen Leben und rechter Anſchauung aufgehen. Im Namen Aller bitt' ich Dich, lies uns etwas aus Deinen Compoſitionen; vielleicht, daß wir dann eine Theilnahme finden an dieſem Drang und Streben, dem Du ein ganzes Leben gewidmet haſt. Lies uns etwas.

Conrad überlegte und entſchied ſich bald, dem Willen der Geſellſchaft nachzugeben. Eine Wirkung verſprach er ſich allerdings von ſeiner Leſung, — doch eine rein negative, und eine ſolche convenirte ihm unter den gegebenen Umſtänden auf das beſte. Daß er von dem wenn auch nur formalen Joche dieſer überlebten Freundſchaften ſich entlaſſe, wollte er mit dieſen nicht zu überzeugenden Leuten ſich dadurch auseinanderſetzen, daß er ganz mit der Sprache wider ſie herausginge. Zu dieſem Zweck erachtete er ein epiſches Gedicht für geeignet, in welchem ſeine früheſte Jugendzeit und der Beginn ſeiner Jünglingsjahre geſchildert war, — das ergänzende Bruchſtück eines größeren Ganzen, das er biographiſch ausgearbeitet. In dieſem Gedicht waren auch die Perſonen, die ihn umgaben, in ihren erſten und urſprünglichen Charakteräußerungen gezeichnet, und ſein früheres Verhältniß zu ihnen in der ihm eigenen Auffaſſung leuchtete aus dieſem Poem hervor, das im ſpecifiſch chriſtlichen Geiſte verfaßt war. — Er ſtand auf, gewillt die Wünſche ſeiner einſtigen Freunde in ſeinem Sinne zu erfüllen, und begab ſich in ſein Gemach. Seine freundlichen Verwandten trafen inzwiſchen für die Lectüre eine entſprechende Einrichtung. Er kehrte mit einem ſauber geſchriebenen Manuſcript zurück und nahm an einem beſonderen kleinen Tiſch Platz; ihm gegenüber hatte die Geſellſchaft ſich niedergelaſſen. Ohne ein beſonderes Vorwort begann Conrad kunſtlos, wenn nicht ein gänzliches Ein- und Aufgehen in den Inhalt des Werkes die höchſte Kunſt des Vorleſens iſt, die Lectüre ſo:

23.

Du wirſt, nur geiſt'gen Forſchungen ergeben,
Nach Wahrheit aus nur im Gedankenſchacht,
Erfüllung nicht gewinnen Deinem Streben,
Denn Wahrheit iſt, in ihrer Macht und Pracht,
Nicht ein Begriff nur, nein, Perſon und Leben,
Und Du vernimmſt ſie, von dem Geiſt durchfacht,
Der Alles trägt, ein heil'ger Lebenswind,
Darin wir ſolchen Stoff's wie Träume ſind.

Du magſt Dich für das Gute wohl begeiſtern,
Ermangelnd dennoch der Entſchiedenheit,
So muß das Nichtige Dich übermeiſtern,
Und immer bleibſt Du mit Dir ſelbſt im Streit.
Was Dich jedoch in Deinen tiefſten Geiſtern,
Den Zwieſpalt überwindend eint und weiht,
Iſt eben dieſes Geiſtes ſüßes Weben,
Der Dir des Guten Macht ins Herz gegeben.

Wenn Deine Sinne, die am Scheine heften,
Der Weltengeiſt harmoniſch groß durchklingt,
Und in Natur und Kunſt mit Flammenkräften
Dich ſeine Allmacht löſend überdringt,
Gewinnt in den verklärenden Geſchäften
Dein Geiſt nur Halt, vom heil'gen Geiſt bedingt:
Nur in perſönlichſter Erſchütterung
Bewahrſt Du die Geſtalt im Kunſtaufſchwung.

Der Wahrheitswege, heißt es, ſind gar viele,
Die uns geleiten zu der Einheit Höh'n.
Doch wenn wir nicht vom Chriſt, als unſerm Ziele,
Auch ausgehn voll vom heil'gen Lebensweh'n,
Erreichen wir phantaſtiſch nur, im Spiele,
Nicht wirklich wahr die wundervollen Höh'n.
In denen nur, die Chriſti Geiſt verklärt,
Hat Schönheit, Güte, Wahrheit Kern und Werth.

Erinnert ſo hört willig mein Erzählen,
Das einem Menſchen gilt, der von Kind an
Voll Geiſt, in des Weltwirrens Freu'n und Quälen,
Sich läuternd durchgekämpft zum freien Mann,
Sich durchgekämpft zur Freiheit jener Seelen,
Die Chriſtus ſeiner Lebenswelt gewann. —
Mein Held eilt flugs herein, ein freud'ges Kind,
So leicht- und lichtgeſinnt wie Kinder ſind.

Die Schul' iſt aus, er tritt heraus, die Mütze
Gar fröhlich ſchwenkt der Funfzehnjähr'ge auf,
Ihm war der Schule äußres Thun kein nütze,
Das nahm er nur gepeinigt in den Kauf.
Der Genius erübrigt ſolche Stütze,
Frei nimmt er, ja geflügelt ſeinen Lauf.
Sonnabend iſt's heut, morgen freigegeben,
O ſeiner harrt ein ſel'ges Samſtagsleben.

Und da begrüßt ihn ſchier ein freud'ges Tönen,
Denn eben zieht die Wachtparade hin.
Er ſchreitet mit, heroiſch. Doch ein Wähnen,
Ein Himmel iſt in ſeinem Buſen drin.
Bald ward zu mächtig dieß ſein inn'res Sehnen,
Und hatte nicht des lauten Tag's Gewinn.
Ihm widerſtrebt des wüſten Markts Gedränge,
Er eilte weg aus dem Gewühl der Menge.

Das Vaterhaus mit hellen Spiegelſcheiben,
Das ſchönſte Haus der reichen Mittelſtadt,
Winkt den gereiften Knaben aus dem Treiben,
Deß Ungeſtalt ihn faſt geängſtigt hat:
„Daheim, da ſucht' er ſich ein ſich'res Bleiben,
Dort, däucht' ihm, haben ſeine Wünſche ſtatt."
Im Flur begegnet er der Mutter; eigen
Iſt bei dem Wiederſehen ſein Bezeigen.

Als ginge nach der Mutter all ſein Sehnen,
Als trüg' er ſchwer die trennende Gewalt,
So hing er freudig bangend, ja in Thränen
An der geliebten, heiligen Geſtalt.
Sie ließ in dieſem ſeltſam innern Dröhnen
Ihn ſtill gewähren; fragte dann und ſchalt,
Indeſſen ſie das Haar ihm ordnet, Kragen
Und Kleid — „was würde ſonſt der Vater ſagen."

Sein Vater, feſt, ja ſtreng, hochangeſehen,
Vertrat als Kaufherr ein gar mächt'ges Haus,
Deß' Thun methodiſch hatte zu geſchehen
Im gleichen Ton und Stil Jahr ein, Jahr aus:
Die Ordnung nur gedieh in ſeinen Nähen,
Der Freiheit ſtellt er das Geſetz voraus.
Im Herzen mocht' er wohl die Liebe nähren;
Jedoch nicht äußern Spielraum ihr gewähren.

Die Mutter ſchalt, ſie ſtreichelt ſeine Wangen,
Sie putzt ihn neu und blickt ihn lächelnd an,
Beſchwichtigend, denn ſie verſteht ſein Bangen —
Das gab ſie aber alles Gott daran;
Ob auch zum Ew'gen ihre Kräfte hangen,
Umfängt ſie doch des Hauſes ſchöner Bann.
„Nun, Rodrich, ſpricht ſie, hungrig mußt du ſein,
Das Frühſtück wartet ſchon, komm' nur herein."

Sie gingen in die hellgeräum'ge Küche,
Die Mutter ſelbſt ſah nach dem Mittagsmahl.
Ihn feſſeln nicht die lockenden Gerüche,
Er eilt alsbald treppauf zum obern Saal,
Daß er den derben Engen nur entwiche,
Die ihm ſtets Grillen ſchufen, Pein und Qual. —
Die jüngre Schweſter, ihm geliebt vor allen,
Eliſe ſah er in den lichten Hallen.

Am Fenſter, ihm den Rücken zugewendet,
Schaut ſie geſpannt, erwartungsvoll hinaus.
Wie herrlich groß erſchien ſie! Ihr verpfändet
Iſt all ſein Sinn, ihr ſchlägt ſein Herz grundaus.
Nachdem er ſolchen Gruß ihr ſtill geſpendet,
So giebt er Launen Raum und führt ſie aus.
Er nahet lächelnd leiſ' und preßt behende
Auf ihre ſpäh'nden Augen beide Hände.

Wohl nennt ſie ſeinen Namen; doch ein Scherzen
Iſt wider ihn nicht nach Eliſens Sinn.
Wie ſie ihn anſah, liebend klar — von Herzen
Ging dieſer Blick, es wohnte Andacht drin:
So nun erwiedert er recht aus dem Herzen
Des Kindes Ernſt und hehren Liebesſinn,
Eliſe, tief befriedigt, eilt nun fort,
Und bringt ihm ein Präſent mit freud'gem Wort.

Auf daß du an dem köſtlichen Gerichte
Auch Theil haſt, ſpricht ſie; und — daß du mich lobſt!"
Sie reicht ihm ein Aſſiett voll duft'ger Früchte,
Die ſie ſich abgeſpart — o ſchönſtes Obſt,
Er ißt — er lobt mit heiterm Angeſichte,
Er ſpricht gerührt: daß du mir das aufhobſt!
Nun ſtehe nur nicht fern, hilf auch daran,
Gehört dir freilich doch das Ganze an.

Dem trunk'nen Aug' antwortet die Beglückte
Ernſtſchön wie Eos, ſchön wie ein Gedicht.
Ihm dünkte, wie ſie ihn ſo licht anblickte,
Er ſähe gar ein himmliſches Geſicht.
Doch aus der Paradieſesſcen' entrückte,
Aus dem phantaſtiſch wundervollen Licht
Den tiefen Knaben bald ſein wahrer Geiſt,
Der eine mächt'ge Zukunft ihm verheißt.

Sobald ſein Sehnen ſich ſcheint zu erfüllen,
Engt die Erfüllung doch die Bruſt ihm ein.
Denn nach dem Urbild ſeine Kräfte quillen,
Im Urbildlichen webt ſein ganzes Sein.
Irdiſch Bedingtes kann den Drang nicht ſtillen,
Die Eingeſchränktheit ſchafft ihm Noth und Pein.
Schon jetzt halbunbewußt im innern Streit,
Zur Sühne ringen ſoll er geiſtgeweiht.

Der Mutter aus dem wirthſchaftlichen Kreiſe
Entrann er, unbewußt was er gewollt,
Und kaum daß er zu ſeines Lieblings Preiſe
Eliſen wundernd Huldigung gezollt,
So preßt's ihn hier, ob auch in andrer Weiſe,
Er weiß nicht, was ihn quält, er neckt, er grollt,
Er hat des wunderlichſten Zürnens viel,
Und treibt mit ſeiner Bruſt ein grauſam Spiel.

Befremden muß mich's, ſpricht er, überraſchen;
Was ich geſucht, ich treff' es nirgend an.
Dem Vogel gleich in eines Netzes Maſchen
Zerflattr' ich mich, auch du biſt Schuld daran.
Mit Händen magſt du nur ſofort mich haſchen,
Um meine Aetherflügel ſcheint's gethan.
Wie klein hier alles iſt! Ich möchte fort,
Zuletzt wohl liegt es nur an Zeit und Ort.

Du freilich liebſt und lebſt gar fromm, gelaſſen,
Das Elternhaus ſchließt dir den Himmel ein;
Doch mir will eben garnichts hier recht paſſen,
Ich ſehne innig innerſt, frei zu ſein. —
Sie ſinnt, ſie weiß im Wort ſich nicht zu faſſen,
Doch unverbrüchlich fühlt ſie den Verein:
Iſt's nicht genug, daß wir einander haben?
So zürnt ſie auf: Ueber den thör'gen Knaben!

Sie geht zum Flügel, ſpielt, und das hochſinn'ge,
Das zärtlich ſtolze und tiefernſte Kind
Iſt froh des ſchönſten Aufſchwungs; doch durch inn'ge
Auffaſſung hält ihr Spiel ſich klar, gelind,
So daß trotz freier Flüge das Schlichthinn'ge,
Das ſchöne Maaß die Oberhand gewinnt.
Sie giebt in ſolchem Sinne auch Muſik
Beethoven's, die Sonate pathetique.

Eliſens Ausdrucksweiſe, ernſt gemeſſen
Das ſchöne Werk darſtellend, wie ſie's ſchätzt,
Erſcheint ihm, der voll Ungeduld indeſſen
Gefolgt war, allzuwägend, zu geſetzt,
Er will Entzückung, ein Sichſelbſtvergeſſen,
Weil Ekſtaſie nur wundervoll ergötzt.
Der Knab' in ſeinem ſtürmenden Gefühl
Stört flugs ihr klares, ihr rein ſchönes Spiel.

Er ſelbſt beginnt, obwohl höchſt eigenthümlich,
An dem begeiſtrungsvollen Werk erhitzt,
In überſchwenglichem Betracht ganz rühmlich,
Von faſſend fremden Zückungen durchblitzt,
Doch nicht durch das, was ordnend, ſchön, geziemlich,
Durch das Geſetz vor'm Uebermaaß geſchützt.
Gleich heiſcht er, kaum war dieß ſein Spiel beendet,
Daß Neues, Neues ihm die Muſe ſpendet.

Er will, daß ſie zuſammen beide ſpielen,
Und fordert die heroiſche Symphonie.
Eliſens Sinn hing auch nach höchſten Zielen,
Schon folgt ſie ihm in freud'ger Sympathie;
Doch ſcheut ſie auch ſein feurig tief Erwühlen,
Dem die Ausführung nie nach Wunſch gedieh.
Sie legt das Werk auf, ſetzt ſich, und mit Freude
Doch zagend giebt ſie ſich der Herzensweide.

Gleich wuchſen mit dem Vortrag ſeine Schwingen,
Ihn kümmerten Motive nicht gar viel,
Die Höh'n erfliegt ſein ungeſtümes Dringen,
Er überſtürmt den Rhythmus, Ausdruck, Stil.
Unmöglich wird ein freudiges Gelingen,
Die Kunſt verſagt dem raſenden Gefühl.
Er iſt nicht zu erreichen mehr, der Thor —
Sie flammt, es reißt vom Sitze ſie empor.

Der Knabe ruft ſie an, auch aufgeſprungen:
So würd'ge doch des Werkes Geiſt und Kraft.
Ha wenn du ſo dich nicht emporgeſchwungen,
Iſt alles Leben ſchaal und kerkerhaft.
So kenne doch, vom Genius durchdrungen,
Die höchſte Luſt und wahre Leidenſchaft. —
Sein feur'ges Wort beſiegt ſie, ſie muß bleiben,
Und mit ihm aufgeh'n in ſein heft'ges Treiben.

Schon ſaß ſie wieder am Clavier, auf's Neue
Begann das Spiel, auf's Neue riß es ab. —
Wahr, plaſt'ſches Thun erreicht nie ganz die Weihe
Der Conception, es fällt vom Höchſten ab.
Vollendung heiſcht ein Herz voll Himmelstreue,
Wo ſie nicht wohnt, iſt doch die Welt ein Grab.
Doch Rodrich gab im innern, dunkeln Ringen
Eliſen Schuld am peinlichen Mißlingen.

Er kannte noch nicht die Natur der Dinge,
Die letzte Urſach jener Hinderung,
Daß ſich das Gute, Schöne rein vollbringe
Gemäß der himmliſchen Begeiſterung.
Wie er das wahre Leben auch andringe,
Voll Liebesfeuer in dem freiſten Schwung:
Es ſollte doch den Sinnen nicht erſcheinen,
Daher ſein Zürnen, Schmäh'n, ſeine tobend Weinen.

Der Knab' erfaßt der Liebſten beide Arme.
So ruft er in ihr leuchtendes Geſicht:
Warum wird uns ſolch höchſtes Freu'n zum Harme?
Ob Fähigkeit, Geſtaltungskraft gebricht?
Ob du die Urſach biſt? Daß Gott erbarme,
Es liegt wohl tiefer, ich verſteh es nicht.
Doch weiß ich das noch, das vor Leid und Pein:
Es ſollte alles, alles anders ſein.

Doch ſollſt du nicht, Eliſe, ſo erbeben,
Weil ich im Augenblicke zagen muß.
Was iſt's um alle Kunſt, um alles Leben,
Wenn die Begeiſt'rung wechſelt mit Verdruß..
Kaum ſchaut' ich dich im innerſten Erheben,
Kaum ward mir unſrer hehrſten Muſe Kuß,
Und die phantaſtiſch wunderſamen Wonnen
Sind flugs in Hemmung, Aengſtigung zerronnen.

Fort! ruft ſie und enteilt im Flug dem Zimmer,
Wie er von ſonderbarem Weh durchſeelt.
Der Kind'ſche ſtampft den Fuß, als ſollt' in Trümmer
Zerſchellen, was ihn ſo unſäglich qnält.
Zum Glück, denn anders fänd' er ſo ſich nimmer,
Hält ihn das Alltagsleben derb umpfählt.
Man ruft zu Tiſch; und im Vernunftgeleiſe
Nun muß er gehen, in des Hauſes Weiſe.

Nachmittags gleich, dies war des Kaufherrn Sitte,
Vernahm er ſeine Kinder am Clavier;
Muſikgelehrt erprüft' er ihre Schritte,
Und übte ſtreng Gericht je nach Gebühr.
Wohl wiſſend, daß ſein Vater das nicht litte,
Was irgendwie geſtört des Schönen Zier,
Gab Rodrich in der beſten Harmonie
Des Mozart hohe G-moll Shmphonie.

Auch konnte, weil nach jenem Himmelsdringen
Er ſelbſt ſich wohl gefühlt in dem Erguß,
Der Vortrag dieſes Werks ſo gut gelingen,
Daß ihm der ſtrenge Mann zuſtimmen muß.
Des Vaters Schweigen war in freud'gen Dingen
Sein Zeichen, laut nur wurd' er im Verdruß.
Und ſo berührt der ſtattlich ſchöne Mann
Des Knaben Haupt, zur Sieſta geht er dann.

Nun in Eliſens ruhigem Andenken
Wird Rodrich auf das ſchmerzlichſte bewegt.
Welch Dämon ihn verführt, juſt ſie zu kränken,
Für die ſein Herz in heil'ger Liebe ſchlägt,
Begreift er nicht — weiß nicht, wie ſolch Einſchränken
Dem tiefſten Bunde größte Pein erregt. —
Er will hinab, im Garten ſie zu ſehen,
Doch als er hinblickt, bleibt er plötzlich ſtehen.

Vom Fenſter, das zum Park führt, tritt im Lauſchen
Der Knab' erröthend ſtill und leis zurück.
Daß ſeine Stimmungen mit eins ſich tauſchen,
Bezeugt aufſtrahlend der berauſchte Blick.
Erhöht als ob ihn Harmonien umrauſchen,
Verwundert wie ob einem Himmelsglück,
Im Anſchaun von Herminen ganz Entzücken,
Begrüßt er ſie mit ſtaunend heil'gen Blicken.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Fortsetzung.)

Es befremdet die Utopier ungemein, daß vernünftige Wesen an dem ungewissen und zweifelhaften Scheine einer Perle oder eines Steines sich ergötzen können, während sie den Blick nur auf die Sonne werfen dürften. Sie halten Denjenigen für blödsinnig, der sich deshalb edeler und schätzenswerther dünkt, weil er mit einer feinern Wolle bedeckt ist, da doch diese Wolle vom Rücken eines Schafes geschnitten und von diesem Thiere zuerst getragen wurde. Es befremdet sie, daß das Gold, seiner Natur nach unnütz, einen so beträchtlichen künstlichen Werth erhalten hat, daß man es sogar mehr als den Menschen selbst schätzt, obgleich der Mensch ihm jenen Werth gegeben hat und es nach seiner Laune zu seinem Gebrauche verwendet.

Eben so befremdet es sie, daß ein Reicher, ohne alle Kenntnisse, dumm wie ein Klotz und ebenso stumpf als unmoralisch, eine Menge von vernünftigen und tugendhaften Menschen in seiner Abhängigkeit halte, weil das Glück ihm einige Haufen Thaler zugetheilt. Aber das Glück, sagen sie, kann ihn verrathen und das Gesetz (welches eben sowohl wie das Glück oft vom Gipfel in den Staub stürzt) kann ihm sein Geld entreißen und ihn unter die Hände des verächtlichsten seiner Knechte gerathen lassen. Dann wird dieser nämliche Reiche sich sehr glücklich schätzen, in Gesellschaft mit seinem Gelde und wie eine Marktwaare zum Dienste seines früheren Knechts zu gelangen.

Es giebt noch eine andere Thorheit, welche die Utopier noch mehr verabscheuen und sogar kaum begreifen. Diese Thorheit besteht darin, einem Menschen fast göttliche Ehren zu erweisen, weil er reich ist, obgleich man weder der Schuldner des letzteren ist, noch Verbindlichkeiten gegen denselben hat. Gleichwohl wissen die Thoren recht wohl, von welcher Art der häßliche Geiz jener selbstsüchtigen Crösusse ist; sie wissen recht gut, daß sie von allen Schätzen derselben niemals einen Deut erhalten werden.

Solche Ansichten schöpfen unsere Insulaner theils aus dem Studium der Wissenschaften, theils aus der Erziehung, die sie inmitten eines Staates erhalten, dessen Einrichtungen mit all' unseren Arten von Thorheiten im Widerspruche stehen. Es ist wahr, daß eine sehr kleine Zahl von den materiellen Arbeiten befreit ist und sich ausschließlich der Ausbildung des Geistes widmet. Dies sind, wie ich schon gesagt habe, Diejenigen, welche seit ihrer Kindheit glückliche Anlagen, einen durchdringenden Verstand, einen wissenschaftlichen Beruf zeigten. Man versäumt aber dessen ungeachtet nicht, allen Kindern eine liberale Erziehung zu geben; und die große Masse der Bürger, Männer und Frauen, widmen täglich ihre freien und müßigen Augenblicke geistigen Arbeiten.

Die Utopier erlernen die Wiſſenſchaften in ihrer eigenen Sprache. Dieſe Sprache iſt reich, harmoniſch, eine treue Dolmetſcherin des Gedankens. Mit mehr oder weniger Aenderung iſt ſie über einen bedeutenden Theil der Erdkugel verbreitet.

Niemals hatten die Utopier vor unſerer Ankunft von den ſo berühmten Naturkundigen in unſerer Welt ſprechen hören, inzwiſchen haben ſie die nämlichen Erfindungen gemacht, wie wir, in der Muſik, Dialektik, Arithmetik und Geometrie. Wenn ſie faſt in Allem unſeren Vorfahren gleichkommen, ſo ſtehen ſie dagegen den modernen Dialektikern weit nach; denn ſie haben noch keine von jenen feinen Regeln der Kürze, der Weitſchweifigkeit, der Erdichtung erfunden, in welchen man die Jugend in den Hörſälen der Logik unterrichtet. Sie haben die ſecundären Gedanken nicht ergründet, und was den Menſchen im Allgemeinen oder, nach der Ausdrucksweiſe der Metaphyſik, den Univerſalmenſchen betrifft, ſo hat dieſen coloſſalſten aller Rieſen, den man uns hier ſehen läßt, in Utopien noch Niemand bemerken können.

Zum Erſatz dafür kennen ſie äußerſt genau den Lauf der Geſtirne und die Bewegung der Himmelskörper. Sie haben Maſchinen erfunden, welche mit großer Ausführlichkeit die Bewegungen und gegenſeitigen Stellungen der Sonne, des Mondes und der an ihrem Horizonte ſichtbaren Sterne darſtellen. Was den Haß und die Freundſchaft der Planeten und alle Betrugsarten der Divination aus dem Sternenhimmel betrifft, ſo denken ſie daran nicht im Traume. Aus Anzeichen wiſſen ſie, auf eine lange Erfahrung geſtützt, den Regen, den Wind und die übrigen Abwechſelungen des Wetters vorherzuſagen. Sie ſtellen keine anderen Vermuthungen auf, als über die Urſachen der Naturerſcheinungen, über Ebbe und Fluth, über die Salzung des Meeres, über den Urſprung und die Natur des Himmels und der Erde. Ihre Syſteme berühren in gewiſſen Punkten diejenigen unſerer alten Philoſophen, an anderen entfernen ſie ſich von dieſen; aber in den neuen Theorien, die ſie aufgeſtellt, giebt es Spaltungen bei ihnen wie bei uns.

In der Moral-Philoſophie behandeln ſie dieſelben Fragen wie unſere Philoſophen. Sie ſuchen in der Seele des Menſchen, in ſeinem Körper und der Außenwelt, was zu ſeiner Glückſeligkeit beitragen könne; ſie fragen ſich, ob das Prädikat „gut“ ohne Unterſchied allen Elementen des materiellen und intellectuellen Glückes oder ausſchließlich der Entwickelung der geiſtigen Fähigkeiten zuſtehe. Sie ſtellen Unterſuchungen an über Tugend und Vergnügen; aber die erſte und vornehmſte ihrer Unterſuchungen betrifft die Ermittelung der einzigen Bedingung, oder der verſchiedenen Bedingungen des menſchlichen Glückes.

Man wird ſie vielleicht einer zu großen Hinneigung zum Epikurismus anklagen, denn wenn die Ergötzung nach ihren Anſichten nicht das einzige Element des Glückes iſt, ſo bildet ſie doch eins der weſentlichſten. Und ſeltſamer Weiſe ſtützen ſie dieſe vergnügungsſüchtige Moral auf die ſo ernſte und ſo ſtrenge Religion. Es iſt ihr Grundſatz, ſich niemals auf Unterſuchungen über „gut“ und „böſe“ einzulaſſen, ohne von Axiomen der Religion

und Philoſophie auszugehen; ſie würden ſonſt ihre Raiſonnements für unvollſtändig halten und auf falſche Theorien zu bauen glauben.

Folgendes iſt ihr religiöſer Katechismus:

Die Seele iſt unſterblich. Gott, welcher gut iſt, hat ſie geſchaffen, um glücklich zu ſein. — Der Tugend warten nach dem Tode Belohnungen; Strafen foltern das Verbrechen.

Obgleich dieſe Dogmen der Religion angehören, meinen die Utopier, daß die Vernunft genüge, um ſie zu glauben und zu billigen. Sie bedenken ſich nicht, zu erklären, daß man ohne dieſe Grundſätze nicht bei Verſtand ſein müßte, wollte man das Vergnügen ſich nicht durch alle möglichen Mittel zu verſchaffen ſuchen, ſeien dieſelben nun verbrecheriſch oder erlaubt. Die Tugend würde dann darin beſtehen, unter zwei Vergnügen das angenehmſte, das pikanteſte zu wählen, und dagegen diejenigen zu fliehen, deren Nachwehen größer ſind, als der Genuß, den ſie verſchafft haben würden.

Aber ſtrenge und ſchwere Tugenden zu üben, auf die Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten, ſich freiwillig dem Schmerz zu unterziehen und nach dem Tode nicht die geringſte Belohnung für die irdiſchen Leiden zu hoffen, — das iſt in den Augen unſer Inſulaner der Gipfel aller Thorheit.

Das Glück, ſagen ſie, iſt nicht in jeder Art von Vergnügen enthalten; nur die guten und wohlanſtändigen gewähren daſſelbe. Und dieſe Vergnügen ſind es, zu welchen Alles, ſelbſt die Tugend, unſere Natur unwiderſtehlich hinzieht; ſie ſind es, welche das wahre Glück begründen.

Die Tugend erklären ſie durch ein „der Natur gemäßes Leben.“ Als Gott den Menſchen ſchuf, gab er ihm keine andere Beſtimmung.

Der Menſch, welcher dem Antriebe der Natur folgt, gehorcht in ſeinen Abneigungen und Gelüſten nur der Stimme der Vernunft. Die Vernunft aber haucht allen Sterblichen zuerſt die Liebe und die Verehrung der göttlichen Majeſtät ein, welcher wir das Sein und Wohlſein verdanken. Zweitens lehrt und veranlaßt ſie uns, fröhlich und harmlos zu leben und unſerm Nächſten, der unſer Bruder iſt, dieſelben Vortheile zu verſchaffen.

Und in der That, wenn der finſterſte und fanatiſchſte Eiferer der Tugend, der entſchiedenſte Feind des Vergnügens Ihnen empfiehlt, ſeine Arbeiten, ſeine Nachtwachen, ſeine Kaſteiungen nachzuahmen, ſo empfiehlt auch er Ihnen nichts Anderes, als nach allen Kräften das Elend und die kleinen Leiden Ihres Nächſten zu mildern. Ein ſolcher ſtrenger Moraliſt überhäuft im Namen der Menſchlichkeit Denjenigen, der ſeinen Nächſten tröſtet und hilft, mit Lobpreiſungen; er glaubt alſo, daß die edelſte und gewiſſermaßen die menſchlichſte Tugend darin beſtehe, die Leiden des Nächſten zu lindern, ihn der Verzweiflung und dem Kummer zu entreißen, ihm die Freuden des Lebens zu verſchaffen, oder mit anderen Worten, ihn der Freude theilhaftig werden zu laſſen.

Und warum ſollte die Natur nicht Jeden von uns beſtimmen, ſich ſelbſt das nämliche Gut wie Anderen zu verſchaffen? Denn von zwei Sätzen gilt der eine: eine angenehme Exiſtenz, d. h. ein Freudenleben, iſt entweder etwas Gutes oder ſie iſt etwas Böſes. Iſt ſie etwas Böſes, ſo darf man

nicht allein ſeinen Mitbrüdern nicht behilflich ſein, derſelben zu genießen, ſondern man muß ſie deren ſogar, als einer gefährlichen und verbrecheriſchen Sache, berauben. Iſt ſie etwas Gutes, ſo darf und ſoll man ſich wie Anderen dieſelbe verſchaffen. Warum ſollten wir nun uns weniger günſtig geſinnt ſein, als Anderen? Die Natur, welche uns Theilnahme für unſere Brüder einhaucht, befiehlt uns nicht, grauſam und ohne Mitleiden gegen uns ſelbſt zu ſein.

Das iſt es, was die Utopier in ihrer Meinung beſtärkt, daß ein untadelhaft angenehmes Leben, d. h. die Freude, der Zweck aller unſerer Handlungen ſei, daß darin der Wille der Natur und in dem Gehorſam gegen dieſen Willen die Tugend beſtehe.

Die Natur, ſagen ſie ferner, fordert alle Menſchen auf, ſich gegenſeitig zu helfen und gemeinſchaftlich das Freudenfeſt des Lebens zu feiern. Dieſe Vorſchrift iſt billig und gerecht; es giebt kein Individuum, deſſen Stellung ſo hoch über dem menſchlichen Geſchlechte erhaben wäre, daß die Vorſehung nur für daſſelbe allein Sorge tragen müßte. Die Natur hat Allen dieſelbe Geſtalt gegeben, ſie erwärmt Alle in gleichem Grade, ſie umfaßt Alle mit derſelben Liebe; was ſie verdammt, iſt die Vergrößerung des eigenen Wohlbefindens, während man dadurch das Glück eines Andern erſchwert.

Aus dieſen Gründen denken die Utopier, daß man nicht allein die unter einfachen Bürgern getroffenen Uebereinkünfte, ſondern auch die öffentlichen Geſetze beobachten müſſe, welche die Vertheilung der Annehmlichkeiten des Lebens ordnen, oder, mit andern Worten, den Stoff der Freude in gleichem Maße austheilen, ſobald dieſe Geſetze durch einen guten Fürſten gerecht gehandhabt oder durch die allgemeine Beiſtimmung eines Volks ſanctionirt ſeien, das weder durch die Tyrannei unterdrückt, noch durch Schliche hintergangen werde.

Nach dem Glücke ſtreben, ohne die Geſetze zu verletzen, iſt Weisheit; für das allgemeine Wohl wirken, iſt Religion; das Glück des Nächſten mit Füßen treten, während man nur das eigene im Auge hat, iſt eine ungerechte Handlung.

Sich dagegen irgend einen Genuß verſagen, um Andere deſſelben theilhaftig werden zu laſſen, iſt ein Zeichen eines edlen und fühlenden Herzens, welches übrigens in reichem Maße für das geopferte Vergnügen entſchädigt wird. Zuerſt wird dieſes gute Werk durch die Wiedervergeltung der Dienſtleiſtungen belohnt; ferner verurſacht das Zeugniß des Bewußtſeins, die Erinnerung und Dankbarkeit Derjenigen, welche man ſich verpflichtet hat, der Seele mehr Vergnügen, als der Gegenſtand, deſſen man ſich beraubte, dem Körper hätte gewähren können. Endlich muß der Menſch, der an die Wahrheiten der Religion glaubt, feſt überzeugt ſein, daß Gott die freiwillige Entbehrung eines kurzwährenden und kleinen Vergnügens durch unausſprechliche und ewige Freuden belohnen werde.

So beziehen die Utopier in letzter Unterſuchung all' unſere Handlungen und ſogar all' unſere Tugenden auf die Freude als unſern Endzweck.

Vergnügen nennen ſie jeden Zuſtand oder jede Bewegung der Seele

und des Leibes, worin der Menſch ein natürliches Wohlbehagen empfindet. Nicht ohne Grund fügen ſie das Wort „natürlich“ hinzu; denn es iſt nicht allein die Sinnlichkeit, es iſt auch die Vernunft, wodurch wir zu Dingen hingezogen werden, die an und für ſich Wohlbehagen einflößen; und unter dieſen muß man diejenigen Annehmlichkeiten verſtehen, die man ohne Ungerechtigkeit ſuchen darf, die Genüſſe, um deren willen man ſich keine höheren verſagen muß und die kein Uebel in ihrem Gefolge haben.

Es giebt Dinge, welche die Menſchen ganz gegen die Natur und nur einer abgeſchmackten Uebereinkunft zufolge Vergnügen nennen, wie wenn es in ihrer Macht ſtände, das Weſen eben ſo leicht wie die Worte zu vertauſchen. Dieſe Dinge, weit entfernt, zum Glücke beizutragen, ſind eben ſo viele Hinderniſſe für die Erlangung deſſelben; ſie laſſen nicht zu, daß Diejenigen, die ihnen nachſtreben, reiner und wahrer Freuden genießen; ſie verderben den Geſchmack, indem ſie ihn mit der Vorſtellung eines eingebildeten Vergnügens beſchäftigen. In der That giebt es eine Menge von Dingen, denen die Natur nicht einen einzigen Reiz gegeben, denen ſie vielmehr eine gewiſſe Bitterkeit beigemiſcht und die dennoch von den Menſchen als vorzügliche und in gewiſſer Hinſicht zum Leben ſogar nothwendige Vergnügen betrachtet werden, obgleich ſie der Mehrzahl nach grundſchlecht und nur geeignet ſind, böſe Neigungen aufzuregen.

Als eingebildete Vergnügen betrachten die Utopier ebenfalls diejenigen der Jagd und der Hazardſpiele. Da ſie die letztern niemals geübt, kennen ſie dieſelben kaum dem Namen nach. Welche Freude können Sie darin finden, ſagen ſie, einen Würfel auf einen Tiſch zu werfen? Und angenommen auch, daß hierin ein Vergnügen läge, ſo müßte daſſelbe Sie eben ſo oft überſättigt haben, als es langweilig und fade für Sie werden mußte.

Iſt es nicht in größerem Maße ermüdend, als angenehm, Hunde bellen und heulen zu hören? Iſt es genußreicher, einen Hund nach einem Haſen, als nach einem Hunde laufen zu ſehen? Und dennoch findet der Lauf, wenn dieſer das Vergnügen bildet, in beiden Fällen Statt. Aber iſt es nicht vielmehr die Hoffnung auf das Erlegen, die Luſt am Blutvergießen, welche ausſchließlich zur Jagd reizt? Und wie ſollte man nicht lieber ſeine Seele dem Mitleid öffnen, wie ſollte man nicht Abſcheu gegen eine ſolche Metzelei empfinden, in welcher der ſtarke, kühne und grauſame Hund den ſchwachen, furchtſamen und flüchtigen Haſen zerreißt?

Unſere Inſulaner verbieten deshalb freien Menſchen die Jagd als eine ihrer unwürdige Beſchäftigung; ſie erlauben dieſelbe nur Metzgern. Und ihrer Meinung nach bildet die Jagd ſogar die niedrigſte Art der Kunſt, das Vieh zu ſchlachten; die übrigen Arten dieſes Handwerks ſtehen weit mehr in Anſehen, weil ſie mehr Nutzen bringen und man dadurch die Thiere nur aus Nothwendigkeit tödtet, während der Jäger in Blut und Metzelei einen leeren Genuß ſucht. Außerdem halten die Utopier dafür, daß dieſe Liebe zum Tödten, ſelbſt zum Tödten der Thiere, der Hang einer bereits verwilderten, oder doch einer ſolchen Seele ſei, die das Nachjagen dieſes barbariſchen Vergnügens bald verwildern werde.

Die Utopier unterſcheiden mehre Arten wahrer Vergnügen: die einen beziehen ſich auf den Körper, die anderen auf die Seele.

Die Vergnügen der Seele beſtehen in der Entwickelung der Geiſteskräfte und den reinen Freuden, welche die Betrachtung der Wahrheit begleiten. Unſere Inſulaner verbinden damit gleichfalls das Bewußtſein eines untadelhaften Lebens und die gewiſſe Hoffnung auf eine glückſelige Unſterblichkeit.

Die Vergnügen des Körpers theilen ſie in zwei Gattungen:

Die erſte Gattung faßt alle Vergnügen in ſich, welche einen wirklichen, offenbaren Einfluß auf die Sinne üben, und deren Urſache die Erfriſchung der durch die innere Wärme erſchöpften Organe iſt.

Demnächſt geben ſie ſich ganz den Vergnügnn des Geiſtes hin, die ſie als die vornehmſten und weſentlichſten aller Vergnügen betrachten. Zu den reinſten und wünſchenswertheſten zählen ſie die Uebung der Tugend und das Bewußtſein eines fleckenloſen Lebens. Unter den körperlichen Vergnügen geben ſie der Geſundheit den Vorzug; denn wenn man eine gute Mahlzeit und die übrigen Genüſſe des animaliſchen Lebens ſuchen muß, ſo geſchieht dies nach ihrer Meinung blos der Erhaltung der Geſundheit wegen, da dieſe Dinge nicht an und für ſich, ſondern nur dadurch angenehm einwirken, daß ſie ſich den geheimen Angriffen der Krankheit entgegenſtellen.

Der Kluge wird dem Uebel lieber vorbeugen, als die betreffenden Gegenmittel anwenden, den Schmerz lieber vermeiden, als zu Linderungsmitteln ſeine Zuflucht nehmen. Dieſem zufolge machen die Utopier von allen Vergnügen des Körpers Gebrauch, deren Entbehrung ſie nöthigen würde, Heilmittel anzuwenden. Aber ſie ſetzen in dieſe Vergnügen nicht ihr ganzes Glück; ſonſt würde der Gipfel menſchlicher Glückſeligkeit in unaufhörlichem Hunger und Durſt beſtehen, weil man dann beſtändig eſſen und trinken müßte. Gewiß, ein ſolches Leben wäre eben ſo elend als verächtlich.

Sie pflegen und entwickeln gern die Schönheit, die Stärke, die Gewandtheit des Körpers, dieſe angenehmſten und glücklichſten Geſchenke der Natur.

Der Utopier iſt gewandt und nervös; ohne von ſchwachem Wuchſe zu ſein, iſt er kräftiger, als ſein Aeußeres vermuthen läßt. Die Inſel iſt nicht in allen Gegenden gleich fruchtbar, die Luft nicht überall gleich rein und geſund, die Einwohner bekämpfen die nachtheiligen Einflüſſe der Atmoſphäre durch Mäßigkeit; ſie verbeſſern den Boden durch eine ausgezeichnete Beſtellung, ſo daß man nirgend anderswo einen beſſern Viehſtand oder reichlichere Ernten findet. In keinem andern Lande iſt das Leben des Menſchen länger und die Zahl der Krankheiten geringer.

Nicht allein die ackerbauenden Bürger ſtellen in großer Vollkommenheit die Arbeiten her, die einen von Natur undankbaren Boden fruchtbarer machen, ſondern das Volk wird bisweilen in Maſſe aufgeboten, ganze Wälder, deren Lage ein Hemmniß für den Transport bildet, zu entwurzeln und dafür andere in der Nähe des Meeres, der Flüſſe oder der Städte anzupflan-

zen; denn von allen Erzeugniſſen des Bodens läßt das Holz ſich am ſchwierigſten zu Lande fortſchaffen.

Das utopiſche Volk iſt verſtändig, liebenswürdig, gewerbfleißig, gemächlich und nichtsdeſtoweniger beharrlich in der Arbeit, ſobald die Arbeit nöthig iſt; ihre vornehmſte Paſſion iſt die Uebung und Entwickelung der Geiſteskräfte.

Kommt ein Fremder nach Utopien, ſo wird er auf das Beſte aufgenommen, wenn er ſich durch ein wirkliches Verdienſt empfiehlt, oder wenn lange Reiſen ihm eine genaue Kenntniß der Menſchen und der Zuſtände gegeben. Dem letzteren Grunde war es vielleicht zuzuſchreiben, daß man uns in dieſem Lande, wo man äußerſt gern von dem hört, was auswärts ſich zuträgt, einen ſo trefflichen Empfang angedeihen ließ. Durch den Handel kommen dort wenige Fremde zuſammen; denn was ſollte man, das Eiſen ausgenommen, nach Utopien einführen? Gold und Silber? Aber man würde ganz gewiß genöthigt ſein, das Eine wie das Andere wieder mit hinauszunehmen. Was den Ausfuhrhandel betrifft, ſo betreiben die Utopier ihn ſelbſt, und dabei haben ſie zwei Zwecke: zuerſt, um ſtets zu wiſſen, was in der Außenwelt vorgeht, und dann, um ihre Schifffahrt aufrecht zu erhalten und zu vervollkommnen.

(Fortſetzung folgt.)

Robespierre.

(Fortſetzung).

Als Zögling der Jeſuiten hatte Robespierre die geeignete Schule durchgemacht, um ſich zum Prieſter des höchſten Weſens aufzuwerfen. Die Literatur des Ordens Jeſu hatte ja einen fortgeſetzten Sturmlauf gegen die poſitiven Dogmen vollzogen, welche ſämmtlich der Lehre von der Opportunität geopfert wurden. Der Jeſuitismus war die katholiſche Form der zerſetzenden Kritik; er gipfelte demnach in der Abſtraction des höchſten Weſens, die ſich, nachdem ſie alle beſtimmten Glaubensſätze abgeſtreift, mit einem leeren Schall begnügte und die, weil ſie den Völkern jeden Herzensanhalt, jede Glaubensſättigung raubte, weil ſie ihnen den Gottmenſchen entriß, auf's Beſte für die Begründung einer Gewaltherrſchaft paßte. Mit dem Etre suprême auf religiöſem Gebiete geht der Dictator und Kaiſer auf dem politiſchen Gebiete parallel. Dem Etre suprême entſpricht eine fade, ausgemürbte, aller Individualität entkleidete Maſſe, welche, tief unten, unterſchiedslos, keine Gemüthsverwandtſchaft, keine Blutfreundſchaft mehr mit ihrem Gotte beſitzt; dem Imperator entſpricht die Gleichheits-Nation, von

der er durch eine unmenſchliche Erhabenheit weit getrennt iſt, die er erbarmungslos nach ſeinen Entwürfen knetet, vermengt, zerſtampft und die ſich mit den Ruhmesſtrahlen, welche von ſeinem einſamen Sonnenhaupte ausgehen, begnügen muß. Man darf Voltaire den Propheten, Robespierre den Staatsmann, Napoleon den General des Jeſuitismus nennen.

Seine Schule alſo trieb den Robespierre an den Altar des höchſten Weſens, das er decretiren ließ, um die Unterwerfung der Maſſen zu vollenden. So oft ſich ein Staatslenker des Gedankens der revolutinären Freiheit bemächtigt und ihm eine religiöſe oder politiſche Form zu geben ſucht, kann man ſicher ſein, daß es aus iſt mit den Völkern. Die revolutionäre Phraſe iſt nur die Umſchreibung der Sclaverei der Maſſen.

Während das Blut um den Convent her floß, beſchäftigte Robespierre ihn mit der Einführung einer neuen Religion. Robespierre, über ſeine Erhebung ſinnend, glaubte ſeine Regierung unter den Auſpicien der feierlichen Bekanntmachung des höchſten Weſens, als „der Quelle jeder öffentlichen Moral und des erſten Grundſatzes aller Geſetze," beginnen zu müſſen, er ſelbſt hatte ſich daher die Berichterſtattung im Convente vorbehalten. „Es iſt, ſagte er, nicht die Rede davon, einer philoſophiſchen Meinung den Prozeß zu machen, es iſt vielmehr die Rede davon, den Atheismus als antinational, und mit einem Verſchwörungsſyſteme gegen die Republik in Verbindung ſtehend, zu betrachten. Die Idee des höchſten Weſens und der Unſterblichkeit der Seele bringt die Gerechtigkeit ins Andenken zurück, folglich iſt ſie republikaniſch." Er rief darauf Sokrates, Leonidas, Zeno, Brutus und Cato an, verſprach Freiheit allen Gottesverehrungen, und kündigte einen National-Cultus an, deſſen Formen, Gebräuche und Ceremonien angezeigt werden würden.

Die Idee einer National-Religion fand allerdings von jeher bei den Franzoſen Anklang; England hatte ein Beiſpiel davon gegeben, das man nun befolgen zu können glaubte, indem man die Ueberlieferungen aus den Herzen riß, um etwas Weſenloſes hineinzupflanzen. So hatte man auch die Revolution im Jahre 1789 für eine Nachahmung der engliſchen Freiheit ausgeben wollen!

Robespierre kündigte die Anordnung der Decaden an; doch die Gewaltthätigkeit, mit der man ſtatt der Ueberredung, bei ihrer Einſetzung verfuhr, war es zum Theil, was ſie verhinderte; die ländlichen Beſchäftigungen, vorzüglich die Geſchäfte des Ackerbaues konnten eine neuntägige ununterbrochene Arbeit nicht ertragen. Gebräuche müſſen die Ueberbleibſel alter Erfahrungen ſein, wenn ſie dauern ſollen.

Im Widerſtreite gegen dieſen neuen Cultus machte man damals einen jener Verſuche, die in den Zeiten der Einfalt zuweilen geglückt ſind. Ein ſchwärmeriſches oder abgerichtetes Weib, vielleicht auch beides zugleich, gab ſich für die Mutter Gottes aus, und nannte ſich Catharina Theos. Mönche, Schwärmer und vorzüglich Ränkeſchmieder ſuchten dieſem Auftritte einige Wichtigkeit zu geben. Religionsbegierige wurden in neue Geheimniſſe eingeweiht. Das Herbeiſtrömen war groß genug, daß ſich die Ausſchüſſe des

Convents damit beſchäftigten, und die neue Zauberin ward mit mehreren ihrer Anhänger vor den Revolutions-Gerichtshof geführt, der ihre Einſchließung befahl.

Robespierre erſann das Feſt des höchſten Weſens. Ehe daſſelbe zur Aufführung kam, beſchäftigte ein auf den Oberprieſter verſuchtes Attentat die öffentliche Aufmerkſamkeit.

Ein junges Mädchen, Cecilia Regnaud, erſchien bei Robespierre, und verlangte ihn zu ſprechen; auf die Antwort, daß er nicht da ſei, ſagte ſie: „Als öffentlicher Geſchäftsträger iſt er da, um allen denen zu antworten, die zu ihm kommen.“ Dieſer neue Ton über eine ſo bedeutende Perſon machte, daß man ſie verhaftete, und zu dem allgemeinen Sicherheitsausſchuſſe führte. Nach den gewöhnlichen Fragen fragte man ſie, warum ſie zu Robespierre gegangen ſei? — Um ihn zu ſprechen. — Was ſie ihm habe ſagen wollen? — Nachdem es fällt. — Ob ſie Robespierre kenne? — Nein. — Warum ſie ihn ſehen wolle? — Um zu ſehen, ob er mir gefällt. — Was ſie damit ſagen wolle? — Das geht Euch nichts an. — Ob ſie geſagt habe, daß ſie ihr ganzes Blut vergießen würde, um einen König zu haben? Ob ſie bei dieſer Erklärung bleibe? — Ja, denn Ihr ſeid fünfzig tauſend Tyrannen, und ich wollte ſehen, wie ein Tyrann ausſieht. — Was für ein Paket ſie da trage? — Es iſt Wäſche, um ſie an dem Orte, wohin man mich führen wird, wechſeln zu können. — Wohin man ſie führen werde? — In's Gefängniß, und von da zur Guillotine. — Man fand zwei Meſſer bei ihr, ſie ſagte aber, daß ſie nicht die Abſicht gehabt habe, irgend jemandem etwas zu Leide zu thun. Sie wiederholte daſſelbe vor dem Gerichtshofe und fand hier das Loos, das ſie geſucht hatte.

Die Vorbereitungen zu dem Feſte zu Ehren des höchſten Weſens wurden mit Pomp getroffen; der Tag ward als die Loſung zu einer großen Begebenheit angekündigt. Alle Parteien, oder vielmehr alle Häupter derſelben Partei, maßen ſich ſchon zu lange, als daß ſie den Grad ihrer Macht nicht hätten kennen ſollen, und Robespierre fühlte, daß ſeine Gewalt nicht länger dauern konnte, ohne mit einem ſicherern Titel und einer ſicherern Bürgſchaft, als der immer ſchwankenden und ungewiſſen Volksgunſt, bekleidet zu ſein. Diejenigen, die, gezwungen, ſeinen Hof auszumachen, wohl ahnten, daß er nur Nebenbuhler in ihnen ſah, die entfernt werden müßten, drangen ſelbſt in ihn, ſich einem Verſuche zu unterwerfen, den ſie ihm als ganz unzweifelhaft ſchilderten und deſſen Erfolg ihnen das Ende ihrer Aengſte zu verſprechen ſchien. Denn ſie glaubten, der zum Dictator ausgerufene Robespierre werde nicht mehr ſo vieler Opfer bedürfen, um eine geheiligte und anerkannte Gewalt zu behalten. Alles vereinigte ſich daher, um ſeinem Stolze mit einem Erfolge zu ſchmeicheln, der von dem Convente vorbereitet und zugeſtanden zu ſein ſchien. Er hatte den Robespierre eben zum zweiten Male zum Präſidenten ernannt, und dies Amt ſicherte ihm am Tage der Ceremonie eine ausgezeichnete Stelle.

Der Abſtich der Zurüſtungen von den Geſichtern der Pariſer war bemerkenswerth. Bläſſe und Beſtürzung waren in allen Zügen ſichtbar, und

ein finſteres Schweigen ſagte, daß nur die Furcht, als Abweſender aufgeführt zu werden, die Bürger zu dieſem Feſte ſchleppte.

Man hatte ein großes Amphitheater erbaut, wohin ſich die Mitglieder des Convents begaben. Nachdem alle Sectionen von Paris, der Vorſchrift zufolge, im Garten des National-Palaſtes vereinigt waren, hielt Robespierre, von einer Rednerbühne herab, einen religiös-politiſchen Vortrag. Dann ſtieg er mit einer brennenden Fackel in der Hand herab, und zündete eine Art von Denkmal an, das aus verſchiedenen Attributen und Mißgeſtalten, deren eine den Atheismus vorſtellte, zuſammengeſetzt war; die Trümmer des Brandes zeigten eine ſtehende Bildſäule, welche die Weisheit vorſtellte. Robespierre beſtieg die Rednerbühne wieder, und hielt eine andere Rede über die Tugenden, welche er republikaniſche nannte, und ſchloß ſie mit einem Gebete an das höchſte Weſen. Darauf begab ſich der Convent nach dem Marsfelde, wo Chöre von Kindern, jungen Mädchen und Greiſen Hymnen zu Ehren des Feſtes ſangen. Nach der Feierlichkeit ward der Convent nach dem Orte ſeiner Sitzungen zurück geführt.

Das Feſt blieb ohne Wirkung, wozu mehrere Urſachen beitrugen; zunächſt der Brodmangel. Das Brod ward vor den Thüren der Bäcker ausgetheilt; das Maß war beſtimmt, und die Einwohner, die oft genöthigt waren, peinlich zu warten, bis die Reihe an ſie gelangen werde, kamen zuweilen, ohne Brod erhalten zu haben, wieder nach Hauſe. Das Volk ertrug dies geduldig, allein es war zu viel verlangt, daß es ſich freuen ſollte. Jener Ueberfluß von eßbaren Waaren, welchen die Hoffnung auf Gewinnſt an öffentlichen Feſten zur Schau ſtellt, der dem Bedürfniſſe zuvorkömmt, und zur Fröhlichkeit reizt, war nicht mehr da. Derjenige, der am Morgen ohne gegeſſen zu haben, ausgegangen war, um ſich auf ſeinen Poſten zu begeben, kehrte, ohne gegeſſen zu haben, und ermattet, nach Hauſe zurück. Die Feſte der Alten waren Opfer; im revolutionären Paris jedoch ſtieß man ſogar beim Eingange zu dem Orte des Feſtes auf ſchreckliche Erinnerungen von Opfern, bei denen die Mitbürger die Geſchlachteten waren; auf dem Revolutionsplatze war es ja, wo das Menſchenblut täglich vom Schaffotte auf das Pflaſter floß. Da die Hitze das blutige Gemiſch auf dem Platze in Gährung gebracht hatte, ſo benachrichtigten die Ausdünſtungen die Menge, welche auf dem Platze des Feſtes erſchien, an die furchtbare Geißel, welche die Revolution über ſie ſchwang, und dieſe Eindrücke wirkten auf die Gemüther der Zuſchauer. Es waren wenig Familien da, die grade an dieſem Orte nicht Erinnerungen zu bekämpfen hatten, und es wäre ſchwer geweſen, der gedruckt vertheilten Ordnung des Feſtes, welche nach der zweiten von Robespierre zu haltenden Rede ein Freudengeſchrei ankündigte, Folge zu leiſten.

Hatten Robespierre und ſeine Freunde irgend eine ſchwärmeriſche Hoffnung auf das Feſt des höchſten Weſens geſetzt, hatten ſie geglaubt, daß der mit verpeſtetem Blutaushauch gemiſchte Phraſennebel eine Epoche der Verſöhnung einleiten würde, ſo mußten ſie ſich bald getäuſcht fühlen. Das Etre suprême fuhr fort, ſeine Opfer zu verlangen, ja, es mußte den bisherigen Oberprieſter, der ihm nur in einer unbeſtimmt haſchenden Weiſe die

Opfer zuführte, verdrängen, damit der echte, der Imperator, der die Massen nach Regel und Disciplin in die Vernichtung sandte und hunderttausende für den Wolkendunst des höchsten Wesens verflüchtigte, den Platz des staatsmännischen Stümpers einnehme. Robespierre erstickte nicht — wie seine Feinde schrieen am Blute, sondern am Blutmangel. So sehr auch seine Angst während der letzten Wochen seiner Herrschaft die Guillotine anfeuerte, so sehr sie alle Greuel der Schreckensherrschaft übertrieb: — es fehlte immer noch an Blut, das höchste Wesen lechzete nach mehr, und verstieß den Phrasenmann, der es so unvollkommen bediente. Der Franzose mußte fortan in Reih und Glied, in Regimentern, in „großen Armeen" zum Altar wandeln, darum schloß die Schreckensherrschaft, deren elende und gebrechliche Gefängnißkarren nicht hinreichen konnten, um die Begier des höchsten Wesens zu befriedigen.

Wir sind hier bei den letzten Scenen von Robespierres Leben angekommen; es wäre unsere Aufgabe, die verzweifelten Anstrengungen des Terrorismus zu schildern, der nun einmal nicht leisten konnte, was nur in der Macht des Imperators lag. Der Leser wird es uns jedoch Dank wissen, wenn wir ihm das Bild der Schreckenszeit in einer Gefängnißgeschichte vorführen, die mit dem Sturze Robespierres ihre Endschaft erreichte. Dieselbe befindet sich in einem „Briefe der Madame Bitaubé an ihre Brüder", einem nicht unwichtigen Actenstücke, welches in den Schicksalen der Gefangenen das Parteitreiben der französischen Revolution abschildert. Der „Bürger" Bitaubé und seine Frau waren im November 1793 verhaftet worden.

Es war, erzählt die Briefstellerin, am 5. November 1793, als man uns in einer kalten und regnigten Nacht aus dem tiefsten Schlafe riß, um uns zu verhaften. Wir hatten den Abend mit Freunden hingebracht, die uns über unsere Befürchtung, verhaftet zu werden, beruhigt hatten. So läßt man sich denn leicht einreden, was man wünscht, und das Bewußtsein unserer Unschuld beruhigt uns. Doch auch die Unschuld war in jenen Zeiten des Schreckens ein Verbrechen. Man mißfiel einem Tyrannen, blos weil man seine Grausamkeit mißbilligte. Wir hatten das Unglück gehabt, zu der Zeit, wo den Robespierre noch alle rechtliche Menschen schätzen konnten, und wo er ganz und gar nicht dasjenige schien, was er in der Folge ward, bei einem unserer Freunde seine Bekanntschaft zu machen, ein noch größeres Unglück war es für uns, ihm die Bekanntschaft einer unserer vertrautesten Freundinnen verschafft zu haben, die, so wie Robespierre, immer nur einen sanften, bescheidenen, humanen und sogar tugendhaften Character gezeigt hatte, die aber eine mißverstandene Freiheitsliebe fanatisch und grausam machte; denn sie ward von dem Augenblicke an, wo sie sah, daß wir ihren und ihres Helden Meinungen entgegen waren, unsere grausamste Feindinn. Innig mit Robespierre verbunden verfolgte sie uns wie eine Furie, opferte ihm ihr Vermögen, wie ihre Freunde auf, und stürzte mit ihm ins Verderben.

Unter unseren Freunden war einer, der uns im Laufe des Jahres aufgefordert hatte, mit ihm und mehreren seiner Bekannten den Sommer zu Saint-

Germain zuzubringen; er hoffte, daß es uns dadurch gelingen würde, vergessen zu werden. Wir brachten dort auch wirklich die schöne Jahrszeit auf eine angenehme Weise zu, aber gegen das Ende derselben verfolgte uns das Unglück. Ein Revolutions-Ausschuß ward in St. Germain errichtet. Wie in Paris gab es täglich Verhaftungen. Die rechtschaffensten Menschen, so wie die Reichsten und diejenigen, welche einige Talente hatten, wurden angegeben und verhaftet. Unser Freund lud uns ein, mit ihm nach Paris zurück zu kehren. Wir reisten plötzlich ab, um das Unglück, das uns dorthin folgte, zu fliehen. Vier Wochen darauf wurden wir verhaftet. Es war, wie ich schon bemerkt habe, am 5. November in einer kalten regnigten Nacht. Um Mitternacht pocht man an unsere Thür, und unser alter Bediente Leclerc meldet uns mit rührender und bewegter Stimme, daß man bloß eine Haussuchung anstellen wolle, um unsern Briefwechsel zu untersuchen. Sogleich erschienen sechs mit Piken Bewaffnete, einen von dem fürchterlichen allgemeinen Wohlfahrtsausschusse abgesandten Bevollmächtigten an ihrer Spitze, vor unserm Bette; er fordert uns den Schlüssel zu unserm Schreibtische ab; ich gebe ihm denselben; er schließt den Schreibtisch auf und findet nur einen ganz unbedeutenden Brief, dessen er sich bemächtigt, indem er sagt, daß er dem Ausschusse überliefert werden solle und daß wir sogleich aufstehen, uns ankleiden und ihm folgen müßten. Das Gefühl unserer Unschuld war so groß, daß ich ihn nicht verstanden zu haben glaubte; ich blieb also ruhig liegen; als er aber mit stärkerer Stimme wiederholte: Steht auf und zieht Euch an! öffnete ich die Augen und sagte zu ihm: Aber es ist mir unmöglich, ich bin krank, seht wie meine Hände und Füße von der Gicht entstellt sind, in Wahrheit, ich kann es nicht. Als der schreckliche Bevollmächtigte auf eine trotzige und grobe Art darauf bestand, sagte ich: Nun, so geht hinaus, daß ich mich anziehen kann. Muthig verlasse ich das Bette und ziehe mich an; mein Mann thut ein Gleiches. Wir glauben beide zu träumen, und schmeicheln uns, daß man uns in dem Augenblicke, wo man uns hören würde, Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Aber wie weit war diese Gerechtigkeit von uns entfernt!

Der Zustand unseres treuen Bedienten in diesem Augenblicke ist schwer zu beschreiben; bleich und entstellt schien der Greis seinen Augen nicht zu trauen; er hatte beinahe die Sprache verloren: Julie, seine Nichte, zitterte am ganzen Körper; sie war nicht im Stande, uns den geringsten Dienst zu leisten; ich hörte ihre Zähne klappern. Was mich betraf, so behielt ich doch so viel kaltes Blut, daß ich sie zu beruhigen suchen konnte. Ich forderte Thee, den man eilig machte; wir nahmen weiter keine Kleider mit, als diejenigen, womit wir bekleidet waren; es waren nur die allernothwendigsten; in einem kleinen Bündel befanden sich für jeden zwei Hemden und einige Taschentücher. Alles übrige ward versiegelt; aber unsere Freunde kamen uns glücklicher Weise in so weit zu Hülfe, daß mir einige Male die Wäsche wechseln konnten. Wir wollten Assignate mitnehmen, aber der Bevollmächtigte sagte in einem rauhen und schneidenden Tone: Nehmt nur wenige mit; Ihr braucht sie nicht. Welche Worte! sie deuteten an, daß wir nicht mehr nöthig

haben würden. Indeſſen befragte mein Mann den grauſamen Bevollmächtigten, auf weſſen Befehl, und warum man uns verhafte? — Auf Befehl des allgemeinen Wohlfahrtsausſchuſſes, antwortet er, und zieht zu gleicher Zeit eine Schrift aus der Taſche, die uns verkündigt, daß wir verhaftet werden, weil wir Freunde Rolands, Briſſots und ihrer Mitſchuldigen ſind. Dieſe Beſchuldigungen waren damals ein Todesurtheil. Die Wahrheit war, daß wir in einem dritten Hauſe Roland ein einziges, und Briſſot zweimal geſehen hatten.

Wir hofften, uns, ſobald man uns gehört haben würde, über dieſe falſche Anklage rechtfertigen zu können. Ach! wir hatten uns ſehr geirrt! —

Als wir den Thee getrunken hatten, mußten wir aufbrechen. Der Augenblick war ſchrecklich. Die arme Julie war wie irre; wir umarmten uns zärtlich, ohne uns trennen zu können; die Augen unſers Greiſes floſſen von Thränen über, ohne daß er uns ein Wort ſagen konnte. Julie ſagte ſchluchzend zu mir: Nun, Madame, Gott wird Sie nicht verlaſſen, er wird Ihre Unſchuld ans Licht bringen. Darauf gab der Bevollmächtigte die abſcheuliſche Antwort: Ja, von Gott iſt auch die Rede! man muß die Menſchen und die Gerechtigkeit fürchten, die ſie ausüben!

Ein Schauder überfiel uns bei dieſen Läſterungen; betrübt ſtiegen wir die Treppe hinab; ich gab meinem Manne den Arm, denn ich zitterte. Wir fragen, wo man uns hinführen wird? Der Bevollmächtigte antwortete: Ihr kommt nach la Force. Wie, ſagte ich, ſo weit zu Fuß? Nun, Ihr werdet mich unterwegs liegen laſſen müſſen; denn es wird mir unmöglich ſein, hin zu kommen; ich muß wenigſtens einen Wagen haben. Es iſt um dieſe Zeit keiner zu haben, antwortete er; ich werde Euch alſo nach der Hauptwache der Section bringen. Gut, ſagte mein Mann, und hoffte, daß wir uns von da würden an unſere Freunde wenden können, deren wir in dieſer ſchrecklichen Lage ſo ſehr bedurften. Als wir auf der Wache angelangt waren, brachte man uns oben in ein ſchwarzes, und von erſtickendem Dampfe angefülltes Zimmer; denn es war grade über dem Zimmer in welchem ſich die Soldaten aufhielten, welche fortwährend rauchten. Wir fanden darin zwei Unglückliche, die gleich uns ihr Schickſal erwarteten, und von denen jeder in einem ſchlechten Gurtenbette lag. Es waren die rechtſchaffenſten Menſchen von der Welt, unſchuldig, mitleidig und gleich uns verfolgt. Sie ſahen uns mit Thränen in den Augen an, und erboten ſich, ihr Lager mit uns zu theilen; ich dankte ihnen, indem ich ihnen ſagte, daß ich weder ſchlafen noch Nahrungsmittel zu mir nehmen wollte, und mich glücklich fühlen würde, mein Leben auf ſolche Weiſe endigen zu können; eben das ſagte auch mein Mann. Man nöthigte ihn indeſſen, ſich auf die Erde auf einen elenden Ueberrock niederzulegen, ich aber beſtand darauf, auf einem alten Strohſtuhle, wo ich einige Stunden mit Weinen hinbrachte, ſitzen zu bleiben. Plötzlich ſteht mein Mann auf und frägt unſern Gefangenwärter, ob er ihm nicht Papier, Feder und Dinte verſchaffen könne? Es war ein menſchenfreundlicher Mann; er machte ſich anheiſchig, das Verlangte zu verſchaffen, und ſogar den Brief, den er ihm anvertrauen würde, heimlich zu überbringen. Sogleich ſchrieb mein Mann an mehrere ſeiner Freunde, und machte ſie mit der

ſchrecklichen Lage, in der wir uns befanden, bekannt, damit ſie ſich Mühe geben möchten, uns die Freiheit zu erwirken; allein alle ihre Schritte waren vergeblich. Ungeachtet ihres Eifers, ungeachtet unſere Section eine Deputation an den allgemeinen Wohlfahrtsausſchuß ſandte, um unſere Befreiung zu erhalten; ungeachtet einer ſehr eindringlichen Bittſchrift unſers guten Leclerc die er ſelbſt aus eigenem Triebe der Section übergab, wo man ihn den ehrwürdigen Greis nannte, der für die Sache ſeines Herrn auftrete; ohne auf die Reclamationen Rückſicht zu nehmen, welche die angeſehenſten Perſonen zu unſerm Beſten eingaben, mußten wir dennoch, da Robespierre unſer Verderben beſchloſſen hatte, unſer Schickſal erleiden. Vergebens war der ehrliche Gefangenwärter, von dem ich eben geſprochen habe, und den unſer Unglück rührte, zu allen Schritten bereit, von denen wir glaubten, daß ſie uns würden nützlich ſein können; trotz der Gefahren, denen er ſich dadurch, daß er der Unſchuld behülflich iſt, ausſetzt, geht er, ſpricht für uns, übergiebt unſere Briefe . . . Nichts hilft; ſie bleiben ohne Wirkung.

Endlich wird es Tag; es iſt ſechs Uhr Morgens; man läßt eine Miethkutſche kommen, und wir fahren ab. Unſere beiden Unglücksgefährten nehmen gerührt Abſchied von uns; ſie wußten ihr Schickſal noch nicht. Der ſchreckliche Bevollmächtigte und zwei ſeiner Trabanten ſteigen mit uns in den Wagen. Wohin bringt Ihr uns, fragte ihn mein Mann? — Dich nach la Force, und deine Frau aux Anglaiſes. Schrecken überfiel uns, als wir ein Urtheil ausſprechen hörten, das unſer Unglück noch vergrößerte. Trennt uns nicht, rief Bitaubé aus; erbarmt Euch einer leidenden Frau; bedenkt, daß wir dies Uebermaß des Unglücks nicht aushalten werden. Nun, ſagte Jener, wir werden ſehen! — Bringt uns doch, ich bitte Euch, nach dem Gefängniſſe Luxemburg. Er that es. Wir langen an; er ſagt zu meinem Manne, daß er mit ihm ausſteigen möge, und zu mir, ihn im Wagen zu erwarten; er werde ſehen, was ſich für eine Einrichtung treffen ließe. Er kehrte zurück, und ſagte mir, daß wir uns durchaus trennen, und er mich in ein anderes Verhafthaus bringen müſſe.

Ich hielt mich in dieſem Augenblicke nicht mehr; ich ſchluchzte laut; mein Mann, der, wie ich, in Verzweiflung war, wandte ſich an den Gefangenwärter, und ſprach mit ihm in ſo rührenden, erhabenen Ausdrücken, daß es ihm glückte, ihn zu bewegen. . . . Aber es iſt kein Platz, ſagte er. — Wir wollen mit allem zufrieden ſein, antwortete mein Mann, wenn man uns nur nicht trennt. Der Bevollmächtigte kömmt herab; wohlan, ſagt er, Ihr ſollt nicht getrennt werden! Geht beide hinauf. Ich ging von dem gräßlichſten Schmerze zu der lebhafteſten Freude über. Ich glaubte frei zu ſein, indem ich das Schickſal meines Gatten theilte.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Zu den Wahlen.

VII.

Die Wahlbewegung in Naſſau.

In Naſſau kommen nach der letzten Zählung vom 3. December 1864 auf 468,311 Einwohner — 213,335 Katholiken. Die letzteren waren kurz vor und während des letzten Krieges mit Oeſterreich — fanatiſch „öſterreichiſch“ — denn es war ihnen im Beichtſtuhl und von der Kanzel und außerdem in der ultramontanen Preſſe vielfach die beſtimmte Verſicherung ertheilt worden: „Preußiſch — ſein“ und „Proteſtantiſch — ſein“, ſei ganz daſſelbe und eine Niederlage Oeſterreichs bedeute auch eine ſolche für die „katholiſche Kirche“, die durch nichts mehr gefährdet ſei, als ein ſiegreich und unwiderſtehlich voranſchreitendes Preußen. „Naſſauiſch“ waren auch die naſſauiſchen Katholiken nicht; „naſſauiſch“ waren überhaupt alle Naſſauer nicht, da das herzogliche Haus durch ſeine Haltung in der Domänenfrage, welche 50 Jahre lang einen Zankapfel zwiſchen Volk und Dynaſtie bildete, alle Sympathien bei den Bewohnern Naſſau's längſt verſcherzt hatte.

Nun, da die Katholiken Naſſau's die Ehre und das Glück haben, Preußen zu ſein, ſollen ſie die Furcht — durch Preußen zum Proteſtantismus bekehrt zu werden — ebenſo wie ihre Anhänglichkeit an den Staat Oeſterreich und deſſen Dynaſtie verloren haben. Es beginnt in den Köpfen, die die ultramontane Preſſe Jahre lang in der Dunkelheit gehalten, gewaltig zu tagen. Einſichtsvolle und würdige Geiſtliche, wie der Domcapitular Rau, haben offen erklärt, daß die katholiſche Kirche in Preußen eines weit größeren Schutzes und einer weit größeren Freiheit ſich erfreue, als in dem vormaligen Herzogthum Naſſau. Der katholiſche Biſchof zu Limburg hat durch eine vortreffliche Kundgebung ſich offen und aufrichtig für die neue Ordnung der Dinge erklärt. Da die naſſauiſchen Katholiken zu begreifen beginnen, daß es keinen Staat giebt, in dem die Toleranz im ſocialen und politiſchen Leben mehr geübt würde, als in Preußen, und da der Biſchof und die angeſehenſten Geiſtlichen die neue Ordnung der Dinge willkommen heißen, ſo laſſen ſie auch ihre frühere feindſelige Haltung dem preußiſchen Volke und dem preußiſchen Staate gegenüber fahren. So wird namentlich berichtet, daß die naſſauiſchen Katholiken bei den Wahlen eine nichts weniger als preußenfeindliche Haltung beweiſen. Die Proteſtanten Naſſau's, namentlich die früher von den Vorfahren des jetzt in Holland herrſchenden Hauſes Naſſau-Oranien beherrſcht wurden, waren ſchon vor dem Ausbruch des letzten Krieges entſchieden preußiſch geſinnt und ſind es auch heute noch.

Bei dieſer Sachlage haben auch nur die „Anhänger der neuen Geſtaltung“ gegründete Ausſichten in Naſſau ins Parlament gewählt zu werden. Als ſolche gelten: Director (früher Miniſter 1848—49) Hergenhahn, aufgeſtellt im erſten Wahlkreis; Hofgerichtsprocurator Dr. Braun, aufgeſtellt im zweiten; Gutsbeſitzer L. Born, aufgeſtellt im dritten; und Gutsbeſitzer Joh. Knapp, aufgeſtellt im vierten. Hergenhahn, eine in Naſſau wegen ſeiner Feſtigkeit, Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit hochgeſchätzte Perſönlichkeit, war ſeiner Zeit Mitglied des Frankfurter Parlaments, und ſchon damals ein warmer und treuer Anhänger Preußens; Carl Braun, ein ebenwohl in Naſſau wegen ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften ſehr verehrter Mann, zeichnet ſich durch die Klarheit ſeiner Auffaſſung, ſeine ungewöhnliche Rednergabe und höchſt bedeutende national-ökonomiſche Kenntniſſe aus: er war Präſident der weiland naſſauiſchen Deputirten-Kammer und fungirte als ſolcher auch bei den volkswirthſchaftlichen Congreſſen Deutſchlands. Die Gutsbeſitzer Born und Knapp, dem bäuerlichen Stande angehörig, ſollen in Folge langjähriger Thätigkeit in den naſſauiſchen Kammern, in politiſchen Fragen wohlbewandert ſein. Die Wahl von Hergenhahn, Braun und Knapp ſoll als geſichert zu betrachten ſein. Im fünften Wahlkreis (Dillenburg-Erborn-Hachenburg-Selters-Marienburg-Nennerod) ſcheint eine Einigung noch nicht ſtattgefunden zu haben, als Candidaten werden für dieſen Bezirk bezeichnet: Procurator Dr. Siebert; Friedrich Freiherr von Schwartzkoppen-Rottorf; Bergwerksbeſitzer Giebeler und Bergwerksbeſitzer Treupel — ſämmtlich übrigens der preußenfreundlichen Partei angehörig. Für den zweiten Wahlkreis (Wiesbaden-Wehen-Langenſchwalbach-Eltville-Rüdesheim) wurden noch als — übrigens ganz „ausſichtsloſe“ — Candidaten bezeichnet: Dr. Frhr. v. Preuſcher und Frhr. v. Zwierlein. Frhr. v. Preuſcher hat ſich ſeit lange durch ſeine antipreußiſche Haltung hervorgethan; Frhr. von Zwierlein hat ſeiner Zeit die von Hrn. Chriſtian Abt in Frankfurt a. M. edirte durch und durch ſchwarz-gelbe „Kritik“, die in Calumnien und im Punkte des Preußenhaſſes das äußerſte leiſtete, unterſtützt und gehörte von 1863—1866 zur ſogenannten „großdeutſchen Partei“, welche bei ihrer Conſtituirung auf Antrag der Herren v. Lerchenfeld, Moritz Mohl und Varnbüler ſich dahin ausſprach, daß der deutſch-franzöſiſche Handelsvertrag unbedingt zu verwerfen und der Zollverein entweder durch Oeſterreich zu vergrößern oder zu ſprengen ſei. Der langjährige Vertreter der naſſauiſchen Clerikalen auf dem naſſauiſchen Landtage, Domcapitular Rau, hat dem Vernehmen nach, jede Wahl zum Parlament abgelehnt.

VIII.

Die Wahlen im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt.

In Oberheſſen, der zum Norddeutſchen Bunde gehörigen Provinz Heſſen-Darmſtadts trägt die Wahlbewegung einen entſchieden preußenfreundlichen Character.

Die dem Herrn Dalwigk beſonders angenehmen Perſonen — ſo Provinzial-Director Goldmann und Hofgerichtsrath Biedewald — wurden vom Volke Oberheſſens gar nicht in Betracht gezogen.

Das Volk hat aufgestellt: für den ersten Wahlkreis: Freiherr Adalbert v. Rabenau zu Fridelhausen; für den zweiten: Bergrath Buderus zu Hirzenhain; für den dritten: Fabrikant Lerch zu Lauterbach.

Alle drei sind als „Preußenfreunde" bekannt; alle drei sind nicht allein reichbegüterte, sondern auch durchgebildete, einsichtsvolle, ehrenwerthe und patriotische Männer.

In einer vortrefflichen Rede, welche Freiherr von Rabenau am 20. Januar in einer Wählerversammlung zu Gießen hielt, und worin er darlegte, daß und warum der weiland „Bundestag" seine „Aufgaben für Deutschland" nicht erfüllt habe, bemerkte er:

> „Das Verderben des deutschen Reichs, der Zerfall der Staats- und Reichshoheit war, daß ihre Theile polypenhaft zur Selbstständigkeit erwuchsen. Jetzt gilt es, dieses Reich wieder zu errichten und die alten Fehler zu vermeiden. Der ganze Inhalt der politischen Existenz der Kleinstaaten, war ein negativer geworden, ein Zustand der auf die Dauer völlig unhaltbar war und ist. Ersatz und Rettung wird ihnen nur dann kommen, wenn sie aus der Negative heraus wieder in's Leben eintreten und die sich unaufhaltsam vollziehende Wandlung in den deutschen öffentlichen Rechtszuständen anerkennen".

Und diese Anschauungen und Ueberzeugungen des Freiherrn von Rabenau werden auch in allen Hinsichten von den beiden Industriellen Buderus und Lerch getheilt.

Außer den drei genannten Candidaten von Rabenau, Buderus und Lerch waren von verschiedenen Seiten noch Graf von Solms-Laubach und Pfarrer Welcker in Anregung gebracht worden; doch scheint der erstere auf die Sache nicht bestimmt und entschieden eingegangen zu sein, der zweite hat seine Bedeutung in der Provinz resp. in seinem Kreis offenbar weit überschätzt. —

IX.

Die Wahlen im Herzogthum Braunschweig.

In Braunschweig geht die Wahlbewegung dem Character des Volks und seinem bisherigen „Stillleben" entsprechend, „geräuschlos" — fast „lautlos" vor sich. Die Braunschweiger behaupten: in ihrem Lande gäbe es keine Parteien. Ist dies ein Vorzug — oder ein Mangel? Sicher ist, daß das „Leben" sich nur in „Bewegung" äußert und beim „Leben des Volks" tritt diese Bewegung im „Parteikampf" hervor. Ferner erwägten die „Parteilosen" in Braunschweig nicht, daß gegenüber einer ganz neuen Frage, der der organischen Gliederung des größten Theiles von Deutschland, auch neue, — und je nachdem sehr verschiedene Auffassungen, welche nothwendigerweise zu verschiedenen Parteigruppirungen führen müssen — möglich sind. Die beiden in der Stadt Braunschweig aufgetretenen Candidaten von Bedeutung haben ebenwohl die Aufgaben des Parlaments durchaus nicht in „einer und derselben" Weise aufgefaßt.

Kaufmann Adolf Schmidt zu Braunschweig sprach sich in einer Candidatenrede sehr entschieden gegen die Kleinstaaterei aus; „die Hauptbe-

bingung der ſtaatlichen Exiſtenz — bemerkte er — ſei allerdings die Macht; die Thatſache, daß in Deutſchland Preußen allein als wirklicher Staat daſtehe, dränge zu der Ueberzeugung, daß Deutſchland nur durch Preußen wiedergeboren werden könne und er verlange deshalb den engſten Anſchluß an Preußen, Abtretung nicht allein des militäriſchen Oberbefehls, ſondern des ganzen Heerweſens zu Lande und zur See an Preußen, ebenſo die Regelung und Leitung der volkswirthſchaftlichen Intereſſen, Poſt, Telegraphen, Maaße u. ſ. w. und die Vertretung der Kleinſtaaten — ſo lange dieſe eben da wären."

Schmidt iſt für „Niederhalten und Niederkämpfen von jedwedem Particularismus von oben oder von unten."

Lange nicht ſo ſcharf und beſtimmt drückte ſich ſein Nebenbuhler — Kreisrichter Bode in einer Wahlverſammlung im Alt-Stadtrathhauſe aus. Er meinte zwar auch: Preußen habe die Kraft und den Willen gezeigt, an Deutſchlands Spitze zu treten; beſeitigt ſeien alle Zweifel an Preußens deutſchem Beruf; es habe Anſpruch an vollen Anſchluß — wenn nicht aus Liebe, doch aus Reſpekt — aber die Erhöhung des Militäretats, die er doch als die einfache Conſequenz jener Vorderſätze hätte zugeſtehen müſſen, war ihm bedenklich. Ein Mehr von 1300 Mann und 300,000 Thlr. für Braunſchweig ſei „zu viel".

Gegen dieſe Forderung, meinte er, ſei zu kämpfen, freilich mit der Einſchränkung: „wenn nicht etwa dadurch das ganze Bündniß gefährdet werde."

Vom Grafen Otto von Bismarck-Schönhauſen, auf den der Ausſpruch angewendet werden müſſe:

„Es wächſt der Mann mit ſeinem Ziele"

erzählte der candidirende Kreisrichter ſeinen aufmerkſam lauſchenden Zuhörern, — derſelbe habe ihm den Reſpect wieder eingeflößt, den derſelbe ihm vor längeren Jahren auf einem andern Theater als Schläger eingebläuet habe."

Die Erzählung Bodes von dem ihm im Duell in fröhlicher Studentenzeit durch den berühmten Staatsmann nachdrücklich „eingebläuten Reſpect" ſcheint für ſeine Candidatur bei den Braunſchweigern nur von Vortheil geweſen zu ſein; nach dieſer Rede ſtiegen ſeine Chancen ſehr — während die ſeines Rivalen Schmidt, der ſich ſchließlich zu einem Verzicht auf jede Candidatur verſtand, ungemein ſanken.

Derſelbe Bode war auch für den zweiten Wahlkreis (Wolfenbüttel-Helmſtedt) aufgeſtellt; doch tritt hier neuerdings mehr Obergerichtsadvokat Müller in den Vordergrund, neben dem freilich noch Köpp und Miquel in Osnabrück genannt werden. Im 3. Wahlkreiſe — Holzminden - Gardersheim — iſt die Rede von Obergerichtsrath Dr. jur. Alb. Schmidt und Staatsanwalt Schnuſe.

Daß die reine Arbeiterpartei auch in Braunſchweig einen Mann von ihrer Farbe proponiren würde, ließ ſich erwarten. Die Aeußerungen dieſer Partei ſind jedoch in dem nüchternen Braunſchweig nicht eigentlich Bewegungen — nur Zuckungen.

Der „Candidat ohne Hoffnung" heißt hier Otto Walster.

Der Vollständigkeit wegen muß ich noch anmerken, daß die Blankenburger, welche mit den Braunschweigern zusammen wählen, mit der Candidatur Bode's sich nicht recht befreunden wollen; sie waren und sind entschieden für den obgenannten Kaufmann Ad. Schmidt. Die Blankenburger sind so „kühn" zu behaupten, sie begriffen gar nicht, warum Braunschweig nur Juristen in den Reichstag schicken solle. Und in der That, die Blankenburger sind in diesem Betreff — mit Verlaub zu reden — vielleicht etwas klüger als die witzigen Bewohner der Stadt der Intelligenz, der Weltstadt Berlin, die das Joch der Vormundschaft der Juristen bis zur Stunde höchst bescheiden und demüthig tragen. Verwaltungsbeamte sollen und müssen schon andere Eigenschaften und Kenntnisse besitzen als richterliche Beamte; weiterhin sind aber für einen Gesetzgeber wieder ganz andere Qualitäten erforderlich, wie für einen Gesetzausleger.

Eine gewisse Pedanterie und starres Beharren beim Wort sind bei einem Richter nützlich, um nicht zu sagen, nothwendig — bei einem Gesetzbegründer und gar beim Politiker sind sie vom höchsten Uebel und dem auf dem Gebiete der Politik sich stets als „Richter" fühlenden und gerirenden Repräsentanten muß man gar zu oft zurufen: summum jus — summa injuria!

Bis jetzt hält sich in Preußen jeder „gute Jurist" — zugleich für einen „großen Staatsmann", und eine Stadt wie Berlin unterschreibt diesen Satz, der nur möglich, wo ein Volk, seiner eigenen Fähigkeit mißtrauend, nach einem Vormund sich umschaut. „Große Staatsmänner" werden am wenigsten durch das Studium des Landrechts und der Pandekten Justinians erzogen. „Große" Staatsmänner werden überhaupt nicht durch Studium „gemacht" — sie werden wie die Dichter „geboren". —

X.

Die Wahlen in den Fürstenthümern Lippe, Schaumburg-Lippe und Waldeck.

1. Fürstenthum Lippe. Wie in Anhalt, so können wir auch in Lippe die interessante Beobachtung machen, daß „Conservative" und „Demokraten" in ein Horn blasen, in das des entschiedensten Particularismus — der in Deutschland die vom preußischen Staate gewährleisteten unsäglichen Vortheile nur „mitgenießen" und zu den Lasten nichts oder doch nur möglichst wenig beisteuern will.

Ein „sehr hoher" lippescher Staatsbeamter, für dessen Wahl namentlich von Herrn v. Borries eifrig agitirt wird, drückte sich in einem Briefe — der wohl auf eine nach Lemgo berufene Wählerversammlung eine gehörige Wirkung ausüben sollte, dahin aus: daß es eine „schwierige und undankbare Aufgabe" sei — „einer richtigen Würdigung und billigen Berücksichtigung der Interessen und Verhältnisse der Kleinstaaten Geltung zu verschaffen" — indem zugleich bedeutungsvoll angemerkt wurde: „sehr Vieles stehe auf dem Spiel."

Der Candidat der lippeschen „Demokraten", Syndicus Hausmann n Horn, hat in sein Wahlprogramm gemüthlich „einjährige Dienstzeit"

aufgenommen. Also auch die Lippeschen wollen wie die Anhaltiner von „Zahlen" und „Dienen" nichts wissen. Mögen Preußens tapfere Söhne an die Grenze eilen, wenn der Feind Deutschlands Sicherheit bedroht; mögen sie Wache halten am Rhein, am Main, an der Weichsel und am Belt; mögen die preußischen Bürger Steuern zahlen zur Beschaffung kostbaren Kriegsmaterials, zur Errichtung und Erhaltung von tüchtigen Kriegsschulen, zum Bau der so überaus viele Kosten verschlingenden Festungen, die in vielen Fällen (Erfurt und Minden) den benachbarten Kleinstaaten mindestens eben so viel Vortheil und Schutz bieten, als den Preußen selbst. — das kümmert die kleinstaatlichen Leute Alles nicht. Bisher gab es ein für das Vaterland trinkendes und singendes Deutschland — und ein für das Vaterland kämpfendes, blutendes und zahlendes — und letzteres war Preußen.

Soll diese Ungleichheit, diese schreiende Ungerechtigkeit fort und fort bestehen? Nimmermehr! Das Urgrundrecht: „Gleiche Rechten, gleiche Pflichten", muß in Deutschland überall zur Geltung kommen, und grade solche gerechte Männer thun Noth fürs Parlament, die entschlossen sind, dem obengenannten Grundsatz unerbittlich auch in allen Kleinstaaten Eingang zu verschaffen.

2. In Waldeck nimmt die Wahlbewegung einen sehr ruhigen Verlauf. Die Regierung in Waldeck war eine der wenigen in Deutschland, welche schon vor dem Eintritt der Ereignisse des vorigen Jahres aus freien Stücken auf sehr wesentliche Hoheitsrechte Verzicht geleistet. Eine Militärconvention hatte diese Regierung schon im Februar 1862 mit Preußen abgeschlossen; auch hatte sie — in dieser Beziehung in Deutschland ganz allein stehend — die Vertretung der waldeckschen Angehörigen im Ausland den königlich preußischen Gesandtschaften und Consulaten übertragen. Die Regierung in Waldeck ist also nicht particularistisch und ebensowenig ist es das Volk. Bei dieser Sachlage können heftig sich reibende Gegensätze sich gar nicht entwickeln. Der Parlamentscandidat der Waldecker ist Ober-Gerichts-Rath Ceverin, für dessen Wahl namentlich in Wildungen gewirkt wird.

3. In dem kleinen Bückeburger Ländchen ist von einer Wahlbewegung nichts zu verspüren; und auch von der Nomination eines Candidaten hat noch nichts verlautet.

XI.

Die Wahlen in Schleswig-Holstein.

In Schleswig-Holstein hat sich in Folge der Wahlbewegung eine sehr „stramme Preußenpartei" heraus gebildet, deren Anhang täglich sichtbar wächst. Den Anstoß zu diesem Vorgehen in entschieden preußischem Sinne hat Treitschke gegeben, der nicht bloß ein Gelehrter, sondern auch, was nicht jeder Gelehrte, ein tapferer und entschlossener Mann ist. Neben der Preußenpartei hat sich eine sog. „Mittelpartei" constituirt, die aber genau betrachtet, ganz dasselbe anstrebt, was die entschiedenen Preußenfreunde wollen — nur bislang etwas „schüchterner" etwas „verschämter". Diese

Mittelpartei wird auch bei den Wahlen mit der „preußiſchen Partei" nach allen Anzeichen Hand in Hand gehen, in Folge deſſen die Ausſichten, klarſichtige und echt patriotiſche Männer als Vertreter Schleswig-Holſteins im Parlament zu ſehen, ſehr geſtiegen ſind.

Die alte Partei der mit dem „Erbrecht handeltreibenden" Auguſtenburger, welcher die Geſchichte für immer das Zeichen der Selbſtſucht und Beſchränktheit aufgedrückt hat, exiſtirt zwar noch, ſie verliert jedoch täglich, ja ſtündlich an Bedeutung. Aber getreu ihrer alten Maxime, ihre Sonderintereſſen und die Vortheile ihrer Stellenjäger dem Heile des Vaterlandes überzuordnen, arbeitet ſie auch bei dieſen Wahlen lieber den Dänen in die Hände, anſtatt wahrhaft nationale Ziele zu verfolgen. Im 2. Wahlkreiſe (Sonderburg, Norburg, Flensburg, Glücksburg, Cappeln u. ſ. w.), ſtehen 45,000 Deutſchgeſinnten 42,000 Däniſchgeſinnte, die alle wie ein Mann für ihren Candidaten, den bekannten Gutsbeſitzer Ahlmann auf Werthemine auf Alſen ſtimmen werden, gegenüber. Da hätten alſo die Deutſchen, gerade wie ihre Brüder in Poſen den Polen gegenüber, die heiligſte Verpflichtung feſt zuſammen zu ſtehen. Der von der nationalen Partei für dieſen Kreis aufgeſtellte Amtmann Matthieſſen, ein Mann von gemäßigten Grundſätzen und in den Parteikämpfen der letzten Jahre wenig genannt, kann als ein eigentlicher Verſöhnungs- als ein Compromiß-Candidat im vollſten Sinne des Wortes gelten. Allein die „erbitterten" Führer der Auguſtenburger, welche das völlige Scheitern der Hoffnung, als Sterne erſter Größe am „Kieler Hofe" zu glänzen, noch nicht verſchmerzt haben, ſind der Candidatur des tüchtigen Matthieſſen in Flensburg mit großer Leidenſchaftlichkeit entgegengetreten.

Beſonders that ſich bei dieſer Gelegenheit durch ſeine Heftigkeit der bekannte Particulariſt Bremer, weiland Bürgermeiſter, hervor; er iſt jedoch nicht von der Partikulariſtenpartei für den 2. Wahlkreis proponirt, ſondern der geweſene Regierungsrath Straus, ein Mann, der in keiner Hinſicht „hervorragende" Eigenſchaften beſitzt.

Weitere Candidaten der Auguſtenburger ſind: O.-Ger.-R. Jenſen (aufgeſtellt für den 6. Wahlkreis) der „intime" Rathgeber des ſo „ſchlimm berathenen" Auguſtenburgers; von Warnſtedt (aufgeſtellt für den 5. Kreis), der viel Tinte vergeblicher Weiſe für eine von Haus aus traurige Sache verſchrieben; Graf Eduard Baudiſſin-Friedrichshof, (aufgeſtellt für den 3. Kreis), ein Vollblut-Preußenhaſſer, der ſich als ſchwarz-roth-goldner Fähndrich brüſtet, noch bis zur Stunde das große Volk Preußen für nicht wichtiger als das „Stämmchen von Holſtein" hält, und nach der Ehre durſtet, auf den Bänken des Parlaments neben Jacoby, dem Abgott der Frankfurter und aller eingefleiſchten Particulariſten, zu ſitzen; Dr. jur. Rud. Schleiden, (aufgeſtellt für den 8. Kreis), ohne deſſen höchſt bedeutſame diplomatiſche Miſſionen Deutſchland im Auslande, niemals zu irgend welchem Anſehen gelangt wäre; Bokelmann-Müſſen, (aufgeſtellt für den 9. Wahlkreis), eine Perſönlichkeit lediglich ausgezeichnet durch ihre Antipathien gegen Preußen; Schrader weiland Archidiakonus an St. Nicolai in Kiel (auf-

gestellt für den 7. Kreis), der „ehrliche Mann" κατ'εξοχην, der die Annexion für „Sünde" und das Stehenbleiben am Main für ein „Verbrechen" erklärt, und als „Prediger der Liebe" in geistesarmen und wortreichen Pamphleten schon übergenug Samen des Hasses und der Zwietracht ausgestreut hat; endlich Carl Philipp Francke (aufgestellt für den 4. Wahlkreis), von dem man mit Recht hätte erwarten sollen, er würde sich mit seinem „flüchtigen" Prinzen von Arkadien in irgend einem abgelegenen Winkel für immer verbergen, der aber statt dessen jetzt eifrig bei seinen Landsleuten um einen Parlamentssitz „buhlt", indem er den Letzteren in seinem Programm betheuert:

> „Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und freiheitliche Entwicklung im Innern, könne der Einheitsstaat, der das Grab der Freiheit und des Rechts sei, nicht bieten."

und außerdem zusagt:

> „Verwahrung im Parlament gegen das unerhörte Unrecht das an Schleswig-Holstein und an seinem rechtmäßigen Fürsten verübt worden sei."

Man sieht, die Augustenburgische Knappschaft ist noch immer in windigen Phrasen groß. Consequent handeln die Schrader und Francke freilich nicht; denn als treue Schildknappen ihres der Lächerlichkeit für alle Zeiten überlieferten Herrn, müßten sie, das Beispiel ihres großen Propheten „Johann" Jacoby befolgend, sich jeder Theilnahme an den Wahlen enthalten.

„Gewaltige Leute" haben also die Augustenburger in's Feld gestellt; billigerweise hätten sie aber auf ihre Candidatenliste einige Mitglieder der um ihre Sache so überaus verdienten „Kieler-Hof-Democratie" setzen sollen, z. B. Dr. Freese und May, die wacker für Oesterreich gestritten; Gustav Rasch, der mehr für die Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoch gethan, als die ganze preußische Armee, und Franz Duncker, der in seinem „radicalen" Leiborgan „furchtlos und treu", für die Rechte des Kleinfürstenthums gefochten und sicher von Seiten des Augustenburgers, falls er mit Pomp den Thron zu Kiel bestiegen, den „höchsten Orden von Schleswig-Holstein" empfangen hätte.

Die preußenfreundliche Partei hat folgende Candidaten in Vorschlag gebracht:

1. für den ersten Kreis: Amtmann Kier, der mit dem Dänenführer Krüger-Beftoft um den Sieg ringt;

2. für den zweiten: der bereits obengenannte Amtmann Matthiessen;

3. für den dritten: Peter Christian Schmidt, Gutsbesitzer in Windebye, ein durchgebildeter, vielerfahrener, in allen Kreisen hochgeschätzter Mann, der seit langen Jahren in der früheren schleswigschen Ständeversammlung seine Landsleute vertrat;

4. für den vierten: W. Beseler in Bonn, der frühere Statthalter von Schleswig-Holstein, der sich zwar nie in Sachen des „Prinzen Friedrich"

erhitzt, aber mehr wirkliche Verdienste um Schleswig-Holstein hat, als die ganze augustenburgische Tafelrunde;

5. für den fünften: Paul Joh. Friedr. Boysen, dermalen Bürgermeister in Hildesheim, Chef des Departements des Innern zur Zeit der Statthalterschaft, ein wegen seiner Gerechtigkeit, Biederkeit und Geschäftskenntniß in den beiden Dithmarschen höchst beliebter und angesehener Mann;

6. für den sechsten: J. Scharmer, Hofbesitzer, früher Mitglied der holsteinischen Ständeversammlung, brav und uneigennützig, ein ächter Patriot;

7. für den siebenten: Graf Fritz Reventlow auf Starzeddel, mit Beseler Mitglied der provisorischen Regierung (1848) und mit demselben Statthalter der Herzogthümer (1849—1850) — ein Ehrenmann in der vollsten und schönsten Bedeutung des Wortes;

8. für den achten: Kaufmann Pustau, ein Mann von anerkannter Biederkeit und mit großen und vielseitigen, auf langjährigen Reisen gesammelten Kenntnissen ausgerüstet;

9. für den neunten: Oberpräsident von Scheel-Plessen, ein warmer aufrichtiger Patriot, von seltener Uneigennützigkeit mit einem entschlossenen Charakter und einer großen Gewandtheit in allen Branchen des öffentlichen Dienstes.

Selbstverständlich haben die Arbeiter auch in Schleswig-Holstein ihre Candidaten proponirt; sie hätten dies aber (in Altona) etwas mehr „parlamentarisch" und etwas weniger „tumultuarisch" thun sollen. Ihr Candidat ist in Altona Cigarrenarbeiter Möller.

In Altona giebt es übrigens im Ganzen 5 Candidaten; außer den 3 genannten Pustau, Schleiden, Möller, candidiren noch Bokelmann-Rethwischhöhe und Institutsvorsteher Bünger.

Die Particularisten, die auch hier wie anderwärts ihre Sonderbündelei hinter das „vergilbte Pergament" der Reichsverfassung verstecken möchten, sagen und meinen nun: ihre Candidaten würden überall „mit Glanz" durchgehen. Auch die „Rhein. Ztg.", der Tummelplatz für alle particularistischen Bestrebungen verkündet den Sieg der Augustenburgerei — und wenn dies edle Blatt, dessen ganze Beschäftigung darin besteht, entweder zu schimpfen oder kecke Unwahrheiten aufzutischen, derartiges behauptet, so sollte man eigentlich nicht länger einem Zweifel sich hingeben. Die Nachrichten anderer Blätter, — die noch nicht auf dem Standpunkt angelangt sind, aus der planmäßigen Verdrehung und Verdunkelung der Thatsachen ein „förmliches Geschäft" zu machen — lauten inzwischen ganz anders; diese stellen vielmehr den gewissen Sieg von „mehreren" Candidaten der preußischen Partei in Aussicht.

Wochenschau.

Theils aus Berechnung, theils aus Bedürfniß kommen die Cabinete dahin überein, die Weltgeschichte recht zart aufzufassen, damit sie nicht in eine Laune verfalle und einen Conflict erzeuge. Die Mächte des mittleren und westlichen Europas haben jegliche ihre Aufgabe. Jede einzelne ist beflissen, ein Werk der inneren Mission zu vollenden, jede ist dabei auf die Geschicklichkeit, welche die andere entfalten werde, neugierig; diese Neugier läßt der Kampfeslust keinen Raum. Frankreich baut eine Tribüne für ein Volk von Rednern, die sich bereits leer gesprochen haben; England sinnt auf eine politische Reform für ein Volk, dem in Wahrheit nur nationalökonomische Fragen am Herzen liegen; Oesterreich möchte die Kette des Constitutionalismus für einen Völkerverein schmieden, für welchen jene Formlosigkeit, die unter dem Absolutismus bestand, das naturgemäße Band ist; die Herren Löwe-Kalbe und Parrisius stürmen in das Norddeutsche Parlament, und die Leute nennen es die deutsche Einheit. Bei dergleichen Aufgaben ist es natürlich, daß man, statt nach dem Schwert zu greifen, die Hand tiefsinnig an die Stirn legt, daß man in dieser betrachtsamen Stimmung weder andere stören, noch selber gestört sein will. Die Deutschen sind nicht mehr ausschließlich das Volk von Denkern, auch die Engländer, auch die Franzosen, auch die Magyaren und Czechen werden tiefsinnig und verfallen in die Spitzfindigkeit des Formalismus. Sie werden Grübler, sie suchen ein classisches Beispiel für die Redeform aufzustellen, die der Gramatiker pars pro toto nennt. Die Tribüne im gesetzgebenden Körper zu Paris — pars pro toto! Das verantworliche Ministerium in Pesth — pars pro toto! Das Parlament des Herrn Parrisius — pars pro toto! Eine Disraeli'sche Reform-Resolution — pars pro toto!

Rußland freilich scheint im Vollen zu wirthschaften und nach dem Vollen zu greifen. Rußland hat der Polnischen Frage ein Ende gemacht, und somit sich auf die Behandlung der orientalischen Frage vorbereitet. Letztere darf jedoch nicht zu schnell überwallen, sie muß noch auf längere Zeit sacht simmern, wobei auch wir in Europa am langsamen Feuer der Erwartung mürbe gemacht werden.

Wieder einmal war die Nachricht durch die Zeitungen getragen worden, daß der Aufstand in Candia gänzlich unterdrückt worden sei. Es hat sich noch nicht ermitteln lassen, wie weit die Nachricht begründet sein mag; aber so viel ist gewiß, daß, wenn sie sich auch bestätigt, hiermit für die Lösung oder Todtschweigung der orientalischen Frage nichts gefördert ist. Hätte man die candiotische Bewegung gleich in ihrem Ursprunge bewältigt, so wäre es vielleicht möglich gewesen, daß Europa über dies Ereigniß hinwegging, und daß die östlichen Völker demselben keine Einwirkung auf ihr

Schickſal zugeſchrieben hätten. Jetzt aber ſind die Leidenſchaften aufgeregt, Europa iſt unruhig geworden. Die Hoffnungen der griechiſchen Nation ſind ſo weit heraufgeſpannt worden, daß an eine Rückkehr zur Ruhe nicht mehr zu denken iſt. Die helleniſche Einheit ſteht nun einmal auf der Tagesordnung, die „helleniſche Monarchie" will ſich verwirklichen. Wenn jetzt die beſonderen Abgeſandten, welche von Athen aus nach allen Weltgegenden geſchickt werden, den Auftrag haben, den Erwerb Kretas und der hauptſächlichen Inſeln des Archipels, ſo wie einiger Gebiete an der Nordgrenze Griechenlands zu verlangen, ſo iſt das nur ein Minimum, welches bald wachſen und geſteigerten Anforderungen Platz machen wird. Es wird nicht lange dauern, ſo erinnern ſich die Hellenen, daß die Handelsſtädte an den Küſten Kleinaſiens ihre alten Anpflanzungen ſind, ſie begreifen, daß der Beſitz jener Küſten für ſie eben ſo gut eine Lebensbedingung ſei, wie das alte Athen nicht exiſtiren konnte, wenn es nicht die ganze ioniſche Republikenwelt durch engſte Bündniſſe an ſich geknüpft hatte. Wie darf man nun glauben, daß die Beſiegung des Aufſtandes auf Kreta dieſe mit Gewalt hervorbrechende Sinnesrichtung der Hellenen irgend wie ändern werde? Der Horizont der Bewegung hat ſich erweitert, die Ereigniſſe auf jener Inſel beſitzen nur noch die Bedeutung einer Specialität, ja, wenn hier im Kleinen etwas fehlſchlägt, ſo werden die Griechen wohl begreifen, daß die Intrigue nun im Großen betrieben werden müſſe.

Eine ähnliche Ahnung dürfte ſich auch der europäiſchen Höfe bemächtigen. Die Cabinette, die bisher glaubten, die orientaliſche Frage ſei nur von müßigen Combinationenſpinnern heraufbeſchworen, ſehen jetzt wohl ein, daß ſie nicht wieder auf die Seite zu ſchieben iſt. Und was als die verfänglichſte Erſcheinung hierbei betrachtet werden muß — die orientaliſche Frage nimmt nicht etwa eine ſolche Geſtalt an, daß ſie in acuter Weiſe durch raſch eingreifende Maßregeln gelöſt werden könnte, ſondern ſie frißt ſich vielmehr ein, ſtets mahnend, ſtets nagend und prickelnd, aber nicht derartig ſich aufdrängend, daß man ſie durch einen reſoluten Schritt zu erledigen vermöchte.

Sie beherrſcht fortan die Stimmung der europäiſchen Diplomatie, aber in Wahrheit nur deshalb, weil wir im orientaliſchen Spiegel uns ſelber wiedererblicken. Das iſt die Stärke Rußlands. Nachdem wir ihm im Jahre 1853 nicht hatten glauben wollen, daß in Conſtantinopel ein kranker Mann ſei, haben wir uns ſelber dahin gebracht, daß ganz Europa als der kranke Mann erſcheint. In der Türkei wühlen die chriſtlichen Nationen, in Frankreich wühlen die republikaniſchen, legitimiſtiſchen, orleaniſtiſchen Parteien, in England die Fenierwelt, in Oeſterreich der Slavismus, in Norddeutſchland wiederum das, was Herr Wiggers den Centralismus nennt. Ueberall wird ein und dieſelbe Medicin verſchrieben: die Reform, die Volksvertretung, die ars rhetorica, himmliſche Programme, Wahlaufrufe, Wahlzettel (cabbaliſtiſch wirkend, wenn ſie bedruckt ſind). Und dazwiſchen hebt der Arbeiteraufſtand in Belgien ſein Haupt empor, prügelt man ſich in Villa Nova und Villa Colonna, entfalten die Proletarier auf

Trafalgar Square ihre Fahnen, ſchreit der Faubourg St. Antoine nach Brod. Es fehlt für dieſe Zukunftskinder, die es insgeſammt zu gut mit einander meinen, die Ordnungsruthe. Aber ſie werden die Ruthe ſich ſchon ſelber binden. Vom Pfade des Rechtes abgewieſen, taumeln ſie, und wenn die Disciplin über ſie kommt, werden ſie lange vergebens nach dem Rechte rufen, welches ihren Rücken ſchützte.

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

24.

Hier ſtutzte der Zuhörerkreis des Leſers; Aller Augen flogen Herminen zu, der Gattin des Oberſten Bruno von Arnheim. Der Dichter indeſſen, in ſein Manuſcript ganz vertieft, nahm nichts von dieſer Aufregung wahr; ununterbrochen fuhr er in der Lectüre ſo fort:

Sie mit Eliſen geht durch die Parkgänge.
Jetzt ſieht er die Sylphide ſcherzend flieh'n.
Ha daß auch er in lichten Räumen ſchwänge,
Und dürfte ſie im Fluge mit ihm zieh'n!
Wie ſchlägt ſein Herz, welch' liebliches Gedränge
Von feur'gen Kräften, welch ein tief Erglüh'n! —
Die wirkliche Begegnung ſcheut er, weilt,
Fliegt nun hinab; ſie iſt hinweggeeilt.

Er ſchließt die Schweſter freudig in die Arme
Und küßt ſie, fragt nichts, horcht indeß entzückt.
Eliſe ſprach nicht von dem heut'gen Harme,
Durch ſeine Gegenwart ſtets neu beglückt,
Und weil ſie räth, wovon er jetzt erwarme,
Erräth, daß ſein Idol ihn ſchier berückt,
So redete ſie ſelbſtlos von Herminen,
Die keineswegs ihr ungemein erſchienen.

Und wär's nicht ſo, ſie mocht' ihn Keiner gönnen,
Ihn ſich zu halten, war ihr Herzensſinn.
Dieß doch das Einesſein ſtets dau'rnde Trennen,
Die Hind'rung in der Liebe Vollgewinn
Erſchreckt ſie ſchon genug. So im Entbrennen
Erzählt ſie auch von dieſer Störerin;
Indeß er trunken, leicht und frei geſtimmt,
Die Worte nur, nicht deren Ton vernimmt.

Ein neu Ereigniß unterbricht die Beiden.
Er merkte lebhaft auf und blieb dann ſteh'n.
Sein feuchtes Aug' hängt leuchtend faſt vor Freuden
An einem Knaben dort, der auf den Höh'n
Des Nachbarſchloſſes, Sinn und Herz zu weiden,
Frei um ſich ſchaut. Der Knabe war ſehr ſchön.
Doch nicht erwiedert Bruno Rodrich's Blick,
Er tritt flach grüßend in das Schloß zurück.

25.

Auf's neue geſchah eine Aufregung in der Geſellſchaft. Weil jedoch Conrad bei dem Gedicht beharrte, verweilte Bruno auch ſo und mit ihm Hermine. Alle dieſe Jugendgenoſſen des Dichters hielt Neugier zur Stelle, eine Art fraglicher Spannung, was aus ihren Biographieen werde dargeſtellt und wie dargeſtellt werden. Man blieb, und Conrad las ohne einzuhalten oder für jetzt auf den Erfolg zu merken, immer fort:

Eliſe weilt mit fragend ernſten Mienen,
Sie nimmt befremdet die Begegnung wahr.
Wie mag der, ſpricht ſie, deine Gunſt verdienen;
Sein Gruß erſchien ja aller Liebe baar.
Und was beſonders zieht dich zu Herminen,
Die nicht hervorragt aus der Mädchenſchaar?
Allein du hängſt nur ſuchend nach der Ferne,
Und du verſchwendeſt, fürcht' ich, deine Sterne.

Doch hört ſie Rodrich nicht, er folgt frei träumend,
Durch nichts im hohen Wähnen aufgeſcheucht,
Froh ſeines Freudenkelchs, ihm überſchäumend
Von einem Genius jetzt dargereicht.
Die Sonne, gülden ihre Erde ſäumend,
Zerrann in einem Meer von Licht; auch däucht
Dem Liebenden, ſein Herz ganz Wonn' und Muth
Zergehe ſo in der erhab'nen Gluth.

Ergreifend überkam ihn ein Beſinnen,
Er fand ſich ſelbſt in der Erinnerung.
Sein Herz trotz aller Weiten weiß tief innen
Sich eins mit freieſter Begeiſterung.
Das bloße Träumen fühlt er jetzt zerrinnen,
Und ausgeſöhnt iſt ihm die Welt genung.
Ganz wundervoll, von reinem Schmerz durchwittert,
Empfand er ſich im heil'gen Geiſt erſchüttert.

Wär's recht, zu Füßen ſänk er ſeiner Treuen,
Die er in ernſter Lieb' hält, in Andacht,
In ſeines tiefſten Weſens inn'gem Freuen
Von einem wunderbaren Weh durchfacht.
Doch äußert ſich ſein Lieben, ſein Bereuen
Ganz knabenhaft, er ſchwätzt ſchier unbedacht,
Schilt herzhaft all ihr zweifelnd banges Fragen,
Und überſtrömend voll dann muß er ſagen:

Horch, in der Wipfel Brauſen tönt dem Schwärmer
Eliſens Lob; wie wunderſam das hallt!
Und dort, des Aethers Prangen däucht mir ärmer
Als dieſer tiefen Augen Huldgewalt.
In deinem Anblick freu' ich mich wohl wärmer
Als an des Himmels heiliger Geſtalt.
Du, du! Du liebe mich, ich mag's verdienen.
Und — gönne mir den Freund auch und Herminen.

Sie ſah' den hochgeliebten, trunknen Knaben
So weich, ſo ernſt an, ja ſo mitleidsvoll,
Daß er ſie anrief, innerſt wie erhaben,
Weil ihm ein großes Herz entgegenquoll.
Sie ſagten nichts mehr; die Geſchwiſter gaben
Um Liebe Liebe, ſtumm, des Gottes voll. — —
Schon trat Herminens Schulgefährt' herein,
Der lud zum Turnplatz unſern Rodrich ein.

Gleich eilt mit Bernhard, ſo hieß dieſer Knabe —

26.

Das Geſicht des Geiſtlichen gewann bei der Nennung ſeines Namens einen von Neugier und Beſorgniß ſo geſpannten Ausdruck, daß die Verſammlung auf einen Moment in die heiterſte Bewegung gerieth. Bernhard Wagner erſchien ſofort wieder in rigoröſem Gleichmuth. Conrad nahm nicht Notiz von der Situation, zumal in dem Gedicht von Bernhard zunächſt nicht die Rede war; er las weiter:

Gleich eilt mit Bernhard, ſo hieß dieſer Knabe,
Der ernſten Anſeh'ns war und bräunlich ſchön,
Mein feur'ger Rodrich zu des Spieles Labe,
Weil keine Freuden ihm darüber geh'n.
Er kannte nicht der Trägheit Raub und Gabe,
War raſch, Bewegung mocht' ihm wohlanſteh'n,
Zum Platz fort bei dem Rathhaus, wo Holflöße
Terraſſen bildeten von jeder Größe.

Im Wettlauf, Klimmen, Ringen und im Springen
Wohl über Viele ſieghaft flog mein Held.
Beſonders mag das Rennſpiel ihm gelingen,
Darin auch heut' ihm aller Preis zufällt.
Nun ſeht ihn ſich zu einer Höh' aufſchwingen,
Und Jene, die die Stund ihm zugeſellt,
Den Redner froh umringen, er begann
Und ſprach die Hörer gar emphatiſch an:

„Genoſſen, Freunde, ruhlos ſein heißt leben,
Bewegung aller Creaturen Loſungswort.
Wir ſind verflochten in ein Wunderweben,
Und müſſen wie geflügelt fort und fort.
O dürften wir erſt unſchwer uns erheben,
Und trügen Fitt'ge uns zum rechten Ort!
Dort, dort iſt licht und leicht Geſtalt und Schöne,
Dort ſind in eins die Weſen wie die Töne.

Und Geiſter, Geiſter ſchwingen in den Sphären,
Stoff überwindend wie der Stoff auch ſträubt,
Allinnerſt wogt's von lauter Engelschören,
Die träge, harte, ſtarre Welt zerſtäubt:
Wir können nur auf Erden ihn nicht hören,
Den Sternenruf, von ſeinem Klang betäubt,
Doch einſt, einſt haben wir, ganz Seel und Sinn,
Ganz Flug des Himmels Harmonie Gewinn.

O Liebesleben, Freiheit, ſonn'ges Walten!
Entzücken, in Muſik voll aufzugeh'n!
In eins zu ſein des Allen, was zerſpalten,
In Seele Seele, Kraft in Kraft zu weh'n!
Und in Anſchauung doch von Urgeſtalten,
Die leuchtend wundervoll, ſo leuchtend ſchön" —
Und flugs verſtummt ſchwingt Rodrich von der Bühne,
Hermine war genaht, dort lauſcht Hermine.

Gleich miſcht er wieder ſchnell ſich in die Reihen,
Und neu begann der Knaben jubelnd Spiel.
Herminen mußt' er Engelswürde leihen,
Und ſie war ſeines tiefſten Wunſches Ziel;
In ſo ätheriſcher Empfindung Weihen
Durchdrang ihn Schaam, ein zürnendes Gefühl;
Wo er mit Sinnen ſie, ſo dunkel ſchwer,
Sie leiblich wahrnahm in dem Weltverkehr.

Hermine war, mit einer Schaar Geſpielen
Vorüberwandelnd, den Moment verweilt,
Gleich ging ſie wieder. Ob ſie ſein Erwühlen
Geahnt nur, ob ſie ſeinen Flug getheilt?
Den griechiſchen Statuen und Profilen
Glich dieſes Bild, aus Marmor wie gefeilt,
Auch gab ſich um die Wangen, um den Mund
Der ſpröde Zug der Ideale kund.

Doch wärmer'n Anklang mochte Rodrich finden
Bei zweien Mädchen jener holden Schaar,
Die lebhaft beid' und eigen ſich verkünden,
Beſeelt und flammend, ein poetiſch Paar.
Helene lacht hell auf, und Roſalinden
Erſchüttert der ſeltſame Redner gar,
Der gradhin nur begann als wär's zum Scherzen,
Und dann doch ſprach aus überquill'ndem Herzen.

27.

Aufmerkend lauſchte die Geſellſchaft. Beide Schweſtern und vorzüglich Roſalinde überflog ein Ausdruck innerer Wallung, der eben ſo plötzlich wieder verſchwand, und den nur der ſarkaſtiſch lächelnde Richard zu verſtehen ſchien. Conrad ging ſchlicht weiter.

Hermine, deren Vater von Vermögen
Und Gutsherr war, ein Witwer und Baron,
Kam früh ſchon, um ſie ſorgſam groß zu pflegen,
Bei einer Pfarrfamilie in Penſion.
Der Paſtor, ehrenwerth, ohn inn'res Regen,
Erzog legal Herminen und den Sohn.
Schlicht im Geſetz erwuchs ſie und der Knabe;
Ihr Lehrer war und Bernhard's der Buchſtabe.

Nicht ſo führt Roſalinden und Helenen
Ihr Elternhaus. Der Vater, Arzt, ein Mann,
Der im Gebiet des Wahren, Heil'gen, Schönen
Sich frank und frei erging und nirgendan,
Zog, gleichfalls ehrenwerth, in ſolchem Wähnen

Geiſtreiche, fäh'ge Kinder frei heran,
Und erntete für jetzt ſchon Glanz und Lohn,
Die Töchter ſchlugen ein, vielmehr ſein Sohn.

Auch Richard wie die Schweſtern war mit Gaben
Der Phantaſie, des Witzes reich geſchmückt, —
Flugs trieb's ihn her den klugen, wilden Knaben,
Er winkte, rief — er ſchien entzückt —
„Ihr Narren jagt euch wie des Rathsthurms Raben,
Schier toll, und wißt nicht, was beglückt, entrückt.
Schaff, Rodrich, Geld in deinen Beutel — dann
In's Schauſpiel! Die Comödie geht gleich an."

Fort eilt er; Rodrich folgt. — Im Schauſpielhauſe,
Als ob er hohe Freiheit, Poeſie
Getauſcht für eine enge, dumpfe Klauſe,
Durchdringt ein tief Ergötzen wunderwie
Sein feur'ges Herz, er webt in dieſem Hauſe
Entrückt in's Fabelland der Phantaſie.
Für ſolche Freuden ſchien er ganz erleſen,
In der Entäuß'rung fand er recht ſein Weſen.

Denn ernſtlich nicht, perſönlich nicht verflochten,
Poetiſch frei empfand er hier die Welt.
Sein Geiſt, vom Niedrigen unangefochten,
Durch Illuſion gefühnt, gewinnt das Feld.
Verklärte Leidenſchaften übermochten
Den Schwärmer, wie ein luſt'ger Traum uns hält.
Doch — überall beglückt, ſo lichterfüllt
Die Muſ' im Echoruf und Spiegelbild.

Wer ſchildert das und nennt mit würd'gem Namen
Die Weih'n und Zückungen der Illuſion:
Elyſiſch iſt dieß Walten, und erlahmen
Muß alle Red' ob ſolcher Viſion,
Kein Wort erſchöpft den Geiſt der hohen Dramen,
Die er ſich giebt in lichter Region.
Mein Held verließ das zaubernd ſchöne Haus
Ganz herrlich froh, mit wonnevollem Graus.

Nun unterm Sternenhimmel, ſo entzündet
Leicht wandelt er als in der Gottesſtadt,
Und ſchwelgt', erhaben wie er ſich empfindet,
In Träumen einmal ſich recht froh und ſatt;
Doch Richard, der ihn gern ſich eng verbündet,
Giebt der erſehnten Einſamkeit nicht ſtatt.

Er wußte Rodrich's Stimmung zu durchſpäh'n,
Und ſprach mit Kopf, geſcheidt, anſchaulich, ſchön.

Am Pfarrhaus ging der Beiden Weg vorüber —
Ha ſieh, Herminens Fenſter iſt noch hell.
Nach flücht'gem Aufblick eilte Rodrich — „Lieber,
Ruft Richard, ſahſt du das? In ihrer Zell
Huſcht' eine liebliche Geſtalt hinüber,
Dann ſchloß ſich die Gardine allzuſchnell.
Beim Himmel, ja, im Nachtgewand Herminen
Erblickt' ich, ſah das Jungfräulein im Grünen."

Weil Rodrich, ſonderbar mit ſich im Streite,
Geſchwiegen, fuhr der andre lebhaft fort:
Was eilteſt du auch ſo?! Wohin? In's Weite?
Was findeſt du in blauen Räumen dort?
Gehörſt nicht eben du auch unter Leute,
Wo anders als bei ihnen iſt dein Ort?
Hermine blüht in farbenächtem Prangen,
Du raſeſt, in ein Luftbild aufgegangen.

Der Plaſtik ſtürmt dies muſikal'ſche Weben
Zu offenbar in's heitre Angeſicht.
Den Schleier von der Schönheit Bild zu heben,
Genügt ſolch dunſt'ges Allheitsdringen nicht.
Wo wohnt und quillt und trotzt das glüh'nde Leben?
In der Geſtalt — die ziehend zu uns ſpricht.
Die unbeſtimmte Welt macht nimmer froh.
„Das Nackte lob' ich mir", ſprach Angelo.

Nichts iſt's, daß du an idealen Mienen
Den kindiſch luſt'gen Mährchenmuth gekühlt,
Und wenn die Liebſte dir, wie mir erſchienen,
Du ſähſt, daß du ſchier ſchattenhaft geſpielt.
Ich wette, Tollkopf, daß du nie Herminen
In ihrer wirklichen Geſtalt gefühlt. —
Mein Held, erregt, eilt heim. Doch Richard lacht,
Und ruft nicht ohne Herz ihm gute Nacht.

28.

Conrad blickte auf; in ſeinem wohlwollenden, geiſtreichen Antlitz ſtand die Frage: iſt's genug mit dieſer Lectüre? Weil jedoch die Anweſenden wartend ſchwiegen, und noch eine Art Spannung unter ihnen verbreitet ſchien, ſo blickte der Dichter wieder lächelnd nieder, und ſetzte ernſt ſeine Vorleſung fort:

Geheimnißvoll, wenn auch nicht unvernommen,
Doch unverſtanden hat der Flammengeiſt,
Der uns, in Nerv und Adern überkommen,
Allmächtig in die Einheitsnacht hinreißt,
Auch des beſtürzten Rodrich Mark durchglommen,
Der Hang , der unaufhaltſam iſt und heißt.
Empört erwehrt ſich Alles ſeiner Flammen,
Sie ſchlagen über jedes Haupt zuſammen.

Der Knabe warf, durch Richards Wort erglühend,
Sich flugs zu Bett; ſchon jagt's ihn wieder auf.
So gaukelten, ihn immer nach ſich ziehend,
Gebilde wunderlichſter Art herauf;
Nicht jene, die aus inn'rer Bruſt aufblühend
Ihn ſonſt verſchränkten in der Sphären Lauf:
Er fühlt erzürnt den dunkeln Erdgeiſt walten
In heißbegehrten, üppigen Geſtalten.

Sich zu befreien von den finſtern Mächten
Zum klaren Himmel blickt er auf — und ja,
Befreiung fand er gleich aus dieſen Nächten,
Er weint' und wußte nicht wie ihm geſchah:
Beſiegt war das dämoniſche Anfechten,
Ihm iſt der Sternengott im Buſen da.
So ausgeheitert, ſo ätheriſch rein
Beruhigt ſchläft er — ſeltſam träumend ein.

Ihm iſt, er ſieht auf güldenem Balcone
Im Weiten hoch und frei Hermine ſteh'n.
Sie ſchaut, geſchmückt durch eine Lilienkrone
Mit ſanftgeneigtem Haupte engelſchön.
Nur das erheiſcht er ſeiner Gluth zum Lohne,
Dieß hehre Traumbild dauernd anzuſeh'n.
Darob, ein Schauer bebt durch ihre Glieder,
Mit Zürnen blickte ſie vereinſamt nieder.

Und hört er ein Gelächter graß ertönen,
Und ſein Idol ſchwingt auf im Augenblick,
Und von der Heiligen, der Himmelſchönen
Fließt wolkengleich nur das Gewand zurück,
Sie ging wohl heim zu lichten Wunderſcenen —
Entriſſen iſt ſie irdiſchem Geſchick.
Er will und weint ihr nach — da ſchallt auf's Neue
Gelächter, Richard's Ruf, ein Hohngeſchreie.

Nun findet ſich der Knab' in einem Garten,
Der duftend prangt vom ſchönſten Farbenſchein.
Und doch, verbreitet iſt ein tief Erwarten,
Ein ſehnend Hoffen wie auf höh'res Sein,
Der Blumen Flor ſo, Blüthenſträucher harrten —
Da floß voll Bangen, leiſ' Muſik herein.
Die ſüßen Töne, dieſe Echoſänge
Vernahm er ſchon, — Armidens Zauberklänge!

Gleich durch den grünen Raum voll Flammenblüthen
Geht wunderſam der Paradieſeshauch,
Der ſchöpferiſch neu alles zu vergüten
Die Lilie regt, den lichten Roſenſtrauch —
Ha, kann das ſein? je wie ſie heller glühten
Verwandeln gar ſich die Geſtalten auch:
Von ſchönen Mädchen iſt mein Knab' umwoben,
Die leuchtend aus den Kelchen ſich erhoben.

Im Reigen — wie ſie auf- und niederſchweben
In Maaßen ſolcher Zaubermelodei!
Wie ſtrebt, wie ſchwingt voll trotzend ſüßem Leben
In quill'nden Gliedern dieſer güld'ne Mai!
Mit Wonnegraus, mit ſüßem Herzensbeben
Gewahrt er ſehnſuchtsvoll die Feeerei.
Und dort, er ſieht, wie muß ihn das entzünden,
Armid' in der Geſtalt von Roſalinden!

Im Tanze wie geflügelt ſchwebt Helene,
Ganz Anmuth glänzt ſie aus den Reih'n hervor.
Welch eine Pracht des Wuchſes — Huld und Schöne,
Wie ſchimmert dieſe Roſ' im lichten Flor!
Schier überwunden all ſein Sinn in Töne
Und reizende Geſtalten ſich verlor. —
Jäh fühlt er ſich geweckt: „Hör das Geläute,
Zur Kirche, auf, wie lange ſchläfſt du heute!"

Der Mutter Ruf! — Mit ihr dann und Eliſen
In Andacht ahnt' er, leicht und hehr beſchwingt,
Daß nach des ernſten Lebens Paradieſen
Im Herzensgrund ſein Innerſtes ihn bringt,
Wie in dem Sange, der den Herrn geprieſen,
Ein heil'ger Geiſt ihm ew'ge Freuden bringt,
Vernimmt er dann aus ſehr bered'ten Munde
Vom Gottesſohn die geiſtinbrünſt'ge Kunde.

Das Amen iſt geſagt, die Menſchen ſingen,
Mein Knab' erfliegt die Stufen zum Empor:
Er muß, beſeelt von einem mächt'gen Dringen,
Sich voll entäußern in dem Himmelschor.
Der Organiſt, ihm hold, giebt zum Vollbringen
Den Raum; er ruft der Töne Geiſt hervor.
Und ſieh, obwohl er nun den Ausgang kündet,
Verweilt doch die Gemeide, fromm entzündet. —

Die Mutter tadelt beim Nachhauſegehn
Sein Glüh'n und Stürmen; Ruh' erheiſcht ſie, Maaß.
Eliſe aber, die in ſeinem Wehen,
In dieſer Andacht ihrer ſelbſt vergaß,
Giebt ſich in Huld ihm, ſeinen Lebenshöhen,
Wo ſie auch aller, aller Pein genas. —
Heim fanden ſie den Arzt, der in ſein Haus
Sie ſämmtlich lud zu einem Abendſchmaus. —

Die Reihe pomphaft ausſtaffirter Zimmer,
Des Arzt's Behauſung, hell im Kerzenlicht,
Verbreitet weithin einen mag'ſchen Schimmer,
Der die geputzten Gäſte weit umflicht.
Der Doctor, ſelbſtgefällig laut wie immer,
Erfüllte doch gewandt des Wirthes Pflicht.
Die ältern Gäſte hielt der Kartentiſch,
Und alle jüngern bunteſtes Gemiſch.

Die Knaben ſämmtlich und die Mädchen, denen
Wir im Gedicht begegneten, ſind hier.

Zur Geſchichte des Communismus.

Utopia.

(Fortſetzung.)

Der Sklaverei verfallen nicht alle Kriegsgefangenen ohne Unterſchied, ſondern blos diejenigen Individuen, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurden.

Der Sohn des Sklaven iſt frei; der fremde Sklave wird es, ſobald er den Boden von Utopien betritt.

Die Knechtſchaft trifft insbeſondere diejenigen Bürger, welche ſchwere Verbrechen begingen, und die zum Tode Verurtheilten, die dem Auslande angehören. Die letztere Klaſſe von Sklaven iſt in Utopien ſehr zahlreich; die Utopier ſuchen ſie im Auslande auf, wo ſie dieſelben um einen geringen Preis kaufen und bisweilen ſogar umſonſt erhalten.

All' dieſe Sklaven werden zu unausgeſetzter Arbeit gezwungen und tragen die Kette. Diejenigen aber, welche mit größerer Strenge behandelt werden, ſind die Eingeborenen; dieſe betrachtet man als die elendeſten unter den Verbrechern, werth, den übrigen durch eine tiefere Entwürdigung zum Beiſpiel zu dienen.

In der That hatte man ihnen alle Keime der Tugend eingepflanzt; ſie hatten glücklich und gut zu ſein gelernt, und entſchieden ſich dennoch für das Verbrechen.

Noch eine andere Klaſſe von Sklaven bilden die armen Tagelöhner der benachbarten Gegenden, die ſich einfinden, um freiwillig ihre Dienſte anzubieten. Dieſe werden in Allem wie Bürger behandelt, nur daß man ſie in Rückſicht auf ihre größere Gewöhnung an Anſtrengungen ein wenig mehr arbeiten läßt. Es ſteht ihnen frei, zurückzureiſen, wann ſie wollen, und niemals läßt man ſie mit leeren Händen ziehen.

Ich habe ſchon erwähnt, wie angelegentlich die Utopier für die Kranken Sorge tragen; man läßt es ihnen an Nichts fehlen, was zu ihrer Geneſung beitragen kann, beſtehe daſſelbe in Heil- oder Nahrungsmitteln.

Die Unglücklichen, welche von unheilbaren Krankheiten befallen ſind, empfangen alle Tröſtungen, alle Aufwartung, alle moraliſchen und phyſiſchen Linderungen, die ſich eignen, um ihnen das Leben erträglich zu machen. Wenn ſich aber jenen unheilbaren Krankheiten heftige Schmerzen zugeſellen, die Nichts verſcheuchen oder mildern kann, ſo beſuchen die Prieſter und obrigkeitlichen Perſonen den Patienten und rathen ihm das Einzige, was ſie unter dieſen Umſtänden für ſein Beſtes halten.

Sie ſtellen ihm vor, daß er der Güter und Funktionen des Lebens entkleidet ſei; daß er nur ſeinen eigenen Tod überlebe und dadurch ſich ſelbſt wie Anderen zur Laſt falle. Sie veranlaſſen ihn, das ihn aufreibende Uebel nicht länger zu nähren und beherzt zu ſterben, da die Exiſtenz für ihn nur eine Kettenreihe von Qualen ſei.

Sei gutes Muthes, ſprechen ſie zu ihm, brich die Ketten, die dich belaſten, und verlaſſe freiwillig das Gefängniß des Lebens, oder gieb wenigſtens zu, daß Andere dich daraus befreien. Dein Tod iſt keine ruchloſe Zurückweiſung der Wohlthaten der Exiſtenz, er iſt das Ende einer ſchrecklichen Folter.

In dieſem Falle der Stimme der Prieſter, welche die Organe der Gottheit ſind, gehorchen, heißt ein religiöſes und heiliges Werk vollbringen.

Diejenigen, welche ſich überzeugen laſſen, machen in freiwilliger Entſagung ihrem Leben ein Ende, oder man ſchläfert ſie auch wohl durch einen tödtlichen Schlaftrunk ein, und ſo ſterben ſie, ohne es zu bemerken. Diejenigen, die das Leben nicht verlaſſen wollen, werden deshalb nichtsdeſtoweni-

ger mit der liebreichſten Aufmerkſamkeit und Sorgfalt behandelt; ſterben ſie, ſo ehrt die öffentliche Meinung ihr Andenken.

Der Menſch, welcher ſich ohne einen von dem Magiſtrat und dem Prieſter gebilligten Grund tödtet, wird der Erde und des Feuers für unwürdig erklärt: ſein Körper wird nicht begraben, ſondern ſchimpflich in einen Moraſt geworfen.

Die Jungfrauen dürfen ſich nicht vor achtzehn, die Jünglinge nicht vor zweiundzwanzig Jahren verheirathen.

Uebrigens verheirathen die Utopier ſich nicht blindlings; um beſſer zu wählen, befolgen ſie einen Gebrauch, der uns anfänglich offenbar lächerlich und abgeſchmackt ſchien, den ſie aber mit kaltem Blute und wahrhaft bemerkenswerther Ernſthaftigkeit vollziehen:

Eine ehrbare und geſetzte Dame zeigt dem Bräutigam ſeine Verlobte, Jungfrau oder Wittwe, im Zuſtande völliger Nacktheit; und umgekehrt ſtellt ein Mann von erprobter Rechtſchaffenheit dem jungen Frauenzimmer ihren Verlobten nackt vor.

Ueber dieſe ſeltſame Sitte mußten wir herzlich lachen, wir fanden ſie ſogar ziemlich einfältig; aber auf all' unſere Spöttereien erwiderten die Utopier, daß ſie ſich über die Thorheiten der Menſchen anderer Länder nicht genug wundern könnten.

Wenn Sie einen Klepper, eine Sache von wenigen Thalern an Werth, kaufen, ſagten ſie, ſo ſehen Sie ſich mit ungemeiner Aengſtlichkeit vor. Das Thier iſt faſt nackt, und dennoch nehmen Sie ihm den Sattel und das Geſchirr ab, aus Furcht, daß dieſe ſchwachen Hüllen irgend ein Geſchwür verbergen möchten. Und wenn es ſich um die Wahl einer Gattin handelt — eine Wahl, welche auf das ganze übrige Leben Einfluß übt und welche eine Luſt oder eine Qual daraus macht — ſo gehen Sie mit der größten Sorgloſigkeit zu Werke! Wie! Sie knüpfen ſich mit unauflöslichen Banden an einen ganz von Kleidern eingehüllten Körper, Sie urtheilen über die ganze Frau nach einer Handbreit von ihrer Perſon, da nur ihr Geſicht unbedeckt iſt!

Den Geſetzen liegt es daher ob, ein unfehlbares Mittel aufzuſtellen, nicht in die Schlinge zu fallen; beſonders in Utopien, wo die Vielweiberei ſtreng verboten iſt und die Ehe meiſtens erſt durch den Tod gelöſt wird, ausgenommen im Falle des Ehebruchs und wenn die Aufführung des einen Theils durchaus nicht zu ertragen iſt.

In dieſen beiden Fällen giebt der Senat dem beleidigten Gatten das Recht, ſich wieder zu verheirathen; der andere Theil wird verurtheilt, beſtändig in Eheloſigkeit zu leben.

Unter keinem Vorwande iſt es erlaubt, eine Frau von untadelhaftem Betragen wider ihren Willen zu verſtoßen, weil ſie etwa ein körperliches Gebrechen erhalten haben ſollte. Wer auf dieſe Weiſe ſeine Gattin in dem Augenblick verläßt, wo ſie am meiſten des Beiſtandes bedurfte, begeht in den Augen unſerer Inſulaner eine feige Grauſamkeit; er raubt dem Alter jede Hoffnung für die Zukunft und jedes Vertrauen auf die geſchworene Treue.

Denn ist das Alter nicht die Mutter der Krankheit, ist es nicht selbst eine Krankheit?

Es ereignet sich bisweilen in Utopien, daß der Gatte und die Gattin, weil sie wegen zu großer Ungleichheit der Charaktere nicht mit einander harmoniren, sich nach neuen Verbindungen umsehen, die ihnen ein glücklicheres und angenehmeres Leben verheißen. Das Gesuch um Zulassung der Scheidung muß den Mitgliedern des Senats vorgelegt werden, die nebst ihren Frauen, nachdem sie die Sache sorgfältig untersucht, die Scheidnng entweder zugeben oder für unstatthaft erklären. Im ersteren Falle trennen die beiden klagenden Theile sich mit gegenseitiger Bewilligung und schreiten zu einer zweiten Ehe.

Die Ehescheidung wird selten erlaubt; die Utopier wissen, daß in der Hoffnung, sich leicht wieder verheirathen zu können, nicht das beste Mittel besteht, die eheliche Liebe zu befestigen.

Der Ehebrecher wird mit der härtesten Sklaverei bestraft.

Wenn die beiden Schuldigen verheirathet waren, so hat jeder der beschimpften Gatten das Recht, den beleidigenden Theil zu verstoßen; sie können sich mit einander oder nach Gutdünken wieder verheirathen. Wenn indessen der beleidigte Theil, Gatte oder Gattin, seine unwürdige Ehehälfte noch liebt, so ist die Ehe nicht aufgehoben, vorausgesetzt jedoch, daß der beleidigte Theil dem schuldigen dahin folgt, wo dieser zu arbeiten verurtheilt ist. Die Reue des Einen und die liebreiche Aufopferung des Andern erregt bisweilen das Mitleid des Fürsten, welcher Beiden die Freiheit schenkt.

Wiederholter Ehebruch wird mit dem Tode bestraft.

Die Strafen für die übrigen Verbrechen hat das Gesetz nicht unabänderlich festgestellt. Der Senat mißt die Buße nach der Größe des Frevels ab.

Die Männer bestrafen ihre Frauen, die Väter und Mütter ihre Kinder, das Vergehen wäre denn so schwerer Art, daß es eine öffentliche Zurechtweisung verlangte.

Die gewöhnliche Strafe, selbst fur die größten Verbrechen, ist die Sklaverei. Die Utopier glauben, daß die Sklaverei für den Verbrecher nicht minder zurückschreckend sei, als der Tod, und daß sie überdies dem Staate mehr nütze.

Ein Mensch, welcher arbeitet, sagen sie, ist nützlicher als ein Leichnam; und das Beispiel einer unaufhörlichen Strafe schreckt auf eine dauerhaftere Weise von Verbrechen zurück, als ein gesetzlicher Mord, welcher den Schuldigen in einem Augenblick verschwinden läßt.

Wenn die verurtheilten Sklaven sich empören, tödtet man sie gleich wilden und unbändigen Thieren, für welche die Kette nicht schwer genug ist.

Diejenigen aber, welche geduldig ihr Schicksal ertragen, sind nicht aller Hoffnung beraubt. Man findet unter diesen Unglücklichen einige, welche, durch die Länge der Zeit und die Wucht ihrer Leiden gezähmt, eine wahre Reue äußern und beweisen, daß das Verbrechen sie noch mehr drückt, als die Strafe. Das Wort des Fürsten oder die Stimme des Volkes erleichtert alsdann ihre Knechtschaft und schenkt ihnen häufig sogar die Freiheit.

Die einfache Verlockung zum Ehebruch zieht dieſelbe Strafe nach ſich, wie die begangene Schändung ſelbſt.

In jeder Art crimineller Beziehungen gilt der wohlüberlegte Verſuch ſo viel wie die That. Die Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung einer ſchlechten Abſicht entgegenſtellen, gereichen niemals zur Rechtfertigung, da der Verbrecher das Böſe vollbracht haben würde, wenn er's gekonnt hätte.

Gleich ſchändlich iſt es, über Häßlichkeit und Gebrechen zu ſpotten; wer einem Unglücklichen körperliche Fehler vorwirft, deren Vermeidung nicht in ſeinen Kräften ſtand, wird wie ein böswilliger Thor verachtet.

Die Vernachläſſigung der natürlichen Schönheit gilt in dieſem Lande für eine unwürdige Trägheit; die Benutzung der Schminke und anderer künſtlicher Mittel aber iſt eine entehrende Unverſchämtheit. Unſere Inſulaner wiſſen aus Erfahrung, daß eine Frau ſich der Liebe ihres Mannes weniger durch körperliche Vorzüge empfiehlt, als durch reine Sitten, Sanftmuth und Achtung. Viele laſſen ſich durch die Schönheit hinreißen, aber nicht ein einziger iſt beſtändig und treu, wenn er nicht neben der Schönheit zugleich Anmuth und Tugend findet.

Die Utopier ſchrecken nicht allein durch Strafgeſetze vom Verbrechen zurück, ſie fordern auch durch Ehren und Belohnungen zur Tugend auf. Genialen Männern und Denjenigen, welche ſich um den Staat glänzende Verdienſte erworben, werden auf öffentlichen Plätzen Denkmäler errichtet. Auf dieſe Weiſe wird das Andenken an große Handlungen verewigt, und der Ruhm der Vorfahren ſpornt die Nachkommenſchaft an und reizt ſie beſtändig zum Guten.

Wer allzu begierig nach einer einzigen obrigkeitlichen Würde ſtrebt, verliert alle Hoffnung, jemals irgend eine zu bekleiden.

Die Utopier leben unter einander wie in einer Familie. Die Behörden zeigen ſich weder hart noch ſtolz, man nennt ſie Väter, und in der That üben ſie deren Gerechtigkeit und Güte. Mit Einfachheit nehmen ſie die Ehrenbezeugungen entgegen, welche man ihren Functionen freiwillig ſpendet; zu dieſen Zeichen der Ehrerbietung iſt Niemand gezwungen. Selbſt der Fürſt unterſcheidet ſich von der Menge weder durch den Purpur, noch durch das Diadem, ſondern einzig und allein durch einen Büſchel Kornähren, welchen er in der Hand hält. Die Inſignien des Oberprieſters beſchränken ſich auf eine Wachskerze, die man vor ihm herträgt.

Die Zahl der Geſetze iſt nur ſehr gering und dennoch für die Einrichtungen genügend. Was die Utopier bei anderen Völkern vorzüglich mißbilligen, iſt die unendliche Menge von Geſetzbüchern, Decreten und Commentaren, die gleichwohl für die öffentliche Ordnung noch nicht hinreichen. Sie betrachten es als die größte Unrichtigkeit, die Menſchen durch Geſetze einzuſchmieden, die allzu zahlreich ſind, als daß jene die Zeit hätten, ſie zu leſen, oder allzu dunkel, als daß ſie dieſelben verſtehen könnten.

Dem zufolge giebt es in Utopien keine Advokatrn, man findet dort keinen jener Sprecher von Profeſſion, die ſich befleißigen, das Geſetz zu verdrehen und mit der größten Gewandtheit eine Sache durchzuführen. Die

Utopier halten es für beſſer, daß Jeder ſeine Sache ſelbſt vertheidige und Dasjenige, was er einem Advokaten zu ſagen hätte, geradewegs dem Richter anvertraue. Auf dieſe Weiſe finden weniger Zweideutigkeiten und Schliche Statt und die Wahrheit ſtellt ſich leichter heraus. Die Parteien tragen ihre Sache einfach vor, weil es dort keinen Advokaten giebt, der ſie von den tauſend Schleichwegen der Chikane unterrichten könnte. Die Gründe einer jeden werden von dem Richter nach geſundem Verſtande und beſtem Wiſſen unterſucht und abgewogen; er vertheidigt die Offenheit des ſchlichten Mannes gegen die falſchen Behauptungen des Schelms.

Eine ähnliche Ausübung der Juſtiz würde in anderen Ländern, die unter einem Haufen von Geſetzen in Verwirrung und Zweideutigkeiten vergraben liegen, ſehr ſchwer halten. Uebrigens iſt in Utopien Jedermann „Doctor der Rechte," denn die Zahl der Geſetze — ich wiederhole es — iſt dort äußerſt gering, und die roheſte, die materiellſte Auslegung derſelben wird wie die begründetſte und gerechteſte zugelaſſen.

Die Geſetze, ſagen die Utopier, ſind zu dem einzigen Zwecke aufgeſtellt, daß Jeder von ſeinen Rechten und Pflichten Kenntniß erhalte. Die Feinheiten Ihrer Commentare aber ſind nur Wenigen zugänglich und klären nur eine geringe Anzahl von Gelehrten auf, während ein deutlich ausgeſprochenes Geſetz, deſſen Sinn unzweideutig und leicht zu faſſen iſt, von Allen verſtanden wird.

Was für ein Unterſchied liegt für die Maſſe, d. h. für die zahlreichſte und der Vorſchriften bedürftigſte Klaſſe — was für ein Unterſchied liegt für dieſe darin, ob es keine Geſetze gebe, oder ob die vorhandenen Geſetze ſo dunkel und verwirrt ſind, daß man, um eine wahre Bedeutung herauszubekommen, ungewöhnlichen Scharfſinn beſitzen und lange Unterſuchungen und Studien gemacht haben müßte? Die Urtheilskraft des gemeinen Mannes iſt nicht metaphyſiſch genug, um in ſolche Tiefen einzudringen: überdies würde ein Leben, welches die unaufhörlichen Arbeiten um das tägliche Brod in Anſpruch nehmen, dazu nicht genügen.

(Fortſetzung folgt.)

Robespierre.

(Fortſetzung).

Wir wurden von dem braven Kerkermeiſter mit Theilnahme und Wohlwollen empfangen; es war ein ehrlicher Schweizer aus Neuchatel, und Vater von ſechs Kindern. Er nahm uns mit Herzlichkeit auf, und ließ uns neben ſeinem Feuer ſitzen. Ein unbedeutender Umſtand, der an ſich ganz gleich-

gültig war, machte in diesem Augenblicke einen ganz eigenen Eindruck auf mich. Der Kerkermeister hatte einen Hund; das Thier nähert sich mir, schmeichelt mir und verläßt mich nicht. In diesem schrecklichen Augenblicke, wo ich von der ganzen Welt verlassen zu sein schien, rührten mich diese Liebkosungen eines unschuldigen Thieres bis zu Thränen. Ich hielt sie nicht zurück und erwiderte meiner Seits diesem aufrichtigen Freunde das Gefühl, womit er durch die Vergleichung, die ich jetzt nothwendig zwischen unserer Natur, welche so viele Veranlassungen erniedrigen, und der Natur eines Geschöpfes, das schon aus bloßem Instincte immer edel und gut ist, anstellen mußte, mein fast zerrissenes Herz mit so großem Rechte durchdrang.

Während dieser Zeit ließ uns der Kerkermeister zu essen bringen. Ach, sagte ich, ich bedarf nichts; dann führte man uns zu unserm neuen Aufenthalte. Es waren zwei kleine, an einander stoßende Zimmer. Wir fanden daselbst eine Frau, einen Priester und einen Krieger; letzterer ward an einen andern Ort gebracht; wir nahmen seinen Platz ein. Das Zimmer, in welchem man unsere elenden Gurtenbetten aufschlug, hatte die Aussicht auf den Garten des Gefängnisses Luxemburg, und obgleich das Fenster vergittert war, so war doch die Aussicht wunderschön und die Luft sehr wohlthätig und heilsam. Die Luft um das Gefängniß Luxemburg ist immer für die reinste Luft von Paris gehalten worden. Vielleicht ist sie unserer Gesundheit zuträglich gewesen; denn wir haben uns seit unserer Gefangenschaft immer sehr gut befunden. Die Aufnahme, die uns zu Theil ward, brachte Ruhe in unsere Seele; Unglück und Unschuld geben dem Gefühle neue Stärke, und lassen uns an dem Schicksale derer, welche unsere Leiden theilen, lebhaften Antheil nehmen. Der arme, alte und kranke Priester rührte mich so sehr, daß ich von diesem Augenblicke an seine Krankenwärterin ward. Ich machte ihm Tisanen, und wir theilten unsere Fleischbrühe und unser Gemüse mit ihm; unser gute Bediente schickt uns täglich davon. Die Krankheit dieses guten Priesters ward in einem so hohen Grade ernsthaft, daß wir darauf bedacht sein mußten, uns von ihm zu trennen, und zu verlangen, daß er in ein Hospital gebracht würde; denn zu der Lungensucht, woran er litt, gesellte sich noch ein faulichtes Fieber, dessen Opfer wir ohne eine schnelle Trennung geworden sein würden; sein Bette stand am Fuße des unsrigen und das Zimmer war außerordentlich klein. Ach, der arme Mann war nicht lange im Hospitale! Er starb darin nach Verlauf von acht Tagen. Derjenige, der ihn in unserm Zimmer ersetzte, war ein deutscher Baron. Wir empfingen ihn zärtlich, wie einen Landsmann; er ward verhaftet, weil er seine Sicherheitskarte nicht bei sich hatte, das waren alle seine Verbrechen. Er war von Character ein guter Junge; was ihn uns aber sehr werth machte, war, daß er vollkommen Musik verstand. Er bat um die Erlaubniß, sein Forte-Piano in unsere enge Wohnung bringen lassen zu dürfen, was ihm auch vergönnt wurde. Er gewährte uns mit Hülfe seines großen Talents köstliche Augenblicke.

Alle Tage kamen Unglücksgefährten zu uns, die eben so wenig schuldig waren, als wir. Es waren mehrere darunter, die wir kannten, Gelehrte,

Academiker ꝛc. Wir ſchienen Eine Familie auszumachen; auch wurden unſere Verbindungen mit ihnen ſehr enge. Sie kamen täglich mehrere Stunden bei unſerm kleinen Kaminfeuer zuſammen, und einer von ihnen, Couſin, der ein guter Chemiker, Naturkundiger und Aſtronom, aber noch achtungswerther durch ſeine Tugenden war, hielt uns über dieſe verſchiedenen Wiſſenſchaften Vorleſungen. Wir hörten, vorzüglich bei den Vorleſungen über die Aſtronomie, mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu; denn indem wir uns mit dem beſchäftigten, was am Himmel vorging, gelang es uns faſt, zu vergeſſen, was ſich auf unſerm kleinen Planeten zutrug. Wir hatten damals auch noch die Erlaubniß, täglich im Hofe einige Stunden ſpazieren gehen zu dürfen, und durch das Gitter der Eingangsthür unſere Bedienten zu ſehen, denen unſere guten Freunde den Auftrag gaben, uns einige Annehmlichkeiten zu überbringen. Unſer Freund, der gelehrte Pougens, jetzt Mitglied des National-Inſtituts, ſchickte uns oft köſtliche Weine, und beſtritt unſere Ausgaben. Unſer guter Freund Lami, wie ſeine verehrungswürdige Gattin, verſorgten uns mit den nothwendigſten Sachen, als Nachtkleidern, Mänteln, Kiſſen, Decken ꝛc. Unſere Bettücher wurden alle Monate gewechſelt, aber was noch weſentlicher war, der edelmüthige Lami gab unſerm guten Bedienten auf deſſen bloßen Empfangſchein das Geld, deſſen er zu unſerm, wie zu ſeinem und ſeiner Nichte Unterhalte bedurfte; er wollte uns bis auf zehn tauſend Livres vorſchießen; er war der Buchhändler meines Mannes.

So brachten wir die ſechs erſten Monate unſerer Gefangenſchaft zu. Mein Mann ſandte unaufhörlich Denkſchriften an die Präſidenten des Ausſchuſſes ꝛc., um unſere Freilaſſung zu erhalten. Drei Mal machte man uns Hoffnung dazu, und drei Mal wurden wir getäuſcht. Der gute Leclerc, der unſer Geſchäftsführer war, hatte ſelbſt eine Denkſchrift für uns entworfen, die wir nicht nur als ein Denkmal ſeiner Herzensgüte und ſeiner Anhänglichkeit an ſeinen Herren, ſondern auch als einen Beweis ſeiner Talente aufbewahren, denn er führte darin unſere Sache mit alle dem Scharfſinne und Nachdrucke, den die traurige Lage, in welcher wir uns befanden, erforderten. Nach Anhörung dieſer Denkſchrift wandte ſich unſere Section zum dritten Male für uns an den allgemeinen Wohlfahrtsausſchuß; ihr Schritt ward anfangs eben ſo gut aufgenommen, blieb aber auf Anſtiften Robespierre's eben ſo fruchtlos, als die erſteren.

Leclerc ſchrieb uns mehrere Male: Sie ſind frei, morgen wird man Sie abholen; ich habe ſchon Feuer in Ihrem Zimmer gemacht, und einen Topf ans Feuer geſetzt, um Sie zu empfangen.

Drei Mal packte ich mein Bündel, aber niemand erſchien zu unſerer Abholung, weil Robespierre Sorge trug, ſofort einen Abgeordneten an den Ausſchuß zu ſchicken um Gegenbefehl zu geben.

Von dieſem Augenblick an ward unſer Loos von Tage zu Tage härter; man verbot uns das Leſen der Tageblätter; man nahm uns dasjenige weg, was man damals gefährliche Werkzeuge nannte; das waren unſere Meſſer und Gabeln, Scheeren und Federmeſſer. Da wir noch früh genug von dieſem Wegnehmen Nachricht erhielten, ſo brachten wir unſere Uhren und das wenige

Silbergeräth, das wir hatten, über die Seite. Alles dieß ward geſchickt in unſere Matratze verſteckt; diejenigen, welche dieſe Vorſicht vernachläſſigt hatten, verloren dadurch viel. Man befahl uns, uns künftig buchsbaumener Meſſer, Gabeln und Löffel zu bedienen. Das Spazierengehen in dem Hofe ward den Gefangenen verboten, und um ſogar unſere Worte auszukundſchaften, ſchickte man uns eine ganze Bande von denjenigen Menſchen, die man damals Hammel nannte, zu. Dieſe Ungeheuer, die dem Scheine nach Gefangene waren, wurden für die Angebungen bezahlt, die ſie dem allgemeinen Wohlfahrtsausſchuſſe machten.

Unſer Spaziergang ward dahin eingeſchränkt, daß wir uns in der großen Gallerie, die von den Ausdünſtungen der geheimen Gemächer verpeſtet wurde, ein wenig vertreten durften, es war dies indeſſen die einzige Erholung für alle in dem Verhaftshauſe Eingeſperrte. Der Anblick war ganz und gar nicht gemacht, uns aufzuheitern; man ſah hier nur niedergeſchlagene Geſichter, Perſonen in ſchlechten Nachtkleidern, Nachtmützen und langen Bärten; denn es durften keine Barbiere hereingelaſſen werden. Ich befand mich jetzt von der Anſtrengung, die mir die Beſorgung unſerer kleinen Wirthſchaft verurſachte, ſehr übel; mein Mann theilte indeſſen, um mich zu erleichtern, meine kleinen Arbeiten; er hatte das Geſchäft, täglich unſere Matratzen umzuwenden, und oft einige Krüge Waſſer aus dem Hofe zu holen.

Ich bedurfte einer ſchnellen Hülfe, da der Zufall ſehr heftig war; ich verlangte den Beiſtand eines Wundarztes; es mußte in dieſer Hinſicht der Verwaltung, die ganz aus wahren Jakobinern beſtand, eine Bittſchrift eingereicht werden. Es erfolgte keine Antwort; das Geſuch mußte wiederholt werden. Ein Tag verging nach dem andern, und ich litt ſchrecklich; endlich langte die Verweigerung des Mannes, den ich verlangt hatte, an. Meine Freunde fanden einen trefflichen Ausweg; ſie hatten erfahren, daß der Geburtshelfer der Herzogin von Orleans ſich unter den Gefangenen befände; dieſer kam mir ſogleich zu Hülfe und ſtellte mich gänzlich wieder her.

Der Spaziergang auf der Gallerie ward uns, ſo traurig er auch war, von Zeit zu Zeit von der Laune, dem Eigenſinne oder dem Verdachte der Verwaltung unterſagt. Man wollte uns einer Verſchwörung ſchuldig finden, um das Recht oder einen Vorwand zu haben, uns zu ermorden.

Schildwachen umgaben das Gefängniß Luxemburg, und weckten uns Nachts dadurch aus dem Schlafe, daß ſie ſich von Stunde zu Stunde und von Poſten zu Poſten zurieſen: Bürger, ſei auf deiner Hut! Man hatte an die Thüren des Gefängniſſes angeſchlagen, daß wir Verſchwörungen angezettelt hätten, und hoffte, daß ſich das Volk mit denjenigen, die uns ermorden ſollten, vereinigen würde. Eines Tages — ſchrecklicher Tag! — da bei einer außerordentlichen Hitze in der Mitte des Sommers der Himmel ſchwarz mit Gewittern bedeckt war, hören wir auf unſerm Gange plötzlich ein fürchterliches Geräuſch; wir öffnen die Thür, und erblicken allenthalben Schloſſer, welche beſchäftigt ſind, vor jede Thüre auswendig große Riegel anzuſchlagen, um uns nach Gefallen einſchließen zu können, was in der That oft um acht Uhr Abends geſchah.

Wir mußten demnach bei der großen Hitze in unſern Zimmern faſt erſticken. Man nahm uns unſern guten und rechtſchaffenen Kerkermeiſter, um uns in die Hände eines Ungeheuers zu geben, das bei den Niedermetzelungen von Lyon hülfreiche Hand geleiſtet hatte. Nachts, wenn wir im tiefen Schlafe waren, öffnete dieſer Menſch, von Schlüſſelbewahrern und großen Hunden begleitet, trotzig die Thüren, um nachzuſehen, ob wir in unſern Betten wären. Mit einer fürchterlichen Stimme rief er uns bei unſeren Namen, und fragte: Biſt du da? Man gab uns noch einen Beiſchließer, Namens Vernet, zum Aufſeher, der ſich der Pflichten ſeines Amts nur zu gut entledigte; denn er gab alle diejenigen an, die ihm mißfielen, und flößte Schrecken ein. Eines Tages, als mein Mann traurig in der Gallerie ſpazieren geht, betrachtet ihn Vernet und redet ihn an: Biſt du der Verfaſſer des Joſephs? — Ja, antwortet ihm mein Mann etwas bewegt. — Gut, ſagt er, ich liebe dich; er hat mich zum Weinen gebracht, und du mußt ihn mir geben. — Sehr gern, antwortet Bitaubé, wenn ich frei ſein werde. Der Unglückliche hat ihn nicht erhalten; denn er ward nach dem Tode Robespierre's, deſſen Anhängre er geweſen war, guillotinirt.

Ich komme zu dem Zeitpunkte, wo das Brod zu mangeln begann. Man unterſagte jetzt den Einlaß derer, die uns unſere Speiſen brachten. Man zog Mittags eine Glocke, um alle Gefangene vor der Thür des Kerkermeiſters zu verſammeln, wo man ſchweres und ungeſundes Brodt unter uns austheilte und das war unſer tägliches Speiſemaß. Von dieſer Zeit an kündigte man uns die Einführung eines gemeinſchaftlichen Tiſches an, was unſere Leiden beträchtlich vermehrte. Man verſammelte uns durch das Läuten einer Glocke täglich zu drei verſchiedenen Stunden; es waren unſerer neunhundert Gefangene in dem Hauſe; drei hundert wurden immer zugleich geſpeiſt. Man ging in einer zwei Mann hohen Reihe hin, was einen halbſtündigen Marſch veranlaßte, ehe man zu dem Eingange des Saals kam; jeder hatte ſein Brodt und ſein Gedeck, das aus einem Teller, einer hölzernen Gabel und einen hölzernen Meſſer beſtand, unter dem Arme; es war unmöglich, ſowohl Brodt als Fleiſch zu ſchneiden und aus dieſem Grunde konnte mein Mann, der das Unglück gehabt hatte, ſeine Zähne zu verlieren gar keine derbe Speiſe genießen.

Wenn wir vor dem Eingange des Saals angekommen waren, ward die Thür nur ſo weit geöffnet, daß immer nur eine Perſon hineingehen konnte. Das Ungeheuer, von dem ich geſagt habe, diente uns zum Einführer und da ich, wegen rheumatiſcher Schmerzen, langſam ging, ſo rief mich der Menſch, der mit nackten Armen, in einer wollnen Weſte und einer rothen Mütze auf dem Kopfe herging und immer den Arm aufgehoben hatte, als wenn er ſeine unglücklichen Schlachtopfer ſchlagen wollte, bei meinem Namen und ſchrie mir mit einer fürchterlichen Stimme zu: Willſt du wohl zugehen! Ich that dann mein möglichſtes, um in den ungeheuren Saal zu kommen, worin ſich mehrere lange Tiſche ohne Tiſchtücher befanden, um welche Bänke ohne Lehnen geſtellt waren. Ich fand meinen Platz zwiſchen zwei, in mehr als einer Hinſicht ekelhaften Bürgern; der eine hatte die Krätze und bot den gräßlichſten Anblick

war; der andere hatte die ſchmutzigen und niedrigen Geſchäfte die Geſchirre der Gefangenen zu ſäubern, zu reinigen und ſie weg- und wieder zu bringen.

Mitten im Sommer, in den heißen Hundstagen waren unſere Tiſche mit ſchlechten kleinen Linſen, trockenen Bietsbohnen und meiſtentheils verdorbenem und harten Fleiſche beſetzt; die Speiſen wurden ſo ungenießbar, daß man ſie endlich dem Speiſewirthe zurück ſchickte, der ſie durch ähnliche erſetzte. Was die Suppe betrifft, ſo beſtand ſie aus ſehr dünner Fleiſchbrühe und vielem ſchweren und ſchlechtgebackenem Brodte. Alle, welche ihre Portion nicht aufaßen, erhielten das Uebriggelaſſene bei dem gemeinſchaftlichen Abendeſſen, das auf dieſe Weiſe faſt ganz wieder beſetzt war, und ſo dienten die Speiſen zum zweiten, dann zum dritten Tiſche ꝛc.

Von dem ſehr ſauern Weine bekam jeder eine halbe Bouteille; man konnte ihn nur ſtark mit Waſſer vermiſcht trinken. Auf ſolche Speiſen eingeſchränkt und von ſolcher Geſellſchaft umgeben kann man leicht denken, daß unſere Freunde und wir nichts anrührten; ſondern wir nahmen unſer Gemüſe mit, ich richtete es mit vielem Weineſſig an und machte aus unſerm ſchlechten Fleiſche, mittelſt eines Meſſers, das ſich am Kopfende meines Bettes befand, ein Gehacktes. Unſer Abendeſſen ſchränkte ſich auf den übrig gebliebenen Theil unſers Brodtes und Weines ein und bemerkenswerth iſt es, daß fortwährende Eßluſt uns dieſe Speiſen ſehr gut finden ließ, beſonders da wir nicht gezwungen waren, ſie am gemeinſchaftlichen Tiſche zu genießen. Beſonders hatte das Frühſtück etwas angenehmes, welches ohne Zweifel eine Wirkung der geſunden Luft war, die wir durch das Gitter unſers Fenſters einathmeten, das, wie bemerkt, in den Garten des Gefängniſſes ging; wir ſahen aus unſerm Fenſter auch gerade auf die prächtigen Alleen der Karmeliter. Wir ſetzten unſern kleinen Tiſch und unſere Strohſtühle dieſem Fenſter ſo nahe als möglich, und tranken hier, ſogar mit Vergnügen, einige Taſſen Thee, in die wir die Ueberbleibſel unſeres elenden Brodtes tunkten. Aber unſere Feſttage waren diejenigen, an denen unſere Nachbarn uns ein wenig friſche Butter zukommen ließen; wenn man tauſenderlei entbehrt, werden ſolche Kleinigkeiten bedeutend.

Indeſſen mußten wir uns auf neue Leiden gefaßt machen; der Sturm nahm täglich zu; täglich raubte man uns unſere beſten Freunde, um ſie in die Conciergerie zu bringen, von wo man nur einen Schritt zum Revolutions-Tribunale hatte. Aus unſerer Geſellſchaft allein verloren wir den rechtſchaffenen Nicolaï, ein achtungswürdiges Rathsglied, den tugendhaften Thouret, den General Dillon, und ſo viele Andere, denen man nur Tugenden zum Vorwurfe machen konnte. Glücklicher Weiſe für uns ward der uns Allen ſo theure und ſo achtungswerthe Bürger Couſin von ſeinen Richtern entlaſſen, die ihm ſagten, daß man ſich in dem Namen geirrt habe. Als dieſer Freund uns verließ, um ſich vor ſeinen ungerechten Richtern zu ſtellen, floſſen die Augen aller Gefangenen vor Thränen über; er allein nahm mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit Abſchied von uns, indem er uns auf immer Lebewohl zu ſagen glaubte; wir hörten den verhaßten Karren, auf welchem man die zum Tode verurtheilten Schlachtopfer abholte, im Hofe rollen; ihre

Abfahrt ward mit Trompeten verkündigt, deren Schall Schauder erregte. Seit dieſer Zeit verurſachte mir der Klang dieſes Inſtruments eine unwillkührliche und ſchreckliche Empfindung. Unſer arme Baron ſagte oft zu mir: Mir ahnt, daß ich dieſen Ort nur verlaſſe, um zum Tode zu gehen. Ich beruhigte ihn, hörte aber nicht auf, für ihn zu fürchten. Wir unterhielten uns allein noch über die Unſterblichkeit der Seele; er ſagte zu mir: Wenn ich je das Glück habe hier wegzukommen; ſo will ich ganz anders leben, als ich gethan habe. Auf dieſe Weiſe machte ſich jeder von uns auf den Tod gefaßt, und Einer bereitete den Anderen darauf vor.

Ich für meinen Theil ſagte oft zu ihnen: Wenn ſie dann auch meinen Körper guillotiniren, ſo werden ſie doch meine Seele nicht guillotiniren können! In einer Lage, die jeder Augenblick trauriger und unglücklicher machte, unterhielten, ich muß es geſtehen, mein Mann und ich uns nur von den Mitteln, wie wir unſer Leben auf die am wenigſten ſchmerzhafte Weiſe enden könnten und wie wir es anzufangen hätten, uns die Schreckniſſe zu erſparen, mit denen ein verwildertes Volk die der Hinrichtung vermehrte. Ich hatte ſagen hören, daß der Kohlendampf ohne große Schmerzen erſtickte; ich faßte den Gedanken, Kohlen kommen zu laſſen, entſchloſſen, zu dieſem Zwecke von ihnen Gebrauch zu machen, wenn es dahin kommen ſollte, daß wir zu dieſem äußerſten Schritte gezwungen würden. Ich ſchrieb alſo Leclerc, mir Kohlen zu ſchicken, unter dem Vorwande, unſere Speiſen damit auf eine bequemere Weiſe zu bereiten. Ich weiß nicht, ob er mich errieth; aber er ſchickte mir keine, was unſere Beſorgniſſe ſehr vermehrte; denn wir machten uns alle Tage auf das Schickſal unſerer unglücklichen Freunde gefaßt.

(Schluß folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Offene Briefe eines hanſeatiſchen Juriſten an einen mecklenburgiſchen Edelmann

über die Beſchaffenheit der Mittel, wodurch man die Oppoſition gegen Preußen in deſſen neuen Provinzen zu befördern ſucht.

Dritter Brief.

Der allgemeine ſittliche und geſchichtliche Standpunkt des Rundſchauers in ſeiner Broſchüre über die Annexionen und den norddeutſchen Bund.

Als Ew. Hochgeboren neulich des Verhältniſſes der preußiſchen Politik zur chriſtlichen Moral erwähnten, erinnerte ich Sie an die Mahnung des Herrn: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ (Matth. VII, 1). Nachdem ich nun die mir damals noch unbekannte Broſchüre des Rundſchauers über die Annexionen und den norddeutſchen Bund geleſen habe, muß ich zunächſt noch einmal auf jene Stelle der Bergpredigt zurück kommen.

Alle Ausleger derſelben ſind darüber einig, daß der Herr den Seinigen dadurch die obrigkeitliche Ausübung des Richteramts nicht hat unterſagen wollen. Auch die Thätigkeit des Geſchichtſchreibers, des politiſchen Schriftſtellers oder Recenſenten iſt damit gewiß nicht für unſtatthaft erklärt. Andererſeits wird man nicht behaupten wollen, daß Männer in ſolcher Stellung um ſolche Warnung ſich gar nicht zu kümmern hätten. Dieſe Betrachtung führt zu der Frage nach den Grenzen zwiſchen dem erlaubten Urtheilen und dem vom Herrn verbotenen Richten. Am beſtimmteſten ſind dieſe Grenzen dem obrigkeitlichen Richter vorgezeichnet in den Grundſätzen der Rechtswiſſenſchaft, welche ihm den Maaßſtab des Urtheils und die Methode des Verfahrens an die Hand geben. Aehnliche Grenzen ſind aber doch auch erkennbar für den Recenſenten an den Regeln der Wiſſenſchaft oder Kunſt, welcher die zu beurtheilende Leiſtung angehört, für den politiſchen Schriftſteller an den Regeln der Politik und des Völkerrechts, für den Geſchichtſchreiber an den Grundſätzen hiſtoriſcher Kritik. Allen dieſen *erlaubten* Arten des Urtheils iſt alſo das Merkmal gemeinſam, daß dabei *menſchliche* Handlungen je nach ihrer Uebereinſtimmung *mit* oder ihrer Abweichung *von menſchlichen* Regeln zum Gegenſtande der Betrachtung gemacht werden. Die *göttlichen* Geſetze dagegen, welche jedem Einzelnen als Richtſchnur ſeiner eigenen Gedanken, Worte und Werke gegeben ſind, als Maaßſtab für die Beurtheilung *anderer Menſchen* oder *ihrer Handlungen* zu gebrauchen, wird in dem Briefe des Apoſtel Jacobus (IV, 11. 12.) als ein un-

erlaubtes Richten bezeichnet. Der Herr selbst hat in einem Falle offenbarer Verletzung eines göttlichen Gebotes die Statthaftigkeit einer Verurtheilung von der Sündlosigkeit des Urtheilenden abhängig gemacht, (Joh. VIII, 7.) d. h. Sich Selbst vorbehalten. Es ist dies völlig in Uebereinstimmung damit, daß nach der, auch in Luther's Erklärung der zehn Gebote durchgeführten, neutestamentlichen Auslegung derselben (Matth. V, 21—28.) sie wesentlich auf die innere Stellung des Herzens gehen, welche von Menschen nicht beurtheilt werden kann, da diese nur nach „dem Fleische richten", (Joh. VIII, 15) und nur so richten können.

Unter dem vom Herrn seinen Jüngern verbotenen Richten haben wir sonach zu verstehen: den Versuch einer Anwendung der göttlichen Gesetze auf die Handlungen anderer Menschen. Eine Beurtheilung nach göttlichen Gesetzen „gehöret Gott zu", wie Luther in seiner Randglosse zu Matth. VII, 1 sagt, indem er hinzufügt: „darum wer richtet ohne Gottes Befehl, der nimmt Gott seine Ehre, und das ist der Balken."

Ein solcher Balken im Auge des Rundschauers ragt dem Leser gleich am Eingange der Broschüre entgegen in der Behauptung: „daß Gottes Gesetz nicht neben oder gar unter, sondern über den Sphären der Diplomatie, der Politik und des Krieges stehe, und diese Gebiete gleich denen des Privatlebens mit souveräner Autorität umfasse, so daß es auch ihre oberste Richtschnur sei." — „„Nationale Bedürfnisse und Forderungen"" — „„welthistorische Momente und welthistorische Mission"" — „„providentieller Beruf und providentielle Ziele"" — „diese und alle ähnliche Ideen haben sich tief unterzuordnen unter die heilige Majestät der Gebote Gottes, derselben Gebote, die das Dorfkind in der Schule lernt, deren Tiefe aber und Höhe kein menschlicher Geist zu ermessen ausreicht."

Den großen Widerspruch in diesen Worten hat der Verfasser offenbar selbst nicht bemerkt. Wie können die zehn Gebote „oberste Richtschnur — des Krieges" sein, da doch mit Beobachtung des fünften Gebotes selbst ein Vertheidigungskrieg unvereinbar ist? Ein Eroberungskrieg würde mit dem 5., 7., 9. und 10. Gebote, — wenn dieselben auf Handlungen der Staaten und Völker überhaupt angewendet werden könnten, — unvereinbar sein, und doch lesen wir in der heiligen Schrift, daß der Herr dem jüdischen Volke, nachdem Er ihm die zehn Gebote gegeben hatte, Eroberungskriege gegen die Bewohner Canaans befohlen, daß Er selbst ein gegen Feinde geübtes Erbarmen als einen Ungehorsam gegen Seine Befehle schwer gestraft hat. (1. Sam. XV, 2, 3, 9 ff.) Wenn Handlungen des Staats den zehn Geboten unterworfen wären, so würden Todesstrafen nicht vollstreckt, also auch nicht angedroht werden können, — und doch hat der Herr an vielen Stellen der Gesetze, welche er den Juden durch Moses gab, die eventuelle Vollstreckung von Todesstrafen befohlen (vgl. z. B. 1. B. Mos. IX, 1—2., 2. B. Mos. XXI, 12, 14, 15, 16, 17, 23., XXII, 18, 19., 5. B. Mos. XXIV, 7). — Es ergiebt sich hieraus, daß der göttliche Wille, welcher freilich für jede menschliche Thätigkeit die oberste Richtschnur ist, für das Verhalten der Staaten und Völker nicht concentrirt ist in den für den einzelnen Menschen

geltenden zehn Geboten. In den Zeiten des alten Bundes hat der Herr Seinem auserwählten Volke durch den Mund der von seinem Geiste erfüllten Propheten Seinen Willen kund gethan. Daraus, daß dies seit Aufrichtung des neuen, allen Völkern der Erde geöffneten Bundes nicht mehr in solcher Form geschieht, kann gewiß nicht gefolgert werden, daß nunmehr die Staaten den für den einzelnen Menschen gegebenen zehn Geboten unterworfen sein müßten, die in Gottes Ordnung begründeten Verschiedenheiten der Bedingungen des Staats- und Privats-Lebens also nicht mehr beachtet werden dürften. Freilich ist der Rundschauer nicht der Erste, welcher dergleichen behauptet. Im Sommer 1853 hörte ich Aehnliches aus dem Munde des damals in Deutschland herumreisenden Amerikaners Elihu Burritt, welcher indeß auf die ihm gemachten, aus der natürlichen Entwickelung des geschichtlichen Lebens der Staaten entnommenen Einwendungen keine Antwort zu geben wußte. Seines Zeichens ursprünglich Grobschmidt, hatte er sich durch Privatfleiß einen unter solchen Umständen immerhin achtungswerthen Schatz von Kenntnissen erworben, die aber, zumal bei dem den Amerikanern überhaupt fast mangelnden geschichtlichen Sinne, eine intellectuell und religiös einseitige Richtung genommen hatte. Indeß war der Mann wenigstens consequent- insofern er den Kriegsdienst, weil eventuell zur Tödtung oder Verwundung von Menschen verpflichtend, überhaupt für unerlaubt erklärte. Eine ähnliche Consequenz findet sich nicht bei dem Rundschauer, welcher vielmehr der Armee eine (mit dem ganzen übrigen Inhalt seiner Schrift freilich in starken Widerspruche stehende, und daher auch in dem mir zugestellten Exemplare mit Recht dick durchstrichene,) begeisterte Lobrede hält.

Die Kunde von dem Inhalte des göttlichen Willens, welche zu den Zeiten des alten Bundes durch die Weisungen der Propheten gegeben wurde, haben seit dem Ausbleiben solcher ausdrücklichen Offenbarungen die Lenker der Staaten in dem Gange der geschichtlichen Entwickelung zu suchen. Nach den Worten der heiligen Schrift leitet der Herr die Gedanken der Menschen wie die die Wasserbäche, und ohne Seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache. Wer das glaubt, wird nicht umhin können, in allen politischen Begebenheiten, sowie in allen das geistige und wirthschaftlichliche Leben der Völker umgestaltenden Bewegungen, z. B. in dem Aufkommen oder Verschwinden wissenschaftlicher Theorieen oder künstlerischer Richtungen, in dem Eisenbahn- und Telegraphen-Wesen u. s. w. — Momente der göttlichen Weltregierung zu erblicken. (Jesaias XLV, 7. — Amos III, 6). Wer mit einem Ueberblicke über längere Zeiträume den Gang der Weltgeschichte oder auch nur der Geschichte eines einzelnen Volkes betrachtet, wird Erscheinungen wahrnehmen, in denen sich ein Zusammenhang erkennen läßt, welcher nicht auf den Willen irgend welcher bestimmter Menschen zurückgeführt werden kann. Haben solche Erscheinungen, bei denen eine höhere Leitung als Ursache dieses Zusammenhanges mit logischer Nothwendigkeit angenommen werden muß, den Charakter consequenter, stetiger Entwickelung nach einer bestimmten Richtung hin, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß ein Staatsmann, welcher zur Förderung einer solchen Richtung die politische Lage der Dinge mit Ge-

ſchicklichkeit und Energie benutzt, dem göttlichen Willen als „oberſter Richtſchnur der Diplomatie, der Politik und des Krieges“ folge.

Daß in politiſchen Begebenheiten der göttliche Wille ſich wirkſam erweiſe, wird nun freilich auch von unſerem Rundſchauer nicht ganz beſtritten. Er geſtattet dem Herrn der Welt eine ſolche Wirkſamkeit aber nur in einer ganz beſtimmten Richtung. Hören wir, wie er ſich darüber äußert.

Die franzöſiſche Revolution von 1789 und die Hinrichtung des Königs waren gewiß „„welthiſtoriſche Momente.““ Eine impoſante „„Machtentfaltung und Machterweiterung““ errang die „„große franzöſiſche Nation““ durch erſtaunliche Waffenthaten. Sie meinte in ihrem Durſt nach Kriegsruhm und Herrſchaft nicht leben und athmen zu können ohne ſolche Erweiterung. „„Große Ziele““ hatte die „„Providenz““ zu erreichen und hat ſie erreicht durch Napoleons „„geſchichtliche Miſſion““. Unzählig waren daher die Geiſter, namentlich in Deutſchland, welche Napoleon an ſeinen Siegeswagen band, unter ihnen Johannes Müller, der deutſche Tacitus, und Göthe. Sie konnten ihm nicht widerſtehen und ergaben ſich; denn ſie fanden nichts in ihrem Gewiſſen, woran ſie ſich hätten halten können gegen den Carl den Großen des Jahrhunderts, der ſo gewaltig daher brauſte im Sturm der Siege und der erhabenen Ideen. Aber Moskau, Leipzig, Elba und Waterloo waren nicht minder „„welthiſtoriſche Momente““. Die ſiegenden Alliirten hatten ebenſowohl eine „„welthiſtoriſche Miſſion““ und „„providentielle Ziele““ auf ihrer Seite. Und erſt St. Helena drückte das Siegel auf alle dieſe welthiſtoriſchen Begebenheiten und gab nach einem Vierteljahrhundert ihnen ihre rechte Auslegung.“

Was ſoll hier der Ausfall auf Johannes Müller und Göthe? — De mortuis nil nisi bene! Ueber dieſe Regel guter Sitte, welche — abgeſehen von einer hier keineswegs vom Verfaſſer geübten hiſtoriſchen oder wiſſenſchaftlichen Kritik, die freilich von derſelben nicht getroffen wird, — gewiß auch hiſtoriſchen Perſonen gegenüber gilt, ſcheint der Verfaſſer ſich aus Aerger über die von Dichtern und Hiſtorikern unſerer Tage (wie Geibel, Treitſchke, Pauli u. A.) der preußiſchen Politik und ihren Siegen geſpendeten Lobſprüche hinweggeſetzt zu haben. Um nicht direkt mit den Lebenden anzubinden, gebraucht er die Verſtorbenen gleichſam als Prügelknaben an Stelle Jener. Er iſt aber dabei an die Unrechten angekommen. Göthe, wie groß auch immer als Dichter, hat durch ſein Verhalten zur Zeit der Befreiungskriege bewieſen, daß er nicht mehr geſchichtlichen und politiſchen Sinn hatte, als in dem Verhalten des Rundſchauers zu den preußiſchen Erfolgen des Jahres 1866 hervortritt. Er zählt alſo nicht auf dem Gebiete der Politik. Was aber Johannes Müller betrifft, ſo ſteht die liebloſe Behauptung des Rundſchauers über die angebliche Leerheit ſeines Herzens im ſchneidenſten Widerſpruche mit den in ſeinen vertrauten Briefen an Eltern, Geſchwiſter und Freunde ſo vielfach vorkommenden Aeußerungen herzlicher Frömmigkeit und aufrichtigen Glaubens. Ich rede hier nicht etwa nur von den Jugendbriefen, die er als begeiſterter Student aus Göttingen nach Hauſe ſchickte. In einem Briefe an ſeinen Bruder vom 17. September 1806 —

alſo nicht ganz drei Jahre vor ſeinem Tode! — findet ſich eine Stelle, welche ſein inneres Verhältniß zu dem in jener Zeit herrſchenden Rationalismus erkennen läßt. Hier iſt ſie:

„Auch ich glaube nicht an den Erfolg der Religionsneuerung. Es wird auch in der Synagoge ein Schisma werden. Am Proteſtantismus wird viel gezimmert: ſo viel, daß ſein Mißbrauch eine Strafe nach ſich ziehen dürfte; aber dann wird neues Leben in ihn kommen; „„das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn, und kein Dank dazu haben.““*)

Dieſen Brief ſchrieb er faſt vier Wochen vor der Schlacht bei Jena. Der Eindruck, welchen jene Schlacht auf den großen Hiſtoriker machte, iſt der Grund des Vorwurfes, womit der Rundſchauer ihn verfolgt. Auch dieſer Eindruck liegt uns ganz friſch und wahr in vertraulichen Briefen an den Bruder vor. Am 21. October 1806 ſchreibt Johannes von Müller aus Berlin: „Mein herzlichſtgeliebter Bruder! Ueber die Begebenheiten, ihre Urſachen, ihre Folgen, forderſt und erwarteſt Du wohl nichts von mir. Du willſt wiſſen, wie es Deinem Bruder geht. Gewaltig hat es mich ergriffen: kaum daß die Beine mich zu tragen, kaum daß ich eine Zeile zu ſchreiben vermochte, — meine Grundſätze habe ich vor 30, vor 20 Jahren, wie bisher, geäußert. Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, eine lange Periode der Univerſalgeſchichte geſchloſſen iſt, ſo ergebe ich mich, ohne Heuchelei, noch Zurückhaltung. Sollte ich wegen der vorigen Dinge ums Leben kommen, ſo verliere ich dadurch nicht viel“, u. ſ. w. **) — Beſtimmter lautet ſchon der Brief vom 8. November 1806: „Von dem Kaiſer habe ich in Anſehung meiner nichts Anderes erfahren, als was mich zu den beſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Gott, ich ſehe es, hat ihm das Reich, die Welt gegeben. Nie wurde dieſes offenbarer, als durch dieſen Krieg, der, mit unbegreiflicher Unvorſichtigkeit geführt, ihm einen Sieg aufgedrungen hat, welcher nur jenen alten bei Arbela oder Zama verglichen werden kann. Da das Alte, Unhaltbare, Verroſtete, einmal untergehen ſollte, ſo iſt das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wiſſenſchaften, mehr als andere, Empfänglichkeit und Schätzung hat. So wenig Cicero, Livius, Horaz, dem großen Cäſar oder dem glücklichen Auguſt verborgen haben, daß ſie vormals wider ihn geweſen, ſo wenig habe ich verhehlt bisher von einer andern Partei, oder vielmehr in einer Anſicht geweſen zu ſein, die ich, da nun Gott entſchieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumſchaffung wo nicht mitzuwirken, doch ſie wenigſtens ganz unparteiiſch zu beſchreiben — hier zu bleiben ſcheint unmöglich — und wie nun die Geſchichte des großen Königs beſchreiben! — eigentlich habe ich nur für ungefähr zwei Monate noch zu leben, und es gehört mein ganzes Vertrauen auf die Vorſehung dazu, dieſes ohne Urſache ſo zu ſehen“ (daſelbſt S. 109—110.)

Die Audienz, wozu Napoleon ihm entbieten ließ, fand erſt am 20. No-

*) Siehe J. v. Müller's Werke. Stuttgart und Tübingen, 1835. Bd. XXXIII. S. 103.

**) Siehe daſelbſt S. 105—106.

vember ſtatt, (ſiehe daſelbſt S. 111—113) und es beruht daher die nicht ſelten vernommene Meinung, daß erſt der in dieſer Audienz von Napoleon erſichtlich mit großer Kunſt entwickelte Eindruck ſeiner Perſönlichkeit den berühmten Geſchichtsforſcher für ihn gewonnen habe, inſoweit auf einem Irrthum, als die Briefe vom 21. October und 8. November zeigen, daß ſchon die einfache Betrachtung der Sachlage den Hiſtoriker zu der Ueberzeugung geführt hatte, daß die alten Zuſtände dem Tode verfallen ſeien und ein neues Leben beginne. — War das etwa nicht richtig? — Gewiß konnte Müller damals nicht ahnen, daß es dem Freiherrn vom Stein gelingen werde, über die alten verdorbenen Zuſtände, deren Vertheidiger ihm ſein Aufgabe eben ſo zu erſchweren ſuchten, wie es in unſeren Tagen von dem Rundſchauer und manchen Anderen dem Grafen Bismarck gegenüber geſchieht, — ſo weit Herr zu werden, daß die nachher in den Befreiungskriegen hervorgetretene Ermannung des Volkes vorbereitet werden konnte. In ſolcher inneren Reinigung des Volkes aber und in dem von Napoleon gegen Preußen in und nach dem Tilſiter Frieden, gegen England durch die Continentalſperre, gegen Spanien und gegen Rußland bewieſenem Uebermuthe lagen die geſchichtlichen Urſachen des ſpäteren Umſchwungs. Bevor an den ruſſiſchen Feldzug auch nur gedacht wurde, bevor die Folgen der von Napoleon gegen Preußen, gegen England und gegen Spanien befolgten Politik ſich in einer für die franzöſiſche Macht bedenklichen Weiſe zeigen konnten, — im Mai 1809 — ſtarb Johannes von Müller. In den letzten zwanzig Jahren ſind gar manche Sammlungen von Tagebüchern und Briefen preußiſcher Patrioten veröffentlicht, worin von Männern, die 1813—1815 in kräftigſter und erfolgreichſter Weiſe zur Befreiung des Vaterlandes mitgewirkt haben, aus den Jahren 1807—1811 eben ſolche Aeußerungen der Hoffnungsloſigkeit vorkommen*), wie die obigen Aeußerungen des großen Geſchichtsſchreibers ſie gleich nach der Schlacht bei Jena zu erkennen geben. Das in dieſen Aeußerungen durchleuchtende Gottvertrauen aber zeigt die Grundloſigkeit und Ungerechtigkeit der von dem Rundſchauer gegen Johannes Müller vorgebrachten Beſchuldigung: er habe nichts in ſeinem Gewiſſen gefunden, woran er ſich hätte halten können.

Nicht ungeſtraft verſündigt man ſich an dem Geiſte der Geſchichte! Daß die Strafe des Verluſtes der geiſtigen Augen den Rundſchauer bereits getroffen hat, zeigen ſeine Worte: „Und erſt St. Helena drückte das Siegel auf alle dieſe welthiſtoriſchen Begebenheiten und gab nach einem Vierteljahrhundert ihnen ihre rechte Auslegung.“ — Wenn Fürſt Metternich dergleichen zur Zeit des Congreſſes von Verona geſagt hätte, ſo ließe ſich das wohl begreifen. Wenn aber nach den Kataſtrophen von 1830, 1848 und 1851 Jemand noch auf den Gedanken kommen kann, den Tod Napoleon's I. für den Abſchluß der mit ſeinem Namen zuſammenhängenden welthiſtoriſchen Begebenheiten zu erklären, ſo klingt das ungefähr, als wenn Jemand bei Darſtellung der Rö-

*) Vergl. z. B. v. Kneſebeck's Brief an Scharnhorſt vom 10. März 1807 in Schneider's Leben Scharnhorſt's. Berlin 1865. S. 98.

miſchen Geſchichte jene Iden des März, an denen Cäſar am Fuße der Statue von Pompejus erdolcht ward, als Wiederherſtellung der republikaniſchen Verfaſſung und Abſchluß der Römiſchen Kaiſergeſchichte bezeichnen wollte.

Eine andere Strafe freilich ſtellt der Rundſchauer für Diejenigen in Ausſicht, welche nicht mit ihm und Karl Ludwig von Haller die Lenkung der Staaten allen Regeln des Privatrechts und der Privatmoral unterwerfen wollen. Er droht ihnen mit dem jüngſten Gerichte und entſtellt dabei die heilige Schrift, indem er von den Staatenlenkern verlangt, daß ſie ſprechen ſollen: „Was hülfe es meinem Vaterlande, wenn es die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an ſeiner Seele?“ In ſolcher Weiſe die auf „den Menſchen“ und nicht auf „das Vaterland“ bezüglichen Worte des Herrn (Matth. XVI, 26) zu parodiren, iſt um ſo verkehrter, als der Herr ausdrücklich erklärt hat, daß nicht einmal dasjenige irdiſche Verhältniß, welches mit dem Seelenleben enger zuſammen hält, als irgend ein anderes, über die Auferſtehung hinausdauern werde (Matth. XXII, 30). Um ſomehr haben wir die politiſchen Verhältniſſen als irdiſche zu betrachten, von welchen der Herr nirgends geſagt hat, daß Erſie nach den von Ihm für den einzelnen Menſchen gegebenen unwandelbaren zehn Geboten geregelt wiſſen wolle. Für dieſe Verhältniſſe gelten als Regel allein die Pläne der göttlichen Weltregierung, deren Erforſchung aus dem wandelbaren Gange der Begebenheiten die Baſis jeder geſunden „Realpolitik“ zu bilden haben wird. Eine ſolche „Politik der Thatſachen,“ welche aus deren Zuſammenhang die Wirkſamkeit des göttlichen Geiſtes entdeckt und der dadurch gegebenen Richtung folgt, kann man gewiß nicht mit dem Rundſchauer „eine geiſtloſe Politik“ nennen. Gerade ihr ſteht es am Beſten an, ſich auf den Titel der Könige „von Gottes Gnaden“ zu berufen.

Nach dieſem Allen ſcheint mir der Rundſchauer in ſittlicher Beziehung auf dem Standpunkte desjenigen Richtens zu ſtehen, was der Herr Seinen Jüngern verboten hat, und durch die auf ſolchem Standpunkte nach der Natur des Menſchen immer mehr ſich entwickelnde Engherzigkeit zugleich in intellectueller Beziehung zu einer ſo engen Beſchränkung des geſchichtlichen Blickes gekommen zu ſein, daß ihm das Verſtändniß großer Wendepunkte nicht blos in der Gegenwart, ſondern auch in der Vergangenheit, unmöglich geworden iſt. Solches Verſtändniß iſt aber, wie für den leitenden Miniſter eines großen Staates, ſo gewiß nicht minder für den Führer der conſervativen Partei, nothwendig. Der wahre Conſervatismus beſteht nicht in der vergeblichen Bemühung, das Unheilbare zu halten, ſondern vielmehr in der Sorge dafür, daß alle öffentliche Einrichtungen, beſtehende und neu zu gründende, den Character der Dauerhaftigkeit haben oder bekommen. Wer darüber zu wachen hat, muß im Stande ſein, die Geſtaltung der Dinge über lange Zeiträume hinaus mit Unbefangenheit und ohne Vorurtheil zu betrachten. Sonſt wird er auch in der Beurtheilung des Einzelnen, was der Tag eben bringt, nur zu leicht den Leieenſchaften des Tages verfallen. Auch hiervon giebt die Broſchüre des Rundſchauers in ihrem weiteren Verlaufe merkwürdige Proben. In dem Beſtreben, die preußiſche Regierung vor dem Publikum

wegen Verletzung des ehemaligen Bundesrechts anzuklagen, gelangt er zu Behauptungen, welche mit jenem Bundesrechte in dem seltsamsten Widerspruche stehen. Davon lassen Sie mich in meinem nächsten Briefe reden!

Lübeck, am 24. Januar 1867.

Zu den Wahlen.

XII. Die Wahlbewegung im Königreich Sachsen.

Die Wahlbewegung in Sachsen macht einen wenig erhebenden Eindruck. „Die Bevölkerung im Ganzen und Großen, heißt es sehr richtig in einem, von Dresden aus der Posener Zeitung zugeschickten Briefe — ist unpolitischen Geistes, particularistisch und antipreußisch verrannt, am Kleinen hangend, und nur wenig vom geschichtlichen Impulse berührt.“ Die in Dresden erscheinende „Constitutionelle Zeitung“ constatirt als Folgen des „langjährigen Beust'schen Systems“ — „eine vollständige Stagnation des öffentlichen Lebens“; „Störung des Gemeinsinns in seiner Entwickelung“; „wesentliche Beeinträchtigung der politischen Bildung“; „Gleichgültigkeit für öffentliche Angelegenheiten“; „Vielköpfigkeit;“ „kleinliche Auffassung;“ „spießbürgerliche Eifersüchtelei.“

„Die Bewegung der Geister, wird in einem mit viel Geist abgefaßten, der „Weserzeitung“ aus Leipzig zugegangenen Schreiben bemerkt, — für die bevorstehenden Parlamentswahlen ist in Sachsen zwar um ein Geringes lebhafter geworden, als sie bis zu Ende des vorigen Jahres sich darstellte; allein eine besondere Freude wird Niemand empfinden, wenn er der Wahl-Agitation einigermaßen näher tritt und die wirklich klägliche Haltung beobachtet, welche die Bevölkerung Sachsens im Großen und Ganzen dabei bewahrt. Die unglückselige Einlullungspolitik des Herrn v. Beust zeigt sich jetzt an ihren erschrecklichen Folgen auch dem blödesten Auge in ihrer ganzen Verderblichkeit; die politische Kinderei, in welcher man sich gerade jetzt, in so hochwichtigem Momente fast aller Orten gefällt, ist ganz geeignet, einen recht gründlichen Ekel vor der ganzen particularistischen Jammerwirthschaft hervorzurufen.

Ueberall in jedem Wahlbezirk sind viel zu viel Candidaten aufgestellt und unter ihnen Leute, denen es wahrlich schwer fallen sollte, sich ad causam zu legitimiren, Leute, die noch nicht die geringste Probe politischer oder parlamentarischer Befähigung abgelegt haben und sicherlich selbst sich manchmal über den neckischen Zufall wundern, der sie zum Parlaments-Candidaten zu küren für gut befunden hat.“

Diesen aus Sachsen selbst angestimmten Klageliedern haben wir

nichts weiter hinzuzufügen. Sachsen ist in diesem Augenblicke ohne Zweifel der „Schildhalter der alten Zeit" — d. h. der Zeit des gewesenen Frankfurter Bundestags; die Sachsen gefallen sich in der Rolle einer „Vorhut der Süddeutschen" d. h. in der Rolle des nordischen „Schwabenthums", des eingefleischten Particularismus.

Die „alten" Parteien Sachsens haben sich vollständig aufgelöst. Leute gehen jetzt eifrig Hand in Hand, die sich früher so wenig vertrugen wie Wasser und Feuer; Leute umhalsen sich jetzt, die sich früher bitterlich haßten. Und wiederum liegen solche, die früher hin Jahre lang einträchtig zusammengingen, in offener scharf ausgeprägter Fehde. Von „gänzlicher Wahlenthaltung", die in Thüringen und Frankfurt so viele Vertheidiger fand, war in Sachsen wenig die Rede, und das Beispiel Roßmäßlers, der sein Paulskirchen-Mandat noch als „fort bestehend" betrachtet wissen will, fand selbst bei den „wahren", den „ächten", den „entschiedenen" Demokraten nur ein Lächeln des Mitleids.

Die „reine Demokratie" — sie nennt sich in Sachsen „Volkspartei" — hat sich vielmehr mit einem wahren Feuereifer in den Wahlkampf gestürzt. Diese, welche in den beiden wichtigsten Städten Dresden nnd Leipzig sehr rührig ist, verlangt:

„Unbeschränktes Selbstbestimmungsrecht des Volkes;" „Aufhebung aller Vorrechte — Concessionen, Privilegien!" und „Einigung Deutschlands in einer demokratischen Staatsform."

Diese „reinen" Demokraten wollen wählen, aber nicht um in Berlin ein dauerhaftes Gebäde aufzuführen, sondern um gleich beim Beginn den Keim der Auflösung zu legen. Dem norddeutschen Bunde gegenüber sind sie also „Nihilisten" im strengsten Sinne. Advokat Schraps, ein „Vollblutdemokrat", der in seinen unreifen Expectorationen lebhaft an die Straßenprediger von 1848 erinnert, hat in einer in Zwickau abgehaltenen Volksversammlung mit liebenswürdiger Offenheit erklärt:

„Man solle wählen, um Preußen die irrige Meinung zu benehmen, als sei durch seine Gründung des norddeutschen Bundes ein wesentlicher Fortschritt für Deutschland erzielt." — Und der große Sohn der Stadt Gießen, Wilhelm Liebknecht, hat öffentlich sich unumwunden dahin ausgesprochen: „seine Politik bezwecke die Zerreißung des norddeutschen Bundes."

Außer auf die genannten Liebknecht, (der übrigens neuerdings erklärt hat kein Mandat annehmen zu wollen) und Advokat Schraps in Dresden, der sich im 18. Wahlkreis (Zwickau, Werdau u. s. w.) um einen Parlamentssitz bewarb, hat diese Volkspartei namentlich auch auf Professor Wuttke, den schwarzgelben Freiheitshelden und Dr. Frese, der überall da erscheint, wo die erbittertsten Feinde seines Vaterlands sich zusammenrotten, ihr Auge geworfen. Daß Johann Jacoby von jedem Mandat absehen will, haben diese Feinde Preußens in Sachsen mit bitterem Schmerze vernommen.

Nicht so geräuschvoll aufgetreten, wie die bisher Genannten, aber in allen wesentlichen Punkten mit ihnen einverstanden ist der für Dresden-Altstadt aufgestellte Professor Dr. Wigard; der wahrlich nicht nöthig gehabt

hätte, ſich in einer öffentlichen Erklärung, worin er ſich, nach Art dieſer Volkshelden, reichlich ſelbſt Weihrauch ſtreut — gegen die „Verdächtigung" daß er für den Einheitsſtaat und Annexionen ſei, zu vertheidigen. Dieſer in Mannheim geborne und in München erzogene Profeſſor, der Forſtwirthſchaft, Philoſophie, Theologie, Jura, Cameralia, Stenographie und ſchließlich auch Medicin ſtudirt hat, hat am 6. Februar 1867 erklärt, daß er das „Föderationsſyſtem wie 1848 in ſeinem damaligen Programm feſthalte." Nahezu zwanzig Jahre ſind im Strome der Zeiten dahingerollt: aber der Herr Profeſſor ſteht noch heute accurat da, wo er auch 1848 ſtand. Es giebt eben Leute, die immer weniger von der Politik begreifen, jemehr ſie „ſtudiren." — Mit dieſen „demokratiſchen Föderaliſten" d. h. Particulariſten, will die zweite Partei, die demokratiſche Arbeiterpartei, die Partei Laſſalle's nicht vermengt werden.

„Die Einführung von Productivaſſociationen im größtmöglichen Maßſtabe vermittelſt der Solidarität der Geſammtbevölkerung ſteht bei ihren Forderungen zunächſt oben an." Von den ebengenannten „Föderaliſten" will dieſe Partei durchaus nichts wiſſen: ebenſo, heißt es in einem von Becker mitgetheilten „Programm der Arbeiterpartei" — weiſt die Arbeiterpartei die Föderaliſten zurück, die entweder unter dem Aushängeſchilde föderaliſtiſcher Geſinnungen ihren monarchiſchen Particularismus verſtecken, oder wenn ſie nicht unaufrichtig ſind, wirklich eine Bundesrepublik nach ſchweizeriſchem oder amerikaniſchem Muſter bezwecken." Die Arbeiterpartei will entſchieden den Einheitsſtaat. „Unter deutſcher Einheit verſteht die Arbeiterpartei den centraliſirten deutſchen Volksſtaat und erſtrebt ſolchen einfach als einen Anfang des ſolidariſchen europäiſchen Staats." „Ihr Wahlſpruch lautet nach wie vor: „Es lebe die ſocial-demokratiſche Agitation, es lebe das Recht der freien Gleichen, es lebe der von jeder Unterdrückung gereinigte ſocial-demokratiſche Staat!" —

Was will aber dieſe Partei im Parlament des norddeutſchen Bundes? Auch darüber ſpricht ſie ſich mit einer Offenheit aus, die in Sachſen, wo die anderen Parteien gar oft ihre letzten Ziele zu „verſchleiern" ſuchen, beſonders bemerkenswerth iſt. „Da die Arbeiterpartei die Feſtigung, Fortdauer und Erweiterung des norddeutſchen Bundes nicht wünſchen kann, ſo benutzt ſie einfach das allgemeine direkte Wahlrecht und das Bundesparlament als eine willkommene Gelegenheit, um durch ihre Deputirten von der Bühne herab, vor ihren Brüdern in ganz Europa vorſtehende Grundſätze ungeſchminkt und ohne alle Scheu proclamiren zu laſſen."

Die Arbeiter wollen, wie es in einem Aufrufe für Fritzſche heißt: keine „Profeſſoren" als Vertreter. Nur „echten Söhnen des Volks" d. h. Arbeitern wollen ſie ihre Stimme geben. Die Arbeiterpartei hat denn auch in verſchiedenen Kreiſen „Arbeiter" als Candidaten aufgeſtellt; ſo in Dresden und dem 9. Wahlkreis (Freiberg u. ſ. w.) den Kupferſchmidt Förſterling; im 13. Wahlkreis (Gerichtsamtsbezirk Leipzig I. und II. u. ſ. w.) Cigarrenmacher Fritzſche; im 16. Kreis (Chemnitz) Arbeiter Weiß in Limbach.

Nach dieſen „particulariſtiſchen" und „unitariſchen" Democraten wenden

wir uns zu der dritten Partei: den „Freisinnig-Deutschen“ oder „Liberal-Nationalen.“

Die Anhänger dieser Partei sind aufrichtige Freunde Preußens. Die drei ersten Sätze ihres Programms lauten:

1. „Wir wollen einen festgefügten, kraftvollen Bundesstaat unter einheitlicher Führung.

2. „Diese Führung muß ganz und ungetheilt der Regierung des weitaus größten und mächtigsten Staats im Bunde, der preußischen, zustehen.

3. „In ihrer Hand muß insbesondere die Militairhoheit im ganzen Gebiete des Bundes und die direkte und alleinige Verfügung über sämmtliche Wehrkräfte desselben, das Recht über Krieg und Frieden und die auswärtige Vertretung des Bundes vereinigt sein. Ihr gebührt die oberste Leitung der handelspolitischen und der sonstigen gemeinsamen Angelegenheiten des Verkehrs.“ —

Diese Sätze unterscheiden sich sehr vortheilhaft von den phantastischen und abentheuerlichen Sätzen, die wir bisher betrachten mußten. Die Partei aber, welche sich zu diesen Grundsätzen bekennt, trifft der Vorwurf, daß sie in praxi zu wenig fest und energisch für ihre Ueberzeugungen eintritt. Sie hat es nicht einmal gewagt, ihre alten und bewährten Führer in erster Linie als Candidaten aufzustellen: Männer wie Gustav Freitag, H. Brockhaus, Schmidt, Eckstein, Biedermann, Lorenz, Siegel hat sie nicht entschlossen „trotzalledem“ auf den Schild zu erheben. Sie hat sich auch ohne Rücksicht auf die eindringlichen Abmahnungen von Jndeich und D. Döhn in Dresden „herbeigelassen“, den „democratischen“ im Grunde „schwarzgelben“ Professor Wigard zu acceptiren. Schüchternheit und Verschämtheit wird aber von dem Gegner als Schwäche und Unsicherheit ausgelegt. Auch in der Politik gilt der Satz: fortuna audaces juvat. Die bedeutendsten Candidaten dieser Partei sind: Riedel, Fahnauer, Dr. Rentzsch, Fabr. Niethammer, Adv. Schreck, Vicebürgermeister Stephany, Dr. Joseph Dr. Meischner, Gutsbesitzer Jungnickel Rewitzer, Bürgermeister Streit, Dr. Minckwitz, Pastor Heubner, Buchhalter Heubner, Adv. Mosig v. Aehrenfeld.

Einzelne dieser Candidaten haben die Grundsätze ihrer Partei in ihren „Candidatenreden“ über Gebühr „abgeschwächt“.

Eine rühmliche Ausnahme gegenüber diesen Halbheiten, machte der Adv. Mosig v. Aehrenfeld, aufgestellt für den 2. Wahlkreis (Löbau u. s. w.).

Mosig v. Aehrenfeld sagt in seinem Programm:

„Jch ordne alle Rücksichten dem einen Hauptziele unter: Schaffung eines Bundes mit der Macht und Kraft eines Einheitsstaats. Wird ein einheitsstarker Bund errichtet, so endet damit die bisherige Bettlerstellung des deutschen Volkes gegenüber den starken Nationalstaaten Frankreich, Rußland und England, denn ein Gleicher tritt neben oder gegen den Gleichen, Deutschland wird aus einem geographischen Begriffe und einem großen Haufen Deutsch-Redender endlich wieder eine wahre Nation und ein wirklicher Nationalstaat. Solange diese politische Machtstellung gebricht, ist von unerschütterlicher Unabhängigkeit gegen das Ausland so wenig wie von dauerhafter Begründung

politiſcher Freiheit und volkswirthſchaftlicher Entwicklung zu reden, weil eben die unumgängliche nothwendige Grundlage hierzu allenthalben ermangeln würde, gleich dem Hauſe, das man auf Sand oder Moraſt hinbaut und das zuſammenfällt, man möge es im Innern oder Aeußern noch ſo gut und ſchön ausgebaut haben. Berufen zum öffentlichen Wirken würde ich demnach mit Energie dem von mir bezeichneten Hauptzwecke dienen und deſſen Durchführung im Reichstage anſtreben; Verrath an der Nation erſchiene es mir, wollte ich particulariſtiſchen Strebungen, darauf gerichtet, jenes große Ziel zu vereiteln, Beiſtand leiſten."

Das iſt eine feſte, überzeugungstreue Sprache und ſollte auch Moſig von Aehrenfeld von der Thielau'ſchen Partei geſchlagen werden, ſo unterliegt er doch als — Mann.

Die vierte und letzte Partei, die wir zu betrachten haben, iſt die der conſervativen Particulariſten; ſie wird von den Gegnern die „ſächſiſche Partei" genannt, nennt ſich aber ſelbſt nach dem von den Particulariſten Hannovers gegebenen Beiſpiele die „deutſche." Sie wird von dem „ſächſiſchen Wahlcomité", das die Blüthe der ſächſiſchen Particulariſten zu Vertretern des Volks vorgeſchlagen hat, geleitet. In der Preſſe wird ſie „verſchämt" begünſtigt durch das „Dresdner Journal", offen unterſtützt durch die „Leipziger Zeitung" und „fanatiſch vertheidigt" durch die „ſächſiſche Zeitung."

Sie redet viel von Deutſchland; von dem „ganzen" Deutſchland — denkt aber dabei lediglich an die möglichſte Conſervirung der vollen, ſächſiſchen Sonderexiſtenz. „Sachſens Untergang" und „erbliche Oberpräſidentſchaft" ſind die Schlagwörter, von denen ſie reichlich Gebrauch macht.

Die Candidaten, von denen ſie die „Rettung Sachſens" erwartet, ſind insbeſondere Haberkorn, von Thielau, Generalſtaatsanwalt Schwarze, Sachße, Oemichen-Moren, Bürgermeiſter Martini, Amtshauptmann von Einſiedel, Seiler aus Neuſalz, Geh. Juſtizrath Herbig, Juſtizrath Gebert, Prof. von Gerber, Geh. Rath von Wächter.

Auf Herrn von Wächter ſcheint dieſe ſächſiſche Particulariſtenpartei beſonders große Hoffnungen zu ſetzen. Der genannte Herr hat ſich zu einem Programm verpflichtet, das, wie die Leipziger Zeitung ſagt, „im Allgemeinen die Grundſätze zuſammenfaßt, deren Bekenntniß das „ſächſiſche Wahlcomité von ſeinen Candidaten erheiſcht." Dieſes von Herrn v. Wächter adoptirte Programm verlangt: „daß bei der unter den gegenwärtigen Verhältniſſen größeren Gefahr einer zu ſtraffen Anziehung der Centralgewalt die den einzelnen Bundesſtaaten gebührende Selbſtſtändigkeit möglichſt gewahrt bleibe"; — —

„daß bei der geſetzlichen Feſtſtellung der Militairorganiſation des Bundes der Militairetat, unter Beſchränkung der Dienſtzeit ſowohl im Allgemeinen, als in Bezug auf den activen Dienſt herabgeſetzt, und dadurch Europa und allen den friedlichen Arbeiten obliegenden Ständen eine größere Garantie für die Erhaltung des Friedens und für die Heilung der ſchweren von dem Kriege geſchlagenen Wunden dargeboten werde; denn da Preußen

durch ſeine Militairorganiſation und deren Erfolge die Veranlaſſung geweſen ſei, daß faſt in allen andern Staaten des Continents eine ähnliche Organiſation erſtrebt werde, ſo ſei es an Preußen, mit einer Ermäßigung den Anfang zu machen und nicht die Urſache zu werden, daß durch gegenſeitiges Ueberbieten in der Anſpannung der Militairkräfte, Europa einer Militairherrſchaft entgegengeführt und die jetzt ſchon in Ausſicht ſtehende Steuererhöhung für unproductive Zwecke zu einem alle wirthſchaftlichen Kräfte lähmenden, unerträglichen Steuerdrucke geſteigert werde;"

„daß ferner in dem Militairgeſetze Beſtimmungen über die Landwehr aufgenommen worden, durch welche dieſen vornehmlich aus Familienvätern beſtehenden Truppentheilen die durch die erſte Pflicht der Menſchlichkeit gebotene Garantie gegeben werde, daß ſie nur in den näher feſtzuſtellenden Fällen der Noth zur Vertheidigung des Landes aufberufen werden."

Weiterhin verlangt dieſes auch von ſogenannten „Grundrechten" in ganz vager Weiſe redende Programm: die zukünftige Bundesverfaſſung ſolle derartig ausgebildet werden, daß „eine ſtarke Anziehungskraft für den möglichſt baldigen, eine größere Gewähr der Erhaltung des Föderativbandes in ſich tragenden Anſchluß der übrigen deutſchen Staaten geſchaffen werde." —

Die Candidatenreden und Programme der Democraten in Sachſen haben vielfach in ſcharfer, mitunter in ſehr plumper Weiſe ihre Antipathien gegen Preußen kundgegeben; aber keine Manifeſtation dieſer wimmelt von ſolchen Perfidien, und falſchen Anklagen gegen den Preußiſchen Staat, wie dieſes „Wächter-Programm." Preußen wird für die Militair-Budgets nicht blos vor Deutſchland, ſondern vor ganz Europa verantwortlich gemacht — da doch Preußen, eingekeilt zwiſchen die zwei größten Militairſtaaten der Welt, nothgedrungen und zur Bewahrung ſeiner Exiſtenz ſtets gewappnet und gerüſtet daſtehen mußte! Die organiſirte Armee, und nur ſie, enthielt die Gewährleiſtung für die Exiſtenz Preußens, nnd in der letztern lag die Garantie gegen einen Zerfall Deutſchlands.

Die Steuern für die Militairkraft könnten nur als für „unproductive Zwecke" dargebracht in Betracht kommen! die unparteiiſche Geſchichte hat längſt in ihre Rollen eingetragen, daß nur die tapfere ruhmreiche preußiſche Armee Deutſchlands Schmach, Verderben und Ende abgewendet hat. Nur dieſer Armee verdanken es die Herren in Leipzig und Dresden, daß ſie dermalen noch ein „Vaterland" haben.

Iſt die Erhaltung des heiligſten Guts — des Vaterlandes — etwa auch ein „unproduktiver Zweck?"

Und daß ſich Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Induſtrie ſo herrlich in der Neuzeit in Deutſchland entfaltet, war eben nur möglich, weil dieſe herrliche preußiſche Armee dieſen Beſchäftigungen des Friedens ihren mächtigen Schild lieh. Aber freilich — es iſt weit bequemer, anſtatt der Wahrheit die Ehre zu geben, dem gedankenloſen Haufen mit den Phraſen von „Beſchränkung der Dienſtzeit", „Steuerzahlung für unproduktive Zwecke", „Lähmung der wirthſchaftlichen Kräfte" ꝛc. zu ſchmeicheln.

„Im Uebrigen — alſo heißt es ſehr treffend in einem unlängſt der

Weserzeitung aus Dresden zugeschickten Schreiben — im übrigen müssen wir nach den Jeremiaden, die jetzt laut werden, den waffenscheuen Kleinstaaten zurufen: Ihr seid eure Selbstständigkeit nicht werth, weder eure particulare, noch eure deutsche Existenz. Wenn ihr die Waffen, die man euch jetzt in die Hände giebt, nicht freudig mit ergreifen wollt, um das Haus zu schützen, das jetzt unter dem Dräuen eines schweren Gewitters errichtet werden soll, so wird die Geschichte über euch zur Tagesordnung übergehen, so rechtfertigt ihr den Fluch der Lächerlichkeit, dem ihr verfielt, als ihr mit Reden und Singen die gegen die Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands aufgethürmten Mauern Jericho's umstürzen wolltet. Es hat sich noch kein Volk seine Selbstständigkeit errungen als mit den Waffen in der Hand, und es ist noch kein Reich gegründet oder wenigstens befestigt worden, als durch die Waffengewalt. Es ist eine sehr bequeme Aufgabe, die Blüthe von Handel und Gewerben, von Kunst und Wissenschaft zu verherrlichen nnd dazu die unproduktiven Bajonette in einen abstracten Gegensatz zu stellen. Im Prinzip hat auch Elihu Burrit Recht. Aber es ist zunächst Unrecht, eine Verleugnung desselben vorzugsweise Preußen zur Last zu legen. Es ist hundertmal statistisch nachgewiesen, daß Preußen trotz seiner allgemeinen Wehrpflicht und auch nach seiner Heeresreorganisation ein Verhältniß der Friedensarmee zur Bevölkerung innehielt, das den Procentsatz in Frankreich, Oesterreich und Rußland nicht erreichte, und ebenso einen Militair-Etat, der in einem günstigeren Verhältnisse zum allgemeinen Budget steht als in den genannten Ländern. Für den Augenblick können wir aber in dem Verhalten der meisten Kleinstaaten nur ein feiges Zurückbeben vor der Aufgabe erkennen, gemeinsam mit Preußen die Einheit Deutschlands herzustellen und zu sichern, und zwar ein Zurückbeben in dem Augenblick, wo damit endlich einmal statt der früheren Phrasendrescherei Ernst gemacht wird."

Besseres, als das in diesem dresdener Briefe Gesagte, kann man gegen die Phrasendrescherei des Wächterprogramms der Leipziger Partikularisten nicht einwenden; aber vernünftige und patriotische Worte, wie sie dieser Dresdner ausspricht, finden derzeit in Sachsen — die Ergebnisse der Wahlen werden es vielfach bestätigen — nur taube Ohren.

Wochenschau.

Einige harmlose Bemerkungen der Berliner Revue über das Verhältniß Preußens zu den süddeutschen Staaten sind von der „Europe" übersetzt wor-

den und ſodann in franzöſiſche Blätter übergegangen. Man hat Abſichten dahinter gewittert, man hat ſogar finden wollen, daß die gute Revue, die ſtille Beobachterin, höchſt heimtückiſche Pläne gegen die friedlichen Beziehungen Preußens zu Frankreich im Schilde führe. Wenn wir zu dem Throne des Mars Zutritt hätten, ſo würden wir den Kriegsgott anflehen, lange Frieden zu halten; ja, wenn wir nur durch irgend einen Kammerdiener des Mars ſeinen erhabenen Ohren einen Rath könnten zukommen laſſen, ſo würden wir ihm in ſeinem eigenen Intereſſe begreiflich zu machen ſuchen, daß es für ihn das beſte ſei, einen Abſtecher nach der Herberge des Vulcan zu unternehmen und mit dem gemüthlichen lahmen Schmiedemeiſter zu kanonengießern. Dem Kriegsgott ſelber kann die Manier, wie man ihn jetzt behandelt, nicht behagen. Kaum hat er ſich in die Rüſtung geworfen, kaum glaubt er, die Zeit ſei erſchienen, wo er tüchtig in's Geſchirr gehen könne, kaum hat er unter dem Dampfkeſſel ſeines Zornes — denn der alte Heide iſt ſicherlich auch mit der Zeit fortgeſchritten — ein gehöriges Feuer angemacht, ſo telegraphirt man ihm bereits, die Sache ſei vorüber. Er muß ſein Schwert in die Halle hängen, er muß wieder abheizen und die Wogen des thatendurſtigen Gemüthes gewaltſam glätten. Das iſt ſicherlich nicht nach dem Geſchmacke des Gottes, der in ſeinen Flegeljahren ſich vor einer einzigen Stadt hundert und zwanzig Monde lang muthwillig tummelte, ehe er dem Odyſſeus erlaubte, mit Hülfe eines hölzernen Pferdes, das den Trojanerkindern zum Präſent beſchert wurde, das Kriegstreiben zu beendigen. Iſt er klug, ſo verlegt er ſich nun auf's Warten, bis ein ſolcher Kampfesſtoff zuſammengehäuft iſt, der ihm ein Drama in mehreren Acten zuſichert. Uebrigens würde er im jetzigen Moment kläglich ſcheitern, wenn er einen Krieg entzünden wollte. Er könnte alle Mittel erſchöpfen, um uns oder die Franzoſen zu hetzen, er könnte uns tyrtäiſche Lieder vortragen, er könnte alle Furien gegen uns loslaſſen, Europa würde ſich doch nicht rühren, weil — nun weil es ganz und gar auf dem Revue-Standpunkte ſteht und lieber zuſehen, combiniren, klügeln, den Observer ſpielen, als handeln will. Das kaiſerliche Frankreich zumal iſt eine beſchauliche Größe geworden, vielleicht mit einigen ab und zu aufflackernden halb ärgerlichen, halb ruhmesbefliſſenen Anwandlungen, die aber ſtets wieder der Erwägung weichen, daß die natürliche Entwickelung der Dinge zu guter Letzt der großen Nation die Tauben gleich gebraten in den Mund führen werde. Man braucht nicht tief in das Gemüth der franzöſiſchen Staatsmänner zu ſchauen, um herauszubringen wie ſie rechnen: ſie glauben, Deutſchland ſei geſpalten, ſie meinen ferner, der Riß werde ſich durch die Conſtituirung des Norddeutſchen Bundes vervollſtändigen; eben deshalb, ſo ſchließen ſie weiter, ſei es die Aufgabe Frankreichs, nichts zu thun, wodurch die Bildung des Norddeutſchen Bundes unterbrochen, geſtört, vom Ziele abgelenkt werden könnte; ſei erſt die Mainlinie eine conſtitutionell ſanctionirte Thatſache, dann ſchwebe Süddeutſchland in der Luft, und könne zum Material für Compenſationen verwerthet werden. Dies iſt die Berechnung der Franzoſen. Wir wollen ihnen ihr Vergnügen an dergleichen ſinnigen Betrachtungen nicht rauben, aber je-

denfalls ſind es nur beſchwichtigende Troſtgründe für die Thatſache, daß ſie ſtill ſitzen. In Betreff des luftigen Daſeins von Süddeutſchland täuſchen ſie ſich. Der Nordbund wird gerade dadurch ſeine Deutſche Berechtigung gewinnen, daß er, ſobald ſeine Geſtalt ſich ſcharf abgezeichnet hat, gleichzeitig Süddeutſchland deckt und in das Syſtem ſeiner Garantieen hineinzieht. Das iſt es, was wir in unſerem früheren Artikel andeuten wollten.

Da keine Neigung zum Streite vorhanden iſt, ſo wird auch die Behauptung, daß Nordſchleswig alsbald einen Conflict erzeugen werde, ſich nicht bewahrheiten.

Durch die Antwort, welche der däniſche Conſeilpräſident Graf Frijs kürzlich auf eine Interpellation Carlſens ertheilte, war die Aufmerkſamkeit auf die nordſchleswig'ſche Frage gelenkt worden. Carlſen hatte im Reichstage angefragt, ob der Miniſter es nicht für paſſend halte, der Landesrepräſentation über die mit fremden Mächten geführten Verhandlungen Auskunft zu geben und die hierauf bezüglichen Actenſtücke vorzulegen. Graf Frijs erwiderte, die Regierung erachte es allerdings für ihre Pflicht, in auswärtigen Dingen nicht ohne die Beihilfe der Volksvertretung zu handeln und ſie werde ſicherlich nicht, ſobald der richtige Zeitpunkt gekommen, mit Aufklärungen kargen, im gegenwärtigen Moment jedoch würde ſie es für unverantwortlich halten, wenn ſie mit Enthüllungen über die ſchwebenden Negotiationen vor die Oeffentlichkeit treten wollte. Nach dieſer Aeußerung des Miniſterpräſidenten erklärte ſich Carlſen für befriedigt und eine weitere Debatte über die Interpellation war abgeſchnitten. In der That kann nicht blos der däniſche Reichstagsmann, ſondern auch jeder andere Politiker mit dem Aufſchluſſe, der in den Aeußerungen des Grafen Frijs liegt, zufrieden ſein, denn trotz der Feierlichkeit, mit welcher der Miniſter Alles, was nur im Entfernteſten einer Enthüllung ähnlich ſehe, von ſich wies, konnte man aus ſeinen Worten doch wenigſtens die Eine Thatſache abnehmen, daß es etwas zu verſchweigen gebe, daß alſo in Wirklichkeit mehr oder minder belangreiche Verhandlungen zwiſchen Dänemark und einigen auswärtigen Höfen vor ſich gehen. Auf welche Frage ſich dieſe diplomatiſche Action beziehe, hat der däniſche Staatsmann freilich nicht verrathen, doch gehört keine große Divinationsgabe dazu, um den richtigen Gegenſtand zu treffen.

Denn es giebt im jetzigen Augenblick nur eine einzige Frage, an welche die Parteien in Dänemark denken. Wenn Carlſen ſich bei dem Miniſter erkundigt, ob denn dem Reichstage Nichts mitzutheilen ſei, ſo heißt das in's Deutſche überſetzt: verhandelſt Du wegen Nordſchleswigs? Hierauf concentrirt ſich alle Hoffnung, alle Leidenſchaft, alle Neubegier der Dänen. Mag es in der ganzen andern Welt drunter und drüber gehen, das kümmert den Dänen nicht, weil er nur nach Alſen, Apenrade, Flensburg ſieht, — oder es kümmert ihn doch höchſtens in ſo weit, als die Weltbegebenheiten mit der Linie Flensburg-Tondern verknüpft werden können. Wie ſich bei uns die Parteiunterſchiede je nach dem Standpunkte, den man zur Mainlinie und zur Stiftung des norddeutſchen Bundes einnimmt, modificirt haben, wie bei uns derjenige für einen ſchlechten Patrioten gilt, der nicht dazu beitragen

will, einen festen Einheitsstaat nördlich von der Mainlinie zu begründen, so wird in Dänemark der Patriotismus nach dem Verhältniß bemessen, das der Politiker zu der Vollendung der dänischen Nationalität durch die Gewinnung der Linie Flensburg-Tondern einnimmt. Bis diese Frage in Dänemark die einzig brennende wurde, gab es dort noch ein paar conservative Blätter, welche die ausschließlich nationale Idee bekämpften und auf die Bedingungen hinwiesen, die aus den vorhandenen Rechten und Zuständen entspringen. Solche Kundgebungen sind nun entweder gänzlich verstummt, oder sie werden vom Publikum gemißachtet. Nur Eins gilt noch, das Nationale, das „National-Liberale", das Habenwollen aus Gründen der Nationalität. Diese Tendenz hat so sehr um sich gegriffen, daß die Regierung, obgleich Graf Frijs hochconservativ ist und seine Collegen besonnene Männer sind, doch nur noch mit nationalen Ziffern zu rechnen vermag. Der Sieg der national-liberalen Partei ist noch in den letzten Tagen bei der Freisprechung Bille's, des Redacteurs von Dagbladet, offenkundig geworden. Bille hatte nicht lange nach dem Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 in seinem Blatte einen Artikel publicirt, in welchem er den Beweis zu liefern suchte, daß König Christian IX. nach dem Verluste der Herzogthümer jeden Rechtstitel auf die dänische Krone verloren habe, weil die Integrität der dänischen Monarchie die Bedingung gewesen sei, unter welcher der dänische Reichstag die Erhebung der Glücksburgischen Dynastie genehmigte. Bille wurde wegen Hochverraths angeklagt und ist nun freigesprochen.

Noch einmal, welches der Gegenstand der Verhandlungen sei, von denen Graf Frijs nichts Näheres beichten will, ist leicht zu errathen. Nordschleswig ist es. Nicht so bequem wird es uns zu bestimmen, mit wem denn nun Dänemark seine Meinungen über die Ideale der dänischen Nationalität und über die Mittel, dieselben zur Realität zu geleiten, austausche. Es kann Oesterreich sein, welches als Mitunterzeichner des Prager Friedens vielleicht ein Recht zu besitzen glaubt, in die nordschleswigsche Sache hineinzusprechen; es kann Frankreich sein, aus dessen Hirn der betreffende Artikel der Nicolsburger Präliminarien entsprungen ist. Hier stehen wir nur vor Möglichkeiten, aber vor ziemlich gleichgültigen. Hegen die beiden genannten Mächte eine Meinung über die Linie Flensburg-Tondern, so sind sie ja durch Nichts gehindert, dieselbe am geeigneten Orte auszusprechen — und Preußen wird die Antwort nicht schuldig bleiben.

Die Anfrage würde gewiß sehr höflich sein, sie würde vorher Alles, was einem Fünkchen sub cinere doloso ähnlich sähe, auslöschen, und die Antwort würde darauf hindeuten können, daß die Nordschleswiger bei den allgemeinen Wahlen zum norddeutschen Reichstage vollauf Gelegenheit gehabt, für den Ausdruck ihrer Wünsche ein Organ zu schaffen.

Der norddeutsche Reichstag ist noch kurz vor seinem Zusammentritt in eine Preßfreiheitsfrage verwickelt worden. Man glaubte gar, daß der parlamentarische Herkules gleich in der Wiege die Schlange der Preßfreiheit zu erdrücken auserkoren sei. Aber man hat den Jammer wieder eingehuscht. In der That ist die Preßfreiheit nicht das Wild, welches die Regierung er-

legen will. Die Preßfreiheit kann einer Regierung unbequem sein, so lange der Sturm und Drang einer ziellos aufgeregten öffentlichen Meinung gegen die bestehende Rechtsordnung ankämpft. Aber sie hört auf, Furcht zu erwecken, wenn nach dem Untergange eines alten Vertragsrechtes alle Kräfte aufgerufen werden, bei der Constituirung der neuen Zustände mitzuwirken. Die klassischen Zeiten der Censur und der Schriftstellerverfolgung waren in den ersten zwanzig Jahren des deutschen Bundes, als jeder Brausekopf, sowie jeder politische Gemüthling es für die erste Bürgertugend hielt, wider den Bundestag eine Lanze zu brechen. Wir fühlen uns nicht berufen, auf die alten Bundeseinrichtungen einen Stein zu werfen, sie sind ja bereits verscharrt und der Kanonendonner von Königsgrätz hat ihnen die letzte Ehre erwiesen. Der Hauptfehler des Bundes war sein Idealismus. Er wollte die Deutschen, alle Deutsche, Fürsten und Bürger, mit Gewalt glücklich machen; er verlangte, daß der Deutsche mit dem Besitze des Bundesrechtes, welches immer ein abstractes blieb und kein rechtes Volksleben erzeugen konnte, sich befriedige; er hatte also ideale Charactere vor Augen, die in dem Aether des reinen Rechtes schwelgend und sich von jeder derberen Leidenschaft, die von Zeit zu Zeit das Gesetz über das Knie bricht, fern halten. Dafür waren die Deutschen trotz ihres Gedankenschwunges nicht geschaffen, der Bund war zu gut für die Deutschen, und das zu Gute ist bekanntlich der Feind des Guten. So reagirten sie denn von Anfang an gegen den bundestäglichen Olymp, und der Bund, der, da er es so vortrefflich meinte, die Unzufriedenheit nicht begriff, reagirte gegen die Deutschen.

Dies wie gesagt, war die Hochsommerzeit der Censur. Mit Hülfe von Bundesbeschlüssen, Bundesreglements, Bundesexecutionsandrohungen wurden die verrätherischen Wünsche, die in der Presse laut zu werden suchten, unterdrückt. Der Bund sorgte für die Ruhe des Bürgers, gleichwohl konnte er sie nicht vollständig sicher stellen, weil das, was den Politiker erst ganz beruhigt, nämlich von Zeit eine recht derbe Ohrfeige, nicht innerhalb der Griffsweite der rein ätherischen Organe des Bundes lag. Es blieb bei der moralischen Censurqual, die nicht hinreichte, um den Bürger von der Derbheit der Autorität zu überzeugen.

Jetzt aber — welches ideale Recht wäre noch gegen die Kühnheiten der Presse zu vertheidigen! Wir sind keine Idealisten mehr; und um das zu beweisen, machen wir jetzt etwas recht Eisernes, dessen Wucht eindringlich genug ist, um die Meinungsäußerungen von oben herab betrachten zu können. In wie hohem Grade dies bereits der Fall sei, wie sehr der Dunst der Opinionen an dem Thatsächlichen abpralle, das sehen wir täglich in dem Schicksal der Parteien bewährt, die machtlos ihre schönen Programme in den Sand rinnen sehen und nur noch betrübt die Hände zusammenschlagen können, wie jenes Milchmädchen, dem der Sahnentopf zur Erde gefallen. Der hohe Flug eingebildet schöner Intentionen hat sich erschöpft, wir erleben den Kehraus jener Gesinnungstüchtigkeiten, die consequente Politik zu treiben behaupteten, wenn sie recht laut radotirten. Die alten Schlagworte sind verhallt, neue sind noch nicht gefunden, oder wo sie aufzutauchen streben,

da werden ſie von der ungeheuren Maſſe derer, die aus dem Krach und Untergang der Parteien das zum Hausgebrauch vortreffliche Gut der geiſtigen Taubheit davongetragen haben, zum Schweigen gebracht. Im Grunde haben ſich die Menſchen ausgeſprochen; wer raiſonnirt, der raiſonnirt höchſtens noch inwendig, und dagegen iſt kein Kraut gewachſen. Vom „Aufeinanderplatzen der Geiſter" werden wir lange nichts mehr vernehmen. Wo debattirt wird, da gemahnt es uns an Geklätſch oder Sophiſterei.

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

29.

Bei dieſen Worten entſtand durch poetiſchen Reflex eine ſonderbare Aufregung der Geſellſchaft; man ſchaute einander lächelnd, wundernd an; man hatte ein Verſtändniß des Lebens und es war wie ein Traum. Der Dichter theilte die Poeſie des Moments, doch alsbald wiederholt' er und las weiter:

Die Knaben ſämmtlich und die Mädchen, denen
Wir im Gedicht begegneten, ſind hier,
Verflochten von den mannigfachſten Scenen
Ergeh'n ſie ernſt ſich, ſcherzend auch mit Zier —
In Blumenpracht und Kinderſchmuck die Schönen —
Im ſonnenhell erleuchteten Quartier. —
Der heut'gen Predigt, redend wie ein Buch,
Erwähnt der Pfarrersſohn mit Widerſpruch.

Den Paſtor hatte heut' ein Gaſt vertreten,
Der mit ächt evangel'ſcher Kraft und Kunſt,
In Formen auch, die ſeine Gab' erhöhten,
Des Geiſtes voll webt' in des Himmels Gunſt,
Und Andachtsfüll' erſchwang im freud'gen Beten,
Selbſtſchöpferiſch beredt mit Herzensbrunſt.
Ihn tadelt Bernhard, und — wie es geſchienen —
Im Einverſtand von Bruno und Herminen.

Sonor ſprach in dem tiefſten Baß der Knabe,
Auch keimt ihm auf der Lippe ſchon der Bart:
Des Paſtors nächſte, einzige Aufgabe
Iſt, daß er ſtreng kanoniſch ſich gebahrt.

Schlicht ſoll, was er im Texet gefunden habe,
Sein Wort verkünden, practiſch, ſchriftgelehrt.
Wir hörten Weniges aus dem Bereich,
Doch Eigenforſchung viel, ſchönſel'ges Zeug."

Nun, ruft hier Rodrich, du vertrittſt die Herren
Die taubträg widertönen Schrift und Geiſt!
Was in Muſik ein Heulen iſt und Plärren,
Iſt ihre Red' im Predigen zumeiſt.
Sie ſchatten nur das Urbild, ſie verzerren,
Was in der Bibel leuchtend ſich erweiſt.
Selbſtthätig ſei, erquicklich und voll Luſt
Das Wort verkündigt aus des Redners Bruſt.

„Die Todten laßt begraben ihre Todten,"
Das ſprach der heil'ge Mund, rief Richard aus.
Perſönlich Leben wurde uns erboten,
Was machen ſie daraus? Buchſtabengraus.
Eh' als ich ließ in Formeln mich einknoten,
Entränn' ich lieber ganz dem Kirchenhaus.
Wild reges Thun ſelbſt mag vor Geiſtesaugen
Mehr als die faulen Gottesdienſte taugen.

Der Generalsſohn Bruno, ſtolz, im Walten
Des Worts auch Geltung fordernd, redet nun:
Am Diſputiren iſt nichts groß zu halten,
Von Stund' in Stunde giebt's genug zu thun;
Das wir, umringt von reizenden Geſtalten,
Gedanken ſpinnen oder träg' ausruh'n,
Iſt thöricht; laßt uns Tanz und Spiel beginnen;
Die ſchöne Zeit, wie ſchnell eilt ſie von hinnen!

Scheu ſpricht der kecke Richard zu Eliſen,
Er fordert ſie zum Spiel auf und Geſang.
Eliſe hatte ſtill den Freund geprieſen,
Der, was ſie dachte, ſprach in Ueberſchwang.
Die Schweſtern beid' in froſt'gen Mienen wieſen,
Sie wüßten dem Geſpräche wenig Dank.
Hermine lauſcht' einmal auf Bruno hin,
Denn er, auch Bernhard ſprach nach ihren Sinn.

Mein Rodrich wählte unter den Geſängen,
Eliſen dann begleitet er ein Lied,
Ein geiſtlich Lied ſie ſang in großen Klängen
Aus ernſten, tieferſchüttertem Gemüth,

Aus voller Bruſt ſo wunderbar, als drängen
Die Töne himmelab, ſo fremd durchglüht.
Beethoven's letztes der ſechs Gellertlieder
In ſolchem Echo gab ſie herrlich wieder.

Der Vater rief vom Spieltiſch ſie mit Namen,
Sie eilt' in's ferngelegene Gemach.
Als er nun weich aufſchaute, überkamen
Sie Rührung, Freud'; ihr ganzes Herz war wach.
„Dem Liede, ſagt' er, folge aus Gluck's Dramen
Die erſte Arie Iphigenien's nach,
Die mir ſo lieb, du weißt?" Sie ſpricht: Recht, ja!
Aus der Aulid'ſchen Iphigenia.

Den keuſchen Sang, der in ganz inn'gen Tönen
Der reinen Jungfrau ſehnend Herz erſchließt,
Giebt engelſchön zu Aller Huldverſöhnen
Eliſe weil ihr Herz ſich hier ergießt.
Schon ihrer Stimme Klang webt nur im Schönen,
Doch wo ſie dem Gemüthe voll entſprießt,
Tönt dieſer Jungfrau Sang in Andachtsfülle;
Auch folgt ihm jetzt der Rührung Weih' und Stille.

Der Wirth allein — er findet ſich mit Neiden
Gar ſchlimm zurück aus der Verzauberung —
Ruft laut ſein Bravo, klatſcht wie voller Freuden
Und lobt des Sanges Adel, ſeinen Schwung.
„Nun ſollen Roſalindens Künſt' uns weiden,
Die Muſe, ruft er, liebt Veränderung.
Mit Clitemneſtren Anna und Roſine,
Suſannchen dann betrete flugs die Bühne."

Sehr glänzend ſang, ſehr lieblich Roſalinde,
Poetiſch wie im Pathos, ſo im Scherz.
Man fühlt, daß in dem ſchlanken, geiſt'gen Kinde,
Das Phantaſie vereint mit Seel' und Herz,
Sich eine große Künſtlerin ankünde,
In Schönheit zu verklären Freud' und Schmerz.
Doch nicht erreicht ihr Will', ihr Hang und Drang
Eliſens ernſten, ſel'gen Ueberſchwang.

Der größte Beifall wird ihr gern geſpendet,
Und des Kunſtabends Preis gewann ſie ſo. —
Jetzt, kaum nur war der ſchöne Sang beendet,
Hat die Geſellſchaft lieber lachend froh,

Mit Eifer ſich dem Tanze zugewendet,
Und Alles ſchwebt im Saale, kam und floh.
Hermine glänzt hervor, doch blieb Helene
An Kunſt und Reiz die erſte auf der Scene.

Und Rodrich mit den Andern flog im Kreiſe;
Ein Etwas hielt ihn von Herminen fern.
Auch naht er Bruno' nicht in eig'ner Weiſe,
Denn wie er ihn, ſo liebt man einen Stern.
Dafür jedoch gar heftig — aus dem Gleiſe
Der nichtigen Vereinz'lung ſtrebt' er gern —
Ergab er ſich dem Tanze, ganz Affect,
Vom Taumel angelockt und gleich erſchreckt.

Er ſchwärmt in unbeſtimmt phantaſt'ſchen Weiten,
Auf's ſchmerzlichſte doch immer eingeengt;
Er möchte los ſein aller Wirklichkeiten,
Vom Herzensluſtrauſch frei, nicht ſo bedrängt.
Keck ſpricht ihn Richard an mit Wink und Deuten,
Sagt Räthſelhaftes, horcht wie er wohl denkt.
„Ihm hab' er etwas zu vertrau'n; im Garten
Gleich nach dem Feſte ſoll er ſeiner warten."

Die Gäſte brechen auf; doch mit den Seinen
Kaum heimgekehrt eilt Rodrich aus dem Haus.
Dieß war auch ſonſt ſein Brauch: im Sternenſcheinen
Gern labt er vor dem Schlafengeh'n ſich aus,
Erquickt durch ſolch ätheriſches Vereinen.
Was Richard ſprach — er macht nicht viel daraus,
Schweift in dem Park, noch unberuhigt, glühend,
In unerklärtem Drang, dem Licht zuziehend.

Erſtaunlich wie ſchon jetzt den Hochbeſtrebten
Geſell'ges Thun und Treiben hart gequält.
„In dieſer Art, wie Menſchen ſich zerlebten,
Sei Pein im Schwang, weil Jeder ſich gefehlt.
In Liebeskräften, die ihn licht durchwebten,
Sei'n dieſe Scheinbündniſſe nicht beſeelt.
Er find' in den Vereinen ſich nicht wieder,
Sie liegen ſchwer ihm auf, ſie zieh'n ihn nieder."

Auch wenn in dieſen Kreiſen die Geliebte,
Der Freund ihm nah'n, entgeiſtert's ſeinen Sinn.
Der Cult, den er in ihrem Anſchau'n übte,
Strebt zur Vollendung, nach den Sternen hin,

Und alles Wirkliche verzerrt' und trübte
Dem Träumer dieſer Liebe Hochgewinn.
Entſtellen muß das irdiſche Gefilde
Phantaſtiſche, erhabene Gebilde.

Im Schönen und im Sittlichen die Sühne,
Vollendung heiſcht' er, göttliches Geſchick.
Er heiſchte, daß die inn're Welt erſchiene,
Für's Ideal nur hat er Sinn und Blick.
Nicht dacht' er jetzt an Bruno und Hermine,
Die er zu nah' geſeh'n, mit freiem Glück,
Denn das, was nur im Ird'ſchen ſich andeutet,
Das will er faſſen, wie ſein Herz ſich weitet.

Wenn bei den Tönen auch in Aetherfernen,
Und in der Andacht Gluth ſein Herz entbrennt,
Gleich muß er zwiefach zu entbehren lernen,
Denn nicht verweilt, was er allein doch kennt.
Der Schweſter Sang, ſein Aufſchwung zu den Sternen
Gewann ihm Ruhe nur für den Moment.
Im Kommen ſchon entfliehet die Erquickung,
Die zeitlos überſchwengliche Entzückung.

Wie er jetzt fühlt, gecngt in ird'ſche Schachten,
Däucht ſelbſt der Himmel ihm nur Hinderung.
Er blickt empor mit ſehnſuchtsvollem Trachten,
In Ueberfülle ganz Ermangelung.
Doch ward dem hohen Ernſt und ſtrengen Schmachten
Zuletzt in heißen Thränen Linderung. —
So fand ihn Richard, der geflügelt naht,
Und gleich durchdringt des Freundes Herzensrath.

Er ſpricht: wann hörſt du auf, dich bang zu härmen,
Bedenkſt und ſchauſt du nie, was ſteht und geht!
Welch fruchtlos Dringen, welch verödend Schwärmen,
Wo der Natur lebend'ger Athem weht!
Du ſollſt und wirſt poetiſch dich erwärmen,
Weil Alles um Genuß und Leben fleht.
Sei zu olymp'ſchen Freuden eingeladen,
Von nicht'gen Taumeln dich geſund zu baden.

„Was iſt's, was willſt? ruft Rodrich ſtürmiſch heftig,
Indeß ſein feurig Auge ſchweift und irrt.
Du biſt fürwahr zum Guten nicht geſchäftig,
Dein Kommen ſtört nur und dein Wort verwirrt."

„Wenn bös iſt, lacht der Andre, was uns kräftig
Vom Tiefſinn, der dich ängſtigend umſchwirrt,
Durch wirkliches Gefühl und Schaun befreit,
Dann iſt das Leben bös, die Welt gefeit."

„So mag es ſein, erwiedert Rodrich düſter."
„Es iſt nicht ſo, ruft Richard fröhlich aus.
Die Kraft, die ſchafft und trägt, zwingt den Verwüſter,
Und waltet ſiegend in dem Weltenhaus.
Wem frommte je das kahle Wort der Prieſter!
Nicht gieb dir ſelbſt, wo Alles Freud' iſt, Graus.
Du darfſt die finſtern Mächte kühn verhöhnen,
Wo du dich fühnſt in dem Gefühl des Schönen.

Sieh in den Sternen freud'ge Geiſter ſchwingen,
In herrlichſter Geſtalt, ganz Glanz und Kraft.
So webt der Seelen hoffnungsreiches Dringen
In wahrlich wunderſamer Leiber Haft.
Empfindeſt du befriedigt in den Dingen
Das heil'ge Leben, das ſie trägt und ſchafft,
Dann lockt die Welt dich nicht, die du erſonnen,
Du haſt auf Erden feſten Fuß gewonnen."

Hier faßt er des Entflammten beide Hände,
Und ſpricht faſt tonlos, glühend, wild und leis:
Wär's, daß ſich in Ideen dein Sinn mehr fände,
Doch gieb dir Raum nnd fühl auch ſtark und heiß.
Mit nur äther'ſchem Weſen mach' ein Ende,
Das Leben iſt des Lebens höchſter Preis.
Sieh in der holden Frauen Schönheitslicht
Den einigenden Geiſt von Angeſicht.

Er zieht ihn fort, erzählt, ihm ſei's gelungen,
Er habe ein Geheimniß heut erlauſcht:
„Wenn Mitternachts die Glocke ausgeklungen,
Wenn Licht und Fluth um Leben Leben tauſcht,
Dann im Baſſin, das, durch Gebüſch umſchlungen,
Beim Dämmernſchein aufſprudelnd ſilbern rauſcht,
Dort im Pfarrgarten badet mit Herminen
Die Mädchenſchaar, die heut am Feſt erſchienen."

Erreicht, erſchwungen iſt die Gartenmauer,
Der Knaben Blick lauſcht trunken zum Baſſin.
Mondhelle Nacht, durchwebt von ſüßem Schauer,
In feur'ger Kräfte lieblichem Gedräng,

Giebt allem Einheitstraume mag'ſche Dauer,
Und wie ein Mährchen ſchimmert das Terrain.
Sie ſehen — ha — ein Lachen trifft ihr Ohr —
Nun leuchten Arme, Brüſte nun hervor.

Der Juno gleich erhebt ſich Roſalinde.
Doch Aphrodite, lächelnd eingeſchmiegt,
Sie neckt und ſcherzt — Helene. Dieſem Kinde
Läßt's fein, wie in der Fluth ſie fröhlich wiegt.
Nicht daß Minerva ſich zum Spiel verſtünde,
Hermine taucht nicht auf; nur plötzlich fliegt
Rauſcht leuchtend ſie empor, umhüllt im Nu,
Die Prächt'ge! Schon eilt ſie der Wohnung zu. —

Den Eros hat er frei entzückt vernommen,
Und den vermittelte die Huldgeſtalt;
Durch Eros im Gemüthe rein entglommen
Empfindet er die dunkle Allgewalt
In lichter Gluth: beim Jüngling angekommen
Nun feiert er des Schönen Vollgehalt,
Das heilig allentfaltend, allentfaltet
In ſel'ger Luſt die ſel'ge Welt durchſchaltet. —

Robespierre.

(Schluß.)

Die Ahnung des Barons ging in Erfüllung. Kurz vorher, ehe er uns entriſſen wurde, ſagte er zu mir: „Ich betrachte das, was hier vorgeht, wie das, was man in einem Hühnerbauer vorzunehmen pflegt; man greift darin diejenigen, von denen man glaubt, daß ſie zum Eſſen gut ſind; hier ergreift man diejenigen, von denen man weiß, daß ſie reich ſind, und ſogar diejenigen, an denen man Talente oder Tugenden wahrzunehmen glaubt."

Vier Wochen vor dem Tode Robespierres erſchien man Morgens um vier Uhr, und rief eine Menge Gefangene bei ihren Namen; mit Schrecken hörten wir auch den Namen unſers unglücklichen Freundes. Man befahl ihm, ſofort aufzuſtehen, ſich anzukleiden und in die Gallerie zu begeben, wo ſchon eine große Menge Gefangene verſammelt waren, um, wie man ſagte, nach der Conciergerie gebracht zu werden. Aus dieſem Gefängniſſe kehrten wenige zurück; es war gleichſam das Vorzimmer der Guillotine. Sechzig Ge-

fangene gingen mit ab; er ſchmeichelte ſich nicht, uns wieder zu ſehen, und nahm bleich und zitternd Abſchied von uns, indem er uns dringend bat, ihm zu verzeihen, wenn wir ihm etwas vorzuwerfen hätten. Wir umarmten uns, indem wir in Thränen ausbrachen. Ach, wie zerriß dieſer Auftritt unſer Herz! Weder Er, noch die anderen ſechzig wurden wiedergeſehen; das heißt genug ſagen .... Konnte man ſich ſchmeicheln, ſo vielen Schreckniſſen, ſo vielen Grauſamkeiten zu entgehen? Ja konnte man es wohl wünſchen? —

Unſere Tage ſchlichen demnach traurig vorüber, das wenige Umhergehen in der Gallerie ward durch die Gegenwart der Spione vergiftet: man ſprach nicht mehr mit einander. In einem finſtern Schweigen und mit geſenktem Haupte ging ich an der Seite meines Mannes her; denn ſogar die Blicke wurden gedeutet. Unſere Freunde, ſo wie die übrigen Gefangenen, die von demſelben Schrecken erfüllt waren, thaten ſich eine gleiche Gewalt an; allenthalben herrſchte eine furchtbare Stille. Um acht Uhr ging ein Jeder in ſein Zimmer, wo alles Lichtbrennen verboten war. Man legte ſich im Dunkeln nach ſeinem Bette tappend nieder.

Allein ohne es zu wiſſen, waren wir dem Ende unſerer Leiden nahe, und der Tag der Befreiung erſchien endlich. Er kündigte ſich durch die Sturmglocke an, welche vierundzwanzig Stunden lang gezogen wurde. Wir ſtürzten an die Fenſter, und jeder deutete dieſe fürchterliche Loſung verſchieden; denn wir erfuhren nur ſchwer, was draußen vorging. Einige ſchmeichelten ſich, daß die gute Sache triumphirte, Andere fürchteten das Gegentheil. Mein Mann geht ſehr früh in die Gallerie, um zu erfahren, was wir zu fürchten, oder auch zu hoffen hätten. Schnell kehrt er zurück, ſein Geſicht iſt verändert, ſeine Stimme ſchwankt. Was giebt's, frage ich ihn? Wir ſind frei, antwortete er, der Tyrann ringt mit dem Tode.

Man theilte ihm dieſe glückliche Nachricht auf folgende Art mit: Ein Freund, Couſin, nimmt ihn auf der Gallerie in eine Ecke, und ſagte mit leiſer Stimme zu ihm: Können Sie ſchweigen? — Ja, antwortet mein Mann. — Nun wohlan, ſo wiſſen Sie, daß Robespierre nicht mehr iſt! Ein Freudenzeichen entfährt meinem Manne. Aber Sie verrathen ſich, ruft ihm ſein Freund zu; halten Sie doch an ſich. Mein Mann verläßt ihn und kömmt herauf, um mir die glückliche Nachricht zu hinterbringen.

Wir gehen beide von dem ſchrecklichſten Schmerze zu der lebhafteſten Freude über; das köſtliche Gefühl iſt mir noch im Andenken. Ja, jetzt waren wir glücklich, ſogar in Feſſeln.

Drei Tage nach Robespierre's Tode erſchien jemand von Seiten des allgemeinen Wohlfahrtsausſchuſſes, um uns unſere Freiheit anzukündigen. Man verlangt den Bürger Bitaubé zu ſprechen: er ging im Hofe ſpazieren: alle Stimmen erheben ſich, um ihn zu rufen, er kommt an: Sie ſind frei, ruft ihm der Mann entgegen, der den Auftrag hatte, ihm dieſe glückliche Nachricht anzukündigen. Sie ſind frei, erſchallt es aus jedem Munde. — Mein Mann eilt, mir dieſe Worte zu hinterbringen; er ſteigt die Treppe hinauf, umgeben von einer unermeßlichen Menge Menſchen, welche zugleich mit ihm die Worte: Sie ſind frei, ausrufen. Wir müſſen zugleich auf-

brechen. Ich machte ſchnell meine Anſtalten, ohne zu wiſſen, was ich that, ſo ſehr war ich vor Freuden außer mir.

Ein an ſich unbedeutender Umſtand iſt mir von jenem Augenblicke gegenwärtig geblieben. Wir waren ſeit langer Zeit der bei der außerordentlichen Hitze der Hundstage gewöhnlichſten Früchte beraubt geweſen, und doch bedurften wir einer Erfriſchung. Der gute Leclerc ließ uns Johannisbeeren zukommen; ich hatte ſie bereitet und mit Zucker angerichtet, in der Hoffnung, ein köſtliches Abendeſſen davon zu machen; aber ich kann nicht ausdrücken, mit welcher Freude ich, als die glückliche Nachricht unſerer Befreiung anlangte, dies angenehme nnd heilſame Gericht unſerm unglücklichen Zimmergefährten überließ, der allein in dieſem Loche zurückblieb. Wir nahmen zärtlichen Abſchied von ihm, und verſprachen ihm, alles, was in unſeren Kräften ſtehen würde, aufzubieten, um ihm die Freiheit zu verſchaffen; allein ſeine Gefangenſchaft dauerte noch vier Wochen.

Endlich ſteigen wir freudig, von unſeren Freunden und Nachbarn umringt, die Treppe hinab. Jetzt traten wir in den Hof, der unlängſt Zeuge unſerer ſchmerzlichſten Befürchtungen geweſen war, und gingen mit erhobenem Haupte mitten durch neun hundert Gefangene hin, die ſich zu beiden Seiten geſtellt hatten, um uns bis an das Thor des Gefängniſſes Luxenburg einen Weg zu machen. Dieſer Gang glich einen wahren Triumphe; wir konnten nicht vorwärts ſchreiten, ſo ſehr hielten uns die Umarmungen unſerer Freunde auf, wir wurden unter Freudengeſchrei aus einer Umarmung in die andere geworfen und Alles erſchallte von dem Ausrufe: Es lebe die Freiheit. Nur mit großer Mühe gelangten wir bis ans Thor, aber endlich öffneten ſich die Thorflügel, die neun Monate lang für uns verſchloſſen geweſen waren.

Wir waren genöthigt, uns ſelbſt einen Wagen zu ſuchen, und über eine ſehr lange Straße zu gehen. Neue Hinderniſſe, um dahin zu gelangen! Sie war von einer Menge Menſchen angefüllt, die aus ihren Häuſern gekommen waren um die erſten ſeit dem Tode des Tyrannen in Freiheit geſetzten Gefangenen zu ſehen. Von allen Seiten ſegnete man uns tauſendmal; abermals umarmten uns Perſonen, die wir nie geſehen hatten: Freudenthränen ſtanden in Aller Augen. Wie beantworteten dieſe Beweiſe einer für uns ſo ehrenvollen Theilnahme nur damit, daß wir unaufhörlich die Worte wiederholten: Bürger, dies iſt der ſchönſte Tag unſers Lebens.

Jetzt waren wir mit unſerm Befreiungsengel zu dem Wagen gelangt: er ſtieg mit uns ein; er war ſo fein, uns ſeinen Namen nicht ſagen zu wollen und uns vor der Thür des allgemeinen Wohlfahrtsausſchuſſes zu verlaſſen.

Unſere Bewegung nahm in dem Grade, wie wir uns unſerer Wohnung näherten, zu; uns ſchwindelte. Wir ſteigen aus dem Wagen; Alle, denen wir begegnen, werden umarmt; aber der Augenblick, als wir unſere Bedienten wiederſahen, läßt ſich nicht beſchreiben. Seufzer und Thränen waren unſere ſtummen Dollmetſcher, bis unſer guter Greis ausrief! Herr nun laß deinen Diener in Friede fahren!

Als das Abendeſſen angerichtet war, ſetzten wir uns gemeinſchaftlich an Einen Tiſch, um uns nach Gefallen von demjenigen zu unterhalten, was un-

ſere Herzen am nächſten anging. Man aß nicht, man ſprach, man weinte, man lachte und dann ſtieß man, zum Zeichen der Freude, mit einander an; kaum dachte man daran, ſich niederzulegen und doch waren unſere Betten ein wenig beſſer, als die Betten im Gefängniſſe Luxemburg.

Unſer Erwachen ſchien uns eine Auferſtehung und täglich wurde uns unſer Leben ſüßer und theurer. Unſre Unglücksfreunde beſuchten uns, ſo wie ſie ihre Freiheit erhalten hatten, um mit uns den Himmmel für ihr Glück und für das unſrige zu ſegnen.

Wir begaben uns, von Leclerc begleitet, in unſere Section. Mein Mann bezeigte der Section ſeine Dankbarkeit für den Antheil, den ſie an unſerer Lage genommen hatte. Der Präſident umarmte ihn und ließ ihn neben ſich ſitzen. Eine Stimme erhob ſich und ſagte: „Wollen wir nicht dem guten Greiſe, dem treuen Diener, unſere Empfindungen zu erkennen geben?“ Der Präſident umarmte Leclerc und ſetzte ihn zu ſeiner Linken. Beim Hinausgehen ſagte Leclerc mit naſſen Augen zu uns: „Das iſt der ſchönſte Tag meines Lebens.“ Man konnte ſich das Beifallklatſchen einer Section denken, die von unſern Leiden ſo innig gerührt war, und an unſere Befreiung ſo großen Antheil nahm.

Der Augenblick erſchien, wo wir unſere Angelegenheiten ein wenig in Ordnung bringen und uns mit denen berechnen mußten, die uns während unſerer Gefangenſchaft ſo großmüthig unterſtützt hatten; denn wie hätten dem Mangel unterlegen, wenn ſie uns nicht zu Hülfe gekommen wären.

Wir waren in jener unglücklichen Zeit aller pecuniären Hülfsmittel beraubt; die Gnadengehalte meines Mannes wurden nicht mehr ausgezahlt; es war niemand erlaubt, Einkünfte vom Auslande zu beziehen; folglich konnten unſere Einnahmen aus Preußen nicht eingehen; und doch mußten wir unſere beiden Bedienten unterhalten und während ſieben bis acht Monaten der Gefangenſchaft für unſern eigenen Unterhalt ſorgen, indem der gemeinſchaftliche Tiſch erſt in den beiden letzten Monaten Statt hatte. Bei der ungeheuren Theuerung, die damals herrſchte, waren unſere Ausgaben alſo außerordentlich beträchtlich. Die Vorſchüſſe, die uns unſere großmüthigen Freunde gemacht hatten, belief ſich auf acht tauſend Livres.

Wir ſind unſern beiden Wohlthätern, den Buchhändlern Pougens und Lami, ewige Dankbarkeit ſchuldig; die Gefahr ihre Vorſchüſſe zu verlieren, war faſt gewiß für ſie; denn ſie konnten ſich nur ſchwach ſchmeicheln uns jemals wieder zu ſehen.

Zu der Zeit, wo die Gefahr von Tag zu Tage gewiſſer für uns wurde, ließ mein Mann Herrn Lami ein Billet zukommen, das, im Falle unſers Todes an unſere Familie gerichtet war, damit er die uns gemachten Vorſchüſſe wieder erhielte. Sein Zartgefühl fand ſich dadurch innig gekränkt, und er machte meinem Manne die freundſchaftlichſten Vorwürfe darüber. Als wir unſere großmüthigen Freunde bezahlten, wagten wir es nicht, von Zinſen zu reden; es wäre eine Beleidigung für ſie geweſen; ſie trugen Sorge uns dies wiſſen zu laſſen.

Auch werden wir nie einen Beweis der Großmuth und der Seelengröße

Leclerc's vergeſſen. Als mein Mann die Nachricht erhielt, daß ſeine beiden Gnadengehalte zurückbehalten würden, ſagte der treue Diener zu ihm: „Wohlan, Herr, ich will keinen Lohn haben; ich werde ihnen eben ſo eifrig und eben ſo gern dienen, als wenn ich bezahlt würde.“ Mein Mann nahm aber ſein Anerbieten nicht an.

Kurz darauf, nachdem wir die Freiheit wieder erhalten hatten, ſahen wir uns in die glückliche Lage verſetzt, uns gegen ſo edle Geſinnungen dankbar bezeigen zu können, denn die Gnadengehalte wurden meinem Manne zurückgegeben und auch die Rückſtände wurden bezahlt. Der Friede mit Preußen hob den auf die Güter der Ausländer gelegten Beſchlag auf und wir erhielten unſere Zinſen nach wie vor. Wir rechnen es uns zur Ehre, bei dieſer Gelegenheit die Bürger Sieyes und Barthelemi, wie Se. Exellenz, den Freiherrn von Hardenberg, unter unſern Beſchützern nennen zu können.

Literariſches.

Der ſoeben in der Verlagsbuchhandlung von Carl Gerolds Sohn in Wien herausgekommene 18. Jahrgang der Oeſterreichiſchen Militair-Kalenders von Dr. J. Hirtenfeld, Redakteur der Oeſterreichiſchen Militair-Zeitung, bringt über die k. k. Armee vielfach Daten aus dem vergangenen Kriegsjahre, die nicht nur in militairiſchen, ſondern auch in weiteren Kreiſen von Intereſſe ſein dürften.

Der Kalender beginnt mit einer Zeitrechnung, welche die wichtigſten militairiſchen Momente des Kaiſerſtaates bringt, daran ſchließen ſich Aufzählungen der beweglichen Feſte, der Landespatrone der öſterreichiſchen Monarchie, die Jahreszeiten, die zwölf Sternbilder des Thierkreiſes, die im Jahre 1866 ſtattfindenden Sonnen- und Mondfinſterniſſe und ein Verzeichniß der verſchiedenen Normatage (Tage, für welche betreffs der Abhaltung öffentlicher Luſtbarkeiten beſtimmte Normen gegeben ſind) an. Sodann folgt ein allgemeiner Kalender für Katholiken, Proteſtanten, Ruſſen, Griechen, Juden und Türken und die übliche Genealogie des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, nach welcher 23 Mitglieder deſſelben der k. k. Armee theils als Inhaber von Regimentern, theils in Commandoſtellen angehören.

Der zweite geſchichtliche Theil beginnt mit einer Skizze des Krieges vom Jahre 1866, in welcher namentlich die Angaben über die k. k. Armee von Intereſſe ſind. Oeſterreich wollte dieſelbe auf 600,000 Mann bringen, erreichte jedoch trotz aller Anſtrengungen dieſe Stärke nicht. Mit Ausnahme der Beſatzungstruppen war die Ordre de bataille ſeiner in das Feld geſtellten Armeen folgende:

I. Die Südarmee.

Feldmarschall Erzherzog Albrecht als Ober-Commandant.

General-Major Freiherr v. John, Generalstabs-Chef.

5. Armee-Corps. Commandant: General der Cavallerie Fürst Friedrich Lichtenstein; nach dessen Erkrankung General-Major Rodich mit den Brigaden: Oberst Bauer, General-Major Möring, General-Major Eugen Piret.

7. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Marvicis di Madonna del Monte. Brigaden: Oberst Welfersheimb, General-Major Scudier, Oberst Töply.

9. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Hartung. Brigaden: General-Major Weckbecker, General-Major Kirchsberg, Oberst Böck.

Reserve-Infanterie-Division. Commandant: General-Major Heinrich Rupprecht. Brigaden: General-Major Benko und Prinz Weimar, Cavallerie-Brigade: Oberst Pulz.

80,000 Mann, 278 Geschütze.

Landesvertheidigung in Tyrol. Truppen-Commandant: General-Major Baron Kuhn. Brigade: General-Major Kaim.

Die Landesschützen-Compagnien bei 4000 Mann.

11,000 Mann, 16 Geschütze.

II. Die Nord-Armee.

Armee-Commandant: Feldzeugmeister Ludwig Ritter v. Benedek. Chef des Generalstabes: Freiherr Alfred von Henikstein. Artillerie-Director: Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Wilhelm. Genie-Director: Oberst Freiherr von Pidoll.

I. Armee-Corps. Commandant: General der Cavallerie Clam-Gallas. Brigaden: General-Major Poschacher, Oberst Graf Leiningen, General-Major Ludwig Piret und Ringelsheim.

2. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Graf Thun-Hohenstein. Brigaden: Oberst Thom, General-Major Henriquez, General-Major von Saffran, General-Major Prinz Würtemberg.

3. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Ernst. Brigaden: Oberst von Abele, zugetheilt beim 1. Corps, General-Major Appiano, Oberst Benedek, Oberst Kirchberg, Oberst Prohaska.

4. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Graf Festetics de Tolna. Brigaden: Oberst Kopal, Oberst Fleischhaker, Oberst Pöckh, General-Major Erzherzog Joseph.

6. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Baron Ramming von Riedkirchen. Brigaden: Oberst Baron Waldstätten, Oberst Hertwegh, General-Major Rosenzweig, Oberst Jonnk.

8. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Leopold. Brigaden: General-Major Fragnern, General-Major Schulz, General-Major Graf Rothkirch, General-Major Brandenstein.

10. Armee-Corps. Commandant: Feldmarschall-Lieutenant Freiherr v.

Gablenz. Brigaden: Oberſt Marbel, Oberſt Grivicic, General-Major von Knebel, Oberſt Graf Wimpffen.

1. Reſerve-Cavallerie-Diviſion. Commandant: Feldmarſchall-Lieutenant Prinz Wilhelm zu Schleswig-Holſtein-Glücksburg. Brigaden: General-Major Prinz Solms, General-Major Schindlöcker.

2. Reſerve-Cavallerie-Diviſion. Commandant: General-Major Zaztſek. Brigaden: General-Major Boxberg, General-Major Graf Solthk.

3. Reſerve-Cavallerie-Diviſion. Commandant: General-Major Graf Coudehove. Brigaden: General-Major Fürſt Windiſchgrätz, General-Major Mengen.

1. leichte Cavallerie-Diviſion. Commandant: General-Major Baron Edelsheim. Brigaden: Oberſt Baron Appel, Oberſt Graf Wallis, Oberſt Fratricievios.

2. leichte Cavallerie-Diviſion. Commandant: General-Major Fürſt Emerich Thurn und Taxis. Brigaden: Oberſt Graf Bellegarde, Oberſt Graf Weſtphalen.

230,000 Mann, 704 Geſchütze.

Das Truppen-Commando in Weſtgalizien. Commandant: Feldmarſchall-Lieutenant Rzikowsky. Brigaden: General-Major Trentinaglia und Breiſach.

12,000 Mann, 16 Geſchütze.

An die Ordre de bataille der k. k. Armee ſchließt ſich zunächſt eine ſolche der italieniſchen und demnächſt eine der preußiſchen Armee an, welche letztere, einige unbedeutende Fehler ausgenommen, richtig iſt, jedoch findet ſich nirgends eine Erwähnung des 2. Reſerve-Armee-Corps, welches unter Oberbefehl Sr. k. H. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin Nürnberg einnahm. Schließlich ſind die Stärkeverhältniſſe der Bayern, des 8. Bundes-Corps, der Sachſen und Hannoveraner angegeben. Die beiden folgenden Abſchnitte behandeln den Ausbruch des Krieges und beſchreiben zunächſt die Stellungen auf dem italieniſchen Kriegstheater, gehen zu den dort vorgekommenen Operationen mit der Schlacht von Cuſtozza über und wenden ſich dann dem Beginn der Feindſeligkeiten auf dem nördlichen Kriegsſchauplatz zu. Intereſſant iſt hierbei die Darſtellung der Debuchees der Elb-, der 1. und 2. Armee und namentlich die Beſchreibung der Schlacht von Königgrätz mit den über die letztere eingeſtreuten Reflexionen. Die folgenden Abſchnitte bringen eine Darſtellung des Feldzuges in Deutſchland und demnächſt des preußiſchen Vormarſches von der Elbe an die Donau bis zur Waffenruhe. Der vorletzte Theil der Skizze giebt ein ziemlich ausführliches Bild der Seeſchlacht von Liſſa; hiernach war die Stellung der Schiffe am 20. Juli 10 Uhr morgens bei dem Zuſammenſtoß folgende: Die italieniſche Schlachtlinie war in zwei Gruppen getheilt, wovon die eine aus den Panzerſchiffen: Rè d'Italia (Admiralſchiff), Rè Portogalla, Caſtelfidardo, San Martino, Ancona, Maria Pia, Principe de Carignano, Affendatore (Widderſchiff), Formidabile, Terribile, Vareſe und Paleſtro beſtand. Die zweite bildeten 8 Batterieſchiffe, 4 Kanonenboote und 10 Raddampfer, zuſammen 34 Fahrzeuge mit 656 Kanonen.

Die österreichiſche Escadre war in drei Diviſionen getheilt, die in vorſpringendem Winkel formirt, einander im Kielwaſſer folgten, nämlich:

1. Diviſion Panzerſchiffe: Erzherzog Ferdinand Max (Admiralſchiff), Habsburg, Juan d'Auſtria, Kaiſer Max, Prinz Eugen, Salamander, Drache, Signalſchiff Raddampfer Eliſabeth.

2. Diviſion der Holzſchiffe: Linienſchiff Kaiſer, Novara, Schwarzenberg, Radetzky, Donau, Adria und Friedrich, Signalſchiff Raddampfer Greif.

3. Diviſion Kanonenboote: Hum, Seehund, Dalmat, Velebich, Reka, Streiter, Wall, Narenta, Kerka, Signalſchiff Raddampfer Hofer.

26 Fahrzeuge mit 526 Kanonen.

In der nun folgenden erſten Action größerer gepanzerter Dampfgeſchwader gelang es dem öſterreichiſchen Admiralſchiff Ferdinand Max das italieniſche Admiralſchiff Rè d'Italia in den Grund zu bohren und hatte die öſterreichiſche Flotte in der Schlacht bei Liſſa nur einen Verluſt von 33 Todten und 124 Verwundeten.

An den Schluß der Feldzugsbeſchreibung, den Friedensſchluß und eine Ueberſicht der Reſultate des Krieges, ſchließt ſich eine nach officiellen Daten und Mittheilungen zuſammengeſtellte Berechnung der öſterreichiſchen Geſammt-Verluſte an Officieren und Mannſchaften auf allen Kriegsſchauplätzen. Der Verluſt an gefallenen Officieren beträgt hiernach: 3 Generäle (Poſchacher, Fragnern, Schulz); 14 Oberſte (Pehm, Binder, Pöckh, Kreyſtern, Kolbenſchlag, Kunſti, Görtz, Lebzeltern, Hohenlohe, Wimpffen, Ripper, Reizenſtein, Schwaiger, Slavecki); 8 Oberſtlieutenants (Polovina, Carmagnola, Teſta, Habermann, Grzuric, Gareis, Stenglin, Schenohn); 23 Majore (Panz, Pilati, Peinlich, Kaltenborn, Krippel, Dimatſchek, Driancourt, Dobrüczki, Ekart, Eisler, Freund, Veigl, Gukler, Heidl, Liposcſak, Skrbensky, Steiger, Strezelecki, Schweikhardt, Schmidt, Schirnding, Sekulich, Znufall); 155 Hauptleute; 7 Rittmeiſter; 177 Oberlieutenants und 224 Unterlieutenants; in Summa 611 Officiere. Der Verluſt an Mannſchaften beſteht aus 9671 Todten, 24,096 Verwundeten, 37,500 Vermißten, in Summa 71,267 Mann.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann

über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch man die Opposition gegen Preußen in dessen neuen Provinzen zu befördern sucht.

Vierter Brief.

Die Vorstellungen des Rundschauers von dem deutschen Bunde und dem Bundesrechte, verglichen mit der Wirklichkeit.

Daß der Charakter des bisherigen deutschen Bundes dem Ideal einer kräftigen Einigung des Vaterlandes, womit die deutsche Jugend 1813 in den Kampf gezogen war, nicht entsprochen habe, wird von dem Rundschauer eingeräumt. Darüber, wie das gekommen sei, sucht er die Leser seiner Broschüre auf S. 17—18 in folgenden Worten zu belehren: „Napoleon war der Feind nicht blos Deutschlands, sondern des gesammten Europa's gewesen. Erst nachdem Rußland ihn besiegt hatte, wand sich Preußen los, — Preußen zuerst und mit besonders lebendiger und bis zu Ende nachhaltiger Energie, — dann später Oesterreich, — und nach und nach das übrige Deutschland, jeder Staat mit seinen eigenthümlichen Traditionen und Interessen, aus den umschlingenden Armen Napoleons, und es trug dann jeder Staat nach seinem Umfange und Inhalte bei zum endlichen Siege, aber nur unter sehr wesentlicher Hülfe Rußlands und Englands, und Hand in Hand selbst mit Spanien und Schweden. Der wiener Congreß konnte daher das befreite Deutschland nicht anders constituiren, als unter dem Einflusse aller dieser mehr oder minder bedeutenden Selbstständigkeiten und ihrer Reibungen untereinander. Dem Werke des Congresses, dem deutschem Bunde, prägte sich sonach unvermeidlich der durch diese Thatsachen bedingte Character auf. Aus dem Markten und Feilschen formell gleichberechtigter großer und kleiner Staaten, die unter dem hin und her zerrenden Einflusse dreier fremder Großmächte standen — denn auch Frankreich redete mit — konnte unmöglich ein einheitliches und mächtiges deutsches Reich hervorgehen."

Als ich diese Stelle zuerst las, fielen mir die Worte ein, mit welchen Wallenstein die diplomatischen Verdrehungen Questenberg's unterbricht.

„Von welcher Zeit ist denn die Rede, Max?
„Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr.

Max.

„Er meint
„Wie wir in Schlesien waren.

— — — — — — — — — — — — —

Wallenstein.

„Recht! Ueber der Beschreibung da vergaß' ich
„Den ganzen Krieg."

Ein Leser, welcher die Geschichte des Jahres 1813 und des Wiener Congresses nicht genau im Kopfe hat, würde aus den Worten des Rundschauers den Schluß ziehen können, daß die fremden Mächte, daß Rußland, England, Spanien und Frankreich es gewesen seien, welche auf dem Wiener Congresse eine kräftige Gestaltung des deutschen Bundes verhindert hätten. Mit keiner Sylbe hat der Rundschauer auch nur angedeutet, daß Oesterreich es gewesen ist, dessen Politik die Erfüllung der durch den Freiherrn von Stein vertretenen und von Preußen in der Proclamation von Kalisch angeregten Hoffnungen bereits unmöglich gemacht hatte, bevor noch die deutsche Jugend auf dem Schlachtfelde von Leipzig für diese damals bereits geknickten Hoffnungen ihr Blut vergoß. In dem Vertrage von Ried vom 8. October 1813 hatte Baiern von Oesterreich die Garantie seiner Integrität und Souveränität erhalten, nnd es mußten in Folge dieses Vorganges nicht nur wenige Tage darauf dem Könige von Würtemberg dieselben Bedingungen eingeräumt, sondern auch bei den späteren Verhandlungen auf dem Wiener Congresse den sämmtlichen bisherigen Rheinbundsfürsten Zugeständniße gemacht werden, mit welchen eine festere Vereinigung Deutschlands, als das lockere Gefüge der Bundes-Acte sie darbot, nicht vereinbar sein konnte. Daß Oesterreich in solcher Weise den Wünschen und Bedürfnissen des deutschen Volkes entgegen zu arbeiten suchte, erkärt sich freilich aus seiner ganzen Stellung. Durch den Gang der Geschichte dem protestantischen Theile Deutschlands entfremdet und als Conglomerat verschiedener Nationalitäten einer nationalen Zusammenfassung nicht fähig, fühlte es sich selbst außer Stande, an die Spitze eines kräftiggeeigneten Deutschlands zu treten und wollte auch dem seit den Zeiten des großen Kurfürsten durch den Zug der Geschichte und zuletzt noch durch die in den Befreiungskriegen übernommene Rolle auf die Führerschaft hingewiesenen Preußen solche Stellung nicht gönnen. Unbefangene Beobachter der deutschen Geschichte haben stets in ähnlichem Sinne gedacht, wie der selige König Wilhelm I. von Würtemberg in einem jüngst veröffentlichten vertraulichen Briefe vom 23. März 1842 sich geäußert hat. Vielleicht ist Ew. Hochgeboren von den Zeitungsblättern, welche diesen Brief brachten, augenblicklich keins zur Hand, und erlaube ich mir deshalb hier die Hervorhebung eines wesentlichen Theils aus demselben: „Preußen steht und fällt mit Süddeutschland, nicht so Oesterreich, dem Alles an der Schwäche von Deutschland liegt, um es desto bequemer für seine Privatzwecke benutzen zu können. Ich bin nicht blind für die wirklichen Fehler der preußischen Politik; aber in Hauptsachen sind sie gezwungen, im deutschen Interesse zu handeln — nicht so Oesterreich — und wenn ich noch daran gezweifelt hätte, so würden mich die Unterredungen mit Fürst Metternich, vorigen Herbst, davon ganz überzeugt haben. Sein übel verdeckter Grimm gegen den König von Preußen, seine Verhöhnung jedes echt deutschen Nationalgefühls; seine römische Tendenz, sind alles Schlagbäume

zwiſchen ihm und uns, die wohl mit Höflichkeit übertüncht werden können, aber auch veranlaſſen müſſen, ihn immer mehr in ſeinen römiſchen Jeſuitismus verſinken zu ſehen, und wenn die Welttrompete ſich einſt hören läßt und ſein Staat in ſeiner ganzen natürlichen Schmäche erſcheint, wenn Deutſchlands Wiedergeburt vor ſich gehen ſoll, ſo muß Oeſterreich untergehen." — So weit König Wilhelm von Würtemberg.

Das vielleicht bei den öſterreichiſchen Staatsmännern ſelbſt vorhandene Vorgefühl dieſer Lage der Dinge veranlaßte ſie, dem Selbſtſtändigkeitstriebe jedes einzelnen kleinen Fürſten nach Möglichkeit Vorſchub zu leiſten, — welcher Trieb ſchon in der Definition des deutſchen Bundes in ſo weit befriedigt wurde, als nach Art. 1 und 57 der Wiener Schlußacte der Bund „ein völkerrechtlicher Verein der deutſchen ſouveränen Fürſten und freien Städte" ſein ſollte. Dieſer von der öſterreichiſchen Politik durch die Conſequenzen des Vertrages von Ried dem Bunde aufgeprägte Charakter eines völkerrechtlichen Vereins ward eben dieſer öſterreichiſchen Politik in der Schleswig-Holſteinſchen Sache unbequem, und man verſuchte deshalb von Seiten Oeſterreichs und ſeiner Bundesgenoſſen, für den Bund eine Thätigkeit in Anſpruch zu nehmen, welche mit jener weſentlichſten Beſtimmung ſeiner Grundgeſetze ſich ſchlechterdings nicht vereinigen ließ. Die am 1. Juni v. J. in der Bundesverſammlung abgegebene Erklärung Oeſterreichs, daß es, da wegen der Elbherzogthümer keine Einigung mit Preußen zu Stande gekommen, „in dieſer gemeinſamen deutſchen Angelegenheit alles Weitere den Entſchließungen des Bundes anheimſtelle," war ohne Zweifel ein Bruch des Vertrages von Gaſtein, da nach dieſem Vertrage die in jener Erklärung Oeſterreichs liegende Verfügung nicht ohne die Zuſtimmung Preußens hätte erfolgen dürfen. Sie ſtand aber auch im Widerſpruche mit den Grundgeſetzen des Bundes, welcher die in dieſer Erklärung ihm zugemutheten Entſchließungen, wenn ſie nicht einſtimmig, alſo u. a. mit Genehmigung Preußens, erfolgen konnten, erſt nach vorheriger Umgeſtaltung ſeiner Grundverfaſſung, die gleichfalls Einſtimmigkeit vorausſetzte, hätte faſſen können. (Vergleiche Art. 13 der Wiener Schluß-Acte.) Wie ſehr bei der Oeſterreichiſchen Partei die Abneigung gegen Preußen oder wenigſtens gegen die durch Preußen's ganze Stellung gebotene Politik zu einer Vergeßlichkeit in Betreff der bekannteſten Grundſätze des Bundesrechts geführt hat, das zeigt uns der Rundſchauer, indem er auf S. 9 nach Erwähnung der Anſprüche des Erbprinzen von Auguſtenburg ſagt: „Es lag alſo ein Rechtsſtreit vor über das Bundesland Holſtein zwiſchen dem Erbprinzen einerſeits und andrerſeits dem König Chriſtian, jetzt, nach dem Wiener Frieden, ſeinen Rechtsnachfolgern, Preußen und Oeſterreich. Dieſer Streit gehörte vor den Bund. Denn dieſer hatte nach ſeiner Verfaſſung ſolche Streitigkeiten zu vermitteln, und, wenn kein Vergleich ſtatt fand, die Entſcheidung im Wege einer Austrägal-Inſtanz einzuleiten."

Dem Erbprinzen von Augſtenburg wird in dieſen Worten des Rundſchauers die Rolle eines Klägers in einem Austrägal-Proceſſe zugetheilt. Für eine ſolche Rolle aber fehlte ihm ein bundesrechtlich weſentliches Erforderniß: die perſönliche Rechtsfähigkeit, oder, wie wir mit einem juriſtiſchen Kunſtaus-

drucke zu sagen pflegen: die persona standi in judicio. Aus den Artikeln 18—24 der Wiener Schluß-Acte und dem Bundesschlusse über das Austrägal-Verfahren vom 3. August 1820 ergiebt sich ganz deutlich, daß Parteien in einem Austrägal-Processe nur wirkliche Bundesglieder, d. h. souveräne Besitzer deutscher Länder, sein konnten. Das galt selbst in dem Falle, wo nach Art. 30 der Wiener Schlußacte ein solches Verfahren auf Antrag betheiligter Privatpersonen eingeleitet wurde, um festzustellen, welche von mehreren Regierungen einen Anspruch solcher Privatpersonen zu befriedigen habe. Selbst in diesem Falle wurden als Parteien nicht die betreffenden Privatpersonen, sondern nur die betheiligten Bundesglieder aufgeführt, wie man das aus der Bezeichnung der einzelnen vorgekommenen Sachen dieser Art bei Klüber (Oeffentliches Recht des deutschen Bundes. 3. Aflge. § 176 Note c) des Näheren ersehen kann. — Da nun der Erbprinz von Augustenburg niemals die von ihm erstrebte Souveränität wirklich besessen hat, so konnte er auch keine Parteirolle in einem Austrägal-Processe übernehmen, und hatte somit auch keineswegs, wie der Rundschauer (auf S. 11) meint, „ein Recht zu verlangen, das seine Ansprüche am Bunde geprüft wurden."

Aber, entgegneten Ew. Hochgeboren mir mit dem Rundschauer, haben nicht Preußen und Oesterreich in London erklärt: „der Erbprinz könne in den Augen Deutschlands die besten Erbfolgerechte geltend machen; seine Anerkennung durch den Bund sei gewiß"? Hat nicht der König von Preußen im December 1863 dem Abgeordnetenhause auf dessen Antrag den Erbprinzen als Herzog einzusetzen, erwidert: „Die Successionsfrage wird durch den deutschen Bund unter Meiner Mitwirkung geprüft werden und dem Ergebnisse dieser Prüfung kann ich vorgreifen"? — Waren denn diese feierlichen Erklärungen der Preußischen Regierung, des Preußischen Königs, völlig bedeutungslos? waren sie blos auf Täuschung berechnet?

Ganz gewiß waren sie das nicht. Meiner Ueberzeugung nach — und ich stelle mich dabei auf den Standpunkt, welchen meines Erachtens auch die künftigen Geschichtschreiber zu der Sache einnehmen werden, waren jene Erklärungen ganz aufrichtig gemeint, allerdings aber in der Voraussetzung abgegeben, daß der Erbprinz von Augustenburg so handeln werde, wie ein unbefangener Mann in seiner Lage hätte handeln müssen.

Seit der Mitte des Jahres 1864 hat man ja in Organen der demokratischen, der mittestaatlichen und der aus diesen beiden Elementen zusammengesetzten Schleswig-Holsteinischen Partei gar häufig Aeußerungen gelesen, in welchen man aus jenen preußischen Anerkennungen der augustenburgischen Rechte Anklagen gegen den Gang der preußischen Politik zu entnehmen suchte. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich, so oft ich dergleichen las, darin nur einen Beweis für die parteiische Befangenheit jener Ankläger zu erkennen vermochte. Mir fiel dabei stets eine Analogie aus dem Seerechte ein, welches uns hanseatischen Juristen ja durch öftere praktische Anwendung so nahe liegt. Wenn ein herzhafter Schiffer einem Seeräuber das Schiff und Gut, welches dieser Anderen geraubt hat, wieder abjagt, oder treibendes Gut mit Gefahr und Zeitverlust auf der See auffischt, oder wenn Strandbewohner die Ladung

eines Schiffes bergen, so kann allerdings davon nicht die Rede sein, daß die Berger das Gut ohne Weiteres als ihr Eigenthum behalten dürften. Wohl aber haben sie einen Anspruch auf Bergelohn, und zu dessen Sicherung ein Zurückbehaltungsrecht an dem geborgenem Gute. Dieser Bergelohn gilt keineswegs blos als Ersatz der Auslagen oder Arbeitslohn. Für seine Größe kommt nach Art. 746 des deutschen Handels-Gesetzbuchs in Betracht: „der bewiesene Eifer, die verwendete Zeit, die geleisteten Dienste, die geschehenen Aufwendungen, die Zahl der thätig gewesen Personen, die Gefahr, welcher dieselben ihre Person und ihre Fahrzeuge unterzogen haben, so wie die Gefahr, welche den geborgenen oder geretteten Gegenständen gedroht hat, und der nach Abzug der Kosten verbliebene Werth derselben", bis zu dessen voller Hälfte nach Art. 748 der Bergelohn unter Umständen steigen kann. — Da nun nach Art. 23 der Wiener Schluß-Acte die Austrägal-Gerichte auch die privatrechtlichen Normen des gemeinen Rechts anzuwenden hatten, so würde die Idee des Rundschauers, den Erbprinzen von Augustenburg als Kläger gegen Preußen in einem Austrägal-Processe zuzulassen, wenn ein solcher processualisch möglich gewesen wäre, dahin geführt haben, die Einreden Preußens, insoweit sie auf den um der Herzogthümer willen gegen Dänemark geführten Krieg sich stützten, unter den Gesichtspunkt des Bergelohns zu bringen, da in der That auf dem ganzen Gebiete des Privatrechts kein Rechtsinstitut vorhanden sein möchte, welches in analoger Anwendung einen treffenderen Anhaltspunkt für die Beurtheilung jener Gegen-Ansprüche Preußens bieten dürfte. Wenn nun der Rundschauer nicht etwa die Herzogthümer zur Ermittelung ihres Werthes und des preußischen Bergelohns unter den Hammer bringen wollte, — wie der Lübeckische Feldherr Marx Meyer, der Freund Jürgen Wullenwevers, es mit dem von ihm eroberten Königreiche Norwegen versucht, und in unseren Tagen Hannibal Fischer im Auftrage des deutschen Bundes mit der deutschen Flotte gemacht hat, — wenn vielmehr der Bergelohn, abgesehen von Erstattung der Kriegskosten, in politischen Rechten bestimmt werden sollte, wie das ja auch den mit Bergung der Herzogthümer verbundenen Gefahren eines möglichen Krieges gegen die anderen europäischen Großmächte entsprechend erscheinen mußte, so läßt sich gewiß nicht behaupten, daß die bekannten Februar-Forderungen Preußens das Maaß der Billigkeit überstiegen hätten. Es lag sogar im Interesse der Herzogthümer selbst, daß die in jenen Forderungen beanspruchten Rechte der preußischen Regierung eingeräumt würden, da von dieser Regierung jedenfalls eine bessere Verwaltung der diplomatischen und militairischen Interessen erwartet werden durfte, als von einem Herrn, welcher brieflich die Hülfe Napoleons III. erbeten und in Kiel hinter dem warmen Ofen gesessen hatte, während für das von ihm beanspruchte Land die preußischen Prinzen und der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin sich persönlich den Gefahren und Strapazen eines Winterfeldzugs exponirten. Hätte der Erbprinz von Augustenburg das eingesehen und durch rechtzeitige Annahme jener Februar-Bedingungen den Weg betreten, welcher allein zu seiner Aufnahme in den deutschen Bund führen konnte, (Wiener Schluß-Acte Art. 13 Nr. 3) so wären

die Feindſeligkeiten ſeiner Freunde gegen Preußen, welche doch ſchließlich nur zur Vergrößerung Preußens, leider aber auch zu den Anklagen des Rundſchauers gegen Preußen, geführt haben, ſämmtlich unterblieben. Nach Art. 1 der Bundes-Acte war nicht das Land oder der Staat Holſtein, auch nicht der Herzog von Holſtein, ſondern „der König von Dänemark für Holſtein" in den deutſchen Bund getreten. Daraus folgte, da der Bund nicht ein Bund von Staaten oder Ländern, ſondern ein Bund „der deutſchen ſouveränen Fürſten und freien Städte" war, daß die Aufnahme des Erbprinzen von Auguſtenburg, welcher ja bisher noch nicht in anderer Eigenſchaft Mitglied des Bundes geweſen war, als Herzog von Holſtein in den Bund, mochte ihr nun eine Prüfung der Succeſſions-Anſprüche dieſes Herrn auf Holſtein durch den Bund vorausgehen oder nicht, immer doch nur den Charakter der Aufnahme eines neuen Mitgliedes in den Bund haben konnte, folglich nach Art. 13 Nr. 3 der Wiener Schlußacte Einſtimmigkeit der Bundesmitglieder vorausſetzte. (Vergl. Rudhart, Recht des deutſchen Bundes S. 19—20. 111 verbis: „in dem Erbrecht iſt das Recht, Mitglied des deutſchen Bundes zu ſein, nicht nothwendig enthalten."

Was von dem Erbprinzen von Auguſtenburg nach erlangtem Beſitze der Herrſchaft über Schleswig-Holſtein zu erwarten geweſen wäre, hatte er nicht nur durch ſeine an Napoleon III. gerichtete Supplik und ſeine bei dem Prätendenten einer den Angriffen einer benachbarten leidenſchaftlichen Nation ausgeſetzten Krone doppelt auffallende Abneigung gegen die perſönlichen Gefahren und Strapazen des Krieges, ſondern auch durch die vorzeitige Anerkennung der ungültigen demokratiſchen Verfaſſung von 1848 bewieſen. Daß einem ſolchen Herrn gegenüber Preußen ſein Retentionsrecht an dem den Dänen als Kriegsbeute abgenommenen Lande mit Sorgfalt geltend machte, indem es ſeine bundesrechtlich nothwendige Zuſtimmung zu einer bundesmäßigen Prüfung der Succeſſions-Anſprüche des Prinzen von vorheriger Anerkennung der Februar-Forderungen durch den Prinzen abhängig machte, ſteht alſo weder mit dem Bundesrechte, noch mit früheren Aeußerungen Preußens über die Rechte des Prinzen, noch mit den wahren Intereſſen der Herzogthümer und Deutſchlands, irgend wie im Widerſpruche. Ein Widerſpruch mit dem Bundesrechte liegt nur in den Vorwürfen, welche der Rundſchauer dieſerhalb der Preußiſchen Politik macht.

In einen weiteren Widerſpruch mit dem Bundesrechte tritt der Rundſchauer dadurch, daß er (S. 13—14) die Vorſchrift des Artikel 11 der Bundesacte, wonach die Bundesglieder verpflichtet waren, „unter keinerlei Vorwande ſich einander zu bekriegen oder ihre Streitigkeiten durch Waffengewalt abzumachen, ſondern ſie bei der Bundesverſammlung anzubringen, welche, wenn ſie vergeblich die Vermittelung verſucht hätte, deren Entſcheidung durch eine Austrägal-Inſtanz herbeiführen ſollte", — auf das gegenſeitige Verhältniß von Preußen und Oeſterreich bezieht.

Erlauben Sie mir, Ihnen eine hierbei von dem Rundſchauer überſehene oder vergeſſene Notiz aus Klüber's öffentlichem Recht des deutſchen Bundes § 191 Note c. wörtlich anzuführen:

„Baiern, Holstein und die Bevollmächtigten der vereinigten Fürsten und freien Städte verlangten in den Wiener Conferenzen ausdrückliche Festsetzung der Neutralität des Bundes, für den Fall, wenn Bundesglieder, welche Staaten außer dem Bund besitzen, mit Andern (Auswärtigen) oder **unter sich** in Krieg gerathen. Klüber's Acten des Wiener Congresses Bd. II. S. 357 f. 378. 423. 431 u. 485 ff. Aber es ward solche (als sich von selbst verstehend) von den Uebrigen nicht für nöthig oder nützlich erachtet." In § 221 Note a. kommt Klüber auf diese Verhandlungen zurück und fügt hinzu: „Es bleibt also einem solchen angegriffenen Bundesgenossen die Befugniß, nach Art. 11 der Bundesacte Schutz und Garantie für seine unter dem Bund begriffenen Staaten von dem Bund zu fordern, sobald der Krieg auch diese Staaten berührt; ein Gegenstand, welcher im concreten Fall zu wichtigen Erörterungen und Ereignissen Anlaß geben kann. Die Wiener Schlußacte Art. 47 giebt eine ausdrückliche Bestimmung hierüber."

Hiernach war also die rechtliche Möglichkeit eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen durch die Gesetze des deutschen Bundes nicht ausgeschlossen. Die Befugniß Oesterreichs, für den Fall eines von Preußen ausgegangenen oder zu besorgenden Angriffs, von dem Bunde Schutz und Garantie zu verlangen, beschränkte sich bundesrechtlich auf „seine unter dem Bunde begriffenen Staaten". Welche Staaten dies seien, hat Oesterreich selbst am 6. April 1818 in der Bundesversammlung erklären lassen. Es heißt in jener Erklärung: „Der Kaiser hält sich nur an die beschränktere Anwendung des Artikels 1 der Bundesacte; auf diese Grundlage gestützt, sehen Seine Majestät folgende Provinzen und Theile der Oesterreichischen Monarchie eben so zum deutschen Bunde gehörend an, als Allerhöchstdieselben das gesammte übrige Gebiet der Monarchie als außer dem Bunde betrachten. Die Oesterreichischen Länder und Provinzen, welche Seine Majestät zu dem deutschen Bunde rechnen, sind demnach die folgenden: das Erzherzogthum Oesterreich, die Herzogthümer Steiermark, Kärnten und Krain, das Oesterreichische Friaul, das Gebiet der Stadt Triest, die gefürstete Grafschaft Tyrol mit den Gebieten von Trient und Brixen, dann Vorarlberg, mit Ausschluß von Weiler, das Herzogthum Salzburg, das Königreich Böhmen, das Markgrafthum Mähren, der Oesterreichische Antheil an dem Herzogthume Schlesien, mit Inbegriff der Böhmisch-Schlesischen Herzogthümer Auschwitz und Zator, Hohen-Geroldseck." (Vergl. Klüber, Quellen-Sammlung zu dem öffentlichen Recht des deutschen Bundes. 3. Auflage. S. 270 bis 271.)

Nur für diese Länder wäre demnach Oesterreich für den Fall eines von Preußen drohenden Angriffs befugt gewesen, Schutz und Garantie von dem Bunde zu verlangen, nicht für den im Wiener Frieden erworbenen Antheil an Holstein, weil die Wiener Schlußacte von 1820 in Art. 6 ausdrücklich besagt: „Veränderungen in dem gegenwärtigen Besitzstande der Bundesglieder können keine Veränderungen in den Rechten und Verpflichtungen derselben in Bezug auf den Bund ohne ausdrückliche Zustim-

mung der Gesammtheit bewirken." — Auf jenen Antheil an Holstein aber bezog sich ganz ausdrücklich der Oesterreichische Antrag vom 11. Juni auf Bundesschutz und Mobilmachung, welcher Antrag daher nicht, wie der Rundschauer auf S. 13 seiner Broschüre behauptet, mit den Bundesgesetzen im Einklange, sondern im Widerspruche stand. Diejenigen Bundesglieder, welche solchem bundeswidrigen Antrage am 14. Juni zustimmten, lieferten dadurch den Beweis, daß sie Preußen gegenüber nicht mehr das Bundesrecht, sondern die Gewalt der Waffen zur Anwendung bringen wollten. — Sie haben geerndtet, was sie gesäet haben!

Lübeck, am 9. Februar 1867.

Wochenschau.

„Der Einfluß einer Nation hängt von der Zahl ihrer Soldaten ab". Dies möchte der Satz der französischen Thronrede sein, in welchem das bekümmerte Gemüth des Kaisers zum vollen Durchbruche gelangt. Keine Spur mehr von den „Ideen," durch welche die Völker regiert werden. Xerxes, der die Wogen des anschwellenden Meeres peitschen läßt und der die heandrängende Fluth zügeln zu können meint, indem er eine Million Bewaffneter an das Ufer stellt!

Es ist nicht unsere Sache, den Esprit gegen den Ausspruch des mißmuthigen Imperators zu vertheidigen. Mögen die Franzosen selber ihm antworten, daß sogar der süße Marmontel für Frankreichs Einfluß und Ansehen mehr Eroberungen gemacht hat, als bärtige Garden und renommirende Zuaven. Ein obscurer Pamphletist, der in der Dachkammer schrieb, hat oft mehr dazu beigetragen, Reiche zu stürzen oder Allianzen zu schließen, als ein General mit einer mächtigen Garnitur von Infanterie, Cavallerie und Artillerie.

Wer will sagen, was unter Menschen und Völkern das Entscheidende sei. Das ist ein Mysterium, und wer es zu deuten versucht, wird immer nur sein eigenes Geheimniß enthüllen.

So lange des Kaisers Hirn an Reflexionen fruchtbar war, so lange es ihm auch gelang, anderen Leuten den Glauben an seine Weisheit beizubringen, so lange verkündigte er die Macht der Ideen. Wenn er jetzt den Einfluß Frankreichs von der Zahl seiner Bajonette abhängig macht, so ist dies dem Geständnisse gleich, daß sein Haupt des Denkens müde geworden, daß seine Ideen theils gescheitert sind, theils sich gegen ihn verwirklicht haben.

Göthe's Zauberlehrling, der das Wort vergessen hatte, — ach das Wort, worauf am Ende Alles wird, wie es gewesen — der Zauberlehrling

ruft: Mein Einfluß entſpricht der Wucht, mit welcher ich die Axt ſchwinge. Er ſchlägt zu, er zerſpaltet den Feind, und plötzlich iſt das Böſe verdoppelt. Der Meiſter aber läßt die Axt ſtehen, er lächelt des Aufwands von Armeskraft und Muskelſchwung. „In die Ecke! Seid's geweſen!“ Er ſagt's, und der Spuk hat ein Ende.

Die Million von Soldaten, die Napoleon auf die Beine bringen will, iſt nichts weiter als die Phantaſie des Herrſchers, deſſen Kern eingetrocknet. Sie iſt keine Wirklichkeit und wird keine Wirklichkeit werden, ſie iſt eben nur die letzte Idee, ſie iſt die Idee auf dem Todtenbette.

Für den Untergang ſeiner Politik möchte ſich Napoleon durch die Betheuerung tröſten, daß das, was in Europa entſtanden iſt, die Durchführung eines Napoleoniſchen Gedankens ſei. Deutſchland und Italien concentriren ſich nach dem von Napoleon I. aufgeſtellten Grundſatze, daß die Nationalitäten nach der Einigung ſtreben. So belehrt uns die Thronrede. Im Gelbbuche klingt's ſchon anders. Da unterweiſt man uns, daß die Süddeutſchen Staaten ſich dem Nordbunde gegenüber die Freiheit der Bewegung gewahrt haben; daß der deutſche Theil von Oeſterreich nicht mehr zu Deutſchland gehöre. Eigenthümliche Concentration der deutſchen Nationalität! Und das Gelbbuch will uns nicht undeutlich zu verſtehen geben, daß dieſe Concentration, in welcher der eine Theil ſich die Freiheit des Bewegens reſervirt, während der andere dem nationalen Zuſammenhang gänzlich den Abſchied giebt, für die Sicherheit Frankreichs vortheilhaft ſei.

Wo liegt denn alſo der Troſt? Liegt er darin, daß die Idee von St. Helena ſich realiſirt hat? Oder darin, daß ihr Gegentheil eingetreten?

Auch mit der Italieniſchen Einheit, deren Vervollſtändigung Napoleon III. preiſt, hat es eine wunderbare Bewandtniß. Dieſe Einheit beſteht darin, daß der Kaiſer mit drohend erhobenem Finger vor ihr ſteht und ihr bei Strafe gebietet, ſich jedes Gedankens an ihre Vollendung zu entſchlagen, ſich nie und nimmer nach dem Erwerbe Roms gelüſten zu laſſen. Und wenn nun dieſer drohend erhobene Finger keine Zauberkraft mehr ausübt? Will Napoleon etwa mit ſeinem Univerſalmittel, mit dem Axtſchlage der hundert Millionen Soldaten, den Ungehorſam beſiegen? Dann begreifen wir nicht, warum er ſeine Bajonette aus Rom zurückgezogen. In der That iſt es für ihn zu ſpät, moraliſch oder phyſiſch auf Italien zu drücken. Man rührt ſich dort noch nicht, aber die einſtweilige Ruhe entſpringt nicht aus der Furcht vor Napoleon, ſondern weil man die Bewegung noch nicht für reif hält.

In unſerer Heimath haben wir uns mit den allgemeinen Wahlen beſchäftigt. Auch bei uns triumphirt die Ideenloſigkeit, aber eine geſunde. In den Gewäſſern des suffrage universel ſind die alten Parteigedanken hinweggeſpült worden, um der Praxis Platz zu machen.

Vergeblich wäre der Verſuch, die ſechs lieberalen Parlamentsabgeordneten der Stadt Berlin unter ein gemeinſames politiſches Princip zu rangiren. Lasker und Duncker, wo liegt der Berührungspunkt, außer höchſtens in der Keckheit, mit welcher ſie ſich berufen und befähigt glauben, das deutſche Volk zu conſtituiren? Im Uebrigen gehen ſie weit auseinander. Lasker iſt Centra-

liſt, ſein Ruf lautet: erſt die Einheit dann die Freiheit. Duncker iſt Föderaliſt, er ſchreit: erſt die Freiheit, dann die Einheit. Lasker huldigt ſo ziemlich der Theorie Tweſtens; ihm ſind alle Ausnahmemaßregeln genehm, wenn durch ſie nur der Zweck erreicht wird, die Bevölkerungen unter das unitariſche Syſtem zu bringen. In dieſer Hinſicht iſt er gouvernementaler als die Regierung ſelbſt. Der kleine Mann würde ohne alle Gewiſſensbiſſe Belagerungszuſtand und Standrecht verkünden, wenn die Deutſchen ſo verſtockt wären, nicht an das Heilſame ſeiner Lehre zu glauben. Was alſo kann er mit Duncker gemeinſam haben, von deſſen Lippen unaufhörlich die Predigt von der Selbſtbeſtimmung der Völker träufelt? Während Lasker mit triumphirender Freude über die Verfaſſungen der Einzelſtaaten hinwegſchreitet, macht Duncker vor den berechtigten Beſonderheiten ſeine Reverenz. Duncker hat ſich ein gar zu gemüthliches Rechtsſyſtem geſchaffen, welches nur den einen Fehler beſitzt, daß es ihm an Muth gebricht. Lasker ſündigt in der entgegengeſetzen Richtung; er kennt kein Recht, außer ſeinem, lange und anmaßende Reden zu halten.

In ähnlicher Weiſe divergiren Runge und Wiggers. Der letztere meint, ganz Deutſchland müſſe umgeſtaltet werden, weil er in Mecklenburg gefangen geſeſſen, Runge dagegen iſt der theoretiſche Beglücker nach dem Herzen Jacobys, von ſpießbürgerlichem Phlegma, der auch den Mecklenburgern nicht wider ihren Willen den Stock und das Stockhaus nehmen will. Seine Freiheit hält ſich am liebſten in der Luft auf, und wenn ſie zur Erde herabſteigt, ſo verſteht ſie nichts weiter, als zu proteſtiren. Wiggers iſt durch ſeine mecklenburgiſchen Reminiſcenzen mit Haß erfüllt, er möchte gleich Hand anlegen, um alle Junker zum Lande hinauszujagen, auch hörte man es ſeiner Berliner Candidatenrede gar wohl an, daß er ſich gern der preußiſchen Regierung verſchreiben würde, falls dieſe ihm den Gefallen thäte, mit den mecklenburgiſchen Landſtänden reinen Tiſch zu machen. Runge andererſeits würde mit heiligem Schauder das Antlitz wegwenden, falls ihm von der preußiſchen Regierung ein politiſches Gut geboten würde. Es kann ja nicht gut ſein, da es eine gouvernementale Färbung hat.

Waldeck und Schulze-Delitzſch haben ebenfalls wenig Gemeinſames. Waldeck iſt ein conſtitutioneller Schwärmer, Schulze iſt ein populärer Geſchäftsmann. Waldeck beſitzt bei all ſeinen politiſchen Schwächen eine anerkennenswerthe Doſis preußiſchen Patriotismus, er hat das zu wiederholten Malen in ſeinen Reden betheuert, und man kann es ihm glauben. Schulze dagegen iſt der Mann, der Preußen den Großmachtskitzel austreiben will. Betrachtet man ſomit die Unterſchiede, die zwiſchen den Auserkorenen der Hauptſtadt exiſtiren, ſo verliert der Jubel, mit welchem die hieſigen Wahlen begrüßt worden ſind, gar ſehr an Berechtigung. Auch wird das, was die Hauptſtadt verſehen hat, in der befriedigendſten Weiſe durch das, was die Provinzen gethan haben, corrigirt.

Zur Geſchichte der Schatzſcheine.

Preußen hat ſo eben einen glücklichen Krieg geführt. Als es die Herausforderung ſeiner langjährigen Gegner annahm, konnte es zweifelhaft erſcheinen, ob dieſer Krieg nicht den Wünſchen der Gegner gemäß den preußiſchen Staat ſelbſt und die mit demſelben verknüpften Zukunftsbeſtrebungen überhaupt in Frage ſtellen würde. Es braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden, daß die Tapferkeit des Heeres, die Umſicht in der Führung deſſelben, die ſich glänzend von der höchſten bis zur niedrigſten Stelle bewährte, die Hoffnungen der Gegner vereitelte und die bekannten poſitiven Reſultate erzielte, die für die preußiſche und deutſche Geſchichte eine neue glänzende Ausſicht eröffnen. Nun iſt nicht zu läugnen, daß neben den eben erwähnten Momenten der großartige Erfolg zum guten Theil der Ausrüſtung und erhöhten Kriegsbereitſchaft des Heeres zu danken iſt. Dieſe ſelbſt iſt wieder nur die Folge der guten Finanzen Preußens. Denn wäre nicht an der Maxime der preußiſchen Verwaltung, unter allen Umſtänden die Lage der Finanzen nicht allein geordnet, ſondern auch für außergewöhnliche, namentlich Kriegsfälle, geordnet zu halten, feſtgehalten worden, ſo hätte auch die preußiſche Armee nicht in der beſten Ausrüſtung und der Ueberlegenheit auftreten können, die ſie auf allen Punkten gezeigt hat. Die finanziellen Opfer ſind denn auch nicht gering geweſen. Nach den Mittheilungen, welche die Königliche Staatsregierung dem Landtage gemacht hat, belaufen ſich die durch den Krieg hervorgerufenen außergewöhnlichen Ausgaben auf ungefähr 108 Millionen Thaler. Glücklicherweiſe kann ein nicht unbedeutender Theil dieſer Summe durch früher vorhandene Beſtände, verſchiedene Activa, und durch die Kriegscontributionen der niedergeworfenen Gegner gedeckt werden. Allein ſo großartig auch die Ergebniſſe des letzten Krieges ſind, ſo hat ſich doch dem unbefangenen Auge ſogleich dargeſtellt, daß es einmal vielleicht nothwendig iſt, das gewonnene Reſultat mit ſtarker Hand zu vertheidigen, oder daß ſich auf der neuen Bahn, die der preußiſchen Action erſchloſſen iſt, Hinderniſſe, Verwickelungen, ſelbſt Kämpfe darbieten können, die einer eben ſo energiſchen Bekämpfung oder Niederſchlagung bedürfen, wie ſie die jüngſte glorreiche Epoche gezeigt hat. Aus der Erwägung dieſer Verhältniſſe erhebt ſich von ſelbſt an die preußiſche Regierung die Forderung, ihre Finanzlage auf den alten Standpunkt, den der vollendeten Kriegsbereitſchaft, zurückzuführen. Es handelt ſich alſo nicht allein darum, die durch den Krieg in den finanziellen Mitteln hervorgerufenen Lücken nothdürftig wieder auszufüllen, ſondern auch darüber hinaus die Mittel bereit zu ſtellen, die zur Sicherſtellung der gewonnenen politiſchen Lage nothwendig ſind. Dieſen Erwägungen folgend hat die preußiſche Regierung dem Landtage in ſeiner letzten Seſſion einen Geſetzentwurf vorgelegt, der dahin abzielt, die Mittel

zu der oben auseinandergesetzten Kriegsbereitschaft zu gewähren. Die überwiegende Majorität beider Häuser in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung des Landes haben den Anträgen der Regierung entsprochen und derselben für unvorhergesehene Fälle einen Credit von 60 Millionen Thaler bewilligt. Nun ist bisher ein Kredit, wenn er sich nicht auf bereitliegende Mittel erstreckte, immer in der Form ertheilt worden, daß die Regierung die Ermächtigung erhielt, eine Anleihe bis zur Höhe des gewünschten Kredits zu negotiiren. Hiervon abweichend finden wir zum ersten Male in dem Gesetzentwurf der Regierung wie in der Genehmigung des Landtages den Kredit theilweis in der Bewilligung von Schatzscheinen ausgesprochen.

Nach §. 3 des von dem Landtage genehmigten Gesetzes kann nämlich bis zum Betrage von 30 Millionen Thlr. der genehmigte Kredit durch eine verzinsliche Staatsanleihe gedeckt werden. Es können jedoch auch bis zur ganzen Höhe des Kredits von 60 Millionen Thlr. verzinsliche Schatzanweisungen, längstens auf 1 Jahr lautend, ausgegeben werden. Da hiermit in der preußischen Finanzgeschichte verzinsliche Schatzanweisungen zum ersten Male auftreten, so ist es jedenfalls nicht ohne Interesse und für viele Leser gewiß erwünscht, über das Wesen, d. h. Entstehung und geschichtliche Entwickelung solcher Schatzanweisungen, etwas näher unterrichtet zu werden.

Es wird von allen Politikern zugegeben, daß es eine Hauptaufgabe jeder bestehenden Regierung ist, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln haushälterisch zu verfahren und die Ausgaben den Einnahmequellen anzupassen; allein die Geschichte beweist, daß mit oder ohne Schuld der Betheiligten diese Maxime nicht überall hat aufrecht erhalten werden können. Unglücksfälle, Krieg, schlechte Finanzverwaltung, Verschwendung, im günstigsten Falle productive Anlagen, haben die Mittel der meisten Staaten soweit überschritten, daß der Ausfall nur durch die Contrahirung einer verzinslichen Schuld gedeckt werden konnte. Diese Verhältnisse werden als bekannt vorausgesetzt und kann von ihnen hier nicht weiter die Rede sein.

Die verschiedenen Schuldgattungen, welche auf diese Weise entstanden sind, selbst wenn sie mit einem Tilgungsfond ausgestattet und successive zurückbezahlt werden, definitive oder permanente. Neben ihnen kommen andere Anleihen vor, welche temporärer Natur sind und in Folge dessen den Namen schwebende Schuld führen.

Wir sahen oben, daß es die Aufgabe einer guten Regierung ist, ihre dauernden Ausgaben nicht über den Betrag der dauernden Einnahmen hinauswachsen zu lassen; aber selbst bei Innehaltung dieses Grundsatzes sind finanzielle Verlegenheiten nicht zu vermeiden, wenn eine Regierung ihren Finanzplan nicht so einrichtet, daß für die vorhergesehenen Bedürfnisse die Deckung zur rechten Zeit vorhanden ist. Es ist ja möglich, daß ein großer Theil der Staatseinkünfte erst zu einer spätern Zeit des Jahres eingeht, während die Bedürfnisse, welche damit befriedigt werden sollen, ihre täglichen Ansprüche erheben. Noch schwieriger wird es, eine gute Finanzlage aufrecht zu erhalten, wenn unvorhergesehene Ausgaben sich geltend machen und die gewöhnlichen Staatseinnahmequellen vielleicht in Folge von Noth, Mißwachs,

Ueberſchwemmung u. ſ. w. nicht in dem erwarteten Maße ergiebig ſind. Nun iſt freilich eine gute Verwaltung auf derartige Fälle eingerichtet, indem ſie danach trachtet, in der Kaſſe reichliche Beſtände zu halten, mit andern Worten, für einen ausreichenden Betriebsfond zu ſorgen. Hierdurch hat ſich namentlich die preußiſche Finanzverwaltung ausgezeichnet. Allein viele Regierungen haben dieſe Prinzipien entweder nicht verſtanden, oder es iſt ihnen nicht gelungen, dieſelben bei ihrer Finanzverwaltung dauernd feſt zu halten. Fallen nun Ausgaben und die zu ihrer Deckung beſtimmten Einkünfte nicht gleichzeitig zuſammen, können jene nicht verſchoben werden und iſt kein genügender Betriebsvorrath in Bereitſchaft, ſo müſſen die nöthigen Summen temporär geliehen werden. Man wendet ſich zu dem Behufe an Kapitaliſten, die geneigt ſind, gegen oder ohne Unterpfand mit geringerer oder höherer Proviſion u. ſ. w. zu leihen. Es iſt freilich auch vorgekommen, daß man ſich mit einer derartigen Antizipation an die Steuerpflichtigen ſelbſt gewendet hat, indem man dieſelben zwang, ihre Steuern auf eine gewiſſe Zeit voraus zu entrichten. Da eine derartige Forderung in das Betriebscapital des erwerbenden Theils des Volks eingreift, ſo iſt ſolche Maßregel immer als ſehr hart und drückend erſchienen, ſelbſt wenn bei der Antizipation der Steuer ein Abzug geſtattet wurde, der die Zinſen für die Vorausbezahlung vergütete. Von hier bis zur Zwangsanleihe iſt gewöhnlich nur noch ein Schritt. Wendet ſich hingegen die Regierung bei einer ſolchen Antizipation an Kapitaliſten, ſo iſt es natürlich, daß ſie eine ihrem Kredit entſprechende Prämie und Zinsvergütung zu gleicher Zeit bezahlt. Sind die Finanzen gut geordnet, ſo iſt es nicht allein möglich, ſondern wahrſcheinlich, daß die Regierung in dem gegebenen Falle zu einem geringeren als dem landesüblichen Zinsfuße auf kurze Zeit geliehen bekömmt. Ganz anders ſtellt ſich aber das Verhältniß, wenn die Einkünfte eines Jahres überhaupt nicht zureichen, denn dann können die auf kurze Zeit geborgten Summen nicht zurückbezahlt werden, ohne daß ſie gegen erneute Proviſion und läſtigere Bedingungen wiederum auf kurze Zeit erneut werden. Gelingt es nun nicht, mit Hülfe von Einnahmeüberſchüſſen oder Erſparungen ſich in den folgenden Jahren von dieſer ſchwebenden Schuld zu befreien, ſo bleibt ſchließlich Nichts übrig, als dieſelbe durch eine dauernde verzinsliche Anleihe zu beſeitigen. Lehrreiche Beiſpiele bietet in dieſer Beziehung die Finanzgeſchichte verſchiedener Staaten. In Frankreich kamen derartige Antizipationen auf die folgenden Jahre ſchon während des ganzen 18ten Jahrhunderts vor. Ihre Beträge wechſelten zu verſchiedenen Zeiten von 30 bis 200 Millionen Livres. Nach Necker koſteten dieſelben oft 8 bis 10 % jährlich, weil ſie mehrmals im Jahr erneuert werden mußten, wobei immer ½ bis 1 % Proviſion außer dem Zins vergütet werden mußte. Necker als gewandter Finanzier, verlängerte dieſelben auf ein Jahr und ſtellte ſie für die Staatskaſſe inſofern billiger als er nur 1 % Proviſion und 4½ bis 5 % Zinſen bezahlte. Es braucht indeß hier nur darauf hingewieſen zu werden, daß im Laufe des 18. Jahrhunderts die franzöſiſche Staatsſchuld zu einer ungeheuren Summe

anschwoll, den Ausbruch der französischen Revolution mit veranlaßte und in dieselbe mit verschlungen wurde.

Aehnliche Kassenanleihen, die keinen permanenten Charakter trugen, sind auch bei verschiedenen deutschen Staaten vorgekommen. Daß sie nicht immer profitabel waren, erhellt daraus, daß noch im 1. Dezennium dieses Jahrhunderts einzelne 8 bis 9 % gekostet haben.

(Es ist fraglich, ob nicht die preußischen Kassenanweisungen zu diesen Antizipationen gerechnet werden müssen, die eine schwebende Schuld constatiren. Jedenfalls tragen dieselben ursprünglich den Charakter einer Anleihe, obgleich die Regierung nicht aus Finanzverlegenheit zu ihrer Ausgabe nach dem Frieden von 1815 veranlaßt wurde.)

In Großbrittanien haben die Bedürfnisse der schwebenden Schuld zur Ausgabe von Schatzkammerscheinen (Exchecquer-Bills) geführt, die sich zu einer permanenten Einrichtung ausgebildet haben. Sie entstanden im Jahre 1696 während des Krieges gegen Ludwig XIV.; bekanntlich datiren auch aus dieser Zeit Wilhelms III. die Anfänge der englischen Staatsschuld, die hauptsächlich durch die wiederholten Kämpfe gegen Frankreich so kolossale Dimensionen angenommen hat. Jene Exchecquer-Bills waren von vornherein auf einen Umlauf in weiteren Kreisen eingerichtet, indem sie Tageszinsen trugen. Sie sind bis auf den heutigen Tag so geblieben. Der Zins wird beim Ausgeben neuer Scheine nach dem jedesmaligen für so kurzes und sicheres Papier herrschenden Zinsfuße bestimmt, aber so, daß er in Pence von 100 Pfund für den Tag ausgedrückt werden kann. Bringen z. B. 100 Pfd. Sterl. per Tag 2 Pence Zinsen, so repräsentirt dies Verhältniß 3 % Zinsen pro Anno. In einem Lande, das wie England sich seit langer Zeit durch Capitalreichthum und concentrirte Geldwirthschaft auszeichnet, müssen fortwährend nicht unbedeutende Kapitale brach liegen, sei es, daß die Besitzer sie temporär ansammeln, bis sich ihnen eine gewinnverheißende Gelegenheit zur Verwendung für dieselben darbietet, sei es, daß die Art der Verwendung schon getroffen ist, die Anlage selbst aber erst nach einem längeren oder kürzeren Zeitraum vollzogen werden kann. Gerade für solche, temporär brach liegende Kapitale bieten die Schatzscheine eine beliebte und passende Anlage dar. Der in ihnen erzielte Zins ist freilich durchschnittlich geringer, als der bankmäßige; dafür ist aber die Sicherheit vorhanden, daß beim Kapitale selbst nichts verloren geht, denn beim Verfall der Schatzscheine wird der volle Nominalwerth ausbezahlt. Man fragt vielleicht, ob namentlich England mit seinem sicher fundirten Credite für solche temporär unbenutzbare Kapitale nicht eine eben so sichere Anlage in Staatspapieren darbiete. Nun ist es freilich wahr, daß Consols eine Sicherheit gewähren, die den meisten Engländern unbezweifelt erscheint; allein Schwankungen im Kurse sind dieselben ebenfalls, selbst in ganz ruhigen Zeiten, unterworfen. Ein vorsichtiger Geschäftsmann ist darauf vorbereitet; ein Kursverlust von nur $\frac{1}{2}$ % repräsentirt bei einem 3 % Papier schon die Zinsen von 2 Monaten, abgesehen von Provisionskosten für Ankauf und Verkauf. Zieht man nun gar in Erwägung, daß in politisch bewegten Zeiten, wie sie nun schon seit langer Zeit

herrſchen, ein Coursſchwanken ſelbſt der ſicherſten Papiere um Procente von ſoliden Geſchäftsleuten nicht außer Acht gelaſſen werden darf, ſo iſt erklärlich, warum die von der Regierung ausgegebenen Schatzſcheine bei jener Klaſſe immer eine beliebte Aufnahme gefunden haben; natürlich unter der Vorausſetzung, daß nicht mehr Schatzſcheine ausgegeben werden, als der dazu geeignete Verkehr zu faſſen vermag. Denn ſie ſind denſelben Geſetzen des Angebots und der Nachfrage unterworfen, wie alle übrigen Dinge, die einen Preis haben. Werden alſo zu viele Scheine ausgegeben, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ihr Preis unter Pari ſinkt, um ſo mehr, wenn eine Capitalklemme eintritt und die Verfallfriſt der Scheine noch eine Reihe von Monaten entfernt iſt. In einem ſolchen Falle bleibt der Regierung gewöhnlich kein anderer Ausweg übrig, als die Schatzſcheine gegen wirkliche Staatsſchuldſcheine zu fundiren. Bei ungünſtigem Capitalmarkte ſind denn bedeutende Opfer für die Regierung und die Nation, ſei es in Geſtalt von höheren Zinſen oder von Coursverluſt am Nominalcapital der auszugebenden Schuldverbriefungen, nicht zu vermeiden. Wie jede ſchwebende Schuld, ſo können alſo auch Schatzſcheine, wenn man ſie über den wirklichen Bedarf ausgiebt, in ſchwierigen Zeiten dem Finanzminiſter ſchwere Sorgen bereiten. Und doch haben viele, namentlich in Ländern mit ſchwach entwickeltem Geldverkehr oder ſolchen, die gegen die Geſetze einer geſunden Volkswirthſchaft regiert werden, dem Reize, vielleicht auch der Nothwendigkeit nicht widerſtehen können, die ſchwebende Schuld zeitweilig über Gebühr anwachſen zu laſſen, um nachher bei deren Fundirung den Capitaliſten um ſo ſchwerere Opfer zu bringen. Die Beiſpiele von benachbarten Ländern liegen zu nahe, als daß es der Nennung der Namen bedürfte. Selbſt in England hat man in früheren Jahren Lehrgeld bezahlen müſſen. Die größte dort in einem Jahre ausgegebene Summe von Schatzſcheinen belief ſich auf 54 Mill. L.-St. Es war das aber im Jahre 1813, wo die engliſche Regierung ſich bemühte, den Rieſenkampf gegen Napoleon mit allen Mitteln zum Abſchluß zu bringen. Außerdem war die Valuta in jener Zeit, nachdem die Banken ſchon ſeit einer Reihe von Jahren die Baareinzahlungen eingeſtellt hatten, in der Ausgabe von Noten aber nur geringen Beſchränkungen unterworfen waren, gegen Geld bedeutend — ca. 20% — entwerthet, ſo daß es in ſo kritiſchen Zeiten auf ein Mehr oder Weniger von Papierwirthſchaft nicht anzukommen ſchien. Späterhin hat ſich denn auch die engliſche Regierung incl. Unterhaus zu beherrſchen gewußt. Seit 1825 iſt die jährliche Ausgabe von Exchecquer-Bills unter 30 Mill. L.-St. geblieben, ſeit einer Reihe von Jahren hält ſie ſich unter 20 Mill. Die Summe wird, den finanziellen Bedürfniſſen gemäß, jährlich vom Parlament feſtgeſetzt. Die Bank von England iſt verpflichtet gegen dieſe Schatzſcheine der Regierung Vorſchüſſe zu machen. Jene vertreibt dieſelben dann weiter und nimmt ſie ſpäteſtens bei Verfall wieder auf. Es iſt nicht unintereſſant hier, nachdem eben conſtatirt iſt, daß ſich in England die jetzige jährliche Ausgabe von Schatzſcheinen unter 20 Mill. L.-St. hält, darauf hinzuweiſen, daß das jährliche Normalbudget Großbritanniens ſich auf zwiſchen 65—70 Mill. L.-St. beläuft und daß die Geſammtſummen des wirklichen Noten-

umlaufs der von allen Banken, alſo in England, Schottland und Irland, ausgegebenen Noten durchſchnittlich unter 40 Mill. L.-St. beträgt. Es können aus dieſen Angaben ſehr eingehende und intereſſante Schlüſſe auf das Abſorbirungsvermögen des engliſchen Geld- und Creditverkehrs gemacht werden. In Frankreich, nun das hier noch nachzuholen, hat man ſeit 1824 Schatzſcheine ausgegeben, bis 1848 bons royaux, nachher bons du trésor genannt. Die Einrichtung iſt dem engliſchen Vorbilde entnommen, auch die Bank von Frankreich übernimmt die bons und vermittelt den Uebergang derſelben in's Publikum. Eine Abweichung von der engliſchen Einrichtung beſteht darin, daß bons mit verſchiedener Verfallzeit ausgegeben werden, deren Zinsfuß je nach kürzerer oder längerer Friſt niedriger oder höher iſt. Die Regierung ſetzt, in Uebereinſtimmung mit den Bedingungen des zeitweiligen Geldmarktes, die verſchiedenen Zinsſätze von Zeit zu Zeit feſt. Die Ausgabeſumme wird ebenfalls im Budget beſtimmt und war in den letzten Jahren durchſchnitlich auf 250 Mill. Frcs. feſtgeſetzt. Der Verkehr ſcheint dieſe Summe indeß nicht abſorbiren zu können. Es iſt bekannt, daß der franzöſiſchen Regierung auch noch andere Mittel zu Gebote ſtehen; darauf kann alſo hier nicht eingegangen werden. Nach dem oben Ausgeführten reſp. Angedeuteten drängt ſich nun der Gedanke gleichſam von ſelbſt auf, ob bei uns in Preußen die Bedingungen vorhanden ſind, einer großen Summe von verzinslichen Schatzſcheinen, auf Grund des Geſetzes von 1866 ausgegeben, Aufnahme und Umlauf im Verkehr zu gewähren. Sodann wie der Umlauf dieſes neuen Creditpapieres auf den Verkehr der ſchon eingebürgerten reagiren mag. Nun wird wahrſcheinlich die Bejahung der erſten Frage bei den meiſten Leſern a priori feſtſtehen. Denn es iſt nicht zu läugnen, daß von einer Finanzverwaltung, die wie die preußiſche ſich von jeher durch die größte Umſicht, ja man kann hinzufügen durch eine gewiſſe Aengſtlichkeit, ihrem wohlverdienten Credite zu ſchaden, ausgezeichnet hat, kaum zu erwarten iſt, daß ſie mit Hülfe der Landesvertretung ein Geſetz durchbringt, dem die Verhältniſſe nicht entſprechen ſollten. Sehen wir uns dieſe indeß, unbeirrt von jener berechtigten Gefühlsrichtung, näher an. Wir ſetzen natürlich voraus, daß die preußiſche Bank, dieſes mit ſeinen verſchiedenen Filialen über das ganze Land wohlverzweigte Inſtitut im eigenen und im Landesintereſſe der Regierung bei der Unterbringung reſp. Einziehung der Schatzſcheine dieſelbe wirkſame Unterſtützung leiht, wie die engliſche und franzöſiſche Bank ihren reſp. Regierungen. Es wird ferner vorausgeſetzt, daß die Regierung die Schatzſcheine bei Steuerzahlungen nicht allein zulaſſe, ſondern vielleicht gar mit einem Disconto begünſtige. Dadurch iſt ſchon einer bedeutenden Summe von Schatzſcheinen Umlauf geſichert. Daß es in Preußen bei ſeinen ſchon ſo weit vorgeſchrittenen Induſtrie- und Handelsverhältniſſen an Capitalien nicht fehlen kann, die temporär brach liegen und eine ſo ſichere Anlage, wie ſie die Schatzſcheine darbieten, zeitweilig ſuchen werden, liegt auf der Hand. Man braucht bei dieſer Annahme gar nicht zu beſtreiten, daß im Allgemeinen die Geſchäfte bei uns nicht mit einem ſo ſtarken Caſſenrückhalte gemacht werden, wie z. B. in

England. Dahin werden wir, beiläufig gesagt, auch noch kommen. Allein die Cassenreserve ist bei uns vorhanden und während sie jetzt in leicht zahlbaren Banknoten besteht, die zinslos entweder in den Cassen der einzelnen Geschäftsleute oder der wirklichen Bankiers und der Banken liegen, wird dieselbe den wenn auch geringen Zinsgenuß nicht verschmähen, der bei gesichertem Capital durch temporäre Anlage in Schatzscheinen zu gewinnen ist. Einen unumstößlichen Beweis für das Vorhandensein solcher temporär unbenutzter Capitale bieten die Bankausweise unter der Rubrik Depositen-Capitalien dar. Allein bei der preußischen Bank betragen dieselben durchschnittlich über 20 Millionen Thaler. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein großer Theil, jedenfalls die unverzinslichen Depositen auf Schatzscheine übergehen würden. Es wäre ferner ein leichtes, die Gesetzgebung oder Verordnungen dahin zu ändern, daß die nicht unbedeutenden Summen, die temporär bei den Civil- und Vormundschaftsgerichten unverzinst liegen, bis zur Entscheidung in Schatzscheinen angelegt werden müssen mit Hinterlegung bei der Bank. Ein noch ergiebigeres Gebiet für die Unterbringung von verzinslichen Schatzscheinen bieten unsere Sparkassen dar. Es ist bekannt, daß dieselben statutenmäßig eine baare Reserve für Rückzahlungen halten müssen; ferner, und das ist für unsere Frage die Hauptsache, daß dieselben den Einlagen durchschnittlich einen geringeren Zinssatz vergüten, als die Schatzscheine voraussichtlich tragen werden. Es ist ferner bekannt, daß die Sparkassen die Einlagen zum Ankauf von Staats- und Communal-Papieren verwenden, deren Cours bei ruhigen Zeiten — und nur in solchen werden neue Einlagen gemacht — sehr hoch stehen und bei jedem einbrechenden Gewitter auf dem weiten Gebiete der materiellen Interessen um Procente fallen. Wem fällt nicht die Misère ein, welche die Berliner Sparkasse, d. h. die städtischen Steuerzahler, während des letzten Sommers durchgemacht hat. Liegt nun nicht die Voraussetzung nahe, daß die Sparkassen im eigenen Interesse vorziehen werden, einen bedeutenden Theil ihrer Einlagen in verzinslichen Schatzscheinen anzulegen, da sie 1) wahrscheinlich auf diese Weise mehr, jedenfalls ebensoviel Zins erzielen, als sie ihren Interessenten vergüten, und 2) sicher sind, bei plötzlich eintretenden übermäßigen Rückforderungen nicht so enorme Verluste am Capital zu erleiden? Denn selbst im schlimmsten Falle können Schatzscheine mit fester Rückzahlungsfrist des Nominal-Capitals nicht im Entferntesten in gleichem Maße, wie Staats- und Communalpapiere fallen, ganz abgesehen von Hypotheken, die in kritischen Zeiten geradezu werthlos sind und die dennoch von so vielen Sparkassen berücksichtigt werden.

Nach dem Gesagten unterliegt bei uns es keinem Zweifel, daß in Preußen ausreichende Bedingungen für Aufnahme einer großen Summe verzinslicher Schatzscheine vorhanden sind. Ob die ganzen 60 Millionen — das ist vorher schwer zu sagen. Es geht Völkern nicht anders, wie Individuen beim Schwimmenlernen. Von der immensen latenten Kraft, die in unserem Preußenvolke vorhanden ist, haben wir uns leider in unserer Bescheidenheit gewöhnt, uns nur schüchterne Begriffe zu machen.

Es erübrigt noch die Beantwortung der zweiten obengestellten Frage,

welchen Einfluß der Umlauf einer bedeutenden Summe von Schatzscheinen auf die bestehenden Geldverhältnisse ausüben wird. Daß dieselben nicht den Character von Pagiergeld tragen, ist klar und braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Insofern sie aber die Stelle derjenigen Banknoten ersetzen, die jetzt in den Kassen der Geschäftsleute und Geschäftsinstitute die Kassenreserve bilden, machen sie diese frei oder lassen sie in die Bank zurückströmen. Ist der allgemeine Verkehr nicht so blühend, daß er die freigewordenen Banknoten verwenden kann, so muß der allgemeine Discontosatz temporär so lange fallen, als nicht durch die billigere Beschaffung des allgemeinen Credits neue Unternehmungen erwachsen oder bestehende ausgedehnt werden.

Dem öffentlichen Wohle geschieht also selbst im schlimmsten Falle kein Schade. Insofern aber die Schatzscheine gemäß der obigen Ausführung von den Sparkassen aufgenommen werden, können sie im schlimmsten Falle den Cours derjenigen Staats- und Communalpapiere etwas drücken oder dessen Steigerung zurückhalten, die dort bisher gewöhnliche Aufnahme gefunden haben. Und das ist wahrlich kein Nachtheil für den Theil des Publicums, der eine wirkliche und sichere Verzinsung für sein Capital sucht. Ueberhaupt ist die hier für den schlimmsten Fall angenommene Folge noch fraglich. Jedenfalls kommt man zur Ueberzeugung, daß ein solcher Druck der öffentlichen Course nur ein zeitweiliger sein kann, wenn man sich gewöhnt hat zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit die hiesige Börse und durch sie das weitere Publicum in normalen Zeiten Millionen auf Millionen von zum Theil zweideutigen Papieren aufnimmt. Das finanzielle Gleichgewicht würde also nach allen Seiten hin in kurzer Zeit wiederhergestellt sein. Wahrscheinlichen und nicht unbedeutenden Nachtheil für die öffentlichen Verkehrsverhältnisse würde auf der anderen Seite ein plötzliches Zurückziehen der Schatzscheine verursachen, nach dem dieselben sich in ihrem finanziellen Berufe eingebürget haben. In diesem Falle träte der umgekehrte Entwickelungsgang ein; an Stelle der Schatzscheine in den Kassen würden wieder Banknoten treten und auf diese Weise eine sogenannte Geldklemme erzeugt werden, indem sich zeitweilig wenigstens ein gewisser Mangel an Umlaufsmitteln zeigen würde. Die Sparkassen würden wieder in stärkerem Maße als Käufer von öffentlichen Papieren auftreten und deren Course treiben ꝛc. Das Weitere braucht nicht ausgeführt zu werden.

Von der Umsicht der preußischen Regierung darf erwartet werden, daß sie die neue Anleihe, namentlich in der Gestalt der bewilligten Schatzscheine nur in den, bei der Berathung und Motivirung der Gesetzvorlage angeführten Fällen machen wird. Sieht sie sich indeß dazu veranlaßt, so weiß das Volk, welche Interessen auf dem Spiele stehen und wird der Regierung bereitwillig wie bisher folgen. Uns genügt es, dargethan zu haben, daß ohne an die Opferwilligkeit des Volkes zu appelliren, in unseren bestehenden gegebenen wirthschaftlichen Verhältnissen die Voraussetzung zu einer reichlichen Absorbtion von verzinslichen Schatzscheinen vorhanden ist.

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

30.

Doch ſchaut mit mir zurück, recht zu erfaſſen
Dieß Leben, wahrhaft, voll des heil'gen Worts!
Den Gegenſatz, in den ſich zu entlaſſen
Das Wohlgefallen war des höchſten Horts,
Die Welt, die in dem Streit von Lieb' und Haſſen
Im Einheitsdrang zerſplittert ihres Orts —
Den Gegenſatz, die nur gottfäh'ge Welt
Verglich, verſöhnt', erfüllte Gottes Held,

Der über ſich nahm Welt und Leben, Qualen
Und Schmach, den Schmerz, der Creaturen Tod,
Aus Lieb' entäußert ſeiner Gottheit Strahlen,
Hehr aufgegangen in ſo dunkle Noth,
Zu tilgen dieſe Noth, die Schuld zu zahlen,
Daß wir Theil hätten an des Himmels Brod,
Wir durch den Auferſtandenen bewährt,
In Wahrheit und in Wirklichkeit verklärt.

Nun theilen wir die himmliſche Erquickung
Bereitet durch den Herrn der Herrlichkeit,
Weil wir durch ſeinen Geiſt, den voll Entzückung
Wir inne werden, in uns ſelbſt befreit,
Gewiß ſind der einſt gänzlichen Entrückung,
Des vollen Sieges über Raum und Zeit.
Doch kämpfend muß, in ihm aufzuerſteh'n,
Noch unſer Sein durch Leid und Sterben geh'n.

Von der Erlöſung ſprach in ſeinen Tönen
Auch Rodrich, tief beſeelt durch's Chriſtenthum.
In ſeines Schmerzes heiligem Ausſöhnen
Verkündigt er des ein'gen Helfers Ruhm —
Des ein'gen Helfers, denn aus Zwang und Fröhnen
Des Ird'ſchen führt nur er in's Heiligthum,
Sein Geiſt allein verſöhnt nicht transcendent
Wie Denken und Anſchaun — nein, immanent:

Denn ſo durchflammt er, daß nichts draußen bliebe,
Das ganze geiſtig irdiſche Gemüth,
Die Exiſtenz in ihrem vollen Triebe,
Und ſchafft den Sterblichen ein neu Geblüt — —
Ich ſage, daß dem Rodrich heil'ge Liebe,
Nach ſeiner Mutter auch und Schweſter zieht;
Auch hier gab Chriſti Geiſt an ſeinem Heil
Dem wunderſam bewegten Knaben Theil.

Doch was die Ordnungen des Staats gewährten,
Haus, Schule, Kirche und Geſelligkeit,
Auch ſeine idealen Bünde nährten
Nicht dieſen innern Troſt in Freud' und Leid,
Denn was ſie irgend geben, was ſie lehrten,
Entſprang zumeiſt nur der Geſetzlichkeit,
Die in den Formen der Humanität
Nothwendig inhaltslos und öde ſteht.

Mein Knab' hing ohnedies in hoher Spannung
Nach der geprieſ'nen Idealität,
Die keineswegs die irdiſche Verbannung
Beſiegt, in deren Flucht nur ſie ſich bläht,
Und, überfliegend Widerſpruch und Spannung,
In ungemiſchtes Sein, in Nichts aufgeht:
So konnt' er dauernd nicht, aus dieſen Gründen,
Im Chriſtusgeiſt die wahre Heimath finden.

Tief ward zu tief der Widerſpruch empfunden,
Nach Einheit unausſprechlich war ſein Hang.
Der Zwieſpalt wuchs; das Sein unüberwunden,
Droht' aller leeren Form den Untergang.
Da beut ihm die Kunſtſchönheit ein Geſunden,
Verſpricht die Sätt'gung ſeinem Wahrheitsdrang.
Auch giebt ſie Heil, doch ſeicht und allgemein,
Nur illuſoriſch, nur der Sühne Schein.

Denn ſie verſöhnt das Drüben und Hienieden
Nicht wirklich; nur im idealen Schwung
Erringt ſie pantheiſtiſch einen Frieden
In alles Sinnlichen Verherrlichung.
Und wie es ſei, ſie beut doch einen Frieden,
Und Rodrich fühlt ſich frei von Hinderung,
Denn nicht mehr ſoll ihn Irdiſches frech ſtören,
Noch gar das Ueberirdiſche verheeren.

31.

Conrad, der ganz richtigen Gefühls vorausgeſetzt, ſein Gedicht müſſe, je wie es ſich mehr und mehr vertiefe, ſeine Zuhörer abſtoßen, hielt ſchon hier ein wenig ein, zweifelhaft ob er fortläſe. In der Meinung, daß ſeine Abſicht, mit den überlebten Freundſchaften ein Ende zu machen, vielleicht ſchon erreicht ſei, warf er einen fragenden Blick in die Geſellſchaft; doch hier überwog noch das egoiſtiſche, eitle Intereſſe, ſich ſelbſt dargeſtellt zu finden, die Apathie, ja Antipathie wider den eigentlichen Inhalt des Werks. Der Dichter fand ſich ermüßigt, die ironiſche Vorleſung noch fortzuſetzen und er las mit hohem Ernſte ſo:

Wir finden Rodrich, ſchwelgend im Kunſtſchönen
Als Jüngling wieder in der Reſidenz. —
Energiſch hatt' er vor den andern Söhnen
Geſtrebt im Reiche der Intelligenz.
Ihn ſchmückt die Gunſt der Schule, der Camönen,
Verheißungsreich iſt ſeines Lebens Lenz.
Der Vater ließ den würd'gen Sohn gewähren,
Frei ſich zu leben in den geiſt'gen Sphären.

Er hatte mit Selbſtthätigkeit nach Wiſſen
Gerungen, wußte innerſt was er weiß.
Streng ſichtend, immer weſentlich befliſſen,
Ward ihm der Alten Hochgewinn und Preis,
Das Kalonk'agathon; reich in Kenntniſſen
Aneignet' er ihr Maaß, ihr einfach Gleis,
Den graden und beſtimmten Weg zum Ziel,
Die Mitte des „Zuwenig und Zuviel."

Vertraut mit ſeinen Dichtern und Weltweiſen
Bezog er ſo die Univerſität,
Und wählte nach vorſchriftlichen Geleiſen
Die philoſoph'ſche Facultät.
Doch hat er hier auch in ihm eig'nen Kreiſen
Des Geiſtes Theil, den er nur frei verſteht.
Syſtemen abhold, die zumeiſt rhetoriſch,
Nach Wahrheit forſcht' er, lebensvoll hiſtoriſch.

Und jetzt beginnt ſchon, wie ihn im Gemüthe
Der heil'ge Geiſt oft wundervoll durchdringt,
Sein Trachten, daß ihm Jener nicht entriethe
In Kunſt auch, Wiſſen, wo er freier ſchwingt,
Doch deren lichte, wunderſchöne Blüthe
Nur dieſer Geiſt zur Frucht, zur Reife bringt.
Genügen konnte ſeinem Wahrheitstrieb
Nicht ein abſtractes leeres Denkprincip.

Der Wahrheit Zier wird in Philoſophemen
An ſich, in dem bloß Log'ſchen nicht geſchaut;
Kein wirklich Wiſſen webt in den Syſtemen,
Die nur erdenken den Beſitz der Braut;
Denn was iſt ihr Beſitz? Nur Formeln, Schemen,
Geiſt und Geſpenſt, Geiſtnacht, Buchſtabenlaut.
Das ſollt' er je und je mit Graus erfahren,
Im freien Suchen nach dem wirklich Wahren.

Ihn äffte graß die logiſche Methode,
Die nie je das Lebendige erſchwang;
In ihrem Thun bewegte wie im Tode
Sein Geiſt ſich mit dem allerhärt'ſten Zwang.
Dann, wie er hier auch ſehnt nach Lebensbrode,
Selbſt zu verſteh'n den Weltzuſammenhang,
Iſt ihm der Geiſt im „Wort von Gott" erſchienen,
Und denkend auch verfolgt er nur dies Sühnen.

Denn ihm gedieh es vollbewußt zu Sinne,
Was in den Tiefen ſeiner Seele ruht:
Daß nämlich Wahrheit der allein gewinne,
Nur der erringe jenes „höchſte Gut,"
Des Herz und Geiſt „das Wort von Gott„ iſt inne,
Das „Wort," die Wahrheit in der Liebe Gluth.
Durchdringt uns nicht perſönlich die Idee,
Wir finden nicht den Aufgang aus der Höh'. —

Auch treibt ihn oft in Kunſt, Natur und Leben
Sein guter Genius nach des Ernſtes Höh'n.
Auch hier mag ihm das Heilige ſich geben,
Stets dann bleibt voll ihm deſſen Kraft und Weh'n,
Wenn Herzberauſchungen, die zückend heben,
Nach ihrer Art wie Träume flugs zergeh'n.
Doch trunkene Begeiſt'rung in den Sphären
Verſagt ihn oft, den heil'gen Geiſt zu hören.

Denn wie den Knaben das juſt, was perſönlich
Im ew'gen Sinn, aufblitzend nur antrat,
So auch, durch Phantaſieen leicht verſöhnlich,
Erſchwingt er jetzt nicht oft des Heil'gen Rath.
Dies Allſein, das „ein Menſch der Zeit" gewöhnlich
Bekennt auf ſeinem labyrinth'ſchen Pfad,
Die unbeſtimmte Welt iſt in den Schwüngen
Genugſam ſeinem ächt poet'ſchen Dringen.

So hält ihn noch ein pantheiſtiſch Wähnen,
Und ſelt'ner wird „das Wort aus Gott" ihm kund.
Heim wie nur wen'ge im Gebiet des Schönen,
Begabt in Fülle für den Lebensbund,
Scheint ſeinen Wunſch Erfüllung hier zu krönen,
Die Schuld ſei hier getilgt von Tag und Stund'. —
Doch zur Geſchichte! Mag ſein Thun und Weben
Euch über ſeinen Geiſt den Aufſchluß geben.

Zur Geſchichte des Communismus.

Utopia.

(Fortſetzung.)

Die benachbarten Völker beneiden dieſe glückliche Inſel um ihre Regierung; ſie fühlen ſich durch die Weisheit ihrer Einrichtungen und die Tugenden ihrer Einwohner mächtig angezogen. Die freien Nationen und diejenigen, welche ſich durch ſich ſelbſt regieren (viele unter ihnen ſind einſt durch die Utopier von der Tyrannei befreit worden), kommen nach Utopien, um ſich dort auf ein oder fünf Jahre ihre Obrigkeiten zu erbitten. Nach Ablauf ihrer Amtsführung kehren dieſe entlehnten Obrigkeiten mit allen Ehren, die ſie verdienen, in ihr Land zurück, und andere reiſen ab, um ſie zu erſetzen.

Es iſt gewiß, daß die Völker, welche ſo handeln, ihre eigenen Intereſſen dadurch am meiſten befördern. Denn das Heil oder der Untergang eines Reichs hängt von den Sitten Derjenigen ab, die es verwalten.

Nun bieten aber unſere Inſulaner der Wahl Derjenigen, die ſie zu ihren Oberhäuptern wählen, die beſten Garantien politiſcher Tüchtigkeit. Der Utopier wird ſich durch den Köder des Reichthums nicht beſtechen laſſen, ſo glänzend dieſer auch ſein möchte; bald würde er nicht den geringſten Nutzen mehr davon haben, da er nach wenigen Jahren oder Monaten in ſein Vaterland zurückkehren muß; er wird ſich ferner weder durch Liebe noch durch Haß beſtimmen laſſen, weil er ſeinen Unterthanen durchaus unbekannt iſt. Unglücklich das Land, wo auf dem Richterſtuhle der Geiz und Privatrückſichten herrſchen! Um die Gerechtigkeit, dieſe feſteſte Stütze der Staaten, iſt es dort geſchehen.

Die utopiſche Republik erkennt diejenigen Völker, die bei ihr ihre Obrigkeiten ſuchen, für Verbündete, und diejenigen, die irgend eine Verbindlichkeit gegen ſie haben, für Freunde. Was die Verträge betrifft, welche die übri-

gen Nationen so oft abschließen, um sie zu brechen und später wieder zu erneuern, so schließt jene niemals einen solchen.

Wozu dienen die Verträge? fragen die Utopier. Hat nicht die Natur durch hinlänglich feste Bande den Menschen an den Menschen gekettet? Würde Derjenige, welcher diese starken und heiligen Bande verachtet, sich ein Gewissen daraus machen, schriftlichen Vertrag zu verletzen?

Sie betrachten die Einführung der Verträge selbst dann noch für ein Uebel, wenn diese gewissenhaft beobachtet werden.

Wenn noch die Bündnisse die Freundschaft der Verbündeten sicherten; aber nie entfernen sie jede Veranlassung zum Bruche, und folglich zu Raub und Krieg, wegen der Unbedachtsamkeit der Diplomaten, welche die Artikel aufstellen. Selten umfassen die Bevollmächtigten in ihren Verboten und Decreten alle möglichen Fälle, selten sprechen sie dieselben in einer durchaus deutlichen und genauen Weise aus.

Der Krieg ist den Utopiern ein Greuel. Er scheint ihnen eine thierische Rohheit, die der Mensch gleichwohl häufiger begehe, als irgend eine Gattung wilder Thiere. Den Sitten fast aller Nationen zuwider gilt in Utopien Nichts für so schändlich, als dem Ruhme auf Schlachtfeldern nachzustreben. Man darf jedoch nicht glauben, daß sie sich deshalb nicht sehr eifrig in der militärischen Disciplin übten; sogar die Frauen sind dazu ebensowohl wie die Männer gehalten; es sind für die Uebungen gewisse Tage festgesetzt; damit Niemand im entscheidenden Augenblicke zum Kampfe ungeschickt sei.

Niemals aber unternehmen die Utopier einen Krieg ohne gewichtige Beweggründe. Zu diesen zählen sie die Nothwendigkeit, ihre Grenzen zu vertheidigen oder einen feindlichen Einfall in das Gebiet ihrer Verbündeten zurückzuschlagen oder auch ein durch den Despotismus unterdrücktes Volk von der Knechtschaft und dem Joche eines Tyrannen zu befreien. Hierin befragen sie nicht ihre eigenen Interessen, sie haben nur das Wohl der Menschheit im Auge.

Der Staat von Utopien eilt seinen Freunden ohne alle Gegenansprüche zu Hülfe, und zwar nicht allein bei Gelegenheit eines feindlichen Einfalles, sondern auch bisweilen um Rache und Genugthuung für eine Beleidigung zu nehmen. In dieser Weise geht er jedoch nur zu Werke, wenn er vor der Kriegserklärung befragt wurde; dann untersucht er ernstlich die Gerechtigkeit der Sache, und wenn das Volk, welches den Schaden zufügte, diesen nicht ersetzen will, wird es für den Urheber des Kriegs erklärt und für alle Uebel desselben verantwortlich gemacht.

Diesen unumstößlichen Schluß fassen die Utopier, so oft durch einen bewaffneten Einfall ein Raub verübt wurde; nie aber ist ihr Zorn schrecklicher, als wenn Kaufleute von einer befreundeten Nation unter dem Schutze einiger unbilligen Gesetze, oder nach einer falschen Auslegung von guten, in der Fremde im Namen der Gerechtigkeit ungerechte Prellereien erdulden mußten.

Der Art war der Ursprung des Krieges, welchen sie kurz vor der ge-

genwärtigen Generation gegen die Alaopoliten und zu Gunsten der Nephelogeten unternahmen.

Die Alaopoliten hatten, nach der Aussage der Nephelogeten, einigen ihrer Kaufleute unter gesetzlichem Vorwande einen beträchtlichen Schaden zugefügt. Mochte nun die Klage wohl oder übel begründet sein, gewiß ist es, daß er einen schrecklichen Krieg zur Folge hatte. Mit dem Hasse und den Kräften der beiden vornehmsten Feinde verbanden sich die Rücksichten und Hülfsleistungen der benachbarten Länder. Mächtige Nationen wurden erschüttert, andere geschlagen. Diese traurige Kettenreihe von Uebeln endigte nur mit der gänzlichen Niederlage und Knechtschaft der Alaopoliten, welche die Utopier (in Betracht, daß dieser Krieg sie nicht persönlich anging) der Herrschaft der Nephelogeten unterwarfen. Indessen erreichten die Letzteren bei weitem nicht den blühenden Zustand der Alaopoliten.

Mit solchem Nachdrucke verfolgen unsere Insulaner ein ihren Freunden zugefügtes Unrecht, selbst wenn es sich dabei nur um Geld handelt. Geringern Eifer zeigen sie für ihre eigenen Angelegenheiten. Ereignet es sich, daß einige Bürger die Opfer irgend eines Betrugs, oder im Auslande ihrer Güter beraubt werden, so rächen die Utopier sich, vorausgesetzt, daß gegen jene kein persönlicher Angriff stattgefunden, an dem Volke, das den Frevel beging, durch den Abbruch jedes Verkehrs mit demselben, bis es Genugthuung gegeben hat.

Nicht als ob die Interessen ihrer Mitbürger ihnen weniger am Herzen lägen, als diejenigen ihrer Verbündeten; aber die zum Nachtheil der letzteren ausgeübten Prellereien ertragen sie ungeduldiger, weil der nichtutopische Kaufmann dann einen Theil seines Privatvermögens einbüßt und weil dieser Verlust für ihn ein großes Unglück bildet, während der Utopier immer nur zum Nachtheile des öffentlichen Vermögens oder vielmehr des Ueberflusses seines Landes verlieren kann; denn in anderer Weise ist die Ausfuhr verboten. Und dies ist der Grund, weshalb in Utopien die Individuen durch Geldverluste nur sehr schwach berührt werden. Mit Recht halten sie es daher für allzu grausam, durch den Tod einer großen Anzahl von Menschen einen Schaden zu rächen, der weder das Leben, noch den Wohlstand ihrer Mitbürger gefährden kann.

Ereignet es sich übrigens, daß ein Utopier in Folge öffentlicher Berathung oder durch einen Privatanschlag ungerechter Weise mißhandelt oder getödtet wird, so beauftragt der Staat seine Gesandten, den Thatbestand zu ermitteln, er verlangt die Auslieferung der Schuldigen und läßt sich im Falle der Weigerung durch Nichts besänftigen, als durch eine schleunige Kriegserklärung. Im entgegengesetzten Falle werden die Urheber des Verbrechens mit dem Tode oder der Sklaverei bestraft.

Die Utopier trauern über Nichts so sehr, als über die Lorbeeren eines blutigen Krieges; sie schämen sich sogar derselben, da sie es für absurd halten, selbst die glänzendsten Vortheile um menschliches Blut zu erkaufen. Für sie besteht der schönste Ruhm darin, den Feind nur durch Gewandtheit und List besiegt zu haben. Dann sieht man sie öffentliche Triumphe feiern

und wie nach einer Heldenthat Trophäen errichten; ſie rühmen ſich, als Menſchen und Helden gehandelt zu haben, ſo oft ſie ausſchließlich durch die Macht der Vernunft geſiegt, was von allen lebenden Weſen keines als der Menſch vermag. Der Löwe, ſagen ſie, der Bär, der Eber, der Wolf, der Hund und die übrigen wilden Thiere wiſſen im Kampfe nur ihre Körperkraft anzuwenden; der Mehrzahl nach übertreffen ſie uns an Kühnheit und Stärke, und dennoch unterliegen alle der Macht der Intelligenz und Vernunft.

Wenn die Utopier einen Krieg beginnen, haben ſie dabei keinen andern Zweck, als Dasjenige zu erlangen, was ſie ihn zu erklären verhindert hätte, wenn ihre Forderungen vor dem Friedensbruche erfüllt worden wären. Iſt jede Genugthuung unmöglich, ſo rächen ſie ſich an den Herausforderern in einer Weiſe, welche Diejenigen, welche ähnliche Unternehmungen wagen würden, für die Zukunft abſchreckt. Dies iſt das Ziel der Utopier in der Ausführung ihrer Pläne, ein Ziel, welches ſie mit Energie und in Kürze zu erreichen ſuchen, indem ſie lieber die Gefahr vermeiden, als einem eitlen Ruhme nachjagen.

Unmittelbar nach der Kriegserklärung tragen ſie Sorge, insgeheim an dem nämlichen Tage und in den vornehmſten Orten des feindlichen Landes Proclamationen anſchlagen zu laſſen, die das Siegel des Staates tragen. Dieſe Proclamationen verſprechen dem Mörder des Fürſten glänzende Belohnungen; minder beträchtliche Belohnungen, obgleich noch immer beträchtlich genug, werden für die Köpfe einer gewiſſen Zahl von Individuen verſprochen, deren Namen auf dieſen Todesurtheilen bemerkt ſind. Die Utopier ſetzen ſomit Preiſe auf die Köpfe der Räthe oder Miniſter, die zunächſt dem Fürſten die vornehmſten Urheber der Beleidigung ſind. Der dem Mörder verſprochene Lohn wird für Denjenigen verdoppelt, welcher einen der dem Tode Geweihten lebend überliefert. Selbſt Diejenigen, auf deren Kopf ein Preis geſetzt war, werden durch das Anerbieten ähnlicher Belohnungen und durch das Verſprechen der Ungeſtraftheit aufgefordert, ihre Mitſchuldigen zu verrathen.

Dieſe Maßregel bewirkt unter den Oberhäuptern der entgegengeſetzten Partei alsbald wechſelſeitiges Mißtrauen. Es herrſcht unter ihnen weder Zutrauen mehr noch Sicherheit; Einer fürchtet den Andern, und dieſe Furcht iſt keineswegs ungegründet. Denn es iſt thatſächlich, daß oft mehrere, und unter dieſen vorzüglich der Fürſt, gerade von Denjenigen verrathen wurden, auf welche ſie ihre ſicherſte Hoffnung geſtellt. So groß iſt die Macht des Geldes dem Verbrechen gegenüber. Auch ſchonen die Utopier deſſelben unter ſolchen Umſtänden niemals. Mit der dankbarſten Freigebigkeit belohnen ſie Diejenigen, welche ſie allen Gefahren der Verrätherei widmen; und ſie tragen Sorge, daß die Größe der Gefahr durch den Lohn aufgewogen werde.

Zu dieſem Zwecke verſprechen ſie den Verräthern nicht allein unermeßliche Summen an Geld, ſondern auch den perpetuellen Beſitz an Ländereien von bedeutendem Einkommen, die in ſicheren Gegenden bei ihren Verbündeten gelegen ſind. Und ihr Wort halten ſie getreu.

Dieſer Gebrauch, mit ſeinen Feinden zu handeln, auf ihren Kopf einen

Preis zu ſetzen, wird überall anderswo als eine grauſame Feigheit verworfen, die nur entarteten Seelen eigen ſei. Die Utopier aber rühmen ſich deſſelben als einer beſondern Klugheitsmaßregel, welche die ſchrecklichſten Kriege ohne Kampf entſcheide. Sie machen ſich eine Ehre daraus, wie aus einer Handlung der Menſchlichkeit und des Erbarmens, die durch den Tod weniger Schuldigen das Leben mehrerer Tauſend Unſchuldiger erkaufe, die auf dem Schlachtfelde zu ſterben beſtimmt waren. Denn die Schonung der Utopier umfaßt die Soldaten aller Fahnen; ſie wiſſen, daß der Soldat nicht aus eigener Entſcheidung in den Krieg zieht, ſondern durch die Befehle und die Streitſucht der Fürſten dazu gezwungen wird. Bleiben die obigen Mittel ohne Erfolg, ſo ſäen und nähren unſere Inſulaner Uneinigkeit und Zwietracht, indem ſie dem Bruder des Fürſten oder irgend einer andern hohen Perſon Hoffnung geben, ſich des Thrones zu bemächtigen.

Wenn die inneren Factionen aus Entkräftung erlöſchen, ſtacheln ſie die dem Feinde benachbarten Nationen auf; ſie bringen dieſelben mit ihm in's Handgemenge, indem ſie irgend einen jener alten Vorwände aufſuchen, deren die Könige niemals entbehren; zu gleicher Zeit verſprechen ſie dieſen neuen Verbündeten Hülfsleiſtungen, laſſen ihnen das Geld im Stillen zufließen, vermehren die Kräfte derſelben jedoch nur durch eine geringe Zahl von Bürgern.

Die Bürger ſind dem Staate von Utopien der theuerſte und koſtbarſte Schatz; die rückſichtsvolle Achtung, welche die Einwohner der Inſel gegen einander hegen, iſt ſo groß, daß ſie nur ungern einwilligen würden, einen der Ihrigen gegen einen feindlichen Fürſten auszuwechſeln. Sie verſchwenden das Gold ohne Bedauern, weil ſie es nur zu jenen Gebräuchen verwenden, deren ich ſchon erwähnt habe; keiner unter ihnen würde weniger bequem zu leben gezwungen ſein, ſelbſt wenn ſie den letzten Thaler ausgeben müßten. Die Reichthümer der Inſel abgerechnet, ſind ſie auch außerdem, wie ich Ihnen ſchon erzählt zu haben glaube, Gläubiger mehrerer Staaten für unermeßliche Summen. Mit einem Theile dieſes Geldes beſolden ſie die Soldaten jedes Landes und vorzüglich des Landes der Zapoleten, welches in einer Entfernung von 500,000 Schritten öſtlich von Utopien liegt.

Die Zapoleten, ein barbariſches, rohes und wildes Volk, gefallen ſich nur inmitten der Wälder und Felſen, in welchen ſie aufgewachſen ſind. Sie ſind abgehärtet und ertragen geduldig Kälte, Hitze und Mühen. Die Annehmlichkeiten des Lebens ſind ihnen unbekannt, ſie vernachläſſigen den Ackerbau, ſie wiſſen weder bequem zu wohnen noch ſich leidlich zu kleiden. Ihr einziger Erwerbszweig beſteht in der Wartung ihrer Heerden, und in der Regel haben ſie keine anderen Exiſtenzmittel als Jagd und Raub.

Ausſchließlich für den Krieg geboren, ſuchen und ergreifen die Zapoleten begierig jede Gelegenheit, die ſich für einen ſolchen darbietet. Zu Tauſenden ſteigen ſie dann von ihren Gebirgen herab und verkaufen ihre Dienſte um einen niedrigen Preis an die erſte die beſte Nation, die deren bedarf. Das einzige Handwerk, welches ſie verſtehen, iſt ein todtbringendes; aber ſie ſchlagen ſich tapfer und mit unbeſtechlicher Treue im Dienſte Derjeni-

gen, die ſie angeworben. Niemals machen ſie ſich für einen gewiſſen Zeitraum verbindlich, ſondern immer nur unter der Bedingung, andern Tags zum Feinde überzugehen, wenn dieſer ihnen mehr bietet, und ſpäter wieder unter ihre Fahnen zurückzukehren, ſobald ſie dort eine gleiche Erhöhung des Soldes finden.

Selten entſteht in dieſen Ländern ein Krieg, in welchem nicht auf beiden Seiten Zapoleten kämpften. So ſieht man täglich ſehr nahe Verwandte, Freunde, die, während ſie derſelben Sache dienten, eng mit einander verbunden waren, ſpäter mit der ärgſten Erbitterung gegen einander kämpfen, ſobald der Zufall ſie trennt und in die Reihen zweier feindlichen Parteien bringt. Sie vergeſſen Familie und Freundſchaft, ſie tödten einander in ſchrecklicher Wuth, und zwar aus dem Grunde, weil zwei feindliche Herrſcher ihnen ihr Blut und ihre Wuth mit einigen Stücken geringer Münze bezahlen. Die Geldbegierde iſt bei ihnen ſo arg, daß ein Groſchen über ihren täglichen Sold hinreicht, ſie ihre Fahne wechſeln zu laſſen. Dieſe Begierde iſt in ungezügelte Habſucht entartet, die gleichwohl ohne Nutzen für ſie iſt, denn was der Zapolet mit ſeinem Blute gewinnt, verſchwendet er durch Ausſchweifungen, und zwar durch Ausſchweifungen der elendeſten Art.

(Fortſetzuug folgt.)

Literariſches.

Geographie des Preußiſchen Staates. Ein Handbuch für Jedermann. Von Guſtav Neumann, Lehrer in Neuſtadt-Eberswalde. Anhang: die übrigen norddeutſchen Staaten. Vollſtändig in 4 Lieferungen (52 Bogen.) Bis dahin erſchienen 1. und 2. Lieferung. Neuſtadt-Eberswalde, 1867, G. A. Lemme.

I.

„Durch die Erfolge des glücklichen Krieges im Sommer 1866 mußte vorliegendes Werk, das in ſeinen erſten 2 Lieferungen bereits gedruckt war, bedeutende Umänderungen erfahren, wenn es auf der Höhe der Zeit bleiben ſollte. Umgedruckt wurden demnach 8¼ Bogen. Der Verfaſſer konnte ſich mit bloßen Nachträgen nicht begnügen; dieſelben wären immerhin auch nur als ganz unvollkommene Bruchſtücke anzuſehen geweſen. Durch die neue Umarbeitung aber darf er ſein Werk als das erſte hinſtellen, das den Staat in ſeinem neuen Umfange beſchreibt.“

So der Verfaſſer in ſeinem Vorbericht. Betrachten wir das Buch genauer!

Der Verfaſſer hat es in 2 Abſchnitte getheilt, die er alſo betitelt: der

Staat im Allgemeinen (S. 1—247) und Topographie des Staates (von S. 248 an.)

In dem ersten Theile finden wir als besondere Kapitel: Erwerbungen, Lage, Gränzen und Größe; Bodenkunde; die Gewässer; Verkehrswege; Naturerzeugnisse; die Bewohner; technische und geistige Cultur; Staatsverfassung und -verwaltung.

Unter diesen Kapiteln ist das letztere, wie der Verfasser selbst gesteht, zum Theil veraltet; er verspricht aber auch, dasselbe beim Schlusse des Werkes in einer neuen Form erscheinen zu lassen. Die gegenwärtigen Uebergangsstadien für die neuen Provinzen haben hier einen Umdruck noch nicht möglich gemacht.

Besonders hervorzuheben sind die Kapitel über Bodenkunde, die Gewässer, Verkehrswege, Naturerzeugnisse und die Bewohner. Sie unterscheiden sich so sehr von den betreffenden Abschnitten in ähnlichen Werken, daß sie als eigenes Werk des Verfassers im rechten Sinne des Wortes betrachtet werden müssen. Der Verfasser hat die trockene Darstellungsweise, in welche die Geographie so leicht verfällt, überall zu vermeiden gesucht und daher die vielen statistischen Zahlen, die übrigens schnell veralten, weggelassen. Nichtsdestoweniger hat auch er Zahlen in Menge geliefert, bei diesen sich aber von zwei Gesichtspunkten leiten lassen: einerseits hat er nur solche Zahlen geben wollen, die einer Veränderung so leicht nicht unterliegen; andererseits suchte er durch Zahlen Vergleiche anzustellen. Daher finden wir z. B. überaus zahlreiche Höhenangaben und die Meilenzahl bei fast allen Eisenbahnstationen in Norddeutschland, ferner die Anzahl der Bewohner nach verschiedenen Zählungen, bei den Kreisen von 1819 und 1864, bei den Städten von 1816 und 1864.

II.

Das Kapitel über Bodenkunde und die Gewässer (S. 3—129) nimmt in vorliegendem Buche einen viel größeren Raum in Anspruch, als in ähnlichen Werken. Der Verfasser hat von allen Theilen des Staates ein Bild geben wollen und hat die Norddeutsche Tiefebene ebenso ausführlich beschrieben, wie die Bergländer und Gebirge.

Die Bodenkunde ist in zwei Hauptabschnitte getheilt: in das Bergland (Seite 3—52) und in das Tiefland (Seite 52—71.) Das Bergland ist wieder unterschieden in das Schiefergebirge, das Rheinische Gebirgssystem, das Thüringsch-Niedersächsische, das Obersächsische und das Schlesische Bergland. Die Ausführung ist überall dieselbe. Den Höhenverhältnissen läßt der Verfasser eine geognostische Uebersicht folgen. Eigenthümlich hat der Verfasser sich oft zu helfen gesucht, um die Plateauländer übersichtlich darzustellen. So ist er in Ermangelung von wirklichen Höhenrücken in der Regel von den Wasserscheiden ausgegangen (z. B. auf der Eifel). Die zahlreichen Bergnamen und Höhenzahlen in Rheinl. Fuß werden nicht unwillkommen sein, da mit wenigen Ausnahmen die Lage der Höhenpunkte so genau angegeben ist, daß diese selbst in die Karte eingetragen werden können.

Zum ersten Male lesen wir hier, daß Theile von der Hohen Rhön und dem Spessart, das der Habichtswald, der Taunus, der Westerwald ꝛc. zu

Preußen gehören. Und wenn der Verfaſſer das Bergland des Königreiches Sachſen mit aufgenommen hat, ſo dürfte das wohl kaum als Fehler zu bezeichnen ſein, da er die übrigen Norddeutſchen Staaten doch wenigſtens ſummariſch zu behandeln verſpricht.

In dem Abſchnitt über das Tiefland haben die Lüneburger Haide, die Moore und Marſchländer an der Nordſee, der Schleswig-Holſteinſche Landrücken und die neuen Meſſungen des Generalſtabes in der Provinz Preußen einen Platz gefunden. Im Oſten von der Elbe unterſcheidet der Verfaſſer den Märkiſch-Schleſiſchen und den Baltiſch-Uraliſchen Landrücken, daß innere Becken des Tieflandes (das namentlich die Mitte der Provinz Brandenburg und faſt ganz Poſen ausfüllt) und das Tiefland an der Außenſeite der beiden Landrücken. Dieſe Darſtellung iſt im Allgemeinen eine neue, auch begegnen wir gerade hier manchem neuen Namen: z. B. verſteht der Verfaſſer unter der Bezeichnung des „Märkiſch-Schleſiſchen Landrückens" den ganzen Höhenzug vom Fläming bis zum Oberſchleſiſchen Juragebirge; das „Schleſiſche Längenthal" ſcheidet dieſen Höhenzug vom ſüdlichen Berglande; das „Oſtpommerſche Plateau" (Rummelsburg) wird als Gegenſatz zur Pommerſchen Seenplatte (Tempelburg) gebraucht.

In dem Abriß über die Gewäſſer ſind natürlich auch die Buchten und Inſeln an der Schleswig-Holſteinſchen Oſtſeeküſte aufgeführt worden, und ebenſo iſt der Nordſee und ihren Tiefenverhältniſſen ein entſprechender Raum gewidmet.

Die Ströme, Flüſſe und Kanäle beſpricht der Verfaſſer nach den einzelnen Flußgebieten, und zwar giebt er zuerſt kurze Notizen über das Stromgebiebt nebſt deſſen Begränzungen, denen er alsdann die Beſchreibung des Hauptſtromes und ſeiner Zuflüſſe folgen läßt. Durch zahlreiche Höhenangaben, durch Aufführung der ſchiff- und flößbaren Waſſerſtrecken hat er das durch die Bodenbeſchreibung gewonnene Bild vervollſtändigen wollen.

Die Landſeen ſind faſt überall in einzelnen Gruppen untergebracht worden, die theils der Lage, theils der Richtung der Waſſerbecken ihre Zuſammenſetzung verdanken. So unterſcheidet der Verfaſſer z. B. in Pommern Strandſeen, Seen in der Küſtenebene und Seen auf dem Landrücken; in der Seengruppe von Liebemühl im Beſonderen wieder eine öſtliche, mittlere und weſtliche Seenreihe, von denen die beiden letzteren durch die Verzweigungen des Elbing-Oberländiſchen Kanales in Verbindung ſtehen.

III.

Noch niemals iſt in einem ähnlichen Werke den Eiſenbahnen eine ſo große Ausführlichkeit gewidmet worden, wie in dem vorliegenden Buche. Der V. hat ſich dabei freilich nur auf die rein practiſche Seite beſchränkt. So finden wir auf Seite 129—144 ein Verzeichniß von ſämmtlichen Eiſenbahnſtationen im norddeutſchen Bundesſtaate. Die einzelnen Bahnen ſind nach den Hauptknotenpunkten geordnet, wodurch die Ueberſicht ſehr erleichtert wird. Dieſe Knotenpunkte ſind Berlin, Hamburg, Breslau, Dresden, Leipzig, Hannover, Köln, Frankfurt a. M. ꝛc. Wenn außerdem noch das Baukapital bei den meiſten Bahnen, die Fahrpreiſe auf den Hauptſtrecken und

die Entfernungen der einzelnen Stationen angegeben ſind, ſo dürften gerade dieſe Zahlen für manche Kreiſe ganz willkommene Zugaben ſein.

Der Abſchnitt „Naturerzeugniſſe" ſchließt ſich in gewiſſer Beziehung der „Bodenkunde" an, wodurch das Bild der Oberfläche des Staatsgebietes noch vollſtändiger erſcheint. Zuerſt giebt der V. eine Ueberſicht der Gebirgsformationen, dann folgen die Metalle. Die Stein- und Braunkohle behandelt er auf 11 Seiten. Der Hopfenbau in Poſen erhält hier ſowohl, als auch in der Topographie die nothwendige Berückſichtigung, die ihm bis dahin merkwürdiger Weiſe in den meiſten Büchern verſagt worden iſt.

Ein kurzes Kapitel auf S. 197—199 nennt die wichtigſten Naturproducte der neu erworbenen Länder.

Der Abſchnitt „die Bewohner" iſt nicht umfangreich. Er enthält aber manche Sätze, die in Verbindung mit der Topographie intereſſant ſind. Dahin rechnen wir die Angaben über die Dichtigkeit und Vermehrung der Bevölkerung, die auf faſt allen Seiten der Topographie wiederkehren.

IV.

Einen vielfach originellen Standpunkt hat der V. bei Abfaſſung der Topographie eingenommen. Es iſt dieſer Theil auch viel umfangreicher, als der allgemeine.

Jeder Regierungs-Bezirk iſt in Kreisgruppen zerlegt.

Zwar iſt die Aufſtellung ſolcher Kreisgruppen nichts Neues, denn ſchon der Statiſtiker Hoffmann hat ſie angewendet. Freilich ging derſelbe von ganz anderen Geſichtspunkten aus, weshalb von ihm die einzelnen Kreisgruppen oft aus Kreiſen mehrerer Regierungs-Bezirke zuſammengelegt worden ſind.

In vorliegndem Buche iſt die äußere Bodengeſtalt bei Bildung der Kreisgrupgen der Hauptgrund geweſen. Hier und da erſcheinen aber auch noch andere Geſichtspunkte als maßgebend, z. B, Flußgebiete, die Konfeſſion und Sprache der Bewohner, ſelbſt Geſchichte ꝛc. Dieſe Kreisgruppen bringen in überſichtlicher Darſtelluug bie Hauptreſultate der Grundſteuer-Regulirung, einige Angaben über den Viehſtand und die Bewohner, hiſtoriſche Rückblicke ꝛc.

Einige dieſer Kreisgruppen mögen hier angeführt werden.

Den Regierungs-Bezirk Gumbinnen theilt der V. in das Memelgebiet oder das Gebiet der Litthauer — die Kreiſe Heidekrug, Niederung, Tilſit, Ragnit und Pillkallen; — in das Pregel- oder deutſche Gebiet — die Kreiſe Stallupönen, Gumbinnen, Inſterburg, Darkehmen, Angerburg und Goldapp — und in das Weichſelgebiet oder in das Land der Maſuren — die Kreiſe Lözen, Sensburg, Johannisburg, Lyk und Olezko.

In der Provinz Poſen faßt der V. zuerſt die deutſchen Kreiſe zuſammen: die Kreiſe Birnbaum, Meſeritz, Bomſt und Frauſtadt im Regierungs-Bezirk Poſen; Bromberg, Wirſitz, Chodziesen und Tſcharnikau im Regierungs-Bezirk Bromberg. Dann folgt das Uebergangsgebiet in der Sprachenfrage: die Kreiſe Kröben, Krotoſchin, Koſten, Buk, Samter, Obornik, Stadt und Land-Poſen im Regierungs-Bezirk Poſen; Schubin und Inowrazlaw im Re-

gierungs-Bezirk Bromberg. Endlich das polniſche Gebiet: die Kreiſe Schrimm, Schroda, Wreſchen, Pleſchen, Adelnau und Schildberg im Regierungs-Bezirk Poſen; Mogilno, Gneſen und Wongrowitz im Regierungs-Bezirk Bromberg.

In der Provinz Brandenburg laſſen ſich die Kreiſe des nördlichen Landrückens, ſodann die der Mitte und ebenſo die ſüdlichen mehrfach als ein Ganzes darſtellen. — Den Regierungs-Bezirk Oppeln theilt der V. in die Oderkreiſe (Ratibor, Koſel, Oppeln, Falkenberg,) in die Kreiſe auf dem oberſchleſiſchen Juragebirge (Kreuzburg, Roſenberg, Lublinitz), in die auf dem oberſchleſiſchen Steinkohlengebirge (Groß-Strehlitz, Toſt-Gleiwitz, Beuthen, Pleß, Rybnik) und in die Kreiſe auf der linken Oderſeite (Leobſchütz, Neuſtadt, Neiße, Grottkau). Unter dieſen Kreisgruppen iſt die letzte ein Hauptſitz der Landwirthſchaft und wird vorzugsweiſe von Deutſchen bewohnt; die 2. (Jura) iſt vorzüglich reich an Waldungen und Eiſenerzen, aber ebenſo unfruchtbar wie die 3., der Hauptſitz des oberſchleſiſchen Bergbaues und der oberſchleſiſchen Induſtrie. Die 1. bildet den Uebergang von den unfruchtbaren Kreiſen auf der rechten zu den fruchtbaren auf der linken Oderſeite.

Doch mögen dieſe Beiſpiele genügen!

Aber auch die einzelnen Kreiſe werden nach ähnlichen Grundſätzen, vornehmlich freilich nach den verſchiedenen Abdachungen zerlegt, wodurch die Auffindung der Ortſchaften ſehr erleichtert wird.

Die Reichhaltigkeit der Topographie darf wohl kaum hervorgehoben werden. Aufmerkſam möchten wir nur noch auf die zahlreichen hiſtoriſchen, namentlich culturhiſtoriſchen Notizen, auf die große Berückſichtigung der confeſſionellen und ſprachlichen Verhältniſſe, auf die Anführung ſämmtlicher Eiſenbahnſtationen und Poſtanſtalten ꝛc. machen.

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr 21.

Hannoversche ꝛc. Angelegenheiten.

Die in den Nummern 17. und 26. der Kreuz-Zeitung besprochenen „Offenen Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann", welche in dem 2. und 3. Hefte der Berliner Revue von 1867 enthalten sind, zwingen den Unterzeichneten zu einigen öffentlichen Bemerkungen, so wenig er sich auch veranlaßt findet, ausführlich auf eine Beantwortung jener Briefe einzugehen.

Es sei hier erklärt, daß diese Briefe auf keinem anderen Wege als demjenigen dieser Veröffentlichung zu meiner Kenntniß gelangt sind.

Wenngleich kein Name genannt ist, so unterliegt es doch, nach Lage der Verhältnisse, keinem Zweifel, daß eben nur der Unterzeichnete als Adressat gemeint ist.

Unter diesen Umständen halte ich es für besser, meinen Namen selbst zu nennen, als der anonyme Empfänger von Angriffen sein zu sollen, welche gegen andere von mir hochgehaltene Ehrenmänner gerichtet sind.

Nach einer mehr als zwanzigjährigen Bekanntschaft mit einem hanseatischen Juristen von Ansehen glaubte ich, bei Gelegenheit einer Durchreise durch Lübeck am 20. November 1866 und des erwähnten Besuchs, nach siebenjähriger Trennung, schließlich kein Bedenken tragen zu müssen, in das angeregte Gespräch über deutsche politische Verhältnisse der neuesten Zeit einzugehen, und in Folge dessen auch dem Herrn Juristen nicht allein die „Annexionen" des Herrn von Gerlach, sondern auch einige mir zugehörige Briefe sehr confidentiellen Inhalts und ein anonymes, aus Hannover im September 1866 datirtes, als Manuscript gedrucktes Flugblatt mittheilen zu dürfen.

Das letztgedachte, auf einem Bogen gedruckte Flugblatt, welches nicht in den Buchhandel gegeben, betraf wesentlich ein Gespräch, welches zwischen dem dazu von dem Könige Georg entsendeten, ehemaligen Königlich hannoverschen Cultusminister von Hodenberg und dem Königlich preußischen Minister-Präsidenten Grafen von Bismarck am 15. August 1866 Abends in Berlin, einige Tage vor Proklamation der Annexion Hannovers, stattgefunden hatte.

Dieses Schriftstück hat ein großes historisches Interesse, weil darin beide Staatsmänner über einen sehr wichtigen Gegenstand redend eingeführt sind. Die Schreibweise und das Zusammentreffen mit Vielem, was schon wirklich bekannt war und ist, geben demselben das Gepräge der Glaubwürdigkeit, — wenn auch eine darin geschehene Bezugnahme auf Vattel irrthümlich ist.

Da es nun kaum einem Zweifel unterliegt, daß dieſes Schriftſtück nicht ohne Betheiligung des Herrn von Hodenberg verfaßt ſein kann, indem das Geſpräch ohne Zeugen ſtattgefunden, und es nicht zu erwarten ſteht, daß der Königlich preußiſche Premier-Miniſter Derjenige ſein ſollte, welcher daſſelbe niedergeſchrieben hat, — ſo ſind die in dem Erſten offenen Briefe des hanſeatiſchen Juriſten d. d. Lübeck, den 31. December 1866, gegen den Verfaſſer und die Verbreiter des gedruckten Manuſcriptes enthaltenen Invektiven, welche ich, ihrer Zügelloſigkeit wegen, nicht wiederholen noch auch ſie näher bezeichnen mag, — wenigſtens thatſächlich gegen den hochverehrten Herrn Miniſter von Hodenberg und deſſen Freunde und Anhänger gerichtet.

Dazu hatte ich die im Vertrauen gemachte Mittheilung, welche der Herr Briefſteller eine „Freundlichkeit" von mir nennt, nicht beſtimmt; — und die Erfahrung, daß ein Privatgeſpräch in ſolcher Weiſe ohne irgend welche zuvorige Andeutung öffentlich fortgeſetzt werden könnte, hatte ich bis dahin in Kreiſen, mit welchen ich zu verkehren pflege, nicht gemacht. Für mich hat die Ueberſchrift des Erſten bezüglichen Kreuz-Zeitungs-Artikels in No. 17: „Gegen eine Täuſchung" deshalb auch ihre durchaus zutreffende Wahrheit und Bedeutung.

Wollte ich, nach der gemachten Erfahrung auf eine öffentliche Behandlung dieſer Sache weiter eingehen, ſo würde ich in dieſem Kampfe mit — wenn auch vielleicht nicht ſachlich, ſo doch formell ungleichen Waffen, ſicherlich unterliegen müſſen. Ich enthalte mich alſo deſſen. Es bleibt mir nichts übrig, als meine Freunde und verehrten bekannten und unbekannten Gönner, zu denen ich, außer dem mitgenommenen Herrn von Gerlach, dem vieljährigen chriſtlichen Führer der Conſervativen, und meinen 11 Mitunterzeichnern der Malchiner Erklärung vom December 1866 contra Brömel, — ſo gern auch den Herrn von Hodenberg zählen möchte, wegen des in nicht belohntem Vertrauen von mir Geſchehenen um Nachſicht zu bitten.

Der in der anonymen Adreſſe der beiden zur Frage ſtehenden Briefe enthaltenen und für mich an ſich ſehr lockenden Aufforderung zur öffentlichen Erwiderung, ſtehe ich auch ſchon aus dem Grunde als ein in ſeiner Freiheit durch Discretion Gebundener gegenüber, da nicht allein meine amtliche Stellung, ſondern auch meine Pflichten als Vaſall und Unterthan eines norddeutſchen Landesherrn, mir ein weiteres öffentliches Eingehen in dieſen Gegenſtand verbieten.

Dies dürfte dem Herrn Briefſteller ſelbſt nicht unbekannt geweſen ſein.

Hinſichtlich des Zweiten offenen Briefes im 3. Hefte der Berliner Revue habe ich nur zu bemerken, daß die darin erwähnte „nöthige theologiſche Belehrung" über Huldigungseid, Beamten- und Unterthanen-Treue, welche Herr Dr. Brömel den 12 Unterzeichnern der Malchiner Erklärung vom December 1866 in der Kreuzzeitung ꝛc. „hat zu Theil werden laſſen", — inzwiſchen ihre Widerlegung durch die ſucceſſiven Berichtigungen des Herrn J. v. Plüskow, des Herrn Freiherrn von Maltzahn und des Herrn von Kröcher ꝛc., wie ich glaube zur Genüge, erfahren haben.

Auch das Zuhülfekommen des hanseatischen Juristen scheint dagegen nicht helfen zu sollen.

Der offenbarungsmäßige Standpunkt dürfte nach Römer 13. 1. seq. für uns nach wie vor der sein, daß man gegen keine Obrigkeit gleichviel welcher Art, rebelliren, sich gegen sie nicht setzen, ihr den Schoß nicht verweigern solle u. s. w. — Uns ist jedoch keine Vorschrift oder Consequenz in der heiligen Schrift bekannt, wonach man verpflichtet wäre, in eine amtliche oder sonst derartige, mit besonderer Hingebung und Treue verknüpfte Beziehung zu einer, nur im Wege der Macht an die Stelle der angestammten Obrigkeit gelangten neuen Obrigkeit zu treten, also z. B. auf geschehene Berufung, Landpfleger, Oberster 2c. oder Kriegsknecht zu werden, oder als solche überzutreten, bis zur erfolgten Anweisung des bisherigen Herrn.

Als ehemaliger Diener und warmer Anhänger Friedrich Wilhelm III., faßt der Unterzeichnete den Sinn und Geist seines früheren Fürsten und Herrn in dem Tilsiter Erlasse an die Unterthanen in dem verloren gegangenen westlichen Theile der Monarchie so auf, und nicht anders. Daran hält er in seiner Gesinnung gern fest.

Wer wäre auch nicht erwachsen in der Begeisterung für die Getreuen in der Vendée! Und selbst für Hirschfeldt, Schill und York kann das Herz sich nicht entziehen warm zu schlagen, wenngleich bei Diesen die Rechtsbegründung zweifelhaft ist.

Auch die „Justiz- und Regierungs-Beamten" mögen ihrem Könige auch dann noch angehörig bleiben, selbst wenn Er über Tilsit und Memel, außerhalb der Marken Seines Reichs hinausgedrängt, Schutz und Hülfe suchen müßte, und Ihm auch nur dort ein Friedensschluß vergönnt werden sollte.

Schwerlich würde auch ein Staatsmann erster Größe sich von dieser Treue und Anhänglichkeit ausschließen mögen.

Ich schließe mit der Erklärung, daß wenn irgend möglich, dieses das erste und letzte Wort ist, zu welchem die Verfahrungsweise des Herrn Briefstellers mich veranlassen konnte.

Wedendorf im Großherzogthum Mecklenburg, den 8. Februar 1867.

Graf A. F. C. von Bernstorff.

Wochenschau.

Unter Ceremonien, welche die Geburt eines neuen Kaiserthums ankündigten, ist der Norddeutsche Reichstag eröffnet worden. Aus einem Kriege hervorgegangen, trägt er eine friedliche Miene; dem allgemeinen Wahlrecht entsprungen, ist er dem conservativen Werke einer Verfassungsstiftung ge-

widmet. Er reicht den süddeutschen Brüdern die Hand, er verspricht den Bau zu errichten, welcher auch den süddeutschen Staaten die Unverletzlichkeit ihres Gebietes sichern werde.

Der Prager Friede geht durch dieselbe Dialektik hindurch, welche auch der Züricher Vertrag zu passiren hatte. Wenn der letztere in Italien dem vergrößerten Sardinien gegenüber einen unabhängigen Süden bestehen ließ, so zog auch der Prager Frieden durch Deutschland eine Scheidungslinie. Im Süden Deutschlands sollte nach den Intentionen dieses Vertrages und nach den Absichten dessen, der mit seinen guten Diensten bei der Errichtung des Friedens geholfen hatte, eine selbstständige Staaten-Association existiren, die mit Norddeutschland nur durch internationale Beziehungen zu verknüpfen wäre. Aus diesem rein völkerrechtlichen Verhältniß wird in der königlichen Thronrede die Ordnung nationaler Beziehungen zu unseren Landsleuten südlich des Main. Der Prager Friede wird daher durch den nationalen Gedanken modificirt.

Der Verlauf der Dinge, wie ihn die Thronrede vorzeichnet, würde der sein, daß zunächst mit Hilfe der vom Parlament zu genehmigenden Verfassung ein starker norddeutscher Bund errichtet und sodann die vertragsmäßige Verständigung mit den süddeutschen Staaten zur Erhaltung des Zollvereins, zur gemeinsamen Pflege der Volkswirthschaft, zur gemeinsamen Verbürgung für die Sicherheit des deutschen Gebiets angestrebt würde.

Auf diese Weise vermittelt die Thronrede die zwei Aufgaben, welche jedem Deutschen im Sinne schweben: einerseits die Gestaltung Deutschlands zu einem „großen staatlichen Gemeinwesen von den Alpen bis zum Meere", andererseits die Separatbefestigung eines norddeutschen Bundes innerhalb dieser großen „Bundesgenossenschaft der deutschen Staaten".

Es läßt sich erwarten, daß die Opposition auf dem Reichstage jene beiden Richtungen, in denen sich die Arbeit des deutschen Volkes zu bewegen hat, benutzen werde, um, indem sie dieselben zu einander in Gegensatz bringt, die Constituirung des norddeutschen Bundes aufzuhalten. Sie wird das „große staatliche Gemeinwesen" wider den norddeutschen Conföderationskörper in den Kampf führen, sie wird behaupten, daß der letztere ein Hinderniß der nationalen Einigung von den Alpen bis zum Meere sei. Mit solchen Argumenten wird man die Hervorziehung der Reichsverfassung von 1849 einleiten.

Während somit im Schooße des Parlaments selber interessante Kämpfe bevorstehen, weissagt man uns auch von außen her Gefahren. Man ist sogar soweit gegangen, die Thronrede eine versteckte Kriegserklärung gegen Frankreich zu nennen, weil sie, so sehr sie den defensiven Charakter des neuen Deutschlands hervorhebe, doch auch hierdurch jeden Gedanken an Compensationen ausschließe. Aber darf der Mann, der den Haß gegen die Verträge zum Richtmaaß der Civilisationspolitik machen wollte, es anstößig finden, wenn nach dem Hingange der von ihm verabscheuten Verträge die Stärkung der Staatskörper angestrebt wird, damit man in der Aera internationaler Anarchie nicht untergehe?

Im bürgerlichen Leben würde dieselbe Erscheinung eintreten. Gelänge

es dort einem Gewaltigen, nicht blos den Haß gegen das Civil- und Criminalgesetz zu predigen, sondern auch diese Lehre allgemein schmackhaft zu machen, so würde nichts übrig bleiben, als daß Jeder nach der Erhöhung seiner Kraft und nach der Vereinigung von Kräften trachtete, um inmitten der Reibung der Leidenschaften, die nur noch dem materiellsten Zügel gehorchen würden, dem Verderben zu entrinnen.

Napoleon sieht ja nichts weiter vor sich als die Folgerungen seiner eigenen Doctrin.

Er wird darauf beschränkt sein, die Ergebnisse widerstandlos zu beobachten, welche die imperialistische Heilsbotschaft ins Leben ruft. Und damit er sich bei seinen Beobachtungen nicht langweile, ist ihm das Divertissement der Ausstellung verliehen worden.

Die Leser der Memoiren-Literatur des 18. Jahrhunderts werden sich mit Heiterkeit der Schilderungen erinnern, die von den kunstsinnigen und geschichtsphilosophischen Wunderlichkeiten des Grafen Hoditz entworfen werden. Graf Hoditz hatte sein Gut in Mähren zur Ausstellung aller Zeitalter und aller menschheitlichen Richtungen umgeschaffen. Man fand in seinem Parke arcadische Ansiedelungen, Schäferinnen und Schäfer im Phantasiecostum, die mit Leier und Flöte einander Liebeserklärungen machten. An einer andern Stelle traf man auf eine Horde von Scythen, die gegen Amazonen kämpften. Weiterhin begegnete man dem Mittelalter, Rittern in der Burg, Eremiten in der Clause. Kriegsschiffe tummelten in den Teichen, und auf künstlichen Gewässern wurden Seeschlachten aufgeführt. Selbst Liliput war nicht vergessen; in einem Dorfe mit Miniaturhütten wohnten Kinderschaaren, die man dazu abgerichtet hatte, die Abenteuer des Guilliver aufzuführen. — Wer die betreffenden Memoiren und Reisebeschreibungen nicht gelesen hat, dem ist vielleicht einmal George Sand's Roman „die Gräfin von Rudolstadt" in die Hände gefallen, wo die Geschichtskomik des Grafen getreu dargestellt ist.

Alles wiederholt sich im Leben der Menschen und Völker, und so wächst denn jetzt auf dem Marsfelde zu Paris ein Schauspiel hervor, welches die Einfälle des mährischen Grafen repetirt. Hoditz II. bereitet uns dieselben Ueberraschungen, die den Besucher des gräflichen Parkes vergnügten. Da auf dem Marsfelde erhebt sich das chinesische Thürmlein neben der ägyptischen Hütte, das deutsche Schulhaus neben dem Palmblatthause des Hindu. Da meißelt der Bildhauer, der Eisenarbeiter schwingt den Hammer, der Ackersmann handhabt den Spaten. Es ist das Princip des zoologischen Gartens, auf die Menschen angewandt. Es ist ein culturhistorisches Bilderbuch mit lebenden Puppen. Der Mensch und sein Thun ist zu einer bloßen Sehenswürdigkeit geworden, die man klassificirt und mit einem Zettel versehen hat, wie im zoologischen Garten an jedem Vogelkäfig die Angabe von Art und Gattung und Heimath zu lesen ist. Nichts Individuelles mehr! Was nicht auf die Ausstellung paßt, das gehört überhaupt nicht in unsere Zeit. Der höchste Bildungsstolz, der auf dem Pariser Marsfelde seine Triumphe feiert, geht sonach mit der tiefsten Beschämung Hand in Hand.

Als Einzelweſen gelten wir nichts mehr, unſer Gemüth und unſere Menſchenliebe zählen nur inſoweit mit, als ſie ſich in einen Rahmen faſſen, in einen Raum ſperren oder nach einem Schema rangiren laſſen.

Es iſt kein Spiel des Zufalls, daß die Hauptſtadt des Imperialismus dazu auserkoren worden, das Ausſtellungsſyſtem in ſeiner höchſten Blüthe und in ſeiner letzten Uebertreibung zu ſehen. Dies ganze Syſtem entſpringt aus dem kaiſerlichen Gedanken, vor welchem die Perſon nichts mehr gilt. Nur in ungeheuerlicher Maſſenhaftigkeit ſoll das Menſchliche noch auftreten, um zu einem Genuſſe ſeiner ſelbſt, zur Achtung vor ſich ſelber zu gelangen. Und doch, trotz des prahlendſten Außenwerkes bleibt die Ausſtellung mit ihren Herrlichkeiten bloßer Abklatſch. Wie der Löwe im zoologiſchen Garten kein Löwe iſt, kein König der Wüſte, kein gefährlicher Patron, gegen den ich meinen Muth und meine Kühnheit zuſammenzunehmen habe, ſo ſind der Bildhauer und der Eiſenarbeiter und der Ackersmann auf der Ausſtellung keine Menſchen, ſondern Schattenriſſe, denen der Zweck der Arbeit fehlt. Der Zweck, der die Arbeit erſt veredelt und der etwas rein Innerliches iſt, läßt ſich nicht ausſtellen. Einen gewöhnlichen Dorfſchmied vor ſeiner Eſſe zu ſchauen, der bei jedem Hammerſchlage weiß, daß er für ſeine Familie arbeitet, ja, das iſt etwas Erhabenes, das ſchließt Leben und Geſchichte in ſich. Aber die meißelnde Gliederpuppe zu erblicken, die nur deshalb ſich regt, weil ſie weiß, daß ſie geſehen wird — da iſt nichts Sympathiſches, da trifft wieder der Satz ein: du sublime au ridicule n'est qu'un pas. Es mag anfänglich Pfiffigkeit bei Napoleon geweſen ſein, daß er die Ausſtellung vorſchob, um ſeine Thatloſigkeit zu entſchuldigen. Jetzt aber wird die Ausſtellung wirklich ein Stück des Napoleonismus, und zwar ſein letztes. Das Gefühl iſt wie man uns berichtet, auch in Paris ſchon allgemein, daß die Ausſtellung der Superlativ des Kaiſerthums ſei, die ängſtliche Steigerung, auf welche nur noch der Degout folgen kann.

Einſtweilen mag die Ausſtellung auch der Ruheſehnſucht, die unläugbar herrſcht, zum Vorwande dienen. Wir finden es erklärlich, wenn die Herrſcher und Staatsmänner, welche gegenwärtig die politiſchen Geſchäfte Europas betreiben, einigermaßen müde ſind und ſich gegen den Gedanken ſträuben, daß ſie bald wieder an die Arbeit gehen müſſen. Und doch hängt die Unaufhörlichkeit der Arbeit mit dem Syſtem, welches die heutige Staatskunſt geſchaffen hat, genau zuſammen. So lange die politiſche Thätigkeit ſich auf der Grundlage der Verträge bewegt, ſo lange kann ſie es ſich bequem machen, ſie darf auch ab und zu ausruhen, denn indem ſie den Rückhalt des tractatenmäßigen Rechtes hinter ſich hat, fühlt ſie ſich geborgen, ſie braucht nichts zu übereilen, ſie wird nicht von der Furcht gequält, daß die Welt morgen untergehen werde, wenn ſie heute aufhöre, Sand und Steine zur Befeſtigung der Dämme herbeizutragen, welche vor der Ueberfluthung ſchützen. Dieſe Art Politik gleicht der geſicherten Exiſtenz des Capitaliſten, welcher nicht gleich Mangel und Hungertod zu beſorgen hat, wenn er ſich auf die Bärenhaut ſtreckt und die Welt gehen läßt wie ſie will.

Die Verträge ſind die Capitalien der Staaten. In einer Zeit, wo die

Verträge zu Boden gefallen ſind, befinden ſich die Völker in der Lage von Proletariern, die unermüdlich die Hand am Werkzeuge haben müſſen, wenn ſie nicht befürchten ſollen, daß ſie morgen Noth leiden. Sie fühlen wohl hin und wieder das Bedürfniß, ihres Lebens froh zu werden, ſie machen auch wohl einmal einen Fang, der ihnen für die nächſte Zukunft die Sorge abzunehmen ſcheint; aber kaum haben ſie beſchloſſen, ſich auszuruhen, ſo merken ſie bereits, daß das Erworbene nicht hinreicht und daß die Concurrenz über ſie hinwegſchreiten wird, wenn ſie nicht alsbald wieder ihre Hände rühren. Alles, was die Völker in ſolchen Perioden ſchaffen, reicht immer nur von einem Tage zum andern, ſie ſtehen fortwährend vor dem Unbekannten, ſie plagen ſich raſtlos mit dem Zukunftsräthſel, dem ſie heute ein Parlament, morgen einen Verfaſſungsentwurf, übermorgen einen Krieg zuwerfen, ohne das Ungethüm ſättigen zu können.

Begreiflich alſo iſt das Sehnen nach Ruhe, begreiflich aber auch, daß dieſe Sehnſucht nicht befriedigt wird und daß ſie ſelber die Unbehaglichkeit vergrößert. Seit der neuen Napoleoniſchen Aera leben wir in der Vertragsloſigkeit. Allerdings iſt während derſelben zu verſchiedenen Malen ein Anſatz gemacht worden, um nach einem Kriege, der die alten Verträge umwarf, ein neues Vertragsrecht zu errichten. Jedesmal aber zeigte ſich, daß das ſogenannte neue Recht nur die Quelle größerer Zerſtörung war. Der Krimkrieg vernichtete alle Tractate, auf denen bis dahin das Verhältniß Rußlands zur Türkei beruht hatte und durch welche die Ordnung des Orients geſichert worden war. Nach dem Krimkriege trat mit vieler Feierlichkeit der Friedenscongreß in Paris zuſammen; von kaiſerlich Napoleoniſcher Weisheit begeiſtert, arbeitete er an einem neuen Tractat, welcher nach der Verſicherung des Pariſer Orakels ſämmtliche Gewährleiſtungen der Stabilität in ſich tragen ſollte. Der Friede kam zu Stande, die Integrität des osmaniſchen Reiches wurde zu einem Lehrſatze des europäiſchen Völkerrechts erhoben, die ganze chriſtliche Welt ward bei der Rechtstaufe der Türkei zum Pathendienſte berufen, die Herrſchaft des Sultans ſtand fortan ſo unzweifelhaft feſt, daß man denjenigen einen Narren ſchelten durfte, der überhaupt noch von der Exiſtenz einer orientaliſchen Frage redete. Und heute, nach dem Verlauf eines Jahrzehents, geſteht Jeder, daß der Pariſer Friede nur als Vorläufer der Auflöſung der Türkei diente. Nach dem Krimkrieg kam der italieniſche. Er wiſchte die Verträge hinweg, die das Verhältniß zwiſchen Oeſterreich und Italien geregelt hatten, er verhieß eine neue Baſis für das nationale Leben Italiens. Der Züricher Friede jedoch, in welchem die Zukunftsgeſtalt Italiens nach dem Herzen des Kaiſers der Franzoſen gezeichnet war, zeigte ſich noch kurzlebiger als der Pariſer Friede. Italien packte ihn mit revolutionärer Fauſt und warf ihn hinweg; die Halbinſel war auf die Bahn der Revolution gewieſen, und verfolgte dieſelbe ſo eifrig, daß ſie jetzt nach einer Reihe von Garibaldiſtreichen, Miniſterkriſen und Parlamentsauflöſungen auf die verzweifelte Hoffnung verwieſen iſt, aus der kürzlich verfügten allgemeinen Wahl die Rettung hervorgehen zu ſehen.

Die allgemeine Wahl in Italien wird vielleicht mit Hilfe der Prieſter-

partei, welche diesmal ihre Politik der politischen Abstinenz aufgeben will, ein conservatives Resultat erzielen. Aber die Verhältnisse sind dort so verfahren, daß bei dem Mangel einer zuverlässigen Armee die conservative Parlamentsmajorität die Vorläuferin der Revolution sein würde.

Alle diejenigen Mächte, welche zur Zeit der orientalischen Krisis vom Jahre 1854 gegen Rußland standen, sind inneren Verwirrungen anheimgefallen. Auch England windet sich unter den Fängen der Reformfrage. Die britische Parlamentsreform des Jahres 1832 hat dort eine Centralisation geschaffen, welche mit ihren legislativen Aufgaben den Engländer geradezu vor das Unlösbare stellt und ihn auf einen Punkt gebracht hat, wo die alte britische Rechtswelt mit Brettern vernagelt ist.

Die drei Decennien, welche seit der großen Wahlreform verstrichen sind, haben mehr und mehr in der Richtung des Massenhaften gearbeitet. Die britische Gesellschaft, früher in sich selber durch die mannigfaltigsten Ständeunterschiede gegliedert, ist ein einziger ungeheurer Coloß geworden, der nur darnach trachtet, die alten Organe, statt sie fernerhin zu verwerthen, als Anomalien abzuschütteln. Der Schädel dieses Colosses ist so groß, daß das Parlament mit seinen kleinen Intriganten nicht zum Hirn des Riesen dienen kann. Wo daher der fein denkende, kühn beschließende Nerv vibriren sollte, wogt und wallt und ballt und zerstreut sich einstweilen der Dunst und Nebel der Arbeiter. Aehnlich ist es mit den andern Gliedern des Ungethüms beschaffen. Der kleine Russell mit der ganzen Bedford'schen Sippe kann nicht mehr der Arm des Riesen sein, und der podagraische Derby kann dem Coloß nicht mehr zum Bein dienen.

So sehen wir denn bis jetzt nur ein regelloses Wälzen, welches in seiner Unbestimmtheit harmlos, fast lächerlich erscheint und doch bei reiferer Erwägung sehr erste Bedenken wachruft.

Wohin seid ihr geflohen, ihr jovialen Zeiten des Viscount Palmerston, der mit einer kecken Handbewegung, mit einem frohen Lachen, mit einem Witze die schwierigsten Fragen beseitigte? Bei Strafe, als Possenfigur auf die parlamentarische Messe geschickt zu werden, durfte dem alten Pam Niemand mit einer Anspielung auf Reform kommen. Reform war ein überwundener Standpunkt für den Lord Feuerbrand; und, wunderbar, wenn Palmerston seine helle Lache aufschlug, so hielt sich ganz England vor Heiterkeit den Bauch, daß es noch Phantasten gebe, welche von der Nothwendigkeit einer Reform faselten. England war ja die beste der Welten, und es blieb das glückselige Utopien, selbst dann noch, als ganz Yorkshire und Lancashire hungerte. Der amerikanische Bürgerkrieg hatte die Baumwolle selten und theuer gemacht, die Fabriken standen still, das Elend zog in die Hütten der Arbeiter ein, aber nicht der gemeinste in Lumpen schleichende Bettler wagte den Satz zu bestreiten, daß der englische Heerd der gesegnetste, die englische Verfassung die vollkommenste sei.

Nun, kaum anderthalb Jahre nach Palmerston's Tode ist die britische Nation wie umgekehrt. Kein Mensch lacht mehr, ein Jeder grübelt über eine neue Wahlgesetzformel.

Die britiſche Nation grübelt, und es wird lange dauern, bevor ſie das Zauberwort findet, welches ihre Reformpein beendigt.

England grübelt — und wir? Haben wir denn gar keinen Grund, ebenfalls ein wenig ernſt zu werden, wenn wir das nachdenkliche Volk aufzucken ſehen. Die Reformfrage in England iſt für jetzt unlösbar. Weiß man denn aber nicht, wozu ein Volk ſich entſchließt, wenn es mit einer Verfaſſungsnoth behaftet iſt? Wie, wenn der rieſige Leib, der in ſich ſelber die Gier nach dem Neuen nicht befriedigen kann, plötzlich all ſeine Angſt nach Außen hin abzuwälzen ſuchte? Das wäre nichts Unerhörtes; im Gegentheil, es würde ſich hier nur eine Regel erfüllen, von welcher die Geſchichte ſelten abweicht.

Die Vergangenheit Englands ſelber beſtätigt den Satz, den wir hier im Sinne haben. Als William III. den britiſchen Thron beſtiegen hatte, ſchien es, als ob die Parteien einander die Hand reichen würden, um die Verfaſſung im radikalen Geiſte umzugeſtalten. Die Whigs waren hierzu aufgelegt, weil die böſe Zeit Jacob's II. ſie revolutionair geſtimmt hatte und weil ſie es für Pflicht hielten, Garantieen gegen die Wiederkehr ſolcher Zuſtände zu errichten: — die Tories waren bereit zu helfen, weil ſie dem oraniſchen Heraufkömmling die königliche Macht nicht gönnten. William III. ſchuf den Leidenſchaften einen Ausweg durch den Krieg gegen Ludwig XIV. Späterhin, auf die lange friedliche Geſchäftsführung des Skeptikers Walpole, folgte eine Periode, in welcher alle ehrlichen Männer und alle Feuerköpfe nach Mitteln gegen die Corruption ſchrieen: der ältere Pitt wies die Engländer auf die Bahn des Kriegsruhms. Weiter, bevor der jüngere Pitt den Krieg gegen Frankreich begann, waren England, Schottland und Irland mit dem Netz revolutionärer Geſellſchaften überſponnen, welche die radikalſte Wahlreform zu ihrem Feldgeſchrei machten. Die Hitze wurde im Blut der franzöſiſchen Revolutionäre gekühlt. Ja, noch in unſeren Tagen, als Lord Palmerſton in Folge des Ereigniſſes von Sinope die Ergreifung drohender Maßregeln wider Rußland dem Lord Aberdeen abzwang, war der Moment klug gewählt, denn gerade damals hatte Ruſſell eine Reformbill eingebracht, die nunmehr ohne Sang und Klang in die Gewäſſer von Sebaſtopol fiel.

Und jetzt? Die engliſche Kriegsflotte, welcher die Tornado-Affaire in die Naſe ſticht, ſehnt ſich nach einem Kreuzzuge in die ſpaniſchen Gewäſſer. Ein britiſcher Angriff auf Spanien würde dort die Revolution zur Reife bringen. Wer aber kann ſagen, wo der Umzug der Revolution aufhören würde, nachdem er in Madrid ſeine erſte Station gemacht?

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

32.

Die dem Dichter und ſeinem Gedicht ſchon ſehr abfällige Geſellſchaft athmete hier wieder auf, in Hoffnung, durch die Geſchichte ſelbſt wieder beſſer verflochten zu werden. Conrad war nun ganz in dem Gefühl dieſer, ſeiner Situation; rigid ernſt fuhr er feſt zu leſen fort:

So eben ſchließt mit den Triumphgeſängen
Die Darſtellung des Werks „Fidelio."
Helen' und Roſalind', in geiſt'gem Drängen
Der Bühne zugeführt, wettſangen froh
Und weh in mächtigen und feinen Klängen
Die Marcelline, den Fidelio.
Die Sänger theilten deren Ueberſchwänge,
Und hochbeglückt nach Hauſe ſtrömt die Menge.

Hermine geht an ihres Vaters Arme,
Und Rodrich giebt mit Richard ihr Geleit.
Der Freiherr fühlt gleich jenem Menſchenſchwarme,
Nicht tiefer zwar, ſich dennoch tongeweiht.
Los von der niedern Sorg' und allem Harme
In ſeinem Herzen iſt er tief erfreut,
Schickt Equipag' und Dienerſchaft voraus,
Und macht zu Fuß den Gang nach Haus.

Still blieb Hermine, da erregt die Andern
In Wechſelrede lebhaft ſich ergeh'n.
Wie ſie umirrende Alleen durchwandern,
Und noch die Töne machtvoll ſie durchweh'n,
So auch ihr Wort, hinſchlängelnd gleich Mäandern,
Gedenkt des Allen, was ſo groß und ſchön.
Der Freiherr preiſt die Kraft der Darſtellung,
Doch Rodrich nur des hohen Werkes Schwung.

Und Richard, der wohl wußte, was Herminen
Gefiel, beſprach das Nah' und Nächſte nur.
„Daß Roſalind' ihm innig groß erſchienen,
Doch zu entflammt, zu ſehr Genie, Natur;
Daß Floreſtan, Helen' in Marcellinen
Sich plaſt'ſcher hielten in kunſtreicher Spur.
Hochkomiſch ſei doch dieſes Mädchens Liebe,
Die leider in dem Werk ganz ernſthaft bliebe."

„Beethoven habe mit des Text's Fadaiſen
Auf wundervolle Weiſe Ernſt gemacht.
Er ſchuf den nicht'gen Schattenbildern Weſen,
Dem Außerirdiſchen Charaktermacht.
Hier handl'es ſich von Guten nicht und Böſen,
Vielmehr von Gutem ſelber und von Nacht.
Pizarro — Lucifer an Seel' und Leib;
Ein Engel ſei dies zu erhab'ne Weib." —

Mein Rodrich ſprach: Sagt' ich's auch, daß das Leben
In dieſem Werk ſich hochgenial darſtellt,
Gekerkert nämlich mit titan'ſchen Streben,
Zu überwinden das Gefängniß Welt: —
Ihm wird alsdann ein wunderſam Erheben,
Weil heil'ge Lieb' es löſt und frei erhält,
Die Himmelsliebe, die mit inn'gem Ringen
Den Haß beſiegt und alles ird'ſche Zwingen: —

Sagt' ich's auch, daß nie jemals ſei erfunden
In allen Künſten ſolch ein Sphärenflug,
Zugleich ſolch menſchlich herzliches Geſunden,
Daß nie je hohe Liebe ſo genug
Gethan, wenn ſie uns in den beſten Stunden
Zum Urquell aller Liebe trug,
Daß unvergleichlich ſchön des Werkes Gluth
Religiös vermittelt mit dem höchſten Gut:

Und dennoch, am ergreifendſten, durchdröhnend
In Mark und Seele, wirkt der Freiheitsſchrei,
Darin, nach ſeiner Heimath ſchmerzlich ſehnend,
Der Menſch, ſo ſchwer verbannt, doch himmelstreu,
Ob aller Feſſeln dieſer Welt erſtöhnend,
Ekſtatiſch aufruft, in Ekſtaſe frei;
So nur, ſo haben wir des Himmels Theil,
Gewinnen weh begeiſtert ſo das Heil: —

Wenn ich's auch ſagte — in der Oper quelle,
Wie ſonſt in keinem Kunſtwerk, eine Kraft,
Die, gleich erſchließend Himmel, Erd' und Hölle,
Verſöhnt in allentflammter Leidenſchaft:
Dennoch — das Wort, wie eigen es ſich ſtelle,
Giebt nirgendwie das wieder, was leibhaft
Uns innig hier in Eigenart durchdringt,
Verherrlicht und dem Höchſten wiederbringt.

Daß einmal doch das Herz ſich recht erfreue,
An einer Gotteseigenſchaft entzückt,
Daß wir, in dem Gefühl des Ew'gen, uns auf's Neue
Erfriſchen in dem Muth, der wahr beglückt,
In Liebe ohne Enden, in der Treue,
Iſt göttlichem Bedarf dies Werk geſchickt.
Die Treue iſt's, die faſſend, frei und froh
Sich heilig kund giebt im Fidelio.

Hermine ſchaut zwar fragend auf, doch wohnen
Zerſtreutheit in dem Blick und Apathie.
Wohl fremde den hochgeiſt'gen Regionen
Blieb unbeſchäftigt ihre Phantaſie.
So pflegt zumeiſt Gleichgültigkeit zu thronen
Im Angeſicht der reizenden Statüe.
Der Freiherr preßt zuſtimmend Rodrich's Hand,
Und Richard ſagt, ihm freundlich zugewandt:

Ich lud zu Abend, Rodrich, ein'ge Gäſte,
Du findeſt die Schulfreunde dort bei mir.
Gefeiert ſei ſolenn mit einem Feſte
Der Muſen Gab' — in anderer Manier.
Auf ſolchen Sternenſchwung will man im Neſte
Auch etwas Gut's genießen nach Gebühr. —
Mein Freund ſagt zu; mit dem Baron im Worte
Verſtrickt betrat er deſſen Schloſſespforte.

Doch Richard eilte zu den Schweſtern; beide
Bewohnten ſie daſſelbe Prachtquartier.
Hell leuchtend prangt in Hauteliſſ und Seide
Ein edler Raum, und Bildwerk dringt herfür.
Die Wohnerinnen, noch ganz geiſt'ge Freude,
Begrüßen ihren Freund voll Neubegier.
Nur Bruno war, jetzt Officier, zugegen.
Mit frohem Wort ging Richard ihm entgegen.

Er bat den ſchönen Jüngling gleich zum Mahle,
„Auch Rodrich wäre für dies Mahl ſein Gaſt."
Getroffen fragt, erglühend noch im Strahle
Von Kunſt und Genius, Roſalind' in Haſt:
Was ſagt er? Lobt er? Schied aus dem Kunſtſaale
Dein Freund begnügt? Erzähle ohne Raſt. —
Er pries das Werk, ſagt Richard kauſtiſch, ſprach
Vom Werk, dem Werke flog er geiſtvoll nach.

Wie, lacht Helene — Werk und Werk! Der Mühen
Von uns gedenkt nicht ſolch ein Sonderling.
Ich theilte Marcellinens Lieb Erglühen,
Auf daß es wie der Rolle mir erging.
Wir warmen Herzchen mochten licht erblühen,
Da war kein prächt'ger Sylphe, den's verfing.
Ha, ruft ſie ernſt aus, ſollt' in Roſalinden
Ihn dieſe Leonore nicht entzünden?

Auch er, ſprach Richard, pries wohl Leonoren,
Voraus jedoch Beethovens' Genius.
Was iſt ihm, der ſich an den Gott verloren,
Des Augenblicks Ergötzen und Verdruß.
Ein Myſtiker, frei von der Macht der Horen,
Im höchſten Geiſte ſchwingt er mit Genuß.
Sich ſetzt er nicht voraus, auch andre nicht,
Und — wogte ſo, ganz Sinn, im Tongedicht.

Und weil Herminens Vater, der joviale,
Muſikvergötternde, poet'ſche Mann,
Den ſonderbaren Rodrich, des geniale
Denkweiſe oft ihm zuſtimmt, lieb gewann,
Und weil auch ich in dieſer Welt Irrſale
Mich oft bei ihm fand wie im ſichern Bann,
So hörten wir ihn gern in ſeinen Weiſen,
Die tief religiös ſind, unſern Meiſter preiſen. —

Nun ſagte Roſalinde zwar gelaſſen,
Doch überflog ihr geiſtvoll Angeſicht,
Indem ſie ſprach, ein Zug von Leid und Haſſen:
Hermine war mit euch? — Doch Richard ſpricht:
Sie hört ihn — ja, und — kann ſein Wort nicht faſſen,
Doch liebt der Thor ſie wie ſein Augenlicht.
So übt des Weibes Schöne und Geſtalt
Auf unſer eins mit magiſcher Gewalt.

Im Uebrigen, ſo liegt's an Rodrich's Weiſe,
Daß ſeiner ſich dies Täubchen nicht erfreut.
Die Frauen, und ich ſag's zu ihrem Preiſe,
Sind Senſitiven, Weſen ihrer Zeit.
Im allerengſten geiſtigen Geleiſe
Iſt nur ihr Sinn und Leben herzgeweiht.
Und reden ſie von Geiſt, ſo klingt's wie Scherz,
Sie int'reſſirt nichts eigentlich als Herz.

Das große Herz kaum, nein ſein kleines Leben,
Denn ſie verſteh'n ſich nur auf die Natur.
Herminen, den Gefühlen ſehr ergeben,
Folgt fein bedachtſam deren dunkler Spur,
Was ſchiert ein Weib dies dau'rnde Sicherheben,
Ja, gar dies Hinſein in des Wunders Flur,
Darin ſich Rodrich frei wägt, los der Erden —
Das Weib will lieben und geliebet werden. —

Doch Roſalinde, ſie war aufgeſtanden,
Erwiederte, gereizt von Richards Wort:
Du liegſt in deiner Studie äußern Banden,
Des Arztes Sphä'r iſt auch dein Geiſtesort.
Nur Nächſtes ſiehſt du, nur was dir vorhanden,
Und Unſichtbares ſchafft dir Pein und Tort.
Des Weibes Herz erſcheint nur klein von Gaben,
Doch in der Wahrheit iſt es gleich erhaben.

Kein Leben wohnt in des Gedankens Weiten,
Den Schatz herbergt das Herz nur, wie mich dünkt.
Gar eitel wohl nennt ihr euch die Geſcheiten,
Und findet's nicht; umſonſt wie ihr auch ringt,
Ihr habt bloß die Methode, bloß das Deuten,
Doch wir beſitzen, was ihr nie erſchwingt.
Die Kunſt webt im Beſitze und das Weib,
Doch euer Thun iſt nichts als Zeitvertreib.

Herminen ſelbſt ward, einfach ſcheint ſie freilich,
Mehr Gabe als ſelbſt jener Hochſinn meint,
Der nicht begreift, das Großes nur gedeihlich,
Wenn es dem eigenſt Innerſten ſich eint.
Was red' ich auch! Doch däucht mir unverzeihlich
Der Hochmuth, der ſich rächen muß — dein Freund
In Ueberhebung will die lichte Ruh'
Des Himmels haben — Ei, er ſehe zu!

Da ſind wir, ſpottet Richard, beſtens wieder
Bei unſerm Ausgangspunkte angelangt.
Das Weib ſingt wie die Lerch' aufſchwingend Lieder
So hohen Klangs, als ob ſie ſehnend bangt,
In Aether aufzugeh'n; gleich ſchießt ſie nieder,
Sie hat im Grunde nach dem Neſt verlangt. —
Helene lacht und ruft: welch ein Anklagen!
Der Unverſchämte! O ich möcht' ihn ſchlagen. —

Mag's ſein, ſpricht Richard. Wohl iſt das Bedingen
Dem Genius Noth, und Rodrich, däucht auch mir,
Verletzt in ſeinem ungeſtümen Dringen
Der Menſchheit Grenzen über die Gebühr.
Doch kann ein Mädchen küſſen nur, umſchlingen,
Was hält denn groß ein freier Menſch an ihr!
Ich fürchte, enden muß, wie es auch ſei,
Solch Trug- und Scheinbund mit diſſonem Schrei. —

Es iſt nicht anders, bei dem Wunderſtreben —
Rief Bruno nun auf einmal heftig aus —
Bei dem phantaſtiſchen Sichüberheben
Kommt überall Verkehrtes nur heraus.
Wahrhaftig iſt Natur, im Nehmen, Geben
Beſtellt ſie weislich und geſchickt ihr Haus.
Sie hält und leiſtet treu was ſie verſpricht,
Und dem Beſcheidenen verſagt ſie nicht.

Jedoch ein Geiſt, der dieſe Welt anekelt,
Und ew'gen Schätzen nachzutrachten ſcheint,
Der ein Ideengeſpinnſt zuſammenhäkelt,
Und ſo erfülltes Sein zu haben meint,
Muß endlich weil er an Natur gemäkelt,
Vereinſamt geh'n, denn ſie allein vereint.
Sie werden nimmerdar ein Glück erbauen,
Die nur nach einem Wundergeiſt aufſchauen.

Was will nur unſer Rodrich? Ganz im Weiten
Errath' ich's. Sucht er mich? Er bleibt doch fern.
Mir widerſtrebt es der Unwirklichkeiten,
Ich mag das Schwärmen nicht und meid' es gern.
Die Freundſchaft iſt ein Thatenbnnd von Leuten,
Geboren gleichſam bei demſelben Stern.
Die Lieb', in die ſich Rodrich gar verliert,
Däucht mir ein myſtiſch Ding, das degoutirt.

Doch Richard lud ihn, ohne zu antworten,
Daß er ihm bald nachfolge zu dem Mahl.
Von ſeinen Schweſtern ſchied er mit den Worten:
Ein Frauenzimmer bliebe doch einmal,
Erflög' es ſcheinbar auch des Lichtes Pforten,
Ein Frauenzimmer — uns zur Luſt und Qual.
So achſelziehend floh er das Gemach,
Denn ſchelteud zürnt' Helen' ihm luſtig nach. —

Er wohnte auch in dieſes Hauſes Räumen,
Und fand im Feſtesſchmuck hell ſein Quartier.
Der Abendtiſch harrt, von Orangenbäumen
Umſtellt, der Gäſte ſchon in voller Zier.
Mein Wirth hält Schau, alsdann nach kurzem Säumen
Begrüßt er Bernhard, der je nach Gebühr
In Haltung wie ein Gaſt, den man gebeten,
Der erſte zu dem Feſtſchmaus eingetreten.

Daß ihn ſchon ſeines Standes Feſſeln drücken,
Verrieth ſich bei dem erſten Augenſchein.
Schon ſalbungsvoller Froſt in ſeinen Blicken,
Ein Ernſt, wie er den Pfarrern iſt gemein:
Nur eben um ſich in die Welt zu ſchicken,
Erſchien er zu dem fröhlichen Verein. —
Du kommſt? ruft Richard, freundliches Gewähren!
Mit uns willſt du die hohe Freiheit ehren.

Die Freiheit, ja, ſpricht jener herb in Mienen,
Jedoch die Freiheit im paulin'ſchen Sinn.
Denn wie bisher als Fratze ſie erſchienen,
Nicht das Geſetz im gläub'gen Hochgewinn
Verherrlichend, heim nur in Ruinen,
So reißt ſie in den Nihilismus hin.
Der Zwang allein ſtützt, was noch aufrecht ſteht,
Der Zwang, die mark'ge Objectivität.

Wodurch als wahr bezeugt? ruft Richard; Himmel,
Wie ſind ſich die Hiſtor'ſchen ſpinnefeind.
Und dieß Terrain voll Widerſpruchsgetümmel
Steht bloß in Meinungen, die man juſt meint.
Du haſt im babylon'ſchen Sprachgewimmel
Nur Halt, dem Köhlerglauben fromm vereint.
Sei ſchön gewarnt, daß dich nicht gar ausraube
Der geiſtverneinende Buchſtabenglaube. —

Was Luther wohl zu dieſem Pathos ſagte!
Spricht Bernhard eifernd. Weisheit eines Wurms!
Der, ob er bauend auch zum Himmel ragte,
Denn doch zerſchellt in Einſturz ſeines Thurms.
Wenn dir's in Worten eine Zeit behagte,
So wirſt du doch ein Raub des heil'gen Sturms.
Denn das nur Menſchliche, es iſt gleich nichtig,
Nur eins iſt Noth, dies Eine nur iſt wichtig.

Zum Atheismus führt die Kunſt, das Wiſſen,
Ein Bilſenſtab iſt die Philoſophie.
Ihr wollt es freilich ſein, ſo ſeid zeriſſen,
Und ſchwärmt euch ſatt in Idololatrie.
Doch eben das, was ihr gefühlt zu miſſen,
Wonach das Leben euch im Buſen ſchrie —
Der Friede wird allein dem Kindesſinn;
Ihr habt's auf euren Wegen nicht Gewinn.

Der Lutherkirche Geiſt iſt auch der meine.
Des freien Lebens inne, heilig wahr
Erblüht mein Wohlſein in des Herrn Gemeine,
Und mir vor Augen liegt die Zukunft klar.
Ich werd' am Tempel der lebend'gen Steine
Auch bau'n, verſammelnd eine Chriſtenſchaar,
Und das ſoll, was mir Gott perſönlich ſchicke,
Aufgehen zu dem wundervollſten Glücke. —

Geſchieht das nur, ſagt Richard ſpöttiſch lächelnd,
Dann baut ſich auch wohl deiner Kirche Thun.
Denn Geiſt vom Werge der Natur abhechelnd,
Wie Pflicht gebeut, — wird doch ein Paſtor nun,
Sich mit Behagen in dem Seinen fächelnd,
Vom Dienſt des Kirchlichen im Fleiſch ausruh'n.
Und o, im Grund iſt ſeines Glückes Braut
Doch die nur, die ihm die Natur getraut.

Wie, ſollt' es einſt denn dir zu ſpät aufgehen,
Dein Wandel ſei in der Zerriſſenheit,
Nicht dich hielt eines Geiſtes Wunderwehen,
Manier vielmehr, die nun dich Blödſinns zeiht:
Denn ein formales äußeres Geſchehen
In Staat und Kirche hatte dich gefeit: —
Was denn? Du ſollteſt, Freund, bei Zeiten lernen,
Dich *eigen* abzufinden mit den Sternen.

Die Sicherheit gewinnſt du nun und nimmer
Im blinden Glauben, eigner Forſchung baar.
Beſinnſt du dich, ſinkt deine Burg in Trümmer,
Wenn ſie nicht dir im Geiſt entſprungen war.
Los im Voraus, los, los von allem Schimmer,
Frei nachgedacht und ſei es mit Gefahr:
Nur die erworb'ne Ruh' iſt Ruh', ja ſie,
Erreichbar nur durch die Philoſophie.

Der venetianiſche Adel.

Es gemahnt uns wie eine längſt verklungene Sage aus alter Zeit, wenn man jetzt, wo ein Ricaſoli aus dem matten Einheitskörper Italiens den letzten Extract zu bereiten ſucht, von den Ueberlieferungen des Venetianiſchen Adels ſpricht. Doch hat er im Anfange unſeres Jahrhunderts noch geblüht. Jetzt an ihn zu erinnern, erſcheint nicht zeitgemäß. Da aber jede revolutionäre Epoche damit ſchließt, daß ſie wiederum eine Ariſtokratie erzeugt, da alſo auch unſere Periode ſich bei der Neuſchöpfung eines Adels conſolidiren wird, ſo dürfte es immerhin auch als ein Zukunftswerk gelten, wenn wir aus alten Reiſebeſchreibungen und Chroniken eine Schilderung des Venetianiſchen Adels und ſeines Urſprunges zuſammenſtellen.

Der Adel der Republik Venedig, ſo heißt es in Blainville's Italieniſcher Reiſebeſchreibung, wird in drei Klaſſen eingetheilt. Die erſte iſt Nobilità di Natura oder der Natürliche Adel, der mit der Republik zugleich entſprungen. Er beſteht aus vierundzwanzig Familien. Unter dieſen ſind die zwölf älteſten und vornehmſten diejenigen, welche von den zwölf Tribunen abſtammen, die den erſten Doge erwählet haben. Zu ihnen werden noch vier uralte Familien gezählt, und man nennt ſcherzweiſe die erſten die zwölf Apoſtel, und die letztern die vier Evangeliſten. Die zwölf Apoſtel ſind:

Die Budder, welche vormals Participazi hießen, von denen ſchon Angelus im Jahre 809 über Rialto regiert hat. So lange die Regierungsform von Venedig noch monarchiſch war, haben aus dieſem Hauſe ſieben Herzoge geherrſcht.

Die Sanudi. Sie ſtammen aus der Inſel Kandia her, daher ſie vormals den Namen Kandiani führten. Ihr Stamm zählt vom neunten Jahrhundert an viele Herzoge.

Die Contarini, ehemals Flabenighi genannt, aus denen der Herzog Dominikus 1042 erwählt worden.

Die Valier oder Falieri. Sie führten vormals den Namen Anaſtaſii, Anaſeſti und Ordelaſi. Aus dieſem Hauſe wurde Marinus 1354 Doge, den der Pöbel 1356 angemaßter Tyrannei halber enthaupten ließ.

Die Moroſini, aus welchem Hauſe verſchiedene Dogen, und Thomaſina, Königs Andreas III. von Ungarn Mutter entſproſſen iſt.

Die Gradenigi. Aus dieſem Hauſe entſprang der Doge Peter Gradenigo, der im Jahre 1298 eine Veränderung des großen Raths veranſtaltete. Hiergegen entſtand 1310 ein großer Aufruhr, wo aus dem Hauſe

Tiepolo, Bajamonte einer der vornehmſten Rädelsführer war.

Die Memi, ſonſt Monehari, die von dem römiſchen Patriziengeſchlecht der Memmii abſtammen wollen.

Die Michieli, ein römiſches Geſchlecht, aus welchem der Doge Dominikus, der 1117 erwählt wurde, in der Belagerung von Tyrus Geld aus Leder ſchlagen ließ und daſſelbe Michielette nannte, welches auch noch von der Familie im Wappen geführt wird.

Die Dandoli, vormals Hipati. Unter ihnen führt der Doge Franceſco, 1328 erwählt, den Namen il Cane, weil er, um ſein Vaterland, welches wegen der Eroberung von Ferrara in den Bann gerathen war, davon zu befreien, mit einer eiſernen Kette um den Hals wie ein Hund lange Zeit zu den Füßen des Papſtes Johann XXI. gelegen haben ſoll.

Die Barozzi, welche deutſcher Herkunft ſein ſollen, und

Die Polani, welche aus Iſtrien herſtammen.

Die vier Evangeliſten führten folgende Namen:

1) Die Cornari, welchen man die römiſchen Scipionen zu Stammvätern giebt, und von deren Töchtern einer, der Catharina, Jakobs von Luſignan, Königs von Cypern Gemahlin, die Venetianer ihr Recht auf Cypern herleiteten. Den Gelehrten iſt die berühmte Helena Cornara Piſcopia bekannt, die zu Padua den Doktorhut erlangte, und nun für eine Heilige gehalten wird.

2) Die Juſtiniani oder Guiſtiniani, die ſich vom Kaiſer Juſtinian I. herſchreiben.

3) Die Bragadini. Unter ihnen iſt der Held Markus Antonius berühmt, der ſich in der Hauptfeſtung von Cypern, Salamina, 1571 herzhaft vertheidigte, aber von dem türkiſchen Feldherrn nach der freiwilligen Uebergabe lebendig geſchunden wurde, und dieſe Marter mit der allergrößten Standhaftigkeit ausſtand, ſo daß er für einen Märtyrer gehalten wird, und

4) Die Bembi, ein uraltes Haus, aus dem der berühmte Kardinal Petrus Bembus entſproſſen.

Es giebt noch acht andere Familien, die vor dem ſogenannten Serrar del Consiglio*) bereits in großem Anſehen geſtanden, und den ſechszehn vorgedachten in allen Stücken gleich ſein wollen. Die vornehmſten unter dieſen achten ſind die Marcelli, welche von dem Römer M. C. Marcellus, welcher das Schwert der Römer genannt wurde, aber vom Hannibal erſchlagen ward, herſtammen wollen; die Delphini, die Quirini und die Soranzo u. ſ. w.

Die zweite Klaſſe des Adels, welche la Nobilita di Merito, oder di Prerogativa, der Ehren- oder Verdienſtadel hieß, ſtand gleichfalls in großer Achtung, ungeachtet ſie ihr Alterthum nicht höher rechnen konnte, als bis ungefähr auf die Zeit des Serrar del Consiglio, das iſt bis auf das Ende des dreizehnten, oder auf den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Die anſehnlichſte unter dieſen Familien iſt die Mocenigo, welche der Republik manche große Männer gegeben hat; die Venieri, aus welchen verſchiedene

*) Serrar del Consiglio oder die Verſchließung des großen Rathes war die oben erwähnte Verordnung des Dogen Peter Gradenigo, die er 1298 zum Beſten der alten adelichen Familien gemacht, wodurch der jüngere Adel und die Bürger von aller Verwaltung des Regiments ausgeſchloſſen wurden. Sie macht einen beſondern Zeitpunkt in der Geſchichte der Republik aus.

Dogen entſproſſen ſind, die Piſani, Sagredi, Peſari, Foſcarini, Grimani, Loredani, Capelli, Foſcari, Gritti, Priuli, Donati, Baſadonna, Ruzzini, Valieri, u. ſ. w. Man zählt in dieſer Klaſſe überhaupt noch ohngefähr ſechszig Geſchlechter, die alle dem Staate große Leute oder Dogen gegeben haben. Hierzu rechnet man noch funfzehn Familien, welche bald nach der Verſchwörung des Bajamonte Tiepolo in das goldene Buch des Adels eingeſchrieben worden, und noch dreißig andere, welche der Adel aufnahm, weil ſie in dem Kriege gegen die Genueſer 1380 dem Staate gewaltige Geldſummen vorſchoſſen. Man darf ſich daher nicht verwundern, daß unter dieſen dreißig Familien verſchiedene ſind, deren Stammväter Gewürzkrämer, Pelzhändler, Käſekrämer, einige dem Urſprung nach Juden, und ſogar Handwerksleute geweſen ſind. Ein vornehmer venetianiſcher Herr hat dem Reiſenden Blainville eine geſchriebene Chronik der damaligen Zeit gezeigt, in welcher eine Liſte von dieſen dreißig Familien enthalten iſt. Weil ich zweifele, daß dieſe Liſte in einem andern gedruckten Buche, als in der angeführten Reiſebeſchreibung enthalten iſt, ſo will ich ſie hierher ſetzen.

Andreas Vendramin, ein Kaufmann und Wechsler. Im Jahre 1496 wurde einer ſeiner Enkel gleiches Vornamens Doge, und Franz Vendramin, Patriarch von Venedig wurde 1619 Kardinal. Anton Darduin, ein Weinhändler. Balduin Garzoni, ein Gewürzhändler. Da Mezo von St. Maria Formoſa, ein Handwerksmann. Donna da Portogruer, ein Handwerksmann. Franz Girardo von Santa Foſca, ein Bürger. Georg Calergi, ein Edelmann aus Candia. Jacob oder Angelo Condolmier oder Condulmer. Der Papſt Eugenius IV. ſtammt aus dieſem Geſchlechte von der Vaterſeite, und der Papſt Paul II. von der Mutterſeite her. Jacob Pizzamano, aus Kandia. Einige führen dieſes Geſchlecht aus Irland her. Johann Negro von St. Aponal, ein Gewürzhändler. Julian Giuſti, ein Bürger von Venedig. Marcus Cicogna, ein Apotheker. Paſqual Cicogna wurde 1585 Doge und hat 1591 die berühmte Brücke Rialto zu Venedig und hernach die ſtarke Feſtung Palma Nova in Friaul bauen laſſen. Marcus Orſo, ein Handwerksmann. Marcus Paſqualigo, ein Bürger von Venedig. Marcus Stolardo, ein Handwerksmann. Marcus Treviſano von Carmini und Nicolo Treviſano von S. Kaſſano, venetianiſche Bürger. Mattheus Paruba, ein Rauchhändler. Nadalin Tagliapietra, ein Handwerksmann. Nani von St. Mauricio, ein Käſekrämer. Nani von S. Vidal, ein Färber. Nicolo Longo, ein Handwerksmann. Nicolo Bon, ein Handwerksmann. Nicolo Renier von St. Pantaleon, ein Handwerksmann. Pietro Lippomann von St. Foſca, ein Bürger von Venedig. Pietro Pencino von St. Maria Formoſa, ein Schneider. Pietro Zaccarie von St. Pantaleon, ein Gewürzhändler. Raphael Pariſani ein Fiſchhändler. Raphael Careſini, Kanzler von Venedig. N. Premarin, ein Rauchhändler.

Es iſt hierbei anzumerken, daß die Chronik, aus welcher dieſes Verzeichniß gezogen iſt, nicht eigentlich anzeigt, was für Handwerke diejenigen Männer getrieben haben, die als Handwerksleute angegeben ſind, was vielleicht darum geſchehen iſt, weil man auf der Liſte die Zimmerleute, die

Schuſter, die Bäcker und die Fleiſcher nicht gerne ausdrücklich hat nennen wollen.

Jedoch iſt es auch nicht zu leugnen, daß zur Zeit des Genueſiſchen Krieges würdige und wohlverdiente Leute in den Venetianiſchen Adel aufgenommen worden ſind, unter welche Cavalli, ein Edelmann aus Verona gehört. Man rechnet auch in dieſe Klaſſe die auswärtigen Prinzen, die ſich in das goldne Buch haben einſchreiben laſſen. Verſchiedene Feldherren der Republik, ſowohl auswärtige, als einheimiſche, gleichwie auch verſchiedene anſehnliche Häuſer in Italien ſo wohl, als in Frankreich, z. B. Joyeuſe, Richelieu, Mazarin, Malateſta, Bentivoglio, Benzoni, Martinenques, Colalti, Pio und Savorgnans ſind mit dieſer Würde beehrt worden, und werden zu dieſer Klaſſe gerechnet.

Die dritte Klaſſe beſteht ungefähr aus achtzig oder hundert Familien, welche ihren Adel erkauft haben. Der Candianiſche Krieg, welcher die Schätze der Republik ſehr ausleerte, und ſie in einen großen Geldmangel verſetzt hatte, brachte eine Anzahl reicher Männer auf den Gedanken, mit guter Art den Adel ſich zu erwerben, ohne dabei der Redensarten vom Verkauf und Handel ſich zu bedienen. Daher wird auch dieſe Klaſſe Nobilita per il prezzo oder auch Nobilita de Necessita, der Nothadel, genannt. Giovanni Franceſko Labbia, ein Edelmann aus Florenz, der nach der Gewohnheit ſeines Landes, ohne Schande in Venedig Handlung trieb, war der erſte, der 1646 dem großen Rath in dieſer Abſicht eine Bittſchrift übergab. Sie war ſehr fein abgefaßt, und gab ihren Verfaſſer als einen Mann von Verſtande zu erkennen. Denn nachdem er mit aller Beſcheidenheit die Dienſte angezeigt hatte, die er der Republik bei verſchiedenen Gelegenheiten erwieſen, bat er demüthig, ihm zu erlauben, daß er ihr noch ein Geſchenk von hunderttauſend Dukaten anbieten dürfte, die nach dem Gefallen der Regierung verwendet werden könnten. Dieſe Bittſchrift hatte keines Auslegers nöthig, denn die Republik merkte gleich, was der Verfaſſer haben wollte. Sie nahm die hunderttauſend Dukaten und machte ihn mit ſeinem ganzen Hauſe zum Edelmann von Venedig. Das Beiſpiel verleitete noch mehr reiche Männer, ihre Geldhilfe dem Staate anzutragen. Ja, ſie drängten ſich ſo ſehr dazu, daß, als ein gewiſſer Correggio ſeinem Gönner, einem Rathsherrn ſeinen Zweifel entdeckte, weil er ſich ſelbſt nicht für würdig genug hielt, zu ſo hoher Ehre zu gelangen, dieſer ihm keine beſtimmte Antwort darauf gab, ſondern ihn nur fragte, ob er hunderttauſend Dukaten hätte? Und wie Correggio ihm verſetzte, die wären bereit, ohne weiteres Bedenken erwiederte: Gut, ſo habt ihr folglich in aller Betrachtung Eigenſchaften genug, ein venetianiſcher Edelmann zu werden. Endlich wurde die Sache ſo weit getrieben, daß der große Rath dergleichen Bittſchriften von jedermann annahm. Die vornehmſten unter dieſem Kauf- oder Nothadel, welche im vorigen Jahrhundert in einigem Anſehen ſtanden, waren die Labbia, die Ottoboni, von welchem Hauſe Papſt Alexander VIII. abſtammte, die Manini, die Fini, von welchen zwei Häupter Mittel gefunden, Procuratori di S. Marco zu werden, die Gambara aus der Stadt Breſcia, die Zanobii aus Verona, die Videmanns und

die Giovanelli aus Deutſchland, und die Fonſeca, deren Haupt ein portugieſiſcher Kaufmann, und in einem großen Verdacht des Judenthums war, weil er niemals einen Beweis hat aufbringen können, daß er getauft wäre.

Das größte Vorrecht des Adels war, daß ſie alle andern von den großen Aemtern des Staates, ausgenommen von dem Kanzleramte, welches allezeit von einem Bürger verwaltet ward, und von der oberſten Befehlshaberſtelle der Landtruppen, die zuweilen ein auswärtiger General führte, gänzlich ausſchloſſen. Man konnte kein Ehrenamt beſitzen, man mußte denn ein Edelmann ſein. Dies erſtreckte ſich ſogar bis auf die Hauptleute der Galeaſſen und den Patriarchen. Ein jeder Edelmann, der ein Alter von 25 Jahren erreicht hatte, konnte ſeine Stimme im großen Rathe geben. Zuweilen ertheilte der Staat dieſes Vorrecht auch Jünglingen unter 20 Jahren, als eine Belohnung für die Verdienſte ihrer Väter, oder in Kriegszeiten für weniges Geld. Dieſer große Rath war die allgemeine Verſammlung aller Edlen, und man konnte ihn billig die Grundlage des Staates nennen. Er gebot über alle Obrigkeiten, gab neue Geſetze, erwählte die Rathsherren, bekräftigte ihre Wahl, und beſetzte alle Ehrenämter von den Procuratoren von St. Marc, bis auf die Podeſta und Richter auf dem Lande. Kurz, der große Rath war der oberſte Befehlshaber und Richter über alles. Er verſammelte ſich an allen Sonn- und Feſttagen, außer denen, die der Jungfrau Maria und ihrem Patron St. Marcus gewidmet ſind, im Sommer Vormittags von 8 Uhr an bis Mittag, im Winter von Nachmittag an bis zu der Sonne Untergang. Es iſt nicht wohl möglich, die Anzahl der Häupter in einer ſolchen Verſammlung anzugeben. Man rechnete insgemein die ſtärkſte nicht über ſechshundert, denn gar viele Mitglieder waren entweder auf dem Lande, auf der See, in Geſandtſchaften, oder in andern Geſchäften abweſend. Jeder Edelmann von Venedig war durch ein Geſetz verbunden, die Geburt eines Sohnes dem großen Rath zu melden, damit des Kindes Name in das goldene Buch, welches ein Verzeichniß aller adlichen Mannsperſonen enthielt, aufgeſchrieben werde.

Man muß geſtehen, meint der oben citirte Reiſende, daß die Nobili von Venedig viel Verſtand haben, und beſonders mit einer gewiſſen natürlichen Fähigkeit zu Staatsgeſchäften geboren werden, welcher Umſtand gar vieles zum Flor ihres Staates beigetragen hat. Die meiſten von ihnen haben ein feines äußerliches Anſehen, und ſind von guter Geſtalt, welche die langen Kleider, die ſie tragen, vortheilhaft erhöht. Sie beobachten ihre alten Gewohnheiten auf das genaueſte, und die Geſetze unterſtützen dieſelben ſo ſehr, daß der vornehmſte unter ihnen wenn er dagegen ſündigt, von der Strafe nicht befreit iſt. Alle ihre Abſichten ſind allein auf die Erhaltung des Staats gerichtet, und man hat Beiſpiele, daß ſich Perſonen ſelbſt, oder doch ihr Vermögen demſelben aufgeopfert haben. In dem Türkenkriege, in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, riß der Geldmangel ſo ſehr ein, daß die Tapferſten den Muth verloren, der edle Johann Peſaro aber überließ dem Staate ſeine Einkünfte, die jährlich wenigſtens ſechszig tauſend Dukaten betrugen, auf fünf Jahre, und munterte dadurch ſo viele vom Adel, und

reiche Bürger zu gleichen Beiträgen auf, daß die Republik im Stande war, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen. Er starb als Doge, wozu er 1658 erwählt worden. Bei allen diesen Vorzügen aber, die der venetianische Adel von Rechts und Geburts wegen besitzt, und die er sich selbst herausnimmt, ist er auf andere Weise gar sehr eingeschränkt. Ein jeder Edle ist verbunden, die Bedienung, die ihm angetragen ward, anzunehmen, oder er muß zwei tausend Dukaten Strafe geben, und den großen Rath, nebst dem Broglio, auf zwei Jahre meiden. Keiner darf Landgüter, oder Lehnstücke auf dem Lande besitzen, und nur Gärten oder Lusthäuser sind ihnen erlaubt. Derjenige, der den geistlichen Stand annimmt, ja sogar die Ritter von Malta, sind von dem großen Rathe und von allen Bedienungen ausgeschlossen, gleichwie auch kein Verwandter eines Cardinals in Kirchensachen seine Stimme geben darf. Ihr Umgang mit Fremden ist sehr beschnitten und mit auswärtigen Abgesandten gänzlich verboten. Der geringste Verdacht in diesem Stücke wird bestraft. Keinem Edlen ist vergönnt, Geschenke, Jahrgelder oder Orden von fremden Herren anzunehmen. Jeder darf nur ein Amt haben. Die väterlichen Güter werden unter die Söhne gleich getheilt und der älteste hat nichts zum voraus, daher viele Familien verarmen, und man trifft viele Edle an, die im eigentlichen Verstande Bettler sind. Weil sie zu arm sind, sich einen Bedienten zu halten, so kaufen sie auf dem Markte ihre Lebensmittel selbst ein und tragen sie in dem Sacke ihrer langen Aermel zu Hause. Blainville erzählt eine Geschichte von einem solchen Edlen, der verlarvt zu ihm kam und bettelte. Dergleichen Leute wurden vom Volke Barnabotti genannt, weil sie meistens in dem Quartier von St. Barnabas, wo die wohlfeilsten Wohnungen sind, sich aufhielten. Um aber doch der Verarmung der Familien in etwas vorzubeugen, so heirathete aus vielen Brüdern nur ein einziger, und selten der älteste.

„Die Kleidungsart und die Haushaltung des Adels, erzählt Blainville weiter, ist durch Gesetze sehr eingeschränkt. Wer kein Procurator von St. Marcus ist, darf keinen Bedienten zum Begleiter haben, und jenem sind nur höchstens zwei in schwarzen Kleidern, ohne Livree und Degen erlaubt. Es ist falsch, wenn sich Einige einbilden, daß der venetianische Adel eine besondere Kleidung trage. Sie sind mit denen, die man Cittadini nennt, völlig überein gekleidet. Ihre Tracht besteht aus einem bis auf die Erde herunterhängenden weiten Rocke von schwarzem paduanischem Tuche, der im Sommer mit Hermelin und im Winter mit wärmerem Pelzwerk gefüttert ist. Die Aermel sind eine halbe Elle breit und schließen sich am Handgelenke fest zusammen, daher werden sie statt der Schubsäcke gebraucht. Der lange Rock hat einen gerade in die Höhe stehenden Kragen, gleichwie auch die Weste, welche von schwarzer Seide oder andern reichem Zeuge, auch Gold- und Silberstück sein kann, deren Kragen mit einem andern weißen fingerbreit überschlagen ist. Der Kopf bleibt gewöhnlich unter einer großen Quarreeperrücke unbedeckt, in Regenzeit aber stülpen sie eine große Kappe von schwarzer Wolle gestrickt, und mit grober herabhangender Wolle eingefaßt, welche sie sonst unter dem Arme tragen, darauf, auch wohl noch eine Stole darüber. Diese Stole ist

ein doppelt genähter Latz von ſchwarzem Tuche, länger als eine Elle und an beiden Enden breit geſäumt, ſie tragen dieſelbe über der linken Schulter und halten ſie für ein Zeichen ihres Anſehens, denn keiner wird ohne dieſelbe in den Verſammlungen erſcheinen. Der Gürtel iſt vier Finger breit und mit ſilbernen Buckeln beſetzt. Diejenigen, welche auf Geſandſchaften verſchickt geweſen, dürfen eine Stole von goldenem Stück und goldene Buckeln tragen. Auch ihre Tafel iſt durch die Geſetze eingeſchränkt. Niemand als ein Prokurator von St. Markus darf Fleiſch und Fiſch zugleich bei einer Mahlzeit aufſetzen.

„So bald aber ein Edelmann den Fuß über die Lagunen geſetzt, erhält er die völlige Freiheit, ſich zu kleiden und zu leben wie er will. Alsdann treibt der Stolz bei den Reichen die Pracht auf das höchſte. Sie ſind auf das köſtlichſte gekleidet und ſchimmern von Edelſteinen. Sie ſind mit Bedienten umgeben, führen eine herrliche Ausrüſtung und halten ein große Menge Pferde. Um aber ihre Pracht von andern deſto wehr bewundern zu laſſen, ſind ſie auch auf dem Lande umgänglicher.

„Außer der angeführten Staatszuſammenkunft des Adels oder des großen Raths, verſammelt ſich derſelbe noch auch beſonders zu Privatunterredungen, wobei aber nicht wenig Staatsgeſchäfte heimlich mit unterlaufen. Dies geſchieht auf dem St. Markusplatze, unter zwei Galerien, die unter den großen einander gegenüberſtehenden Palläſten, dem Palazzo Ducale und den Procuratie nuove angelegt ſind. Dieſen Platz nennt man den Broglio, hier verſammeln ſich die Edlen täglich zu gewiſſen Stunden, bald auf dieſer bald auf jener Seite, nachdem ſich Schatten und Sonnenſchein verändern und kein Venetianer, der nicht zu ihnen gehört, darf ſich alsdann unter ſie miſchen. Deshalb iſt auch auf dem Fußboden des Platzes ein Strich von weißen Steinen gezogen, damit man die Grenzen des Broglio unterſcheiden könne. Hier werden insgemein die Stimmen zur Erlangung der Würden gewonnen, und manche Staatsſachen zum Voraus beſchloſſen, daher fur broglio und patire il broglio im Venetianiſchen ſo viel bedeutet als nach Ehren trachten.“

Ein wandelndes Parlament, ein Prototyp des Lindenmüllerthums!

Zur Geſchichte des Communismus.

Utopia.

(Fortſetzung.)

Dieſes Volk führt den Krieg für die Utopier gegen alle Welt, weil ſie nirgends anderswo beſſere Bezahlung finden. Die Utopier ihrerſeits, welche die braven Männer aufſuchen, um ſie nach Umſtänden zu benutzen,

werben ſehr gern dieſe ehrloſe Soldateska an, um ſie zu mißbrauchen und gänzlich zu vernichten. Wenn ſie daher der Zapoleten bedürfen, ſuchen ſie dieſe durch glänzende Verſprechen zu verlocken und ſtellen ſie ſpäter an den gefährlichſten Poſten auf. Der größte Theil derſelben kommt um und kehrt niemals zurück, um das ihnen Verſprochene einzufordern; die Ueberlebenden aber empfangen pünktlich den feſtgeſtellten Preis, und dieſe ſtrenge Pünktlichkeit im Worthalten ermuthigt ſie, der Gefahr ſpäter mit derſelben Kühnheit zu trotzen. Die Utopier kümmern ſich ſehr wenig darum, ob ſie eine große Zahl dieſer Lohnſoldaten verlieren. Sie ſind überzeugt, ſich ein großes Verdienſt um die Menſchheit zu erwerben, wenn ſie die Erde einſt von dieſem ehrloſen Räuberſtamm reinigen können.

Außer den Zapoleten verwenden die Utopier in Kriegszeiten auch noch die Truppen der Staaten, deren Vertheidigung ſie übernehmen, ſodann die Hilfslegionen ihrer übrigen Verbündeten, ſowie zuletzt ihre eigenen Mitbürger, unter welchen ſie einen talentvollen und beherzten Mann auswählen, um ihn an die Spitze der ganzen Armee zu ſtellen.

Dieſer Obergeneral hat zwei Lieutenants unter ſich, die nicht den geringſten Einfluß haben, ſo lange jener das Commando führen kann. Unmittelbar nach dem Tode oder der Gefangennehmung des Generals aber tritt einer dieſer beiden Lieutenants wie aus Erbrecht in deſſen Stelle, und der Letztere wird ſeinerſeits, wenn die Reihe an ihn kommt, durch einen dritten erſetzt. Dem zufolge können die perſönlichen Gefahren des Generals, der wie jeder Andere allen Zufällen des Krieges ausgeſetzt iſt, das Wohl der Armee niemals gefährden.

Jede Stadt wirbt und übt ihre Truppen aus der Zahl Derjenigen, die ſich freiwillig ſtellen. Niemand wird wider ſeinen Willen zum Dienſt für entfernte Expeditionen gezwungen, und zwar aus dem Grunde, weil ein von Natur furchtſamer Soldat, ſtatt ſich tapfer zu zeigen, ſeine Kameraden durch die eigene Feigheit nur anſtecken würde. Nichtsdeſtoweniger benutzt man bei feindlichen Einfällen und inneren Kriegen alle kräftigen und geſunden Feiglinge, indem man ſie theils unter die beſſeren Soldaten an Bord der Kriegsſchiffe ſteckt, theils aber in die Feſtungen vertheilt. Dort iſt an Rückzug nicht zu denken, der Feind ſteht unmittelbar vor ihnen, die Flucht iſt unmöglich, und die Kameraden wachen. Dieſe gefahrvolle Stellung dämpft die Todesfurcht, und oft macht eine auf die Spitze getriebene Gefahr aus dem Feigſten einen Löwen.

Wenn das Geſetz Niemanden zwingt, gegen ſeine Neigung an die Grenze zu rücken, ſo erlaubt es dagegen den Frauen, die dies wünſchen, ihren Männern in die Armee zu folgen. Statt ihnen Hinderniſſe entgegenzuſetzen, muntert man ſie kräftig dazu auf, und ein ſolcher Schritt gereicht ihnen zu großer Ehre. Während des Kampfes werden die Gatten an einen und denſelben Poſten geſtellt, umgeben von ihren Söhnen und nächſten Verwandten, damit Diejenigen ſich ſchnell zur Hilfe eilen, die von Natur geneigt ſind, ſich einander auf das Eifrigſte beizuſtehen.

Schande und Entehrung erwarten den Gatten, welcher ohne ſeine Frau,

den Sohn, welcher ohne ſeinen Vater heimkehrt. Wenn daher die Utopier nothwendig handgemein werden müſſen und der Feind widerſteht, verbreitet ein langer und ſchrecklicher Kampf Blut und Tod. Sie ſuchen nach allen Kräften nicht ſich ſelbſt dem Kampfe auszuſetzen und den Krieg vermittelſt der Hilfstruppen zu beendigen, die ſie in ihrem Solde halten. Wenn ſie aber ſchlechterdings gezwungen ſind, handgemein zu werden, ſo erſcheint ihre Unerſchrockenheit im Kampfe nicht geringer, als die Klugheit, mit welcher ſie ihn, ſo lange es möglich war, zu vermeiden ſuchten.

Im erſten Angriff verwenden ſie nicht ihren ganzen Eifer. Der Widerſtand und die Länge einer Schlacht erhöhen allmählig ihren Muth bis zu einem Grade, daß man ſie eher tödten, als in die Flucht treiben würde.

Was ihnen dieſe außerordentliche Tapferkeit des Todes und des Sieges einflößt, iſt die Gewißheit, daheim immer ſo viel zu finden, daß ſie bequem leben können; außerdem dürfen ſie ſich keine Unruhe über das Loos ihrer Familie machen — eine Unruhe, die überall anderswo die größten Seelen lähmt. Was ihre Sicherheit noch vermehrt, iſt ihre ungemeine Geſchicklichkeit in der militäriſchen Taktik, ſodann aber und hauptſächlich die ausgezeichnete Erziehung, deren ſie in den Schulen und Einrichtungen des Staates von Kind auf genießen. Frühzeitig lernen ſie, das Leben nicht genug zu verachten, um es unbedachtſamer Weiſe zu verſchwenden, daſſelbe aber auch nicht genug zu lieben, um es mit entehrendem Geize zu ſchonen, wenn die Ehre will, daß man es preisgebe.

In der größten Hitze des Kampfes verfolgt ein Trupp auserleſener Leute, die ſich durch einen Eid dem Tode gewidmet, den General der feindlichen Armee bis auf's Aeußerſte. Sie greifen ihn entweder durch Liſt oder im offenen Streite von nah oder von fern an. Dieſer kleine Trupp, ein langes Dreieck bildend, kennt weder Ruh' noch Raſt. Man erneuert ihn unaufhörlich mit friſchen Leuten, welche die ermüdeten Soldaten ablöſen, und ſelten mißlingt es ihm, den feindlichen General zu tödten oder gefangen zu nehmen, es wäre denn, daß er ſich durch die Flucht rettete.

Haben die Utopier einmal geſiegt, ſo metzeln ſie die Beſiegten nicht unnützer Weiſe nieder. Statt die Flüchtlinge zu tödten, nehmen ſie dieſelben lieber gefangen, und niemals verfolgen ſie letztere, ohne zu gleicher Zeit einen in Schlachtordnung unter ihren Fahnen aufgereihten Rückhalt bereit zu halten. Mit Ausnahme des Falles, wo die erſten Reihen niedergehauen ſind und der Nachtrab den Sieg davonträgt, würden ſie lieber alle Feinde entkommen laſſen, als ihnen nachlaufen; denn durch das Letztere wird der Soldat gewöhnt, ſeine Reihen zu verwirren. Sie erinnern ſich, dieſer Taktik nicht ſelten ihr Heil verdankt zu haben.

In der That ſtürzt ſich der Feind oft, nachdem er die Hauptmaſſe der Armee völlig in Verwirrung gebracht, in Unordnung und trunken durch Erfolg auf die Flüchtlinge. Dann konnte ein ſchwacher Rückhalt, der den rechten Augenblick erfaßte, dem Kampfe ſchnell ein anderes Anſehen geben, indem er die Sieger unverſehens angriff, während dieſe ſich hier und dorthin zerſtreuten und aus allzu großer Sicherheit jede Vorſichtsmaßregel unterlie-

ßen. So wurde bisweilen der gewisseste Sieg den Händen Derjenigen entrissen, die ihn erfochten, und die Besiegten schlugen nun ihrerseits die Sieger.

Es ist schwer zu behaupten, ob die Utopier einen Hinterhalt besser aufzustellen oder zu vermeiden wissen. Man sollte glauben, sie bereiteten sich zur Flucht vor, wenn sie gerade auf das Gegentheil sinnen; und umgekehrt, hätten sie die Absicht zu fliehen, so würde man dies nicht errathen können. Wenn sie sich in Rücksicht auf Stellung und Zahl zu schwach fühlen, brechen sie Nachts in tiefem Schweigen auf, oder sie wenden die Gefahr wohl auch durch eine andere Kriegslist ab. Bisweilen ziehen sie sich am hellen Tage zurück, jedoch in so guter Ordnung, daß es nicht minder gefährlich ist, sie während eines solchen Rückzuges anzugreifen, als wenn sie selbst die Schlacht anbieten.

Besonders tragen sie Sorge, ihr Lager durch breite und tiefe Gräben zu befestigen; die ausgegrabene Erde wird in das Innere geschafft. Diese Arbeiten verrichten keine Taglöhner, sondern die Soldaten selbst. Die ganze Armee wird daran beschäftigt, ausgenommen die Schildwachen, die bewaffnet um das Lager herum aufgestellt sind, um eine mögliche Ueberrumpelung zu vereiteln. Durch dieses Mittel und durch die Anwendung so vieler Arbeiter sieht man hurtig und in Sicherheit kräftige Schutzwehren erstehen, die einen bedeutenden Raum Landes einschließen.

Die Schutzwaffen der Utopier sind sehr massiv und dennoch für jede Art Bewegung und Handhabung so wohl geeignet, daß sie den Soldaten selbst am Schwimmen nicht hindern. Eine der ersten militärischen Uebungen, in welchen man den utopischen Soldaten unterrichtet, ist diejenige, bewaffnet zu schwimmen. Aus der Ferne kämpfen sie mit dem Wurfspieß, den sie kräftig und mit sicherer Hand abschleudern, Reiter sowohl wie Fußgänger; und aus der Nähe schlagen sie, statt sich der Säbel zu bedienen, mit Streitäxten, deren Schneide oder Gewicht den unvermeidlichen Tod geben, wie der Hieb auch gerichtet sein mochte. Einen ganz besondern Scharfsinn zeigen sie in der Erfindung von Kriegsmaschinen; und die neuen Maschinen bleiben sorgfältig bis zu demselben Augenblicke ein Geheimniß, wo man von ihnen Gebrauch machen will; denn man fürchtet, daß sie, wenn sie vorher bekannt würden, eher ein lächerliches Spielzeug, als ein Gegenstand von wirklichem Nutzen werden möchten. Worauf man bei ihrer Verfertigung am meisten sieht, ist die Leichtigkeit des Transports und die Tauglichkeit zu beliebigem Gebrauch.

Die Utopier beobachten die mit dem Feinde geschlossenen Waffenstillstände so gewissenhaft, daß sie dieselben sogar im Falle der Ausforderung nicht verletzen. Die Felder des eroberten Landes verwüsten sie nicht, die Ernten verbrennen sie nicht, ja sie verhindern sogar, so lange es ihnen möglich ist, daß dieselben von dem Fußvolk und der Reiterei zertreten werden, da sie derselben einst bedürfen könnten.

Nie mißhandeln sie einen Wehrlosen, er wäre denn ein Spion. Sie schonen die Städte, welche sich übergeben, und überlassen diejenigen nicht

der Plünderung, die ſie mit Sturm nehmen. Sie tödten nur die vornehmſten Anführer, welche die Uebergabe des Platzes verzögerten; die Uebrigen von Denen, welche die Belagerung aufhielten, verurtheilen ſie zur Sklaverei. Was die indifferente und ruhige Maſſe betrifft, ſo erfährt ſie nicht die mindeſte Härte. Wenn ſie erfahren, daß einer oder mehrere von den Belagerten zur Uebergabe gerathen, ſo geben ſie ihnen einen Theil von den Gütern der Verurtheilten; der andere Theil iſt für die Hilfstruppen. Sie ſelbſt nehmen von der Beute Nichts.

Nach beendigtem Kriege müſſen nicht die Verbündeten, zu deren Gunſten dieſer Krieg unternommen war, ſondern die Beſiegten die Koſten deſſelben tragen. Kraft dieſes Grundſatzes fordern die Utopier zuerſt Geld, welches ſie im Falle eines künftigen Krieges zu Gebräuchen verwenden, die wir bereits angegeben; ſowie zweitens die Abtretung weitläufiger Domänen, die auf dem eroberten Grundgebiete liegen und dem Staate bedeutende Revenuen ſichern.

Die Religionen ſind in Utopien nicht allein in den verſchiedenen Provinzen verſchieden, ſondern innerhalb der Mauern jeder einzelnen Stadt; Dieſe verehren die Sonne, Jene den Mond, oder jeden andern Stern. Einige beten einen Menſchen als oberſte Gottheit an, deſſen Ruhm und Tugend einſt nicht ihres Gleichen hatten.

Der größte Theil der Einwohner verwirft jedoch dieſe Naturdienereien und glaubt an einen einzigen, ewigen, unermeßlichen, unbekannten, unerklärlichen, über alle Begriffe des menſchlichen Geiſtes erhabenen Gott, der mit ſeiner Allmacht und nicht nach ſeiner körperlichen Ausdehnung die Welt ausfülle. Dieſen Gott nennen ſie Vater; ihm ſchreiben ſie den Urſprung, das Wachsthum, die Umgeſtaltungen und das Ende aller Dinge zu. Ihm allein erweiſen ſie göttliche Ehren.

Uebrigens kommen, trotz der Verſchiedenheit ihren Glaubensanſichten, alle Utopier darin überein, „daß zugleich als Schöpfer und Vorſehung ein höchſtes Weſen exiſtire.“ Dieſes Weſen wird in der Landesſprache mit dem gemeinſchaftlichen Namen Mythra bezeichnet. Die Spaltungen haben ihren Grund darin, daß Mythra für Alle daſſelbe iſt. Welches aber auch die Form ſei, in welcher Jeder ſeinen Gott anbetet, Jeder verehrt unter dieſer Form die Majeſtät und mächtige Natur, welcher, nach der allgemeinen Uebereinſtimmung der Völker, die unumſchränkte Herrſchaft über alle Dinge zuzuſchreiben iſt.

Als ſie aber von uns den Namen Chriſti, ſeine Lehre, ſein Leben, ſeine Wunder, die außerordentliche Standhaftigkeit unter ſo vielen Martern erfahren hatten, und wie das freiwillig vergoſſene Blut des Heilandes die meiſten Nationen der Erde dem Geſetze des Evangeliums unterworfen habe, — Ihr könnt euch kaum einen Begriff davon machen, wie ſehr ſie ſich durch dieſe Offenbarung angezogen fühlten. Vielleicht war Gott insgeheim in ihrer Seele thätig; vielleicht ſchien ihnen die chriſtliche Religion dem Glauben zu entſprechen, der ſich bei ihnen der größten Gunſt erfreut.

Was am meiſten dazu beitrug, ihnen dieſe glückliche Empfänglichkeit

einzuflößen, war meiner Meinung nach die Erzählung von dem gemeinschaftlichen Leben der ersten Apostel, welches Jesus Christus so sehr empfahl, und das noch gegenwärtig in den Gesellschaften wahrer und vollkommener Christen üblich ist.

Wie dem nun auch sei, Viele unter ihnen entschieden sich für unsere Religion und wurden durch das heilige Wasser der Taufe geläutert; leider befand sich unter uns Vieren (der Tod von zweien unserer Gefährten hatte uns auf diese Zahl herabgebracht) kein einziger Priester. Sie konnten daher, obgleich sie in die übrigen Lehren eingeweiht waren, die Sacramente, welche bei uns nur die Priester ertheilen dürfen, nicht empfangen; gleichwohl haben sie eine sehr genaue Vorstellung von jenen Sacramenten, die sie sogar in dem Maaße wünschen, daß ich sie äußerst eifrig die Frage verhandeln hörte: ob ein von ihnen erwählter Bürger nicht den Character eines Priesters erhalten könnte. Bei meiner Abreise hatten sie noch Niemanden gewählt, schienen jedoch zu diesem Schritt entschlossen.

Die Einwohner der Insel, die nicht an die christliche Religion glauben, stellen sich keineswegs ihrer Verbreitung entgegen und mißhandeln die Neubekehrten in keiner Weise. Ein Einziger von den Letzteren wurde in meiner Gegenwart arretirt. Kürzlich getauft, predigte er, trotz unserem Abrathen, mit mehr Eifer als Klugheit. Leidenschaftlich hingerissen, begnügte er sich nicht damit, die christliche Religion in den ersten Rang zu erheben, er verdammte auch ohne Weiteres alle übrigen; er eiferte gegen ihre Lehren, die er profan schalt, gegen die Anhänger anderer Secten, die er als ruchlose und der Hölle würdige Gotteslästerer verfluchte. Dieser Neubekehrte wurde, nachdem er lange in solchem Tone declamirt hatte, festgenommen, nicht weil er die Arten der Gottesverehrung angegriffen, sondern weil er eine Bewegung unter dem Volke veranlaßt hatte; er wurde vor den Richterstuhl gestellt und später zum Exil verurtheilt.

Zu der Zahl ihrer ältesten Einrichtungen zählen die Utopier das Verbot, Niemanden seiner Religion halber zu beleidigen. Utopus hatte zur Zeit der Gründung des Reichs erfahren, daß die Eingeborenen vor seiner Ankunft unaufhörlich in einem Religionskriege begriffen gewesen. Auch hatte er bemerkt, daß dieser Zustand des Landes ihm die Eroberung desselben bedeutend erleichtert, weil die feindlichen Secten, statt sich zur Masse zu vereinigen, isolirt und einzeln kämpften. Sobald er Sieger und Herr war, beeilte er sich, völlige Religionsfreiheit auszuschreiben. Jedoch verbot er keineswegs den proselytischen Eifer, der den Glauben durch Beweisgründe mit Milde und Bescheidenheit verbreitet, der andere Religionen nicht durch rohe Gewalt zu vernichten sucht, wenn ihm die Bekehrung nicht gelingt; der endlich weder Gewaltthätigkeit noch Beleidigungen anwendet. Aber die Unduldsamkeit und der Fanatismus wurden mit Verbannung oder Sclaverei bestraft.

Nichtsdestoweniger strafte er im Namen der Moral ernstlich den Menschen, welcher die Würde seiner Natur bis zu der Annahme erniedrigt, daß die Seele zugleich mit dem Körper sterbe, oder daß die Welt dem Zufalle unterworfen sei, und daß es keine Vorsehung gebe.

Die Utopier glauben daher an ein zukünftiges Leben, wo das Verbrechen beſtraft und die Tugend belohnt werde. Demjenigen geben ſie nicht den Namen des Menſchen, welcher jene Wahrheiten leugnet und das erhabene Weſen ſeiner Seele dem niedrigen Zuſtande eines thieriſchen Körpers gleichſtellt; mit dem größten Rechte verſagen ſie ihm die Ehre des Bürgertitels, überzeugt, daß er, ließe er ſich nicht durch Furcht beſtimmen, die Sitten und geſellſchaftlichen Einrichtungen wie Schneeflocken mit Füßen treten würde. Wer mag in der That bezweifeln, daß ein Individuum, deſſen einziger Zügel das peinliche Geſetz und deſſen einzige Hoffnung die Materie und das Nichts bildet, ſich ein Vergnügen daraus machen werde, gewandt und insgeheim die Geſetze ſeines Landes zu umgehen, oder ſie mit Gewalt zu verletzen, ſobald er dadurch ſeinen Neigungen und ſeinem Egoismus fröhnt?

Dieſen Materialiſten erzeigt man nicht die mindeſte Ehre, man vertraut ihnen kein Amt, keine öffentliche Funktion an. Man verachtet ſie als Weſen niedriger und unmächtiger Art. Uebrigens verurtheilt man ſie, in der Ueberzeugung, daß Niemandes Glaube von ſeinem Willen abhänge, zu keiner Art von Strafe. Eben ſo wenig wendet man Drohungen an, um ſie zur Verſtellung ihrer Meinungen zu nöthigen. Die Verſtellung iſt in Utopien verpönt, und die Lüge, als eine ſehr nahe Verwandte des Betruges, ein Greuel. Nur daß man ihnen verboten hat, ihre Grundſätze öffentlich vor dem Volke auszuſprechen; im Beſonderen aber mit den Prieſtern und andern denkenden Perſonen iſt es ihnen erlaubt. Ja man fordert ſie in der Hoffnung, daß ihre wahnſinnigen Anſichten endlich der Vernunft weichen werden, zu Beſprechungen dieſer Art auf.

Eine große Anzahl von Utopiern bekennt ſich zu einem Syſtem, welches dem Materialismus in grader Richtung entgegenläuft; und da ihre Meinungen weder gefährlich, ſondern durchaus alles geſunden Verſtandes baar ſind, verhindert man deren Verbreitung nicht. Dieſe Letzteren, in den entgegengeſetzten Irrthum verfallend, halten die Seelen der Thiere ſo gut wie die unſrigen für unſterblich, obgleich dieſelben in der zweifachen Rückſicht der Fähigkeiten und des ihnen beſtimmten Glückes den menſchlichen Seelen nachſtehen.

Alle Utopier, eine ſehr geringe Zahl abgerechnet, hegen die tiefe Ueberzeugung, daß den Menſchen jenſeit des Grabes eine unausſprechliche Glückſeligkeit erwarte. Aus dieſem Grunde betrauern ſie nur die Kranken, niemals die Todten; ausgenommen den Fall, wo der Sterbende das Leben unruhig und ungern verläßt. Die Furcht vor dem Tode halten ſie für ein ſchlimmes Zeichen, es ſcheint ihnen, daß nur hoffnungsloſe Seelen mit befleckten Bewußtſein vor der Ewigkeit erzittern können, wie wenn ſie ihre Strafe ſchon herannahen ſehen. Außerdem nimmt Gott ihrer Meinung nach nur ungern einen Menſchen auf, der ſeiner Stimme nicht mit fröhlichem Herzen folgt, ſondern welchen der Tod widerſpenſtig und unwillig in ſeine Nähe führt.

Diejenigen, welche Jemand auf ſolche Weiſe ſterben ſehen, hegen Abſcheu vor demſelben; traurig und ſchweigend führen ſie den Leichnam davon und begraben ihn erſt, nachdem ſie die göttliche Barmherzigkeit angefleht haben, ihm ſeine Fehler zu verzeihen.

Niemand beklagt dagegen einen Bürger, der gutes Muthes und voll Hoffnung zu sterben weiß. Freudengesänge begleiten sein Leichenbegängniß, eifrig empfiehlt man seine Seele Gott und verbrennt dann seinen Körper mit achtungsvollem Ernste, aber ohne Traurigkeit. Ueber der Grabstätte erhebt sich eine Säule, in welche die Titel des Verstorbenen eingegraben werden. Sobald seine Freunde wieder daheim sind, unterhalten sie sich von seinen Handlungen und Sitten; und was sie einander besonders gern und am häufigsten erzählen, ist die Geschichte seines rühmlichen Hinscheidens.

Diese dem Gedächtniß braver Menschen dargebrachten Ehrenbezeugungen bilden in den Augen unserer Insulaner eine kräftige Ermuthigung zur Tugend und überdies einen den Todten äußerst angenehmen Zoll der Verehrung. Denn nach der Meinung der meisten Utopier sind die Todten, obgleich den kurzsichtigen Sterblichen unsichtbar, bei den Unterhaltungen der Lebenden gegenwärtig. Es würde sich schlecht mit dem Zustande Glückseliger vereinen, stände es ihnen nicht frei, sich zu begeben, wohin es ihnen gut dünkt, und man könnte sie, ohne ungerecht zu sein, der Undankbarkeit beschuldigen, wünschten sie nicht lebhaft, ihre Freunde wiederzusehen, die auf der Erde durch die Bande der Liebe und gegenseitigen Zuneigung verbunden gewesen. Diesem zufolge mischen sich die Todten nach der Meinung der Utopier in die Gesellschaft der Lebenden und sind Zeugen ihrer Handlungen und Gespräche. Der Glaube an die Gegenwart der Vorfahren flößt dem Volke ungemeines Vertrauen in seine Unternehmungen ein, denn er sichert ihm die Hülfe und Unterstützung mächtiger Beschützer; überdies verhindert er eine Menge heimlicher Verbrechen.

Indessen befindet sich unter ihnen eine zahlreiche Klasse von Bürgern, welche aus religiösen Ansichten die Wissenschaft vernachlässigen, alle Forschung verschmähen und jeder Art von Betrachtung und Vergnügen entsagen. Diese Menschen suchen den Himmel einzig und allein durch ein thätiges Leben und gute Werke an ihrem Nächsten zu verdienen. Die Einen pflegen der Kranken, die Anderen bessern die Wege und Brücken, säubern die Kanäle, ebnen den Boden, reinigen die Straßen von Steinen und Sand, fällen und beschneiden die Bäume und bringen auf Zugkarren Holz, Korn, Früchte und die übrigen Erzeugnisse des Landes in die Städte.

Sie arbeiten nicht allein für die Oeffentlichkeit, sondern sie stellen sich auch zum Dienste der Privatpersonen wie einfaches Gesinde und zeigen sich gehorsamer und eifriger als Sclaven. Sie übernehmen freiwillig und mit Vergnügen die schmutzigsten Verrichtungen, die unangenehmsten und schwierigsten Arbeiten, von welchen die Mühe, der Ekel und Kleinmuth die meisten Menschen zurückschrecken. Ohne Unterlaß widmen sie sich der Arbeit und Beschwerde, um Anderen Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen, und für alles dieses verlangen sie nicht den geringsten Dank. Das Leben Anderer tadeln sie nicht; nie rühmen sie sich des Guten, daß sie thun. Je mehr sie sich erniedrigen und dem Sclaven gleichstellen, um so höher steigen sie in der öffentlichen Achtung.

Die sich aufopfernde Menschenklasse theilt sich in zwei Secten:

Die eine entſagt der Ehe, und ißt kein Fleiſch. Sie verzichtet auf alle Vergnügen dieſes Lebens, die ſie für ſich gefahrbringend hält; ſie ſtrebt nur dahin, durch Wachen und mühſelige Arbeiten die Freuden des zukünftigen Lebens zu verdienen. Die Hoffnung, dieſer Freuden bald theilhaftig zu werden, macht ſie flink und ſtark.

Die andere, nicht weniger arbeitsluſtig, zieht den Stand der Ehe vor, von deſſen Pflichten und Annehmlichkeiten ſie verlockt wird. Sie glaubt der Natur, ſich ſelbſt und dem Vaterlande Kinder ſchuldig zu ſein. Die Freuden flieht ſie nicht, ſobald dieſelben ſie nicht von der Arbeit abhalten. Sie ißt das Fleiſch der vierfüßigen Thiere, um ſich ſtärker und zur Ertragung von Beſchwerden fähiger zu machen.

Die Utopier halten dieſe letztere Secte für klüger, und die erſtere für frömmer. Wenn aber Diejenigen, die das Cölibat der Ehe, die Anſtrengung der Ruhe vorziehen, dieſe Lebensweiſe auf den geſunden Verſtand gründen wollten, ſo würden die Utopier mitleidig darüber lächeln. Aber ſie bezeugen dieſen außergewöhnlichen Menſchen gegenüber eine lebhafte Bewunderung und tiefe Achtung, weil die Religion der Beweggrund ihre Aufopferung iſt, und weil man ſich in Utopien ſorgfältig hütet, irgendwie über Religionsſachen zu entſcheiden. Die ſtrengen Sectirer nennen ſich in der Sprache des Landes Buthoresken.

Die utopiſchen Prieſter ſind Männer von ausgezeichneter Frömmigkeit und ihre Zahl iſt deshalb ſehr gering; denn in jeder Stadt finden ſich deren nur dreizehn im Dienſte einer gleichen Anzahl von Kirchen. Der Fall des Krieges macht jedoch eine Ausnahme; ſieben Prieſter begleiten alsdann die Armee, und man iſt genöthigt, an deren Statt ſieben andere zu ernennen. Die eigentlichen Amtsführer aber übernehmen ihre Funktionen wieder, ſobald ſie zurück ſind. Die Candidaten folgen ihren Vorgängern der Reihe nach, je nachdem die letzteren mit Tode abgehen; bis dahin aſſiſtiren ſie dem Oberprieſter. Einen den übrigen Prieſtern vorgeſetzten Oberprieſter beſitzt jede Stadt.

(Schluß folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Wochenschau.

Garibaldi hat seine Insel verlassen, und er wird kein zweites Aspromonte finden. Als das Königreich Italien ihn in die Ferse stach, da besaß es noch einen Mund und Zähne und eine Zunge. Im monarchischen Körper war noch Widerstandskraft, es war in ihm noch etwas Hartes, Felsiges, woran Garibaldi scheiterte, noch etwas Willensartiges, welches dem Abenteurer Halt gebot. Jetzt aber ist der Einheitskörper stumm, und er vermag nicht mehr zu beißen. Sein Parlament ist verflogen, seine Armee ist geschlagen, seine Völker sind getäuscht. In dieser schattenhaften Leere muß Garibaldi allerdings wie ein Wesen von Fleisch und Blut erscheinen. Die italienische Einheit, die sich in die Formen gesetzgebender Ordnung kleidete, hat Fiasco gemacht; nach der Zerstörung, die sie in den Verträgen angerichtet, glaubte sie eiligst mit parlamentarischen Ziegeln einen Neubau veranstalten zu können. Man ahnte nicht, daß unter der monarchischen Enveloppe, die einstweilen beibehalten wurde, die Revolution sich für die Zeit der Erndte einschulte.

Nun tritt die Revolution in der Gestalt Garibaldis hervor. Der Freibeuter verkündet ein doppeltes Programm: die Befreiung Candias und die Einnahme von Rom. Scheinbar liegen diese Punkte weit auseinander und doch dienen sie zu gegenseitiger Ergänzung.

Nicht oft genug können wir es wiederholen, daß die Politik, welche die europäischen Mächte vor zwölf Jahren in der orientalischen Frage einschlugen, die Quelle der heutigen Revolutionen gewesen ist. Die westlichen Cabinete bildeten sich ein, daß sie die Aufgabe hätten, das osmanische Reich zur Heimath einer idyllischen Ruhe und Sicherheit zu machen. Aber diese Phantasie war schon damals nur eine Beschönigung der Schwäche, in welche die Civilisationsstaaten versunken waren. Frankreich und England zitterten als der Kaiser Nicolaus seine Pläne entwickelte. Es durfte nichts geschehen, jede Möglichkeit einer Action sollte erstickt werden. Zu diesem Zwecke sandten die maritimen Mächte ihre Flotten und Armeen nach den östlichen Gestaden. Der Westen schien zu triumphiren, der Orient wurde mit tractatenmäßigen Segnungen überschüttet. Aber indem man der Geschichte im Osten Halt gebot, sperrte man Europa selbst in einen Kerker, dessen schwüle Luft für das eigene Vertragsrecht verderblich war: — indem man das östliche Ventil verschloß, siedete man Europa in seinem eigenen Dampfe, bis die Explosion erfolgte. Nun kommt die Schwäche, die sich während der Krim-Affaire noch heroisch drapirte, offen zu Tage. Frankreich steht vor den Ruinen seiner cäsarischen Verfassung, in England sind die stärksten gesellschaftlichen Inte-

reſſen nicht fähig, die Geſetze der Erbweisheit vor dem Zuſammenſtoß mit den jungen demagogiſchen Leidenſchaften zu ſchützen, Oeſterreich zerreibt ſich in dem unmöglichen Beſtreben, die Nationalitäten zu conſtituiren, welche das Geſammtbewußtſein verloren haben. Die einzige Gewalt, welche eine Beute davonträgt, iſt die Revolution.

Im Orient iſt alſo die italieniſche Revolution geboren worden. Nach der Levante ſtreckt ſie jetzt ihre Hände aus, um von Candia her die Kraft zurückzubringen, mit welcher ſie die letzte Zufluchtsſtätte der Tradition, den heiligen Stuhl in Rom umſtürzen wird.

Wenn Victor Emanuel von einem Staatsſtreich träumt, mit welchem er dem Unheil vorbeugen werde, ſo iſt das eben nur ein Traum. Das suffrage universel, an welches er noch kürzlich appellirt hat, wird ſtärker bleiben als er. Zu einem Staatsſtreiche gehören außer Soldaten auch noch eine große Summe ſittlicher Kräfte, die an ſich ſelber und an ihre Miſſion glauben. Wo ſind ſie? Und welche Moral iſt nicht vom Zweifel angenagt?

Die Regierungen Frankreichs und Englands ſind nun wie gebannt. Sie ſchauen nach dem Orient, in deſſen Entwicklung ſie nicht einzugreifen vermögen, ſie horchen auf den dröhnenden Schritt der Revolution, der unbarmherzig näher zu kommen ſcheint. Daß bei einer ſolchen Stimmung von einem Kriege, wie ihn ungeduldige Seelen prophezeihen, nicht die Rede ſein könne, leuchtet allerdings ein. Der Schwung fehlt, den jeder Krieg erfordert. Jene Vorſchnellen erſchöpfen ſich in Vermuthungen, woher der Krieg kommen könnte. Beſonders beliebt iſt jetzt eine Combination, wonach von Paris aus an einem gegen Norddeutſchland gerichteten Bunde mit Italien und Oeſterreich gearbeitet werde.

Aber die Bedenken, die den Kaiſer der Franzoſen abhalten müſſen, eine mißliebige Haltung wider Preußen anzunehmen, ſind ſo erheblich, daß ihnen gegenüber alles Geſchrei der franzöſiſchen Ruhmesanbeter verſtummen muß. Napoleon III. kennt die Kraft und reagirende Gewalt nationaler Bewegungen zu gut, als daß er den Frieden ſeines Landes auf das Spiel ſetzen ſollte, um für die Betheiligung an der deutſchen Frage, deren Entwickelung in Folge fremder Interventionen verhängnißvoll werden würde, nur eine Summe unlösbarer Schwierigkeiten einzutauſchen.

Es ſcheint vollſtändig Syſtem zu ſein, bald in dieſem, bald in jenem Blatte die Compenſationsgeſchichte aufzurühren, und von den Täuſchungen zu reden, die der Kaiſer der Franzoſen in dieſer Angelegenheit erlitten habe. Aber ſelbſt wenn Napoleon einen kleinen Aerger erlebte, ſo iſt er auch klug genug, um zu wiſſen, daß der Zorn und das Bedauern über das Vergangene nicht die Elemente ſind, mit denen Politik gemacht wird. Vor Allem dürfte er erwägen, daß er durch eine kriegeriſche Haltung uns über manche Schwierigkeit, die wir bei Fortdauer der friedlichen Aſpecten mühſelig zu beſiegen haben, raſch hinweghelfen würde. Die norddeutſche Verfaſſung iſt nicht ſo leicht gemacht, die Parteien im Reichstage ſind, wenn der Horizont ein friedlicher bleibt, nicht ſo leicht unter einen Hut gedrängt. Je mehr die Fractionen glauben, ſich aller Beſorgniß vor einem auswärtigen Zuſammenſtoß ent-

ſchlagen zu können, deſto bequemer richten ſie es ſich innerhalb ihrer Phraſenliebhabereien ein; ſie haben ja Zeit, der Staat iſt nicht gefährdet, wenn ſie auch ein paar Monate länger debattiren. Sobald jedoch eine Gefahr von Außen zu befürchten wäre, würde die Vaterlandsliebe den Vorzug vor jenen Liebhabereien beanſpruchen, und die Conſtituirung, mit der man bis dahin gekünſtelt hätte, würde über Nacht fertig werden.

Aehnliches iſt über unſer Verhältniß zu Süddeutſchland zu ſagen. Man nehme den ſüddeutſchen Staaten jede Sorge, daß ein Krieg ausbrechen könne, und ſie werden ſich der unbedingten Souveränetät, die ſie nach dem Kriege gewonnen haben, aufs herzlichſte freuen, ſie werden den Ermahnungen, in die vom Norden dargereichte Hand einzuſchlagen, jede Dringlichkeit abſprechen. Erſt in dem Augenblicke, wo fremde Bajonette an ihren Grenzen blitzen, würden ſie die Nothwendigkeit erkennen, im Bunde mit dem Norden die Sicherheit zu ſuchen. Wir glauben, daß man in den Tuilerien dergleichen Betrachtungen anſtellt.

Andere Gedanken mögen nach dem Marsfelde hinüberſchweifen, wo die induſtrielle Heilslehre immer rühriger daran arbeitet, ſich zu exponiren. Das Marsfeld des Jahres 1867 iſt nicht dazu beſtimmt, ein Schauſpiel zu erleben, wo ein Kaiſer auf das Schild erhoben wird. Das Genie eifert ja nicht mehr dem Schilde, ſondern dem Rothſchild nach. Wer vom Rothſchild erhoben wird, der iſt Kaiſer. Vor dieſem Imperium ſollen ſich auch die Götter beugen. Wie die Imperatoren des alten Rom die Götter der unterworfenen Nationen in einen gemeinſamen Tempel aufnahmen, ſo iſt nun auch auf dem Marsfelde zu Paris eine Kirche erbaut worden, in welcher während der Ausſtellungszeit die gottesdienſtlichen Gebräuche der Völker des Aufganges und des Niederganges vor Augen geſtellt werden ſollen.

Nicht weit von der Allerwelts-Kirche wird des Herrn Krupp Rieſenkanone ſtehen. Auch ein Kaiſergedanke. Caligula, wenn er heute lebte, würde ſich nicht mehr ein Schwert wünſchen, mit welchem er der Menſchheit auf einmal den Kopf abſchlagen könne, ſondern er würde ſich eine Rieſenkanone verſchreiben, um das ganze ſündige Menſchengeſchlecht ſofort in Grund und Boden zu ſchießen.

So iſt die Weltausſtellung nichts weiter, als die übergeſchnappte Idee. Denn die Arbeit an ſich, das Menſchheitliche, läßt ſich nun einmal nicht in Scene ſetzen. Der Menſch an ſich, der auf der Ausſtellung ſeine Triumphe feiern ſollte, iſt etwas Todtes; — was dem Menſchen Leben und Lebenskraft ertheilt, das iſt nicht das allgemein Menſchliche, ſondern ſein Eigenwille, ſein Eigenſinn, ſeine Eigenart, durch welche er ſich von den hundert Millionen anderer Menſchen unterſcheidet, das iſt das kleinere oder größere Fünkchen Eigengeiſt, das in ihm glüht. So weit der Menſch Anderen gleicht, iſt er überflüſſig; nur das, was außer ihm kein Anderer beſitzt, ertheilt ihm die Befugniß der Exiſtenz. Deshalb ſträubt ſich das Ehrgefühl gegen die allgemein menſchlichen Expoſitionen. Der einfachſte Bauerjunge, der für ſeine Grete ein Bändchen auf dem Jahrmarkt erſteht, — für ſeine Grete, die außer ihm kein Anderer lieben darf — iſt eine ſiegreichere Geſtalt,

als alle zu Paris ſich anhäufenden Herrlichkeiten der Weltinduſtrie. Eine ſiegreichere Geſtalt, denn jener Bauernjunge triumphirt in der Geſchichte immer über die Schätze der Imperatoren. Die Legionen der Römiſchen Kaiſer beſtanden aus germaniſchen Bauernjungen. Wenn dieſer deutſche Tölpel durch die Straßen der ewigen Stadt wanderten, wenn er mit naivem Blick die Paläſte, die Tempel, die reichen Kleidungen der Senatoren anſtaunte, ſo zuckte der gebildete Römer über ihn die Achſel und ſagte: dieſen Burſchen brauche ich als meinen Knecht, er wird mir nie etwas anthun. Und doch lauſchte der harmloſe Legionär den Meiſtern der Welt ihre Schwäche ab, er horchte dem Wurme, der in dem Gemäuer der Prachtbauten nagte, und plötzlich ſtürzte er ſich auf dieſe dem Untergange geweihte Lüge. Der germaniſche Bauernjunge beſiegte die Idee. — —

Sicherlich iſt Napoleon eine extraordinäre Erſcheinung. Wie hätte es ihm ſonſt gelingen können, nun beinahe zwanzig Jahre hindurch die Blicke Europas an ſeinen Thron zu bannen. Aber er iſt ein Märtyrer der Ideen, er unterwarf ſeine Entſchlüſſe dem Walten der Reflexion. Wenn die Ideen den Reigen vor ihm aufführten, war er gelähmt, und er begriff den Satz nicht, daß oft eine faſt ſinnloſe Laune, ein momentaner Einfall bei Franzoſen mehr werth iſt, als der vortrefflichſte Kettenſchluß von Gedanken. Was die Franzoſen ihm übel nehmen, iſt dies ſyſtematiſche Weſen, das nicht eher handeln will, als bis der letzte Ring an die Kette der hiſtoriſchen Syllogismen gefügt ſei. Was ſie an ihm nicht verſtehen, iſt die gänzliche Abweſenheit von Laune und aufbrauſender ſprunghafter Willkür. Das widerſtrebt in zu hohem Grade ihrem Charakter. Der Franzoſe läßt ſich unterdrücken, wenn es nur nicht aus einem Syſtem, aus einer Beglückungsidee heraus geſchieht; mit andern Worten, er läßt ſich gern pantoffeln, aber bei Leibe nicht ſchulmeiſtern. Wir glauben, daß heute noch die Franzoſen mit ihrem Kaiſer verſöhnt werden würden, wenn Napoleon aufhörte, ihnen vom Throne herunter politiſche Vorleſungen zu halten.

Wer raſche Action lernen will, der gehe bei unſern parlamentariſchen Vorgängen in die Schule. Wir emancipiren uns von den Doctrinen. Bisher war es eine Lieblingslehre, daß Verfaſſungen nicht geſchwinde gemacht werden können, daß ſie langſam wachſen. Wir beweiſen durch die That das Gegentheil. Der ſchwerfällige Deutſche beſchämt ſeine Nachbaren. Ein genialer Staatsmann hat ihn in Bewegung geſetzt, und nun bringt er zu Stande, was er früher für die Aufgabe von Generationen gehalten hatte.

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

33.

Unmuth, Verdruß und Unwille der Anweſenden, die den Geiſt und Geſchmack dieſes Gedichts innerſt nicht verſtanden, ſteigerte ſich und gab ſich unverholen kund. Der Dichter, der dieſe Wirkung vorausgeſehen, ja den Umſtänden gemäß beabſichtigt, fühlte ſein grauſames Gelingen, noch aber las er fort.

Indeß erſchienen freudig Gäſt' um Gäſte,
Den jungen Richard rief des Wirthes Pflicht.
Schon war auch Rodrich da, zum Künſtlerfeſte
Froh aufgelegt mit heiterſtem Geſicht.
Empfangen ward dann Bruno auf das beſte,
Der letzte Ankömmling. Nun ſäumt man nicht.
Sie ſitzen all zu Tiſch in trauter Runde,
Und das Sympoſion beginnt zur Stunde.

Bald ließ ſich Richard hochberedt vernehmen
Zum Preiſe der Muſik, Natur und Kunſt.
Er rief: was iſt das Sein? Ein Sichverſehmen,
Frei aufzugehen in des Weſens Dunſt.
Was iſt die Welt? Ein tiefentflammter Schemen,
Sich zu vernichten in der Himmelsbrunſt.
Nur nach Zerlöſung ſehnt die Creatur,
In Flammen zu zerfließen heißt Natur.

Wollt ihr geneſen von des Lebens Mühen
Und überwinden dies zwieſpält'ge Rund —
Erzitternde, die ringsher Kräft' umſprühen,
Hinreißend jäh' in den Naturabgrund —
So nehmt Partei für eines Gottes Ziehen,
Und ſchließt mit ihm freiwillig ſeinen Bund:
Die Traubenflamme hoch, die freie Liebe,
Hoch die Muſik, die Seelengluth der Triebe!

Entzündet von dem Prometheiſchen Funken
Belebte alle Gäſte volles Sein;
So ſtimmten ſie, die Mehrzahl „feuertrunken,"
In den excentriſch wilden Toaſt ein.

Doch momentan nur in den Strom verſunken,
Der zu befreien ſcheint von aller Pein,
Erwachte Rodrich zu dem geiſt'gen Leben,
Und ſprach ſofort im ſittlichen Erheben:

So ſcheint es, Freunde, daß in den Tonwellen
Sich der Naturgeiſt eigenſt offenbart,
Der freilich in des Buſens heißem Schwellen
Auflöſen möchte, was der Schreck erſtarrt,
Und ein verſchmelzend Ineinanderquellen
Gewährt in zückend heil'ger Gegenwart:
Es ſcheint ſein himmliſch irdiſches Verſöhnen
Im Echo ſich zu geben in den Tönen.

Jedoch hinweg mit dem Naturalismus.
Nothwendig wird hier alles, was geſchieht.
Ein Einklang iſt von Sachen der Chemismus,
Der zwingend alle Dinge nach ſich zieht.
Perſonen würdigt nicht der Pantheismus,
Fremd, fremd der Freiheit heiligem Gebiet.
Des Mannes Lieb' und ſeines Weibes Liebe
Webt wahr entflammt aus eigen ew'gem Triebe.

In der Geliebten lieben wir das Höchſte,
Zum Idealen göttlich aufgerafft,
In ihr, die freilich uns die Allernächſte,
Umfaſſen wir den Gott mit Leidenſchaft.
Jedwede Seele, wär' es auch die trägſte,
Entkommt doch hier einmal der Sinnenhaft.
Sie geht geflügelt, los der ird'ſchen Spur.
Und liebt verklärt, geheiligt die Natur.

Die Freundſchaft auch im freien Ueberſchwange
Iſt dieſes wunderbaren Lebens voll.
Und überall giebt Lieb' in hohem Drange
Dem Himmel ihres Buſens tiefſten Zoll,
Weil, wie ſie auch zum Einzelweſen hange,
In ihm ein Gott ſich offenbaren ſoll.
So webt die Lieb' im ſittlichen Genügen,
Dem die Titanen ſprühend unterliegen.

Und dieſer Liebe heilig freiem Walten
Leiht die Muſik der Sphärenſprache Laut.
In höchſter Reinheit darf die Kunſt geſtalten
Was Erd' und Himmel ſühnt, vereint und baut.

Wenn ihre Kräft' uns ſo in Eintracht halten,
Erobert haben wir des Geiſtes Braut:
Die Wahrheit ſelber, Andacht zur Natur,
Die große Pracht, des Himmels ſel'ge Flur.

Das höchſte Lieben iſt's, das in Millionen
Die Sterne wie die Herzen frei umſchlingt,
Verheißungsreich durch alle Regionen
Ein innig einigendes Weſen dringt:
Das ſoll auch über unſern Geiſtern thronen,
Wie es die herrlichſte der Muſen ſingt:
Der Harmonien göttlichem Genuß,
Der Lieb' und Freundſchaft dieſer Feiergruß!

Auch Bruno leert das Glas zu ſolchem Preiſe,
Doch ſcheint er mißgeſtimmt, ſtolz launenhaft.
Er ſpricht: beut Freundſchaft auf der Lebensreiſe
Zum Kämpfen Muth und zum Bewält'gen Kraft,
Wie keines andern Herzvereines Weiſe,
Iſt ſie ein Bund zur That in Leidenſchaft,
Der Freunde Art iſt's auf des Bundes Höh'n,
Fortopfernd für einander einzuſteh'n.

So ſtellte ſich dies Bündniß bei den Alten,
Und ſo beſang die Freundſchaft Meiſter Gluck.
Oreſt und Pylades, Hero'ngeſtalten,
Und leuchtend in der Menſchheit vollem Schmuck,
Verſteh'n thatfordernd ihrer Liebe Walten,
Einander beizuſteh'n in Noth und Druck.
Muſik mag dieſe Freundſchaft wohl beſingen,
Erſchöpft ſie niemals auch dies tiefſte Dringen.

Nach ſolchem Wort einfachen Sinn's und Muthes
Verließ der ſchöne Jüngling dieſen Kreis. —
Zu Rodrich ſpricht der Wirth: du haſt des Gutes
Wie Bruno Theil, Moral iſt Beider Preis.
Doch auf das Zeugniß eines Götterblutes
Zerſprengſt du löſend des Geſetzes Eis.
Indeſſen Jener an dem Brauch der Welt
Genug hat, webſt du in dem Himmelszelt.

Doch Bernhard rief: daß Rodrich, unzufrieden
Selbſt mit dem Vorhof, wo er noch verweilt,
Zum Heil'gen dränge vor, wo wahrer Frieden,
Die ew'ge Kraft und Würde wird ereilt.

Dort nur, dort iſt ein Lebensgrund beſchieden,
Wo man, in ſich verklärt, die Fülle theilt. —
Und wider Richard zürnend fuhr er fort,
Und ſagt' ihm hochereifernd dieſes Wort:

Die Lieb' iſt, giebſt du ihr auch hohe Namen,
Unperſonificirt ein wüſter Trug;
In höchſter Kraft ſelbſt muß ſie flugs erlahmen,
Sie ſchwelgt in der Geſtalten Lug.
Zur Erde werden ſie, von der ſie kamen,
Im Oeden endet ihr geiſtloſer Flug.
Bedenk' es tiefer, dein Allſein iſt nichts,
Du biſt das Opfer ſeines Fluchgerichts.

Weh' über die Anbetung der Camönen,
Weh der Anbetung fleiſchlicher Vernunft!
Entblößt iſt ihr entgottetes Verſöhnen
Von jeder Hoffnung, von der Heilszukunft.
Ja, in Verdammniß webt dies Geiſtverhöhnen,
Gerichtet in ſich ſelbſt iſt dieſe Zunft;
Was ihr erobert, iſt nur Grabesruh' —
Nicht hier iſt meines Bleibens; ſeht ihr zu!

Indem ſich Bernhard fortriß, tönt ein Lärmen,
Ein Feuerruf von Markt und Straßen her.
Die ſtille Mitternacht beginnt zu ſchwärmen.
Man fragt, man ruft, ſchon wogt ein Menſchenmeer.
Das jagt erbangend nach des Feuers Termen,
Ob der Gefahr nicht eine Hülfe wär'.
Auch Rodrich war ſchon mitten in den Maſſen,
Den Fackeln nach, fort durch die düſtern Gaſſen.

Jetzt, unfern, ſieht er ein Gebäud' in Flammen,
Von Wolkenſäulen Rauches überhüllt.
Die Waſſerſchläuche, die in Güſſen ſchwammen,
Verſtärkten nur die Gluth, die wilder wild
Schlägt über'n Firn des Hauſes ſchon zuſammen,
Und hier ſich im Vernichtungsſieg nur ſtillt:
„Allein die Trepp' im Nachbarhauſe brennt;
Löſcht dort, dämmt dort das grauſe Element."

Im obern Stock am Fenſter händeringend
Vier Kinder fleh'n im bängſten Rettungsſchrein.
Ein Jüngling, ſie in ſeine Arme ſchlingend,
Erglänzt wie Cherub ganz in Flammenſchein.

Denn Bruno ward, treppauf zu Hülfe dringend,
Dann abgeſchnitten; rings in Feuerpein —
Schon ſchlägt die Loh' auch durch das untre Fenſter —
Umklammert er die gräßlichen Geſpenſter.

Kein Feuermann wagt durch den Qualm Strickleitern
Hinaufzuſchnellen an den Fenſterſtock.
In Rodrichs Turnkunſt muß die Hind'rung ſcheitern,
Er klimmt von Sims zu Sims, von Block zu Block.
Jetzt wirft die kräft'ge Hand den Schluß der Leitern
Mit ſicherm Schwung behende an den Pflock.
Schon ſpringt ihm Bruno bei, und beide retten —
Seht in Gefahren beide ſiegreich wetten.

Die Jünglinge, von tödtlichen Geſchäften
Nun auszuruhen, gingen ſchweigend heim.
Und Bruno mag an Rodrich's Arm ſich heften,
Im Weſen anders, innig mild, geheim.
Durchathmet von poet'ſchen, freien Kräften
Quillt in der Bruſt ihm jener lichte Keim,
Daraus der Liebe Segensfrucht entſprießt,
Die nährend ſich durch Seel' und Geiſt ergießt.

Und Rodrich: — er vernahm auch ohne Worte,
Daß ihm des Lieblings Herz gewonnen war —
Ging ſtill, entzückt, voll Dank zum höchſten Horte,
In Herzensfülle doch beſtimmt, feſt, klar.
Die Freunde ſchieden an des Rodrich Pforte,
Doch hier ward Bruno's Weſen offenbar.
Er preßte Rodrich an ſein Herz, das Wort
Nur ſtammelnd „morgen, Freund!" riß er ſich fort.

Des andern Tags, als Rodrich wie er pflegte
Den Studien methodiſch ſtreng oblag: —
Juſt heut geſchah's, daß er den Geiſt erwägte,
Er fragte nach der Forſchungen Ertrag,
Die die Philoſophie ihm hell darlegte,
In log'ſcher Kraft gar deutlich wie der Tag;
Doch die Beantwortung der krit'ſchen Frage
Giebt ihm nur Zweifels- und Verzweiflungsplage.

Wo er ſich hingiebt an dies Formenwiſſen,
Iſt's um den ew'gen Menſchen gleich gethan,
Denn wohl zur Sühne deſſen, was zerriſſen,
Doch zur abſtracten Sühne führt die Bahn.

Er ſieht durchaus vernichtet ſein zu müſſen,
Des Abſoluten Gabe zu empfah'n.
In ihm die Kraft hat tiefer ſich bewährt,
Nicht durft's geſcheh'n, daß ihn der Geiſt auszehrt,

Der, nur Begriff, das bleibende Einſchränken
Nicht kennt, nicht kennt die bleibende Geſtalt,
Der nur durch ſein abgründliches Verſenken
Das Einzelne zerlöſt in Ungeſtalt,
Der in dem Inhaltsloſen webt, im Denken
An ſich, ohn' Individualgehalt: — —
Beſchäftigt ſo in ſeinem Sein
Gewahrt er Bruno: der trat lebhaft ein.

Vor allem, ſprach er gleich, nimm ein Bekenntniß:
Ich hab' im eiteln Hang dir wehgethan.
Ein Weltling hatt' ich nie recht dein Verſtändniß,
Und nicht erklären konnt' ich mir dein Nah'n.
Profan in meiner ganzen Menſchenkenntniß,
So nahm ich auch nur äußerlich dich an.
Nun iſt es anders; o ich könnte weinen,
Weil mir der Sinn aufging in dem Vereinen! —

Doch Rodrich ſagt, ablenkend, ſanft: Naturen,
Feſt wie die deine, einmal aufgeregt,
Erbeben lang; wir in der Dichtkunſt Fluren
Sind immer ſo electriſch licht bewegt.
In Wahrheit iſt das Höchſte, dem wir ſchwuren,
So dauernd ſtets da, wie es jetzt dich trägt.
Das Schönſte wird nur in der Lieb' erreicht,
Geliebter Bruno, bleibe nur erweicht.

Und ihm entgegnete der Tiefgerührte:
Als ich dich geſtern aus der dunkeln Schaar
Im Helferdrange, der dich machtvoll führte,
Aufklimmen ſah trotz tödtlichſter Gefahr,
Ergriff mich's inn'ger als mir ſonſt gebührte,
Ein Engel ſtellte ſich den Augen dar,
Und doch — du, du — ein hoher Menſch! O liebe
Du mich, wie ſehr ich auch dein Schuldner bliebe. —

Doch daß er ſeines Freundes Selbſtvorwürfe
Abwehrte, rief erinnernd Rodrich: Wie,
War's nicht, als ob ich garnichts mehr bedürfe,
Wo ich dich ſchaut' in Knabenphantaſie?

Mir war's als ob ich Wein des Lebens ſchlürfe,
So gabſt du Freude mir und Poeſie.
Aus deinem Lächeln trank ich Geiſterwonne,
Dein leuchtend Auge war mir wie die Sonne. —

Und die ſich unter Tauſenden gefunden,
Sie wuchſen Seel' in Seele, Bruſt an Bruſt.
Und Rodrich nannte in den ernſten Stunden
Eliſe, ſeines Herzens Schatz und Luſt;
Daß er bis jetzt nur ihr recht tief verbunden
Geweſen, innigſt und doch frei bewußt.
Und in glückſeliger Erinnerung
So gab er Worte der Begeiſterung:

Wenn ich ihr Bild wie jetzt voll hoher Meinung
Anſchaue, voll von heil'ger Phantaſie, —
In ihrer reinſten, himmliſchen Erſcheinung
Des innigſten empfind' und lieb' ich ſie —
So überkommt wie jetzt in der Vereinung
Mich Tiefe, Traum, Erinnern wie ſonſt nie.
Eliſe aber webt ſtets ſolchen Strebens
Herauf wie aus dem Grunde alles Lebens.

Der Freundſchaft gleich zwar, doch der zärteſt reinen,
Was eigen uns des Himmels Gunſt beſcheert,
Doch unſrer Herzen inniges Vereinen
Iſt freier, höchſt ideal, doch ſüß verklärt.
Wir haben in dem Höchſten uns und Einen
Halbunwußt ſo lieb, ſo theuer werth.
Das Bibelwort „der Herr war zwiſchen Beiden"
Mag unſern Bund von allen unterſcheiden — — —

34.

Dieſe Vorleſung des Conrad ward jetzt für immer unterbrochen. In plötzlich überwältigend auftauchender Erinnerung an ſeine Schweſter, die er nach bittern Schickſalen früh durch einen grauſamen Tod verloren, fand ſich der Dichter auf das heftigſte erſchüttert. Das Gefühl ſeines Vereinſamtſeins, ja der Verlaſſenheit unter dieſer ihm einſt nächſten, jetzt innerſt gänzlich entfremdeten Umgebung vermehrte und ſchärfte ſeine große innere Bewegung um den Verluſt eines Weſens, das ihm anſtatt der Welt geweſen. Ueberdas geſellte ſich zu ſeiner ſchmerzlichen Aufwallung ein phyſiſches, ſchlagartiges, momentanes Durchbebtwerden, das ihn in Folge von Gram, Schwermuth, geiſtiger Anſtrengung und Nachtwachen ſchon öfter heimgeſucht. Seine alte Schweſter, die allein unter den Anweſenden jenes Durchzücken und Zuſammenfahren liebend wahrgenommen, trat wie er zu leſen aufgehört in Sorge an ihn heran. Er nahm und preßte dankend ihre Hand, faßte ſich, ſtand auf

und warf nun einen Blick in die Verſammlung. Dieſer Blick genügte, ihn zu überzeugen, daß er den weiteren Zweck ſeiner Vorleſung vollkommen erreicht. Jene herbläſtigen, halben, lähmenden Verhältniſſe zu ſeinen einſtigen Freunden waren wie er es wollte nun gänzlich zerſtört: er konnte mit ihnen frei verkehren wie mit aller Welt, ſie durften ihm in Zukunft nicht mit dem Schein einer beſondern Herzensberechtigung Noth ſchaffen und Pein. Er hatte ſich mit ihnen aus einander geſetzt, und es bedurfte der weiteren Worte nicht. So bewährte ſich an ihm ſelbſt, an ſeiner Geſchichte und ſeinem Geſchick, wie an Geſchichte und Geſchick ſeiner Freunde der Grundſatz: Niemand kann zweien Herren dienen, und wer die Treue wider Chriſtus hält, muß ſich der Welt in ihren unmittelbarſten Bezügen, ob leidend ob handelnd, zu entſchlagen wiſſen, andernfalls wird er ohne Frommen ihr Opfer ſein.

35.

Die Ergänzung des abgebrochenen biographiſchen Gedichts bietet in dem weiteren Verlauf ſeines früheren Lebens mit dieſen Menſchen äußerlich nichts Epochiſches.

Wider Hermine hatte der Dichter nie ausdrücklich ein Herzenswort geſagt; ſie ward nach wenigen Jahren die Gattin Bruno's, deſſen nurpoetiſcher Bund mit Conrad nicht von Beſtand ſein konnte. Bruno und Hermine fanden in einander ihr Glück, wenn es ein Glück heißen ſoll, mit Behagen des Lebens zu genießen ohne eigentliche Erinnerung und Hoffnung. Die Natur gab ihnen Kinder, und nun waren dieſe — nicht mehr die Gatten einander — das, recht geſagt, egoiſtiſche Intereſſe ihres armen, kahlen Lebens.

Bernhard ward bei etwas mehr Anlage für die Freiheit, je und je durch Geſchäft und Leben geniedrigt, zum bloßen kirchlichen Dogmatiker, ohne eigentliche ernſtinnere Theilnahme an den großen Wundern und Thaten Gottes, die er mit beredtem, gelehrtem Munde eben doch 'nur predigte. Seine ſcheinbare, rein objective Sicherheit, wie leer formell ſie im Grunde auch war, mußte von großer Autorität werden über Roſalinde, die in einem vagen Gemüths- und Geiſtesleben, ohne recht zu wiſſen, wo an und wo hinaus, durch den Nothanker ſeines Buchſtabenglaubens eine Stätigkeit gewann. Weil ſie nie gründlich von Herzen Künſtlerin geweſen, gab ſie an Bernhards Hand ſich gern dem geiſtlos friedlichen Privatleben hin, in milder Freude und Weide an dem Sein. Auch dieſe Ehe war mit Kindern reich geſegnet, und die Gatten hatten ſo vollauf mit Kümmern und Lieben dieſer Art, daß ihnen für weitere Anſprüche die Kanzel und nun und dann ein Kunſtabend, wie er unter Laien hergebracht, genugſam war.

Richard, der auf Intelligenz geſtellt blieb, verſank im Dienſte des Zeitgeſchmackes in Atomismus. In klarer Würdigung anderer Richtungen bekannte er doch die Sinnenwelt als die beſte. Helene — ſie wohnte mit ihm und hielt ihm Wirthſchaft — bekannte einen edleren Realismus, doch verrief ſie, je wie es Mode, eigenthümliches Streben als hohlen Subjectivismus und verhielt ſich gegen Genialität ausſchließend.

So hatten ſich Geſchick und Charakter der Zuhörer Conrads geſtimmt und beſtimmt; ſie mußten ihm nach ſeiner Vorleſung abfallen. Eine ſtumme Apathie herrſchte in der Geſellſchaft, als der Dichter aufgeſtanden war. Er ſelbſt lenkte das Geſpräch ſofort auf gleichgiltige Dinge; alles athmete auf. Unter den immerdar nicht entſprechenden Eindrücken des Gedichts hatte man den Anſpruch deſſelben am übelſten empfunden, die Zuſtände, in denen man eben innerlich und äußerlich naiv behaglich hinlebte, einer Reviſion zu unterwerfen, was an ihnen ſei. Die Forderung war beſeitigt, ein Jeder an ſich ſelbſt zurückgeſtellt, und es ward wieder geſchwätzt, wie denn mit gutem Grunde der alte Weiſe das Leben ein Geſchwätz nennt. — Hermine, die während der Lectüre viel und herzlich gegähnt, nun aber noch liebenswerth beredt geweſen, brach zuerſt auf. Morgen in aller Frühe — es war Weihnachtsabend — wollten die Gatten ihren Kindern beſcheeren. Bruno mochte beim Ade — Hermine ſagte nichts — des Worts ſich nicht erwehren.

Du haſt uns, Conrad, die Illuſionen der Jugend in Deiner Weiſe ganz trefflich dargeſtellt. Doch wenn man älter wird, nimmt das dieſſeitige Leben — die dicke Modererde nimmt zu ihrer Ausbeute an Arbeit und Genuß unſer eins ſo ſehr in Anſpruch, daß das Licht der Poeſie nur in excluſiven Momenten kann vernommen werden. „Solch ein Moment war's" — Du weißt ſchon, wohin ich mit dem Citat will. Habe Dank.

Bernhard in gleicher Abſicht wie Bruno — er hatte überdies morgen noch zu predigen, alſo Geſchäft — dieſen Leuten hat das ätheriſchſte, freieſte Leben der Menſchenbruſt einen amtlichen Charakter; ſie ſagen die wundervollſten Dinge als klingende Schellen und tönendes Erz — brach ebenfalls mit ſeiner Gattin auf. Roſalindens Phantaſie lehrte ſie zwar, den Conrad zu verſtehen, doch herzlich träge von Natur, unbedeutenden Charakters, trotz aller Schwärmerei ziemlich gedankenlos, hatte ſie eben jetzt auch nichts Rechtes zu ſagen. Bernhard aber ſchied, wie es ihm eignete, mit einer Art von Monitum.

Ich leugne nicht, ſprach er zu Conrad, daß das Chriſtenthum Dir ſo zu ſagen, zur anderen Natur geworden, daß Du aus ſolchem Grunde Ernſt mit der Poeſie machſt; wie aber, daß Du ein freier Geiſt zu ſein behaupteſt — geht das? Ohne Confeſſion und Symbolum was wäre die Religion?

Religion! antwortete lächelnd Conrad; laß es gut ſein.

Du hältſt Dich nicht zur Kirche, ſprach der Geiſtliche aufbrechend — ei, ei! Wenn wir auch die unſichtbare Kirche bekennen, iſt dies Bekenntniß doch für das Große und Ganze ohne Zeichen nicht ſtichhaltig. Der Herr ſelbſt accomodirte ſich dem Jeruſalemitiſchen Tempeldienſt, und die gute Ordnung will geehrt ſein.

Ich ehre ſie, verſetzte Conrad, beſuche auch zu Zeiten die Kirche. Gut iſt's, wenn das Wort auch nur gepredigt wird. Allein der Leib iſt mehr als ſeine Speiſe. Wären neue Gerichte nur etwas ſchmackhafter.

Kein Himmel auf Erden, lachte in erzwungenem Humor Bernhard. Den Menſchen beherrſcht die „allgewaltige Stunde."

Richard in erhöhtem Weinmuth lachte den Fortgehenden nach und rief: Die Thoren und träges Herzens! Sie verlangen nicht einmal, daß Du Deine poetiſchen Confeſſionen fortſetzeſt. Ich bin dem Text gefolgt, Conrad, ich habe Dich verſtanden. Auch abgeſehen von Deiner Uranlage biſt Du in Deiner Richtung durch eine Geſchichte der ſpecifiſch-chriſtlichen Idee vollkommen gerechtfertigt, iſt dieſe Kirchengeſchichte auch zumeiſt corrupt und Fratze. Jedoch in der Welt der Wirklichkeit, in der Weltgeſchichte, nehme ich nichts wahr, das auch nur an jene Idee in ihrer myſtiſchen Kraft und Einzigkeit erinnerte. Römiſch-griechiſch iſt unſere Denkart und Bildung, unſer ſtaatliches, bürgerliches Leben, iſt Literatur und Geſchichte, ſind alle unſere Inſtitutionen. Das Princip der Humanität iſt das der Menſchheit, und die Bergpredigt, als die magna charta derſelben, hat die gerechte Geltung des Chriſtenthums durchgeſetzt. Seine Geheimlehre, vortrefflich, hochpoetiſch für gewiſſe, eigen dafür conſtruirte zarte Gemüther und ſchöne Seelen; dieſe Geheimlehre kann ihrer Natur nach garnicht in der großgeſchichtlichen Welt Fuß faſſen; ſie gehört auf's höchſte Herrnhutergemeinden zu. Leider — ſo ſag' ich in meinem Sinne — verfällſt Du mit Deiner Dichtungsweiſe einer ecclesia pressa, o und Du könnteſt ſo reich wirkſam ſein, wie der Beſten einer. Schlimm, daß es wahr iſt, und wahr, daß es ſchlimm iſt. Doch in Deiner Ehrlichkeit und Ekſtaſie — in Wahrheit kannſt Du ſagen: meine Bücher ſind ich ſelbſt! — ſtehſt Du außer der Kritik. Nachdem das Erſtaunen vorüber iſt, wird man fortfahren, Dich zu übergehen, Du wirſt unbekannt ſein und bleiben, denn Du willſt eben nicht, was die Welt will, und — theils eine in dieſer Art merkwürdige, geniale Begabung, theils wohl auch eine religiöſe Abſicht, wird Dich gänzlich vereinſamen.

Du ſprichſt klug, verſetzte Conrad; Dank der Aufrichtigkeit, zu welcher Dich mein Gedicht veranlaßt.

Er wendete ſich ihm ab, doch von Helenen nahm er mit Wohlgefallen Ade, das ſie faſt affectionirt erwiederte. Die Geſchwiſter gingen.

Des Conrad junger Verwandter war innerſt nicht wohl damit zufrieden, daß ſeine Gäſte ſich nicht recht ergötzen können, doch ehrte er des Dichters Geiſt, und ihm ſelbſt bewahrte er unverbrüchlich eine Anhänglichkeit. So ſagte er gute Nacht. Nach manchen treuen Beſorgungen für Conrads Pflege, ſuchte auch ſeine alte Schweſter die Ruhe.

Conrad, nun allein, vielbewegt, von widerſprechenden Gefühlen beſtürmt, ſehnte noch hinaus, in's Freie, unter den geſtirnten Himmel: Weihnacht zu feiern — Weihnacht, die er eben bei den Menſchen ſchlechterdings nicht gefunden, nicht finden können.

Von dem nächtlichen, ihn tief erſchütternden Gange zurückgekehrt, gewann er den Schlaf nicht. Er ſtand wieder auf. Hedwig hatte zum Feſte einen Beſuch möglich machen wollen; ſie blieb aus. Er fühlte ſchmerzlich die Abhängigkeit von ſeinem ſchlimmen Weltgeſchick. Schon öfter hatte er verſucht, mit größerer Hinneigung zum Zeitgeſchmack zu dichten, und durch Werke allgemeinen Verſtändniſſes ſo viel des Gutes zu gewinnen, daß er

einen Hausſtand bilden könne und Hedwig heimführen. Auch jetzt ſchrieb er in ſolchem Sinne ein Trauerſpiel „Arminius“. Er ſetzte ſich, las etwas in dem Manuſcript. Wieder ſtand er auf. Es drängte ihn zur dichteriſchen Darſtellung des Moments, den er juſt lebte. Nachſinnend, unruhig ging er auf und ab; bald gewann ſein Bildungstrieb eine entſprechende Form. Er ließ auf's Neue ſich nieder und ſchrieb.

Vorſündfluthliches.

„Es giebt keinen unglücklicheren Irrthum, als den über die ganze Generation verbreiteten, die neueſte Zeit als eine höhere, vollkommenere Entwickelung aller Dinge zu betrachten. So ſehr hat ſich dieſe Meinung der Gemüther bemächtigt, und dies läßt am beſten auf die Allgemeinheit derſelben ſchließen, daß ſelbſt die neuere Philoſophie ſich als den Schlußſtein des menſchlichen Denkens, als die Blüthe und Krone aller frühern philoſophiſchen Syſteme betrachtet; der menſchliche Geiſt habe gleichſam ſeinen letzten Durchgangspunkt erlangt, von wo aus die frühere Dunkelheit und Verirrungen auf immer beſeitigt erſcheinen, und eine ewige Stabilität des menſchlichen Denkens an ihre Stelle getreten iſt. Von dem geſellſchaftlichen Geſichtspunkte aus iſt daher eben ſo nichts gewöhnlicher, als jenes wunderbare Erſtaunen über die Ereigniſſe des Tages, jene Rede, daß man jetzt in einigen Jahren mehr lerne, als unſere Voreltern in vielen hundert Jahren, die Meinung von der höchſten Stufe der geſellſchaftlichen Entwickelung, welcher alles Frühere nur zur Grundlage gedient habe. Die Maſſe von Begebenheiten, die in einem Augenblicke Alles rund umher verändern, was bisher war und beſtand, in ſeinen innerſten Fugen aufdecken, und anſcheinend die Geheimniſſe aller Jahrhunderte enthüllen, erwachſen gleichſam mit dem Geſchlechte ſelbſt, als eigene That zuſammen; oder auch nur als Zuſchauer dieſem nie erlebten Schauſpiele beigewohnt zu haben, erhebt die Gemüther, welche das Augenblickliche betrachten, zu einer ſchwindelnden Höhe.

Denken wir uns indeß einen herrlichen, mit großer Tüchtigkeit gebauten Pallaſt vom weiteſten Umfange, geſchmückt mit mannigfachen Seitengebäuden, vielen und koſtbaren Verzierungen, Kuppeln, Säulen, Arkaden, Bildniſſen, das Ganze eine Welt von einzelnen Schönheiten, wie ſie jene mährchenhafte Paläſte in tauſend und einer Nacht vorſtellen. Gewiß! in den erſten hundert Jahren und länger wird ſich den Bewohnern dieſes ſchönen Gebäudes keine beſondere Veränderung darſtellen; vielmehr werden ſie nicht aufhören, mit großer Ruhe und Sicherheit in demſelben ſich ihres Daſeins zu erfreuen, und nah und fern hätte man ſeiner Schönheit ohne Störung

zu genießen. Ein und dieſelben Beziehungen, ein und dieſelben wohnlichen und luxuriöſen Einrichtungen blieben fort und fort beſtehen, und dieſe oder jene Zeit böte darin keinen beſondern Unterſchied dar. Nach längerm Verlauf indeß, wenn das Material des Palaſtes gebrechlich wird, oder nachdem Bewohner ihn bezogen, die ſeine Erhaltung vernachläſſigen, oder, wo etwas ſchadhaft geworden, aus Unwiſſenheit der Conſtruction es nicht wieder herzuſtellen vermögen, da fangen hin und wieder Veränderungen an ſich einzuſtellen. Man ſieht von den Nebenwerken einzelne Theile einſtürzen, ſchöne Verzierungen zu Grunde gehen; jedoch die Hauptpartien des alten Palaſtes bleiben noch ſtets dieſelben. Allmälig aber nimmt die Gebrechlichkeit des Gebäudes, oder eben ſo die Nachläſſigkeit und Ungeſchicklichkeit ſeiner Bewohner zu, und mit ihnen vervielfältigen ſich Veränderungen und Zerſtörungen. Endlich erreicht dies Alles den höchſten Grad, und jetzt ſehen wir jenen herrlichen Palaſt in kurzer Zeit in Ruinen und Staub verwandelt. Von dieſem Augenblicke an iſt natürlich für die Bewohner an keine Ruhe und Einheit deſſelben Zuſtandes mehr zu gedenken. Bald ſtürzt dort eine der Hauptmauern, dort ein Thurm ein, dort fällt eine Reihe von Arkaden zuſammen, dort werden Kuppeln und Dächer von einem Sturmwinde zuſammengeſtürzt. Ueberall iſt in dem großen Gebäude Unruhe, Tumult, von allen Seiten Rennen und Laufen, unendliches Arbeiten der Bewohner um ſich zu retten, oder irgendwo aus den Ruinen einen neuen Aufenthalt zu ſchaffen.

Dies iſt das treue Bild unſerer heutigen geſellſchaftlichen Zuſtände. Seit dem letzten halben Jahrhunderte iſt die große europäiſche Geſellſchaft bei jenem ſchrecklichen Zeitpunkte angelangt, wo nach vielfachem Verfall des irdiſchen Materials des großen geſellſchaftlichen Gebäudes, nach einer Maſſe muthwilliger Zerſtörungen und ſündhafter Läſſigkeit und Unwiſſenheit, der ganze Bau unaufhaltſam zuſammenſtürzt, und keine Macht ihn mehr zu halten vermag. Jetzt erfolgt freilich fort und fort ein wichtiges Ereigniß, kaum ein Jahr vergeht, ohne das nicht eine ganz unvorhergeſehene und nie da geweſene geſellſchaftliche Veränderung ſich kund giebt. So ging ſeit der franzöſiſchen Revolution, außer der franzöſiſchen Monarchie ſelbſt, das deutſche Kaiſerthum mit allen ſeinen künſtlichen Einrichtungen, mit einer Maſſe mehr oder weniger ſelbſtſtändiger Verfaſſungen, die viele Jahrhunderte lang gedauert hatten, zu Grunde; weſentliche Veränderungen haben die Schweiz, Italien betroffen, Spanien und Portugal ſind in die vollſtändigſte Umkehr gerathen, und was dort vor einigen Jahrzehnten kaum denkbar war, d. h. die gänzliche Vernichtung ſeiner religiöſen und hiſtoriſchen Inſtitute, iſt gleichſam in einem Nu erfolgt. Endlich England ſelbſt, bisher unverwundbar, ſchwankt in ſeinen Grundfeſten. Unter dieſen Umſtänden ſieht freilich eine einzige Generation mehr, als alle frühern Geſchlechter zuſammen genommen; Auge und Gedächtniß reichen kaum hin, um allen Ereigniſſen gegenwärtig zu ſein oder ſich ihrer zu erinnern. Selbſt der Zuſammenſturz des römiſchen Reichs hat in ſo kurzem Verlauf nicht etwas Aehnliches dargeboten. Iſt dies aber ein beneidenswerthes Sehen, iſt ein wirklicher Höhepunkt erreicht, beginnt eine Zeit der Entwickelung, der Geſtaltung? Iſt, wo die Vernich-

tung so augenscheinlich, so fühlbar und so handgreiflich sich kund giebt, etwas Neues sofort an seine Stelle getreten?

Zweierlei müßte man hierzu annehmen, was in gleicher Weise widersinnig erscheint. Nämlich entweder war Alles, was früher bestand, durchaus übel und schlecht, die ganze Vorzeit etwas Böses, und daher war es gut, daß sie zu Grunde ging; oder diese Zerstörung ist selbst wieder ein Neues, erbaute sich, gleich dem Phönix, aus ihrer eigenen Asche sofort ein anderes Dasein. Worauf begründet sich also jener Jubel, der freilich nicht die Gemüther wahrer politischer Seher, sondern die Massen und die leichtfertigsten Geister in Bewegung setzt?

Leider ist diese Meinung der Menge eine Verblendung, ein ungeheurer Irrthum, welcher das Unglück der Gesellschaft bis auf den höchsten Grad steigert. Denn eben, wenn der Umsturz, die Zerstörung, die Vernichtung nicht mehr als solche erkannt werden, wenn mitten unter Ruinen, dort, wo Alles seinem Ende zueilt, die ganze Welt nur von einem neuen, herrlichern Zustande träumt, wenn man sich höchlich erfreut, endlich an dem Zeitpunkte angekommen zu sein, wo von den ältern gesellschaftlichen Zuständen keine Spur mehr vorhanden ist, und das absolute Nichts als die neue Aera der Glückseligkeit der Zukunft preiset, — da ist gewiß jede Rettung und Besserwerden undenkbar. Bei dem Umsturze des römischen Reichs, als endlich sogar die Herrscherin der Welt von den Barbaren verbrannt und geplündert ward, hörte man Weinen und Wehklagen, so weit der römische Scepter reichte, und bis nach Afrika hinüber verbreitete sich, wie uns der heilige Hieronymus berichtet, der Schrecken und die Betäubung über so ungeheures Unglück. Alle Schriftsteller der damaligen Zeit drücken den Schmerz aus, die Einrichtungen tausendjähriger Civilisation vor der Gewalt einbrechender Horden dem Untergange geweiht zu sehen. Gleicher Weise hingen die Töchter Sions ihre Harfen an den Ufern der Flüsse Babylons auf, und weinten Thränen über den Sturz und die Gefangenschaft Jerusalems.

Was ist es also, was die heutige Zeit in ein solches Widerspiel der wahren Empfindung, des wahren Gefühls ihrer gesellschaftlichen Zustände treibt? warum sehen wir eben statt Schmerz und Trauer, Jubel oder Gleichgültigkeit und Stumpfheit, wenn der Boden unter unsern Füßen wankt, und was uns erzeugt hat, zu Grunde geht? Leider ist es leicht zu erklären. Jene alte römische Welt und die gottgeweihte Stadt Jerusalem wurden äußeren Feinden preis gegeben, das gesellschaftliche Leben, so corrumpirt es auch war, hatte sich noch in seiner Wurzel erhalten, und als es zerstört ward, als in langem Riesenkampfe es von dem Schwerte der Barbaren überwältigt wurde, stieß die Gesellschaft noch den letzten Schrei des Entsetzens und der Schmerzen aus, und hörte auf zu leben. Heut zu Tage hingegen ist das Uebel, der Feind der uns überwunden hat, ein geistiger, der innerlich verwüstet und tödtet. In dem Herzen der europäischen Staaten genährt, hat er von Geschlecht zu Geschlecht sein Gift verbreitet; seit Jahrhunderten zerstörende Principe erzeugend, und das Leben von sich werfend, erscheint der Irrthum als Wahrheit, die Wahrheit als Irrthum, und wie nun der Sieg des Letz-

teren vollkommen wurde, ſeine practiſchen Erfolge im weiteſten Umfange eintreten, wird die Vernichtung, der Tod ſelbſt von dem in der Zerſtörung geborenen und erzogenen Geſchlecht freudig begrüßt, gleichſam als Wolluſt geprieſen. Wie in dem indiſchen Götterſyſtem im Anfange Brama der höchſte Gott herrſchte, und Siwa, das zerſtörende Princip ihm unterthan war, allmählig aber dieſes zur ſelbſtſtändigen Gottheit ſich erhob, und den Hauptcult in ſich vereinigte, ſo erſcheint in der europäiſchen Geſellſchaft der Untergang unter dem Bilde der Schöpfung, das Ende aller Dinge als Wiedergeburt, und die Wolken-Phantome rauchender Trümmer als Rieſengeſtalten eines neuen überſchwenglichen Lebens. Dies ſind die Gefühle, welche in der Revolution, der Blüthe dieſer Geſinnung, das Glück der Gegenwart bis zum Fanatismus ſteigern, und allen wahnſinnigen Gebilden derſelben in Wort und That zum Grunde liegen, oder in dem ruhigern Theile der Geſellſchaft jene wiſſenſchaftlichen und practiſchen Syſteme in Maſſe gebären, welche das Beſtehende verändern, und überall neue Geſtaltungen hervorrufen wollen.

Wohin aber kann eine ſolche Geſinnung anders führen, als die letzte Hoffnung des Wieder-Erſtehens der Geſellſchaft zu zerſtören. Was ſoll aus einer Reſtauration werden, die ſich gar nicht bewußt iſt, auf welchem Boden ſie ſteht, die von dem irgend denkbaren höchſten Idealismus befangen, einen Zuſtand der Welt als wirklich annimmt, der gar nicht vorhanden iſt. Dahin muß jetzt alſo zuvörderſt das Bemühen aller ernſteren und umſichtigern Zeitgenoſſen gehen, dem Geſchlechte die Binde von den Augen zu reißen, und ihm den Abgrund zu zeigen, an deſſen Rande er ſteht, um ſich unfehlbar in denſelben hinabzuſtürzen; es von der unſeligen Meinung ſeiner hohen Stellung der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit, zu welcher es im Laufe der Zeit gelangt ſei, zu enttäuſchen. Alle, die entgegengeſetzte Rede führen, gleichen jenen falſchen Propheten, welche rufen: Friede, Friede, und iſt doch kein Friede. Sie ſind die ſtrafwürdigſten Verführer, die es geben kann, die wahren Demagogen, wie noch keine Zeit ſie ſo boshaft und ſo verblendet erzeugt hat. Man kann vielmehr das Elend der Gegenwart nicht ſtark genug malen, nicht genug zeigen, daß wir unſchätzbare Güter der Vergangenheit, daß wir die Grundlagen jeder geſellſchaftlichen Verbindung eingebüßt haben; man kann die Geiſter nicht genug auf ihre Armſeligkeit und Leere zurückführen. Wie der von Gott abgefallene Menſch, der in allem ſeinem Elende ſich in der Fülle der Glückſeligkeit zu finden glaubt, nicht eher zum Guten zurückkehren kann, bis er ſein großes Elend von Herzensgrunde erkennt, bis er wahrhaft und offen Buße thut, ſo auch die heutige Geſellſchaft. Ehe irgend eine Rettung, eine Reſtauration möglich, ja nur denkbar wird, muß ſie in der Gegenwart, ſtatt ihrer Glorie ihren tiefſten Fall, ſtatt ihrer Vortrefflichkeit ihre gänzliche Verderbtheit, und zwar allgemein anerkennen, erſt dann kann Hoffnung zu einem neuen Leben vorhanden ſein.

Die Zeitereigniſſe ſelbſt leiten übrigens mit Flammenzügen zu dieſer Ueberzeugung. Denn hat ſich ſeit dem halben Jahrhunderte, daß wir von den Ruinen unſerer früheren ſocialen Zuſtände begraben werden, jene ge-

träumte, gesellschaftliche Glückseligkeit erfüllt? ist irgend eine Vollkommenheit eine wahre dauernde, politische Gestaltung zu Tage gefördert? Im Gegentheil, eine schreckliche Katastrophe ist der andern gefolgt, der Abgrund hat den Abgrund verschlungen, und, wo endlich anscheinende Ruhe wie in Frankreich, eingetreten, ist es die Ruhe des Todes, eines ausgebrannten Kraters, wo Staub und Asche allein zurückgeblieben, und nur hin und wieder schauerliche Blitze des noch glimmenden revolutionairen Feuers in Mord und Anarchie der Gegenwart durchzucken."

Der Leser wird vielleicht staunen, wenn wir ihm sagen, daß wir den obigen Aufsatz einer im Jahre 1836 erschienenen Zeitschrift entnommen haben. Er steht in dem „Berliner politischen Wochenblatt," das seiner Zeit als Organ der conservativen Partei so großer Berühmtheit genoß. Da also findet man ihn in Nr. 42 von 15. October 1836. Wir haben an dem ursprünglichen Artikel nicht eine Silbe, nicht ein Komma geändert.

Der Aufsatz enthält alle diejenigen Wendungen, von denen die conservative Journalistik besonders nach dem Jahre 1848 lebte, in classischer Reinheit. Er mahnt uns wie eine Prophetie, welche die Sündfluth vorher beschrieb; er belehrt uns aber auch, wie wenig das bloße Prophezeien nützt. Die getreuen Anhänger des Rechts sahen das Unheil voraus, aber sie thaten nicht genug, um ihm zu steuern. Jetzt ist es Zeit, den letzteren Fehler wieder gut zu machen. Große conservative Talente sitzen im Reichstage, der die Entscheidung bringen wird, ob die Negation voranschreiten, ob die Ordnung zu dauernder Kraft wiedererweckt werden soll. Mögen die conservativen Männer eine Verfassung zu Stande bringen, welche, indem sie weise Institutionen aufrichtet, dem Rechtssinne und der erhaltenden Gesetzgebung ein Feld gewährt, aus welchem keine neue Vertreibung möglich ist.

Zur Geschichte des Communismus.

Utopia.

(Schluß.)

Die Priester, wie die übrigen Beamten, werden vom Volke, um Intriguen zu vermeiden, in geheimer Abstimmung gewählt; das Priester-Collegium der Stadt weiht die neuen Gewählten. Sie haben bei Religionsverhandlungen den Vorsitz, wachen über die Religionen und sind gewissermaßen die Richter der Sitten. Es ist entehrend, von ihnen vorgeladen zu werden, um Vorwürfe zu erhalten; es gilt dies für ein Zeichen eines unordentlichen Lebens. Wenn sie übrigens das Recht der Ermahnung und des Vorwurfs

haben, ſo kommt es dagegen nur dem Fürſten und den Obrigkeiten zu, die Schuldigen feſtnehmen und criminell verfolgen zu laſſen. Die Macht des Prieſters beſchränkt ſich darauf, ſolchen Menſchen, die einen anſtößigen Wandel führen, den Zugang zu den heiligen Myſterien zu verſagen. Es giebt nur wenige Strafen, vor welchen die Utopier ſich ſo ſehr fürchteten, als vor dieſer Ausſchließung; dieſelbe macht ſie ehrlos, martert ſie mit tauſend religiöſen Schrecken und läßt ſie ſogar in Rückſicht auf ihre Perſonen nicht ruhig; ſpäter läßt der Senat, wenn ſie ſich nicht beeilen, den Prieſtern Zeichen wahrer Reue zu geben, ſie feſtnehmen und die Strafe der Gottloſen über ſie verhängen.

Die Frauen ſelbſt ſind vom Prieſterthum nicht ausgeſchloſſen, vorausgeſetzt, daß ſie Wittwen und von vorgerücktem Alter ſind.

Während der Schlachten halten ſich die Prieſter beiſeit, wenn auch nicht weit vom Schlachtfelde entfernt. Dort beten ſie knieend mit zum Himmel erhobenen Händen und in ihre geheiligten Kleider gehüllt. Vor Allem flehen ſie um den Frieden, dann für ihr Land um den Sieg, aber um einen Sieg, der für keinen der beiden Theile blutig werden möge. Wenn ihre Mitbürger ſiegen, ſtürzen ſie ſich in das dichteſte Treffen und thun der Niedermetzelung Einhalt. Der Unglückliche, der ſie nahen ſieht und ſie ruft, behält ſein Leben; wer ihre langen und wallenden Kleider berühren kann, behält ſein Eigenthum nebſt ſeinem Leben. Dieſer ſchöne Brauch hat ihrem Charakter ſo viel wahre Majeſtät gewonnen, er haucht den benachbarten Völkern ſo viel Ehrfurcht vor den Perſonen derſelben ein, daß ihre Dazwiſchenkunft oft den Utopiern ſelbſt zu nicht geringerem Heile gereicht, als den feindlichen Armeen. In der That iſt der Fall vorgekommen, daß die utopiſchen Truppen, nachdem ſie jede Hoffnung verloren hatten, zurückwichen und förmlich flohen, daß aber in demſelben Augenblicke, wo der Feind ſich zum Mord und zur Plünderung auf ſie warf, die Vermittelung der Prieſter jene aufſchob, die Kämpfenden trennte, bis es ihr gelang, unter billigen Bedingungen den Frieden zu gewinnen. Niemals hat es in jenen Ländern ein ſo rohes, ſo grauſames und barbariſches Volk gegeben, daß daſſelbe die utopiſchen Prieſter nicht als ein unverletzliches und geheiligtes Corps geachtet hätte.

An den Tagen des Endfeſtes des Jahres vereinigt ſich das Volk Abends und früh Morgens in den Tempeln. Dort dankt es Gott für die ihm während desjenigen Jahres oder Monats erzeigten Wohlthaten, deſſen letzter Tag das gegenwärtige Feſt iſt. Andern Tags, als am Tage des Anfangsfeſtes, füllt das Volk ſchon am frühen Morgen die Tempel und fleht den Himmel um Glück während des Jahres oder Monats, deſſen Einweihung durch dieſes Feſt gefeiert wird. An den Tagen des Endfeſtes knien die Frauen, bevor ſie zum Tempel gehen, vor ihren Männern, die Kinder zu den Füßen ihrer Eltern. So geſtehen ſie alle ihre Fehler und Nachläſſigkeiten in der Erfüllung ihrer Pflichten; demnächſt bitten ſie dieſelben um Verzeihung. Mittelſt dieſes Familienbekenntniſſes, dieſer frommen Genugthuung, werden die Wolken des Haſſes, die den häuslichen Frieden verdunkelten, bald zerſtreut und Alle können alsdann mit ruhiger und reiner Seele dem Gottes-

dienſte beiwohnen; denn die Utopier würden ſich ein Gewiſſen daraus machen, wollten ſie dort mit Haß und Unruhe im Herzen erſcheinen. Wenn Zorn oder Reue ihre Bruſt erfüllte, würden ſie es niemals wagen, an der Gottesverehrung Theil zu nehmen, bevor ſie ſich nicht ausgeſöhnt und von ihren Leidenſchaften gereinigt hätten. Sie fürchten, daß Gott für eine ſolche Sünde ſchreckliche Rache nehmen möchte.

Die Männer befinden ſich im Tempel zur rechten, die Frauen zur linken Seite und abgeſondert. Die Plätze ſind ſo vertheilt, daß die Individuen jedes der beiden Geſchlechter beziehungsweiſe vor dem Vater und der Mutter ihrer Familie ſitzen. Dieſe Anordnung iſt getroffen, damit die Familienhäupter auswärts das Betragen Derjenigen beobachten können, die ſie daheim lehren und leiten. Man trägt Sorge, die Jüngeren unter die Aelteren zu miſchen, damit die Kinder nicht zuſammen ſeien und durch Kindesgeſpiele nicht die Zeit verlieren mögen, während welcher ſie ſich ganz der Gottesfurcht hingeben ſollen. Denn in dieſem Alter bildet die letztere den ſchärfſten und vielleicht den einzigen Sporn zur Tugend.

Das Volk iſt im Tempel in Weiß gekleidet; der Prieſter trägt eine Kleidung von verſchiedenen Farben, von bewundernswürdiger Arbeit und Form, obgleich der Stoff derſelben nicht ſehr koſtbar iſt. Der Prieſterrock iſt weder mit Gold geſtickt noch mit Steinen überſät; er iſt ein Gewebe von Vogelfedern, die mit ſo viel Kunſt und Geſchmack geordnet ſind, daß der reichſte Stoff dieſer bewundernswerthen Arbeit nachſtehen würde. Außerdem bilden dieſe Flügel und Federn, wenn ſie der feſtgeſetzten Beſtimmung gemäß im Kleide des Prieſters geordnet ſind, eben ſo viele Symbole, welche verborgene Myſterien enthalten. Die Prieſter bewahren und geben gewiſſenhaft die Auslegung dieſer Symbole, deren Anblick die Utopier unaufhörlich an die Wohlthaten Gottes, an die ihm dafür ſchuldige Dankbarkeit und an die Pflichten erinnert, die ſie gegeneinander zu erfüllen haben.

Sobald der Prieſter im Amtskleide am Eingange des Heiligthums erſcheint, wirft ſich Alles mit ſolcher Achtung und ſo tiefem Schweigen zu Boden, daß dieſes Schauſpiel die Seele mit einer Art von Schauer erfüllt, wie wenn ſich ein Gott in dem Tempel zeigte. Nach einigen Augenblicken giebt der Prieſter ein Zeichen, und die ganze Menge erhebt ſich. Dann ertönen Geſänge zum Lobe Gottes, die in Zwiſchenräumen durch Symphonien muſikaliſcher Inſtrumente unterbrochen werden.

Die muſikaliſchen Inſtrumente ſind in Utopien großentheils von anderer Art als die unſrigen. Die meiſten ſind harmoniſcher und einige können den unſrigen nicht einmal verglichen werden. Was aber der utopiſchen Inſtrumental- und Vocal-Muſik einen unbeſtreitbaren Vorzug giebt, iſt der Umſtand, daß ſie in ſeltener Vollkommenheit alle natürlichen Seelenzuſtände nachahmt und wiedergiebt. Die Utopier paſſen den Ton ſo trefflich der Sache an, ſie malen ſo lebhaft die Ergebenheit im Gebete, die Freude und das Mitleid, die Verwirrung, die Trauer und den Zorn; mit einem Worte, die Form ihrer Melodie ſtellt mit ſo großer Wahrheit die tiefſten Empfin-

dungen dar, daß die Seele des Zuhörers ſich dadurch wunderbar erregt, durchdrungen und entflammt fühlt.

Am Ende des Gottesdienſtes ſprechen das Volk und der Prieſter zuſammen feierliche Gebete, deren Form durch das Geſetz und in der Art vorgeſchrieben iſt, daß Jeder den Inhalt des Ganzen auf ſich ſelbſt beziehen kann.

Nach dieſem Gebete werfen Alle ſich abermals zu Boden und erheben ſich einige Augenblicke ſpäter, um zum Mittagstiſche zu gehen; der übrige Theil des Tages wird zu Spielen und militäriſchen Uebungen verwandt.

Ich habe verſucht — fuhr Raphael fort — Euch die Form dieſes Freiſtaates zu beſchreiben, welchen ich nicht allein für den beſten, ſondern auch für den einzigen halte, der ſich mit gutem Rechte einen „Freiſtaat" nennen darf. Denn überall anderswo haben Diejenigen, welche für das allgemeine Intereſſe ſprechen, nur ihr perſönliches Intereſſe im Auge, während da, wo man Nichts zu eigen beſitzt, Alle ſich ernſtlich mit den öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigen, weil der beſondere Nutzen wirklich mit dem allgemeinen Wohle verſchmilzt. Wer wird in andern Ländern nicht wiſſen, daß er durch die Vernachläſſigung ſeiner eigenen Intereſſen, und wäre der Staat auch der blühendſte, nichtsdeſtoweniger Hungers ſterben würde? Daher die Nothwendigkeit, eher an ſich, als an ſein Vaterland, d. h. als an ſeinen Nächſten zu denken.

In Utopien dagegen, wo Alles Allen gehört, kann Niemand an irgend Etwas Mangel leiden, ſobald die öffentlichen Speicher gefüllt ſind, denn das Staatsvermögen wird in dieſem Lande nie ungerecht vertheilt; man ſieht dort weder Arme noch Bettler, und obgleich Niemand Etwas ſein eigen nennt, iſt dennoch Jeder reich. Giebt es in der That einen ſchöneren Reichthum, als denjenigen, der uns heiter und ruhig, ohne Unruhe und Sorge zu leben erlaubt? Giebt es ein ſchöneres Loos, als ſeiner Exiſtenz halber nicht zittern zu dürfen, nicht durch die unaufhörlichen Bitten und Klagen einer Gattin ermüdet zu werden, für ſeinen Sohn keine Armuth zu fürchten, ſich nicht über die Ausſteuer ſeiner Tochter zu beunruhigen — ſondern ſicher und furchtlos zu ſein in Betreff der Exiſtenz und Wohlhabenheit für ſich und all die Seinen, Gattin, Kinder, Enkel, Urenkel, bis auf die entfernteſte Nachkommenſchaft?

Dieſe Vortheile verbürgt der utopiſche Staat den gebrechlichen ſowohl, die früher gearbeitet haben, als den thätigen Bürgern, die noch zur Arbeit fähig ſind.

Es wäre mir lieb, wenn Jemand mit dieſen Anordnungen diejenigen anderer Völker zu vergleichen wagen wollte; was mich betrifft, ſo will ich ſterben, wenn ich bei den übrigen Nationen die geringſte Spur von Gerechtigkeit und Billigkeit finde.

Iſt es gerecht, daß ein Wucherer, ein Menſch, der entweder nichts oder nur dem Staate unnütze Gegenſtände hervorbringt — iſt es gerecht, daß dieſe im Schooße der Unthätigkeit oder leerer Beſchäftigungen ein angenehmes und glänzendes Leben führen, während der Tagelöhner, der Kärrner, der

Handwerker, der Ackersmann in tiefem Elende leben und ſich kaum die nothdürftigſte Nahrung erſchaffen? Gleichwohl ſind die Letzteren zu ſo langer und beſchwerlicher Arbeit gezwungen, wie ſie die Laſtthiere kaum ertragen würden — zu ſo nothwendigen Arbeiten, daß nicht eine einzige Geſellſchaft ohne dieſelben ein Jahr beſtehen könnte. In der That ſcheint der Zuſtand eines Laſtthieres tauſendmal beſſer; dieſes arbeitet nicht ſo lange, ſeine Nahrung iſt nur wenig ſchlechter und ſogar ſeinem Geſchmacke angemeſſener. Und dann fürchtet das Thier nichts von der Zukunft.

Aber worin beſteht das Loos des Tagelöhners? Eine fruchtloſe, undankbare Arbeit erſchöpft ihn in der Gegenwart, und die Ausſicht auf ein elendes Alter tödtet ihn; denn ſein täglicher Erwerb genügt nicht für all ſeine gegenwärtigen Bedürfniſſe. Wie könnte er daher ſein Loos verbeſſern und täglich etwas Ueberflüſſiges für die Bedürfniſſe des Alters bei Seite legen?

In Utopien iſt der Geiz unmöglich, weil man dort vom Gelde keinen Gebrauch macht. Welch überfließende Quelle von Sorgen hat man dadurch nicht ausgetrocknet! welch reiche Ernte von Verbrechen nicht bis auf die Wurzel ausgeriſſen! denn wer ſollte nicht wiſſen, daß der Betrug, der Diebſtahl, der Raub, die Prellereien, die Volksaufſtände, die Klagen, die Unruhen, die Todtſchläge, die Verräthereien, die Vergiftungen — wer ſollte nicht wiſſen, ſage ich — daß all dieſe Verbrechen, für welche die Geſellſchaft ſich unaufhörlich durch Strafen rächt, ohne ſie doch verhindern zu können, an demſelben Tage von der Erde vertilgt ſein würden, an welchem das Geld verſchwände? Dann würden auch die Furcht, die Unruhe, die Sorgen, die übermäßigen Anſtrengungen und Nachtwachen aufhören. Die Armuth ſelbſt, die allein des Geldes zu bedürfen ſcheint, die Armuth ſelbſt würde augenblicklich abnehmen, wenn das Geld völlig abgeſchafft wäre.

Ein offenbarer Beweis iſt folgender:

Angenommen, es träte ein ſchlechtes und unfruchtbares Jahr ein, während deſſen eine ſchreckliche Hungersnoth mehrere Tauſend von Menſchen umkommen ließe. Nun behaupte ich, daß man, wenn man am Ende dieſer allgemeinen Noth die Speicher der Reichen durchſuchen wollte, dort unermeßliche Kornvorräthe entdecken würde. Wären dieſe Vorräthe zur rechten Zeit unter Diejenigen vertheilt worden, die der Hunger und die Entkräftung aufrieb, ſo würde nicht einer von dieſen Unglücklichen die Härte des Himmels und den Geiz der Erde empfunden haben. Ihr ſehet alſo, daß ohne Geld Jedem die Exiſtenz hätte geſichert werden können und noch geſichert werden könnte; und daß der Schlüſſel des Goldes, dieſe glückliche Erfindung, die uns die Pforten des Glückes öffnen ſollte, uns dieſelben unerbittlich verſchließt.

Die Reichen ſelbſt, ich bezweifle es nicht, ſind von dieſen Wahrheiten überzeugt. Sie wiſſen, daß es unendlich beſſer iſt, niemals des Nothwendigen zu entbehren, als vom Ueberfluſſe umgeben zu ſein; daß es beſſer iſt, von unzähligen Uebeln befreit, als von großen Reichthümern umlagert zu ſein. Ich glaube ſogar, daß das menſchliche Geſchlecht ſchon längſt die

Gesetze des utopischen Staates sich angeeignet haben würde — sei es nun in seinem eigenen Interesse, oder um dem Worte Christi zu gehorchen; denn der Weisheit des Erlösers konnte Dasjenige, was den Menschen am nützlichsten ist, nicht unbekannt sein, und seine göttliche Güte mußte ihnen das rathen, was er als gut und vollkommen erkannte.

Aber der Stolz, diese zügellose Leidenschaft, die Königin und Mutter jeder gesellschaftlichen Wunde, setzt jener Umwandlung der Völker einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Der Stolz mißt das Glück nicht nach dem persönlichen Wohlbefinden, sondern nach der Größe der Leiden eines Andern. Der Stolze würde selbst kein Gott werden wollen, wenn ihm keine Unglücklichen übrig blieben, die er kränken und als Sklaven behandeln könnte — wenn der Glanz seines Glückes nicht länger durch die Angstseufzer des Elends gehoben werden, wenn das Auskramen seiner Reichthümer die Armuth nicht länger martern und ihre Verzweiflung nicht länger aufregen dürfte. Der Stolz ist eine höllische Schlange, die sich in die Herzen der Menschen eingeschlichen, die sie durch ihr Gift verblendet und sie weit vom Pfade eines besseren Lebens ablockt. Dieses Gewürm beißt sich allzu tief ein, als daß man es leicht wieder abschütteln könnte.

Ich wünsche allen Ländern von Herzensgrund eine Verfassung wie diejenige, die ich beschrieben habe. Wenigstens freut es mich, daß die Utopier sie angenommen und ihr Reich auf Einrichtungen gegründet haben, die demselben nicht allein den blühendsten Zustand, sondern auch, so weit menschlicher Scharfblick vorauszusehen vermag, eine ewige Dauer sichern.

Denn die Keime des Ehrgeizes, der Zwietracht und aller übrigen Laster sind im Innern ausgerottet. Seitdem fürchtet der Staat keine bürgerlichen Uneinigkeiten, welche die Macht und den Wohlstand so vieler Städte zerrüttet haben. Und während die Einigkeit der Bürger im Innern so fest begründet ist, vertheidigen die vortrefflichen und energischen Einrichtungen den Staat gegen die Gefahren von Außen. Der Neid aller benachbarten Könige würde das Reich nicht zu erschüttern oder zu beunruhigen vermögen; sie haben dies schon versucht, immer aber sind ihre Versuche gescheitert.

Als Raphael, so schließt die Schrift des Thomas Morus, mit seiner Erzählung zu Ende war, erinnerte ich mich einer großen Anzahl von Gesetzen und Sitten der Utopier, die mir abgeschmackt erschienen; dahin gehört ihr Kriegssystem, ihre Gottesverehrung, ihre Religion und mehrere andere Einrichtungen. Was aber besonders all meinen Vorstellungen widersprach, war die Basis, auf welcher jener seltsame Staat gegründet ist, ich meine die Gemeinschaft des Lebens und der Güter ohne den Gebrauch des Geldes. Denn diese Gemeinschaft zerstört gänzlich jede Art von Vornehmheit und Pracht, von Glanz und Würde, da doch diese Dinge in den Augen der öffentlichen Meinung die Ehre und die wahre Zierde eines Staates bilden. Dennoch machte ich Raphael nicht den geringsten Einwurf, da ich wußte, daß seine lange Erzählung ihn ermüdet hatte. Außerdem war ich nicht sehr sicher, ob er den Widerspruch geduldig ertragen würde. Ich erinnerte mich, gehört zu haben, wie er häufig einigen Widersprechern die Furcht vorgewor-

fen hatte, für Schwachköpfe zu gelten, wenn ſie auf die Behauptungen der Andern nicht Etwas zu erwidern fanden.

Ich lobte alſo die utopiſchen Einrichtungen, wie ſeinen Vortrag. Dann nahm ich ihn an der Hand, um ihn zum Souper zu führen, indem ich ſagte, daß wir ein ander Mal Muße finden würden, tiefer auf dieſen Stoff einzugehen und uns ausführlicher mit einander darüber zu beſprechen.

— Wie man ſieht, endet die Abhandlung mit dem Hinweis auf eine ſpätere Discuſſion, die nicht ſtattgefunden. Und da ſteht der Communismus noch heute. Die entſcheidende Discuſſion durch die Thatſachen gehörte noch der Zukunft an.

Die deutſche Kriegsverfaſſung.

Wenn man die Frage ſtellt: welche Form der Kriegsverfaſſung dem Geiſte des germaniſchen Staatsrechts am meiſten entſpreche, ſo kann darauf nur die Geſchichte Antwort geben. Dieſe liefert den urkundlichen Beweis, daß, wie überhaupt jene Verfaſſung nichts Stehendes, für immer Fertiges, in ſich Abgeſchloſſenes war und iſt, auch der Kriegsdienſt und die Verfaſſung des Heeres ſich mehrere Male von Grund aus geändert hat, und dies zwar durch eine Verkettung von Urſachen und Verhältniſſen, die von aller menſchlichen Berechnung unabhängig waren.

Wir können in der Geſchichte des deutſchen Kriegsweſens bis zu Ende des Mittelalters drei Perioden unterſcheiden, den Heerbann, das Lehnweſen, die für den Fall des Krieges aufgenommenen Soldtruppen. Die letzten drei Jahrhunderte endlich bieten noch zwei große Veränderungen dar: das auch in Friedenszeiten ſtehende Soldheer, und endlich in neueſter Zeit die wenigſtens theilweiſe Rückkehr zu den alten Ideen des Heerbannes und der allgemeinen Volksbewaffnung, verbunden mit der Einrichtung des auch in Friedenszeiten ſtehenden Heeres.

Die älteſte Verfaſſung des Volkes der Franken war die eines Kriegsgefolges. Hierin liegt einfach die Verpflichtung zum Kriegsdienſte für jedes freie Mitglied der Landsgemeinde, welches dazu kraft der allgemeinen, dem Heerführer ſchuldigen Treue verpflichtet war; ſie waren Heergeſellen (exercitales) und Heer und Volk waren durch die Natur der Sache in dem Grade gleichbedeutend, daß bei den Franken, wie bei den meiſten andern, auf ähnliche Weiſe entſtandenen Völkern (Gothen, Longobarden, Vandalen), exercitus nichts anders bedeutet, als das geſammte Volk. Auf eben dieſe kriegeriſche Verfaſſung weiſen auch die bei den Franken, wie bei den Weſtgothen, Angelſachſen und Longobarden vorkommenden Eintheilungen des Volkes nach Heerestheilen hin: zehn, hundert oder tauſend freie Männer

bilden immer eine Körperſchaft, an deren Spitze Befehlshaber mit entſprechendem Titel als Decani, Centenarii, Millenis Praefecti ſtehen.

Nachdem die Völker ſeßhaft geworden, blieb die alte Verpflichtung — aus der das Volk als ſolches ſeinen Urſprung genommen, — unverändert beſtehen. Karl der Große iſt nicht, obwohl wir erſt unter ihm ausführlichere Geſetze über die kriegeriſche Dienſtpflicht und die Verfaſſung des Heeres finden, der Schöpfer des Heerbannes geweſen; er hat nur die uralte Einrichtung durch neue Geſetze geregelt, und die urſprüngliche Pflicht, mit Rückſicht auf die Zeitverhältniſſe, auf ein beſtimmtes Maß gebracht.

Nach dieſer war jeder freie, mit Grundbeſitz angeſeſſene Mann zur Vertheidigung des Landes verpflichtet, und dieſe eine ſich von ſelbſt verſtehende Laſt des erſtern. Dieſe Laſt war aber auch zugleich ein hervorſtehendes Ehrenrecht der Freien. Als Karl der Große die Geiſtlichkeit von der Verpflichtung in den Krieg zu ziehen und Waffen zu tragen entband, entſtand die Beſorgniß, er wolle dadurch die Ehre der Prieſter verringern und der Kirche ihr Grundeigenthum entfremden, — eine Beſorgniß, die er durch ausdrückliche Erklärungen beſeitigen mußte. Denn nur Unfreie waren des Rechtes und der Ehre der Waffen, zugleich aber auch des freien Grundbeſitzes und der Mitgliedſchaft in der Landesgemeinde nicht theilhaft. Das Geſetz verordnete, daß ihnen die Lanze, wenn ſie damit betreten würden, auf dem Rücken zerbrochen werden ſolle.

Die Heerbannspflicht war durch die Geſetze Karls des Großen nach der Größe des Grundbeſitzes abgeſtuft. Wer zwölf Hufen hatte, mußte geharniſcht erſcheinen, zu Pferde Jeder, der eins beſaß oder beſitzen konnte. Außerdem war Jeder, deſſen Grundbeſitz mindeſtens drei Hufen betrug, in eigner Perſon herbannpflichtig. Von den übrigen ärmern Grundbeſitzern mußten je 2, 3, 4, 5 oder 6 einen Mann ſtellen, von den Frieſen wurde (außer den Grafen und Vaſallen) nur der ſiebente Mann gefordert. Doch wurden auf der andern Seite ſpäter ſelbſt diejenigen Freien, welche keinen Grundbeſitz hatten, zu Geldbeiträgen, oder, wenn ſie zu arm waren, zu andern perſönlichen Dienſtleiſtungen (Bau von Brücken, Dämmen und Befeſtigungen der Städte) herangezogen.

Die regelmäßige Dauer des Dienſtes ſcheint auf drei Monate angeſchlagen worden zu ſein, und wer von einer Heerfahrt zurückgekehrt war, durfte in vierzig Tagen nicht wieder aufgeboten werden; außerdem fanden geſetzlich nur wenige Befreiungen ſtatt. Außer den Begünſtigungen, die dem Clerus und den Miniſterialien im königlichen Palaſte in Hinſicht des perſönlichen Dienſtes zugeſtanden wurden, ſollten Grafen, Biſchöfe, Aebte und andere Lehnsherren Jeder nur zwei ihrer Hinterſaſſen zur Aufrechthaltung des Friedens in der Heimath und andern eigenen Dienſten zurückbehalten dürfen; auch waren Kranke von der Heerfahrt befreit, und wer ein Weib genommen, blieb das erſte Jahr ſeiner Ehe daheim. Dann wurde auch der Heerbann, der immer mehr die Natur einer Vertheidigungsanſtalt annahm, nicht im ganzen Reiche zugleich aufgeboten, ſondern nur, wenn wirklich das ganze Land (wie bei den Einfällen der Normannen) in Gefahr, und eine

ſolche „Landwehr", ſpäter Landfolge, Landſturm genannt, nothwendig war. Sonſt zogen gewöhnlich nur die am meiſten bedrohten Provinzen aus, und nach der Größe und Nähe der Gefahr richtete ſich die Stärke des Heerbanns, den jeder Landestheil zu ſtellen hatte. Auch darüber gab Karl der Große die genaueſten Vorſchriften. So ſollte z. B., wenn ein Zug gegen die Serben nothwendig wurde, der geſammte ſächſiſche Heerbann ausziehen, nach Böhmen hin nur ein Drittel deſſelben, nach Spanien und gegen die Avaren blos der ſechſte Mann.

Nichts deſtoweniger war bei den faſt unaufhörlichen Kriegen, dieſe Dienſtpflicht eine überaus ſchwere, ja faſt unleidliche Laſt, die, wie ſich weiter unten zeigen wird, endlich ſogar der geſammten Einrichtung den Untergang bereitete. Nicht blos war bei dieſem Syſtem des Kriegsdienſtes von keinem Solde die Rede, ſondern der freie Wehrmann mußte ſich ſelbſt ausrüſten, für die Dauer von drei Monaten ſich mit Lebensmitteln verſehen, und alle Nachtheile der Verſäumung der eigenen Wirthſchaft ohne irgend eine Entſchädigung tragen. Wie gern ſich Jeder einer ſo ſchweren und immer drückender werdenden Laſt zu entziehen geſucht habe, beweiſen die ſtrengen Strafen für Diejenigen, die vom Heerbanne ungehorſam ausblieben. Der Getreidewerth der ordentlichen Strafe des Königsbannes (60 Schillinge) betrug ungefähr 840 Berliner Scheffel Roggen, und wer nicht zahlen konnte, mußte als Knecht die Strafe abverdienen.

So übte der Heerbann einen Druck auf die weniger begüterte Volksklaſſe aus, von dem die heute, unter einer ganz andern Kriegsverfaſſung Lebenden ſich nur einen ſehr unvollkommenen Begriff machen können. Dieſe gänzliche Verſchiedenheit der Verhältniſſe iſt auch der Grund, warum der Untergang des Heerbannes, — der Hand in Hand mit dem Verſchwinden der Gemeinfreien geht, — faſt von allen neuern Hiſtorikern ganz ſchief und nach Geſichtspunkten beurtheilt wird, die jener Zeit völlig fremd ſind.

Die gewöhnliche Meinung leitet den Untergang des Standes der (ärmern) Freien lediglich und ausſchließlich aus einer abſichtlichen und bewußten Uſurpation, aus einem berechneten Unterdrückungsſyſteme der Grafen und ſonſtigen Beamten oder des Adels her. Mißbräuche bei der Verwaltung des Heerbannes, und Bedrückungen der Geringern durch die Mächtigern, haben auch in der That und unleugbar, wie zu allen Zeiten, ſtattgefunden; aber nicht in ihnen, ſondern in der Einrichtung ſelbſt liegt der eigentliche und vornehmliche Grund ihres Unterganges. Der Dienſt im Heerbanne, wie er oben geſchildert worden, war, auch abgeſehen von allen Geſetzwidrigkeiten und Bedrückungen der Beamten, (die aus andern Gründen wieder bei jener ganzen Einrichtung nicht zu vermeiden waren,) eine unerträgliche Laſt für den nicht reich begüterten Freien. Die Waffenfähigkeit war deſſen Würde, zugleich aber auch die Bürde, die ihn zu Boden drückte, und eine ohne die andere, die Freiheit ohne die Laſt des Wehrdienſtes, nach den Begriffen wie nach den faktiſchen Verhältniſſen der Zeit, nicht denkbar. War nun ein Weg vorhanden, auf welchem ſich der freie Wehrmann der Laſt und dem Dienſte entziehen konnte, ſo war es unvermeidlich, daß die Mehrzahl der Mitglieder

jenes Standes ihn im Laufe der Zeit einschlagen mußte, — wie es denn überall einfach in der Natur der Sache liegt, daß Derjenige, der die Lasten eines Standes nicht länger tragen kann, dem Stande selbst entsagen muß. Jener Ausweg lag aber in jener Zeit ganz naturgemäß in der Ergebung in den Dienst oder die Hörigkeit der Vornehmern und Mächtigern. Daß diese bei dem ganzen Processe ihren Vortheil zu wahren, und selbst oft bei der immer mehr schwindenden Macht der Könige, durch Gewalt und Unrecht die ohnedies schon vorhandene Noth der Aermern benutzt und gesteigert haben mögen, ließe sich leicht aus dem allgemein bekannten Laufe der menschlichen Dinge schließen, wenn auch keine ausdrücklichen gesetzlichen Verbote unzweideutiges Zeugniß ablegten. Die Anklage müßte aber, da jene widerrechtlichen Bedrückungen doch immer nur ein ohnedies schon vorhandenes Uebel voraussetzten, und die Last des Heerbannes in Zeiten fast ununterbrochener Kriege auch ohnedies schon drückend genug sein mußte, nicht gegen die Mißbräuche, sondern eigentlich gegen den Heerbann, als die Wurzel des Uebels, und in letzter Instanz gegen die Kriege gerichtet werden, zu denen sich Karl der Große und seine Nachfolger genöthigt sahen. Wirklich hat ein Militair-Geschichtsschreiber*) sich durch diese Betrachtungen zu ganz unhistorischen, aus den Begriffen einer ganz andern Zeit geschöpften Urtheilen über die Regierung und den Character Karl des Großen verleiten lassen. „Bewunderungswürdig, ein Geist erster Größe und einzig, steht Karl der Große als ein hell leuchtendes Gestirn in dem Dunkel der vorhergehenden und nachfolgenden Zeit da, von wenigen Regenten erreicht, übertroffen von keinem; und doch hat ihn eine unselige Eroberungslust verhindert, der Vater seiner Völker zu sein, deren Treiber und Peiniger er durch unaufhörliche Kriege geworden ist. Auf Krieg, und die Mittel ihn siegreich zu führen, und in allen Gegenden Europa's zu verbreiten, war sein erstes Augenmerk gerichtet; daher so viele, so strenge, so harte Anordnungen über den Heerbann." Der verdienstvolle Verfasser hat bei diesem Urtheile, anderer tiefer liegenden Gesichtspunkte nicht zu gedenken, außer dem Umstande, daß die drückenden Seiten jeder Wehrverfassung immer erst im Kriege hervortreten, hauptsächlich übersehen, daß das achte und neunte Jahrhundert dem großen Frankenkönige wohl nur die Wahl übrig ließ, Hammer oder Ambos zu sein.

Der Untergang des Heerbannes, und was dasselbe ist, des Standes der Gemeinfreien vermittelte sich, wie eben bemerkt, einfach durch die Immunitäten des Adels und der Kirche. Bestand kraft uralter Gewohnheit das Recht: daß jeder Freie, und in noch höherm Maße jeder Edle, Herr in seinem Hause und Hofe, so wie im Umkreise seiner Besitzungen war, dergestalt daß kein königlicher Beamter hier eindringen durfte, der Herr aber seine Hinterleute vor dem Könige und seinen Beamten in jeder Beziehung vertreten mußte, — so war nichts natürlicher als die Flucht der ärmeren Freien, die dem Heerbann entgehen wollten, unter die Immunität des Krummstabes oder eines weltlichen Herrn, weil diese Ergebung in den Schutz und

*) Kurz in seinem, sonst manches Brauchbare enthaltenden Werke: Oesterreichs Militairverfassung in älterer Zeit.

die Unfreiheit ihn jedenfalls von der läſtigen und unerſchwinglichen Pflicht des Königsdienſtes auf eigene Koſten, befreite. Dieſem nach Lage der Verhältniſſe unvermeidlichen Streben der Niedern, kam das Streben der Grafen und höhern Beamten nach Vermehrung ihrer Macht entgegen, was mit der ſchon ſehr merklich beginnenden Neigung zur Erblichkeit der Grafſchaften und der Lehen eng zuſammenhängt. Es hatte, bemerkt Möſer mit großem Rechte, ſeine ungezweifelte Richtigkeit, daß die Heerbannspflichtigen ihren Edelvögten als Hauptleuten und ihren Grafen als Oberſten, blos zur Heerbannsfolge verpflichtet waren. „Allein wer ſo beſtändig unter einem Amte ſteht, verliert mit der Zeit, wenn dieſes nicht mehr ſtark controlirt wird“ (und man kann hinzuſetzen: wenn es erblich zu werden beginnt) „vieles von ſeiner Freiheit,“ — und der militäriſche Vorgeſetzte konnte bei der ſinkenden Macht des Kaiſers leicht auf den Gedanken kommen, ſeine eigne Macht durch die Dienſte ſeiner Amtsuntergebenen zu vergrößern. Daß Gewalt und Zwang und ungerechter Mißbrauch der Amtsgewalt gegen diejenigen, welche ſich mit ihrem freien Erbe nicht in den Dienſt eines Herrn ergeben wollten, nicht fehlten, beweiſen häufig wiederholte Verbote, und in dieſem Unweſen, welches durch die obigen Bemerkungen nicht in Abrede geſtellt werden ſoll, liegt ohne Zweifel die eine Hälfte der Gründe, die das Verſchwinden des freien Heerbannes nach ſich zogen, während daneben die andere Seite der Sache, das freiwillige Drängen der freien Wehrmänner in den ſchützenden Dienſt und die Abhängigkeit, in keiner Weiſe überſehen werden darf. Dieſe Macht der natürlichen Verhältniſſe wirkte ſo ſtark, daß weder Geſetze, welche die Bedrückungen der Grafen unterſagten, noch jene, welche den Freien verboten, ſich auf rechtswidrige Weiſe dem Heerbanndienſte durch freiwillige Ergebung in die Dienſtbarkeit zu entziehen, ihren Zweck erreichten. Die Noth machte auch hier erfinderiſch, und tauſend Auswege wurden erſonnen, welche die Geſetze zu umgehen dienten, nach denen kein Grundſtück, zum Nachtheile des Heerbanndienſtes, von geiſtlichen oder weltlichen Herren eingezogen werden ſollte. Das Heerbanngut wurde den Müttern oder Frauen übergeben, oder unter Vorbehalt der Wohnung oder Nutznießung verkauft. Viele ſuchten Dienſtleute von Gliedern der kaiſerlichen Familie zn werden, oder übergaben ſich ſolchen Schutzherren, die vermöge ihres Dienſtes am Hofe von der Heerfolge frei waren, oder wendeten vor, daß ſie bei ihrem Schutzherrn bleiben müßten, um zum Dienſte des Königs bereit zu ſein, oder traten in den geiſtlichen Stand, oder übergaben ihre Güter den Kirchen, um ſie gegen eine kleine Abgabe zurück zu erhalten. Die Beſtechlichkeit der Beamten that dann das Uebrige. Verboten waren alle dieſe Schleichwege, wodurch die Reihen des Heerbanns immer mehr gelichtet wurden, freilich; aber der kriegeriſche Geiſt des Volkes begann ſich in einen einzelnen Stand von Waffenkundigen zurück zu ziehen, und den Geſetzen fehlte die Sicherheit ihrer Vollſtreckung.

Zu allen dieſen Umſtänden, welche die kriegeriſche Verfaſſung der Franken änderten, kam auch noch das eigene Intereſſe der Könige. Wo Volk und Heer ſchlechthin gleichbedeutend ſind, wo Jeder aus dem Volke auf

ſeine eignen Koſten und ohne einen Sold der Heerfahrt ſich anſchließt, wird das Band des Gehorſams immer ſchlaff und die Gewalt des Heerführers immer nur ſehr bedingt und vom guten Willen der Heergeſellen abhängig ſein. Die Geſchichte weiſt viele Beiſpiele dieſer Abhängigkeit auf. Wollte der König der thätigen Hilfe ſeines Volkes gewiß ſein, ſo mußte er, wenigſtens in älterer Zeit, wo ihm noch keine eigene Hausmacht und kein Heer der Vaſallen zu Gebote ſtand, ſich des guten Willens und der Beiſtimmung ſeiner Unterthanen zum Kriegszuge verſichern. Gregor von Tours berichtet, daß der König Chlodowig vor dem Kriege gegen die Weſtgothen ſein Heer mit den Worten angeredet habe: Ich kann es ſchwer ertragen, daß dieſe Arianer einen Theil von Gallien inne haben. Gehen wir hin mit der Hilfe Gottes und bringen ihr Land in unſere Gewalt. Und als dieſe Rede Allen gefiel, brach er auf mit ſeinem Heere u. ſ. w. Auch Theuderich, ſein Sohn, ſetzte den Franken die Wortbrüchigkeit Hermanfrieds, des Königs der Thüringer, auseinander, um ſie zum Kriege gegen dieſe zu bewegen. „Er rief die Franken zuſammen und ſagte zu ihnen: Zürnet, ich bitte Euch, über den ſowohl mir als Euren Vätern widerfahrenen Schimpf, und gedenket, daß die Thüringer einſt auch Eure Eltern gewaltſam angefallen haben. Gehen wir alſo mit Gottes Hilfe gegen ſie. — Als jene dieſes hörten und über ſolchen Frevel entrüſtet waren, eilten ſie eines Sinnes und Entſchluſſes nach Thüringen.“ Oft auch wollte das Heer den Krieg, und oft nur mit Mühe gelang es dem Könige es zurück zu halten. Als Chlotar und Childebert einen Kriegszug gegen Burgund beſchloſſen, luden ſie ihren Bruder Theuderich ein, ſein Heer mit dem ihrigen zu vereinigen. Dieſer verweigerte, zum großen Verdruß der Franken, ſeine Beihilfe. Sie kündigten ihm darauf unumwunden an: Wenn Du mit Deinen Brüdern nach Burgund zu ziehen ſäumeſt, ſo verlaſſen wir Dich und folgen jenen. Theuderich verſprach ihnen darauf, ſie nach der Auvergne zu führen, in ein Land, wo ſie Gold, Silber, koſtbare Kleider, Vieh und Knechte finden würden; die reiche Beute ſollte ihnen gehören. Nur durch dieſe Ausſicht ließen ſie ſich bewegen, jenen Zug für dieſen aufzugeben. — Weniger glücklich war der König Chlotar. Denn als er es den Franken verweigerte, ſie gegen die Sachſen anzuführen, die durch Bitten und Verſprechen den Krieg von ihrem Volke abwenden wollten, ergrimmte das Volk, überhäufte den König mit Schmähungen, zerriß ſein Zelt, und zwang ihn durch tödtliche Drohungen zu einem Kriege, welcher ein unglückliches Ende nahm.

Unter dieſen Umſtänden mußten auch die Könige ſchon frühzeitig darauf bedacht ſein, ſich ein Gegengewicht gegen die Macht des Heerbanns zu verſchaffen, welches ihnen eigene, unabhängige Macht und von Seiten des übrigen Volkes Gehorſam ſicherte. Sie begünſtigten alſo die Entſtehung und Ausbildung eines andern Syſtems, welches bald gänzlich an die Stelle der alten Volksbewaffnung trat.

Dieſelbe Idee, welcher urſprünglich die Gefolge der Deutſchen und ſomit viele Völker ihr Daſein verdanken, wirkte auch noch über den Zeitpunkt hinaus, wo dieſe wandernden Heere zu neuen Volksſtämmen verwachſen

und anſäſſig geworden waren. Hierdurch hatten ſie ihren Charakter als ſtets bereite Gefolge und Geſellſchaften von Dienern und Freunden verloren, die zu Abenteuern geneigt und auf Beute angewieſen waren. Aber weil das Bedürfniß der Treue, des Dienſtes, des Anſchließens an einen Höheren, ein unvertilgbarer Zug im germaniſchen Charakter war, ſo erzeugten ſich auf derſelben Baſis neue Dienſt- und Abhängigkeitsverhältniſſe, die mehrere Jahrhunderte hindurch die Form des germaniſchen Lebens und insbeſondere die Art und Weiſe des Kriegsdienſtes bedingten.

Der eben erwähnte germaniſche Characterzug iſt der Träger einer andern, in ganz verſchiedenen Formen bis auf den heutigen Tag wirkſamen Idee: der Dienſt oder das Anſchließen an den Höhern, und in noch höherm Grade an den höchſten Gefolgsherrn oder den König, wurde als ein Grund und eine Quelle der Ehre angeſehen, dergeſtalt, daß je näher der Niedere der Perſon des Herrn ſtand, deſto größer das Maß ſeiner Ehre gedacht wurde.

In dieſen eben ausgeſprochenen uralten Grundſätzen liegt die ideelle Seite des Lehnweſens, wie ſie bereits in den Gefolgſchaften hervortritt. Dazu kam noch das, in einer wilden rohen Zeit, wo unbeſchränkte Selbſthülfe ein Recht des Freien war, und zahlloſe Gewaltthätigkeiten und Räubereien ſich als nothwendige Mißbräuche an dieſe Sitte anſchloſſen, ſo nahe liegende Bedürfniß des beſonderen Schutzes durch einen mächtigen Herrn. — Die materielle Baſis des Lehnſyſtems, im engern Sinn des Wortes, iſt dagegen in dem übermäßig großen Grundbeſitze zu ſuchen, der bei der Eroberung der römiſchen Provinzen dem Könige und ſeinen vornehmſten Getreuen als Antheil an der Beute anheimgefallen war. Die Bewirthſchaftung durch Andere war die unmittelbare und nothwendige Folge dieſer Ausdehnung des Grundbeſitzes. Ein Pachtſyſtem im heutigen Sinne (Ueberlaſſung der Nutzung des Grundes und Bodens gegen baare Geldvergütung) war ſchon wegen der großen Seltenheit des baaren Geldes undenkbar. Weit näher lag ein Aequivalent an Dienſten und der Dienſt, den der König, wie alle Vornehmen des Landes am meiſten brauchte, war der kriegeriſche. Kam dieſem Bedürfniſſe noch jene oben erwähnte Richtung des Volksgeiſtes, jenes Drängen in den königlichen Dienſt, jener Durſt nach Ehre entgegen, ſo mußte aus der Wirkſamkeit jener Factoren ganz von ſelbſt das Lehnſyſtem und mit ihm die Form des Kriegsweſens hervorgehen, welche das Mittelalter ſo lange feſthielt, bis auch dieſe Verfaſſung durch eine Reihe zuſammenwirkender Urſachen in den ſpätern Soldheeren unterging. Erwägt man aber jene tieferliegenden Gründe der Entſtehung des Lehnſyſtems, ſo kann man wiederum nicht die Klagen macher neuern Gſchichtſchreiber über die Entſtehung dieſer Verfaſſung theilen, welche auf ganz modernen, den Geiſte jener Zeit und den damaligen Grundſätzen durchaus fremden Anſichten beruhen. Bei dieſen und ähnlichen Klagen läßt man nur zu ſehr die noch größeren Beſchwerden über den Druck des Herbannes außer Acht, vergißt anderſeits das noch viel tiefer greifende Unheil, welches ſich an das ſpätere Entſtehen der Soldheere knüpfte. Eine wahrhaft hiſtoriſche Auf-

faſſung jener Verhältniſſe zeigt vielmehr, daß es nicht nur kein Unglück, ſondern ein nothwendiger Hebel fortſchreitender Verſittlichung, daß der, dem Kriege ohnedies abgeneigte Gemeinfreie zuletzt dieſer Laſt überhoben und dem Ackerbau und den Gewerben des friedlichen Lebens ungeſtört überlaſſen ward. Dies war aber nur dadurch möglich, daß ein beſonderer Kriegerſtand ſich bildete, dem die ſchwere Pflicht des kriegeriſchen Dienſtes durch eigene Vortheile (Beneficien) vergolten und möglich gemacht ward, — eine Verfaſſung freilich, die im Laufe der Zeit auch ihre recht bedenklichen Schattenſeiten entwickelte.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Wochenschau.

Es haben uns in dieser Woche nur die Discussionen des Reichstages beschäftigt. Indem wir uns des Bildes eines mächtigen Redners bedienen und sagen möchten, der Reichstag sei in den Sattel gehoben worden, sträubt sich unsere Feder plötzlich, den Vergleich weiter auszuführen, sie wendet das Bild um und wir müssen ihrer Laune dienen, indem wir niederschreiben: der Reichstag zeigt zwar nicht, daß er reiten kann, aber er beweist etwas besseres: daß er nämlich dem Zügel und dem Sporen zu gehorchen wisse. Und hiermit ist ihm nicht etwa ein schlimmeres Loos zu Theil geworden, als den historisch-denkwürdigsten Parlamenten beschieden war. Parlamente sind überhaupt nicht dazu bestimmt, eine Direction zu geben, sondern, indem sie die rüstigsten Kräfte eines Volkes in sich vereinigen, haben sie die Pflicht, sich der Zügelführung anheimzugeben, welche ein kräftiger Wille und ein fernhinblickender Verstand über sie verhängt. Wenn die Engländer einen braven Staatsmann schildern wollen, so entnehmen sie ihre Gleichnisse aus der Sphäre des Sport; sie rühmen den nervigen Griff, mit welcher er die Zügel erfasse, den festen Schenkelschluß, die straffe und dabei geschmeidige Haltung des Reiters, der sich nicht abwerfen lasse.

Eines aber hat der Reichstag endgültig abgeworfen, nämlich die Conflikt-phrase, mit welcher einige altpreußische Liberale ihn belasten wollten. Die Herren, die bisher im Berliner Abgeordnetenhause den Stolz und Fortschritt des Menschengeistes repräsentirten, sind in den Schatten gestellt worden, und zwar — o wunderbare Gerechtigkeit! — gerade von denen, die sie zu beglücken glaubten, als sie ihnen die Pforten der preußischen Constitutionsschule eröffneten. Die Ciceronen von Wiesbaden und Osnabrück haben über die catilinarischen Existenzen von Berlin den Sieg davongetragen.

Wunderbare Gerechtigkeit! Es war die nationale Partei des preußischen Abgeordnetenhauses, es waren die Twesten und Lasker, welche den ursprünglichen Gedanken des preußischen Ministeriums, die neuerworbenen Länder in einer Art Personal-Union mit Beibehaltung ihrer Rechte und Stände zu regieren, zu Falle brachten. Sie waren es, welche, auf die sofortige Annexion in ihrer schärfsten Form dringend, jene Länder in einen Ausnahmezustand verwiesen, welcher den besonderen Rechten derselben ein Ende bereitete. Freilich boten sie denen, die einstweilen entkleidet wurden, die Wohlthat der preußischen Verfassung an, die ihnen mit dem 1. October 1867 zu Theil werden solle, ja sie erwarteten von den solchergestalt Beschenkten, daß sie

ihnen in dem Kampfe um das Budgetrecht beiſtehen würden. Doch ſie haben falſch gerechnet, zumal da ſie an die Männer von Hannover und Naſſau etwas ſchenkten, deſſen Umfang und Bedeutung ihnen in jenem Augenblick ſelber unklar geworden. Die annectirten Liberalen wollen von den Herrlichkeiten der Tweſten'ſchen Conſtitution nichts wiſſen.

Es muß den altpreußiſchen Verfaſſungskämpfern, die ihren Conflikt für etwas ſo Hocherhabenes, Europäiſch-Epochemachendes gehalten hatten, allerdings tief in die Seele geſchnitten haben, als ſie Herrn Miquel ausrufen hörten, daß für ihn die preußiſchen Verfaſſungsrechte eben ſo wenig Ideales hätten als die Braunſchweigiſchen. Es muß ſie arg gedemüthigt haben, als Herr Braun die preußiſche Verfaſſung mit derjenigen von Reuß-Schleiz in eine Linie ſtellte und behauptete, die eine habe der Bundesverfaſſung gegenüber gerade ſo viel Recht als die andere.

Da erſt wird ihnen ein wenig der Sinn deſſen, was ſeit dem Auguſt 1866 geſchehen, aufgedämmert ſein, da erſt werden ſie — denn ein Berliner Fortſchrittler beſitzt, wo es auf Zugänglichkeit für die Wahrheit ankommt, einen harten Schädel — da erſt werden ſie geahnt haben, daß in Folge ihrer Beſchlüſſe nicht die hannöverſche und naſſauiſche Verfaſſung in die preußiſche, ſondern daß das preußiſche Recht in das hannöverſche aufgegangen. Wohlverſtanden — in das hannöverſche Recht, wie es ſeit dem Auguſt 1866 beſteht, in das Recht der Thatſachen.

Es erſcheint uns als einer jener inſpiratoriſchen Lichtblicke, mit denen die Geſchichte nur Männer von ſeltener Geiſtesſchärfe begnadet, wie der Herr Bundespräſidial-Commiſſar in der Sitzung vom Montage bemerkte, es ſei ziemlich irrelevant, ob man das Elaborat, welches die äußeren Formen für die Lebensbethätigungen des norddeutſchen Bundes vorzeichnet, mit dem Namen einer Verfaſſung belegen wolle oder nicht. Jedenfalls ſei daſſelbe eine Leiſtung, die zum Ziele führe.

In der That ſind während der letzten Jahre mit dem Worte Verfaſſung theils ſo viel Frivolitäten getrieben worden, theils hat man vor demſelben ſo viel prieſterlichen Pomp entwickelt, daß ſchlichten praktiſchen Menſchen kaum die Luſt geblieben ſein kann, durch jenes Wort ihr Thun zu beglaubigen. Die Einen haben die Verfaſſungen zur Geburtsſtätte von dialektiſchen Spitzfindigkeiten gemacht, mit denen ſie die ehrliche Ordnungsarbeit von Regierungen niederblitzen wollten; und für dieſen Zweck hat Graf Bismarck allerdings nicht den Bundesverfaſſungsentwurf aufgeſtellt. Die Anderen haben die Verfaſſungen in die Kategorie von Myſterien gewieſen, zu deren Dienſt nur die Eingeweihteſten berufen ſeien. Verfaſſungen, lehrten ſie, ſeien eine Art geſchichtlicher Wunder, die kein Menſch machen könne, und welche mit den gewöhnlichen menſchlichen Werkzeugen fabriziren zu wollen, beinahe dem Frevel gleichkomme. Sie würden eben nicht gemacht, ſondern ſie wüchſen im geheimnißvollen Dunkel des Schooßes der Hiſtorie, ſie müßten der Regel nach mindeſtens ein bis zwei Jahrhunderte oder noch lieber ein Jahrtauſend alt ſein, bevor ſie die Benennung einer Verfaſſung zu prätendiren berechtigt wären.

Nun gewiß, im Angesichte der letzteren Forderung verzichtet das vielbesprochene Elaborat auf den Namen Verfassung. Gegen das Werk von vier Wochen, welches im Verlauf weiterer vier Wochen vom Reichstage genehmigt sein muß, sind freilich die Charte Waldeck, deren Verfertigung sieben Monate dahinnahm, und die Frankfurter Reichsverfassung, die noch einige Monate länger „wuchs", Muster von constitutioneller Behutsamkeit. Das Werk von vier Wochen will eben nur den thatsächlichen Erfordernissen der Sachlage genügen. Und deshalb will es rasch besiegelt sein.

Die Erfordernisse des Augenblicks: wer ihnen genügt, der hat allen Zeiten genug gethan, besonders wenn der Augenblick ein so kritischer ist wie der jetzige. Völker und Fürsten sind von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie jetzt die Probe ihrer Existenzberechtigung abzulegen haben.

Zwei große Autoritätsmächte bekämpfen einander, die griechische und die römische, Petersburg und Rom, der Czar und der Papst. Rom wird von einer heiß brennenden Nebenbuhlerschaft gegen Rußland beseelt, das, im Besitze einer staatlichen Orthodoxie, wie kein anderes Volk sie sich bewahrt hat, so eben dem Katholicismus das polnische Land zu entreißen im Begriffe steht.

Wenn Rom eine genugsame Kraft in seinen Armen hätte, so würde es das ganze westliche und mittlere Europa auf Rußland schleudern, um den Rivalen zu ersticken. Aber Europa ist zu schwer, zu lässig, zu sehr in seine Particular-Sorgen versenkt, als daß es sich von Rom regieren ließe; — es muß daher etwas lustiger, leichter, wallender gemacht werden, und das geht nur mit Hilfe der Revolution. Rom's letzte Chance ist die Revolution, durch welche Europa vielleicht so angefeuert werden könnte, daß es sich wie ein ungeheures Convolut von Brennstoffen gegen Rußland wendete. Zu Gunsten eines solchen Ergebnisses würde der Katholicismus gern den Papst opfern und den Vatican an das „National-Comité" von Rom zeitweilig abtreten.

Rußland andererseits fühlt sich berufen, die Ordnung in Europa zu wahren. Und um sich für eine Rolle vorzubereiten, die es schon einmal, als das revolutionirte Europa an den Flammen Moskau's sich verzehrt hatte, übernahm, strebt es nach der Festigung seiner Position im Orient, will es seine moralische Herrschaft über den Quell und die Heimath der griechischen Orthodoxie jedem Zweifel entrücken.

Innerhalb dieses in den weitesten Dimensionen wogenden Kampfes quält sich jede Macht Europa's, quält sich Oesterreich, Frankreich, Italien, Spanien, England, Deutschland mit Verfassungsfragen, mit nationalen Fragen, mit dem Widerstreit zwischen Unität und Dualismus, zwischen Centralisation und Freiheit, zwischen Recht und Opportunität, zwischen Absolutismus und Parlamentarismus. Durch Räthsel verblüfft, die dem einfach freien Geiste kaum der Lösung werth erscheinen können, sind die Staaten Europa's der Spielball von Zufällen, über deren unwiderstehliches Walten wir uns kaum durch die Einbildung, daß wir fein berechnende Köpfe seien, trösten können. Wir betheuern, daß die Völker durch das Band der Cultur ver-

knüpft wären, und dabei fürchten ſie einander; wir verſichern, daß unſere Gedanken nur ungefährlich defenſiver Natur ſeien, und dabei lugen wir nach den ſchwachen Stellen des Nachbaren, die zur Aggreſſion einladen; wir rühren geſchäftig die Hände, um uns ein Jeglicher in ſeinem nationalen Winkelchen häuslich zu etabliren, und dabei rüſten wir uns, als ſollte morgen die Aera der allgemeinen gegenſeitigen Invaſionen beginnen.

Bei einer ſolchen Lage giebt es nur Ein gerechtfertigtes Streben: ſich ſo ſtark als möglich zu machen. Die orientaliſche Frage und die Revolution beherrſcht uns. Als jene Frage vor dreizehn Jahren Europa außer Athem brachte, war die politiſche Hetze nur deshalb ſo fruchtlos, weil Deutſchland nicht in ſie eingreifen konnte. Oeſterreich, von Römiſchen Calculs beeinflußt, leiſtete den Feinden Rußlands Vorſchub und machte ſich zum Schleppenträger der weſtmächtlichen Diplomatie. Oeſterreich blieb ohne Verſtändniß für die Vortheile, die ihm die ſimple Befolgung der Regel, daß es die Traditionen der Türkenkriege des vorigen Jahrhunderts fortſetzen müſſe, eingetragen hätte. Die deutſchen Bundesfürſten begnügten ſich damit, den Chorus für die Depeſchen des Grafen Buol herzugeben. Preußen war paralyſirt. Was Oeſterreich und der Bund in den Jahren 1854—56 verfehlten, dafür haben ſie gebüßt. Preußen aber begriff den Mangel, durch den es im Jahre 1854 gelähmt worden, und es iſt eben jetzt beſchäftigt, ihm abzuhelfen.

Die Revolution iſt nur ein einzelnes der Elemente, die bei dem orientaliſchen Drama mitwirken. Wie bald ſie auf die Bühne treten, wie lange ſie noch zögern werde, wer darf es wagen, dies zu beſtimmen? Nur das Eine iſt unleugbar, daß die Nationen und die Regenten inſtinctmäßig nach den Rauchwolken blicken, die aus dem franzöſiſchen Krater aufſteigen und eine Eruption weiſſagen. Der Kaiſer war ſchon im Jahre 1863 von der Revolution gerichtet, als ſeine Bemühungen, auf Anlaß der Polniſchen Aufſtände einen neuen Civiliſations-Kreuzzug gegen Petersburg in Scene zu ſetzen, geſcheitert waren. Seitdem verſagten ihm ſeine Glieder, ſo oft er in eine Frage eingreifen wollte. Der kühne Coup, aus der Niederlage ſeiner Ideen die Himmelsleiter zu machen, auf welcher Europa in die ſeligen Gefilde des Congreſſes ſteigen ſollte, mißlang; die Däniſchen Dinge entwirrten ſich ohne Napoleon; Deutſchland regenerirte ſich, ohne daß Napoleon einen einzigen Mann an den Rhein zu ſchicken vermochte. Nun zieht ſich Frankreich in ſich zuſammen, ſein zorniger Krampf macht die auswärtigen Experimente, die es in Rom, auf den Schlachtfeldern der Lombardei, in Mexico angeſtellt hatte, rückgängig; da iſt ein Wühlen und Gähren in den Eingeweiden, ein convulſiviſches Concentriren, durch welches die Kinder Frankreichs über die Meere zurückgezogen und gleichſam wieder in den Mutterſchooß der Heimath hineingeriſſen werden. Das Schauſpiel ruft den unheimlichen Eindruck hervor, als wolle Gallien alle ſeine Söhne in die Gluth des Aergers tauchen, durch die es gepeinigt wird, um ſie für eine revolutionäre Eruption anzufeuern, deren erſtes Opfer der napoleoniſche Thron ſein würde.

Und wenn die Revolution käme, würde dann nicht Süddeutſchland —

diſſolut und beſchämt und ziellos wie es iſt — ſofort von ihr afficirt werden? Und würde dann nicht Norddeutſchland den Beruf haben, die Ordnung jenſeits des Mains wiederherzuſtellen? Iſt die Anſicht gewagt, daß die von uns bekämpfte Revolution der Schlüſſel ſein wird, welcher uns den Zugang zu Süddeutſchland eröffnet?

Deshalb ſtrebt jenes Elaborat, deſſen verſchiedene Lebensſtadien ſich immer nur nach vier Wochen berechnen, nicht nach dem Ruhme, eine Verfaſſung zu heißen; deshalb wird der Reichstag ermahnt, ſich mit der Conſtituirung des Norddeutſchen Bundes zu beeilen; wir ſind ja vor Allem mit der Schaffung einer ſtreitbaren Gewalt beſchäftigt, welche im Stande ſei, die Kataſtrophen, denen das vertragsloſe und rechtloſe Europa nicht entfliehen kann, zu überſtehen, zu lenken nnd aus ihnen das rechte Ergebniß zu entnehmen.

So wird uns die Politik des Grafen Bismarck begreifbar, wir erkennen ihre Motive, wir würdigen die reſolute Weiſe, in welcher ſie ihre Ziele verfolgt und ſich den immer kritiſcheren Verhältniſſen gewachſen zeigt. Wir machen keine Verfaſſung, wir machen keinen definitiven Vertrag, der die Umriſſe dauernder Geſtaltungen vorzeichnet.

Gleichwohl bleibt es rathſam, bei der Beſchäftigung mit einer Leiſtung, welche den praktiſchen Zielen des Moments dient, der Grundregeln nicht zu vergeſſen, nach denen ſich am Ende doch die Deutſche Verfaſſung aufbauen wird. Wenn die Schatten der Fortſchrittler und Liberalen und Nationalliberalen, die ſich heute als Größen hervordrängen, elend und vergeſſen im Hades wandeln, wird man nach dem Namen des Mannes fragen, der endlich es verſtanden hätte den Deutſchen eine Verfaſſung zu geben, welche alle Kräfte und Stände des Volkes einigte. Noch ſtehen wir vor dieſem Problem. Das allgemeine Stimmrecht iſt nicht das Werkzeug, welches uns eine volksthümliche Repräſentation ſchaffen kann. Das allgemeine Stimmrecht iſt nur das den bisherigen Wahltheorien ausgeſtellte Armuthszeugniß. Es ſchließt demnach die Vergangenheit ab, es rüttelt die Beſtandtheile der Geſellſchaft unter einander, aber es vermag ſie nicht zu ordnen. So allgemein es auch ſei, ſo iſt es doch nicht im Stande, die bedeutenden Geiſter, die vornehmen Seelen zu faſſen und an den Poſten zu verſetzen, wo ſie dem Vaterlande dienen können. Der inſtitutionelle Charakter und die Sympathie für das Ueberlieferte, ohne welches jede Geſellſchaft eine Wüſte wird, mangelt ihm. Aus dem allgemeinen Stimmrecht kann kein Oberhaus hervorwachſen, und doch würde erſt die richtige Zuſammenſetzung des Oberhauſes den Beweis liefern, daß die Periode der ephemeren Verfaſſungen ihr Ende erreicht habe.

Parallel hiermit geht das Vertragsrecht. Die Tractate, welche die heutige Zeit producirt, gleichen den Pfählen, die in Flugſand geſenkt werden. Je feſter man ſie gründen will, deſto mehr verſchwinden ſie, bis man ſich frägt, ob ſie denn überhaupt exiſtirt haben oder ob ſie nur ein Mythus ſeien. Je mehr man ſich an ſie hält, deſto verzweifelter gerathen ſie ins Schwanken und ſie ziehen den mit hinab, der ſie etwa erfüllen will. Der Ehrliche wird ein Narr, da der Grund und Boden von vornherein nicht zuverläſſig war. Und doch wird von den Namen unſerer Epoche nur derjenige

unſterblich ſein, der nach der Aufgelöſtheit und Unzuverläſſigkeit, in deren Nebel unſer Selbſtgefühl entartet, den Vertragsboden wieder ſchafft, auf welchem die Völker das Rechtsbewußtſein, das ſie jetzt verloren haben, zurückgewinnen.

Die Verfaſſungsloſigkeit, für welche die heutigen Verfaſſungen nur eben ſo viele Manifeſtationen ſind, muß uns mahnen, die wahren Regeln der Volks-Conſtituirung, die den Ausſchlag geben werden, im Gedächtniß zu behalten; und die Vertragsloſigkeit muß unſere Sehnſucht nach dem Vertrage, der den Völkern den Frieden giebt, erhöhen.

Die Myſtiker.

Biographiſche Skizzen von Sigismund Wieſe.

36.

In einem Städtchen, fern dem Weben
Der geiſtig großbewegten Welt,
Allein mit meinem mächt'gen Streben,
Arm, einſam, nur auf mich geſtellt,
In enger Stub' am Studientiſche
Arbeitet ich um Mitternacht,
Gepeint von Krankheit zwar, mit Friſche
Doch dichtend innerſt angefacht.

Ich ſchrieb an einem Trauerſpiel,
Vollendet' hatt ich die Schlußſcene.
Ich las ſie, froh wohl ihrer Schöne,
Doch ſchlug ſie nicht zum äußern Ziel,
Das ich dem Drama auch geſteckt,
Ich wollte draſtiſch ſinnlichen Effect,
Davor mein ganz Poëm zurückgeſchreckt.

Denn nicht ein Bühnenwerk — das ſollt' es werden —
Nicht ſolch ein Stück, buntkräftig in Geberden,
Jach handelnd, ob auch mit Gefahr,
Es ſei der lichten Einheit baar,
War mir geglückt — o ein Gedicht vielmehr
Voll Geiſt, für das Gemeinverſtändniß ſchwer,
Geſchickt vielleicht, den Wahrheitsdrang zu ſtillen,
Wohl angethan mit „Leben" zu erfüllen,

Ein Schauſpiel innern Hanges, ſinnverwandt
Den vielen Dramen, die ich ſchon erfand.
Nicht glück's, daß Int'reſſantes mir gelinge,
Vorherrſchend giebt mein Werk den Geiſt der Dinge,
Die Einheit überwiegt das Mannigfalt'ge,
Die Urform und Idee das Vielgeſtalt'ge.

Mein äußrer Vorſatz, im Gemeingefühl,
Im Weltverſtande wie es Brauch zu dichten,
Entſprang mir nicht aus eit'ler Grillen Spiel,
Vielmehr aus der Empfindung inn'ger Pflichten.

Seit Jahren ſchon in einem Herzensbunde,
Der mich verflochten über Zeit und Stunde,
Weil er ganz Poeſie zwar, doch zugleich
Voll heil'gen Lebens iſt, verheißungsreich:
So tief vereint in ſolchem Bunde
Vermocht' ich nicht, ihm Stätte zu gewinnen,
Den Heimathsort in weiter Welt;
Denn einſam bleibt mein Dichten und mein Sinnen,
Und ich bin arm auf's Dichten nur geſtellt.
Vom Beifall Vieler Glück zu erben,
Erfolg im Schauſpiel zu erwerben —
So doch, daß ich der Muſe nichts vergäbe,
Nur daß ſie mehr im Schein als Geiſte webe —
Beſchwert' ich mich mit dieſer großen Bürde,
Ob ſo dem Wunſche die Erfüllung würde.

Nicht nur von äußern Trennungsmißgeſchick
Gedacht' ich dies mein Bündniß zu befreien,
Auch ſollte mir der Liebſten heil'ges Glück,
Das viel bedroht iſt, froh und frei gedeih'n.

Tief innern Werths, ein fein Gebilde,
Erhaben über'm Frauenſchwarm,
Voll Glaubenskraft, voll ſüßer Milde,
Im Herzen licht, von Geiſte warm —
Von ſolcher holden Eigenheit,
Daß wo ſie Worte giebt dem heil'gen Dingen
Und wo ſie flimmt in Zärtlichkeit,
Da ließen ihr des Seraphs Schwingen:
Nie je war geiſt'ger ſchön ein Leib,
Nie athmete ein güt'res Weib: —
Muß dieſe Pſyche, bang verlaſſen, einſam
In geiſtgeringen Kreiſen weltlos weben,

Getadelt, weil ſie mir, dem nichts gemeinſam
Mit ird'ſchem Glück, geweiht ihr Leben.

Doch daß ich von ſo widrigen Geſchicken
Sie ſelbſt, und mich aus dieſer Kette
Von Armuth, Einſamkeit errette,
Will mir nun einmal dieſer Wurf nicht glücken:
Dies Drama auch, zu geiſtvoll, ſelbſtbewußt,
Nicht im Princip nur, auch in den Perſonen,
Wird mir den äußern Glückserfolg nicht lohnen,
Denn — lebt doch alle Welt der Irrthumsluſt!

Man läßt den heil'gen Geiſt ſich wohl gefallen,
Wofern er von den Kanzeln tönt,
Wofern er rituell verſöhnt,
Doch ſoll im Leben flugs ſein Wort verhallen:
Nichts fragt nach ſolchem Wort der Menſch von heute,
Sich ſelbſt genugſam dünken ſich die Leute.
Sie geh'n nicht über ihre Erd' hinaus,
Und halten illudirt hienieden Haus.
Wie Griechen dichten, denken ihre Weiſen,
Man iſt begnügt in kinderhaften Kreiſen.
Ich werd' unzünftig bleiben müſſen,
Gebannt und freundlos wie bisher,
Im Geiſte frei, doch innerſt ſchwer,
Denn die Gemeinſchaft ſoll ich miſſen.
Wohl für mein äußres Wohlſein müh'n
Gar treu, an Pietät erleſen,
Mir blutsverwandte, edle Weſen,
Doch kann ich ſie, auch ſie nicht an mich zieh'n,
Wiefern in Wort, in Schrift und Leben,
Ich eigen bin dem Chriſt ergeben.

Noch droht mir bang ein ungewißes Leid
Zu unſrer ſchönen, heil'gen Weihnachtszeit.
Für dieſe Tage juſt verhieß die ferne
Geliebte, wenn das Glück es wolle,
Daß ich ſie wiederſehen ſolle.
Doch ſie beherrſchen fremde Sterne.

Auf's Neu' erfaßt von dem Gedanken,
Daß ich, nicht meines Schickſals Meiſter,
Muß ſchattengleich durch's Leben wanken,
Zur Frage ſtürmten meine Geiſter:
Warum ich, nicht in meiner Zeit

Ein Echo findend, einſam bliebe,
Indeß ich mit Wahrhaftigkeit
Frei dichtete, voll Geiſt und Liebe? —

Ich ſchloß das Heft, die Feder legt' ich fort,
Ich ſank in meinen Stuhl zurück,
Und mich beherrſchten nicht mehr Zeit und Ort,
Nach inn'rer Wahrheit drang mein Blick.
Und ſiehe, überall auf meinen Wegen
Trat dem Vereinſamten ein Licht entgegen.

Weil ich Natur und Welt im Spiegel
Des evangel'ſchen Wortes ſehe,
Sie unter dem Geheimnißſiegel
Nur als gehaltvoll recht verſtehe,
Aufſchließen darf die Demantriegel
Nur von des heil'gen Geiſtes Höhe —
Denn die Vernunft und Herzensſchätze,
Entbehren ſie dies Wahrheitslicht,
Zergeh'n an ſich vor dem Gericht,
Wie ich ſie durch den Geiſt erſetze:
Trotz ihrer reichen Ausgeſtaltung
Nur in geſpenſtiger Entfaltung
Ein Todesſpiel iſt dieſe Welt,
Wenn ſie das Wort aus Gott nicht hält:
Der Menſch verſtäubt ſammt ſeiner Welt
In dem vergeblichen Beſtreben,
Aus ſeinem hart zwieſpält'gen Leben
Wahr, wirklich ausgeſöhnt ſich zu erheben:
Subſtanz iſt nur in der Perſönlichkeit,
Die in ſich eint die Ewigkeit und Zeit: —
Ich ſage, weil ich dies bezeugt,
Bezeugte durch ſo manches Buch,
Daß nur im Chriſt der Widerſpruch
Gelöſt iſt, der uns bringt und beugt, —
Verſchlug ich mir die Gunſt der Menge,
Die keck, im äußern Geiſtgepränge,
Leichtſinnig mit dem All verkehrt,
Und blind auf den Naturgeiſt ſchwört.

Nur ephemer, der Stunde froh,
Begehrt man deren Schildrung ſo,
Wie ihre Dichter dichten, ſchmeichelnd,
Phantaſtiſch die Verſöhnung heuchelnd.
Ihr Ausgang iſt, ihr endlich Ziel

Das tödliche Naturgefühl:
Mein Wort bleibt freilich Dieſen unerhört,
Indeß der Geiſt ſich ſtreng für mich erklärt.

Doch lebt und webt ja eine lichte
Gemeind' in dieſem Chriſtusgeiſt,
Der ihr in der Natur, in der Geſchichte
Als den Verein'ger ſich erweiſt,
Der, überwindend Tod und Schein,
Das Einzelne, verklärt zum Sein,
Die Sünd' austilgend Gnad' um Gnade beut,
Und giebt die ewige Perſönlichkeit:
Ich gehe in derſelben Lebensſpur,
Die alle wahrhaft Gläub'gen führt und hält,
Verkündige die bleibende Natur,
Die neu hervorgeht aus der Todeswelt:
Wie kommt's, daß mich auch Jene kaum vernehmen,
Und wenn's geſchieht, daß ſie mich gar verfehmen?
Die Urſach iſt: auch in dem Lebenskreiſe,
Der ihnen fern ſteht, zeug' ich für den Chriſt;
Sie ſchließen viel aus, merken auf die Friſt,
Und engen ſich ſehr ein zu Seinem Preiſe.

So nur im kirchlich ethiſchen Geleiſe,
Das gern der Kunſt und Wiſſenſchaft vergißt,
Däucht ihnen auch zu frei die Art und Weiſe,
Darin mein beſtes Weſen heimiſch iſt.
Ich mag nicht dem hochgeiſt'gen Drange
So viel des Menſchlichen geſellen,
Und kann mich nur im Ueberſchwange
Recht eigen wahr und frei darſtellen:
Das kleine Leben acht' ich garnicht groß,
Und bin oft gänzlich ſeiner Feſſeln los.
Am liebſten wählt' ich, froh mich zu erreichen,
Die Töne ſelber mir zum Zeichen;
In dem ätheriſchen, pneumat'ſchen Weſen
Will meine Seele recht zur Kraft geneſen.
Das iſt die Denkart wen'ger Chriſtenleute,
Sie kümmern ſich voraus um ſich;
Ich halte mehr am Selbſt in geiſt'ger Weite,
Sie haften mehr an ihrem Ich.
Mein Sinn, Geſchmack iſt ihnen allzulicht,
Auch red' ich ihre typ'ſche Sprache nicht.
Daher denn bei deſſelben Geiſtes Wehen
Auch Gläub'ge ſich nicht recht mit mir verſtehen.

O einſt, ja einſt, als ſie mir lebte,
Die rein und groß die Welt empfand,
Die Schweſter, die dem Heil zuſtrebte,
Und tief das Menſchenherz verſtand,
Die mich im Geiſte, wie ſie webte,
Auf wundervolle Art erkannt:
Da ſollt' ich mich des geiſt'gen Einklangs freu'n,
In ſolchem doch herzinnigen Verein.
Ihr gab ich Theil an den Dichtwerken
Mit zweifelloſer Zuverſicht,
Und in der Gleicherſchütterten Aufmerken
Gewann mein Muth ein Freudenlicht.
Bei der Gedanken ſchwerſter Wucht,
Und in erdfernſter Geiſtesflucht,
Wie bei der Wandlung leiſeſter Gefühle
Vernahm ſie mich leicht wie im ſchönſten Spiele.
Geſchah' es, daß ich wohl im Ueberdrange
Mich metaphyſiſch faſt verlor,
Auch die Begeiſt'rung litt bei ſolchem Hange,
Und nächt'ger Unmuth brach hervor:
Selbſt krafterfüllt in dieſen Sphären,
Die faſt ein Menſchenherz verzehren,
Zum höchſten Fluge vollbereit,
Behielt ſie Muth und Freudigkeit.
Mir tief vertraut in Seel' und Sinn
Wie Poeſie vernahm ſie mich,
In dem ſelbſt, was ganz innerlich,
Glückſchöpferiſche Hörerin.

Gott nahm ſie mir vor langen Zeiten,
Ihr Bild blieb mein — ſie weilt im Weiten —
Ein Bild, mir ſtumm geſellt — nie, nie
Wird ſie erſetzt durch Phantaſie.
Ihr liebeathmend Weſen, ihr Geberden,
Ich ſchaue ſie, ich hab' ſie nicht,
Geiſt Alles, Alles nur Gedicht —
Nie werd' ich ihrer wieder froh auf Erden.
Ob ſie auch nah', doch muß ich ſchrein:
Du gingſt mir weg, ich blieb allein. —

Ha wie, der weitern Frage banges Leid
Liegt immer noch mir auf mit Felſenſchwere:
Wenn meiner Einſamkeit, Verlaſſenheit
Urſache doch nur ich, ich ſelber wäre?
Iſt nicht der Zeitgenoſſen flachrer Sinn,

Nein meine geiſt'ge Transcendenz der Grund,
Daß mir verſagt der hohe Geiſterbund —
Was wäre dann, was meiner Kraft Gewinn?
War es unmöglich, daß man mich verſtanden,
Mein Wort in ſolchen Ueberſchwanges Banden?
Wenn mich mein Hang in philoſophiſche Weiten
So ganz beraubt poet'ſcher Wirklichkeiten,
Daß ich auf übergeiſt'ger Höh' verlaſſen,
Von Menſchen herzlich nicht zu faſſen,
Mit Recht in meiner Weltſcheu krank zergehe,
Nichts wirkend, jetzt für immer — wehe!
Denn bin ich an dem Nichtverſtändniß Schuld,
Dann ziemte mir nicht Hoffnung in Geduld,
Nein, bittres Leiden, Gram und Schmach:
Meine Werke folgten mir nicht nach.

Doch — leer iſt meine Furcht, weil ich bemerke,
Daß, wie hochgehend auch, in den Dichtungen
Ein Herzensgeiſt doch ſei, Charakterſtärke,
Ein Ton, aus tiefbewegter Bruſt erklungen:
Und kommen muß der Tag, daß wirkſam werde,
Was nie ganz abgeſtreift die Erde.
Vielleicht, daß in der Zeiten heil'germ Weben,
Wo für ein Daſein in dem Geiſt des Chriſt,
Wie für humanes Sein jetzt, Menſchen ſtreben,
Nur Dichtung ſolcher Art verſtändlich iſt.
Wo die Idee verwirklicht und geweiht
Durch die Geſinnung und Perſönlichkeit
Zum Inhalt ward für Sein und Poeſie,
Die Leben iſt, nicht Spiel der Phantaſie,
Nein, Leben —

Verſtummend ſtarr wie ich ſo hingeblickt
Geſchah's, daß mich acut ein Schlag durchzückt.
Es war wie Wetterſchein, der ſchnell verſchwand,
Mein Puls ſchlug jäh, als ich mich wiederfand.

„Der Tod klopft an", ſprach's wunderlich in mir;
Im Innern aber blieb ich doch gelaſſen.
Das Leben zittert, kann den Tod nicht faſſen,
Inſtinct, Natur ſträubt nach Gebühr.
Doch hat der Geiſt beſiegt die Grabesnacht,

Unſterblichkeit ward an das Licht gebracht.
In der Vorſtellung ward es bei mir ſtille,
Und in mir herrſchte Gottes Wille. —

Indem, wie ich aufſahe, ſah' ich, ſiehe,
Als wenn ein heil'ges Licht in ſich erſprühe:
Ein zitternd Glänzen iſt voll ausgegoſſen,
Und was mich eingeengt wogt wie zerfloſſen,
Die Wand wich weg; in unbegrenzte Ferne
Schweift mein Geſicht, in einen Tag voll Sterne.
Und hört ich Wohllaut, meinen Namen nennen.
Es däuchte mir, die Stimme ſollt' ich kennen.
Und wie ich mich beſann, mein Herz entbrannte,
Die Schweſterſtimme iſt's, die ich erkannte.
Da ſah' ich meine Schweſter mir erſcheinen, —
Nicht klar, nicht hell, ich ſah ſie kaum vor Weinen.
Sie aber rief mich wieder an,
Wodurch ich einen Muth gewann.
Nun winkte ſie wie daß ich folgen ſollte,
Doch ſprach ſie nichts mehr; flugs, weil ſie es wollte,
Erhob ich mich, doch zitternd durch mich hin;
Aufrecht erhielt ich mich und licht im Sinn,
Nur von der Stelle konnt' ich nicht,
So zagt ich bang ob dem Geſicht.
Ich mochte reden, doch vor Wonn' und Graus
Nun brach ich recht in helle Thränen aus.
So hört' ich eine andre Stimme fragen:
Der Arme hat wohl lange nicht geweint!
Und eine dritte Stimme ſprach: es ſcheint!
Nur ſie blieb ſtill, ich hörte ſie nichts ſagen,
Und warf das thör'ge Waſſer aus den Augen,
Mich an dem hohen Anſchau'n ſatt zu ſaugen.
Sie harrt' ernſt lächelnd, doch des Geh'ns gewärtig,
Bis ich gekräftigt ſei, zum Aufbruch fertig.
In heil'ger Furcht nun folgt' ich, doch vertraut,
Und — wandelte vor mir die Himmelsbraut.

Für dies mein Weh, das dunkel wogt' in ſich,
Empfand ſie wohl zu geiſtig, weil zu groß;
Erſchüttert war ſie keineswegs wie ich,
Licht liebend, frei und ſchmerzenslos.
Ein ruh'ger Glanz umfloß ſie, wie ſie ging,
Und wogte bis zur leichten Ferſe nieder.

Die hochbelebten, ſchlanken, großen Glieder
Ein faltenreiches Linnenkleid umfing;
Das flattert mächtig her und wieder,
Gehalten von des Gürtels güld'nem Ring.
Ein Stirnband um das wundervolle Haupt,
Von ihrer reichen Lockenpracht umlaubt,
Erglänzt als eine Himmelszier
Und ihrer Herrlichkeit Gebühr.

Ich folgte von Gemache zu Gemach
Dem Himmelsweſen durch die Zimmer nach.
Sie blieb gleich licht und ſtill, wie ja im Leben
Des öft'ſten ſie ſo pflegte ſich zu geben.
Die ſchmale Treppenſtiege nun hinab
Durch's Städtchen gingen wir als durch ein Grab.
Jedoch die hohlen Straßen ſüß durchleuchtet
Ein Engelslicht wie mir bedäuchtet:
Befremdlich hat mich alles angeſeh'n,
Indeß wir gar hinaus, dann feldwärts geh'n.

Und hier, befreit vom Wohnungskerkerbande,
Umringt vom blitzend feur'gen Firmament,
Die Führerin verweilt im off'nen Lande,
Verweil' ich zückend — neu mein Herz entbrennt.
Denn wie die Heil'ge, Hohe ſanft gewendet
Mich anſieht, und ich ſchaue dies Geſicht, —
Von Thränen bin ich wieder ganz verblendet,
Ich ſehe nur im Umriß ſie, nur Licht.
Das mochte wohl geraume Zeit ſo dauern,
Auch reden konnt' ich freilich nichts —
Nun aber, mich durchfuhr es, unter Schauern
Vermaß ich mich des Huldgeſichts.

Sie blickte hehr mich an, im Wunderſcheine,
Wohl ernſt, nicht weh, ganz Himmelsluſt,
Und ich erkannte: Lieb' in Engelsreine
War Flamm' und Leben dieſer Bruſt,
Lieb' im Genügen, Lieben ohne Ende,
Die uns auf ewig und auf ewig bände.
Doch, ob ich ſolches wohl in mir verſtanden,
Hing ſchmerzlich doch nach ihr mein Herz und Sinn —
Da wie als läg' ich noch in ird'ſchen Banden,

So wies ſie von ſich fort und himmelhin.
Und die unwiderſprechliche Geberde
Bezwang mich mit Nothwendigkeit,
Daß ich, ganz losgeriſſen von der Erde,
Aufſchaute fragend fromm bereit.
Da rief's, ob ich, ob ſie, in deren Führung
Ich ſo aufblickte: Weihnacht! — Und darauf —
Vergeſſenheit — ein heiligſtes Beſinnen,
Entzücken, daß es mich zerlöſen wollte,
In Lieb' mein Leben überſtürzen ſollte —
O ich vernahm nichts mehr von meinem Sinnen.

Ich war anbetend wohl in Staub geſunken —
Dann hört' ich, immer noch ſehr geiſtestrunken,
Und dieſe Worte ſprach mein beſſres Weſen,
Das mir vermitteln ſollte dies Erlöſen:
Zu deiner Kräft'gung haſt du neu erfahren
Die Kindſchaft in dem heil'gen Chriſt;
Du ſollſt mit Muth dir deinen Geiſt bewahren,
Weil du auf richt'gem Wege biſt.
Begonnen iſt ſein Reich, die Liebe waltet,
Und, wie ſie Todverfall'nes neu geſtaltet,
Muß für ein paradieſiſch Wiederbringen
Sie all das All erweichen und durchdringen.
Frei ſtrebe fort, auch deine Zeit wird kommen,
Daß du verſtanden, wirkſam ſeiſt.
So möge dir die ſüße Weihnacht frommen —
Die Wahrheit ſich durch ſich erweiſ't.

Die Stimme fern und ferner — nun verklungen! —
Und ich, tief im Gemüth gedrungen,
Sie noch zu ſeh'n, die ich verlor
Vom Staube riß ich mich empor:
Da, däuchte mir, das ſollte ſie bedeuten,
Ein Schimmern ſah' ich weit, in Himmelsweiten, —
Auch das verſchwand — und — alles Nacht.
Ich ſchrack auf, ſelig doch durchfacht.

Nun rührt mich's lebhaft, leiſe, zitternd an,
Und einer ſanften Stimme Ton begann:
„Du weinſt im Schlaf?" ſpricht ſchauernd die Geliebte;
Denn Hedwig iſt's, die hingekniet

Hell fragend mir in's Auge sieht:
„Was war's, welch' freud'ges Weh, das dich betrübte,
Das noch dich wie in Wonnen nach sich zieht?
O Lieber, sieh', ich komme dir zum Frieden,
Uns ist auf Tage doch ein Glück beschieden."

Schwer fand ich mich und faßt' ihr Haupt in Händen,
Und konnte nicht mit Anschau'n enden.
„Dich, dich, so heißgeliebt, so hochverehrt
Hat mir die heil'ge Weihenacht bescheert,
Und Trost bescheert, Erquickung aller Wegen —
O Gott sei Dank, uns deiht das Fest zum Segen."

Noch Traumes voll erzählt' ich meiner Lieben.
Sie weint' und lächelte ob dem Gesicht,
Das wenn unwirklich, wahr ist, ein Gedicht
Voll Weissagung; so hab' ich's aufgeschrieben.

Trencks Fluchtversuche.

Herr J. Petzholdt in Dresden hat die Aufzeichnungen Friedrichs von der Trenck, welche dieser in seiner (gegenwärtig dem König von Sachsen gehörigen) Gefängnißbibel gemacht hat, unter dem Titel „Fr. v. d. Trencks Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg" drucken lassen. Wir theilen im Nachstehenden dem Leser die interessanteren Stellen aus jenen Aufzeichnungen mit.

Anno 1754. d. 28. July ward ich nach Magdeburg als Arestant gebracht, und auf der Citadelle in das vor mich besonders bereitete Gefängnis verschlossen. Der erste Anblick meines Behältnisses war mir wirclich schreckhafft, weil ich mir keine Ungnade mehr von Ihro Mayestet dem Könige vermutete, welche meiner Flucht aus Glatz halber, durch viel intercessiones sowol, als meine eigene Bemühungen, und großerlittene Strafen, auch Widerwärtigkeiten, längstens besänfftigt waren. Da nun bei meiner Ankunfft J: E: der Herr General von Borck gegenwärtig erschienen, so war meine erste Bitte die ich vorbrachte um Verhör und Untersuchung meiner Sache, und Umstände; welches doch sonst dem gröbsten Missethäter, dessen Verbrecheu thätlich, und sichtbar ist, nicht versagt wird; Allein ich bekam eine so harte Antwort, die mir nicht nur alle Hofnung dazu benahm, sondern zugleich überzeugete daß Ihro Mayestaet zum höchsten Grade der Ungnade gegen mich müsten aufge-

bracht ſeyn; Die harte, und niederträchtige Begegnungen die auch ſogleich gegen mich ins Werck geſetzet wurden, fielen mir auch anfangs unerträglich, welches ſich niemand ſo vorſtellen kann, als der mich kurz zuvor in dem gröſten Wolſtande von der großen und klugen Welt hochgeſchätzet, und geliebet geſehen, auch' meine Denckungs Art, und die unſchuldige Urſachen meines harten Verhängnißes kennet. Zum Willkomm wurden mir nun gleich meine Kleyder ausgezogen, und die goldene Borten heruntergeſchnitten, wovor ich drey Monathe lang täglich fünf Groſchen zu meinem Unterhalt empfing und ohnerachtet ich bewegligſt bat eine Unterſuchung anzuſtellen, wohin meine bey der Danziger arrestirung ausgeplünderte, und in die 10000 Fl. betragende Barſchafft und effecten gerathen wären, ſo war doch auch ſo gar hierinnen kein Gehör zu erlangen. Man vertröſtete mich auf die Ankunft des eben abweſenden Gouverneurs von Bonin. Ich erwartete dieſelbe gelaſſen, und hatte den 1. October die Ehre Denſelben in meinem Gefängnis zu ſprechen. Meine Bitte um ein unpartheyſch Verhör, ward von neuem widerholt, damit ich Gelegenheit hätte Ihro Mayestaet das Gegentheyl der mir vielleicht aufgebürdeten Beſchuldigung zu überzeugen. Allein, die Antwort war nicht nur hart, ſondern benahm mir zugleich alle Hofnung und Troſt, weil ich ein verruchter, treuloſer Miſſethäter genennet wurde, der kein ander Recht, als zur höchſten Gnade ein ewiges Gefängnis zu erwarten hätte. Man machte auch gleich neue, wiewol unnütze Beveſtigungen an meinem Kerker, und ich hörete drauſſen vor meinem Fenſter folgende Worte, die Er gegen dem Hr. Platz Major ſprach: „Aus diesem Loche soll er uns nicht echappiren, und wenn er wircklich ein Bindnis mit dem Teyfel hätte, denn es ist auch ohne andere Bewachung impenetrabel.“ Hieran merckte ich worauf es angeſehen war, wunderte mich aber nicht wenig über die unüberlegte praecautiones, weil ich nie ein Gefängnis geſehen, aus welchem leichter zu entfliehen, als eben das meinige war. Ohnerachtet mir nun durch dieſe vermeinte Gegen Anſtalten mein Ehrgeitz gerühret ſchien, das Gegentheil wirklich zu zeigen; mich auch dazu berechtigt glaubte, weil man ſich nicht auf meine parole, und Unterwerffung, ſondern allein auf die dicke Mauern, und häuffige Schlöſſer an wiewol ſehr ſchwachen Thüren verließ. Folglich auch die ſtrengeſte Geduld, und demütigſte Gelaſſenheit, als eine erzwungene Notwendigkeit anſehen, keinesweges aber als Folgen einer edeln Denckungs-Art, zu meinem Vortheyl auslegen würde. So war ich dennoch bey mir feſt entſchloſſen Ein ganzes Jahr verflieſſen zu laſſen, um eine Abänderung meines Geſchickes durch die intercession meiner hieſigen *) und Freunde, oder meiner Souverainin in Deren Dienſten ich zu ſtehen die Ehre habe, zu erwarten, welches letztere ich aber wegen des mir bekandten ſchon heimlich lodernden Krieges ſchwerlich vermuten, vielmehr als eine Vergröſſerung meines Unglücks befürchten konnte. Allein, mein Vorſatz ward unterbrochen, und zwar aus folgenden Urſachen.

Ich war ein Mann von auſſerordentlich ſtarcker natur, welcher wenig-

*) Verwiſcht und unleſerlich.

ſtens ſo viel, als drey andre geſunde Menſchen zu Eſſen haben muſte, wie ich denn auch hier noch erweiſen kann, daß mich ein Commiss Brod von 6 Pfund kaum einen Tag notdürftig ſätigte. d. 4. October aber ward mir meine bis dahin gehabte elende Verpflechung von 5 gr.: ſo gar auf zwei groſchen herunter geſetzt, und vergeringert. Da ich nun bey der erſten Koſt kaum Notdürfftig die Wut des hungrigen Magens ſtillen konnte; ſo überlaſſe ichs der Ueberlegung gerechter Leſer, was ich bey der letzteren ausſtehen muſte. Der Hunger brachte mich auch ſo gar zu dem Entſchluß die Wachthabende Herren Officiers mit naſſen Augen um Brod zu betteln; Wie aber bei dieſer extremitaet einem Manne von ehrliebender Geſinnung, bey meinem in der Welt beſitzenden Vermögen, und caracter zu Mute geweſen, iſt leicht zu erachten. Einige nun davon waren barmherzig, andere aber verſpotteten mich; Ich hatte doch aber dabey den Troſt mich dann, und wann ſatt an dürrem Brodte zu freſſen. Weil nun auf täglich widerholtes bewegliches Bitten mir zu meiner Notdurfft, nur damit ich nicht von Hunger zu Grunde gerichtet würde, und mein Schickſal abwarten könnte, von meinen eigenen Mitteln hinlänglichen Lebens-Unterhalt zu geſtatten, ſo fand ich doch nicht nur kein Gehör, ſondern man gab mir zur Antwort ich ſollte mein Leben nicht zu verlängern ſuchen, ſondern Gott nur um das Ende bitten, weil ich in dieſer Welt nichts mehr zu hoffen hätte. Traurige Botſchafft vor einen unglücklichen! Ich ſahe mich alſo gezwungen mir zu helfen ſo gut ich konnte, und meine intrigues nahmen den Anfang, wiewol noch nicht zur Flucht, ſondern nur zur correſpondenz, damit ich erführe, was ich zu hoffen hätte, und ſodann die Pflichten der Eigenliebe erfüllen könnte. Ich redete alſo d. 20. October meine Schildwacht, Namens Faust, einen Grenadier beweglichſt an, mir einen Brief an meine Schweſter, welche im Brandenburgiſchen auf ihren Gütern lebte, zu beſtellen, Nachdem ich demſelben nun zuvor zwar verſichern muſte, daß ich nichts anderes darinnen ſchreyben, als verlangen würde, daß meine Schweſter nach Berlin reyſen und bey Ihro Mays. dem Könige eine Unterſuchung meiner Sache, mit der Erlaubnis mir zu meiner Notdurfft Geld zu ſchicken auswircken, Ihm — Grenadier auch das billiet offen behändigen ſollte, damit er leſen könne daß nichts anders darinnen geſchrieben wäre, ſo übernahm er auch noch an eben dem Tage die Ausführung meines Willens wovor ich Ihm 30. ducaten zu ſeiner Belohnung assignirte, und ſetzte ſie wircklich in das Werck mit heiligen Verſprechen mir eine Antwort zu bringen. Allein dieſes hielt er nicht; denn ſo bald er Geld in Händen hatte, fing er an zu Sauffen, und machte es ſo grob, daß ich nicht von ihm ſelbſt, ſondern von ſeinen Cameraden erfuhr, daß Faust von meiner Schweſter Geld empfangen hätte. Er ward auch bald von einem derſelben verrathen, deſſen Beyhülffe er ſich in Beſtellung meines Briefes bedienet hatte, und dem er folgends nicht ſo viel Geld mittheylen wollte, als er verlangete. Beide wurden hierauf arreſtirt; Faust ſodann mit dreyſſig, der andere aber mit 24. mahligen Gaſſen Lauffen, und dreyjährigen Karren Arbeit beſtrafet. Ob aber vor das Verbrechen dieſes Menſchen die Strafe nicht zu hart ſey, der nur aus Mittleyden, damit ich nicht Hungers ſterben

dörffte ein billet beſtellet, worinnen nichts wider die Pflichten der Treue gegen ſeinen König geſchrieben ſtand, auch ſonſten kein Wort von andern Dingen mit mir geſprochen hatte, beruhet auf dem Gewiſſen Derer, welche ihn dazu verurtheyllet haben. Mir ſelbſt aber iſt weder ſein Unglück zu inculpiren vielweniger (wie beydes geſchehen) das Verbrechen vorzurücken, daß ich die Soldaten des Königes zu debouchiren geſuchet hätte. Mein unſträfliches an meine Schweſter geſchriebenes billet welches man in original hier gehabt, hat auch das mehrere bekräfftiget, Dennoch aber war dieſer Faust nicht nur das Opfer davon, ſondern er war wircklich die Urſache zu meinem gänzlichen Verderben. Indem bey der im Junio 1755. erfolgenden Revue der Herr General von Borck durch einen einſeytig von der Sache erſtatteten Bericht mir die totale Ungnade des Monarchen zugezogen, und die fürchterliche Mißhandlung in Ketten auch dieſes Gefängnis erbeten hat. So viel ich zuverläſſig erfahren habe, auch wahrſcheinlich vermuten kann, iſt die Haupt Urſache dazu geweſen, der Tod des Hr: Gouverneurs v: Bonin und weil der Titl: Herr General von Borck indeſſen das Commando gehabt, im vorigen Jahre aber in die Ungnade Ihro Mayestaet verfallen war; ſo wolte Derſelbe die erſte Probe Seiner accuratesse und Dienſteifers ablegen, und hat zu dem Ende dem Könige geſagt; der Trenck mache ihm auf der Cidatelle ſo viel Verdrießlichkeit, und Obſorge mit allerhand Anſchlägen zur Flucht, und Verführung der Soldaten, daß alſo notwendiger Weiſe das ſtrenge Urtheyl gegen mich erfolgen mußte: Welches aber nicht geſchehen wäre, wenn man die reine Warheit gemeldet hätte, daß nehmlich der Trenck um nicht Hungers zu ſterben an Seine Schweſter geſchrieben, um vor ihn zu intercediren; und deßhalb, weil man ihm kein Gehör gegeben ſich der Hülffe einer ſeiner Schildwachten bedienen müſſen. Daß ich aber Anſchläge zu entfliehen ſchmiedete, hat man damals mit Ungrund vorgebracht; weil alles was ich auf der Citadelle gearbeitet, und unternehmen wollen, völlig unbekant geblieben, und nicht durch Wachſamkeit oder Klugheit entdecket, ſondern von mir ſelbſt allererſt da ich einige Wochen bereits im Sterne geſeſſen, freywillig angeſeiget, und dann erſt mit vieller Bewunderung gefunden worden. Wovon man ſich aber gegenwärtig die Warheit zu ſagen ſchämet. Der allgemeine Ruf in Magdeburg, daß der Trenck in den Stern gebracht ſey, weil er von der Citadelle echappiren wollen, iſt alſo ungegründet, welches ich noch gegenwärtig wiewol zu ſpät vor mich, zu beweiſen erbötig bin. Um aber in der connection meiner wirklich vorgehabten Anſchläge zu bleiben, ſo kehre ich wieder zur vorigen Erzehlung zurück, und melde folgendes.

Nachdem die Sache mit dem Grenadier Faust entdecket war, verdoppelte ſich die Wut gegen mich, indem man mir nicht nur vom 1. December an, noch weniger zu eſſen gab, ſondern ſo gar denen Wachthabenden Capitains auf das ſchärfſte unterſagte, mir keinen Biſſen Brod zu ſchencken. Ich bath alſo mir anſtatt des wenigen warmen Eſſens ſo man mir reichte, nichts als commis Brod, oder gar nur Hunde Schrott zu geben, damit ich wenigſtens den Magen füllen könnte, allein auch dieſes blieb unerhört. Wie grauſam

mich also der Hunger gefoltert habe, ist Gott allein bekannt, so viel aber muß ich hier berühren, daß ich, wenn mich die bittere Sehnsucht nach Futter im Traume marterte, und mich stündlich weckte, mir wachend nur wünschte den Magen mit Träbern der Schweine zu füllen; und dieses Elend dauerte nicht einige Tage sondern acht Monate lang; war auch warhafftig der Haupt-Grund meiner Unternehmungen, wozu mich die Natur nötigte, die Eigenliebe berechtichte und der wütende Magen stündlich aufmunterte. Diejenigen nun, welche meine Ungeduld tadeln, mögen untersuchen, ob in solchen Umständen die Geduld nicht ein Unding oder non ens sey wo ich warscheinlich nicht vermuten konnte daß mein Leib so viel überdauern würde, als wircklich geschehen ist. Ueberdem bitte ich einen großmütigen Leser sich einen Augenblick denckend in meine Stelle zu setzen, und zu beurtheylen; Was ein Man meiner Gattung, welcher Seine ganze Lebens Zeit mit strengen Fleiß zugebracht, niemals müssig gewesen, und täglich mit offenen Kopffe klüger zu werden bemühet hat, vornehmen solle seine Stunden hinzubringen, und schwermütige Gedancken auszuschlagen, welchem kein Buch, keine Feder, kein Licht, Music, noch einiger Zeitvertreib gestattet wird. Man erwege zugleich mit nicht fühlloſen Menschen Herzen, wie grausam mich die ausserordentlich verächtliche Begegnungs Art müsse geqwälet haben, da ich gewöhnet war von allen die mich in der Welt kenneten, geliebet, und hochgeschätzet zu werden, auch, den Trieb Ehre zu erwerben, sauer und blutig in allen meinen Handlungen erwiesen hatte. Wie empfindlich es aber falle, wenn man sich mit reinem Gewissen, und ohne inneren Vorwurf strafbarer Handlungen, als den ruchloſesten Uebelthäter mißhandeln, auch alle wahrscheinliche Hofnung sein Recht zu erlangen verloren siehet; erkennet nur der, welchem meine Umstände, unschuldiges Leyden, und harte Unglücks Fälle nicht von Hören Sagen, sondern gründlich, und warhafftig bekannt sind. Ueberdem ist leicht zu schlieſſen, wie schwer es falle Sein Vermögen, Freunde, Caracter, Hofnung, und Glück zu verlieren, und noch dazu bey Reichthum so erbärmlich Hunger zu leyden. Zum äuſſerſten Unglück vor mich, war ich noch dazu verliebt und mit der einigen Tochter des Ungrischen Judicis Curiae Graf Ellerchhazy wircklich versprochen. Was aber diese Leydenschaft im Gefängnis vor Wirckungen habe, mag ein grosmütiger Leser erkennen, um über mein Leyden gerühret zu werden, meine Unternehmungen zu rechtfertigen, und mein fürchterliches Verhängnis zu beklagen. Ich selbst aber faſſete den 1. December den Entschluß meine Freyheit eigenmächtig zu suchen. Mein erster Anschlag ging also dahin die an beyden Thüren sehr einfältig und unvorsichtig bevestigte Krampen, oder Riegel von inwendig auszuschneiden, und, weil in eben dem Gange der zu meinem Gefängnis führete, der Feuerwercker und Marquetenter Namens Lehmann wohnete wo ein beständiger Ein- und Auslauf von Leuten war, folglich meine Schildwacht, die nicht bey meiner Thüre, sondern draußen stand; im dunckeln ohnmöglich darauf acht haben konte, mich des Vortheylles zu bedienen, und hinaus zu schleichen. Hiezu nun brauchte ich ein Messer, und von meinen Schildwachten einen genauen Unterricht, wie man aus der

Citadelle ferner echappiren könne; welches letztere ich auch in wenig Tagen im discours erfuhr, und ſowol im Winter auf der gefrornen Elbe, als im Sommer, weil ich ſchwimmen kann vollkommen möglich erkannte. Ich hatte auch zu anderweitigen Beyſtande alle gute Hofnung auch bereits einen Grenadier auf meiner Seyten, weil aber ein Frantzoſe Nahmens Tourbo mich angab wie ich nehmlich wieder Ordre, mit meinen Schildwachten heimliche Geſpräche hielte; ſo wurden die Wachten verändert und beſondre Grenadiere von der Hauptwacht auf meinen posten detachiret. Welches mich anfänglich ſehr bekümmerte, aber in wenig Tagen deſto mehr erfreuete, da ich eben nach abgelößter Wacht folgende Worte vor meinem Fenſter ſprechen hörete. Ich wollte lieber des Trencks Hunde Junge ſeyn, als mich hier Schuriegeln laſſen. Ich ließ mich hierauf gleich in Unterredung mit ihm ein; und fand einen witzigen, herzhafften, und weil er juſt auf der Wacht parade Schläge bekommen, aufgebrachten, folglich zu meinem Vorhaben gewünſchten Mann. Er erboth ſich auch ſogleich, wenn er wieder zu mir auf die Wacht käme, welches längſtens in 14 Tagen geſchehen müſte ſelbſt meine Freyheit ins Werck zu ſetzen, wenn ich nur aus meinem Kercker hinaus, und ihm ſo viel Geld geben könnte, indeſſen einen Kahn anzuſchaffen, den er vor unumgänglich notwendig erachtete. Weil nun der ganze Ueberreſt von meinen in Danzig ausgeplünderten effecten noch in einem Ringe beſtand, welcher mir gegen 3000 fl. gekoſtet hatte, ſo muſte ich mich entſchlieſſen Ihm denſelben hinaus zu geben, nebſt einem billet an einen Freund in Leipzig, wohin er ihn durch Seine Frau ſchicken, und 1000 fl. darauf empfangen ſollte. Er nahm ihn auch mit heyligſter Verſicherung ſein Wort zu halten, an. ließ mich aber vergebens darauf warten, und kam gar nicht wieder.

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſche Kriegsverfaſſung.

(Fortſetzung.)

Das Weſen des Lehnſyſtems beſtand in dem Ueberlaſſen eines Grundſtückes an einen freien Mann gegen die Verpflichtung zum Kriegsdienſte. Der Genuß des erſtern war der Sold und zugleich die gebührende Ehre, für den letztern und zwiſchen dem Herrn und Vaſallen entſtand auf dieſe Weiſe ein wechſelſeitiges Verhältniß von Treue und Dienſt, ein Schutz- und Trutzbündniß, welches in der allgemeinen Meinung die Zeit der Weihe der Ehre enthielt. Ein beſonderer Lehnseid des Vaſallen an ſeinen Herrn, wobei er niederknieete und ſeine gefaltenen Hände in die des Senior legte, in deſſen Schutz er ſich befahl, drückte das Weſen des Verhältniſſes aus. Fortan war dieſer

zu ſeinem Schutze, jener zum Dienſte auf des Herrn Gebot verpflichtet, und die Treue eine wechſelſeitige. Den Bruch derſelben bezeichnet bereits der Sprachgebrauch als eine ſchlechte, ehrloſe Handlung (Fello heißt ſchon in alter Zeit ein Menſch der keinen Glauben verdient;) — dahin gehörten vornehmlich außer allen Beleidigungen und Kränkungen der Ehre des Herrn, der Ungehorſam gegen deſſen Befehle, ein Verbrechen, das der Natur der Sache gemäß, den Verluſt des Gutes nach ſich zog, welches zur Vergütung der Dienſte beſtimmt war. Denn wenn der Heerbann hauptſächlich nur zur Vertheidigung beſtimmt war, und nur in einem mehrfach dem Orte wie der Sache noch beſchränkten Umfange aufgeboten werden konnte, ſo war dagegen der Vaſall, kraft ſeines Beneficiums, uneingeſchränkt verpflichtet, ſeinem Herrn zu folgen, ſobald ihn dieſer aufrief. Jedoch war auch hier der Dienſt kein ungemeſſener, und die immer günſtigern Bedingungen, welche durchzuſetzen den Vaſallen gelang, führten ſpäter zum Sturze des genannten Syſtems. In dieſer Hinſicht hing Alles von dem Lehnsvertrage ab, durch den der Vaſall in keiner Weiſe die Freiheit verlor. Urſprünglich war die Zeit und Dauer des Dienſtes nicht beſtimmt und dies gerade hatte dem Lehnweſen in den Augen der Könige den Vorzug vor dem Heerbann verſchaffen müſſen. Spätere Rechtsbücher des Mittelalters erwähnen jedoch ſchon der wichtigen Beſchränkung als einer allgemeinen Rechtsgewohnheit, daß der Vaſall auf eigene Koſten nur ſechs Wochen zu dienen verpflichtet ſei, daß er ſechs Wochen vorher aufgeboten ſein und ſechs Wochen nachher Ruhe haben müße. Eben ſo war früher keine örtliche Grenze beſtimmt bis zu welcher die Pflicht der Lehnfolge gehe, ſpäter benutzten die Vaſallen jede Gelegenheit, dieſelbe auf eine möglichſt enges Gebiet einzuſchränken, z. B. innerhalb der Landesgrenzen, oder wie die mainziſchen Vaſallen, auf das Land zwiſchen Baſel und Cöln. Auch trat, wenn der Vaſall den perſönlichen Dienſt zu leiſten verhindert war, an die Stelle deſſelben eine durch Vertrag oder Gewohnheit beſtimmte Auslöſungsſumme, meiſtentheils eine größere oder geringere Quote vom jährlichen Einkommen des Lehngutes. Die Treue hatte ebenfalls inſofern ihr Maß, als der Vaſall, der ſich in den Dienſt eines Herrn ergab, ſich vorbehalten konnte gegen gewiſſe Perſonen, z. B. ſolche denen er ſchon durch das Band der Lehnstreue verbunden war, keinen Krieg führen zu müſſen. Kraft allgemeiner Gewohnheit in allen Reichslanden war der Kaiſer, als die Quelle aller Ehren und alles Rechtes ausgenommen. Anderſeits hielt aber auch ſelbſt die ſtrafende Gerechtigkeit, wenigſtens in älterer Zeit und ehe die römiſchen Anſichten völlig durchgedrungen waren, die Treue des Vaſallen heilig; ein Geſetz des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa erklärt, daß kein Vaſall ſeinen Herrn, der in die Acht gefallen, auszuliefern verpflichtet ſei; er dürfe ihn vielmehr in den Wald geleiten oder ſonſt in Sicherheit bringen helfen und bliebe deshalb ohne Strafe. — Gelöſt konnte endlich dieſes Lehnverhältniß werden, wie es entſtanden war, durch Auflöſung des Vertrages, der es begründete und ſelbſt durch einſeitige Aufkündigung von Seiten des Vaſallen, wenn ſie mit der Zurückgabe der vom Herrn empfangenen Wohlthat (d. h, des verliehenen Lehns) verbunden war.

Der Lehndienſt kam in jeder Weiſe den Bedürfniſſen der Zeit entgegen, in welcher er entſtand. Seit den Einfällen der Ungarn, Normannen, Britonen, und den Kriegen mit den Slaven im neunten und zehnten Jahrhundert, konnte der Heerbann, welcher zum überwiegend größten Theile aus Fußvolk beſtand, und dem kunſtmäßige Kriegsbildung in eben demſelben Maße abging, wie der kriegeriſche Sinn in ihm erloſchen war, in keiner Weiſe mehr ausreichen. Die geſammte Laſt der Vertheidigung fiel jetzt auf diejenigen, die durch ihre Beneficien ſchon früher in den Stand geſetzt geweſen waren, ſich dem koſtſpieligern, längere Uebung und größere Geſchicklichkeit erfordernden Reiterdienſte zu widmen, der außer den Pferden, auch nach der Kriegsſitte der Zeit Eiſenrüſtungen erforderte, auf deren Werth im früheren Mittelalter man aus dem Umſtande ſchließen kann, daß Karl der Große blos die Beſitzer von zwölf Hufen dazu verpflichtet, einen Harniſch zu haben. Auch ein Pferd wurde im Anfange des zehnten Jahrhunderts mit dreißig Joch Landes und einem Hofplatze bezahlt, wobei noch in Anſchlag gebracht werden muß, daß der Dienſt eines vollſtändig geharniſchten und gerüſteten Reiters und ſeiner Knechte vier bis fünf Pferde erforderte. — Die Stärke und Zuverſicht des Heeres konnte alſo nur auf denen beruhen, welche im Stande waren, mit dieſen Kriegsmitteln verſehen im Felde zu erſcheinen, und auch dieſe vermochten gegen die überlegene Reiterei der hereinbrechenden wilden Horden nur dadurch Stand zu halten, daß ſie Jahre lang ſich im Reiterdienſt und Gefecht übten. Von dergleichen ritterlichen Uebungen, die einen eigenen Kriegerſtand vorausſetzen, und zu denen der ärmere Wehrmann weder Zeit noch Beruf hatte, thun bereits die Chroniſten des neunten Jahrhunderts Meldung, und Heinrich I. wagte erſt dann einen entſcheidenden Kampf mit den Ungarn, als ſeine Reiterei durch lange Uebungen dazu herangebildet war, der feindlichen die Spitze zu bieten. — Uebrigens bequemte ſich der Lehndienſt auch jenem andern Bedürfniſſe an, welches die Kriege mit eben dieſen Feinden hervorriefen, — der Anlegung von Burgen und feſten Plätzen. Da dieſe eine beſtändige Hut und Wache erforderten, ſo wurde eine ſtehende Dienſtmannſchaft damit belehnt, und erhielt für dieſe Art des Dienſtes und zu ihrem Unterhalte ebenfalls Grundſtücke, die in der Nähe der Feſtung belegen waren.

Aus allen dieſen Umſtänden mußten ſich mehrere Folgen ergeben, die in Erwägung aller obwaltenden Verhältniſſe ſchlechthin unvermeidlich erſcheinen. Die erſte war das allgemeine Durchgreifen des Lehnſyſtems, dergeſtalt daß ſchon unter den letzten Karolingern wenigſtens im weſtfränkiſchen Reiche der Grundſatz galt, daß jedes Stück des Territoriums ſeinen Senior habe (nulle terre sans seigneur.) Eine zweite Folge des factiſchen Vorzugs des Reiterdienſtes war die größere Ehre deſſelben, und die Geringſchätzung des Fußvolkes, woran ſich ſeit den letzten Karolingern der völlige Untergang des Heerbanns ſchloß. Die Ehre des Kriegers, welche urſprünglich allerdings ein Gemeingut aller Freien geweſen war, zog ſich in einen beſondern Stand, den der Ritter (Milites, Krieger kraft ihres Amtes und Lebensberufes) zurück und bald entwickelte ſich der Grundſatz, daß der, welcher dieſe

Ehre und die damit verbundenen Vortheile, (des Genuſſes der Lehen, auf welchen der ritterliche Dienſt haftete), theilhaft werden wollte, ſelbſt von ſolchen Eltern herſtammen mußte, die dieſelbe Beſchäftigung zum Zwecke ihres Lebens gemacht hatten.

Zugleich entwickelten ſich aber auch die Schattenſeiten dieſes Syſtems, welche ſelbſt der rechtmäßigen Macht der Könige in hohem Grade gefährlich wurden, und endlich den Untergang der auf dem Lehnswesen beruhenden Wehrverfaſſung, eine andere Form des Kriegswesens herbeiführten.

Urſprünglich war jedes Beneficium nichts als eine auf Lebenszeit verliehene Vergütung für den Kriegsdienſt, die mit dem Tode des Vaſallen an den Herrn zurückfiel und dieſen in den Stand ſetzte, durch neue Verleihungen, neue geleiſtete Dienſte zu belohnen, neue Diener an ſein Intereſſe zu knüpfen und den Eifer derer anzuregen, die ihm in Ausſicht auf eine dereinſtige Belohnung ihre Kräfte widmeten. Daß er, wenn ein Vaſall mit Tode abging, vorzugsweiſe das Gut den wehrhaften Erben überließ, war eine Frucht und naheliegende Folge des Wohlwollens gegen den Verſtorbenen. Bald aber ward, was urſprünglich eine Gnade geweſen, eine Gewohnheit und ein Recht, und ſchon in früher Zeit, lange vor dem bekannten Geſetze Konrad's II. hatte die Erblichkeit der Lehen ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, daß Ludwig der Stammler über dem Verſuch, die Kronlehen nach Willkür zu vertheilen, beinahe den Thron eingebüßt hätte, und ſich denſelben nur dadurch ſichern konnte, daß er den Adel in ſeinen Lehen beſtätigte.

An dieſe Erblichkeit der Lehen nun knüpfte ſich nothwendig die Verarmung des Königs, und die daraus hervorgehende Schwächung ſeiner Macht. Es iſt von ſelbſt klar, daß wenn dieſer fortfuhr ſeinen Grundbeſitz an Vaſallen zu vertheilen, ohne daß durch den Tod der letztern die verliehenen Güter an ihn zurück fielen, endlich mit dem Vorrathe an eignem Lande auch die Freigebigkeit aufhören mußte. Dieſe Verarmung iſt in der That der Zuſtand, in dem wir gegen Ende des Mittelalters alle einſt mächtigen großen Häuſer erblicken, welche große und anhaltende Kriege hatten führen müſſen. War dies ſchon eine bedenkliche Stellung, ſo wurde ſie noch mißlicher durch die aus eben dieſem Grunde erwachſende Unabhängigkeit der Vaſallen, die nun im ſichern Beſitze ihres Beneficiums, nach und nach den Dienſt für eine Laſt zu halten begannen, die ſie, wie oben bereits erwähnt, ſo viel als möglich ſich zu erleichtern berechtigt wären. Hatten einſt die Vaſallen den König von dem guten Willen des Heerbanns unabhängig gemacht, ſo bedurfte es wenige Jahrhunderte nach dieſem Zeitpunkt eines neuen Gegengewichtes, welches den König von der immer ſteigenden Uebermacht der Vaſallen befreien, und von ihrem guten Willen unabhängig machen half. Denn auch dieſe hatten nicht blos das Maß ihres Dienſtes höchſt beſchränkt, ſondern auch ihre Hülfe vielfach von ihrem Rathe und ihrer Einwilligung abhängig gemacht.

Ehe dieſe wichtige Veränderung in der Kriegsverfaſſung der germaniſchen Länder hier näher bezeichnet werden ſoll, iſt es nöthig, einer andern Erſcheinung zu gedenken, die ſich in Deutſchland, mehrere Jahrhunderte hindurch

parallel laufend mit dem Lehnweſen entwickelt, und zuletzt mit demſelben zuſammenfließt. Dies iſt die in ihren Folgen ſo ungemein wichtige und intereſſante Miniſterialität.

Die Miniſterialität war ein dem Lehnweſen durchaus analoges, aus derſelben Wurzel hervorgewachſenes Verhältniß. Die erſte Wurzel und Baſis deſſelben iſt die Hörigkeit mit ihren mannigfachen Abſtufungen. Der dem Hofrechte eines Herrn unterworfene Unfreie war urſprünglich, wie oben bereits bemerkt, nicht blos unfähig der Mitgliedſchaft der Landesgemeinde und des echten Eigenthums, ſondern auch des Rechts der Landesvertheidigung und des Tragens der Waffen. Allein dieſe Regel erleidet ſchon frühzeitig bedeutende Ausnahmen. Lag den Herren nach der eben geſchilderten Veränderung der älterern Verfaſſungsverhältniſſe daran, mit einem recht zahlreichen und glänzenden Gefolge von Bewaffneten zu erſcheinen, ſo mußte es nicht ſelten vorkommen, daß ſie die treueſten und zuverläſſigſten ihrer Hausdiener mit Waffen und kriegeriſcher Rüſtung verſahen; Beiſpiele davon finden ſich bereits zur Zeit Karls des Großen. Beſonders häufig mußte dieß bei denen geſchehen, die vormals frei geweſen waren, und ſich im Laufe der Zeit in den Dienſt der Kirchen begeben hatten. Dieſe bewaffneten ſich theils aus eigner Anmaßung, theils in dringenden Nothfällen. „Da aber", ſagt v. Fürth, „ſolche Fälle wiederkehren konnten, die Unfreien zur Vertheidigung ſehr tauglich und zuverläſſig waren, ihnen in der Regel allein Kirchengüter verliehen waren, alſo Lehnmannen zur Unterſtützung fehlten, und der Schutzvogt nicht immer zum Schutze bereit war, einige der Unfreien wirklich Waffen führten, oder ſich dieſes Recht bei ihrem Eintritte in die Unfreiheit ausdrücklich vorbehalten hatten, Prälaten aber wie weltliche Fürſten ſich durch ein ſtattliches Gefolge auszuzeichnen ſuchten, ſo geſchah es bald, daß die Bewaffnung, beſonders der kirchlichen Miniſteralien, allgemeine Regel ward. So entſtanden an den Höfen aller Fürſten und bei allen Stiftern zahlreiche Gefolge, welche aus den Unfreien gewählt waren. Durch ihre Bewaffnung, eine Annäherung an den Stand der Freien, wurde aber das urſprüngliche Verhältniß der Miniſterialen in vielen Punkten verändert, indem dieſe ſie vor" (den übrigen, gemeinen) „Unfreien auszeichnete, und die Urſache mancher andern Vorzüge, beſonders aber einer hohen Achtung wurde." — — —

„Dem Gefolge war eine feſte Verbindung und die größte Vertraulichkeit mit ſeinem Herrn zugeſichert. Der Herr ſtand mit demſelben wie eine abgeſchloſſene Familie da, und die Rechte des Familienoberhauptes ſpiegeln ſich in denjenigen des Herrn ab, wie die der Familiengenoſſen in denjenigen der Mannen. So ſtand der Herr als Schützer und Vertreter ſeiner geachteten Leute da, und an deren Zuſtimmung war er in den meiſten ſeiner Handlungen gebunden. Die Mannen waren ſeine beſtändige Umgebung, ſeine Freunde und Rathgeber, ſeine Unterſtützung, ſelbſt" (durch ſeine freiwillige Unterwerfung) „ſeine Richter in einzelnen Fällen. Das Gefolge ſelbſt ſtellte mit dem Herrn die Vorſchriften auf, welche für beide Theile gegen einander Recht ſein ſollten, die Beſtimmung über die Verbindlichkeit beider, das Verfahren, welches in einzelnen Fällen ſtattfinden ſollte. Dieſes war der Urſprung

eines beſondern Rechtes für die Miniſterialen, eines Hofrechtes im Gegenſatz zum Landrechte, als es nicht in der Verſammlung der freien Genoſſen ſondern unter dem Vorſitze eines Herrn, unter deſſen Leuten feſtgeſetzt war, eines Dienſtrechtes im Gegenſatze zum Hofrechte" (der Vaſallen oder freien Lehnträger) „als es durch das angeſehene unfreie Gefolge und blos für dieſes als gültiges Recht aufgeſtellt war, während die nicht zum bewaffneten Gefolge gehörigen niedern Unfreien nach andern, unter dem Vorſitze ihres Herrn, entweder durch dieſen allein, oder mit Zuziehung anderer Unfreien, beſtimmten Regeln beurtheilt wurden. Natürlich war es, daß unter die Vorſchriften für das unfreie Gefolge, Regeln für das freie mit aufgenommen wurden, ſo wie jene nicht ohne Einfluß auf dieſe bleiben, daher die Verwandtſchaft des Dienſtrechtes mit dem Lehnrechte, und ſo manche beiden Rechten gemeinſame Beſtimmungen. Wie die freien Mannen wachten auch die Unfreien ſorgfältig über ihre Rechte, wie dieſe handhabten ſie dieſelben. Bei Beſtrafungen, bei Rechtsſtreitigkeiten ſehen wir das Gefolge handelnd auftreten, gewiſſe Regeln müſſen beobachtet werden, keine Willkühr darf ſtattfinden, der Herr hat nur den Vorſitz im Gerichte, Genoſſen finden Recht. Dieſes iſt ebenfalls eine weſentliche Eigenthümlichkeit der Miniſterialität; ein eigenes Recht, wodurch ſie weder den Freien gleichſtehen, noch auch mit den übrigen Unfreien verwechſelt werden können."

Wie das freie Gefolge der Vaſallen, ſo erlangten auch die unfreien Miniſterialen für ihre Dienſte frühzeitig Beneficien, und jene wie dieſe wurden nur zu beſtimmten Dienſten verpflichtet. Aber ſie konnten nicht, wie freie Lehnmannen, ihre Verpflichtung gegen ihren Herrn lediglich vom Beſitze eines Beneficium abhängig machen, da ſie als unfreie Leute immer noch beſondern Beſchränkungen unterworfen blieben. Dagegen wurde der Grundſatz der Erblichkeit, der ſich im Lehnweſen entwickelt hatte, auch ſchon frühzeitig auf die Miniſterialen angewendet. Auch hier wie bei den übrigen Ständen war es natürlich, daß bei einer ſtandesgemäßen Ehe, die beſondern Rechte ſo wie die beſondern Verpflichtungen des Standes von den Eltern auf die Kinder übergingen, und daß dieſe, da ſie ſich überhaupt als Erben ihrer Eltern anſahen, auch auf die Erbſchaft aller ihrer Verhältniſſe Anſpruch machten. — Wie die eigentliche Lehnstreue, ſo ging auch das Dienſtverhältniß der Miniſterialen vom Vater auf den Sohn über. Weil aber dieſes an kein beſonderes Lehn gebunden war, ſo war es mehr in der Weiſe erblich wie die Unfreiheit, nur daß es auch für die Miniſterialen ſeine beſondern hohen Vortheile brachte.

Wie im Mittelalter überhaupt unter allen an Lebensweiſe und Beſchäftigung gleichen Leuten das Beſtreben hervortritt, ſich zu Genoſſenſchaften auszubilden und abzuſchließen, ſo findet eben daſſelbe unter den unfreien Miniſterialen ſtatt. Die eines einzelnen Herrn ſtanden als eine für ſich abgeſchloſſene Familie da, dieſe einzelnen Familien ſahen ſich als Genoſſen an. Bei ihnen war ja ein gemeinſchaftliches Ringen nach größerer Macht und ausgedehntern Rechten, ein gemeinſames Streben ſich den Freien zu nähern, und von den Unfreien, aus deren Mitte ſie hervorgegangen waren, ſich ab-

zuſondern. Bewaffnung, eine ehrenvollere Stellung, beſondere Rechte begünſtigten ſie in dieſem Streben, und ſo entſtand aus den ſich für Genoſſen haltenden Mitgliedern einer beſondern Art von Unfreien, ein neuer Stand der Miniſterialen. Ihrem Begriffe nach ſind dieſe alſo die unfreien, waffenfähigen Hausdiener des Kaiſers und der Fürſten, welche in einem erblichen, rein perſönlichen Abhängigkeitsverhältniſſe ſtehen, und nach einem beſondern Dienſtrechte beurtheilt werden, und den Uebergang von der Unfreiheit zur Freiheit bilden.

An dieſen beſondern Stand waffenfähiger und das Waffenhandwerk ausübender Männer, knüpft ſich nun die ſo tief in das Leben wie in die Geſinnung des Mittelalters greifende Idee des Ritterthums. Die Gebundenheit eines Dienſtes, und das koſtbare Vorrecht der Freien, die Bewaffnung, vereinigen ſich in dieſem Stande, ähnlich wie bei den heutigen ſtehenden Heeren, auf eine eigenthümliche Weiſe, und dieſe Miſchung ſcheinbar widerſprechender Verhältniſſe wird dort wie hier, die Baſis einer ausgebildeten, ehrenhaften und kriegeriſchen Geſinnung. Das Waffenrecht, welches allen Unfreien ſtreng unterſagt ſein ſollte, wurde ausnahmsweiſe dem unfreien geachteten Gefolge eines Herrn verliehen, und ward allmählig ein weſentliches Merkmal der Miniſterialität. Dieſem Rechte verdankten die Miniſterialen ihre Auszeichnung ſelbſt vor den niedern Freien, jene hohe Würde die ihnen zu Theil wurde, die Ritterwürde, wodurch ſie, nach Vernichtung auch der letzten Spur ehemaliger Unfreiheit, zu einem niedern Adel werden konnten. Daher kam es aber auch, daß ſie unter den Heerſchilden eine beſondere Stelle einnahmen, und dadurch wichtig als beſonderer Stand auftraten. Es iſt nichts natürlicher, als daß in einem tapfern, kriegeriſchen Volke, der rüſtige waffenfähige Mann manche Vorzüge genießt, die ſelbſt Unfreien zu Theil werden, welche im Kampfe Ruhm erworben haben; aber niemals erlangte ein Stand edler Krieger größere Auszeichnung, eine größere allgemeine Achtung, als in jenen Zeiten, in welchen das Ritterweſen blühet." — Waren die meiſten in den Städten entſtandenen Genoſſenſchaften und Verbrüderungen auf einen beſtimmten Ort oder eine beſtimmte Zahl von Gliedern eingeſchränkt, ſo bildete die Ritterſchaft, wie die Geiſtlichkeit, eine große, ſich über die ganze Chriſtenheit erſtreckende Corporation, welche alle waffenfähigen Männer, Vaſallen wie Dienſtleute umſchloß. Als gemeinſamer Mittelpunkt derſelben galt der römiſche Kaiſer, von welchem alle Bewaffnung wie jede kriegeriſche Ehre auszugehen ſchien. „Geiſtlichkeit und Ritterſchaft ſind einander nachgebildet, und ſelbſt der Name milites, militantes wird zur Bezeichnung beider gebraucht, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich jene Krieger Gottes, der Kirche, der Heiligen zu nennen pflegen. Zur Entſtehung der Ritterſchaft aber bedurfte es wohl kaum der Kreuzzüge und der Kämpfe mit Sarazenen und ſlaviſchen Volksſtämmen, derſelbe Grund, welcher Schutzgilden und Handwerkerinnungen in allen Ländern germaniſcher Völker hervorrief, war es auch, dem die Ritterſchaft ihr Daſein verdankt. Allerdings mögen die Kreuzzüge Einiges dazu beigetragen haben, daß die genoſſenſchaftliche Verbindung, die Gleichſtellung der Ritter aller Völker, allgemeiner anerkannt

wurde, aber unſtreitig trugen noch manche andere Gründe, welche von jenen unabhängig ſind, zu der Ausbildung des Ritterthums ſelbſt bei."

Dieſe hohe Achtung der Ritterwürde war die Veranlaſſung, daß nicht allein Vaſallen und Miniſterialen ſich um dieſelbe bewarben, ſondern, daß ſelbſt Kaiſer und hohe Fürſten ſich dadurch geehrt fühlten, ähnlich, wie auch heutzutage Prinzen und ſouveräne Herren militairiſche Grade nicht verſchmähen, wiewohl dieſelben ihrem urſprünglichen Begriffe nach, auf Dienſt und Abhängigkeit deuten. Daß Jeder übrigens die Würde ſeines Standes bewahrte, war die Sorge Aller; ritterlich ward ehrender Beiname. Zugleich darf nicht überſehen werden, daß das Fehderecht (urſprünglich ein Gemeingut aller Freien) ein Vorzug derer wurde, welche dem Ritterſtande angehörten, und das Waffenrecht beſaßen, während die nicht ritterlichen freien Leute es, als Einzelne wenigſtens, verloren. — Alle dieſe Rechte und Ehren endlich waren erblich, jedoch in der Weiſe, daß uralter germaniſcher Sitte zu Folge, erſt der Enkel des Mannes, der ſich zuerſt dem Kriegerſtande widmete, rittermäßig war, während andrerſeits auch hier der Beweis der ritterlichen Herkunft als die weſentliche Bedingung des Ritterſchlages angeſehen wurde.

Ueber das Verhältniß der Miniſterialen zu ihren Herren iſt zunächſt zu bemerken, daß außer Kaiſer und Reich nur weltliche und geiſtliche Fürſten befugt waren, eigentliche Dienſtmannen, im oben entwickelten Sinne zu haben. Waren dieſe gleich unfrei, ſo war doch der Charakter dieſes Dienſtes ſelbſt, trotz aller Gebundenheit höchſt ehrenvoll und würdig. „Das Verhältniß der deutſchen Unfreien" ſagt v. Fürth „gegen ihren Herrn war durchaus von dem der römiſchen Sklaven unterſchieden; ſie waren die Familie ihres Herrn, dieſer der Vorſteher einer großen Familie, welche für den Mangel perſönlicher Selbſtſtändigkeit hinreichende Vergütung in der Freundſchaft und in dem Vertrauen, ſo wie in dem beſondern Schutze ihres Herrn fand. Groß waren die Pflichten der Herren, welche für die Rechte ihrer Leute wachen, für ihre Sicherheit und paſſenden Unterhalt ſtets ſorgen mußten. War die Lage der niedern Unfreien der Vorzeit keineswegs ſo hart, als man ſie zuweilen aus thörichter Ueberſchätzung der Gegenwart und Unkenntniß der Vergangenheit zu ſchildern ſucht, da die wichtigen Verpflichtungen ihres Herrn allenthalben Anerkennung fanden, ihr Loos ein glänzendes, gegen dasjenige der unglücklichen Sklaven unſrer Zeit, mögen ſie dem Egoismus halbroher Krämerariſtokaten in Fabriken, oder hartherzigen ſtädtiſchen Wucherern auf den zerſtückelten Theilchen eines noch vor 50 Jahren blühenden Landſitzes fröhnen müſſen, — ſo läßt ſich doch das Verhältniß der niedern Unfreien, durchaus nicht der Stellung der ritterlichen, Achtung gebietenden Dienſtleute, die ſelbſt vor geringern Freien einen Vorzug behaupteten, und ſich den Edlen immer mehr näherten, vergleichen." Beſonders wurde das Gefolge der Miniſterialen durch die ehrende Vertraulichkeit des Herrn gehoben. Sie waren deſſen beſtändige Begleiter, die Hüter ſeiner Söhne, ſeine Rathgeber in allen Verhältniſſen. Schon der Name Bruder, welchen Herren ihren Mannen gaben, deutet darauf hin, daß dieß Verhältniß nichts mit knechtiſcher Abhängigkeit gemein hat. Großentheils wohnten die Dienſtleute in der Burg

ihres Herrn, oder doch nicht weit von ſeinem Hofe, und die entfernter wohnenden ſammelten ſich beſonders um ihren Herrn, von dem ſie ehrenvoll empfangen, beſchenkt, zu Tiſche geladen wurden. Ueber die Bewirthung eines Jeden bei ſolcher Gelegenheit gab es auch wohl beſondere Beſtimmungen. — In älterer Zeit, wo noch keine feſten Zunamen entſtanden waren, nannte ſich nicht ſelten das Gefolge nach ſeinem Herrn, und die Fälle ſind ziemlich häufig, daß auch ſpäterhin Miniſterialen denſelben Namen führen, wie ihre Herren. So gingen Freundſchaften und Feindſchaften der Herren auf ihre Dienſtmannen über, und um die Kirchenbuße für jene deſto eindringlicher zu machen, wurden dieſe zuweilen angehalten, daran Theil zu nehmen. Dieſe beſtändige und uneigennützige Treue des Dienſtmannes dauerte ſelbſt über das Leben hinaus, und den ermordeten Herrn zu rächen, wurde für eine ihm obliegende Ehrenpflicht gehalten.

Seinerſeits war dagegen der Herr dem Dienſtmanne nicht blos zu kriegeriſcher Unterſtützung, zur Hülfe gegen ſeine Feinde verpflichtet, er war nicht blos gehalten ihn vor drohender Gefahr zu ſchützen, und Unbilden, die jener erlitten, zu rächen, ſondern er mußte auch für den Lebensunterhalt und die nöthigen Bedürfniſſe, ſo wie für Kleidung und Waffen ſeines Dienſtmannes ſorgen. Ihm lag die Erziehung ſeiner Kinder ob, er durfte denſelben in keiner Noth verlaſſen, beſonders aber war er verpflichtet ihn dann gehörig zu unterſtützen, wenn er durch Altersſchwäche oder körperliche Gebrechen unfähig geworden war ſeinem Vermögen vorzuſtehen. Auch ſuchte der Herr nach ſeinem Tode den Dienſtmannen Vortheile zuzuwenden, und hinterließ ihnen nicht ſelten einen Theil ſeines Vermögens, oder brachte den Kirchen Opfer für das Seelenheil verſtorbener Dienſtleute dar. Die Erben des verſtorbenen Herrn ſuchten dann die Freundſchaft und Vertraulichkeit der Miniſterialen ſorgfältig zu erhalten, „ſie ſahen die Treue jener als wichtige Erbſchaft an, ihre Treue war Erbtreue, ewige Treue.“ — Und weil der Herr in den Söhnen ſeiner Dienſtleute eine ehrende Stütze für den Ruhm und die Macht ſeines Geſchlechtes ſah, ſo wurde ſchon in den älteſten Zeiten den Hausdienern dieſelbe Erziehung mit den Söhnen ihres Herren zu Theil, und nur die perſönliche Würde ſtellte die letztern höher. Der Bildung der Söhne der ritterlichen Dienſtleute wurde alſo die gleiche Sorge wie derjenigen der Söhne ihrer Herren gewidmet.

Die von den Miniſterialen zu leiſtenden Dienſte waren doppelter Art: Hausdienſte und Kriegsdienſte. Zu jenem Behufe waren ſie unter die vier Hausämter getheilt, die ſchon in der älteſten germaniſchen Zeit vorkommen: der Truchſeſſ, der Marſchall, der Kämmerer und der Schenk. Die Dienſte beeinträchtigten die Ritterwürde keineswegs, ſie verliehen im Gegentheil einen Manne noch höhern Werth, denn dieſe Aemter ſind von großer Wichtigkeit, ſtehen in hohem Anſehn, und führen deshalb den Namen der vorzüglichſten Aemter, der Fürſtenämter. — Dennoch hielten die Dienſtleute die Kriegsdienſte für ihrer Ritterwürde angemeſſener, und für rühmlicher als die, allerdings auch ehrenvollen Hausdienſte, wozu noch das Streben des unfreien Gefolges kam, ſich dem freien, welches von ſeinen Lehen nur Kriegsdienſte

verrichtete, gleichzuſtellen. Aus dieſen und andern Gründen treten daher auch in ſpäterer Zeit die Hausdienſte zurück, und ſpätere Dienſtrechte erwähnen derſelben nicht mehr. — Jedweder Dienſt aber war genau beſtimmt, und konnte nicht nach der Willkür des Herrn, ſondern nur nach feſten Vorſchriften, nur unter gewiſſen Bedingungen und eine genau abgemeſſene Zeit hindurch verrichtet werden. Dieſes galt insbeſondere auch vom Kriegsdienſte. Freilich waren die Mannen zu jeder Zeit verpflichtet ihrem Herrn zu dienen, wenn er des Schutzes gegen einen Angriff bedurfte, außerdem aber lag ihnen nur die im Dienſtrechte, als dem urſprünglichen Vertrage, in Hinſicht der Zeit und der Art und Weiſe genau beſtimmte kriegeriſche Dienſtpflicht ob, und wenn der Herr über dieſe hinaus etwas verlangte, ſo mußten die Dienſtleute die Fehde ſelbſt, von der die Rede war, gebilligt, und als gerecht anerkannt haben.

Uebrigens war, wie ſich aus dem Obigen ergiebt, auch dieſe Art des Dienſtes eben ſo wenig unentgeltlich, wie der der Vaſallen. Nicht blos, daß die Dienſtleute Nahrung, Kleider, Koſtbarkeiten und ſonſtige Geſchenke verlangten, nicht blos, daß der Herr ſeinem Miniſterialen für alle Dienſte, wozu dieſen die Geburt und das Dienſtrecht nicht verpflichteten, beſondere Vergütung ſchuldig war, — ſondern das unfreie Gefolge machte wie das freie, ſchon in früher Zeit Anſprüche auf ein eigentliches Beneficium, und es wurde Regel, daß jeder Dienſtmann ein ſolches für ſeine Dienſte erhielt. Nichts deſtoweniger bleibt trotz dieſes Umſtandes, welcher Vaſallen und Miniſterialen einander ſehr nahe rückt, eine bedeutene Verſchiedenheit zwiſchen beiden beſtehen. „Die Dienſtleiſtung und die ganze Verbindlichkeit der Vaſallen iſt lediglich vom Beſitze ihres Lehens abhängig, und wegen deſſelben ſind ihre Pflichten beſonders beſtimmt; das Lehen iſt die Urſache des Verhältniſſes der Vaſallen; dagegen ſind die Miniſterialen (als Unfreie) zu beſtimmten Verpflichtungen geboren, müſſen auch, ehe ſie ein Beneficium erhalten haben, ſich zum Dienſte ihres Herrn darbieten, und eine beſtimmte Zeit in der Hoffnung eines ſolchen unentgeltlich dienen, dann erſt wird ihnen ein Beneficium ertheilt, aber ſelbſt dann wenn ſie kein ſolches erhalten, wenn ſie von ihrer Dienſtpflicht befreit werden, hören auch nicht alle Folgen ihres Verhältniſſes für ſie auf; ihre Pflichten ſind genau beſtimmt, und werden nicht durch beſondern Vertrag über ihre Beneficien bedingt." — Auch finden noch andere Verſchiedenheiten zwiſchem dem Beſitze nach Lehnrechte und nach Hofrechte ſtatt, darin jedoch kamen beide überein, daß ſie zu gleicher Zeit erblich wurden.

Später, in der letzten Hälfte des dreizehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, fließen durch das immer mehr zunehmende Anſehn der Dienſtleute, und ihre endliche Gleichſtellung mit den Freien, beide Inſtitutionen, Lehnrecht und Miniſterialität, zuſammen, und gehen dann, als Stücke der Kriegsverfaſſung mit einander in den Soldheeren unter.

In den bisher geſchilderten Verhältniſſen des Lehn- und Miniſterialweſens liegen bereits die Keime des nothwendigen Unterganges dieſes ganzen Syſtems. Die Macht der Dienſtleute und Vaſallen hatte einen Gipfel er-

reicht, wo entweder ſie eine rückläufige Richtung nehmen oder die fürſtliche Macht ganz untergehen mußte. Der Dienſt war in einer Weiſe gemeſſen, beſchränkt und von dem Willen der Dienenden abhängig gemacht worden, daß er unmöglich mehr dem Bedürfniſſe der Herren entſprechen konnte, die zu ihren Kriegen andere Streiter brauchten als ſolche, die umkehrten, wenn ſie eine beſtimmte Grenze erreicht, oder eine beſtimmte Zeit im Felde gelegen hatten. So beſaßen, um vieler andern Beiſpiele nicht zu gedenken, die Dienſtmannen der Herzöge von Oeſterreich das doppelte Vorrecht, nicht außerhalb der Grenze der Markgrafſchaft, und nicht länger als einen Monat zu dienen. Letzteres war eine im Reiche ziemlich weit verbreitete Gewohnheit. Wenn die Fürſten oder der Kaiſer eine Leiſtung über dieſe Pflicht hinaus begehrten, ſo erlangten ſie deren Verwilligung blos kraft beſonderer Verhandlung und Verträge, mußten dafür anſehnliche Geldvergütungen leiſten, oder ihren Mannen neue Rechte einräumen, und endlich in offenen Urkunden bekennen, daß die Dienſtleute und Vaſallen mehr als ihre ſtrenge Pflicht gethan, und ihnen die feierliche Verſicherung geben, daß dieſe Gutwilligkeit den Gewährenden nie zum Nachtheil gereichen, noch auch auf den Grund oder unter Vorwand derſelben die alten Privilegien geſchmälert werden ſollten.

Außer dieſer jedenfalls unbequemen Beſchränkung des Herrn, die in vielen Fällen noch durch das den Vaſallen zuſtehende Urtheil über die Rechtmäßigkeit der Fehde erhöht war, mußte aber auch die immer wachſende Koſtſpieligkeit des Dienſtes der Vaſallen und Mannen die Herren zuletzt auf eine andere Kriegsverfaſſung denken laſſen. In der urſprünglichen Idee des Lehnweſens liegt es, daß das als Beneficium verliehene Gut ſtatt alles Lohnes und Soldes gelten ſoll; nach und nach wurden jedoch noch außerdem unter mannigfachen Vorwänden, von den Vaſallen Belohnungen aller Art in Anſpruch genommen, die einem wirklichen Solde gleich kamen. Denn entweder machten ſie Anſpruch auf einen Theil des Löſegeldes der Gefangenen oder der Beute, oder forderten einen Erſatz für unmittelbar oder mittelbar erlittenen Schaden, oder bedungen ſich ausdrücklich für den, über ihre ſtrenge Pflicht zu leiſtenden Dienſt einen eigentlichen Sold aus. Eben ſo machten umgekehrt die Dienſtmannen, welche urſprünglich ihren Herren für Lebensunterhalt und Geſchenke gedient hatten, im Laufe der Zeit auch auf eigentliche Beneficien Anſpruch. Die Folge dieſer immer geſteigerten Forderungen war, außer der, daß nach und nach der Grundbeſitz der Herren in die Hände ihrer kriegeriſchen Mannſchaft überging, auch noch die immer wachſende Verſchuldung und Verarmung der Fürſten. „Wir wiſſen aus Urkunden," ſagt Kurz in ſeiner Schrift über Oeſterreichs Militair-Verfaſſung, „wie hoch der unerſchütterliche König Johann von Böhmen, der Burggraf von Nürnberg und viele Andere dem ohnehin ſtets geldarmen König Ludwig von Baiern ihre geleiſteten Freundſchaftsdienſte angeſchlagen haben. Dadurch wurde er gar oft in ſo große Verlegenheit verſetzt, daß er ſich genöthigt ſah, kaiſerliche Privilegien feil zu bieten, Gnaden zu verkaufen, und anſehnliche Städte und Diſtrikte des Reichs auf viele Jahre oder auf ewige Zeiten zu verpfänden. Und eben ſo ſehen wir in unſerer vaterländiſchen Geſchichte, daß ſich

auch unſere Landesfürſten wie die übrigen in Deutſchland beinahe vor oder nach jedem Kriege genöthigt ſahen, Güter zu verpfänden oder zu verkaufen, und ſich mit ungeheuern Schulden zu beladen, um es nur dahin zu bringen, daß ihre Grafen und Ritter ſich herbeiließen, länger als einen Monat, und auch auf fremdem Boden bei ihnen auszuhalten, und um hintennach denſelben Schadenerſatz zu leiſten. Dadurch wurden die Landesfürſten gar oft in große Verlegenheit und Hülfloſigkeit verſetzt, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ihrem Adel ſehr theure Opfer mit Gütern oder Privilegien zu bringen, und ihm Vorrechte einzuräumen, die ſchon wieder den Keim zu neuen Forderungen enthielten, welche im Drange harter Umſtände ebenfalls erfüllt werden mußten."

Unter dieſen Umſtänden lag ein Ausweg ſehr nahe, der ſich wie einſt das Lehnſyſtem als Auskunftsmittel gegen die Unzulänglichkeit des Heerbanns, auf ganz naturgemäße Weiſe von ſelbſt darbot: Annahme eines Heeres gegen Sold, blos für die Dauer eines beſtimmten Krieges; — ein Mittel, welches den dreifachen Vortheil darbot, daß dem Herrn die Koſten der Unterhaltung der Dienſtmannen im Frieden erſpart, er auf dieſem Wege der Vertheilung des Reſtes ſeines Grundbeſitzes unter Vaſallen und Miniſterialen überhoben, und endlich das Heer in ein, ſeinem unumſchränkten Gutbefinden unterworfenes Werkzeug verwandelt ward, deſſen Eigenwille und widerſtrebende Sprödigkeit fortan nicht mehr zu fürchten war, wenigſtens ſo lange der Sold regelmäßig bezahlt wurde.

(Schluß folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Wochenschau.

Herr Thiers hat seinem Kaiser nicht wehe thun wollen; es waren im Grunde nur sanfte Vorwürfe, die er Napoleon machte, daß derselbe nicht in dem Augenblicke, wo „ein Ereigniß von großer Tragweite sich vollendete", dem Haupte des kecken Staatsmannes die Ideen entnahm, nach denen man jenen Moment ausbeuten könne. Wäre Herr Thiers gefragt worden, so hätte man keinen „Fehler" begangen. Thiers wie Girardin sind schmollende Liebhaber, dergleichen in imperialistischen Epochen, welche ja stets die Zeiten der politischen Coquetterie sind, emporzuwachsen pflegen. Girardin's Zeitungsartikel war eigentlich nur das in's Kaiserliche übersetzte Guitarren-Ständchen eines schmachtenden Seladon; und des Herrn Thiers Rede war das oratorische Girren des Verschmähten, der endlich doch noch erhört zu werden hofft.

Die Rolle Richelieu's schwebt Herrn Thiers vor. Er will die alte Lehre befolgt wissen, daß Frankreich nach Deutschland hineinzumarschiren hat, so oft sich dort der Prozeß vollzieht, der, in bestimmten Perioden unausbleiblich wiederkehrend, das politische Leben des deutschen Volkes zu bedingen scheint, — so oft der Norden gegen den Süden reagirt, — so oft eine Spaltung eintritt, die nach heißen Kämpfen eine erhöhete Einheit gebiert. Und nicht blos bis Richelieu wollte Herr Thiers zurückgreifen, er stieg bis zum Throne Karls des Großen, ja bis zu den Schrecknissen der Völkerwanderung hinauf. Wie Karl der Große das südliche Deutschland zum Schemel seiner Macht brauchte, wie er von da aus den starren Nordgermanen, den hartköpfigen Sachsen bekriegte, so hätte auch der Kaiser nach dem Herzen des Herrn Thiers ein westfränkisches Imperatorenthum errichten und die Furcht des Südens als Stiege seiner constituirenden Gewalt benutzen, er hätte jenes „Gleichgewicht" stiften sollen, welches nur deshalb so herrlich stimmt, weil alle Gewichte in Einer Hand vereinigt sind.

Doch das sind eben nur Phantasieen eines Bereuenden, dem „was er von der Minute ausgeschlagen, keine Ewigkeit zurückbringen wird." Herr Thiers sitzt an den Gewässern, die an ihm vorbeigerauscht sind, ohne daß er ihnen das Bett vorschreiben durfte. Und wenn er sie jetzt noch lenken zu können glaubt, so begeht er den Geniestreich jenes Handwerksburschen, der die Hand vor die Quelle der Donau steckt und vergnügt ruft: Wie werden sich die Wiener wundern, wenn nun plötzlich die Donau ausbleibt.

Frankreich war im vergangenen Sommer durch Italien geblendet. In-

dem Preußen das Programm, welches Napoleon unvollendet gelaſſen hatte, in die Hand nahm und durchführte, war Frankreich durch den Zauber ſeiner eigenen Idee befangen. Und als Franz Joſeph die venetianiſche Republik dem Kaiſer Napoleon zum Geſchenke machte, da mußte die Wucht des koſtbaren Präſents den franzöſiſchen Monarchen erſt recht darniederdrücken. Statt ihn thatenluſtig zu ſtimmen, mußte ihn dieſer Alp an das Märtyrerlager ſeiner Ideen feſſeln, welches von den verworrenen Bildern eines ängſtlichen Glückes, einer glücktäuſchenden Bedrängniß umgaukelt war. Eine märchenhafte Thatſache hatte dem Kaiſer den Schatz zugeworfen, nach welchem er ſieben Jahre früher zu greifen nicht gewagt. Das „Frei bis zur Adria“ ſtieg wie ein Tiſchchen-decke-Dich vor ihm auf, ohne daß er einen Finger zu regen gebraucht. Mußte er nicht satisfait ſein? Mußte er nicht meinen, daß, wenn er nur fortfahre, möglichſt paſſiv ſich zu verhalten, neue Wunder zu erwarten wären?

Die italieniſche Einheit alſo leiſtete uns in kritiſchem Augenblicke die beſten Dienſte.

Was Preußen mit Italien ausgerichtet, das wird Früchte tragen. Preußen nahm Italien nicht im Namen einer Einheitsſchwärmerei bei der Hand, ſondern im Hinblick auf einen weitreichenden politiſchen Plan: Preußen hat der apenniniſchen Halbinſel nur deshalb zur Erfüllung eines langjährigen Traumes verholfen, weil es den König von Italien zum Eingreifen in die orientaliſche Frage reif zu machen hatte. So lange Italien nach Venedig hin offen lag, ſo lange alle ſeine Aengſte und Hoffnungen dorthin gravitirten, — ſo lange konnte ſich Victor Emanuel nicht diplomatiſch bewegen. Er war abhängig von der Wiener Hofburg, er war abhängig von der Freundſchaft und von den hemmenden Rathſchlägen Napoleons. Mit dem Augenblick jedoch, wo die venetianiſche Thür zugeſchlagen ward, durfte Victor Emanuel als freier Herr ſelbſtſtändigen Plänen nachgehen. Ja, von da an konnte Italien, falls ſeine Projecte ſich nach der praktiſchen und vernünftigen Richtung wendeten, die Politik Oeſterreichs und Frankreichs beeinfluſſen, ſtatt daß es bis dahin das geleitete geweſen. Indem nunmehr Italien die Partei der orientaliſchen Chriſten ergreift, übt es in der That auf ſeinen bisherigen Protector einen Druck aus, durch welchen beide gehindert werden, in diejenige Manier der orientaliſchen Politik, die ſie vor zwölf Jahren befolgten, einzulenken. Im Jahre 1855 zählte Italien bei den Berechnungen, nach denen ſich das Verhalten der Mächte regelte, kaum mit; und wenn man damals dem Könige Victor Emanuel Gelegenheit gab, als Alliirter der Weſtmächte ein Armeecorps nach der Krimm zu ſenden, ſo faßte man die Rolle des Königs von Sardinien höchſtens als die eines Lakaien auf, dem man, damit er die Stühle trage und untergeordnete Verrichtungen übernehme, den Zutritt zur geſchichtlichen Bühne geſtatte; heute aber iſt der Stuhlträger zu einem Acteur herangewachſen, der nöthigenfalls — und wegen Heiſerkeit der Hauptmitglieder der Truppe — in das Heldenfach hineingreifen kann.

Herr Thiers will denn auch nichts von Italien wiſſen. Italien zählt ihm nicht zu den Bedroheten, die Frankreich um ſich verſammeln ſolle; es

zählt nicht zu den Mühſeligen und Beladenen, denen Frankreich die Sänftigung des geſchichtlichen Joches verheißt. Vielmehr ſteht England jetzt unter den preßhaften Geſtalten obenan, die Herr Thiers durch Frankreichs Brudergruß zu beglücken wünſcht. Herr Thiers jedoch belaſtet Frankreich mit einer Aufgabe, die ſeine letzten Kräfte in Anſpruch nehmen und es in eine Hinfälligkeit verwickeln könnte, welche ſeine Verantwortung ſteigern, ſeine Thatfähigkeit gänzlich erdrücken würde. Er verſucht es, einen Coloß in Bewegung zu ſetzen, der ſich während des letzten Jahrzehnts viel zu ſehr in die Rolle des Zuſchauers hineingeſenkt hat, als daß er dieſelbe ſo leicht wieder abzuſchütteln vermöchte. Wie der franzöſiſche Kaiſer, ſeit er von der Höhe von Solferino hinuntergeſtiegen, den europäiſchen Dingen mit der Liebhaberei eines Rechenmeiſters gefolgt iſt, welcher vor lauter Calculs nicht mehr zur Action kam, ſo betrugen ſich die Britten den Ereigniſſen gegenüber wie Theatergäſte, die von der Loge aus nur noch durch Ziſchen oder Beifallsklatſchen einen höchſt äußerlichen Antheil an dem Schauſpiel der Geſchichte kund gaben. Sie waren vollkommen in dieſe Sorte von Weltanſchauung verrannt; ja ſelbſt als die Geſchichte an ihrer eigenen Logenthür anklopfte, als die Ereigniſſe nach brittiſchem Terrain hinüberwanderten, als ſich aus dem feniſchen Faſtnachtsſpiel ein aufrühriſcher Ernſt entwickelte, haben ſie auch dieſe Scenen nur mit der Neugier von Dilettanten betrachtet, die ſich fragten, was wohl dabei herauskommen würde.

Die Fenier mögen Phantome ſein, ein conſpiratoriſches Dunſtgebilde, welches, mit dem Säbel zertheilt, kein Blut läßt, aber gerade hierdurch ſind ſie gefährlich, weil hinter den wechſelnden Nebelbildern, die ſich immer wieder trotz alles Hauens, Stechens und Schießens zuſammenfügen, ſehr körperliche Intereſſen ſich präpariren und in einem Momente, wo der Engländer es vielleicht kaum ahnt, zu einem Stoße wider Großbritannien ſammeln können. Die Fenier ſind ein vorgeſchobener Poſten Amerika's. Sie verkündigen eine iriſche Republik, ſie gehorchen den Erlaſſen einer proviſoriſchen Regierung, welche, was ihre reelle Macht betrifft, eben ſo gut mit dem Mann im Monde frühſtücken, als an einem Biertiſche in Limerick ſitzen könnte. Die proviſoriſche Regierung wird jedoch eine ganz concrete Geſtalt, wenn Amerika ſie anerkennt, wenn die gewandten Leute zu Waſhington ſie als kriegführende Partei begrüßen und wenn die abenteuernden Yankees ſich von der iriſchen Regierung Caperbriefe ausſtellen laſſen, um auf die Handelsſchiffe Englands zu fahnden. Dann wird ſich zeigen, daß Großbritannien durch jenes Phantom gelähmt und zu einer europäiſchen Allianz nicht mehr fähig iſt.

Die Zerfahrenheit, die wir ſomit in England und Frankreich beobachten, eröffnet uns die Ausſicht, daß es uns gelingen wird, unſer Werk der Conſtituirung des Bundes ohne fremde Störung zum Ziele zu führen. Zugleich enthält ſie für uns eine Mahnung, daß wir jenem Verfall gegenüber etwas Feſtes und Dauerhaftes begründen.

Sicherlich ſind die Reden, welche wir bis jetzt von liberaler Seite vernommen haben, alleſammt recht gut gemeint und die grundrechtlichen Amendements, mit denen man uns überſchüttet, bezwecken die Wohlfahrt des

deutſchen Volkes; aber weit kommen wir hierdurch nicht. Es iſt dem Volke herzlich wenig damit gedient, daß die Durchſchnittsphraſe, auf welche ſich nunmehr der politiſche Freiſinn reducirt hat, immer und immer wieder vorgetragen werde. Was uns die Parteiführer bieten können, das findet ſich im Katechismus eines jeden Zeitungsſchwätzers, und es bedarf wirklich keines Parlaments, damit dieſes Glaubensbekenntniß ſtets von Neuem aufgefriſcht werde.

Ohne Zweifel muß jedes Volkshaus, beſonders wenn es allein ſteht, und nicht zu einer nebengeordneten Körperſchaft, welche die eingewurzelten Autoritäten, die traditionellen Intereſſen, die corporativen Willensrichtungen vertritt, gleichwie zu einer Quelle der Realpolitik ſeine Zuflucht nehmen kann, in eine Heimſtätte der Phraſe ausarten. Es fehlt der Hintergrund. In einem alleinſtehenden Volkshauſe verwiſchen ſich die Farben, wie man das ſchon bei unſerem Reichstage beobachten kann. Alles zeichnet ſich am Ende grau in grau, da die elektriſche Reibung und Spannung, welche den Farbenton erzeugt, in Abweſenheit eines Oberhauſes, mangelt. Das preußiſche Abgeordnetenhaus, in welches das Herrenhaus mit ſeinem preußiſch-patriotiſchen Willen hineinſtrahlte und hineinwirkte, war eben durch dieſes Wechſelverhältniß eine ſo lebensvolle und intereſſante Verſammlung.

Der Reichstag, als conſtitutionelles Unicum, würde darauf beſchränkt ſein, ſchablonenmäßige Schemas zu machen; ordentliche Geſetze entſpringen aus dem Ineinandergreifen des Volksorgans und des Repräſentativkörpers, der die dauernden, überlieferten, ſtändigen Gewalten darſtellt.

Die Vereinſamung des Reichstages muß vermieden werden. Und wirklich haben wir bereits die Andeutung vernommen, daß bei der ferneren Entwickelung der deutſchen Verfaſſungsſache, ſich wenigſtens einige Trabanten um den Reichstag gruppiren werden. In dieſer Hinſicht dürfte die Rolle, welche Graf Bismarck dem Zollvereine bei der parlamentariſchen Einigung aller deutſchen Staaten angewieſen hat, noch nicht ſo eingehend erwogen worden ſein, wie ſie es verdient. Der Miniſter bemerkte, daß es, ſobald man die Regelung der Verhältniſſe des Nordbundes zu den ſüddeutſchen Staaten in die Hand nimmt, beſonders darauf ankommen wird, für die gemeinſamen Zollangelegenheiten Organe zu ſchaffen, welche dem Norden und dem Süden gemeinſchaftlich ſeien, daß ein „Zollparlament" keine verächtliche Sache ſei, und daß ein ſolches allmälig im Stande ſein werde, auch die anderen Gebiete der Geſetzgebung ſich anzueignen. Graf Bismarck fügte zwar hinzu, er könne zunächſt die Wirkſamkeit jener gemeinſchaftlichen Organe nur in unbeſtimmten Umriſſen zeichnen, doch iſt das, was er geſagt hat, deutlich genug, um uns die Zuverſicht einzuflößen, daß das inſtitutionelle Wirken des deutſchen Geiſtes nicht zum Stillſtande verurtheilt ſei.

Bis jetzt iſt es mit dem Zollverein folgendermaßen beſchaffen: Die frühere Form, wonach der Verein ausſchließlich auf dem Vertragsboden ſtand und wonach ſeine Politik durch Tractate zwiſchen den Fürſten geregelt wurde, iſt untergegangen. Zum Theil iſt der Zollverein dem völkerrechtlichen Boden entrückt und auf das conſtitutionelle übergegangen, da die commerziellen An-

gelegenheiten Norddeutſchlands künftig nicht mehr durch Verträge unter den Fürſten, ſondern durch Beſchlüſſe der parlamentariſchen Vertretung regulirt werden ſollen. Zum Theil iſt der Zollverein aber auch auf dem internationalen Gebiete geblieben, da ſeine Exiſtenz, ſoweit die Mitgliedſchaft der ſüddeutſchen Staaten in Betracht kommt, noch auf Verträge mit den einzelnen Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands angewieſen iſt. Hat er ſich daher nach der einen Seite hin conſolidirt und vereinfacht, ſo hat er ſich ſcheinbar nach der anderen Seite hin gelockert und complicirter geſtaltet; denn mit den ſüddeutſchen Regierungen beſteht er nur noch auf halbjährliche Kündigung, und die Form iſt bis jetzt nicht geſchaffen, in welcher die ſüddeutſchen Staaten bewogen werden ſollen, demjenigen beizuſtimmen, was etwa in handelspolitiſcher Hinſicht von dem Norddeutſchen Parlament beſchloſſen wird.

Aber grade dieſe ſcheinbare Schwierigkeit wird ein Motiv mehr liefern, um die verfaſſungsmäßige Bahn, in welcher ſich der Zollverein fortan zu bewegen hat, zu ebnen. Es iſt allerdings richtig, daß an und für ſich kein Zwang denkbar iſt, durch welchen man die ſüddeutſchen Fürſten anhalten könnte, ſich den commerziellen Beſchlüſſen des Norddeutſchen Parlaments einfach unterzuordnen. Ebenſowenig iſt es ſtatthaft, daß ihnen das Recht eingeräumt werde, die Ergebniſſe der Verhandlungen des Norddeutſchen Parlaments durch ein Veto, welches ihnen freilich bis jetzt vertragsmäßig gehört, umzuſtoßen. Das einzige Zwangsmittel wäre die halbjährliche Kündigung, die man wie ein Damoklesſchwert über ihren Häuptern müßte hängen laſſen. Aber abgeſehen von der gewaltſamen Natur dieſes Mittels, welches noch dazu, öfter angewandt, ſeine Eindrucksfähigkeit verlieren könnte, iſt zu bedenken, daß commerzielle Verhältniſſe einen Zuſtand des Zweifelns, des Schwankens und des immerwährenden Proviſoriums nicht ertragen können, weil hierdurch den Berechnungen des Kaufmanns und der Induſtriellen der erforderliche feſte Rückhalt entzogen wird. Ueberdies würde dem Einfluſſe Oeſterreichs, welches ja auch ſeine handelspolitiſchen Pläne hat und welches ſchon längſt danach trachtet, ſich mit Süddeutſchland commerziell zu einigen, eine Chance eröffnet werden, wenn man die Süddeutſchen an den Gedanken gewöhnte, daß ſie aller ſechs Monate ihren Verbleib bei dem Zollverein oder ihren Zutritt zu einem öſterreichiſchen Zollverbande zum Object eines diplomatiſchen Schachers machen könnten.

Es iſt alſo nöthig, daß auch für Süddeutſchland in Zollſachen ein conſtitutionelles Organ geſchaffen werde, welches zunächſt mit dem norddeutſchen Parlament parallel laufen könnte. Man würde etwa die Ernennung von Ausſchüſſen aus den ſüddeutſchen Kammern beantragen, die ſpeciell ein Commiſſorium zur Beſchlußfaſſung über Zollvereinsangelegenheiten erhalten würden. Doch dies dürfte nur ein erſter Schritt ſein. Jener Parallelismus müßte baldigſt der Cooperation Platz machen, damit diejenige Gemeinſamkeit, welche ja die materiellen Intereſſen Nord- und Süddeutſchlands beherrſcht, auch ihren verfaſſungsmäßigen Ausdruck finde. Die ſüddeutſchen Ausſchüſſe hätten direct mit einem Comité des norddeutſchen Parlaments in Verhandlung zu treten, beide Organe hätten ſolchergeſtalt die Anträge vorzubereiten, welche

die Zollsachen betreffen. Wer darf leugnen, daß die Fragen, die bei all diesen Organisationen auftauchen, äußerst schwierig sind? Jedenfalls würden zu guter Letzt die Verhandlungen durch Ausschüsse und Comités, welche eine gar zu verfängliche Verwandtschaft mit dem österreichischen Delegirtenproject haben, nicht genügen: man würde nach einer vollkommneren parlamentarischen Einigung streben, man würde jenes „Zollparlament" constituiren, welchem Graf Bismark das Prognostikon stellte, daß es allmälig auch die anderen Gebiete der Gesetzgebung an sich nehmen werde. Hierdurch würde dann wieder eine Verschiebung der Competenz des speciell norddeutschen Vertretungskörpers geschehen, gleichwie bei der Errichtung des Reichstages die Befugnisse des preußischen Landtages an Umfang verloren. Doch, so verwickelt diese Aufgaben aussehen, so sind sie immer ein Beweis der erfreulichen Thatsache, daß die deutschen Verfassungsverhältnisse sich im Fluß befinden, nnd daß sie die geistigen Kräfte unseres Volkes auf die gesundeste Weise in Contribution setzen. Mit einem Staatsmanne, wie Graf Bismarck an der Spitze, darf uns nicht die Schwierigkeit einer Aufgabe schrecken.

Zunächst, wie gesagt, genügt es uns, zu wissen, daß die Verfassungsarbeit, durch ihre innere Dialektik angeregt, sowohl der Stockung als auch der Einförmigkeit entgehen wird. Käme es dahin, daß das Zollparlament den ursprünglichen Reichstagskörper und die Trabanten absorbirte, so würde sofort wieder die gestaltende Kraft sich an der Einrichtung eines Oberhauses versuchen.

Eine solche Schöpfung wird auch durch die Erwägungen der vaterländischen Sicherheit empfohlen. Wir haben nachgewiesen, welchen Erschütterungen Europa durch den Kampf zwischen dem St. Peters-Stuhle und St. Petersburg entgegengehe; wir haben gezeigt, mit welcher Zerfahrenheit die Mächte in diesen Conflikt eintreten. Jedes Volk wird nach seinem inneren Gehalte geprüft werden. Da gebietet es sich, daß man alle geistigen Güter, welche die Nation besitzt, sammele und auf eine constitutionelle Weise bei dem Geschick des Volkes betheilige. Darf der Reichstag nicht vereinsamt werden, so darf man auch die Fürsten, den Adel keineswegs isoliren. Nicht der geringste Theil des sittlichen und historischen Reichthums der Nation besteht in ihren alten und fürstlichen Familien, in ihren corporativen Traditionen, die vielleicht durch die liberale Gleichgültigkeitsphrase überwuchert sein mögen, die jedoch nur eines geringen Anstoßes bedürfen, um dem ganzen Volksleben eine vornehmere und zugleich kräftigere Haltung mitzutheilen. Ein Oberhaus, welches die Sommitäten des Volkes zur Gesetzberathung heranzöge, wird erst die Verfassungsarbeit, mit der wir beschäftigt sind, vollenden.

Der Segen, den wir aus dem Kriege des vergangenen Jahres davongetragen, besteht darin, daß uns zum Bewußtsein gelangt ist, wie sehr die Neubegründung Deutschlands, von welcher unsere Größe oder unser Untergang abhängt, das Ergebniß der gesammten Kraftanstrengung sein müsse. Keiner darf ruhen, keiner sich einer beschaulichen oder grollenden Muße hingeben. Und was wir vollbringen, soll etwas Gutes sein.

Die Mystiker.

Biographische Skizzen von Sigismund Wiese.

37.

Während Conrad diese Confession — die nach Inhalt und Form schon in seiner Anschauung fertig gewesen — auf das Papier geworfen, war die Nacht verronnen; seine Studirlampe erlosch, der späte Tag schaute grau herein, und erst jetzt empfand der Dichter, wie bitter kalt inzwischen sein Zimmer geworden. Vorsorglich trat die alte Schwester herein, auf's Neue verwundert über die Regellosigkeit solches Lebens, das sie trotz jahrelangen Zusammenwohnens mit dem Bruder nicht wohl konnte gewöhnt werden. Sie beschied sich, auch heute des Weitern nichts zu bemerken, ordnete persönlich geräuschlos umsichtig die Herstellung des Gemaches an und ging. In völliger Würdigung ihrer liebevollen Thätigkeit, auch in dem Nachklange des eben verfaßten Gedichts blickte ihr Conrad in Rührung, in Dank und Liebe nach, trat in seine Kammer zurück, toilettirte wie er gewohnt war rasch, eifrig, kehrte zurück, und saß schon wieder zur Revision seines Poëms am Studirtisch in dem nun aufgeräumten, erwärmten Gemach, als seine Schwester selbst mit dem Frühstück erschien, und ihm zwei so eben durch die Post eingegangene Briefe übergab.

Wenn Hedwig nicht wie im Gedicht persönlich erschienen, sie hatte geschrieben; die zweite Adresse war von der Hand des Grafen Heinrich von Culm. Beide Briefe wurden zum Anlaß eines gänzlichen Wechsels von Conrads äußerem Lebensgeschick. Er sollte nun aus dieser in geistiger Hinsicht fast gänzlichen Isolirtheit und aus den zu großen, bürgerlichen Engen in freiere, anziehendere Verhältnisse übergehen. Indessen konnten auch diese geistigeren Bezüge ihn mit der Welt, wie sie steht und geht, nur im allgemeinen Sinn verbinden, den er einzig angemessen erachtete für Charaktere und Bestrebungen, die über die Gegenwart zu hoch hinausgingen, als daß sie unmittelbarer in dieselbe hätten einwirken können.

Der Brief Hedwigs lautete so: Ich schreibe in der schmerzlichsten Erschütterung. Noch ist mein ganzes Leben verschlungen in das Leid und Sterben meines vortrefflichen, lieben, innigst geliebten, hochverehrten Vaters. Schon in den Monden daher klagte der sonst so kräftige, ja blühend schöne Mann — wie oft, Conrad, haben wir an seinem Anschauen uns gefreut, erfrischt — — er klagte nun über schlimme, furchtbare Nächte — und auf die Mahnungen der Aerzte und meiner Angst hörte er nicht; denn — nach seiner Art mußte das Leben in Geschäft und Muße aus dem Vollen fortgelebt werden: er wollte in ein Phlegma, in ein Niveau sich nicht finden, auf welchem so viele rüstige Menschen zu hohen Jahren kommen. „Muthet mir lebendigen Tod nicht an, daß ich einem zeitigeren, wirklichen Tod entkomme,"

ſagt' er, „auch ich armſeliger Menſch muß wirken und leben, ſo lang' es Tag iſt; die Nacht kommt, da Niemand wirken kann." Und die Nacht kam. — Er hatte den Tag hindurch angeſtrengt gearbeitet, alsdann wie er pflegte reichlich dinirt; am Abende ſah' er auch heute, der höchſt wohlwollende, leutſelige Mann, ziemlich viel Geſellſchaft bei ſich; es ward muſicirt, geleſen, converſirt, getanzt. Während des letzten Tanzes, eine Quadrille war's, ſaß ich einen Moment ausruhend bei ihm auf dem Divan. Ich war froh des Anblicks meines ſtattlichen Vaters, der in heiterem Behagen den ſchönen Verſchlingungen der anmuthigen Geſellſchaft zuſahe, vorzüglich nach der erleſenen Muſik hinhorchend, die den reizenden Tanz beſchwingte. Plötzlich bebt der ſtarke, große Mann ſchrecklich in ſich zuſammen; ich fahre jach auf: „was iſt?" Er war todtblaß, faßte ſich aber in demſelben Moment, ſahe mich tief gut, mitleidsvoll an, ſtand auf, winkte mir heftig zurückzubleiben und verließ mit feſtem Gange den hellen, luſtigen Saal. Wie ich die Geſtalt im Rücken geſehen, ließ mich ein furchtbares Bangen nicht bleiben; ich trat aus und eilte ihm nach auf ſeine Zimmer. Ich fand ſeinen alten Leibdiener verwirrt, betäubt daſtehen — Mein Vater lag todt auf dem Sopha. Wunderentſetzen, wie mir war — es riß mich in die Kniee, ein namenloſer Schmerz ſauſ'te durch mich hin, durch Geiſt, Seel', Nerv, Adern — ich war an der Grenze des Lebens, ja darüber weg. — Die herbeigerufenen Aerzte verſuchten noch an dem leichenblaſſen Mann — wiederholter Blutſchlag hatte ihn getödtet. Ich kann nichts weiter ſagen, Conrad. Ich ſehe deiner Ankunft entgegen.

Graf von Culm ſchrieb ihm Folgendes: Mein Conrad, ich vermiſſe dich ſchmerzlich, ich erſehne dein Wiederſehen. Kannſt, willſt du es nicht möglich machen, mich nach meiner Rückkehr in die Reſidenz dort heimzuſuchen, dort an Seiten meiner Schweſter, die dir tief verpflichtet iſt wie ich ſelbſt. Die mikrokosmiſchen Verhältniſſe, in denen du lebſt, widerſprechen deinem Geiſt und Charakter auf das grauſamſte. Du kannſt trotz deiner Univerſalität dich mit den dortigen Sterblichen nicht in erquicklicher Weiſe unterhalten. Du gehörſt in das großgeſchichtliche Leben hinein. Kunſt, Philoſophie, Literatur, unſere allerheiligſte Religion ſelbſt ſollten in den entſprechendſten, geiſtigen Formen dich tragen, erfriſchen; in einer Metropole iſt dein Ort, ſie, das Haupt denkt, empfindet, regiert, indeſſen die andern Theile des geſellſchaftlichen Organismus mehr den kleineren Genoſſenſchaften eignen. Am Fuße des Gebirgs nimmt ſich deine Figur nicht aus, du gewinnſt dein Anſehen nur auf den Höhen. Gedenk' ich, wie viele Fähigkeiten des kräftebegabten Menſchen nicht haben zur Geſtalt kommen können über deine herbe Vereinſamung und Verlaſſenheit — es iſt zum Weinen. Doch wie du biſt, ſo biſt du frei und groß und — ſo herrlich haſt du an mir dich bewährt! Siehe, du weißt es, daß ich früh mit der Natur habe brechen müſſen. Sie hielt mir nicht Wort weder im Sittlichen, weder im Schönen, ich ward des Gegenſtandes beraubt. Mit den künſtleriſchen oder denkſeligen Illuſionen der Beſten mochte und konnte ich über dem Abgrund mich nicht ſchwebend erhalten; noch weniger durfte ich unter dem Geſichts-

punct der bloß unwirklichen, nicht zu verwirklichenden, eigentlich kahlen Humanität an die naturaliſtiſche, hohle Bildung des Zeitalters, an ein verfeinertes Spießbürgerthum verfallen. Freiheit und Nothwendigkeit entbehrten mir gleich ſehr des Inhalts. Die ſogenannt genialen, auf Idolatrie erbauten Verhältniſſe zerſetzte mein Geiſt in ihrer götzendieneriſchen Nichtigkeit. Das bürgerlich kirchliche Philiſterweſen in ſeinem derben und doch geſpenſtigen Schein widerſagte mir ganz. Wie weiterleben wußte ich nicht, und alles wandelte ſich mir in Fluch. Daß ich wider eine Welt, die auf Lebensernſt trotzt und doch in dem Nichtigen ſpielt, in der Wahrheit ſtand, war unumſtößlicher als dieſe Erde, dieſer Himmel, die in ihrem Wechſel und Wandel eine Theophanie nicht ſein können, weil ſie den Geiſt nicht adäquat offenbaren in der ſich ſelber gleichbleibenden Geſtalt. Leer war mein Leben, ich zum Zähneklappen wach, doch wahr — auf meiner Bahn lag Verzweiflung und Tod. — Nun ward mir deine Begegnung; du fandeſt mich vorbereitet, ich war vorbereitet. So nahm ich, wo erboten ward, und ich ergriff, was uns gegeben worden. Du riſſeſt die kirchengeſchichtlichen Hüllen hinweg, die mir den Gottesſohn, den Menſchenſohn abſcheulich verhüllten, du ließeſt mich ſeinen Geiſt vernehmen, wieſeſt mich auf die Schrift und ſie zeigte mir ſein Reich. Die ſchlechterdings hohle Bildung Aller, die nicht auf dieſem, dem gegebenen Grunde baut, war mir längſt kein Geheimniß mehr — mir aber hatt' ich nun den wirklichen, den wahrhaftigen Gehalt gefunden, die Freiheit in Liebe, die heilige, erfüllte, ſich in ſich genugſame Welt. Nun war ich hochgeſchäftig mit meinen Fragen, denn alles in mir drängte zur Bethätigung. Durch jahrelange Arbeit habe ich mich feſtgeſtellt für meinen Beruf, in den politiſchen Sphären je nach den Forderungen des chriſtlichen Geiſtes, den ich bekenne, eine Stätte umfaſſender Wirkſamkeit zu gewinnen. Heute, mein Geliebter, kehre ich in das Elternhaus zurück. In den neuen Verhältniſſen, die mich erwarten, werde ich ſchlicht mich geben wie ich bin; in gleicher Art haben meine Schriften ſchon mich eingeführt. Wenn ich wider die Meinigen ſelbſt, wider den Miniſter, meinen Vater, alsdann wider den Fürſten, ſeinen Hof und ſeine Diener einen Erfolg erringe, ſo ſoll unſere Idee in der Staatsgeſellſchaft einen kräftigen, ſo Gott will, wirkſamen Vertreter haben; reüſſire ich nicht, dann werden Wege ſich finden laſſen, in freierer Geſelligkeit und weiteren Verbindungen, jedenfalls doch in der Literatur meinem Geiſte Geltung zu ſchaffen. — Von Adolph! Erfuhrſt du Näheres über ihn? Ein Gerücht ſagt, daß er nach vielen widerſtrebenden Geſchicken auf die Staatscarriere renoncirt, und mit ſeiner Schweſter, über die ein wunderſam hoher Ruf ergeht, zurückgezogen auf ſeinen Gütern lebe. Mir ſchrieb er nicht. — Leo's Verhältniſſe ſchienen äußerſt geſpannt, äußerſt drohend — auch von ihm nur Gerüchte! — O komme du! Hinweg nur aus dem kleinen, engen Leben! Entreiße dich dem Druck des Verkehrs mit dieſen Tageweſen. — Ach Conrad, daß du frei aufathmen dürfteſt in der köſtlichen, unerſetzlichen Gemeinſchaft von Geiſtes- und Geſinnungsgenoſſen.

38.

Obgleich Conrad mit dem ſtrengen, herben, ja leidenſchaftlichen Schmerz Hedwigs in ſeinem liebevollen Gemüth tief ſympathiſirte, auch wohl durch die Vorſtellung ergriffen ward, wie gewaltig dieſer Todesfall auf ſeine bürgerliche Lage und Zukunft, auf ſein Weltglück einwirken mochte, ſo hatten doch ſeine freieren Bezüge zu den Freunden für ihn dieſelbe Macht, wie die affectionirte Rückſicht auf ſein Einzelgeſchick. So erforderte es ein längeres Nachdenken nicht, daß er für jetzt vorzog, erſt dann zur Hedwig zu eilen, wenn er Heinrich, deſſen Geſchick ihm hochgefährdet erſchien, wiedergeſehen. Der entſchiedene Brief des Jünglings, deſſen heroiſcher Charakter, ließ ihn durchgreifende Handlungen befürchten, die den ungeſtümen Grafen ohne Frommen an den Rand des Verderbens bringen mußten. Er wollte rathen, ihn zurückhalten, und — alsbald fand er auch für ſeine Abſicht die entſprechenden Mittel.

Aus der Grundanſicht Conrad's, daß das Chriſtenthum in ſeinem Kern von den Zeitgenoſſen nicht einmal erkannt, viel weniger erlebt werde und gelebt, folgte mit Nothwendigkeit, daß eine Wirkungsweiſe ſpecifiſcher Chriſten nur in den geiſtigſten Beziehungen gegeben ſei, durch das freie Wort in der Literatur und ihr Beiſpiel im Leben; anders müſſe die Gegenwart ſie zurückſtoßen, ja die doch Nichtswirkenden opfern, weil eben die Zeit in ihren herkömmlichen Beſtimmtheiten Chriſten, die es wahr und wirklich ſind, nicht faſſe, nicht verſtehe. Seine Anſicht, daß das Myſterium des Chriſtenthums fremd ſei in der heutigen Welt, meinte er durchgreifend beſtätigt zu ſehen in Staat und Kirche, Literatur und Leben, und im Einzelnen bezeugten dieſelbe ſein eig'nes Lebensloos ſowohl, als Leo's Geſchick, und das Geſchick Adolph's. Adolph's Geſchichte, zwar in milderen Verhältniſſen als Leo's entſetzliche Schickſale, legte doch klar vor Augen, daß das Weſen des Chriſtenthums unmittelbar nicht eingänglich zu machen iſt in die heutige durch und durch naturaliſtiſche Zeit, daß es ein Opfer ohne Frommen ſei, wenn man auf ſolchen Wegen für die Idee ſich gäbe. Conrad hatte die Hiſtorie ſeines jungen Freundes, deren Materialien ihm Adolph je und je in einem vertrauten Briefwechſel mitgetheilt, kunſtmäßig dargeſtellt: vorzüglich dies Manuſcript ſollte ihm zum Anhalt dienen einer äußerſten Polemik wider den Vorſatz des Grafen Culm, mit der chriſtlichen Idee in rein practiſchen Gebieten reformatoriſch herauszugehen. Es galt, den thatkräftigen, ſtürmiſchen Jüngling von einem ſolchen nichts frommenden Angriff auf die Geſellſchaft zurückzuhalten, den dieſe ohnfehlbar je nach ihrer Kraft und Macht furchtbar rächen mußte. Heinrich's Charakter war zwar ſo ſchroff nicht als Leo's Sinn; Leo mehr Dogmatiker ſtand ganz im Glauben, Heinrich mehr Humaniſt neigte der Liebe zu; auch waren die Lebensumſtände Heinrich's milder, als es diejenigen Leo's geweſen: das tragiſche Geſchick des Letztern ſchien für jenen nicht zu befürchten. Verglichen aber mit Adolph, der nur um ſeines ruhigeren, erwägenden Charakters willen äußerlich frei aus dem genannten Conflict mit der Welt hervorgegangen, erſchien Heinrich viel anfaſſender, leidenſchaftlicher,

durchdringender, und dem feurigen Grafen drohte ein ähnlicher Zusammenstoß den Verlust der Freiheit, wo nicht des Lebens.

Conrad's Entschluß, den Freund sofort heimzusuchen, war gefaßt. Er rüstete unmittelbar zur Reise, nahm aus seinem vielen Manuscript den Roman, welcher die Geschicke Adolph's behandelte, an sich, und trat zum Ade in die Zimmer seiner Verwandten. Mit seiner liebenswürdigen Offenheit und Freundlichkeit gab er ihnen an den erzählten Ereignissen Theil, nannte die Ursache seiner plötzlichen Abreise, nahm von der treuen Schwester mit nassen Augen Abschied, ward von seinem freundlichen, jungen Verwandten zur Eisenbahn begleitet, schied von ihm unter herzlichen Küssen, der heranbrausende Zug nahm ihn auf, und führte ihn der Residenz zu — woselbst Heinrich Tags zuvor eingetroffen, von seinen Eltern solenn, von seiner Schwester Marianne mit Innigkeit empfangen.

Ende des ersten Theils.

Die deutsche Kriegsverfassung.

(Schluß.)

In den damaligen Zeitverhältnissen waren außerdem noch verschiedene Umstände gegeben, die diese große Umwälzung, (welche freilich, wie die Entstehung der Lehnsverfassung, nur ganz allmälig und im Laufe mehrerer Jahrhunderte vor sich ging,) vermittelten und begünstigten. —

Zu allen Zeiten waren edle Männer und Freie freizügig gewesen, und hatten, wenn ihnen in der Heimath ehrenvolle Beschäftigung oder Unterhalt oder ein Dienst, der ihnen beides gewährte, entging, von diesem Rechte den Gebrauch gemacht, Abenteuer in fremden Ländern und einen Herrn zu suchen, der sie zu Krieg und Beute führte. Waren durch die Kreuzzüge Viele verarmt, so mußte begreiflich die Zahl dieser fahrenden Krieger im spätern Mittelalter bedeutend gewachsen sein. Ihr Bedürfniß nach einem Herrn, der ihnen Sold und Unterhalt gewährte, kam dabei dem oben geschilderten Bedürfnisse der Herren: Soldtruppen zu haben, die geringere Ansprüche machten als Vasallen und Dienstleute, auf halbem Wege entgegen. Früher waren aus ähnlichen Elementen die Gefolge und aus diesen neue Völker entstanden. Jetzt, wo alles Land bereits seinen Herrn hatte, waren die Dienstsuchenden mit temporären Verhältnissen, die der nächste Friedensschluß wieder auflöste, zufrieden. Auch gewährte eine solche unstäte Lebensweise, die dem abenteuerlichen Sinne besonders zusagen mußte, anderweitige Vortheile, von denen unten die Rede sein wird; bei der immer steigenden Bevölkerung in Deutschland wie in ganz Europa konnte es auch nicht an Personen niederern

Standes (wie Knechte, entlaufene Hörige, herrenloſe Menſchen aller Art) fehlen, die daſſelbe Bedürfniß auf dieſelbe Bahn leitete. Dieſe Beſtandtheile bildeten den Stoff, aus dem die erſten Soldheere entſtanden, und jeder neue Krieg mußte dieſelben wie eine Lawine vergrößern. Dazu kam die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eintretende Veränderung in der Art des Kriegsdienſtes. Die Kriege mit den Schweizern hatten gezeigt, daß die ſchwere Rüſtung der geharniſchten Reiter, leichtbewaffnetem Fußvolk gegenüber, auch ihre bedenklichen Schattenſeiten hatte, ſpäter erforderten die Einfälle der Huſſiten und der Türken größere Heere, als nach der bisherigen Lehnsverfaſſung ordentlicher Weiſe aufgebracht werden konnten. Dies führte auf die Nothwendigkeit des Fußdienſtes zurück, den man ſeit dem Untergang des Heerbannes vernachläſſigt hatte, und den die Ritterſchaft ihrer kriegeriſchen Würde nicht für angemeſſen hielt. Die Städte endlich kamen bei dem immer ſteigenden Reichthum ihrer Bürger, und den vielfachen Kämpfen, in die ſie mit Fürſten und Adel verwickelt wurden, auch frühzeitig auf den Gedanken Soldtruppen anzunehmen, damit durch den täglichen Krieg die Geſchäfte des Friedens und die bürgerlichen Gewerbe nicht gänzlich gehemmt würden, und die ganze Laſt des Krieges nicht auf die, freilich zum Kriegsdienſt verpflichteten Bürger fiele. Schon im Jahre 1256 verhießen die Städte am Rhein und in der Wetterau in dem Bündniſſe, worin ſie ſich anheiſchig machten nur den als König anzuerkennen, der von den Kurfürſten einmüthig gewählt wäre, zu gegenſeitiger Unterſtützung Söldner und Schützen anzunehmen. Kriegserfahrne Ritter waren ihnen zu dieſem Behufe beſonders willkommen. So gewann, um unter zahlloſen Beiſpielen nur eines anzuführen, die Stadt Speier den Ritter Johann von Lichtenſtein für ihren Dienſt; der ihm am St. Eliſabethentage des Jahres 1280 gegebene Beſtallungsbrief beſagt, daß er dem Rathe und den Bürgern von Speier ein Helfer ſein wolle bis zum nächſten Tage der Erſcheinung Chriſti und noch ein Jahr, gegen alle Feinde, die ſie jetzt haben oder bis dahin haben werden. Alle Gefangenen wolle er der Stadt überliefern, daß dieſe mit ihnen nach ihrem Gefallen verfahre, ausgenommen ſeinen Bruder und die Söhne des Bruders ſeiner Mutter, welche, wenn ſie gefangen würden, nicht mit dem Tode beſtraft werden ſollten. Nach Ablauf des Jahres und Beendigung ſeines Dienſtes als Stadthauptmann, werde er dennoch den gedachten Verwandten (dieſe hatten vornehmlich die Stadt bedroht) nicht beiſtehen, wenn bis dahin zwiſchen ihnen und der Bürgerſchaft noch keine Beilegung des Zwiſtes ſtattgefunden habe. Die Stadt erſetzt ihm Waffen und Pferde, welche dem von Lichtenſtein im Kampfe und auf der Verfolgung im Dienſte der Stadt verloren gehen würden; dagegen wolle er die Stadt nach Beendigung des Jahres nicht weiter wegen des etwa erlittenen Schadens angehen, auch ſeine Söldner nie anders als für die Stadt und gegen deren Feinde anführen. Für dieſe Dienſte empfing er in Voraus hundert Pfund Heller und verkaufte der Stadt ſeinen Antheil an der Burg Lichtenſtein (von wo aus die Bürger beunruhigt waren) für eine eben ſo große Summe.

Auch das Lehnweſen ſelbſt half in zweifacher Weiſe eine Brücke in das

Syſtem der Soldheere ſchlagen. Oft ward demjenigen, der den Solddienſt für ſeiner Ehre nachtheilig erachten mochte, (obgleich die Freiheit hier nicht wie bei der Miniſterialität geſchmälert ward,) eine Geldſumme, ganz in der Weiſe wie eine unbewegliche Sache, zu Lehn gegeben, wofür er Kriegsdienſte verſprach und das ganze Verhältniß die Form und den Anſchein des Feudalnexus gewann. Als ein Beiſpiel dieſer Art wird bereits der Fall erwähnt, daß Robert von Flandern im Jahre 1101 dem Könige Heinrich von England für viehrhundert Mark Silbers, womit ihn dieſer belehnte, huldigte und mit fünfhundert Rittern dem Könige zu dienen verſprach. In ähnlicher Weiſe ward auch Graf Wilhelm von Holland von König Johann von England für ſich und ſeine Erben mit vierhundert Mark belehnt, um dem Könige bei feindlichen Landungen in England beizuſtehen. Ein Beiſpiel derſelben Art kommt noch im vierzehnten Jahrhundert vor, wo Albrecht Herzog von Oeſterreich, Philipp dem Schönen für ein Geldlehn huldigte, und Kriegshülfe gegen deſſen Feinde verſprach. Nahm hier der Vertrag über den Solddienſt, die in jener Zeit am meiſten gangbare, dem Lehnſyſtem entlehnte Form an, ſo trug ein anderer in eben dieſer Verfaſſung begründete Umſtand nicht minder dazu bei, den Uebergang dieſes Syſtems in jenes zu vermitteln. Es war dies die Auslöſung, mit welcher der Vaſall ſich von dem wirklichen perſönlichen Dienſte loskaufen konnte. Fürſten und Kriegsherren mußte eine ſolche Geldzahlung deshalb wünſchenswerther ſein, weil ſie ihnen die Mittel zur Anwerbung von Söldnern gewährte, die aus den oben entwickelten Gründen höher als die Lehntruppen geſchätzt wurden; der niedere Adel dagegen begann, ſeitdem durch die Soldheere, in denen ſich die Standesunterſchiede allmälig verwiſchten, die alten Begriffe von der Ehre des Ritterdienſtes geändert waren, in vielen Ländern ebenfalls Loskaufung dem perſönlichen Dienſte vorzuziehen, und dieſer Umſtand vollendete endlich im ſiebenzehnten Jahrhunderte den Untergang der letzten Spuren der auf dem Lehnweſen beruhenden Kriegsverfaſſung. Schon im Jahre 1160 hatte Heinrich II. von England die Ablöſung des Dienſtes ſeiner Vaſallen in Gelde gefordert, um dafür Söldner anzunehmen. In Deutſchland dagegen wurde eben dieſes Auskunftsmittel erſt im dreißigjährigen Kriege ſtehende Regel, und bald nachher zwiſchen den Landesherren und der Ritterſchaft eine beſtimmte Ablöſungsſumme für jedes zu ſtellende Lehnpferd verabredet. „Kurbrandenburg," erzählt Stenzel S. 286, „bot ſeine Vaſallen noch 1610 zu perſönlichem Erſcheinen auf, da der Adel kleine ſchwache Klepper, oder auch Kutſcher, Vögte, Fiſcher und dergleichen Lumpengeſindel bei der vorigen Muſterung anſtatt guter, reiſiger Hengſte und verſuchter, ehrlicher reiſiger Knechte geſchickt habe. Wenigſtens ſolle der Adel bei der Muſterung ſelbſt in Rüſtung durchreiten, und ſei Einer verhindert, an ſeiner Statt eine andre rittermäßige Adelsperſon ſchicken. Es errichteten auch wohl die Vaſallen insgeſammt auf ihre Koſten eine Truppenabtheilung von gewerbenen Söldnern, und ſtellten dieſe dem Landesherrn anſtatt des Ritterdienſtes von Lehen, worüber häufige Streitigkeiten zwiſchen Ritterſchaft und Fürſten entſtanden. Die kurbrandenburgiſche Ritterſchaft, vom Kurfürſten 1646 aufgeboten, ſtellte demſelben die Unmöglichkeit des

persönlichen Dienstes vor. Es würde, meinten sie, wenn sich auch der Adel auf das äußerste angreifen wollte, dennoch kaum der dritte Theil desselben aufsitzen können. — — — Der Adel erbot sich also fünfhundert Reiter zu werben, diese würden ihm, das Pferd zu dreißig Rthlr. Werbegeld gerechnet, 15000 Rthlr. und monatlich 65000 Rthlr. Unterhalt kosten, womit sich der Kurfürst auch unter Vorbehalt seiner Rechte begnügte." — Erst nachdem die Soldheere stehend geworden waren, fand der brandenburgische Adel seine ihm durch die Natur und die Geschichte angewiesene Stellung im Offizierstande derselben wieder.

Die eben bezeichnete Verwandlung der Kriegsverfassung ging, wie oben schon bemerkt, im Laufe einer Reihe von Jahrhunderten vor sich, und beide, Lehn- und Soldsystem, galten lange neben einander. Spuren geworbener und für die Dauer eines Krieges angenommener Söldner finden sich schon in der Geschichte Karl Martell's. Eine alte Chronik von Verdun klagt bereits, daß dieser Fürst ungeheure Schätze an jene Krieger verschwendet habe, die man Söldner (soldarii) nenne, „welche aus allen Theilen der Welt des Gewinnes halber ihm zugeströmt seien, und deren unseliger und frevelhafter Zustand seit jener Zeit seinen Anfang genommen." — Während der Blüthe des Lehnwesens erscheinen Söldner nur als Ausnahme von der Regel. Die Hohenstaufen bedurften dagegen in ihren Kämpfen mit den lombardischen Städten einer andern und größern Macht, als ihnen die auf den Grundsätzen des Lehnrechts beruhende Reichskriegsverfassung zu liefern im Stande war. In ihren Heeren finden sich schon unter verschiedenen Benennungen (Brandanzonen, Rotten, Savianten, Servientes) Haufen von adligen und gemeinen Söldnern, die der Ehre und des Lohnes wegen ihnen aus allen Landen zuzogen. Noch größere Ausdehnung gewann dieses System in den langen Kriegen zwischen England und Frankreich, wo sich jedoch schon bald der große Nachtheil desselben darin zeigte, daß nach geschlossenem Frieden die Söldnerhaufen zwar entlassen wurden, aber zusammen blieben, und bis sie neue Dienste gefunden, von Raub, Plünderung und Erpressungen aller Art lebten. Diese Uebelstände erreichten in Italien, wohin die deutschen Söldnerbanden mit Ludwig dem Baier gezogen waren, bald ihren höchsten Gipfel; in Frankreich und an den Grenzen Deutschlands waren im funfzehnten Jahrhundert die Armagnacs eine Geißel und ein Schrecken des Landes. Zugleich wurden aber auch die Banden dieser Art, die sich als ein Ganzes betrachteten, und ihre eigenen Anführer hatten, das gewöhnliche Werkzeug des Krieges in den Händen der Fürsten, neben welchem der Gebrauch der Vasallen und ihrer persönlichen Dienste immer mehr in den Hintergrund trat. Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurde der Anschlag zur Vertheidigung des Reiches gegen die Türken schon nach Gelde gemacht, und die Anwerbung von Söldnern dabei bereits als die Regel vorausgesetzt, während im Anfange der Hussitenkriege noch der persönliche Dienst des Adels zum Grunde gelegt, und das Contingent jedes Reichsstandes nach Gleven*) berechnet wird.

*) Vier bis fünf Pferde bilden eine Gleve.

Den eben geſchilderten Formen der Kriegsverfaſſung liegt der Gedanke zum Grunde, daß der Krieg eine Sache des Herrn iſt, dem der Dienſt geleiſtet wird; letzterer iſt deshalb niemals unentgeltlich, und der zum Kriegsdienſt Verpflichtete empfängt ſeine Vergütung dafür entweder in einem eigentlichen Solde, in den Nutzungen eines Grundſtückes, oder in andern Vortheilen. Die Verpflichtung zum Dienſte aber beruht auf einem in der Regel durch Vertrag entſtandenen, gegenſeitigen Verhältniſſe zwiſchen dem Kriegsherrn und dem Dienſtmanne, ſei dieſer Vaſall, Miniſterial oder Söldner.

Neben dieſen Verhältniſſen finden wir aber auch ſelbſt noch in den ſpäteren Zeiten des Mittelalters, daß die alten Ideen des Heerbannes in manchen Fällen wieder aufleben, ja in einzelnen Verhältniſſen, wie namentlich in den Städten, freilich in ganz andern Formen, ſich fortdauernd wirkſam erhalten haben. Nach dieſen aber iſt der Krieg keineswegs blos eine Sache des Herrn, ſondern des ganzen Landes, (welches in ſolchen Fällen als eine Art Geſammtheit erſcheint,) oder der ſonſtigen Gemeinſchaft oder Corporation, welcher der zum Kriegsdienſte Verpflichtete angehört.

Ein Beiſpiel hiervon liefern die Kriege der Huſſiten. Der Raubzug, den dieſe in die benachbarten Länder unternahmen, bedrohte alle Einwohner der letztern mit einer gemeinen Gefahr; wie ſpäter die Türken führten ſie keineswegs blos mit den Fürſten und Landesherren Krieg, ſondern ſuchten alle Städte, Flecken und Dörfer, die ſie einnahmen, mit Feuer und Schwert heim, raubten Alles was ſie wegſchleppen konnten, und führten alle Einwohner des Landes, die ſie am Leben ließen, mit ſich in die Gefangenſchaft und Sklaverei. Hier war der Krieg augenſcheinlich Landesſache, und wir finden demnach in mehreren angrenzenden Ländern, namentlich in Oeſterreich, Vertheidigungsanſtalten, die ſich auf der einen Seite der alten Einrichtung des Heerbannes nähern, auf der andern mit dem heutigen Inſtitute der Conſcription große Aehnlichkeit haben.

Nach der von den öſterreichiſchen Landſtänden im Jahre 1426 erlaſſenen Defenſionsordnung wird nämlich auch der gemeine, urſprünglich zu keinem Kriegsdienſte verpflichtete Landmann, zur Vertheidigung des Landes aufgeboten. Aus den Hausbeſitzern der Bauerſchaft wird der zehnte Mann, der zum Kriegsdienſte die größte Geſchicklichkeit und körperliche Kraft beſitzt, auserwählt, und von den übrigen neun, die zu Hauſe bleiben, mit allem Nothwendigen verſehen. Für Waffen und Harniſch muß jeder Wehrmann auf eigene Koſten ſorgen; iſt er zu arm dazu, ſo ſind die zu Hauſe Bleibenden verpflichtet ihn auszurüſten. Dieſe Neun, welche zu Hauſe bleiben, helfen der Familie des Ausziehenden, während ſeiner Abweſenheit, in den Feldarbeiten. Auch iſt demſelben eine monatliche Löhnung von ſechs Schilling Pfennigen bewilligt, welche vornehmlich für den täglichen Unterhalt verwendet werden müſſen. Dieſe ausgehobenen Krieger werden von den geiſtlichen und weltlichen Grundherren perſönlich auf den Sammelplatz geführt, und Jeder, der einen ſeiner Unterthanen dem Aufgebote entzieht, verfällt für jeden einzelnen Mann in eine Geldſtrafe von 32 Pfund Pfennigen. Aufſeher in

allen einzelnen Kreiſen wachen über die genaue Befolgung aller hierher gehörenden Vorſchriften. „Daß den Anordnungen dieſes Aufgebots die alten Heerbannsgeſetze zum Grunde liegen," ſagt Kurz in ſeiner früher genannten Schrift, „und daß beide noch großentheils mit einander übereinſtimmen, kann keinem aufmerkſamen Beobachter entgehen. Alle Mitglieder des Adels, die fähig waren, Waffen zu führen, mußten ſich" (kraft ihres Miniſterialen- oder Vaſallenverhältniſſes) „ſtellen; nur ſcheint es, daß man viel von der Strenge der alten Einrichtung abgewichen ſei, welche allen Vaſallen die Pflicht auferlegt, mit ihren Herren in den Krieg zu ziehen. An die Stelle der vormaligen Freien ſind die herrſchaftlichen Grundholden getreten. Sollten die Felder bebauet, der Armee Lebensmittel geliefert, dem Landesfürſten und den Herrſchaften Steuern und Dienſte entrichtet, und die Familien der Bürger und Bauern aufrecht erhalten werden, ſo durfte man nur einen Theil der Hausbeſitzer den Gewerben und dem Feldbau entziehen; man begnügte ſich alſo, ſo drohend auch die Gefahr von Seiten Böhmens und Mährens war, mit dem zehnten Mann, der für ſeine eigene Bewaffnung ſelbſt ſorgen mußte, wenn es ſeine Vermögensumſtände geſtatteten, dagegen war er übrigens von aller Kriegsſteuer befreit. Milder, als König Karl's des Großen harte Heerbannsgeſetze, war die Vorſorge für das Hausweſen des Wehrmanns, der gegen den Feind ausgezogen iſt; ſeine neun Nachbarn mußten ſeine Baugründe gehörig beſtellen, und ſo für den nöthigen Unterhalt der Familie ſorgen, deren Oberhaupt zur Vertheidigung des Vaterlandes abweſend war. Auch das verräth eine mildere Behandlung des Wehrmannes, daß ihm monatlich ein beſtimmter Sold gereicht wurde. Ganz der alten Sitte gemäß wurden auch die Beſitzer einzelner Grundſtücke in's Mitleiden gezogen, und mußten zum Kriege beiſteuern. Die Heerbannsſtrafe und die Aufſeher in den Kreiſen, einſtens Heerbannatores genannt, wurden ebenfalls nach dem Muſter alter Zeiten beibehalten; letztere verſahen nun das Amt der alten Sendgrafen, ſo weit es ſich auf die Militairanſtalten erſtreckte. Auch das war der alten Sitte gemäß, daß ein jeder Grundherr, er mochte geiſtlichen oder weltlichen Standes ſein, ſeine Unterthanen ſelbſt auf den Sammelplatz führen, und ſie dort dem Herzog oder dem oberſten Feldhauptmanne vorſtellen mußte."

In ähnlicher Weiſe beruhte auch die Kriegsverfaſſung der Städte auf dem Grundgeſetze, daß jeder Eingeſeſſene kraft ſeines Bürgerrechtes, welches er freilich auch aufgeben konnte, zur Theilnahme an der Vertheidigung der Stadt als eines gemeinen Weſens verpflichtet ſei. Auch hier war der Krieg, der Natur der Verhältniſſe nach, in der Regel keineswegs blos Sache des Herrn oder der Stadtobrigkeit, — ſondern, ſobald es zu einer Belagerung kam, der geſammten Bürgerſchaft, an welcher der Sieger, wenn er mit Sturm eindrang, oder Noth und Mangel endlich zur Ergebung auf Gnade und Ungnade zwangen, Rache nahm, wie Friedrich Barbaroſſa an Mailand. Gleiche Noth erzeugte hier gleiche Verpflichtung, und hieraus entſtand, im Gegenſatze mit dem Lehndienſte und der Miniſterialität, eine dem alten Heerbann in manchen Punkten ſehr ähnliche Verfaſſung. Urſprünglich waren hier

freilich auch blos die alten rittermäßigen Geſchlechter, welche ſich in die Stadt gezogen hatten, waffenfähig geblieben, allmählig jedoch ging das Recht und die Pflicht des Kriegsdienſtes auch auf die Eingeſeſſenen über. So wird von Straßburg ſchon im Jahre 1281 erwähnt, daß hier „viele Unedle zu Rittern gemacht worden ſeien," d. h. daß ſie das Recht erhalten hätten, ritterliche Waffen zu führen. Später um das Jahr 1332 berichten die Chroniſten: es ſei die Gewohnheit aufgekommen, daß die Handwerker eben dieſer Stadt „auf Wagen ritten," wenn man in den Krieg auszog, während ſie vormals zu Fuße gingen. Fortan wurde es Geſetz, daß die Ausrüſtung der Bürger nach ihrem Vermögen geſchehen müßte. „Wer zwanzig Pfund Werth hat", ſoll nach einer alten Kriegsordnung der Stadt Straßburg, „haben Panzer, Koller, Backenhaube, Handſchuhe — es ſei Frau oder Mann, alt oder jung. — Wer den Harniſch nicht brauchen kann, ſoll ihn den Bürgern geben." — „Wer des Jahres dreitauſend Heller verſteuert, er ſei von Adel oder den andern Bürgern, ſoll ein ſtark wohlgerüſtet Pferd mit gerüſtetem Mann zur Muſterung ſtellen, und ſtatt ſeiner zu zahlenden acht Pfund Pfennige nur ein Pfund Heller ſteuern. Was er über dreitauſend Heller beſitzt, verſteuert er, bis auf ſechstauſend Heller, von welchen er zwei Pferde zur Muſterung ſtellt, wofür ihm ſechszehn Pfund Pfennige an ſeiner Steuer erlaſſen werden, und ſo fort bis auf den Beſitz von funfzehntauſend Hellern, dann ſoll er fünf Pferde ſtellen und nicht mehr, und ihm für jedes acht Pfund von ſeiner Steuer nachgelaſſen werden." Wer weniger als dreitauſend Heller beſaß, war nicht genöthigt ein Pferd zu halten. Dagegen war es eine ſchwere Strafe, wenn ein Bürger des Waffenrechtes für unfähig erklärt ward. Trat eine dringende und plötzliche Gefahr ein, ſo rief die Sturmglocke die Bürger zuſammen, die ſich dann entweder nach Innungen oder nach Kirchſpielen verſammelten, deren jedes in der Regel ſeinen Hauptmann hatte. Gilden und Innungen lieferten ihr Kriegsgeräth ſelbſt, und bezeichneten es mit ihrem Handwerksſchilde. Ein Zeughaus verwahrte außerdem die Waffenvorräthe für die gemeine Bürgerſchaft. Doch wurde dieſer der Kriegsdienſt auf jede Weiſe erleichtert, theils, wie oben ewähnt, durch Annahme von Söldnern, theils für die mittelbaren Städte durch beſondere Privilegien der Landesfürſten. So erhielt z. B. ſchon im dreizehnten Jahrhundert Wien das Vorrecht, daß ſeine Bürger von den Landesfürſten nur zu ſolchen Kriegsdienſten aufgefordert werden durften, die nicht länger dauerten, als die Sonne am Himmel ſtehe. — Nach Erfindung des Schießpulvers entſtanden in den Städten beſondere Schützengilden, die auch noch in ſpäterer Zeit fortdauerten, als die Kriegsverfaſſung bereits gänzlich die Natur des Solddienſtes angenommen hatte. Ueberhaupt erhielt ſich dort die alte Wehrverpflichtung aller eingeſeſſenen Bürger bei weitem länger, und noch im dreißigjährigen Kriege kommen, wie in Magdeburg und Stralſund, Beiſpiele vor, daß die Bürger ihre Stadt lange und kräftig vertheidigt haben. Der Kriegsdienſt war eine dem Bürgerrechte anklebende Laſt, dieſes aber wurde nicht als eine ideelle Staatsbürgerſchaft, ſondern als Mitgliedſchaft und vollberechtigte Theilnahme an einer beſtimmten Corporation aufgefaßt.

Zum Schluſſe dieſer hiſtoriſchen Andeutungen über die Grundlagen der Kriegsverfaſſung vor ihrem Uebergange in die noch heute beſtehenden Verhältniſſe, möge hier noch in Beziehung auf die, von den Unterthanen der Landesherrſchaft zu leiſtende Kriegshülfe, die Bemerkung Platz finden, daß ſich der Natur der Sache nach dieſe Pflicht wohl immer anders im Vertheidigungskriege als beim Angriff geſtalten wird. Der für den letztern in den meiſten Fällen richtige Satz: daß der Krieg die Sache des Herrn und nicht der Unterthanen ſei, iſt es nicht in gleichem Maße, ſobald von den Anſtalten der Landesvertheidigung gegen einen hereinbrechenden Gegner die Rede iſt. In jenem Falle beruhte allerdings, nach Ausweis der Geſchichte die Pflicht des Kriegsdienſtes im Mittelalter in der Regel auf beſondern Verträgen, und geſchah für einen, in dieſer oder jener Form gegebenen Lohn. Daneben aber kommen in mannigfaltigen Geſtalten und Benennungen auch Einrichtungen vor, denen der Gedanke zum Grunde liegt, daß die Landesvertheidigung die Pflicht eines Jeden ſei, der Etwas beſitzt, und es durch einen feindlichen Einfall verlieren muß. Ein allgemeines Aufgebot ſolcher Art führt im Mittelalter die Namen: Zuzug, Reiſe, Landfolge, Insurrectio, auch Landſturm.

Der griechiſche Patriarch zu Konſtantinopel.

Die Patriarchen der griechiſchen Kirche haben den erſten Rang in derſelben und es giebt derſelben vier, nämlich der Patriarch zu Konſtantinopel, zu Alexandrien, welcher aber in Kairo wohnt, zu Antiochien, welcher zu Damaskus lebt, und zu Jeruſalem. Der Kaiſer Juſtinian ſetzte zwar auch einen in ſeiner Vaterſtadt Achrida ein, dieſer iſt aber nie von der Kirche dafür erkannt worden. Gleichergeſtalt wurde mit Bewilligung der ſämmtlichen vier Patriarchen im Jahr 1589 ein Patriarch zu Moskau beſtellt. Es dauerte dieſes Patriarchat aber nur bis 1700, denn als damals den 16. November der Patriarch Hadrian ſtarb, beſchloß Peter der Große, die Stelle eingehen zu laſſen; er mußte bei dieſer Veränderung ſehr weislich und behutſam verfahren, daher ließ er den Patriarchatſtuhl faſt 21 Jahre offen ſtehen, und mittlerweile die Kirchenangelegenheiten durch beſtallte Exarchen verſehen, bis er 1721 den großen Schritt thun konnte, das moskauiſche Patriarchat gänzlich aufzuheben, und an deſſen Stelle die heilige geſetzgebende Synode einzuführen.

Um nur etwas von dem Unterſchiede der eingeführten geiſtlichen Würden zu ſagen; ſo ſind die Patriarchen die oberſten Regenten der Kirche, und haben, ein jeder ſein beſonderes Erzbisthum. Die Erzbiſchöfe haben die Aufſicht über gewiſſe, zu ihrem Kirchenſprengel gehörige Biſchöfe, halten ſich

aber eigentlich nicht dem Patriarchen subordinirt, sondern blos für dessen Koadjutoren. Die Metropoliten sind ganz vom Patriarchen abhängig. Sie haben eine Mutterkirche und versehen zugleich das geistliche Regiment in den ihnen untergeordneten Kirchen. Ein jeder Patriarch, Erzbischof und Metropolit kann sich seinen Archimandriten halten, welcher sonderlich über die Klöster gesetzt ist: denn Mandra heißt ein Kloster; doch ist er mehr, als ein Abt, und der Archimandrit eines Patriarchen hat unter allen übrigen den Vorzug.

Unter oben genannten vier Patriarchen ist der zu Konstantinopel der der vornehmste; anfänglich war es der Patriarch zu Alexandrien, welcher auch deswegen die Patriarchatstelle zu Konstantinopel mit versah, so oft dieser Stuhl entledigt war. Das ist auch die Ursache, warum er eine zweifache Krone, eine doppelte Binde über die Schultern trägt, und sich Papa nennen läßt. Als aber Konstantin der Große Byzanz zu seiner Residenz erwählte, und überhaupt der Kirche ein größeres Lustre geben wollte; so erhielt der Patriarch zu Konstantinopel den Vorrang vor allen übrigen. Kein Wunder, daß er diesen auch in Ansehung des Bischofs zu Rom behaupten wollte; daher er sich einen allgemeinem Patriarchen (Patriarcha oecumenicus) nannte, worüber aber viele Streitigkeiten, Spaltungen und Zerrüttungen entstanden. Der römische Bischof war nichts weiter gewöhnt, als in diesem Rangstreit nachzugeben und P. Innozent so sinnreich, daß er Petri Stuhl zu Rom mit dem Stuhl des Lammes in der Offenb. Johannis verglich, und den vier Patriarchen der griechischen Kirche die Ehre erwies, daß sie die vier Thiere um den Stuhl vorstellen sollten. Gewiß! ein Gedanke, worauf Rom stolz sein konnte.

Der Patriarch zu Konstantinopel behielt abgesondert vom römischen Stuhl, eine der höchsten Würden der Welt, und dies ging so weit, daß, nachdem auch Konstantinopel von den Türken erobert wurde, sich der Patriarch eine kaiserliche Krone und ein kaiserliches Wappen zueignete, wodurch er zu verstehen gab, daß er in Stelle der abgegangenen griechischen Kaiser getreten wäre. Man wird sich vielleicht wundern, wie es zugegangen, daß die Türken darüber nicht eifersüchtig geworden; allein die Staatsklugheit rieth ihnen vielmehr, dem Patriarchen diesen Schatten der Hoheit zu lassen, um die griechischen Christen nicht zu Abfall und Auswanderung zu reizen.

Nun wir also wissen, was der Patriarch zu Konstantinopel für ein vornehmer Mann ist, müssen wir denselben etwas näher kennen lernen. Ich werde daher das Nöthige von seiner Wahl, Kleidung, Amt, Ansehen u. s. w. erwähnen.

Man wird leicht vermuthen, daß es bei der Wahl eines Patriarchen, zu Zeiten der christlichen Kaiser und der jetzigen muhamedanischen Regenten auf verschiedene Art zugegangen. Zu Zeiten der christlichen Kaiser geschah die Wahl folgender Gestalt: Zwölf Bischöfe, als Repräsentanten der zwölf Apostel, wählten drei Personen und gaben dem Kaiser davon schriftliche Nachricht, welcher die Macht hatte, eine von diesen ernannten Personen zu bestätigen. Derjenige nun, den das Glück traf, ward von dem Kaiser selbst

auf eine, bei der kaiserlichen Burg dazu erbaute Bühne geführt, woselbst er ihm den Patriarchalstab mit diesen Worten überreichte: „Die heilige Dreieinigkeit setzet dich, durch unser von ihr geschenktes Reich zum Erzbischof von Konstantinopel, des neuen Roms und zum allgemeinen Patriarchen," worauf der Kaiser ihm noch ein wohlausgerüstetes Pferd und ein ansehnliches Geschenk verehrte. Der neue Patriarch segnete sodann den Kaiser, und das Volk rief ihm ihr πολυχρονίζειν, ein langes Leben zu.

Sobald also die Sache, von Seiten des Hofes, ihre Richtigkeit hatte, ritt der neue Patriarch unter einer großen Begleitung nach der Sophienkirche, wo ihn die Bischöfe erwarteten. Der Bischof von Heraklea*) hatte das Recht, ihn auf den Thron zu setzen. Unter den Einweihungsgebräuchen war der vornehmste die Ueberreichung des erzbischöflichen Stabes, welches mit folgenden Worten geschah: Nimm hin den erzbischöflichen Stab, damit du weidest die vor dir stehende Heerde Christi! Er sei unter deiner Aufsicht den Gehorsamen eine Unterstützung, und gegen die Ungehorsamen bediene dich desselben zur Züchtigung! Wenn alles vorbei war, hielt der Patriarch mit der vornehmen Geistlichkeit eine Mahlzeit.

Unter der Herrschaft der Türken ward es mit der Wahl und Einführung eines Patriarchen auf folgende Art gehalten: Wenn das Patriarchat durch Absterben oder freiwillige Abdankung entledigt ist, so treten die benachbarten Erzbischöfe und Metropoliten, deren sich immer einige zu Konstantinopel aufhalten müssen, um den Berathschlagungen des Patriarchen beizuwohnen, sogleich zusammen und wählen einen neuen Patriarchen, jedoch hat immer ein Staatsbedienter des Sultans ein Auge auf die Wählenden und lenkt die Sache so, daß sie dem Hofe nicht Nachtheil bringe. Gemeiniglich sind es ihrer Zwölf; doch können auch sechs das Werk verrichten, welche nach Mehrheit der Stimmen wählen, dabei aber immer eine Rücksicht auf den Willen des Hofes nehmen, weshalb sie unter der Hand den Großvezier wissen lassen, auf welchen ihre Wahl fallen mögte, um zu erfahren, ob sie auf die Bestätigung derselben sichere Rechnung machen können.

Der Gewählte wird hierauf zu Wasser ins Serail gefahren, und zwar zur Zeit, wenn eben Divan gehalten wird, um ihn dem Sultan, oder in dessen Abwesenheit, dem Großvezier vorzustellen. Dieser ertheilt ihm den Kafta, nämlich ein weißes Kleid mit goldenen Blumen, nächst dem, von Sultans wegen, ein weißes Pferd, und giebt ihm einen Stab mit einem runden Knopf, wodurch ihm die weltliche Gerichtbarkeit eingeräumt wird, in die Hand, und redet ihn mit folgenden Worten an: „Der Sultan vertrauet deiner Vorsorge an sein griechisches Volk, so alle seine Unterthanen sind, und setzet dich zum Haupt ihres Gesetzes. Sei treu und halte das Volk zur Treue an gegen seinen Herren!" Hierauf küßt der Patriarch dem Großvezier die Hand, ergreift auch den Rock und gelobt alles an, wozu er ihn verpflichtet hat.

Nach dieser Ceremonie setzt er sich, und zwar mit besonderem Vorrechte,

*) Mit diesem Vorrecht hat ihn der Kaiser Konstantin begnadigt, als er die höchste Würde in der griechischen Kirche von da nach Konstantinopel verlegte.

noch innerhalb des Serails, zu Pferde, und reitet, unter Begleitung einiger Bewaffneten, wie auch einiger Priestermönche und Diakonen durch die Stadt nach dem Patriarchathofe, wo die Erzbischöfe zu Wasser schon vor ihm angelangt sind, welche ihn an der Pforte der Mauer, die das Patriarchat umschließt, empfangen. Sobald er in den nächsten Zimmern seinen Kafta abgelegt und seine gewöhnliche Kleider angezogen hat, wird er von der gesammten Geistlichkeit in die Kirche begleitet, und unter Psalmen und Gesängen auf den Patriarchalthron gesetzt. Hier überreicht ihm nun der Erzbischof von Heraklea den Patriarchalstab mit diesen Worten: „Nimm hin den Hirtenstab, und weide das Volk Christi in Heiligkeit und Gerechtigkeit!" Sobald er dies gesagt hat, küßt er dem Patriarchen die Hand, welches auch die gesammte anwesende Geistlichkeit thut; der Patriarch aber ertheilt hierauf dem Volk den Segen, und behält die Erzbischöfe in seiner Wohnung zur Mahlzeit.

Nun ist noch die Bestätigung des Sultans übrig, welche durch ein sogenanntes Hatischerif, welches der Großherr eigenhändig unterschrieben hat, ertheilt wird. Um den Aufwand der Wahl zu bestreiten, — wozu auch die Zahlung einer tüchtigen Geldsumme an die Diener des Sultans gehört, macht der Patriarch durch ein umgehendes Schreiben der gesammten, unter ihm stehenden Geistlichkeit seine Erhöhung bekannt, worauf er ansehnliche Geschenke zu erhalten pflegt.

Die tägliche Kleidung des Patriarchen ist ohne alles Gepränge. Sie besteht in einem Talar von schwarzer Seide und eben dergleichen Kappe, die vorn halb auf die Stirne geht, zu beiden Seiten der Ohren aber bis über die Schultern abhängt, worüber er zuweilen auch wohl noch einen Mantel von violetter Farbe schlägt. In der Hand hat er einen Stab mit einem Knopf, der einer Krücke gleicht.

Seine Ehrenbekleidung aber, in welcher er sich zeigt, wenn er das hohe Amt verrichtet, ist prachtvoll. Sobald er in die Kirche kömmt, setzt er sich auf einen Stuhl und die Diakonen müssen ihm, unter Absingung gewisser Psalmen, den hohenpriesterlichen Schmuck anlegen. Er verdient eine genauere Beschreibung.

Das Haupt ist mit einer an Perlen und Edelsteinen recht reichen Kaiserkrone geziert, so wie das Wappen gleichfalls der kaiserliche zweiköpfige gekrönte Adler ist, welcher auf zwei Drachen steht, und solche in den Klauen hält. Die Kleidung selbst besteht aus einem Ober- und einem Unterkleide. Das Unterkleid reicht ganz bis auf die Füße, und ist von weißer Seide, ohne andern Zierath, als daß unten etliche hellblaue wellenförmige Streifen rund herum gehen. In diesem Unterkleide sind Aermel, welche bei der Hand enge zusammen laufen, und daselbst auf rothem Grunde mit blauen Blumen gestickt sind, so weit sie unter den Aermeln des Oberkleides hervorragen. Das Oberkleid ist weit kürzer und hat eine aschgraue Farbe, überall mit goldenen, auf himmelblauen Grund gestickten, und in einem goldenen Zirkel eingefaßten Kreuzen bestreut, welches sich ungemein prachtvoll ausnimmt, noch mehr, da die untere Borde des Kleides, wie der Rand der Aermel, mit Perlen und

Edelſteinen kunſtmäßig eingefaßt ſind. Zwiſchen dieſen beiden Kleidungsſtücken ragt unten eine doppelte, mit anhangenden Quaſten verſehene Binde hervor, welche über das Genick geſchlagen iſt, und mit den auf hochkarmoiſinrothen Grunde geſtickten goldenen Blumen gegen das Ober- und Unterkleid ungemein abſticht.

Was aber die ganze Pracht noch mehr erhöht, iſt eine weiße breite Binde, welche über die Schultern geſchlagen iſt und wovon die Hälfte, welche über die linke Schulter geht, vorne herab hängt, die andere aber unter dem linken Arm nach hinten herunter geſchlagen iſt. Sie reicht bis an die Füße, iſt aber in der ſitzenden Stellung etwas auf den Schooß gezogen. Es ſind in dieſelbe goldne Kreuze eingewirkt, welche eine zierliche Einfaſſung von Gold und Perlen haben, unten an dieſer Schulterbinde ſieht man ſechs, mit Gold und Seide durchwirkte Quaſten hängen. Vor der Bruſt trägt der Patriarch ein goldenes, mit Edelſteinen beſetztes koſtbares Kreuz, welches an einem Band oder einer goldenen Kette vom Halſe herabhängt und eine Nachahmung des Bruſtſchildleins Arons ſein ſoll. Der Patriarch küßt es, ſo oft er es umhängt. Ein beſonderer Zierrath iſt noch das an der rechten Seite hangende ſeidne Tuch, welches mit Quaſten verſehen und auf rothem Grunde mit einem goldnen Kreuz oder andern Zierrathen ſauber geſtickt iſt. Es ſoll das Tuch vorſtellen, womit Chriſtus ſeinen Jüngern die Füße gewaſchen, und den Patriarchen erinnern, wie ſein Meiſter demüthig zu ſein, wie denn überhaupt die Griechen in dieſer ganzen prieſterlichen Kleidung viel Bedeutendes ſuchen.

Der Patriarchalſtab, welchen er in der linken Hand hält und an die linke Schulter lehnt, iſt knotig, und mit Schildkröte und Perlmutter eingelegt; am oberſten Ende ſieht man zwei mit aufgerichteten Köpfen gegen einander ziſchende, knotige Schlangen, welches vermuthlich den Patriarchen an die Matth. X, 16. befohlne Schlangenklugheit erinnnern ſoll, die jedem chriſtlichen Geiſtlichen unter den Türken gewiß wohl recht nöthig iſt.

Der Thron oder Stuhl des Patriarchen iſt von Eben- oder Zypreſſenholz, mit Perlmutter augelegt. Ehedem war er weit köſtlicher. Das Kiſſen, worauf er ſitzt, iſt von rothem ſeidenen Zeuge mit goldenen Streifen durchzogen.

So majeſtätiſch aber der Anblick des Patriarchen in die Augen fällt, wenn er in der Kirche die vornehmſte Obliegenheit ſeines Pontifikats verrichtet, ſo einförmig und wenig auffallend iſt ſein Aufzug, wenn er ſich auf der Straße unter dem Volke ſehen läßt. Wir haben ſeiner häuslichen Kleidung ſchon oben erwähnt, und in eben derſelben erſcheint er auch auf der Straße. Er ſitzt auf dem Pferde, welches ihm bei ſeiner Beſtätigung geſchenkt worden. Vom Thron ſegnet er mit der rechten Hand, zu Pferde aber hält er mit der rechten den Zügel und ſegnet mit der linken, welches allemal mit drei aufgereckten Fingern geſchieht. Vor ihm her gehen zwei Bewaffnete. Hinter ihm her gehen zwei Diakonen, von welcher einer den Stab trägt, welchen der Großvezir dem Patriarchen bei ſeiner erſten Vorſtellung gegeben hat. Jeder-

mann, der ihm begegnet, auch die Türken, ſind gewohnt, vor ihm das Haupt zu neigen.

Der Patriarch hat eigentlich ein zweifaches Amt. Einmal iſt er allgemeiner Patriarch, da er für die geſammte griechiſche Kirche Vorſorge zu tragen hat. Er weiht die Erzbiſchöfe und Metropoliten ein, muß mit den übrigen Patriarchen einen beſtändigen Briefwechſel unterhalten und alles die Kirche betreffende Anliegen dem Hofe vortragen. Weil nun der Umfang ſeiner Obliegenheiten ſehr groß iſt, ſo bedient er ſich in wichtigen Angelegenheiten allemal des Raths ſeiner vornehmen Geiſtlichkeit, welche in Konſtantinopel zugegen iſt und aus Erzbiſchöfen und Metropoliten beſteht, daher die Antworten und Schlüſſe dieſes geiſtlichen Raths allemal unter gemeinſchaftlicher Benennung ausgefertigt werden. Hiernächſt iſt er auch Erzbiſchof, da er für die unmittelbar unter ihm ſtehenden Kirchen ſorgt, ſie viſitirt und geiſtliche, wie auch gewiſſe weltliche Streitſachen entſcheidet. Zu dem Ende hält er wöchentlich drei mal Gerichtstag. Des Sonntags predigt er Vormittag und wohnt, nebſt ſeinen Hausgeiſtlichen, als dem Archimandriten, Protoſynzellus, Archidiakonus, Megasoekonomus, Protopapas ꝛc. ꝛc. auch des Nachmittags und in der Woche dem öffentlichen Gottesdienſt bei. An hohen Feſten verrichtet er das hohe Amt in ſeiner, zur Faſtenzeit aber auch in noch andern Kirchen, wobei er jederzeit die Krone abnimmt und den Patriarchenſtab dem Archidiakonus reichet. Der Protopapas iſt ſein Hauskapellan, aus deſſen Händen er die heil. Communion empfängt, wenn er gleich einen andern Geiſtlichen zu ſeinem Beichtvater hat.

Die Wohnung des Patriarchen, oder der Patriarchalhof, liegt neben der St. Georgen-Kirche auf einer Anhöhe, vor welcher eine reizende Ausſicht in den Hafen und ins Meer geht, dabei befindet ſich ein kleiner Garten. Der Patriarch wohnt im erſten Stock, der unterſte dient zum Aufenthalt ſeiner Hofbedienten.

Im Grunde betrachtet iſt der Patriarch, bei allen ſeinem Anſehn und anſcheinender Glückſeligkeit, ein ſehr geplagter Mann. Er hat beſtändig Anlauf von Griechen und Türken, und wenn ihn ein Paſcha um eine Summe Geldes oder einen ſonſtigen beſchwerlichen Dienſt anſpricht, würde er ſehr wider ſeinen Vortheil und Klugheit handeln, wenn er dieſe Bitte nicht als einen Befehl anſähe; denn wie leicht kann er nicht bei Hofe angeſchwärzt, und mancher Gefahr ausgeſetzt werden. Dies Schickſal hatte einſt der Patriarch Jeremias, welcher von ſeinem eignen Diakon angegeben wurde, als wenn er ein geheimes Verſtändniß mit den Ruſſen unterhalten hätte, worüber er in's Gefängniß geworfen wurde und viele Tauſende bezahlen mußte. Ja endlich reſignirte er aus Verdruß auf ſeine Würde und wählte die Einſamkeit auf dem Berge Athos.

Trencks Fluchtverſuche.

(Fortſetzung.)

Ich habe dieſe Begebenheit hier umſtändlich berühret, weil dieſer Menſch, Namen Schütze ſich allererſt 18. Monate nachher den 3. Julij 1755. im Sterne ſelbſt erhieng, da ich hier mit andern Grenadiers vom Borckſchen Regiment Anſchläge zur Flucht geſchmidet, und bey geſchehener Entdeckung eine genaue inquisition angeſtellet wurde. Weil er nun inzwiſchen mit dem aus meinem Ringe gelößten Gelde etwas ſichtbar mag gewirtſchafftet haben, folglich einen Verdacht befürchtete ſo hatte er ſich mit Seinem Haarbande hier unter der Brücken erdroſſelt; wovon ich beſſer unten, die Wunderliche Göttliche Fügung genauer erzehlen werde. Ich hatte alſo vor meinen Ring keinen andern Vortheyl, als daß er mir ein kleines Meſſer zugeſteckt, deſſen ich mich bedienen wollte, meinen Anſchlag weil er ausblieb, allein, und ohne Hülffe in das Werck zu ſetzen. Allein ein neuer Zufall, der mir vortheylhafft ſchien, verurſachte einen Verſchub in meinem Vorhaben, und endlich die totale Hinderung. Man hatte mich nehmlich an meinem Fenſter ſtehen geſehen, und auf Befragen, wie ich ſo hoch auffſteigen konnte gab ich zur Antwort, wie ich mich meiner Bettſtelle, oder Leib-Stuhls dazu bediene. Hierauf wurden beyde mit ſtarcken, und juſt zum Mauerbrechen geſchickten Eyſen an den Boden befeſtigt und zwar nicht mit Nägeln, ſondern höchſt unvorſichtig mit Schrauben; die ich eben ſo gut los, und wieder feſt ſchrauben konte, als der Schloſſer; folglich gab man mir ſelbſt das Gewehr in die Hand. Da nun auf allerhand Art Anſtalten gemacht wurden, meinen Kercker vollkommen undurchdringlich zu machen, ſo gerieth der Herr General v: Borck auf den Gedancken, daß der neben mir wohnende Feuerwercker Namens Jahnsen ausziehen muſte, und beging die Unvorſichtigkeit, daß dieſe Wohnung ledig ſtehen blieb, Wodurch juſt das Gegentheyl Seines Vorhabens in das Werck geſetzet wurde; denn, wenn ich die zwiſchen meinem Verhältnis und dieſer Wohnung befindliche Mauer durchbrach, ſo konte ich ohngehindert hingehen wohin ich wollte, welches nicht geſchehen können, wenn die Einwohner darinnen geblieben, oder noch ſicherer wenn ein anderer Arreſtant hinein geſetzt wäre. Weil ich nun meinen erſten Vorſatz die Thüren zu durchſchneiden, einſtellen muſte, indem die Schildwachten im Winter nicht drauſſen, ſondern inwendig im Gange poſtiret ſtunden; ſo faſſete ich den Entſchluß dieſe Wand zu durchbrechen. Ich erwehlte alſo den Platz dazu hinter dem Ofen, unter dem feſtgenagelten Leib Stuhl, wo ich vor alles viſitiren ſicher war, brach daſelbſt den nur mit einfachen Ziegeln gepflaſterten boden auf, wo ich ſogleich unten ſchwarze Erde fand, und fing meine Arbeit an, doch nicht oben, wo man das Loch hätte ſehen können, ſondern ich grub zuerſt 4 Fuß tief in die Erde hinunter und ſodann durch-

brach ich die Mauer unten im fundament. Ich fand aber mehr Arbeit als ich mir vermutet hatte; denn es war der Schwiebogen der Casematte, und folglich sieben Fuß dick. überdem waren die Steine fast leichter zu zerbrechen, als der alte Kalck, wozu ich allerhand mechanisch Vortheylhaffte machinen inventirte von meinen Brettern in der Bettstelle, die auch fast alle zersplittert, und zerbrochen wurden; da ich aber ohngefehr 3. Fuß tief hinein kam, traf ich auf einen so grossen Stein, der just die Helffte meines Loches einnahm, und seitwerts wol noch so tief steckte, daß ich alle Hofnung meinen Zweck zu erreichen verlohr, weil meine instrumenten zu schwach waren ihn zu sprengen. Ich machte also alles wieder zu, und studirete auf neue Anschläge; worauf mir dieser am thunlichsten vorkam die Mauer bey den Füssen meines Bettes, die nur zwei Fuß dick war zu durchbrechen. wodurch ich in das Vorgemach meines Gefängnisses kommen, und sodann die letzte Thüre, die sehr nachläßig bevestigt war auf obgemeldete Art aufschneiden konnte. Diese Arbeit ging auch so glücklich von statten, daß ich das ganze Loch in einem Tage fertig machte, welches sich in der neu errichteten Mauer leichtlich thun ließ. Ich stieß aber die auswendige Ziegel nicht aus, damit man von aussen nichts kennen möchte. Von innen aber wuste ich es so gut, und künstlich wieder zuzumachen, daß alles genauen visitirens ohnerachtet, auch so gar kein Maurer den Ort entrecket hat, ob gleich das Loch nicht unten im fundament sondern oben, in die sichtbar in die Augen fallende Wand gebrochen war. Weil ich aber noch beständig auf dieser Seiten wegen der im Winter, inwendig stehenden Schildwacht, Hinderniſſe fand auch in Ausführung meines Vorhabens vollkommen vorsichtig, und sicher gehen wollte. So verschob ich den wircklichen Ausbruch. Machte mich aber indessen wieder an meine erste Arbeit, unter dem Schwibogen woselbst ich lieber durchwolte, und auch neue Hofnung dazu hatte, weil ich in dem letzten Loche eine dicke 2½ Fuß lange eiserne Stange eingemauert fand, und heraus arbeitete, die mir zum ferneren Brechen gute Dienste that. Meine Arbeit ging also wider daselbst an. Ich brachte den grossen Stein glücklich heraus, und avancirte bis d. 20. Merz wirklich auf 6. Fuß tief, folglich auf die letzte Schicht. Da ich nun hier neuerdings einen sehr grossen Stein ausbrach, fiel mir derselbe so unglücklich auf die Rechte Hand, daß ich Sie nicht zurück ziehen konnte, und weil ich in dem engen Loche, just auf der lincken Seytten lag, folglich mir mit der andern Hand nicht helffen konnte, so war ich gezwungen mich mit Gewalt auszureißen. wodurch ich mir aber die Hand in dem Knöchel aus dem Gelencke drehete; und übel abschund, und zurichtete. Hier wird sich mein Leser über die Möglichkeit meiner Erzehlung aufhalten, allein ich nehme Gott zum Zeugen daß ich folgendes bewerckstelliget habe. Ich nahm nemlich einen Haarband, den ich mir zum Glück von einem alten Zwirn Strumpffe, nebst starcken Kniee Bändern kurz zuvor geflochten hatte; band denselben an der Bettstelle und meine Hand am andern Ende fest, so daß ich mich gegen das Bette mit den Füssen stemmen und sitzend gewalt brauchen konnte. Hiebei kam mir nun zu statten daß ich einmal eine solche operation an einem meiner Bedienten zugesehen, und ich war wirklich so

künſtlich, daß ich meine Hand wieder vollkommen in die junctur ſetzte, und zwar um Mitternacht, ohne Licht, und Hülffe. Weil ich nun unterſchiedene mal vergebens angezogen folglich mir ſehr Wehe gethan hatte; noch dazu aber gezwungen war, in eben der Nacht mein Loch wie gewöhnlich, wieder zuzumauern, weil des andern Morgens visitations Tag einfiel. So wurde nicht nur die Hand durch ſtarcke Arbeit ſehr inflammiret, ſondern ich ward auch kaum vor Ankunft derer Herren Capitains unter unſäglichen Schmerzen damit fertig. So wehe mir nun auch der Hunger that ſo muſte ich mir dennoch täglich drey Pfenninge zum Brantwein abbrechen, weil ich von meinem Schaden nichts *) durfte. Kurz ich war bey zwei Monate auſſer Stande meine Hand zu einiger Arbeit zu gebrauchen, und war dieſes eigentlich die Schuld warum ich im Monat Aprill nicht entfliehen konnte, da ich offene, und ſichere Gelegenheit dazu hatte. Wovon ich beſſer unten Meldung machenn werde. Unterdeſſen will ich hier berichten, wie ich meine Sache angeſtellet habe, daß niemand alles genauen visitirens ohnerachtet, von dieſer langwierigen Arbeit etwas entdecken konnte.

Weil wie bekandt, ſowol in die gebrochene Mauer, als aufgewühlte Erde, niemals ſo viel wieder herein zu ſtopfen möglich iſt, als man heraus bringt, ſo hatte ich folgende Erfindung um etwas Erde hinaus zu ſchaffen. Ich nahm nemlich ein Haarſieb aus meinem Rock, trocknete die Erde auf dem Ofen, und ſichtete den feinen Staub beſonders; dieſen ſchüttete ich am Tage recht dick auf mein Fenſter, machte mir einen langen Stock von denen Bett Brettern, woran ich vorne ein Buſch Haare anband. und da die Winde juſt in der Gegend meines Kerckers einen ſtarken Zug haben, ſo lauerte ich die Gelegenheit in der Nacht ab, und ſtieß dieſen feinen Staub zum Fenſter hinaus welchen der Wind fortführete, und nicht auf die Erde fallen ließ, wo man ihn geſehen hätte. Auf dieſe Art habe ich gewis bey 100. Pfund Erde ohnvermerckt ausgeworffen. Ich fing auch an Sand, auch ſogar Stücke von Ziegeln in den Leib Stuhl zu werffen, welches aber gefunden ward, und verurſachte daß eine ſcharffe visitation mit Mauer Meiſtern, und Zimmerleutten ankam, die aber dennoch nichts entdeckten, und ſich mit meiner Entſchuldigung begnügen lieſſen. Ich hätte vor einigen Tagen eine ſtarcke colica gehabt wozu mir einer der Herren Capitains einen heiſſen Ziegel herein geben laſſen, den ich folgends zu meinem Zeitvertreib in Stücken geſchlagen und in den Leib-ſtuhl geworffen hätte. Inzwiſchen fand man den Leibſtuhl vom Eyſen losgeſchroben, allein der Boden und mein Loch darunter war von mir ſo gut zugepflaſtert, daß der Maurer nichts gewahr ward. Der Schloſſer aber erſchien des andern Tages mit zwey neuen langen Eyſen, den Stuhl unbeweglich zu beveſtigen. Ich erſchrack nicht wenig darüber, allein, da ich ihm ſelbſt das Licht dazu hielte, damit kein andrer ſo genau dahin ſehen ſollte, und auch Gelegenheit hatte, dem alten mittleydigen Manne ein paar Worte in das Ohr zu ſagen, ſo ließ ſich derſelbe nichts mercken, da er die Steine unter dem Ofen alle loos, und gebrochen fand,

*) Unleſerlich.

ſondern wendete vor die Eyſen könten zwiſchen den Steinen nicht wol befeſtigt werden, zog alſo den Stuhl hervor, und nagelte ihn auf den hölzernen Boden an; welches ich juſt gewünſcht hatte, gab mir aber dennoch durch ein Zeichen zu verſtehen, daß er meine Arbeit gemerckt hatte, und wünſchte mir im hinausgehen Glück. Der gröſte Vortheyl nun den ich auf der Citadelle vor mich hatte, war, daß die Herren Capitains von der Wacht nicht den Schlüſſel zu meinem Gefängnis hatten; folglich ich allezeit 48 Stunden vor visitation vollkommen ſicher war, welche nur gewöhnlich zwey mal in der Wochen, um 10. Uhr vormittags geſchahe. Wenn ich alſo mein Loch aufbrach, ſo ſchüttete ich Steine, und Sand indeſſen unter das Bette. Das Zufüllen aber war mir das Mühſamſte, und Künſtlichſte, weil die Ziegel auf dem Fuß Boden accurat wieder eingelegt, und vermauert werden muſten. Das Loch durch den Schwibogen ſtand gleichfals 9 Zoll über den Fus Boden heraus. welches auch . . genau zu füllen, und mit der Mauer gleich ins Auge fallend zu machen war. Da mir aber allezeit etwas Erde überblieb, auch wohl öffters gar zu wenig herausgelaſſen war, den Raum, und Ritzen auszufüllen. So muſte ich hiezu ein neues Mittel erfinden. Ich ſchnitt nehmlich mit meinem kleinen Meſſer, die drey Zoll dicke eichene Bohle im Fußboden unter meinem Bette mitten entzwey, und machte daſelbſt ein Loch in der Erden, wo ich das etwan in der Haupt Arbeit überbliebene, geſchwinde verſtecken konte. weil ich die Bohle leicht aufhob, und mit meiner Kunſt die ich beſſer unten beſchreiben werde, ſo gut zu verſchmieren wuſte, daß niemand etwas daran bemercken können. Inzwiſchen, da ich dieſes Werck vor mir hatte, und Tag und Nacht damit beſchäfftigt war, ereignete ſich ein neuer glücklicher Zufull Ausgangs Februarij der mir die ſicherſte Hofnung meiner Freyheit gab. Es kam ein Grenadier zu mir auf dem posten welcher mich in meinem Wolſtande genau gekandt & unter meinem Commando geſtanden hatte, auch nebſt mir in einer hitzigen rencontre war vom Feynde gefangen worden. Dieſer nun redete mich ſelbſt an, und erbot ſich auch mit Verluſt ſeines Lebens meine Freyheit auszuführen. Weil er mir aber unterſchiedene Schwierigkeiten, und Einwürffe ſagte die mir wahrſcheinlich mein Werck verhindern könten; Ich aber vollkommen ſicher gehen wollte; ſo ſchrieb ich nach genau abgeredeten Verhaltungs Unterricht, ſogleich einige Briefe an meine guten Freunde nach Wienn. worinnen ich nicht nur meinen Zuſtand und Unfall umſtändlich berichtete, ſondern auch einen gewiſſen Hauptmann von Ruckhardt, meinen beſonders guten Freund, zu meiner ferneren Hülffe nebſt 4000 fl. Geld, und zwei meiner tüchtigſten hinterlaſſenen Bedienten nach Gummern auf die hieſige Gränze beſtellete. Mit der instruction, er ſolle den 10. Aprill Vormittags zwiſchen 11. und 12 Uhr auf der Brücken zu Gummern ſtehen, und in einem Briefe, oder blat papier in der Hand haltend leſen. An dieſem Zeichen würde ihn mein Freund erkennen, welchem er gegen Vorweiſung meines billets und anderer beſchriebenen Merckmale, 2000 fl. in Gold behändigen, und ſodann, nach mündlicher Abrede, meine fernere correspondenz, abwarten ſollte. Ohnerachtet ich nun kein Geld hatte, das post porto zu bezahlen,

ſo übernahm dieſer Grenadier dennoch die Beſtellung, ſchickte die Brieffe durch ſeine Frau bis Leipzig auf die Poſt; und kam nachdem er inzwiſchen etliche mal bey mir Schildwacht geſtanden, den 20. Aprill, wircklich mit denen empfangenen 2000 fl. und verſchiedenen Brieffen zu mir. Wovon ich ihm ſogleich 1000 fl. ſchenckte die übrige 1000 fl. aber zu mir herein nahm. Hier muß ich die Art melden wie ich etwas wegen des doppelten Drat Gitters hinein practiciren können. Ich hatte nehmlich bereits vorher durch die Wand an meinem Bette, welche nur zwey Ziegel dick war, und in den äuſſeren Gang führete, wo die Schildwacht ſtand, zwiſchen denen Steinen ein Loch in der Gröſſe eines Eyes durchgebohret welches mein Freund allezeit von auſſen, ſo wie ich von innen zuklebte, und wodurch er mir Würſte, und allerhand Eß-Waaren im Ueberfluß zuſteckte. Ich empfing alſo wie erwehnt Brieffe von Wienn; und erſtaunete nicht wenig, da man mir berichtete, Wie im Julio 1754 ein Brief an den Hof Kriegs Rath in Wienn, von Danzig eingelauffen wäre, worinnen man dem Hofe berichtete, ſich vor meine person, und intrigues zu hüten, weil ich mit dem Könige von Preuſſen längſtens in geheimen Verſtändnis lebete, und die in Danzig geſchehene arrestirung nur ein angeſtellter Betrug von mir ſey, um vielleicht andere noch unbekante Abſichten dadurch in das Werck zu richten. Man meldete mir dabey, daß dieſer Brief, nicht nur verurſacht hätte, daß man ſich meiner bisher gar nicht angenommen ſondern gar im Begriffe geſtanden wäre mich bey dem Regiment als einen Meineydigen öffentlich zu citiren. Meine eingelauffene lamentable Briefe aber hätten den Betrug entdeckt, und verurſacht, daß Ihro Mayestät die Kayßerin, nebſt dem Hauptmann Ruckhardt, den HofRath von Ziegler nach Gummern geſchickt hätten um von mir nähere, und genaue Nachrichten einzuziehen. Ich beziehe mich hier, um meinem Leſer nicht unwarſcheinliche Dinge zu melden, auf die in meine alte Bibel eingeſchriebene relation von meinem betrübten Verhängniß worinnen der Umſtand von einem gewiſſen Meyrenz, die Urſache entdecken wird, warum man dieſen Betrug gegen mich, in Wienn zu ſpielen geſucht. Nemlich um zu verhindern daß ſich von dorten niemand vor mich interponiren ſolle, damit er, und die diebe, welche in Danzig meine ſchöne equipage geplündert hatten deſto ſicherer ohne Verantwortung bleiben, und ſeine Ehre erhalten möchten. Was aber in Berlin von dieſen Schellmen vor Lügen dem gerechten Monarchen vorgebracht worden, um mir, wie leyder bisher geſchehen, das Maul zu ſtopffen, iſt leicht zu erachten, und am beſten aus der grau- ſamen, und verächtlichen Begegnungs Art, die ich hier empfinde, zu erkennen. Ich kann gegenwärtig auch hiebey nichts anders thun als mit dieſem Blute den gerechten Gott, um ein unbarmherzig Urthepl gegen mich anrufen, wenn ich nicht in meiner alten bibel, von dieſer Meyrenziſchen intrigue, die reine Wahrheit geſchrieben habe. Meinen grosmüthigen Leſer aber bitten und zwar ausgereckten Armen bitten dießelbe mit menſchlicher Fühlung zu durchleſen, und mich ſodann als das fürchterlichſte Schlacht Opfer eines wüthenden Schickſals zu bedauern.

Ich kehre nunmehr zu meiner vorigen Erzehlung zurück; und melde folgendes.

Bey Empfang dieſer Briefe von Wienn, bekam ich zugleich traurige Hofnung von der interposition des Hofes vor meine Perſon; denn man ſchrieb mir im Namen Ihro Mayestaet zwar mit denen gnädigſten Bedaurungs Ausdrückungen; Ich ſollte mir helfen, ſo gut ich könnte, weil die gegenwärtig obwaltende Umſtände mit dieſem Hofe mir keinen Beyſtand, vielmehr Nachtheyl verſichern könten. Doch würde man in Berlin vorbauen, daß mir in allen Fällen, nichts meiner Ehre und caracter nachtheylliges geſchehen ſollte. Ich ſollte alſo meine bereits öffters erwieſene Künſte auch in Magdeburg ins Werk ſetzen, wodurch ich Ihro Mayestaet einen Gefallen erzeigen würde. NB. dieſes ſchrieb mir ſowol mein Regiments Cheff, als auch der Canzler Graf Kaunitz. Ich war alſo vollkommen vergnügt, weil ich bereits alle Mögligkeit zu ſichern Flucht vor mich hatte.

Zu meinem gröſten Unglück war ich dazumal juſt an meiner Hand lahm, die ich wie oben erwehnt gar nicht gebrauchen, folglich, weder die Thüren ausſchneyden, nach mein Loch völlig durchbrechen konnte. Ich ließ mir alſo allerhand medicamenta zuſtecken, wodurch ich Sie bis medio May vollkommen zurechte brachte. Indeſſen correspondirte ich fleiſſig mit meinen Freunden; Ruckhard muſte Pferde kauffen, und alle Anſtalten waren gemacht meinen Anſchlag ſicher auszuführen.

D. 10. May war nun mein Grenadirer bey mir auf dem posten, wo die final Abrede genommen ward, daß er in 4. oder längſtens 8. Tagen wider zu mir auf die Wacht käme, wo ſodann ſeine Frau ſogleich nach Gummern gehen, mir die Pferde an gehörigen Ort in der Nacht beſtellen würde, und ich aus meinem Gefängnis wenn er auf dem posten ſtünde ausbrechen ſollte, welches um ſo viel leichter geſchehen konnte weil wir bereits die Schlüſſel zu den auſſern beiden Thüren haben; die innere aber in einer halben Stunde von mir ſelbſt, durch Hülffe eines Bohrers, und Meiſſel, die er mir zugeſteckt, geöfnet werden konnte. Alles war richtig, Allein die göttliche Vorſehung machte einen Strich durch meine Rechnung.

Mein Grenadier klagte an eben dem Tage über die Bruſt, und Stiche in derſelben, und iſt, wie ich hernach erfahren, noch vor Ablöſung der Wacht in ein Sinnloſes Fieber verfallen, nach Hauße gebracht worden, und daſelbſt plötzlich geſtorben. Ich wartete nun ſchmerzlich auf den Tag meiner Erlöſung, da aber mein Erretter ausblieb, machte ich mir tauſend Gedancken, bis ich den 1. Juny dieſe traurige Nachricht von einer andern Schild Wacht heraus lockte, und erfuhr. Was war hiebey anders zu thun, als neue Bekandſchafft zu ſuchen, die mir auch weil ich Geld in Händen hatte ganz leicht fiel. Ich hatte alſo gleich zwey alte Grenadiers auf meiner Seytten, die mir Würſte und allerhand Eß-Waren im Ueberfluß zuſteckten, bekam auch den einen davon bald gänzlich in mein interesse, ſo daß ich ihm Brieffe und neue instructiones, auch Geld assignation an den Ruckhardt nach Gummern gab.

Inzwiſchen aber hatte der Herr General v. Borck bei der den 6. Juny vorgefallenen Reuuë, mich, wie oben erwehnt bei Ihro Mayestaet dem Könige dergeſtalt verſchwärzet, daß auf allerhöchſten Befehl, dieſes Gefäng-

nis darinnen ich noch gegenwärtig lebe eilfertigſt vor mich erbauet ward. Ich hörete zwar gleich davon unter den Schildwachten ſprechen doch machte ich mir keinen Gedancken daß es mich treffen ſollte weil meine Anſchläge zur Flucht noch geheim und niemanden bekannt waren. Ich hatte aber den 21. Juny einen fürchterlichen Traum. Als ob nemlich der Herr Obriste von Asseburg zu mir herein käme, mich in Ketten ſchließen ließ, und in einem Wagen fortführete. Und da ich deshalb ganz unruhig war, ſo kam Herr Hauptmann v. Bilau des Morgends zur gewöhnlichen visitation. Nachdem dieſelbe geſchehen, hörte ich drauſſen vor meinem Fenſter folgende Worte von dem Wachthabenden Hauptmann Buttberg ſprechen, welcher mir als ein Menſchenfeynd ſonſten viel übels gethan, und noch mehr gönnete. „Ich bin recht froh daß wir den Mussier von hier loß werden. Iſt ſein Hauß nicht bald fertig.“ Worauf der Platz Major antwortete. Auf den 1. wird er wol hinein gebracht werden. Ich beklag ihn etc. etc. Hier wuſte ich nun was die Glocke geſchlagen hatte, und was mich bedrohete. Weil nun mein Granadier den 20, erſt bey mir auf der Wacht geweſen, mir aber geſagt hatte daß er vor 12 Tagen vielleicht aber doch ſchwerlich in 8. Tagen wieder kommen könnte; So faſſete ich den Entſchluß den 28. abzuwarten, wenn er aber ſodann nicht zu mir auf den posten käme, mein Glück in eben der Nacht allein, und ohne Beyſtand zu wagen, und zwar auf folgende Art.

Ich wollte das Loch unter dem Schwibogen hinter dem Ofen aufbrechen, wiewol ich dahinaus nicht mehr konnte weil das ledig geſtandene behältnis wenig Tage vorher mit dem Canonier Langenberg bewohnt war. Indeſſen wollte ich die Erde, und Schutt nur deßhalb heraus, und in mein Gefängnis werffen, damit man meine darunter verborgene intrigue nicht mercken ſollte. welche darin beſtand. Daß ich unter dem Bette die durchſchnittene Bohle aufheben, und zugleich aus dem Loche ſo viel Erde hinaus werffen wollte, daß ich füglich darunter ſitzen, und mich verbergen konte. In dieſes Loch nun wollte ich eine provision von Brod verſtecken, und im Falle der Not etliche Tage darinnen zu dauern, ſodann hätte ich es wieder gut, und vorſichtig zugedeckt. den 28. Nachmittags aber mit meinen instrumenten die Thüren durchſchnitten und gegen 10. Uhr da noch allerhand leutte bei dem FeuerWercker Lehmann, aus, und ein lieffen, mich herausgeſchlichen und mein Glücke ferner zu echappiren gewagt. Wie ich denn nicht zweiffelte ich würde meinen Zweck ſicher erreichet haben, weil mir bereits alle Schliche auf der Citadelle genau ausgemeſſen, und beſchrieben waren, ich auch ſonſten gut ſchwimmen, und ſchnell lauffen konnte. auch ein paar doppelte Genueſiſche tercerols, und noch 83. Louisd'ors Geld bey mir hatte. Sollte aber wider Vermuthen dieſer Anſchlag gefehlet und man mich attrapiret haben, ſo hätte man doch das Loch unter dem bette nie gefunden, folglich nur die Thüren gebeſſert, und mich ſo lange eingeſperret, bis das Gefängnis im Sterne fertig worden wäre. Sodann hätte ich in der erſten Nacht, das dritte bereits oben beſchriebene Loch an den Füſſen meiner Bettſtette, welches in meine antechambre führete ausgebrochen, Ich aber hätte mich in meiner Grube unter dem Bette, wo meine provision Strick, und alle notwendige instru-

menta verborgen lagen versteckt wo mich nimmermehr kein Mensch gesucht noch gefunden hätte. Bei dem Anblick der durchbrochenen Mauer, wäre also keine andere Mutmassung ausgefallen, als daß mir die letzte auswendig in den Gang zum Feuer Wercker führende Thüre, die man doch verschlossen gefunden, von jemanden, auch wol gar von meinen Schildwachten, muste geöfnet, und wieder verschlossen worden seyn. Indessen hätte ich unter dem Fußboden gelauert, und alle Worte die gesprochen, und geurtheyllet wurden, hören können. In der Nacht aber wenn alles ruhig, wäre ich hervor gekrochen, hätte alles genau recognosciret, ob etwan draussen vor dem ledigen Gefängnis noch Schildwachten stünden, und noch die Thüren verschlossen hielten. Da nun das erstere ohnfehlbar nicht geschehen wäre, so hätte ich in der folgenden oder dritten Nacht mich allenfals wieder aus den Thüren geschnitten, oder durch das noch offene Loch hinaus gestoben, und mein Glück zum andern mal gewagt. Allein wie erschrack ich da den 26. gegen Mitternacht ein Wagen vor meinem Gefängnis stille hielt; der Herr Obriste von Asseburg herein kam, mir eine Kette reichen ließ, an der ich mir selbst, Hand, und Fuß schliessen muste, und mich mit verbundenen Augen in den Stern führete? Hier will ich meine Erzehlung etwas abbrechen, und folgende noch notwendig beyzufügende Umstände kürzlich berühren.

1. Weil ich den Anschlag hatte mir eine provision von Brod in mein Loch beschriebener Massen zu verstecken so fand man den 26. da ich unvermutet abgeholet ward, vor sechs Groschen Brod bey mir, welches ich in der Geschwindigkeit nicht an die Seytte bringen konnte. Weil ich mich nun hier bei Gelegenheit beschwerete, und noch beschwere, daß man mir auf der Citadelle so grimmigen Hunger leyden lassen, so hat man mir vorgeworffen, ich müste noch Ueberfluß gehabt haben, weil man vor 6 grs. Brod in Vorrath bei mir gefunden. Wer aber diese meine warhaffte Erzehlung lieset, der wird die Ursache einsehen warum es geschehen, und zugleich erfahren, daß mir meine Schildwachten kurz zuvor bey 20 Pfund Braunschweigische Würste zugesteckt hatten, die ich indessen verzehret, mir aber 4 Tage nach einander nichts als lauter Brod von meiner Kost Wirthin geben ließ, wovon dieser Vorrath entstand, und wahrscheinlich so, wie geschehen, auszulegen war, weil dieser Zusammenhang der Sache niemanden bekant ist.

2. Die zweyte niederträchtige Beschuldigung, und Entschuldigung über meinen Hunger, ist diese: daß man einmal ein ganzes dreyer Brodt in meinen s: v: Leibstuhl gefunden, woraus folglich mein Uberfluß, und nur fingirte Not zu beurtheyllen sei. Diese zu widerlegen melde ich folgenden Umstand. Ich hatte nemlich eine ganze provision von Lebens Mitteln, die mir meine Schildwachten gebracht; folglich, da ich Fleisch genug hatte, einige dreyer Brodte von meiner ordinairen Kost ersparet. welche ich zur praecaution am Tage in der Erden versteckte, in der Nacht aber, wenn ich vor visitation sicher war, auf dem Ofen liegen hatte. Weil nun einstens der Hauptmann Buttberg ohnvermutet in der Nacht visitiren kam, und ich im Finstern mein Magazin in der Geschwindigkeit hinter den Ofen räumete, wohin man von der aufgeschlossenen Thür Klappe nicht sehen konte, so muß

es geſchehen ſeyn, daß ein ſolches Brod in den eben offen ſtehenden Leib Stuhl unverſehens gefallen welches, da ichs nicht bemercket auch darinnen liegen geblieben, und den andern Tag bey der visitation gefunden worden, welches mir auch gleich damals als ein Übermut von meinem geſchwornen Feynde Buttberg höchſt empfindlich, und verächtlich vorgehalten ward, auch eine Verſchmällerung meiner ohnedem elenden Koſt verurſachte. Woraus ich mir aber damals nichts mehr machte, weil ich bereits andre Canäle zur Füllung meines Magens hatte. Erwehnter Buttberg iſt auch wol Schuld daß ich vom Citadelle nicht echappiret bin; denn ich hatte mir feſt vorgenommen juſt bey Seiner Wacht meinen Anſchlag auszuführen; und da ich einſtens alle Anſtalten dazu gemacht, auch die wirckliche, und ſichere Möglichkeit dazu erſchien, So hatte er von ohngefehr zu ſeinem Glück, und meinem Verderben, Seine Wacht mit dem Captain von Sidow vertauſchet, Da ich nun dieſen redlichen Mann der mir nichts als Gutes erzeiget, nicht mit Undanck belohnen wolte, auch bereits glaubte daß mir kein Hindernis mehr im Wege kommen konte ſo verſchob ich meinen Vorſatz, den nachher die Göttliche Vorſehung oder vielmehr mein wütendes Verhängnis gäntzlich unterbrach. und mir das Gegentheyl des Satzes bekräfftigte, daß großmütige Handlungen ſich durch ſich ſelbſt belohnen. Ich wenigſtens bin ein Opfer davon geworden, und wäre gewis nicht mehr in Magdeburg, wenn ich bey verſchiedenen Gelegenheiten niederträchtiges hätte dencken und handeln können. Ueberhaupt aber habe ich mir den Vorwurf zu machen, daß ich auf der Citadelle zu wenig gewaget, und gar zu ſicher habe gehen wollen. Wobey ich noch unzehlige Umſtände zu meinem Vortheyl anzubringen hätte, die mir aber die betrübte Beſchaffenheit meines gegenwärtigen Standes ſowol als Zwang und Vernunft hier zu berühren verbieten.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Wochenschau.

Es sind in dieser Woche vor Allem die mit den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Garantie-Verträge, durch welche die politischen Kreise in Bewegung gesetzt werden. Die Diplomatie, welche sich schon längst nach einer Ueberraschung sehnte, scheint diesen Zwischenfall, welcher in das Einerlei der parlamentarischen Debatten und Verfassungsbegründungen eine so angenehme Abwechselung gebracht hat, gründlich durchkosten zu wollen. Man frägt sich, ob es denn richtig sei, das Motiv zu der Veröffentlichung jener Schutz- und Trutzbündnisse nur aus dem Stande der Reichstagsverhandlungen herzuleiten. Allerdings habe dem leitenden Staatsmanne Preußens daran liegen müssen, die Klagen derjenigen Volksvertreter zu beschwichtigen, welche über die Vereinsamung Süddeutschlands jammerten. Jedenfalls aber war jeder Patriot bereit, es dem Grafen Bismarck auch aufs Wort zu glauben, als er am Montage versicherte, daß die Verhältnisse Preußens zu Süddeutschland zur Zeit der Friedensschlüsse des vergangenen Herbstes fest geregelt worden seien. Eine wirkliche Befürchtung, daß, so lange König Wilhelm das Schwert Preußens führt, ein einziger Fußbreit süddeutschen Bodens an das Ausland verloren gehen könne, war von keinem Vernünftigen gehegt worden. Mag der alte deutsche Bund zerstört sein, so übernimmt doch Preußen auch die Erbschaft des Bundes, daß es für die Sicherheit des Gebietes der deutschen Mitfürsten einsteht. Der große geschichtliche Inhalt des Bundes ist ja nicht untergegangen, obwohl die Form desselben zerbrochen worden. Die Solidarität der deutschen Nation gegen das Ausland mußte unter allen Umständen den Einsturz eines Bundes überleben, welcher ja nur deshalb der Verurtheilung anheimgefallen war, weil er jener Solidarität nicht den rechten Ausdruck gab und weil er ihre Verwirklichung nicht vollkommen gewährleistete. Auch ohne den Wortlaut der Schutz- und Trutzbündnisse zu kennen, durfte man überzeugt sein, daß in dem Augenblick, wo eine fremde Macht sich an irgend einem der süddeutschen Staaten vergriffe, Deutschland eine militairische Einheit unter der Führung Preußens sein würde.

Es muß daher, abgesehen von unseren parlamentarischen Arbeiten, noch Gründe gegeben haben, welche die Veröffentlichung der Schutz- und Trutzbündnisse gerade im gegenwärtigen Augenblick veranlaßten. Und in dieser Hinsicht kommt man dahin überein, daß die eigentlich bewegenden Motive in Frankreich liegen. Nur entsteht da sogleich ein Meinungszwiespalt, ob die Publicirung einen freundlichen oder einen bedrohlichen Charakter gegen die

französische Regierung trage. Diejenigen, welche die erstere Ansicht vertreten, erinnern an die Aeußerung des Grafen Bismarck vom vergangenen Montage, daß es jetzt keines Staatsmannes Beschäftigung sein dürfe, den Zunder, der überall in Europa vorhanden sei und leicht neue Brände erzeugen könnte, zu vermehren. Sie fragen, wo das Interesse Preußens liegen könne, den Kaiser der Franzosen, der in so eminenter Weise seine Friedensliebe kundgegeben habe, in eine Position zu versetzen, wo er nur noch zwischen dem Verlust seines Einflusses und der Untreue gegen seine pacifiquen Betheuerungen wählen könne. Sie behaupten, daß gerade das kaiserliche Regime in Frankreich den preußischen Absichten förderlich sei, daß Preußen nicht auf eine Untergrabung jenes Regimes hinwirken könne, daß keine Regierung, keine Partei in Frankreich denkbar sei, mit welcher Preußen eine bessere Nachbarschaft halten könnte als mit der Napoleonischen. Hierzu komme der Eifer, mit welchem die Minister des Kaisers Napoleon den Kundgebungen eines vorschnellen Patriotismus entgegengetreten seien.

Allerdings besitzen diese Erwägungen ein starkes Gewicht, da nicht abzusehen ist, warum jene Bemühungen der Pariser Staatsmänner durchkreuzt werden sollten. Und aus allen solchen Bedenken zieht man den Schluß, die Veröffentlichung der Bündnißverträge habe gerade den Druck, den die Besonnenheit der Napoleonischen Minister auf die Opposition ausübte, verstärken sollen.

Andere aber wollen sich nicht von der Meinung losmachen, daß in der That eine Demonstration gegen französische Ungeduld beabsichtigt gewesen sei; und zwar bringen sie die Sache mit der luxemburger Angelegenheit in Zusammenhang. Frankreich, sagen sie, sei in seiner ganzen Haltung jetzt keineswegs noch so friedlich wie vor wenigen Wochen; die Unterhandlungen mit Holland wegen des Erwerbes von Luxemburg keine bloße Fabel, und so habe es der preußischen Regierung darauf ankommen müssen, ihre Entschlossenheit in der Beschützung deutscher Territorien zu zeigen.

Gewiß können solche Räsonnement's sich immer nur auf dem Gebiete der Vermuthungen halten. Erst die Thatsachen werden die richtige Antwort geben. Einstweilen genügt es für uns zu wissen, daß Deutschland unter preußischem Fittich sicher ist und daß der Norddeutsche Bund, weit entfernt, die Einheit Deutschlands zu hindern, durch seine Schlagfertigkeit die Größe des gemeinsamen Vaterlandes schützt.

Auch kommt es bei politischen Dingen nicht so sehr auf die Absicht an, in welcher ein Schritt geschieht, um seine Wirkung berechnen zu können. Die Lanze, deren Berührung eine Heilkraft ausüben sollte, kann wider Willen verwunden. Wie ist denn die Stimmung des Körpers, auf welchen gewirkt wird? Ist sie krankhaft und gereizt? reagirt sie mißtrauisch gegen alles Fremde? In diesem Falle wird das Medicament vielleicht die Spannung vergrößern. Die Leuchte, mit welcher die Dunkelheit in den Beziehungen der Mächte aufgehellt werden sollte, kann auch den Effekt hervorbringen, daß die Finsterniß nur noch sichtbarer wird. Bestanden über das Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich Unklarheiten, so sind aller-

dings die Völker diesseits und jenseits des Rheins dahin aufgeklärt, daß gegen französische Pläne und Einflüsse eine hohe und gediegene Schranke an den südwestlichen Grenzen Deutschlands errichtet worden. Doch kann hierdurch die Verdüsterung des sich eingesperrt fühlenden französischen Volksgeistes derart gesteigert werden, daß die Gewalten der Finsterniß nach einem Ausbruch hindrängen.

Wenn Herr Braun in eine seiner neulichen Rede die Bemerkung einflocht, der Krieg schaffe nicht eine Situation, sondern er ziehe nur das Facit aus der vorangegangenen nationalen Arbeit, er weise die bereits vorher geschehene Verschiebung der politischen, wirthschaftlichen und materiellen Macht factisch auf, er sei eine Probe, welche constatire, daß die eine Nation besser als die andere gearbeitet —: wenn Herr Braun den Krieg auf diese Weise definirte, so that er das wohl nicht ohne einen Seitenblick auf Frankreich. Man sagt ja, es habe eine Verschiebung der Macht stattgefunden, man sagt, Frankreich stehe im Jahre 1867 weiter zurück und wiege weniger, als im Jahre 1866. Müßte also nicht, nach der Theorie des Herrn Braun, ein Krieg dies bereits vollzogene Facit zu Tage fördern? Müßten nicht, beinahe unabhängig von der Lust oder Unlust der Menschen, die Kanonen das Resultat verkündigen, welches sich so wie so mit dem Drang und Zwang einer geschichtlichen Thatsache geltend machen wird? Es ist nicht erlaubt, mit dem Begriffe des Krieges zu spielen, aber erwähnenswerth ist immer, daß man sich hier schon mit der Untersuchung beschäftigt hat, welchen Vorwand denn der Krieg nehmen werde.

Und indem man diese Frage erörtert, verfällt man in jene advocatischen Debatten, welche, obwohl sie nichts entscheiden, doch vortrefflich geeignet sind, eine Pause kurzweilig auszufüllen. Die Einen sagen, Frankreich habe Grund, sich über die Verletzung der Nicolsburger Präliminarien, deren Redacteur der Kaiser Napoleon gewesen, zu beschweren; in ihnen sei für Preußen nur Eine Form, mit den süddeutschen Staaten in Beziehung zu treten, übrig gelassen worden: daß nämlich Preußen abwarte, bis der Süden in eine Association getreten und daß es sodann das internationale Band mit diesem Südbunde errichte. Die Andern erwidern, erstens stehe das Recht Frankreichs, sich um die Ausführung der Nicolsburger Präliminarien zu kümmern, keineswegs fest und zweitens sei durch die Schutz- und Trutzbündnisse die Schließung eines Südbundes nicht im mindesten gehindert. Niemand werde leugnen, daß der Mittelzustand der zwischen dem Kriege und der Erschaffung eines Südbundes eintreten mußte, irgend welche Verabredungen erforderte, damit die süddeutschen Staaten nicht absolut in der Luft schweben blieben. Es mußte ihnen doch eine Gewährleistung für ihre Existenz geboten werden, sie mußten doch fortfahren, im Einzelnen etwas zu sein, wenn sie späterhin einen eigenen Bund bilden sollten. Ueberdies mußte Preußen sogleich dem Argwohne ein Ende machen als könne es, nachdem seine Vergrößerung erzielt worden, die süddeutschen Staaten dem Auslande zur Beute überlassen. Deshalb die Bündnißverträge mit den einzelnen Staaten, denen jedoch kein Verbot entgegengehal-

ten ist, sich heute oder morgen zu einer süddeutschen Association zu vereinigen. Preußen hat nur diejenigen Garantieen, welche bereits in den Grundgesetzen des deutschen Bundes dargeboten waren, mit Hilfe jener Bundnißverträge erneuert. Die Wiener Schlußacte nannte den deutschen Bund „einen völkerrechtlichen Verein der Deutschen souveränen Fürsten und freien Städte zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten und zu Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands." Wenn auch Preußen selber einen Krieg gegen deutsche Staaten geführt hatte, wenn es auch aus dem Bunde ausgetreten war, so wollte es doch keineswegs seinen früheren Bundesgenossen die Sicherheit entziehen, deren sie unter dem Regime der Bundesacte genossen hatten. Und aus diesem Grunde wurden die Schutz- und Trutzbündnisse geschlossen.

Dies sind die Raisonnements, an denen man den politischen Scharfsinn übt. Einen weiteren Zweck hat dergleichen eigentlich nicht, denn wenn die Sache zum Austrag kommen soll, wird wohl etwas Schärferes nöthig sein, als die juristische Dialektik.

Reisebilder.

I.

— — Personne ne veut la guerre. Mais voici le temps de Paques, et les confesseurs refusent l'absolution si on ne fait la guerre; elle se fera donc.

Paul Louis Courrier.

Die Frühjahrsgährung, die ersten Frühlingsboten, das Schneeglöckchen auch Märzenblümchen genannt, und der crocus vernus wollten nicht erscheinen, und doch war es 18. März, der Tag des Jahres 1848, an welchem den guten Berlinern der Himmel voller Violoncelles und Baßgeigen hing, der Tag, an welchem ein eminenter Volksfreund, ein gewisser Herr v. Minutoli regierte. Dennoch trieb es mich in die Ferne, nach Dresden, Prag und Wien. Ich könnte nun statt dieser Reisebilder einen Hippel'schen Roman, Kreuz- und Queerzüge des Ritters A bis Z schreiben und dabei gelegentlich ein ansehnliches Honorar von irgend einem Buchhändler verdienen, der eben am Banquerott auf dem ungeheuren Meere unserer Bücherspeculationen scheitert. Aber ich will mich nicht mit dem schnell vergänglichen Laube eines eitelen Ruhmes umwinden, vielmehr, wenn es meinen Freunden Spaß macht, meine Narrenkappe, oder noch besser für mein Gewissen, den Doctorhut aufsetzen. Mit einem etwas schlechteren als dieser ist, bestieg ich den Waggon der Berlin-Anhalter Bahn. Er war ganz besetzt und sein In-

halt fein nüancirt. Ich bin ein Verehrer des alten Johannes ab Indagine und wie dieſer ziehe ich gern Schlüſſe aus den Formen und Bewegungen der Menſchen und Thiere. Da ſaß mir nun ein Herr vis-à-vis, wie es mir ſchien à triple couronne um mit Lamartine, oder ein Trismegiſt um mit Carlyle zu reden, begabt mit Schalksaugen und dem Fetthals des Vitellius oder Lucullus. Die Thore des Athems, wie Shakespeare die Lippen nennt, waren ebenfalls überdick, die Unterlippe hing herab. Joh. ab Indagine ſagt: Die übergroße Lefftzen haben und denen der Unterlefftz abwertz hangt, alſo daß ynen die zeen härfür bleken, die ſeiend von natur ſehr liſtig, störrig, närriſch und vor die Frau Venuſſen. Stein würde mein vis-à-vis „halb Bock, halb Fuchs" bezeichnet haben. Denn der Freiherr liebte ſehr ſolche Vergleiche. — Die feuilles volantes auf den Bahnhöfen gekauft, gaben Anreizung zu animirter Converſation und ſehr bald producirte ſich eine politiſche matutine. Nachdem der feiſte Herr mit ſeinem Nachbar, einem Banquier James, edelmüthig und cameradſchaftlich-liebevoll einigen philantropiſch-liberaliſirenden Humbug getrieben, fing er meine Wenigkeit zu infundiren an. Er geſteht unverholen, ſich in die veränderte Weltlage nicht finden zu können; er könne nun einmal dazu nicht Bravo ſagen und er müſſe ſich jetzt weit ab von Preußen halten. Als er ſo ſprach, da hätte ich den Teufel lieber im Waggon geſehen, als dieſen Preußen (er war aus unſeren alten Provinzen). Darauf richtete ich einige Kernfragen an den Herrn, er beantwortete ſie nicht; ich ſprach ihm von dem Schwung und der Kühnheit des Herrn Grafen Bismarck, von ſeinen genialen Paßviſirungen auf den politiſchen Marſchrouten, von ſeiner Vaterlandsliebe, welche ſich, ich möchte ſagen, zu einem Enthuſiasmus geſteigert, der ungemein viel Divinatoriſches an ſich hatte, wie ſich dieſes unverkennbar gezeigt. Mit dieſem Enthuſiasmus habe ſich von ſelbſt jene imperatoriſch gebietende Beſtimmtheit verbunden, die ſich der ganzen preußiſchen Armee mitgetheilt und ihre gewaltige Kraft noch potenzirt. Solch energiſche Perſönlichkeit, ſolch penetranter Verſtand ſeien uns ſeit dem ritterlichen, kraftvoll-feurigen, kenntnißreichen, patriotiſch-deutſchen und gerechten Freiherrn von Stein, deſſen Charakter mit Allem, was zu Anbequemungen gehört, unverträglich war, nicht ſichtbar geworden. Graf Bismarck's Genie, das Bild einer organiſchen Entwickelung des ſittlichen Staatslebens darſtellend, durch die tapfere Rechtlichkeit und die klarſte Einſicht ſeines Königs gehoben, habe aus ſich ſelbſt die Kraft geſchöpft und den Muth, ſich hohe Ziele zu ſetzen und er werde ſie auch erreichen. Mein vis-à-vis blieb ſtumm. Als aber eine Taſſe Café — wenn auch kein Sultanscafé — die Strömung ſeines Blutes befördert und die Thätigkeit ſeiner Hirnorgane erregt hatte, fing er wieder zu ſprechen an, aber in einem Ton, den der Franzoſe mit humeur bourrue zu bezeichnen pflegt. Mit der Geſchäftigkeit eines Ichneumon, welches Crocodileier ſucht oder mit affenartiger Geſchwindigkeit, häufte er Tadel auf Tadel über unſere Politik und will ſo ſchleunig als es ſich thun läßt, von uns erbarmungsloſen Preußen von Tiſch und Bette ſich ſcheiden und für die Schweiz engagiren. Mit einer gewiſſen cyniſchen Degeneration ſprach er ſich gegen

unſer 1899-Bündniß mit Italien aus; es ſei dieſes eine Alliance mit der demi-monde, eine Canoniſation der Revolution. Daher auch ſei ihm der norddeutſche Bund unbehaglich; „decipimur specie recti“ könne man hier ſagen, und er müſſe unbedingt der alten „heiligen Alliance“ den Vorzug geben. Ich erwiederte: das was für ein Schiff der Ballaſt, das ſei 1866 für uns Victor Emanuel geweſen. Graf Bismarck, ein lichtſchlagender, anreizender Genius, ſei von der Vorſehung zum Petit'ſchen Tourniquet gegen die matte Verblutung Deutſchlands auserwählt worden. Jetzt werde es hell in deutſche Lande hinaus und jede deutſche Kraft werde zum Aufblühen erwärmt, jede Proſa zur Dichtkunſt und Deutſchland zu hoher Geſtalt und Fertigkeit entfaltet hervortreten. Früher oder ſpäter hätte ja ſo gearbeitet werden müſſen. Graf Bismarck habe ein Herz voll hohenſtaufenſcher Vorwelt. Man wolle jetzt, wie ich hörte, dem Retter der deutſchen Freiheit vom Joche der Römer, Hermann, zunächſt der Stadt Detmold ein Denkmal ſetzen; ſehr gut, man errichte hier ſeine Statue und gebe ihr den Kopf des Herrn Grafen Bismarck. — Was nun den Norddeutſchen Bund anlange, nun, ſollte etwa unſer großer König Wilhelm, der Hercules von Königsgrätz, nach ſeinem coloſſalen Siege an der Schwelle Deutſchlands ſich mit Fliegenfangen vergnügen, wie einſt der Kaiſer Diocletian that, nachdem er in Deutſchland bis an die Quellen der Donau drang und wolle denn Seine Gnaden aus unſerem Könige den Polyphem der Fabel machen, begabt mit außerordentlichen Kräften, welche ihm aber nichts nützen, weil er blind iſt? Wahrlich, nicht darum ſeien auf den Böhmiſchen und Deutſchen Schlachtfeldern ſolche Ströme Blutes gefloſſen, ſo viel Menſchenleben zerſtört, daß nur etwa beſſere Geſinnung in Wien und Frankfurt a. M. an die Stelle der alten Perfidie trete; nein, ſo grauſam und ſpöttiſch ſpiele das Geſchick nicht mit den Menſchen. Kein gewiſſeres Reſultat biete uns die Geſchichte, als daß in ihrem Verlaufe jede Art von Tüchtigkeit ſicher ihren Lohn gefunden, alles Unnütze, Untüchtige ſicher ſeinen Untergang „nullum numen abest si fit prudentia.“ Was die heilige Alliance und den alten Bundestag beträfe, ſo ſei ja dieſer ſeit einer langen Reihe von Jahren ein Geſpötte aller geweſen, die etwas ernſtlich wollten, ein an Atrophie leidendes Collegium, Menſchen, die anſtatt zu wachſen, ſucceſſive kleiner wurden (es giebt ſolche bizarre Krankheitsfälle), mit lebloſer, abgeſchmackter Auszirkelung des Stimmrechts, ein Inſtitut der geheimnißvollen fainéantise, welches überdies noch bei jeder Zwergaffaire Inſtructionen einholen mußte, deſſen militairiſche Kraft 1866 in der Stunde der Gefahr zum Erbarmen Fiasco machte, das alle ernſte Fragen durch Vertagung löſte, welches uns nie zum Recht verholfen hat, deſſen Mitglieder bei brennenden Fragen Ferien machten und das von mächtigen deutſchen Einzel-Kabineten ſelbſt in jedem wichtigen Augenblick behandelt wurde, als wäre es nicht da, eine Leiche! Kein Arzt könne in eine Leiche neues Leben bringen, möge er auch noch ſo geſchickt die transfusio sanguinis anwenden. So ſei nun nichts Anderes übrig geblieben, als dem Gebrauche gemäß die Leiche zu beſtatten. Uebrigens verlange Satan auch ſein Recht in der Hi-

ſtorie, mit bloßer Gutmüthigkeit ließe ſie ſich nimmer führen. Se. Gnaden begehe großes Unrecht, wenn ſie Preußen als erbarmungsloſe Macht bezeichne. Es ſei kein milder Geiſt, der durch die Erdengeſchichte gehe, ſondern ein eiſerner, unbezwingbarer führe ſie dem ernſten Ziele entgegen. Was alles habe dieſe furchtbare, erhabene Macht nicht ſchon zertreten? Iſt nicht Perſepolis und Babylon, Theben, Athen und Rom gefallen vor ihr? Volk um Volk rufe ſie vor Gericht, daß es ringe mit ſeinem Schickſal und ſeine Kraft bewähre in dem Streit. Solch ein Gericht ſei der Tag von Königgrätz und klar habe es ſich ergeben, was das ſchnellkräftige Preußen werth ſei und was es bedeute vor Gott und der Welt. — Die heilige Alliance ſei nicht von Preußen, ſondern von Oeſterreich durchhauen worden, denn dieſes habe ſich zuerſt von der Politik der Solidarität, des Einverſtändniſſes und der Stärke losgeſagt und eine politiſche Todſünde begangen. Habsburg's Intereſſe, Ueberlieferung und ererbte Pläne wären ja ſtets bei der Hand geweſen, den Sonderweg als Recht und Bedürfniß zu bezeichnen. Ein aufrichtiges Entgegenkommen des Wiener Kabinets, wie es einer heiligen Alliance, einer „union, par les liens d'une fraternité veritable et indispensable" ziemte, habe es niemals gegeben. Wien habe aus Deutſchland ein „Soufflé à la Wienne" gemacht, oder (um mit Herrn Kurth, wailand illuſtrem Koch des Banquiers Herrn v. Magnus in Berlin zu reden), Deutſchland und Preußen als anſtändige Garnitur oder nette Beilage der Habsburger Schüſſeln gebraucht. Nun aber ſei es mit ſolchen Diners von Aranjuez vorbei. Die deutſche Nation ſei jetzt auf dem richtigen Wege, ihre Inſtinkte ſeien ſichere, ſie wiſſe, was ſie wolle, ſie ſtehe auf Thatſachen und Intereſſen, ſie ſei ſatt der Phraſen, der ſophiſtiſchen Nebelbilder, des unwahren Conſervatismus und haſſe den dynaſtiſchen Ehrgeiz und ſeine Handhaben mehr als die Hölle. Jetzt erſt, nach Preußens Siegen, ſei Deutſchland im Stande zu ſagen: das bin ich, das gelte ich, das vermag ich, und von ſeinen Nachbarn: das ſeid ihr, das geltet ihr, das vermöget ihr. — Was hatte der preußiſche Staat für eine ſchwindſüchtige Taille! Habe denn Se. Gnaden auch das Vorurtheil, daß *je dünner, deſto ſchöner* die Taille? Unſeliger Glaube, der den Schnürleibern ihr Daſein gab! Albernes Vorurtheil gleich entgegen den Geſetzen der Geſundheit wie der Aeſthetik! Nach dieſem Prinzip dürfe es kein ſchöneres Thier als die Weſpe geben. Preußen mit dem norddeutſchen Bunde habe jetzt die anſtändige Taille eines Hercules oder Mars und ich ſei der Ueberzeugung, daß dieſer Bund zu Stande kommen werde, zu Stande kommen müſſe, denn es wehe ein kräftiger und ſittlicher Wind durch ganz Deutſchland und habe faſt jetzt ſchon die Eintracht hergeſtellt durch die allgemeine Anerkennung des Gedankens: daß Preußen der wahre Träger, Pfleger und Erhalter der Ehre und der Freiheit des deutſchen Nationalgeiſtes iſt. Dieſer Gedanke ſei ein Sonnenſtrahl geworden, vor welchem alle politiſche Farben erblaſſen. Käme der Bund nicht zu Stande, dann ſei einem Volke, das ſo kaltblütig apathiſch gegen nationale Bedeutenheit, ſo unklar in ſich ſelbſt, ſo getheilt, wir möchten ſagen: ſo kläglicher Seichtigkeit hingegeben, ſo übel berathen von denen, die

ſeine Repräſentanten ſind, nicht zu helfen, dann aber, ſo lange, bis es die Einheit ſeiner Kräfte erſt gewonnen, müſſe es dienen dem, der zu befehlen wiſſe und dem Gott die Macht gegeben; dann „mag was will und kann geſchehen.“ — Zum Ueberſiedeln nach der Schweizeralpe Rudolph's von Habsburg wünſche ich ihm viel Glück; es hieße dies aber nach Quintilian: für Marc-Aurel einen Gladiator eintauſchen. Der Herr ſcheine ein orthodoxer Particulariſt zu ſein, wenig Liebe für das Angehörige, kein rechtes Bewußtſein für König und Vaterland, wenig Geſchmack für preußiſche Gloire zu beſitzen und eine kenntnißloſe Ungläubigkeit an den Geiſt der Geſchichte zu ſimuliren. Er führe gewiß des knurrenden Freiherrn v. Ketteler's, der jetzt den Teufel barfuß laufen ſieht, ultramontanen Marais in der Taſche. Herr v. Ketteler halte nun einmal, für das menſchliche Unvermögen einer anderen Welt gegenüber, Wien für beſſer als Berlin, dieſen Glauben wollten wir ihm gerne gönnen, daß er aber den Beruf Preußens einen „Götzen“ nenne, vor dem ſich alles Recht, Sittlichkeit und Geſchichte beugen müſſe, dies ſei, gelinde ausgedrückt: ein ultramontaner Fußtritt. Deutſchland ſei aber jetzt weiter denn je davon entfernt, le bon valet der Herren Ultramontanen zu ſpielen und der norddeutſche Bund ſei nicht auf ultramontan-geſchnörkelten Sentenzen geſtellt, eben ſo wenig auf ſententiöſe Verwegenheiten der Particulariſten. Der norddeutſche Bund, und wäre er auch noch ſo ſtolz, beuge ſich in Demuth vor dem Stern über Bethlehem, aber nicht vor den Ultramontanen und er fürchte ſie nicht, mögen ſie ſich jetzt oder ſpäter mit rothen oder blauen Republicanern, mit Legitimiſten oder Orleaniſten und mit Particulariſten verbinden, mögen ſie eine phrygiſche Mütze oder eine Madonna mit dem Kinde auf ihre Fahnen tragen, fürchte weder die Ida noch den Hahn. — Dem Herrn Freiherrn von Ketteler ſowie dem Herrn von Thiers würde ich übrigens Frühjahrspurgationen anrathen, denn „c'est la bile;“ „difficili bile tumet jecur.“ Zu viel Galle ſei ein Maulwurf, der Maulwurf aber den Landwirthen durch ſein Wühlen verhaßt. — Der arme Herr Thiers! „il va chercher midi à quatorze heures.“ — Ich war heftig geworden, denn mein preußiſcher Geiſt ſchlug zürnend durch alle Fugen, aber auch Se. Gnaden wurden rococco — grob oder maſſiv wie der galliſche Brennus. Er nannte mich eine fringilla democratica berolinensis, einen gemeinen democratiſchen Stadtſperling. Hierauf richtete er die Frage an mich: was ich denn eigentlich hier mit dem Worte Particulariſt bezeichnen wolle. Es ſei dieſes Wort jetzt zu einer Parole geworden. Statt mich über die gutsherrliche Ausſchließlichkeit Mecklenburgs und die verſackte Philotie näher auszuſprechen, wartete ich mit einigen hiſtoriſchen Fragmenten auf, z. B. mit folgenden: Im öſterreichiſchen Succeſſionskrieg trat Herr Brühl in Sachſen, welcher bekanntlich den „nullum vinum nisi“, den Tokayer Ausbruch, avec une sainte fureur, wie er ſich auszudrücken pflegte, liebte, gegen klarſtes Intereſſe des Landes treu bei Preußen auszuharren, zu Oeſterreich. In Hannover wollte das Adelsminiſterium im ſiebenjährigen Kriege, ſogar gegen den Willen des mit Friedrich dem Großen alliirten Georg's II., wenigſtens Neutralität halten, ſie „hatten Güter auch in Oeſterreich“,

ſchreibt Horace Walpole. In Sachſen erbten die öſterreichiſchen Penſionen ſchon ſeit geraumen Zeiten von Vater auf Sohn, wie das „Portrait de la cour de Pologne“ bezeugt und die großen Wein-Cadeaux, die regelmäßig jährlich von Wien nach Dresden gingen (1754 nach den Frankfurter Relationen 1400 Eimer Ungar, Friauler und Oeſterreicher), wirkten ebenfalls recht erwünſcht an einem Hofe, der wegen des Beſcheidthuens renommirt war und wo noch der Ober-Hofmarſchal und Premier Auguſt's des Starken, Graf Pflug zehn Flaſchen in einem Zuge trinken konnte, ohne die Faſſung zu verlieren. Was aber den demokratiſchen Spatz, die Fringilla anlange, ſo ſei, mit Verlaub von Se. Gnaden, der Menſch kein Vogel ſondern nach Dr. Littré ein Säugethier in Handſchuhen und Frack, auf welchem nicht ſelten ein Kreuzchen geſtickt, bald mit Ueberlegung begabt, wie der Elephant und der Biber, bald dumm wie ein Wallfiſch. Herr Profeſſor Dummreicher in Wien bekräftige z. B. ungemein dieſe Anſicht Littré's. —

Die alten Römer trugen die wollene Toga unmittelbar auf der Haut, wie die Griechen das Pallium. Cato wollte dieſe ſchmutzige Sitte in ſpätern Zeiten bei allen Römern wieder einführen, es iſt ihm nicht gelungen. Se. Gnaden wollten mir im Generalbaß der Jeſuiten und Particulariſten mit ſeinen Schlüſſeln und Dietrichen Unterricht ertheilen, es iſt ihm nicht gelungen. Ich legte mein Haupt in die Ecke des Waggons, drückte den Hut tief in die Augen und fing zu ſchnarchen an. Ich hatte einen Pillnaer-Bitterwaſſergeſchmack im Munde, denn meine Zunge war jetzt zu empfindlich für Ketteler-Thiers'ſche philiſtröſe Gefühlsſeeligkeiten, Stechäpfel und Tollbeeren. Vendeurs de Mithridate Herr Ketteler und Herr Thiers, Dieu m'en garde! Herr Thiers aber iſt ein doppelter „Philiſter,“ Tabak der in einer Pfeife nicht völlig ausgeraucht iſt. — G.

Frankreichs Verfaſſungsleben.

Die geiſtreiche Schrift des Grafen Montloſier von der franzöſiſchen Monarchie (de la monarchie française) erſchien im Jahre 1814, wir ſind überzeugt, daß ſie dem größern Theile unſerer Leſer gänzlich unbekannt geblieben iſt, ungeachtet ſie einen Schatz politiſcher Weisheit enthält, und vor Allem die Urſachen aufdeckt, welche aus der ſocialen Bildung der Geſellſchaft in Frankreich her, die Revolution der neueſten Zeit nothwendig herbeiführen mußten. Doppelt intereſſant iſt dieſe, mit dem höchſten Scharfſinn und großer hiſtoriſcher Kenntniß geführte Unterſuchung, weil ſie zugleich den Gang und das Schickſal der politiſchen Inſtitutionen der germaniſch-chriſtlichen Civiliſation, wenn auch vielfach in einer weit ſpätern Zeit, für ganz Europa bezeichnet. Wir können freilich hier nur die Hauptmomente berühren.

Die Hauptaufgabe des Werks ist zu zeigen, wie das alte römische Gallien durch die Eroberung der Franken in einen wahrhaft germanischen Staat verwandelt worden, späterhin eine Spaltung zwischen dem germanischen Element und dem römisch-gallischen, oder dem, von jenem erstern aufgebildeten sich erhob, und wie dieses Mißverhältniß keineswegs durch die Natur der Dinge herbeigeführt, sondern, aus den widernatürlichsten Maßnahmen der letzten Regenten des Hauses Valois entsprungen, und von Ludwig XIV. und seinem Vorgänger bis zu den schreiendsten Gegensätzen fortgeleitet, nothwendig mit dem Sturze des Staats endete. Nichts scheint uns bei dieser wichtigen Untersuchung interessanter, als daß ein französischer Edelmann zu einer Zeit, (Graf Montlosier schrieb sein Werk schon im Jahre 1804 auf Befehl des ersten Consuls,) noch die vollständigste Einsicht in das germanische Leben entfaltete, als in Deutschland kaum die ersten Strahlen einer geläuterten Erkenntniß hierin angebrochen waren.

Wie in den übrigen, von germanischen Stämmen besetzten Ländern des römischen Occidents, hatten die Franken Gallien erobert, oder vielmehr in Besitz genommen, ohne die Gesetze und Einrichtungen, welche sie unter den alten römischen Provincialen, oder bei den dort schon angesessenen andern germanischen Stämmen vorfanden, wesentlich zu verändern. Sämmtliche Völker, sowohl besiegte, als das erobernde, regierten sich vielmehr auch ferner nach ihren eigenen Gesetzen und Gewohnheiten. Drei Haupt-Gruppirungen der ganzen, großen Gesellschaft unterschieden sich indeß vorzugsweise von einander. Nämlich die Freien aus den Franken, Burgundern und andern germanischen Stämmen, die freien Leute aus den römischen Verhältnissen her (ingenui) die meist in den Städten wohnten, die Colonen oder Zinspflichtigen (tributarii) in Verbindung mit Leibeignen oder Sklaven, welche letztere, wie bekannt, den größten Theil der Handwerker und Landbebauer ausmachten. In dem Princip des germanischen Lebens selbst lag es, so wie in der Entwickelung der Gesellschaft, daß allmälig diese drei Klassen in einander überzugehen suchten, oder wirklich übergingen, und daß Bedeutung und Name des Franken zuerst beide obige Klassen der Freien in sich aufnahm, endlich aber auch aus den Zinspflichtigen und Leibeigenen zu Freien erhoben wurden. So entwickelten sich allmälig jene großen Volksgemeinden freier Leute, wie die Karolingischen Zeiten sie uns aufstellen. Mit dieser Assimilation, wodurch sich sämmtliche heterogene Theile näherten, und ein gemeinsames Element alle umfaßte, begann — und dies mußte besonders bemerkt werden — für das fränkische Gallien, die erste Stufe der Germanisirung. Wir brauchen mit dem Verfasser nicht zu wiederholen, wie allmälig diese Freien ebenso durch anderweite Umstände, als noch mehr durch die Lebendigkeit germanischer, ursprünglicher Sitte, überall in Lehensverhältnisse, d. h. statt juristischer sächlicher Verhältnisse in lebendige persönliche Beziehungen der Treue und Liebe zu einander übergingen, und so das Band zwischen beiden Nationen, den Franken und römischen Inwohnern, erst vollständig gefestigt ward. Nur das müssen wir bemerken, daß, nachdem eben dieses Lehensverhältniß alle Theile des neuen Staates vollständig durchdrungen hatte, gleichsam die

Grundlage des christlich-germanischen Frankreichs für seine ganze Zukunft hinaus, nicht etwa, wie unsere modernen Schriftsteller wollen, ein blos vorübergehender Bildungszustand gelegt ward. Denn diesen so wichtigen Gesichtspunkt hat man in neueren Zeiten ganz aus den Augen gelassen, daß eben in den Ausbildungen, welche die germanischen Staaten durch die Feudalität erhielten, das eigentliche germanische gesellschaftliche Grundelement gegeben war. Weit entfernt, daß dieser Zustand etwas Unvollkommenes andeutete, etwas Rohes und der Kindheit der Gesellschaft Anpassendes, so war es vielmehr die von Gott geordnete Regeneration der Gesellschaft, welche im Gegensatz gegen den blos juristischen, heidnischen, antiken Staat, wie er sich selbst unter den christlichen römischen Kaisern darstellte, auf einer weit geistigern Grundlage erbaut ward, d. h. auf einer alle Verhältnisse der Gesellschaft umschlingenden persönlichen Beziehung, dem das sächliche Leben ganz untergeordnet war.*) So also bestand das ganze Reich unter den Capetingern der Hauptsache nach aus dem Könige und seinen Baronen, waren es nun die höhern Ministerialen oder die großen Lehensträger der Krone, (die sechs geistlichen und die sechs weltlichen Pairs,) als der höchsten leitenden Behörde des Staats, und diesen hierarchisch untergeordnet, wiederum deren Ministerialen und Lehensträger, bis zu den Zinspflichtigen und Leibeigenen in den Städten oder auf dem Lande. Denn auch sämmtliche Städte waren in diesen Dienstverhältnissen und Unterordnungen, sei es unter dem Könige selbst, oder unter jenen großen Baronen, nach den verschiedenen Territorial- oder vielmehr Domanial-Bezirken derselben mitbegriffen. Regierung, Kriegsverfassung und Recht ward ebenso nach diesen Unterordnungen und verschiedenen gesellschaftlichen Abmarkungen, jedoch in allen diesen Kreisen selbstständig und frei ausgeübt und geordnet. Genug, es bildete sich, obgleich in keinem, von den Germanen besetzten Ländern des Occidents eine solche Masse römischen Lebens, und der alten Urbewohner des Landes zurückgeblieben war, mit diesen Elementen vereint, die vollständigste germanische Verfassung, auch für das neue Frankreich aus.

Alles wäre daher darauf angekommen, diesen Zustand, wie er sich in Deutschland, wie er sich in England, in Spanien mehr oder weniger fortführte, festzuhalten, und an ihm das sociale Leben sich gleichmäßig entwickeln zu lassen; dies aber war es, was die französischen Könige in unglücklicher Verblendung, oder in einer ganz falschen Regierungspolitik vergaßen. Gerade was ihnen moderne Schriftsteller, (die sich in solchem Widersinne sogar Liberale und Freisinnige nennen,) als höchstes Verdienst anrechnen: daß sie

*) Ein französischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Mehegan tableaux de l'histoire moderne, indem er in seiner beschränkten Auffassungsweise die ganze Unvollkommenheit des Lehenswesens schildern will, giebt in wenigen Worten seine ganze Vollkommenheit, nämlich die höchste Entwickelung persönlicher Freiheit zu erkennen: „Un chef," sagt er, „sous differens noms préside à plusieurs souverains, qui s'appellent ses vasseaux. Ce chef est obligé de vivre de ses domaines et na d'autorité que sur les serfs, qui y sont compris. Un vain hommage est tout ce que lui rendent les comtes et les ducs. Ceux-ci sont également absolus dans leurs terres sur les sujets qui relèvent immédiatement d'eux; mais chacun de ces ducs ou de ces comtes a des vasseaux, qui ne dependent pas plus de lui, que lui même ne depend du chef général."

allmälig alle ſelbſtſtändigen Elemente, welche das germaniſch-fränkiſche Princip um ſie herum Jahrhunderte hindurch angebildet hatte, in ihre eigene Sphäre hinüber zu ziehen ſuchten, untergrub ebenſo die wahre Freiheit ihrer Völker, als es endlich den allgemeinen Ruin des Staates herbeiführte. Schon früher nämlich, ehe ſie allmälig die großen Lehen mit der Krone vereinigten, und das ganze Land dadurch zu einer einzigen königlichen Domaine machten, begannen mit dem dreizehnten Jahrhundert, alle möglichen Uebergriffe in die lehnsherrlichen Rechte der Baronen. Vorzüglich geſchah dies durch die Aufſtellung der königlichen Richter (baillis) welche am Ende ſämmtliche wichtige Rechtsfälle durch Ausdehnung der Appellbefugniſſe zu ihrem, und ſpäterhin folgerecht in das Reſſort der königlichen Parlamente brachten. Was aber Alles dies überbot, und jenen feindſeligen Gegenſatz, jenen Dualismus zwiſchen dem germaniſchen wahrhaft regenerirenden Princip, und dem ältern römiſchen und galliſchen Elemente wieder vollſtändig ins Leben rief, war die ſo vielfach gerühmte Emancipation der Communen. Allerdings bleibt dieſelbe an ſich höchſt billig, und nothwendig in den Bildungsgang der Geſellſchaft verflochten, hier aber geſchah ſie in ſteter, feindſeliger Oppoſition gegen das germaniſche Element, und ward ganz einſeitig hervorgerufen. Anſtatt dieſelben, wie dies in Deutſchland geſchah, unter den gegebenen Einflüſſen und Lebensverhältniſſen, d. h. unter jenen großen Baronen, oder der Geiſtlichkeit, und dem von ihnen begründeten deutſchen Verfaſſungs- und öffentlichen Rechte ſich entwickeln zu laſſen, wurden ſie aus dieſen Verbänden gewaltſam herausgeriſſen, jedoch nur, um ſie unter die Adminiſtration und Einflüſſe der königlichen Gewalt zu ſtellen. Dies iſt die Urſache, warum in Frankreich nirgend ein Stadt- und Communalleben zu ſolcher politiſchen Blüthe und Bedeutung kommen konnte, wie in Deutſchland und Italien. Nicht weniger wie in den Städten wurde dieſe gewaltſame Befreiung, oft mit Verletzung aller grundherrlichen Rechte, auch in allen übrigen Communen des platten Landes, ſei es nun in einzelnen Theilen derſelben, oder hinſichtlich ganzer Gemeinden ſelbſt vorgenommen. Denn nachdem die Könige in ihren Domainen zuerſt dieſe Freilaſſungen begonnen hatten, begnügten ſie ſich nicht blos, daß die Barone desgleichen thäten, ſondern ſie unterſtützten die Communen in offenbaren Empörungen gegen ihre Herren, und gaben endlich Freibriefe für Alle nach Willkür.

Als dergeſtalt die königlichen Beamten immer mehr die grundherrlichen Gerichte an ſich riſſen, als deshalb die baillis ſogar zu förmlichen großen Gerichtshöfen erhoben werden mußten, (ſpäterhin die zwölf Parlamente des Reichs) als ſich die Freimachung der Communen, oder vielmehr ihr Uebergang in die Hand des Königs, über das ganze Reich erſtreckte, war das germaniſch-chriſtliche Frankreich in zwei große Hälften geſchieden, oder wie der Graf Montloſier ſagt: es waren zwei Völker vorhanden, das alte germaniſch-fränkiſche, und ihm gegenüber ein neues Volk.

Jetzt entwickelte ſich nothwendig der Kampf zwiſchen beiden mehr und mehr, und ſein Erfolg konnte nicht zweifelhaft ſein; denn da die Könige ſelbſt mit immer wachſender Macht ſich an die Spitze dieſes neuen Volkes

geſtellt hatten, ſo blieb dieſem der Sieg gewiß. „Denn dies war nicht mehr,“ ſagt Gr. M., „ein ähnliches Verhältniß, wie das frühere jener zwei Völker der Franken und römiſchen Gallier, von denen jedes einen beſtimmten, politiſchen und ſtaatsrechtlichen Zuſtand anſprach, ſondern ohne wirkliche Inſtitutionen, ohne eigenthümliche Geſetze befand ſich dieſes neue Volk zu dem ältern in einer weit verſchiedenern Lage, als je eine der Nationen, welche früherhin Frankreich überzogen. Es ging nicht darauf hinaus, ſich mit jenem zu einigen, ſich gegenſeitig unterzuordnen, in einander überzugehen, ihre Beſtimmung war, getrennt zu bleiben. Es entſtand nicht blos, wie wohl früherhin zwiſchen dem erobernden und eroberten Volke ein vorübergehender Zuſtand der Feindſeligkeit für gewiſſe Rechte und Intereſſen, es bildete ſich vielmehr in den Sitten und in dem ganzen öffentlichen Geiſte eine geheime Gährung, und ein bleibender Kriegszuſtand.“

Um dies recht zu begreifen, muß man auf die Elemente, welche beiden Theilen vorzugsweiſe zum Grunde lagen, zurückgehen. Das alte germaniſche Princip beſtand in dem der Ehre, der perſönlichen Freiheit, und drückte ſich durch die eigene Wehrhaftigkeit aus, weshalb ſich Herrſchaft und Vertheidigung unmittelbar daran knüpften. Dieſes Princip war ſo überwiegend, daß, wenn Jemand früherhin zu dem Range eines Freien, eines Franken erhoben ward, er mit Zurücklaſſung ſeines ehemaligen Zuſtandes, in jenes Verhältniß der Wehrhaftigkeit einer vollſtändigen perſönlichen Freiheit überging. Ja ſelbſt die nächſten häuslichen Umgebungen des Franken oder Freien ſollten jenes germaniſchen Elements nicht entbehren, und die Dienerſchaft und Hausgenoſſen waren ebenſo freie und waffenfähige Kampfgenoſſen, nur in verſchiedenen Bildungsſtufen, wie ſich dies in den höhern Verhältniſſen in den verſchiedenen Ordnungen der Miniſterialen, oder in den Knappen- und Waffen-Handdienſten bei einfachen Freien, dem miles, nachherigem Ritter kund gab. Eine andere Dienerſchaft, gar etwa Sklaven in ſeiner perſönlichen Berührung zu haben, war dieſer höhern Lebensanſicht der Germanen durchaus entgegen. So ſchied ſich denn auch von ſelbſt und höchſt natürlich dieſes, nach ſeiner ganzen Strenge erfaßte Leben der Freiheit von allen jenen Verhältniſſen, welche irgend eine Abhängigkeit hervorbrachten, und jede bürgerliche Beſchäftigung, da ſie die eigentliche und perſönliche Wehrhaftigkeit verhinderte, ſtempelte naturgemäß die niederen oder unteren Stufen der Geſellſchaft.

Als daher mit der Freilaſſung der Communen eine ganz neue Art von Freien ſich entwickelte, nämlich ſolche, welche ohne perſönliche Wehrhaftigkeit, in Mitten vielmehr ihrer bürgerlichen Beſchäftigungen, den gleichen Rang und Stand der urſprünglich Freien annehmen wollten, ſo bildete ſich von ſelbſt jener Kampf und jene Eiferſucht, von welcher wir oben ſprachen. Dieſer Kampf mußte ſogar vielfach in offene Fehde ausbrechen, und die Unruhen und Störungen welche die Jacquerie veranlaßten, wurden hierdurch zum größten Theile herbeigeführt, wie ſich denn auch in Deutſchland Aehnliches am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zeigte.

Doch dieſer Kampf hielt ſich nicht lange, wie eben in Deutſchland und

England im Gleichgewicht, d. h. die Städte und der dritte Stand nahmen, nicht wie dort ſelbſt deutſche Begriffe und Rechte an, ſondern die beharrliche Leidenſchaft der Könige, dieſe Entwickelung in ihrem egoiſtiſchen Intereſſe zu benutzen, ſollte bald die gänzliche Zerſtörung des alten germaniſchen Elements herbeiführen. Seitdem vorzüglich die letzten Capetinger und die Fürſten aus dem Hauſe Valois den größten Theil der großen Lehne mit der Krone vereint hatten, ward es ihnen immer leichter, die Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit zu brechen, welche die Lehns-Verhältniſſe in die Geſellſchaft überführten. Die Baronen, oder vielmehr die Inhaber des Grundbeſitzes, die freien Herren, verloren durch die königlichen Richter allmälig die Haupttheile ihrer früheren Gerichtsbarkeit, und ſomit war ihnen der wichtigſte Theil ihres Regierungsrechtes und ihres Einfluſſes geraubt; ſie verloren in gleicher Weiſe das Münzrecht; endlich, nachdem die Könige es ihrem Vortheile angemeſſener hielten, ſich zu ihren Fehden und Kriegen der Söldner zu bedienen, von denen ſie weniger abhängig waren, als von der Hülfe der Barone, ſo ging auch die höchſte Eigenſchaft der Freiheit, die Wehrhaftigkeit, mehr und mehr verloren.

Alle dieſe Rechte aber, welche der das fränkiſche oder germaniſche Element repräſentirende Theil der Nation verlor, wuchſen gewiſſermaßen dem neuen Volke zu. Die Gerichtsbarkeit, nachdem ſie in den königlichen Gerichtshöfen ſich immer mehr in den Formen und Principien des römiſchen Rechts bewegte, als welches die königliche Gewalt nach ſeinem oberſten Grundſatz: „wie der König will, ſo will das Geſetz", im Gegenſatz gegen das germaniſche Princip gemeinſamer, ſtändiſcher Freiheiten, nach allen Seiten hin verſtärkte, mußte von wiſſenſchaftlich gebildeten Leuten geleitet werden, und entfernte die Barone von ſelbſt aus den königlichen Gerichtshöfen, in denen ſie anfänglich noch geſeſſen hatten. Ebenſo erhielten die Könige aus dem neuen Volke ihre Söldner; endlich traten die Communen ſelbſt, nach ihrer eigenen Freimachung allmälig in die Wehrhaftigkeit über.

So war, wie einleuchtet, der Gang und die Entwickelung des germaniſchen Lebens in Frankreich vollſtändig gebrochen. Denn nicht, wie in andern germaniſchen Ländern, in Deutſchland, in England, blieben die Repräſentanten des deutſchen Elements, die höhern Claſſen der Geſellſchaft, neben der Entwickelung und Befreiung der Communen und des dritten Standes, in ihrer vollen Kraft und Leben beſtehen, und konnten ſo ihre ganze Wirkung auf die Geſellſchaft ausüben, d. h. überall und in jeden Kreiſen derſelben, in deutſcher Weiſe, die Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit aller Einzelnen hervorrufen und zur Thätigkeit bringen; ſondern indem ſie blos noch die Namen und äußern Würden der frühern Stellungen behielten, blieben ſie auf ſolche allein beſchränkt. Ja, ſie waren hierdurch in gewiſſer Weiſe zu bloßen Figuranten herabgewürdigt, die, weil ſie deſſen ungeachtet Rang und Würden anſprachen, gehaßt und lächerlich zugleich wurden. Auf der andern Seite kam das antike römiſche Element, und die Eigenthümlichkeit des galliſchen Charakters, welches erſtere beſonders die Sprache begünſtigte, endlich jene beſchränkte Lebensanſicht, welche in den untern Stufen der Geſellſchaft

nothwendig vorherrſcht, zur übermäßigen Geltung, und zerſtörte den germaniſchen Einfluß vollends.

Um alle dieſe Mißſtände indeß auf die Spitze zu treiben, traten noch zwei Urſachen hinzu: die Stellung der Parlamente, oder vielmehr ihre ſpätere zweifelhafte Theilnahme an der königlichen Gewalt und der Regierung des Reichs, ſo wie die eigenthümliche Stellung der Geiſtlichkeit.

Nach germaniſchen Rechten und Begriffen iſt die königliche Macht keineswegs eine unbeſchränkte Regierungsgewalt des Einzelnen, ſondern, wenn auch ihre Quelle aus übernatürlicher, göttlicher Autorität abgeleitet wird, ſo war doch die möglichſte Theilnahme aller wahrhaft freien und ſelbſtſtändigen Leute des Reichs an der Ausübung jener Regierungsrechte unerläßlich. Daher ſind es der König und ſeine Barone und Magnaten, d. h. die vorzugsweiſe ſelbſtſtändigſten und ſouveränen Herren ſeines Reichs, welche die unmittelbare Regierung des Landes unter den Capetingern beſorgten. Nach der Wichtigkeit des Gegenſtandes, etwa bei ganz allgemeinen Landesgeſetzen, war jene Theilnahme auch bedeutender, und die Zahl der conſultirenden Barone, Herren und Freien größer. Schon frühe nahmen dieſe Verſammlungen und Königlichen Räthe den Namen Parlamente an. Natürlich war ihre wahre Stellung und wirkliche ſtändiſche Wirkſamkeit eben mit ihrer Freiheit und Unabhängigkeit unzertrennlich verbunden. Als indeß allmählig die Barone und Freien ihre Souverainetätsrechte einbüßten, die Könige immer mehr die großen Lehen an ſich zogen, verhoben ſie zuerſt die Barone ihrer frühern angeſtammter Länder, die Freien und Herren von Isle de France vorzugsweiſe zu ihrem Parlamente, und hatten dadurch ſchon einen größern Einfluß. Als indeß auch die Gerichtsbarkeiten dieſer allmählig erloſchen, und wie in allen übrigen anheimgefallenen Lehnen die Rechtsſprechung den königlichen Richtern zufiel, und dieſe ſich in große Gerichtshöfe verwandelten, ſo gingen die Barone der Parlamente in dieſe über, und jene Gerichtshöfe, (von denen der von Paris der höchſte ward) nahmen nun ſelbſt den Namen Parlamente an. So ward aus einer ſtändiſchen Behörde, die allerdings früher in bedeutenden Fällen, wie bei Felonie der großen Kron-Vaſallen, auch zugleich die richterliche Gewalt ausgeübt hatte, ein wirklicher Gerichtshof.*) Allerdings blieb dem Parlamente von Paris, worin die zwölf vornehmſten Barone als die ehemaligen Pairs von Frankreich, Sitz und Stimme führten, noch ferner jene Theilnahme an der Regierung, allein je mehr die blos juriſtiſche Seite des Parlaments zunahm, je mehr es blos mit den wiſſenſchaftlich gebildeten Mitgliedern des dritten Standes beſetzt ward, deſto mehr ſank ſein Rang und ſein Anſehen gegen die Macht der Könige. Dergeſtalt wurden die Parlamente jene Zwittergeſtalten, die in ſtetem Wechſel zwiſchen Macht und Ohnmacht, bald als freier, alter germaniſcher Baronenhof, bald als ſubmiſſe Richter und königliche Executoren eines fremden ſervilen Rechts, das Reich nur in krampfhafte Bewegung ſetzten, und den Einflüſſen der

*) In dieſem ganz unnatürlichen Entwickelungsgange der franzöſiſchen Parlamente liegt es, daß ſie zwar gleichen Namen wie gleichen Urſprung mit dem engliſchen Parlamente theilten, nächſtdem aber eine ganz andere Bedeutung erhielten.

Parteien dienten. Hiermit hängt genau zuſammen, daß, nachdem dergeſtalt das erſte und höchſte Inſtitut des Staats verkehrt war, die eigentliche Landesvertretung, wie ſie von jenem Baronen-Rathe aus, ſich in den übrigen germaniſchen Ländern naturgemäß ausbildete, hier zu gar keinem Gewicht und voller Entwickelung kommen konnte. Die ſogenannten Etats généraux in Frankreich waren und blieben ſtets armſelige Surrogate einer wahren deutſchen Volksvertretung, und mit Recht ſagt Graf Montloſier, daß ihre jedesmalige Zuſammenberufung in der Geſchichte Frankreichs jenen Meteoren vergleichbar ſei, die bei großen Unglücksfällen und drohenden Weltlagen zur Erſcheinung kommen.

Wir ſprechen jetzt noch von der Geiſtlichkeit. Als die Franken Gallien beſetzten, fanden ſie ſchon eine vollſtändig ausgebildete Hierarchie vor, aus den römiſch-galliſchen Einwohnern vorzugsweiſe zuſammengeſetzt. Dieſes letztere Element mußte natürlich lange Zeit das überwiegende bleiben, und hinderte, daß, wie in Deutſchland und England der Adel, oder die großen germaniſchen Familien in bedeutender Maſſe in die geiſtlichen Stellen eingingen; ſo hatte die Geiſtlichkeit an ſich ſchon eine bei weitem geringere politiſche Bedeutung und Wirkſamkeit. Große ſouveraine Kirchen-Fürſten, wie in Deutſchland, waren in Frankreich nie vorhanden. Die königliche Stellung ward daher auch durch ſie weit weniger behindert, um ſo mehr, als ihre ſtaatsherrliche Doctrin, aus dem alten Verhältniſſe zum römiſchen Reiche her, der germaniſchen Auffaſſung von Freiheiten und Rechten der Unterthanen feindſelig entgegenſtand, und ſie den germaniſchen König mit dem römiſchen Imperator in eine Reihe ſtellte.

Je mehr ſich daher die königliche Gewalt ausdehnte, deſto ſtärker ward auch ihr Einfluß auf die Geiſtlichkeit, und ſelbſt der heilige Stuhl konnte dies nicht verhindern, weil eben das germaniſche Prinzip der Freiheit und Selbſtſtändigkeit hier niemals Eingang fand, welches z. B. in England zur ſelben Zeit die beiden Erzbiſchöfe von Canterbury und Yorck und das ganze Episcopat zu hoher, politiſcher Wirkſamkeit berief, (worauf ſich jetzt noch die bedeutende Stellung der proteſtantiſchen Kirche begründet) und in Deutſchland drei geiſtliche Fürſten an die Spitze des Reichs ſtellte. Als endlich unter Franz I. die Könige ganz die Ernennung zu dem größern Theile der höhern, geiſtlichen Stellen durch die pragmatiſche Sanction an ſich riſſen, als die geiſtlichen Stifte in die Hände Königlicher Günſtlinge, ſelbſt in weltliche Nutznießung kamen, bildete ſich die Geiſtlichkeit immer mehr zu einer Hofgeiſtlichkeit, bis in den berüchtigten vier Artikeln, oder in den gallicaniſchen Freiheiten eine vollſtändige Trennung des Staats von der Kirche ausgeſprochen ward, und ſo auch von dieſer Seite her das ſtändiſche Element, wie es in allen übrigen germaniſchen Staaten eine Hauptgrundlage der öffentlichen Freiheit gebildet hatte, gänzlich verloren ging.

Noch müſſen wir die Univerſität von Paris erwähnen, als mit der Geiſtlichkeit innig zuſammenhängend. Durch Begünſtigungen und eifrige Fürſorge der Päpſte war dies Inſtitut zu der höchſten wiſſenſchaftlichen Stufe und Anſehen gelangt, deren ſich je eine ähnliche Anſtalt zu erfreuen

gehabt hat; ihre geiſtige Macht und Einfluß war in Frankreich, ja in ganz Europa von der außerordentlichſten Bedeutung. Weil indeß die damalige Wiſſenſchaft überall auf fremden Elementen beruhte, und römiſche, griechiſche, ja arabiſche Literatur, vorzüglich diejenige der letzteren verderbten Zeiten des römiſchen Reiches darin zum Grunde gelegt wurden, ſo litten auch hierdurch die germaniſchen Inſtitutionen, und alle auf den deutſchen Charakter und Gemüth gegründeten Lebensanſichten einen bedeutenden Stoß. Ja man kann von hieraus ſich allein die ſtets vorherrſchende antike Richtung der franzöſiſchen modernen Zeit erklären, und dies iſt die Urſache, warum ſich in Frankreich ſpäterhin niemals, wie in den ſämmtlichen übrigen germaniſchen Ländern, eine wahre Kunſtperiode entwickeln konnte. Malerei, Muſik und Skulptur blieben manierirt und ohne allen wahren Charakter. Daß aber dieſe Richtung in ſolchem Maße überhand nahm, davon trug immer wieder jene unglückliche Beſeitigung und Ausweiſung der germaniſchen Elemente, und die Vernichtung ihrer Rangordnung in der Leitung und Bildung des Staats, die alleinige Schuld; denn dergeſtalt entwickelte ſich dieſes Univerſitätsweſen oder der Mittelpunkt für alles geiſtige Leben Frankreichs, ganz ohne ihre Theilnahme, im Gegentheil von Deutſchland, wo man ſagen kann, daß es vornehmlich der Adel und die Reichsfürſten waren, welche geiſtigem Leben und Wiſſenſchaften zum Stützpunkt dienten.

Faßt man alle dieſe Einzelheiten zuſammen, ſo ergiebt ſich, daß die urſprüngliche germaniſche Verfaſſung Frankreichs allmählig in eine ganz ſchiefe Stellung gerathen war. Adel und Barone mit Grundbeſitz und Würden, dem Namen nach die höchſten Rangordnungen der Geſellſchaft, unmittelbar an das Königthum ſich anſchließend, und deſſen ungeachtet ohne wahrhafte Rechte, vielmehr gewiſſermaßen ausgeſchloſſen von jeder geſetzmäßigen Stellung des öffentlichen Lebens. Die Geiſtlichkeit, allerdings unabhängiger und ein Stand für ſich, jedoch gleichfalls ohne beſtimmte politiſche Rechte. Ihnen gegenüber die Städte und der dritte Stand, von der königlichen Gewalt abhängig, in dem ſchwankendſten Zuſtande von Freiheit und Druck, vor Allem ohne beſtimmte volksgemäße Kultur, von fremdartigen, geiſtigen Elementen hin und her bewegt. Ueber alles dieſes die königliche Gewalt, von nichts als ſich ſelbſt getragen; übermüthig und herriſch in Zeiten des Glücks, kriechend und intriguant im widrigen Schickſal. Daher die franzöſiſche Geſchichte weiter nichts, als eine Reihe von Empörungen, von bürgerlichen, häuslichen Unruhen, weil überall die einzelnen Elemente nicht an ihrer Stelle waren, kein eigentlicher, lebendiger Organismus ſich ausgebildet hatte. Niemand wahrhaft frei, und von einem vollſtändig ausgebildeten öffentlichen Rechte getragen, — ſuchten alle Einzelnen nur von den jedesmaligen Umſtänden Nutzen zu ziehen.

Dies war der Zuſtand Frankreichs in immer wachſender Maſſe von dem dreizehnten Jahrhunderte an, im Gegenſatz gegen alle übrigen Staaten, welche ihrer germaniſchen Entwickelung treu geblieben. Nach den Religionskriegen ſtieg dieſe Verwirrung und dieſes Unter- und Gegeneinander auf das Höchſte. Noch wäre es indeß Zeit geweſen, hätte man nach eintretender Ruhe unter Heinrich IV. die alten volksthümlichen Elemente wieder zu be-

leben geſucht, die germaniſchen Inſtitutionen, die noch nach ihren Umriſſen vorhanden waren, gekräftigt, und die königliche Gewalt in eine würdige Beziehung mit ihnen geſetzt. Indeß die Regierung Richelieu's und Ludwig XIV. ſchien alles Frühere überbieten zu wollen.

Jene wiſſenſchaftlichen Anſichten der Fremde und der antiken Zeit hatten in Frankreich allmählig dergeſtalt überhand genommen, daß das geiſtige Grundelement des Staats, das germaniſche Leben und die darauf gegründeten Inſtitutionen als ein ganz Widernatürliches, als etwas in jeder Hinſicht zu Vertilgendes, als eine Barbarei der frühern Zeit angeſehen ward, und den ſchon beſtehenden Gegenſatz in dem größern, aus der neuern Zeit hervorgegangenen Theile der Nation auf das höchſte ſteigerte. In Folge dieſer Anſichten ward daher jetzt die Macht des Adels und der Großen, welche ſich in wunderbarer Lebendigkeit als urſprüngliches, germaniſches Element erhalten hatte, und nachdem das Aufgebot und die Folge der Vaſallen ſchon längſt erloſchen war, fortwährend in großen, adligen Genoſſenſchaften und Verbindungen ſeine Selbſtſtändigkeit bewahrte (beinahe die ganzen Religionskriege wurden auf dieſe Weiſe geführt) in ſyſtematiſcher Verfolgung zu Boden gedrückt. Eben ſo ſchwand allmälig die letzte Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Städte, die man überall mit königlichen Municipalräthen beſetzte.

Endlich ward das ganze Land, ſtatt der frühern Gouvernements, denen der höhere Adel mit großer Vollmacht und Selbſtſtändigkeit vorſtand, und gleichſam noch an die frühern Repräſentanten der Barone erinnerte, unter Ludwig XIV. an Civil-Intendanten vergabt, welche in der ſtrengſten Abhängigkeit von der königlichen Gewalt, jede freie Bewegung vollſtändig zum Abſterben brachten. Wie übrigens Ludwig XIV. jede Erinnerung an eine germaniſche, wahrhaft würdige Stellung der königlichen Gewalt gänzlich vernichtete, iſt zu bekannt, um noch weiter erinnert zu werden.

Erſtaunen muß es erregen, wenn ein großer, ja der größte Theil unſerer modernen Hiſtoriker und Schriftſteller dieſe Umwandlung des alten Frankreichs in jene modernen Zuſtände als die höchſte Vollendung preiſen, da doch in ihm die vollſtändigſte Servilität und die Verachtung aller urſprünglichen germaniſchen Freiheit ſich ausſpricht. Vorzüglich haben alle die letzte Erniedrigung des Adels, und die Vernichtung ſeiner Macht unter Richelieu (dem ſie es deshalb ſogar verzeihen, daß er Cardinal und Prieſter war), als die höchſte Aufgabe einer weiſen Regierungspolitik angeſehen, und ihre Freude darüber nicht genug an den Tag legen können; eine Betrachtungsweiſe, von der es zweifelhaft iſt, ob ſie mehr der Stupidität oder der Bosheit angehört.

So viel iſt gewiß, daß jene geſellſchaftlichen Zuſtände die nothwendigen Bedingungen und Einleitungen der franzöſiſchen Revolution wurden.

Der Adel und die Geiſtlichkeit, endlich jedes öffentlichen Einfluſſes beraubt, ſtatt wahrhafter Rechte mit gehäſſigen Privilegien verſehen, der erſte durch das Uebermaß Königlicher Adelsbriefe in ſeinem äußeren Anſehen gänzlich geſchwächt, erſchienen wie heterogene und überflüſſige Theile des Staats. Der dritte Stand hingegen, im Beſitze der ganzen Rechtspflege

und Administration, sowie aller übrigen materiellen Reichthümer, die immer mehr anfingen, größere Geltung zu erhalten, ebenso an der Spitze der Wissenschaft, hatte eigentlich die wahre Macht des Reichs inne. So stellten beide am Ende zwei große feindselige Heerhaufen dar, zwischen welchen es nach hundertjährigen Kämpfen und Feindseligkeiten zur entscheidenden Schlacht kommen mußte, und dies war die Revolution. Die im Hasse und der Opposition gegen die ursprünglichen germanischen Institutionen geborenen und großgezogenen Communen, das alte gallische Element, mit einer antiken und fremdartigen Wissenschaft durch und durch geschwängert, emancipirte sich gewaltsam, und tödtete oder vertrieb in unauslöschlichem Hasse sein altes, ursprüngliches germanisches Princip, worin sein Leben und seine wahrhafte Freiheit bestand. Mit demselben mußte natürlich auch der Thron und das Königthum fallen; denn dieses war an jene Institutionen unauflöslich und allein geknüpft, und obgleich scheinbar die französischen Könige immer mächtiger wurden, je mehr sie die freien und selbstständigen Theile der Gesellschaft schwächten, desto mehr verloren sie in Wahrheit ihren Halt, und untergruben in unglücklicher Verblendung den eigenen Boden, worauf sie standen. Vergebens berief man die seit 1614 nicht mehr versammelten Generalstaaten; schon früherhin ohne Wirkung und wahrhafte Repräsentation, zeigten sie jetzt nur in scharfen Umrissen die gänzliche Vernichtung des ständischen Lebens. Mit einem einzigen Stoße ward der Adel aus seinen noch kurz zuvor anscheinend so glänzenden Stellungen herausgeworfen, diejenigen welche Jahrhunderte lang systematisch ihrer Rechte und Freiheiten beraubt wurden, die eigentlich allein die Stützpunkte der wahren Freiheit gebildet hatten, die Ueberreste des alten germanischen Lebens, als Unterdrücker und Usurpatoren proclamirt, und die Anarchie und die Verwirrung an ihre Stelle gesetzt. Nicht sowohl falsche und antisociale Doctrinen, obgleich auch sie großen Antheil daran nahmen, als vielmehr der materielle Stoß der seit Jahrhunderten politisch verwirrten und verkommenen Volksmassen waren die Ursache dieser fürchterlichen Erscheinung, und als das doppelte Votum und die Constituirung der Stände in eine einzige Kammer ausgesprochen ward, geschah nur, was der Natur der Umstände ganz gemäß war, nämlich die öffentliche Anerkennung derjenigen Macht, welche schon längst die Zügel der Gesellschaft geführt hatte.

Wir schließen hiermit, und bemerken, daß, was dergestalt in Frankreich schon in frühester Zeit geschehen, sich seit dem verflossenen Jahrhunderte beinahe in allen Staaten Europas darstellt. Allmählig hat man angefangen, das germanische Princip, das Lebensprincip des Occidents, zu verkennen, es zu verfolgen, und wo nur möglich zu vertilgen. In allen Ländern sind die deutschen Institutionen, der Adel, ständische Geistlichkeit, freie Souveränetäten, als Reste früherer Barbarei, als Usurpationen angesehen worden, und eine centralistische Beamten-Administration ist an ihre Stelle getreten. Selbst Deutschland, der Mittelpunkt jener großartigen politischen Freiheit, ist diesem Schicksal unterlegen.

Zur Geſchichte des Communismus.

II.

Conſtant.

Conſtant ſetzte durch die Ankündigung ſeiner Bible de la Liberté halb Frankreich, beſonders aber die Geiſtlichkeit in Schrecken und Bewegung. Lamennais, hieß es in allen Zeitungen, ſei ein Lamm gegen dieſen jungen raſenden Abbé. Die Ultras unter den Liberalen warnten vor ihm, weil er zu extrem ſei. „Ich muß mich daher Denen, welche meine Bücher leſen werden, ganz zu erkennen geben," begann Conſtant in der Bekenntnißvorrede zu ſeiner Bibel „nicht um das Vergnügen zu haben, von mir ſelbſt zu ſprechen, ſondern um ihnen Vertrauen in meine Ueberzeugungen einzuflößen, wenn ſie aus einer kurzen Darſtellung meiner Lebensgeſchichte geſehen haben werden, wie ich zu dieſen Ueberzeugungen gekommen und wie aufrichtig und tiefgefühlt ſie deshalb ſind."

Sohn eines armen Handwerkers, erzählt er darin, fühlte ich in frühſter Jugend einen unerklärlichen Drang zu etwas Höherem, Unbegreiflichem, das mein warmes Herz ſchon bei Gelegenheit meiner erſten Kommunion, im zwölften Lebensjahre mit einer ſolchen Leidenſchaftlichkeit füllte, daß ich feſt von der Ueberzeugung durchdrungen wurde: es giebt einen Gott der ſich für alle ſeine Kinder mit gleicher Liebe geopfert. Schon bei dem bloßen Namen Maria ſchlug mein Herz freudiger; mein Beichtvater glaubte hieraus für ſeine Kirche Hoffnungen zu ſchöpfen, überredete mich, daß ich wirklich eine gewiſſe übernatürliche Gabe zur Aufopferung und zum Gebet beſitze und brachte mich in einer kleinen religiöſen Erziehungsanſtalt unter. Von da trat ich in das Seminar Saint Nicolaus, deſſen Vorſteher mir aber den Schleier meiner bisherigen Schuldloſigkeit lüftete. Mit einem fürchterlich gährenden Zweifel im Herzen betrat ich die Schwelle des großen erzbiſchöflichen Prieſterſeminars von Saint Sulpice in Paris. Entſetzt, aber dennoch vertrauungsvoll auf eine beſſere Zukunft, ſchloß ich mich oft einſam in meine Zelle, weinte bittere Thränen über das Loos des größten Theiles der Menſchheit und mir blieb nichts als der Glauben an eine Hölle, die dereinſt dieſe frechen Sünder züchtige. Allmälig mit dieſer Zuverſicht kehrte hierauf der Glaube an einen alleinigen, allmächtigen, allesregierenden Gott wieder zurück in meinen zerrütteten Buſen, ich lernte die Menſchheit wieder lieben, denn ich ſah ſie in ihren Knospen wieder, indem ich vom Seminardirektorium beauftragt wurde, den jungen Töchtern des Kirchſpiels von Saint-Sulpice den Katechismus als Vorbereitungslehre zur erſten Kommunion zu erklären. Zwei Jahre verſah ich dieſes Amt — aber mit dem Ablauf des zweiten begann eine neue Periode meines Lebens.

Eines Tages, erzählte Conſtant weiter, ſaß ich nachdenkend in meinem

Lehnſtuhle, als eine arme Frau ihre Tochter zu mir führte und mich mit Thränen in den Augen beſchwor, ihre Tochter allein zu unterrichten, weil ſie kein Geiſtlicher des Stadtviertels confirmiren wolle, indem ſie zu kränklich und zu arm ſei. Mir ſtieg das Blut in die Poren bei dieſer Erklärung, ich hätte mit eigener Hand dieſe Prieſterbrut für dieſe Weigerung züchtigen mögen! Ich willigte daher in das Verlangen der armen Frau mit Freuden, bereitete die Tochter zum erſten Abendmahle vor, bald nannte meine folgſame Schülerin mich ihr liebes Väterchen, ich ſie meine liebe Tochter, wir wurden mit einander immer vertrauter und ſtatt die Unterrichtsſtunden nach dem Genuß des heil. Abendmahls auszuſetzen, zeigte ſich meine liebenswürdige Schülerin in ihrem Beſuche nur um ſo emſiger. Es fehlte daher nicht an böſen Zungen, die uns beide verdächtigten; mir war übrigens wirklich, als ob mir etwas fehle, wenn ich ſie einen Tag nicht geſehen; aber weit davon entfernt, mich meiner Behandlungsweiſe des Mädchens vor der Welt ſchämen zu müſſen, war es vielmehr nur jene reinſte natürliche Liebe, die man die platoniſche nennt, welche zwiſchen mir und dieſem zarten Weſen herrſchte. Doch dieſes harmloſe Verhältniß genügte, um uns vor den Luchsaugen der Welt und den feinen Spürnaſen meiner verläumdungsſüchtigen Kollegen als ein ſündhaftes Liebespärchen zu verunglimpfen und bewirkte es dieſe Anfeindung, oder war es der Widerſtand, den man uns beiden ſetzte, genug, jene reine natürliche Liebe verwandelte ſich bei Annäherung meiner prieſterlichen Weihe in eine Leidenſchaft, welche tödtet, wenn man ihr widerſteht und ein furchtbarer Kampf zwiſchen Genuß und Entſagung entſpann ſich in meinem Innern. In Verzweiflung rannte ich zu meinem Obern, fiel weinend vor ihm auf die Knie, und geſtand ihm ſchluchzend meine Liebe zu meiner Schülerin.

Was that dieſer Wütherich, der ein liebevoller Vater an Chriſti Statt hätte ſein ſollen, um mich, wenn ich gefehlt, wieder auf den rechten Weg zu bringen? ... Er ſchalt mich einen Apoſtaten, Verräther, undankbaren, abtrünnigen Diener der Kirche und ſtieß mich hinaus aus dem Seminar. Nach fünfzehnjährigen theologiſchen Studien ſah ich mich hilflos auf der Straße!

Was nun beginnen in dieſem reſidenzſtädtiſchen Krater, deſſen dumpf durcheinander dröhnende Mächte wie geheimnißvolle Boten vor meinen Ohren ſummten und mich arme Waiſe zu verſchlingen drohten? — Ich ſuchte als Privatlehrer eine Stelle und fand ſie endlich mühſam in einer der zweitauſend Erziehungsanſtalten der geräuſchvollen Hauptſtadt. Aber auch dort ließen mir meine Feinde keine Ruhe; indeſſen liebten mich meine Schüler trotz aller Schmähungen der ſchwarzen Schaar, und übrigens was kümmerte mich Freien ihr ſchadenfrohes Gekrächze, beſaß ich doch einen Engel, an deſſen theilnahmsvollem Buſen ich meinen Schmerz aushauchte, wenn der meinige voll Gram über das Erlebte oft zu zerſpringen drohte. Am Halſe meiner Geliebten vergaß ich die Leiden dieſer Erde, das Erbärmliche meiner Stellung. Aber, o! Himmel, auch dieſen einzigen Troſt, den ich von ihren Lippen ſog, ſollte mir unverſöhnliche Verfolgung bald in Galle verwandeln

Meine Feinde intriguirten ſo lange, bis ſie mich um den einzigen Nothanker, um meine Stelle brachten, erſchütterten demnächſt durch die immer ſteigende Entbehrung die Treue und Charakterſtärke meiner Geliebten, und o! himmliſche Gerechtigkeit, warum ließeſt du dieſes geſchehen, oder hatteſt du gar keine Blitze mehr? die Geliebte meines Herzens, die Urheberin meines Unglücks, die Gerettete aus dem Schlamm ihrer Unwiſſenheit, widerſtand nicht den Lockungen meiner Gegner, folgte blindlings den verführeriſchen Fallſtricken goldſtrozender Seelenverkäufer und verließ mich — im Elende. Jetzt erſt ſtürzte ich in einen Abgrund, aus dem ich nur mühſam wieder emporklomm.

Ein ganzes Jahr hindurch war ich gezwungener oder mitduldender Zeuge des gräßlichſten Elendes der niederen Volksklaſſen. Hunger, Durſt, Kälte und Verzweiflung wütheten abwechſelnd krampfhaft in meinen Eingeweiden, beſonders weil ſich nicht einmal Handarbeit vorfand, die mich meinen täglichen Unterhalt gewinnen ließ, oder ſich wohl hie und da ein Student des lateiniſchen Quartier von dem verarmten Abbé durch Vervollſtändigung ſeiner Hefte nur deshalb die Faulheit ſtärken ließ, um hinterher ihn durch Theilnahme an nächtlichen Orgien ſtatt mit Schwarzbrod zu entſchädigen! . . . Ha', dort lernte ich das teufliſche Treiben der ſogenannten reichen Leute vom guten Tone verfluchen! — Ich ſtürmte zurück in die Einſamkeit, ſchüttelte den Staub von meinen Füßen und fand wirklich eine Aufnahme in der Abtei von Solesmes als Benediktiner. Aber auch hier umſtrickte mich bald wieder das Schlangennetz der Umtriebe, ich floh daher und beſchwor den Erzbiſchof Affre in Paris, mir irgend eine Exiſtenz, nur nicht als Prieſter, zu verſchaffen. Ohne Geld, ohne Kleider, ohne Stiefel, ohne Wäſche, empfahl mich Affre dem Seminar Saint-Nikolaus als Lehrer; allein deſſen Vorſteher, Abbé Dupanloux, haßte mich und ich ſah mich genöthigt, nur um nicht Hungers zu ſterben, auch noch den letzten Lumpen, den ich beſaß, auf das königliche Leihhaus, den ſogenannten Mont de Piété zu tragen! Man hatte dem Erzbiſchof hinterbracht, daß ich meine Memoiren ſchreiben wolle und empfahl mich wiederholt dem Schuldirektor Bonnechoſe in Juilly, der mir ein Plätzchen in ſeiner Anſtalt verſprach. Glücklich wie ein vom Schiffbruch Geretteter reiſte ich gegen Ende 1840 von Paris nach Juilly.

Allein wie empfing man mich dort? Ich wurde in eine offene Scheuer quartiert, man gab mir gegen die eiſige Naßkälte des Winters nicht einmal Betten, nur meine alte durchlöcherte, halbſeidne ehemalige geiſtliche Kutte diente mir als Bettdecke im Schlafe! . . . Doch was vermag nicht die Natur eines Mannes im Kampfe gegen die Elemente! Liebten mich doch bereits die Zöglinge meines neuen Wirkungskreiſes und ihre innere Zuneigung löste bald die Eisrinde meiner äußeren Erſtarrung; aber ein Elſäſſer, Goſchler mit Namen, ärgerte ſich über dieſe Zuneigung meiner Schüler dergeſtalt, daß er mich auf Tritt und Schritt verfolgte und mich heimtückiſch anklagte, als mit dem Plane umgehend, Manuſcripte an einen Pariſer Buchhändler zu verkaufen. Der Erzbiſchof und die ganze geiſtliche Schaar in Paris unterſuchten hierauf meine Papiere, fanden aber nichts, was mich hätte verdächtigen kön-

nen Durch dieſe neue Verrätherei aber aufs Aeuſſerſte gebracht, ſchrieb ich endlich die „Bible de la Liberté.“

Soweit Conſtant. Wir können ſchon aus der Lebensbeſchreibung ſchließen, daß ſein Communismus die Philoſophie des gekränkten Gemüthes iſt. In den ſiebzehn erſten Kapiteln jenes merkwürdigen Buches entwickelt er neblichte religiöſe Bilder. 1) Gott, 2) der Mann, 3) das Weib, 4) die Schöpfung, 5) die Dreieinigkeit, 6) Lucifer, 7) Cain und Abel, 8) der Engelfall, 9) die Liebe, 10) die Treue, 11) die Freiheit, 12) das Gebet, 13) die Sünde, 14) Abraham, 15) Iſaak, 16) Jakob, 17) Moſes. Er predigt die Lehre von der reinen Liebe, vom paſſiven Gehorſam gegen Gott, vom künftigen Reiche des heiligen Geiſtes in der Ewigkeit, vom Dienſt der Maria ꝛc. ꝛc. In den fünf nächſten Kapiteln, 18) Chriſtus, 19) das Abendmahl, 20) der Antichriſt, 21) das Symbol der Apoſtel, 22) die Propheten ſchildert er das Chriſtenthum als die Religion der Revolution. Zur Charakteriſtik Conſtants iſt es nöthig, einzelne Capitel wörtlich anzuführen. Doch werden bei dem Uebermaß der Phraſe wenige genügen.

Eigenthum.

„Wenn mich ein Reicher frägt: ſpricht die Religion des Geiſtes, welche du predigſt, die Räuber und Diebe frei? ſo werde ich ihm antworten: nein, denn ſie verurtheilt Dich. Und deshalb beſchwöre ich dich, in ihrem Namen, dem Armen ſein Brod zurückzugeben, das du und deine Väter ihm jene geſtohlen. Nichts auf der Erde gehört dieſem oder jenem Menſchen; Alles gehört Gott, das heißt: Allen. Der Geiſt der Beſitznahme iſt der des Mordes und er iſt es, welcher von Anfang an die Menſchen getödtet. Wie! weil ihr rund um ein Feld einen Steingürtel gezogen, wollt ihr allein euch deſſen Früchte zueignen, während ich am Fuße eurer Mauer Hungers ſterbe! Aber wie? Wenn es mir beliebte, noch höhere Steinmaſſen übereinander zu häufen als eure Einzäumung iſt und dann ausrief: Dieſes Feld gehört jetzt mir! Wer würde mich daran hindern? Nicht war, das Schwert der Diebe und Mörder, mit denen ihr euch ſchützt, um in Frieden eures Raubes zu genießen. Und wenn, indem ich mich gegen ſie zu vertheidigen ſuchte, ich der ſchwächſte bliebe, dann wäre ich es, den ihr einen Räuber und Meuchelmörder nennet! Seht, ſo kam es, daß ſich die Stärkſten in die Erde theilten; die Schwachen aber vor Hunger ſterben, ohne Obdach. Wenn aber die Schwachen ſich vereinigen und mit Muth kämpfen, dann werden ſie ſtark ſein ....“

Rachegeſchrei gegen die Reichen.

„Sie haben gelacht, und ſie haben getrunken und gegeſſen, und Gott hat ſich mit Abſcheu von ihnen zurückgezogen. Das iſt es, weßhalb nach den Vorſtellungen in Güte der Ausbruch des Zornes kommen muß. Sie haben die Engel des Friedens nicht gehört, mögen ſie jetzt zittern vor den Racheengeln der Vernichtung.

Arme und Abgehungerte, wie viele ſeid ihr und wie viele ſind ihrer? Euer Leben gleicht einem langſamen und ſchändlichen Dahinſterben! Wechſelt es gegen einen raſchen und glorreichen Tod, oder gegen einen Sieg, welcher euch wieder beleben wird! Seht, das iſt es, was euch der Geiſt der Vernichtung

zuruft. Und ich, ich weine, mein Haupt mit Aſche bedeckend, und ſchreie zu Gott und dem Volke: um Gnade. Aber Beide antworten mir: Es giebt keine Gnade mehr!

Zurück ihr ſogenannten Ehrenmänner, die ihr euch gemäſtet und Tugenden nach eurem Bilde geſchaffen; zurück! ihr Scheinheiligen, die ihr mit den Dieben theiltet und dem Geplünderten Ergebung predigtet: Platz für die Gerechtigkeit Gottes! denn ich ſage es euch in Wahrheit: daß wer euch tödtet, kein Mörder iſt, er iſt nur der Vollſtrecker der hohen Gerechtigkeit. Und derjenige, der euch das Gold zurück nimmt, mit dem ihr euch auf Koſten der Armen bis an den Hals fülltet, kein Dieb iſt. Er iſt nur ein Gerichtsdiener Gottes, der euch bei Leibesſtrafe zur Bezahlung eurer Schulden zwingt.

Da ihr keine Menſchen mehr ſeid, werden wir euch jagen wie wilde Thiere, und obwohl ihr unſere Väter verzehrt, werdet ihr dann doch nicht mehr unſere Kinder verſchlingen. Das iſt es, was das Volk mit einer dem Gewitterſturm ähnlichen Stimme ſchreit; und ich bedecke mein Geſicht mit meinem zerriſſenen Kleide und ſchaudere bei dem Geruche des Feuers und Blutes....."

Zukunft.

„Ich habe zu den Armen geſagt: verſchlinget die Reichen, und zu den Sklaven: erwürgt die Tyrannen, weil die Reichen und die Tyrannen untergehen müſſen. Aber da könnte es ſcheinen, als ob die Diebe der Reichen jetzt ihrerſeits für einen Augenblick reich würden, die Sklaven zu Tyrannen u. ſ. w. Doch dieſe fänden ihre Beſtrafung in dem Siege. Diebe gegen Diebe, Mörder gegen Mörder, rauft einander, ſchlaget einander, würgt und zerreißt einander! Engel des Krieges und des Todes, ſchwinget euere Feuerflügel und zeiget der Erde an den Sturz des großen Babylons! ... Dann wird es geben Ein Volk, Einen Gott, Ein Geſetz, Einen Herrſcher ... Und Gott wird das Volk ſein, und das Geſetz wird Gott ſein, und der Herrſcher wird dieſes Geſetz ſein ... Dieſer Wiſſenſchaftskönig wird ſich im Schweiße ſeines Angeſichts für Alle opfern ... Und Chriſtus, Volk geworden, wird die Welt zurückgeben in die Hände ſeines Vaters und dann wieder hinaufſteigen zur rechten Hand Gottes ... Und ſein Reich wird kein Ende haben. Amen!"

Trencks Fluchtverſuche.

(Fortſetzung.)

Ich ſetze demnach meine Erzehlung fort, und melde daß ich den 26. Juny 1755. in dieſes Gefängnis gebracht ward, wo ich mich mit einer

Hand, und Fuß ſelbſt an die Mauer feſt ſchlieſſen muſte. Wie einem ehrliebenden Gemüte, und einem Manne von meinem caracter bey ſo auſſerordentlicher Begegnung müſſe zu Mute geweſen ſeyn, iſt leicht zu erachten. Dabey ſah ich vernünftiger Weiſe wol ein daß der Monarch auf das äuſſerſte gegen mich muſte aufgebracht ſeyn, folglich mein Leib nicht Kräffte genug haben würde, in dem neu erbauten gefängnis und bey ſo groſſen Ungemach eine Abänderung meines Geſchickes zu erharren. Zudem war mir der auf anno 1756 feſtgeſetzte Krieg bekandt, welcher mir alle Hofnung zur Vorſprache benahm. Mein Gefängnis hielt ich zugleich vor undurchdringlich, weil keine Schildwacht unten im Graben, ſondern nur eine oben auf dem Walle ſtand, und folglich hatte ich keine Hofnung zur correſpondenz noch meinen intriguen, und menſchlicher Hülffe vor mich. meine Leydenſchafften, fingen ſich alſo an in mir zu regen, und mahleten mir meinen Zuſtand in fürchterlichen Bildern vor. Wenn unſer Auge weinet, ſiehet es ohnedem das Uebel doppelt gröſſer an, als es iſt. Und mein Unglück fiel mir alſo wircklich unüberſteiglich in die Augen. Die Schwermut bemeiſtert endlich die Denckende Kräffte wenn wir ein Ding vor unmöglich zu halten anfangen, und durch irrige Begriffe, machen wir ſodann aus der Warſcheinligkeit einen Grundſatz. Folglich nehmen die Vorurtheylle die Stelle der Wirckligkeit ein, und zwingen uns zu entſchlieſſen. Der Tod, iſt nun die letzte Wirckung davon, und die letzte Thorheit die wir begehen können, uns dem Uebel zu entziehen. Allein, ich ſage, die letzte Thorheit vor einen klugen Mann, welcher das, was er iſt, wozu er lebt, was er wird, auch wie, und wann er ſterben ſoll, ſo entlarvt, und ohne Pfaffen Blendwerk kennet, als ich. Mein Leſer glaube auch nicht, daß mich etwan, niederträchtige Abſichten der Eigenliebe bis auf dieſe Stunde die ſchimpfliche Begegnungen aufzufangen, zu ertragen, und abzuſchütteln bewogen haben. Nein, ich bekenne die Wahrheit daß ich längſtens aufgehöret hätte zu ſeyn, wenn ich weniger Kenntniß von der wahren, und ſcheinbaren Ehre beſäſſe, oder nur allein vor mich lebete, oder nicht ſo viel Erfahrung, und tieffe Einſichten, von, und in der Falſchheit Menſchlicher Tugenden erlanget hätte. Mein angebornes Temperament überſteiget ſo gar die Gräntzen der Menſchenliebe ſo weit, daß ich meine Leyden ſelbſt, mit Wolluſt fühle, wenn ich dadurch den Wolſtand meiner Freunde verbeſſere. Und weil ich weiß daß nach meinem Tode mein gantzes Vermögen das ich in der Welt beſitze, der Römiſchen Kayßerin zufällt; meinen Geſchwiſtern, und andern redlich, doch dürftigen Freunden aber entzogen würde, ſo iſt dieſes eigentlich der Hauptgrund warum ich noch lebe. Wobey zugleich die Empfindungen eines Herzens welches einen Gegenſtand natürlicher Leydenſchafft in der Welt kennet, und verehret, das ihrige beygetragen haben.

Allein am 27. Juny überwog der Schmerz alle meine Troſt, Vernunfts, und Hofnungs Gründe. Und weil ich ſowol mein Teſtament, als andre der Welt zu wiſſen nützliche Dinge zuvor ſchrifftlich verfaſſen, und hinterlaſſen wolte; ſo ſetzte ich den 4. July zu meinen blutigen Sterbens Tag feſt. Ich zerriß alſo mein Hemde, welches ich ſtatt des papieres brauchte

und vollſchrieb, womit auch wircklich die Tage verfloſſen, weil man mit hölzernen Federn nicht wohl fortkommen kann, und ich bekräfftige mit meinem Gewiſſen, daß ich nach Verfertigung meiner Schrifften, die letzte Stunde eines traurigen Lebens begierig erwartete. Ich ſchlieff auch wircklich die Nacht vom 4. July ruhiger als zuvor; Hatte aber neuerdings einen wunderlichen Traum, den ich hier aber nicht melde um nicht lächerlich bey vernünftigen Leſern zu ſcheinen. So viel aber verſichere, und betheure ich hiemit, daß alle Haupt Zufälle die mir noch in meinem Leben begegnet ſind, mir allezeit voraus geträumet und geahndet haben. Welches ich bey mehreren ſcharffſinnigen Leutten erfahren, und befunden habe, nicht alſo etwan mit thörigten Aberglauben vor eine Göttliche Offenbahrung halte: ſondern aus dem Platoniſchen Systemathe de aeternitate naturae, et corporum mutatione, ad primam substantiam usque, herleite, und als idaeas obscuras bereits belebter Zufälle sensitive erkenne. Wovon die fernere Unterſuchung nicht hieher, ſondern in die gelehrte Welt gehöret.

Am Morgen des 4. July nahm ich mein Meſſer, welches ich von der Citadelle des genauen visitirens ohnerachtet, mit hieher gebracht, und öffnete mir damit zwey Adern an dem lincken Arm, ſetzte mich auf dem Boden nieder, und ließ dieſe unglückſelige Dinte mutig ſpritzen. Weil mir aber ein Haupt Umſtand beyfiel, der das Wohl meiner Geſchwiſter betraf, und den ich aufzuzeichnen vergeſſen hatte. So band ich meinen Arm wieder zu, und ſchrieb was ich wollte. Nachdem es geſchehen brachte man mir das Mittags Eſſen. Ich aber ſetzte mich auf das Bette, um meinen letzten Gedancken den Stroom zu laſſen. Indem hörete ich rufen. Prost die Malzeit Herr Rittmeister. Ich erkannte ſogleich die Stimme meines Grenadiers von der Citadelle, welcher über mir auf dem Walle Schildwacht ſtand. Kurz nachdem ich ihm mein Vorhaben geſagt, erhielt ich die Antwort, ich wäre ein Narr, weil von hier leichter zu echappiren ſey als von der Citadelle, wenn ich mich nur von Ketten loßmachen könte, und instrumente hätte die Thüren zu durchſchneiden. Da ich mich nun geirret, und aus dem Klange der auſſern Thüre im Aufſchlieſſen dieſelbe eyſern zu ſeyn geurtheyllet hatte, ſo widerlegte er mir meine Meinung. Man ſtelle ſich vor wie mich dieſe Nachricht vergnügte, da ich ein Meſſer hatte mit dem ich mich leicht auszuarbeiten getrauete. weil ich damals nur drey Thüren hatte. Ich war alſo etwas zu hitzig auf die Ausführung, Mein Grenadier zu allem fertig, und die Abrede ward genommen, daß ich an eben dem Tage, zwiſchen 11. und 1. in der Nacht heraus ſchleichen ſollte, wenn er oben auf dem posten ſtünde, ſodann ſollte ich nur von meinem Bette einen 40. Fus langen Strick machen, um mich vom Walle hinunter zu laſſen, ſo wollte er mir ſodann nicht nur aus dem Sterne helffen, ſondern auch genaue instruction geben, wie ich ſicher nach Gummern entkommen könte. Er vor ſeine Perſon würde ſodann hier nichts zu verantworten haben, weil man nicht wiſſen könte bey weſſen Nummer meine Flucht geſchehen ſey; und müſten ſie auch alle drey Gaſſen lauffen, ſo mache er ſich nichts daraus wenn ich nur frey wäre. Ich ſäumete alſo keinen Augenblick und weil ich dazumal nachmittags

nicht visitiret wurde, ſo ſprengete ich meine Kette ſogleich entzwey, welche weil ſie nur subtil, und dazu von ſchlechten Eyſen, auch nicht wol ausgeſchmidet war, an zwey Orten zugleich zerbrach Hierauf griff ich die Thüren an, und noch vor 4. Uhr war die erſte offen. Da nun mein Grenadier um 5. Uhr wieder auf dem posten ſtand, gab ich ihm Nachricht daß ich bereits mit der andern beſchäfftigt ſey. Ich raſtete hierauf ein wenig, weil mir mein verwundeter Arm ſehr blutete, und ſchmerzte; Aß indeſſen mein Mittagsbrod mit Freuden und griff meine Arbeit von neuem an. Allein wie erſchrack ich, da ich auf einen Aſt, den ich zu hitzig durchſchneiden wolte mein ohnedem ſchwaches, und ſehr ſchlechtes Meſſer zerbrach. Was war zu thun? Mein Freund war eben um 7. Uhr vom posten abgelöſt, folglich kein Mittel zu treffen. Wäre ich damals ſo klug geweſen als ich nacher worden bin, einen groſſen Nagel aus dem Fußboden zu ziehen, ſo hätte ich die Thüren beſſer als mit dem Meſſer bemeiſtert: Ich wuſte mir aber keinen Rath, arbeitete mich zwar mit dem Stumpf noch mürber aber leyder vergebens. Endlich brach ich die langen Eyſen vom Ofen, und feſtgenagelten Leib Stuhl los, und wollte die noch ganz weiche friſch erbaute Mauern durchbrechen; allein ich hatte zu viel Blut verlohren, und ward ſo matt, über die eyffrigen Arbeit, daß ich mich halb ohnmächtig auf das Bette warff. Um 11. Uhr kam mein Freund auf den posten, der nicht weniger als ich, über mein Unglück erſchrack, dennoch aber heyligſt verſprach in allen Fällen mir beyzuſtehen wenn er nur Gelegenheit finden könte; Nachdem ich mich nun die ganze Nacht durch mit neuen projecten und Sorgen gequälet, wie ich wenigſtens fernere Mishandlung mit meiner Perſon des gewagten Ausbruches wegen verhindern könnte: Vertrieb mir Die Hoffnung, daß dieſe Begebenheit verurſachen würde, Schildwachten hier unten vor meinem Gefängnis zu ſtellen, wodurch ich endlich meinen Zweck dennoch zu erreichen glaubte, alle Luſt zum Selbſtmord. Und ich richtete folgenden Morgens eine intrigue ins Werck, die juſt das, was ich ſuchte, zu Wege brachte. Ich verpalisadirte nehmlich meine in wendig offene Thür, mit denen Stricken die ich bereits um mich vom Wall hinunter zu laſſen gemacht hatte; damit mir niemand mit Gewalt auf den Leib bringen konte. und da der Herr Obriſtwachtmeiſter von Wegner die erſte Thür öffnete, ſtand ich in einer affectirt desperaten Stellung, halb nackend mit meinem Meſſer in der Hand an meiner Verſchanzung mit der Erklärung, daß ich zum Tode bereit ſey, auch falß man mit Gewalt zu mir eindringen wollte ſogleich mit der letzten Entſchlieſſung fertig ſeyn würde. Erſuchte alſo, aus Chriſtlichen Mittleyden Commendanten zu bitten, daß er mir einen Prieſter herſchickte, nebſt einigen Zeugen denen ich mein verfertigtes Testament übergeben und ſodann in ihrer Gegenwart ſterben wollte. Herr von Wegner war wirklich über den Anblick gerühret, und ſo mittleydig, daß Er gleich umkehrete, und ſamt dem Herren Obriſten v. Asseburg, Hr. Platz Major, und einem Feldprediger zurück kam. Wäre ich nun auch wircklich zum Tode entſchloſſen geweſt ſo hätte das gütige und recht Freundſchafftliche Zureden dieſer Herren tauſendmal mehr bey mir erwürcket, als die Pöbelhaffte und längſt von mir

überſehene Einwürffe eines Pfaffen. Kurz, nachdem mir der Herr Obriste verſprach daß die ganze Sache mir nicht praejudiciren ſollte, ſo warf ich mein Meſſer hinaus; öfnete mein retranchement und ergab mich auf discretion. Es geſchahe mir auch nicht das mindeſte Leyd, meine zerſprengte Kette ward nur geflickt, und ich erhielt das, was ich wünſchte, und warum ich dieſe intrigue angeſtellt hatte, nemlich, daß eine Schildwacht hier unten im Graben, vor mein Gefängnis geſtellet ward, wozu ich ſelbſt Anlaß gab, weil ich ſagte daß ich, weil keine Wacht drauſſen ſtünde, die neue Mauer in leicht durchbrechen könnte. Weßhalb auch ſogleich Palisaden um das ganze Hauß geſetzet, und die vierte Thüre gemacht wurde. Ich ſelbſt aber war von neuem vergnügt, verbannete alle Schwermut, heylete meinen Arm wieder aus, und erwartete meinen Grenadier mit Schmerzen, um neue Anſchläge ſchmiden zu können.

Doch muß ich hier erinnern daß dieſes eigentlich der erſte Verſuch zu meiner Flucht war, welcher in Magdeburg entdeckt wurde: Und da an eben dieſem Tage die Rede vorkam wegen der Urſache warum ich von der Citadelle hieher gebracht, und ſo ſchändlich mißhandelt ſey, und ein jeder die Unwiſſenheit anzeigend mit den Achßeln zuckte. So entdeckte ich allererſt die drey Löcher, welche ich dorten ausgebrochen, und die bis dahin niemand gefunden hatte, ſo gar, daß der Herr Platz Major mir nicht einmal glauben wolte, und es vor unmöglich hielt. Ich erinnre dieſes deßhalb hier nochmals, damit man ſehen kann, daß man d. 6. Juny, wo man noch nichts gewuſt noch entdecket. Ihro Majestaet einen falſchen rapport abgeſtattet habe.

Da es nun einmal öffentlich bekandt daß ich zu entfliehen ſuchte, und man nur auf Mittel bedacht war mich feſt zu halten ſo raſinirte ich Gegenſeitig Tag, und Nacht, um der Gewalt mit Liſt zu begegnen, welche eigentlich das letzte Gewehr unglücklicher Menſchen iſt. Siehet ſodann unſre Vernunft Warſcheinliche Gründe zur Rettung vor ſich, ſo fangen wir an die Ausführung derſelben als eine Notwendigkeit zu erkennen. Und aus dem Natürlichen Lehrſatz. Qvilibet sibi proximus. fället ein vernünfftiger Arrestant das Urtheyl. Qui moritur minis bombis sepelitur asinis. und erkennet, daß eine unzeitige Geduld, Verachtung, Die Begierde nach freier Welt Glück, die unerſchrockene Entſchlieſſung aber Hochtung*) verdiene. Daß aber Notzwang keine Verwegenheit edle Ehrbegierde eine Tugend, Freyheit ſuchen wo man kein Recht finden kann, hingegen kein Trotz, noch Eigenſinn zu nennen ſey, iſt in gros denckender Welt eine ausgemachte Sache. Da ich nun alle ausgekünſtelte Befeſtigungen überſahe, und wircklich unnütz beurtheyllete So entſtand daraus, wiewol zu meinem Unglück die Ruhmſucht klug vermeinte Anſtalten lächerlich zu machen. Wie denn auch ein vernünftiger Leſer aus allen Umſtänden erſehen wird, daß man durch geglaubte Hinderniſſe mir juſt allezeit das Gewehr in die Hände gegeben hat; und mir nicht die Gewalt, greuliche Ketten Laſten; noch hauffige Wächter, noch die Menge vergeb-

*) So ſtatt Hochachtung.

licher Ordres, ſondern einzi gund allein das mir widrige Verhängnis, oder, wie man es nennen will, Die göttliche Vorherſehung an eigenmächtiger Behauptung meiner Freiheyt verhindert haben. Ich ſchreite nun ferner zu meiner Erzehlung. Mein Grenadier der es wircklich redlich mit mir meinete kam wegen vorgefallener Hinderniſſe nicht ehr als den 1. August zu mir auf den Posten; Und da ich meine 83. Louisdors auf der Citadelle vermauert zurücke gelaſſen, welche auch dorten bereits vorloren gegangen waren Da ich es hier anno 1756. meldete, folglich ohne Geld war, So gab mir dieſer Mann fünf Louisdors die er bey ſich hatte; mit Verſprechen ſo bald er vom posten abkäme nach Hauße zu lauffen und mir die in Gummern empfangene 1000 fl. zu bringen. Die fernere Abrede ward genommen; doch weil die Zeit zu kurz war nicht umſtändlich; Ich ſchrieb indeſſen an meine Freunde nach Gummern und erwartete ſeine Zurück Kunft wo er mir verſchiedene instrumenten mitbringen ſollte. Allein unglücklicher Zufall vor mich, er kam gar nicht wieder, Und wie ich lange Zeit hernach erfahren, iſt dieſes die Urſache geweſen. Der Tambour von der Wacht hatte ihn mit mir heimlich ſprechen gehöret, ſolches dem Lieutnant gemeldet, der ihn auch ſelbſt vom Walle oben abgelauſcht. Weßhalb er eine gute dose Prügel bekommen, und gar nicht mehr zu der Stern Wacht abgetheyllet wurde. Ich wartete alſo den ganzen Sommer vergeblich auf Ihn; konnte auch aller angewendeten Mühe ohnerachtet im darauf folgenden Herbſt keinen neuen Helffer auf meine Seytte bringen.

Inzwiſchen hatte ich Zeitvertreib, weil man mir erlaubete Becher auszuſtechen. Der Hunges qwälete mich auch zuweillen, weil ich von auſſen keine provision mehr bekam. dennoch aber litt ich nicht ſo gewaltig daran, theylß weil ich bereits meine vorigen Kräfte verloren, und nicht mehr halb ſo ſtarck als zuvor eſſen konnte, theyls, weil einige der Herren Stabs Officier mir aus Mittleyden zuweillen etwas ſchenckten.

Zu meinen Ketten hatte ich mir indeſſen einen Schlüſſel gemacht, mit dem ich das künſtlich dazu verfertigte Schloß, ſo gut als die Herren die den rechten Schlüſſel führten, öfnen konnte. Anfang Decembers aber war ich neuerdings ſo glücklich einen alten, wiewol ſehr furchtſamen Grenadier zu gewinnen. Ich ſchickte Ihn nach Gummern, allein meine Freunde, waren in währender Zeit, weil Sie keine Nachricht von mir gehabt nach Hauße gereiſet. Ich ſchickte hierauf dieſes Grenadiers Frau nach Dresden, wozu ich meine letzten fünf Louisdors hergab, an unſern dortigen Minister, nebſt einer kleinen Geld assignation, weil ich dieſem Manne nicht viel zutrauete. Worinnen ich mich auch nicht betrog. denn ich habe ihn von dem Tage an nicht mehr gehöret noch geſprochen. Fing alſo wircklich an zu verzagen, neue Hülffe zu finden, weil ich gänzlich von Gelde entblöſſt war.

Ich componirete alſo verſchiedene Geiſtliche Trauer, und Klag Lieder, die ich täglich mit beweglicher Stimme ſang. Dieſe nun hatten alle gewünſchte Wirckung, denn ich bewog alles zum Mittleyden; und weil mir die natur ein beſonders ſcharffes Gehör gegeben, ſo lauſchte ich von meinen Zuhörern alles ab, was ſie unter ſich von mir urtheylleten, brachte es auch in kurzem ſo weit, daß die mehreſten mich zum Singen aufmunterten, und

ſich auch mit mir in Geſpräche einlieſſen. Endlich fand ich einen 60. Jährigen, gutherzigen, doch ſehr einfältigen Mann Namens Gebhard, welcher ſich nach häuffigen Zureden bewegen ließ, einen Brief vor mich zu beſtellen. Weil er aber zu arm dazu war Seine Frau bis Dresden zu ſchicken, wo ich hätte Geld empfangen können, auch dazu viel zu furchtſam ſchien, etwas vor mich zu unternehmen. So ſchrieb ich neuerdings zwey Brieffe nach Wienn, worinnen ich meinen Freund den Hauptmann Ruckhardt nochmals nach Gummern beſtellte; und unter eben dem Zeichen, wie im vorigen Jahre geſchehen auf den 10. Aprill gegen Mittag dahin beſtimmete, mit instruction meinem ihm ſodann dorten begegnenden Freunde 1000 fl. zu behändigen, und daſelbſt ferners Nachricht von mir zu erwarten. Den 6. Februar 1756. übernahm Gekhardt*) dieſe Brieffe, zahlete von ſeiner Armut 14 ggrl. Poſtgeld davor, und beſtellete ſie durch Seine Frau auf der Poſt zu Gummern, nach meinem ihm gegebenen vorſichtigen Unterricht glücklich. Inzwiſchen bekam ich bey der Reinhartiſchen Compagnie beſonders, vielle mir nützliche Bekandſchafften, von denen ich nicht nur eine genaue Beſchreybung von der äuſſern Lage, und Beſchaffenheit meines Kerckers erhielt, ſondern man ſagte mir zugleich daß ich hinter mir nur etwan 15. Fus weit zu graben hätte, um in die Mine des Walles zu kommen: Nach gemachter Ueberlegung, fand ich eine wahrſcheinliche Mögligkeit bis dahin zu miniren, beſonders wenn ich Geld haben würde, um durch Hülffe meiner Schildwachten den Schutt fortzuſchaffen. Gebhard aber wolte mir keinen Beiſtand zu dergleichen Unternehmungen leiſten, auch nicht einmal ein Meſſer zuſtecken. Damit ich aber democh nichts verſäumete, ſo fing ich indeſſen an die Bohle hart an dem Ofen zu durchſchneiden, welches mit dem Windeyſen**) vom Fenſter geſchahe, das ich losgebrochen, und auf dem Ofen ſcharf geſchliffen hatte. mit dieſem bohrete ich ein Loch neben den andern, die ich ſodann, wiewol mit ſaurer Arbeit ausbrach, und auf ſolche Art, in den zwiefach Hölzernen Boden der 6. Zoll dick war, eine Oeffnung machte, wodurch ich beqwem ein, und aus kriechen konnte. Die nur eines Fingers breit von oben ſichtbare Ritze, ward von mir allezeit ſorgfältig, und ſo kunſtlich zugemacht, daß ich den Ort ſelbſt nicht zu ſehen im Stande war. Welches eigentlich auf folgende Art geſchahe. Ich hatte von den Brettern aus meiner Bettſtelle ein Stück Holz mit einem Stück Glaß ſo accurat zurechte geſchabt, daß es juſt in die Ritze einpaßte. Gekhardt*) aber hatte mir, doch unwiſſend wozu ein Pfund Wachs gekaufft, wozu mir einer der Herren Stabs Officier das Geld, par intrigue geben mußte. denn ich verlangete von ihm ein 4 ggrl. Stück, um es glatt zu ſchleiffen, und eine deuise darauf zu ſtechen. da er es aber nachher wieder zu ſehen forderte, ſchützte ich vor es ſeye mir in die Ritzen des Bodens gefallen, und verlohren gegangen. Auf dieſe Art bekam ich Wachs, wovon ich kleine lichter machte; dieſelbe an meiner Ofen Röhre anſteckte, und ſodann den in der Bohle gemachten Schnitt voll tropffen ließ; Hierauf nahm ich ein heiß gemachtes Eyſen, und ſchmolz damit alles gleich,

*) So ſtatt Gebhardt.
**) Undeutlich.

ſchüttete etwas Staub von der Erden darauf, das er mit dem Wachs zugleich antrocknete, und kurz ich machte damit das ſichtbare vollkommen unſichtbar. Inzwiſchen kam der 10. Aprill heran, und den 12. hatte ich ſchon das Vergnügen daß Gebhard mir ein ganz paquet Brieffe, wobey zugleich ein Kayßerl: auch ein Sächßiſcher Cabinets pass vor meine allenfallige Hülffe auf hieſiger Gränze, auch die verlangte 1000 fl. befindlich waren wovon ich 600 fl. dem Ueberbringer ſchenckte das übrige aber vor mich behielt. Mein in Gummern angekommener Freund Ruckhardt hatte indeſſen nicht vor ratſam gefunden ſich daſelbſt aufzuhalten, und dem Gebhard mündlich das Haus und Namen benennet, wo, und unter welchem er in Deſſau zu erfragen ſeyn würde; Allein der einfältige Menſch, hatte vor Freude über das empfangene Geld alles vergeſſen, und ich wuſte alſo nicht wo ich ihn finden, und erfragen ſollte. Gebhards*) Frau war dazu kranck, daß ich Sie nicht nach Dresden ſchicken konnte, um etwan ſeinen Aufenthalt von unſerm dortigen Geſandten zu erfahren. Kurz, dieſe Vergeßſamkeit war Schuld an meinem darauf erfolgten Unglück. Gebhard*) machte mir zwar glauben Seine Frau wäre in Deſſau geweſt, und hätte nichts erfragen können. Allein der eigentliche Grund der Sache war der, daß der alte Drache vom Weibe 600 fl. Geld in ihrem Kaſten hatte, und den gutherzigen Mann abwendig machte ſich ferner mit mir in nichts einzulaſſen. Unterdeſſen ſäumete ich in meiner Arbeit nicht, und da ich Geld in Händen, hatte, auch die Gemüter ſchon kante ſo fand ich bald was ich ſuchte. Nemlich zwey neue Freunde, die mir tapfer arbeitten hulffen. Das Drat Gitter vor meinem Fenſter worinn vorher nur ein klein Loch gemacht war, zerriß ich ſogleich völlig und ließ mir neuen Drat zuſtecken, wovon ich ein anders flochte, das ich auf, und zu machen konnte ſo daß niemand etwas bey dem visitiren daran mercken konnte. Mein Fenſter richtete ich gleichfallß ein zum ausnehmen, und Einſetzen. Ich ließ mir Wachs Lichter, Feuer Zeug, Meſſer, eine hohl Meiſſel, auch etliche Ellen Leinwand zuſtecken. Von welcher letzteren ich etwan Arms Dicke lange Säcke machte, die ich mit Sand anfüllete **) meinen Schildwachten, wenn es die Gelegenheit zuließ, zwiſchen denen eyſernen Stäben hinaus ſchob, welche Sie ſodann drauſſen ausleereten, und ledig zurück gaben. Auf dieſe Art brachte ich nach meiner Rechnung bey 50. centner Sand glücklich hinaus, welches dennoch nicht hinlänglich war, um bis in die Mine, die nicht 15. ſondern 32. Fuß entfernet iſt (wie ich hernach erfahren) durchzugraben. Welche Hülffe mir aber nicht allein von dieſen beiden Grenadiers, ſondern von mehr andern geſchahe, die ich davor freygebig bezahlete. Ich ſchickte auch Ausgangs Aprill eine von ihren Weibern nach Dresden, die mir 1500 fl. Geld mitbrachte, doch von dem Aufenthalt des Ruckhardts nichts erfragen konte. Da ich aber denſelben zu ausführung meines Vorhabens notwendig brauchte, und nicht anders vermutete er müße, wieder nach Hauße gekehret ſeyn, weil er ſo lange keine Nachricht erhalten; So ſchrieb ich aller Sicherheit halber

*) So ſtatt Gebhardt.
**) Unleſerlich.

nochmals nach Wienn mit Ordre, Ruckhardt ſolle den 12. July mit zwey Pferden, und andern Notwendigkeiten ohnfehlbar in Gummern erſcheinen. Dieſe zwey Brieffe gleichen Inhalts an meine dortigen Freunde, gab ich d. 24. May dem Gebhardt mit genauer ordre dieſelbe durch ſeine Frau bis nach Leipzig zu ſchicken, und daſelbſt auf die Poſt zu geben. Allein der alte Teuffel muß zu commode geweſt ſeyn den Weg zu machen, und der gute, einfältige Mann der mir dieſe Gefälligkeit gerne erzeigen, und alles recht gut beſtellen wollte. Gehet mit den beyden Brieffen ſelbſt nach Gummern. ſpricht zu dem dortigen Poſtmeiſter. Er ſey ein armer Grenadier, habe zu Wienn einen process und könne auf alle Brieffe die er in Magdeburg auf die Poſt trüge keine Antwort erhalten. bäte ihn alſo um die ſichere Beſtellung derſelben. wobey er ihm zugleich 25. Reichsthaler in die Hand drückt, und eiligſt umkehret. Dieſer Mann erſchrickt nun über das Geſchenk von 25. Rthlr. von einem armen Grenadier, macht ſich alſo auf und bringet die beyden Briefe an den Durchl. Gouverneur, den Herzog von Braunſchweig. Hierauf kam Derſelbe in eigener Person mit Mauer Meiſter, und Zimmerlütten mein Gefängnis zu visitiren, allein man fand gar nichts, ſagte mir auch kein Wort von meinen aufgefangenen Brieffen. Ich erfuhr aber dennoch an dem Tage von meinen Schildwachten daß ich auf den 12. July Pferde beſtellet hätte, wovon der Herzog drauſſen Meldung gethan. Hier merckte ich nun bald die Urſache ward aber nicht wenig beſtürzt, da meine Schildwachten bey der Nacht verdoppelt wurden, welches mir mehr Sand hinaus zu ſchaffen verhinderte. Weil ich zwar verſchiedene Helffer dazu hatte, doch aber keiner vom Andern wuſte, um der Verrätherey Willen die ich praecavirete.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von A. Paul & Co. in Berlin, Kronenſtr. 21.

Berliner Revue.

Social-politiſche Wochenſchrift.

Redigirt

von

G. Hickethier.

Neunundvierzigſter Band.

Zweites Quartal.

Berlin, 1867.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin,
Lindenſtraße 116.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Wochenſchau . . . 1, 37, 69, 101, 133, 165, 197, 229, 261, 93, 325	
Ein Wölkchen am Himmel	7
Das ruſſiſche Amerika. I.	9
" " " II.	50
" " " III.	73
Rußland in Centralaſien	14
Das conſtitutionelle Vertrauen . . .	20
Die veränderte Situation	22
Einige Rückblicke auf die letzte Seſſion des Abgeordnetenhauſes. I. . . .	24
Einige Rückblicke auf die letzte Seſſion des Abgeordnetenhauſes. II. . . .	41
Einige Rückblicke auf die letzte Seſſion des Abgeordnetenhauſes. III. . . .	113
Die deutſche Gewerbegeſetzgebung in ihrer geſchichtlichen Entwickelung	28, 56, 85
Die Schwaben	44
Zwei märkiſche Bilder I.	65
" " " II.	125
Zur Charakteriſtik der einzelnen Provinzen Frankreichs. I.	76
Zur Charakteriſtik der einzelnen Provinzen Frankreichs. II. . . .	115
Zur Charakteriſtik der einzelnen Provinzen Frankreichs. III. . . .	154
Zur Charakteriſtik der einzelnen Provinzen Frankreichs. IV. . . .	176
Die Tracht der deutſchen Frauen während des Mittelalters	93
Der Name Bismarck	105
Natürliche Grenzen	137
Die Stellung des Adels in Schleswig-Holſtein	141
Die Schweizer Wehrverfaſſung und das Freiwilligenſyſtem	147
Aus den Plata-Staaten	168
Mittelalterliche Culturbilder. I. . . .	189
" " II.	220, 251, 280
Geſchichtliche Rückblicke	204
Der Wald und ſein Einfluß. I. . .	213
" " " " " II. . .	237
Racenunterſchiede in Italien. (Eine Skizze.)	233
Prophezeihungen	254
Die Unterjochung Creta's	264
Die Volksſprache im heutigen Staatsleben. I.	269
Die Volksſprache im heutigen Staatsleben. II.	311
Die Volksſprache im heutigen Staatsleben. III.	338
Die Saiſon im Waſſer	287
Die Dinge in Südamerika . .	296, 336
Eine Nachtſitzung des engliſchen Parlamentes	310
Ueber Eiſenbahnen	318
Die Coalitionsfreiheit der Arbeiter .	329
Zur Organiſation von Hannover . .	347
Geſchichte des Straßenbaues in Frankreich. (Eine Skizze.)	359
Die Vehmgerichte	365

Literariſche Anzeige:

Der Tugendbund. Aus den hinterlaſſenen Papieren des Mitſtifters Profeſſor Dr. Hans Friedrich Gottlieb Lehmann. Herausgegeben vom Profeſſor Dr. Auguſt Lehmann . . 324

Correſpondenzen:

Aus Paris	71, 203
Aus Hannover	201
Miscellen .	130, 161, 193, 226, 260, 291

Digitized by Google

An unsere Abonnenten.

Der seitherige Redacteur dieser Blätter ist, einer ehrenvollen Berufung folgend, in einen andern Wirkungskreis eingetreten. Mit einem plötzlichen Redactionswechsel ist aber zugleich ein Wechsel des Verlags und der Druckerei erfolgt.

Aus diesen gleichzeitig eingetretenen Veränderungen wolle man sich geneigtest die Verspätung des vorliegenden Doppel-Heftes erklären und entschuldigen.

Die Redaction und Expedition.

Wochenschau.

Am 3. April.

Während die Verlegenheiten der hohen Pforte zur Eröffnung des Concurses drängen, während in Amerika sich für England neue Verlegenheiten vorbereiten, indem die dort ungefährliche russische Nachbarschaft zu Gunsten Bruder Jonathan's aufhören soll, ist Deutschland mit einer Luxemburgischen Frage überrascht worden, welche in der Form, in der sie auftrat, eben so sehr das Anstandsgefühl beleidigte, als sie wegen der vorauszusehenden Collision mit nationalen Interessen und vertragsmäßig erworbenen Rechten den Frieden Europa's zu gefährden drohte.*)

*) Das Großherzogthum Luxemburg, früher zum deutschen Bunde, noch jetzt zum deutschen Zollvereine gehörig, zählt auf 46,6 Q.-Meilen 206,140 Einwohner, die ihrer Nationalität nach Niederlotharinger, in geringer Zahl auch Wallonen, ihrer Confession nach Katholiken, unter einem eigenen apostolischen Vicar, sind. Der Staats-Organismus des Landes beruht auf französischen Principien, wie denn französisches Wesen in Recht und Gericht, Münze und Gewicht, namentlich aber durch die amtliche Sprache, die französische, eingeführt, genährt und gepflegt ist und wird. Belgien und Frankreich haben in dieser Beziehung weit stärker und erfolgreicher als Grenznachbarn gewirkt als Deutschland, das in nationaler Wirksamkeit durch Rheinpreußen überhaupt nur schwach vertreten werden konnte. Die 20jährige Französirung von 1795 bis 1814 mußte ja natürlich tief in das ganze Staats- und Volkswesen eindringen und in ihren Eindrücken um so schwieriger zu ver-

Das Gerücht von einem Verkaufe Luxemburgs an Frankreich, welches ganz unvermuthet auftauchte, nachdem von holländiſcher Seite her lange Zeit hindurch die Tendenz befolgt worden war, durch Inſinuationen aller Art gegen Preußen und deſſen angebliche Prätenſionen zu hetzen, fand ſehr leichten Eingang, obwohl der Umſtand, daß es ſich um einen Verkauf von Land und Leuten in der brutalſten Form eines kaufmänniſchen Geſchäfts handelte, die politiſchen Anſchauungen der Gegenwart ziemlich hart vor den Kopf ſtieß.

Die Bereitwilligkeit des Glaubens an eine doch ziemlich auffällige Thatſache entſprang einer zwiefachen Erwägung. Einmal ſchien es wahrſcheinlich genug, daß der Großherzog von Luxemburg ſich kurzer Hand der Verlegenheiten entledigen wollte, welche aus dem gelöſten Bundesverhältniß und dem fort-

---

wiſchen ſein, als Luxemburg ſtets ſich mehr von Deutſchland ab- als demſelben zugewandt gezeigt hat. Sporadiſche Sympathien unter der Bevölkerung ändern an jenen thatſächlichen Verhältniſſen wenig.

In der Bevölkerung überwiegt das weibliche Geſchlecht. Dieſelbe iſt im Verhältniß zu andern deutſchen Bevölkerungen ſehr kinderreich, indem von ihr faſt 33 Procent unter, 67 Procent über 14 Jahre alt ſind. Trotzdem ſind Familien-Verbindungen, indem 1 Familie erſt auf 4,9 Einwohner kommt, ſeltener als ſonſt in Deutſchland. Der ländliche Charakter der Bevölkerung tritt in der Thatſache hervor, daß nur 15 Procent derſelben in Städten, 85 Procent dagegen in Landgemeinden wohnen; die Zahl der letzteren iſt 119 neben 7 Städten. Die größte Stadt iſt Luxemburg mit gegen 16,000 Einwohnern, während keine der übrigen Städte 4000 Einwohner überſteigt.

Die Bodenfläche Luxemburgs, = 1,013,602 preußiſche Morgen, vertheilt ſich der Cultur nach: Gärten 11,340, Acker 312,500, Wieſen 70,147, Hutungen 114,316, Wald 309,590 Morgen, ſo daß nicht mehr als 195,709 Morgen als Unland übrig bleiben. Wenn (nach der Statiſtik von Herrn v. Viebahn) von der Geſammtfläche Deutſchlands auf Gärten und Acker 45, Wieſen und Weiden 17, Waldungen 25, Unland 13 Procent kommen, ſo hat das Großherzogthum Luxemburg in ſeiner Fläche nur 32 Procent Ackerland, 18 Procent Grasland, dagegen 31 Procent Wald, 19 Procent Unland.

Der bäuerliche Charakter der Bevölkerung zeigt ſich ferner in der Anzahl und Größe der Grundbeſitzungen: nach einer amtlichen Aufnahme von 1858 waren vorhanden Grundbeſitzungen von unter 10 Hectaren 63,320, von 10—20 Hectaren 2143, von 50—100 Hectaren 1501, von über 100 Hectaren 729, im Ganzen alſo 67,693 Grundbeſitzungen. Bedenkt man, daß 1 Hectare = 3,916 preußiſche Morgen, daß die ganze Bevölkerung nur 40,000 Familien umfaßt, ſo ergiebt ſich, daß ländlicher Beſitz in ziemlich großem Umfange auf jede Familie fällt. Der Boden ſoll übrigens, bei der beſtehenden Freiheit der Theilung, ſehr zerſtückelt ſein, was allerdings die große Anzahl der kleinen Beſitzungen ſchon ſchließen läßt.

Die Forſten = 312,453 Morgen ſind mit 201,725 Morgen im Privatbeſitz, 517 Morgen gehören Kirchen und Inſtituten, 110,211 Morgen Gemeinden und anderen Genoſſenſchaften. Nur 3231 Morgen ſind Hochwald, dagegen 309,222 Morgen Mittel- und Niederwald; der Hochwald iſt Nadelholz, die übrigen Forſten ſind Laubholz.

Der Weinbau deckt gegen 3300 Morgen und lieferte in 11jährigem Durchſchnitte 55,965 Hectoliter.

Der Ertrag des Bodens überhaupt hält ſich um den allgemeinen Durchſchnitt Deutſchlands, iſt alſo nur mäßig. Nach Herrn v. Viebahn kommen 65 Procent des Ackers auf Halmfrüchte, 16 Procent auf Blatt- und Wurzelfrüchte, 7 Procent auf Hülſenfrüchte und Handelsgewächſe, 12 Procent auf reine Brache. — Den Capitalwerth des Bodens giebt dieſelbe Autorität auf 68 Thlr. pro Morgen Nutzland, und den ganzen Grund- und Gebäudewerth pro Quadrat-Meile auf 2 Millionen Thaler an, wonach der Werth des ganzen Großherzogthums ſich auf 93 bis 94 Millionen Thaler ſtellte.

dauernden vertragsmäßigen Rechte Preußens entſpringen durften, wenn ihm durch dieſe Entledigung zugleich ein immerhin ſehr anſehnlicher Geldgewinn zuwachſen ſollte. Andererſeits durfte man es der imperatoriſchen Politik zutrauen, daß ſie ebenſo wie aus den italieniſchen Wirren, ſo aus der deutſchen Bewegung einen kleinen Territorialgewinn davontragen wollte, welcher der franzöſiſchen Begier nach „natürlichen Grenzen" ſchmeicheln und den laut gewordenen Vorwürfen gegen eine Reihe erheblicher Mißerfolge einigermaßen Schweigen gebieten konnte.

Einmal auf das Gebiet der politiſchen Discuſſion gebracht, ward die Luxemburger Frage ſofort als eine ſpecielle Bedrohung Preußens angeſehen, ſowohl in Rückſicht auf ſeine neue in Deutſchland gewonnene Stellung als wegen ſeines Beſatzungsrechts der Feſtung Luxemburg. Eine ſolche Auffaſſung war nicht ganz richtig, da die europäiſchen Mächte bei der Feſtſtellung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe des Großherzogthums wiederholt concurrirt hatten und die Laſt und Gefahr eines Conflicts wegen Alterirung dieſer Verhältniſſe vernünftiger Weiſe nicht Preußen allein zufallen konnte.*)

Indeß hat Preußen nicht gezaudert, ſeinen Entſchluß, für deutſch-nationale Intereſſen einzuſtehen, ernſt und würdig zu bekennen, ſobald ſich überall das deutſche Nationalgefühl gegen die Losreißung deutſchen Gebietes von dem gemeinſamen Vaterlande erklärte.

Wir überſehen, was ſich Ungeſundes in die beginnende Agitation miſchte, oder ob nicht Motive hinterhaltiger Partei-Politik dabei in's Spiel kamen;

---

*) Die jetzt ſo häufig citirten Verträge von 1839 beziehen ſich auf die definitive Auseinanderſetzung Belgiens mit Holland, namentlich wegen der Entſchädigung, welche Holland für die an Belgien abzutretende weſtliche Hälfte des Großherzogthums Luxemburg an Belgien beanſprucht, ſo wie wegen Theilung der Staatsſchuld.

Die Londoner Conferenz erklärte am 6. December 1838, daß Belgien ſich zu fügen habe. Am 22. Januar 1839 erſchien das definitive Conferenz-Protokoll, welches in finanzieller Beziehung einige Abänderungen brachte, aber auf der Gebietsabtretung beſtand, und diejenige der beiden Parteien, die ſich dem Protokoll nicht fügen würde, mit Zwangsmaßregeln bedrohte. Am 19. April ej. kam endlich der definitive Friedensſchluß zwiſchen Belgien und Holland zu Stande, welchem die fünf Großmächte und der deutſche Bund beitraten.

In dieſem Frieden wurden die 24 Artikel der Londoner Conferenz vom 15. November 1831 allſeitig angenommen. Beide Länder wurden als ſelbſtſtändige Königreiche anerkannt; Holland führt den Namen „Königreich der Niederlande" fort. Es behält den öſtlichen Theil des Großherzogthums Luxemburg mit der Feſtung Luxemburg; den weſtlichen, etwas größeren, das ſ. g. Luxembourg français, tritt es an Belgien ab. Dagegen erhält es einen Theil von Limburg mit den Feſtungen Maſtricht und Venloo. Die Agnaten des herzoglichen Hauſes Naſſau verzichteten durch Vertrag mit König Wilhelm am 27. Juni 1839 auf ihr Erbrecht bez. des abgetretenen Luxemburgiſchen und dafür eingetauſchten Limburgiſchen Antheils gegen eine Entſchädigungsſumme von 750,000 holländiſchen Gulden. Bezüglich der Verhältniſſe Luxemburgs zum deutſchen Bunde machte König Wilhelm I. am 16. Auguſt 1839 der Bundesverſammlung den Vorſchlag, das erhaltene Limburgiſche Gebiet als Aequivalent für das abgetretene Luxemburgiſche anzuerkennen, aus demſelben ein Herzogthum Limburg zu bilden und dieſes ebenſo wie bisher Luxemburg dem deutſchen Bunde anzuſchließen. Dieſer Antrag wurde am 5. September 1839 von der Bundesverſammlung angenommen.

jedenfalls hat die Interpellation des Reichstags-Abgeordneten von Bennigſen und deren ſofortige Beantwortung durch den Grafen Bismarck die Dinge in das rechte Geleiſe gebracht. Wir haben keinen Becker'ſchen Rheinwein-Enthuſiasmus zu befürchten oder uns gegen neue Verirrungen einer „meerumſchlungenen" Politik ſicher zu ſtellen; Preußen, durch ſeine Kämpfe und ſeine Siege an die Spitze Deutſchlands geſtellt, erklärt ſich bereit, ſich allen Pflichten dieſer Stellung zu unterziehen, und hat vor den Blicken Deutſchlands nicht zu erröthen, welche von allen Seiten mit der Frage nach ihm gerichtet werden: ob es auf der Höhe ſeines Berufes ſtehe? Preußen täuſcht nicht — das iſt ein politiſcher Ruf, welchen ihm die Politik Bismarck erworben hat, und welchen es in der Luxemburger Frage auf's Neue bewahrheiten wird.

Graf Bismarck hat mit aller Reſerve, wie ſie dem Staatsmanne ziemt, die Bennigſen'ſche Interpellation beantwortet; er hat eine lediglich agitatoriſche oder Gefühlspolitik zurückgewieſen; er hat ſich nicht für eine beſtimmte Form der Löſung der Luxemburgiſchen Frage engagirt — wohl aber dafür, daß, ſobald die Frage ernſthaft geſtellt ſein wird, das nationale Intereſſe für ihn maßgebend ſein werde. Er acceptirt das ihm entgegenkommende Nationalbewußtſein, ohne ſich drängen zu laſſen; er wird es benutzen und eine Kräftigung ſeiner diplomatiſchen Kunſt darin finden. Daß Graf Bismarck namentlich das uns vertragsmäßig zuſtehende Beſatzungsrecht der Feſtung Luxemburg nicht preisgeben wird, iſt um ſo gewiſſer, als alle hierauf bezüglichen Anfragen ſeither ſchon entſchieden in dem Sinne der Aufrechterhaltung dieſes Rechts beantwortet worden ſind. Es kommt hier nicht blos ein militäriſcher Ehrenpunkt in Frage, inſofern Preußen ſich nicht ohne ſeine Zuſtimmung aus Luxemburg hinausweiſen laſſen kann: es handelt ſich dabei um ein eminent deutſches Intereſſe, indem Luxemburg weſentlich zu dem Defenſiv-Syſtem Deutſchlands gehört und in den Händen Frankreichs zu einem Ausfallsthor gegen Deutſchland dienen würde.

Inzwiſchen aber ſcheinen die beiden paktirenden Mächte: Holland und Frankreich, über den Eindruck höchſt bedenklich geworden zu ſein, welchen ihr Vorhaben allſeitig hervorgebracht hat. Die Dementi's der officiellen und officiöſen Blätter beider Länder ſind nicht ausgeblieben und gehen ſo weit, daß ſie das angebliche Vorhaben ihrer Regierungen völlig in Abrede ſtellen.

Allerdings ſchlagen einzelne franzöſiſche Blätter, welche dem entſcheidenden Willen als Organe dienen, einen Ton an, welcher noch Bedenken erregen könnte. Sie charakteriſiren die Erwerbung Luxemburgs als eine Nothwendigkeit für Frankreich, und es könnte danach ſcheinen, als ob Frankreich auf ſeinem Vorhaben beharrte, ſelbſt nachdem Holland erklärt hat, von dem Geſchäft zurücktreten zu wollen. Indeß iſt die Sprache dieſer Blätter wohl auch einer friedlichen Deutung fähig. Man kann ſo entſchloſſen auftreten, nachdem Holland eine Erklärung abgegeben hat, welche die Gefahr eines Conflicts bei Seite geſchoben hat.

Keinenfalls aber haben wir uns vergeblich erhitzt oder uns ohne Noth

in Sorgen verſetzen laſſen. Ein zweifacher, ſchöner und wichtiger Gewinn iſt uns aus dem Intermezzo erwachſen.

In Deutſchland iſt das Machtbewußtſein lebendig geworden. Das Zuſammentreffen der Luxemburger Frage mit der Veröffentlichung der Allianz-Verträge mit den ſüddeutſchen Staaten war inſofern ein glückliches, als dadurch zugleich klar gelegt wurde, welcher Werth auf die preußiſche Führung zu legen wäre. Die Luxemburger Frage war die Probe von dem Exempel einer militäriſchen Einigung Deutſchlands.

Für Norddeutſchland und ſpeciell für Preußen aber war die Wirkung der Luxemburger Frage noch glücklicher. Die Manifeſtation des Reichstags, welche durch die Interpellation des Abgeordneten von Bennigſen hervorgerufen ward, ihre Beantwortung, und der würdige Abſchluß, den ihr der Reichstags-Präſident gab, hat nothwendig das Verhältniß des Reichstags zu den Regierungen freundlich vertrauensvoll geſtaltet und die ſchöne Erhebung, mit welcher man anfänglich an die Veränderung des Verfaſſungswerkes gegangen war, neu belebt, nachdem ſie in den kleinen Närgeleien, die mit Wochen lang fortgeſetzten Debatten nothwendig verbunden ſind und auf beiden Seiten Schichten von Bitterkeit und Verdruß abſetzen, ſich abgeſchwächt hatte. In den neu erworbenen preußiſchen Ländern aber iſt man ſich über die Eitelkeit aller kleinen Schein-Souveränetäten wohl klar geworden, und der Partikularismus, welcher ſich über den Verluſt dieſer Souveränetäten bislang nicht zu Gute geben wollte, hat eine ſo ſtarke Lehre empfangen, daß er wohl ſo ziemlich zum Schweigen gebracht worden iſt. Jedenfalls wird es ihm ſehr ſchwer werden, das befriedigende Gefühl der Sicherheit unter dem Schutze Preußens noch ferner zu erſchüttern.

---

10. April. Durch amtliche Erklärungen Seitens der Regierungen von Holland, Frankreich und England iſt über den Verlauf und den gegenwärtigen Stand der Luxemburgiſchen Frage Licht verbreitet, es ſind aber auch neue Räthſel geſchaffen worden. Es beſtätigt ſich nach der Erklärung, welche Marquis de Mouſtier im franzöſiſchen geſetzgebenden Körper abgegeben hat, daß der ganze Handel von holländiſcher Seite angezettelt worden iſt; es wird aber andererſeits durch die Mittheilung, welche Lord Stanley dem engliſchen Unterhauſe gemacht hat, conſtatirt, daß Holland von dem Handel zurückgetreten iſt.

Damit ſollte die ganze Sache eigentlich ihr Ende erreicht haben. Indeß hat Herrn de Mouſtier zufolge das franzöſiſche Cabinet eine „loyale Prüfung der Intereſſen der Großmächte" bez. der Verträge von 1839 angerufen. Das iſt das Räthſel!

Sollte Frankreich durch die Anerbietungen Hollands, trotz der ſpäteren Zurücknahme derſelben, ein Anrecht auf Luxemburg erworben zu haben glauben, auf welches fußend es „die Möglichkeit einer Gebietserwerbung" zur Thatſache machen will?

Dieſe Annahme, welche eine Kriegseventualität in ſich ſchließen würde, widerſpricht zu ſehr der ſtarken Betonung des Friedensbedürfniſſes, zu welchem ſich der franzöſiſche Miniſter des Aeußern im Namen des Kaiſers bekennt,

als daß wir hinter dieſer Erklärung eine ernſthafte Abſicht ſuchen könnten, zumal ſich die Form nicht denken läßt, unter welcher die Großmächte eventuell eine für Frankreich nutzbare Zuſtimmung zu deſſen Abſichten geben ſollten. Es ſcheint daher, daß der Theil der Rede des Herrn Mouſtier, welcher über das Bekenntniß des Friedensbedürfniſſes hinausgeht, nur darauf berechnet iſt, einen neuen echec der franzöſiſchen Politik zu masquiren.

Mag dies die Abſicht ſein oder nicht, ſo hat die Erklärung leider nicht die Wirkung gehabt, die gegen Preußen ſich erhitzende öffentliche Meinung Frankreichs zu beſchwichtigen.

Die Abſicht der franzöſiſchen Regierung auf Luxemburg entſprach zu ſehr dem franzöſiſchen Nationalgeiſte, den Reminiscenzen des erſten Kaiſerreichs und den Intereſſen einer aggreſſiven Politik, als daß man nicht allgemein das Scheitern jener Abſicht als eine nationale Kränkung empfinden ſollte, für welche man Preußen verantwortlich machen zu müſſen glaubte.

Wenn die franzöſiſche Regierung ſchon die Nachricht von dem preußiſchen Siege bei Königgrätz „mit Beklemmung" aufnahm, wie jüngſt Herr Rouher eingeſtand, ſo droht dieſe Beklemmung *jetzt* in offenbaren Haß überzugehen, jetzt, wo Frankreich vor einer diplomatiſchen Niederlage ſteht, die ihm das energiſche Dazwiſchentreten Preußens beizubringen droht.

Die Symptome einer leidenſchaftlichen Erregung zeigen ſich bereits in der franzöſiſchen Preſſe, und Herr Ollivier hat ihr auch im geſetzgebenden Körper Ausdruck geliehen. Die franzöſiſche Regierung iſt wohl jetzt weniger als jemals in der Lage, ſich einer ſolchen Strömung der öffentlichen Meinung gegenüber gleichgiltig zu verhalten; es wird ihr ſehr ſchwer werden, der Rückwirkung dieſer leidenſchaftlichen Verbitterung ſich zu entziehen, wie ſehr ſie auch überzeugt ſein mag, daß die Feinde Preußens nicht gerade die Anhänger der gegenwärtigen Dynaſtie ſind. Die Schwierigkeiten ſcheinen ihr überhaupt allgemach über den Kopf zu wachſen, und gerade die letzten Tage haben uns gelehrt, wie ſehr das Vertrauen in den Beſtand der Dinge in Frankreich heruntergeſunken iſt. Wir haben hierbei die Gerüchte im Auge, welche ſich am Sonntag an die aus Paris gemeldete Baiſſe knüpften, um dieſe zu erklären. Die Gerüchte haben keine thatſächliche Unterlage gefunden; die Panique der Pariſer Börſe war offenbar ein betrügeriſches Börſen-Manöver, aber ſie zeigten doch — was man für *möglich* hält, und darin lag allerdings eine Signatura temporis.

Um ſo beklagenswerther, daß unter ſolchen Verhältniſſen die patriotiſch gehobene Stimmung des Reichstags, welche durch die Manifeſtation vom 1. April hervorgerufen worden war, wieder erſchlafft iſt und gerade bei der Berathung des wichtigſten Abſchnittes des Bundes-Verfaſſung-Entwurfs nicht Kraft genug beſaß, um dem dringendſten nationalen Bedürfniß — dem Bedürfniß der Sicherheit des Vaterlandes — zum Siege gegen vermeintlich conſtitutionelle Garantien zu verhelfen.

Die Amendirungen, welche zur Annahme gelangten, ſtellen die militäriſche Organiſation des Bundes in die Luft, obwohl von allen Seiten förmlich und feierlich der principielle Widerſpruch gegen dieſelbe aufgegeben war.

Was helfen da alle loyalen Betheuerungen? Sie verlieren den Anspruch auf Aufrichtigkeit.

Man verabschiedete sich an der Schwelle des Parlaments von dem Conflict und läßt ihn zur Hinterthür wieder hinein. Mindestens scheinen manche Amendements absichtlich darauf berechnet zu sein, in die Bundes-Verfassung Lücken zu reißen, durch welche der Conflict hervorbrechen kann, und es ist ein seltsamer Beschwichtigungsversuch, wenn der jetzige Reichstag, indem er die wichtigsten Bestimmungen der Verfassung in Frage stellt, sein Vertrauen ausspricht, daß der künftige Reichstag diese in die Verfassung gerissenen Lücken schließen und die hineingebrachten Zweideutigkeiten und Ungewißheiten in einer Weise deuten und feststellen werde, welche der jetzige Reichstag als die wünschenswerthe erklärt, aber ohne sich selbst dafür schlüssig zu machen. — Man braucht nicht allzu argwöhnisch zu sein, man braucht nur mit dem Parteitreiben ein wenig bekannt zu sein, um die Taktik der Opposition zu durchschauen, welche nicht wagt, der noch allzu starken Strömung des öffentlichen Geistes sich auf einem Gebiete offen zu widersetzen, auf welchem die Partei durch die Thatsachen widerlegt ist.

Aber sie will ihre Niederlage zu keiner definitiven machen, sondern sich die Zukunft, welcher der mächtige Eindruck jener Thatsachen verloren gegangen sein wird, offen halten. — Hoffentlich wird die Schlußberathung die Verballhornisirung des Entwurfs, der, alter Klagen und der neuesten Erfahrungen uneingedenk, der deutschen Wehrverfassung die Unterlagen rauben will, deren sie bedarf, um Deutschland gegen jeden Angriff sicher zu stellen, noch beseitigen und dadurch eine Vereinbarung ermöglichen. Deutschland wehrhaft zu machen — das ist die Hauptaufgabe.

Denn — wie der Abgeordnete Wagener neulich mit Recht sagte — nicht eine parlamentarische Manifestation, wie die vom 1. April, flößt dem Auslande Respekt ein, sondern die hinter ihr stehenden Hunderttausende, waffengeübt und kriegsbereit!

Ein Wölkchen am Himmel,

aber ein solches, welches Sturm bedeutet, ist am Horizont Englands aufgestiegen, und die Britten sind zu wetterkundige Seeleute, als daß sie sich über die Bedeutung desselben täuschen sollten.

Wir bezeichnen als ein solches Wölkchen das Kaufgeschäft, welches zwischen den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und Rußland abgeschlossen worden ist oder werden soll: den Verkauf des russischen Amerika.

Die Politik legt sich auf den Handel, und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in derselben Zeit, da zwischen Rußland und Amerika über einen Landverkauf verhandelt wird, im Herzen Europa's ein ähnliches politisch-commercielles Geschäft zur Perfection kommen sollte; nur erhebt sich dort

keine moraliſche Entrüſtung gegen einen Schacher um Land und Leute, aus leicht begreiflichen Gründen.

Die weiten Gebiete, welche Rußland loszuſchlagen gedenkt, ſind unwirthbare Einöden, welche der einſame Jäger durchſtreift oder deren Ströme und Seen der Fiſcher ausbeutet; die zerſtreuten Bewohner bilden keine Nation, dort giebt es keine geſchichtlichen Erinnerungen, und die Bande, welche ſie an das entfernte Rußland knüpfen, ſind die der einfachſten und dürftigſten Nothwendigkeit.

Bei dieſem Geſchäft kommt daher hauptſächlich die Wirkung in Betracht, welche der Wechſel des Beſitzes auf die politiſche Conſtellation ausüben kann, und dieſe Wirkung wird in England zum Voraus mit bitterer Sorge erwogen. Der Beſitz des ruſſiſchen Amerika in den Händen der Vereinigten Staaten bedeutet Störung des brittiſchen Handels und Gefährdung der brittiſchen Colonieen.

Man weiß ja ſehr gut, mit wie lüſternem Auge die Union nach Canada ſchielt, und wie vielfache Gelegenheit zu Grenzſtreitigkeiten ihr der neue Erwerb geben wird; man weiß, wie groß die Begehrlichkeit derſelben, und erwägt ſchon zum Voraus die Verlegenheiten, welche aus Angeboten entſpringen werden, deren Annahme eben ſo gefährlich ſein wird, als ihre Ablehnung. Denn die Annahme würde den Appetit noch mehr reizen, die Ablehnung aber der Gefahr ausſetzen, ſie mit Gewalt der Waffen unterſtützen zu müſſen.

England aber zittert vor jeder Kriegsgefahr, in welche es verwickelt werden könnte. Und doch giebt es kein Mittel, den Handel zu hindern; das erkennt die engliſche Preſſe an, ebenſo wie der Colonial-Miniſter ſich in der Oberhausſitzung vom 2. April in dieſem Sinne ausgeſprochen hat. Man ſcheint entſchloſſen zu ſein, wenn hierzu ein Entſchluß gehört, der ruſſiſch-amerikaniſchen Combination ſich wie einer unüberwindlichen Fügung des Schickſals zu unterwerfen und die Folgen abzuwarten.

Indeß dürften dieſe England nicht allein treffen. Es liegt etwas Verhängnißvolles in der ruſſiſch-amerikaniſchen Wahlverwandtſchaft, von welcher in neuerer Zeit Symptome ſichtbar zu Tage getreten ſind, und welche durch das gegenwärtige Kaufgeſchäft gewiſſermaßen zu einem öffentlichen Bekenntniß gelangen.

Es iſt kaum anzunehmen, daß es ſich für Rußland einfach um ein Kaufgeſchäft handelt, wenngleich für daſſelbe ſeine amerikaniſchen Gebiete kaum einen andern, als einen merkantilen Werth haben. Aber es widerſpricht den Traditionen der ruſſiſchen Politik zu ſehr, ſich früher erworbenen Beſitzes in ſolcher Weiſe zu entledigen, als daß wir glauben könnten, die Rückſicht auf den zu erhaltenden Kaufpreis habe beſtimmend eingewirkt. Viel näher liegt die Annahme, daß der Verkauf von ruſſiſch Amerika eine ruſſiſch-amerikaniſche Allianz eingeleitet oder beſiegelt habe, eine Allianz, welche Rußland in die Lage verſetzen würde, die orientaliſche Frage direkt in Angriff zu nehmen.

Es hat im Krimkriege zu empfindlich die Inferiorität ſeiner Seemacht und die Blößen, welche ſeine Küſten den europäiſchen Seemächten darbieten, erkannt, als daß es nicht Alles aufbieten ſollte, um ſich in dieſer Beziehung ſicher zu ſtellen.

Allerdings handelt Rußland gegenwärtig in diplomatiſcher Gemeinſchaft mit Frankreich, aber dieſe Gemeinſamkeit iſt nur eine ſcheinbare, indem Frankreich darauf hinarbeitet, die orientaliſche Frage noch in die Ferne zu ſchieben, indem es zu einer ſcheinbaren Heilung des kranken Körpers mithilft, während Rußland eine definitive Löſung anſtrebt. Man müßte denn glauben, daß die Gährung der chriſtlichen Bevölkerung eine ſpontane ſei, oder daß die Forderungen, mit welchen die bisherigen Vaſallenſtaaten an ihren Suzerän herantreten, durch ihre Befriedigung eine dauernde Abfindung erhalten hätten, oder eine ſolche in der Bewilligung finden würden.

Rußland hat früher eine Verſtändigung mit England über die eventuelle Erbſchaft des kranken Mannes von Konſtantinopel verſucht, und England hat ſich mit Frankreich gegen Rußland verbunden. Könnte ſich dieſer Fall nicht wiederholen; könnte Frankreich, welches ſich jetzt an Rußlands Arm hängt, um dieſen zu lähmen, nicht abermals in die Hand Englands einſchlagen, welches ſchon jetzt den Bemühungen Rußlands in Konſtantinopel entgegentritt, wenn auch vorläufig nur mit paſſivem Widerſtande?

Dieſe Paſſivität wird den vitalen Intereſſen Englands gegenüber ſo wenig auf die Dauer auszuhalten ſein, als der Wunſch Frankreichs, eine ihm im Augenblick unbequeme Frage hinauszuſchieben, ausreichen kann, um eine Politik lahm zu legen, welcher der rechte Augenblick grade gekommen ſcheint.

Aber ſollte die Nothwendigkeit die alten Alliirten der Krim einander abermals in die Arme führen, ſo wird Rußland einer ſolchen Eventualität mit leichterem Herzen entgegenſehen, wenn es die Flotten der Vereinigten Staaten zu ſeinem Beiſtande bereit weiß.

Kleine Geſchenke befördern und erhalten die Freundſchaft.

Rußland hat vielleicht mit einiger Selbſtüberwindung in den Verkauf ſeiner amerikaniſchen Territorien gewilligt; aber die Nord-Amerikaner werden ihm Dank dafür wiſſen.

Das ruſſiſche Amerika.

I.

Mit größerem Rechte als Carl V. können die ruſſiſchen Kaiſer behaupten, es gehe die Sonne nicht unter in ihren Reichen. Im Sinne der Längen hat das nordiſche Reich eine Ausdehnung von 210 geographiſchen Graden oder 14 aſtronomiſchen Stunden, ſo daß, wenn zur Zeit der Tag- und Nachtgleichen die Abendſonne die Gipfel der ruſſiſch-amerikaniſchen Seealpen beleuchtet, es in Ochotſk Mittag vorüber iſt, während für Kaſan die Sonne aufgeht und über dem europäiſchen Rußland noch die letzten Stunden der Nacht ruhen. Während wir vor einem Jahrzehend erſt erlebten, daß die britiſche Macht ſich anſtrengte, von Europa aus die Ruſſen weiter nach Oſten zu drängen, war bereits ſeit verhältnißmäßig langer Zeit das angel-

ſächſiſche Element, weſtlich vordringend auf der anderen Erdenhälfte, mit den Ruſſen an den Oſtgrenzen des ruſſiſchen Reiches zuſammengeſtoßen, und Reibungen waren auch hier nicht ausgeblieben. Die rothen Jäger, welche in den heutigen Hudſonsbayländern nach Pelzthieren jagten, um die koſtbaren Felle nach Aſien hinüber bis zu den chineſiſchen Märkten zu bringen, waren nicht wenig erſtaunt, als ſie im Norden Aſiens auf die erſten Koſaken ſtießen, die als Continental-Entdecker über die Lena gedrungen waren. Die rothen Jäger empfanden keine geringe Furcht, als die bleichen Geſichter mit den Feuerwaffen nun auch im Weſten erſchienen, die ſie ſchon im Oſten ihres Vaterlandes zu ihrem Schaden hatten kennen lernen, denn ſie zweifelten keinen Augenblick, daß die Europäer, die ſich in Kanada angeſiedelt, und jene ſibiriſchen Entdecker einer und derſelben Nation angehörten.

Erſt um die Mitte des 17. Jahrhunderts lernten die Ruſſen die naſſen Grenzen des öſtlichen aſiatiſchen Feſtlandes kennen, erſt 1728, 1735 und 1741 machten ſie Bekanntſchaft mit den Weſtküſten des amerikaniſchen Feſtlandes. Es war im letzteren Jahre, als Capitain Behring die Aleutiſchen Inſeln entdeckte und der mit ausgeſandte Capitain Th. Tſchirikow, als er ſich nach einer Abſchweifung der Expedition wieder anſchließen wollte, der Nordweſtküſte Amerika's zwiſchen 48 und 49° Nördl. Br. anſichtig wurde. Die heimkehrenden Schiffe brachten Pelzwerk und lockende Nachrichten mit und regten die Erwerbsluſt ruſſiſcher Kaufleute und ſibiriſcher Bedienſteten an. Sergeant Baſſow, von der kamſchatkiſchen Station, conſtruirte ſich ein Boot aus Fiſchbein und ſchiffte 1743 auf gut Glück nach der Behring-Inſel. Andere wagten ſich theils einzeln, theils in kleinen Geſellſchaften nach den Aleuten. Im Jahre 1764 wurden bereits Privilegien zum ausſchließlichen Gewerbe auf denſelben ertheilt, die Regierung verlangte den Zehnten von der Beute und einen von den Bewohnern einzutreibenden Pelztribut, welcher indeſſen ſpäter wieder erlaſſen wurde.

Zunächſt liefen die Expeditionen nicht immer glücklich ab, da die Erwerbsluſt mehr den zu machenden Gewinn als die dazu nöthigen Kräfte und Mittel vor Augen hatte; ſchlecht ausgerüſtete und noch ſchlechter geführte Fahrzeuge gingen in den unbekannten und ungaſtlichen Gewäſſern verloren. Das dauerte ſo lange, bis ein intelligenter und unternehmender Mann das Ding in größerem Maßſtabe angriff. Dieſer Mann war Georg Schelichow, der erſte und eigentliche Begründer der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie. 1783 ging er mit drei Schiffen und 190 Mann von Ochotſk in See, zunächſt nach der Inſel Kadjak, und legte den Grund zu Befeſtigungen und Factoreien, mit den Inſeln Kadjak, Afognaka und Unalaſchka beginnend, dann aber auch an der Kenay'ſchen und Tſchugatſchi'ſchen Bucht. Schelichow hatte kein Glück mit ſeinen Geſchäftsfreunden, und bei ſeinem Tode (1795) drohte ſeinen Geſchäften gänzlicher Verfall, doch überwand ſeine Familie glücklich die Kriſis, und 1797 bildete ſie die einzige Compagnie mit der Hauptverwaltung zu Irkutſk.

Die dortige Behörde berichtete an Kaiſer Paul I., daß die Compagnie einen feſten Geſchäftsplan zur Begutachtung einreichen ſolle. Es erfolgte die Vorlage eines Programms, in welchem die bei der Bildung der „Vereinigten

amerikaniſchen Compagnie" angenommenen Principien, die Regeln für die Verwaltung der Comtoire und die Wahl der Direktoren, Verpflichtung der Compagnie zur Ausbreitung der Anſiedlungen und Handelsoperationen, zur Entdeckung neuer Länder und Inſeln, Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens, Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit den Eingebornen und endlich Entwickelung des ruſſiſchen Handels im Stillen Ocean dargelegt wurden. Dieſes Programm fand Billigung. Kaiſer Paul nahm die Compagnie unter ſeinen Schutz, es wurden beſondere Statuten und Vorrechte auf 20 Jahre für dieſelbe aufgeſtellt und am 8. Juli 1799 beſtätigt. Seitdem exiſtirt eine „ruſſiſch-amerikaniſche Compagnie", die das Monopol des Handels für alle ruſſiſchen Küſten und Archipele im Stillen Meere erhielt.

Von 1802—1829 wurde eine Expedition nach der andern für jene neuen Beſitzungen ausgerüſtet. Im Jahre 1796 waren ſchon 20 Familien aus Sibirien am Eliasberge angeſiedelt worden, um Werfte anzulegen. 1802 wurde Neu-Archangel auf der Inſel Sitka gegründet, 1812 ließen ſich die Ruſſen in Bodega (38° 18' Nördl. Br., 125° 24" Weſtl. L. v. P.), alſo wenig nördlich von San Francisco nieder. 1814 erfolgte die Beſitzergreifung der Sandwich-Inſeln. Dieſer Schritt verrieth einen der großartigſten Plane. Die Ruſſen beſaßen die amerikaniſche Weſtküſte bis zum 38°, alſo bis zur Polhöhe Virginiens an dem andern Rande des Feſtlandes; ſie hatten ſich in Aſien, nämlich in Kamtſchatka und auf den Kurilen, bis zum 45. Breitengrade, feſtgeſetzt. Von dort nach den Sandwich-Inſeln und von dieſen nach Californien konnten ſie eine Linie ziehen, und Alles, was nördlich hinausfiel, wäre ein geſchloſſenes ruſſiſches Meer geweſen, denn der Handel mit den ruſſiſchen Etabliſſements war allein den ruſſiſchen Schiffen vorbehalten; die Amerikaner und ebenſowenig die Briten hatten Ausſicht, an die pacifiſche Küſte des andern Feſtlandes vorzudringen, und die einzige Macht, welche den Ruſſen ihre Ausbreitung in der Südſee verhindern konnte, war Spanien, das aber eben im Begriff ſtand, Weſt- und Oſtküſte, überhaupt Alles zu verlieren, was es auf dem Feſtlande von Amerika beſaß.

Das Stille Meer war damals wirklich noch ſtill. Jährlich fuhr noch eine einzige Gallione von Acapulco nach Manila, vom äußerſten Weſten nach dem äußerſten Oſten der ſpaniſchen Beſitzungen. Niemand ahnte, daß in Zeit eines Menſchenalters die Staffage des größten aller Weltmeere ſich ändern würde, daß Dampfſchiffe die große Waſſerfläche zwiſchen den beiden Feſten durchſchneiden, die Nord- und Südhälfte des Oceans mit Walfiſchfahrern ſich füllen, die Inſelwelt von katholiſchen und proteſtantiſchen Miſſionären bewohnt und ihre wilden Bewohner gezähmt werden, und die reichſten Colonieen wie durch den Schlag einer Wünſchelruthe im fernſten Weſten und Oſten ſich öffnen würden.

Wären die Ruſſen im Jahre 1848 bei Entdeckung des Goldes im Sacramentofluß noch in jener Stellung wie 1812 und 1814 geweſen, ſo hätte man ſie längſt gewaltſam vertrieben. Die ruſſiſchen Colonieen im Oſten Aſiens und im Weſten Amerika's waren zu ſchwach, um dem vordringenden ſächſiſchen Element zu widerſtehen, und gleichſam in Vorausſicht der Dinge, die da

kommen würden, hatte der Ukas vom 4. September 1821 den ruſſiſchen Beſitzungen in Nordamerika mit dem 51° Nördl. Br. eine freiwillige Grenze geſetzt. Der Vertrag, welcher am 16./28. Februar 1825 in Petersburg mit Großbritannien geſchloſſen wurde, beſchränkte die ruſſiſche Macht noch weiter. Das ruſſiſche Amerika erhielt als öſtliche Grenze den Meridian über den Gipfel des Eliasberges. Es iſt der höchſte Berg des borealiſchen Amerika und auf 50 Seemeilen von der Höhe des Meeres ſichtbar. Vom Eliasberg ſüdwärts gerechnet, erhielt Rußland den Küſtenſtrich und die Inſeln bis zur Südſpitze der Prince of Wales'-Inſel. Die Grenze gegen Oſten bilden die Gipfel der Küſtengebirge, wobei aber vorausgeſetzt wird, daß ſie ſich nicht auf 10 Seemeilen (7½ deutſche Meilen) von der Küſte entfernen. Das iſt der heutige Territorialbeſtand Rußlands, wie er auch auf allen Karten jetzt angegeben wird.

Im Jahre 1812 hatten ſich 10 Ruſſen und hundert Kadjaken mit Erlaubniß der ſpaniſchen Regierung im Hafen Bodega angeſiedelt, der nur etwa 7 deutſche Meilen von San Francisco entfernt liegt, und 1815 waren bereits einige Farmen dort angelegt worden. Dieſe Colonie verſprach eine außerordentliche Zukunft, denn bekanntlich entbehrte ganz ruſſiſch Amerika und Kamtſchatka der edleren Brotfrüchte, die ſogar aus Chile dorthin eingeführt werden mußten. Was die Ruſſen nach Californien trieb, war buchſtäblich der Mangel an Brot. Es giebt einen hübſchen Stahlſtich von den ruſſiſchen Häuſern in Californien. Dieſe Wohnungen gleichen auf ein Haar den ſchönen großruſſiſchen Bauernhäuſern, mit denen man durch Baron Haxthauſen's Zeichnungen vertraut geworden iſt. Es ſind jene Holzhütten, die durch ihr vorſpringendes Dach und die vielen Schnitzereien am Giebel und an den Galerien ſtark an die ſchweizeriſche Bauart erinnern. Die ſpaniſche Regierung ſah ſehr bald den Ruſſen mit Argwohn zu und begünſtigte, um ihre Ausbreitung zu verhindern, die Gründung ſpaniſcher Miſſionen in der Nähe von Bodega. Allein die Revolution der ſpaniſchen Colonieen kam dazwiſchen, und die Regierung von Mexico mußte die ruſſiſche Souverainetät in Bodega ſo gut dulden, als die engliſche auf Honduras. Die Mexicaner waren zu ſchwach, die 4—500 Mann Ruſſen aus Fort Roß zu vertreiben. Außerdem hatten die Ruſſen eine Menge Biſonfänger und andere Abenteurer angeworben und wußten die Mexicaner hinreichend zu beſchäftigen, indem ſie feindliche Indianerſtämme aufhetzten. Die ruſſiſchen Beſitzungen begannen damals beim Hafen von Bodega und gingen nordweſtlich bis zu dem kleinen Fluß San Ignazio. Am Ufer gediehen die europäiſchen Fruchtbäume, der Weinſtock, der Tabak; das Thermometer ſank nie unter Null, während es im Sommer eine mittlere Höhe von 12 Grad des Hunderttheiligen nicht überſchritt. Die Aecker der Coloniſten gewährten ſchon im Beginn der vierziger Jahre etwa 2500 Fanega*) Getreide, die ruſſiſche Flagge wehte am Hafen und die fremden ein- und auslaufenden Schiffe zahlten ruſſiſche Tonnengelder. Mitten in einer maleriſchen Landſchaft, umgeben von rieſenhaften Tannenwäldern, lag

*) Die Fanega iſt beinahe dem Berliner Scheffel gleich.

das ruſſiſche Fort Roß mit ſeinen zwei Baſtionen, jedes mit ſechs Geſchützen bewaffnet. Es enthielt die Gouverneurswohnung, die Kaſerne, die Magazine, das Arſenal und eine griechiſche Kirche, deren Glockenthürme das liebliche Bild zwiſchen Gärten, eine Oaſe im hohen Wald, verſchönerten. Die ruſſiſche Colonie zählte bereits 800 Köpfe, ungerechnet die Urbevölkerung, die ſehr bald von der Colonie abhing. Wenn die Coloniſten das Küſtengebirge im Rücken überſchritten, befanden ſie ſich im Thale des Sacramento. Jedermann in Californien wußte ſchon damals um den Goldreichthum, nur kannte man nicht genau die Lage der metalliſchen Bänke und fürchtete ſich vor den wilden Eingeborenen, den Indios bravos, im Gegenſatz zu den gezähmten oder „civiliſirten", wie man ſich höflich auszudrücken pflegt.

So ſtand es noch 1841, doch in dem nämlichen Jahre ging eine Veränderung vor, von der man noch in den ſpäteſten Zeiten mit großer Neugierde leſen wird. Unter der ſchweizeriſchen Leibwache Karl's X., die 1830 aufgelöſt wurde, befand ſich Kapitain Sutter. Er wanderte aus in die neue Welt und ſiedelte ſich am Miſſouri an, wo er unter dem Shawnees ein Jägerleben führte. 1832 erſcheint er in Neu-Archangel, beſucht die Sandwich-Inſeln, kehrt nach Sitka zurück und geht von Neuem wieder ſüdwärts nach Californien. Die Indianer brachten ſchon damals häufig ſowohl nach Fort Roß, als nach den ſpaniſchen Miſſionen Goldkörner und Goldſtufen. Ein reicher Kaufmann aus Jakutsk, Gorieff, rühmte ſich im Jahre 1838 oder 1839 dem Hauptmann Sutter etwa 40 Pfund Gold in Barren und in Sand gezeigt zu haben, welche er bei einer Excurſion in das Sacramentothal in Begleitung etlicher Büffeljäger erbeutet hatte. Sutter ließ ſich nun von dem Gouverneur von Monterey ein Territorium von 80 Kilometer Länge und 16 Breite gewähren, welches gerade zwiſchen San Franzisco und den nordamerikaniſchen Colonieen am Columbia lag. Er ließ ſich dort als Trapper und Ackerbauer nieder, und ſeine ſprüchwörtlich gewordene Gaſtfreiheit verſammelte bald eine Menge von Abenteurern um ihn. Mittlerweile hatte die ruſſiſche Regierung mit der Hudſonsbay-Geſellſchaft einen Vertrag geſchloſſen, der Art, daß dieſer Geſellſchaft die Küſten des ruſſiſchen Nordamerika bis zum Cap Spencer zur Ausbeutung gegen einen jährlichen Tribut von 2000 Stück Seeotterfellen und eine beſtimmte Getreidelieferung überlaſſen werden ſollte. Da man auf dieſe Art den Brotbedarf gedeckt hatte, gab die ruſſiſche Regierung ihre Anſiedelung bei Bodega auf und verkaufte an Kapitain Sutter alle ihre urbaren Gründe ſammt 3500 Stück Vieh für 30,000 Dollars. Im Jahre 1842 ſchiffte ſich die ruſſiſche Colonie ein und kehrte nach Kadjak, Ochotsk und Jakutsk zurück. Dieſem Ereigniß folgte auf der Ferſe die Entdeckung der californiſchen Goldlager, von denen die erſte völkerbewegende Kunde bekanntlich im Jahre 1848 nach Europa drang.

A. B.

Rußland in Centralaſien.

Rußland, geiſtig und politiſch den aſiatiſchen Völkern verwandt und doch überlegen, ſcheint nach Allem dazu berufen zu ſein, das ſchlummernde, ſeit Jahrhunderten in Todesſchlaf liegende Aſien zu wecken und es vorwärts auf der Bahn verwandter und doch chriſtlicher Cultur zu treiben. Waren doch einſt die öden Flächen Turan's in der ganzen Welt berühmt durch ihren Handel, durch Induſtrie und Bildung; Städte wie Samarkand und Balkh, mit einer Bevölkerung von einer halben Million, erhoben ſich in dem fruchtbaren, reichen Lande; der Oxus und Jaxartes, mit Schiffen bedeckt, durchſtrömten die üppigen, bewohnten Ufer eines von den Alten als Paradies bezeichneten Landes. Dieſen alten Stand zurückzuführen, iſt Rußlands Beſtimmung. Und wahrlich, ſeit den letzten 25 Jahren ſind in Centralaſien mächtige Veränderungen vor ſich gegangen, Veränderungen, deren Größe und Folgen nicht hoch genug anzuſchlagen ſind. Da, wo gegenwärtig die ruſſiſche Stadt und Feſtung Kopal liegt, — nämlich 15 Meilen öſtlich vom Balkhaſch-See, d. i. auf vormaligem chineſiſchen Grund und Boden — lagerte vor 20 Jahren ein Koſaken-Piquet, alsbald aber entſtand eine kleine Anſiedelung, unmittelbar darauf wurden Budenreihen erbaut, und gegenwärtig bildet dieſe Stadt eine für den Handel höchſt wichtige Waarenniederlage; doch das ruſſiſche Reich erſtreckt ſich hier bereits weiter ſüdlich, der Thian-Schan, ſüdlich des Iſſyk-Kul, und der Tſchu bilden für jetzt die Grenze.

Das Gebiet, welches die Ruſſen hier zwiſchen dem Kaſpiſchen Meere und dem chineſiſchen Reiche, ganz in der Richtung der indobritiſchen Grenze erworben haben, beträgt etwa 25,000 deutſche Geviertmeilen, entſpricht alſo einem Flächeninhalte, der beinahe ſo groß iſt, wie Preußen, Oeſterreich und Frankreich zuſammengenommen. Das Land bildet den Schlüſſel zu dem Flußgebiet der Syr (Sihon, Jaxartes) und Amu (Dſchihon, Gihou, Oxus), in deren Schooße die altberühmten Reiche von Buchara und Kokand liegen, gegen die der ruſſiſche Adler jetzt ſiegreich vordringt.

Wenn aber das Erſcheinen eines ruſſiſchen Diplomaten in Konſtantinopel und eines ruſſiſchen Heeres am Pruth im Jahre 1853 die ganze Welt elektriſirte und in Aufruhr verſetzte, ſo iſt die ruſſiſche Beſitzergreifung der aralokaſpiſchen Ebenen und des Balkhaſch-Beckens mit Stillſchweigen übergangen worden, obſchon dieſe Länder die Urheimath der Türken ſind und von Muhammedanern bewohnt werden. Dieſe ruſſiſchen Beſitzergreifungen ſind geräuſchlos vorübergegangen. Nicht als ob dieſe Ereigniſſe in Wirklichkeit geräuſchloſe Eroberungen geweſen wären, ſondern der Schauplatz derſelben iſt von der übrigen Welt ſo weit entfernt, daß man wenig oder gar nichts darüber erfahren kann, außer durch Rußland ſelbſt. Wer kümmert ſich auch darum, daß die ſämmtlichen Ufer des Aralſee's und das daran näher oder weiter liegende Land faktiſch von den Ruſſen beherrſcht wird, und daß ſie Herren des See's ſind; wer kümmert ſich um die Karakalpaken, Khokanzen,

Usbeken und Schwarzen Kirgisen! Nur eine Macht muß man ausnehmen — England; dies verfolgt fieberisch das Umsichgreifen Rußlands in Mittelasien, es sieht sich schon ernstlich in seinen indischen Besitzungen bedroht.

Sind nun auch die früheren Angriffe Rußlands, das seit mehr als hundert Jahren nach dem Besitze Khiwa's trachtete, fehlgeschlagen, so ist sein jüngster Versuch, Khiwa mittelst offener Gewalt unter seines Kaisers Scepter zu bringen, mit nur zu gutem Erfolge gekrönt gewesen, als daß es bei diesem stehen bleiben konnte. Zerwürfnisse in diesem Khanate, Dampfschiffe auf dem Aral und an den Mündungen des Amu, Festungen am Syr ermuthigten nur zu sehr zu einem neuen Versuche. Einmal Herrin von ganz Khiwa, wird die russische Regierung die Oberhand über die Turkomanen gewinnen und auf keine unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, eine dauernde Verbindung mit dem Kaspi-See, in den die Hauptverkehrsader des europäisch-russischen Reiches, die Wolga mündet, über die dazwischen liegenden Ebenen herzustellen. Die Goldlager von Balkh, Badakhschan, Kangar, Maristan, Andidschan und Taschkend machen den bis 20 Meilen vom Hindu-Kusch schiffbaren Amu und seine Nebenflüsse, die bald mit russischen Dampfern bedeckt sein werden, zum Gegenstande der Pläne Rußlands, die schon angefangen haben, aus dem Stadium der „frommen Wünsche" in das Gebiet der „vollendeten Thatsachen" überzutreten. Wer will dem Kaiser wehren, die Grenze seines Reiches bis Chulum und Kunduz auszudehnen? Der Handel zwischen Indien und dem reichen Landstriche von Kokand, Buchara, Khiwa wird in die Hände Rußlands fallen, und die nahe Nachbarschaft und der große Einfluß dieses unermeßlichen Reiches wird schwerlich die Herrschaft Englands im nordwestlichen Indien kräftigen.

Um sich zu Herren des nördlichsten, wasserreichsten und breitesten Mündungsarmes des Syr zu machen, galt es den Russen vor Allem, die Passage zu decken, die $8\frac{1}{4}$ Meilen oberhalb der Mündung des genannten Stromes in den Aralsee, an einer von den Kirgisen zu Ehren eines ihrer Helden Raim genannten Höhe sich entlang zieht. Hier windet sich die Straße in das Syr-Thal hinein, durchsetzt dieses und führt dann über eine flache, halb bewaldete und halb versandete Nehrung in das Udsgan-Thal, darauf in die zwischen dem Syr und dem Amu sich ausdehnende Wüste Kysyl-Kum und weiter nach Buchara und Samarkand. Der hart an der Straße liegende, auf drei Seiten von Wasser umgebene Berg schien besonders geeignet, den Russen als gutes Bollwerk zu dienen. General Abrutschew ließ hier ein Fort erbauen und nannte es anfangs Raimsk, ein Name, den man später in Aralsk veränderte. Dieser wichtige Fortifikationspunkt, dessen Wahl von dem taktischen Geiste des Führers der Expedition ein beredtes Zeugniß abgiebt, deckt, indem er die Karawanen gegen die räuberischen Bewohner Khiwa's schützt, zugleich von Osten her die Straße nach Persien, Indien und China über die Stapelplätze Buchara, Taschkend und Kokand.

An diesem nördlichen von den Russen occupirten Mündungsarme des Syr entstanden seit dem Jahre 1849 eine Menge von Colonien, die, unter dem Schutze der Kanonen von Aralsk stehend, sich mit jedem Jahre immer

weiter nach Weſten wie nach Oſten ausdehnten; doch blieben die Ruſſen bei dieſen Errungenſchaften nicht ſtehen, ſie machten ſich alle Ergebniſſe der früheren Expeditionen, d. h. die von Perowsky 1839—1840, Nikiforew und Blaramberg 1841 und Danilewsky 1842 ausgeführten wiſſenſchaftlichen Vermeſſungen, ſo wie die politiſchen Einflüſſe auf die Völker der Steppe zu Nutze. Alle Inſeln im Aral wurden eingenommen, militäriſch beſetzt und zum Theil mittelſt Strauchwerk und Palliſaden gegen das Abſpülen der Wellen geſchützt, zum Theil auch mit Schanzwerk, Colonien und Werftplätzen verſehen, die einer araliſchen Flotte das Leben verleihen ſollten. Zum Schutze der Mündungen des Syr und der umliegenden Eilande dient das erſt ſeit 1852 auf einer der letzteren entſtandene Fort Kos-Aral, und zur Sicherung des Weges von Orenburg nach dieſen neuen Errungenſchaften wurden die Forts Irgyſch und Kara-Bulak angelegt, wodurch die Karawanenſtraße nach den Küſten des Aral vollſtändig eröffnet und in den Händen der Ruſſen iſt. In dem darauf folgenden Jahre wurde eine neue Expedition unter Perowsky gegen Khiwa ausgerüſtet, welche, unterſtützt durch ein Dampfboot der Aralſee-Flotte, den Syr hinaufging und die den Khiwanern gehörige Feſtung Ahmetze oder Akmedſjid, auch Akmas oder Akmetſchek genannt, — den bisherigen eigentlichen Schutzwall der aufrühreriſchen Kirgiſen von Turkeſtan, welche hier ſtets einen Anhalt an den dem Kaiſer feindlich geſinnten Khiwanern fanden — einnahm. Dieſes Fort, nach Perowsky genannt und von den Ruſſen ſtark befeſtigt, hatte am 26. December 1853 eine blutige Belagerung auszuhalten, indem 12,000 Khokanzen mit 17 Geſchützen es blockiren und es zu beſchießen begannen, wobei die Belagerer jedoch ſchließlich durch einen verzweifelten Ausfall der ruſſiſchen Garniſon mit einem Verluſt von 2000 Mann, dem ganzen Lager, dem ſämmtlichen Geſchütz und Kriegsvorrath zurückgeſchlagen und auseinander geſprengt wurden.

Der Hauptſchlag aber, der die Freiheit der Völker von Turan und Turkeſtan treffen konnte, und der die Khane derſelben ſofort gewiſſermaßen zu Vaſallen von Rußland machte, ward durch die Expedition ausgeführt, welche im Februar 1854 durch Perowsky gegen Khiwa, Buchara und Balkh unternommen wurde. Perowsky zog mit einem Heere von 17,000 Mann vor die Wälle von Khiwa und zwang das ohnmächtige Oberhaupt, Ali-Kuli-Khan, zu einem Vertrage, laut deſſen der „allmächtige Zar als der rechtmäßige Oberherr dieſes Landes zu betrachten ſei, dem das Recht des Krieges und Friedens, das Geſetz über Leben und Tod und die Beſtimmungen der Handelsſtraßen und der Handelstarife für ewige Zeiten zuſtehe.“

Während des Krimkrieges war eine Pauſe für die Unternehmungen Rußlands in Centralaſien eingetreten; ſie dauerte auch nach Beendigung deſſelben noch fort, was allermeiſt auf Rechnung der Erſchöpfung, die dieſer Krieg für Rußland zur Folge hatte, kommt. Im Jahre 1859 wurde erſt wieder eine Feſtung, Namens Dſchulek, eingenommen, und ſeitdem haben die Ruſſen ihrerſeits zwei Forts errichtet, Fort Karala, 13 Meilen, und Krmakora, 26 Meilen von der Syr-Mündung, zur Verbindung der Forts Aralſk und

des Forts Ahmetze oder Perowsky, welche vier Forts zuſammen die Linie Syr-Daria ausmachen. Mit dieſer Grundlage wurde für 1863 die Invaſion Khokand's von zwei Punkten angeplant: aus dem Kirgiſengebiet und vom Fort Perowsky; das eine Corps gegen Aulietta oder Awliata, das andere gegen die Stadt Turkeſtan, welche Orte ungefähr 65 Meilen von einander liegen. Der Ausbruch des polniſchen Aufſtandes und die Beſorgniß eines Krieges mit Weſteuropa verurſachten die Verſchiebung des Plans, der aber nun 1864 ausgeführt wurde. Im Monat Juni genannten Jahres wurden die beiden Zielpunkte, Turkeſtan und Aulietta, erreicht, und im Juli und Auguſt ward die Verbindung zwiſchen ihnen hergeſtellt, wodurch Rußland eine neue Grenzlinie eine große Zahl von Meilen ſüdlicher als früher gewonnen hat, — in der That ein großes Stück des Khokandgebietes.

Das war ein abermaliger großer Erfolg, Rußland wollte aber noch mehr erreichen. Bald nach der Einnahme von Turkeſtan und Aulietta verloren die Khokanzen den Muth, eine Expedition gegen ihren Feind zu unternehmen, und begannen gewaltige Fortifikationen bei Tſchemkend, auf der Flanke der Straße zwiſchen Turkeſtan und Aulietta, um ſie zur Baſis weiterer Verſuche zu machen. Die Ruſſen konnten eine ſolche Poſition auf ihrer Flanke nicht dulden, durch welche die ihnen unterworfenen Kirgiſen fortwährenden Plünderungen ausgeſetzt waren. Demgemäß beſchloß der ruſſiſche Befehlshaber, Generalmajor Tſchernjajeff, nachdem er erfahren hatte, daß die Khokanzen in Tſchemkend nur 10,000 Mann zurückgelaſſen, ſich dieſer Stadt raſch zu bemächtigen. In den zwei erſten Wochen des September rückten Truppen von zwei Punkten her auf Tſchemkend und vereinigten ſich am 19. Noch am Abend dieſes Tages ward eine Batterie von 4 Kanonen errichtet, auf deren Feuer die Khokanzen mit 7 Kanonen und 2 Mörſern antworteten. Da ließ der ruſſiſche Commandant eine zweite Batterie von 6 Kanonen und 4 Mörſern näher rücken. Die außergewöhnliche Härte des Bodens und ein Ausfall des Feindes verhinderten die Vollendung dieſer Batterie in der Nacht vom 21. auf den 22. September, und die Khokanzen, ermuthigt durch die Verzögerung der ruſſiſchen Belagerungswerke, ergriffen die Offenſive und ſchoben einige Trancheen, Batterieen und ſcharmutzirende Haufen vor, in einer Art, die ſchließen ließ, daß ſich ein erfahrener, fremder Offizier unter ihnen befand. Oberſtlieutenant Lerche benutzte ruſſiſcher Seits die Verwegenheit der Khokanzen, um ihr Fußvolk mit vier ruſſiſchen Compagnien, zwei Poſitionsgeſchützen und ſonſtiger Artillerie anzugreifen. Trotz eines heftigen Feuers aus der Stadt und der Citadelle drängte er bald die feindliche Infanterie in die Stadt zurück, deren Thore mit dem Bajonett vertheidigt wurden. Während dieſes Kampfes näherte ſich General Tſchernjajeff der Citadelle und überrumpelte ſie, indem ſeine Soldaten in Einzelreihe über die Waſſerleitung eindrangen. In einer Stunde war man Meiſter der Stadt und der auf einer faſt unzugänglichen Höhe gelegenen Citadelle, trotz der 10,000 Mann Beſatzung und der reichlichen Artillerie und Munition, womit ſie verſehen war. Unter den Trophäen waren 4 Standarten und 24 Feld-

fahnen, 23 Kanonen, darunter eine gezogene, 8 Mörser von großem Kaliber, eine Menge Feldschlangen, Wallbüchsen ꝛc.

Selbst wenn die russischen Berichte auch noch so sehr übertrieben hätten, so ist es doch sicher, daß die Khokanzen eine arge Schlappe erlitten hatten. Das Resultat war die völlige Sicherung der russischen Linie von Akmetschek bis Aulietta und folglich die Bloßstellung der großen Städte des Khanats, Taschkend, Khodschend und endlich der Hauptstadt selbst für den Angriff. Am 24. Februar 1865 publicirte ein Tagesbefehl des Kriegsministers die vom Kaiser genehmigten Dispositionen, betreffend die Errichtung einer neuen russischen Provinz Turkestan, welche die erworbenen Gebiete zwischen dem See Aral, der Linie des Syr-Daria und dem Yssyk-Kul umfaßt und an den Theil China's stößt, in welchem die gegen das Reich der Mitte aufgestandenen Dunganis jetzt ihr Wesen treiben. Die Berührung ist in jenen Gegenden zwar nicht so unmittelbar, wie etwa zwischen den preußischen Grenzprovinzen und dem Königreiche Polen; theils Steppen, theils unwegsame, schneebedeckte Gebirgsketten erschweren die Annäherung; aber Fühlung ist trotzdem vorhanden, und wenn auch langsamer, endlich trifft man doch einander. Man kann noch nicht vorher bestimmen, was dieser Aufstand der Dunganis und ihr Haß gegen die Mandschu-Dynastie China's für Folgen haben werden, ob sich diese aufrührerischen Moslems vielleicht an Rußland freiwillig anschließen werden, oder ob sich dieses genöthigt sehen wird, sich in den Kampf zu mischen. Grund hätte es schon, da die Dunganis nicht allein die Handelsbeziehungen durch ihre Revolte stören, sondern auch schon russisches Eigenthum, die Faktorei in Tschugutschak, verwüstet haben.

Nach der Eroberung von Tschemkend brachen die Russen unter Tschernjajeff nach Taschkend auf, auf welchem Marsche sie von dem Khan von Khokand am 20. Mai angegriffen wurden. Sie schlugen das Heer des Khans, der selbst im Kampfe fiel, vollständig und eroberten am 28. desselben Monats Taschkend. Die Kämpfe scheinen darauf eine Zeitlang geruht zu haben, doch im nächsten Jahre unternahm General Tschernjajeff einen Zug nach Dschusak am Syr (auf dem Wege nach Samarkand), um den Emir von Buchara zur Auslieferung der von ihm zurückgehaltenen russischen Abgesandten zu veranlassen. Der General mußte aber, aus Mangel an Lebensmitteln, wieder umkehren, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Sein Nachfolger im Commando, General Romanowski, war glücklicher; nicht allein schlug er am 20. Mai 1866 die Hauptarmee des Emir's und nahm am 30. desselben Monats Khodschend nach siebentägiger hartnäckiger Vertheidigung ein, sondern setzte seinen Siegeslauf mit mehr oder weniger größeren Unterbrechungen fort, so daß man jetzt schon sagen kann, Turkestan ist im russischen Besitz. Noch sind freilich Theile von Khokand, Khiwa, Buchara und Kunduz nicht erobert, und das sind wahrscheinlich die werthvollsten Striche dieser Länder, aber sie bieten keine ernstlichen Hindernisse der Invasion eines Feindes, der über alle Hülfsmittel europäischer Kriegskunst verfügt.

Allerdings sind diese Länder von einander sehr verschieden. Khiwa ist nichts als ein am Unterlauf des Amu in der Nähe des Aralsee's mitten in

einer Wüſte liegende Oaſe: dieſe hat 20 Meilen Länge, 15 Meilen Breite, 250,000 Einwohner, iſt rings von ſandigen Steppen und ſalzigen Wüſten umgeben, die im Vergleich zum Meere, wie ganz Turan, ſo niedrig liegen, daß man allenthalben wenige Fuß unter dem Sande Waſſer findet. Khiwa iſt übrigens bei einem ruſſiſchen Zuge gegen Indien nur als militäriſche und commercielle Station bedeutend, es iſt eigentlich eine rieſenhafte Veſte in der Wüſte, eine ſichere Niederlage von Kriegsvorräthen und Waaren, ein ungeheueres Hotel an einer Landſtraße, auf der die Karawanen mit den Waaren China's und Indiens ziehen, und wo ſo lange eine blutgierige Räuberbande hauſte.

Buchara dagegen war der mächtigſte Staat von Turan, von dem alle Khanate dieſes Landes mehr oder weniger abhingen. Buchara ſelbſt hat einen Umfang von 8000 Quadratmeilen und 3 Millionen Bewohner. Das Land iſt fruchtbar, reich an Getreide und an ungeheuern Heerden von Pferden, Kameelen und Rindvieh. Zudem concentrirt ſich in der von 200,000 Menſchen bewohnten Hauptſtadt der ganze innere Landhandel Aſiens, hier treffen alle Straßen der Karawanen aus China, Indien, Perſien und den alten ruſſiſchen Provinzen zuſammen. Buchara blüht ſeit uralten Zeiten durch den Handel, den es ererbt hat von dem einſt weltberühmten Samarkand, das faſt ganz verfallen iſt, deſſen Medreſſes oder Collegien aber immer noch höchſt intereſſant ſind.

„Rußland in Aſien hat keine Grenzen," pflegte Kaiſer Nikolaus zu ſagen; Centralaſien iſt blos der Schrittſtein zu weiteren Eroberungen. Dieſe werden zunächſt Afghaniſtan ſein, das, ſeit dem Tode Doſt Mohameds von inneren Zerwürfniſſen und Rebellionen verwüſtet, der Auflöſung entgegen zu gehen ſcheint. Mit Doſt Mohamed hatte Rußland ein Bündniß geſchloſſen, das höchſt wichtig in commercieller Beziehung, wichtiger aber noch in militairiſcher bezüglich einer ruſſiſchen Expedition gegen Indien war. Dieſer oder jener Prätendent Afghaniſtans wird das Bündniß auffriſchen oder Hülfe bei Rußland ſuchen, das nur zu geneigt ſein wird, ihm dieſelbe zu gewähren, ſelbſtredend gegen Entſchädigungen. Afghaniſtan iſt die Vormauer Indiens, eine ungeheure, von der Natur aufgeworfene Schanze vor den Thoren Indiens. Stellen wir uns eine Hochfläche vor, die im Weſten und Norden im Halbkreis durch die Gebirge des Hindukuſch umgeben iſt, die ſich von dem Meere und der Indusmündung bis zum himmelanſteigenden Himalaya herumziehen. Dieſe Gebirge fallen in ſehr ſteilem Abhange gegen Norden in die niedrige Fläche von Turan ab, während ſie in unbedeutenden Hügeln nach dem Thale des Indus ſich ſenken. Zehn Millionen Afghanen bewohnen dies gebirgige, fruchtbare und ſchöne Land, das von herrlichen Thälern mit dem angenehmſten Klima von der Welt durchzogen iſt. Die Afghanen, ein kriegeriſches Volk, unterſcheiden ſich von den benachbarten Stämmen Aſiens durch ihre Freiheitsliebe und durch eine mehr ariſtokratiſch-militairiſche als despotiſche Regierungsform; die Gewalt des Emir's iſt ziemlich beſchränkt.

Nur Ein Uebergang durch die Gebirge des Hindukuſch führt aus den

niedrigen Ebenen von Turan in das gebirgige Afghaniſtan und dann weiter nach Indien. Durch dieſen Engpaß ſind alle Eroberer dieſes ſchönen und unglücklichen Lands gezogen. Wenn es Rußland gelänge, ſich Afghaniſtans zu bemächtigen, dieſer Indien umſchließenden Veſte, ſo würde es alsbald die Herrſchaft der Engländer in Hindoſtan in Wahrheit bedrohen. Wir glauben aber, daß Großbritannien leicht einen ſolchen Plan Rußlands zurückſchlagen kann und daß es, wie im Jahre 1838, in Afghaniſtan eindringen und an der Mauer des Hindukuſch ohne Schrecken die ruſſiſchen Truppen und tatariſchen Horden erwarten würde. Dennoch muß der Beſitz Rußlands von Turan, inſonderheit von Khiwa und Buchara, den Haupthandelsplätzen Centralaſiens, ſo wie die Beherrſchung des ganzen inneren Handels dieſes Welttheils einen überwältigenden Einfluß auf das Schickſal Centralaſiens üben und vielleicht gänzlich umgeſtalten. Auch darf man die Verſtärkung und Hülfe, die dem ruſſiſchen Reiche aus dieſen kriegeriſchen und abgehärteten Horden der einſt unabhängigen Tatarei erwachſen, nicht zu gering anſchlagen. Obgleich Viele, welche die kriegeriſchen Thaten der Mongolen und Tataren nicht hinreichend kennen, ihre Heere für ordnungslos kämpfende Haufen halten, ſo zeigt doch die Geſchichte ſowohl ihrer alten Züge gegen China, Indien und Europa, ſo wie ihre ſpäteren und ganz neueren Kämpfe, daß dieſe ſeit uralter Zeit kriegeriſchen Horden ihre eigenen Grundſätze der Strategie hatten und noch haben, ſo wie der Natur ihres Heeres und Landes, wo ſie Krieg führen, angemeſſene taktiſche Regeln; ſie können in der Durchführung der Plane der Ruſſen oder der Vorſehung den Erſteren eine große Hülfe ſein.

A. B.

Das conſtitutionelle Vertrauen.

Durch die Annahme der v. Forckenbeck'ſchen Amendements zu Art. 56 und 58 des Verfaſſungs-Entwurfs für den Norddeutſchen Bund iſt der Hauptfactor deſſelben, wie Abg. Lasker die Bundes-Kriegsverfaſſung nennt, beſeitigt worden. Vom 31. December 1871 ab hat der Norddeutſche Bund keine Bundes-Armee mehr und kein Geld, ſie zu bezahlen, außer inſoweit es dem künftigen Reichstage gefallen wird, Mannſchaften und Gelder zu bewilligen.*)

Er wird ſchon! ſagen uns Diejenigen, welche es jetzt zu keiner Sicherung Deutſchlands durch feſte Grundlegung ſeiner militäriſchen Einrichtungen kommen laſſen wollen. Warum wird er?

„Wir opfern manche Lieblingswünſche", ſagte der Abg. Miquel in der

---

* Dieſen Amendements zu Folge ſollen die Mittel für die Armee nicht, wie der Verfaſſungs-Entwurf will, auf 10 Jahre, ſondern nur auf 4 Jahre bewilligt werden; die unentbehrlichen Koſten für die Armee aber ſollen nach Ablauf der Uebergangszeit nicht etwa bis zur Vereinbarung über eine neue Beſtimmung geſichert bleiben, ſondern erſt von der zukünftigen Entſcheidung des Reichstags abhängen, welche auch über die Stärke des Bundes-Armee zu befinden haben wird.

Reichstagssitzung vom 6. April, „um den großen Zweck zu erfüllen; was wir uns zutrauen, müssen wir auch unsern Nachfolgern zutrauen. . . . Unsere ganze politische Anschauung beruht auf dem Vertrauen zu den Vertretern der Nation zu aller und jeder Zeit."

Das ist keine tröstliche Aussicht.

Wenn wir dem künftigen Reichstage nicht mehr zutrauen sollen als dem gegenwärtigen, so dürfen wir auch keinen werkthätigeren Patriotismus von ihm erwarten; wir können von ihm nicht verlangen, daß er das Opfer bringen werde, von welchem der gegenwärtige Reichstag sich zurückzog, das Opfer des parlamentarischen Souverainetätdünkels.

Die parlamentarische Geschichte aller Zeiten und aller Länder lehrt, daß die Mandatare sich in ein Corporations-Interesse einleben, welches über das Interesse ihrer Mandanten hinausgeht, und das Budgetrecht, wie es von unserm preußischen Landtage angestrebt und von dem jetzigen Reichstage durchzusetzen versucht wird, ist eingestandenermaßen das entsprechende Mittel, um solche corporative Interessen durchzusetzen.

Der gegenwärtige Reichstag weist eine gesetzliche Regelung der deutschen Kriegsverfassung und ihre definitive Sicherstellung zurück, weil er in Rücksicht auf die öffentliche Meinung es jetzt noch nicht wagen darf, sich dagegen aufzulehnen. Er schafft aber dem künftigen Reichstage das Mittel dazu, und wir sollten von dem künftigen Reichstage erwarten, daß er eine in seine Hand gelegte Macht nicht werde gebrauchen wollen?

Wenn der jetzige Reichstag, um sich ein anmaßliches Budgetrecht zu erobern, provisorische Bestimmungen in die Verfassung bringt und die Aussicht auf ein Vacuum schafft; warum soll von dem künftigen Reichstage erwartet werden, daß er „die Lücke" nicht, wie weiland der Preußische Landtag, mit constitutionellen Theorieen verstopft will sehen und sie durch seine Omnipotenz auszustopfen versuchen wird?

Wenn der gegenwärtige Reichstag, welcher doch noch unter dem Eindrucke der großen Ereignisse des Jahres 1866 steht, es nicht über das Herz bringen kann, auf ein anmaßliches Budgetrecht zu verzichten, um des allgemeinen Wohles willen, warum soll man dem künftigen Reichstage zutrauen, daß er, wie weiland der preußische Landtag, dieses Budgetrecht nicht gerade dort als Hebel ansetzen wird, wo es die Sicherheit Deutschlands am meisten gefährdet?

Es ist möglich, daß, wenn eine Vereinbarung über den Verfassungs-Entwurf nach den Abänderungen der Opposition jetzt zu Stande kommen könnte, der künftige Reichstag über die angebliche Opferwilligkeit des jetzigen hinaus ging; aber um dieser Möglichkeit willen — soll die Einigung und Sicherung Deutschlands auf's Spiel gesetzt werden?

Der Reichstags-Präsident eröffnete die Sitzungen des Reichstags mit den vertrauensvollen Worten, daß der Zweck, um dessen willen derselbe berufen worden sei, nicht unerfüllt bleiben werde — dieses Vertrauen steht bereits auf dem Punkte, unerfüllt zu bleiben.

Und doch beruht die ganze politische Anschauung des Abg. Miquel und

seiner Partei auf dem „Vertrauen zu den Vertretern der Nation zu aller und jeder Zeit?"

Wo bliebe denn da die Möglichkeit, durch Auflösung und Neuwahl an das Volk zu appelliren, und warum charakterisirt Herr Miquel eine solche Appellation dem Abg. Vincke gegenüber als absolutistisch?

Die veränderte Situation.

Eine Stimme aus dem Volke.

Wie ist seit Kurzem der Anblick des Reichstages ein so ganz anderer geworden. Hatte es doch Anfangs den Anschein, als würde eine Einigung der Regierung und der bei weitem überwiegenden Majorität des Reichstages ohne große Schwierigkeiten zu Stande kommen. Man durfte sich erfreuen an dem Zuwachs, den die zur Mäßigung und zur Vernunft, in Erwägung der vorhandenen Verhältnisse, rathenden Stimmen auch aus den neuen Landestheilen und selbst aus den willig oder unwillig verbündeten Staaten gewonnen zu haben schienen. Die verbitterte Opposition, die grundsätzlich Allem widerstrebt, was von der Regierung kommt, die ihre eigenen Ziele hartnäckig, unvernünftig, aller Belehrung unzugänglich, verfolgt, schien in eine Ecke gedrängt zu sein und, wie das Gerücht sagte, hoffnungslos schon zu überlegen, ob sie nicht lieber ihr Mandat niederlegen solle. Diese Situation erweckte Vertrauen, man gab sich der frohen Aussicht hin, Deutschland endlich geeint und groß zu sehen. Die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten bestärkten diese Hoffnung und schienen eine Bürgschaft für die Sicherung des Friedens. Die Geschäfte fingen an einen neuen Aufschwung zu nehmen. Wie ist dies nun Alles in kurzer Zeit verändert! Nach Innen und nach Außen sind die Zustände bedenklich geworden, in die Gemüther ist wieder Unruhe und Besorgniß eingekehrt, man sieht der Zukunft mit einer gewissen Bangigkeit entgegen.

Und was hat diese Veränderung herbeigeführt? In der Regierung ist keine Wandelung eingetreten, sie hat sich alle Mühe gegeben, ihren Standpunkt klar zu machen, zu zeigen, was erreichbar und was nicht erreichbar sei; Jeder, der wie wir auch nur Leser dieser Verhandlungen ist, wie die öffentlichen Blätter sie uns bringen, wird die Anstrengung bewundert haben, die der höchste Bundes-Commissar es sich hat kosten lassen, Mißverständnisse zu beseitigen, unbegründeten Verdacht abzuweisen, Vertrauen zur Regierung zu erwecken und Alle zu vermögen, das eine große Ziel mit Beiseitelassung aller kleinlichen Partei-Interessen und Partei-Ansichten im Auge zu behalten.

Es ist umsonst gewesen.

Es hat sich wieder gezeigt, daß man mit Leuten zu thun hat, die, wenn es darauf ankommt, daß sie ihre vorgefaßten Ideen einem großen Zwecke unterordnen sollen, dies nicht vermögen. Sie haben ihr fertiges Schema, nach dem einmal der Staat soll eingerichtet sein, es ist von der Beschaffen-

heit, daß ihnen dabei der Löwen-Antheil der Regierung zufällt, Minister-Verantwortlichkeit, parlamentariſches Regiment, Steuer-Verweigerung und wie alle dieſe Herrlichkeiten eines conſtitutionellen Muſterſtaates heißen, bei denen der Abgeordnete Alles, die Regierung Wenig oder Nichts zu bedeuten haben würde. Noch hat kein Staat danach regiert werden können; das bringt ſie aber nicht zur Beſinnung, auch Preußen oder das geeinigte Deutſchland ſoll durchaus dieſe Erfahrung machen.

Wir haben ſchon ſattſam Erfahrungen darüber eingeſammelt, wir wünſchen die Tage nicht zurück, in denen der Conflict der Regierung, die von ihrem guten Rechte nicht zu weichen geſonnen war, und des Abgeordneten-Hauſes, das nach jenem Schema ſich der Regierung zu bemächtigen ſuchte, brannte. Wir ſind froh geweſen, daß durch die Schlacht bei Königgrätz nicht blos die Oeſterreicher auf das Haupt, ſondern auch ſo mancher Abgeordnete auf den Mund geſchlagen worden und vor der Wucht der Thatſachen die factiöſe Oppoſition in etwas verſtummte. Das letzte Abgeordnetenhaus verhielt ſich im Ganzen ziemlich beſcheiden.

Nun aber, da im Reichsrathe die Verhandlungen zu dem Punkte gekommen ſind, wo die günſtige Gelegenheit iſt, die Forderungen des Conſtitutionalismus auch in die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes hineinzubringen, ſehen wir, wie mit einem Zauberſchlage die Situation ſich verändert. Es iſt ein zu reizender Sirenen-Geſang für viele Ohren, wieder die alten bekannten Stichwörter der alleinſeligmachenden conſtitutionellen Staats-Theorie erklingen zu hören, ſie können ſich nicht halten, vergeblich iſt es, daß die Regierung bittet, warnt, beſchwört — mit einem Male ſind ſie wieder eines mit allen denen, die aus noch ganz anderen Gründen wie ſie ihre Oppoſition gegen die Regierung betreiben, und die ſich freuen, an ihnen die Bundes-Genoſſen zu erhalten. Ihr Muth wächſt dieſen, und mit neuer Hoffnung gehen ſie an ihr Werk, die Regierung zu hindern, aufzuhalten, zu ermüden und das Zuſtandekommen einer Einigung unmöglich zu machen.

Die letzten Sitzungen des Reichstages machten einen höchſt peinlichen Eindruck. Abſtimmungen über die entſcheidenden Fragen, wobei mit einer oder einigen Stimmen Mehrheit von der einen oder anderen Seite geſiegt wird, zeigen ein gewaltſames Ringen, wobei alle Sicherheit des Erfolges fehlt. Von der zufälligen Anweſenheit oder Abweſenheit einiger Mitglieder hängt es ab, ob vielleicht eine wichtige Beſtimmung, die unberechenbar nützen oder ſchaden kann, in die Verfaſſung hineinkommt oder nicht. Traurig, daß die Regierung in die Lage gekommen iſt, wieder ſich einer ſolchen Oppoſition gegenüber zu ſehen; wir beklagen es tief. Aber noch trauriger iſt der Anblick dieſer Oppoſition ſelbſt. Was iſt da nicht Alles vereinigt, wie viele verſchiedene Intereſſen und Gehäſſigkeiten, die alle zu einem breiten Strome zuſammenfließen, um gegen die Regierung ſich zu ergießen. Und nun ſchon wieder mit welchen Invectiven, wie wir ſie lange nicht, wenigſtens nicht aus dem Munde preußiſcher Liberaler gehört haben! In der That, es macht uns ſchamroth und ruft ein Gefühl tiefer Entrüſtung hervor, wenn wir es leſen, wie der Miniſter-Präſident von einem jungen jüdiſchen Aſſeſſor hören muß,

daß dieſer nicht auf eine Kritik ſeiner inneren Politik eingehen wolle, aus lauter Schonung, ſonſt! — Die Jugend, die Jugend! — denn wahrſcheinlich, nach ſeinem Aſſeſſor-Titel zu urtheilen, iſt doch dieſer Herr verhältnißmäßig noch ziemlich jung gegen das Alter und die Erfahrung des Miniſter-Präſidenten. — Beamtenſtand, Richterſtand und endlich Judenthum hätten dieſen Herrn wohl abhalten ſollen, ſolche Aeußerung zu thun. Aber freilich, vielleicht hängt ſolch Gebahren gerade mit dem nationalen Fehler zuſammen. Was denken aber wohl die geehrten Mitglieder des Reichstages von den Wirkungen, die ihre Oppoſition auf unſere Zuſtände hat. Meinen ſie damit das Vertrauen auf die Zukunft zu befeſtigen, die Geſchäfte wieder zu beleben, den Frieden nach Außen zu ſichern? Sind wir einig, ſo ſind wir ſtark. Ein Gefühl der Sicherheit durchdrang die ganze Nation, als der Reichstag noch mit der Regierung in ſeiner überwiegenden Mehrheit Hand in Hand ging, als ſie erfuhr, daß die ganze Wehrkraft Deutſchlands in einer Leitung geeinigt ſei. Man athmete auf, Gott ſei Dank, das hatte Deutſchland nicht erreicht, ſo lange es ſteht, man vertraute, jedem Feinde die Spitze bieten zu können. Der Hinblick auf dieſe Zwiſtigkeiten hat die Freude ſehr verkümmert und den inneren und wahrſcheinlich auch äußeren Feinden den Muth wieder erhöht.

Möchten es Diejenigen bedenken, die in jeder Sitzung es betheuern, daß ſie mit nichten dem Werke der Einigung Deutſchlands entgegentreten wollen, und auch keineswegs der Regierung feindſelig ſein. Wir werden es ihnen danken, wenn ſie es mit der That beweiſen; aber wenn ſie, was ſie jetzt gethan haben, ſich an die Seite der ſchlimmſten Widerſacher der Regierung ſtellen, ſo ſollten ſie ſelbſt erſchrecken. Mögen ſie ſich die anſehen, mit denen ſie ſich verbündet haben, und ſich fragen, ob etwas Anderes herauskommen könnte, wenn ſie mit jenen vereinigt ſiegen, als Deutſchlands Zerſpaltung, Deutſchlands Erniedrigung, wenn nicht neues Blutvergießen, Krieg mit den Feinden innen und außen, und Gott weiß, was das Ende wäre.

Einige Rückblicke auf die letzte Seſſion des Abgeordneten-Hauſes.

I.

Die Juden-Frage.

Es geht vielleicht Manchem ſo, der auf ſeiner Stube die Reden lieſt, die im Abgeordneten-Hauſe gehalten worden ſind, daß er bei etlichen derſelben unwillkürlich für ſich ſelbſt eine ſtille Rede hält, namentlich wenn ihm die lauten Entgegnungen, die ſie erfahren haben, nicht geeignet zu ſein ſcheinen. So konnten wir nicht umhin, uns eine ſolche ſtille Rede zu halten, als von einem der Mitglieder des Abgeordneten-Hauſes eine Beſchwerde gegen die Regierung darüber erhoben wurde, daß noch immer den jüdiſchen Staatsbürgern die Zulaſſung zum Richterſtande nicht ſo, wie die Verfaſſung erfordere, gewährt

würde. Es wurde hierauf von dem Abgeordneten Wagener erwidert, daß die Regierung ihren guten Grund dazu habe, denn sie könne nicht Personen jüdischer Religion in die Lage versetzen, christlichen Parteien einen Eid abzunehmen mit Hinweis auf Den, welchen ihre Väter gekreuzigt hätten. Das hieße aus dem Eide einen Spott machen. So richtig dies auch an sich ist, so schien uns doch die Sache noch anders zu liegen, und wir konnten, wie gesagt, nicht umhin, als ständen wir auf der Tribüne, auch zur Erwiderung eine stille Rede zu halten; vielleicht ist es nicht ganz unnütz, Etwas davon hier laut werden zu lassen.

Meine Herren, würde ich gesagt haben, es ist der Regierung der Vorwurf gemacht worden, daß sie die Zulassung von Juden in das richterliche Amt verhindere. Ich muß bestreiten, daß die Beschwerde richtig formulirt ist. Es ist hier von Juden die Rede. Ich kann das nicht zugeben. Es handelt sich hier in der That nicht um Juden. Man mißbraucht diesen Namen und schiebt ihm ein Object unter, dem er nicht zukommt. Ich wünsche, daß der wahre Charakter der Personen, die hier in Frage sind, genau festgestellt werde. Jedermann wird zugeben, daß Jude nicht blos eine Nationalität, sondern zugleich vorzugsweise eine Religion bezeichnet. Aendert ein Jude seine Religion und wird Christ, so hört er auf, Jude zu sein, trotzdem daß seine Nationalität sich nicht ändert, und wechselt ein Christ seine Religion und nimmt die jüdische an, wie das ja auch neuerdings vorgekommen ist, so wird er Jude, trotzdem daß seine Nationalität eine verschiedene ist. Also die Religion macht den Juden wie den Christen, nicht die Nationalität. Und welches sind nun die hervorstechenden Merkmale der Religion eines Juden? Zwei treten vor allen anderen hervor: die Beschneidung und die Beobachtung des Sabbath-Gesetzes. Beides wird ihnen von ihrem Bundesgotte mit gleichem Ernste anbefohlen; das Eine wie das Andere wird ihnen als ein ewiges Bundeszeichen gegeben, die Verletzung des Einen wie des Andern wird von Seiten Gottes als ein Bundesbruch angesehen und mit dem Fluche bedroht.*) Wenn es demnach feststeht, daß nur derjenige ein Jude ist, der diese beiden Gesetze beobachtet, wie kann dann die Frage entstehen, ob ein Jude zu einem Richter-Amte oder überhaupt zu einem Amte in einem Staate, der nach christlichen Gesetzen geordnet ist, zugelassen werden darf? Einem Juden verbietet sich das von selbst, ohne alle Frage. Wo ist ein Amt in einem christlichen Staate zu finden, das einem jüdischen Beamten erlauben würde, das Sabbath-Gesetz zu beobachten, so wie es der Jude beobachten soll? Es bedarf gar keiner Gesetze, um einen Juden von der Uebernahme christlicher Staats-Aemter auszuschließen, das jüdische Gesetz, seine Religion schließt ihn von selbst davon aus. Und eben so wenig nützen ihm christliche Gesetze, die ihm die Uebernahme von Staats-Aemtern freistellen, er kann als Jude davon keinen Gebrauch machen, seine Religion duldet das nicht.

Aber freilich, das ist ganz gegen die Erfahrung. Wir sehen ja, wie unzählige Juden sich zu christlichen Staats-Aemtern drängen und wie sie, statt

*) Siehe 1. Mos. 17, 14. 2. Mos. 31, 13—17.

von ihrer Religion irgend eine Schranke zu empfinden, nur die Klage führen, daß überhaupt noch irgend eine Grenze gesteckt wird; sie fühlen sich in gar nichts verhindert, Alles zu übernehmen und Allem, was man nur wünschen mag, zu entsprechen, selbst wenn es darauf ankommt, Christen einen Eid in christlicher Form abzunehmen.

Nun allerdings, wir wissen auch, was gewisse Personen, die sich Juden nennen, fertig bringen können. Wir sehen das ja auch auf anderen Gebieten, auf dem Gebiete der christlichen Kunst, namentlich der Musik. Sie bringen es fertig, ohne allen Anstoß von ihrer Seite unsere christlichen Oratorien zu singen, einen Messias von Händel, eine Passions-Musik von Bach oder eine Messe. Sie führen diese aus, wenn es verlangt wird, selbst in christlichen Kirchen zu christlichen Zwecken. Fragt man sie, wie sie das thun können, so geben sie zur Antwort: Wir können uns ja dabei denken, was wir wollen, und in der That, wir wundern uns dabei weniger über sie als über die Christen, die ihnen das verstatten; der eigentliche Vorwurf und die eigentliche Schmach trifft diese. Nun so zweifeln wir auch keineswegs, daß es genug Personen unter dem Namen Juden geben wird, die es fertig bringen werden, auch das richterliche Amt zu bekleiden und selbst, wenn es verlangt wird, vielleicht mit äußerem Pathos einen christlichen Eid abzunehmen. Was Juden — man mag diesen Namen einstweilen erlauben — darin leisten können, erzählt z. B. Büchsel in seiner Schrift: „Erinnerungen eines Landpfarrers." Als in der Gegend, wo er Pfarrer war, einst eine besondere Nachfrage der Landleute nach alten orthodoxen Erbauungs-Büchern entstand, waren es Juden, die sich alsbald dieses Handels-Artikels bemächtigten und die zur Anpreisung ihrer Waare den Landleuten mit besonderem Pathos die Kraftstellen, die von der Versöhnung durch Christi Opfertod handelten, vorzulesen pflegten. Also warum sollten sich nicht auch jüdische Richter finden, die mit ähnlichem Pathos christlichen Parteien einen Eid abnehmen.

Aber mag die Beschaffenheit dieser Personen sonst sein, welche sie wolle, das müssen wir entschieden bestreiten, daß ihnen der Name von Juden zu ertheilen sei, wenn es sich wie hier bei dem ernsten Werke der Gesetzgebung darum handelt, jeden Begriff richtig festzustellen, jede Person mit dem rechten Namen zu bezeichnen und für jeden Namen die Identität der Person aufzuweisen, damit wir nicht als solche erfunden werden, die falsche Münzen einführen, denen zwar der Name der ächten aufgeprägt ist, die es aber nur dem Scheine nach sind und darum betrügen.

Ob die Personen, welche unter dem Namen Juden Staatsämter begehren, noch das erstere jener Gebote, das sie zu Juden macht, halten, nämlich die Beschneidung, wissen wir nicht, doch sagt man, daß es schon manche sogenannte Juden giebt, die auch nicht einmal dies mehr beobachten. Aber daß sie das andere, welches für sie eben so verbindlich ist, das Sabbath-Gesetz, nicht zu halten entschlossen sind, lehrt einfach ihr Begehren eines christlichen Staatsamtes, denn die Uebernahme eines solchen ist mit der Beobachtung des Sabbaths unverträglich.

Jeder fromme Jude, der an dem Gesetze, das Gott seinem Volke ge-

geben hat, festhält, wird das zugestehen; Jeder also, der ein wirklicher Jude ist, wird von selbst nie ein Begehren nach einem christlichen Staatsamte haben noch haben können.

Was sind das also für Personen, die uns hier beschäftigen? Sind es Juden? Nein, es sind vielmehr solche Personen, die aufgehört haben Juden zu sein, die nicht mehr die Bundes-Gesetze, die sie zu Juden machen, beobachten, und die auch noch keine andere Religion gewonnen haben, solche, die gerade durch das Begehren, in christliche Staatsämter einzutreten, ohne doch schon Christen zu sein, ihre Religionslosigkeit offenbaren.

Es ist aber eine ernste Frage für einen Staat, ob sie solchen Personen, die durch ihr Verhalten kundgeben, daß sie ohne Religion sind, die Pforten zu irgend welchen Staatsämtern aufthun soll, und nun gar zum richterlichen Amte, das mit dem Eide zu thun hat, und überhaupt, wenn es recht geführt werden soll, religiöse Gewissenhaftigkeit verlangt. Welche Gewähr bieten Personen, die keine Religion haben, für ihre Moralität, für ihre Pflichttreue, was bindet sie, welchen Amtseid kann man ihnen abnehmen, die den Gott ihrer Väter verlassen haben und seine Gesetze verwerfen, ohne diese Freiheit durch das Christenthum erlangt zu haben, das sie zugleich befreit und wieder bindet? Diese Menschen können keinen Eid leisten, denn bei welchem Gotte wollen sie schwören, da sie an keinen glauben? Und doch will man sie in eine Lage bringen, Andern einen Eid abzufordern, Andere an die Heiligkeit des Eides zu erinnern. Wie können sie Anderen zumuthen, sich durch einen Eid zu binden, während ihre eigene Erscheinung als Richter es sagt, daß sie selbst von aller Religion los sind und durch keine Rücksicht auf Gott sich bestimmen lassen.

Es mag in den Wünschen dieser Personen liegen, da sie ihrerseits durch gar kein Bedenken ihres Gewissens sich behindert fühlen, alle Aemter des Staates an sich zu ziehen; es liegt in ihrem Vortheil, ihrem Interesse; ob aber dadurch das Wohl des Staates gefördert, das Interesse der Gesellschaft gewahrt wird, muß ich bezweifeln oder vielmehr bestreiten, denn welch ein Wohl kann von Solchen kommen, die kein Gewissen haben, die nur ihrem Interesse folgen.

Darum, wenn hier der Antrag gestellt ist, daß Juden zu allen Staatsämtern und so auch zu den richterlichen möchten zugelassen werden, so muß ich dagegen protestiren, daß nicht unter einem falschen Namen Personen Rechte zugeeignet werden, die bei richtiger Bezeichnung sich als ungeeignet für diese Rechte erweisen würden. Die Personen, von denen hier die Rede ist, sind — wir müssen das behaupten — keine Juden. Es sind religionslose Subjecte. Ob solchen der Staat besondere Privilegien zu ertheilen hat, das wäre eine andere Frage.

Wir zweifeln nicht, daß, wenn wir diese Rede in unserem Abgeordneten-Hause gehalten hätten, wir mit Zeichen großen Mißfallens von verschiedenen Seiten die Tribüne verlassen hätten, denn es läßt sich gar nicht verkennen, daß viele von den Herren, die sich als so eifrige Befürworter der Rechte der Juden beweisen, zu dem Christenthum ungefähr ebenso stehen wie jene,

ihre Clienten zum Judenthum, ſonſt würden ſolche Fragen überhaupt gar nicht zur Erörterung kommen können. Religion iſt für ſie kein Gegenſtand, ſie fühlen ſich in dieſer Beziehung vollkommen unverhindert, und warum ſollten ſie ihren Brüdern und Geiſtes-Verwandten nicht in liberaler Weiſe das ſchenken, was für ſie ſelbſt längſt den Werth verloren hat.

Die deutſche Gewerbegeſetzgebung in ihrer geſchichtlichen Entwickelung.*)

Die Gewerbeverfaſſung hat ſich in Deutſchland im Mittelalter autonomiſch in den Zünften entwickelt. Die Gewerbegeſetzgebung des Mittelalters betrifft daher, mit wenigen, faſt verſchwindenden Ausnahmen, nur die Zünfte als politiſche Körperſchaften. Erſt als vom 16. Jahrhundert an die Autonomie der Zünfte durch die allmälig erſtarkende Landeshoheit und durch die großen Erfindungen und Entdeckungen, welche die neue Zeit einleiteten, nach und nach gebrochen wurde, fing die Staatsgewalt an, neben der Zunft legislatoriſch in den Gewerbebetrieb einzugreifen. Den Beſchränkungen der Autonomie der Zünfte folgte in den meiſten deutſchen Staaten im laufenden Jahrhundert die Aufhebung der Zünfte und die Einführung zeitgemäßer Gewerbeordnungen unter ſtaatlicher Autorität.

Hiernach theilt ſich die Geſchichte der deutſchen Gewerbegeſetzgebung in vier große, der Dauer nach ſehr ungleiche Perioden. Die erſte erſtreckt ſich vom früheſten Mittelalter an bis in die Zeit der Hohenſtaufen (1231) und umfaßt die vergeblichen Verſuche der Reichsgewalt, die Zünfte ganz zu beſeitigen. Die zweite Periode charakteriſirt ſich durch die erfolgreichen Bemühungen der Reichs- und Landeshoheit, die Autonomie der Zünfte zu beſchränken und Zunft-Mißbräuche abzuſtellen. An dieſe Periode ſchließt ſich nach der franzöſiſchen Revolution die Aufhebung der Zünfte in den meiſten deutſchen Staaten, und endlich folgt die noch nicht abgeſchloſſene Periode des Wiederaufbaues zeitgemäßer Gewerbeordnungen durch den Staat.

Die beiden erſten Perioden ſind in dem erſten Abſchnitte der nachfolgenden Darſtellung zuſammengefaßt, wobei der beſſern Ueberſicht wegen von der im 18. Jahrhundert ſchon ſehr wirkſamen Landesgeſetzgebung abgeſehen werden mußte. Der zweite Abſchnitt ſtellt in weiten Umriſſen die Gewerbeverfaſſung dar, wie ſie ſich Ende des 18. Jahrhunderts theils durch die Autonomie der Zünfte, theils durch die Einwirkung der Reichs- und Landesgeſetzgebung in ziemlicher Uebereinſtimmung in allen deutſchen Staaten entwickelt hatte, und wie ſie ſich in vielen derſelben als Grundlage der heutigen Ge-

---

*) Mit Benutzung des reichhaltigen Materials, welches Dr. H. A. Maſcher in ſeinem Werke: „Das deutſche Gewerbeweſen von der früheſten Zeit bis auf die Gegenwart.“ (Potsdam, Verlag von Eduard Döring 1866) geſammelt hat.

werbeverfassung erhalten hat. Der dritte Abschnitt entspricht der dritten Geschichts-Periode, während die letzte, wichtigste Periode in mehrere Abschnitte zerlegt werden mußte, in denen auch das Wichtigste aus der Landesgesetzgebung der früheren Perioden nachgeholt worden ist.

I. Die Reichsverfassung bis Ende des 18. Jahrhunderts.

1. Verbote der Zünfte.

Als das älteste deutsche Gesetz, welches in das Gewerbewesen eingreift, ist eine Verordnung vom Jahre 779 zu betrachten; in demselben verbietet Kaiser Karl der Große die eidliche Verschwörung der gewerblichen Verbrüderungen (Gilden, geldoniae, später Zünfte, Innungen, Einungen, Aemter, Gaffeln, Handwerk, Zeche, Rotte) bei strenger Strafe. Die Geschichte hat uns über die Entstehung und die Zwecke dieser Vereine etwas Zuverlässiges nicht überliefert, und eben so wenig erhellen die Gründe, welche den Kaiser bewogen, mit harten Strafen gegen die Verschwörung der Mitglieder einzuschreiten. Ein aus Frankfurt datirtes Capitulare vom Jahre 794 wiederholte jenes Verbot und bedrohete die Urheber mit dem Tode, die Helfer aber mit gegenseitiger Geißelung und dem Abschneiden der Nase, wenn aus der Verschwörung irgendwo ein Nachtheil entstanden war, andernfalls sollten die Verschworenen einander züchtigen und die Haare abschneiden.

Diese Gilden verschwanden, wahrscheinlich in Folge des kaiserlichen Verbots, vom Schauplatz der Geschichte, tauchten aber im 12. Jahrhundert so zahlreich und kräftig wieder auf, daß auch der zweite allgemeine gewerbegesetzgeberische Akt in Deutschland in einem Verbot der Genossenschaften und Verschwörungen bestand, welches Kaiser Friedrich I. im Jahre 1158 erließ; Zuwiderhandlungen wurden jedoch jetzt nur noch mit einer Geldbuße von einem Pfund Goldes bedroht. Auch König Heinrich VII. verbot in Folge des Beschlusses des Reichstags zu Worms 1231 die Errichtung von Zünften und Gilden, ein Verbot, welches Kaiser Friedrich II. auf den Reichstagen zu Ravenna und Udine in demselben Jahre bestätigte.

2. Die Beschränkung der Autonomie der Zünfte und die Abstellung der Zunftmißbräuche.

Die Zünfte überlebten das kaiserliche Verbot und die kaiserliche Macht; ihre Blüthezeit beginnt in den nächsten Jahrhunderten, nachdem sie freie Selbstverwaltung und wichtige politische Rechte erlangt hatten. Erst im 16. Jahrhundert knüpfte die Gewerbegesetzung an die Mißbräuche wieder an, die im Zunftwesen allmälig zu Tage getreten waren. Außer den Landesgesetzen, durch welche einzelne Landesherren schon seit dem 16. Jahrhundert (z. B. Ferdinand I. 1527 in Oesterreich) in die Zunftverfassung eingriffen, sind aus diesem Zeitraume folgende reichsgesetzliche Bestimmungen bemerkenswerth:

1) Die Reichspolizei-Ordnung von 1530, Titel 39, welche den wandernden Handwerksgesellen die Meldung beim Herbergswirth, dem jüngsten Meister oder der obrigkeitlich dazu bestellten Person zur Pflicht macht, diese

Personen mit der Vermittelung des Unterkommens für die Wandernden beauftragt und das Schenken und Zechen beim An- und Abzuge, und das Schmähen, Antreiben und Unredlicherklären verbietet. Zuwiderhandlungen gegen diese Verbote sollten vor der Zunft ausgetragen, Meister, Söhne und Gesellen, welche den Spruch derselben nicht annehmen, zum Gewerbebetrieb nicht zugelassen, sondern aufgetrieben und weggeschafft werden.

2) Die Augsburger Reichspolizei-Ordnung von 1548 wiederholt im 37. Titel diese Verbote und verordnet außerdem die Abstellung des Unwesens, daß Leinweber, Barbiere, Müller, Zöllner, Pfeifer, Trompeter und Bader an manchen Orten in andere Zünfte als in die ihrer Eltern nicht aufgenommen werden. Eine wichtige neue Bestimmung dieser Reichspolizei-Ordnung ist das Verbot der Vereinbarung zwischen Meistern und Gesellen über Essen und Trinken und die Bestimmung, daß Beschwerden hierüber nicht mehr bei der Zunft, sondern bei der Obrigkeit anzubringen seien.

3) Der Augsburger Reichsabschied von 1551, §. 84, übertrug den Obrigkeiten, in deren Bezirke sich die Gesellen den Ge- und Verboten der Reichspolizei-Ordnungen nicht fügten, die Ahndung solcher Vergehungen.

4) Die Reichsabschiede aus den Jahren 1559, 1566 und 1571, sowie die Reichspolizei-Ordnung von 1577 schärften diese Anordnungen wieder ein. Die letzte enthielt überdies noch Verbote rücksichtlich des Färbens der Tücher mit sogenannter Teufelsfarbe und befahl den Obrigkeiten, dafür Sorge zu tragen, daß diese Farbe nicht zur Verwendung komme. Auch gebot die Reichspolizei Ordnung von 1577 den Juden, denen gestattet war, „mit ziemlicher Handthierung, Handel und Arbeit sich zu ernähren", „sich des Wuchers und verbotenen wucherlichen Kaufs zu enthalten."

5) Der Reichsabschied von 1654 Titel 106 räumte den Obrigkeiten die Gewalt ein, die Handwerker- und Zunftordnungen nach Gelegenheiten der Läufte und Zeiten zu widerrufen und zu ändern.

6) Der Reichsschluß vom 16. August 1731 (Reichs-Zunftordnung) ist die wichtigste Reichsverordnung auf dem Gebiete des Zunftwesens. Zu derselben hatte schon der Reichstag vom Jahre 1671 ein reiches Material gesammelt, über welches der Reichstag am 22. Juli 1731 ein Gutachten abgegeben hatte. Die Reichs-Zunftordnung verbot den Handwerkern Zusammenkünfte ohne Vorwissen der ordentlichen Obrigkeit, sie verbot ferner das Auftreiben der Gesellen und ordnete das Lehrlingsverhältniß. Wegen der unredlichen und handwerksnachtheiligen Unternehmungen der Meister und Gesellen wurde das Schelten, Schimpfen, Schmähen, Auf- und Umtreiben bei strenger Strafe verboten und die Betheiligten angewiesen, sich dieserhalb an die Obrigkeit zu wenden. Die Hauptladen (Haupthütten) wurden aufgehoben und eine Lade des Orts oder Landes so gut und giltig wie die andere erklärt. Die Mißbräuche bei Aufdingung und Lossprechung der Lehrjungen, beim Schenken der Gesellen und bei Gewinnung des Meisterrechts wurden abgeschafft, ebenso eine ganze Reihe von Handwerks-Mißbräuchen, wie die Handwerksgrüße, „die läppischen Redensarten und anderen dergleichen ungereimten Dinge," die Montagsfeier, das Degentragen Seitens der Handwerks-

burſchen, die Hinderniſſe, die einem Geſellen in den Weg gelegt wurden, wenn er zeitweiſe das Handwerk aufgegeben hatte und dann zu demſelben zurückkehren wollte, das Gerichthalten der Geſellen, die Geſellenbriefe, die Ausſchließung unehelich Geborener, aber per subsequens matrimonium Legitimirter vom Betriebe des Handwerks, die unnützen Meiſterſtücke und übermäßigen Unkoſten bei Vorzeigung derſelben, das gegenſeitige Auftreiben der Roth- und Weißgerber wegen Verarbeitung von Hundehäuten, die Unredlichkeits-Erklärung von Handwerkern, die einen Hund oder eine Katze tödten oder ein Aas berühren, oder, wenn auch unwiſſentlich, mit dem Abdecker verkehrt haben, wie der Tuchmacher, die Raufwolle verarbeiten, die Weigerung, eine von einem anderen Handwerker angefangene Arbeit zu vollenden (namentlich die der Bader und Wundärzte, die Kur eines Verwundeten, die ein Anderer begonnen, fortzuſetzen), die Verabredung über gleiche Preiſe, das Verbot des Handwerksbetriebs für Unverheirathete u. ſ. w.

7) Das Reichs-Commiſſions-Decret vom 23. April 1772, geſtützt auf die Reichsgutachten vom 15. Juli 1771 und 3. Februar 1772, ſchärfte die Beſtimmungen des Reichsſchluſſes vom 16. Auguſt 1731 wieder ein und geſtattete außerdem die Beſchäftigung weiblicher Arbeiter, namentlich bei der Weberei, gab die Zahl der Lehrburſchen und Geſellen frei und erklärte die Kinder der Waſenmeiſter und Abdecker für handwerksfähig.

II. Das Gewerberecht am Ende des 18. Jahrhunderts.

Durch Einwirkung der Reichs- und der entſprechenden Landesgeſetzgebung auf das autonomiſche Recht der Zünfte hatte ſich am Ende des 18. Jahrhunderts in allen deutſchen Staaten ein ziemlich übereinſtimmendes Gewerberecht ausgebildet, welches ſich in manchen Ländern bis auf den heutigen Tag als Grundlage der Gewerbeverfaſſung erhalten hat. Das Gewerberecht zu Ende des 18. Jahrhunderts iſt in ſeinen allgemeinen Umriſſen folgendes:

A. Die Verfaſſung, die Rechte und Pflichten der Zünfte.

1) Die Zünfte waren, ſofern ihnen landesherrliche Privilegien ertheilt waren, Corporationen. Außer den allen ſolchen Geſellſchaften zuſtehenden Rechten genoß jede Zunft auch noch die ihr durch allgemein beſtehende Gewohnheiten und landesherrliche Privilegien oder Zunft- und Innungsartikel verliehenen beſonderen Rechte. Die inneren Angelegenheiten einer Zunft, deren Verhältniß zur Landesobrigkeit und die Grenzen des Zunftzwangs machten den gewöhnlichen Inhalt der Zunftartikel aus. Drei Meiſter konnten eine Zunft bilden, in welcher Meiſter, Geſellen und Lehrburſchen zu einem Ganzen verbunden waren.

2) An der Spitze der Zünfte ſtanden die Zunftvorgeſetzten. Sie wurden entweder von den Mitmeiſtern gewählt (Obermeiſter) oder von dem Landesherrn aus der Zahl der Rathsglieder beigeordnet (Beiſitzer, Aſſeſſoren), letztere um das landesherrliche Intereſſe wahrzunehmen und die Zunftverwaltung in Schranken zu halten. Die Obermeiſter (Altmeiſter,

Gildenmeiſter, Geſchworene, Altermänner), die in der Regel jährlich gewählt wurden, ordneten die Zunftverſammlungen an und führten in denſelben den Vorſitz; ſie verwalteten die Zunftgerichtsbarkeit und verhängten die zuläſſigen Strafen. Die Obermeiſter vertraten die Zünfte nach Außen, verwalteten das Zunftvermögen, ſchrieben die Lehrburſchen ein, verfolgten die Pfuſcher und verſahen, wo daſſelbe üblich war, das Schau- und Zeichenmeiſteramt. Für ihre Bemühungen erhielten ſie eine Entſchädigung aus der Lade. In Bezug auf die ökonomiſche Verwaltung waren ihnen Laden- und Beiſitzmeiſter beigeordnet. Die Beiſitzmeiſter hatten in der Regel die Vertretung der Meiſterſchaft bei der Geſellenſchaft.

3) Die Handwerker waren berechtigt, nach eingeholter obrigkeitlicher Erlaubniß Zuſammenkünfte, Morgenſprachen zu halten. In einzelnen Ländern durften die Verſammlungen nur in Gegenwart des Beiſitzers ſtattfinden. Geheime Zuſammenkünfte waren verboten. In der Regel wurden die Verſammlungen regelmäßig vierteljährlich (Quartale) abgehalten. Die gefaßten Beſchlüſſe bedurften der Zuſtimmung des Beiſitzers. Verabredungen über den Preis der Handwerkerwaaren waren unſtatthaft. Von den Quartalen war eins als Hauptquartal für die Erledigung der Vorſtandswahlen, die Rechnungslegung und die Einſammlung der Beiträge beſtimmt. An das Hauptquartal ſchloß ſich eine gemeinſame Luſtbarkeit, in der Regel auf Koſten der Lade.

4) In größeren Zünften waren noch beſondere Ausſchüſſe für gewiſſe Geſchäfte gebildet.

5) Dem Jungmeiſter (Zunftdiener) lag die Ausrichtung der Beſtellungen des Zunftvorſtandes, namentlich das Anſagen der Verſammlungen, auch wohl das Begrüßen der eingewanderten Geſellen und das Umſchauen nach Arbeit für dieſelben ob. Das Amt wechſelte entweder unter den Zunftgenoſſen, oder es war dem jüngſten Meiſter übertragen. Größere Zünfte hatten beſondere beſoldete Diener.

6) Die Zunftlade, das Behältniß, in welchem die Urkunden, Siegel, Akten und das Vermögen der Zunft aufbewahrt wurden, und die in der Regel mit drei Schlöſſern verſehen war, wurde nur bei Zunftverſammlungen geöffnet. Die offene Lade galt als Zeichen der Zunfthandhabung, die Oeffnung erfolgte daher mit beſonderem Ceremoniell.

7) Bei dem Erwerb und der Veräußerung unbeweglichen Vermögens waren die Zünfte in der Regel an die obrigkeitliche Zuſtimmung gebunden. Auch Capitalien durften gewöhnlich nur mit Vorwiſſen der Obrigkeit geborgt und nie zinslos verliehen werden.

8) Die Einnahmen der Zünfte floſſen aus

a. den Zinſen der ausgeliehenen Capitalien,
b. den Pachtgeldern von Grundſtücken,
c. dem Meiſtergelde,
d. den Gebühren beim Ein- und Ausſchreiben der Lehrlinge,
e. den Einkaufsgeldern,
f. den Loskaufsgeldern (von der Wanderpflicht),

g. den Beiträgen der Mitglieder,
h. den Geldstrafen.

9) Die Ausgaben der Zunft bestanden in
a. den Zinsen für aufgenommene Capitalien,
b. den Besoldungen der Zunftbeamten,
c. Prozeßkosten,
d. Unterhaltungskosten der Vermögensstücke,
e. Unterstützungen für arme und kranke Genossen,
f. Zehrungskosten bei Zunftversammlungen,
g. Begräbnißkosten und Sterbegelder für Meister und Gesellen.

10) Die Correspondenz der Zünfte unter einander war verboten.

11) Prozesse durften nur mit Genehmigung der Obrigkeit geführt werden.

B. Die Rechte der Landesherren und Obrigkeiten.

1) Dem Landesherrn gebührte die Ertheilung der Zunft-Privilegien, die Bestätigung von Erweiterungen und Einschränkungen, die Aufhebung derselben.

2) Den Lokalbehörden stand die Aufsicht über die Zünfte, die Schlichtung ihrer Streitigkeiten, die Bestellung der Schaumeister und die Bestimmung über den Preis der zum Verkauf angefertigten Handwerkerwaaren zu.

C. Die Zunftgerichtsbarkeit.

Der Zweck der Zunftgerichtsbarkeit war die Aufrechterhaltung der Zunftgesetze und Zunftordnungen durch Ahndung der Uebertretungen mittelst kleiner Geldbußen. Die Gerichtsbarkeit wurde von den Zunftgliedern ausgeübt und die Entscheidung durch Stimmenmehrheit getroffen. Der Verurtheilte konnte an den ordentlichen Richter appelliren.

D. Lehrburschen.

Die Rechte eines Lehrburschen konnte nur erlangen, wer
1) männlichen Geschlechts,
2) ehelicher Geburt oder durch nachfolgende Ehe oder landesherrliches Patent legitimirt war,
3) sich zum christlichen Glauben bekannte und
4) ehrlichen Standes und ehrlichen Herkommens war.

Dem Lehrverhältniß konnte eine vierwöchentliche Probezeit vorhergehen; nach Ablauf derselben mußte der Lehrling vor der Lade zum Einschreiben in das Lehrlingsregister vorgestellt werden. Ueber den Act wurde unter Zuziehung des Vaters oder Vormunds des Lehrburschen eine Verhandlung aufgenommen. Die Lehrzeit dauerte drei bis vier Jahre; wenn kein Lehrgeld gezahlt wurde, ein bis zwei Jahre länger. Wegen einer Krankheit des Lehrlings durfte die Lehrzeit nur verlängert werden, wenn die Krankheit mehr als drei Monate gedauert hatte. Eine dreimonatliche Krankheit des Meisters löste das Lehrverhältniß auf. Der Meister war verpflichtet, dem Lehrburschen Gelegenheit zur Erlernung des Handwerks zu geben, und durfte ihn nicht

übermäßig zu Hausarbeiten verwenden, noch weniger durfte er ihn mißhandeln, wohl aber ſtand ihm und dem älteſten Geſellen das Recht zu, den Lehrburſchen mäßig zu züchtigen. Entlief der Lehrling, ohne daß geſetzlicher Grund zur Auflöſung des Lehrverhältniſſes vorhanden war, ſo durfte ihn kein anderer Meiſter annehmen, bevor er ſich nicht mit dem erſten Lehrherrn abgefunden hatte. Die Entſcheidung in ſolchen Fällen ſtand den Zunftälteſten zu. Starb der Meiſter, ſo ſetzte der Lehrburſche das Lehrverhältniß bei einem anderen Meiſter fort, falls die Wittwe ſeines Lehrherrn nicht das Geſchäft unter Leitung eines tüchtigen Geſellen weiterführte.

Nach beendeter Lehrzeit wurde der Lehrburſche einem Ausſchuß der Zunft vorgeſtellt und nach Bezahlung des Ausſchreibegeldes freigeſprochen (für einen Geſellen erklärt), worüber ihm ein Lehrbrief behändigt wurde.

Meiſterſöhne kamen mit einer kürzeren Lehrzeit davon, ſie wurden häufig gleichzeitig ein- und ausgeſchrieben und waren von Ein- und Ausſchreibegeldern ganz oder theilweis befreit.

Geſellenprüfungen, obwohl in den Zunftartikeln vorgeſchrieben, fanden in der Regel nicht Statt.

E. Geſellen.

1) Als Geſell wurde in der Zunft mißbräuchlicher Weiſe nur derjenige anerkannt, der ſich in die (verbotene) Brüderſchaft hatte aufnehmen laſſen.

2) Den Zuſammenkünften der Geſellen (in den Herbergen) wohnten aufſichtführende Meiſter bei. Auch die Geſellen hatten wie die Meiſter ihre Lade, Geſellenbriefe oder Artikel, Alt- oder Ladengeſellen, Ladendeputirte und Junggeſellen. Streitigkeiten der Geſellen unter einander beſeitigte die Brüderſchaft, die auch geringe Geldbußen verhängte. (Bei manchen Zünften hatte ſich die Geſellenſchaft ſogar eine Strafgewalt über die Meiſter angemaßt.)

3) Die Geſellen waren verpflichtet, vor Gewinnung des Meiſterrechts einige Jahre zu wandern. Meiſterſöhne waren von der Wanderpflicht entweder befreit, oder die Wanderzeit war für ſie wenigſtens abgekürzt.

4) Der einwandernde Geſell erhielt durch den Herbergsvater oder durch den Zubringemeiſter Arbeit nachgewieſen; fand er keine Arbeit, ſo mußte er innerhalb einer von der Polizei beſtimmten Friſt weiterwandern und erhielt, ſofern er zu einer geſchenkten Zunft gehörte, das Geſchenk.

5) Der in Arbeit tretende Geſell lieferte ſeine Kundſchaft in die Gewerkslade ab. Er mußte wenigſtens 14 Tage bei dem Meiſter in Arbeit bleiben, bevor er mit demſelben ein Uebereinkommen treffen, reſp. die Arbeit wieder aufgeben durfte. Handelte der Geſell dieſer Beſtimmung zuwider, ſo mußte er die Stadt auf 3 oder 6 Monate verlaſſen.

6) Der Meiſter durfte dem Geſellen jederzeit kündigen, während der Geſell eine vierzehntägige Kündigungsfriſt innehalten mußte. Geſellen, die ſich heimlich aus der Arbeit entfernten, wurden obrigkeitlich beſtraft, auch von der Geſellenverbindung mit Buße belegt.

7) Geſellen durften nur für Meiſter, bei denen ſie zunftmäßig arbeiteten, die ihrer Zunft eigenen Arbeiten übernehmen, widrigenfalls ſie als Pfuſcher

beſtraft wurden. Unverwehrt war es ihnen, für Fabriken andere Arbeiten zu fertigen, in Geſinde- und Soldatendienſt zu treten.

8) Geſellen, welche nach Feierabend oder an Sonn- und Feſttagen nicht zur rechten Zeit nach Hauſe gingen, oder des Nachts ohne Erlaubniß des Meiſters aus dem Hauſe blieben, wurden von der Zunft, Geſellen, die des Montags feierten, wurden obrigkeitlich beſtraft. Beſonders hart wurde das maſſenhafte Niederlegen der Arbeit, das Schelten und Auftreiben und das Zuſammenrotten geahndet.

9) Das Heirathen war den Geſellen zwar nicht geſetzlich unterſagt, wurde ihnen aber von den Zünften nicht geſtattet.

F. Die Meiſter.

1) Bedingungen der Meiſterſchaft waren
   a. Erwerb des Bürgerrechts,
   b. Zunftmäßige Erlernung des Handwerks,
   c. Erfüllung der Wanderpflicht und
   d. Anfertigung eines Meiſterſtücks.

Daneben wurde in einzelnen Orten noch verlangt, daß der Meiſter-Candidat ſich zur Landesreligion bekenne, das geſetzmäßige Vermögen nachweiſe, daß das Gewerbe noch nicht hinlänglich beſetzt ſei, daß er eine Meiſterswittwe oder Meiſterstochter heirathe, daß er das gehörige Alter erreicht oder daß er ſeine Muth- oder Sitzjahre erſtanden (d. h. eine gewiſſe Zeit als Geſelle in der Stadt gearbeitet) habe.

2) Meiſter, welche auf Grund der Handwerksartikel oder gewohnheitsmäßig kein Meiſterſtück anfertigten oder landesherrlich von der Prüfung dispenſirt waren oder ſich von derſelben loskauften, durften in der Regel keine Lehrlinge halten, auch nicht Zunftvorſteher werden.

3) Meiſter, welche ihren Wohnort veränderten, mußten ſich in die Zunft ihres neuen Wohnſitzes einkaufen, brauchten aber kein neues Prüfungsſtück anzufertigen. Nur Landhandwerker, welche in die Stadt zogen, oder Meiſter, die aus kleinen Städten in größere überſiedelten, mußten ſich am neuen Wohnort einer wiederholten Meiſterprüfung unterwerfen.

4) Der Handwerksmeiſter war befugt,
   a. ſein Gewerbe in ſeinem Innungsbezirk innerhalb und außerhalb derſelben mit Geſellen ſeiner Zunft ſelbſtſtändig zu betreiben,
   b. Geſellen und Lehrburſchen zu halten,
   c. Meſſen und Jahrmärkte zu beſuchen,
   d. ſeine Produkte im Ganzen und Einzelnen zu verkaufen,
   e. an den Zunftgerechtſamen Theil zu nehmen.

5) Der Handwerker war verpflichtet, „ächte und gerechte Waare" anzufertigen. An Sonn- und Feſttagen durfte nur im Nothfall gearbeitet werden.

6) Die Zahl der Lehrlinge und Geſellen, die ein Meiſter halten durfte, war oft beſchränkt. Land- und unzünftigen Handwerkern konnte vom Landesherrn die Befugniß, Lehrlinge zu halten, verliehen werden.

7) Die Meiſterwittwe genoß im Weſentlichen die Rechte ihres ver-

ſtorbenen Mannes, nur durfte ſie keinen neuen Lehrling annehmen und war in den Zunftverſammlungen nicht ſtimmberechtigt. Dagegen war ſie auch von Zunftämtern befreit, zahlte nur die halben Beiträge und hatte das Recht, ſich aus den Werkſtätten anderer Meiſter einen Geſellen auszuwählen.

8) Das Meiſterrecht ging verloren durch freiwilligen Verzicht, zeitweiſe durch Ausſtoßen aus der Zunft, für immer durch obrigkeitlichen Spruch.

G. Die unzünftigen Handwerker.

Ausnahmsweiſe durften einzelne Handwerker, auch ohne der Zunft anzugehören, kraft obrigkeitlicher Erlaubniß ein Handwerk betreiben (Gnadenmeiſter). Zu dieſen gehörten

a. diejenigen Handwerker, welche nur auf ihr Bürgerrecht arbeiteten, weil ſie entweder zu wenig zahlreich waren, um eine Zunft bilden zu können, oder weil ſie die Zunftrechte verloren hatten oder ſie nicht erwerben konnten,
b. die Hofhandwerker, die zum Hofſtaat gerechnet wurden,
c. die Freimeiſter, die das Handwerk kraft eines landesherrlichen Privilegiums betrieben, wie die Univerſitätshandwerker, verabſchiedete Soldaten, franzöſiſche Flüchtlinge und die Juden hinſichtlich des Schlachtens von Vieh.

Handwerke, die keine Zunft bildeten, hießen freie Handwerke. Ihre Mitglieder durften keine zünftigen Geſellen beſchäftigen und keine Lehrlinge zünftig ausbilden. Um der Vortheile der zünftigen Handwerke theilhaftig zu werden, ließen ſie ſich häufig bei verwandten Zünften einzünften.

H. Die Abgrenzung der Zunftarbeiten

bildete den wichtigſten Theil des Zunftrechts. Sie ergab ſich zum Theil aus der Natur des Gewerbes, zum Theil war ſie in den Zunftordnungen, zum Theil durch Gewohnheit und Verjährung beſtimmt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Wir können heut unsere Wochenschau mit dem freudigsten Ausdruck nationaler Befriedigung eröffnen; die Vereinbarung der Regierungen des Norddeutschen Bundes mit den Vertretern des Volks ist gelungen, die Verfassung ist festgestellt!

Es war ein schwieriges Werk, dessen Chancen oftmals wechselten und dessen Gelingen nur dadurch möglich werden konnte, daß auf Seiten der Regierung wie der Volksvertretung um des großen Zweckes willen diejenigen Ansichten, Wünsche und Forderungen geopfert wurden, welche außerhalb desselben oder nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit demselben stehen. Nur zwei wesentliche Differenzpunkte waren durch die Vorberathung geschaffen worden, hinsichtlich deren die Regierungen nicht nachgeben konnten. Beide sind durch die Schlußberathung beseitigt worden, und zwar die Diätenfrage in vollkommen befriedigender Weise durch das Arnim'sche Amendement. Der zweite Differenzpunkt betraf die Sicherstellung der Ausgaben für das Bundesheer, und auch hier ist, obwohl das viel correctere Amendement des Grafen Stolberg abgelehnt ward, durch den Ujest'schen Antrag eine Einigung erzielt worden, so daß schließlich die Annahme der Verfassung mit 230 gegen 53 Stimmen erfolgte.

Erleichtert wurde die auch in der Thronrede anerkannte Opferwilligkeit, zu welcher sich alle Parteien verstanden, außer denjenigen, oder um ihrer abstracten Freiheitsforderungen und um ihrer partikularistischen Sonder-Interessen willen dem Zustandekommen des Norddeutschen Bundes überhaupt widerstrebten, durch das unvermuthete Auftauchen einer internationalen Frage von der Art, daß sie die Nothwendigkeit einer festen Einigung Deutschlands und einer zum Schutze desselben unerläßlichen militärischen Rüstung auch dem blödesten Auge klar machte.

Wir können es daher der französischen Diplomatie, welche sonst ihre Zeit besser zu wählen weiß, nur Dank wissen, daß sie gerade zur Zeit, da der Norddeutsche Reichstag versammelt war, die Luxemburger Frage in dessen Gesichtskreis rückte.

Bezeichnen wir hier gleich noch ein anderes Moment, welches für den glücklichen Erfolg schwer in's Gewicht fiel: die Stellung des Grafen Bismarck zu dem Verfassungs-Entwurf und zum Reichstage.

Unverkennbar hat letzterer sich von der Ueberzeugung durchdringen lassen, daß nur der Schöpfer des Norddeutschen Bundes das Werk vollenden könne, welches er begann, und daß man ihm daher in allen von ihm selbst als unerläßlich bezeichneten Voraussetzungen des Gelingens nachgeben müsse.

Dies Verhältniß ehrte eben ſo ſehr den großen Staatsmann, welcher an der Spitze der Geſchäfte ſteht, als es die Volksvertretung ehrte; gleichwohl aber würde man es vielleicht als einen drückenden Zwang empfunden haben, hätte Graf Bismarck durch ſein rückſichtsvolles Entgegenkommen nicht jeden Gedanken an eine unberechtigte Preſſion und an eine damit verbundene Demüthigung zerſtreut! Hätte er nicht die wiederholt gebotene Gelegenheit benützt, um den Reichstag zum Vertrauten ſeiner großen Pläne zu machen, von der Richtigkeit und Loyalität ſeiner Mittel zum Zweck zu überzeugen, und dadurch den Impuls gegeben, mit ihm in der Energie nationalen Strebens ſich zu verbinden.

Der Reichstag iſt heut (am 17. April) durch Se. Majeſtät den König geſchloſſen worden. Unter tiefem Gemüths-Eindruck iſt die Rede des Königs vernommen worden, mit welcher eine große Schöpfung ihre Weihe empfing. Auf den Dank des Vaterlandes verwieſen, kehren die Vertreter des Volkes in ihre Heimath zurück, und der demnächſt zu eröffnende Preußiſche Landtag wird zu beweiſen haben, daß er hinter jenem weder an Opferwilligkeit noch an politiſcher Einſicht zurückſtehe.

Wir haben zu ihm das Vertrauen, daß er ſich der Größe ſeiner Aufgabe bewußt ſein werde. Er wird ſich von partikulariſtiſchen Intereſſen nicht beherrſchen laſſen, welche er andern deutſchen Staaten ſo oft und ſo bitter zum Vorwurf gemacht hat; er hat auch nicht Anlaß, ſolche hervorzukehren, da die Bundes-Verfaſſung keine Opfer zumuthet, welche die Freiheitsgarantieen der Preußiſchen Verfaſſung ſchädigen könnten.

Die Bundes-Verfaſſung hat namentlich das Preußiſche Budgetrecht intakt gelaſſen und Vorſorge nur für den Fall getroffen, wo, wie wir aus eigener ſchmerzlicher Erfahrung wiſſen, der Mangel geſetzlicher Beſtimmungen gefahrbringende Differenzen hervorrufen kann.

Freilich läßt ſich mit erregter Partei-Leidenſchaft nur ſchwer rechnen; aber wir haben in der Stellung der National-Liberalen zur Bundesverfaſſung eine ſchätzenswerthe Bürgſchaft für das Verhältniß der Landtags-Majorität zu derſelben gewonnen. Namentlich durch Annahme des Ujeſt'ſchen Amendements in der Schlußberathung haben ſie ſich bez. eines der difficilſten Streitpunkte gebunden. Sie können nicht mehr zurück; ſie können nicht einmal den Prozeß von Neuem durchmachen, welchen ſie im Reichstag bereits zum Abſchluß brachten.

Nachdem ſie hier bei der Vorberathung ihrem liberalen Gewiſſen Genüge geleiſtet, ſind ſie bei der Schlußberathung lediglich dem Gebote der nationalen Pflicht gefolgt.

Das Vaterland wird ihnen Dank wiſſen für dieſe Pflichtreue, und ihre Partei-Genoſſen auf dem Preußiſchen Landtage werden ſich ihrem um eben dieſes Patriotismus willen verſtärkten Einfluſſe nicht entziehen können.

Wer weiß, wie bald dieſer Patriotismus auf die ernſteſte Probe geſtellt wird?

Die Luxemburger Frage ſteht in der politiſchen Discuſſion noch immer obenan, wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die Diplomatie von ihr in eine athemloſe Bewegung geſetzt werde. Im Gegentheil ſcheint

hier eine Pauſe eingetreten zu ſein; aber die europäiſche Preſſe wird nicht müde, ſich mit der Frage zu beſchäftigen. Indeß iſt die Sprache der franzöſiſchen Blätter viel reſervirter geworden, als dies Anfangs der Fall geweſen iſt. Offenbar fühlt ſich die franzöſiſche Regierung, welche es ſonſt liebt, Zukunftsfragen der allſeitigen Erörterung Preis zu geben, diesmal dem freien Gedanken-Austauſch gegenüber einigermaßen genirt. Sie darf es weder darauf ankommen laſſen, durch denſelben nach einer gewiſſen Richtung hin engagirt zu werden, noch ſcheint ſie ſelbſt bereits in der Lage zu ſein, ihm eine beſtimmte Direction zu geben.

Am meiſten charakteriſtiſch iſt die Haltung der clerikalen Preſſe Frankreichs, welche, ſonſt nicht preußenfreundlich geſinnt, plötzlich einen durchaus verſöhnlichen Ton angeſchlagen hat. Es iſt nicht anzunehmen, daß ſie dabei einem Wink der Regierung folgt, vielmehr haben wir alle Urſache zu glauben, daß ſie gewiſſen, aus Rom angelangten Weiſungen folgt, welche auf die Gefahren hindeuten, denen die weltliche Herrſchaft des Papſtes bei dem Ausbruch eines Krieges zwiſchen Frankreich und Deutſchland ausgeſetzt wäre. Denn obwohl auch das neue Miniſterium Ratazzi ſich zu der ſtrickten Beobachtung der September-Convention bekennt, ſo mag man doch in Rom ſich bewußt ſein, daß nur die Scheu vor Frankreich die italieniſche Aktions-Partei bisher abgehalten hat, ihre Inſurrections-Pläne auch gegen den Willen der italieniſchen Regierung durchzuſetzen.

Wie begründet ſolche Vorausſetzungen ſind, ergiebt ſich aus der Inſurrections-Proclamation an die Römer, welche dieſer Tage durch die Zeitungen zur allgemeinen Kenntniß gelangt, und die unverhohlene Unterſtützung, welche Garibaldi dieſen Inſurrections-Plänen zuſagt. Wir unſererſeits haben noch ein ſpecielles Motiv, an einen Handſtreich der italieniſchen Actions-Partei für den Fall eines ausbrechenden Krieges zu glauben, indem wir in Beſitz eines Briefes gelangt ſind, deſſen Verfaſſer zu den hervorragendſten Mitgliedern jener Partei gehört, und der ſich offen über die kühnen Pläne und ausſchweifenden Hoffnungen derſelben ausläßt. Wir ſchalten dieſes merkwürdige Schreiben hier ein, welches trotz ſeiner mitunter albernen Urtheile und Vorausſetzungen doch intereſſant und jedenfalls charakteriſtiſch iſt. Es lautet:

„Die Ereigniſſe ſcheinen meine Vorahnungen beſtätigen zu wollen; Wetterwolken ziehen ſich über dem Haupte Napoleon's III. zuſammen. Der Krieg iſt unvermeidlich.

Preußen zählt auf Deutſchland, auf Rußland und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Wo ſind die Alliirten Frankreichs? Oeſterreich etwa? Oder wir? (i. e. Italien.)

Es giebt in Oeſterreich eine der napoleoniſchen Politik feindliche und Preußen freundliche Partei, dazu gehören alle Leute von gereiften Jahren und guten Vermögens-Umſtänden. Der entgegengeſetzten Richtung huldigt die Jugend, die Militär-Partei, welche für Sadowa Rache nehmen will; aber dieſe Partei, die einzige, auf welche Napoleon rechnen könnte, iſt nicht die Nation, nicht einmal die Mehrheit der Nation.

Wir Italiener fühlen uns ſchmerzlich betroffen. Dadurch, daß Napoleon

darauf beſteht, Rom dem Papſte zu laſſen, ſchwächt er uns und treibt, vielleicht ohne es zu wollen, Italien der Anarchie in die Arme.

Ricaſoli wird verabſcheut und iſt jedem Einfluß zugänglich. Bismarck feſſelt ihn durch das Verſprechen der Rückerwerbung von Nizza nnd Savoyen (!), und die fortgeſchrittene Partei unterſtützt, vielleicht ohne es zu wiſſen, die preußiſche Politik.

Wir haben aber weder Generale noch Soldaten.....

Oeſterreich iſt in dieſer Beziehung nicht beſſer daran als wir, und Frankreich nicht beſſer als Oeſterreich.

Ich kenne die ſtrategiſchen Talente Mac-Mahon's, Niel's, des Erzherzogs Albrecht und Cialdini's — eine traurige Geſellſchaft! Ueber Alle ragt Moltke hervor.

Bismarck, ſicher zu gewinnen, ſpielt geſchloſſenen Auges mit Beuſt wie mit Rouher — Ricaſoli iſt ein Kind.

Ich ſehe voraus, welches Moltke's Feldzugsplan ſein wird. (!?) Vorausgeſetzt, daß es zu einer Allianz Frankreichs mit Oeſterreich und Italien kommt, wird er zur großen Ueberraſchung von ganz Europa ſich am Ober-Rhein feſtſetzen. Dann wird er verſuchen, die Streitkräfte Frankreichs und Oeſterreichs zu trennen und den Feind einzeln aufzureiben. Oeſterreich wird zuerſt das Schickſal der Schlacht zu erproben haben; wir aber werden in den Alpen mit den Baiern, im Orient mit den Amerikanern zu thun bekommen.

In Frankreich werden die Parteien ihr Haupt erheben, nachdem ſie bereits ihre Stimmen vernehmen ließen, und dann wird Napoleon einſehen, wie wenig nützlich es iſt, dem Clerus zu ſchmeicheln.

Vielleicht ſagt man, daß Frankreich ſich auch auf andere Alliirte ſtützen kann: auf Holland, auf Dänemark u. ſ. w., aber was ſind dieſe Streitkräfte in ihrer Zerſtückelung werth?

Ich glaube aber nicht, daß England, trotz der Ceſſion des ruſſiſchen Amerika's und der dadurch über Canada heraufbeſchworenen Gefahr, aus ſeiner Neutralität heraustreten wird. Es fürchtet den Krieg zu ſehr. —

Im Orient kann ein Sturm losbrechen, ſeinen Hauptſchlag aber bereitet Frankreich am Rheine vor.

Ich hatte mich erboten, eine Expedition nach dem Orient zu führen, um dem griechiſchen Aufſtand eine beſtimmte Richtung zu geben. Ich wollte ihn dem ruſſiſchen Einfluß entziehen, indem ich ihn in einen durchaus nationalen Krieg verwickelte. Das war das einzige Mittel, um die Action Rußlands zu paralyſiren; aber man verſtand mich nicht.... Es iſt möglich, daß Ratazzi an Ricaſoli's Stelle wieder die Zügel der Regierung übernimmt. In dieſem Falle werde ich nichts für mich verlangen, ich werde ihm nicht einmal meine Unterſtützung anbieten, wenn er mich aber dazu auffordert — wird ihm dieſelbe ſehr nützlich ſein.

N. S. Da der Krieg unvermeidlich iſt, ſo müſſen wir uns darauf vorbereiten, damit der Erfolg uns nicht entgehe. Unſere Feinde ſind klug und gefährlich. Im Orient können wir Rußland Schach bieten, wenn wir Polen inſurgiren. Wenn das Glück der Waffen uns einigermaßen begünſtigte, ſo könnte man aus Polen und Griechenland zwei unabhängige Königreiche machen,

welche uns als Schanze gegen die moscowitiſche Politik dienen würden. Die Pforte müßte auf alle ihre Beſitzungen in Europa verzichten. Die Weſtmächte können ſich, aus Furcht vor Revolutionen, nicht zu Stützen des Islams machen.

Preußen allein iſt es, welches zum Kriege drängt.(!!) Frankreich wird gegen ſeinen Willen hineingedrängt. Napoleon ſollte ſich zum Champion der Nationalitäten erklären und die preußiſche Politik in Deutſchland bekämpfen. Noch iſt es Zeit, aber er müßte ſich die Allianz Oeſterreichs ſichern, auf welche er bisher noch nicht rechnen konnte.

Was uns betrifft: ſo müſſen wir die Miniſterkriſe beſchleunigen."

Einige Rückblicke auf die letzte Seſſion des Abgeordneten-Hauſes.

II.

Die Klerikalen.

Einen eigenthümlichen Eindruck mußte auf jeden unbefangenen Beobachter die Gruppe des Abgeordnetenhauſes machen, welche gewöhnlich mit dem Namen der katholiſchen Fraction bezeichnet wurde. Es ſind ja darunter keineswegs alle die Glieder des Hauſes befaßt, welche der römiſch-katholiſchen Confeſſion angehören, ſolche finden ſich wohl in allen Fractionen des Hauſes zerſtreut, ſondern nur eine Zahl Solcher, die einen ganz beſonders gearteten Katholicismus vor ſich tragen. Dieſe Katholiken innerhalb des Katholicismus, welche ſich auch den Namen der Klerikalen oder Ultramontanen erworben haben, gelten als die beſonderen Anhänger Rom's oder des Pabſtes, als die ergebenſten Diener deſſelben, die unbedingt ſeinen unfehlbaren Ausſprüchen und Willensäußerungen ſich fügen. Dies können wir indeß nicht ſo ohne alle Einſchränkung zugeben. Es iſt nicht ſowohl die Perſon des Pabſtes, die ja auch allerlei Wechſeln unterworfen ſein kann, der ſie ohne alles Wanken dienen, es iſt ein römiſch-katholiſches Syſtem, welches ihnen als die höchſte Vollkommenheit erſcheint, das ſie als das Univerſalmittel für alle Schäden der Welt anſehen. Nach ihnen wäre die Löſung aller religiöſen, politiſchen und ſocialen Fragen, welche die menſchliche Geſellſchaft beſchäftigen und in Unruhe halten, auf eine ſehr einfache Weiſe zu erreichen: man brauchte eben nur katholiſch zu werden nach ihrer Vorſchrift und Anleitung, dann wäre alsbald alles zur Ruhe gebracht. In dieſes Syſtem paßt allerdings der Pabſt als ein ſehr weſentliches und ganz unentbehrliches Glied hinein, allein doch nur inſofern, als er ſich ſelbſt dem Geiſte dieſes Syſtems gemäß bewegt. Sonſt können Fälle eintreten, wo dieſe Katholiken katholiſcher ſind als der Pabſt, und keineswegs geneigt, ſich ſeiner Perſon als die gehorſamen Werkzeuge zu unterwerfen. Wir brauchen nicht weit in unſerer Erinnerung zurückzugehen, um die Beiſpiele dafür zu finden. Es iſt uns noch wohl im Gedächtniß, welche Reden man in Münſter und München hören konnte, als der jetzige Pabſt in der erſten Periode ſeines Liberalismus beinahe bis zu dem Punkte

kam, Oeſterreich in Verbindung mit dem revolutionären Italien den Krieg zu erklären. Da discutirte man ernſtlich, ob der Pabſt über der Kirche ſtehe, oder die Kirche nicht über dem Pabſte, ob man einem Pabſte gehorchen dürfe, der von den Ideen des Katholicismus ſich ſo wenig durchdrungen zeige. — Das alles iſt vergeſſen oder wird jetzt gern verleugnet, nachdem in dem Pabſte ſelbſt eine Wandlung eingetreten iſt und er ſich mehr dem Syſtem conform gezeigt hat. Da freilich hat es denn den Schein, indem der Pabſt thut, was auch ſie wollen, als wären ſie des Pabſtes getreueſte Diener, und ſie unterlaſſen ja auch nichts, die Macht des Pabſtes zu erheben, ſo lange als er der Ausdruck und das Mittel ihrer eigenen Macht iſt.

Sie ſind von der Vortrefflichkeit ihres Syſtems überzeugt, ſo überzeugt, daß ſie auch Gott gleichſam dafür verpflichtet halten, dieſe Vortrefflichkeit überall mit zu bezeugen, und wo ein Zweifel entſtehen könnte, nöthigenfalls mit den Thaten ſeiner Allmacht ihr Recht zu offenbaren. Sie glauben nicht bloß über den Pabſt, ſondern, man verzeihe den Ausdruck, auch über Gott disponiren zu können, und ſind höchſt verwundert, wenn er ihren Abſichten nicht entſpricht.

Die neuere Geſchichte hat dazu die ſchlagendſten Belege geliefert. Zuerſt trat das auffällig hervor in dem ſogenannten Sonderbundskriege in der Schweiz. Wie ſicher glaubte man nicht in Freiburg und Luzern zu ſein, daß die gottloſen Schaaren, welche die Bollwerke des Ultramontanismus ſtürmten, durch das Dazwiſchentreten einer himmliſchen Erſcheinung würden zurückgeſchleudert werden. Aber es geſchah nichts dergleichen, man konnte das gar nicht verſtehen, und die Entmuthigung darüber erleichterte nur den Sieg. — Daſſelbe hat ſich ſeitdem in der verſchiedenſten Weiſe wiederholt, immer dieſelben Hoffnungen und immer dieſelben Täuſchungen. — Als in Italien die Umtriebe der Unioniſten anfingen, als die römiſche Curie und das ganze geiſtliche Syſtem ernſtlich bedroht waren, da verſtiegen ſich die Blätter der Ultramontanen bis zu Herausforderungen. Sie ſollten es nur wagen, ihre Gedanken auszuführen, dann würde man „zu den Wundern greifen", als ob dieſe ihnen ſo ohne Weiteres würden zur Verfügung ſtehen. Die Revolution hat ihren Fortgang gehabt, die Wunder ſind ausgeblieben. Als der Krimkrieg ausbrach — als Köder für den Ultramontanismus war ja der Grund, der Napoleon ſo entflammte, „die heiligen Stätten" — welch' ein Kreuzzug wurde da geprebigt auf der ganzen Linie der ultramontanen Blätter, welche Hoffnungen knüpften ſich daran; man glaubte es in dem Willen Gottes zu leſen, daß jetzt der Tag der Rache über den Hauptfeind der römiſchen Kirche gekommen ſei, daß ſie als die Siegerin über den ganzen Orient aus dieſem Kampfe hervorgehen werde, man verzieh es freundlichſt, daß das akatholiſche England dazu mithelfen ſollte. Der Kampf endete ſiegreich, und doch, was blieb als Frucht deſſelben dem Ultramontanismus übrig? Er wurde bei Seite geſchoben, von den heiligen Stätten war längſt nicht mehr die Rede, die Diplomatie hatte andere Dinge zu verhandeln. Der franzöſiſch-italieniſch-öſterreichiſche Krieg brach aus. Schwere Entſcheidung für die franzöſiſchen Ultramontanen, auf welcher Seite ihre Sympathieen ſein ſollten, aber die deutſchen

waren wenigſtens ſich klar. Hier mußte Gott doch offenbar eintreten für einen Staat wie Oeſterreich, der als der Schildhalter der Legitimität und zugleich als der Hort der römiſchen Kirche von ihnen angeſehen wurde, der jetzt ſein Schwert zog, um zugleich den Umſturz der weltlichen wie kirchlichen Ordnung in Italien zu bekämpfen. Hatte dies Oeſterreich nicht das Concordat geſchloſſen, war nicht ſein Kaiſer dafür geprieſen worden als ein zweiter Conſtantinus, wie ſollte der Sieg denn nicht ſeinen Fahnen gewiß ſein? — Gleichwohl ließ Gott es zu, daß es unterlag, wiederum ging die Revolution vorwärts, legitime Fürſten wurden vertrieben, die römiſche Curie und Kirche wurde immer mehr bedrängt und geſchädigt.

Nun zog ſich das Wetter des preußiſch-öſterreichiſchen Krieges zuſammen. Es wurde mit lauter, unverhohlener Freude von den Ultramontanen außerhalb Preußens beobachtet. Ihre Hoffnungen, ihre langgehegten Wünſche, Preußen, die Hauptſtütze des Proteſtantismus, gedemüthigt und dadurch einen Hauptdamm für die allgemeine Herrſchaft ihres Katholicismus hinweggeräumt zu ſehen, ſchienen der Erfüllung nahe zu ſein. Offenbar war das ein heiliger Krieg, der ſo herrliche Früchte zu bringen verhieß, zu ihm anzufeuern offenbar ein verdienſtliches Unternehmen. Von ihren Glaubensbrüdern und Gleichgeſinnten in Preußen konnte das freilich nur heimlicher und ſtiller geſchehen, doch haben ſie auch nach Kräften das ihrige geleiſtet, wenigſtens waltete auch bei ihnen kein Zweifel ob, daß ein großer Sieg der Kirche in dem Sinne, wie ſie dieſelbe verſtanden, das Reſultat dieſes Kampfes ſein würde. Wiederum welche Enttäuſchung! Es war ein harter Schlag. „Nun ſtürzt die Welt ein!“ Dieſer Ausruf Antonelli's war nur der unwillkürliche Ausdruck aus den Herzen aller Derer, die in ihrem Syſtem ſich bis in das Innerſte erſchüttert fühlen mußten und ſich in Gott nicht zu finden vermochten, der alles ſo ganz gegen ihre Erwartung hatte eintreten laſſen.

Es war dieſe Stimmung, welche man den Abgeordneten der katholiſchen Fraction abfühlen konnte. Sie vermochten nicht, ſie zu verdecken. Es war ein erquältes Actenſtück, ihre Adreſſe, man empfand es, wie ſchwer es ihnen geworden war, wenigſtens in etwas ihre Verſtimmung über die eingetretenen factiſchen Verhältniſſe zu verbergen. So ging es durch die ganze Seſſion. Beſtändige Oppoſition gegen die Regierung, Bemäntelung der eigentlichen Gründe derſelben mit allerlei Scheingründen. Dabei keine Scheu, obwohl man doch ſich als Vorkämpfer der legitimen Intereſſen ausgiebt, ſich mit den Liberalen und Demokraten und allerlei wüſten Geiſtern zu verbinden, wenn man nur dadurch die Oppoſition gegen die Regierung verſtärken kann. Trauriger Anblick! Sie gemahnen uns mit ihrer religiös-fanatiſchen Weltanſchauung an die Zeloten des Judenthums, die es für ganz gewiß hielten, daß Gott auf ihrer Seite ſein müſſe, die da riefen: „hier iſt der Tempel, hier iſt der Tempel!“ die bis zum letzten Augenblicke glaubten, daß Gott unfehlbar für ſie durch Wunder eintreten werde, die zehnmal getäuſcht und nach ihrer Meinung von Gott im Stiche gelaſſen, doch nie zu dem Nachdenken kamen, ob nicht ſie ſelbſt die wären, die ſich täuſchten, und ob ſie ſich nicht eine Vorſtellung von Gott machten, die nicht die wahre ſein könne.

Die Schwaben.

Von allen Deutſchen ſind die Schwaben die am wenigſten deutſchen! Wenn ich einen Artikel, welcher ſich über das Verhältniß Schwabens zu dem neuen deutſchen Einigungs-Verſuche ausläßt, mit dieſer Behauptung beginne, ſo bin ich mir wohl bewußt, daß man bei uns in Norddeutſchland dieſe Behauptung für paradox halten wird. Gleichwohl wiederhole ich nur ein Bekenntniß, in welchem die Schwaben ſelbſt, wenn ſie offenherzig ſein wollen, übereinſtimmen. Es iſt noch nicht allzu lange her, daß Director Pfeiffer in einer Wochenverſammlung des Stuttgarter deutſchen Vereins über eben dieſen Satz einen einſchneidenden Vortrag hielt. Und es war kein geringerer als David Strauß, welcher die Ueberzeugung ausſprach, daß, wenn einſt die deutſche Einheit fix und fertig ſei, dann doch noch ein Stück fehlen werde, welches man nur mit dem Schwerte werde nehmen können und müſſen, und das ſei Schwabenland; und in voller Uebereinſtimmung hiermit bemerkt er in einem ſeiner kleinen Aufſätze, denen er mit ein wenig ſchwäbiſcher Schrullenhaftigkeit die Form Hutten'ſcher Dialoge giebt, daß den Schwaben nichts geſunder ſein werde, als wenn ſie unter Preußiſche Zucht kämen. — Mit dieſen anklagenden Kolbenſchlägen aber mußte ich beginnen, weil es ſich bei uns Norddeutſchen in der That um die Zerſtörung von Fictionen und Illuſionen über das ſchwäbiſche Weſen handelt, mit denen wir uns von Jugend an herum tragen und deren Wurzeln deshalb tief reichen. Aus den Erinnerungen an die Hohenſtaufen und an die Minneſänger, an Uhland und die rebenumkränzten Hügel des lieblichen Neckar, nach unſeren gelegentlichen Begegnungen mit Schwaben im Auslande, wo ſie durch ein ihnen eigenes leicht beſtechendes Accomodations-Vermögen, ja ſchon durch die naturwüchſigen Verkürzungen und Ziſchlaute ihres Dialektes für ſich einnehmen, machen wir uns ein Bild vom ſchwäbiſchen Volkscharakter zurecht, das allem andern gleichen mag, nur nicht der Wirklichkeit, wie ſie dermalen iſt und beſteht. Bewegte man ſich doch ſelbſt im Reichstage noch in ſolchen Illuſionen! Richtig allein war, was Braun von Wiesbaden nach ſeinen eigenen zehnjährigen Erfahrungen (für einen ſo ſcharfſinnigen Mann eine etwas langgeſtreckte Beobachtungsperiode) verſicherte, daß es kein zuverläſſigeres Mittel gebe, die Süddeutſchen (insbeſondere die von Natur höchſt mißtrauiſchen Schwaben) zum Zurückweichen zu bringen, als wenn man ihnen einladend entgegen gehe oder gar ihnen nachlaufe. Es folgt daraus jedoch noch nicht, daß das entgegengeſetzte Verfahren gerade auch das entgegengeſetzte Reſultat haben würde; immerhin aber wirkte es z. B. imponirender, eindringlicher und ſo zu ſagen innerlich mürbe machender auf ſie, als im vorigen Jahre die Kunde von Berlin nach Schwaben gelangte, daß Graf Bismarck ſie in ſeinem norddeutſchen Bund gar nicht haben wolle, ja gar nicht brauchen könne.

Wenn v. Vincke (Hagen) bemerkte, daß, ſobald nur erſt der norddeutſche Bund fertig ſei, die Süddeutſchen von ſelbſt dazu kommen würden, und daß

die Schwaben vorerſt nicht vergeſſen könnten, daß ſie einſt die Reichsſturm-Fahne vorangetragen hätten, ſo hat er, was die Schwaben anbelangt, in beiderlei Hinſicht vollſtändig geirrt; denn dieſe werden ſich jenem Bunde aus eigenem Antriebe niemals anſchließen, und wenn ſie übrigens auch nicht den geringſten Zweifel darüber hegen, daß ihnen unter den deutſchen Stämmen bei weitem der erſte Platz gebühre, daß in ziemlicher Entfernung hinter ihnen der zweite Muſterſtamm, die Schleswig-Holſteiner, die anderen aber eigentlich gar nicht mehr kommen; ſo ſind doch hiſtoriſche Kenntniſſe unter ihnen von einem keineswegs tiefliegenden Niveau abwärts ſo wenig verbreitet, daß man da an das Vorantragen der Reichsſturm-Fahne längſt nicht mehr denkt, oder daß man ſich um den Platz in erſter Schlachtlinie drängt. Vielmehr beſchwert man ſich in bitterem Argwohn gegen Preußen, daß dieſes bei einem etwaigen Kriege mit den Franzoſen die Schwaben als Kanonenfutter in die erſte Linie würde ſtellen wollen, wozu ſie aber nicht die geringſte Luſt hätten.

Weiter iſt die von dem Grafen Bismarck als leitender Gedanke für die Politik des Nordbundes gegenüber dem Süden ausgeſprochene bedeutungsvolle Anſicht, daß man zunächſt ſüddeutſche Deputirte zu einem Zollparlament werde heranziehen müſſen, woran ſich dann Weiteres naturgemäß von ſelbſt reihen werde, in abstracto eine ſtaatsmänniſch und hiſtoriſch vollkommen richtige Anſicht von dem Gange derartiger Entwickelungen; dennoch iſt ſie in concreto ſchlechterdings unanwendbar, und ihre Verfolgung involvirt eine Gefahr, auf welche nicht laut genug warnend hingewieſen werden kann. Man gebe den Schwaben den geſicherten Beſitz des Zollverbandes mit Norddeutſchland, und man wird eine ſtärkere Scheidelinie zwiſchen ihnen und dem Norden ziehen, als es die vielverſchrieene Mainlinie jemals geworden wäre. Denn die genußreiche pflichtenloſe Gemeinſchaft des Handels und Verkehrs mit dem Norden iſt Alles, was ihr Herz begehrt, und wenn die Schwaben dieſe erſt ſicher haben, ſo werden ſie ſich um ſo mehr in der Lage fühlen, jede andere ihnen unbequeme, weil mit Laſten verknüpfte Gemeinſchaft halsſtarrig zurückzuweiſen. Die Zeitumſtände ſind aber nicht dazu angethan, es auf die Wechſelfälle eines weitausſehenden hiſtoriſchen Entwickelungs-Prozeſſes ankommen zu laſſen. Das Schickſal Deutſchlands dem Auslande gegenüber ſcheint ſich nach allen Anzeichen in einer ſehr nahe liegenden Zukunft erfüllen zu ſollen; für dieſen Entſcheidungspunkt muß ſchon jetzt die geſammte Kraft der Nation geſammelt werden, und es müſſen, um ſolches zu erreichen, nun die ſofort und möglichſt unmittelbar wirkſamen Bewegungshebel in Anwendung kommen.

Nicht ohne Bedauern müſſen wir hier die guten Seiten des ſchwäbiſchen Volkscharakters bei Seite liegen laſſen, um diejenigen Züge zu ſammeln, auf deren Kenntniß es ankommt, um ſich über das Verhältniß des norddeutſchen Bundes zu Schwaben klar zu werden. Ich begnüge mich, zunächſt auf diejenige Thatſache hinzuweiſen, über welche ſeit dem vorigen Jahre auch im Norden kein Zweifel mehr beſtehen kann: daß in Schwaben ein ſelbſtſüchtiger, zugleich von einer unglaublichen Selbſtgenügſamkeit und Selbſtüberſchätzung getragener und gefärbter Partikularismus in höchſter Blüthe ſteht. Schon

von Alters her vorhanden, ist derselbe besonders von dem in seiner Weise sehr klugen vorigen König großgezogen, und ist ihm insbesondere die Richtung eines speciellen Hasses gegen das Preußenthum eingeimpft worden. Der zweite hervorragende Charakterzug ist der fast gänzliche Mangel staatsbürgerlichen Pflichtgefühls, theils erklärlich aus der früheren und noch gegenwärtigen Kleinheit des Gemeinwesens, theils aus der Geschichte der Regenten des Landes, deren Absolutismus nicht von der Art war, welche Staatsbürger zu erziehen vermag. Der dritte Charakterzug ist die heillose Hinneigung zu den Franzosen, deren Beobachtung mich immer wieder von Neuem mit Entsetzen erfüllte, deren Existenz mir aber genügend zu erklären über meine Kräfte und Einsicht geht. Im Uebrigen verweise ich auf den bekannten Aufsatz Pauli's, der überall die Wahrheit enthält und keineswegs blos das Kind der Erregung des vorigen Sommers, sondern das Produkt mehrjähriger Beobachtung ist.

Ein mir bekannter, seit 17 Jahren in Schwaben lebender Mann mit hellem Kopfe und hellen Augen, der es geradezu für ein Studium erklärt, den schwäbischen Charakter zu verstehen und sich praktisch in ihm zu finden, hob mir neben anderen, namentlich neben dem gänzlichen Mangel an eigentlichem und wahrem Patriotismus, insbesondere auch den des weitgehenden individuellen Eigensinnes und der Unfähigkeit zur Unterordnung unter ein Allgemeines, verbunden mit einer großen Unzuverlässigkeit in dieser Richtung hervor, indem er speciell bemerkte, daß, wenn zehn Schwaben zu einem gemeinschaftlichen Zweck zusammenkämen und für denselben nach gepflogener Berathung einen gemeinschaftlichen, vielleicht sogar einstimmigen Beschluß über ihr gleichmäßiges Verhalten in der Sache faßten — sicherlich neun davon aus der Thür des Versammlungs-Lokales mit dem verschwiegenen und verborgenen Vorsatz hinausschreiten, jeder für sich etwas ganz anderes, ja vielleicht gerade das Gegentheil des Beschlusses zu thun. Wer mit den Leuten in Schwaben längere Zeit verkehrt, kommt allmälig dahinter, daß, wenn dieselben unter freundlichem Lächeln ein „Ja" oder „Sie haben vollkommen Recht" sagen, sie dabei in ihrem Innern ein entschiedenes und zähes Nein bergen. Man lernt sich nach und nach darauf ein, aus ihrem Augenspiel, ja salvavenia aus dem Zucken der Nasenflügel und aus einem gewissen Spitzen der Ohren ihre wahre Herzensmeinung zu errathen.

Dies vorausgeschickt, wird die Bedeutung, welche man in Würtemberg selbst dem Allianzvertrag vom August v. J. beilegt, gewürdigt werden können. Jener Vertrag ist ein echt schwäbisches Stück Arbeit. Die Raschheit und Leichtigkeit, mit welcher Varnbühler bei gleichzeitiger Verhandlung nach Paris hin auf ihn einging, bürgt noch insbesondere für meine Auffassung seiner wahren Bedeutung. Wer aber in dieser Hinsicht noch irgend hätte zweifeln können, dem mußte das Verhalten der Regierung und ihrer Organe seit der Existenz des Vertrages doch wohl die Augen geöffnet haben. Es ist zur Vorbereitung ernstlicher Ausführung desselben bisher nicht das Geringste geschehen; die Armee befindet sich, abgesehen von der nothdürftigsten Ergänzung der im Kriege verschlissenen Montirungsstücke, durchaus in ihrem früheren

untüchtigen Zuſtand; für die verbeſſerte Bewaffnung und vollends für die Reorganiſation iſt außer mündlichen und ſchriftlichen Verhandlungen innerhalb des Landes und mit den Nachbarländern, Verhandlungen, die eben nur die Zeit hinbringen und noch weiter hinbringen werden, auf die man aber Preußen gegenüber als Beweiſe redlicher Vertragstreue demonſtrativ zu verweiſen nicht unterlaſſen haben wird, — ſchlechterdings nichts geſchehen. Neben dieſer negativen Thätigkeit lief aber die poſitive einher; daß, während der Allianzvertrag unbekannt im Staatsarchiv lag, und während der officielle Staatsanzeiger ſich in einer vorſichtigen ſchweigſamen mittlern Schwebe hielt, alle die im Dienſte der Hofpartei (hier zu Lande gleichbedeutend mit Regierungspartei) arbeitenden Lokal-Blätter und Blättchen ihr Geſchrei gegen den Anſchluß an Norddeutſchland fortſetzten, wobei ſelbſtverſtändlich das ultramontane Volksblatt und der roth-republikaniſche Beobachter nach Kräften ſecundirten. Profeſſor Scheffele zu Tübingen, der Gelehrte der Hofpartei, welcher aber ſich nichts deſto weniger bezeichnend genug noch vor einigen Wochen bei Gelegenheit einer Verſammlung der Republikaner zu Tübingen in deren Reihe miſchte, ja ſogar in demonſtrativer Weiſe mit dem Haupte der republikaniſchen Partei, dem famoſen Carl Meier, Arm in Arm einherſchritt, übernahm die Aufgabe, das höhere Publikum mit dem nöthigen Gedanken- und Geſinnungsfutter zu verſehen; er entledigte ſich derſelben durch anonyme Aufſätze in der Cotta'ſchen Allgemeinen Zeitung und in der Cotta'ſchen Vierteljahrs-Schrift, welche an Zudringlichkeit und gehäſſigen Inſinuationen nichts zu wünſchen übrig laſſen. Von ihm ſoll jener Aufſatz ſtammen, in welchem im Tone ſcheinheiligen Bedauerns die Möglichkeit erörtert wird, daß die reorganiſirte württembergiſche Armee wohl auch gegen Preußen werde geführt werden können, und daß es dann heißen werde: Contribution um Contribution, Cigarren um Cigarren. Ferner jener neuerliche Aufſatz, in welchem beziehendlich des Allianzvertrages mit dem unverſchleiertſten Hohne darauf hingewieſen wird, daß derſelbe zu ſeiner Gültigkeit der verfaſſungsmäßigen Zuſtimmung der Kammern bedürfe (was, beiläufig bemerkt, keineswegs wahr iſt, aber unter Bezugnahme auf einen gewiſſen Artikel der Verfaſſung mit oberflächlichem Schein Rechtens behauptet werden kann), und daß die Kammern wohl wiſſen würden, was ſie zu thun hätten. Bekanntlich ſind die beiden Kammern nach ihrer Zuſammenſetzung und nach bisheriger Erfahrung vollſtändig in der Hand Varnbühlers, und man wird ſich hiernach eine Vorſtellung von dem Grade der Ueberraſchung jenes Staatsmannes machen können, als ihm auf die Mittheilung des Allianzvertrages an den ſtändiſchen Ausſchuß von dieſem die Antwort wurde, der Vertrag ſei nicht zur bloßen Kenntnißnahme, ſondern zur ſtändiſchen Genehmigung vorzulegen! Natürlich iſt die Regierung durch dieſe unerwartete Differenz in ihren ſo ernſt gemeinten Beſtrebungen in der Ausführung des Vertrages gehemmt; die Kammern ſind ja nicht einmal verſammelt, aber im Mai oder doch längſtens im Junius werden ſie es ſein, die Regierung wird ihnen gegenüber ihren Standpunkt natürlich energiſch vertreten, aber was kann ſie dafür, wenn nichts deſto weniger die Kammern auf dem Poſtulat ihrer Genehmigung beſtehen, ja wenn ſie ſogar letztere zum größten Bedauern der

Regierung verweigern! Man iſt ja in Würtemberg ſo ungeheuer conſtitutionell und muß ſich der durch die Kammern ausgeſprochenen Stimme des Volkes fügen! Noch vor vierzehn Tagen würde man eine Nichtgenehmigung ſelbſt von dieſen Kammern für unmöglich gehalten haben, aber ſeit dem Auftauchen der Luxemburger Frage iſt die Situation bedeutend verändert; man ſpitzt die Ohren nach Weſten hin, man erhält Privatbriefe aus Frankreich mit der Meldung, daß dort alle Kriegswerkſtätten bei Tag und bei Nacht in fieberhafter Thätigkeit ſeien. Das ſummt und ziſchelt ſich in die Ohren, das iſt eine Aufregung, welche lebhaft an die freudeſtrahlenden Geſichter des 5. Julius v. J. erinnert, als von Paris aus die Einmiſchung Frankreichs in deutſche Angelegenheiten verkündigt wurde. Schon vor dem Auftreten der Luxemburger Frage fehlte es in Stuttgarter hohen und höchſten Kreiſen nicht an mehrfachen gerade durch ihre Naivetät und ihre zunächſt unpolitiſche Natur auf das Unzweideutigſte ſprechenden Merkzeichen einer fortdauernden Antipathie, ja ſtellenweis ſogar einer krankhaften Idioſynkraſie gegen Preußen. Ich will hierüber nicht in das Einzelne, auch nicht auf meine neueſten derartigen Erfahrungen eingehen; genug es ſcheint mir feſtſtehend, daß der Allianzvertrag dermalen dort nicht mehr für opportun gilt.

Angeſichts ſolcher älteren und neueren Dinge kam nun der vortreffliche, ſo rein patriotiſch fühlende Hölder von Berlin mit der Nachricht zurück, daß ihm ſeine reichstäglichen Freunde, namentlich Herr v. Bennigſen, hätten verſprechen müſſen und verſprochen hätten, bei nächſter ſich darbietender Gelegenheit im Reichstage die Proklamation der Zuſammengehörigkeit von Nord und Süd veranlaſſen zu wollen. Wenn nun ſogar ein im ſchwäbiſchen Lande Eingeborener der Lebhaftigkeit ſeiner Wünſche und der Milde ſeiner Gemüthsart das Opfer des Irrthums bringt, von einer ſolchen reichstäglichen Erklärung irgend welche nennenswerthe Wirkung auf die Herzen und Nieren ſeiner Landsleute zu erwarten: ſollte man da nicht fürchten müſſen, daß die Mehrzahl der norddeutſchen Abgeordneten, unbekannt mit der Zerfahrenheit der hieſigen Verhältniſſe und geleitet durch die Integrität ihres eigenen, Gott ſei Dank, vom ſüddeutſchen ſo weit verſchiedenen Patriotismus, auch ihrerſeits in den Irrthum verfallen möchten, daß, wenn ſie durch den Schlußartikel der Verfaſſung den Süddeutſchen die nicht blos offene, ſondern ſogar die mit dem Geſchenk einer dauernden Handelsverbindung gefüllte Bruderhand entgegenſtrecken, dieſe zum Dank dafür aufrichtig dasjenige thun würden, was ſie auch ohne Entgeld ſchon von ſelbſt thun müßten, nämlich ihre Pflicht gegen das Geſammt-Vaterland. Zu große Dankbarkeit zählt nicht unter den Fehlern der ſchwäbiſchen Stammeseigenthümlichkeiten, und ich kann mir lebhaft vorſtellen, daß wir auf eine norddeutſche brüderliche Offerte der gedachten Art im Stuttgarter Beobachter eine eben ſo freundliche Apoſtrophe zu leſen bekommen würden, wie die bei Gelegenheit der Veröffentlichung des Allianzvertrages, welche etwa dahin lautete: dieſer ꝛc. Bismarck will es wagen, uns mit auf das Prokruſtes-Bett ſeiner deutſchen Einheit zu ſpannen, uns, den bedürfnißreichſten (sic!) und culturreichſten Stamm Deutſchlands, uns will man in eine Gemeinſchaft zwängen, deren Wohlergehen höchſtens einen Grad über

dem Nullpunkt der Sclaverei ſtehen wird. Laſſe man ſich ja nicht in die falſche Bahn verleiten, durch großmüthiges Vertrauen hier Gegenvertrauen und Sympathie erwerben zu wollen, ſage man vielmehr à la Scheffele: Norddeutſches Mißtrauen um ſchwäbiſches Mißtrauen. Laſſe man ſich nicht durch von hieraus ab und zu in norddeutſche Zeitungen erfließende, wahrſcheinlich wohlgemeinte, aber wegen ihrer Unbegründetheit am Ende doch nur ſchädlich wirkende Nachrichten beirren, wonach die partikulariſtiſchen Parteien des Landes in ſtetem Zuſammenſchmelzen, die deutſche Anſchlußpartei in ſtetem Anwachſen begriffen iſt. Die kühlen Köpfe der letzteren machen ſich auch keineswegs Illuſionen über den lahmen Fortſchritt ihrer Propaganda, und ſelbſt der ſanguiniſche Herr Hölder beginnt zu erkennen, daß ihm ſeine Führerſchaft der deutſchen Partei den ſeit langen Jahren innegehaltenen Sitz in der Kammer koſten wird. Die Wahrheit iſt, daß die in ihrem Preußenhaß einigen drei Parteien: Hofpartei, Ultramontanen und Republikaner zuſammen an Zahl und Parteieifer der deutſchen Partei bedeutend überlegen ſind, denn jene beſteht nur aus zwei Zehntheilen Warmen und aus acht Zehntheilen Lauen, welche die ererbte Antipathie nur eben verſtandsmäßig überwunden haben. Zwiſchen den vier Parteien treibt eine indifferente Maſſe, welche je nach den äußeren Anſtößen der einen oder der anderen zu folgen bereit iſt. Ueber die Mittel, den Parteizweck zu fördern und die Parteianſicht im Volke zu verbreiten, hat man ſich innerhalb der deutſchen Partei oft genug den Kopf zerbrochen, man hat ſelbſt ziemlich abenteuerliche Vorſchläge gemacht, aber mit Erfolg in das Werk zu ſetzen war davon keiner. Man war darüber einig, daß es ſich darum handle, ein Anſchwellen der öffentlichen Meinung für den Anſchluß hervorzurufen, welcher ſtark genug wäre, der Regierung und den Kammern zu imponiren, erſtere zur That fortzureißen, oder aber ſie fortzuſchwemmen. Die Schwierigkeit lag nur in dem Auffinden des wirkſam treibenden Keimes zu der Volksinitiative, und dieſe konnte bisher nicht gelöſt werden. Sie wird es auch überhaupt nicht, und bei mir und manchen Anderen ſteht längſt die Ueberzeugung feſt, daß nur ein kräftiges Compelle von Berlin her weiter und vorwärts bringen kann.

Dieſes Compelle hatte der Reichstag im Einklang mit den Bundesregierungen bei Berathung des Schlußartikels in den Händen, um nicht bloß eine papierne Verbindung mit dem Süden herzuſtellen, denn das Fortbeſtehen einer ſüdweſt-deutſchen Verſchwörungsecke für ausländiſche Beſtrebungen an der durch Feſtungen am wenigſten gedeckten Flanke Norddeutſchlands wird nur eine düſtere Perſpective in die Zukunft eröffnen.

Nun aber iſt vor Allem das Eine zu bedenken, daß das Fortbeſtehen des Zollvereins für Süddeutſchland eine Lebensfrage im buchſtäblichen Sinne des Wortes iſt. Man richte daher nicht eine mehr als unſichere Appellation an den ſüddeutſchen Patriotismus, ſondern die weit erfolgreichere an den ſüddeutſchen Eigennutz! Man ſtelle eine Alternative etwa nach der von mir in Geſprächen mit Schwaben, und zwar mit Preußen feindlich geſinnten Schwaben nicht ohne lebhaften Eindruck auf ſie gebrauchten Formel: Verhungern oder anſchließen! Man muß bekanntlich von ſeinen Feinden

lernen, und ſo lerne man auch von den erbittertſten Feinden des Anſchluſſes, daß ſie ſich unter der eiſernen Nothwendigkeit des Fortbeſtehens des Zollvereins alle, wenn auch mit innerſtem Widerſtreben, krümmen. Dieſe Ueberzeugung durchdringt alle Schichten der Geſellſchaft, und die Furcht vor der Möglichkeit eines Bruches wird bei ihnen nur durch den Troſtgrund niedergehalten, daß der Norden des Südens in Bezug auf Handel eben ſo ſehr bedürfe, wie denn ſogar während des Krieges aus dieſer Rückſicht eine Art Zollvereins-Verhältniß fortbeſtehend gelaſſen worden ſei. Habe daher Norddeutſchland nur ein Mal den Muth, welchen es ohne Riſico haben kann, zu erklären: ſchlimmſten Falls brauchen wir Euch nicht —, ſo wird man bald ſehen, daß man ſogar die ſtörrigen Schwaben wie weiches Wachs in der Hand haben wird. Es wird eine Aufregung und ein Sturm durch das Schwabenland gehen, welchem ſich ſehr bald Regierung wie Kammer würde fügen müſſen. — Natürlich müßte bei der Kündigung der Zollverträge mit den ſüddeutſchen Staaten ausgeſprochen werden, daß die Verhandlungen über die dauerhafte Erneuerung derſelben nur in Verbindung mit den Verhandlungen über die militäriſche und ſonſtige Vollziehung der Allianzverträge geführt werden.

Bei dieſen in Ausſicht genommenen Verhandlungen wird dann auf die Beſchaffung zuverläſſiger Garantien der Bundestreue Bedacht zu nehmen ſein: bundesmäßige Bewaffnung, wo möglich mit der Nothwendigkeit der Beziehung der Munition aus Preußen, vollſtändig preußiſches Reglement, Garniſonirung der Süddeutſchen in Norddeutſchland und umgekehrt, mit Beſatzung von Ulm und Raſtatt durch die Norddeutſchen, Beiträge zur Schaffung und Erhaltung der Norddeutſchen Kriegsflotte behufs Erzeugung eines gemeinſchaftlichen Vermögens-Intereſſes u. ſ. w.

Was Baden und Baiern betrifft, ſo ſtehen ſie uns Norddeutſchen weit näher als die eitlen verkniffenen Schwaben. Da nun jene Beiden ihre Allianzverträge ohnehin mit größerer Treue halten und vollziehen zu wollen ſcheinen, ſo hat die oben vorgeſchlagene Kündigung des Zollvertrags gerade für ſie keine materiellen Folgen. Die feindſeligen Schwaben aber, deren Lage zwiſchen jenen beiden Ländern in Verbindung mit ihrer rührigen Propagandamacherei ihnen eine beſondere Bedeutung verleiht, müſſen wir um jeden Preis und können wir nur auf dem angedeuteten Umwege für den Anſchluß an das Geſammt-Vaterland gewinnen.

Das ruſſiſche Amerika.

II.

Abgeſehen von den eigenthümlichen geographiſchen Bedingungen und dem Umſtande, daß ſich verhältnißmäßig nur wenig Auswanderungsluſtige fanden, iſt es mit den ruſſiſchen Colonieen in Amerika im Großen und Ganzen den bekannten Weg überſeeiſcher Erwerbungen gegangen. Erſt haſtige, unmenſch-

liche Ausbeutung, bis es mit Gewalt und Willkür nicht mehr vorwärts will; dann mit Erfahrung und geordneteren Zuständen menschlichere, weil auch klügere Ausbeutung. An Menschlichkeit und Klugheit hat die russisch-amerikanische Compagnie, wie es scheint, bis jetzt begreiflicherweise noch einiges Lehrgeld gezahlt.

Das russische Colonialgebiet, dessen Areal man nach einer natürlich nur sehr oberflächlichen Schätzung auf 54,000 deutsche Geviertmeilen angiebt, erstreckt sich vom Eismeer, wo etwa das Cap Manning seine Grenze bezeichnet, bis über den Prinz Wales'-Archipel in der Südsee hinaus und liegt zwischen 133° und 170° Westl. L. v. P. und zwischen 54° 40′ bis 70° Nördl. Br. Die Grenzen sind im Norden das Eismeer, im Osten das englische Amerika, im Süden der Große Ocean, im Westen dieser Letztere, das Behring-Meer, die Behring-Straße und das Eismeer. Die Niederlassungen liegen theils auf Inseln, theils an den Küsten des Festlandes, das Innere des Letzteren ist den Russen selbst nur in einem geringen Grade bekannt. Die Inseln wie das Festland sind höchst unwirthlich, und namentlich bietet die Festlandsküste überall einen wilden und abschreckenden Anblick dar. Hinter den Hügeln, die bis an die Küste vortreten, thürmen sich nach Innen zu nackte, von Eis überzogene Berge empor, im Norden rücken diese Gletschermassen bis an das Meer. Verzweigungen und Ausläufer der Felsengebirge reichen bis an die Nordküste, im Osten der Cooks-Einfahrt geht das Küstengebirge der Jakutat-Kette bis zum St. Eliasberge. Die schneebedeckte vulkanische Bergkette von Aljaska erhebt sich in zwei Kegeln bis zu 11,270 und 12,066 Fuß. 84 erloschene Vulkane zeugen von einer früheren großen Thätigkeit der Vulkane, wovon sich auch noch viele Spuren vorfinden, auf Unimak ist noch der Schischalden thätig, ein unterseeischer Vulkan hat sich 1795 zwischen Unalaschka und Unimak bemerklich gemacht. Die bedeutendsten Flüsse nördlich von Aljaska sind der Kwichpack, mit einem breiten Delta an der Südküste des Norton-Sundes, der Kuskokwim, der streckenweise schiffbar ist, der Ilgagak und Nuschagak, welche beide in die Bristol-Bai münden. Oestlich von Aljaska fällt die Suschitna in die Cooks-Einfahrt, der Kupferfluß (Atna, Mednaja) in die Comptrollers-Bai, der Stikine oder Pelly unter 57° Nördl. Br. Den Kuskokwim, der von diesen Flüssen der beträchtlichste ist, entdeckte man erst 1819 bei einer näheren Untersuchung der Bristol-Bai, 1829 fand der Fähndrich Wassiljew eine Verbindung zwischen ihm und dem Nuschagak, genau bekannt wurde der Fluß indessen erst durch die Reisen von Sagoskin in den Jahren 1842 und 1844.

Die zu dem russischen Amerika gehörigen Inseln bestehen aus mehreren Gruppen und Archipeln, die von Süden nach Norden in folgender Reihe vertheilt sind. Der von Balbi so genannte Koloschen-Archipel begreift die Prinz Wales'-Gruppe, den Archipel des Herzogs von York, die Admiralitäts-Insel und den Archipel Königs Georgs III. Die Tschatka-Gruppe in Prinz William-Sund besteht aus der gleichnamigen Insel und mehreren kleinen, ebenso die Kadjak-Gruppe, deren größtes Eiland bei einer Länge von 35 Stunden 20 Stunden Breite hat. Der Archipel der Aleutischen

Inſeln wird von den Ruſſen in drei Gruppen getheilt: 1) die eigentlichen Aleuten, mit der Behring-Inſel, wo der berühmte Seefahrer Behring 1741 ſeinen Tod gefunden hat, und mit der Kupfer-Inſel; 2) die Andreanow'ſchen Inſeln, auf denen ſich Vulkan an Vulkan reiht, und 3) die Fuchs-Inſeln, mit Unalaſchka, Akutan, Unimak und Kugalga, bei der ſich die ſicherſte Durchfahrt aus dem Behring-Meer in den Großen Ocean befindet. Im Behring-Meer liegt die Gruppe der Pribylow-Inſeln, in der Behring-Straße die kleine Gruppe der Diomedes-Inſeln, die nach Cook und Beechey aus drei, nach Kotzebue aber aus vier Eilanden beſteht. Alle dieſe Inſeln ſind einander in der Geſtaltung ihrer Oberfläche ſehr ähnlich; ſie erheben ſich, mit Felſen bedeckt, hoch über das Meer und tragen die Spuren vulkaniſcher Thätigkeit.

Die Weſtküſten Amerika's ſind viel wärmer als die Oſtküſten. Die Waldgrenze im ruſſiſchen Amerika liegt 7 Grad nördlicher als an den Oſtküſten. Die Weſtküſte zeigt ſich auch hier wieder als klimatiſch begünſtigt, und namentlich trägt dazu bedeutend die geographiſche Geſtaltung bei. Die Halbinſel Aljaska ſchiebt ſich wie ein Molo von Oſt nach Weſt in's Meer und hindert das Eindringen des kalten Waſſers aus der Behrings-Straße. Indeſſen iſt die amerikaniſche Weſtküſte klimatiſch minder bevorzugt als die unſrige, denn es fehlt dort der überaus heiße arctiſche Sommer, der in Europa unter dem 64° noch Weizen, unter dem 70° noch Roggen zur Reife bringt, während die Brotlinie im ruſſiſchen Amerika erſt beim 57° Nördl. Breite (Neu-Archangel) beginnt. Von da ab iſt der Anbau von Gerſte möglich, obgleich auch dort keine Brotfrüchte gebaut werden, aus dem einfachen Grunde, weil die Jagd und Fiſcherei viel mehr Gewinn abwerfen. Ganz ſonderbar kommt es uns vor, daß dort, wo unſere Brotfrüchte nicht mehr gedeihen, ſich noch der Colibri findet, der uns fälſchlich an die Tropen erinnert, während doch das Reich dieſes lieblichſten und tapferſten aller Vögel von den Eilanden im Behring-Meere hinabreicht bis zu dem Feuerlande.

Das Mineralreich hat hier überall ſeine Schätze gelagert; ſind ſie leider bisher noch wenig erforſcht, ſo iſt an ihrem Vorhandenſein doch nicht zu zweifeln. Steinkohle findet ſich allenthalben in größerer oder geringerer Menge; namentlich an der Kenay'ſchen Küſte ziehen ſich die Lager in bedeutender Ausdehnung hin und laufen weit ins Land hinein. Die zu verſchiedenen Zeiten angeſtellten Muthungen waren ſehr oberflächlich und auf das nächſte Ufergebiet beſchränkt; das Innere nicht allein des Feſtlandes, ſondern auch der Inſel Sitcha iſt bis heute noch unerforſcht. Im Norden ſind einmal Expeditionen auf einigen in den Stillen Ocean und das Behring-Meer fallenden Flüſſen hinaufgezogen, aber ſie kamen nicht über die Ufer hinaus und drangen nicht in die von nomadiſirenden Wilden bevölkerten Landſtriche; in das Innere von Sitcha iſt noch Niemand eingedrungen. Allerdings iſt der Zutritt in die Mitte der Inſel ſehr beſchwerlich wegen des mit uraltem Wald beſtandenen Berglandes, wo rieſige Bäume auf ganzen Generationen zuſammengeſtürzter und ſchon vermoderter oder noch modernder Bäume wachſen und ungeheuerliche Stämme ſich übereinander ſchichten. Demungeachtet wurden

auch bei oberflächlichen Unterſuchungen an verſchiedenen Punkten der Colonieen Obſidian, Baſalt, Graphit, Schwefel ꝛc. gefunden, am Mednaja ſtieß man auf große Stücke gediegenen Kupfers, und an der Kenay'ſchen Küſte iſt das Vorkommen von Gold mit Zuverläſſigkeit erwieſen. Der Löſung der Frage, ob es vortheilhaft, die Metalle auszubeuten, und der Ertrag die Koſten decken würde, müſſen erſt gründliche Forſchungen vorausgehen.

Dagegen iſt der Fiſchfang die Hauptquelle der ruſſiſchen Colonieen. Es werden gegen Walfiſche durchaus keine großen Schiffe ausgeſchickt, ſondern die Eingeborenen von den Aleuten und von Kadjak jagen dieſe Thiere auf ihren Baidarken. Die Kähne, lang und ſchmal, wie Federkiele geformt, haben nur Raum für eine Perſon, die, in der einen Hand das Doppelruder, in der anderen die Harpune, unerſchrocken den Walfiſch angreift. Nächſt den Walfiſchen ſind es die Seeottern und der Robbenfang, welcher an den Küſten getrieben wird, während es landeinwärts und auf den Inſeln an Bären, Bibern, rothen, ſchwarzen, blauen und Silberfüchſen wimmelt.

Die Bevölkerung der Colonieen beſteht aus Ruſſen und Fremden, welche im Dienſte der Compagnie zeitweiligen Aufenthalt haben; manche Ruſſen bleiben nach beendigter Dienſtzeit für immer zurück und heißen alsdann Colonialbürger. Ferner aus den aus einer Miſchung von Ruſſen und Eingeborenen hervorgegangenen Kreolen und endlich aus Eingeborenen, die ſich in unterworfene, als Aleuten, Kadjaken, Kurilen, nicht völlig unterworfene, als Kenajen und Tſchugatſchen, und ganz unabhängige, als Mjednowzen, Koltſchanen, Malegmjuten, Koloſchen ꝛc. theilen. Die Zahl der Aleuten beträgt 4645, die der Kreolen oder Miſchlinge 1896 Seelen. Die Tſchugatſchen, die zum aleutiſchen Stamme gehören, leben, 456 Köpfe ſtark, an der Tſchugatſkoi-Bai, die Kenajen, 937 an der Zahl, in der Nähe der Nikolajewskji-Redoute. Die Zahl der Mjednowzen am Kupferfluß wird auf 3—5000 geſchätzt, die der Koloſchen auf 15—20,000. Die Malegmjuten wohnen an der Nordküſte von Aljaska, die Ugolenzen am St. Elias-Berge, die Koltſchanen im Innern, die Kuskokwimzen am Fuße Kuskokwim, die Kwichpachzen, Kiatenzen und andere Stämme an der Behring-See und dem Eismeere.

Die in Dienſten der Compagnie ſtehenden Ruſſen ſcheiden ſich, je nach ihren Funktionen, in verſchiedene Rangklaſſen. Obenan die ſogenannten Ehrenwerthen, zu welchen die mit höheren Aemtern bekleideten Perſonen, die Oberoffiziere der Land- und Seemacht und die Schiffs-Commandanten gehören; die zweite Rangklaſſe, die ſogenannten Halbhonnetten, bilden die ſelbſtſtändigen Steuerleute, die Commis und Subalternen. Dann folgen die Kronmatroſen, die Soldaten der ſibiriſchen Linienbataillone und die Arbeiter. Viele bringen ihre Familie mit herüber, Andere heirathen Kreolinnen, die der unteren Klaſſe Angehörigen nehmen auch wohl Frauen aus den Eingeborenen. Bei dem Engagement von ſogenannten Ehrenwerthen nimmt die Compagnie auf tüchtige und moraliſche Leute Bedacht, mit der zweiten und dritten Klaſſe verfährt ſie bei Weitem nicht ſo wähleriſch. Es finden ſich eben nicht viel Liebhaber dazu, gegen eine verhältnißmäßig geringe Beſoldung, die ordentliche Leute

auch in Rußland erwerben mögen, in ein fernes und den Meiſten unbekanntes Land zu ziehen.

Nach einer am 1. Januar 1861 aufgeſtellten Nachweiſung, der wir auch die obigen Zahlen entnommen haben, betrugen die ſämmtlichen Angeſtellten der Compagnie 847 Köpfe, darunter unter Anderen 179 Soldaten von ſibiriſchen Linienbataillonen. Ruſſen waren im Ganzen 595 Seelen vorhanden, von denen 113 auf die Colonialbürger und ſonſtigen dieſer Kategorie noch nicht zugeſchriebenen Anſiedler kommen. Der überwiegende Theil der ruſſiſchen Bevölkerung iſt auf Sitcha, in Neu-Archangel vereinigt, das für den Fremden nichts Einladendes hat. „Von allen ſchmutzigen und elenden Orten", ſagt Simpſon, „die ich je geſehen habe, iſt Neu-Archangel der elendeſte und ſchmutzigſte. Die Wohnhäuſer ſind hölzerne Hütten, ohne Ordnung und Plan in häßlichen kleinen Gaſſen zuſammengehäuft und in Folge der unbeſchreiblichen Unreinlichkeit verpeſtet."

Die ruſſiſchen Colonialbürger gehen meiſt aus eingewanderten Arbeitern hervor, welche, nachdem ſie ihre 7 Jahre abgedient und mittlerweile Weib und Kind haben, es nicht mehr vortheilhaft finden, mit wenig Mitteln nach Rußland heimzukehren, deshalb ihre Kontrakte, ſo lange ſie arbeitsfähig ſind, erneuern und endlich anſäſſig gemacht werden. Hiermit ſcheiden oder ſchieden ſie vielmehr definitiv aus den ſocialen Verbänden, denen ſie zuletzt in Rußland angehörten, und es blieb für ſie nur noch eine Kopfſteuer zu entrichten. Nach dem Geſetze iſt die Compagnie verpflichtet, ihnen Land anzuweiſen, ihnen alle Mittel zum Anbau zu gewähren, ſie mit Geräth für Ackerbau und Gewerbe, Getreide zur Ausſaat, Vieh und Vorräthen auf ein Jahr zu verſehen, ſie endlich in aller Zukunft vor Noth zu ſchützen.

Man wollte dem Colonialgebiete civiliſirte und civiliſirende Elemente zuführen, um mit der Zeit des Landes und ſeiner, trotz aller Ungunſt des Klima's, nicht geringen Schätze über und unter der Erde Herr zu werden. Aber die Sache iſt von Hauſe aus falſch angefangen worden, und ſtatt der ſo dringend nothwendigen ſchaffenden Hände hat die Compagnie ſich in den Colonialbürgern unmoraliſche Schmarotzer aufgeladen, deren Beiſpiel nur lehren kann, wie es ſich ganz leidlich leben läßt, wenn man ſich auf fremden Beiſtand verläßt. Mehr wie 60 Jahre ſind vergangen, ſeitdem man die erſten Coloniſten anſäſſig machte, und noch iſt kein Nutzen von ihnen zu ſehen. Freilich vergriff man ſich gleich in der Wahl der Oertlichkeit. Die Inſeln taugen den klimatiſchen Verhältniſſen nach nicht zum Ackerbau und überhaupt nur zu ſolchen Erwerbszweigen, gegen welche die Ruſſen geradezu Abneigung haben. Man hätte zum Etabliſſement der Ruſſen das Feſtland wählen müſſen, etwa bei der Kenay'ſchen Bucht beginnend und bis zur Südgrenze hinab. Wenn auch unter dem 60.° Nördl. Br. Ackerbau und Viehzucht mit Schwierigkeiten verknüpft ſind, ſo müßten ſolide Feſtſetzungen auf geeigneten Punkten der Küſte doch durchaus erſtrebt werden, da einzig in dieſer Weiſe die Ruſſen im Stande ſein würden, in das Innere des von nomadiſirenden Wilden bewohnten Landes einzudringen, wo nach allen Anzeichen großer mineraliſcher Reichthum iſt. Und wollte man ſchließlich nur Bevölkerung haben,

wie könnte man dieſe von abgelebten Invaliden erwarten? Junge Leute mußten angeſiedelt werden, man hätte ſich an ihnen eine Art amerikaniſcher Squatter erzogen, die ſich wohl der unabhängigen Eingeborenen hätten erwehren können. Von bloßer Philanthropie kann nicht die Rede ſein; am wenigſten darf eine mit obrigkeitlicher Macht bekleidete Handelsgeſellſchaft ihre Mittel verausgaben, ohne für ſich ſelbſt und das Land wahren Gewinn zu erzielen.

Den Colonialbürgern ſchließen ſich würdig die Kreolen an. Dieſe gehen größtentheils aus Ruſſen und Aleutinnen, ſeltener aus Ruſſen und Koloſchinnen, und ſehr ſelten aus Eingeborenen mit ruſſiſchen Weibern hervor. Die Kinder von Kreolen bleiben Kreolen, wie auch die fernere Blutmiſchung ſei. Nach allgemeiner Ordnung der Dinge ſollte man meinen, daß die Kinder der Klaſſe ihrer Väter angehören. Dem iſt aber nicht ſo. Es genügt, als Kreole geboren zu ſein, um frei von aller Abgabenpflicht den eigenen Herrn zu ſpielen. Vielleicht wollte man durch Bildung einer abgeſonderten Kreolen-Kaſte den Zweck der Bevölkerung fördern. Wenn die Kreolen nämlich in den Stand ihrer Väter eingetreten wären, ſo hätten ſie vor der Bauern-Emancipation in Rußland auch den betreffenden ſocialen Gemeinſchaften in Rußland zugeſchrieben werden müſſen und hätten von dieſen requirirt werden können, während ſie als geborene Freie ſelbſtredend das Bleiben vorzogen. Lag dieſe Abſicht vor, ſo ward ſie vollkommen erreicht, da die Kreolen-Bevölkerung ſo anwuchs, daß ſie bereits über $\frac{1}{3}$ der geſammten Bewohner der Aleuten und $\frac{1}{2}$ der ganzen Colonial-Bevölkerung (mit Abrechnung der Ruſſen) ausmacht. Es iſt ſogar anzunehmen, daß ſie, treten nicht andere Verhältniſſe ein und dauert ihre Freiheit an Pflichten und Abgaben fort, in einigen Jahren das herrſchende Element ſein und die allmälig abnehmenden Aleuten vollſtändig verdrängt haben werden. Aber was nützt Volkszahl allein ohne entſprechende gedeihliche Thätigkeit? Die Kreolen haben ſich bisher wenig nutzbringend gezeigt, und es iſt auch von ihnen fernerhin nicht viel Gutes zu erwarten.

Dagegen ſind die Aleuten das wahre Fundament für ruſſiſch Amerika, ſeine anſpruchloſeſten und nützlichſten Bewohner. Sie gehören zwei verſchiedenen Stämmen an, deren Sprachen keine Aehnlichkeit mit einander haben, die dagegen in Sitten und im Charakter völlig übereinſtimmen. Einſt lagen dieſe beiden Stämme, damals ſehr zahlreich und ſtreitluſtig, in beſtändiger Fehde um das Mein und Dein in Jagd und Fiſcherei, und man weiß aus den Ueberlieferungen, daß dieſe Kämpfe die Bevölkerung der Aleuten ſtark gelichtet haben. Indeſſen war ſie beim Erſcheinen der erſten Ruſſen noch immer zahlreich, gegen 10,000 Seelen. Von dieſen ſollen nach vorhandenen Aufzeichnungen im Jahre 1806 nur noch etwas über 5000 gezählt worden ſein; 1860 waren, wie bemerkt, nur noch 4605 vorhanden. Als Urſache dieſer ſtarken Abnahme muß vor Allem das ausrottende Walten der Ruſſen ſelber genannt werden. Die von dieſen eingeführten Geſchlechtskrankheiten, gewaltſame Ueberſiedlungen nach andern Punkten der Colonie, endlich durch nahe Berührung mit den Fremden bewirkte Veränderung der ganzen Lebensweiſe haben nicht wenig dazu beigetragen. Wiederum ein Beiſpiel, daß, wo

Wilde mit civiliſirten Völkern zuſammentreffen, erſtere allmälig ausſterben, und überall eine raſche Verminderung der Eingeborenen eintritt, wo Weiße ſich zeigen. Sicherlich müſſen eine Umſtimmung der bisherigen Lebensweiſe, neue Krankheiten, der von den Weißen ausgehende Sittenverfall anfänglich todtbringend auf unverdorbene Naturen wirken; die Eingeborenen werden ſchwach, weichlich und ſterben ſchnell dahin. Aber andererſeits müſſen alle dieſe ſchädlichen Einflüſſe mit der Zeit viel von ihrer Kraft verlieren und auf die zweite und dritte Generation ohne Vergleich ſchwächer als auf die erſte wirken. Folglich braucht eine eingeborene Bevölkerung nach Ablauf eines gewiſſen Zeitraumes, wenn ſie auch nicht wieder zunimmt, wenigſtens nicht weiter abzunehmen. A. B.

Die deutſche Gewerbegeſetzgebung in ihrer geſchichtlichen Entwickelung.

(Fortſetzung.)

III. Die Einführung der Gewerbefreiheit in Preußen und anderen deutſchen Ländern.

Preußen, wo ſchon 1732 auf Grund des Reichspatents alle alten Innungsartikel caſſirt und die Innungen mit neuen General-Privilegien verſehen waren, ging mit Beſeitigung des Zunftweſens voran.

1) Die Verordnung vom 4. März 1806 hob in der Provinz Preußen und Litthauen die Zünfte der Garnzeichner, Lein- und Baumwollenweber auf und erklärte dieſe Gewerbe für frei.

2) Die Cabinets-Ordre vom 17. April 1806 gab das Behauen der Granitſteine frei.

3) Die Verordnung vom 24. October 1808 beſeitigte den Zunftzwang und das Verkaufsmonopol der Bäcker, Schlächter und Höker in Oſt- und Weſt-Preußen und Litthauen.

4) Durch das Edict vom 29. März 1809 wurde der Zunftverband der Müller in Oſtpreußen, Litthauen ſammt dem Ermeland- und Marienwerderſchen Kreiſe aufgehoben und das Müllergewerbe in jenen Landestheilen für frei erklärt.

5) Viel durchgreifendere Beſtimmungen enthielt das Edict vom 2. November 1810 über die Einführung einer allgemeinen Gewerbeſteuer, welches jeden Unterſchied bezüglich des Gewerbebetriebs zwiſchen Stadt und Land ſo wie alle mit Grundſtücken verbundenen gewerblichen Vorrechte aufhob und den Gewerbetrieb nur von Löſung eines Gewerbſcheines (Patents) abhängig machte. Die Arbeitsgrenzen wurden erheblich erweitert. Nur aus polizeilichen Gründen wurde die Gewerbefreiheit einzelnen Beſchränkungen unterworfen.

6) Das Edict vom 7. September 1811 wegen der polizeilichen Verhältniſſe der Gewerbe führte im Allgemeinen die Grundzüge des Edicts

vom 2. November 1810 weiter aus, ſetzte aber feſt, daß die Inhaber der Gewerbeſcheine nicht in die Zünfte zu treten verpflichtet, dabei aber doch berechtigt waren, das Gewerbe mit Geſellen und Lehrlingen zu betreiben. Durch dieſe Aufhebung des Innungszwangs war die Macht der Innungen vollſtändig gebrochen. Folgerichtig wurde auch jedem Meiſter der Austritt aus der Corporation geſetzlich freigeſtellt. Den Innungen wurde die Auflöſung geſtattet, auch der Landespolizeibehörde die Befugniß verliehen, Innungen zu jeder Zeit aufzulöſen. Zünftigen Geſellen wurde erlaubt, ohne Nachtheil an ihren Zunftrechten bei unzünftigen Meiſtern zu arbeiten. Die ausſchließlichen Gewerbeberechtigungen in den Städten ſollten abgelöſt werden. Den Ausländern wurde der Gewerbebetrieb in Preußen im Allgemeinen geſtattet. Alle polizeilichen und Lohntaxen wurden aufgehoben und nur die Gaſtwirthe in größeren Städten zur Selbſttaxe verpflichtet.

In allen durch die unglücklichen Kriege mit Frankreich unter franzöſiſche Herrſchaft gekommenen Landestheilen wurde die Gewerbefreiheit eingeführt, in Weſtphalen durch Decret vom 5. Auguſt 1808, im Großherzogthum Berg durch Decret vom 31. März 1809, für die eigentlichen kaiſerlichen Departements waren die Decrete vom 8. und 15. März 1790 und vom 17. März 1791 maßgebend. Durch die Decrete vom 14. und 17. Juni 1791 war in Frankreich ſogar die gemeinſame Berathung von Corporationen und genoſſenſchaftlichen Verbindungen über ihre gemeinſamen Angelegenheiten verboten. Das Geſetz vom 16. März 1806 und die Decrete vom 11. Juni 1809 und vom 3. Auguſt 1810 führten die Handels- und Gewerbekammern und die Conseils de prud'-hommes ein.

In Baiern war in einem Edict vom 16. März 1804 die Gewerbefreiheit angekündigt, aber nicht zur Ausführung gekommen.

IV. Die Einſchränkung der Gewerbefreiheit und theilweiſe Wiederherſtellung der Zünfte.

Kaum war Deutſchland von den franzöſiſchen Heeren geräumt, als die kleinen deutſchen Staaten auch ſofort meiſtentheils die Zünfte wiederherſtellten, wenngleich mit einigen Conceſſionen an die Zeit. Dies geſchah in Bremen 1814, Hannover 1815, Kurheſſen 5. März 1816, Süd-Tyrol 12. November 1816, Oſtfriesland 11. Auguſt 1817, Oldenburg folgte am 28. Januar 1830 nach.

Auch in **Preußen** trat eine Einſchränkung der im Jahre 1810 allzufreigebig geſpendeten Gewerbefreiheit ein, namentlich auch hervorgerufen durch Klagen der Provinzialſtände und bereits angedeutet im Geſetz vom 30. Mai 1820 wegen Entrichtung der Gewerbeſteuer. Die Berathungen über eine veränderte Gewerbe-Verfaſſung, beſonders erſchwert durch die Verſchiedenartigkeit der gewerblichen Verhältniſſe in den einzelnen Landestheilen (die Geſetze vom 2. November 1810 und 7. September 1811 wurden in den neu- oder wiedererworbenen Provinzen nicht eingeführt, daher beſtand neben der Gewerbefreiheit in den alten Provinzen die franzöſiſche Gewerbefreiheit in den ehemals franzöſiſchen Landestheilen, den zum Königreich Weſtphalen und zum

Großherzogthum Berg gehörig gewesenen Gebieten, wogegen sich in Neuvorpommern und Rügen, im Herzogthum Sachsen u. s. w. die Zunftverfassung erhalten hatte; in der Provinz Posen waren durch das Gesetz vom 13. Mai 1833 die Exclusivberechtigungen der Zünfte aufgehoben), kamen erst in der Allgemeinen Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 mit dem dazu gehörigen Entschädigungsgesetz von demselben Tage zum Abschluß.

Die Allgemeine Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 galt für den ganzen damaligen Umfang der Monarchie.

1) Sie hob die in einzelnen Landestheilen noch bestehenden ausschließlichen Gewerbeberechtigungen auf, unter Umständen gegen Entschädigung, ebenso die Zwangs- und Bannrechte, und verordnete, daß dergleichen Rechte in Zukunft durch Verjährung gar nicht, durch Verträge und andere Rechtstitel aber nur auf höchstens 10 Jahre begründet werden können.

2) Der selbstständige Betrieb eines stehenden Gewerbes wurde jedem Dispositionsfähigen gestattet, der in Preußen einen festen Wohnsitz hatte, Ausländern nur auf Grund von Staatsverträgen oder mit Erlaubniß der Ministerien.

3) Zum Beginn des Gewerbebetriebs war nur eine Anzeige bei der Communal- oder Polizeibehörde erforderlich.

4) Für einzelne gewerbliche Anlagen, welche die Nachbarn oder das Publikum belästigen oder ihnen gefährlich sind, und zum Betriebe einzelner gemeinschaftlicher Gewerbe wurde eine besondere polizeiliche Genehmigung als erforderlich vorgeschrieben.

5) Die Gewerbeordnung befreite den Marktverkehr von den auf ihm noch lastenden Beschränkungen und regelte ihn.

6) Die polizeilichen Taxen wurden im Allgemeinen beseitigt.

7) Die Innungen blieben bestehen, konnten auch neu begründet werden. Als Zweck wurde ihnen vorgeschrieben: die Aufnahme, die Ausbildung und das Betragen der Lehrlinge und Gesellen zu beaufsichtigen, die Verwaltung der Kranken-, Sterbe-, Hülfs- und Sparkassen der Innungsgenossen zu leiten und sich der Fürsorge für die Wittwen und Waisen der Innungsgenossen zu unterziehen.

9) Gewisse strafbare Handlungen oder Makel der Persönlichkeit hatten den Verlust der Innungsrechte zur Folge. Die Rechte zum Gewerbebetriebe wurden aber dadurch nicht beeinträchtigt.

10) Jedes eintretende Mitglied mußte seine gewerbliche Befähigung durch eine Prüfung nachweisen.

11) Die Innungen wurden der Aufsicht der Communalbehörden unterstellt, jeder Berathung derselben mußte ein Mitglied der Behörde beiwohnen.

12) Als stimmberechtigt in der Innung wurden nur diejenigen Innungsgenossen anerkannt, welche ihr Gewerbe während des vorhergehenden Jahres selbstständig betrieben hatten. Frauen waren nicht stimmberechtigt.

13) Die Statuten sämmtlicher Innungen sollten einer Revision unterworfen und Innungen, die die Annahme revidirter Statuten verweigern, aufgelöst werden. (Bei Gelegenheit dieser Revision sind den Innungen Lustbarkeiten auf Rechnung der Kasse verboten worden.)

14) Die Befugniß, Lehrlinge zu halten, ſtand jedem ſelbſtſtändigen Gewerbtreibenden zu; ausgeſchloſſen von derſelben wurden nur Beſtrafte u. ſ. w., oder Meiſter, die ſich grober Pflichtwidrigkeiten gegen ihre Lehrlinge ſchuldig gemacht hatten. Gewiſſe Kategorien von Handwerkern erlangten aber die Befugniſſe, Lehrlinge zu halten, erſt durch den Nachweis der Befähigung, der durch eine Prüfung geführt werden mußte.

15) Streitigkeiten zwiſchen den Meiſtern und Geſellen oder Lehrlingen aus dem Arbeits- oder Lehrverhältniß ſollen bei Innungsgenoſſen von dem Innungsvorſtande unter Vorſitz eines Magiſtratsmitgliedes, bei Nichtinnungsgenoſſen durch die Ortspolizeiobrigkeit (in Berlin durch den Magiſtrat) vorbehaltlich des Rechtswegs entſchieden werden.

16) Geſellen und Gehilfen zu halten, war jeder ſelbſtſtändige Gewerbtreibende berechtigt.

17) Wenn nicht ein Anderes verabredet war oder geſetzliche Gründe (§§. 140. 141) zur ſofortigen Auflöſung des Arbeitsverhältniſſes vorlagen, konnte daſſelbe vom Meiſter ſowohl wie vom Geſellen und Fabrikarbeiter mit vierzehntägiger Kündigung gelöſt werden.

18) Die Wanderpflicht blieb aufgehoben.

19) Den Geſellen und Fabrikarbeitern war die Beibehaltung ihrer Unterſtützungskaſſen und Verbindungen geſtattet, vorbehaltlich der Befugniß der Regierung, die Einrichtungen derſelben nach Befinden abzuändern. Auch konnten dergleichen Verbindungen und Kaſſen mit Genehmigung der Regierung neu gebildet werden. Die bei Nichtinnungsgenoſſen arbeitenden Geſellen durften aber von dem Beitritt zu denſelben nicht ausgeſchloſſen werden.

20) Die Aufnahme der Lehrlinge ſollte, je nachdem der Lehrherr der Innung angehörte oder nicht, vor der Innung oder vor der Ortspolizeiobrigkeit erfolgen. Vor der Aufnahme mußte der Lehrling ſeine Elementarkenntniſſe nachweiſen; der Meiſter war eventuell verpflichtet, für Nachhülfeunterricht zu ſorgen. Für Aufnahme und Entlaſſung der Lehrlinge durften keine Gebühren, ſondern nur baare Auslagen erhoben werden.

21) Für die Prüfungen der Meiſter wurden beſondere Orts- oder Diſtrikts-Prüfungsbehörden angeſetzt.

22) Die Anordnungen der Allg. Gewerbeordnung über die Innungen, Geſellen, Fabrikarbeiter und Lehrlinge können durch Gemeindebeſchluß (Ortsſtatuten) mit Genehmigung der Miniſterien abgeändert werden. Insbeſondere können durch Ortsſtatuten Beſtimmungen über die Verhältniſſe der ſelbſtſtändigen Gewerbtreibenden zu ihren Geſellen und Lehrlingen mit der Wirkung getroffen werden, daß eine Abänderung derſelben durch Vertrag nicht zuläſſig iſt. Eben ſo kann durch Ortsſtatuten für alle am Orte beſchäftigten Geſellen die Verpflichtung feſtgeſetzt werden, den Unterſtützungskaſſen und Verbindungen beizutreten. Gewiſſe Beſtimmungen der Gewerbeordnung dürfen durch Ortsſtatuten nicht abgeändert werden, damit die Rechte der Innungen ſich nicht wieder in Vorrechte verwandeln.

23) Gegen Gewerbtreibende, die wegen Verbrechen verurtheilt wurden,

kann und muß unter Umſtänden auf Verluſt der Befugniß zum ſelbſtſtändigen Gewerbebetriebe für immer oder auf beſtimmte Zeit erkannt werden.

24) Die Coalition iſt den Arbeitgebern wie den Arbeitnehmern verboten. (Eine Geſetzesvorlage über Coalitionsfreiheit, welche die Regierung im Jahre 1866 dem Landtage vorlegte, wurde vom Herrenhauſe verworfen.)

Die weitere Entwickelung der Allg. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 gehört zwar theilweis erſt dem nachfolgenden Abſchnitt an, ſie ſei aber der beſſern Ueberſicht wegen gleich hier erwähnt. Dieſes Vorgreifen rechtfertigt ſich auch nur deshalb, weil Preußen faſt der einzige deutſche Staat iſt, der nach dem Jahre 1848 die Gewerbefreiheit weiteren Einſchränkungen unterwarf, während alle übrigen Staaten ihre Gewerbeverfaſſungen nach dem Princip der Gewerbefreiheit reformirten. Dieſe Verſchiedenartigkeit der Entwickelung in dem jüngſten Zeitabſchnitt erklärt ſich dadurch, daß Preußen mit ſeiner Gewerbeverfaſſung den Standpunkt, auf welchen die übrigen deutſchen Staaten erſt nach dem Jahre 1848 gelangten, ſchon im Jahre 1810 eingenommen hatte und durch die ſeitdem gemachten Erfahrungen auf einen eigenthümlichen Entwickelungsgang gedrängt war.

Die Verordnung vom 9. Februar 1849 über die Errichtung von Gewerberäthen ꝛc. modificirte die Allg. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 in einzelnen Punkten ſehr erheblich.

1) Für die Wahrnehmung der allgemeinen Intereſſen des Handwerks- und Fabrikbetriebs wurden Gewerberäthe eingeſetzt, die aus einer Handwerks-, einer Fabrik- und einer Handels-Abtheilung beſtanden und aus Wahlen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber hervorgingen. Die Koſten der Gewerberäthe wurden theils von den Gemeinden, theils von den betheiligten Gewerbetreibenden aufgebracht. An denjenigen Orten, wo ein beſonderer Gewerberath nicht beſteht, hat die Communalbehörde die ihm zugewieſenen Angelegenheiten zu erledigen.

2) Der ſelbſtſtändige Betrieb eines der im §. 23 benannten Handwerke war fortan nur nach vorgängiger Prüfung geſtattet. Dem Miniſterium wurde die Befugniß verliehen, unter Umſtänden von dieſer Prüfung zu dispenſiren.

3) Die Arbeits-Abgränzung unter den Handwerkern wurde dem Gewerberath unter Berückſichtigung der Anordnungen des Miniſteriums übertragen.

4) Die gleichzeitige Ausübung mehrer Handwerke konnte durch Ortsſtatuten beſchränkt werden.

5) Den Fabrik-Inhabern wurde die Beſchäftigung von Handwerksgeſellen nur zur unmittelbaren Erzeugung und Fertigmachung ihrer Fabrikate, ſo wie zur Anfertigung und Inſtandhaltung ihrer Werkzeuge und Geräthe geſtattet. Fabrik-Inhabern, welche ein den Beſtimmungen der §§. 23 und 26 unterliegendes Gewerbe (Handwerk) betreiben, wurde, falls ſie nicht die Meiſterprüfung beſtanden haben, die Beſchäftigung von Geſellen außerhalb ihrer Fabrikſtätten unterſagt.

6) Inhaber von Magazinen zum Detail-Verkauf von Handwerkerwaaren dürfen ſich mit deren Anfertigung dann befaſſen, wenn ſie die

Meiſterprüfung beſtanden haben. Wo das Halten ſolcher Magazine erhebliche Nachtheile für die gewerblichen Verhältniſſe des Orts zur Folge hat, kann es ortsſtatutariſch beſchränkt werden.

7) Die Meiſterprüfung wurde abhängig gemacht

a. von der Zurücklegung des 24. Lebensjahrs;

b. von dem Beſtehen einer Lehrzeit und der Geſellenprüfung;

c. von einer dreijährigen Geſellenzeit.

Von den Bedingungen zu a. und c. kann unter Umſtänden dispenſirt werden.

8) Die Geſellenprüfung darf vorbehaltlich etwaiger Dispenſation erſt nach Beendigung einer dreijährigen Lehrzeit ſtattfinden.

9) Für die Prüfungen wurden beſondere Prüfungs-Behörden eingeſetzt: Innungs-Prüfungs-Commiſſionen, aus einem Mitgliede der Communal-Behörde als Vorſitzenden, zwei von der Innung gewählten Meiſtern und zwei von den Geſellen gewählten Geſellen beſtehend, und Kreis-Prüfungs-Commiſſionen, deren Mitglieder ebenfalls von den Innungen reſp. Meiſtern des Bezirks gewählt und deren Vorſitzende von der Regierung ernannt wurden. Die Kreis-Prüfungs-Commiſſionen bilden theils die Prüfungs-Behörde für diejenigen Gewerbetreibenden, die einer Innung nicht beitreten wollen, theils die Rekurs-Inſtanz gegen Beſchlüſſe der Innungs-Prüfungs-Commiſſionen.

10) Durch Ortsſtatuten kann feſtgeſetzt werden, daß die Aufnahme aller Lehrlinge vor den Innungen erfolgt, die letzten auch bei der Beaufſichtigung aller Lehrlinge mitwirken.

11) Vor der Feſtſtellung der in Ortsſtatuten aufzunehmenden Anordnungen über Verhältniſſe der Geſellen ſind Vertreter derſelben (Altgeſellen) zu hören.

12) Handwerksmeiſter dürfen nur Geſellen und Lehrlinge ihres Handwerks beſchäftigen und Geſellen nur bei Meiſtern ihres Handwerks in Arbeit treten. Ausnahmen können vom Gewerberath geſtattet werden. Die Beſchäftigung weiblicher Perſonen unterliegt keiner Beſchränkung.

13) Die tägliche Arbeitszeit der Geſellen, Lehrlinge und Fabrik-Arbeiter kann vom Gewerberath feſtgeſetzt werden.

14) Den Fabrik-Inhabern wurde zur Pflicht gemacht, die Arbeiter in baarem Gelde zu befriedigen.

15) Den Gemeinden wurden in den §§. 56—59 ſehr weitgehende Befugniſſe eingeräumt, durch Ortsſtatuten die ſelbſtſtändigen Gewerbetreibenden, die Geſellen und Fabrik-Arbeiter zu Unterſtützungskaſſen zu vereinigen, auch die Arbeitgeber zu zwingen, ſich bei den Unterſtützungskaſſen der Geſellen und Fabrik-Arbeiter durch Beiträge aus eigenen Mitteln zu betheiligen.

16) Die Innungs-Statuten ſollten abermals einer Reviſion unterworfen werden, wobei namentlich auf eine Herabſetzung der Aufnahme-Gebühren (bis auf 5 Thaler als Maximum) Bedacht genommen werden ſollte.

17) Ausländer ſollten nur aus erheblichen Gründen zum ſelbſtſtändigen Gewerbebetriebe in Preußen zugelaſſen werden.

18) Die polizeiliche Erlaubniß zum Betriebe gewiſſer Gewerbe (Handel mit gebrauchten Kleidern u. dergl., Commiſſionäre, Lohnlakaien u. ſ. w.) wurde vom Bedürfniß, welches die Gemeinde-Behörden feſtzuſtellen haben, abhängig gemacht.

19) Oeffentliche Verſteigerungen neuer Handwerkerwaaren dürfen nur mit beſonderer Genehmigung der Communal-Behörde ſtattfinden.

20) Der Marktverkehr konnte gewiſſen Beſchränkungen zu Gunſten der Handwerker unterworfen werden.

21) Bäcker können polizeilich zum Aushängen einer Selbſttaxe gezwungen werden.

22) Die Verordnung vom 9. Februar 1849 findet keine Anwendung auf die militäriſchen Werkſtätten, die Arbeiten in öffentlichen Anſtalten und die öffentlichen Bauten.

Die gleichzeitig publicirte Verordnung vom 9. Februar 1849 über die Errichtung von Gewerbegerichten iſt zwar zur Ausführung gekommen, hat aber eine praktiſche Bedeutung nicht erlangt.

Das Geſetz über die Preſſe vom 12. Mai 1851 hob den §. 48 der Allg. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 auf und verordnete, daß Buchhändler und Buchdrucker vor Beginn des ſelbſtſtändigen Gewerbebetriebs den Nachweis der Befähigung durch eine Prüfung zu führen haben.

Die Allerh. Erlaſſe vom 17. März 1852 und 30. Juni 1858 überwieſen Theile der Gewerbepolizei dem Miniſterium des Innern.

Das Geſetz vom 3. April 1854, die gewerblichen Unterſtützungskaſſen betreffend, erweiterte die Beſtimmungen der Allg. Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845 und die Verordnung vom 9. Februar 1849 in einigen Beziehungen. Namentlich legte es den Regierungen die Befugniß bei, für diejenigen Orte, in denen dem Bedürfniß nach gewerblichen Unterſtützungskaſſen nicht durch Ortsſtatuten genügt wird, ſelbſt die erforderlichen Anordungen zu treffen. Allen obrigkeitlich genehmigten gewerblichen Unterſtützungskaſſen wurden die Rechte juriſtiſcher Perſonen verliehen, ſie wurden von Arreſtſchlägen befreit und ſämmtlich der Aufſicht der Communalbehörde unterſtellt.

Das Geſetz vom 10. April 1854, betreffend die Vereinigung der Berg-, Hütten-, Salinen- und Aufbereitungs-Arbeiter in Knappſchaften verordnete, daß alle in vorbezeichneten Staats- und Privatwerken beſchäftigten Arbeiter Knappſchafts-Vereine bilden ſollen zu dem Zweck, ihren Theilnehmern und deren Angehörigen Unterſtützungen zu gewähren.

Das Geſetz vom 15. Mai 1854 änderte die Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845 und die Verordnung vom 9. Februar 1849 in folgenden Punkten ab:

1) Die Theilnahme an den Gewerberathswahlen wurde auf die ſelbſtſtändigen Gewerbetreibenden, welche Gemeindewähler ſind, beſchränkt.

2) Die Wahl des Vorſitzenden des Gewerberaths und ſeines Stellvertreters wurde der Beſtätigung der Regierung unterſtellt.

3) Die Communalbehörde wurde ermächtigt, bei dem Gewerberath einen Commissarius zu bestellen.

4) Die Kosten für die laufenden Geschäfte des Gewerberaths waren fortan nur von den wahlberechtigten Gewerbetreibenden zu tragen.

5) Die Innungs- und Kreis-Prüfungs-Commissionen erhielten eine andere Zusammensetzung. Die Mitglieder der ersten mußten von der Communalbehörde bestätigt werden, die der letzten wurden vom Landrath bestimmt.

6) Die meisten der in Bezug auf das Prüfungs- und Innungswesen den Ministerien vorbehaltenen Befugnisse wurden den Bezirksregierungen übertragen.

Das Gesetz vom 22. Juni 1861, betreffend die Abänderung einiger Bestimmungen der Allg. Gewerbe-Ordnung, bestimmt u. A. daß Personen, welche Gifte feilhalten, Kammerjägern, Pfandleihern u. s. w. der Gewerbebetrieb erst dann gestattet werden darf, wenn sich die Behörden von der Zuverlässigkeit der betreffenden Individuen in Beziehung auf den beabsichtigten Gewerbebetrieb überzeugt haben. Es ordnete ferner das Concessionsentziehungs-Verfahren.

Das Gesetz vom 1. Juli 1861, betreffend die Errichtung gewerblicher Anlagen, regelte das betreffende Verfahren. Zu diesem Gesetz wurde unter'm 31. August 1861 auch ein neues Regulativ, betreffend die Anlage von Dampfkesseln, erlassen.

Außer diesen allgemeinen Gewerbegesetzen ist die preußische Gesetzgebung noch reich an Specialgesetzen für einzelne Gewerbe. Von diesen sind hervorzuheben: das Gesetz vom 17. Mai 1853, die Allerh. Erlasse vom 2. Juli 1859 und vom 18. September 1861, die Versicherungs-Gesellschaften betreffend, das Gesetz vom 7. Mai 1855 über die Beförderung von Auswanderern, die Allerh. Cabinets-Ordres vom 7. Februar 1835 und 21. Juni 1844, den Kleinhandel mit Getränken betreffend, das Gesetz vom 31. Mai 1858, betreffend die Regulirung des Abdeckereiwesens, das Regulativ vom 28. April 1824, die Allerh. Cabinets-Ordres vom 11. Juni 1826 und vom 31. Dezember 1836 über den Gewerbebetrieb im Umherziehen, die Allerh. Cab.-Ordres vom 12. Februar 1831 und 8. Dezember 1843, betreffend den Verkehr der behufs des Suchens von Waarenbestellungen ꝛc. umherziehenden Personen.

Der Vollständigkeit wegen sind noch zu erwähnen: das Publikandum vom 14. Oktober 1815 und die Uebereinkunft vom 21. September 1842 wegen der Erfindungspatente, das Berggesetz vom 24. Juni 1865, das Gesetz wegen des Wasserstauens bei Mühlen vom 15. November 1811, die Allerh. Cab.-Ordre vom 11. Juni 1847 über den Verkauf gebundener Schul- ꝛc. Bücher durch Buchbinder, die Verordnung vom 4. October 1847 über die Marktstandsgelder, das Regulativ vom 9. März 1839 und das Gesetz vom 16. Mai 1853 über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken.

Die durch die Verordnung vom 9. Februar 1849 eingesetzten Gewerbe-

räthe sind durch ministerielle Anordnung überall wieder aufgehoben. Die Funktionen der Gewerberäthe werden jetzt durch die Magistrate versehen.

In **Hohenzollern** und **Lauenburg** hat sich die Zunftverfassung erhalten.

In den nach dem Prager Frieden mit **Preußen** vereinigten Ländern weicht die gewerbliche Verfassung von derjenigen in den älteren Landestheilen erheblich ab.

In **Hannover** wurde die Zunftverfassung durch die Gewerbe-Ordnung vom 1. August 1847 modifizirt und traten feste Bestimmungen an die Stelle schwankender Verwaltungsgrundsätze. Allein schon am 15. Juni 1848 wurde ein Gesetz, verschiedene Abänderungen der Gewerbe-Ordnung betreffend, publicirt, welches einzelne Bestimmungen dieses Gesetzes suspendirte und statt derselben „die dermalen bestehenden Verhältnisse" in Kraft ließ, andere aber abänderte. Durch diese Modification der Gewerbe-Ordnung vom 1. August 1847 hat sich in Hannover die Zunftverfassung mit unbedeutenden Milderungen erhalten. Die Zwangs- und Bannrechte sind später durch ein Gesetz vom 17. April 1852 für ablösbar erklärt worden. Zu den concessionspflichtigen gewerblichen Anlagen gehören auch die Kornmühlen, die nur concessionirt werden dürfen, wenn das genau zu erörternde Bedürfniß der Umgegend eine Vermehrung der Mühlenanlagen erfordert. Die Zünfte sind im Besitz des Zunftzwanges für den Zunftort verblieben, nur das Recht der Bannmeile ist ihnen entzogen worden. Der Zunftzwang ist indessen durch verschiedene provinzielle Bestimmungen gemildert, welche die Einfuhr auswärts bestellter Erzeugnisse gestatten. Andere Einschränkungen des Zunftzwanges sind durch das Gesetz vom 15. Juni 1848 suspendirt. Die Obrigkeit ernennt für jede Zunft einen Obmann, der die Aufsicht über dieselbe führt. Für die Gesellen ist die Wanderpflicht beibehalten. Das Meisterrecht kann nur durch zünftige Erlernung des Handwerks und Zurücklegung der Gesellen- und Wanderjahre erlangt werden; die Ansetzung von Freimeistern ist unzulässig. Personen, die Ketten- oder Zuchthausstrafe oder wegen eines von ehrloser Gesinnung zeugenden Verbrechens eine leichtere Freiheitsstrafe erlitten haben, dürfen nicht zum Meisterrecht zugelassen werden. Der Gildeschluß ist im Jahre 1853 überall aufgehoben worden. Die Erlaubniß zu Fabrikanlagen darf nur dann ertheilt werden, wenn der beabsichtigte fabrikmäßige Betrieb vom Handwerksbetriebe sich wesentlich unterscheidet und daneben ein fabrikmäßiger Betrieb im Interesse des Gewerbebetriebes selbst unentbehrlich, auf andere Weise aber nicht herzustellen ist. Der Handwerksbetrieb und der Detailhandel auf dem Lande unterliegen vielen Beschränkungen. Der Gewerbebetrieb im Umherziehen ist von besonderer, nur ausnahmsweise zu ertheilender Erlaubniß abhängig.

Die hannoversche Regierung hat im Jahre 1865 den Entwurf einer freisinnigeren Gewerbeordnung ausarbeiten lassen, der indessen nicht Gesetzeskraft erlangt hat.

Im Herzogthum **Schleswig-Holstein** hat sich mit Ausnahme einiger

Landestheile (Dithmarſchen, Nordſtrand, Marſchkrege, Chriſtiansfelde) die Zunftverfaſſung erhalten.

Für das ehemalige Kurfürſtenthum **Heſſen** exiſtirt kein Gewerbegeſetz. Da die Landesherren ſehr früh gegen die Zünfte einſchritten, ſo ſind einzelne Städte ganz zunftfrei, während ſich in anderen die Zunftverfaſſung neben dem freien Gewerbebetrieb erhalten hat. In der Sitzung vom 9. Mai 1863 beſchloß die Ständeverſammlung, die Staatsregierung um Vorlage einer auf Einführung der Gewerbefreiheit gerichteten Gewerbeordnung zu erſuchen. Die Regierung hatte demgemäß einen ſolchen Entwurf anfertigen laſſen, aber nicht publicirt.

Im Herzogthum **Naſſau** beſeitigte das Geſetz vom 15. Mai 1819 das Zunftweſen, ſo weit es ſich in einzelnen Landestheilen noch erhalten hatte. Nachdem durch das Geſetz vom 3. April 1848 die Handwerksgrenzen und die Meiſterprüfungen als Bedingung des ſelbſtſtändigen Gewerbebetriebs wieder eingeführt waren, hob das Geſetz vom 1. Juni 1860 faſt alle Beſchränkungen der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit auf.

In **Frankfurt a. M.** iſt die Gewerbefreiheit durch die Geſetze von 12. Januar 1864 über die Berechtigung zum Gewerbebetrieb, über die Ausführung dieſes Geſetzes, über den Fortbeſtand und die Ablöſung der gewerblichen Realgerechtſame, ſo wie durch das Geſetz, betreffend die weitere Ausführung des Art. 11 der Conſtitutionsakte am 1. Mai 1864 ins Leben getreten. Art. 9 Nr. 3 des Ablöſungsgeſetzes wurde im Mai 1864 aufgehoben, nachdem die Entſchädigung der Realberechtigten geregelt war.

In den ehemals baieriſchen und großherzoglich heſſiſchen Gebietstheilen gilt noch die baieriſche reſp. großherzoglich heſſiſche Gewerbeverfaſſung, in Heſſen-Homburg die Zunft.

(Schluß folgt.)

Zwei märkiſche Bilder.

I. Chorin.

Wer auf der Eiſenbahn von Berlin nach Stettin fährt, bemerkt zwiſchen Neuſtadt-Eberswalde und Angermünde plötzlich zur Rechten ein ruinenartiges Gebäude. Wie eine Fata Morgana taucht es empor zwiſchen dem auf- und abſteigenden Sanddamm, der die Eiſenbahnſtrecke hier begleitet. An einem Waſſer, auf freiem grünen Plan ſteigt der Bau empor, ein großartiges, aus dunkelrothem verwitterten Geſtein gebildetes Mauerwerk. Der überraſchte Blick verſucht das Bild feſtzuhalten, aber umſonſt! Verſchwunden iſt die Erſcheinung, ſo plötzlich wie ſie gekommen.

Der alterthümliche Bau iſt die Ruine jenes in der Geſchichte der Mark Brandenburg vielgenannten Ciſtercienſerkloſters Chorin.

Als die Mark Brandenburg im Jahre 1373 an das Luxemburgiſche Haus überging, beſtanden in der Ukermark, außer einigen Bettelmönchsklöſtern, ſieben zum Theil reich begüterte Convente, darunter das zum Kirchenſprengel des Biſchofs zu Brandenburg gehörige Kloſter Chorin, von Mönchen bewohnt, deren Ordensregel, neben der Pflege des geiſtlichen Lebens und des Seelenheils, ganz beſonders die Förderung der weltlichen Wohlfahrt durch Anbahnung eines rationellen Feldbaues vermittelſt ländlicher Muſterwirthſchaften vorſchrieb. Das Kloſter war 1231 geſtiftet worden. In dieſem Jahre übergaben nämlich die Markgrafen Johann I. und Otto III. einem frommen Prieſter, Namens Theodorich, und ſeinen damaligen und zukünftigen Brüdern das Dorf Barzdyn, das heutige Parſtein, mit allen ſeinen Zubehörungen und Gerechtſamen und verſprachen, ihn von allen Abgaben zu befreien und in ihren perſönlichen Schutz zu nehmen, wenn er daſelbſt der Jungfrau Maria zu Ehren ein Kloſter errichten werde, welches ein Zufluchtsort aller Diener Gottes ſein und alle Pilger, Schwache und Flüchtlinge in ſeine Mauern aufnehmen ſollte.

Dies muß geſchehen und der Bau ſofort in's Werk gerichtet worden ſein; denn ſchon im Jahre 1233 ſah ſich Biſchof Conrad von Camin veranlaßt, „dem neuen Kloſter, welches da heißt Gottesſtadt, ehemals aber ſlawiſch Barzſdin genannt wurde," 100 Hufen Landes zu ſchenken, und 1234 nahm Papſt Gregor IX. das „Marienkloſter Gottesſtadt zu Bardin" (Parſtein) in ſeinen beſonderen Schutz, bei welcher Gelegenheit man erfährt, daß die Mönche dem Prämonſtratenſer-Orden angehörten und in dem Biſchof von Camin ihren Oberhirten zu erkennen hatten.

Nun verfließt ein Zeitraum von faſt einem Vierteljahrhundert, während deſſen man über das Geſchick der Stiftung nichts erfährt. Sie hat aber große Veränderungen erlitten und iſt am Schluß jener dunklen Periode zum Ciſtercienſerkloſter umgewandelt und vom Caminſchen Sprengel abgenommen und dem des Biſchofs von Brandenburg beigelegt worden. Dies iſt aus einer Urkunde des Brandenburgiſchen Biſchofs Otto vom Jahre 1258 zu erſehen, worin derſelbe das Kloſter „Marienſee" nennt. Aus dem nämlichen Jahre giebt es zwei andere Urkunden von dem markgräflichen Brüderpaar Johann I. und Otto III., welche für die Geſchichte des Kloſters überhaupt wichtig ſind, inſonderheit die, welche als der eigentliche Stiftungsbrief des Kloſters Marienſee angeſehen werden kann; wir kennen dieſelbe jedoch nicht in der Urſchrift, ſondern nur durch Uebertragung in den Beſtätigungsbrief, welchen die Markgrafen Johann II., Otto mit dem Pfeile und Conrad I. gleich nach Uebernahme ihrer gemeinſchaftlich geführten Regierung ausgeführt haben.

Die Lage des Kloſters auf dem Parſteiner Werder hatte aber ſo viel Beſchwerliches und Unbequemes, daß ſich Abt und Convent bald zu einer Verlegung entſchloſſen. Dieſe Abſicht wurde ſchon 1273 ausgeführt, wie man aus einer Urkunde erſieht, worin die Markgrafen ihre Genehmigung ertheilen daß das Kloſter „von der Inſel, die der See Parſtein umgiebt, oder vom Marienſee nach derjenigen Stelle verlegt werde, welche der See Koryn umgiebt und die dem Abte von Alters her gehört habe; ſowie daß der alte

Name Marienſee in Koryn verwandelt werden ſollte.“ Gleichzeitig beſtätigten die Markgrafen dem Kloſter alle ſeine Beſitzungen und fügten denſelben noch beträchtliche hinzu.

Auf dieſer Stelle hat das Kloſter, das in der Geſchichte des falſchen Waldemar eine große Rolle ſpielte und um das Jahr 1400 ſeine Blüthe erreichte*), bis zur Reformation beſtanden; auf ihr erblicken wir noch heute die Ueberreſte ſeiner Gebäude, ganz beſonders aber die prachtvolle Ruine ſeiner Kirche, die unbedingt die ſchönſte Kloſterkirche ſein dürfte, welche es in der Mark Brandenburg giebt. Die Anſicht derſelben iſt im Innern wie von außen durch die edle Einfachheit des Stils, das ſeltene Ebenmaß aller Theile und die beträchtliche Höhe im Verhältniß zur Breite des Gebäudes, gleich überraſchend. Sie iſt in der Geſtalt eines Kreuzes gebaut und reicht mit dem hohen Chor bis dicht an das Ufer des Marienſee's; der hohe Chor bildet einen Halbkreis mit ſieben hohen Fenſtern. Den übrigen Raum nahmen ein Hauptſchiff und zu beiden Seiten zwei Nebenſchiffe ein, von welchen letzteren nur das vom hohen Chore aus zur rechten Seite gelegene Nebenſchiff noch vorhanden iſt. Die ganze Länge der Kirche mißt 111 Schritte, die Breite des mittleren Hauptſchiffs 16 Schritte; dabei iſt ſie verhältnißmäßig ſehr hoch und von einem leichten Kreuzgewölbe überdeckt. Es wird von eilf ſchlanken, freiſtehenden Pfeilern und einem zwölften eingemauerten Pfeiler getragen. Der Zahl dieſer Pfeiler, die zu beiden Seiten des Mittelſchiffs ſtehen, entſpricht eine gleiche Zahl ſchmaler, doch ſehr hoher Fenſter.

Den Namen des Dorfes und See's findet man in den älteſten Urkunden ſtets Corin, Korin oder Koryn geſchrieben, aber ſchon 1274 nimmt der Name des Kloſters die Form Chorin oder Choryn an, die von da an häufiger wird, doch immer mit der urſprünglichen Schreibweiſe abwechſelt. Letztere iſt, wenn auch jetzt nicht die übliche, die richtige; denn der Name kann nicht von dem in die ſlawiſchen Dialecte eingedrungenen Fremdworte Chor abgeleitet werden, ſondern wurzelt offenbar in dem Worte „Koré,“ und das bedeutet Eichenrinde, die von den ſlawiſchen Anſiedlern in den damals an Eichenwäldern ſo reichen Gegend als Gerbeſtoff in großer Menge geſammelt werden mochte.

Kurfürſt Joachim II. Hector nahm am 1. November 1539 in der Nicolaikirche zu Spandow das Abendmahl zum erſten Mal in beiderlei Geſtalt und trat damit für ſich und ſeine Lande der Reformation bei. Da ſchlug auch für Chorin die letzte Stunde. Faſt 300 Jahre hat das Kloſter beſtanden und auf die landwirthſchaftliche Kultur ſeiner Umgebungen förderlich eingewirkt. Die vom Kurfürſten im Jahre 1541 in der Kurmark angeordnete Kirchenviſitation hob das Kloſter auf und vereinigte ſeine Beſitzungen mit den kurfürſtlichen Kammergütern. Von 1654 bis 1661 der Joachimsthalſchen

*) Nichts vermochte ſein Anſehen zu erſchüttern. Selbſt die Fehden der Großen der Mark berührten niemals ſeine heiligen Mauern. Ja, als die Quitzow's mit ihrer Macht es bedrohten, gelang es der Beredſamkeit ſeines Abtes, dieſe Fehdeluſtigen zu beſtimmen, das Kloſter und ſeine Güter unangetaſtet zu laſſen, ſogar ſie in ihren ewigen Frieden zu nehmen.

Fürſtenſchule überwieſen, wurde in dem letzten Jahre Chorin wieder ein kurfürſtliches Amt, darauf 1706 einer Abtheilung Invaliden eingeräumt, welche in den damals noch vorhandenen Mönchszellen wohnten, und ſeit 1721 iſt es ein königliches Amt oder eine Domaine geblieben, wo jetzt, wie vor einem halben Jahrtauſend, ein reges landwirthſchaftliches Leben herrſcht. Die alten Mauern ſind zum Theil ausgebaut, bewohnbar gemacht; Neubauten, practiſchen Zwecken entſprechend, ſind ihnen hinzugefügt. Schuppen, Scheunen, Ställe ſind aus den heiligen, im dreißigjährigen Kriege von den Schweden arg zerſtörten Räumen geworden, Wirthſchaftsgebäude jeglicher Art, dienend zur Aufbewahrung der Früchte des Feldes, der Geräthe des Landmannes. Nur die alte Kirche iſt dieſem Schickſal entgangen. Sie darf nicht niederen Lebensbedürfniſſen dienen. Es ſchützt ſie königlicher Wille und Befehl.

Chorin iſt, nach dem Bericht der Chroniſten, die Ruheſtatt einiger Markgrafen. Die erſte markgräfliche Leiche, welche im Kloſter beigeſetzt wurde, war die des Markgrafen Johann I., welcher die Markgrafſchaft über das Ukerland erweitert und das Kloſter Chorin ſelbſt gegründet hatte. Ihm folgten mehrere ſeiner Nachkommen in der Wahl dieſes Begräbnißortes, namentlich Johann II., Otto mit dem Pfeile, deſſen Bruder Conrad und endlich Waldemar. An der Begräbnißſtätte von Fürſten, welche für die Gründung und erſte Einrichtung des brandenburgiſchen Staates ſo Großes leiſteten, wie beſonders Johann I. und Waldemar, regen die hiſtoriſchen Erinnerungen, welche ſich an dieſe Namen knüpfen, wohl in jedem Preußen, der die Geſchichte ſeines Vaterlandes kennt, ein wehmüthiges Dankgefühl auf. Das Anſchauen der großartigen, ſchönen Ueberreſte der alten Kloſtergebäude, welche ihre Gruft bezeichnen, giebt den Ueberlieferungen der Geſchichte hier eine mächtige Kraft und unmittelbare Wirkung auf das Gemüth und läßt Einen nicht ohne lebhafte Bewegung unter dieſen Trümmern umherwandeln.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Die Luxemburger Frage, welche seit Wochen die politische Welt in Spannung erhält und die Börse so gewaltig erschüttert, spitzt sich immer mehr zu der alleinigen Frage wegen des Besatzungsrechtes Preußens in Luxemburg zu. Von dem Kaufgeschäft ist nicht mehr die Rede und kann nicht mehr die Rede sein, nachdem Holland von demselben zurückgetreten ist.

Man kann aber nicht sagen, daß durch diese Zuspitzung der Frage die Möglichkeit einer leichteren Lösung gewonnen worden sei; im Gegentheil hat sie dadurch eine direct gegen Preußen gewendete feindselige Richtung genommen und vergiftet sich durch die nationale Erregung, welche sie in Frankreich von Tag zu Tage mehr herausfordert; während in Preußen der immer lauter kreischende Ruf der französischen Presse: „Hinaus aus Luxemburg!" trotz der uns eigenen Ruhe und Mäßigung schließlich doch zu einer Erbitterung führen muß, deren Anschürung schwere Verantwortlichkeit auf die Urheber wälzen wird.

Um so schwerere, als Preußen nicht blos sein gutes Recht und seine militärische Ehre zu wahren, sondern auch für die Sicherheit Deutschlands einzustehen hat, zu dessen Defensional-System Luxemburg gehört; während die Franzosen für ihre Forderung keinerlei Legitimation besitzen, als ihre Eifersucht auf die militärischen Erfolge Preußens und das Verlangen, sich von der Bitterkeit dieser Empfindung durch eine Demüthigung Preußens zu befreien.

Es wäre Europa's Pflicht, zu Preußen zu stehen, denn Luxemburg und das preußische Besatzungsrecht gehören zu den Sicherheits-Maßregeln, welche die europäischen Mächte 1814 gegen Frankreich aufzurichten für nöthig fanden, und es ist nicht einzusehen, warum man solche Sicherheit gegen das zweite Kaiserreich für weniger dringlich halten sollte, nachdem es seinen der Ruhe der Welt so gefährlichen Charakter durch Aufwerfung immer neuer „Fragen" deutlich genug dokumentirt, und gerade jetzt durch die Luxemburger Frage recht gründlich dokumentirt hat.

Leider kann man auch kaum noch zwischen der Politik der französischen Regierung und der Aufgeregtheit der öffentlichen Meinung zu Gunsten der ersteren unterscheiden. Obwohl dieselbe noch keine bestimmten Forderungen an Preußen gestellt hat, trifft sie doch solche Maßregeln, welche eine eventuelle Forderung mit einer Kriegsdrohung verknüpfen lassen würden. Es ist freilich noch zweifelhaft, ob der Krieg in den Wünschen des Kaisers liegt, da er sich darüber nicht täuschen kann, daß er in den Wünschen Derer liegt, welche mit dem jetzigen Regierungssystem unzufrieden sind; es ist daher auch möglich,

daß die drohenden Rüſtungen der augenblicklichen Stimmung ſchmeicheln und dieſelbe hindern ſollen, eine feindſelige Richtung nach innen zu nehmen; die Gefahr für die Ruhe Europa's wird aber dadurch nur wenig behoben. Denn es fragt ſich immer, ob die franzöſiſche Regierung ſchließlich die Macht haben wird, auch gegen die Strömung der öffentlichen Meinung bei einer friedlichen Politik zu beharren. Es wird ihr jedenfalls um ſo ſchwerer fallen, je mehr die um ihre Auffaſſung der Sachlage befragten Cabinette, ſei es um des Friedens willen, ſei es, um dem ſo raſch gewachſenen Anſehen Preußens einen kleinen Stoß zu verſetzen, geneigt ſcheinen, ſich im Sinne der franzöſiſchen Prätenſionen zu erklären. Wollte man indeß aus dieſen angeblichen Erklärungen der Cabinette einen Schluß auf ihre eventuelle Stellung bei einem wirklichen Kriegsfall ziehen, ſo würde ſich ſolcher doch wohl nicht zutreffend erweiſen. —

Ein Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland würde Europa in Mitleidenſchaft ziehen, und um ſich dieſe zu erſparen, muthet man wohl gegen beſſere Einſicht Opfer zu oder erfindet Combinationen, in welchen man ſelbſt ſofort eine Schädigung realer Intereſſen ſehen würde, wenn Preußen den Kriegsfall an ſich kommen ließ.

Frankreich richtet für den Kriegsfall ſein Augenmerk hauptſächlich wohl auf Italien, Oeſterreich und Süddeutſchland. Der Miniſterwechſel in Florenz, welcher den franzöſiſch geſinnten Ratazzi an die Spitze des Cabinets gebracht hat, mag den franzöſiſchen Ausſichten günſtig ſein; obwohl es eine verſtändige Politik Italiens wäre, ſich je mehr und mehr von Frankreich zu emancipiren. Aber Italien braucht Frankreich wegen der römiſchen Frage; es mag ein Bündniß Frankreichs mit Oeſterreich fürchten, deſſen Koſten ihm vielleicht zur Laſt fallen könnten, und es wird durch ſeine finanziellen Verlegenheiten auf Frankreich verwieſen. Gegen die treibende Gewalt der Intereſſen kommt die Ideal-Politik nicht auf, obwohl ſich erſt dieſer Tage die Union Liberale in Bologna und der Nationalverein in ſchön ſtiliſirten Glückwunſch-Adreſſen Friede und Freundſchaft zugeſagt haben.

Oeſterreich hat das dringendſte Intereſſe am Frieden, obwohl eine Partei vorhanden ſein mag, welche zum Kriege drängt, um möglicher Weiſe eine Revanche für Sadowa zu gewinnen. Es iſt aber doch im höchſten Grade fraglich, ob ſelbſt im Fall eines Krieges zwiſchen Frankreich und Deutſchland die richtige Würdigung des öſterreichiſchen Intereſſes geſtatten würde, die geſuchte Revanche gerade an Preußen zu nehmen. Ein Krieg Oeſterreichs gegen Preußen wäre ja ein Krieg Oeſterreichs gegen Deutſchland; ein Krieg, welchen nicht etwa die Gefühlspolitik abräth, ſondern die Rückſicht auf die Exiſtenzfähigkeit des Kaiſerſtaates, welcher ſeine außerdeutſche Stellung nicht in eine antideutſche Stellung umwandeln kann. Oeſterreich wird aber um ſo weniger etwaigen franzöſiſchen Lockungen nachgeben können, als die Allianzverträge der ſüddeutſchen Staaten mit Preußen und die Preußen und dem Norddeutſchen Bund ſich zuwendenden Sympathien alle Rheinbundsgelüſte fernabweiſen. Es iſt ein erfreulicher Beweis wieder erwachten nationalen Lebens, daß die drohende Gefahr Aller Blicke und Aller Hoffnungen nach Preußen wendet.

So ſtanden die Dinge nicht, als der Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich ausbrach. Damals verzweifelten Viele; die Wenigſten dachten daran, daß aus einem ſolchen Kriege ein neu gekräftigtes Deutſchland hervorgehen könne, und es ſchien Jedem erlaubt, ſeine Rettung da zu ſuchen, wo er ſie zu finden hoffte; ſelbſt bei dem Auslande! Jetzt weiſt keine Stimme in Süddeutſchland mehr nach dem Auslande — das iſt die glänzendſte Rechtfertigung der deutſchen Politik Preußens; die raſch gereifte Frucht ſeiner Siege und ſeiner Politik!

In Darmſtadt, in Baiern drängt man auf Anſchluß an den Norddeutſchen Bund, und in Schwaben erwägt man die Vortheile, welche mit dem Range eines Preußen erſter Klaſſe verbunden ſind, gegenüber den Preußen dritter Klaſſe, wie ſolche lediglich durch die Allianzverträge geſchaffen worden ſind.

Dieſe Stimmung wird zunächſt ihre rückwirkende Kraft auf den zum 29. d. M. einberufenen preußiſchen Landtag ausüben, ſo daß zu hoffen iſt, er werde die Aufgabe, um deren willen allein er berufen iſt, raſch und in einem der deutſchen Einigung förderſamen Sinne löſen. Wir haben ſchon in unſerer letzten Wochenſchau darauf hingewieſen, daß die National-Liberalen des Reichstags für die Norddeutſche Verfaſſung einzuſtehen haben, welche unter ihrer Mitwirkung und zum Theil aus mit ihnen eingegangenen Compromiſſen zu Stande gekommen iſt. Indeß ſelbſt von denjenigen ihrer Geſinnungsgenoſſen, welche dem Reichstage nicht angehört, iſt nicht zu erwarten, daß ſie Schwierigkeiten erheben werden. Auch ſie ſind durch ihre in der letzten Seſſion abgegebenen Erklärungen gebunden, und Niemand wird in der gegenwärtigen Situation eine Ermuthigung finden, das große Werk der deutſchen Einigung und der Widerſtandsfähigkeit Deutſchlands gegen das Ausland ſtören zu wollen.

Der Feind pocht vernehmlich an die Pforten Deutſchlands. Es wird ſich kein Verräther finden, ſie zu öffnen; aber Verrath wäre es auch, wollte man deren kräftigſte Vertheidigung nicht fördern!

Privat-Correſpondenz aus Paris.

Frankreich rüſtet! das iſt Thatſache; aber was bedeutet dieſe Thatſache? Zunächſt wohl die Erkenntniß, daß Frankreich, welches bisher ſo ſtolz war auf ſein unbeſtrittenes militäriſches Uebergewicht und welches aus dieſem Selbſtbewußtſein ſein Preſtige nahm, in der That hinter der militäriſchen Entwickelung Preußens zurückgeblieben iſt. Müſſen aber dieſe Rüſtungen nothwendig Preußen gelten? Giebt es nicht außer der Luxemburger Frage noch andere, welche auf eine der ſeitherigen europäiſchen Stellung Frankreichs entſprechende militäriſche Organiſation drängen? In der franzöſiſchen Armee mindeſtens iſt keine Begeiſterung zu einem Kampfe mit Preußen vorhanden, und man weiß aus der Geſchichte, daß der franzöſiſche Soldat mit der Vor-

aussicht des Sieges in die Schlachtlinie treten muß, wenn er siegen soll. Das weiß auch der Kaiser — und seine Marschälle, Niel vor Allen, haben ihm gesagt, daß sie noch Monate brauchen, um die Armee kriegsbereit zu machen.

Ein höherer französischer Offizier sagte mir erst dieser Tage: „Preußen könnte uns allenfalls noch Pulver verkaufen und hätte dessen noch genug übrig zu einem Kriege mit uns." — Anders ist allerdings die Stimmung des Volkes.

Jedenfalls, wenn man dem Anscheine trauen darf, nehmen die Dinge eine ernste Wendung, und je länger die Ungewißheit dauert, desto mehr erhitzen sich die Köpfe. Die Franzosen sind nun einmal so: im ersten Augenblick war, mit Ausnahme der Stock-Imperialisten, Alles wüthend gegen den Kaiser, weil er schon wieder einmal eine „Frage" heraufbeschworen habe; nach und nach aber haben sich dieselben Franzosen eingeredet oder einreden lassen, Preußen sei zu störrig, und mit Unrecht wolle es nicht nachgeben. Sie sind deshalb nicht weniger aufgebracht gegen ihren Kaiser, aber der Chauvinismus fängt an sich zu regen, und es würde der Regierung fast leicht werden, den Krieg als eine Ehrensache darzustellen. Der Kaiser ist sehr unschlüssig. Er fühlt, daß sein „Gebäude" wackelt und daß ihm Nichts übrig bleibt, als sich in der Meinung wiederherzustellen. Die Chauvinisten in seiner Umgebung schüren das Feuer. Die officiellen politischen Männer, wie Lavalette, Moustier u. s. w., bedauern diese Situation, sie wünschen einen Ausgleich, sie sagen nichts Verletzendes gegen das Berliner Kabinet. Der Kaiser glaubt fest, Preußen sei ihm zu Dank verpflichtet; nach Sadowa und bei Gelegenheit der Veröffentlichung der geheimen Verträge mit den Südstaaten habe er ihm seine Sympathien bewiesen. Preußen möge in Deutschland machen, was es wolle, aber er werde sich seine „Rechte" außerhalb Deuschlands nicht schmälern lassen u. s. w. Man versichert, daß von einer Neutralisirung Luxemburgs keine Rede sein könne, daß aber eine Vereinigung des Landes mit Belgien nebst einer äquivalenten Compensation für Frankreich an der Belgischen Grenze vielleicht angenommen werden könnte.

In dieser Richtung sollen sich auch die Auffassungen Oesterreichs und Englands mit den Wünschen Frankreichs begegnen; aber werden sie Eindruck auf Preußen machen? Kann man von Preußen verlangen, daß es sein Recht und die Sicherheit Deutschland opfert, um das bröckelnde Piedestal des zweiten Kaiserreichs mit frischer Tünche zu versehen? Der Friede ist ein kostbares Gut und seine Erhaltung der größesten Opfer werth. Aber wer stört ihn? Wer hat denn die Luxemburger Frage geschaffen? Ist Preußen verbunden, die französische Regierung von deren Consequenzen zu befreien? Allerdings ist die Aufregung in Frankreich groß; aber wird die Sprache der französischen Blätter nicht eine entsprechende nationale Erregung in Deutschland hervorrufen, welcher sich Preußen nicht wird entziehen können, ohne seine neu gewonnene Stellung in Deutschland zu compromittiren? In dieser Aufstachelung der nationalen Leidenschaften liegt die Bedeutung und die Gefahr der Situation.

Will Napoleon den Krieg nicht, so wird es seine, allerdings sehr schwie-

rige Aufgabe ſein, den Hetzereien der franzöſiſchen Blätter Zügel anzulegen, welche den Krieg gegen Preußen predigen, und den Krieg zugleich als das ſichere Mittel charakteriſiren, „das Gebäude zu krönen.“ Gelingt es Napoleon nicht, die nationale Erregung zu mäßigen, ſo wird er bei ausbrechendem Kriege allerdings eine kräftige Stütze an ihr finden; Europa wird aber auch ſehr bald erkennen, daß ein ſolcher Krieg Gefahren heraufbeſchwören werde, von welchen Preußen nicht allein bedroht wäre.

Das ruſſiſche Amerika.

III.

Das Colonialgebiet wird durch einen in Neu-Archangel reſidirenden Oberbefehlshaber in oberſter Inſtanz verwaltet, der, da Anfrage in Petersburg und Beſcheid von dorther — den vor Kurzem dem Verkehr übergebenen ſibiriſchen Telegraphen unberückſichtigt — mehrere Monate brauchen, mit ziemlich umfaſſender Macht bekleidet iſt, und dem für ſeine Befugniſſe ein mangelhaft redigirtes Geſetzbuch zum Anhalt dient, welch' letzteren man ſomit am meiſten in einer ſorgſam gewählten Perſönlichkeit finden muß. In adminiſtrativer Hinſicht zerfällt das Gebiet in ſechs Bezirke (otdjel): 1) Sitcha, wozu der ganze Küſtenſtrich vom Kap St. Elias ſüdlich bis zur Parallele von 54° 40, und die in der Nähe liegenden Inſeln gehören; 2) Kadjak, beſteht aus dem Ufer und den Inſeln der Kenay'ſchen und der Tſchugatſki'ſchen Bai, der Halbinſel Aljaska bis zum Meridian der Schumagin-Inſeln, den Inſeln Kadjak, Ukamok, mit allen dazu gehörigen Eilanden, und Semidy, und umfaßt im Norden die Ufer der Briſtol-Bai und die Umgebungen der Flüſſe Nuſchagak und Kuskokwim; 3) der Nördliche oder Michael-Bezirk, der das Flußgebiet des Kuskokwim und Kwichpack und die Küſte von der Norton-Bai bis zur Behring-Straße in ſich ſchließt; 4) Unalaſchka, mit der Halbinſel Aljaska von dem Meridian der Schumagin-Inſeln an, den Fuchs- und Sinnach-Inſeln und den nördlich von der Aleuten-Gruppe liegenden Inſeln Pribylow; 5) Atcha, die Andreanow-, Ratten-, Nahen- und Commandeurs-Inſeln enthaltend, und 6) der Kuriliſche Bezirk, aus der Inſelgruppe dieſes Namens von Urup bis zur Halbinſel Kamtſchatka beſtehend. An der Spitze der Bezirke befinden ſich Commis, welche der Oberbefehlshaber aus den der Compagnie dienenden Ruſſen oder Kreolen ernennt. Ruſſen und Kreolen werden im Allgemeinen nach den in Rußland geltenden Geſetzen behandelt, die abhängigen Völkerſchaften von ihren Aelteſten (Tajonen) regiert, deren Wahl der Beſtätigung des Oberbefehlshabers unterliegt; die unabhängigen Völker regieren ſich ſelber, und die Compagnie hat nur einen ſehr beſchränkten Einfluß auf ſie.

In geiſtlichen Dingen iſt ruſſiſch Amerika dem in Blagowäſchtſchenſka (Amur-Gebiet) reſidirenden Erzbiſchof von Kamtſchatka, der Kurilen und Aleuten untergeordnet, während der Biſchof von Neu-Archangel, deſſen Sitz vor einigen

Jahren nach Jakutsk verlegt worden ist, die direkte Oberleitung ausübt. 7 Pfarrkirchen, 2 Filiale und 35 Kapellen sind vorhanden, drei Missionen wurden zur Bekehrung der Heiden gegründet, und schon 1793 begann die Abordnung christlicher Sendboten. Aber 1797 ertrank der Bischof Joseph auf der Rückreise von Rußland, wohin er zum Empfang der Weihe berufen war, mit dem ganzen Clerus, so daß bis 1810 den Colonieen nur ein einziger betagter Klostergeistlicher verblieb. Gegegenwärtig sind 27 Personen geistlichen Standes aufgeführt, wozu noch ein Pfarrer für die Lutheraner kommt, deren es in Neu-Archangel ziemlich viele giebt, und die dort auch eine eigene Kirche haben.

Die Bekehrung der Aleuten fand keine Schwierigkeit und ging namentlich im Bezirke Unalaschka glücklich von Statten, wo der jetzige Erzbischof von Kamtschatka damals als Geistlicher wirkte. Er erlernte die Sprache der Aleuten, übersetzte viele kirchliche Bücher und verbreitete die Kenntniß des Lesens und Schreibens. Von den übrigen Eingebornen nehmen diejenigen den wahren Glauben an, welche öfter in die Nähe der Missionen kommen, lediglich allerlei Vortheils wegen, doch im Ganzen vermindert sich die Zahl der Bekehrten mit jedem Jahre, namentlich unter den Koloschen. Es wurden von den Eingeborenen der verschiedenen Stämme getauft: im Jahre 1845: 531, 1854: 38, 1859: 42, und von 1841—1860, also in 20 Jahren, 4700, doch auch die Zahl existirt nur auf dem Papiere, da viele von den Nomaden, nachdem sie die Taufe empfangen, vielleicht niemals wieder einer Mission nahe kommen und ihre Christenpflicht vergessen. Außer dem Mangel an tüchtigen, der Landessprache mächtigen Missionairen ist ein Haupthinderniß der Bekehrung die Vielweiberei, der die Eingeborenen ungern entsagen, dann auch wohl die herumschweifende Lebensweise und der entgegenstrebende Einfluß ihrer Zauberer.

Die gewerbliche Thätigkeit der Colonieen erstreckt sich zur Zeit auf den Fang von Land- und Seethieren, auf die Gewinnung von Steinkohle und den Handel mit Eis und Holz, alles Ausfuhrartikel, welche der Compagnie eine beständige Einnahme gewähren, und Artikel lediglich für den Bedarf der Colonieen selbst, an welchen kein baarer Verdienst ist. Der Bergbau auf Steinkohlen ist seit einiger Zeit in der Gegend der Kenay'schen Bucht eröffnet. Ganz gute Qualität ist noch nicht gefunden, wie überhaupt die Formation der Kohle je weiter nach Norden desto unvollkommener werden soll. Was den Handel mit Eis betrifft, so liefert das Colonialgebiet diesen Artikel nicht bestimmt und reichlich genug, auch ist der Markt vorläufig noch beschränkt und die Concurrenz mit dem Amur bedeutend, und die Ausfuhr von Holz ist bisher nur eine geringe und nur versuchsweise gewesen. Das Hauptgeschäft wird mit Pelzwerk gemacht, es ist der Nerv des ganzen Unternehmens. Die Art, dieses Geschäft zu betreiben, hat verschiedene Phasen durchlebt. Als die Compagnie mit ihren Privilegien in's Leben trat, hatten die ohne jegliches System darauf loswirthschaftenden kleinen Gesellschaften, wie sie früher bestanden, ihrem Uebel vorgearbeitet. Sie selbst trieb es einstweilen so weiter, bis 1805 der Kammerherr Resanow die Colonieen besuchte und darauf drang, ein bestimmtes System einzuführen, um einer gänzlichen Ausbeutung der Thiere, namentlich der Seebären, vorzubeugen, welche nebst den Seebibern

die einträglichſte Species ſind und von denen in letzter Zeit des Jahres 8000 bis 20,000 ohne alle Mühe eingebracht wurden.

Alljährlich im Mai fahren die Schiffe von Sitcha ab und ſammeln in den Factoreien an der Küſte das Pelzwerk des Winterfanges. Gegen Ende Juni kommt die Fracht nach Ochotſk und wird von da 200 deutſche Meilen landeinwärts nach Jakutſk gebracht, wo im Auguſt eine große Meſſe gehalten wird mit einem Umſatz von 2½ Millionen Silberrubeln, wovon eine Million in Pelzwerk beſteht. Dieſes Pelzwerk findet von dort einen doppelten Abſatz. Entweder ſchifft man es auf der Lena ein und bringt es über den Baikal-See nach Irkutſk, von wo es weiter geht nach Kiachta-Maimatſchin, zwei Städte, wie Altona und Hamburg, zwiſchen denen hindurch die ruſſiſch-chineſiſche Grenze läuft und wo in dem Zwiſchenraum im October, namentlich aber im Februar, große Meſſen gehalten werden. Die Chineſen kaufen dort ruſſiſches Pelzwerk, die Ruſſen Thee und Seidenwaaren. Langen die Schiffe in Ochotſk zeitig im Juni an, ſo kann die Fracht Mitte Juli in Irkutſk eintreffen. Auf der Lena fährt man nur bis Kirenſk, von dort geht die Reiſe zu Pferd in fünfzehn Tagen bis Irkutſk. Oder der andere Theil der Pelzwaaren wird nach Europa exportirt, nach Niſchnei-Nowgorod, nach Moskau, nach Leipzig. Wenn man Irkutſk erſt im October erreicht, muß man warten, bis die Schneedecke hart geworden, um im Schlitten die tauſend Meilen bis Moskau zurückzulegen. Die Schlitten ſind geſchloſſen, mit Pelzwerk gefüttert, und die Fahrt iſt ohne Beſchwerden, ſo daß ſie wiederholt von ruſſiſchen Damen, ja von Kindern zurückgelegt worden iſt. Kommt man aber zeitig im September nach Irkutſk, ſo geht man zu Wagen über Krasnojarſk, Tomſk, Katherinenburg, Perm, Kaſan in zwanzig Tagen bis Moskau. Die Reiſe von den äußerſten Poſten im ruſſiſchen Amerika bis nach Petersburg läßt ſich daher in 3½, ſpäteſtens in fünf Monaten vollenden. Die Koſten einer ſolchen Reiſe für die Beamten der Compagnie betragen in der Regel 4000 Rubel Papier oder etwa 1000 Thaler.

In den ſieben Jahren 1826—1833 hat die ruſſiſche Geſellſchaft 6⅔ Millionen Silberrubel (7¼ Mill. Thlr.) für den Unterhalt der Colonieen und den Ankauf von Pelzwerk ausgegeben. Im Jahre 1841 beſaß ſie zwölf Schiffe mit einem Gehalte von 1556 Tonnen, und v. Mofras giebt an, daß das Capital der Compagnie um dieſe Zeit an Schiffen, Gebäuden, Vorräthen, Munition auf 4 Mill. Papierrubel ſich belief, daß ſie jährlich etwa 500,000 Papierrubel oder franzöſiſche Franken für Beſoldung ihrer Beamten, Ankauf von Waaren ꝛc. ausgab und dabei eine Million in Papier gewann. Nach einer anderen Quelle betrug die Einnahme der Compagnie im Jahre 1849: 717,965 Rubel 65 Kop. Silber; die Ausgabe dagegen: 593,918 Rub. 35 Kop.; nach Abzug von 10 pCt. für das liegende Capital und ½ pCt. zum Fonds für die Armen fiel jeder Actie, die, 7484 an der Zahl, Anfangs einen Nominalwerth von 150 Rubeln hatten, 1849 aber bis auf 275 Rubel geſtiegen waren, eine Dividende von 15 Rubeln oder 10 pCt. reiner Gewinn zu.

Capitain-Lieutenant Golowin fragt in dem „Ruſſiſchen Marine-Archiv“ am Schluß eines ſehr ausführlichen Aufſatzes über das ruſſiſche Amerika:

„Entſpricht der gegenwärtige Zuſtand der Colonieen der Tragweite der der Compagnie verliehenen Privilegien, der Zeitdauer ihres Genuſſes, welche Urſachen haben den commerciellen Fortſchritt verlangſamt, und was iſt zu thun, um die Hemmniſſe einer gedeihlichen Entwickelung zu beſeitigen?" Die Antwort darauf iſt: In allen Fällen, wo eine gute Einrichtung der Colonieen, eine Verbeſſerung in der Lage der Eingeborenen und Ruſſen der Compagnie directen Vortheil verſprachen, hat ſie keine Ausgaben geſcheut. In denjenigen Fällen dagegen, wo die Vortheile zweifelhaft waren oder es zu ihrer Erlangung beſonderer Energie und Unternehmungsluſt bedürfte, hat ſie die Hände in den Schooß gelegt oder ſich mit halben Maßregeln begnügt.

Die Pelzinduſtrie war der Hauptquell ihrer Einnahme, daher eine beſondere Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand und Alles, was damit in irgend einer Beziehung ſteht. Um deswillen die Sorgfalt für die Aleuten, das Streben nach Bevölkerung und verſchiedene andere Maßnahmen, welche freilich aus Mangel an einem zuvorbedachten feſten Plane vielfach hinter ihrem Ziele zurückgeblieben ſind. Das dringende Bedürfniß, zu annehmbaren Preiſen tüchtige Seeleute, Handwerker, Techniker, Commis und Specialperſonal aller Art zu haben, nöthigte die Compagnie, Schulen und Lehranſtalten zu gründen; ſie wünſchte, brauchbare Leute in ihre Dienſte zu ziehen, deshalb mußte ſie für die alten Ausgedienten, ihre Wittwen und Waiſen ſorgen. Auf der andern Seite verſprach der Handel mit Holz und Fiſchen keinen greifbaren Vortheil, verlangte bedeutenden Aufwand ohne volle Garantie; dieſer Handel entwickelte ſich nicht. Wollte man einträgliche Verbindungen mit den Eingeborenen anknüpfen, ſo mußte man in das Innere dringen, neue Faktoreien und Garniſonen etabliren; aber das erſchien koſtſpielig und unſicher, und die Compagnie beſchränkte ſich auf einige Küſtenplätze. Die Entwickelung von Ackerbau und Viehzucht, Unterſuchungen und Forſchungen nach neuen Reichthümern im Innern des Landes verlangten Geld und Ausdauer ohne ſofortige Ausſichten; die Compagnie fand es vortheilhafter, den Bewohnern Brot und Fleiſch von auswärts zuzuführen und ſich auf keine ernſtlichen Forſchungen einzulaſſen. Sie unterhielt ein Syſtem der völligen Abſperrung, indem ſie keinen einzigen Hafen eröffnete und nur Papiergeld umſetzte; dieſes Syſtem erzeugte und begünſtigte einen lebhaften Schleichhandel. Soll man die Compagnie anklagen? Keineswegs. Sie hat einfach wie eine Handels-Compagnie auf den nahe liegenden Profit gewirthſchaftet, anders hätte ſie auch kaum beſtehen können. A. B.

Zur Charakteriſtik der einzelnen Provinzen Frankreichs.

I.

Frankreichs Bewohner, obgleich ſie in jeder Provinz einen eigenthümlichen Charakter annehmen, ſcheinen von der Natur ſelbſt beſtimmt zu ſein, eine

gleichartige Nation zu werden, gleichsam nur ein einziges Individuum zu bilden; und dies ist es auch, wodurch sie sich von allen andern Nationen Europa's unterscheiden. Frankreich ist eine zusammenhängende Masse, im Gegensatz zu Italien und Griechenland, es ist ein Land, wo die Ebenen vorherrschen, im Gegensatz zu Spanien. Die Gebirgs-Landschaften sind zu klein und zu abgesondert von einander, um ihre Unabhängigkeit gegen die Tiefländer zu behaupten; übrigens liegen vier dieser Landschaften, die Pyrenäen, die Alpen, der Jura und die Vogesen, auf den Continentalgrenzen; die fünfte, das armorische Hügelland, bildet eine oceanische Halbinsel, deren Zugang von Seiten des Innern durch keine Vormauer versperrt ist. Die Gebirge der Central-Insel bedecken freilich eine beträchtliche Fläche und sind ziemlich hoch, aber statt gleich einer Mauer eine Hochebene zu umgeben, wie die der Abruzzen und die von Castilien, sind sie durch die von gemeinschaftlichen Punkten ausgehenden und nach den entgegengesetzten Ebenen sich senkenden Thäler von allen Seiten bis in ihre innersten Winkel zugänglich. Die südlichen, nördlichen und östlichen Ebenen verkehren ohne Hinderniß mit einander. Keine Gebirgskette mit Engpässen scheidet die Ströme von einander. Die Natur hat endlich, mit Ausnahme der Küsten des Mittelmeeres, in ganz Frankreich so ziemlich den nämlichen Charakter; das Klima der Mosel und das der Garonne sind einander so ähnlich, daß sie keinen wesentlich verschiedenen Einfluß auf die Beschäftigungen und Lebensart der Bewohner äußern; überall ist der Winter mild und der Sommer gemäßigt; der Boden ist fruchtbar, ohne die üppige Vegetation der südlichen Länder zu besitzen, die Natur heiter, lachend, anmuthig, und hat weder die glänzenden Farben und die Feierlichkeit Italiens und Spaniens, noch das traurige Aussehen und die düsteren Farben der nördlichen Länder.

Ueber Frankreichs Ureinwohner und über die Bildung des französischen Volks in seiner jetzigen Zusammensetzung ist sehr viel geschrieben worden, man hat sich dabei nicht an die historischen Zeiten gebunden. Gobineau z. B. hat in „De l'inégalité des races humaines" eine wirklich interessante, leider nur zu hypothetische Schilderung der vorkeltischen Epoche geliefert, wonach Frankreich in jener Urzeit von Stämmen mongolischer Rasse bewohnt gewesen war. Allein, passons au déluge, gehen wir zur Periode über, von der wir wirklich Etwas wissen. Das, was historisch feststeht, läßt sich für unseren Zweck in wenig Worten zusammenfassen: Kelten und Germanen, mit etwas fremdem (semitischem) Blute vermischt, sind die Stammeltern der jetzigen Franzosen *). Im Norden und Osten herrschten die Teutonen vor;

*) Malte-Brun in seiner „Géographie universelle" läßt nach A. Desmoulins (histoire des races humaines) Frankreichs Bevölkerung von zwei Species oder Menschenarten und drei Hauptrassen abstammen. Die zwei Species sind die Semiten und die Scythen. Erstere theilen sich in drei Rassen: Kelten, Pelasger und Araber; letztere bietet die Germanen. Es ist wohl unnöthig, die Einwände aufzuführen, die sich gegen diese Eintheilung machen ließen, besonders wenn wir auf die Ausführung derselben im citirten Werke näher eingingen. Wir können aber nicht umhin, zu bemerken, daß Malte-Brun dabei der Franken, die doch dem Lande ihren Namen gegeben, keiner Erwähnung thut. Von diesen ist nur im historischen Theil die Rede.

im Centrum haben ſich Kelten und Franken in verſchiedenen Verhältniſſen vermiſcht; bloß im Weſten haben ſich die Kelten rein erhalten, im Süden haben Griechen und Araber, und ſelbſt die Nachkommen der römiſchen Legionen, auch Gothen, ebenſoviel, ſtellenweiſe ſelbſt mehr als die Gallier zur Bevölkerung beigetragen.

Mögen nun Abſtammung oder geringe klimatiſche Unterſchiede und ſonſtige Verhältniſſe ihren Einfluß ausüben, ſo viel iſt gewiß, daß ein größerer Unterſchied z. B. zwiſchen dem Blämen aus der Umgegend von Dünkirchen und dem Provençalen am Mittelmeer oder dem Bearneſen, der am Fuße der Pyrenäen hauſt, beſteht, als zwiſchen dem Pommer und dem Bayer oder Oeſterreicher Die Eigenthümlichkeiten, welche die Bewohner jeder Provinz charakteriſiren, ſind ſo beſtändig, daß ſie ſogar ſprüchwörtlich geworden ſind.

Die älteſte Tochter Frankreichs, die Bretagne, eine keltiſche Provinz, zieht zuerſt unſern Blick auf ſich. Von da wenden wir uns zu den alten Nebenbuhlern der Kelten, den Basken oder Iberern, die ebenſo hartnäckig in ihren Gebirgen geblieben ſind, als die Kelten in ihren Haiden und Sümpfen; dann können wir zu den Ländern übergehen, deren Bevölkerung durch römiſche und germaniſche Eroberungen gemiſcht wurde; ſo werden wir, zugleich im Raume wie in der Zeit vorrückend, die Geographie Frankreichs in chronologiſcher Ordnung überſehen.

Die Bretagne iſt die Nordweſtküſte Frankreichs, das ſogenannte Sachſengeſtade (Litus saxonicum), das in der Römerzeit ſeinen eigenen Statthalter hatte, Sachſengeſtade wohl genannt, nicht wohl weil die küſtenplündernden Sachſen abgewehrt werden ſollten, ſondern wahrſcheinlich, weil ſächſiſche Haufen (gleichſam ſächſiſche Wikinger) die Küſten vom Ausfluß der Maas bis an die Loire zum Theil beſetzt hatten. Wir finden in franzöſiſchen Jahrbüchern am Ende des 9. und am Anfange des 10. Jahrhunderts unweit Nantes mehrere ſächſiſche Gemeinden erwähnt, die möglicher Weiſe auch von den aus Transalbingien durch Karl den Großen weggeführten Sachſen abſtammen könnten. Die gegenwärtigen Kleinbriten in der Bretagne ſind ein gar eigenthümliches Völkchen für ſich, welches auch ein Jahrtauſend ſeinen eigenen politiſchen Zuſtand und, obgleich ein franzöſiſches Lehn, doch eigene Selbſtſtändigkeit hat behaupten können. So thätig, forſchend, zu allen Fortſchritten bereit, wie wir noch ſehen werden, die benachbarten Normannen ſind, ſo apathiſch und dem Schlendrian anklebend ſind die Bretagner, die Einen könnten „auri sacra fames," die Andern „parvo contentus" auf ihre Wappen ſchreiben. „Enthalte dich, und der Himmel wird dir helfen," das iſt, wie Guilbert bemerkt, der Wahrſpruch der bretagniſchen Bauern; „iſt er arm, ſo erträgt er mit Gleichgültigkeit alle Entbehrungen, iſt er krank, ſo braucht er kein Mittel dagegen, und noch im Sterben erwartet er die letzte Stunde ohne Klagen. Unter allen Leiden und aller Noth findet man ihn gleich reſignirt. Die Bretagner ſind verſtändig, ſtolz ohne Härte, religiös, den beſtehenden Gewalten in einem Gefühl von Unterordnung oder hierarchiſcher Ergebenheit gehorſam, ausdauernd, gutmüthig, gaſtfrei und redlich in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens; ihre ſprüchwörtliche

Tapferkeit geht bis zum Heroismus, und die Trägheitskraft, die ſie allen Prüfungen entgegenſetzen, macht ſie tauglich zur Ertragung der größten Beſchwerden. Ihre Zuneigungen ſind lebhaft, und man erkennt ſie an der Liebe zum Heimathlande, die ſich bei ihnen mit der Energie einer Leidenſchaft kundgiebt. Jeder Nichtbretagner, ſelbſt der Franzoſe oder Gallo, wie ſie ihn nennen, iſt ihnen ein Fremder. Mit Einem Worte, dieſe alte bretagniſche Nationalität, für welche ſie ſo lange gekämpft, iſt für ſie ein moraliſcher Inſtinct geworden, dem ſie ſtets folgen, oft ohne ſich deſſen bewußt zu ſein. Dies Gefühl geht auch in ihre religiöſen Gebräuche über, denn wenn das Feſt des großen Ablaſſes ſich nähert, bekleiden ſie die Statuen der Heiligen mit den Nationalkleidern." Michelet dagegen meint: „Der Geiſt der Bretagne iſt ein halsſtarriger, blinder Geiſt des unbeugſamſten Widerſtandes und der unerſchrockenſten Widerſetzlichkeit; einen Beweis hierfür liefert Moreau, der Gegner Bonaparte's, und noch deutlicher tritt es in der Geſchichte der Philoſophie und der Literatur hervor. Der Bretagner Pelagius, der einen ſtoiſchen Sinn in das Chriſtenthum brachte und in der Kirche zuerſt ſich zu Gunſten der menſchlichen Freiheit erhob, hatte zu Nachfolgern die Bretagner Abälard und Decartes. Alle drei haben der Philoſophie ihres Jahrhunderts einen neuen Schwung gegeben; gleichwohl zeigt, ſelbſt bei Decartes, die Geringachtung von Thatſachen, der Geſchichte und Sprachen zur Genüge, daß dieſer unabhängige Geiſt, der die Wiſſenſchaft und Pſychologie begründete und die Grenzen der Mathematik ſo ſehr erweiterte, mehr intenſive Kraft als umfaſſendes Talent beſaß. Dieſer Geiſt der Widerſetzlichkeit hat ſich, als dem Bretagner eigenthümlich, in dem letzten Jahrhundert und in dem unſrigen durch zwei ſcheinbar ſich widerſprechende Thatſachen bewährt. Dieſelbe Gegend dieſer Provinz (St. Malo, Dinan und St. Brieux), welche unter Ludwig XV. die Zweifler, Duclos, Maupertius und La Métherie, hervorgebracht, hat in unſeren Tagen dem Katholicismus ſeinen Dichter und einen Redner geboren, Chateaubriand und La Mennais."

Die Bretagner charakteriſirt auch die Angelegenheit de la Chalotais, eine Epiſode, welche in direkteſter Weiſe die allgemeine Geſchichte Frankreichs berührt. Der von dem Parlament von Rennes über eine Steuerfrage begonnene Kampf verwickelte ſich mitten im 18. Jahrhundert mit einem nicht minder ernſten Kampfe, dem gegen die Geſellſchaft Jeſu. La Chalotais, Generalprocurator beim bretagniſchen Parlament, gab bekanntlich durch ſeinen „Compte-rendu des constitutions des Jésuites" (1761) das Zeichen zum Sturm auf die Jeſuiten in Frankreich und trug hauptſächlich, indem er die anderen Parlamente zu gleichen Erklärungen veranlaßte, zur Unterdrückung des Ordens (1764) bei. Das von dem Könige der erſteren Angelegenheit wegen nach Paris geforderte Parlament antwortete auf die Vorſtellungen des Königs mit einer allgemeinen Niederlegung der Stellen. Am 10. November 1765 wurde La Chalotais, ſein Sohn und drei andere Räthe verhaftet, ein hoher Gerichtshof wird in dem Palaſt zu Rennes eingeſetzt und die Angeklagten nach einem ziemlich langen Prozeß in's Exil nach Saintes geführt.

Die öffentliche Meinung erhebt ſich zu ihren Gunſten, Ludwig XV. erklärt, um die Unzufriedenheit zu beſchwichtigen, durch einen offenen Brief, daß er keine Schuldige finden wolle, und hebt das Verbannungs-Urtheil auf. La Chalotais verwirft ſtolz die Verzeihung des Königs, er proteſtirt gegen die Gnade und verlangt, nach den geſetzlichen Formen gerichtet zu werden. Von dieſem Augenblick an werden durch die franzöſiſche Magiſtratur die höchſten politiſchen Fragen in Anregung gebracht. Man ſtellte die Frage auf, ob der König das Recht habe, direkt in eine gerichtliche Verhandlung einzugreifen. Die Parlamente des Königreichs antworteten mit Nein, beſtimmten klar die Trennung der Gewalten, und ſobald dieſer erſte Punkt einmal feſtgeſtellt war, gelangte man ſchnell dahin, die königliche Gewalt ſelbſt zu beſprechen, ihren Urſprung zu erforſchen und ihre Grenzen zu bezeichnen. Das Parlament von Rouen erklärte, „der König könne juridiſch nicht die Verurtheilung oder Freiſprechung ſeiner Unterthanen ausſprechen." Aehnliche Erklärungen erließen die Parlamente von Paris und von der Normandie. Das Parlament von Rennes aber, das ſich ſtets im Vortrab befand, faßte die ganze Polemik in Aktenſtücken zuſammen, wo die Theorieen des Contrat ſocial und die parlamentariſche Strenge ſich verbanden und in denen das Wort „Unterthan" durch das Wort „Bürger" erſetzt war. Die Parlamente wurden aufgelöſt, aber ſchon begann der Sturm zu grollen, und einige Jahre ſpäter ſtarb La Chalotais' Sohn auf demſelben Schaffot wie Ludwig XVI.

Poitou, das wir auf der andern Seite der Loire, der Bretagne und Anjou gegenüber finden, iſt ein aus ſehr verſchiedenen Elementen gebildetes, aber nicht gemiſchtes Land. Drei ſehr verſchiedene Bevölkerungen bewohnen drei verſchiedene Landſtriche, die ſich von Norden nach Süden ziehen. Hieraus entſtehen die auffallendſten Widerſprüche, welche die Geſchichte dieſer Provinz darbietet. Poitou iſt der Mittelpunkt des Calvinismus im 16. Jahrhundert, es verſtärkt die Armeen Coligny's und verſucht die Gründung einer proteſtantiſchen Republik, und Poitou iſt es auch, von wo Ende des vorigen Jahrhunderts die katholiſche und royaliſtiſche Oppoſition ausging. Die erſte Epoche gehört beſonders den Küſtenbewohnern, die andere vorzüglich dem Bocage. Mitten unter den ſchrecklichſten Wechſelfällen des Vendéekrieges erſtaunt man nicht minder über die faſt unmenſchliche Thätigkeit der revolutionären Behörden, als über die faſt unglaubliche Unfähigkeit, die ſie an den Tag legen. Sie wiſſen nichts vorauszuſehen, nichts zu ordnen, die Truppen entfalten ganz vergebens einen bewundernswerthen Muth und ſterben Hungers in dem von ihnen verheerten Lande. Man greift unabläſſig zu gewaltſamen, faſt nie zu nützlichen Maßregeln, und um ſich für den mangelnden Erfolg zu rächen, mehrt man die Schaffote. Im Jahre 1793 bittet die Verwaltung der Vendée die der beiden Sèvres, ihr die Guillotine zu leihen, letztere antwortet, daß St. Maixent daſſelbe Verlangen geſtellt habe, und um alle Anforderungen zu befriedigen, beſchließt ſie, fünf neue Guillotinen zu beſtellen. Die Grauſamkeit der revolutionären Agenten ſtand ſtets in direktem Verhältniß mit ihrer Unfähigkeit, und ohne dieſe Unfähigkeit und ohne die in blinder Hartnäckigkeit fortgeſetzten Gewaltthaten würde der Krieg im Weſten

trotz des Heldenmuthes der Vendéer viel minder blutig und lang gewesen sein. Um die Richtigkeit dieser Bemerkung zu beweisen, darf man nur den General Hoche nennen, und die strengste Kritik des Terrorismus besteht in der Vergleichung der Erfolge der Proconsuln und denen dieses hervorragenden Mannes, der zu kämpfen verstand, aber namentlich den Frieden herbeizuführen suchte.

„Gemischt aus dem römischen — und dem Gewohnheitsrechte, seine Rechtsgelehrten dem Norden sendend und seine Troubadoure dem Süden, ist", meint Michelet, „Poitou selbst, wie eine Melusine, eine Mischung verschiedener Naturen, halb Frau, halb Schlange. Gerade in diesem Lande der Mischung, dem Lande der Maulthiere und der Nattern, mußte dieser sonderbare Mythus entstehen." Der gemischte und widersprechende Charakter, der Poitou eigen ist, hat es verhindert, irgend Etwas auszuführen; es hat Alles angefangen: früher war die alte römische Stadt Poitiers, die jetzt so herabgekommen ist, mit Arles und Lyon die erste christliche Schule der Gallier. In unmittelbarer Nähe dieser Stadt, zu Ligugé, gründete der heilige Martin das erste Kloster Galliens; ein Bischof von Poitiers, der heilige Hilarius, den der heilige Hieronymus den „Rhone der lateinischen Beredtsamkeit" nennt, gab dem Christenthum den Frieden wieder, indem er bloß durch die Kraft seiner Lehren die Fortschritte des Arianismus aufhielt, welcher dem neuen Glauben seinen göttlichen Charakter raubte, indem er den menschgewordenen Gott von der Dreieinigkeit trennte und durch einen barbarischen Rationalismus diese halb wiedergeborene Welt, die eben dem heidnischen Materialismus entronnen war, zum reinen Deismus führte. Endlich flüchteten sich nach Poitiers, in's Kloster der heiligen Radegonde, wie in ein letztes Asyl, alle Götter der alten Poesie, und die lateinische Muse der Verfallzeit mischte zum letzten Mal ihr Lied mit Hymnen der siegenden Kirche. Und wie der letzte Schimmer lateinischer Poesie in Fortunatus zu Poitiers glänzte, so ging dort im 12. Jahrhundert die Morgenröthe der neueren Poesie auf. Wilhelm III. ist der erste Troubadour; er ist es, von dem ein alter Schriftsteller sagt: „Er war ein guter Troubadour, ein guter Ritter, und durchstrich lange Zeit die Welt, um die Damen zu täuschen." Damals scheint Poitou das Land der Freigeister und freisinniger Denker gewesen zu sein. Gilbert de la Porin, geboren zu Poitiers, Bischof dieser Stadt und Amtsgenosse Abälard's an der Schule zu Chartres, lehrte mit derselben Kühnheit wie jener, wurde; wie er, vom heiligen Bernhard angegriffen, widerrief wie jener, aber beharrte nicht so bei seinen Untersuchungen, wie dieser Logiker aus der Bretagne. Die Poitou'sche Philosophie entstand und ging unter mit Gilbert. Das Poitou der Sümpfe ließ sich, einmal mit der Monarchie vereinigt, von der allgemeinen Bewegung Frankreichs mit fortziehen. Fontenay erzeugte große Rechtsgelehrte, wie Tiraqueau, Besly, Brisson, der Adel lieferte gewandte Hofleute, wie Thouars, Mortemar, Mailleraie, Mauleon. Der größte Politiker und der populärste Schriftsteller Frankreichs gehören Beide dem westlichen Poitou an: Richelieu und Voltaire; Letzterer, zwar in Paris geboren, stammte von einer Familie aus Partenai.

Nur im Fluge wollen wir Limouſin durchſtreichen, dieſes hochgelegene, kalte, regnigte Land, das ſo reich an Flüſſen iſt. Seine ſchönen Granithügel, ſeine großen Kaſtanienhaine ernähren einen ehrlichen, aber plumpen Menſchenſchlag, der hart und ausdauernd bei der Arbeit, ſparſam, ein Feind ſelbſt des beſcheidenſten Luxus iſt, während der Landmann des nördlich angrenzenden Berry ſich träge, für alles Glänzende eingenommen und ſtets bereit zeigt, ſein Lokalſprüchwort: „habit de velours et ventre de son“ zu rechtfertigen. Die Bewohner des niederen Landes von Limouſin verhalten ſich anders; bei ihnen iſt ſchon der bewegliche und aufgeregtere Sinn der Südländer erkennbar. Die Namen eines Segur, St. Aulanie, Noailles, Ventadour, einer Pompadour und vor Allen eines Turenne zeigen ſchon hinreichend, wie eng ſich die Leute dieſes Land der Centralmacht angeſchloſſen und wie viel ſie dadurch gewonnen haben. Der verſchmitzte Cardinal Dubois war aus Brive la Gaillarde.

Die Auvergne wird von beſtändigen, ſich ſtets bekämpfenden Luftzügen heimgeſucht, die durch den Wechſel der Thäler und Berge hervorgebracht und verſtärkt werden. Es iſt ein kaltes Land unter einem ſchon ſüdlichen Himmelsſtrich, mit verhältnißmäßig hohen Bergen, die bald koniſche Kraterberge erloſchener Vulkane, bald Glockenberge des Trachyts ſind, aber alle in hervorragenden, auffallenden Formen, die dem Lande einen eigenthümlichen Reiz gewähren, wie er in ganz Europa nicht wieder vorkommt. Man könnte die Bewohner einen Menſchenſtamm des Südens nennen, der durch die Kälte des Nordwindes erzittert und, wie an dem Boden haftend, unter dieſem fremden Himmelsſtrich erſtarrt. Nieder-Auvergne jedoch, beſonders das große von dem Allier durchſtrömte Thal Limagne, gehört zu den reizendſten und fruchtbarſten Ländern unſeres Erdtheils. Nicht ſo leicht findet man einen ſchönern Boden, der aber ſo ſchlecht angebaut wird, oder entzückendere Landſchaften, von elenden Wohnungen verunſtaltet; nur die Limagne, jenes gelobte Land, iſt ein großer Garten, wo Alles gedeiht, das Getreide wie in Beauce, der Wein wie in Languedoc, die Aepfel wie in der Normandie, das Uebrige beſſer als in der Touraine, wo die Erde nur mit einem Stock aufgegraben zu werden braucht, um ſofort zu arbeiten und hervorzubringen. Das Leben der Bewohner von Ober-Auvergne beſonders iſt hart, rauh und armſelig; es ſind große, furchtbare, unbezähmte Menſchen, die den Geiſt ihrer Zeit eben ſo wenig kennen als ihre Geſetze, nicht geizig, aber einfach und nüchtern, die eben ſo gewaltig lieben als haſſen, die gegen jeden Unbekannten mißtrauiſch ſind, aber, wenn ſie Vertrauen faſſen, ſich ganz hingeben, muthig wie der Wind, frei wie die Luft, die ſie athmen; ein Volk von Helden, ungebildet, weil es das Buch der Natur in großen Blättern vor ſich geöffnet liegen ſieht, widerſpenſtig gegen Inſtitutionen, Auflagen und Gendarmen, weil ihm auf ſeinen Höhen die, welche ihm dies Alles ſchicken, zu klein erſcheinen. Mehr arbeitſam als erfinderiſch, thun ſie wohl daran, daß ſie aus ihren Bergen auswandern, zu denen ſie nicht ohne Gold, aber ohne neue Ideen wieder zurückkehren; gleichwohl iſt dieſen Leuten eine wirkliche Energie nicht abzuſprechen, ein bitterer und vielleicht herber Saft, der aber eine Kraft enthält,

wie die Kräuter des Cantal. Das Alter hat keine Macht über sie; man denke nur an die Jugendfrische ihrer Greise; eines Dulaure, jenes furchtbaren Historikers, der, 1755 geboren, 1808 von Napoleon eine Stelle im Finanzwesen erhielt, welcher er bis zur Restauration vorstand, eines de Pradt, jenes bekannten Publicisten, Diplomaten und Würdenträgers des ersten französischen Kaiserreiches, der 85 Jahre alt am 18. März 1844 starb und fast bis zu seinem Ableben, besonders aber nach der Julirevolution, mit einer Menge Brochüren hervortrat, in denen er sich als Ausleger und Deuter der Zeitereignisse wieder zur Geltung zu bringen suchte, und eines Montlosier, welcher in seinem hohen Alter Arbeiter und Alles, was ihm auf seinem Landgute umgab, leitete, der pflanzte und baute, und wenn es nöthig gewesen wäre, in seinem 83. Jahre, in welchem er am 9. März 1838 das Zeitliche segnete, ein neues Buch gegen die Jesuiten oder für das Feudalsystem geschrieben hätte, er, ein Freund und zu gleicher Zeit ein Feind des Mittelalters.

Dieser inconsequente und sich widersprechende Geist, den man in anderen Provinzen der mittleren Zone Frankreichs bemerkt, erreicht seinen höchsten Gipfel in der Auvergne. Da finden sich jene großen Rechtsgelehrten, jene Logiker der gallikanischen Partei, die niemals wußten, ob sie für oder wider den Papst seien; der Kanzler Michel de l'Hopital, der Reformirte und Katholiken einander zu nähern suchte, die Einführung der Inquisition in Frankreich hintertrieb und selbst beinahe ein Opfer der Bartholomäusnacht geworden wäre; Anton Arnauld, dessen flammende Rede für die legitime Nachfolge Heinrich's IV. und gegen die ligistischen Jesuiten (1594) eine geschichtliche Berühmtheit erlangt hat, eine Theologe von altkirchlichem Geiste, voll ächter Gottes- und Wahrheitsliebe, voll Feuereifer und doch auch Milde, der Kirche von ganzem Herzen hingegeben, aber auch ein unerschrockener Warner vor ihren Gefahren und Verirrungen, „der Stab der Kirche in ihren alten Tagen", von den Jansenisten als ihr Haupt angesehen, der in seinem Briefwechsel mit Leibnitz die Möglichkeit ventilirte, die Lutheraner mit Rom wieder zu versöhnen, und der in seinem hohen Alter noch durch seine unabhängige und freimüthige Haltung dem Hofe verdächtig wurde und fliehen mußte, und sein Freund Blaise Pascal, der große Mathematiker, Physiker und Philosoph, einer der seltenen Menschen, die den Geist des Christenthums abstract gefaßt, die abstracte Erhabenheit durchgängig im Leben bethätigt und in der völligen Verzichtung auf alles Irdische den Geist ausgebildet und gekräftigt haben, der Verfasser der „Lettres Provinciales écrites par Louis de Montalte" (1656—57), die, in mehr als 60 Auflagen gedruckt, die Jesuitenmoral so siegreich bekämpfen, daß bis auf den heutigen Tag die Gegner der Jesuiten diese Briefe zu plündern pflegen.

Durch Cahors wollen wir uns in das große Thal des Südens versetzen, zuerst nach Toulouse, der Hauptstadt von Languedoc, mit seinem Capitole und seinen berühmten Kirchen, von denen die Dalbade gleichsam die Weihekirche für den albigensischen Kreuzzug war. Hier war es, wo 14 Tage lang zur Vesperzeit die Betenden die Wand mit flimmernden, sich bewegenden weißen Kreuzen bedeckt sahen, bis endlich in einer Vision ein großes weißes

Kreuz aus der Kirche zum Thore der Cité hinausſchwebte, einem ſchönen, ritterlichen Manne entgegen, der das Schwert führte und in dem man dann Simon von Montfort erkannte. Allerdings ſind ſie bald genug gekommen, die Schaaren eines Montfort's, das weiße Kreuz auf der Bruſt, aber blutigroth das Schwert gefärbt; aber zugleich haben die unermüdlichen Prediger und Inquiſitoren, die Dominikaner, im Innern gearbeitet und geſchafft. Die Jahre, ja Jahrzehnte dieſer Kämpfe haben den religiöſen Charakter von Toulouſe ſehr verändert. Seit dieſer Zeit wird es Mittelpunkt des geiſtlichen Regimentes im Süden und iſt es noch heute. Kaum einen Orden des Weſtens gab es, der in Toulouſe nicht vertreten war: Benediktiner, Ciſtercienſer, Karthäuſer, Carmeliter, Trinitarier, alle Abtheilungen der Franciskaner und Dominikaner, Auguſtiner, auch früher Beguinen, dann Jeſuiten mit ihren affiliirten Orden, dazu die weiteren kirchlichen Genoſſenſchaften der Feuillants, der Penitents von grauer, blauer und weißer Farbe. Die Revolution hat allerdings tabula rasa gemacht, aber die Kirche hat heute wieder gerade in Toulouſe ihre volle Herrſcherkraft an der Bevölkerung erprobt. Eiferſüchtig wachte man ſonſt in Toulouſe oft über ſehr unſchuldige und friedliche Rechte, welche aber auch alsbald in die allgemeinen Formen der abſoluten Monarchie aufgehen ſollten. Es hatte ſich in Toulouſe ein Nachklang eines provençaliſchen Dichterhofes erhalten, die „Gaie Science“ mit ihren Leys d'Amour war ſeit 1323 unter ſieben Mainteneurs in einem Blumenfeſte, den „Jeux Floraux“, die früher in einem großen Garten gehalten wurden, alle Jahre wieder lebendig geworden. Der höchſte Preis, das goldene Veilchen, dann Tauſendſchön, weiße Roſe, Lilie, Ringelblume bildeten das edle Ziel des Wetteifers. Wie an die Stelle des Geſanges der Troubadours nun Schäfergedichte, Wortſpiele, mythologiſche Gedichte, Feſtreden auf die fabelhafte Clemence Iſaure getreten waren, ſo ſaßen nun ſtatt mächtiger Grafen und Edeldamen die Capitouls der Stadt den Spielen vor. Sie wanderten in das Capitole, und bei fetten Mittagsmahlen ward der zarte Preis von hungrigen Poeten entgegengenommen. Da ſetzte Ludwig XIV. eine von ihm abhängige und bezahlte Akademie in Toulouſe ein zur Beaufſichtigung dieſer Spiele, die Stadt aber führte dagegen den heftigſten Streit. Die Jeux Floraux haben die alte ſtädtiſche Verfaſſung überdauert, das Capitole iſt aber zur Mairie und ſomit Toulouſe eine Departementsſtadt des heutigen Frankreichs geworden, jenes Toulouſe, das einſt ſo mächtig war unter ſeinen Königen und Grafen, deſſen Parlament ihm die Oberhoheit, ja die unbedingte Herrſchaft über den Süden verliehen hatte und deſſen „Coutumes“, ſeit 1283 aufgezeichnet, das ausgebildetſte Rechtsbuch des mittäglichen Frankreichs geworden waren. Seine heftigen Rechtsgelehrten, die gegen Bonifacius VIII., dieſen Papſt, deſſen kürzeſte Charakteriſtik wir bei Valerius Herberger finden: „er praktizirte ſich in's Amt wie ein Fuchs, ſaß darin wie ein Löwe und ſtarb endlich wie ein Hund“, das Urtheil fällten, das von Philipp dem Schönen ausging, „entledigten ſich“, wie ein katholiſcher Schriftſteller ſagt, „ihrer Schuld oft auf Koſten der Ketzer; vierhundert derſelben verbrannten ſie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert.“ Später wurden ſie ein Werkzeug der Rache in den

Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Henri de Montmorency in ihrem großen blutgefärbten Saale am 30. October 1632.

Languedoc iſt ein alterthümliches Land. Plinius meint, im Narbonneſiſchen Gallien ſei es ganz ſo wie in Italien, dieſelbe ergiebige Productionskraft des Bodens, dieſelbe Fülle, derſelbe Wohlſtand. Als Auguſtus, aus dem Cantabrerkriege heimkehrend, zum erſtenmale nach Nemauſus (Nimes) kam, meint er nach Rom zu kommen: da war die Lage auf ſieben Hügeln, da war die gleiche Entfernung vom Meere; nur der Tiber fehlte, ſagt ein humoriſtiſcher Autor, er fehlte zum großen Leidweſen der Nimer, die den Monarchen des römiſchen Reiches mit Jubel empfingen. Man findet in Languedoc überall Trümmer unter Trümmern; die Camiſarden fielen über der Aſche der Albigenſer, die Sarazenen über den Gothen; unter dieſen liegen Römer und Iberer begraben. Vor den eindringenden Arabern ſind die kräftigen Gothen gewiß ſehr zahlreich im Cevennengebirge, wie ihre Brüder in den Bergen von Aſturien, zurückgeblieben, denn berittenes Kriegsvolk dringt nicht ſo nachdrücklich in die Berge. Der germaniſche Charakter, oder ſagen wir, das germaniſche Gemüth, hat ſich hier auch faſt mehr offenbart als in irgend einer anderen franzöſiſchen Landſchaft. Dieſes germaniſche Gemüth, dieſe urgermaniſche Anlage, die mehr oder weniger bei allen Völkern des Stammes hervortritt, iſt das Philoſophiſche, das Denkende, Grübelnde, Zweifelnde, welches die germaniſche und deutſche Art zeigt. Die hieſigen Enkel und Urenkel der Weſtgothen haben dieſe Anlage mehrmals als ein fürchterliches Unglück büßen müſſen. Es iſt das Land der politiſchen Freiheit und der religiöſen Knechtſchaft, mehr fanatiſch als fromm, hat es ſtets einen kräftigen Geiſt des Widerſtandes erzeugt. Selbſt die Katholiken haben hier ihren Proteſtantismus unter der Form des Janſenismus. Seit den Zeiten des Vigilance und des Felix von Urgel waren die Pyrenäen der Sitz der Ketzer. Der glänzendſte Entwickler der Skepſis, Pierre Bayle, iſt von Carla; aus Limoux waren die beiden Cheniers, Marie Joſephe und André, gebürtig, jene eiferſüchtigen Brüder, die jedoch nicht, wie man es geglaubt hat, ſich den Brudermord zu Schulden kommen ließen. Und ſollen wir noch jenen Schauſpieler aus Carcaſſonne nennen, den blutgierigen Belletriſten und Intriganten der franzöſiſchen Revolution, Fabre d'Eglantine? Wenigſtens wird man dieſer Bevölkerung Lebhaftigkeit und Thatkraft nicht abſprechen: oft mörderiſche Thatkraft und tragiſche Heftigkeit. Die Geſchichte von Nimes iſt nicht viel mehr als ein beſtändiges Stiergefecht. A. B.

Die deutſche Gewerbegeſetzgebung in ihrer geſchichtlichen Entwickelung.

(Schluß.)

V. Die Einführung der Gewerbefreiheit in Oeſterreich, Sachſen u. ſ. w.

Seit dem Jahre 1848 hat ein deutſches Land nach dem andern das Beiſpiel, welches Preußen im Jahre 1810 gegeben hat, nachgeahmt und die

Gewerbefreiheit eingeführt, bis jetzt noch ohne die Corrective, zu denen sich Preußen durch vieljährige Erfahrungen genöthigt sah. Zuerst geschah die Einführung der Gewerbefreiheit in Oesterreich, in dessen Ländern sich die verschiedenartigsten Gewerbeverfassungen ausgebildet hatten.

Im lombardisch-venetianischen Königreich waren die Zünfte durch die Allerhöchsten Entschließungen vom 11. Januar 1773, 29. März 1772, 9. Januar 1774, 27. November 1775, 6. März 1787 nach und nach gänzlich beseitigt. Alle noch übrigen Gewerbebeschränkungen hob das Dekret der italienischen Regierung vom 27. Januar 1806 auf. Seit dieser Zeit herrschte im Königreich Gewerbefreiheit, und nur einzelne Gewerbe (Apotheker, Buchhändler, Buchdrucker, Trödler, Gold- und Silberarbeiter u. A.) und gewerbliche Anlagen, die den Nachbarn gefährlich sind oder sie belästigen, waren concessionspflichtig (Reglement vom 16. Januar 1811 über das betreffende Verfahren).

In Triest herrschte von Alters her Gewerbefreiheit. Nur einzelne Gewerbe, u. A. Groß- und Kleinhandlungen, Fabrik- und Speditionsgeschäfte, bedurften einer Genehmigung.

In Dalmatien bestand im Wesentlichen dieselbe Einrichtung.

In Südtirol wurde durch Gubernial-Verordnung vom 12. November 1816 die unter dem französischen Zwischenregiment eingeführte Gewerbefreiheit wieder aufgehoben, der frühere Zustand aber nur theilweis wieder hergestellt.

In den deutschen und slawischen Kronländern hatte sich die Zunft erhalten, aber in einer durch die kaiserliche Macht seit Jahrhunderten erheblich beschränkten Weise. Schon Ferdinand I. nahm 1727 den Zünften in Oesterreich die Automanie und gab ihnen eine Ordnung, durch welche sie der obrigkeitlichen Autorität unterworfen wurden. Leopold I. schaffte 1689 eine Menge der gröbsten Handwerksmißbräuche ab, verlieh eine 68 Folioseiten füllende Taxe und ertheilte viele Privatprivilegien. Auch Joseph I. (1705—1711) und Karl VI. (1711—1740) ließen sich die Beseitigung der der Handwerksmißbräuche angelegen sein. Unter Karl VI. wurden (seit dem 12. April 1725) Anfangs in Wien, später auch in andern Kronländern Schutzdekrete und einfache Arbeitsbefugnisse eingeführt, durch welche der Gewerbebetrieb auch außerhalb des Zunftverbandes gestattet war; 1731 und 1732 wurden wie in Preußen Handwerkspatente erlassen, durch welche die Zunftverfassungen mit der Reichs-Zunft-Ordnung in Uebereinstimmung gebracht wurden. Maria Theresia schritt auf der Bahn der Zunftbeschränkungen noch weiter fort. Sie verbot durch Entschließung vom 15. Januar 1755 das Zünftigmachen von Gewerben, welche nicht schon zünftig waren, befreite die Fabriken ganz vom Zunftzwange, beseitigte die Bezirksabgrenzungen und sogenannten Gaurechte, löste bei einzelnen zünftigen Gewerben den Innungsverband ganz auf und gab, zunächst den Garnhandel und die Leineweberei, dann aber auch noch eine ganze Reihe von gewerblichen Beschäftigungen frei. Joseph II. war mit seinen Reformbestrebungen nicht glücklich. Der wichtigste Schritt, der in Oesterreich später geschah, war die 1809 erfolgte Trennung

der Polizei- und Commerzialgewerbe, von denen die letzten ganz, die ersten theilweis freigegeben wurden.

In Ungarn und den ehemals damit verbundenen Ländern bestand das Zunftwesen mit der strengsten Exklusivität, es beschränkte sich aber auf die Städte und auf einige Märkte. Auf dem Lande hing die Erlaubniß zum Gewerbebetrieb lediglich von der Willkür der Dominien ab. Im Jahr 1813 wurden die alten Zunftprivilegien und Zunftordnungen aufgehoben, und bis 1848 traten neue Zünfte und neue Privilegien an deren Stelle. Fabrikbefugnisse wurden schon seit 1808 wie in den Kronländern ertheilt; freie Gewerbsbeschäftigung war nur in Siebenbürgen gestattet. Nach der Vereinigung Ungarns mit dem ganzen Reich (1848) wurde 1851 die Gewerbs-Instruktion erlassen, deren Zweck dahin ging, die Gewerbeverfassung Ungarns und der dazu gehörigen Länder mit denen der deutschen und slawischen Kronländer in Uebereinstimmung zu bringen.

Durch kaiserliches Patent vom 20. Dezember 1859 wurde eine neue Gewerbeordnung für das ganze Kaiserreich mit Ausnahme Venetiens und der Militairgrenze veröffentlicht. Die wesentlichen Bestimmungen derselben sind folgende:

1) Der Betrieb jedes nicht concessionspflichtigen Gewerbes ist frei.

2) Concessionspflichtig sind 12 Klassen von Gewerben (Druckerei, Leihbibliotheken, Personentransport, Schiffergewerbe, Maurer-, Zimmer- und Steinmetz-Gewerbe u. s. w.). Für einige dieser Gewerbe ist ein Befähigungsnachweis vorgeschrieben.

3) Ausländer dürfen nur mit ministerieller Erlaubniß Gewerbe betreiben.

4) Zu einigen (gesundheitsgefährlichen, geräuschvollen u. ähnl.) gewerblichen Anlagen ist polizeiliche Genehmigung, theilweis ein Edictalverfahren nothwendig.

5) Jeder Gewerbetreibende ist berechtigt, die zur Herstellung seiner Erzeugnisse nöthigen Arbeiter zu vereinigen und beliebig Hilfsarbeiter anderer Gewerbe zu halten, freien Handel zu treiben und Bestellungen im Umherreisen suchen zu lassen.

6) Preissetzungen (Taxen) sind nur bei wenigen Gewerben zulässig.

7) Bäcker, Fleischer und Rauchfangkehrer müssen die Einstellung ihres Gewerbes bei der Behörde anmelden und dasselbe auf Verlangen der Behörde noch mindestens zwei Monat fortführen.

8) Gewerbetreibenden, welche der gesetzlichen Erfordernisse des Gewerbes verlustig gehen, kann der Fortbetrieb untersagt werden.

9) Die Rechtsverhältnisse zwischen Arbeitgebern und Gesellen und Arbeitern werden nach dem bürgerlichen Gesetzbuch beurtheilt. Der Arbeitscontract ist Gegenstand freier Uebereinkunft. Coalitionen und willkürliche Arbeitsniederlegungen sind den Arbeitern verboten. Jeder Gehilfe muß mit einem Arbeitsbuch versehen sein. Größere Gewerbsunternehmungen haben ein Verzeichniß des Arbeiterpersonals zu führen, eine Dienstordnung anzuschlagen und eine Unterstützungskasse einzurichten.

10) Nur diejenigen Gewerbsinhaber, welche 24 Jahr alt und nicht wegen

eines Verbrechens u. ſ. w. beſtraft ſind, dürfen Lehrlinge halten. Für das Lehrverhältniß iſt der Lehrvertrag maßgebend.

11) Alle gleichartigen Gewerbtreibenden einer Gemeinde ſollen Genoſſenſchaften (Innungen) bilden, deren Mitglied jeder Gewerbtreibende durch den Beginn des Gewerbebetriebs wird. Zweck dieſer Genoſſenſchaften iſt namentlich die Beaufſichtigung und Ausbildung der Lehrlinge (Fachſchulen), die Unterſtützung hilfsbedürftiger Genoſſen und deren Angehöriger, die Austragung von Streitigkeiten, die Erſtattung von Gutachten und die Mitwirkung bei der öffentlichen Verwaltung, ſoweit ſie die Genoſſenſchaft betrifft. Die Genoſſenſchaften ſtehen unter Aufſicht der Behörde, ihre Statuten werden von der politiſchen Landesſtelle genehmigt.

12) Den Geſellen iſt die Errichtung von Unterſtützungskaſſen unter Theilnahme an deren Verwaltung geſtattet. Die Beiträge dürfen nicht mehr als 3 pCt. vom Lohngulden und die der Gewerbsinhaber nicht mehr als die Hälfte betragen. Die Genoſſenſchaften haben die Arbeitsvermittelung zu beſorgen.

Das Prinzip der Zwangsgenoſſenſchaften hat ſich nicht bewährt. Schon im Jahre 1861 iſt im Reichsrath der Antrag geſtellt worden, an Stelle der Zwangs- die freie Genoſſenſchaft treten zu laſſen, und in Folge deſſen hat eine Emeute ſtattgefunden, bis jetzt iſt aber das Prinzip der Zwangsgenoſſenſchaft, welches in der Praxis freilich auch erſt theilweis durchgeführt, noch nicht aufgegeben.

Bremen. In Bremen war durch Geſetz vom 26. Februar 1814 die ſtarre Zunftverfaſſung wiederhergeſtellt worden, die ſelbſt den Sturz der alten politiſchen Verfaſſung im Jahre 1848 überlebte. Erſt im April 1850 wurden die Bönhofenjagden abgeſchafft und am 6. October 1851 eine neue Gewerbeordnung publicirt, die manche Schroffheiten des Zunftweſens milderte, aber noch an dem Innungszwang feſthielt. Am 4. April 1861 wurde ein neues Gewerbegeſetz veröffentlicht, welches auf dem Prinzip der Gewerbefreiheit beruht. Der Gewerbebetrieb iſt für jeden volljährigen Bremiſchen Bürger unbedingt frei, für das Lehrverhältniß ſind nur die Lehrverträge maßgebend, die Innungen beſtehen, bis ſie ihre Auflöſung beſchließen, als freie Genoſſenſchaften fort. Durch Verordnung vom 19. Mai 1863 ſind ſelbſt die Wirthſchaftsconzeſſionen aufgehoben, neuerdings iſt auch das Maklergewerbe freigegeben.

Oldenburg. Im Fürſtenthum Birkenfeld hat ſich die Gewerbefreiheit von der franzöſiſchen Herrſchaft her erhalten. Im Fürſtenthum Lübeck dagegen herrſcht die Zunftverfaſſung. Im Herzogthum Oldenburg, wo ſie am 28. Januar 1820 wiederhergeſtellt war, iſt durch das Gewerbegeſetz vom 11.—23. Juli 1861 die Gewerbefreiheit eingeführt worden. Nur gewiſſe gewerbliche Anlagen bedürfen wie in Preußen und Oeſterreich der polizeilichen Genehmigung und einzelne Gewerbtreibende der Erlaubniß der Regierung. Die Innungen ſind nach Beſeitigung ihrer Vorrechte beibehalten worden.

Königreich Sachſen. Die Gewerbeverfaſſung im Königreich Sachſen war ſehr mannigfaltig und ſchwankend. Nur rückſichtlich der Zünfte waren ſchon

früher einzelne allgemeine Anordnungen erlaſſen worden: die vom Jahre 1612 über Erledigung der Landesgebrechen, die Polizeiverordnung von 1661, die Mandate zur Abſtellung von Handwerksmißbräuchen aus den Jahren 1731, 1772, 1810, die General-Innungsartikel vom Jahre 1780 mit den Erläuterungen vom Jahre 1783 und das Geſetz vom Jahre 1840 über den Gewerbebetrieb auf dem Lande. Die Zunft umfaßte aber nur einen Theil des Handwerks und beſchränkte ſich auch nur auf einzelne Landestheile. Die Verſuche in den Jahren 1848 und 1849, durch eine Arbeiter-Commiſſion eine allgemeine Gewerbeordnung zu Stande zu bringen, ſcheiterten und ein von der Regierung im Jahre 1856 ausgearbeiteter Entwurf erlangte nicht Geſetzeskraft. Erſt unter'm 15. October 1861 wurde ein Gewerbegeſetz publicirt, welches auf dem Prinzip der Gewerbefreiheit beruht und am 1. Januar 1862 in's Leben getreten iſt.

Nach demſelben ſteht der ſelbſtſtändige Gewerbebetrieb jedem dispoſitionsfähigen Inländer, der das 24. (unter Umſtänden 21.) Lebensjahr zurückgelegt hat, ohne Unterſchied des Geſchlechts frei, der Betreffende muß den Gewerbebetrieb aber bei der Obrigkeit anmelden, die ihm eine Beſcheinigung darüber ertheilt, ſobald er den geſetzlichen Beſtimmungen über das Bürgerrecht genügt hat. Einzelne Gewerbe (die Preßgewerbe, Gaſtwirthſchaften u. ſ. w.) ſind conceſſionspflichtig, andere (Gewerbetrieb im Umherziehen und gewiſſe gewerbliche Anlagen) bedürfen der obrigkeitlichen Genehmigung, noch andere (Transportgewerbe, Muſikmachen u. ſ. w.) unterliegen der polizeilichen Regelung. Vom Befähigungsnachweis ſind abhängig: der Hufbeſchlag und die ſelbſtſtändige Ausübung von Bauten. Für Gaſthöfe können Realconceſſionen ertheilt werden. Die Rechtsverhältniſſe zwiſchen den Gewerbetreibenden und ihrem Hülfsperſonal unterliegen der freien Vereinbarung, die Annahme der Lehrlinge iſt unbeſchränkt. Für Werkſtätten, die mehr als zwanzig Arbeiter beſchäftigen, iſt eine obrigkeitlich zu prüfende Fabrikordnung aufzuſtellen. Gegen ſchulpflichtige Arbeiter ſteht dem Arbeitgeber das Recht der körperlichen Züchtigung zu. Für Geſellen und Arbeiter ſind Arbeitsbücher eingeführt. Verabredungen von Arbeitern zur Erzwingung höherer Löhne u. ſ. w. ſind nicht verbindlich, Anmaßung von Strafgewalt über die Genoſſen, Anwendung phyſiſcher und moraliſcher Zwangsmittel gegen dieſelben wird beſtraft.

Die Vereinigungen der ſelbſtſtändigen Gewerbtreibenden ſind entweder freie Aſſociationen oder Innungen (mit ähnlichen Befugniſſen wie in Preußen). Nur die Mitglieder der Innungen dürfen ſich Meiſter nennen.

Die Geſellen und Arbeiter können zu Beiträgen für Kranken- und Unterſtützungskaſſen event. an ein Krankenhaus verpflichtet werden.

An geeigneten Orten ſollen für beſtimmte Bezirke Handels- und Gewerbekammern errichtet werden.

Zum Gewerbegeſetz vom 15. October 1861 gehören noch das Geſetz, die Entſchädigung für Wegfall gewiſſer Verbietungsrechte betreffend, das Geſetz über Errichtung von Gewerbegerichten (bei denen auch Arbeitnehmer als ſtimmberechtigte Beiſitzer mitwirken), die Verordnung, die Einführung des Gewerbegeſetzes in der Oberlauſitz betreffend, die Verordnung zur Ausführung

des Gewerbegeſetzes, die Verordnung über die Arbeitsbücher, die Verordnung, die Handels- und Gewerbekammern betreffend, und die Verordnung zur Ausführung des Entſchädigungsgeſetzes, ſämmtlich vom 15. October 1861.

Nach dem Muſter des ſächſiſchen Gewerbegeſetzes wurde unter den Regierungen der **thüringiſchen Staaten** der Entwurf eines Gewerbegeſetzes vereinbart, welches bis auf geringe Modificationen übereinſtimmend in folgenden Staaten publicirt iſt:

1) Im Großherzogthum **Sachſen-Weimar** am 30. April 1862 mit Geſetzeskraft vom 1. Januar 1863.

2) Im Herzogthum **Meiningen** am 16. Juni 1862 mit Geſetzeskraft vom 1. Januar 1863.

3) Im Herzogthum **Gotha** am 21. März 1863. Die gothaiſche Gewerbeordnung geht in der Gewerbefreiheit noch weiter als die übrigen. Sie macht die Befugniß zum ſelbſtſtändigen Gewerbebetriebe nicht von einem beſtimmten Lebensalter, ſondern nur von der Dispoſitionsfähigkeit abhängig, ſie geſtattet die Entziehung der Befugniß zum Betriebe der Preßgewerbe nur dem richterlichen Urtheil und ſie ſchränkt den Befähigungsnachweis auf ſolche Bauten ein, die der baupolizeilichen Genehmigung bedürfen.

4) Im Herzogthum **Sachſen-Altenburg** am 31. März 1863. Die altenburgiſche Gewerbeordnung iſt die am wenigſten freiſinnige dieſer Gruppe. Sie macht den Juden den ſelbſtſtändigen Gewerbebetrieb unmöglich, vermehrt die Zahl der conceſſionspflichtigen und der der polizeilichen Regelung unterliegenden Gewerbe und geſtattet den Verwaltungsbehörden die Entziehung der Berechtigung zum ſelbſtſtändigen Gewerbebetrieb.

5) Im Fürſtenthum **Reuß j. L.** am 1. Juli 1863.

6) Im Herzogthum **Koburg**, wo ſchon durch die allgemeine Handwerksordnung vom Jahre 1803 und durch die Geſetze vom 20. Auguſt 1841 und vom 25. Juni 1859 die Gewerbefreiheit vorbereitet war, wurde durch das Geſetz vom 1. Juli 1863 die vollſtändigſte Gewerbefreiheit eingeführt. Selbſt das ganze Conceſſionsweſen wurde beſeitigt und nur für die Preßgewerbe eine obrigkeitliche Erlaubniß vorgeſchrieben, die aber nur Demjenigen verſagt werden darf, der ſich in Folge einer Verurtheilung wegen eines Preßverbrechens nicht im Beſitz der ſtaatsbürgerlichen und Ehrenrechte befindet.

7) Im Fürſtenthum **Waldeck** am 24. Juni 1862 mit Geſetzeskraft vom 1. Januar 1863.

8) Im Fürſtenthum **Schwarzburg-Rudolſtadt** durch die Gewerbeordnung vom 7. Mai 1864.

9) Im Fürſtenthum **Schwarzburg-Sondershauſen** ſeit 1. Januar 1866.

In allen thüringiſchen Staaten iſt das Prinzip der Gegenſeitigkeit für Ausländer, in deren Heimath den thüringiſchen Staatsangehörigen eine gleiche Begünſtigung eingeräumt iſt, anerkannt.

Württemberg. Im Königreich Württemberg waren ſchon im Jahr 1758 die verſchiedenen Handwerksordnungen geſammelt und revidirt worden. Durch die Gewerbeordnungen vom 22. April 1828 und 5. Auguſt 1836 und durch die Vollzugs-Inſtruktion vom 20. März 1851 beſchritt die Regierung den

Weg der Gewerbefreiheit, die demnächſt in der Gewerbe-Ordnung vom 12. Januar 1862 (vom 1. Mai 1862 an) ihren vollen Ausdruck erhielt. Der ſelbſtſtändige Gewerbebetrieb iſt jedem Volljährigen geſtattet, Ausländern unter Vorausſetzung der Gegenſeitigkeit. Conceſſionspflichtig ſind nur das Apotheker-, Schifffahrts- und die Preßgewerbe, prüfungspflichtig nur Apotheker und Laboranten. Der Lehr- und Geſellenvertrag iſt frei. Für Fabriken ſind Dienſtordnungen vorgeſchrieben. Coalitionen ſind ſtrafbar. Die Arbeiter können durch Gemeindebeſchlüſſe gezwungen werden, Beiträge zu Krankenanſtalten zu entrichten. Der Hauſirhandel iſt nur ausnahmsweiſe beſchränkt. Die Zünfte wurden gänzlich aufgehoben.

Baden. In Baden war das Zunftweſen 1760 durch General-Zunftartikel geordnet worden. Die Gewerbeordnung vom 20. September 1862 proklamirte die Gewerbefreiheit (vom 15. October 1862 ab), die auch für Ausländer mit der Maßgabe gilt, daß die Regierung dieſelbe den Angehörigen einzelner Staaten gegenüber beſchränken kann. Beſtrafte ſind vom Betriebe gewiſſer Gewerbe, auch vom Hauſirhandel ausgeſchloſſen. Einzelne gewerbliche Anlagen bedürfen der polizeilichen Genehmigung, können auch ortspolizeilich ein für alle Mal verboten werden. Gewiſſen Gewerbtreibenden können von der Polizeibehörde Selbſttaxen, ausnahmsweiſe auch polizeiliche Taxen vorgeſchrieben werden. Die Lehr- und Geſellenverträge ſind frei. Die Zünfte ſind aufgehoben, an ihre Stelle treten freie Innungen mit ähnlichen Zwecken wie in Preußen. Die Einrichtung von Gewerbekammern iſt vorbehalten. Auf die Preß- und einige andere Gewerbe findet die Gewerbe-Ordnung keine Anwendung.

Braunſchweig. Im Herzogthum Braunſchweig iſt die Gewerbefreiheit durch das Gewerbegeſetz vom 3. Auguſt 1864 eingeführt. Der ſelbſtſtändige Gewerbebetrieb iſt jedem dispoſitionsfähigen Inländer, der das 25. Lebensjahr vollendet hat, geſtattet. Eine ganze Reihe von Gewerben iſt indeſſen conceſſionspflichtig, unter ihnen der Mehlbetrieb in der Stadt Braunſchweig und die Hengſthalterei. Für Gaſthöfe ſind Real-Conceſſionen zuläſſig. Die Prüfung iſt vorgeſchrieben für Unternehmer wichtiger Bauten, für Hufbeſchlag, Schweineſchneiderei und zur Herſtellung von Feuerungs-Anlagen. Gewiſſe gewerbliche Anlagen und einige Gewerbe unterliegen der polizeilichen Genehmigung. Für einzelne Gewerbe können auch Taxen vorgeſchrieben werden. Ausländer dürfen nur mit Genehmigung der Kreis-Direktion Gewerbe betreiben, vorbehaltlich der Seitens der Regierung aus Rückſicht auf Gegenſeitigkeit zu geſtattenden Ausnahmen. Alle Verbietungs-, Zwangs- und Bannrechte ſind aufgehoben, die vorhandenen Real-Gewerbe-Berechtigungen dauern aber fort. Dieſe Berechtigung iſt auch den Gemeinde-Backhäuſern der Landgemeinden beigelegt. Die Rechtsverhältniſſe zwiſchen den ſelbſtſtändigen Gewerbetreibenden und ihren Geſellen, Lehrlingen und Arbeitern unterliegen der freien Vereinbarung. Die Gewerbegehülfen bedürfen der Arbeitsbücher, gegen Schulpflichtige ſteht dem Arbeitgeber das Züchtigungsrecht zu. Coalitionen ſind ſtrafbar. Die Verhältniſſe der Innungen ſind nach ſächſiſchem Rechte normirt.

Luxemburg. Im Großherzogthum Luxemburg hat ſich die Gewerbe-

freiheit noch von der französischen Herrschaft her erhalten. Nur einzelne Etablissements und einzelne Gewerbe, z. B. die Preßgewerbe, sind concessionspflichtig; nach dem Gesetze von 1861 darf aber keinem wahlfähigen Luxemburger, der unbescholten und im Besitze der bürgerlichen Rechte ist, eine Concession versagt werden. Ein Gewerbegesetz existirt in Luxemburg nicht.

Hamburg. In Hamburg genehmigte die Bürgerschaft am 6. April 1864 drei Gesetze, über Bürgerrecht, Gewerbefreiheit und Ablösung der Realgerechtsame. Diese Gesetze sind am 1. Februar 1865 in Kraft getreten.

VI. Die Vorbereitung der Gewerbefreiheit in Baiern u. s. w.

Baiern. In Baiern wurde die Gewerbefreiheit durch das Edict vom 16. März 1804 angekündigt, fand aber nur in der Pfalz durch die französische Herrschaft Eingang, während in den sieben älteren Kreisen die Zunftverfassung bestehen blieb. Am 11. September 1825 wurde eine Gewerbeordnung verkündet, die alle Gewerbe mit Ausnahme der freien concessionspflichtig machte. Eine unterm 17. December 1853 publicirte Vollzugs-Instruction, die die Gewerbeordnung im zünftlerischen Sinne beschränkt hatte, wurde am 1. Juli 1862 durch eine neue Instruction ersetzt. Die Gewerbe sind entweder concessionspflichtig (hierhin gehören die Handwerke; jede Concession setzt den Nachweis der Befähigung voraus), oder sie sind von der Erlaubniß der Behörden abhängig oder sie sind freie. Bei Ertheilung der Concession wird der Nahrungszustand des Bewerbers und die Möglichkeit seiner Existenz an dem betreffenden Orte geprüft. Ausländer können nur für dingliche Gewerbe, für Großhandel oder den Fabrikbetrieb Concessionen erhalten. Auch die Eigenthümer realer Berechtigungen sind concessionspflichtig. Die Arbeitsgrenzen der Handwerker sind erweitert. Die Arbeitsverhältnisse der Gesellen und Lehrlinge werden nach freier Uebereinkunft bestimmt. Die Gesellenprüfung ist facultativ. Die Zünfte bestehen als Gewerbevereine (Innungen) mit Zwangspflicht für den Beitritt fort. Nach Bedürfniß können Gewerbe-, Fabrik- und Handelsräthe gebildet werden.

Der Entwurf eines neuen auf dem Princip der Gewerbefreiheit beruhenden Gesetzes ist den Kammern im Januar 1867 vorgelegt worden.

Großherzogthum Hessen. In der Provinz Rheinhessen herrscht schon seit der französischen Herrschaft Gewerbefreiheit, in Oberhessen und Starkenburg hatte sich die, übrigens sehr gemilderte Zunftverfassung (das Gesetz vom 21. Juni 1821 beseitigte den Zunftdistrictsbann und die Beschränkungen hinsichtlich der Zahl der Meister, Gesellen ꝛc.) neben dem freien Gewerbebetrieb erhalten, der aber durch das Niederlassungsgesetz erschwert ist. Die Regierung hat schon seit einigen Jahren die Reform des Gewerbewesens angebahnt und durch eine Verordnung vom 16. Februar 1866 alle in den Zunftbriefen enthaltenen Beschränkungen des freien Gewerbebetriebes aufgehoben.

Anhalt. In Anhalt Dessau und Cöthen sind durch zwei Verordnungen aus dem Jahre 1862 die räumlichen Schranken des Gewerbebetriebs beseitigt, die Freizügigkeit geregelt und dem Innungswesen einige Erleichterungen verschafft. In Bernburg beruht der stehende Gewerbe-

betrieb auf Realberechtigungen, Innungsprivilegien und Conceſſionen. Seit dem 1. Januar 1863 müſſen aber alle in die Innungen eintretenden Gewerbetreibenden auch die Conceſſionsgelder entrichten. Der Gewerbebetrieb im Umherziehen iſt durch Nr. vom 23. Juni 1856 nach Preußiſchem Muſter geregelt.

VII. Staaten, in denen ſich die Zunftverfaſſung noch erhalten hat,

ſind: Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Nur in Roſtock werden neben den zünftigen auch conceſſionirte Gewerbe betrieben, ebendaſelbſt ſind durch Verordnungen vom 7. November 1862 und vom 24. Juni 1864 die Beſtimmungen wegen Haltens von Geſellen gemildert. Eine Verfügnng des mecklenburg-ſchwerin'ſchen Miniſteriums vom Januar 1865 änderte auch in einigen Punkten die Statuten der Aemter im Geiſte der Gewerbefreiheit.

(Außerdem in Preußen die ehemals hannoveriſchen, ſchleswig-holſteiniſchen, lauenburgiſchen, heſſen-homburgiſchen und hohenzollern'ſchen Landestheile.)

Fürſtenthum Lippe-Schaumburg, wo nur wenige Gewerbe unzünftig ſind, aber keine Zunft geſchloſſen iſt.

Fürſtenthum Lippe-Detmold.

Fürſtenthum Lichtenſtein.

Freie Reichsſtadt Lübeck.

Am 31. Januar 1867.

Die Tracht der deutſchen Frauen während des Mittelalters.

Die weibliche Schönheit iſt ein Stück Poeſie, welches durch die Decoration des Anzugs in Scene geſetzt wird. Das Weib fühlt ſo gut, als es der Mann weiß, daß auch in der Toilette der Geiſt über die Materie ſiegt, daß nur durch natürliche Grazie, nur durch das unmittelbare Gefühl für das Anſtändige und Paſſende dem bunten, vielfachen Subſtrat von Wolle und Seide die Kraft eingehaucht wird, zu gefallen oder gar zu bezaubern. Grade dieſer ewige, Alles durchdringende Conflict zwiſchen den Naturanlagen und den äußeren Mitteln macht die Betrachtung der weiblichen Tracht und ihrer Wechſel zu einem Studium, welches auch noch andere Leute anziehen kann als Putzhändler, Schneider und die Weiber ſelbſt. Wenn man auf vergangene Zuſtände zurückgreift, iſt man allerdings auf eine Kenntnißnahme des Stoffes verwieſen, und muß aus der Beſchaffenheit deſſelben, aus der todten Garderobe Schlüſſe ziehen auf den Geiſt der Tracht, der uns unmittelbar nicht mehr zur Anſchauung kommt. Dergleichen Studien ſind auch keineswegs ſo nichtig, als es ſcheinen möchte; Mützen und Wämſe eines Volkes ſind eben ſo gut als ſeine Eroberungen und ſeine Verluſte das Facit zweier Elemente, die Freiheit und der Nothwendigkeit. Wie der Menſch als Individuum nie aus ſeinem Charakter, ſo kommt der Menſch als Geſammtweſen nie und in Nichts aus ſeiner Zeit heraus; die Geſammtheit der Ueberzeugungen, Kenntniß

und Vorurtheil eines Zeitalters ſpiegelt ſich nicht nur in ſeinen Geſetzen und Einrichtungen, ſondern auch in ſeiner ganzen äußeren Sittlichkeit und namentlich im Coſtüm. Die im regen Wechſel der Moden ſich nur langſam abändernde Tracht iſt ein Bild der Geſchichte ſelbſt.

In älterer Zeit war die Tracht der Frauen gleich der der Männer; erſt als dieſe ihre Röcke ſtutzten und kürzten, traten die Unterſchiede heraus. Wir begrenzen die nachfolgende Betrachtung auf die Zeit vom X. bis XIV. Jahrhundert.

Die einzelnen Kleidungsſtücke einer feinen Frau der höfiſchen Zeit ſind folgende: über einem feinen Hemde, das lange Aermel hatte und deſſen gefälteter Halbbund etwas ſichtbar blieb, lag der Rock, der mit einem Borten gegürtet wurde. Er war gewöhnlich ſo lang, daß die Füße nicht ſichtbar waren, welche in Schuhen und farbigen Hoſen oder Strümpfen ſtecken. Um den Rock lief gewöhnlich ein Pelzbeſatz. Mitten an der Kopföffnung war er mit einer Spange oder einem kunſtreichen Vorſpan geziert, die Aermel lagen eng an und ſchloſſen ſich mit einem Armbande an das Handgelenk, indeſſen wurden ſie vielfach geändert. Ueber dem Rocke hing der Mantel. Er ward nur ſelten mit den Heftbändern geſchloſſen und fiel loſe wie leicht an den Schultern herab. Der linke Daumen, ſo wollte es die feine Sitte, hielt die eine Spange, die Rechte hob den Mantel etwas unter der Hüfte empor, ſo daß ſie einen vollen Faltenwurf bildete und das Pelzfutter weiter hervortrat. Rock und Mantel waren mit farbigen, breiten Säumen eingefaßt. Auf dem Kopfe lag bei den unverheiratheten Frauen ein Kranz friſcher Blumen und Laubes oder aus Edelſteinen, Perlen, Gold und Seide ein Gewinde, öfter auch ein metallener Reif. Sonſt ſchmückten Schleier das Haupt beider Stirn und Wangen. Handſchuhe durften dem vornehmen Anzuge nicht fehlen.

Durchmuſtern wir die einzelnen Beſtandtheile. Der Stoff des Hemdes war in älteſter Zeit Leinwand und Wolle. Obſchon die Römer die Leinweberei der deutſchen Frauen rühmten, auch deutſche Leinwand fortwährend ſehr geſchätzt blieb, hielten die Deutſchen doch ſelbſt wegen alter Neigung für das Ausländiſche byzantiniſche Leinwand für die feinſte. Bereits die Gothen bezogen dieſelbe unter dem Namen Saban; während des ganzen Mittelalters verſtand man unter Saben ein beſonders weißes und feines Leinen, es wird neben Sammet und Purpur, ja in dem Gedichte Gudrun ſogar über Purpur geſtellt. Die Leinwand wechſelt begreiflicher Weiſe je nach dem Vermögen zwiſchen Sacktuch und feinen Saben. Unter dem Wollenſtoff für Hemden wird der Buckeram erwähnt, ein Gewebe aus Ziegen- oder Bockhaaren, woher der Name kommen ſoll, die feinſten Arten dieſes Gewebes kommen aus Syrien, Armenien und Cypern. In der feinen Zeit des Mittelalters trugen die reichen Frauen Hemden von weißer Seide. Dem koſtbaren Stoffe verbanden ſich Verzierungen; die Nähte wurden mit Goldfäden geſchmückt und zwiſchen den Bruſttheil des Hemdes wie der Faltenreihe am Halskragen ward zuweilen ein Stück Goldſtoff eingeſetzt. Auf die Fältelung am Halsbund wurde beſonderer Fleiß verwandt, weil dieſer Theil ſehr oft ſichtbar blieb; die Aermel hingen wie bei den Röcken nicht am Ganzen, ſondern waren ab-

getrennt und mußten jedesmal erſt angenäht oder angereiht werden. Als Schlafrock diente entweder ein Mantel oder ein Pelz. In Berlin war aber dem erſten Stand der Gebrauch des Zobelpelzes bei fünfzig Thaler Strafe verboten. Hoſen, die heutigen Strümpfe, von dem Knie bis über die Knöchel oder auch über den ganzen Fuß, laſſen ſich ſeit dem zehnten Jahrhundert ungefähr als weibliche Kleidung nachweiſen. Vorwiegend roth oder grün waren ſie aus Wolle, Seide oder Sammet, wenn die Frau wohlhabend war; ſie ſchloſſen am Knie ab und wurden durch ein Band feſtgehalten.

Die Schuhe der Deutſchen waren in älterer Zeit nicht ſehr geformt und ſauber. Der Schuh galt im Norden für durchaus nothwendig; er beſtand urſprünglich aus einem Stück Leder, welches nach dem Fuß geſchnitten und oben durch Riemen zuſammengebunden ward, die Riemen waren mit Franzen geziert. Das Anziehen der Schuhe war bei den reichen Frauen Hauptgeſchäft der Kammermädchen. In ſpäterer Zeit wurden die Staatsſchuhe von Seide oder anderem feinen Stoff gemacht, neben der Sohle und über dem Fußrücken mit Perlen oder koſtbaren Steinen beſetzt. Im dreizehnten Jahrhundert bildete ſich der gemeine Schuh weiter aus; er ſuchte feiner zu werden, ſchmiegte ſich feſter an den Fuß, um ſich der läſtigen Riemen entledigen zu können, und ſtreckte ſich in die Länge. Jenes feine ſpaniſche Leder, das von ſeiner beſten Bereitungsſtätte Korduba benannt war, iſt das ganze Mittelalter hindurch beliebt geweſen; außer rothem Kordua wird auch weißer erwähnt. Für gewöhnliche und wohlfeile Schuhe wurde ſchwarzes Schafleder genommen. Eine eigenthümliche Modentracht waren die Schnabelſchuhe, als deren Erfinder König Heinrich II. von England (ſtarb 1189) genannt wird, angeblich wegen eines langen Gewächſes, welches ſeinen Fuß verunſtaltete. Die Schnabel an den Schuhen ſollen ſich nach den Stand ihres Beſitzers gerichtet haben und von 1½ und 2 Fuß Länge getragen worden ſein. Die Tracht hat ſich wahrſcheinlich bis in's ſechszehnte Jahrhundert erhalten; der Rath zu Nürnberg gab im Jahre 1460 den Schuſtern ein Maaß an, wie lang dieſe Schnäbel zu machen ſeien, verbot ſie jedoch 1473 auf Anſuchen des Biſchofs von Bamberg gänzlich. Aus Zürich wird berichtigt, daß um 1550 die Frauen der dortigen Vornehmen als Auszeichnung ſich kleiner goldener oder ſilberner Schnäbel an ihren Schuhen bedienen durften. In der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts wurden aufgeſchnittene Schuhe Mode, welche entweder den Strumpf oder ein farbiges Futter durchblicken laſſen, was mit der übrigen Kleidung im Einklang ſteht. Die Form des Schuhes iſt aber der des Fußes entſprechend und gefällig. Der Magiſtrat in Regensburg verordnete 1485, daß die Schuhe und Socken der Frauen keine längeren Spitzen haben dürfen, als ein Fingerglied lang. Im ſiebzehnten Jahrhundert wurden die an der Spitze platt abgehackten Schuhe Mode, wie ſie eben auch jetzt wieder getragen werden.

Der Rock wurde von den Frauen länger als von den Männern getragen, meiſt auch aus leichterem Stoffe, oft ſo dünn, daß die Farbe des Leibes hindurch leuchtete. Manche Dichter jener Jahre klagen daher im Winter, wo die Kälte etwas mehr Sittſamkeit fordere, über die ſchweren Zitkleit, die

ihnen den vollen Anblick der weiblichen Schönheit entzögen. Alle Farben wurden gewählt; gelb und roth in den hellſten Lichtern waren am beliebteſten, daneben erſcheinen grün und blau zunächſt gebraucht, auch reines weiß und ſchwarz. Miſchungen von roth, violett, braun fanden ſich ebenfalls ziemlich häufig. Schwarz war während des Mittelalters wie im römiſchen Alterthum und in der neueren Zeit die Farbe der Trauerkleider. Die Symbolik der Farben, welche ſich in dieſer Bedeutung des Schwarz verräth, war überhaupt im Mittelalter beſonders in dem Allegorienſüchtigen vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ſehr ausgebildet. In einem Gedichte heißt es, grün zeige den Anfang der Minne an, weiß bedeute Hoffnung, roth ein liebebrennendes Herz, blau rechte Treue, gelb erfüllte, gewährte Liebe, ſchwarz Leid. Die Männer trugen ihre Röcke ſtets von der Farbe, zu welcher ſie die Gunſt oder Ungunſt ihrer Geliebten veranlaßte, oder ſie erlogen auch dieſe Gunſt durch die angenommene Farbe.

Der Rock wurde ſehr oft aus Stücken verſchiedenfarbigen Zeuges zuſammengenäht. Meiſt wurden nämlich die Kleider der Länge oder Breite nach mitten getheilt, zuweilen die eine Seite wieder geheftet und zwar quer in der Mitte; ſeltener geſchah es, daß auch die andere aus zwei Hälften beſtand und das ganze Kleid alſo in vier Theilen gleich einem quadriten Wappen erſchien. Grün und roth, gelb und roth, weiß und roth, waren gewöhnlich zuſammengeſtellt; Zeuge von gleichem Werth wurden meiſt miteinander verbunden. Bei der Zuſammenſetzung aus verſchiedenen Farben und Stoffen war die ſorgſame Behandlung der Naht nöthig. Auf kunſtreiche Naht ward großer Werth gelegt und verlangt, daß man ſie gar nicht bemerke. Ein ander Mal wurde ſie grade recht bemerkbar gemacht, indem ſie mit Gold- und Silberfäden oder mit Perlen und Perlenſtreifen durchzogen wurde. Das Maaß der ſchicklichen Länge des Rockes ward von den Frauen ſtets bewahrt; ein Kleid, das nur bis auf die Knöchel reichte, galt ſchon für unſchicklich. Von Edelfrauen und reichen Bäuerinnen wurden Schleppen getragen, die ſorgfältig gefältelt waren und bei keiner Feſtlichkeit, namentlich nicht beim Tanze fehlen durften. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war das Kleid weit ausgeſchnitten; als die Dichter ihre Stimmen dagegen erhoben, ſcheint die Tracht ſich verloren zu haben; als ſie aber im vierzehnten Jahrhundert wieder erſchien, war ſie hartnäckiger und behauptete ſich. Gewöhnlich lag der Aermel des Rockes ziemlich eng an dem Unterarm; im zehnten Jahrhundert wurden übermäßig lange Aermel getragen, im zwölften Jahrhundert herrſchte eine ähnliche Sitte. Dieſe langen Aermel wurden, wenn ſie hinderlich werden konnten, um den Arm gewickelt; ſie gehörten eigentlich nicht zu dem Kleide, ſondern beſtanden für ſich und wurden bei dem jedesmaligen Gebrauch erſt an den Rock angeſchnürt oder angeheftet. Das fünfzehnte Jahrhundert war auch in dieſer Hinſicht erfinderiſch und man ſuchte etwas darin, möglichſt lange und weite Aermel zu tragen. Der Rock verlangte eine Umgürtung, die ihm dem Leibe näher anſchmiegen könne. Der Gürtel war daher den Frauen unentbehrlich. Die feinen Weiber der ritterlichen Zeit erkoren den Gürtel zu einem Schmuckſtück. Ein Riemen von rothem ſpani-

ſchen Leder oder ein engliſches Seidenband waren die Grundlage; Gold und Edelſteine prangten reichlich darauf, und die Enden mußten lang und verziert herabfallen. Im vierzehnten Jahrhundert wurden die Gürtel mit Glocken und Schellen verziert und aus Erz gemacht. Urſprünglich waren die Schellen eine Tracht der vornehmen Welt, die Ritter trugen ſie an ihren Wehrgehängen, die Weiber an den Gürteln, Aermeln und Röcken und die Geiſtlichkeit an ihren Meßgewändern. Ein ſolcher mit Glöckchen und anderen klingenden Metallkörpern verzierter Gürtel hieß Dupfing; ſie lagen um die Hüfte an. Die Kleiderordnungen enthalten mehrfache Beſtimmungen wegen dieſer Schellengürtel. Den Ulmer Frauen wurden 1411 die ſilbernen und vergoldeten Gürtel mit den Schellen und Glocken verboten. Die Lübecker Kleiderordnung von 1454 machte für die verſchiedenen Vermögensreichen, Sätze. Die reichſten, die wenigſtens 4000 Mark im Vermögen hatten, durften Dupfings tragen, minder reiche mußten ſich an gelben Ketten oder beſchlagenen Seidenborten genügen laſſen. Dieſe Leibgürtel-Dupfings wurden übrigens in einem Lüneburgiſchen Statut von 1399 erwähnt, ein Beweis, daß ſich auch die reichen Bürger dieſes Schmuckes früh bedient haben. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts kamen auch die Gugeln oder Kogeln in Brauch, welche von den Frauen über den Kopf hängend getragen wurden. In Braunſchweig beſtimmte über den Putz eine Summe, welche der Werth dieſer Putzſtücke nicht überſteigen durfte.

Der Mantel, wenngleich ein lateiniſcher Name, iſt doch ein recht germaniſches Gewand, deſſen Gebrauch bei Männern und Frauen von Tacitus erwähnt wird. Es iſt durchaus falſch, den alten Mantel für ein rockartiges Kleid zu halten; er wird von dieſen ausdrücklich unterſchieden und erſcheint unſern Mänteln ganz gleich. Ein Stück Zeuges, welches mit einer Spange oder Dorn zuſammengehalten wird, hängt er an den Schultern herab. Die Frauen trugen bei ruhigem Verharren den Mantel gewöhnlich offen und zogen die rechte Seite unter dem Arm herauf, die andere Hand faßte ihn oben zuſammen. Im Gehen jedoch legten ſie den linken Daumen in die geſchloſſene Spange und hoben den Mantel mit der rechten Hand etwas in die Höhe. Lieſt man die Kleiderordnungen der verſchiedenen Städte und vergleicht ſie mit den heutigen monotonen Moden, ſo glaubt man die Beſchreibung verſchiedener Theater-Coſtüme vor Augen zu haben. Allein dennoch werden die Straßen und Märkte der Städte dem Beſchauer kein ſo buntes und ſchillerndes Bild dargeboten haben, als man nach den bunten und reichen Trachten der Weiber hätte erwarten mögen. Denn die ſtrengen Rathsherrn verlangten, daß die Frauen und Jungfrauen auf der Straße ihre Kleidung mit einem Mantel verhüllen ſollten; wenn alſo der Wind nicht mitleidig den Mantel lüftete oder die Weiber es nicht verſtanden, zu rechter Zeit die neidiſche Hülle zufällig zu verſchieben, ſo hatten ſie wenig Gelegenheit, auf der Straße mit dem Schmucke zu prangen. Der Mantel war eine ehrſame anſtändige Tracht, deshalb finden wir auch in den meiſten Rathsordnungen den Befehl, nur im Mantel in der Kirche zu erſcheinen. Dieſe Vorſchrift, Mäntel über die Staatskleider zu werfen, übte einen wichtigen Einfluß auf die Ver-

änderungen der Mode aus; um nämlich wenigstens einen Theil der kostbaren Gewänder zu zeigen, wurden dieselben so lang gemacht, daß wenigstens der untere Saum von der neidischen Hülle unbedeckt blieb, und die langen Gewänder den Staub auf der Straße aufwirbeln mußten — also ganz wie heutiges Tages, nur mit dem Unterschiede, daß die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts nicht dieselbe genügende Entschuldigung haben, weil ihnen die Polizei keinen Mantel mehr um die Schultern legt. In den früheren Jahrhunderten war der Mantel das untrügliche Thermometer der Mode, man brauchte nur den Mantel einer Generation zu kennen, um mit ziemlicher Gewißheit auch auf die andere Kleidungsstücke schließen zu können. Ursprünglich wurden lange und schwere Mäntel getragen, welche die reichen Bürger mit Pelzwerk fütterten und verbrämten. In niederschlesischen Städten waren Mäntel, welche über sechs Mark kosteten, verboten; in diesem höchsten Werthe durften sie nur von einer Frau getragen werden, deren Mann ein Pferd hielt. Ein anderer Schmuck der Mäntel waren die großen Mantelschnüre, eine solche Schnur war den Frauen in Hannover 1381 gestattet. Da der lange Mantel eine ehrsame Tracht war, so durften öffentliche Dirnen sich nicht mit denselben schmücken, diejenige Frau aber, der ein solcher Schmuck zukam, mußte denselben bei allen feierlichen Gelegenheiten, also namentlich auch beim Besuch der Kirche tragen, eine Vorschrift, welche sich in einer ganzen Reihe von Rathsordnungen findet. Bei der Communion mußte das Haupt unverhüllt sein, die tiefen Mützen und langen Schleier waren verboten, nur ganz kleine Schleier sind gestattet. Namentlich im Lande Hadeln war im sechszehnten Jahrhundert die Sitte eingerissen, sich in der Kirche das Haupt mit dem Mantel, Hoiken, zu verhüllen, bis die Polizei-Ordnung des Herzogs Franz von 1597 bestimmte, daß Jungfrauen und Frauen, alt und jung, ohne Unterschied in der Kirche vor und nach der Predigt in dem Beichtstuhl, bei der Communion, bei Taufen und Copulationen mit unverhülltem Haupte und Gesicht sich sehen und finden lassen sollten.

An dem Gürtel hing gewöhnlich ein Beutel oder eine Tasche, welche als Almosenbörse, als Riechbüchse oder als Behälter für allerhand Kleinigkeiten und Kleinode diente. Auch Schlüssel, Spindel und Scheere wurden namentlich im Dithmarschen Lande an den Gürtel gehängt. Zum vollständigsten Anzuge gehörten auch die Handschuh — im neunten Jahrhundert war ja bereits der Handschuh unter die Rechtssymbole aufgenommen, durch seine Uebergabe ward das rechtliche Verzichten bezeichnet, hingeworfen erklärte er den Ausspruch des Bannes. Die anständigste Farbe war wie heutzutage die weiße, der Stoff bald Seide, bald feines Leder; sie reichten bis an das Handgelenk, an den halben Unterärmel oder bis an den Ellenbogen. Die Ringe wurden darüber getragen. Große Ringe um Arm und Hals hießen Bauge; sie galten als die beste Gabe, die gegeben werden konnte, ja auf dieses Schmuckstück wurden Eide abgelegt. Im nordischen Recht wurde Bauge eine allgemeine Werthbestimmung. Es gab auch Halsbaugen, bald eingliedrige, bald spiralförmig gewundene Ringe, welche den Hals in freier Weise umschlossen. Als Brustschmuck begegnen wir angereihten Ringen, welche vom Halse herabhingen, oder eckigen und runden Fürspänen. Diese Vorstecker waren gleich den heutigen Brochen, deren Name schon in der Lübecker Kleiderordnung von 1454 erscheint, oft sehr kostbar, Gold, Edelstein und Perlen

werden daran verwendet. Für dieſe Schmuckſachen war in Braunſchweig ein Maximalwerth beſtimmt, den geringſten bei ſolchen Frauen, deren Mann nicht über 30 Mark verſchoßte. In Berlin durfte eine goldene Kette bis zum Werthe von 50 Thlr., höchſtens 60 rheiniſche Gulden getragen werden. An Hals und Bruſt wurde auch der Bernſtein getragen, dieſes ſchöne Erzeugniß der Oſtſee, welches bei den Römerinnen ſchon beliebt war. Auch die Ohrringe ſind ſeit Alters eine Verzierung, ſie wurden ebenfalls, wenn irgend möglich, koſtbar und kunſtreich gewählt. Auf die Schmückung des Hauptes ward überhaupt große Sorge verwandt, und damit die Frauen ſtets ihren Putz muſtern konnten, trugen ſie einen kleinen Handſpiegel mit ſich, der darum auch zu den Schmuckgegenſtänden gehörte; er war von edlem Metall oder Elfenbein. Als natürliche Zierde des Kopfes war das Haar ſeit den älteſten Zeiten geachtet. Bekannt iſt der hohe Werth, den Männer und Weiber unſres geſammten Volkes auf die vollen ſchönen Locken legten; aus dem bloßen Wohlgefallen daran entſtand bald ein ſittlicher Stolz, denn nur der freie Mann und die unbeſcholtene Jungfrau trugen das wallende Haupthaar; dem Knechte und dem Weibe, das ſeine Ehre befleckte, ward es abgeſchnitten. Was Wunder alſo, daß ihm frühe eine vorzügliche Pflege zugewandt, und daß es an Kämmen, Waſchen und Salben nicht fehlte? Für ſchön galt nur das blonde Haar, und ſeine röthlich gelbe Farbe war den Römern nicht entgangen, ihre nach neuem Putz gierigen Weiber wollten fortan nur falſche Flechten von deutſchen Haaren tragen. Daß Siegfried mit braunen Haaren und braunem Bart geſchildert wird, zeigt deutlich, daß man ihn als Ausländer betrachtete. Schwarzes Haar dagegen achtete man als häßlich, denn es war fremd und dem Volksſinne entgegen. Bei der Schilderung eines ſchönen Weibes wird nie das lange weiche Haar vergeſſen; es wird eine Jungfrau erwähnt, welche, wenngleich hochgewachſen, in ihre Locken ganz ſich einzuhüllen vermochte. Jungfrauen trugen das Haar loſe und fliegend, Bräuten wurde es in zopfartiges Geflecht gelegt; die verheiratheten bedeckten den Kopf mit einem Tuche, dem Schleier oder der Mütze. Mit den Haaren, die längs den Wangen herabhingen, ward gekünſtelt, ſie durften nicht ſchlicht und in gleicher Länge mit den Anderen fallen, ſondern wurden kürzer gehalten und zu Locken gedreht. Zierlich ringelten ſich dieſe Löckchen um das Ohr herum, oder ſie hingen Trauben gleich etwas herab. Um den Glanz des Haares zu erhöhen, wurden ſie ſehr häufig mit Seide durchflochten. Die Haare, welche nicht gelockt wurden, fielen entweder frei den Rücken herab oder wurden in Zöpfe geflochten; dieſe wurden meiſt über die Schultern nach vorn gelegt, mit Goldfäden, Perlenſchnüren und Borten durchflochten, ſpäterhin ließ man ſie nicht frei herabfallen, ſondern baute allerlei Verzierungen aus ihnen auf. Als ſchönſter und einfachſter Kopfputz blieb während des ganzen Mittelalters namentlich bei den Tänzen ein Kranz von Laub und Blumen beliebt. Man machte nur damals wie noch heute Blumenkränze für Bräute an ihren Hochzeitstagen und für Brüderſchaften bei Kirchfeſten; König Karl VIII. von Frankreich ſetzten die Damen zu zu Neapel bei ſeinem Einzuge einen Violenkranz auf. Dagegen war die Krone keineswegs ein Vorrecht fürſtlicher Geburt, ſondern ward von allen edlen Frauen getragen; ſie beſtand aus einem einfachen Goldreif, der zuweilen mit Edelſteinen beſetzt war. Ein gewöhnlicher Schmuck des Hauptes war das Kopftuch oder der Schleier von meiſt weißer Farbe. Er lag etwas über die Stirn hinüber und fiel zu beiden Seiten des Geſichts auf die Schultern und den Nacken herab. Der Schleier war von Seide, die ſehr galanten Damen trugen gelbe Schleier; dieſelben kamen während des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts wieder allgemein in Aufnahme.

Die Nonnenſchleier waren länger und ſchmäler als die anderen und

braunroth und blau; die der Laienſchweſtern ſchwärzlich grün oder ſchwarz. An vielen und wechſelnden Verzierungen hat es begreiflicher Weiſe nicht gefehlt. Der Stadtrath von Ulm ſah ſich daher gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts genöthigt, den Bürgerinnen eine Schleierordnung zu geben; nur die Frauen aus den alten Geſchlechtern durften ſeidene Schleier von zwanzig Faden tragen, die Weiber der Handwerker mußten ſich an zwölffädigen genügen laſſen. Die Enden ſollten dick genäht oder gewirkt ſein, die dünnen feinen Fäden waren verboten, weil mit ihnen unnöthiger Aufwand getrieben wurde. Während Anfang des Mittelalters wurden die Hauben vorzugsweiſe von den Männern getragen, die folgenden Jahrhunderte entwickelten in dieſer Tracht einen beſonderen Putzartikel, ſie wurden mit Stickereien geſchmückt, Seidenhauben mit Goldſtickerei und Bortenbeſatz waren nicht ſelten. In Naſſau werden beim weiblichen Geſchlecht bürgerlichen Standes die eigenthümlich geformten ſogenannten Goldhauben erwähnt als unterſcheidende Alt-Naſſauiſche Nationaltracht, deren Stück fünfzig bis hundert Gulden und darüber koſtete; jetzt ſind dieſe Goldhauben nur bei beſonderen Gelegenheiten, namentlich bei religiöſen Feierlichkeiten, Prozeſſionen und dergleichen in wenigen Exemplaren zu ſehen und wurden größtentheils von der herrſchenden Mode längſt verdrängt. Häufiger wurden noch Hüte von den Frauen getragen; begreiflich hatte man damals noch nicht unſere geſchmackloſen unnützen Cylinder oder Angſtbutten, ſondern die breitrandigen, eng an den Kopf ſich ſchmiegenden Hüte, welche bei den Bauern der meiſten Gegenden ſich ziemlich unverändert erhalten haben. Von den Dichtern werden ſehr koſtbare Hüte aus Seide und Sammet, beſonders aber geſtickte und Pfauenfederhüte geſchildert. Die Letzteren wurden in Deutſchland mehr getragen als in Frankreich, wo ſie nur den vornehmſten Damen zukommen. Im fünfzehnten Jahrhundert ſtrömt eine Fluth der verſchiedenartigſten Hutbildungen, viereckige, rautenartige und runde Hüte mit vorn aufgeſchlagener Krempe und ſchiffartigem Hintertheil, flache runde Felbelhüte mit breitem Rande.

Das Schminken war ſeit dem zwölften Jahrhundert über alle Länder gekommen, die ſich zu den gebildeten rechneten. Die Anſichten der Frauen über die ſchönſte Geſichtsfarbe waren verſchieden, und darnach richteten ſich natürlich die Schminken. Die Engländerinnen des zwölften Jahrhunderts hielten Bläſſe für ſchön und vornehm, ſie hungerten alſo und ließen ſich zur Ader, ſchlug dies noch nicht an, ſo ſtrichen ſie allerlei graue und weiße Farbe in das Geſicht. Die Pariſerinnen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verſchluckten bekanntlich Sand und Aſche, um blaß zu werden, die Franzöſinnen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts hielten dagegen friſche Röthe für ſchön und ſtrebten darnach, ſie durch gutes Frühſtück zu erhalten. Dagegen griffen die Franzöſinnen der alten Zeit nach den Farbentöpfen und bemalten ſich, die deutſchen Frauen malten fleißig nach. Queckſilber, Weizenmehl, mancherlei Roth, altes Fett wurden gebraucht, und der Mittel gab es ſo viele, daß der Mönch von Montauden dreihundert Büchſen verſchiedener Schminken rechnen konnte. Die Dichter erklären ſich auf das Schärfſte gegen dieſe Unſitte, und der geſunde Sinn des Volkes unterſtützte ſie: gezwungene Liebe und geriebene Röthe ſind beide nichts werth, meint Logau.

In dieſer Zeit des Ritterthums, aus der wir Einzelheiten hervorgehoben haben, war gerade die Frau Gegenſtand eines ſchwärmeriſchen Dienſtes. Es war die Zeit, in welcher ein Dichter, Wolfram von Eſchenbach, die Herrin ſeines Herzens eine thauige Roſe nannte.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Die Welt schöpft wieder Athem; der Alp eines drohenden Krieges, welcher schwerlich „lokalisirt" bleiben konnte, wälzt sich allmählich von ihrer Brust und läßt anmuthigere Bilder nahe treten. Es war eine wüste Zeit, welche wir — hoffentlich — hinter uns haben, und deren sociale Bedeutung sich in den Börsenberichten der letzten Wochen in abschreckendster Weise charakterisirt. Wie groß müssen die Befürchtungen gewesen sein, oder von welchem Schwindelgeist muß unsere Börse beherrscht werden, wenn, wie es in einem Börsenberichte am Sonntag heißt; ein Verkaufs-Angebot von Werthpapieren im Belaufe von nur 1100 Thalern den Cours dieses Papiers gleich um 20 Prozent werfen konnte!

Aber freilich die Kriegsgefahr lag nahe genug, und sie lag leider in der Caprice einer persönlichen Politik, welche sich dabei auf nationale Eitelkeit und Verblendung stützte.

Unterm 24. April schreibt die Times: „Die Frage dreht sich nicht mehr um Völker oder Gebiete. Der einzige, wesentliche Punkt ist die Räumung der Luxemburgischen Veste, und diesen kann man getrost den Berathungen der Diplomaten überlassen. Aber inzwischen behaupten wir ohne Bedenken, daß es an dem Kaiser Napoleon ist, den von ihm selbst heraufbeschworenen Sturm zu beschwichtigen. Er sollte den Muth haben, zu leugnen, daß selbst aus der Weigerung Preußens, die Festung zu räumen, ein casus belli entstehen könne. Frankreich ist nichts genommen, von Frankreich ist nichts verlangt worden. Man verkünde es laut, daß weder eine Beleidigung, noch eine Bedrohung Frankreichs je beabsichtigt war. Nationen werden heut zu Tage nicht nach den Regeln des Duell-Mandats regiert, noch haben sie all' die Eisenfresserei ihrer unamtlichen Zeitungen zu verantworten.

Daß ein noch so erfolgreicher Krieg mit Deutschland für Frankreich nicht wünschenswerth ist, war von Anfang an eine feststehende Idee des Kaisers. Die Furcht vor einer parlamentarischen Tirade des Herrn Thiers oder vor einem kreischenden Artikel des Herrn Girardin sollte ihn in seinen weisen und humanen Entschließungen nicht erschüttern."

Mit diesen Worten bezeichnet die „Times" sehr richtig die Gefahr, welche einzig und allein darin lag: eine Frage des europäischen Rechtes zu einer Specialfrage zwischen Frankreich und Preußen machen zu wollen und die von Partei-Interessen geschürte nationale Aufregung an Stelle staatsmännischer

Erwägung treten zu laſſen. Der Krieg konnte nur eintreten, wenn Kaiſer Napoleon ihn wollte, oder zu ſchwach war, den kriegeriſchen Gelüſten der Nation zu widerſtehen.

Der „Conſtitutionnel" hat ſeitdem erklärt, daß Frankreich den Krieg nicht wolle, und die Einwilligung Frankreichs, die ſtreitige Frage einer Conferenz vorzulegen, iſt ein Anerkenntniß des europäiſchen Charakters der Frage, welcher ihr unzweifelhaft aus den Verträgen von 1815 bis 1819 zuſteht*). Wenn ſie gleichwohl nur den Garantie-Mächten von 1839 vorgelegt worden iſt, ſo erklärt ſich dies aus dem Anlaß der Verwickelung, nämlich aus dem eingeleiteten Kaufsgeſchäft zwiſchen Holland und Frankreich, wobei jene Mächte zunächſt intereſſirt ſchienen.

---

*) Die „Nat.-Ztg." brachte in voriger Woche einen ſehr beachtenswerthen Artikel über „das preußiſche Beſatzungsrecht in Luxemburg", worin ſie den internationalen Charakter deſſelben an's Licht ſtellt.

Es heißt daſelbſt u. a.: „Im erſten Pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 wurde lediglich beſtimmt: „Holland, das unter die Souverainetät des Hauſes Oranien tritt, wird einen Gebietszuwachs erhalten." Wie dieſer Zuwachs dort noch gar nicht bezeichnet wurde, ſo war auch von beſonderen luxemburgiſchen Angelegenheiten noch keine Rede. Im Juni deſſelben Jahres ermächtigten die verbündeten vier Großmächte den Prinzen von Oranien, die Regierung über die belgiſchen Provinzen (zu welchen Luxemburg im ſtrengeren Sinne nicht gehörte) vorläufig zu übernehmen; und dieſe Uebernahme erfolgte durch einen Akt vom 21. Juli 1814. Dies war die Lage, in welcher der Wiener Congreß die niederländiſchen Dinge vorfand.

Durch Vertrag mit den verbündeten vier Mächten vom 31. Mai 1815 erhielt nun der Prinz von Oranien (jetzt König) die Grenzen ſeines Reiches zugewieſen. Die Hauptartikel dieſes Vertrags wurden in der (auch von Frankreich unterzeichneten) Wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 wörtlich wiederholt, und hier erhielt der König außer den vormals holländiſchen und den vormals belgiſchen Provinzen und außer dem vormaligen deutſchen Bisthum Lüttich, was alles zu einem Königreich der Niederlande verbunden wurde, auch das vormalige Herzogthum Luxemburg mit dem Titel als Großherzog. „Dieſes (hieß es) wird einen der Staaten des deutſchen Bundes bilden, und der Fürſt wird in den deutſchen Bund mit allen den Rechten eintreten, deren die andern deutſchen Fürſten genießen." Und darauf hieß es weiter: „Die Stadt Luxemburg wird in militäriſcher Beziehung als eine Bundesfeſtung betrachtet werden; der Großherzog wird indeß das Recht haben, den Gouverneur und den Commandanten dieſer Feſtung zu ernennen, vorbehaltlich der Genehmigung und der übrigen Anordnungen des Bundes, welche" ꝛc.

Das war der Stand der Dinge am 9. Juni 1815. Vom Tage vorher datirt bekanntlich die deutſche Bundesacte, in welcher der Stadt oder Feſtung Luxemburg keine Erwähnung geſchieht. Als nun am 18. die Schlacht bei Waterloo geſchlagen war und als die verbündeten Mächte abermals in Paris verſammelt waren, um verſtärkte Sicherheiten Frankreich gegenüber feſtzuſtellen, da richteten ſie ihre Aufmerkſamkeit auf das deutſche Vertheidigungsweſen, und hierauf haben wir jetzt auch die unſrige zu richten. Am 20. November 1815 wurde der zweite Pariſer Friede zwiſchen Frankreich und den verbündeten vier Mächten unterzeichnet, und in dieſer Friedensacte findet ſich gar nichts, was für unſere gegenwärtige Erörterung wichtig iſt, wohl aber iſt das der Fall bei den gleichzeitigen Protokollen der verbündeten Mächte, welche den Friedensvertrag begleiteten und ihn ergänzten. Vornehmlich kommen diejenigen vom 3. und vom 21. November in Betracht, Protokolle, die abgefaßt wurden mit der Kraft von Verträgen. In dem erſteren wurde (Art. 10) vereinbart: „Die Plätze Mainz, Luxemburg und Landau werden zu Plätzen des deutſchen Bundes erklärt, abgeſehen von der Landeshoheit derſelben", und es wurden ſchon jetzt beſondere Rechte in Betreff der Beſatzung von Luxemburg für Preußen vorbehalten. Eine

Es wäre jetzt ein mehr als frevelhaftes Spiel, wenn Frankreich den Conferenz-Vorſchlag nur angenommen hätte, um Zeit für ſeine Rüſtungen zu gewinnen. Es hat auch bereits die kriegeriſche Bedeutung derſelben dementirt; gleichwohl verſichern unabhängige Blätter, daß dieſelben noch fortdauern.

Aber Frankreich wird nicht wollen, daß es von der europäiſchen Conferenz als europäiſcher Friedensſtörer erklärt werde.

Die Conferenz, eine Conferenz ad hoc — wie ſchon darum anzunehmen, weil Rußland ſie proponirt haben ſoll — wird ſchon in den nächſten Tagen zuſammentreten, und je feſter Preußen bisher auf die Vertrags-Natur ſeines Beſatzungsrechts in Luxemburg fußen durfte und auch wirklich beharrte, ſo lange es galt, daſſelbe dem einſeitigen Anſpruche Frankreichs gegenüber zu behaupten, um ſo weniger wird es ſich weigern wollen, daſſelbe aufzugeben, wenn die Mächte, unter deren Mitwirkung es conſtituirt wurde, das Fortbeſtehen deſſelben nicht mehr für nöthig oder einen hinreichenden Erſatz dafür finden.

Die Thronrede, mit welcher am Montage die außerordentliche Landtags-Seſſion eröffnet wurde, konnte daher bereits beruhigende Verſicherungen geben und das Vertrauen auf Erhaltung des Friedens ausſprechen, welcher ſo ſchwer bedroht ſchien.

---

vierte deutſche Bundesfeſtung, ſo wurde zugleich beſtimmt, ſoll am Oberrhein angelegt werden. In dem zweiten der erwähnten Protokolle wurde überdies ausgeſprochen und erläutert, daß dieſe Vertheidigungslinie an den Grenzen Frankreichs (am Rhein, in Savoyen u. ſ. w.) nicht blos dem Vortheil dieſes oder jenes einzelnen Staates dienen ſollten, ſondern daß ſie als ein „weſentlich europäiſches Werk" zu betrachten ſeien, welches denn auch von den verbündeten Mächten zu überwachen ſein würde. Was die Vertheidigung von Deutſchland insbeſondere betrifft, ſo ſollten Preußen und Oeſterreich alles Nähere ſowohl untereinander wie mit den betreffenden deutſchen Landesherren bereden und feſtſtellen, um die Feſtungen auf's zweckmäßigſte anzulegen.

Das waren die völkerrechtlichen Grundlagen und Verträge, auf welchen die deutſchen Bundesfeſtungen beruhten und kraft welcher Oeſterreich und Preußen nunmehr vorgingen. Zuerſt ſchloſſen dieſe beiden Mächte wegen Mainz mit dem Großherzog von Heſſen einen Vertrag vom 30. Juni 1816 und dann eine Militär-Convention vom 10. Auguſt 1817, worin beſtimmt wurde: die Beſatzung von Mainz ſoll, wie bisher, zu gleichen Theilen aus preußiſchen und aus öſterreichiſchen Truppen und aus einem heſſiſchen Bataillon beſtehen. Ferner wegen Luxemburg ſchloß Preußen am 8. November 1816 und darauf am 12. März 1817 ſchloſſen alle verbündeten Mächte einen übereinſtimmenden Vertrag mit dem Könige der Niederlande, worin Folgendes beſtimmt wurde. Der König-Großherzog behielt, gemäß der Wiener Congreß-Acte, die volle Landeshoheit ſowohl in der Stadt wie in der Feſtung Luxemburg, er trat aber das Recht, den Gouverneur und den Commandanten dieſes Platzes zu ernennen, an Preußen ab. Danach beſtand ferner die Beſatzung zu drei Viertheilen aus preußiſchen und zu einem Viertheil aus niederländiſchen Truppen, und hierbei behielt es ſein Bewenden bis zu der Uebereinkunft vom 17. November 1856, wonach der König-Großherzog die alleinige Beſatzung in Friedenszeiten an Preußen überließ und nur in Kriegszeiten der niederländiſche Truppentheil beigezogen werden ſollte. Wir haben noch zu erwähnen, daß im October 1818 Preußen und Oeſterreich in der Bundes-Verſammlung zu Frankfurt erklärten: ſie ſeien bereit, dem Bunde die Feſtung Mainz einzuräumen und zu überantworten. Nach den Wiener Miniſter-Conferenzen beſchloß die Bundes-Verſammlung am 5. October 1820 in der That die Uebernahme aller drei Bundesfeſtungen. Die Uebergabe und Uebernahme erfolgte jedoch erſt 1825 für Mainz und 1826 für Luxemburg."

Sie wird ſich hoffentlich auch in der Erwartung nicht getäuſcht ſehen, daß die Landesvertretung „mit dem Patriotismus, der ſich in Preußen in ernſten Stunden ſtets bewährt hat, das große Werk der nationalen Einigung vollenden helfen" werde.

Wie ſich auf dem Reichstage im entſcheidenden Augenblicke das Uebergewicht des nationalen Intereſſes über alle Partei-Rückſichten geltend gemacht hat, ſo drängt auch jetzt die allgemeine Meinung mit unwiderſtehlichem Nachdruck in dieſer Richtung hin, und die einflußreichſten Oppoſitionsblätter mahnen mit allem Eifer an das Eine, was Noth thut — an die Einigung.

So ſchloß z. B. die Nationalzeitung ihren Sonntag-Leitartikel mit folgenden Worten: „Wir ſind nicht befriedigt von dem Recht der norddeutſchen Bundes-Verfaſſung, und daß wir auch das Staatsgrundgeſetz von 1850 als Ideal nicht verehren dürfen, darüber pflegte die längſte Zeit Einverſtändniß zu beſtehen in unſerer Partei. Es gibt ſomit nach unſerer Auffaſſung eine preußiſche Verfaſſungsfrage, d. h. unſer Verfaſſungsleben iſt noch nicht ſo beſchaffen, wie wir es für nöthig halten und wünſchen. Nun aber, welches iſt jetzt die höchſte, und vorzüglichſte Aufgabe des preußiſchen Staates? Welches iſt das große Tagewerk, neben dem alles andere klein iſt, ſelbſt jenes, welches ſonſt anſehnlich ſein würde? Da wird Jedermann das Wort auf den Lippen haben: Das iſt die Einigung Deutſchlands! Dieſe Einigung ſteht über allem, in unſerer Zeit geht ſie allem anderen Dichten und Trachten voran, und ſie enthält alles. Preußen iſt nunmehr auf der vollendeten Höhe ſeines geſchichtlichen Berufes angelangt, die deutſche Nation zu einigen. Das iſt die höchſte Aufgabe jetzt für unſere Regierung, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſere Volksvertretung keine andere haben kann!"

Auch in den anderen Bundesländern ſcheint man von dem Bewußtſein deſſen, was jetzt vor Allem und allein Noth thut, durchdrungen zu ſein, wie ſich aus der Eröffnungsrede des ſächſiſchen Kammer-Präſidenten Haberkorn ergiebt, welcher ermahnte, daß es jetzt, nachdem der Reichstag mit ſo überwiegender Majorität die norddeutſche Bundesverfaſſung angenommen hat, für die Vertreter der einzelnen Bundesſtaaten unvermeidliche Nothwendigkeit ſei, alle Bedenken gegen dieſe Verfaſſung ſchwinden zu laſſen. Der Beſchluß der ſächſiſchen Abgeordneten-Kammer: ſchon am nächſten Freitag über unveränderte Annahme oder völlige Ablehnung der norddeutſchen Bundes-Verfaſſung zu beſchließen, war die würdigſte Erwiederung auf den Appell des Präſidenten.

Wir glauben nicht, daß es bei uns eben ſo raſch gehen werde; aber an dem glücklichen Endreſultat iſt nicht zu zweifeln. Die Partei der Negation zerbröckelt immer mehr vor dem neu erwachten nationalen Drange, welcher ſich endlich in poſitiven Schöpfungen genug thun will und ſich nicht mehr durch das geträumte Beſſere von dem erreichbaren Guten zurückhalten läßt. Die Rechte und Vortheile, welche die Norddeutſche Bundes-Verfaſſung dem deutſchen Volke gewährt und in Ausſicht ſtellt, ſind zu bedeutend, zu wünſchenswerth und zu lange erſtrebt, als daß der doctrinäre Partei-Fanatismus von dem Erfaſſen derſelben zurückhalten könnte.

Was die norddeutsche Verfassung dem Volke zu bedeuten habe, darüber spricht sich denn auch die Thronrede, welche am Montage gehalten wurde, eben so klar als befriedigend für alle nationalen Wünsche aus, indem sie sagt:

„Durch die Einführung der Bundes-Verfassung werden die Befugnisse der Vertretungen der Einzelstaaten auf allen denjenigen Gebieten, welche hinfort der gemeinsamen Entwickelung unterliegen sollen, eine unvermeidliche Einschränkung erfahren. Das Volk selbst aber wird auf keines seiner bisherigen Rechte zu verzichten haben, es überträgt die Wahrnehmung derselben nur seinen Vertretern in dem erweiterten Gemeinwesen. Die Zustimmung der frei gewählten Vertreter des gesammten Volkes wird auch im norddeutschen Bunde zu jedem Gesetze erforderlich sein. Durch die Bundes-Verfassung ist in allen Beziehungen dafür gesorgt, daß diejenigen Rechte, auf deren Ausübung die einzelnen Landesvertretungen zu Gunsten der neuen Staatsgemeinschaft zu verzichten haben, in demselben Umfange der neuen Reichsvertretung übertragen werden. Die sichere Begründung nationaler Selbstständigkeit, Macht und Wohlfahrt soll mit der Entwickelung deutschen Rechtes und verfassungsmäßiger Institutionen Hand in Hand gehen!"

Der Name Bismarck*).

Ein schlesischer Dichter erklärt den Namen Bismarck durch den Zuruf an unsern Minister-Präsidenten: „Du hast das Mark von Zweien!" So gerechtfertigt diese Etymologie in Bezug auf den gegenwärtigen Grafen Bismarck ohne Zweifel auch sein mag, so beweist sie doch nichts für die Entstehung dieses Namens, welcher schon sehr frühzeitig in verschiedenen Theilen der Mark Brandenburg und in allen Ständen ihrer Bevölkerung vorkommt. Namentlich in Stendal und Prenzlau stehen bereits im 13. Jahrhundert die bürgerlichen Geschlechter derer von Bismarck in Ansehen und Ehren, während neben diesen bürgerlichen Familien unter gleichem Namen auch ein dem Militärstande zugehöriges Geschlecht auftritt, dessen einzelne Glieder in der Priegnitz und im Ruppin'schen Kreise mit kleinen Lehnsbesitzungen angesessen sind, ohne daß ein Zusammenhang dieses ritterlichen Geschlechts mit jenen Bürgerfamilien nachzuweisen wäre, so wenig als das später burggesessene altmärkische Adelsgeschlecht von ihm herzuleiten ist.

Der Name Bismarck ist ein Ortsname, und das häufige Vorkommen desselben in jener früheren Zeit entspringt der Gewohnheit, sich die zur Unterscheidung nöthigen Beinamen nach dem Ursprungsorte oder früheren Wohnorte der Familie beizulegen.

---

*) Nach Maßgabe der schätzenswerthen Denkschrift: Geschichte des schloßgesessenen adligen Geschlechts von Bismarck bis zur Erwerbung von Crevese und Schönhausen. Denkmal der Dankbarkeit des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Berlin 1866.

Den Namen entlehnten die nachgewieſenen verſchiedenen Familien, die man ſämmtlich abwechſelnd unter der Bezeichnung Bismarck oder von Bismarck auftreten ſieht, ſehr wahrſcheinlich insgeſammt dem altmärkiſchen Städtchen oder Flecken Bismarck, der weſtſeitig etwa zwei Meilen von Stendal entfernt gelegen und ſehr alt iſt. Wenigſtens darf dieſe Vermuthung für die in Stendal, Gardelegen und überhaupt in der Altmark vorkommenden Familien, ſowie für das Priegnitziſch-Ruppin'ſche Adelsgeſchlecht, mit Zuverſicht aufgeſtellt werden. Daß der in Rede ſtehende Ort gewöhnlich Bismark geſchrieben wird, während die Namen der verſchiedenen Familien nicht immer Bismark, ſondern abwechſelnd Bismarck, Bysmark, Byßmarck, Bysmarche, Bieſenmarck und noch anders lauten, darf bei der bekannten Ungenauigkeit der Schreibweiſe damaliger Concipienten von Schriftſtücken nicht in Betracht gezogen werden. Heute hat das Städtchen die Schreibweiſe Bismark und das nach ihm benannte adlige Haus die Schreibweiſe Bismarck für ſich feſtgeſtellt.

Für die Prenzlauer, von Bismarck genannten Bürger iſt jedoch die Möglichkeit nicht auszuſchließen, daß ſie ihren Namen vielleicht von dem nicht fern von Prenzlau, nahe bei Löcknitz, an der von Stettin dahin führenden Straße gelegenen pommerſchen Dorfe Bismarck annahmen, daher mit den von Bismarck in Stendal hinſichtlich ihrer Herkunft und Abſtammung nicht zuſammenhingen. Das Dorf Bismarck in Pommern wird wenigſtens ebenfalls ſchon im funfzehnten Jahrhundert als beſtehend genannt [1]). Hätte dies Dorf jemals ganz oder doch zum Theil den Bismarck genannten Bürgern Prenzlau's angehört, ſo würde man bei dem Gange, den die Coloniſation in dieſen urſprünglich wendiſchen Ländern vom Weſten nach Oſten damals nahm, mit gutem Grunde vermuthen können, das Dorf ſei eben ſelbſt von den aus der Altmark hergekommenen Bürgern Prenzlau's gegründet und nach ihrem und ihrer Heimath Namen benannt. Das pommerſche Dorf Bismarck gehörte aber, ſo lange man es kennt, ſtets zum landesherrlichen Domainenamte Löcknitz. Als Stützpunkt für die Annahme einer Stammeseinheit der in Prenzlau und in Stendal vorkommenden, von Bismarck genannten Bürger bleiben daher nur die allerdings beachtungswerthen Umſtände, daß die ſtädtiſche Einrichtung Prenzlau's von Stendaler Bürgern getroffen wurde, daß auch hier unter dem Namen Bismarck Bürger in ähnlich bevorzugter Stellung in Bezug auf Vermögensbeſitz und Theilnahme am Stadtregimente, wie in Stendal, vorkommen, und daß auch hier Taufnamen, welche bei den von Bismarck in Stendal gewöhnlich waren, wie Heinrich und Claus, ſich wiederholen.

Es gebricht leider noch an einem Hülfsmittel zur Entſcheidung der Frage nach der Zuſammengehörigkeit der Stendaler und der Prenzlauer, von Bismarck benannten Familien, das dem Zweifel darüber ein Ziel ſetzen würde.

---

[1]) Riedel's Cod. I, XIII, 406. II, II, 351. 352. — Die Annahme des Grafen von Herzberg in deſſen Ausgabe des Landbuches Kaiſer Karl's IV., daß das darin S. 43 unter den feſten Orten der Uckermark aufgeführte Bismarowe das heutige Dorf Bismarck ſei, wie das Ortsregiſter angiebt, iſt nicht gegründet, da das Bismarowe des Uckerlandes vielmehr in Bieſenbrow bei Schwedt zu erkennen iſt. Fidicin, Die Territorien der Mark Brandenburg, B. IV, Uckermark S. 196.

nämlich an einem Siegel, das uns die Wappenzeichen der Prenzlauer Bismarck's kund thäte. Die Uebereinstimmung ihrer Wappenzeichen wäre ein sicheres Merkmal ihrer Stammeseinheit; denn fester selbst als auf die Familiennamen hielt man in jener Zeit auf die von Generation zu Generation fortgesetzte Uebertragung hergebrachter Wappenzeichen, im bürgerlichen wie im rittermäßigen Stande. Es ist jedoch weder von den Prenzlauer Bürgern, noch von den Knappen von Bismarck in der Priegnitz und im Lande Ruppin ein Siegel auf unsere Zeit gebracht.

Rücksichtlich des Verhältnisses der nach dem altmärkischen Städtchen Bismark benannten Familien zu diesem Orte dürfte hier zuvörderst einer Sage zu gedenken sein, durch die man den späteren Aufschwung des burggesessenen Geschlechtes von Bismarck zu verherrlichen suchte. Dasselbe hätte darnach seine Ahnen in einem aus Böhmen eingezogenen Herrengeschlechte zu finden, das Kaiser Karl der Große in diese Gegenden verpflanzte, und von dem hier der Ort Bismark gegründet wurde[1]). Dies Geschlecht hätte demnächst auch umfassenden Grundbesitz dadurch erworben, daß es sich nach dem Aussterben der Grafen von Osterburg deren hinterlassenes Gebiet mit denen von Alvensleben theilte[2]), bei welcher Gelegenheit dann der Flecken Bismark in den Besitz der von Alvensleben tauschweise gelangen konnte.

Der Glaubwürdigkeit dieser Tradition über Bismark's Gründung steht indessen, außer allgemeinen historischen Gründen, insonderheit der Umstand entgegen, daß die älteste Bezeichnung des Ortes dringende Veranlassung dazu giebt, seine Anlage und seinen ursprünglichen Besitz, anstatt einem Böhmischen Herrengeschlechte, einem geistlichen Oberhirten zuzuschreiben. Denn der Ort wird in einer Urkunde vom Jahre 1209, welche desselben zum ersten Mal Erwähnung thut, „Biscopesmarck" genannt[3]), woraus sich die kürzere Bezeichnung Bismark später bildete[4]).

---

[1]) Er (Carolus M.) — versatzte viel alte Geschlechte von Adel, als die Grafen von Pyrmont aus Frankreich, die von der Schulenburg, Geldrische Herren, Schadewachten aus dem Elsaß — Item die Edlen Freiherrn von Bredau, Garßdau, Buch, sind Nassauer Herren, Item Bißmarcken, böhmische Herren, welche das Städtlein Bißmarck gebauet. Entzelt's Altm. Chronica Kap. XXVI, Ausgabe vom Jahre 1736 S. 61. — Bismarckum exordia sua nobilissimae Bismarckenorum familiae ex Bohemia in has oras deductae auspiciis Caroli Magni accepta refert. Leuthingeri Topographia Marchiae § 14. edit. Krause p. 4.

[2]) Leuthingeri Topogr. § 7 p. 3. — Vermuthlich haben die Umstände, die sich im Fortgange der obigen Darstellung ergeben werden, daß 1. der mit einem böhmischen Herren-Geschlechte verwandte Dietrich, der 1361 Erzbischof von Magdeburg wurde, auch als Verwandter der von Bismarck erscheint, und daß 2. die letztere Familie im Jahre 1562 durch Austausch des Schlosses Burgstall gegen die Propstei Krevese in den Besitz von Gütern kam, die früher zum Theil den ehemaligen Grafen von Osterburg, muthmaßlichen Stiftern des Klosters Krevese, gehört hatten, zu den obigen Phantasien Veranlassung gegeben.

[3]) Riedel's Cod. I, III, 91.

[4]) In früheren Zeiten scheint man den Namen Bismarck von der Biese abgeleitet zu haben, wenigstens fing im 14. Jahrhunderte ein Magdeburger Urkunden-Concipient an, den Familiennamen Bismarck Bisemarcke und Bisenmarcke zu schreiben. Sagittarii Histor. ducat. Magd. bei Boysen, Allg. hist. Magazin, Th. IV, 25. Diese Ableitung hat jedoch

Man findet überall in Deutſchland bei vielen von Biſchöfen geſtifteten und Biſthümern eigen angehörigen Orten ähnliche dies Verhältniß bezeichnende Namen, ſowie auch eine ähnliche Namens-Veränderung. Allein im heutigen Neuvorpommern kennt man drei Bisdorf genannte Orte, die urſprünglich dem Biſthume Schwerin, von dem ihre Gründung ausgegangen iſt, angehörten und daher Biſcopesdorp hießen[1]); wie auch in andern Gegenden nach ihren geiſtlichen Stiftern benannte Orte, als Biſchofshagen im obern Eichsfelde, Biſchofsleben bei Erfurt und Biſchofskirchen bei Braunfels in der Wetterau, die Namen Bishagen, Bisleben und Biskirchen in ſpäterer Zeit angenommen haben.

In dem Altmärkiſchen Orte Biſcopesmarck war nun auch in der That nach der Urkunde vom Jahre 1209 der Biſchof von Havelberg mit ſeinem ganzen Domcapitel, ſowie der Markgraf Albrecht und deſſen Gefolge damals anweſend, da es ſich hier für das Hochſtift Havelberg um eine landesherrliche Beſtätigung ſeiner Altmärkiſchen Beſitzungen handelte. Daß zu den letztern das kaum eine viertel Meile von Bismark gelegene Dorf Döllnitz ebenfalls gehörte, das im Jahre 1186 an das Biſthum Halberſtadt vertauſcht wurde, iſt eben aus dieſem Tauſchgeſchäfte urkundlich zu erſehen[2]). Es dürfte daher kaum daran zu zweifeln ſein, daß Bismark zu dem Eigenthume des Biſthumes Havelberg früher gehörte, durch einen Biſchof dieſer Kirche ſeinen Urſprung und davon ſeinen Namen erhielt[3]).

Zwar lagen Orte, wie Döllnitz und Bismark, außerhalb der biſchöflichen Diöceſe Havelberg's; aber bei der ſpäten Bekehrung der Wendiſchen Bewohner dieſes Stiftsſprengels zum Chriſtenthume war es zu Anfang nothwendig geweſen, dem Clerus der Havelberger Kirche zu ſeinem Unterhalte in der benachbarten Halberſtädter Diöceſe Güter und Einkommensquellen zuzueignen. Nachdem die chriſtliche Religion ſpäter auch im Bereich der Havelberger Diöceſe tiefere Wurzeln geſchlagen hatte, wurden dieſe außerhalb derſelben gelegenen Beſitzungen allmälig veräußert und durch Erwerbungen im eignen Stiftsſprengel erſetzt[4]).

Zu den Gegenſtänden ſolcher Veräußerung muß auch Bismark gehört haben, wiewohl der Vertrag, wodurch dieſer Ort in weltliche Hände überging, noch nicht wieder aufgefunden iſt. Unſere Quellen laſſen uns überhaupt von

---

um ſo weniger Wahrſcheinlichkeit für ſich, als Bismark nicht an der Biese liegt, ſondern die letztere eine halbe Meile von der Stadt entfernt ihren Lauf hat.

[1]) Haſſelbach und Koſegarten, Codex Pom. dipl. I, 78. 141. 312. 313.

[2]) Riedel's Cod. I, III, 88.

[3]) Obige Anſicht iſt von Wohlbrück in deſſen Geſchichtl. Nachrichten von dem Geſchlechte von Alvensleben I, 310 zuerſt aufgeſtellt und auch von Klöden (Geſch. einer Altmärk. Familie S. 75) adoptirt. Später neigte ſich Wohlbrück einer in ſofern veränderten Anſicht zu, als er für wahrſcheinlich annahm, nicht der Biſchof von Havelberg, ſondern der Biſchof von Halberſtadt, „der doch irgendwo in der Altmark einen Ort für ſeine Zehentſcheunen haben mußte, wozu ſich Bismark ſeiner Lage nach ſehr wohl ſchickte", ſei urſprünglicher Beſitzer dieſes Ortes geweſen. Wohlbrück's Geſchichte der Altmark, herausgegeben von Leop. Frh. von Ledebur, S. 180.

[4]) Wohlbrück's Geſch. der Altmark, herausgegeben von Leop. Frh. v. Ledebur, S. 185.

1209 bis 1370 ohne jede Auskunft über den Ort und deſſen Beſitzer, außer daß von den Chroniſten beim Jahre 1349 angemerkt iſt, es ſeien zu Bismark damals an einem Bilde des Gekreuzigten wunderthätige Wirkungen wahrgenommen, es ſei daher zahlreich dahin gewallfahrtet und dem Heiligthume viel geopfert; man habe ſich jedoch um die Hebung des Opfers zuletzt geſchlagen und gemordet, wodurch dem Zulaufe ein Ende gemacht worden ſei[1]). Während das letztere Ereigniß noch für geiſtlichen Beſitz des Ortes ſpricht, da die Kirche ſolche zu Wallfahrten auffordernde Heiligthümer in der Regel nur an Orten entſtehen ließ, die ſich in ihrem Eigenthum und vollem Beſitz befanden, ſo tritt doch im Jahre 1370 die Familie von Alvensleben als Lehnsträgerin des Städtchens auf[2]).

Daß inzwiſchen zu Bismark auch ein Schloß beſtanden habe, iſt ſchon darnach zu vermuthen, weil überhaupt faſt alle ältern Städte und Flecken der Mark Brandenburg unter dem Schutze von Burgen und Schlöſſern ſich bildeten. Es haben aber auch örtliche Ermittelungen, namentlich an einem Burgwall genannten Platze bei der Stadt, noch Ueberreſte ehemaliger Burggebäude und ihrer Befeſtigungen auffinden laſſen[3]).

Schließlich entſteht nun die Frage, ob man nach dem Obigen die von Bismarck, die im 13. Jahrhundert als hervorragende Bürger in Stendal und andern Städten, ſowie im Anfange des 14. Jahrhunderts auch als rittermäßige Männer in der Priegnitz und im Lande Ruppin hervortreten, gleichwohl noch als Abkömmlinge urſprünglicher, wenn auch hiſtoriſch nicht erweislicher Beſitzer des Ortes Bismark, oder ehemaliger Burgmannen des hier vermuthlich einſt vorhanden geweſenen biſchöflichen Schloſſes, oder aber ſchlichte Bürger des unter dem für Gewerbsentwickelung überall günſtigen Schutze der Geiſtlichkeit entſtandenen Städtchens anzuſehen hat.

Geſchichtsſchreiber, welche der in älterer Zeit herrſchenden Neigung huldigen, den Glanz bedeutender Adelsgeſchlechter lieber einer nebelhaften Vergangenheit und einer alterthümlichen Hoheit und Größe unſicherer Vorfahren zu entlehnen, als von der aufſtrebenden, in hiſtoriſch nachweisbaren Verdienſten bethätigten Kraft und Tüchtigkeit ausgezeichneter Perſönlichkeiten ſpäterer Zeit abzuleiten, werden ſich für die erſte oder wenigſtens für die zweite der aufgeſtellten Möglichkeiten entſcheiden. Dieſe genealogiſche Richtung befriedigt es nicht, ihre Familien aus geſunden Keimen natürlich erwachſen und zu immer höherer Bedeutung und Berühmtheit, den Geſetzen des Lebens und der Entwickelung gemäß, ſich allmählich erheben zu laſſen; ſondern ſie glaubt Familien durch ihnen zugeeignete hohe Herkunft zu verherrlichen, auch wenn ſie dadurch gezwungen wird, denſelben für die Folgezeit, den Geſetzen der Entwickelung jeder geſunden Kraft entgegen, eine Fortführung ihres Daſeins unter ſinkender Bedeutung zuzuſchreiben. Denn ein Sinken und unrühmliches Aufgeben ſeiner frühern höhern Stellung wäre es doch ohne Zweifel geweſen,

---

[1]) Magd. Schöppenchronik in Riedel's Cod. IV, I, 85.

[2]) Riedel's Cod. I, XVII, 77 und I, XXII, 402. 405.

[3]) Beckmann's Beſchr. der M. Brand. Th. V, I, IX, 73. Wohlbrück's Geſch. Nachr. von dem Geſchl. von Alvensleben I, 311.

wenn ein rittermäßiges oder gar ein von altersher reich begütertes schloßgesessenes Geschlecht, anstatt im Militärstande und Hofdienste der Fürsten zu höhern Ehren aufzustreben, seinen Burgbesitz verließ, in neu gegründeten Städten zu bürgerlichem Gewerbsbetriebe sich herabließ und darin in seinen meisten Zweigen bis zum Absterben derselben verblieb.

Solchen Annahmen kann die Denkschrift, welche wir hier ausziehen, nicht zur Seite treten. Es ist dem Verfasser allerdings denkbar und wahrscheinlich, daß jenes rittermäßige Geschlecht, das in der Priegnitz und im Lande Ruppin mit kleinen Lehnsbesitzungen vorkommt und den Namen von Bismarck führte, ehemals der Burgmannschaft eines zu Bismark früher vorhanden gewesenen bischöflichen Schlosses angehört hat und daher nach dessen Veräußerung und Verfall mit einigen ländlichen Lehnen in der Diöcese des Bischofes versorgt wurde. Dagegen kann von den in den Städten der Mark und besonders in Stendal mit dem Namen von Bismarck auftretenden Bürger-Familien, aus denen der Zweig entsproß, dessen Lebenskraft nicht nur die von Bismarck den höchsten Adelsgeschlechtern der Mark anreihete, sondern auch alle übrigen Familienzweige in ihrem Dasein überragt hat, nach Grundsätzen vorurtheilsfreier Geschichtsforschung nur angenommen werden, daß sie vom Hause aus nichts Vornehmeres waren, als durch persönliche Tüchtigkeit ausgezeichnete Nachkommen schlichter Bürger des unter dem Krummstabe glücklich erblühten Städtchens Bismark.

Als Stammvater des schloßgesessenen Geschlechts von Bismarck bezeichnet die Denkschrift den Kauf- und Rathsherrn Rudolf oder Rule von Bismarck zu Stendal, welcher nicht blos in seiner Vaterstadt in hohen Ehren stand, sondern auch von auswärtigen Höfen zu Rath und That gesucht ward.

Im Jahre 1314 von dem Ritter Heinrich von Rochow zu einer von diesem vorgenommenen Veräußerung von Grundstücken freundschaftlich zugezogen [1]), erscheint er am 21. December 1321 am Hofe der Herzogin Agnes von Braunschweig, der hinterlassenen Wittwe des Markgrafen Waldemar und damaligen Regentin der Altmark. Diese hielt sich um die gedachte Zeit in Tangermünde auf, und die Anwesenheit angesehener Ritter und Rathsherren des Landes an dem Hofe der Fürstin bezweckte hauptsächlich, ihre Genehmigung eines von den Städten mit der Ritterschaft verabredeten Bundes zu eigenmächtiger Aufrechterhaltung der Landessicherheit zu erwirken, welche durch die nach dem Tode ihres Gemahles ausgebrochenen Fehden mehrfach bedroht war [2]). Zugleich benutzte Rule von Bismarck diese Gelegenheit, um die zum Wohlthun geneigte Herzogin im Interesse der Armen und Kranken zu einer reichern Ausstattung des heiligen Geist-Hospitals und der Elenden-Gilde in Stendal zu bestimmen [3]). Auch ließ er sich selbst mit einem Hebungsrechte im Dorfe Schernickau belehnen, das er von der Landesherrschaft erkauft hatte [4]).

---

[1]) Riedel's Cod. I, V, 64.
[2]) Riedel's Cod. I, XV, 73. 74.
[3]) Riedel's Cod. I, XV, 72. 73.
[4]) Riedel's Cod. I, XVII. 478.

Auf's Neue machte ſich Rudolph von Bismarck in den folgenden Jahren um ſeine Vaterſtadt verdient durch glückliche Unterhandlungen mit dem Herzoge Otto von Braunſchweig, dem inzwiſchen auch für den Fall eines frühern Abſterbens ſeiner Gemahlin der Beſitz der Altmark auf Lebenszeit zugeſichert und auch in Stendal Huldigung geleiſtet war. Denn nach einem Vertrage, der am 12. April 1325 wieder zu Tangermünde von Rudolph von Bismarck und zwei andern Bürgern Stendal's zum Abſchluß gebracht wurde, erhielt dieſe Stadt von dem Herzoge und der Herzogin das landesherrliche Zollhebungsrecht daſelbſt zu Lehn. Bis dahin war dies Recht durch Verpachtung an meiſtbietende Unternehmer benutzt, die daſſelbe möglichſt gewinnreich auszubeuten ſuchten, wenn dies auch dem Verkehre zum Nachtheil gereichte. Indem die Landesherrſchaft jetzt dies Hebungsrecht gegen die mäßige Kapitals-Entſchädigung von 26 Mk. Silber der Stadt ſelbſt übertrug, war es damit dem Ermeſſen des Stadtregimentes anheimgeſtellt, wie weit und ob es überhaupt von der Befugniß zur Zollerhebung Gebrauch machen wollte. — Wahrſcheinlich begaben ſich dieſelben Bevollmächtigten der Stadt dann auch perſönlich zu dem Römiſchen Könige Ludwig nach Baiern, um deſſen Beſtätigung dieſes Vertrages zu erwirken, welche Letzterer den 18. October 1325 zu Nürnberg „den weiſen Männern, ſeinen lieben getreuen Bürgern in Stendal" ertheilte[1]).

Im Jahre 1332 erhob unſern Rudolph das Vertrauen ſeiner Gewerbsgenoſſen zu dem Amte eines Altmeiſters der Gewandſchneider-Gilde, das er im Jahre 1335 noch bekleidete[2]). Dann erſcheint derſelbe im Jahre 1338 wieder als Mitglied des Stadtrathes[3]). In der letztern Eigenſchaft wurde er durch ſeine Mitwirkung zur Errichtung einer ſtädtiſchen Schulanſtalt in einen Streit mit dem St. Nicolai-Domſtifte zu Stendal verwickelt, der ihm zwar Gelegenheit gab, noch gegen das Ende ſeiner irdiſchen Laufbahn ſeine Freiſinnigkeit, ſein Intereſſe für höhere Bildung und ſeinen feſten Sinn zu bethätigen, doch auch Verdruß genug zuwege brachte, um ihn dieſen Streit nicht überleben zu laſſen.

Schulen für die Jugend einzurichten und zu leiten, betrachtete die Geiſtlichkeit als ihr ausſchließendes Recht, und es war ihr daſſelbe, bei dem geringen Intereſſe der Laien für höhere geiſtige Bildung, in früheren Zeiten wohl ſelten ſtreitig gemacht. Bei der blühenden Gewerbs-Entwickelung Stendal's, dem großen Umfange ſeines auswärtigen Verkehres und dem Reichthume eines Theils der Bürgerſchaft erwachte jedoch das Bedürfniß einer beſſern Vorbereitung der Jugend für das bürgerliche Leben, als die vom Scholaſticus

[1]) Riedel's Cod. I, XV, 79. 80.

[2]) Anno domini M° CCC° XXXII dominica proxima post Bartolomei biberunt pannicide et mercatores guldam. Tunc fuit magister Cristianus Kind. — Ad futuram guldam instituebatur magister Rulo de bismarck, Aldermannus Deneke noye et ghiso scadewer prope semitam. Riedel's Cod. I, XV, 85. — Anno M° CCC° quinto in die dominico ante mathei celebrata fuit gulda et bibita. Tunc fuit magister Rulo de Bismarck, Aldermanni Denecke noye et Ghiso de schadewachten. Ad futuram guldam instituebatur magister henningus duses etc. Riedel's Cod. I, XV, 86.

[3]) Riedel's Cod. I, V, 88.

des Domſtiftes geleitete, wohl vorzüglich nur auf kirchliche Bildung gerichtete Domſchule gewährte. Der zu der Zeit regierende, nur aus reichern Bürgern beſtehende Rath, dem Rudolph von Bismarck angehörte, ſäumte nicht, eine dem gefühlten Mangel Abhülfe leiſtende ſtädtiſche Schulanſtalt in's Leben zu rufen, die nun mit der klöſterlichen Domſchule in eine der letztern nachtheilige Concurrenz gerieth.

Das Nicolai-Domſtift, das ſich und die Kirche hierdurch beeinträchtigt fand, erhob laute Klage bei dem Diöceſan-Biſchofe zu Halberſtadt, und dieſer war ſogleich bereit, die dem Stifte verkümmerte Einwirkung auf die religiöſe Bildung der heranwachſenden künftigen Bürgerſchaft, ſowie die ſonſtigen Vortheile des ausſchließend von dem Stifte ausgehenden Schulunterrichts, durch kirchliche Zwangsmittel gegen den bedenklich emancipirenden Stadtrath zu wahren. Ein biſchöflicher Erlaß forderte Schöppen, Rathsherren und Gildemeiſter Stendal's auf, unter Androhung der Strafe ihrer Excommunication, binnen 10 Tagen die eröffnete ſtädtiſche Unterrichtsanſtalt zu ſchließen und die dabei angeſtellten Rectoren und Lehrer zu entlaſſen.

Das damalige Stadtregiment fügte ſich jedoch dieſer Anordnung nicht, ſondern beſtand muthig auf die Beibehaltung ſeiner Schule.

Biſchöflicher Seits wurde hierauf mit den kirchlichen Zwangsmaßregeln weiter verfahren. Unter dem 13. November 1338 befahl der Diöceſan den Geiſtlichen der Stadt, die widerſetzlichen Schöppen und Rathsherren öffentlich und jeden derſelben namentlich von der Kanzel herab zu ermahnen, innerhalb einer Friſt von 8 Tagen von ihrem Ungehorſam abzulaſſen. Für den Fall, daß auch dies den gewünſchten Erfolg nicht haben ſollte, wurden die Geiſtlichen angewieſen, die in ihrem Ungehorſam Verharrenden alle Sonntage in den Kirchen der Stadt laut, bei brennenden Kerzen, unter Glockengeläut als von jeder Gemeinſchaft mit der Kirche und mit Gläubigen ausgeſchloſſen zu verkünden. Zugleich ſollte dann auch den Gildemeiſtern und der geſammten Bürgerſchaft einſtweilen das Recht, Kirchen und geweihte Orte zu betreten, unterſagt werden[1]).

Gewiß brachten dieſe kirchlichen Drohungen und Strafen ſchwer zu bewältigende Gewiſſensunruhe über die geſammte Bürgerſchaft Stendal's. Ein hier lagerndes zahlreiches Heer von etwa hundert Vicarien, Altariſten und andern Prieſtern, das von dem reich begüterten Domſtifte und aus den vielen frommen Stiftungen der Bürger ſeinen Unterhalt zog, ſeinen geiſtlichen Obern aber unbedingt dienſtbar war, hatte den Beruf, dieſe Gewiſſensunruhe und die Mißſtimmung der niedern Bürgerſchaft gegen den Rath, der ſolche kirchliche Strafen über die Stadt gebracht hatte, zu nähren und noch mehr zu entzünden. Wie hätte auch der geringere arme Bürger erkennen ſollen, daß die Verfolgung des Ziels höherer geiſtiger Ausbildung für Söhne wohlhabender Familien wichtig genug ſei, um ſolche Calamitäten für die ganze Stadt herbeizuführen. Dazu kam noch, daß gleichzeitig Kriegsleute, wie die von

[1]) Riedel's Cod. I, V, 5. 87. 88. Zu vergleichen Götze's intereſſante und gründliche Abhandlung: Ueber die Pröpſte des Domſtiftes St. Nicolai zu Stendal — Programm des Gymnaſiums zu Stendal vom 30. März 1863, S. 15 f.

Byern, Wulffen, Roſſow, Garthow und andere, mit dem Stadtrathe zerfallen, die Stadt durch Fehden beunruhigten[1]).

Gleichmüthig behauptete jedoch der Rath die Aufrechterhaltung ſeiner Schule, und Rudolph von Bismarck, der während der Zeit, worin dieſer Streit noch unausgetragen fortbeſtand, mit Tode abgegangen ſein muß, ſtarb daher wohl als Excommunicirter. —

Der Rath ehrte ſein Andenken, indem er die durch ſeinen Tod erledigte Rathsſtelle ſeinem damals noch in jugendlichem Alter ſtehenden Sohne Claus ſofort wieder verlieh.

Einige Rückblicke auf die letzte Seſſion des Abgeordneten-Hauſes.

III.

Die Polen.

Müſſen wir es ſchon bei den Klerikalen bewundern, mit welcher hartnäckigen Verblendung ſie ihre Sache zur Sache Gottes zu machen ſuchen, und welche eigenthümliche Umgeſtaltung der Begriff Gottes dabei zu erleiden hat, um ihren Abſichten und Zwecken entſprechend zu werden, ſo gilt dies in noch erhöhtem und verſtärktem Maaße von den Polen, auf welche, als auf eine mit jenen faſt durchweg verbundene Oppoſitions-Partei, wir nur noch einige Blicke werfen wollen.

Es liebt ja jene Partei, ihrer nationalen Sache eine religiöſe Folie zu geben, den Kampf um Wiedergewinnung ihrer verlorenen Selbſtſtändigkeit einen heiligen zu nennen und ſich ſelbſt in der Glorie von Märtyrern darzuſtellen.

Sie müſſen dabei allerdings einen eigenthümlichen Begriff von dem Weſen Gottes haben.

Wir ſtanden wohl zuweilen in den Muſeen vor den Götzenbildern der alten Mexikaner. In den Zügen derſelben drückt ſich der grauſame Gottesdienſt dieſes Volkes aus, und wir fragten uns, ob es wohl je eine gräulichere Verzerrung des Weſens Gottes gegeben habe, als in dieſen Bildern zum Vorſchein kommt; aber es will uns beinahe ſcheinen, wenn man die geiſtige Phyſiognomie des Gottes malen wollte, welchen nach und nach die polniſche Revolution ausgebildet hat, ſo möchten die Züge deſſelben an Scheußlichkeit jene mexikaniſchen Götzenbilder übertreffen.

Von ſittlichen Anforderungen ſcheint bei dieſem Gotte gar nicht die Rede zu ſein, denn daß dieſes Märtyrer-Volk je daran gegangen wäre, ſeine Sitten

---

[1]) Riedel's Cod. I, XV, 99. 100.

zu verbeſſern, davon haben bisher noch Nichts entdecken können. Mit welchem Cultus es aber ſeinem Gotte dient, hat die Welt ſeit der letzten Revolution mit Staunen wahrgenommen. Alles nämlich, was ſonſt den chriſtlichen, ja überhaupt religiöſen Begriffen am meiſten ein Abſcheu iſt, das war hier als das vornehmſte Mittel erwählt, um den ſogenannten heiligen Zweck zu fördern.

Es war eine ſonderbare Religion, welche die Heiligthümer beſtändig entweihte, die Kirchen und Feſte zu Schauplätzen und Gelegenheiten politiſcher Demonſtrationen, die Klöſter zu Brutſtätten verbrecheriſcher Anſchläge machte, die Leidenſchaften des Volkes aufſtachelte, Haß und Mord predigte, die Lüge in ein großartiges Syſtem brachte, um damit ebenſowohl die öffentliche Meinung Europa's, als das eigene arme Volk zu täuſchen und zu betrügen, den Mord organiſirte und den Mördern bereitwillig Abſolution ertheilte. Die Welt hat wohl ſchon ähnliche Gräuel geſehen, aber dann gingen ſie doch meiſtens vor ohne Religion, im Gegenſatz gegen alle Religion, und das macht ihren Anblick noch erträglich, da iſt doch noch eine gewiſſe Ehrlichkeit der Bosheit. Das aber iſt das Widrige, Empörende und ganz Unerträgliche bei dieſem Volke oder bei den Prieſtern und Hohenprieſtern ſeines Revolutions-Cultus, daß ſie ihr Thun noch in Religion einhüllen wollen. Wir müſſen es abermals ſagen, der Gott, dem ſie dienen, iſt ein gräulicherer Gott, als der Vizliputzli der Mexikaner.

Nun, unſere polniſche Fraktion ließ auch in der letzten Seſſion des Abgeordneten-Hauſes, wie kürzlich in dem Norddeutſchen Reichs-Parlament, ihren gewöhnlichen Schmerzensſchrei über die Vergewaltigung ihres Volkes ertönen. Klagetöne, wenn ſie aus dem Herzen kommen, pflegen immer zu Herzen zu gehen, und auch dieſe würden nicht verfehlen, ſympathiſch die Herzen zu ergreifen, wenn ſie nur aus der Wahrheit hervorgingen. Aber ſo lange nicht von denſelben Perſonen, die dieſe Klagetöne laut werden laſſen, auf die unzweideutigſte Weiſe in Worten und Thaten erklärt worden iſt, daß ſie jene ruchloſe Art der Empörung, jene frevelhafteſte Weiſe der Entweihung aller Religion bis in das Innerſte ihrer Seelen verabſcheuen und mit denjenigen ihrer Landsleute, die ſich daran betheiligt haben, Nichts zu thun haben und nicht mit ihnen wollen verwechſelt werden, können jene Töne auf unſer Herz gar keinen Eindruck machen, wir können in dem, was ſie und ihre Landsleute betroffen hat, nur Gottes Gerechtigkeit ſehen und müſſen ſogar noch ſeine Langmuth bewundern.

Wir bedauern das polniſche Volk. Wir waren ſchon durch die Klerikalen an die Fanatiker des Judenthums zur Zeit der Zerſtörung Jeruſalems erinnert worden, noch mehr drängt ſich dieſe Erinnerung auf bei dieſen religiöſen polniſchen Revolutionären. Sind ſie nicht das genaue Abbild jener Menſchen, die nie ſich fragten, aus welchem Grunde ſie ihre Freiheit an die Römer verloren hatten, die ſich nie beugen wollten, Gott zu geben, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, die, trotzdem ſie die Hand Gottes nach jeder verſuchten Empörung tiefer hinabſchleuderte und in ärgere Knechtſchaft brachte, doch nie gebeſſert wurden, ſondern nur zu immer gräulicheren Mitteln der Empörung griffen, die auch ihre Mörder, ihre Sikarier, organiſirten und die

Religion auf jede Weiſe mißbrauchten, um nur den Volkshaß gegen die Römer zu entflammen, bis ſie es erreicht hatten, ihr Vaterland zu Grunde zu richten und ihr Volk in die Verbannung und Zerſtreuung zu bringen. Damals ſtand wenigſtens aus ihrer Mitte ein Joſephus auf, der ihnen zurief: Ihr Elenden, die ihr eures eigentlichen Bundesgenoſſen vergeſſet und mit den Waffen in der Hand die Römer bekämpfen wollt! Welchen unſerer Feinde haben wir wohl auf dieſe Weiſe beſiegt? Wollt ihr nicht umkehren und ſehen, von wem ihr euch abgewandt und welchen Bundesgenoſſen ihr beleidigt habt? Gott war es, der für unſere Väter ſtritt, wenn ſie ohne Waffen ihm ihre Sache übergaben. Wer hat die Römer gegen unſer Volk in Waffen gerufen? War es nicht die Gottloſigkeit unſerer Landsleute? Von wo fing unſere Knechtſchaft an? War es nicht, als der unſinnige Zwiſt des Ariſtobulus und Hyrkanus den Pompejus gegen uns führte, und Gott diejenigen, welche der Freiheit ſich unwerth gemacht hatten, derſelben beraubte? Werden denn nicht ſolche Stimmen endlich auch unter dieſem Volke ſich erheben, oder wollen ſie ihr unglückliches Vorbild bis zu Ende erfüllen, dem ſie nur zu lange und zu ſehr ähnlich geworden ſind?

Zur Charakteriſtik der einzelnen Provinzen Frankreichs.

II.

Man hat den ſtarken ehernen Geiſt von Languedoc noch nicht hinlänglich unterſchieden von der geiſtigen Leichtigkeit der Guienne und von dem jähen Ungeſtüm der Provence, und doch beſteht derſelbe Unterſchied zwiſchen Languedoc und Guienne, wie zwiſchen den Montagnards und den Girondiſten, zwiſchen Fabre und Barnave, wie zwiſchen dem berauſchenden Wein von Lunel und dem von Bordeaux. In Languedoc iſt der Glaube ſtark, unduldſam, oft grauſam, und ebenſo verhält es ſich mit dem Unglauben; Guienne hingegen, das Vaterland von Montaigne und Montesquieu, iſt das der ſchwankenden Meinungen. Fénélon, der religiöſeſte Mann, den die Provinz gehabt, iſt faſt ein Ketzer. Noch ärger wird es, wenn man nach der Gascogne vorſchreitet, dem Lande der armen Teufel, die äußerſt vornehm und äußerſt bettelhaft ſind, dem Lande der verſchmitzten Kerle, die alle wie ihr Heinrich IV. geſprochen haben würden: „Paris iſt wohl eine Meſſe werth"; oder wie er an Gabrielle ſchrieb: „Ich ſtehe eben im Begriff, dieſen gefährlichen Sprung zu thun." Dieſe Leute wollen um jeden Preis ihr Glück machen, und es gelingt ihnen.

In der Guienne und Gascogne wohnen dem Hauptinhalte nach Basken oder Aquitanier mit Gothen vermiſcht, von denen die Erſteren ſehr anders

ſind als die ſpaniſchen Basken, auf welche der altſpaniſche und weſtgothiſch-kaſtiliſche Ernſt ſeinen unverkennbar mächtigen Eindruck geübt hat, wie hier das in Frankreich Allen gemeinſame Franzöſiſchwälſche. Merkwürdig in beiden Provinzen ſind die „Landes“ oder Haiden, ein dürrer, unangebauter Landſtrich, deſſen trauriger Zuſtand ſchon viele ausgezeichnete Männer Frankreichs veranlaßt hat, auf Mittel zu denken, denſelben zu verbeſſern. Von Heinrich IV. an, welcher dies Land, in dem er ſo oft Krieg führte, ſehr wohl kannte, und in das er, wie man ſagt, die Mauren von Granada, welche Philipp II. zur Auswanderung zwang, verſetzen wollte, iſt wiederholt irgend ein großer Plan zu Tage gefördert worden, um dieſen Landſtrich geſunder und anbaufähiger zu machen. „Die Landes,“ meint Theophile Gautier in einer mehr poetiſchen als wahren Schilderung, „beſtehen aus ungeheuren Flächen grauen, violetten und bläulichen Bodens, mit mehr oder weniger deutlichen wellenförmigen Erhebungen; kurzes und ſpärliches Moos, braunrothe Haide und verkrüppelte Ginſter ſind ihre einzige Vegetation. Es iſt die traurige Oede der Thebaiſchen Wüſte, und man erwartet jede Minute, Kameele und Dromedare zu erblicken; man möchte glauben, Menſchen wandelten dort nicht.“ Derſelbe Sand und Kies, woraus der Boden der „Landes“ beſteht, zieht ſich von den Ufern der Garonne bis zu denen des Adour, ſo daß man, ſobald man Bordeaux verlaſſen hat, in den „Landes“ iſt; indeß iſt der Boden eine Strecke weit noch kultivirt, und dort findet man namentlich die Weingärten, welche die Vins de Grave liefern, die ihren Namen von den terrains graveleux (Kiesboden) erhalten haben. In Bordeaux theilt man die Weine ein in ſolche, die auf einem kräftigen Boden, worin kein Kies befindlich iſt, wachſen, und das iſt der Fall in Ober- und Nieder-Medoc auf einer Fläche von etwa 20 Stunden, ferner in Weine, welche auf angeſchwemmtem Boden wachſen (vins de Palus), oder auf kieſigem Boden (vins de Grave); da die vins de Palus mehr Körper und Farbe haben als die anderen Weine, ſo gebraucht man ſie häufig, um geringere Medocweine zu verſtärken, namentlich die Gewächſe von Nieder-Medoc, wodurch dieſe haltbarer werden, aber niemals die in Ober-Medoc wachſenden edelen Weine, als Lafitte, Latour und Chateau-Margaux. Von den Vins de Grave haben die rothen eine dunklere Farbe und mehr Kraft als die Medocweine, aber nicht ſo viel Bouquet, und der vorzüglichſte derſelben iſt der Haut-Brion. Die weißen Gravesweine haben ein ausgezeichnetes Bouquet, und die vorzüglichſten ſind Sauternes und Barſac; der Diſtrikt dieſer Weine dehnt ſich in verſchiedenen Richtungen einige Stunden weit aus.

Nicht weit von Bordeaux liegt La Teſte de Buch, ein Dorf von etwa 100 Häuſern, an der einen Seite von Gehölz und Sumpf, auf der anderen von dem Baſſin d'Arcachon umgeben. Es iſt dies das Testa Bojorum der Römer und hiſtoriſch bedeutend, denn es war in den Zeiten der Gallier eine der zwölf Städte von Novempopulania, und im Mittelalter ſpielten die zu den großen Kronvaſallen gehörigen Herren des Ortes, die Captals oder Chaptals de Buch genannt, eine wichtige Rolle in der Geſchichte von Aquitanien, beſonders unter der Herrſchaft der Engländer, bis die Revolution

den Herrenrechten der Captals ein Ende machte. Unter den Chaptals iſt der berühmteſte Johann von Grailly im 14. Jahrhundert; er war einer der größten Feldherren ſeiner Zeit und du Guesclin's Rival, Seneſchall von Aquitanien für den König Eduard von England und Ritter des Hoſenbandordens; durch ihn und den Grafen Foix wurde der Aufſtand der Bauern, die „Jacquerie", beſiegt; endlich von den Franzoſen unter du Guesclin in Soiſſons 1372 gefangen, ſtarb er nach fünfjähriger Haft im Tempelthurm zu Paris „aus Langeweile", wie Anquetil ſagt. Ihm folgte als Chaptal von Buch ſein jüngerer Bruder Archimbald, welcher durch ſeine Heirath mit Iſabella, Tochter des Grafen von Foix, nach deſſen Tode Graf von Foix wurde. Die Letzte dieſer Familie von Foix-Grailly, Katharina, Gräfin von Foix und Königin von Navarra, heirathete 1484 Johann von Albret, Vicomte von Tartas, und deren Sohn war Heinrich I. von Navarra, deſſen Tochter Johanna von Albret ſich mit Anton von Bourbon vermählte und Mutter Heinrich's IV. von Frankreich wurde. Unter Heinrich III. war deſſen Günſtling Nogaret, Herzog von Epernon, Captal, wahrſcheinlich durch ſeine Heirath mit Margarethe von Foix-Candale; ſpäter kam das Captalat wieder an die Foix-Randau und von dieſen an die Gontault, die letzten Captals von Buch.

Die Provence iſt die „Provincia" der Römer, der zunächſt an Italien angrenzende und noch vor Cäſar römiſche Theil Galliens, welcher übrigens das ganze Küſtenland von den Seealpen bis zu den Pyrenäen begriff, die Grundlage der ſpäteren Provinz Narbonenſis. Der Name beſchränkte ſich ſpäter auf den öſtlichen Theil dieſes Geſtadelandes, deſſen Bewohner eine Menge Typen darbieten, die an die mannigfachen Racen erinnern, welche die Milde des Himmels und die Fruchtbarkeit des Bodens in dies ſchöne Land gelockt haben, und unter franzöſiſchem Kleide findet man hier Römer, Griechen, Deutſche, Ibero-Ligurer, Iberer und Mauren. Die Gebirgsbewohner ſind gegen die des wärmeren Küſtenlandes, was die Böotier gegen die Nachbaren waren. Da ſie größtentheils Hirten ſind, ſo giebt ihre Lebensart und ihre Nahrung ihrem Geiſte eine gewiſſe Schwere, die ſie von den andern Provençalen auszeichnet; ihr Verſtand iſt etwas langſam, aber keineswegs ſchwach. Die Südprovençalen haben mehr Analogie mit den Spaniern als mit den Italienern, obgleich die Nachbarſchaft und der häufige Verkehr mit den Letztern ſie eher dieſen hätte nähern ſollen. Sie ſind äußerſt beweglich, leicht aufzureizen und von choleriſchem Charakter; ſklaviſch ausdauernde Arbeit iſt ihnen verhaßt; ein Bauernleben voll ſerviler Anſtrengung iſt ein Gräuel. Sprüchwörtlich heißt es: „Wenn man durch Arbeit reich würde, ſo trügen die Eſel einen Sattel von Gold" (Se per trabaillar l'on venie riche, lous azes pourtarien lou bast d'or). Damit ſoll keineswegs geſagt ſein, daß der provençaliſche Bauer dem Lazzaroni gleicht, nein, er iſt thätig, aber aus leidiger Reſignation; nur weil ihn die Erfahrung gelehrt hat, daß man in warmer Zeit die Hände rühren muß, um in kalter nicht zu verhungern, daß „dem faulen Arbeiter die Ratten den Samen freſſen," und daß Arbeit wirklich ein Schatz iſt. Eine Eigenthümlichkeit der Nieder-Provençalen iſt ihre Heftigkeit,

ihr Vergnügen an Lärm und ihre Rohheit, die aber doch nicht ohne Anmuth iſt. Man muß dieſe unermüdlichen Tänzer, mit ihren Schellen am Knie, die Moreska aufführen ſehen, oder von neun, elf oder dreizehn Männern den Schwertertanz, den Bouchuber, wie ihn die Nachbarn von Gap nennen, oder man muß der „Verſöhnung der Sarazenen", die alle Jahre in Riez aufgeführt wird, mit beiwohnen. Es iſt das Land der Krieger, des Agricola, Baux, Crillon; das Land der unerſchrockenen Seefahrer, denen der Meerbuſen von Lyon eine rauhe Schule gewährt. Wir brauchen nur den Amtmann von Suffren anzuführen, und jenen Renegaten, der 1706 als Kapudan Paſcha ſtarb, oder den Schiffsjungen Paul — er iſt unter keinem anderen Namen bekannt — der, auf dem Meere in einer ſturmbewegten Barke geboren, Admiral ward und Ludwig XIV. auf ſeinem Schiffe ein feſtliches Mahl veranſtaltete; aber dennoch vergaß er nicht ſeine alten Kameraden und wollte neben den Armen, denen er ſeine Güter hinterließ, beerdigt werden.

Ein gewiſſer Geiſt der Gleichheit macht ſich hier geltend, der, wie man meint, in dem Lande der Republiken, mitten unter griechiſchen Ortſchaften und römiſchen Municipien nicht überraſchen könnte. Richtig iſt es, daß hier die bäuerlichen Verhältniſſe nicht der Art waren wie in dem übrigen Frankreich. Die Bauern waren ihre eigenen Befreier und Beſieger der Mauren; ſie allein vermochten es, jene abſchüſſigen Hügel zu bebauen, ſo wie das Bett der Ströme zu verengen, und gegen eine ſolche Natur bedurfte es der freien und kunſtverſtändigen Hände zum Ackerbau, der auch ſchon früh Hülfe und Schutz gefunden hat. Eine beſtändige Commiſſion diente ſonſt als Vermittlerin zwiſchen den Landbebauern und der öffentlichen Verwaltung. Doch reichen die Ruralgeſetze auch hier nur bis in die Tage Heinrich's IV. hinauf; ſie wurden ſpäter durch Richelieu vernachläſſigt und durch Colbert beeinträchtigt, der dem Ackerbau den Handel vorzog. Erſt dem Sturze von Law's Bankſyſtem war es vorbehalten, die Oekonomiſten wieder zur wahren Quelle des Wohlſtandes zurückzuführen, die aber in den letzteren Jahrzehnten wieder verlaſſen wird, indem der Bauernſohn den Pflug zu verachten anfängt und der Hauptſtadt Marſeille zueilt, ſelbſt auf die Gefahr hin, darin vor Hunger umzukommen. Marſeille bevölkert ſich mithin täglich mehr, während in den provençaliſchen Städten des zweiten und dritten Ranges die Bewohnerzahl eher ab- als zunimmt. Ackerbau und Feldwirthſchaft verlieren aufgeklärte Leute, und gebildetere Geiſter, die unter ihren Mitbürgern Verbeſſerungen und mancherlei Erfindungen verbreiten könnten, überliefern ihr Eigenthum feilen Händen, oder verkaufen es vielmehr an Götzendiener des Herkommens. Mit leiſer Abänderung, nur Mercur ſtatt Mars nennend, gilt heute buchſtäblich von Marſeille, ja von jeder franzöſiſchen größeren Stadt und ihrer Umgebung, was Friedrich v. Logau vor einigen hundert Jahren äußerte:

„Wer nach dem Land jetzund will auf dem Lande fragen,
Der irrt: Mercur hat es längſt in die Stadt getragen!"

Frei und kühn war der Aufſchwung der Provence in der Literatur und Poeſie. Des Bretagners Pelagius Lehre, welche die Erbſünde, d. h. das

Verderbniß der menſchlichen Natur durch die von Adam begangene Sünde leugnete und derſelben die Fähigkeit zuſpricht, durch die Entwickelung der eigenen Kräfte die Seligkeit erlangen zu können, wurde in der Provence aufgenommen und fand in Fauſtus, Caſſianus Anhänger, vorzugsweiſe rationaliſtiſche Köpfe, deren Lehren und Anſichten durch ihre Planheit in einem Jahrhundert, in welchem die Speculation ſich mit Vorliebe in transcendentalen Dingen erging, überraſchen. Als der Bretagner Descartes, oder, wie er zu ſeinem Verdruß frühe genannt wurde, Carteſius, nicht nur Frankreichs größter Philoſoph, ſondern der Vater der modernen Philoſophie, mit ſeinen „Meditationes de prima philosophia“ (1641) auftrat, ward der Provençale Gaſſendi ſein heftigſter Gegner, und ein ihm wenig nachſtehender, wenn man auch Bayle nicht beipflichten kann, der ihn den Entwickler und Erläuterer der epikureiſchen Philoſophie, den größten Gelehrten unter den damaligen Philoſophen und den größten Philoſophen unter den Gelehrten nannte, während man es dagegen auffallend finden kann, daß weder Locke noch Condillac, noch Helvetius Gaſſandi's erwähnen, da ſie doch in ſo Vielem mit ihm übereinſtimmen; und im vorigen Jahrhunderte ereignete ſich der merkwürdige Fall, daß zwei franzöſiſche Gelehrte aus St. Malo, Maupertuis und De la Mettrie, am Hofe Friedrich's II. von Preußen mit einem provençaliſchen Gelehrten, d'Argens, zuſammentrafen und in gleicher Gunſt bei dem großen Könige ſtanden.

Nicht ohne Grund nennt ſich die Literatur des Südens im 12. und 13. Jahrhundert die provençaliſche; in ihr ſpiegelt ſich alle Feinheit und Anmuth, die in dem Geiſte jener Zeit lebt. Es iſt das Land der ſchönen, wortreichen und leidenſchaftlichen Redner, die, wenn ſie wollen, auch beharrliche Redekünſtler werden; aus ihm ging Maſſillon hervor, einer der berühmteſten Kanzelredner Frankreichs, der Racine der Kirche, und Maſcaron, Flechier, der Nebenbuhler Boſſuet's, den er im Bau der Sätze, in der Wahl und Anordnung der Worte noch übertraf, und Maury, die theils wahrhafte Redner, theils Rhetoren waren. Aber die ganze Provence, Municipien, Adel und Parlament, Demagogie und Rhetorik, Alles, mit ſüdlicher Unverſchämtheit gekrönt, hat ſich vereinigt in Mirabeau, welcher „daſteht einem jähen Bergſtrom, der Gewalt des Rhoneflusſes vergleichbar,“ obgleich wir von der Bewunderung, die ſeinen oratoriſchen Leiſtungen zu Theil wurde, einen guten Theil abziehen müſſen, der auf Rechnung des franzöſiſchen Wohlgefallens an akademiſchen Aufführungen und an ſtyliſtiſchen Uebungen zu ſetzen iſt.

Eine auffallende Thatſache iſt noch von Marſeille, der Hauptſtadt der Provence, zu erwähnen. Während ſo manche kleinere und größere Stadt des ſüdlichen Frankreichs aus alter Zeit bedeutungsvolle Reſte aufweiſen kann, hat Marſeille, dieſe alte Freundin und mächtige Bundesgenoſſin von Rom, dieſes zweite Athen, wie die Römer es mit Recht nannten, die Spuren ſeiner alten Herrlichkeit ganz verloren. Die ganze Gegend ſcheint nichts mehr davon zu wiſſen, daß einſt hier das alte Maſſilia geſtanden, in

welchem ſchon ſechshundert Jahre vor Chriſto, zugleich mit dem Wohllaut joniſcher Zunge griechiſche Sitte und Bildung gelebt hat.

Da iſt keine Spur mehr von den alten Tempeln, welche die Griechen mit den Göttern zugleich der Stadt gebracht hatten, kein Gemäuer verräth mehr das alte Amphitheater, oder die Stelle, wo ſich um die Sitze ſeiner ſechshundert Senatoren das Volk verſammelte; kaum iſt noch eine Spur vorhanden von den Mauern der alten Stadt, unter denen Maximian und Konſtantin zugleich mit der entſcheidenden Schlacht das Leben verloren. Es ſcheint die alte Herrlichkeit dieſer Stadt eben ſo verwandelt und vergangen zu ſein, als ihre alte Sitte, welche uns die Schriftſteller des älteren Roms als ganz beſonders rein und tadellos ſchildern, während dagegen freilich die ſpäteren in ganz entgegengeſetzten Ausdrücken von den Maſſilienſern reden. Marſeille hat allerdings in ſeiner altclaſſiſchen Blüthezeit auf einer Stufe des äußeren und inneren Aufſchwungs geſtanden, auf welcher es als eine ebenbürtige Schweſter ſelbſt des hochmächtigen Roms erſcheinen konnte. Rom aber iſt im ganzen Verlauf ſeiner ſpätern Entwickelungsgeſchichte ſeiner ehemaligen inneren Macht und Würde eingedenk geblieben; die jüngere Schweſter, Marſeille, aber hat nach dem vergänglichen Spielwerk des Reichthumes und Gewinnes gegriffen und iſt hierdurch ihrer alten Geſtalt und Art immer mehr und weiter entfremdet worden.

Wenn denn auch keine Ueberreſte der Baukunſt mehr aus der Zeit der Griechen und Römer da wären, ſo ſollte man wenigſtens, weil ja nur ſelten eine Kunſt außer Geſellſchaft der andern erſcheint, mehrere bedeutende und ſchöne aus den Zeiten des Mittelalters erwarten. Denn über Marſeille und ſeine Umgegend hatte ja die Herrlichkeit der provençaliſchen Poeſie einen ganz beſonderen Glanz verbreitet; hier in der Nähe wurden jene Gerichtshöfe der Liebe gehalten, bei denen die nach Entſcheidung fragenden Troubadours, ſowie die Richter und Richterinnen in Verſen ſprachen. Hatten doch hier und in der Nähe die viel beſungenen Raimund und Beatrix gelebt, König Renatus ſo oft, und beſonders im Winter, am nördlichen Theil des Hafens ſo gern verweilt und gewandelt, daß er dieſen ſeinen Kamin nannte. Aber dieſe Erwartung von der etwa noch aus dem Mittelalter vorhandenen Herrlichkeit bleibt in Marſeille, im Gebiete der Baukunſt wenigſtens unbefriedigt.

Aber die liebliche Zeit der provençaliſchen Dichtkunſt hat dagegen andere Spuren ihres Hierſeins in Marſeille und in der ganzen Provence zurückgelaſſen, Spuren, welche ihr vormaliges, wohlthätiges Einwirken in's Leben noch viel unmittelbarer bezeugen, als Werke der Baukunſt es könnten. Es ſind dies jene alten Lieder und Gebräuche, welche von dem ächt poetiſchen Sinn zeugen, in welchem ſie entſtanden ſind. Dieſe alten Lieder und lieblichen Geberden des inneren Lebens haben ſich ganz beſonders bei der Feier des Weihnachtsabends erhalten, an welchem die Hauptſtraße der Stadt, mit ihren ſchönen Baumalleen, der Cours, ſowie alle Läden, alle Häuſer, alle Buden der Blumenhändlerinnen, bis zu dem ärmſten Korbe voller Hyazinthen herunter, mit vielen Lichtern erleuchtet ſind. Denn ſelbſt

die Wintermonate ſind hier des Blumenſchmuckes der Gärten nicht beraubt, und an geſchützten Orten blühen um Weihnachten ſchon Hyacinthen, Tazetten und Tulpen, ſowie andere Frühlingsblumen. Da ertönen dann Anfangs einzeln, dann aus allen Gaſſen und Häuſern die der Erinnerung aus früher Kindheit theuren, alten Melodieen von Weihnachtsliedern, welche zum Theil in einem Provençaliſch, das jenem der Troubadours gleicht, gedichtet ſind. Als die alten Gebräuche noch beſtanden, welche noch jetzt in manchen Familien ſich größtentheils erhalten haben, wurde hernach von einer kleinen, im Zimmer errichteten Capelle, in welcher man zugleich den Kindern des Hauſes in einer wohlgeſchmückten Krippe die Geſchichte der heiligen Nacht figürlich dargeſtellt hatte, ein Tiſch, gedeckt mit drei Tiſchtüchern, aufgeſtellt. Dreizehn Brode lagen darauf, mit Myrtenzweigen geſchmückt, um ſie her eine ganze Fülle von Früchten des provençaliſchen Himmels, dabei ſüße Weine. Bei dem patriarchaliſch vormals unter dem Singen der alten Weihnachtslieder gefeierten Mahle brannte im Kamin ein Stock der harzreichen Seefichte, welches der Hausvater von Zeit zu Zeit mit Oel oder feurigem Wein beſchüttete, und dieſes aufflammende Feuer wurde Feuer der Freundſchaft genannt; denn bei dieſem Feſte ſollte die Heiterkeit der Kindheit, Liebe und Frieden herrſchen.

Die Provençalen nennen die Bewohner der Dauphiné die Franciaux. Die Dauphiné gehört ſchon zum wahren Frankreich und, trotz ihrer geographiſchen Breite, zum Frankreich des Nordens. Hier fängt die Zone der robuſten Bauern an und der kräftigen Menſchen, die den öſtlichen Theil von Frankreich bewohnen. Ein kräftiger Geiſt des Widerſtandes charakteriſirt dieſe Provinzen; auch der Wiſſenſchaft gaben ſie ſtrenge, analytiſch verfahrende Geiſter: Mably und Condillac, ſein Bruder, ſind von Grenoble, das auch die Vaterſtadt iſt von Bayard, Vaucanſon, Dolomieu, dem berühmten Geologen und Mineralogen, von Gentil-Bernard, Monnier und von Caſimir Périer, dem Miniſter der Julimonarchie, der zuerſt die republikaniſchen Parolen, welche den Sieg des Bürgerthums in den Julitagen begleitet und möglich gemacht hatten, auf der Rednertribüne bekämpfte und den Aufſtand in den Straßen niederſchlug; d'Alembert ſtammt ſeiner Mutter nach aus der Dauphiné; aus Bourges Breſſe, der Aſtronom, Lalande und Bichat, der große Phyſiologe, deſſen Entdeckungen über die Natur der Gewebe im menſchlichen Körper und über ihre Funktionen in der Geſchichte der Phyſiologie Epoche gemacht haben. Das moraliſche Leben und die Poeſie iſt für dieſe Grenzbewohner, die Leute von Ueberlegung ſind und zugleich ihren eigenen Vortheil kennen, der Krieg. Es giebt da auf der Grenze heldenmüthige Städte, wo es ein vom Vater auf den Sohn vererbter feſter Gebrauch geweſen zu ſein ſcheint, ſein Leben für das Vaterland zu opfern, und häufig miſchten ſich hier ſchon Frauen unter die kämpfenden Männer.

Die Dauphiné, in ein Ober- und Unterland zerfallend, iſt, obgleich nach ihr von Karl's V. Zeit an der älteſte königliche Prinz und muthmaßliche Thronerbe den Titel „Dauphin" geführt hat, eine der am wenigſten bekannten Provinzen Frankreichs. Wer die modiſche Reiſeroute von Lyon nach Avignon

und Marſeille verfolgt oder das milde Klima von Nizza aufſucht, ſieht zwar am linken Rhoneufer die Felder, Weinberge und Maulbeerpflanzen der Nieder-Dauphiné, das alte Vienne, Valence, Montélimart, die Mündungen der Iſère, der Drôme und der vielbeſungenen Durance — aber die Berge, wo dieſe Flüſſe entſpringen, die Waſſerfälle, Grotten, Schneelager und Gletſcher der Cottiſchen Alpen ſind bis jetzt in keinem Reiſehandbuche verzeichnet; ſelbſt der Reiſende, den die große Straße von Spanien nach Italien über den Mont Genèvre führt, eilt vorwärts in die prächtige Ebene des Po, und ſo haben außer dem Hirten, dem Jäger und Contrebandier nur der Botaniker, der Geologe, der Alterthumsforſcher oder Künſtler die Einſamkeit der franzöſiſchen Hochalpen geſtört. Viele jetzt ganz kahle Berge der Dauphiné waren ehedem mit Föhren, Fichten und Tannen bewachſen; übel berechnete Gewinnſucht vermochte die Leute, dieſe prächtigen Waldungen zu fällen; man gewann dadurch neue Aecker, die man urbar machen konnte. Aber das Erdreich, früher durch die Wurzeln der Bäume und der dazwiſchen wachſenden Pflanzen feſtgehalten, blieb nun dem Winde und Regen ausgeſetzt und wurde nach und nach in die Ebene geſpült; die vormals grünen, waldbegrenzten Höhen begannen kahl zu werden, und dem Menſchen blieb die Reue, Wälder verloren zu haben, die ihm ſonſt Wild und Holz die Fülle geliefert hatten. Dieſe beklagenswerthe Entholzung der Berge erzeugte noch ein anderes Uebel. Die früher vorhandene Menge hoher Bäume zertheilte die Wolken und ließ ſie als Regen herabfallen. Jetzt treibt ſie der Wind gegen die kahlen Höhen und Felſen; der Himmel der Dauphiné und der Provence iſt glühend; Alles trocknet aus und verbrennt auf den Feldern während der Sommerhitze, und nun klagen die Leute über die Seltenheit belebender und erquickender Regen. Die Natur hatte dafür geſorgt, der Menſch hat ihr entgegengearbeitet und hat nun den Nachtheil davon.

Die meiſten Hirten der franzöſiſchen Hochalpen führen ein Nomadenleben, das ſie Jahr aus Jahr ein von aller Theilnahme an Familien- und Gemeinde-Intereſſen ausſchließt. Wenn ſie der Herbſt, der die Senner der Schweiz und des Jura in die Heimath zurückführt, von den Gebirgswieſen vertreibt, ziehen ſie mit ihren Schutzbefohlenen in die Provence, wo die Weiden von Crau, die ſich längs der Durance hinziehen, an 300,000 Schafen und Ziegen zum Winteraufenthalte dienen. In dem milden Klima dieſer Gegend, in welchem außer einer Fülle aromatiſcher Kräuter Wein, Oliven und Maulbeerbäume gedeihen, können die Heerden den ganzen Winter über im Freien bleiben, doch trotz dieſer Vorzüge iſt der Crau ein trauriges Land. Meilenweit iſt kein Haus, kein Feld, kein Baum zu ſehen — die Weideplätze, hier coussous genannt, die gewöhnlich auf viele Jahre verpachtet ſind, werden durch große Steinhaufen abgegrenzt und enthalten immer je eine Hütte für den Schäfer.

Einzelne Gehöfte, Weiler und kleine Dörfer finden ſich ſpärlich in den Hochgebirgsthälern der Dauphiné. Die kleinen niedrigen Gebäude ſind theils von Baſalt, theils von Marmor aufgeführt und mit Schiefer gedeckt. Die Bewohner dieſer Marmorhütten ſind bleiche, hagere, von Fiebern geplagte

Weſen. Den Sommer über pflegen die Männer als Schäfer, Holzhauer oder Schleichhändler ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Nur Weiber und Kinder bleiben daheim und bebauen die mageren Felder am Bergabhange, auf denen Rüben, Kohl, Kartoffeln und Hafer gedeihen, wenn nicht Erdfälle und Ueberſchwemmungen die Ernte des Jahres zerſtören und das Erdreich fortreißen. Aber trotz ihres mühevollen Lebens ſind die Bergbewohner heiter, gaſtfrei und mittheilſam. Steigt man jedoch weiter hinab in die Gegend von Orpierre und Serres, ſo gewinnen die Ortſchaften ein reinlicheres, die Menſchen ein geſünderes Anſehen. Aber das Klima iſt noch immer rauh, die Berge ſind ſchroff und zerklüftet; die Waldſtröme und Bäche, hier Buech genannt, bedrohen die Thäler beim Schmelzen des Schnee's oder bei Regengüſſen mit ihren Verheerungen, und der ſteinige Boden giebt nur geringen Ertrag. Beſſere Ausbeute gewähren Holzſchläge, Sägemühlen, Steinbrüche, Berg- und Hüttenwerke.

Je tiefer man aber in's Land hinabſteigt, um ſo mehr nehmen mit der Milde des Klima's, mit der Fruchtbarkeit des Bodens und mit der Erweiterung des Handels Wohlhabenheit, Behaglichkeit der Lebensweiſe und äußere Politur der Sitten zu. Dagegen ſteigern ſich Genußſucht und religiöſer Fanatismus. Katholiken und Proteſtanten ſtehen ſich ſchroff gegenüber, beſonders in der Gegend von Montélimart, das ſich rühmt, die erſte franzöſiſche Stadt zu ſein, in welcher der Proteſtantismus offen hervortrat. Die Bewohner erzählen noch heute, theils mit Bewunderung, theils mit Entſetzen, von den Thaten der ketzeriſchen Heldin Margot de Lay, die eine Breſche in der Stadtmauer vertheidigte, den Grafen Ludwig, einen der Belagerer, tödtete, und auch ſelbſt im Kampfe einen Arm verlor. Die Zeiten ſolcher Kämpfe ſind nun freilich vorüber, man beſchränkt ſich heutzutage darauf, einander das Leben durch kleine Quälereien zu verleiden, ſich einander wegen religiöſer Fragen zu erhitzen und das reine Blut der römiſch-katholiſchen Familie vor jeder Verwandtſchaft mit der Gegenpartei zu hüten, wodurch zu manchem bürgerlichen Trauerſpiel Veranlaſſung gegeben wird. Im Allgemeinen iſt jedoch die Bevölkerung der Nieder-Dauphiné zum heiterſten Lebensgenuſſe geneigt. Der Einfluß der nachbarlichen Provence macht ſich in ihrer Gemüthsart wie in ihrem Aeußern bemerklich, und ſtatt der keltiſchen Sprachüberreſte, die ſich in den Bergen der Dauphiné vorfinden, hört man die weichen Laute, die vollen Vocale von Languedoc. Und in der Ebene von Valence, am Ausfluß der blauen Iſère, zwiſchen den Weinhügeln von Ampuis und Condrieux, glaubt man ſich in das vielgeprieſene Land der Troubadours verſetzt: da iſt der Himmel tiefblau und glänzend, die Luft iſt warm und mild; da gedeihen der Maulbeerbaum, die ſüße Kaſtanie, die Melone, der Pfirſich und feurige Weine; da liegen kleine weiße Häuſer, von Nußbäumen beſchattet, von Wieſen umgeben, am Abhange der Hügel; da eilen helle Gewäſſer dem Rhone zu, die im Frühlingsübermuthe zahlloſe, glattgeſchliffene Kieſel über ihre Ufer verſtreut haben, und dazwiſchen blühen und duften die köſtlichſten Kräuter, womit ſich im Süden die Erde ſchmückt.

Hinter der rauhen und heldenmüthigen Zone der oberen Dauphiné, der

Franche-Comté, Lothringens und der Ardennen breitet ſich eine andere milde und an Früchten des Geiſtes reichere Gegend aus; wir meinen die Provinzen Lyonnais, Burgund und die Champagne, die ergiebig ſind an Wein, an begeiſterter Poeſie, Beredtſamkeit und an feiner und ſinniger Literatur. Sie wurden nicht, wie die andern, durch Abwehr fremder Ueberfälle in Bewegung geſetzt; beſſer geſchützt, konnten ſie die liebliche Blume der Bildung in Muße genießen.

Ganz nahe an der Dauphiné liegt Frankreichs zweitgrößte Stadt, Lyon, mit ihrer ausgezeichnet geſelligen Eigenthümlichkeit die Völker wie die Flüſſe vereinigend. Lyon war der Sitz der römiſchen Verwaltung und ſpäter der Mittelpunkt der kirchlichen Macht für das ganze keltiſche Gallien. Während jenen ſchrecklichen Zerrüttungen des Mittelalters öffnete dieſe große kirchliche Stadt einem Haufen von Flüchtlingen ihren Schooß und wurde zu der Zeit der allgemeinen Verwüſtung bevölkert, ungefähr wie Konſtantinopel allmählig das ganze griechiſche Kaiſerthum in ſich concentrirte, das ſich vor den Arabern und Türken zurückzog. Dieſe Bevölkerung war ohne allen Landbeſitz, nichts hatte ſie, als ihren Arne und den Rhone; ſie war betriebſam in Gewerben und Handel. Schon ſeit der Römerzeit hatte Kunſtfleiß ſich hier gezeigt und es ſind Inſchriften von Leichenſteinen auf uns gekommen: zum Andenken an einen afrikaniſchen Glaſer, der Einwohner von Lyon war, und zum Andenken an einen Veteran der Legion, einen Papierhändler. Dieſer arbeitſame Ameiſenhaufen, der ſich, zwiſchen Felſen und dem Fluſſe eingeſchloſſen, in düſtern, abſchüſſigen Straßen unter Regen und ewigem Nebel regt und bewegt, hat doch ein geiſtiges Leben und Poeſie gehabt. Man denke an den Meiſter Adam, den Tiſchler von Nevers, an die Meiſterſänger von Frankfurt, Nürnberg ꝛc., die Faßbinder, Schloſſer, Schmiede ꝛc. waren, und an den berühmten Schuſter Hans Sachs. In ihren dunkeln Wohnorten träumten ſie von der Natur, die ſie nicht ſahen, und von den ſchönen Wirkungen der Sonne, deren Schein nicht in ihre Behauſung drang; ſie meißelten gleichſam in ihren finſtern Werkſtätten Idyllen über das Landleben, über Vögel und Blumen. Zu Lyon hauchte nicht die Natur, ſondern die Liebe die poetiſche Begeiſterung ein. Mehr als Eine junge Ladendame hat, im Dämmerlichte einer tiefen Boutike nachſinnend, wie Louiſe Labbé und Pernette Guillo, Verſe geſchrieben, die tiefe Trauer und Leidenſchaft athmen und die nicht für ihre Gatten waren. Aber auch die Liebe zu Gott und der ſanfteſte Myſticismus war noch ein Lyonnaiſer Charakterzug. Die Kirche von Lyon wurde von St. Pathin gegründet und zu Lyon hat St. Martin ſeine Schule errichtet; hier ward Ballanche geboren, jener Socialphiloſoph, der durch Kränklichkeit und ſchwere leibliche Leiden frühzeitig zum contemplativen Leben geführt wurde, und Johann Gerſon, eigentlich Johann Charlier, den man mit Unrecht für den Verfaſſer des Buches: „Von der Nachahmung Chriſti“ gehalten hat, wollte hier ſterben.

Es iſt eine auffallende und ſcheinbar ſich widerſprechende Sache, daß der Myſticismus ſich ſo gern in großen und in ſittlicher Hinſicht verderbten gewerbthätigen Städten erhob, wie heutzutage Lyon und Straßburg. Aber

dieſes kommt daher, weil nirgend anderswo das Herz des Menſchen mehr der Stärkung bedarf als hier. Da, wo ſich die Gelegenheit zur Befriedigung aller ſinnlichen Begierden in reichem Maße findet, entſteht bald ein Widerwille gegen ſie; dazu kommt noch, daß die ſitzende Lebensweiſe des Handwerkers dieſe innere Gährung befördert. Der Seidenwirker in der feuchten Dunkelheit der Lyoner Straßen, der Leineweber von Artois und Flandern, erſchaffen ſich in den Kellern, in denen ſie leben, eine Welt und in Ermangelung des äußern Verkehrs ein innerliches moraliſches Paradies von ſanften Träumen und Viſionen; um ſich für die Entbehrung der freien Natur, der ſie ſich nicht nahen dürfen, zu tröſten, ziehen ſie Gott zu ſich. Kein Stand hat die Scheiterhaufen des Mittelalters mit mehr Opfern genährt, als dieſer. Die Waldenſer von Arras hatten ihre Märtyrer wie die von Lyon; dieſe Waldenſer oder Armen von Lyon, wie man ſie nannte, bemühten ſich, zu der Frömmigkeit der erſten Tage des Evangeliums zurückzukehren und gaben das Beiſpiel rührender Liebe unter einander. Und dieſe Vereinigung der Herzen blieb nicht allein innerhalb der Schranken der religiöſen Anſichten; noch lange nach der Zeit der Waldenſer finden wir zu Lyon Contracte, durch die zwei Freunde ſich gegenſeitig verpflichten, Vermögen, Glück und Leben mit einander zu theilen.

A. B.

Zwei märkiſche Bilder.

II.

Stolpe.

Etwa eine Meile öſtlich der oben genannten Station und Stadt Angermünde liegt das Schloß und Städtchen Stolpe, in deſſen Oſten und Süden ſich eine weite Wieſenfläche ausdehnt, das ſogenannte Stolper Bruch, das, von Kanälen, Schlanken und Nebenzweigen der Oder vielfach durchſchnitten, etwa in einer Stunde Entfernung von der Oder ſelbſt, welche hier die Scheidung zwiſchen der Uker- und Neumark bildet, begrenzt wird. Die Wieſen und Hütungen mehrerer Ortſchaften, welche dieſes Bruch bilden, waren früher den Ueberſchwemmungen ſehr ausgeſetzt, bis in neuerer Zeit durch Zudämmung mehrerer Oderarme eine bedeutende Verbeſſerung bewirkt ward, welche durch die großartigen Verwallungsarbeiten, ſeit 1852 begonnen, noch vervollkommnet worden iſt. Der Acker liegt oben auf dem Thalrande der Oder; er iſt ſehr hügelig und die ſo ſehr verſchiedene Zuſammenſetzung und die Bildung und Lage der Erdarten beweiſen, daß die ganze Oberfläche durch gewaltſame Umwälzungen in der Tertiär- und Diluvial-Periode ent-

ſtanden iſt. Der Haupttheil des Stolper Schloſſes ſtammt wahrſcheinlich aus dem 14. Jahrhundert; dies beweiſen die ſechs Fuß ſtarken Mauern und die ganze Bauart, welche auf jenes Zeitalter zurückweiſt. Durch ſpätere Anbauten iſt daſſelbe vergrößert und in neueſter Zeit nach einer Zeichnung von Lenné mit einem Garten umgeben worden, der in einen wilden Park verläuft.

Alle Orte in der Mark Brandenburg und dem öſtlichen Deutſchland überhaupt, die den Namen Stolpe führen, ſind Stellen irgend eines Gottesdienſtes der alten Slawen; denn „Stolp" heißt Säule, und Säulen waren vorzüglich dem Weleß- oder Woloßdienſt errichtet, jener Gottheit, unter deren Schutz die Viehheerden ſtanden, daher übereinſtimmend mit Pan, dem alten arkadiſchen Hirtengott. Zahlreich ſind die Orte, welche Stolpe heißen, und man darf wohl ſchließen, daß überall da, wo dem Woloß eine Säule errichtet war, die Bewohner ſich vorzugsweiſe der Viehzucht widmeten, die das Rind, das Pferd in zweierlei Raſſen, einer großen ausländiſchen und der kleinen einheimiſchen (wie ſie in den Dörfern um Berlin noch vor 30 Jahren mit Vorliebe gehegt und gepflegt wurden), das Schaf und das Schwein zum Gegenſtand hatten. Sprachlich bemerkenswerth iſt es, daß unter den heutigen ſlawiſchen Dialekten der ruſſiſche das Wort Säule oder Pfeiler durch „Stolb" oder „Stolp", der polniſche dagegen durch „Slub" wiedergiebt — daher die vielen Ortsnamen Slup, Schloppe ꝛc. in den polniſchen Slawenländern. Darf man daraus ſchließen, daß die alten Slawen der Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburgs, auch des Meißnerlandes, wo die Ortsnamen Stolp ꝛc. zu Hauſe ſind, mindeſtens zum Theil Ruſſen geweſen ſeien? Der Bejahung dieſer Frage kommt der Umſtand zu Gute, daß Woloß nach Perun, dem Jupiter des ſlawiſchen Götterhimmels, in Rußland den erſten Rang einnahm; und ſie könnte den entſchiedenſten Stützpunkt finden, wenn es ſich erweiſen ließe, daß die Polabanen, die zu Anfang des 9. Jahrhunderts zum erſten Mal auf dem Schauplatz beglaubigter Geſchichte erſcheinen, aus Rußland gekommen, in welchem Falle die heutigen Ruſſen mit ihren Ideen des Panſlawismus gewiſſer Maßen auf dem Boden des „hiſtoriſchen" Reichs ſtehen würden, wenn ſie ſämmtliche deutſche Länder bis zur Elbe und ſelbſt darüber hinaus als mittelalterliche Heimath ihrer Brüder in Anſpruch nehmen; allein es iſt durch die umfangreichſten und gelehrteſten Forſchungen, denen ſich ein Slawe ſelbſt unterzogen hat, wenn auch nicht zur hiſtoriſchen Gewißheit erhoben, doch ſehr wahrſcheinlich gemacht worden, daß die Polabanen zuerſt im Schooße Weißſerbiens*), dann in den Weichſellanden und nachher in Littauen gewohnt haben, bevor ſie in Deutſchland einrückten. „Nirgends," ſagt dieſer gründlichſte der ſlawiſchen Geſchichtforſcher, nämlich Schafarik (Slawiſche Alterthümer), „nirgends iſt Grund zur Annahme, daß ſie einſt jenſeits des Dnjepr's in

*) Weiß- oder Beloſerbien war das große Serben- oder Slawenland — denn der Name Serben war ehedem einer der allgemeinſten, vielleicht der Name des geſammten ſlawiſchen Volksſtammes — dieſſeits und jenſeits der Weichſel, von der Oder bis an die obere Wolga.

der Urheimath der Großruſſen (der eigentlichen Ruſſen unſerer Zeit) anſäſſig geweſen ſeien.“ Und erwägt man die große Aehnlichkeit, welche zwiſchen der Götterlehre der Polabanen und der alten Littauer beſteht, eine Aehnlichkeit, welche freilich durch die geſammte indogermaniſche Völkerkette geht und von den Quellen der heiligen Ganga und den Schneehäuptern des Himalaya bis zu den äußerſten Landesenden von Europa reicht, ſo würde ſich eine nähere Verwandtſchaft der Polabanen und Littauer vermuthen laſſen und ſomit auch mit den Pruſi oder alten Preußen; daher denn das heutige Preußenland in ſeiner Ausdehnung vom Aufgang am Niemen bis zum Untergang an der Labe auch ſeiner Seits den Boden des hiſtoriſchen Reichs in Bezug auf gleiche Abſtammung ſeiner Bewohner in Anſpruch zu nehmen berechtigt ſein würde, wäre hier nicht der Niemez erobernd eingeſchritten. Aber dieſer Niemez, wie der Slawe den Deutſchen nennt (von Niémko, ein Stummer abgeleitet, weil er Niémezkii jasyk, die deutſche Sprache, nicht verſtand), iſt für den größten Theil des Landes nur ein Wiedereroberer geweſen; und er hat Gut und Blut geopfert, um das Kreuz weit über den Strom hinaus, den der Slawe ſelber den deutſchen Strom (Niemen) nennt, zu Völkern wildfremden Stammes zu tragen, bis zu der Stelle, wo die Burg des großen Peters ſeit anderthalb Jahrhunderten ihre mächtigen Zinnen erhebt.

Was nun das oben beſchriebene Stolpe, Schloß und Städtchen anbetrifft, ſo würde es an ſich weiter nichts Merkwürdiges darbieten, um es hier zu erwähnen, wenn es nicht einer Familie gehörte und zwar ſchon ſeit länger als 400 Jahren, von der ein Glied wenigſtens jeder Gebildete kennt, nämlich der Familie von Buch; ja dies hervorragendſte Glied, das ſeinen Namen weltberühmt gemacht hat, iſt hier geboren.

Dieſe Familie iſt ſicherlich ein deutſches, in einer ihrer Linien der Altmark entſproſſenes Geſchlecht, von dem zwei Mitglieder, die Brüder Conrad und Friedrich, im Jahre 1209 in einer Urkunde des Markgrafen Albrecht II. zum erſten Male genannt werden, wenngleich man unter den heutigen Gliedern der ukermärkiſchen Familie geneigt iſt, für ſie den ſlawiſchen Urſprung zu beanſpruchen, weil ihr Name in den älteſten Schriftdenkmalen auch in der Form „Boucha“ vorkommt und dieſes Wort im Slawiſchen Baum heißen ſoll. Allein Letzteres iſt nicht der Fall; wohl aber führt in allen ſlawiſchen Sprachzweigen eine beſtimmte Baumgattung den Namen „Buk“, unter dem die Familie in den Urkunden ebenfalls nicht unbekannt iſt, und dieſe beſtimmte Baumart iſt die Buche, niederdeutſch de Buke, übereinſtimmend mit dem ſlawiſchen Ausdruck. So wenig dieſe Wortähnlichkeit über die ſlawiſche Abſtammung entſcheiden kann, ebenſo ſehr mangelt es der Ueberlieferung an hiſtoriſchem Grund, nach der die Familie aus der Schweiz gekommen ſein ſoll. Auch ſcheint ſie nicht auf den Heinrich von Buch zurückgeführt werden zu dürfen, welcher ſchon 1154 genannt wird, trotzdem ſich derſelbe 1166 gleichzeitig mit Albrecht dem Bären am Hofe Kaiſer Friedrich I. im Schloſſe Boumeneburg befand, in ſehr vielen Urkunden bis zum Jahre 1190 genannt wird, hier gewöhnlich den Grafentitel führt und Schutzherr des Kloſters Memleben war. Seinen Namen trug dieſes edle Geſchlecht vermuthlich von

dem Wohnſitze im Dorfe Bucha bei der Stadt Wiehe, wogegen die altmärkiſche Familie Buch in dem bei Tangermünde liegenden Dorfe dieſes Namens zu Hauſe war, das ſich unterm Schutz ſeines Schloſſes ſeit 1340 zu einem Flecken erhob, was der Ort auch noch 1600 geweſen iſt.

Die Erweiterung der altmärkiſchen Buch's nach der Ukermark muß im erſten Viertel des 14. Jahrhunderts durch Johann von Buch, eins von den drei Gliedern der Sippe, denen wir hier einige Worte widmen wollen, ſtattgefunden haben. Unter dieſem Manne erreichte die Familie während der nie aufhörenden Vormundſchaft über den bayeriſchen Ludwig den höchſten Gipfel der Macht, denn in ſeinen Händen lag von 1330 an bis 1349 faſt allein die Regierung der Marken (er heißt in Urkunden capitaneus generalis, secretarius, beſonderer heimlicher Verwalter der Mark, ja ſogar vir nobilis, wie damals nur der hohe Adel genannt wurde) und war mit ſeinem Geſchlechte in den Tagen des Abfalls eine der treueſten und kräftigſten Stützen des bayeriſchen Hauſes gegen den falſchen Waldemar. Deshalb genoß er auch den Vorzug, in dem Bannbriefe des Papſtes namentlich genannt zu werden. Als im Jahre 1351 Ludwig mit den benachbarten Fürſten, den Gönnern des falſchen Waldemar, ſich verglich, unterſchrieb Johann dieſe Urkunde als erſter Zeuge. Faſt mehr noch als dieſe Nachrichten zeigen die Vergünſtigungen, welche ihm zu Theil wurden, und das Verzeichniß ſeiner Beſitzungen die hohe Bedeutung dieſes Mannes. Seiner Tochter wurden von dem Markgrafen Güter verliehen, ſeine Schweſtern wurden für lehnsfähig erklärt. Das Stammgut ward ein Allodial und erhielt Stadtrecht, er ſelbſt hatte adelige Vaſallen und bekam die Erlaubniß, alle Schlöſſer und Güter, welche Markgraf Ludwig oder deſſen Vater, der Kaiſer, verpfändet hatten, an ſich zu bringen, mit Vorbehalt der landesherrlichen Rechte, ſie wieder einzulöſen. Faſt ein ganzer Band der Ludwig'ſchen reliqq. mss. beweiſt, über welche Geldmittel er zu dieſem Zweck hat gebieten können; er beſaß vier wichtige Städte und zahlreiche Dörfer in allen Theilen des Landes. In dieſe Zeit, und zwar zwiſchen 1330—40, fällt auch die Abfaſſung des Richtſteigs in der Gloſſe zum Sachſenſpiegel, wobei Johann von Buch wenigſtens betheiligt war, wenn wir ihn nicht vielleicht ſelbſt als Verfaſſer annehmen wollen. Denn in einigen Handſchriften der Gloſſe wird der Vetter des Verfaſſers Nicolaus genannt und es wird Beziehung genommen auf ſeine Verhältniſſe zu Otto von Braunſchweig, als damaligen Beſitzer der Altmark, bei dem Johann nach Ausweis der Urkunden Kämmerer war, ehe er ſich an das bayeriſche Haus anſchloß.

Spielte dieſer Johann von Buch eine große Rolle, ſo nicht weniger ſchon ſein Großvater, ebenfalls Johann genannt, der unter der Regierung des Markgrafen Johann I. Kanzler der Markgrafſchaft Brandenburg war und von dem die Geſchichte der Hebung des Schatzes in der St. Marienkirche zu Angermünde erzählt wird. „In einem wegen der Wahl eines Erzbiſchofs zu Magdeburg entſtandenen Kriege ward Johann's I. Sohn, der Markgraf Otto IV. mit dem Pfeile, von dem neu erwählten Erzbiſchof Grafen Günther von Schwalenberg von Magdeburg beſiegt, gefangen genommen und in einen hölzernen Käfig geſperrt. Der Markgraf forderte ſeine Gemahlin auf, mit

ſeinen Räthen und vorzüglich mit dem alten Johann von Buch über ſeine Auslöſung zu berathſchlagen. Buch hatte, wie geſagt, früher in großem Anſehen bei Markgraf Johann I. geſtanden, war aber durch jüngere Günſtlinge verdrängt worden. Er übernahm die Unterhandlung und bewirkte bei den Domherren durch Geſchenke, daß Otto gegen ein Löſegeld von 4000 Mark Silbers (56,000 Thlr.) freigelaſſen werden, und im Fall dieſe Summe nicht binnen vier Wochen herbeigeſchafft würde, in ſeine Gefangenſchaft zurückkehren ſollte. Auch hier wurde Herr von Buch der Retter ſeines Landesherrn, indem er dem Markgrafen Otto Kunde von dem großen Schatze gab, welchen Markgraf Johann in der Kirche zu Angermünde in einer ſtarken eiſernen Truhe niedergelegt hatte, mit dem Auftrage an ſeinen treuen Lehnsmann Buch, dem er allein dies Geheimniß eröffnete, das Geld ſeinem Nachfolger nur in den äußerſten Nöthen zukommen zu laſſen."

Dieſe Ueberlieferung hat aber ſo wenig hiſtoriſche Begründung, daß ſchon Buchholtz in ſeiner 1765 erſchienenen „Geſchichte der Churmark Brandenburg" ſich veranlaßt ſah, von ihr zu ſagen: „Das iſt nun der Roman von Johann von Buch und dem Kirchenſtock zu Angermünde, der viel zu unwitzig ausſieht, als daß er ſollte wahrſcheinlich ſein." Man zeigt aber jetzt noch das Gewölbe in der Kirche, in welchem der Schatzkaſten ſich befand, und dieſen kennt der Volksglaube nur unter dem Namen des Buch'ſchen Kaſtens. Bis zum Jahre 1848 ſtand in Angermünde außerhalb der Kirchenmauer eine alte Linde, die zum Wahrzeichen des Schatzes gedient haben ſoll, in dem genannten Jahre aber durch einen Sturm gänzlich zerſtört wurde. Im Volke aber erhält ſich die Sage, daß damals die Markgräfin im ſchwarzen Wittwenkleide, auf einem Zelter reitend, nach Stolpe gekommen ſei, und Familien-Ueberlieferungen laſſen dies Schloß im Beſitz ſein des älteren Johann von Buch, des Schatzhebers, wohin er ſich auch zurückgezogen habe, als er am markgräflichen Hofe in Ungnade gefallen war.

Wie alterthümlich nun auch dieſe Tradition iſt und wie romantiſch die Sage vom Angermünder Kirchenſtock klingt, ſo fehlt doch beiden Nachrichten der hiſtoriſche Boden. Stolpe wird in Urkunden mit Sicherheit, anſcheinend zum erſten Mal im Jahre 1252, und zwar als Hauptort einer Vogtei (aus welcher der nachmalige Stolpiriſche Kreis entſprungen iſt), ſowie als Pfarrort, und darauf zum zweiten Mal wohl erſt 1267 und jetzt als Sitz eines Propſtes genannt. Wer im landesherrlichen Schloſſe Stolp zur Zeit Johann's von Buch, des älteren, den Befehl führte, iſt unbekannt; wohl aber wiſſen wir durch urkundliche Beglaubigung, daß erſt Kurfürſt Friedrich II. 1446 das Schloß und Städtchen Stolpe, welches 1310 durch die Markgrafen Waldemar und Johann Stadtrecht erhielt und 1375 die Stettinſchen Herzöge inne hatten und darum auch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts von Pommern, als bei ihm zu Lehn gehend, in Anſpruch genommen worden war, der Familie von Buch als Erblehn übertrug, da es bis dahin dem Geſchlechte nicht gehört hatte.

Auf Schloß Stolpe nun hat die Wiege eines Mannes geſtanden, welcher der Erforſchung der Natur und ihrer Kräfte ein langes Leben mit einem

Erfolge geweiht hat, wie es Keinem vor ihm beſchieden war. Frei von ſchematiſirenden Ideen die Geheimniſſe der Erdrinde in ihren Schichten, Lagern und den Erzeugniſſen untergegangener Schöpfungen mit ungefeſſeltem Blick belauſchend und mit philoſophiſchem Geiſte zerlegend und wieder einend, iſt Leopold von Buch unwillkürlich der Stifter und Meiſter einer geologiſchen Schule geworden, die in ihren Lehrlingen weit hinaus über das Jahrhundert nachwirken wird, von dem er die Hälfte hindurch unermüdlich thätig geweſen iſt. Weſentlich gefördert wurden die großartigen Beſtrebungen zur Erweiterung der Naturkenntniß durch des Meiſters unabhängige Stellung in der Geſellſchaft, die ſich ihrerſeits auf ein großes Vermögen ſtützte. Leopold von Buch bezog aus ſeinem Grundbeſitz, deſſen Umfang ſich auf mehr als ein Drittel Geviertmeilen beläuft, allein an Pacht ein ſehr bedeutendes Einkommen, das bei ſeinen ganz geringen Anſprüchen an äußerlichen Genuß und bei einer genügſamen, höchſt einfachen Lebensweiſe mehr als 40 Jahre lang ausſchließlich für die Zwecke der Aufklärung des Menſchengeſchlechts verwendet worden iſt. Chriſtian Leopold von Buch, — ſo war des großen Mannes vollſtändiger Vorname, obwohl ihn die gebildete Welt nur unter dem zweiten kennt, — übernahm beim Heimgange ſeines Vaters Adolf Friedrich, weiland Geheimen Legations-Rathes und während der letzten Regierungsjahre Königs Friedrich II. Preußiſchen Geſandten am kurſächſiſchen Hofe, im Jahre 1810 die ihm bei der Erbtheilung mit einem älteren Bruder († als Ober-Ceremonienmeiſter am Hofe Königs Friedrich Wilhelm III.) zugefallenen Güter, die er nie ſelbſt bewirthſchaftet hat. Bald im hohen Norden, bald im fernen Süden weilend, bald an den Abhängen von Alpengipfeln die Erdſchichten ſtudirend, bald am Rande des Weltmeeres die Mechanik ihres Entſtehens belauſchend, dann die Pflanzendecke der Erdrinde zergliedernd und die geheimnißvolle Werkſtatt des Luftkreiſes und ihre wunderbaren Erſcheinungen beobachtend, um in ihnen allgemeine Geſetze zu erkennen, war Leopold von Buch während der günſtigen Jahreszeit gleichſam ein wiſſenſchaftliches Ueberall und Nirgends, indeß er im Winter geräuſchlos in Berlin in ſtiller Klauſe lebte, unbekümmert um das, was in der ſogenannten großen Welt vorging, nur das Eine große Weltziel vor Augen, durch Erkenntniß der natürlichen Erſcheinungen die Veredlung des höchſten Erzeugniſſes Gottes auch von der moraliſchen Seite zu fördern. Leopold von Buch ſchied aus dieſem Leben zu Berlin am 4. März 1853. Die Hülle, die dieſen großen Geiſt umſchloß, hat ihre Geſtalt verändert, der Geiſt aber lebt fort in ſeinen Werken für die Ewigkeit! A. B.

Miscellen.

Königsberg i. Pr. Wir haben eine literariſche Fuſion zu melden, welche zwiſchen der „Altpreußiſchen Monatsſchrift" und den „Neuen Preußiſchen Provinzialblättern" vollzogen worden iſt. Beide Zeitſchriften von ziemlich gleicher Tendenz beſtanden noch ein Jahr nebeneinander, nachdem die Provinzialblätter ihr Erſcheinen

zwei Jahre lang eingestellt hatten und 1865 unter Redaktion des Dr. v. Hasenkamp wieder erschienen waren. Jetzt hat sich Dr. v. Hasenkamp wegen einer voraussichtlich längere Zeit dauernden Entfernung aus Königsberg veranlaßt gesehen, die Redaktion der „Prov.-Blätter" niederzulegen, und die Verlagshandlung hat daraus Veranlassung genommen, die beiden Journale zu vereinen, welche fortan unter Redaktion der Herren Dr. Reiche und Stadtrichter Wichert unter dem Titel: „Altpreußische Monatschrift, neue Folge der Neuen Preußischen Provinzialblätter" erscheinen werden. Es ist zu hoffen, daß diese Fusion dem Institute von Nutzen sein werde. Jedenfalls wäre es ein Verlust für unsere Provinz gewesen, wenn die „Prov.-Blätter", welche länger als ein Menschenalter bestehen und so reiches Material für ältere Landesgeschichte dem Publikum zugänglich gemacht hatten, ganz und gar verschwunden und der schätzenswerthe Kreis ihrer Mitarbeiter aufgelöst worden wäre; andererseits konnte die Concurrenz beider Journale wohl nicht länger fortdauern, ohne für beide verderblich zu werden. — Von der combinirten Zeitschrift sind bereits zwei Hefte (Theile'sche Buchhandlung) erschienen.

Berlin. Die deutsche Pestalozzi-Stiftung hat ihren 18. Rechenschaftsbericht über das Jahr 1866 ausgegeben. Derselbe läßt sich, nachdem in gebührender Weise des am 7. Juli 1866 verstorbenen Diesterweg gedacht, dessen Gedanke und That die deutsche Pestalozzi-Stiftung gewesen, über die in Pankow errichteten Stiftungen, von welchen die erstere bereits einige achtzig Zöglinge erzogen hat, in befriedigender Weise aus. Diese erstere und ältere, 1850 gegründete Stiftung nimmt hauptsächlich Lehrer-Waisen und zwar unentgeltlich auf; die jüngere Anstalt ist auf Pensionäre berechnet. Auch in dieser Stiftung gelten gleiche Erziehungsprinzipien wie in der älteren, und werden demgemäß die zu derselben gewidmeten Grundstücke, vorläufig 7½ Morgen, excl. 1 Morgen Wiese, nächstens indeß von 12 Morgen, durch die Zöglinge selbst bearbeitet. Auch in dieser Stiftung soll die Familie der Zöglinge auf 25—30 erhöht werden. Einstweilen nehmen auf dringenden Wunsch der Eltern mit Gestattung der Schulbehörden, eine Anzahl Schüler aus der Nachbarschaft am Unterricht des Lehrers und Hausvaters gegen mäßiges Schulgeld Theil. Soweit die Grundstücke nicht zur zweiten Stiftung gelegt sind, ist der Acker- und Wiesenplan der 112 Morgen in einigen 40 Parzellen an Einwohner des Ortes und der Umgegend verpachtet und ertragen dieselben insgesammt ein Pachtgeld von 570 Thlrn., welches zur Unterhaltung der zweiten Stiftung mitverwendet wird. In Bezug auf die innere Entwickelung der Stiftung wird bemerkt, daß zur bessern Ausbildung der Zöglinge die Einführung eines Zweiklassen-Systems unter Combination der Zöglinge beider Anstalten zu Ostern bevorsteht, auch vom 1. April c. ab für die älteren, insbesondere für diejenigen befähigteren Zöglinge, welche sich dem kaufmännischen Beruf oder dem Lehrfach widmen wollen, ein Unterricht in der französischen, resp. lateinischen Sprache eintreten soll.

Das **Königreich Italien** hatte nach der Zählung vom 31. December 1861 eine Gesammtbevölkerung von 21,777,334 Personen, die sich nach Berufen folgendermaßen klassificiren: Ackerbau 7,341,988, Viehzucht 277,510, verwandte Beschäftigungen 89,153, Bergbau 58,551, Industrie 3,072,245, Handel 634.438, geistige Berufsarten 534,485, Cultus 164,415, öffentliche Verwaltung 130,597, äußere und innere Sicherheit 240,044, Rentiers 604,437, Dienstboten 473,574, Arme 3,305,343, ohne Beschäftigung 7,850,584 Personen. Ein Drittel der Bevölkerung lebt also vom Ackerbau, ein Drittel ist ohne Beschäftigung, ein Siebentel sind Arme, und ein Siebentel dient der Industrie.

Der Religion nach theilt sich die Bevölkerung in 21,720,363 Katholiken, 32,684 Protestanten, 22,458 Juden und 1829 Bekenner anderer Religionen.

Der Sprache nach sondert die Bevölkerung in 21,541,879 italienisch, 134,435 französisch, 8143 deutsch, 5546 englisch sprechende, 87,331 Personen sprachen andere Mundarten.

Taubſtumm waren 17,785 Perſonen (10,541 männlichen, 7244 weiblichen Geſchlechts), blind 20,752 Perſonen (11,819 männlichen, 8933 weiblichen Geſchlechts). In Italien kommt auf je 565 Einwohner ein Taubſtummer oder Blinder. Auf einen Taubſtummen kommen 1224 Einwohner (in Preußen 1302, Spanien 1590, England 1639, Frankreich 1703, Niederlande 2702), auf einen Blinden 1040 Einw. (in Spanien 902, England 1037, Frankreich 1215, Niederlande 1653, Preußen 1728).

Ehen wurden eingegangen im Jahre 1864 177,382 (140,636 zwiſchen Unverehelichten). In den Städten gingen von 1000 Perſonen 7,61, auf dem platten Lande 8,28 Ehen ein. Im ganzen Lande kamen auf 1000 Perſonen 8,02 Ehen. Die mittlere Dauer der Ehe betrug 21 Jahr 8 Monat.

Geboren wurden im Jahre 1864: 845,454 Kinder (435,843 Knaben, 409,611 Mädchen), wobei die Todtgeborenen nicht mitgerechnet ſind. 802,376 waren legitime, 43,072 illegitime Kinder, unter den letzteren 33,131 ausgeſetzte. Das Verhältniß der unehelichen (und ausgeſetzten) Kinder zu den legitimen war von 1863 zu 1864 von 4,93 pCt. auf 5 10 pCt. geſtiegen. Auf der Inſel Sardinien betrug dieſer Procentſatz nur 2,35, in Umbrien dagegen 7,30 und in Calabrien 7,41.

Todtgeboren wurden im Jahre 1864 14,209 Kinder (8269 männlichen, 5940 weiblichen Geſchlechts), 25,02 pCt. weniger als im Jahre 1863. Auf 1000 uneheliche Geburten kamen im Ganzen 63 Todtgeborene, in den Landgemeinden nur 37, in den Städten dagegen 103.

Die Zahl der Geſtorbenen betrug im Jahre 1864 mit Ausſchluß der Todtgeborenen 659,062; 220,647 in der Stadtcommune, 438,416 auf dem Lande, 340,959 männlichen, 318,104 weiblichen Geſchlechts. Unter den Geſtorbenen befanden ſich 2006 Ermordete, aber nur 646 Selbſtmörder. 88 waren durch Hinrichtung, 5 durch Duelle um's Leben gekommen. Im Jahre 1863 war das Verhältniß der Todesfälle zu den Geburten 80 : 100, 1864 78 : 100.

Die Zahl der Auswanderer iſt im Cenſus vom 31. December 1881 auf 185,084 Perſonen ermittelt, von denen mehr als die Hälfte (92,742) der Landwirthſchaft angehört. Von den Ausgewanderten verließen indeſſen nur 43,794 Italien, die übrigen 141,290 ließen ſich wieder in Italien in anderen Communen nieder.

Die Einfuhr Italiens repräſentirte im Jahre 1863 im Generalhandel 982 Mill. Lire (darunter Seide 183 Mill.), im Specialhandel 902 Mill. Lire (Seide 175 Mill.); die Ausfuhr 700 Mill. (Seide 254 Mill.) im Generalhandel und 633 Mill. Lire (Seide 247 Mill.) im Specialhandel.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Londoner Conferenz und Preußischer Landtag! An diese beiden Erscheinungen der geschichtlichen Entwickelung knüpfte sich das politische Interesse der vergangenen Woche. Die Londoner Conferenz und der Preußische Landtag fielen nicht zufällig, nur der Zeit nach, zusammen; sie haben nicht zufällig blos die gemeinsame Aufgabe — der Revision; es findet eine sehr tiefe Beziehung zwischen ihnen statt.

Wie das Auftauchen der Luxemburgischen Frage einen wesentlichen, gar nicht zu verkennenden Einfluß auf die Berathungen und Beschlüsse des Norddeutschen Reichstags ausübte, so mußte die Rücksicht auf die Loose, welche die Londoner Conferenz noch verhüllt in den Falten ihrer Toga birgt, bestimmend auf die schließliche Entscheidung des Abgeordnetenhauses einwirken, welchem mit der Frage, ob es die aus der Vereinbarung des Norddeutschen Reichstages mit den Regierungen des Norddeutschen Bundes hervorgegangene Verfassung annehmen oder ablehnen wolle? — die weit verhängnißvollere Frage gestellt war: ob es den drohenden Eventualitäten der Zukunft gegenüber die deutsche Einigung und mit ihr die Sicherheit Deutschlands preisgeben wolle? —

„Wir erlangen" — so schloß der Abgeordnete Twesten seinen die Annahme der Verfassung empfehlenden Bericht — „wir erlangen (durch die Verfassung des norddeutschen Bundes) eine staatliche feste Einigung für den Norden und die Aussicht, dieselbe auch auf den Süden auszudehnen. Um aber diese Macht des neuen Deutschlands zu begründen, wird es eines großen Aufwandes nationaler Kraft bedürfen. Wir schaffen jetzt eine Grundlage für die deutsche Entwickelung, und wir können mit gutem Gewissen diese Grundlage in dieser Verfassung annehmen. Meine Herren! Wäre sie ungenügender, als sie es ist, so würde ich es dennoch für ein großes Unglück und für eine furchtbare Verantwortung halten, diese Verfassung abzulehnen. So aber, wie sie ist, wird die Annahme gerechtfertigt sein vor Mit- und Nachwelt."

Die Annahme ist nach einer dreitägigen Debatte erfolgt, mit 226 gegen 91 Stimmen.

Diese dreitägige, gar oft durch leidenschaftliche Erregung colorirte Debatte konnte nur wenig neue Momente zu Tage fördern; was über die Verfassung und zur Kritisirung derselben zu sagen war, hat der Reichstag vorweggenommen. In der wiederholten Kritik lag das Interesse, welches man gleichwohl an ihr nahm, durchaus nicht; auch nicht in der Spannung auf das

endliche Resultat — hinsichtlich desselben war man zum Voraus über alle Zweifel hinweg; aber die Debatte sollte die Auseinandersetzung der liberalen Partei bewerkstelligen, den Scheidungs-Prozeß, in welchen sie in Folge der Ereignisse gerathen ist, vollenden.

„Der Streit innerhalb der liberalen Partei," sagte der Abgeordnete Lasker in der Mittwoch-Sitzung, „ist nicht vom heutigen Datum. Schon als es sich um Schleswig-Holstein handelte, befanden sich die meisten von uns, welche jetzt zur national-liberalen Partei gehören, im Gegensatze zu denen, die dem Augustenburger und dem Festhalten am Bundesstaat beitraten. Damals brachten der Abgeordnete Michaelis und ich einen Antrag ein, der die Regierung aufforderte, an den Februarbedingungen festzuhalten. Ich wurde von vielen Parteigenossen deswegen angegriffen. Der Herr Ministerpräsident erklärte: der Antrag scheine ihm annehmbar. In Folge dieser Erklärung fragte mich ein Mitglied der liberalen Partei: „Wollen Sie jetzt noch für diesen Antrag stimmen?" Ich habe geantwortet: „das ist keine Ministerfrage, das ist eine Frage, die den preußischen Staat angeht, und da werde ich stimmen nach meiner Ueberzeugung, ob mit oder gegen den Willen des Ministers." Dieser Antrag, sagte ich damals zum Abg. Michaelis, wird uns ein Zeugniß sein für die Zukunft. Meine Herren! Ich berufe mich jetzt auf dies Zeugniß. Manche meiner damaligen Parteigenossen sagten: „Was kümmern mich die Verlegenheiten dieser Regierung?" Wo es sich um die Zukunft des Vaterlandes handelt, werde ich immer auf der Seite stehen, welche nach meiner Ueberzeugung am besten die Interessen desselben fördert."

Diese köstliche Enthüllung wurde begreiflicher Weise von der Linken mit Zischen aufgenommen, wie ja Hr. Lasker auch bereits mit einem Mißtrauensvotum seines Wahlbezirks belastet worden ist. Sie zeigte zu deutlich auf den faulen Fleck der bisherigen Opposition hin, welche sich nicht durch die Interessen des Vaterlandes, sondern durch die Stellung der Partei zur jeweiligen Regierung bestimmen ließ.

Eine solche Opposition mußte in sich selbst zerfallen, sobald die Regierung durch die Größe ihrer Ziele und ihrer Erfolge die Kleinlichkeit und Nichtsnutzigkeit eines lediglich aus persönlichen Motiven entspringenden Antagonismus bloß gelegt hatte.

Der Nimbus der unter dem Namen „deutsche Fortschrittspartei" geeinten Opposition war von ihr abgestreift, nachdem sie an den wichtigsten Fragen der Gegenwart die Unzulänglichkeit ihrer politischen Einsicht gezeigt hatte, und alle patriotischen Männer fühlten sich vor die Frage gestellt: ob sie sich noch ferner einer unfruchtbaren Partei-Dictatur unterwerfen oder freudig mitwirken wollten an dem großen nationalen Werke deutscher Einigung?

Die Verfassung des norddeutschen Bundes ist jetzt vom Abgeordneten-Hause angenommen; viele von Denen, welche jetzt so scharfe Kritik an ihr übten, werden später anders von ihr denken. Auch in dieser Beziehung hat sich der Abgeordnete Lasker mit Recht auf die Erfahrungen berufen, welche wir bereits hinter uns haben, auf die Erfahrungen, welche wir mit unserer eigenen Verfassung gemacht haben. Mit Recht erinnerte er daran, daß dieselben

Männer, welche jetzt den hohen Werth der preußischen Verfassung anerkennen, bei der Entstehung derselben sich dahin äußerten: lieber gar keine Verfassung, als eine mit dem Octroyirungs-Artikel!

Eine jede Verfassung empfängt allein ihren Werth erst durch den Gebrauch, durch das verfassungsmäßige Leben, durch die Gewohnheit des sich accommodirenden Wirkens.

Gleichwohl finden wir es begreiflich, daß viele Männer, welche bis jetzt auf unseren preußischen Landtagen das Interesse des Publikums an sich zu fesseln wußten, nur mit schwerem Herzen die Einwirkungen der Bundesverfassung auf unsere Landesverfassung sich vollziehen sehen; obwohl diesem Widerstreben bei der dreitägigen Debatte kein Wort gegeben wurde, obwohl es vielleicht den Opponenten gar nicht zum Bewußtsein gekommen war.

In der That aber ist unser Abgeordnetenhaus jetzt in den Nachtrab des Reichstags gekommen, wie die „Nat.-Ztg." heut ausführt:

„Das Wichtigste ist nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft, nicht der bestehende Zustand, sondern die Entwickelung. Es ist nun wohl augenfällig und wird überall anerkannt, daß die preußische Regierung seit dem Prager Frieden die erste, die leitende Kraft in Deutschland ist, so wie auch, daß die Einigung Deutschlands das höchste Anliegen, die größte Aufgabe des preußischen Staates geworden ist. Was wir in Preußen jetzt thun und treiben, was wir schaffen und reformiren, das sei im Einzelnen so wichtig wie es wolle, Alles steht doch aber an Wichtigkeit zurück hinter dem Berufe und der Nothwendigkeit, Deutschland zu einigen. Wollen wir uns um den Süden nicht bekümmern, so würden die auswärtigen Mächte ihn unter ihre Botmäßigkeit zu bringen suchen und uns dadurch gefährlich werden; wir müssen uns daher seiner annehmen und ihn in unsere Staatsgemeinschaft hineinziehn. Diese Einigung der gesammten deutschen Nation ist für uns seit dem Prager Frieden ein Staatsbedürfniß, ein Staatszweck geworden, welcher zu allererst befriedigt sein will, und wir stehen durchaus unter diesem Gebote. Es reichen soweit die höchsten Lebensinteressen des Staates über die Staatsgrenze hinaus, und in einer solchen Zeit und Lage sollte unser Abgeordnetenhaus sich auf eine eifersüchtige Bewachung der gegebenen Volksrechte beschränken dürfen? Es sollte ihm zukommen, immer nur das eine Augenmerk zu nehmen, ob nicht etwa bei dem Wirken für Deutschland ein Stück preußischen Volksrechtes verkürzt werde, und es sollte gegen alle anderen Rücksichten die Augen verschließen dürfen? Nun freilich, es steht Jedermann frei, sich einer kurzsichtigen Selbstsucht hinzugeben, in der Regel lassen aber auch die empfindlichen Folgen nicht lange auf sich warten. Man bedenke nur: wenn die preußische Regierung unendlich weiter blickte, unendlich mehr thäte als das Abgeordnetenhaus, nämlich wenn sie für die Einigung Deutschlands sorgte, hingegen das Abgeordnetenhaus sich hierum nicht bekümmerte, so würde sie alsbald einen viel höheren Platz einnehmen, eines viel höheren Ranges genießen als dieses. Im Staatsleben erlangt man Rang, Ansehen, Macht durch Leistungen für den Staat; wer einen hohen Rang weder besitzt, noch durch Gunstbezeugungen zu hoffen hat, und wer auch nichts leistet, der erlangt aber gewiß niemals

einen. Würde nun alſo zwiſchen der Regierung und dem Abgeordnetenhauſe keine Gleichheit des Ranges beſtehen, ſondern jene durch Thaten und Verdienſte dieſes überragen und tief in Schatten ſtellen, ſo fragen wir ſchließlich: wie würde uns eine ſolche Volksvertretung mit Volksfreiheit beſchenken können? Durch ſie würden wir doch wahrlich niemals auf einen grünen Zweig kommen!"

„Ein Parlament, auf welches wir unſere Hoffnungen gründen ſollen, kann nur eines ſein, welches im ganzen Umkreiſe der Staatsthätigkeit mitwirkt und mitregiert. (? Vor der palamentariſchen Regierung wird uns der Genius Deutſchlands wohl bewahren. Die Red.) Ein Parlament, welches die ganze Summe der Staatsintereſſen nicht einmal überblickt (wie das Abgeordnetenhaus), wie ſoll das aber mitregieren? Die Entwickelung iſt ſchon jetzt ſo weit vorſchritten, daß vornehmlich der norddeutſche Reichstag die Volkskörperſchaft iſt, welche der Regierung in den deutſchen Verfaſſungsfragen einigermaßen ebenbürtig zur Seite ſteht und auf dieſelbe Einfluß hat. Da dieſe Fragen in unſerer Zeit die höchſten ſind, ſo ſehen wir eben deshalb, ohne es hindern zu können, den Schwerpunkt des parlamentariſchen Einfluſſes in den Reichstag vorrücken.

Dieſe Körperſchaft kann mächtig werden; iſt ſie doch der Sammelplatz der geſammten Nation zur Behandlung der höchſten Angelegenheiten. Das preußiſche Abgeordnetenhaus umfaßt nicht mehr, ſo wie früher, das ganze Leben des Staates, doch umfaßt es immer noch ſehr wichtige, zahlreiche und ausgedehnte Gebiete. Es hat noch große Obliegenheiten, und es wird ſich, wie man vertrauen darf, davor hüten, ſich zu Widerſachern der Einigung Deutſchlands zu machen."

Was nun die Londoner Conferenz betrifft, ſo wiſſen wir, daß ſie am 7. d. M. zuſammengetreten iſt, daß die erſte Sitzung derſelben aber noch kein Reſultat gehabt hat, weil es dem Luxemburgiſchen Bevollmächtigten an der nöthigen Information fehlte! Mit Recht ſieht man hierin ein bedenkliches Anzeichen — ob es aber wahr iſt, daß Preußen bereits in der zweiten Sitzung, welche es für heut, am Donnerſtage, anberaumt wiſſen wollte, die Sache zur Entſcheidung zu bringen verlangt, iſt abzuwarten. Allerdings liegen die Dinge derartig, daß Preußen nicht allzulange müſſig zu warten und ſich von einer bloßen Frieden-Larve nicht täuſchen laſſen darf; daß es vielleicht einen etwaigen argliſtigen Plan durchkreuzen muß, der darauf zielt, dem in tiefem Frieden verharrenden Preußen den Krieg ins Land zu ſpielen.

Allerdings läßt ſich nicht genau unterſcheiden, ob die fortgeſetzten militairiſchen Rüſtungen Frankreichs ſich innerhalb der vom „Moniteur" bekannten Ausdehnung halten, oder wirkliche Kriegs-Vorbereitungen ſind; jedenfalls fordern ſie die größte Achtſamkeit unſerer Regierung heraus, welche Gegenmaßregeln nicht unterlaſſen könnte, wenn die Verhandlungen der Londoner Conferenz der Ableugnung kriegeriſcher Abſichten von Seiten Frankreichs nicht zur Unterſtützung dienten.

Auch die „Prov.-Correſpondenz" ſtellt daher die Möglichkeit einer

Mobilmachung, auf welche dieſer Tage bereits die „Zeidlerſche Correſpondenz“ hinwies, in Ausſicht, indem ſie ſagt:

„Nur eine ſchleunige friedliche Entſcheidung durch die Conferenz wird unſere Regierung der Nothwendigkeit überheben können, diejenigen Maßregeln der Vorſicht zu ergreifen, welche ſie Preußens und Deutſchlands Sicherheit ſchuldig iſt.“

Krieg oder Frieden — wir haben den einen oder den andern von der Londoner Conferenz zu erwarten!

Natürliche Grenzen.

Die Anſichten, welche den Bereich einer beſtimmten Nationalität auf ein durch natürliche oder politiſche Grenzen umfaßtes Territorium zurückführen wollen, haben das gemeinſam, daß ſie Verhältniſſe, welche auf Entſtehung und Verbreitung einer Nationalität von großem Einfluß ſein können, mit denen der Nationalität ſelbſt verwechſeln. Man fühlt dies zunächſt leicht heraus, wenn man die ſogenannten natürlichen Grenzen näher betrachtet. Denn wenn man auch zugeben kann, daß es beſtimmte Bodenſtrecken giebt, die ſich zur beſonderen Wohnſtätte eines Volkes eignen, theils wegen ihrer Abgeſchloſſenheit durch hohe Gebirge, durch unbewohnbare Land- und Waſſerſtrecken, theils wegen der Gleichartigkeit ihres Charakters als Küſten- oder Binnenland, Höhe oder Niederung und des übereinſtimmenden Klima's, ſo wird doch ſchwerlich ein von ſolchen Naturgrenzen umgebenes Land zu finden ſein, deſſen Bewohner man dauernd als eine Volkseinheit — faſſen wir dieſe auch in laxem Sinne auf — darſtellen könnte. Nehmen wir von den romaniſchen Ländern — und dieſe ſind es ja beſonders, aus welchen wir die Idee der Begrenzung der Nationen durch Naturgrenzen kommen ſehen — das Land, das von den Alpen und dem Meere umſchloſſen iſt, das Land, das in der That zweimal im Laufe der Geſchichte die verſchiedenen es bewohnenden Stämme zu einer Nation vermiſchte und in dem die Zuſammengehörigkeit ſeiner Bewohner jetzt ſtärker empfunden wird als je, ſo wird man doch gewiß Anſtand nehmen, die große Naturgrenze, welche die Waſſer ſcheidet und welche die neueſte officielle Statiſtik des italieniſchen Königreiches als die Grenze Italiens ſetzt, mit Conſequenz auch für die Grenze der italieniſchen Nation zu erklären. Unter den Italienern ſelbſt werden ſich Wenige finden, welche den Tyroler, der an der Eisack die Heerde weidet, oder den Slawen auf der Höhe von Iſtrien zu den Italienern zählen. Wer die Naturgrenzen liebt, wird eben hier feinere Naturgrenzen ſuchen müſſen; aber nur Demjenigen wird es gelingen, eine ſolche Grenze anzudeuten, der eben mit dem Sprachverhältniß der längs derſelben wohnenden Volksſtämme ſchon vertraut iſt. Er wird dann in künſtlicherer Zuſammenſetzung eine Art Natur-

grenze der heutigen italieniſchen Nation bezeichnen, aber dieſe wird nicht paſſen auf die italieniſche Nation einer längſt vergangenen Periode.

Die Grenzen der Nationen haben, ſo weit ſie durch gleichmäßige Urſachen entſtehen, in der Regel auch einen gewiſſen gleichmäßigen Charakter; der gleiche Trieb der Nation bringt bei der Auseinanderſetzung über den zu bewohnenden Boden Grenzen hervor, welche gewiſſermaßen als Naturgrenzen betrachtet werden, welche ſogar da, wo die Naturgrenze allzu verwickelt erſcheint, eine einfachere, man möchte ſagen, berichtigte Naturgrenze darſtellen können. Der *ältere* Volksſtamm zieht ſich über die Waſſerſcheide zurück, die andere Seite dem *heranziehenden* überlaſſend, oder er zieht ſich in einen zuſammenliegenden Kreis von Gebirgsthälern zurück und läßt eine Völkerfluth vorüberbrauſen; ein eindringendes Volk zieht längs des Meeres, längs der Flüſſe und drängt die früheren Bewohner auf das höhere Land zurück, oder die neuen Bewohner nehmen Beſitz von weiten Hochflächen, von den Hochthälern, von ſumpfigen Niederungen, auf deren Cultur der ältere Volksſtamm keinen Werth legte. Wie das Vorgehen und Zurückgehen der Nationen durch Naturbeſchaffenheit geleitet, durch Naturgrenzen gehemmt wird, ſehen wir nicht nur in den großen Wandlungen der Geſchichte, wir ſehen es auch in unſerer eigenen Zeit. Wir ſehen, daß widernatürliche Grenzen ſich ſchwer als Staatengrenzen, gar nicht als Völkergrenzen feſthalten laſſen; *Flüſſe*, an deren beiden Ufern ein Land gleicher Beſchaffenheit den Völkern den gleichen Reiz zur Niederlaſſung bietet, die ſelbſt für jede einigermaßen der Barbarei entſchrittene Nation die ſchönſte Verbindung der Anwohner gewähren, haben niemals auf größeren Strecken oder dauernd die Grenze der Nationen gebildet, ſelbſt nicht die *Ströme*, welche die antike Anſchauung als Grenzſcheide der drei Erdtheile betrachtete, ſelbſt nicht die ihnen gleichenden *Meeresſtrecken*, der Hellespont oder die Enge von Gades.

Gewöhnlich verſtehen wir unter *Naturgrenzen* die Grenzen gewiſſer großer Länder, welche, innerhalb der einzelnen Erdtheile nach hydrographiſcher Zuſammengehörigkeit in Verbindung mit der orographiſchen Geſtaltung derſelben abgetheilt, die Natur beſonderen Völkern zu Wohnſitzen beſtimmt haben konnte. Die Erdkunde bildet ſolche Abtheilungen und beſtimmt ihre Grenzen; aber indem ſie dieſelben zieht, iſt ſie ſich deſſen bewußt, welche Völker dieſe Erdſtriche wirklich bewohnen; ſie benennt die Länder nach ihnen, und die Verſchiedenheit der Völker, das Vorherrſchen des einen oder anderen in einer beſtimmten Gegend hilft ihr da die Grenzen ziehen, wo eine offenbare Naturgrenze ihr abgeht. So kennen wir auch ein *Deutſchland* als geographiſchen Begriff und nehmen gewiſſe natürliche Grenzen deſſelben an. Daß aber dieſe Annahme weſentlich durch die Rückſicht auf die thatſächlichen Wohnſitze des deutſchen Volkes beſtimmt worden iſt, ſehen wir deutlich an der *Oſtgrenze*. Wir rechnen heut das *Odergebiet* in geographiſchem Sinne zu Deutſchland, während man dies vor ſieben Jahrhunderten gewiß noch nicht hierhin gerechnet haben würde; und wir würden vielleicht jetzt ſchon den Geographen nicht mehr tadeln, welcher auch das *Pregelgebiet* als innerhalb der natürlichen Grenzen Deutſchlands liegend bezeichnen möchte, wie wir andererſeits

auch nicht mißbilligen können, daß Daniel in seiner Geographie das obere Draugebiet mit zu dem natürlichen Gebiete Deutschlands rechnet.

Bestimmter scheint die deutsche Naturgrenze im Westen bezeichnet, durch die Höhe, welche, am Cap Grauneſe beginnend, sich bis zum Centralstocke der Alpen hinaufzieht, die zur Nordsee fließenden Gewässer von denen des Britischen Canals und des Mittelmeeres scheidend. Aber auch diese Grenzscheide würde von den Geographen schwerlich gewählt und ziemlich allgemein in das Gefühl der gebildeten Deutschen übergegangen sein, hätte nicht einerseits die historische Grenze des deutschen Reiches, sie durch acht Jahrhunderte längs größerer Strecken Ober- wie Nieder-Lothringens unmittelbar oder doch ziemlich nahe begleitet, und wäre nicht andererseits diese Naturgrenze noch jetzt an zwei (wie vormals an drei) bemerkenswerthen Stellen identisch mit der Grenze, welche das Gebiet der deutschen von dem der französischen Zunge scheidet. Und doch wird schwerlich Jemand die diesseits des flandrischen Landrückens und des Argonne-Waldes wohnenden Millionen Wälschen ihres Wohnsitzes wegen als Deutsche bezeichnen wollen. Und eben so wenig wird man daran denken, deshalb, weil auch Jütland zu der großen geographischen Abtheilung Deutschland gerechnet wird, einen wichtigen Bestandtheil der dänischen Nation als einen Theil der Deutschen zu betrachten.

Die historische Thatsache, daß in einer bestimmten, nahe oder weit zurückliegenden Zeit die Herrschaft einer Nation ein ausgedehntes Gebiet umfaßte, ist häufig von nicht geringerem Einflusse auf die Anschauung der Angehörigen einer Nation als die natürliche Begrenzung, und namentlich dann erscheint der historische Umfang der Herrschaft eines Volkes als der der betreffenden Nationalität, wenn das damalige Reich sich über die Gesammtheit oder doch über den größten Theil der Nationalen erstreckte; die geschichtliche Grenze nimmt in den Augen derselben dann die Eigenschaft einer Naturgrenze an und wird sogar durch entschuldbare Begriffsverwechselung von ihnen als solche bezeichnet.

Das wichtigste Beispiel für ein beharrliches Festhalten historischer Grenzen giebt die polnische Nation. Die Grenzen von 1770 sind es, die das Land des polnischen Patrioten umschließen; wer innerhalb derselben wohnt, soll sich als Pole fühlen, und er findet auch in der That unter denen, welche ihrer Abstammung nach einer fremden Nation angehören, Viele, die dieses sein Dogma auch zu dem ihrigen machen. Bei einer Nation, welche so lange über weite Landstriche herrschte, kann der Gedanke an diejenigen bescheidenen Grenzen nicht aufkommen, auf welche einst eine gewisse natürliche Zusammengehörigkeit des Bodens die zusammenliegenden Wohnsitze der Lechen beschränkte. Ihre nationale Anschauung hat mit natürlicher Begrenzung nichts gemein, und nicht deshalb ist ihnen Danzig eine polnische Stadt, weil die Weichsel ein polnischer Strom sei, sondern weil sie vor einem Jahrhundert noch zum polnischen Gesammtreiche gehörte. Allerdings läge hier die Frage nahe, warum der Pole seine Nation auf die Grenzen von 1770 beschränkt und nicht vielmehr auf das Jahr 1650 zurückgeht, wo sein Staat noch weitere Landesstrecken am Baltischen Meere und jenseits des

Dnjepr beherrſchte. Man wird hierfür ſagen, auch das Ideal einer Nation halte ſich in den Grenzen einer möglichen Verwirklichung, oder wird den Grund darin ſuchen, daß die Erinnerung eines Volkes ſo weit nicht zurück trage. Aber wir möchten dieſen Grund doch nicht für zutreffend annehmen: denn ein Mal trägt die ſubjektive Erinnerung auch nicht ein Jahrhundert weit zurück; thäte ſie es aber, ſo würden wohl in vielen Fällen die Vortheile, welche die Entwickelung der heutigen Staatsorganismen ihren Angehörigen bietet, die Werthſchätzung der Vergangenheit beeinträchtigen. Wir glauben vielmehr, daß der latente Grund, weshalb der Pole die Grenze von 1770 als Grenze ſeiner Nation zu betrachten pflegt, darin liegt, daß in dieſem Gebiete ſeine Nation, ſo weit ſie nicht geradezu als die eigentliche Maſſe der Bevölkerung erſcheint, doch über ſämmtliche Landſtrecken in größerer oder geringerer Zahl zerſtreut einen hervorragenden Theil der Bevölkerung bildet, während ſelbſt dieſes letztere in den zwiſchen den Grenzen von 1650 und 1770 gelegenen Ländern nur zum geringſten Theile der Fall iſt.

In ähnlicher Weiſe betrachtet der Ungar die Karpaten und das Adriatiſche Meer als die Grenzen ſeiner Nation, obwohl er innerhalb derſelben faſt ausſchließlich die ſeiner Natur am meiſten zuſagenden Niederungen der Donau und der Theiß zu Wohnſitzen erwählt hat, das Höheland längs derſelben zum größeren Theil fremden Stämmen belaſſen oder zur Anſiedlung überwieſen hat. Aber er erblickt hierin weniger diejenigen natürlichen Grenzen, welche die Geographen in Annäherung an die politiſchen auch für dieſes Land zu beſtimmen geſucht haben; es iſt vielmehr die Grenze ſeiner Jahrhunderte langen Herrſchaft, die der Magyar, auch nachdem er ſie in einer zwiſchenliegenden Periode verloren und wiederum in unſerer Zeit nicht feſtzuhalten vermocht hat, als ideale Grenze ſeiner Nationalität betrachtet. Wer jenſeits der March und der Leitha wohnt, ſoll ſich als Ungar fühlen, und auch er findet, namentlich unter den von ihm verachteten Schwaben, genug, welche ſein lebhaftes Gefühl für eine nur hiſtoriſch begründete Nationalgrenze zu theilen bereit ſind.

Auch die Eiderdänen gehen weniger auf dieſen Fluß, an deſſen Ufer ſich rechts wie links die alten Wohnſitze der Sachſen und Frieſen erſtrecken, als auf ihre natürliche Grenze zurück, ſondern als auf diejenige Grenze, welche Jahrhunderte lang den Lehnsverband des däniſchen und des deutſchen Reiches trennte. Sie ſetzten dieſe hiſtoriſche Grenze als ideale Grenze der däniſchen Nationalität, mit dem Vorſatze, dieſelbe auch thatſächlich bis dahin auszudehnen.

Eine wirkliche Verwechſelung natürlicher und geſchichtlicher Begrenzung finden wir bei der franzöſiſchen Nation, wenn ſo oft von dorther der Rheinſtrom für die natürliche Grenze Frankreichs erklärt wird. Was man dabei in der That im Auge hat, iſt die Grenze Galliens unter Cäſar, aber auch dieſe war nur eine Staats-, keine National-Grenze, da ſie nach Süden, Oſten und Norden ſehr erheblich von der Begrenzung der Wohnſitze der Gallier abwich. Eine natürliche Grenze iſt der Rhein gewiß nicht, und man möchte wohl glauben, daß hier der Ausdruck „natürlich“ nur ſelbſtver-

ſtändlich bedeuten ſolle, wobei dann die gewichtige Thatſache überſehen wird, daß zehn Millionen Deutſche im linken Ufergebiete des Rheinſtromes wohnen. Iſt dieſe hiſtoriſche Grenze durch Eroberung erreicht, ſo geht eben ſo ſelbſtverſtändlich das Verlangen weiter; Holland iſt dann eine Alluvion franzöſiſcher Flüſſe, und die Erweiterung der franzöſiſchen Nationalidee bis zur Travemündung iſt ein Schritt, zu welcher es jetzt nur ſo vieler Jahre bedarf, als einſt die Geſchichte vom Reiche des römiſchen Cäſars bis zu dem des fränkiſchen Karl der Jahrhunderte bedurfte.

Es könnte auffallen, daß die Auffaſſung einer geſchichtlichen Grenze als der natürlichen Grenze der Nationalität ſich gerade bei dem Volke ſo eingewurzelt findet, welches die praktiſche Anwendung des Begriffs der Nationalität ſtreng an die derzeitige Staatsangehörigkeit bindet. Doch liegt eine Vereinigung dieſer verworrenen Begriffe eben darin, daß die ſogenannte natürliche die zu erſtrebende Grenze darſtellt, daß Diejenigen, welche zwiſchen der thatſächlichen und idealen Grenze wohnen, für vollkommen qualificirt zu Franzoſen gehalten werden, daß ſie ſich angeblich ſogar danach ſehnen, als ſolche anerkannt zu ſein, und daß es hierzu eben nur noch an der Thatſache fehlt, welche ſie ihrem nationalen Reiche einverleibe.

Es iſt klar, daß keine Grenze deshalb heut für die Grenze einer Nationalität gehalten werden kann, weil ſie zu einer beſtimmten Zeit eine beſtimmte Geltung gehabt hat. Sie mag eine gewiſſe ſubjective Berechtigung haben in den Erinnerungen der eigenen Nation; aber ſie hat keine objective Berechtigung, denn die Grenzen, welche jede Nation nach ihren Wünſchen über ein möglichſt großes Gebiet ausdehnen möchte, können nicht untereinander übereinſtimmen. Wer überhaupt die Grenze einer beſtimmten Zeit als maßgebend erkennt, wird zugeben müſſen, daß die Grenze einer andern Zeit ebenfalls ihre Berechtigung haben könne, und es wird damit vor jeder andern Zeit die Gegenwart den Vorzug in Anſpruch nehmen, welchen die gegenwärtige Macht vor der vergangenen Macht hat. Für Denjenigen, welcher bei Beurtheilung der Nationalitätsfrage auf hiſtoriſchem Standpunkt ſteht, ſollte daher das augenblickliche Reſultat der Geſchichte, die gegenwärtige Grenze der Staaten auch für dieſe Fragen entſcheidend ſein. A. B.

Die Stellung des Adels in Schleswig-Holſtein.*)

Die erſte, aus dem innerſten Weſen des modernen Staates hervorgehende Forderung an ſeine ſociale Geſetzgebung iſt, daß in dieſer Geſetzgebung die ſtaatsbürgerlichen Rechte nach den Pflichten bemeſſen ſeien. Wie

*) Aus einer ſo eben ausgegebenen, höchſt beachtenswerthen Schrift: „Die Eigenthümlichkeiten Schleswig-Holſteins.“ Von Otto de Graal. Hamburg bei Richter, 1867.

die Rechte, ſo die Pflichten, und umgekehrt, iſt ein Grundſatz, den namentlich auch die preußiſche Verfaſſung unter dem Titel: „von den Rechten der Preußen" in mehreren Artikeln durchführt.

Wie ſteht es mit dieſem Grundſatz bis jetzt in Schleswig-Holſtein?

Wir finden da eine ganze Reihe von ritterſchaftlichen Privilegien, wie ſie außer Mecklenburg wohl keine deutſche Landſchaft in ähnlichem Umfange jetzt noch aufweiſt.

Da iſt zuerſt die Befreiung vom Militärdienſt; zweitens die Stempelfreiheit; drittens die Patrimonialgerichtsbarkeit und gutsherrliche Polizei; viertens das aus dem noch nicht aufgehobenen gutsherrlichen Verband ſtammende Jagdrecht auf (thatſächlich) fremdem Grund und Boden.

Bei der Patrimonialjuſtiz und Polizei, von denen wenigſtens die erſtere für Schleswig 1853 aufgehoben wurde, könnte man vielleicht einwenden, daß dieſelbe nicht gegen den Grundſatz verſtoße, die Rechte nach den Pflichten zu bemeſſen, weil ſie für die Träger einige Laſten mit ſich bringt. Der Haupttheil der Laſt fällt aber auf die der Patrimonialjuſtiz und Polizei Unterworfenen. Und außerdem iſt dieſelbe ſo unvollkommen, daß ſie eine Menge Nachtheile negativer und poſitiver Art herbeiführt. Dieſer Umſtand hat ihre Beſeitigung in anderen Staaten längſt bewirkt. Die Uebelſtände der patrimonialen Juſtiz und Polizei ſind aber in Holſtein ſo ſchreiend, als ſie nur irgendwo geweſen.

Faſſen wir nun den gutsherrlichen Verband etwas näher in's Auge.

Die adeligen Güter zerfallen, abgeſehen von dem Hauptgut, welches der Gutsherr verwaltet oder verwalten läßt, und abgeſehen von kleineren, bloß in Zeitpacht gegebenen Beſitzungen, in ländliche Beſitzungen, welche den Namen Erbpachthöfe oder auch einfach Höfe führen. Hufe iſt der gemeinſame Ausdruck für das freie ſowohl, als auch für das in Erbpacht gegebene bäuerliche Beſitzthum. Der freie bäuerliche Beſitz kommt in der Regel nur außerhalb der adeligen Güter, innerhalb derſelben ſehr ſelten vor. Die Hufner müſſen überall, ſowohl auf den Erbpachtshufen, wie auf den freien Hufen, Hand- und Spanndienſte für den Staat oder für den Gutsherrn leiſten. Indem die Hufe ein örtlich beſtimmtes Maaß hat, iſt ihre Größe ſehr verſchieden. Außer ganzen Hufen oder ſ. g. Vollhufen giebt es Doppelhufen Halbhufen, Drittel-, Viertel-, Achtel-, Sechszehntelhufen u. ſ. w. Mit der Hufe iſt immer ein Wohn- und Wirthſchaftsgebäude verbunden. Fehlt dasſelbe, die ſ. g. Hofſtelle, ſo heißt die Hufe todt oder wüſt.

Bei den in Erbpacht gegebenen Beſitzungen äußert ſich das Erbpachtsverhältniß vornehmlich inſofern, als auf ihnen der bei der erſten Veräußerung Seitens des Gutsherrn an denſelben entrichtete Kaufſchilling zu einem Theil als beiderſeits unkündbare Schuld ſtehen geblieben iſt und fortdauernd verzinſt werden muß. Die hiernach auf allen Höfen und kleineren Beſitzungen innerhalb der adeligen Gutsbezirke dem Gutsherrn zu entrichtende Abgabe heißt Canon. Weiter äußert ſich der Gutsverband in dem Vorkaufsrecht des Gutsherrn für alle innerhalb des Gutes belegenen Beſitzungen. Bei ganzer oder theilweiſer Veräußerung der Höfe und kleineren Beſitzungen unterliegt

das Geſchäft der gutsherrlichen Confirmation, gegen deren Verſagung es keine Inſtanz giebt.

Aus dem Gutsverband ſtammt endlich die patrimoniale Juſtiz und Polizei und die Aufbringung der Koſten für dieſelbe von Seiten aller Guts-Inſaſſen mittelſt beſonderer Abgaben, Sporteln, Wegegelder u. ſ. w.

Die ſ. g. Separation der Grundſtücke iſt innerhalb der adeligen Gutsbezirke, wie ſich leicht denken läßt, gar nicht oder ſehr unvollkommen durchgeführt. Mitten in den Erbpachts- oder thatſächlich als relativ freies Eigenthum beſeſſenen Grundſtücken liegen oft namentlich Wald-Parcellen, deren Beſitz der Grundherr ſich reſervirt hat. Aus alle dieſem geht genugſam hervor, wie es mit der Freiheit des Grund und Bodens in den Herzogthümern zur Zeit beſtellt iſt.

Schlimmer als die mangelhafte Freiheit des Grund und Bodens iſt aber die ſtrichweiſe noch vorkommende Erſcheinung einer Art von Leibeigenſchaft, oder wenigſtens von glebae adscriptio.

Auf den adeligen Gütern in Oſt-Holſtein nämlich kommt die Erbpacht wenig vor. Der Gutsbeſitzer iſt der unmittelbare Eigenthümer faſt alles Grundes und Bodens innerhalb des Gutsbezirkes geblieben. Auf dieſen Gütern nun findet ſich eine Arbeiterbevölkerung, die bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts leibeigen war. Die Leibeigenſchaft iſt aufgehoben worden und an ihre Stelle ein Zeitpachtverhältniß getreten, das von der früheren Leibeigenſchaft wenig verſchieden iſt. Die betreffende Arbeiterbevölkerung wird mit dem Namen Inſten bezeichnet. Jedes Gut bildet einen Armenverſorgungs-Bezirk. Da nun in den Herzogthümern erſtens die Freizügigkeit ſehr erſchwert (das Heimathsrecht in den Gemeinden wird für nicht gemeindeeingeborene Inländer erſt durch fünfzehnjährigen Aufenthalt erworben), andererſeits die Arbeitsgelegenheit bei der wenig entwickelten Induſtrie und Gewerbthätigkeit ſehr beſchränkt iſt, ſo fallen die gutseingeborenen Inſten unvermeidlich dem Gutsherrn zur Laſt. Um ſie nicht einfach zu ernähren, giebt ihnen der Gutsherr gewöhnlich eine Wirthſchaft von kleinſtem Umfange in Zeitpacht und legt ihnen in dem Pachtcontract außer dem Pachtſchilling allerlei Verpflichtungen auf. Die Inſten müſſen dieſe Bedingungen wohl oder übel annehmen, da ſie bei der erſchwerten Freizügigkeit und Arbeitsgelegenheit ſonſt nur die Wahl haben, ſich in das gutsherrliche Armenhaus aufnehmen zu laſſen. Die Contracte ſind aber natürlich der Art, daß der Inſte mit ſeiner Familie eben nur nothdürftig von der Hand in den Mund leben kann, ohne für ſeine Familie und für ſich ſelbſt auf die Zeit des Alters und der Krankheit etwas zurücklegen, geſchweige denn ſich auf eine höhere Eigenthumsſtufe ſchwingen zu können.

Andererſeits kann aus der für die Inſten-Bevölkerung ungünſtigen Beſchaffenheit dieſer Contracte auch dem Gutsherrnſtand in der Regel kein Vorwurf gemacht werden. Es geht über die Kräfte des Gutsherrn, einer Bevölkerung, die keinen natürlichen Abfluß nach anderen Kreiſen der Erwerbsthätigkeit findet, eine genügende Exiſtenz zu gewähren. Das ganze Verhältniß bewegt ſich aber in dem bekannten vitiöſen Cirkel, daß der Inſte oder kleine

Zeitpächter ein nachläſſiger und mißmuthiger Bewirthſchafter wird, weil ſein auf die bewirthſchaftete Beſitzung über den täglichen Broderwerb hinaus gewendeter Fleiß ihm und den Seinigen nicht zu Gute kommen kann. So haben im Grunde beide Theire, der Gutsherr und die Inſten, von dem unnatürlichen Verhältniß gleichmäßig Schaden.

Sehen wir jetzt zu, ob die mannigfachen Nachtheile des Gutsverbandes vielleicht hier und da durch Vortheile aufgewogen werden. Wir finden eine den adeligen Gutsinſaſſen mit ihrem Herrn gemeinſame Stempelfreiheit. Die Inſaſſen adeliger Güter zahlen wie ihre Herren auch bei Geſchäften außerhalb des Gutsbezirks, dem ſie angehören, niemals Stempelabgaben. Die Folge iſt, daß, wenn ein nicht allzugewiſſenhafter Geſchäftsmann in den Herzogthümern einen großen Stempelbetrag zu zahlen hat, er ſich von dem Inſpector irgend eines adeligen Gutes eine, ſo gut es gehen will, begründete Angehörigkeitskarte an das Gut gegen ein ſtattliches, aber im Vergleich zu der Stempelabgabe mäßiges, Douceur löſt, und nunmehr als ſtempelfreier Mann das Geſchäft vollzieht. Auf dieſe Weiſe wird der Stempel, den wir ſtaatsökonomiſch überhaupt nicht vertheidigen wollen, zu einer mäßigen Einnahme für die Staatskaſſe, dagegen zu einer oft ſehr erfreulichen Nahrungsquelle für die Gutsinſpectoren.

Früher brauchten die adeligen Gutsherren auch keinen Grenzzoll für eingehende Waaren zu entrichten, ſofern ſie dergleichen zur eigenen Conſumtion bezogen. Da dies aber zu großartigen Schmuggeleien führte, ſo iſt dieſe Zollfreiheit gegen eine Staatsentſchädigung den Gutsherren abgenommen worden.

Ueber das Jagdrecht, welches jeder Gutsherr innerhalb ſeines Gutsbezirks auch auf dem thatſächlich fremden Boden übt, brauchen wir kein Wort zu verlieren.

Ganz ähnlich wie in den adeligen Gutsbezirken ſind die Verhältniſſe auf dem Gebiete der adeligen Klöſter oder Kloſtergutsbezirke. Es ſind dies eingezogene kirchliche Beſitzungen, Nonnenklöſter, welche zur Unterhaltung, und wahrlich zu keiner ſchlechten Unterhaltung, der unverheiratheten Töchter der Ritterſchaft beſtimmt ſind. In jedem ſolcher Klöſter befinden ſich, außer einer Anzahl Stiftsfräulein, Conventualinnen genannt, eine Priorin, bezüglich Aebtiſſin, und ein Probſt, bezüglich Verbitter. Der letztere übt die obrigkeitliche Gewalt im Kloſtergebiet aus.

Solcher Kloſtergüter giebt es in Holſtein drei, in Schleswig eins. Die drei holſteiniſchen Kloſtergüter, Itzehoe, Preetz und Uetersen haben zuſammen einen Umfang von ca. $6\frac{3}{4}$ Quadratmeilen und bis zum Jahre 1864 34,548 Einwohner.

In Itzehoe verwaltet die Aebtiſſin mit der Priorin und dem Verbitter das Kloſtervermögen, in Preetz der Probſt mit der Priorin, in Uetersen ebenfalls der Probſt und die Priorin. In letzterem Kloſter bilden der Probſt und die Priorin mit dem Kloſterſyndicus das außerordentliche Forum, zu welchem im ordentlichen Gericht der Kirchſpielsvogt und Dingmänner hinzutreten. Im St. Johanniskloſter vor Schleswig leiten Probſt und Priorin die Kloſterverwaltung. Man darf ſich den Einfluß der Damen in den vier

Klöstern ja nicht gering vorstellen. Sie haben die Prälaten zur allgemeinen Landtagsversammlung entsendet und den Rittertagen, so wie der ständigen Deputation der Ritterschaft in der Person des Verbitters von Itzehoe einen Präses bestellt.

Die 254 adeligen Güter beider Herzogthümer, z. B. in den Händen von 208 Besitzern, bilden eine Gesammtfläche von ca. 67¼ Q.-M. Hierzu treten noch die vier Klöster, von denen die drei holsteinischen, wie oben angegeben, 6¾ Q.-M., das St. Johanneskloster bei Schleswig ca. 1 Q.-M. betragen. Der Steuerwerth des klösterlichen und ritterschaftlichen Grundbesitzes zusammen ist auf nahe an 46 Millionen Thaler Preuß. veranschlagt, eine Veranschlagung, bei der die Tonne Landes (ungefähr 2½ magdeb. Morgen) sehr verschieden, zuweilen nach dem Bodenpreis des vorigen Jahrhunderts zu ca. 20 Thaler, in anderen Fällen höchstens zu 60 Thaler Preuß. angenommen worden ist. Jetzt kommt es vor, daß die Tonne — und die adeligen Güter umfassen den fruchtbarsten Boden der Herzogthümer — mit 250—300 Thaler Preuß. und darüber bezahlt wird. Darnach mag man das Verhältniß des wirklichen und des veranschlagten Steuerwerthes bemessen. Außerdem ist für die Würdigung dieses Verhältnisses noch hinzuzunehmen, daß viele Güter für eine weit geringere Tonnenzahl steuern, als ihr Flächeninhalt beträgt. Wie viel von diesem Areal in Erbpacht gegeben, also in relativ freies Eigenthum von mittlerem Umfang verwandelt ist, können wir leider nicht angeben. Das Verhältniß der Erbpacht, Zeitpacht und Großwirthschaft würde nur auf amtlichem Wege zu constatiren sein.

Zu den adeligen Gütern sind noch die großherzoglich oldenburgischen Fideicommißgüter, welche das oldenburgische Fürstenhaus unter holsteinischer Landeshoheit besitzt, mit 2,75 Q.-M. und 8286 Einwohnern hinzuzurechnen. Ferner die holsteinischen Kanzleigüter, adelige Güter, welche sich darin von den übrigen adeligen Besitzungen unterscheiden, daß sie in zweiter Instanz nicht unter dem adeligen Landgericht, sondern unter dem Obergericht zu Glückstadt stehen, vor dessen Einsetzung sie unter den Regierungskanzleien standen. Daher der Name Kanzleigüter. Sie enthalten auf einem Areal von 2,75 Q.-M. 8356 Einwohner. Ferner die sog. Lüb'schen Güter, Besitzungen, die seit alter Zeit in den Händen von Lübecker Patricierfamilien waren und auf denen nicht das Landrecht, sondern das Lübsche Recht Geltung erhielt, wovon sie ihren Namen führen. Ferner die Lübecker Stadtstiftsdörfer, ländliche Besitzungen, welche den milden Stiftungen der Stadt Lübeck als Besitzern angehören. Die Stiftungen werden von der holsteinischen Regierung wie die übrigen Gutsbesitzer behandelt. Endlich die Wildnisse, zwei Güter in der sog. Marsch, wo sonst kein adeliger Besitz vorkommt, auf denen die Rechtsverhältnisse der Untergehörigen dieselben sind, wie auf den übrigen adeligen Gütern. In mancher Hinsicht den adeligen Gütern gleichzustellen sind auch die sogenannten octroyirten Köge. Es sind dies aus eingedeichtem Marschlande entstandene Besitzungs-Complexe. Der einzelne Koog zerfällt in mehrere Besitzungen, die in den Händen verschiedener Besitzer sind. Letztere üben aber in Gemeinschaft das Privilegium aus, welches auf den adeligen Gütern der Gutsherr

hat, d. h. sie ernennen in Gemeinschaft einen besoldeten Beamten, welcher die Patrimonialjustiz, Polizei und sonstige Verwaltung besorgt. Das Privilegium heißt Octroy, daher der Name octroyirte Köge.

Das Verhältniß des Flächeninhalts, so wie der Einwohnerzahl auf den adeligen, klösterlichen und mit den ersteren gleichstehenden Gütern zu dem Flächeninhalt und den Einwohnern der Herzogthümer im Ganzen veranschaulicht folgende Tabelle:

		Fl.-Inh. Q.-M.	Einwohnerzahl.
a.	Adelige Güter beider Herzogthümer .	ca. 67⅞	184,377
b.	Die 4 Klostergüter beider Herzogthümer	„ 7⅝	36,764
c.	Die holsteinischen Kanzleigüter . . .	„ 2⅜	8,356
d.	Die oldenburgischen Fideicommißgüter .	„ 2⅜	8,286
e.	Die lübeschen Güter	„ ⅝	3,832
f.	Die lübeschen Stadtstiftsdörfer . . .	„ 1⅜	3,238
g.	Die beiden Wildnisse	„ ⅜	1,400
h.	Die holsteinischen Koogsdistricte . . .	„ 1⅛	2,969

Der Gesammtflächeninhalt der adeligen Besitzungen, zu denen noch die schleswigschen Kanzleigüter und schleswigschen octroyirten Köge, über welche wir zur Zeit keine Angabe zu machen vermögen, hinzutreten, beträgt also ca. 84¼ Q.-M. Der Gesammtflächeninhalt der Herzogthümer dagegen 320,2 Q.-M. Die Einwohnerzahl der adeligen Besitzungen beträgt ausschließlich der schleswigschen Kanzleigüter und schleswigschen octroyirten Köge 249,222 Einwohner, die Einwohnerzahl beider Herzogthümer dagegen 959,958 Einwohner.

Wenn darnach der in adeligen Händen befindliche Grund und Boden ein Viertel bis ein Drittel des Gesammtflächeninhalts der Herzogthümer beträgt, so ist zu berücksichtigen, daß ein großer Theil des Gesammtflächeninhalts unbebaut ist, bestehend aus Haide, Gewässern und Mooren. Der unbebaute Flächeninhalt beträgt in Holstein allein 200,262 Tonnen à 240 Q.-Ruthen oder 400,524 Morgen magdebg., also ca. 19¼ Q.-Meilen.

Die adeligen Güter können in den Besitz solcher Personen übergehen, welche nicht zu dem Familienkreis der Ritterschaft oder des alten Landesadels gehören. Nur ein Theil der ritterschaftlichen Güter sind Fideicommisse und Majorate. Wenn ein adeliges Gut verkauft wird, so erwirbt der Käufer alle adeligen Gerechtsame, ausgenommen das Anrecht auf Stellen für die unverheiratheten Töchter in den Klöstern. Letzteres gebührt nur gewissen Familien des alten Landadels, denen einige andere als recipirte Ritterschaft gleichgestellt sind. Die so bevorzugte Ritterschaft besitzt ungefähr 65 Güter. Die theilweise Parcellirung adeliger Güter in kleinere Wirthschaften ist fast nur in Form der Erbpacht erfolgt. Die landesherrliche Genehmigung zur Parcellirung ist stets erforderlich. Nur in sehr wenigen Fällen sind ganze Dörfer, oder auch einzelne Meierhöfe als freies Eigenthum von den Hauptgütern abgezweigt worden, jedoch so, daß sie der Gerichtsbarkeit und Polizei des Hauptgutes unterworfen geblieben sind. Das Stammgut, auf welchen die obrigkeitlichen Rechte haften, muß stets erhalten bleiben und eine Ablösung

dieſer Rechte iſt ſelbſtverſtändlich unmöglich, da es keinen Gemeindeverband giebt, welcher die Pflichten der Gutsobrigkeit übernehmen könnte.

Rechnen wir zu den ritterſchaftlichen Privilegien noch das Kirchen- und Schulpatronat innerhalb der Gutsbezirke, vor Allem aber den eximirten Gerichtsſtand gegenüber den Gerichten erſter Inſtanz, und für Hollſtein ein eigenes Gericht zweiter Inſtanz, die Ausdehnung aller bloß perſönlichen Vorrechte auf die Mitglieder der ritterſchaftlichen Familien, auch wenn ſie nicht Grundbeſitzer ſind, wohin für die männlichen Mitglieder auch das Recht des Tragens der ritterſchaftlichen Uniform gehört, ſo ergiebt ſich eine ſo ſtattliche Stellung des Landesadels, daß man wohl begreifen kann, warum derſelbe als Vorkämpfer der „berechtigten Eigenthümlichkeiten" des Landes mit aller Anſtrenguug auftritt.

Die Schweizer Wehrverfaſſung und das Freiwilligenweſen.

In Süddeutſchland iſt der Widerſtand nicht gering, welcher ſich gegen Einführung der preußiſchen Wehrverfaſſung ſtemmt. Zwar kann man ſich der Einſicht nicht erwehren, daß die bisherigen Einrichtungen unzulänglich ſind, zwar ſprechen ſich auch dort die anerkannteſten Autoritäten dafür aus, daß die gegenwärtige preußiſche Militär-Verfaſſung die vortrefflichſte von der Welt ſei — und für jene Erkenntniß, ſo wie für dieſe Behauptung geben die Erfahrungen des Krieges von 1866 die ſchlagendſten Gründe an die Hand — aber man kann, namentlich in Baiern, die altgewohnte Abneigung gegen Alles, was preußiſch iſt und weil es preußiſch iſt, nicht überwinden. Darüber belehrt uns die vor kurzer Zeit veröffentlichte Broſchüre eines bairiſchen Patrioten*) welcher ſich entſchieden und mit Zurückweiſung aller entgegenſtehenden Einwendungen, welche zum Theil dieſelben ſind, deren ſich auch die Gegner der Militär-Organiſation in Preußen bedienten, für die Armee-Organiſation nach preußiſchem Muſter ausſpricht.

In Württemberg und Baden verſtärkt ſich die Abneigung gegen das preußiſche Militärſyſtem noch durch die Vorliebe für republikaniſche Einrichtungen; hier ſpukt in den Köpfen noch die Schwärmerei für das ſogenannte „Volksheer," und man preiſt als empfehlenswerthes Vorbild aller militäriſchen Einrichtungen das ſchweizeriſche Militärſyſtem! Gegen dieſe Schwärmerei ſpricht ſich die hier erwähnte Schrift folgender Weiſe aus:

Eine andere Kategorie höchſt „ſonderbarer Schwärmer" begeiſtert ſich für das Milizweſen und möchte das ſchweizeriſche Heerſyſtem lieber eingeführt ſehen als die preußiſche Wehrverfaſſung.

*) Der Titel iſt: „Was wollen wir? Armee-Reorganiſation oder Armee-Desorganiſation? Baieriſche Exiſtenzfragen, beantwortet von einem deutſchen Patrioten. München, 1867.

Der Stammsitz der Schweizermiliz-Freunde ist dagegen Stuttgart, ihr Organ der schon mehrmals genannte „Beobachter". Die Gruppe edler „Flüchtlinge", welche dort ihr Asyl gefunden hat, betrachtet die Propaganda für die Schweizer-Wehrverfassung als eine ihrer Hauptaufgaben.

Ein Echo findet diese prächtige Idee in dem benachbarten Baden, allerdings nur in einigen wenigen hirnverbrannten Köpfen. Der als Gelehrter und Literarhistoriker ausgezeichnete, als Politiker jedoch hyperidealistische und unpraktische Professor Eckart — jedenfalls eine der ehrlichsten und biedersten Persönlichkeiten unter unseren Gegnern, — hegte und pflegte jahrelang zum Nachtheile seiner Berufswissenschaft und keineswegs zum Vortheile seiner socialen Stellung — er verlor bekanntlich seine, wenn auch nicht glänzende, doch gesicherte Stellung als Hofbibliothekar in Karlsruhe — die unglückselige Idee von der „Volkswehr" und opferte der politischen Propaganda seine Zeit und Stellung. In letzterer Zeit hat Eckart der Politik Valet gesagt und erzielt als ausgezeichneter Vorleser und Literarhistoriker ungetheilte Erfolge, die ihm auch seine politischen Gegner herzlich gönnen. Sein Geschäft setzte der alte Venedey fort, der jede Woche 1 bis 2 Flugschriften losläßt, die neuerdings den praktischen Verstand dieses großen Volksmannes verrathen. Im hohen Norden zählt dieser Bund ebenfalls einen Anhänger, den bekannten Zimmermeister Klaus Riepen bei Kiel, der ohne Zweifel, falls er für das norddeutsche Parlament gewählt worden wäre, die Sache dort in Anregung gebracht hätte.

Doch lassen wir diese drolligen Käuze und sehen wir uns einmal nach den Grundzügen des schweizerischen Miliz-Systems um:

„Die Grundsätze, daß das Heer aus sämmtlichen im wehrpflichtigen Alter befindlichen und wirklich wehrfähigen Bürgern gebildet, somit das ganze Volk wehrhaft gemacht wird und die Gesammthaftbarkeit für die Geschicke des Vaterlandes übernimmt, dann daß Jeder, welcher dienstauglich ist, ohne irgend eine Ausnahme auch wirklich Dienst thun muß, für seine Familie aber, wenn es nöthig ist, die Gemeinde oder der Staat sorgt, werden in diesem Systeme durchgeführt.

In den einzelnen Bezirken des Landes werden Rahmen (Cadres) für die betreffenden Truppentheile formirt, innerhalb welcher nur die im Bezirke wohnende Mannschaft in den Waffen geübt wird. Die Dienstpflicht der Mannschaft beginnt mit dem 20sten und endet mit dem 59sten Lebensjahre. Die Mannschaft vom 20sten bis zum 40sten Jahre bildet den Auszug, die Reserve und die Landwehr, die Mannschaft über 40 Jahre den Landsturm. Jedermann wird nach Thunlichkeit in diejenige Waffengattung eingereiht, zu welcher er nach seinem bisherigen Lebensberufe am meisten geeignet ist.

Die Präsenzzeit des Mannes unter den Waffen beträgt für die Infanterie im ersten Jahre höchstens zwei Monate. Für die Spezialwaffen findet eine entsprechende Zeiterhöhung statt, welche zur Ausbildung nöthig ist. Eine noch kürzere Präsenz ist für alle Diejenigen bestimmt, welche bei einer Prüfung im 20sten Lebensjahre beweisen, daß sie durch vorherige Wehrübungen schon eine gewisse Fertigkeit im Wehrdienste sich erworben haben. In den folgenden Jahren finden für die Mannschaft nur kurze Wiederholungskurse von wenigen Tagen statt, nach deren Schluß immer größere Zusammenziehungen von Truppen zum Zwecke von Feldmanövern geschehen.

Eine besondere Militärsteuer wird nur von den im Lande angesessenen Fremden (welche unter dem Schutze der Landeseinrichtungen leben, ohne zur Vertheidigung des Landes sonst etwas beizutragen), so lange sie im kriegspflichtigen Alter stehen, erhoben.

Jeder, welcher Offizier werden will, muß zuerst die Rekrutenschule als angehender

Soldat, hierauf die Offiziersſchule durchmachen; erſt nach erlangter Befähigung und beſtandener Prüfung kann er als Offizier ernannt werden. Jeder Wehrmann aber, welcher die allgemeine Vorbildung beſitzt, iſt berechtigt, in die Offiziersſchule einzutreten.

Alles nicht durchaus Nöthige wird von der Uniformirung und Auszeichnung der Mannſchaft und Offiziere fern gehalten.

Die Vorbereitung der Jugend in Wehrübungen und im Waffendienſte wird von der Regierung durch Einführung des Wehrturnens in allen Schulen, alſo auch in der Volksſchule, ſowie durch obligatoriſche Waffenübungen der Altersklaſſen vor dem 20. Lebensjahre geleitet, und es wird namentlich freiwilligen Jugendwehren und Wehrvereinen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Die Schützenvereine des Landes werden dadurch unterſtützt, daß die Mitglieder ſolcher Vereine veranlaßt werden, ſich im Schießen nach Feldſcheiben auf weite Entfernungen zu üben, wozu die Regierung Scheiben, Schießbedarf und Prämien frei liefert. Die Militärgerichtsbarkeit erſtreckt ſich im Frieden nur auf die Beſtrafung der im Dienſt verübten Disciplinarvergehungen; alle im Kriege durch Soldaten verübten Geſetzesübertretungen urtheilt das Militärgericht ſummariſch ab. —

Und mit dieſem Syſtem glaubt man wirklich, einen großen Staat ſchützen, die Machtſtellung eines Landes behaupten, es mit disciplinirten Armeen aufnehmen zu können. Man weiß wahrlich nicht, ob man hier mehr die Naivität oder die Gedankenloſigkeit bewundern ſoll — leider daß auch die politiſche Heuchelei eine große Rolle ſpielt. Nur zu häufig iſt die Phraſe von der Zweckmäßigkeit der Milizverfaſſung und des Volksheeres die Maske, hinter welcher ſich ganz andere Hintergedanken verbergen. Als ob das preußiſche Heer nicht auch im wahren Sinne des Wortes ein Volksheer, das „Volk in Waffen“ wäre.

Muß denn ein Volksheer darin beſtehen, daß es ſchlecht disciplinirt, unfertig und ungeübt iſt, mit einem Worte wehrunfähig iſt?

Das ſchweizeriſche Milizſyſtem bei uns einführen hieße nichts anders, als das Land wehrlos, als Baiern ehrlos zu machen!

Die Gegner einer praktiſchen, rationellen Wehrverfaſſung lieben es freilich, ihr Lieblingsproject ſo anziehend als möglich zu ſchildern. Klingt es nicht verlockend, wenn der „Beobachter“ Vorſchläge für eine künftige Wehrverfaſſung macht, wie etwa folgende:

„Die Cadres für das erſte Exercitium müſſen ſchlechterdings lokaliſirt und keinem Dienſtpflichtigen darf mehr als die allernothwendigſte Entfernung von ſeiner Heimath zugemuthet werden. Ferner müſſen die Offiziersſchulen Allen ohne Unterſchied geöffnet ſein, welche ihre Proben in der Rekrutenſchule abgelegt haben. Daß mit dieſem Syſteme die einfachſte, zweckdienlichſte Kleidung Hand in Hand geht, liegt auf der Hand; der lächerliche und koſtſpielige Theaterprunk hat einfachen, charakteriſtiſchen Auszeichnungen Platz zu machen.

Nur bei dieſem Syſtem ruft die allgemeinſte Wehrpflicht nicht den Bankerott des Staats, der Gemeinden und der Familien hervor. Nach der befürworteten Einrichtung würden Baden, Württemberg, Baiern und Heſſen, 700,000 Mann, etwa 13½ Millionen Gulden erfordern!“

Das wäre freilich ein gewaltig hoher Armeeſtand und ein fabelhaft niedriges Budget! Nur ſchade, daß die Vorſchläge nicht praktiſch, die Ideen nicht zu realiſiren ſind. Die große Maſſe der Soldaten ſichert den Erfolg keineswegs, ſondern allein die Kriegstüchtigkeit. Mit 3 Bataillons regulären durchgebildeten Truppen wird ein tüchtiger Führer

eine ſechsmal ſo große Anzahl Freiſchaaren-Bataillone und Milizſoldaten in die Flucht ſprengen oder aufreiben. Lehrt denn nicht die Erfahrung der letzten Decennien, daß Freiſchärler und bewaffnete Volkshaufen, ſelbſt wenn ſie noch ſo numeriſch ſtark und fanatiſirt waren, von regulären Truppen mit Leichtigkeit überwunden wurden? Wann und wo iſt ein Sieg der Freiſchaaren über geregelte Truppen zu verzeichnen? In wenigen Stunden, höchſtens Tagen entwaffneten in den Jahren 1848 und 1849 die regulären Truppen Cavaignac's, Wrangel's, Windiſchgrätz's die bewaffneten aufſtändiſchen Volksmaſſen, obgleich ſie durch Barrikaden und Terrainverhältniſſe geſchützt waren. In Baden hat es Guſtav Struve, der heute in württembergiſchen Dörfern ſeine Beredtſamkeit für das Volkswehrſyſtem anwendet, erfahren, wie weit man mit Freiſchärlerhaufen und bewaffneten Volkshaufen gegen reguläre Truppen kommt. Man ſollte glauben, die „Spritzledergeſchichte" wäre dem Gedächtniſſe dieſes alten Volkshelden noch nicht entſchwunden. Wären in Baden nicht die großherzoglichen Truppen zu den Aufſtändiſchen übergegangen, ſo hätte man dem ganzen badiſchen Putſch in wenigen Tagen den Garaus gemacht. — Die ungariſche Revolution wies dieſelben Erſcheinungen auf. Die Honvedſchaaren, wo ſie allein kämpften, nahmen ein elendes, klägliches Ende. Da jedoch die prächtigſten Regimenter des Kaiſers zu den Inſurgenten übergingen und ſich ſomit zwei reguläre Armeen entgegen ſtanden, war Oeſterreich bei ſeiner damaligen Zerklüftung nicht im Stande, Ungarn allein zu unterwerfen und konnte dies nur mit Rußlands Hülfe zu Stande bringen. In Ungarn würde ſomit, ſelbſt wenn die Uebermacht Rußlands nicht die Inſurgenten erdrückt hätte, von keinem Sieg eines eigentlichen Volksheeres oder einer Miliz die Rede ſein können; es hätte dann jedenfalls eine reguläre Armee über die andere den Sieg davon getragen.

Man machte es Oeſterreich im vorigen Sommer zum Vorwurf, daß es nicht allenthalben Freiwilligencorps errichten ließ und die Volksmaſſen bewaffnete. Von allen Vorwürfen, die man der öſterreichiſchen Regierung machte, war dieſer der ungerechtfertigtſte Der Kaiſer kalkulirte ganz richtig: Wenn meine regulären Truppen, meine Kernregimenter mit den Preußen nicht fertig werden können, dann nützen die Freiſchaaren noch weniger. Das Freiſchärlerweſen wäre das letzte verzweifelte Mittel in einem Staate, der eine reguläre Armee beſitzt. Die Erfahrungen, welche Oeſterreich übrigens 1850 und 1859 in Italien mit Freiwilligencorps gemacht hat, waren nicht geeignet, Vertrauen für dieſe Schaaren zu erwecken.

Das Freiwilligen- und Freiſchärlerweſen unſerer Zeit war — wenn man die wirklich großartige und allgemeine nationale Erhebung des Volkes in den Napoleon'ſchen Kriegen ausnimmt — mehr oder minder ſtets ein Conglomerat von allerlei verdächtigem, exiſtenz- und berufsloſem, zweideutigem Geſindel, das nur Gelegenheit ſuchte, ein „freies Leben" zu führen auf anderer Leute Koſten.

In Schleswig-Holſtein hatte man Ende 1864 keine geringe Angſt, als die Gerüchte von Bildung von Freiſchaaren an Wahrſcheinlichkeit gewannen. Trotz allem blau-weiß-rothen Partikular-Patriotismus hatte man in den Jah-

ren 1848—50 dieſe „wackeren Freiheitshelden" zur Genüge kennen gelernt, und mancher Hofbeſitzer und Gaſtwirth wartet heute noch auf die Bezahlung der Gelage, welche die begeiſterten Freiheitsſtreiter im Intereſſe des meerumſchlungenen Vaterlandes abzuhalten für nothwendig fanden. Der Auguſtenburger wußte recht gut, warum er ſeine Hamburger Freunde von jedem Verſuch, Freiſchaaren zu organiſiren, dringend abmahnte.

In Wien machten im vorigen Sommer Statthalter und Bürgermeiſter kein Hehl daraus, daß man nur deshalb die Bildung von Freiwilligencorps angeordnet habe, um das verdächtige und gefährliche Geſindel aus der Stadt hinauszubringen, das ohne Zweifel im Falle einer feindlichen Invaſion den Einzug der Preußen durch Plünderung der von bewaffneter Macht entblößten Hauptſtadt eingeleitet haben würde. War doch ſelbſt in den Märztagen des Jahres 1848, wo die Bewegung im Ganzen einen primitiven, ruhigen und mehr theatraliſchen Anſtrich hatte, die erſte Heldenthat des Wiener Pöbels Plünderung der Vorſtädte und Brandſtiftung und Demolirung der Zollämter und Linienmauthen.

Man wird mir aber vielleicht die triumphähnlichen Erfolge der Garibaldiſchen Freiſchaaren im Jahre 1860 entgegenhalten; aber auch hier darf man niemals vergeſſen, daß auch die reguläre Armee nicht Stich hielt und mit der nationalen Partei gemeinſchaftliche Sache machte, ſo daß es ein leichtes Spiel war, einen Triumphzug zu halten, wenn ganze Städte und Provinzen dem kleinen, muthigen Häuflein Inſurgenten entgegenjubeln und entgegeneilen und die reguläre Armee bereits ſo demoraliſirt iſt, daß ſie Gewehr beim Fuße macht. In Tyrol hatte Garibaldi bereits ſchwereres Spiel und es iſt faſt zu bezweifeln, daß er im Falle der Fortſetzung des Krieges in den Enggäſſen dieſes Berglandes ſeine Lorbeeren vermehrt haben würde; fand er ja doch ſchon früher den regulären Truppen des Oberſt Pallavicino gegenüber ſein Aspromonte. — Die tapferen Tyroler Landesvertheidiger darf man, nebenbei bemerkt, nicht etwa zu den „Freiwilligen" zählen. Die Tyroler Schützen zählen gerade zu den geübteſten und beſterexzirten Soldaten, und übrigens iſt es auch eine ganz andere Sache, die Engpäſſe und Schluchten des eigenen, von der Natur zur Vertheidigung geſchaffenen Berglandes zu vertheidigen, und im Felde einer regulären Armee gegenüber zu kämpfen. Die unſtreitbaren Vortheile, welche Schweizer- und Tyroler-Schützen in ihrer eigenen Heimath einem Feinde gegenüber erringen werden, ſo lange ſie in der Defenſive ſind, würden dem Gegentheile Platz machen, ſobald ſie die Offenſive auf fremdem Terrain ergreifen müßten.

Die jüngſte Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ſpricht gleichfalls für unſere Behauptungen. Trotz dem Mangel an einem ſtehenden Heere wurde man allerdings des aufſtändiſchen Südens Herr; — aber mit welchen Opfern, in welchem Zeitraum! Mit regulären Truppen würde man den Süden in eben ſo vielen Monaten unterworfen haben, als die zuſammen gewürfelten Truppen der Union Jahre brauchten.*)

*) Eine hier vor Kurzem erſchienene leſenswerthe Broſchüre: „Gedanken über Militär-Organiſation" (Rieger's Buchhandlung) äußert ſich über den nordamerikaniſchen Krieg ſehr

So ſteht es mit dem „Freiwilligen-Syſtem," das die Anhänger des Volkswehr- und Miliz-Syſtems ſo gerne als Appendix ihrer Ideal-Verfaſſung anhängen möchten.

Es iſt jedenfalls bezeichnend, daß, während in Deutſchland Leute ſich für die ſchweizeriſche Wehrverfaſſung begeiſtern, man in der Schweiz ſelbſt die Unzulänglichkeit derſelben allenthalben erkennt und aus dieſem Bewußtſein kein Hehl macht. Man hat mehrfache Mängel verbeſſert, man ſucht hie und da Reformen durchzuführen, aber es iſt vergebliche Mühe, denn die ganze ſchweizeriſche Wehrverfaſſung iſt weiter nichts als ein großer Mangel.

In der Schweiz ſelbſt denkt wohl auch Niemand ernſtlich daran, daß die Wehrverfaſſung dieſes Landes, das durch die allgemein anerkannte Neutralität geſchützt und geſichert iſt, jemals im Stande ſein würde, eine Invaſion abzuhalten, falls es einer oder der anderen Macht einfallen ſollte, dieſe Neutralität, die garantirte Selbſtſtändigkeit anzutaſten. Ein treffendes Wort enthielt kürzlich ein württembergiſches Blatt*) über die Apologeten der ſchweizeriſchen Wehrverfaſſung:

Jene Partei, die, unter der Deviſe „keine Einheit ohne Freiheit", ſo weit gegangen iſt, ſelbſt an einen Anſchluß an die Schweiz zu denken, handelt vollkommen logiſch, wenn ſie uns die Annahme des ſchweizeriſchen Miliziſyſtems empfiehlt. Wenn wir uns damit beſcheiden wollen, wie die Schweiz, in der europäiſchen Staatengeſellſchaft die Rolle des Geduldeten zu ſpielen, ſo genügt jede Wehrverfaſſung, die uns geſtattet, unter nicht zu ungünſtigen Verhältniſſen uns einigermaßen unſerer Haut zu wehren. Es haben denn auch die Vertheidiger des ſogenannten Volksheeres, wenigſtens die Sachverſtändigen unter denſelben, nie daran gedacht, mit unſeren Milizen und Landwehren eine feindliche Invaſion von unſern Grenzen abzuweiſen; vielmehr war ihr Landesvertheidigungsſyſtem darauf berechnet, bei einer Invaſion, die uns vorausſichtlich unvollſtändig vorbereitet überraſchen werde, unſer zuſammenge-

---

richtig: „Ungeachtet der ungeheueren Dimenſionen des dortigen Kriegsſchauplatzes, deſſen Schwerpunkt jedoch ſtets in der kurzen Linie zwiſchen Waſhington und Richmond lag, würde der Kampf gewiß in den von Seward verheißenen „neunzig Tagen" beendigt worden ſein, wenn der Norden dem beſſer organiſirten und vorbereiteten Süden Anfangs mehr hätte entgegenwerfen können, als bewaffnete Banden ohne alle militäriſche Zucht und Kunſt, welche letztere nur in den einzelnen emigrirten Revolutions-Soldaten Europa's Vertreter finden mochten. — Sämmtliche Generale erſten Ranges und die meiſten fähigen Untergenerale auf beiden Seiten hatten auf der Akademie von Weſtpoint, die ihres Gleichen ſucht, eine gediegene, praktiſche und theoretiſche Militärbildung genoſſen. Grant war kein „ſchlichter Gerber von Profeſſion", er hatte die Schule von Weſtpoint beſucht, als Freiwilliger den Feldzug nach Mexiko mitgemacht und ſpäter von ſeinem Vater die Leitung einer Gerberei übernommen. Aehnlich verhält es ſich mit Anderen, auf deren Natur-Genie ſich viele Philiſter und Kannegießer Germaniens mit Wohlgefallen berufen wollten. Uebrigens ohne die gährende Wirkung der Flottenblockade, ohne die erdrückende Uebermacht der Zahl und des Reichthums wäre der Norden ſicherlich nicht Herr geworden über einen Gegner, der durch überlegene Energie centraliſirt und terroriſirt, durch geniale Feldherren und eine mannhafte, des Befehlens und Handelns gewohnte Oligarchie vertheidigt wurde; — vier Jahre, und welche Menſchen- und Geldopfer hat dieſer Sieg gekoſtet!

*) Schwäbiſche Chronik Nr. 28 (vom 1. Februar d. J.).

rafftes Volksheer unter dem Schutze einer Festung zu rangiren, und dann im günstigen Moment zur Wiedereroberung unseres eigenen Landes in Masse ausrücken zu können. So standen die Verhältnisse bis jetzt, so haben wir sie vom weiland deutschen Bund überkommen. Die Resignation, sich zuerst schlagen und demüthigen zu lassen, ehe man sich zu großartigen Leistungen aufrafft, ist ein Gefühl, das die Ohnmacht und Zerfahrenheit der deutschen Zustände im Volke geboren hat und das mit dem deutschen Bunde begraben werden sollte."

„Die Stuttgarter Ministerconferenzen werden uns, so Gott will, aus dieser prekären, wenig ehrenvollen Lage befreit haben. Der nationale Gedanke, der so Manchem in den Wirren des verflossenen Jahres verloren gegangen ist, wird, von unseren Staatsmännern als politisches Princip anerkannt, von Neuem die öffentliche Meinung durchdringen, und alle Partheien werden sich in der Ueberzeugung vereinigen, daß die deutsche Nation, zur Vertheidigung ihrer Integrität und Ehre, Heere aufstellen muß, die im Stande sind, jederzeit den kriegsgeübtesten Armeen der Welt siegreich die Spitze zu bieten. — Daß Milizheere dies könnten, glauben selbst die Vertheidiger jenes Systems nicht ernstlich — die Geschichte beweist selbst in den Kriegen, welche man als Beleg dafür anzuführen pflegt, zu schlagend das Gegentheil — auch hat bis jetzt keine Nation den Versuch damit gewagt. Nur in kleinen Staaten hat das Mißverhältniß zwischen Wollen und Können den Gedanken erzeugt, statt eines zu theuern Heeres das Volk aufzustellen und sich dann der angenehmen Selbsttäuschung hinzugeben, man habe mit geringen Mitteln Großartiges geleistet. In Wahrheit aber wird man eintretenden Falles gegen kleinere, gut geschulte Heere entweder gar nichts leisten, oder, wenn es gelingt, die Milizen im Kriege zu Soldaten zu erziehen, so wird man doch mit dem planlos vergossenen Blut seiner Söhne das an ihrer Ausbildung ersparte Geld zehnfach haben ersetzen müssen."

„Große Nationen — und wir müssen uns in der vorliegenden Frage zu diesen rechnen — denken besonnener und mäßiger; sie fühlen nicht das Bedürfniß, durch Aufbietung aller waffenfähigen Männer die Stärke ihres Wehraufgebots in's Abenteuerliche zu steigern (nach dem schweizerischen System könnte Deutschland 3 bis 4 Millionen Milizen aufstellen); sie compromittiren nicht ihre politische Stellung und ihre Ehre durch Aufstellung von Menschenmassen, die erst nach einer Reihe von Niederlagen zum Siegen befähigt sind, sondern sie sorgen dafür, daß ihre Heere denen ihrer möglichen Gegner nach Zahl und Tüchtigkeit gewachsen seien. — Diejenigen, welche mit dem Schicksal der deutschen Bundestruppen im vergangenen Feldzuge ihr Vorurtheil gegen die stehenden Heere überhaupt begründen wollen, verschweigen absichtlich die Summe der unglücklichen Verhältnisse, welche auf jenen Truppen lasteten; sie wissen nicht, daß unsere Bataillone mit ihren neuen Gewehren, ihrem neuen Reglement, ihrem kleinen Friedensstand und einer Masse frisch einberufener Urlauber und neuernannter Offiziere und Unteroffiziere, mehr Landwehr- als Linienbataillone vorstellten, und sie übersehen endlich, daß die Tüchtigkeit der Heere fast unvermeidlich ihrer Größe proportionirt ist."

„Jahrzehnte hindurch iſt man nicht müde geworden, die ſtehenden Heere der kleineren deutſchen Staaten als einen unfruchtbaren Luxus, als der Einheit und Freiheit Deutſchlands hindernd im Wege ſtehend, geradezu als ein gemeinſchädliches Inſtitut anzufeinden. Heute iſt dieſes, wie ſo manches andere Vorurtheil gefallen. Gerade die nationale Idee führt uns jetzt zum ſtehenden Heer, ſie iſt der Titel, unter welchem die Völker die dafür nöthigen Opfer bewilligen werden. Noch ehe wir in Deutſchland Ein Maß und Gewicht, Ein Bürgerrecht und Eine Verfaſſung haben, wird das deutſche Heer Schild und Symbol unſerer Einheit ſein.

Von den 38 Millionen Deutſchen, aus denen Deutſchland für die nächſte Zukunft beſtehen wird, haben 30 Millionen eine gemeinſame Wehrverfaſſung bereits durchgeführt — welchen Grad von Ueberwindung es ſie gekoſtet hat, kommt hier nicht in Betracht, denn es ändert nichts an der Thatſache. Uns, den Zurückgebliebenen (oder Zurückgelaſſenen) erübrigt nichts, als entweder, durch die Annahme der norddeutſchen Wehrverfaſſung, dieſe zur deutſchen zu machen, oder doch wenigſtens ein Wehrſyſtem einzuführen, das uns zu ähnlichen kriegeriſchen Leiſtungen befähigt und unſere Contingente mit denen des norddeutſchen Bundes zu einem organiſchen Ganzen, zu einem Bundesheere, vereinigt."

Zur Charakteriſtik der einzelnen Provinzen Frankreichs.

III.

Autun, dieſer alte Sitz der Druiden, iſt allein an ſeinem quellreichen Arroux ſtehen geblieben, mitten unter dichten, geheimnißvollen Hainen, zwiſchen Kryſtallbildungen und Lavaſchichten. Dieſer Ort rief die Römer nach Gallien, deren erſte Sorge war, Lyon gegen ihn zu erbauen, und iſt unſtreitig eine der merkwürdigſten Städte Frankreichs; ſeine Bürger beſitzen alle Tugenden, aber ſie lieben die Alterthümer nicht. Noch im Jahre 1762 haben ſie ein Seminar von den Steinen ihres Amphitheaters erbaut und 1788 das, was von dieſem Bauwerk an Materialien übrig geblieben war, zur Ausbeſſerung ihrer St. Martinskirche verwendet. Nur zwei Triumphbogen ſind noch vorhanden, inſonderheit das Thor von Arroux oder von Sens, ein bewundernswürdiges Werk der Römer, deſſen Feſtigkeit der Zerſtörungswuth der Hunnen, der Normannen und ſo vieler anderer Barbaren geſpottet hat.

Säulen, Ehren- und Triumphbogen, um das Andenken von Männern, welche dem Lande eine große Wohlthat erzeigt hatten, zu verewigen, gehören der römiſchen Architektur ganz eigenthümlich an und zeigen dieſelbe in ihrer ganzen Majeſtät. Durch die Bedeutſamkeit der Maſſe, durch die ſtolze Ruhe, welche die Bogenform herbeiführt, durch die verſchiedenartige Theilung, in der ſich die Gelegenheit zum reichſten bildneriſchen Schmuck darbietet, durch

das Plateau auf ihrer Oberfläche, welches zur erhabenen Aufstellung mächtiger Standbilder, besonders von Quadrigen, geeignet ist, sind sie von der großartigsten monumentalen Wirkung. Frei vortretende Säulen mit ihrem Gebälk bilden insgemein den Einschluß des Bogens, darüber erhebt sich eine Attika, welche die Inschrift trägt und auf der die Standbilder ruhen.

Wegen Wiederherstellung der großen flaminischen Heerstraße wurden dem Augustus von den dankbaren Provincialen Ehrenbogen errichtet; von diesen ist der zu Rimini, ein einfacher zierlicher Bau, noch übrig, ein anderer zu Susa in Piemont, ein dritter zu Aosta am Fuße der Alpen. Weltberühmt sind die Triumphbogen des Titus, des Septimius Severus und des Constantinus zu Rom. Frédéric Caillaud, der Reisende in Meroë, Oberägypten und Nubien, entdeckte in einer einsamen Oase eine gewölbte römische Prachtpforte. Frankreich, Spanien, alle Lande, wo das große Volk schaltete und waltete, haben ihre Prachtthore und Triumphbogen; manche bekunden freilich einen minder reinen Geschmack und gehören mehr den Zeiten der sinkenden Kunst an. Der besten Zeit der römischen Kunst entstammt der Ehrenbogen der Sergier zu Pola in Istrien; gedoppelte korinthische Säulen zu den Seiten des Bogens geben demselben ein eigenthümlich kräftiges Gepräge.

Bis in die neueste Zeit gingen aus Autun Staatsmänner und Rechtsgelehrte hervor, wie der Kanzler Rollin, ein Montholon, Jeannin und viele Andere. Ein rauher Sinn, der den Einwohnern Autun's eigen ist, zieht sich vom Osten nach dem Norden: Dupin ist aus Varzy, Theodor Beza, Vorsteher und Führer der Genfer Kirche nach dem Tode Calvin's, aus dem adligen Geschlecht de Beze, aus Vezelai.

Das trockene und düstere Land von Autun und Morvan hat nichts von der Burgunder Lieblichkeit; wer das wahre, liebenswürdige und weinreiche Burgund kennen lernen will, der muß durch Chalons an der Saône hinaufgehen, sich dann über die Côte d'or zu der Hochebene von Dijon wenden, von da nach Auxerre hinabsteigen; dies ist ein schönes Land, wo der Wein den Städter ernährt, wo alle Welt sich Bruder oder Vetter nennt, ein Land des Wohllebens und der Festlichkeiten. Dagegen muß man an den Vers:

„Les personnes d'esprit sont elles jamais laides?"

denken, wenn man von den berühmten Hügeln der Côte d'or spricht; denn, abgesehen von ihren Weinen, giebt es keinen häßlicheren Fleck, als diese Höhen. Nach Elie de Beaumont's System ist dieser Goldhügel eine der ersten aus unserer Erde hervorgehobenen Bergketten, als eben die Rinde zu erstarren anfing. Die Côte d'or ist nichts als ein kleines, ziemlich trockenes und häßliches Gebirge, aber man unterscheidet die Weinberge mit ihren Pfählen und trifft jeden Augenblick auf unsterbliche Namen, z. B. Chambertin, Clos-Vougeot, Romané, St. Georges, Nuits. Bei so vielem Ruhm gewöhnt man sich an die Côte d'or, an die Goldhügel, welche in der That manche Kiste mit einem Hügel von Gold gefüllt haben und noch füllen werden. General Bisson führte, als er noch Oberst war, sein Regiment zur Rheinarmee. Als er vor Clos-Vougeot vorbeikam, ließ er, wie man sich

erzählt, ſein Regiment in Front aufmarſchiren und die militäriſchen Honneurs machen, aus purem Reſpekt vor dem trefflichen Rebenſaft.

Burgund iſt derjenige Theil Frankreichs, wo es den Deutſchen gleichſam heimelt. Die Burgunder zogen gleich den Longobarden und Weſtfalen als Volk, nicht als Heer in die neue Heimath ein, ſie lagerten ſich in dichteren Haufen darin und verwiſchten ihren Charakter nicht ſo leicht unter den Eingeborenen, als dies den im Innern Frankreichs dünn geſäeten Franken begegnen mußte. Es weht hier im Ganzen ein ſtiller, freundlicher Lebensathem über die Lande hin, eine gewiſſe, von allem Lärm und aller Eitelkeit entfernte, verſtändige Milde der Menſchen, welche übrigens zu den talentvollſten, tapferſten und freiheitsliebendſten Franzoſen gezählt werden müſſen. Burgund iſt das Vaterland der Redner, der pomphaften und kirchlichen Beredtſamkeit; gerade aus dem am höchſten gelegenen Theile dieſer Provinz, der Gegend von Dijon und Monbar, die ſich nach der Seine hin erſtreckt, ſind die Stimmen, die am lauteſten wiederhallten, hervorgedrungen, die Stimmen des heiligen Bernhard, Boſſuet's und Buffon's. Aber das liebenswürdige Zartgefühl Burgunds tritt auf anderen Punkten, mit mehr Anmuth im Norden, mit mehr Glanz im Süden hervor: aus der Gegend von Semur iſt die gute Frau Chental und ihre Enkelin, die Frau von Sevigné, zu Macon iſt Lamartine geboren, zu Charolles Edgar Quinet. Die Beredtſamkeit von Burgund grenzt nahe an Rhetorik. Die üppige Schönheit der Frauen von Vermanton und Auxerre bezeichnet nicht ſchlecht den Charakter der Literatur: Fleiſch und Blut, zugleich aber auch Schwulſt und übertriebene Empfindſamkeit herrſchen hier vor. Man denke an Crébillon, Longepierre, Sedaine, Piron ꝛc.

Die Champagne war das Land der guten Mährchen, der kurzweiligen Erzählungen von dem edlen Ritter, von dem biedern und ſanftmüthigen Edelmann, von dem Herrn Pfarrer ꝛc. Das erzählende Talent, welches in der Champagne und in Flandern herrſcht, ergoß ſich in lange Gedichte und ſchöne Geſchichten. Das Verzeichniß der Romanzendichter beginnt mit Chretien de Troyes und Guyot de Provins. Die vornehmen Herren dieſes Landes beſchreiben ſelbſt ihre Thaten: Villehardouin, Joinville und der Cardinal von Retz haben uns ſelbſt die Geſchichte der Kreuzzüge und der Fronde berichtet. Die Champagne iſt gleichſam berufen zur Geſchichte und Satyre. Während Graf Thibauld ſeine Dichtungen auf den Mauern ſeines Palais zu Provins, umgeben von orientaliſchen Roſen, malen ließ, ſchrieben die Krämer von Troyes an ihren Waarentiſchen die allegoriſchen und ſatyriſchen Geſchichten von Reinhardt und Iſegrimm. Das beißendſte Spottgedicht, die Manippëiſche Satyre, verdankt die franzöſiſche Literatur zwei Gerichtsbeamten zu Troyes, Paſſerat und Pithou. In dieſer naiven und boshaften Champagne endet die von uns verfolgte lange Linie, die durch Languedoc, die Provence, Lyon und Burgund gebildet wird. In dieſer weinreichen und literariſchen Zone haben die Bewohner immer mehr an Klarheit und Mäßigkeit gewonnen: drei Grade haben wir hier unterſchieden, die Hitze und die geiſtige Trunkenheit des Südens, die burgundiſche Beredtſamkeit und

Rhetorik, und die Anmuth- und Ironie der Champagne. Es ist die letzte und lieblichste Frucht Frankreichs; auf diesen weißen Ebenen, an diesen trockenen Hügeln, reift der leichte, launenhaft bewegliche Wein des Nordens, der kaum am Boden haftend, unter der sorgsamen Hand der Menschen gedeiht und das wahre Getränk der Geselligkeit ist. Da gestaltete sich auch jene leichte, aber tiefe Erscheinung[1]), die zugleich ironisch und träumerisch ist, die die Ader der Fabeldichtung wieder auffand und für immer schloß.

Die Champagne hat, außer den genannten, noch mehrere große Männer in allen Fächern Frankreich gegeben, so Gerson, Mignard, Mabillon, Lafontaine. Colbert, Turenne, Diderot und Jeanne d'Arc, und zeichnet sich in der neueren Zeit durch die Erschaffung mehrerer gelehrten Gesellschaften aus, die das Wiedererstehen historischer Studien herbeigeführt haben. Die Akademie von Rheims, welche aus dem Jahre 1841 stammt, hat seit dieser Zeit eine große Zahl Bände und Memoiren herausgegeben und ihr Auftreten dadurch bezeichnet, daß sie die „Geschichte der Festung, Stadt und Universität Rheims" von dem Benediktiner Dom Marlot für eine Summe von 19,000 Frcs. drucken ließ. Man kannte bereits dies gelehrte Werk unter dem Titel: „Metropolensis Remensis historia", in zwei Foliobänden, aber der französische Text, den die Akademie von Rheims in vier Quartbänden herausgab, ist ohne allen Vergleich wichtiger. Dieselbe Akademie hat auch eine Uebersetzung Flodoard's bearbeitet und die Ausgabe aller Schriften über das Leben Gerbert's besorgt, worunter sich eine Anzahl bis jetzt unbekannter Urkunden, die in Rom aufbewahrt wurden, befinden. Gerbert, ein französischer Mönch und einer der größten Geister des Mittelalters, wurde bekanntlich, nachdem er Lehrer des Königs Robert gewesen war, Erzbischof von Rheims und starb im Jahre 1003 als Papst unter dem Namen Sylvester II.; ihm schreibt man eine der schönsten Erfindungen der menschlichen Industrie, die der Uhren mit gezahnten Rädern zu. Das Mittelalter, erstaunt über seinen Geist, hielt ihn für einen Zauberer, und gewiß muß Alles, was sich auf einen Mann von dieser Bedeutung bezieht, lebhaftes Interesse erwecken.

Rheims, eine gallische Stadt, ein römisches Municipium, eine stürmische und mächtige Gemeinde, Sitz eines Metropoliten, das alte Durocortorum, ist mit Recht stolz auf seine Vergangenheit, und zu allen Zeiten, selbst in der merovingischen Epoche, ist seine Geschichte eifrig studirt worden. Abgesehen von den älteren Werken hat die Stadt auch zu unserer Zeit und unter ihren eigenen Kindern arbeitsame Annalisten gehabt, wie L. Paris, Herausgeber der „Chronique de Rains", P. Varin, der in seiner Sammlung „nicht herausgegebener Urkunden" über die kirchliche, städtische, Rechts- und Gewerbsgeschichte die Archive benutzte und unermüdlich arbeitete, bis der Tod den jungen Mann dem Lehramte der Geschichte entriß. Ein nicht minder eifriger Arbeiter als Varin, Pr. Tarbé, hat nicht nur mit Macquart eine Monographie seiner Geburtsstadt herausgegeben, sondern auch von 1848 bis

[1]) „Je suis chose légère et vole à tout sujet." Lafontaine.

1851 in dreizehn Octavbänden die Dichter der Champagne vor dem 16. Jahrhundert, mit Notizen, Varianten, Wörterbuch. Indem Pr. Tarbé die Werke Wilhelms von Machault, Euſt. Deschamps, Chretien de Troyes, Godefr. de Laigny, Bertrand de Bar, Wilhelm Coquillart, von Thibault, Graf von Champagne und König von Navarra, und die der Liederdichter des 12. und 13. Jahrhunderts gab, hat er nicht nur der Geſchichte ſeiner Provinz, ſondern auch der der alten franzöſiſchen Literatur einen Dienſt erwieſen. In England kommen ſolche Sammlungen auf Koſten reicher Liebhaber heraus, in Frankreich aber, wo ſie dieſe mächtige Stütze nicht haben, werden ſie oft eine ſehr ſchwere Laſt für die, welche den Muth haben, ſie zu unternehmen.

Im Departement der Seine und Marne, welches urſprünglich einen Theil der Champagne ausmachte, dann aber zu Isle de France gehörte, iſt Provins vorzugsweiſe der Streit der hiſtoriſchen und archäologiſchen Polemik, und der Streit ſtammt ſchon aus alter Zeit. Caeſar ſpricht nämlich in ſeinen Commentaren von einer mächtigen Stadt des Landes der Sennonen, Agendicum, das ein galliſcher Häuptling, Namens Accon, tapfer gegen Labienus vertheidigte; von dem hartnäckigen Widerſtande, den er ſelbſt in dieſem kriegeriſchen Lande erfuhr, von der Grauſamkeit, mit welcher er, Caeſar, die Einwohner behandelte, und von dem Heldenmuthe des letzten galliſchen Häuptlings dieſes Landes, Drapes, der nach ſeiner Niederlage lieber den Hungertod ſtarb als in der Sklaverei leben wollte. Dieſe ruhmwürdigen Erinnerungen waren ſehr geeignet, die Lokaleitelkeit zu wecken, und ſomit ſtritten ſich Sens und Provins um die Ehre, das alte Agendicum zu ſein. Man begann mit der Etymologie des Wortes Agendicum, das man lächerlich genug ganz vom Reinrömiſchen ableiten wollte. Endlich im Jahre 1789 entſchied die Municipalität von Sens, ohne ſich um die etymologiſche Frage weiter zu kümmern, daß dieſe Stadt wirklich die tapfere, von Caeſar erwähnte Stadt ſei, nahm den Märtyrer der galliſchen Unabhängigkeit unter ihre Söhne auf und gab dem alten Kloſterplatz den Namen „Place Drapes“. Die Eigenliebe der Bewohner von Provins wurde dadurch ſtark angereizt; ſie erklärten ſich für Agendicier und zogen in's Feld, oder ſie begannen abermals einen Krieg, der ſchon in's 16. Jahrhundert hinaufreichte. Gegen das Jahr 1818 regte ein ehemaliger Conventionnel, Namens Opoix, den Streit nochmals auf, indem er zu beweiſen ſuchte, daß Agendicum und Provins eine und dieſelbe Stadt ſeien; ferner daß dieſe Stadt in einer gewiſſen, nicht mehr zu beſtimmenden Periode Anatilorum geheißen habe, was von Anas, die Ente, und Lorum, der Riemen, kommt, woraus hervorgeht, daß man hier ſehr gute Enten zog und vorzügliches Leder bereitete. Die Opoix'ſche Abhandlung, obwohl ohne einen Schein von hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit, machte in dem Departement der Seine und Marne großes Aufſehen, erlebte drei Auflagen und wurde ſehr warm von Mehreren unterſtützt, aber eben ſo warm angegriffen von Allou, dem damaligen Biſchof von Meaux, deſſen Abhandlung 1846 im „Bulletin de la société archéologique de Sens“ erſchien, ſowie von mehreren Anderen, namentlich einem gewiſſen Bourquelot. Es gab in dieſem gelehrten Turnei „viel ſchöne Waffenkünſte“ (moult belles

appertises d'armes), wie man im Mittelalter geſagt hätte, und die kräftigſten Stöße führte Bourquelot, der auf eine unwiderlegliche Weiſe in ſeiner „Histoire de Provins“ zeigte, daß dieſe Stadt eben ſo wenig das Agendicum Caeſar's, als das Anatilorum, der Entenriemen Opoix', ſei.

Die Champagne grenzt an Lothringen, wo der Deutſche bei jedem Schritt durch dieſes ehemalige Herzogthum durch die Art und das Weſen, auch durch die Geſtalten und Geſichter, durch die hohen langen Leiber und die vielen blonden und blauäugigen Menſchen, die ihm begegnen, an ſich ſelbſt und an ſein Land erinnert wird. Aus den nahen Grenzlanden des alten Frankengebietes, muß man natürlich annehmen, ſind die Franken in das eroberte Gallien dichter und häufiger hinübergezogen und haben ſich dort viel angeſiedelt; eine Entfernung auf zehn, fünfzehn Meilen von dem Mutterlande war kaum eine Entfernung. Alſo die großen ſtarken Leiber, der zum Theil gewaltige Bau der entſchloſſenen, kühnen Geſichter gehört entweder Abkömmlingen der Franken oder der alten Belgier, deren mächtigſte, ſtreitbarſte Völkerſchaften eben in oder an dem Ardennenwalde wohnten und an ſeinen Ausläufen, die ſich an der Moſel, Maas und Schelde erheben. Denn wer unternimmt es wohl, das Fränkiſche und Belgiſche hier und in den Moſel- und Maas-Landen jetzt noch ſcheiden und unterſcheiden zu wollen? Die franzöſiſchen Nordlande nun ſind von einem ſtarken, ernſten, heftigen und kriegeriſchen Volke bewohnt, einem rechten Kern der franzöſiſchen Heere, und welche gewaltiger als irgend ein anderer Theil Frankreichs die Ehre und Macht des Reichs und was der Franzoſe ſeine Unabhängigkeit und Freiheit nennt, darſtellen und empfinden. Man gehe, wenn man dies Gefühl recht ausprüfen will, von Troyes nach Metz, von Metz nach Rheims, von Rheims nach Arras und St. Omer, und man wird von zehn zu zehn Meilen an den Menſchen und ihren Sitten, Weiſen und Reden die gewaltige, leidenſchaftliche, auffahrende und hochfahrende Franzoſenart immer wachſend gewahren. Wie geſagt, es ſind dies tapfere, ernſte und ungeſtüme Menſchen, welche das Tüchtigſte, aber auch das Unliebenswürdigſte des Franzoſen in Frankreich darſtellen. Von der zierlichen Gewandtheit, Hübſchheit und Artigkeit, dem flatternden und ſprudelnden Eſprit des Volkes iſt hier kaum eine Spur, ſo wie auch die deutſche Offenheit und Treuherzigkeit hier keine Heimath hat. Man möchte ſagen: dieſes übrigens ſehr tüchtige, arbeitſame, kriegeriſche Volk habe manche deutſche Gebrechen über die Grenze getragen und von den geſelligen, freundlichen Eigenſchaften der Franzoſen ſich wenig gewinnen können. Das Volk hat hier häufig eine gewiſſe Plumpheit und Schwerfälligkeit, eine gewiſſe Strenge im Ausdruck und Ungefälligkeit und Rauhigkeit im Betragen, ja, ſogar manches Düſtere und Trübe, was der Bauer im Limburgiſchen, Luxemburgiſchen, Brabantiſchen nicht kennt. O, wie viel offener, leichter und liebenswürdiger iſt dagegen der auch ernſte Burgunder! Dieſe Nordfranzoſen, am meiſten Menſchen von unſerer Art, ſind gerade die Heftigen und Hoffärtigen, die, jetzt lange romaniſirt und verwälſcht, ſich einbilden, wir Deutſche müſſen uns glücklich preiſen, von ihnen erobert und beherrſcht zu werden.

Alles übrigens, was in Lothringen geſchieht, trägt einen ſtarken Stempel

von Lokalpatriotismus; die alte Individualität Lothringens zeigt ſich mit einer großen Energie, und aus dieſem Geſichtspunkte ſchenken wir einem Werkchen von G. de Dumaſt „Philoſophie der Geſchichte Lothringens" eine beſondere Aufmerkſamkeit. In dieſer für den wiſſenſchaftlichen Congreß in Nancy im Jahre 1850 geſchriebenen Broſchüre ſucht Dumaſt zu beweiſen, daß die Moſellaner Racen, d. h. die Bevölkerungen zwiſchen Rhein und Maas in der Entwickelung der modernen Civiliſation von der Vorſehung eine eigene Miſſion erhalten haben; nach ihm wurde hier im Königreich Auſtraſien der Bund der Kirche mit den jungen barbariſchen Eroberern geſchloſſen; die moſellaniſchen Völker ſind es, welche in Frankreich dem Strom des ſaraceniſchen Einbruchs Halt gebieten, die den heiligen Stuhl gegen die Longobarden vertheidigen. In dem geiſtigen Erwachen nach dem Jahre 1000 ziehen ſie an der Spitze der Chriſtenheit, und in allen entſcheidenden Epochen der franzöſiſchen Geſchichte bringen ſie zu den politiſchen und kriegeriſchen Kämpfen ein zahlreiches Contingent überlegener Männer. Gegen alle zerſtörende Elemente, gegen Albigenſer, Huſſiten und empörte Bauern zeigen ſie ſich als die unerſchrockenen Vertheidiger der Grundſätze, auf denen die menſchlichen Geſellſchaften beruhen, mit den Guiſen retten ſie die Nationaleinheit, mit ihnen halten ſie unter den Mauern von Metz den deutſchen Einfall auf und entreißen England die letzte Eroberung, die es noch auf dem franzöſiſchen Boden behalten hat; endlich ſind es Lothringen und Polen, Karl V. und Sobieski, welche im 14. und letzten Kreuzzug Europa retten, indem ſie die Türken unter den Mauern Wiens vernichten. Als enthuſiaſtiſcher Bewunderer der Vergangenheit nimmt Dumaſt die Theorie des Fortſchritts nur unter Bedingungen an, und, durch ſeinen Lokalpatriotismus geleitet, kommt er manchmal auf Uebertreibungen hinaus, die einer ſonſt achtungswerthen Arbeit, worin geiſtvolle Anſichten ſich finden, den Charakter der Unparteilichkeit und Genauigkeit nehmen, der einem hiſtoriſchen Werke nicht fehlen darf.

Die lothringiſche Theorie Dumaſt's wurde nachträglich von de Latour aufgenommen, entwickelt und bedeutend übertrieben. Während Dumaſt ſich noch auf hiſtoriſchem Boden hält, macht Latour die Geſchichte zur Magd der Politik, und die lothringiſche Nation wird eine Art Volk Gottes, das dem franzöſiſchen Skepticismus gegenüber beauftragt iſt, die katholiſche Tradition zu bewahren. Seiner Anſicht nach repräſentiren Heinrich IV., Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV. und Napoleon I. in der franzöſiſchen Nationalgeſchichte das rationaliſtiſche Syſtem, während die Lothringer und ihre Fürſten das religiöſe und wahrhaft liberale Syſtem repräſentiren. Richelieu, der gründlichſte und furchtbarſte Revolutionär Europa's nach Luther, hat, wie Letzterer, dem Papſtthum die härteſten Schläge verſetzt, weil er den Papſt erniedrigte, indem er den Kaiſer zu demüthigen ſuchte, während Lothringen, deſſen unverſöhnlicher Feind Richelieu war, ſtets thätig an der Befeſtigung des heiligen Stuhls arbeitete. Jetzt lebt noch der lothringiſche Geiſt in dem Hauſe Habsburg-Lothringen, dem natürlichen Schützer des Papſtthums, und das einzige Mittel, Europa von den Gefahren zu retten, mit dem es zugleich Revolutionäre und der ſchismatiſche und halbſocialiſtiſche Norden be-

drohen, liegt in der Befestigung einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich unter der moralischen Leitung des heiligen Stuhls. Latour, ein Bretagner von Geburt, hat sich sehr sympathisch der Geschichte Lothringens angeschlossen, weil er seiner Aufgabe zufolge eine tiefe Analogie zwischen dieser Geschichte und der seiner eigenen Provinz bemerkte. Seiner Angabe nach hat Frankreich, das unter der alten Monarchie gegen Lothringen und die Bretagne dieselbe Rolle spielte, wie Rußland gegen Polen, diese Länder gewaltsam erobert und unterdrückt; auf beiden Seiten ist der Glaube aufrichtig und tief, und wenn das revolutionäre Heidenthum je triumphiren sollte, so würde ein brüderlicher Ruf von den Küsten Armorica's an den Ufern der Maas wiederhallen und den lothringischen Völkern das Signal zum heiligen Krieg geben.

Wir erwähnten oben der Guisen, dieser Familie, die eine so große Reihe bekannter Männer unter ihren Gliedern zählt. Die Guisen haben zwar Alles versucht, nichts ist ihnen jedoch gelungen; sie waren tapfere Krieger, entbehrten jedoch dafür jedes andern Vorzugs. Kein Ehrgeiz war ihnen zu umfassend, sie erstrebten Reichthum, Macht, Herrschaft mit unermüdlicher Ausdauer; die Krone von Sicilien, wie die von Frankreich war das Ziel ihrer Wünsche, aber sie erlangten keine von beiden. Sie begannen damit, die Könige von Frankreich verdrängen zu wollen, und wurden endlich ihre ersten Diener. Obgleich die Umstände sie begünstigten, erreichten sie doch nie ihr Ziel, weil sie das Unmögliche wollten: sie wollten die legitime Monarchie vernichten, während ihre Zeit sie gerade zu kräftigen suchte. Die Guisen nährten deshalb den Bürgerkrieg, aber dieser verschlang endlich sie selbst. Etwas Ernstes ist es aber dennoch, was uns in so hohem Grade an die Guisen fesselt, nämlich ihre religiöse und politische Bedeutung. „Ohne die lothringischen Prinzen," sagt Mézeray, „wäre die alte Religion den neuen Secten gewichen." Diese Behauptung scheint uns nicht begründet; im Gegentheil, glauben wir, verdankt gerade der Protestantismus seine Ausbreitung in Frankreich der feindlichen und herausfordernden Politik der Guisen. Schwach bei seinem Entstehen, unterdrückt von Franz I. und Heinrich II., wenig angemessen den Sitten und Gewohnheiten der niederen Stände, wäre er vielleicht bald aus Mangel an Führern vernichtet worden, wenn ihm die Guisen nicht diese durch ihren Kampf gegen die Prinzen von Geblüt und den Kern des französischen Adels gegeben hätten. Die Geschichte zeigt, daß sie selbst sich die Gefahr geschaffen haben, welche sie nicht besiegen konnten; sie ließen bei ihrem Abtreten vom Schauplatz die Reformation mächtiger und fester zurück, als sie dieselbe vorgefunden hatten. A. B.

Miscellen.

Berlin. In Folge des siegreichen Feldzuges des vorigen Jahres wurde von der königlichen Regierung eine Concurrenz für ein oder mehrere Gemälde, die ihren Platz in der Nationalgallerie erhalten sollen, ausgeschrieben. Es wurden hierauf

hin am 1. April über 20 Skizzen eingeliefert und hat vor einigen Tagen die behufs Beurtheilung derſelben einberufene Commiſſion die Skizzen von Bleibtreu aus Berlin: „Reiterangriff bei Königgrätz" und von Sell aus Düſſeldorf: „Der König auf den Höhen von Lipa" zur Ausführung beſtimmt. Die Commiſſion beſteht aus den Directoren der Akademien von Düſſeldorf Bendemann, Königsberg Roſenfelder, Dresden Julius Hübner, Berlin in Vertretung Daege, den Malern Sohn aus Düſſeldorf, Steffeck aus Berlin und den Kunſtgelehrten Schnaaſe, Waagen und Oberbaurath Strack aus Berlin. Es iſt zu bedauern, daß die Skizzen nicht öffentlich ausgeſtellt waren, wenn auch nur, weil dieſe Skizzen, unter denen auch manche von kleinem Umfange waren, leicht zu Aufträgen von Privatperſonen oder Corporationen hätten führen können. — Die beiden Schlachtenbilder, welche in Folge des däniſchen Krieges für die Nationalgallerie zur Ausführung beſtimmt wurden, Camphauſen's „Nach der Erſtürmung der Düppeler Schanzen" und Bleibtreu's „Erſtürmung Alſens", ſind ihrer Vollendung nahe und werden binnen Kurzem zuſammen ausgeſtellt werden.

---

* [Creditnoth der Handwerker in Berlin.] Unter den Handwerkern in Berlin circulirt gegenwärtig eine an das Staats-Miniſterium gerichtete Petition um Abhilfe der Creditnoth der Handwerker. Es heißt darin u. a.: „Was die thatſächlichen Verhältniſſe anbelangt, ſo wird uns ein königl. Staatsminiſterium die Schilderung der Creditnoth und der daraus hervorgehenden Calamität, unter welcher in den letzten Monaten, ſeit der Bankdisconto auf 9½ pCt. geſtiegen und die Aufhebung der Wuchergeſetze erfolgt war, der Handwerkerſtand gelitten hat und noch heute leidet, erſparen; wir möchten nicht gern auf den Glanz, in welchem Preußen durch die glorreichen Siege ſeines Heeres und ſeine unvergleichliche auswärtige Politik ſtrahlt, einen Schatten werfen. Wir fürchten aber, daß die Lage des Handwerkerſtandes durch die von der Staatsregierung beabſichtigte dauernde Aufhebung der geſetzlichen Zinsbeſchränkungen noch eine viel unglücklichere werden würde, und haben uns grade mit Rückſicht auf dieſe Geſetzesvorlage veranlaßt geſehen, die Noth des Handwerkerſtandes einem hohen Staatsminiſterium an's Herz zu legen — ehe es zu ſpät iſt, ehe die Wunden, die die Creditnoth in Verbindung mit dem Wucher dem Handwerkerſtande ſchlagen, unheilbar geworden ſind. Wir haben nicht nur die Erfahrung trauriger Monate dafür aufzuweiſen, daß die Aufhebung der geſetzlichen Zinsbeſchränkungen die Creditnoth des Handwerkerſtandes auf den höchſtmöglichen Grad ſteigert, ſondern wir können uns ſogar jetzt auch auf das Zeugniß des Abgeordnetenhauſes dafür berufen, daß der Staat mit Aufhebung der geſetzlichen Zinsbeſchränkungen die Verpflichtung überkommen hat, die Errichtung von Bank-Inſtituten zu fördern. Erkennt das Abgeordnetenhaus in ſeiner betreffenden Reſolution dieſe Verpflichtung an, ſo muß es den Staat auch für verbunden erachten, wenn Bank-Inſtitute durch einfache Genehmigung nicht zu ſchaffen ſind, ſie durch poſitive Maßregeln ins Leben zu rufen. — Iſt ſomit auf Seiten des Handwerkerſtandes die bittere Noth offenkundig, und auf Seiten des Staats die Verpflichtung vorhanden, dieſer Noth abzuhelfen, ſo kann es nicht zweifelhaft ſein, daß nur baare Geldmittel, die der Staat aus ſeinen Fonds zur Begründung oder Unterſtützung von Handwerkerbanken flüſſig macht und herleiht, der immer mehr um ſich greifenden Calamität wirkſam entgegenarbeiten können. Wir beanſpruchen kein Geſchenk, da die Handwerkerbanken bei ſolider Leitung für das in ihnen angelegte Kapital nicht nur vollſtändige Sicherheit bieten, ſondern demſelben auch einen angemeſſenen Zins ſichern. Wir beanſpruchen auch für den Anfang keine allzuhohe Summe, damit die Regierung ſich vor Verwendung großer Kapitalien für dieſen Zweck erſt von der Nützlichkeit und der Rentabilität der Anlage vergewiſſern kann. Daß aber wenigſtens etwas geſchehe, darauf glauben wir um ſo zuverſichtlicher gerade jetzt rechnen zu dürfen, als die Staatsregierung bemüht iſt, alle Wunden, die der Krieg geſchlagen hat, zu heilen, und dieſelbe dabei auch des Handwerkerſtandes nicht vergeſſen wird, der, abgeſehen von den Tauſenden ſeiner Mitglieder, die auf den

Schlachtfeldern geblutet haben, Millionen durch die Geschäftsstockung verloren hat. Unseren neuen Mitunterthanen aus dem Handwerkerstande der einverleibten Provinzen könnte aber kein sichereres und willkommeneres Pfand für ihre Zukunft unter den Fittigen des preußischen Adlers gegeben werden, als der Beweis, daß die preußische Regierung fähig und bereit ist, den Wohlstand ihrer Unterthanen auch durch Gewährung materieller Mittel zu fördern."

---

* [Die theologischen Parteien.] Die Zeit, in der wir leben, ist eine Zeit großer Kämpfe. Auf politischem Gebiete ringen die Nationen, die in der Zerrissenheit ihrer einzelnen Stämme endlich mit Klarheit ihr Unglück gesehen, nach Consolidirung, auf socialem Gebiete tauchen gewaltige Bestrebungen nach Umgestaltung schwieriger und verwickelter Verhältnisse empor, auf wissenschaftlichem Gebiete werden die eifrigsten Anstrengungen fortgesetzt, denen wir den größten Theil unserer Lebenseinrichtungen seit dem Aufleben der Wissenschaften verdanken, und auf theologischem Boden erwachen und erheben sich wieder Kämpfe, die nicht nur äußerliche oder minder bedeutende, sondern die innersten Tendenzen der Kirche betreffen, denen wir einen Augenblick Aufmerksamkeit schenken müssen.

Die Kämpfe, in welche die Kirche der ersten Jahrhunderte eintrat, waren dogmatisch-esoterischer Art. Es galt den christlichen Lehrstoff, der unsystematisch in den Herzen der einzelnen Bekenner lebte, in festes dauerndes Gefüge zu bringen, die Grundlehren der christlichen Kirche dialektisch auszubauen, sie consequent auf den gegebenen Grundlagen weiterzuführen. Dies sind die Kämpfe, die an die Namen des Athanasius, Augustinus insbesondere sich anknüpfen. Auf dem kirchenpolitischen Gebiete sehen wir in dieser Zeit zugleich das Aufstreben des römischen Episcopats gegenüber den anderen Patriarchen des Morgen- und Abendlandes. Im Mittelalter ist der Lehrstoff in der Form, in die ihn die Kirchenhelden der früheren Jahrhunderte gegossen, erstarkt und fest geworden. Eigentlich Kämpfe im Innern hat die Kirche nicht. Die wenigen Reste von alten Häretikern werden ausgerottet, durch Daumschraubensyllogistik bekehrt. Hiergegen geht die Curie, die nun festen Boden gewonnen, in die Aggressive gegen die weltliche Macht über und gewinnt Triumph über Triumph. Endlich bricht die Reformation in wiederholten Stößen in Italien, England, Böhmen, zuletzt in Sachsen und der Schweiz durch und zeigt der Welt, daß Rom doch verwundbar ist. Die Kämpfe des Protestantismus und Katholicismus sind aber immer noch esoterische. Erstere behalten einen großen gemeinsamen Boden mit letzteren; nur in einigen freilich höchst wichtigen dogmatischen Sätzen treten sie auseinander. Der Protestantismus sucht sich nun wieder, wie die altkatholische Kirche, durch dogmatische Systematik festzustellen, und eine Reihe von Kämpfen bricht wieder innerhalb desselben aus, während der Katholicismus in den Jesuiten höchst gewandte und gefürchtete Kämpfer gegen die neuen Ketzer aufstellt. Die Kluft wird nun von Tag zu Tag deutlicher, und weiter die Versöhnungsversuche seltener. In Deutschland, das wir vorzugsweise im Auge haben, tritt der preußische König als Schirmarzt der protestantischen Kirche auf, und Preußen wird das Herz des Protestantismus. Ihm gehören zugleich jene Versuche an, die centrifugalen Parteien der Calvinisten und Lutheraner durch das Band des Friedens zu vereinen und zu versöhnen, deren wichtigster unter dem König Friedrich Wilhelm III. gelungen ist, und deren letzter im evangelischen Bunde unter Friedrich Wilhelm IV. eingeleitet wurde. Die Auspicien versprachen guten Erfolg. Indeß erhob sich bald ein großer Kampf um die Union, der in neuester Zeit wieder mit erneueter Heftigkeit auszubrechen scheint. Die Lutheraner (in Schlesien unter Huschke und Scheibel) erhoben sich, weil sie in der Union eine einseitig calvinische Tendenz in der Union verfolgt sehen wollten und überhaupt die Calvinisten schon zu Luthers Zeit mit scheelem Auge angesehen hatten. Hengstenberg erkannte selbst zuerst auch die hohe Bedeutung des Unionswerkes für die protestantische Kirche an, bis er sich in neuester Zeit von ihr abgewandt hat. Eben so stehen die lutherischen Theologen

Mecklenburgs, Hannovers, Erlangens ſtreng der Union entgegen, von denen viele ſogar die Abendmahlgemeinſchaft mit unioniſtiſch Geſinnten von ſich weiſen. So traurig und herzzerreißend dieſe trübſeligen Zuſtände im Innern der Kirche ſind, ſo iſt das Bild, das wir von den äußeren Gefahren noch entrollen müſſen, noch viel trauriger. Die Zahl der verſteckten und offenen Angriffe gegen die Kirche von Außen iſt größer als in den Zeiten, da der Rationalismus in Deutſchland in voller Blüthe ſtand. Ein Hauptſtoß wird gegen die Kirche ausgeführt von der Philoſophie. Der Kantiſche Kriticismus ſuchte die Unmöglichkeit einer Metaphyſik, alſo auch einer chriſtlichen Glaubenslehre auf erkenntnißtheoretiſchem Wege zu erweiſen. Er beſchränkte die Zahl der Glaubensſätze auf die drei: Gott, Freiheit und Unſterblichkeit, und begrub die Glaubenslehre in der Moral. Ihm folgte die Zeit des ſogenannten Rationalismus, der in neueſter Zeit ſich wieder zu verjüngen verſucht. Der kantiſchen Philoſophie unmittelbar entſpringend, ſtellte ſich der Fichte'ſche Idealismus auf, der alles nur als Projektion des Ichs anſah und den Gottesbegriff in den einer göttlichen Weltordnung abdampfen ließ. Beiden Philoſophen gleich fremd wie dem Chriſtenthume erfand Jacobi im Gefühl das alleinige Surrogat für Religion und Philoſophie. Da trat Schelling in die Arena und ſtellte in hochpoetiſcher, metaphoriſcher Weiſe das Kartenhaus ſeiner Identitätsphiloſophie auf, das er ſpäter mit Herübernahme chriſtlicher und kirchlicher Ausdrücke und Worte als endlich gefundene Löſung kirchlicher Dogmatik ausgab. In ſeine Fußtapfen trat Hegel und erklärte das Denken als die Evolution des Seins. Merkwürdigerweiſe banden ſich in ſeiner Philoſophie die Gegenſätze des Chriſtlichen und Antichriſtlichen zuſammen. Die eine Seite ſeiner Schule in Daub, Marheineke, Goſchel ſuchte und fand durch ſeine Logik hindurch den Weg in die Kirche, die andere unter Strauß, Bauer und Baur bediente ſich ſeiner Logik als die Urkunden des Chriſtenthums zerſetzender Säure. Jeder dieſer Philoſophen hat zu ſeiner Zeit eine hohe Bedeutung für die Bildung theologiſcher Parteien gehabt. Neben der Philoſophie aber hat auch der ſogenannte „geſunde Menſchenverſtand" wieder als parteibildende Macht ſich Geltung zu machen geſucht in den Beſtrebungen der freien Gemeinden, die eine wahre Flechte an dem Organismus unſeres kirchlichen Lebens ſind. So ſtürmen die Philoſophie in geordneter und feſter Phalanx und der Bauernverſtand in aufgelöſten Reihen gegen die Feſte der Kirche. Und in der Feſte ſelbſt iſt unter den Befehlshabern Streit und Uneinigkeit. Die einen ſuchen allein in der Feſthaltung des ultramontanen und confeſſionell-lutheriſchen oder calviniſchen Princips Rettung und Heil, die anderen ſuchen wohl zu vermitteln mit den befreundeten und verwandten Richtungen der Kirche und des Lebens, aber finden nicht recht Grund und Boden, die andern aber werfen die alten Ordnungen und Glaubensſätze der Kirche getroſt über Bord und geben ſie freiwillig Preis, indem ſie an dem Gegebenen Mängel aufzufinden glauben, zeitgemäße Aenderungen, Remeduren und Palliativmittel in Vorſchlag bringen, die andern endlich haben im Herzen vollſtändig mit der Kirche gebrochen, gebrauchen aber äußerlich die kirchliche und chriſtliche Terminologie und Anſchauungsweiſe, da „ihr Widerſtand doch nichts helfe und ſich akkomodiren füglich das leichteſte und bequemſte ſei." Alle dieſe Schattirungen ziehen ſich durch die theologiſche Welt hindurch und Angeſichts der von außen drängenden Mächte iſt die Furcht für die Burg der Kirche bei vielen eine gerechtfertigte. Möge doch endlich die Zeit kommen, wo die rabies theologorum, einem ruhigen und ireniſchen Geiſte Platz macht. Wohl kommt nur durch den Kampf, durch die Polemik ein großer Theil der Wahrheit zum Durchbruche und zur Geltung, aber man ſollte doch mehr den Geiſt der Liebe walten laſſen auch in dieſen Kämpfen, wie Auguſtin will: in dubiis caritas!

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Die so viel geschmähte Diplomatie hat es — endlich doch gut gemacht; sie hat, wie Marquis de Moustier, selbst ihr angehörig, dieser Tage im gesetzgebenden Körper Frankreichs sagte: „Anstatt den Krieg zu schaffen und sich darauf zu beschränken, dessen Resultat zu sanctioniren — den Krieg verhindert und Europa die Wohlthaten des Friedens erhalten."

Die Londoner Conferenz hat in der That durch Abschluß des Vertrages vom 11. d. Mts. ein großes Werk vollbracht in überraschend kurzer Zeit. Die Zeit drängte und Preußen, von fortgesetzten Rüstungen Frankreichs bedroht, durfte die Zeit nicht länger unnütz verstreichen lassen; es drängte auf rasche Entscheidung nach Seite der Verständigung oder des Krieges — und die Verständigung ward gefunden.

Wie es scheint, ist alle Welt mit ihr zufrieden: zuvörderst England, welches durch den Mund Lord Derby's und Lord Stanley's in beiden Häusern des Parlaments seine Befriedigung über das zu Stande gebrachte Werk ausgesprochen hat; sodann Frankreich, wie die Erklärung des Marquis de Moustier beweist, und hoffentlich auch Deutschland und Preußen, obwohl ihnen der Friede nicht ohne Opfer zu Theil ward. Aber Opfer mußten von beiden Seiten gebracht werden, sonst konnte ein Compromiß nicht zu Stande kommen.

Was Frankreich betrifft, so feiert es allerdings einen kleinen Triumph. „Die verdammten Verträge von 1815" haben ein neues Loch bekommen; Luxemburg mit seiner preußischen Besatzung hört auf ein Stachel im Fleische Frankreichs zu sein, oder wie Marquis de Moustier sagt: „Der Vertrag bringt eine Situation zum Abschluß, welche man uns gegenüber in schlimmen Zeiten geschaffen und seit 50 Jahren aufrecht erhalten hat." Das Opfer, welches Frankreich dagegen brachte, war der Verzicht auf eine käufliche oder anderweitige Erwerbung des Großherzogthums; dieses ist durch seine unter Garantie der Großmächte gestellte Neutralisirung französischen Reunionsgelüsten fortan entzogen.

Frankreich bringt dies Opfer mit Grazie, es macht aus der Noth eine Tugend und läßt durch den Mund seines auswärtigen Ministers erklären, daß der Vertrag „nicht nur die Ursachen eines drohenden Conflicts beseitige, sondern auch ein neues Pfand für die Befestigung der guten Beziehungen zu unseren (Frankreichs) Nachbarn und für den Frieden Europa's gewähre."

Es liegt eine gewisse Selbstironie in dieser Erklärung des edlen Marquis,

an welche er ſelbſt natürlich nicht gedacht hat, die uns aber nichts deſto weniger ein behagliches Lächeln ablockt. Frankreich muß ſich den Appetit auf Luxemburg vergehen laſſen und es ſagt: gratias, indem es ſich den Mund abtrocknet.

Freilich, wenn man dem Marquis de Mouſtier glauben will, ſo war es Frankreich gar nicht um das Stückchen Land zu thun; jede Combination war ihm recht, welche ihm die Preußen vom Halſe ſchaffte, deren militäriſche Poſition in Luxemburg dem geängſteten Frankreich gegenüber eine offenſive war.

Frankreich iſt alſo in Beſorgniß vor preußiſchen Angriffen! Iſt dieſes Zugeſtändniß ein offenherziges, oder nur ein diplomatiſcher Vorwand zur Motivirung einer ſonſt unzuläſſigen Prätenſion? Jedenfalls ſcheint die Beſorgniß in Frankreich allgemein getheilt zu werden, und ſelbſt diejenige Preſſe, welche das Kriegsgeſchrei nicht auf Befehl oder im Intereſſe gewiſſer Parteizwecke erhoben und unterhalten hat, geht von der Anſchauung aus, daß durch die Machtſtellung, welche Preußen ſich in Folge des Krieges von 1866 erworben hat, eine Gefahr für Frankreich erwachſen iſt. „Durch die Erhebung Preußens — ſo drückt man dieſes Gefühl franzöſiſchen Unbehagens aus — iſt das Gleichgewicht Europa's erſchüttert worden."

Und ſelbſt das ſo beſonnene „Journal des Debats" geht auf ſolche Anſchauungen ein. Es ſchreibt z. B. unterm 11. d. Mts.: „Wir verhehlen uns nicht, daß ſich urplötzlich eine große Veränderung im Gleichgewichte der europäiſchen Mächte eingeſtellt hat, und daß die Frage der Rivalität und Suprematie auf dem Continente zwiſchen Frankreich und Preußen — vielleicht kann man auch ſagen: und Deutſchland — geſtellt iſt. Aber dieſe hiſtoriſchen und philoſophiſchen Fragen, dieſe Fragen geiſtiger Natur, reifen langſam; ſie brauchen viel Zeit und werden nicht in einer Schlacht gelöſt, noch durch den Beſitz einer Feſtung entſchieden. Die Nebenbuhlerſchaft zwiſchen Preußen und Oeſterreich wegen der Suprematie in Deutſchland nahm ein ganzes halbes Jahrhundert in Anſpruch, und die zwiſchen Frankreich und Deutſchland wegen der Suprematie in Europa fängt erſt an, oder vielmehr, ſie fängt erſt wieder an. Noch läßt ſich hoffen, daß dieſe große Rivalität die Geſtalt des modernen Geiſtes annehmen, daß ſie den Einfluß einer humaneren Civiliſation erfahren und daß ſie andere Manifeſtationen finden werde als den Krieg, das Blutvergießen und die Vernichtung der Arbeit."

Bei ſolcher Auffaſſung der gegenſeitigen Verhältniſſe möchte es freilich ſchwer fallen, an eine lange Dauer des gegenwärtig feſtgeſtellten Friedenswerkes zu glauben; indeſſen der Glaube an einen ewigen Frieden findet wohl überhaupt noch wenig Bekenner, denn es hat ſich bisher noch keine Bürgſchaft finden laſſen, welche denſelben für alle Zeit außer Frage ſtellte.

Nun, die Gegenwart gehört uns, und obwohl eine weiſe Staatskunſt bei ihren Schöpfungen auch die Zukunft in ihre Berechnung ziehen ſoll, ſo darf die Genugthuung, welche wir bei der in London gefundenen Verſtändigung empfinden, doch nicht durch Abwägung künftiger Möglichkeiten getrübt werden, zumal doch zugegeben werden muß, daß nicht blos der augenblickliche Conflict aus dem Wege geräumt worden iſt.

Mögen die Franzoſen Recht haben in ihrer Auffaſſung der Bedeutung Luxemburg's oder nicht — wir ſagen: ſie haben nicht recht; denn Deutſchland wird nie ein erobernder Staat werden, und die Feſtung Luxemburg in den Händen Preußens würde immer nur ein Vertheidigungs-Bollwerk gegen Frankreich geblieben ſein; aber mögen ſie recht haben: ſo iſt durch die Neutraliſirung Luxemburg's ein Gegenſtand ihrer Beſchwerde und darum ein Motiv feindſeliger Anſtrengungen beſeitigt worden, ohne daß dadurch den deutſchen Intereſſen ein allzu großes Opfer zugemuthet worden iſt. Der Erſatz liegt eben in der Neutraliſation des Großherzogthums, welche zum Schutz der deutſchen Grenzen an die Stelle einer früher zu gleichen Zwecken herbeigeführten militäriſchen Poſition getreten iſt.

Das iſt ein bleibender Gewinn im Intereſſe des Friedens. Er wird beſtärkt dadurch, daß Luxemburg, obwohl politiſch von Deutſchland losgeriſſen, doch mit allen Fäden des materiellen Intereſſes demſelben verbunden bleibt und in dieſen Intereſſen ein Gegengewicht finden wird gegen die Reizungen, welche es ſonſt verlocken könnten, nach Frankreich hin zu gravitiren.

Wir haben hier die Frage wegen Erhaltung der Zolleinigung Luxemburg's mit Deutſchland im Auge, welche in den Sitzungen der Conferenz am 10. und 11. d. M. zur Sprache kam. Hr. v. Tornaco, der Bevollmächtigte Luxemburgs, brachte dieſe Sache zur Sprache und verlangte zu wiſſen, ob die Neutraliſation Luxemburgs dieſes nöthigen werde, aus dem Zollverein auszutreten, indem er zugleich auf die Nachtheile aufmerkſam machte, die mit einem ſolchen Austritte für Luxemburg entſtehen müßten, deſſen ganzer Handel, deſſen ganze Induſtrie in Ausſicht auf den deutſchen Markt organiſirt wäre und mit dem Verluſt deſſelben einen tödtlichen Schlag erleiden würde. Nach einer eingehenden Diskuſſion, ſo wird berichtet, einigte ſich die Conferenz ſchließlich dahin, daß das Großherzogthum, auch nachdem es neutraliſirt iſt, fortfahren könne, zum Zollverein zu gehören, ohne daß es nöthig ſei, hierüber in dem Vertrage etwas feſtzuſetzen.

Durch dieſe Anerkennung einer fortzuſetzenden materiellen Gemeinſchaft, welche ja niemals ohne moraliſche oder politiſche Rückwirkung bleibt, wird jedenfalls der Schmerz gemildert, ein ehemals deutſches Land aus deutſchem Staatsverbande ausſcheiden zu ſehen.

Dieſer Schmerz findet aber noch zwei ſehr erhebliche Linderungsgründe. Einmal führt uns gerade der Anlaß des gegenwärtig erledigten Conflicts und die von Frankreich ſelbſt zugeſtandenen Motive zu der Ueberzeugung, daß in der veränderten Lage der Dinge in Deutſchland, in der Stellung, welche Preußen an der Spitze Norddeutſchlands gefunden hat, in der Concentrirung der deutſchen Streitkräfte das Mittel gefunden iſt, den Prätenſionen Frankreichs gegenüber wirkſam entgegentreten zu können; wir finden in den Beſorgniſſen Frankreichs über mögliche Ausſchreitungen Preußens, ſo ungerechtfertigt ſie auch erſcheinen möchten, doch das Bekenntniß, daß Frankreich ſich nicht mehr in dem Gefühl der politiſchen Actionsfreiheit weiß, die ihm bisher geſtattete, politiſche Fragen vom Zaune zu brechen.

Sodann aber iſt unſeren ſüddeutſchen Brüdern in Folge der Verwickelung,

welche über Deutschland hereinzubrechen drohte, doch das Bewußtsein ihrer Hilflosigkeit sehr nahe gebracht worden und hat in ihnen das Verlangen einer innigeren Verbindung mit Norddeutschland sehr lebendig gemacht. Ein Belag dafür ist die von Karlsruhe ergangene Erklärung mehrerer Landtagsmitglieder, welche aus den jüngsten Vorgängen die Dringlichkeit des Eintritts der süddeutschen Staaten in den norddeutschen Bund motivirten.

„Wenn wir auch mit dem Königreich Preußen — so schließt diese Erklärung — bereits durch ein Schutz- und Trutzbündniß verbunden sind und der vertragsmäßige Oberbefehl des Königs von Preußen auch über die süddeutschen Truppen unser Zusammenwirken mit dem Norden sichert, so wird die volle und freudige Zuversicht doch erst durch eine durchgebildete organische Einigung mit der norddeutschen Armee gewonnen werden. In dieser militärischen Einigung erkennen wir die sicherste Garantie für die Fortdauer des Friedens."

„Das geeinigte Deutschland — bedroht Niemanden und hat Niemanden zu fürchten. Die Ueberzeugung, daß von einem Kriege zwischen den beiden großen und gebildeten Völkern nur schweres Unglück für beide und für keines von beiden ein dauernder Gewinn zu erwarten ist, daß dagegen alle Fortschritte in Wohlstand und Gesittung durch den Frieden bedingt sind, wird durch die vollendete Thatsache der deutschen Einigung befestigt und am besten vor allen gefährlichen Zweifeln bewahrt werden. Aus diesen Gründen halten wir den unverzüglichen Eintritt der süddeutschen Staaten und insbesondere des Großherzogthums Baden in den norddeutschen Bund für dringend geboten und hoffen, daß die großherzogliche Regierung ihre ganze Thätigkeit zur Erreichung dieses nationalen Zieles auch ferner anstrengen werde."

Solche Stimmen sind die erfreulichsten Widerlegungen der Vorhersagungen eines Jacoby, Löwe u. A., welche uns auf dem letzten Landtage mit einer heranbrechenden Kriegs-Aera bange machen wollten. Das zum Bewußtsein seiner Kraft erwachte und seine Widerstandskraft sammelnde Deutschland ist die sicherste Bürgschaft des europäischen Friedens, und wenn die Befriedigung mit dem Werke der Londoner Conferenz keine ganz vollständige ist, weil doch ehemals deutsches Land von Deutschland getrennt wird, so dürfen wir uns doch wohl jetzt mit voller Zuversicht sagen: es ist das letzte Mal, daß Deutschland ein solches Opfer gebracht hat.

Aus den Plata-Staaten.

Seit einer Reihe von Monaten habe ich nicht mehr über den Fortgang des Krieges zwischen Paraguay und der Allianz berichtet. Es ist dieser Krieg in eine Art trojanische Belagerung ausgeartet, und ich hätte über diesen Krieg berichtend immer nur wiederholen können von zwar sehr blutigen und doch für die Entscheidung dieser Frage ganz erfolglosen Aktionen, von der helden-

müthigen Tapferkeit des kleinen Paraguay gegenüber einer ungeheuren Uebermacht, und von der zähen Ausdauer seines Herrschers trotz der großen Noth, in welcher er sich heute befinden muß, seit nun bald drei Jahren vollständig abgeschlossen von der gesammten übrigen Welt.

Aber es waren auch noch ganz specielle Rücksichten, welche mich abgehalten, häufiger als es geschehen, auf diesen Krieg zurückzukommen, ein Krieg, welcher die Hohlheit der Civilisation dieser Länder, auf die sie doch so stolz sind, recht bloßlegt. Es fehlt nämlich selbst hier in der relativen Nachbarschaft des Kriegsschauplatzes alle zuverlässige Kunde über die Lage der Dinge auf dem Kriegsschauplatze, über die relative Stärke der gegen einander kämpfenden Heere, über die Lage des Landes und des Heeres von Paraguay, ob es, wie ich nach den übermäßigen Anstrengungen, die es gemacht hat, vermuthe, zum Zusammenbrechen erschöpft ist, oder ob es in der Lage ist, noch längere Zeit sich halten zu können einer so gewaltigen Uebermacht gegenüber.

Es fehlt an aller zuverlässigen Kunde über diese Fragen, aber keineswegs an voluminösen Zeitungs-Mittheilungen. Denn die zahlreichen, fast bettlakenartig großen Zeitungen, welche Tag für Tag in Buenos-Ayres, Montevideo und anderen Städten der Plataländer erscheinen, sind zum großen Theile angefüllt mit Berichten über den Krieg zwischen der Allianz und Paraguay und über Alles, was mit diesem Kriege zusammenhängt. Gerade diese Berichte der hierländischen Tagespresse erschweren aber viel mehr, als daß sie befördern, einen klaren Einblick in das Verhältniß der Sachlage. Seitdem in der argentinischen und orientalischen Republik die ultra-radikalen Parteien zur Herrschaft gelangt sind, hat in diesen Ländern die Preßfreiheit factisch ein Ende genommen. Die turbulente Minorität, die jetzt am Ruder ist, hat trotz ihrer angeblichen liberalen Principien, die sie stets im Munde führt, es vortrefflich verstanden, die schwerfällige conservative Majorität in Banden zu legen und wo es nöthig ist zu terrorisiren. Der in der argentinischen Republik seit dem Kriege mit Paraguay bestehende Belagerungs-Zustand gewährt der dortigen Regierung ein bequemes Mittel, unabhängige Preßorgane oder gar Organe der Gegenpartei an ihrem Erscheinen zu verhindern, oder wenn sie den Versuch machen zu erscheinen, unter diesem oder jenem Vorwande bald zu unterdrücken. Und in dem orientalischen Freistaate, wo der glückliche Revolutionär, General Flores, an der Spitze der Regierung sich befindet als vollständig unbeschränkter Dictator, ohne Legislative und andere Behinderungen, absolut herrschend, bedarf es gar nicht einmal der Form des Belagerungs-Zustandes, um ohne alle Rücksicht auf irgend welche Form dafür zu sorgen, daß nur eine im Sinne der gegenwärtigen Revolutions-Regierung gestimmte Presse existirt. Macht eine unabhängige Zeitung einmal einen Versuch zu erscheinen, so versammelt sich nach ein Paar Tagen der Pöbel nächtlich vor dem Redaktions-Lokale und macht durch Zertrümmerung der Pressen ꝛc. ihrem Bestehen einen kurzen Prozeß, angeführt, wie allgemein behauptet wird, von als Civil verkleideten Polizei-Beamten.

Da nun zur Zeit so gut wie gar keine unabhängige Presse, oder gar

eine Presse der nicht am Ruder befindlichen Parteien existirt, so ist das Publikum für die Nachrichten auf dem Kriegsschauplatze lediglich auf die Presse der am Ruder befindlichen Parteien angewiesen. Diese ist aber — ich kann keinen anderen Ausdruck finden, welcher das Verhältniß bezeichnet — so durch und durch lügenhaft, so rücksichtslos im Erfinden und Verschweigen, daß ihre Mittheilungen von denjenigen, die von der Lage des Krieges sich informiren wollen, mit der allergrößten Vorsicht aufgenommen werden müssen. Dazu kommt noch der Umstand, daß bei den geordneten Regierungs-Verhältnissen in dem Freistaate Paraguay und bei der Disciplin, die in dem paraguay'schen Heere herrscht, paraguayscher Seits dafür vortrefflich gesorgt zu werden scheint, daß aus dem fast hermetisch geschlossenen Lande keine Kunde herauskommt, welche eben nicht hinauskommen soll. Es ist ferner hier nicht außer Augen zu lassen, daß, wie allgemein behauptet wird, Brasilien eine große Zahl von Zeitungen im Platalande gewonnen hat, durchaus im brasilischen Interesse zu schreiben. Man behauptet dies selbst in Bezug einer der angesehensten Zeitungen des Platalandes, der in Buenos-Ayres erscheinenden englischen Zeitung „The Standard". Die einzigen Zeitungen, die eine rühmliche Ausnahme in dieser Corruption machen, sind ein in Buenos-Ayres erscheinendes französisches Blatt „Le Courier de Plata" und ganz vorzugsweise die kleine in Buenos-Ayres erscheinende „Deutsche Zeitung". Dieses letztere Blatt hat alle die vergangenen Monate hindurch zwar nur ganz kurze, aber vortrefflich orientirende und sehr objectiv gehaltene Berichte über die politische Lage der Dinge am La Plata gebracht, so daß diejenige Presse Deutschlands, welcher daran gelegen, ihren Lesern eine richtige Anschauung der Dinge am La Plata zu geben, eine vorzügliche Quelle besitzt in den letzten monatlichen Mittheilungen der „Deutschen Zeitung" in Buenos-Ayres.

Es möge mir bei dieser Gelegenheit gestattet sein, einen Blick zu werfen auch auf die für spätere Geschichtsforscher sehr werthvollen Original-Correspondenzen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" aus den Plata-Ländern. Wie ich die Plata-Länder aus vieljähriger Erfahrung kenne, glaube ich, daß jeder rechtliche und unbefangene Mann diejenigen Sympathien theilen muß, welche jene Correspondenzen für Paraguay athmen, und jede edle und männliche Natur wird mit ihren Sympathien auf der Seite jenes kleinen tapferen, todesmuthigen, unverdorbenen Völkchens und jenes geordneten kleinen Staatswesens stehen, welches auszurotten und von Grund aus zu zerstören der größte, mächtigste und reichste Theil des südamerikanischen Continentes sich verbunden hat und doch trotz außerordentlicher bald dreijähriger Anstrengung bislang nicht vermag. Es wird jeden edlen, wahrheitsliebenden Sinn mit Ekel erfüllen jene Lügenhaftigkeit der leitenden Elemente der Allianz, welche, während sie vorgeben, Paraguay dem Handel zu eröffnen, dieses vor dem Kriege dem Handel der Welt nach allen Richtungen hin offenstehende Land seit Jahren hermetisch dem Handel der Welt verschlossen halten, so daß seit drei Jahren die in Paraguay lebenden Europäer durch die Alliirten von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen und wie in einem Gefängnisse befindlich sind, welche, während sie vorgeben, das Land Paraguay zu

befreien, in Wirklichkeit auf die Eroberung eines Thales des Landes und die Anarchisirung des anderen Theiles ausgehen, welche einen der hoffnungsvollsten und tüchtigsten Stämme Spanisch-Amerikas, wahrscheinlich den besten des ganzen Spanisch-Amerika, ausrotten und ein Land gründlich zerstören, das durch geordnete Regierungs-Verhältnisse sich auszeichnete, wo der Frieden ohne Unterbrechung blühte und dessen Einwohner trotz der patriarchalisch-despotischen Regierungsform so glücklich lebten, wie gewiß ganz wenige Völker in der Welt. Aber die gedachten Correspondenzen in der „Nordd. Allgem. Zeitung" haben meiner Ansicht nach den Fehler, daß sie, wenn der Autor Schlüsse zieht aus seinen Mittheilungen, er zu Resultaten kommt, welche meiner Ansicht nach zu günstig sind für die Lage Paraguay's und zu ungünstig für die Lage der Alliirten.

Bei dem Ausbruche des Krieges war es die allergrößte Wahrscheinlichkeit, daß Paraguay einer so unverhältnißmäßigen Uebermacht, was Zahl der Truppen, was Zahl und Tüchtigkeit der Führer, was andere strategische Hülfsmittel, was namentlich Geld, günstige Lage der betreffenden Länder u. s. w. anlangt, bald unterliegen müsse. Durch meinen langjährigen Aufenthalt in Südamerika, durch meine amtliche Stellung, welche mich mit den drei Regierungen der Plata-Länder in ununterbrochen amtlichem Verkehre erhält und dadurch, daß ich keine Mühe gescheut habe, durch Pferde-Reisen in die Kreuz und Quere eine persönliche Anschauung der Dinge an Ort und Stelle mir zu verschaffen, habe ich Gelegenheit gehabt, die Plata-Länder gründlich kennen zu lernen und ich glaube, daß es unter den vielen Tausenden von Europäern, welche am La Plata leben, keinen Anderen giebt, der in der Lage gewesen, sich einen so gründlichen Einblick in die Gesammtheit aller Verhältnisse zu verschaffen. Aber trotz einer sehr erklärlichen Sympathie für jenes von der Natur in so vielfacher Richtung gesegnete Land, für jenes köstliche unverdorbene Völkchen, das fern von der modernen Civilisation in alttestamentlicher Weise beneidenswerth glücklich lebte, bedürfnißlos, was die materiellen Genüsse der heutigen Civilisation anlangt, und doch in seiner Armuth reich, auf eigenem Landbesitz wohnend in geräumigen freundlichen Häusern, auf dem zugehörigen Acker Alles findend und bauend, was es bedurfte; Korn Zucker, Baumwolle u. s. w., mit Wiesen für die Küche, welche Milch und Butter gaben, und Weide für das oder die Pferde, um nicht zu Fuß zu gehen, sondern zu reiten, trotz einer sehr natürlichen Sympathie für das Volk und die Regierung grade dieser Plata-Republik, wo ich für Preußens König, Regierung und Volk immer Bewunderung und Hochachtung gefunden und thatsächliche Beweise der Achtung und Zuneigung für meine Regierung erfahren hatte, während die Presse der beiden anderen Plata-Länder häufig von Schmähungen mazzinischen Genres gegen die Preußische Regierung angefüllt war, hatte ich von Anfang des Krieges an bis heute wenig, fast gar keine Hoffnung für eine Erhaltung Paraguay's. Nach meiner ganz speciellen Kunde der Verhältnisse glaubte ich den wenn auch langsamen, doch definitiven Sieg der Allianz sicher. Und wie ich um Mitte 1864, wo ich in Paraguay, bevor der Krieg ausgebrochen, mich aufhielt, gethan habe,

was in meinen Kräften ſtand, dem Präſidenten abzureden von dem Beginne dieſes Krieges, ihn aufmerkſam machend auf die von ihm meiner Anſicht nach unterſchätzte Macht Braſiliens, ſo habe ich nach Ausbruch des Krieges von Anfang an bis heute mir keine Hoffnung gemacht für Paraguay und auch heute noch habe ich die Anſicht, daß ganz unverhoffte Conſtellationen eintreten müſſen, wenn Paraguay nicht zu Grunde gehen ſoll.

Außer dem Dunkel, welches über den Verhältniſſen am Kriegsſchauplatze ruht, iſt es aber noch ein anderer Grund, weshalb ich in letzter Zeit wenig über dieſen Krieg berichtet habe. Ein ſehr bewegtes Leben hat doch in mir noch nicht zu ertödten vermocht ein lebendiges Mitgefühl für die Leiden meiner Mitmenſchen: die Anſchauung des durch dieſen kopfloſen Krieg erzeugten namenloſen Unglücks hat mich oft mit tiefem Schmerz erfüllt. Es dürfte ſich nicht leicht in der Geſchichte ein zweiter Krieg finden, welcher mit einem enormen Aufwande von Menſchenleben ſo zwecklos verlaufen iſt, wie bislang dieſer Krieg der Allianz gegen Paraguay. Die Anſchauung dieſes Krieges von dieſer Nachbarſchaft aus muß Jeden, welcher noch etwas Gefühl im Buſen trägt für das Wohl und Wehe ſeiner Mitmenſchen, mit aufrichtigem Kummer erfüllen. Und dazu noch dieſe ſchleppende Langſamkeit im Fortgange des Krieges, wodurch derſelbe zu einem wahren Marterthume wird für alle an demſelben Betheiligten. Man ſchätzt, daß bis jetzt das keineswegs ſehr bevölkerte Paraguay in Schlachten und durch Krankheiten im Laufe dieſes Krieges 35 bis 40,000 Menſchen verloren habe. Auf mindeſtens eine gleiche Zahl von Menſchenleben wird der Verluſt auf braſiliſcher Seite geſchätzt, Braſiliens, das ſeit dem Jahre 1820 Jahr aus Jahr ein alle Hebel in Bewegung ſetzt, um Einwanderer aus Europa und namentlich aus Deutſchland zu erhalten, welche theilweiſe jetzt in zweiter Generation ſchon einen großen Theil des Contingentes an braſiliſchem Kanonenfutter geliefert haben.

Und wie ſieht es in Folge dieſes unglücklichen Krieges in den betheiligten Ländern aus?

Wie es in Paraguay ausſieht, das weiß man freilich nicht. Aber wie ich dieſes früher ſo glückliche Land mit ſeinem patriarchaliſchen Despotismus aus faſt dreijährigem Aufenthalte habe kennen lernen, vermuthe ich, daß es aus einem Eden, was es war, in ein Golgatha ſich verwandelt hat, in Ein weites Lazareth, daß die große Mehrzahl der Gattinnen Wittwen und die Kinder Waiſen ſein werden, daß das, was an Manneskraft zwiſchen 12 bis 70 Jahren noch da iſt, in dem Heere ſich befindet, welches mit altſpartaniſcher Tapferkeit die Thore des Landes vertheidigt. Der eine Umſtand, der hier bekannt geworden iſt, beweiſt mehr als Anderes, wie es dort ausſehen muß, daß nämlich, um die Lücken des Heeres zu füllen, ganze Bataillone von in Uniformen geſteckten Frauen errichtet ſeien und ſich mit derſelben Tapferkeit ſchlagen ſollen, wie ihre in den Tod vorangegangenen Väter, Gatten und Söhne. Wenn es Braſilien gelingen ſollte, den definitiven Stoß, den es zu Mitte dieſes Monats projectirt, mit Erfolg auszuführen, dann wird es um Paraguay, wie ich fürchte, geſchehen ſein. Paraguay wird dann nicht etwa

ein anderes Polen oder Paläſtina geworden ſein, denn die Polen ſind doch zum größten Theile daheim geblieben und die Iſraeliten ſind nur über alle Welt zerſtreut worden, ſondern es wird eine vollſtändige Austilgung der paraguayiſchen Männer-Race ſtattgefunden haben und das ſchöne, ſanfte und liebenswürdige Geſchlecht der paraguayiſchen Frauen wird eine Beute werden der Ueberzahl des amerikaniſchen und europäiſchen Auswurfes, von welchem die Heere der Allianz wimmeln.

Und wie ſieht es in dem argentiniſchen Bundesſtaate aus? Pecuniär nicht ſo ganz ſchlecht. Es iſt ja aber die mehr oder mindere Maſſe des in Umlauf befindlichen Goldes und Silbers kein Maßſtab für das Befinden einer Nation. Standen doch die franzöſiſchen Fonds nach dem Einzuge der Alliirten in Paris ſo hoch, wie ſie lange Jahre vorher nicht geſtanden hatten. Das braſiliſche Gold iſt natürlich in Strömen nach der Metropole des Platalandes, nach Buenos-Ayres, gefloſſen, welches die alliirten Heere verſorgt. Aber übrigens ſieht es in der Argentina um ſo trauriger aus. Der Präſident des argentiniſchen Bundes, auf welchen man bei ſeiner Wahl von allen Seiten große Hoffnungen ſetzte, dem alle Parteien ſeines Landes, ſelbſt ſeine politiſchen Gegner ihre Stimmen gaben, hat ſich durch die Allianz mit Braſilien, dem Erbfeinde ſeines Landes, und durch den Krieg mit dem ſtammverwandten natürlichen Bundesgenoſſen Paraguay um allen politiſchen Kredit gebracht, hat für alle Zeit ſein früheres Preſtige verloren: er hat faſt Alles verloren, nur ſeine Eitelkeit nicht. Dieſer soi disant par excellence ultrademokratiſche Republikaner ſagte nach dem Ueberſchreiten des Parana-Stromes mit ſeinem Heere, welchen der Feind aus Taktik ihm nicht ſtreitig gemacht hatte, in einer für den ſpaniſch-amerikaniſchen Republikaner charakteriſtiſchen Weiſe: „Ich bin zufrieden mit mir und mit meinem Heere.“ Und in dieſen Tagen, wo er politiſch bankerot nach Buenos-Ayres zurückkehrt, um das durch Revolution an verſchiedenen Stellen lecke Staatsſchiff wieder flott zu machen, nachdem er, um die Revolution zu dämpfen, den größten Theil der argentiniſchen Truppen aus dem alliirten Heere zurückgezogen und das Ehrenrecht ſeines Landes, den Oberbefehl über die alliirten Heere gegen Paraguay, dem braſiliſchen Feldherrn hat überlaſſen müſſen, in dieſen Tagen in Buenos-Ayres landend beginnt er eine Proklamation mit den Worten: „Bei dem Ruhme, welcher mich umgiebt“ u. ſ. w. Und trotz des braſiliſchen Goldes, welches das ſüdamerikaniſche Amſterdam überſchwemmt hat, herrſcht die allgemeinſte Trauer, die allgemeinſte Unzufriedenheit in Buenos-Ayres und dem ganzen argentiniſchen Lande von Nord nach Süd, von Oſt nach Weſt. Die Bewohner der Stadt Buenos-Ayres ſind durch das braſiliſche Gold nicht getröſtet für den Verluſt ihrer Angehörigen in dem Kriege gegen Paraguay und die zahllos heimgekehrten Krüppel verwünſchen dieſen unſeligen Eroberungskrieg und beneiden die Paraguayer, für welche dieſer Krieg wenigſtens ein Kampf iſt für die Unabhängigkeit des Vaterlandes von fremdem Joche und für die edelſten Güter eines Volkes. Im ganzen argentiniſchen Lande Unbehagen und in einer nicht kleinen Zahl ſeiner Provinzen offene Revolution, welche zu bekämpfen jetzt das früher gegen Paraguay ver-

wendete argentiniſche Bundesheer ausgezogen iſt. Und der Umſchlag in der Volksſtimmung, welcher bei den Einheimiſchen eingetreten, iſt auch nach und nach in ganz überraſchender Weiſe bei den im Platalande lebenden Europäern eingetreten, deren Geſammtzahl ſich wohl auf 200,000 Seelen belaufen mag. Die Europäer im Platalande hatten ſich im Anfange des Krieges durch die für die unwiſſende Menge ſchlau berechneten Stichworte der Allianz, „Paraguay vom Tyrannen befreien" und „das Land dem Handel öffnen", fangen laſſen, ſind aber jetzt ſehr ernüchtert, verwünſchen den Krieg und wünſchen ſehnlichſt den Frieden herbei.

Und wie ſieht es in der orientaliſchen Republik aus? An die Stelle der früheren geſetzmäßigen und verhältnißmäßig ſehr guten Regierung iſt durch die Revolution ein roher, unwiſſender Gaucho getreten, der ſeinem eigenen Lande gegenüber die Rolle eines unbeſchränkten Diktators ſpielt, dem benachbarten Kaiſerreiche gegenüber die Rolle eines ſehr abhängigen Statthalters, der in ſeinem Lande ſchwerlich nur ein Paar Tage ſich erhalten könnte, wenn ihn Braſilien nicht hielte. In der langen Reihe von Jahren, die ich hier geweſen, habe ich nie eine ſo traurige Regierung am La Plata gekannt und nie ein Staatsſchiff in eine ganz ungewiſſe Zukunft hineinſteuern ſehen, wie jetzt die orientaliſche Republik.

Und wie ſieht es in Braſilien aus? Auf dieſe Frage werden competenter, als ich es kann, die Berichte der Königl. Geſandtſchaft in Rio antworten.

Während dieſes die Lage der Dinge am La Plata iſt, fehlt es nicht an einem zahlreichen franzöſiſchen und engliſchen Geſchwader, deſſen müßige Zuſchauer-Rolle in der gegenwärtigen politiſchen Kriſe des Platalandes aber keineswegs dazu beiträgt, das Preſtige Europa's in Amerika zu vermehren oder nur zu erhalten. Denn während die in Paraguay angeſiedelten Europäer weiß Gott in welch trauriger und verzweifelter Lage ſich befinden mögen, liegen die engliſchen und franzöſiſchen Kriegsſchiffe müßig im Hafen von Montevideo oder Buenos-Ayres. Die tüchtigeren Offiziere dieſer Geſchwader ſind indignirt darüber, daß ſie einem Kriege, welcher ſo nachtheilig auch auf die europäiſchen Intereſſen zurückwirkt, der amerikaniſchen Menſchheit aber ſo tiefe Wunden ſchlägt, in demüthigender Nähe und Unthätigkeit zuſchauen müſſen. Der engliſche Admiral iſt nach den Falklands-Inſeln gegangen, der italieniſche Admiral, ein ſehr würdiger Militär, iſt von den Verhältniſſen ſo wenig erbaut, daß er um ſeine Enthebung von dieſem Poſten bei ſeiner Regierung eingekommen ſein ſoll, und der franzöſiſche Admiral, obwohl ein Mann mit grauen Haaren, greift zu dem Spiele, welches hier ein Privilegium der Jugend iſt, ſpielt Karneval wie die Knaben, und was nicht gerade geeignet iſt, der hieſigen republikaniſchen Bevölkerung eine hohe Idee von der Würde der militäriſchen Ariſtokratie unſeres Nachbars vom anderen Ufer des Rheines zu geben, bringt vielfach ſeine Zeit an den Tafeln und in den Equipagen gerade ſolcher reichgewordener europäiſcher Kaufleute zu, die keine andere Reſſource haben, als den ihnen durch ein raſches Glück zugekommenen Reichthum, und die allzu froh ſind, wenn ſie einen Europäer von hervorragendem Range finden

können, der ſich dazu hergiebt, ihren Tafeln, ihren Fremden-Gemächern und ihren Equipagen Relief zu gewähren.

Hier am La Plata iſt es grade in dieſer Kriſe mehr als an anderen Punkten der Welt augenfällig geworden, welcher Machtwechſel vor ſich gegangen iſt in dem Verhältniſſe der drei Großmächte ſeit der Niederwerfung der nordamerikaniſchen Südſtaaten. Während hier vor dem nordamerikaniſchen Bürgerkriege England und Frankreich eine mindeſtens gleiche Machtſtellung als die Vereinigten Staaten einnahmen, während ſie zur Zeit des nordamerikaniſchen Krieges die unbeſtrittene Oberherrſchaft übten am La Plata, haben ſie jetzt einen Einfluß, der ziemlich gleich Null iſt und de facto iſt Nord-Amerika hier die gebietende und allein oberherrſchende Macht der Welt. Während England und Frankreich in tiefſtem Reſpekt vor der Blokade Paraguays durch die Alliirten keines ihrer Kriegsſchiffe nach Aſuncion ſchicken, um zu ſehen, wie es ihren dort in großer Bedrängniß lebenden Nationalen geht, ſchickt Nord-Amerika, obwohl es nicht fünf Nationale in Paraguay haben dürfte, einen Miniſter-Reſidenten nach Aſuncion. Zwar machten die Alliirten Miene, auch dem nach Aſuncion entſendeten Vertreter des Kabinets Waſhington gegenüber die Blokade aufrecht zu erhalten; es kamen aber bald ſo terminante Befehle von Waſhington, event. den Durchgang zu erzwingen, daß die Allianz kleinlaut wurde, die Blokade ihm gegenüber fallen ließ, und der Agent der Vereinigten Staaten fuhr auf einem kleinen nordamerikaniſchen Kanonen-Boote ungehindert durch die Paraguay blokirende braſiliſche und argentiniſche Flotte, landete an einem Punkte in der Nähe des paraguayiſchen Heeres und begab ſich, nachdem er dort den Präſidenten Lopez aufgeſucht und mit ihm verkehrt hatte, auf ſeinen Poſten nach der Hauptſtadt des Landes, Aſuncion.

Im Einklange mit dieſen Verhältniſſen hat denn auch nicht England, welches bis zum Krimkriege die erſte Macht in Süd-Amerika war, nicht Frankreich, welches vom Krimkriege bis zur Beendigung des nordamerikaniſchen Bürgerkrieges an Englands Stelle getreten war und die erſte Rolle hier ſpielte, deſſen Preſtige aber von jener Zeit an hier ſehr geſunken iſt und ganz beſonders noch gelitten hat durch die große in Mexico an den Tag gelegte Reſignation und die Preußiſchen Erfolge des vorigen Jahres in Böhmen — nicht England, nicht Frankreich haben es gewagt, im Intereſſe des europäiſchen Handels, im Intereſſe der Humanität und der gegenſeitig nutz- und erfolglos hinblutenden Völker Süd-Amerikas einen energiſchen Verſuch zu machen, Frieden zu ſtiften, ſondern die Vereinigten Staaten. Und wenn nicht in Folge der Differenzen in Nord-Amerika dort abermals ein jenes Land nach außen hin ſchwächender Bürgerkrieg ausbricht, ſo dürfte den Vereinigten Staaten der Ruhm vorbehalten ſein, das von ihnen bereits begonnene ſegensreiche Werk des Friedens erfolgreich zu Ende zu führen.

Wie weit dieſe nordamerikaniſche Mediation in dem Kriege der Allianz gegen Paraguay gediehen, darüber iſt Zuverläſſiges hier nicht bekannt geworden. Da Braſilien der in dieſer Frage hauptſächlich betheiligte Faktor iſt, ſo dürfte von der Königlichen Geſandtſchaft in Rio ſpecielles und zuverläſſiges

Detail über dieſe Frage dort vorliegen. Wie mir mein im Allgemeinen ſehr zuverläſſiger und meiſt gut unterrichteter hieſiger britiſcher Kollege mittheilt, ſoll die Sache in dieſem Augenblick ſo liegen: Der Kaiſer von Braſilien habe den nordamerikaniſchen Geſandten in Rio gebeten, bis gegen Ende März Geduld zu haben mit einer Antwort auf ſeinen Mediations-Vorſchlag. Die braſiliſche Flotte und das braſiliſche Landheer ſolle um Mitte März mit Aufbietung aller Kräfte einen entſcheidenden Stoß gegen die paraguayiſche Macht ausführen. Bleibe dieſer ohne den mit Sicherheit erwarteten Erfolg, ſo werde Braſilien ſeine Truppen zurückziehen und den Krieg aufgeben.

Relata refero, ohne das Mitgetheilte verbürgen zu können.

Zur Charakteriſtik der einzelnen Provinzen Frankreichs.

IV.

Von der Champagne durch Isle de France getrennt, breitet ſich die Normandie aus, ein ſtark bevölkertes Land, wo Milch und Cider fleußt, das Land der Viehzucht und des Ackerbaues, das den ſchönſten Boden Frankreichs, die ſchönſten Menſchen Frankreichs, die maleriſchſten Berg- und Thalſtrecken und die reizendſten Landſchaftsgebilde beſitzt. Die ſchluchtige Bretagne iſt, mit der Normandie verglichen, wenig mehr als das öde metallene Cornwall verglichen mit dem eigentlichen England. Jetzt iſt die Normandie die Speiſekammer für einen großen Theil von Frankreich und für Tauſende der Hauptſtadt; einſt war es anders. Denn als der König von Frankreich im Jahre 912 im Frieden zu St. Clair an der Epte dem Gründer der Normandie alle ſeine Eroberungen überließ, da verlangte und erhielt der Sieger die Bretagne zur Speiſekammer und lehnte die Marſch von Flandern ab. Denn, verſchlagen wie er war und wie die Normannen es ſind bis auf den heutigen Tag, wollte er der Nachbar der Frieſen nicht werden, deren Ueberlegenheit er bei ſeiner Strandung auf Walcheren erfahren hatte. Der Normannen Charakter erkennt man oder mindeſtens ſpürt man an ihren ausweichenden Antworten, und das noch heutigen Tages. Schon zur Gründungszeit der Normandie offenbart ſich derſelbe in gleicher Weiſe. „Was wollt ihr denn thun?“ fragten die fränkiſchen Geſandten den eben zu Pont de l'Arche an der Seine angekommenen Gründer der Normandie und ſeine Gefährten. Und die Antwort war: „Was wir thun wollen, ſagen wir euch nicht.“ Und dieſe Antwort ſteht am Volke und ſeiner Geſchichte abgeprägt. Es hat weniger geſagt als gethan, mehr gewollt als geſagt. Aber die Bretonen haben viel geſagt und nichts gethan. Das iſt im Allgemeinen der große Unterſchied zwiſchen den beiden, dicht aneinander wohnenden Nationen. Die Brettonen haben laut gedichtet und gefabelt, die Normannen ſchweigſam gedacht und gehandelt. An der Spitze der Normannen ſteht der Gründer der Normandie, an der

Spitze der Bretonen oder Wälſchen Merlin und Arthur, ihre größten Helden, und wie ſie iſt ihr Volk.

Die Bewohner von Lothringen und der Dauphiné können in Bezug auf Prozeſſirwuth nicht mit den Normannen wetteifern; der Geiſt der Bretagne, der härter und verneinender iſt, iſt doch nicht ſo habſüchtig wie der der Normandie. Jene repräſentirt den Widerſtand, die Normandie die Eroberung, jetzt indeſſen nur im Gebiete der Natur, des Ackerbaues und der Gewerbe. Dieſes ehrgeizige, erobernde Streben geht gewöhnlich aus Beharrlichkeit des Geiſtes hervor, oft aus kühnem Selbſtvertrauen und einer Spannkraft der Seele, die wiederum zuweilen das Erhabene hervorbringt. Beweis hiervon geben auf der einen Seite viele Seehelden, auf der anderen der große Corneille. Zwei Mal verdankt die franzöſiſche Literatur der Normandie einen neuen Aufſchwung, zu derſelben Zeit, als die Philoſophie in der Bretagne von Neuem erwachte. Das alte Gedicht von Rou erſchien im 12. Jahrhundert; im 17. erhob ſich Corneille zugleich mit Descartes. Dennoch iſt, wir wiſſen nicht, wie ſo, dem normanniſchen Geiſte eine große und fruchtbare Idealität verſagt; er kann ſich zwar hoch erheben, aber ſinkt ſchnell wieder von dieſer Höhe hinab und geräth in die dürftige Verbeſſerungs-Methode eines Malherbe, in die Trockenheit eines Mezeray, in die ſcharfſinnigen Unterſuchungen eines La Bruyère und Fontenelle. Selbſt die Helden Corneille's werden, ſobald ſie nicht erhaben ſind, ſehr leicht trockene Dialektiker, die ſich nichtigen und unfruchtbaren Spitzfindigkeiten überlaſſen.

Wären die Nord- und Südküſtenſtrecken des Britiſchen Canals, dieſer Aus- und Eingangspforte des Weltmeeres, von jeher von einem weſtgermaniſchen Volke bewohnt geweſen, ſo wäre Frankreich jetzt gewiß eine noch größere Seemacht als Landmacht, denn die geographiſche Belegenheit und die Beſchaffenheit des franzöſiſchen Landes iſt eine der beſten, die es geben kann. Es ſtößt an die Nordſee, das Weltmeer und das Mittelmeer, hat die tiefſten Waſſerſtraßen in ſein Inneres hinein, auf ſeiner Nordſeite die tiefſten Fahrwaſſer und die beſten Buchten und Häfen. Die Hauptſtationen der franzöſiſchen Marine ſind in der Normandie und Bretagne, zu Cherbourg und zu Breſt. Die Gründer Frankreichs und ſeine Gefährten ſiedelten ſich im Innern an, in Francien oder Isle de France, und wurden Landmenſchen und ließen die See im Stich, und darum wäre Frankreich ohne die Gründung der Normandie wohl nie ein Seeſtaat geworden. Die Normandie gab Frankreich ſeine Seemacht. Der erſte Hafen Frankreichs in mercantiliſcher Hinſicht liegt in der Normandie, es iſt der Hafen ausnahmsweiſe, wie bereits der Name zeigt: denn le Havre, am offenen Meere und an der äußerſten Mündung der Seine, außerhalb der gefährlichen Strombarre zu Quilleboeuf, welche den nach Rouen beſtimmten Schiffen ein Schrecken iſt, heißt der Hafen. Alſo der Hafen Frankreichs iſt le Havre. Erſt recht ward er dies, als die Revolution die Handelsvorrechte, welche Rouen ſeit ſeiner Unterwerfung durch die Franzoſen genoſſen, zerſtört hatte.

Der Gründer der Normandie, dieſer Held zu Waſſer und zu Land, machte es eben ſo wie der Gründer Frankreichs und ſiedelte ſich mitten im

Lande an, in Rouen, das ihm ſo wohl gefiel. So lange dieſe Stadt die Hauptſtadt eines eigenen Reiches und ſo lange ſie mit Handelsfreiheiten ausgeſtattet war, konnte Havre, ungeachtet ſeiner natürlichen Beſtimmung, die erſte Handelsſtadt der Normandie zu ſein, nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen. Als aber Rouen's ausſchließliches Stapelrecht vernichtet war, da ward auch die Barre von Quilleboeuf noch viel gefährlicher in der Meinung der Menſchen, als ſie bisher geweſen war. Was hätte der Gründer der Normandie aus dem Fiſcherdörfchen Le Havre, welches ohne Zweifel eine ſkandinaviſche Anſiedlung war, machen können, wenn er weniger ſelbſtſüchtig geweſen! Erſt im 16. Jahrhundert ward Havre eine Stadt. Die Normandie iſt eine große Küſtenſtrecke, ſtark bevölkert, und Seeleute haben es gegründet; und dennoch hat die Normandie, mit anderen germaniſchen Küſten verglichen, verhältnißmäßig nicht viele Seeleute. Die meiſten däniſchen und ſkandinaviſchen Anſiedler an der normanniſchen Küſte ſind wohl Fiſcher geworden. Es giebt noch ſehr viele Fiſcherorte an dieſer Küſte, und ſie ſcheinen noch eben ſo auszuſehen wie zur Gründungszeit und haben einen ſehr ſtarken ſkandinaviſchen Anſtrich. In den Fiſcherhütten zu Bukhaven in Fife am Firth of Forth, zu Staiths auf der Nordoſtſeite von Yorkſhire, zu Boddom in Buchan auf der Nordoſtſeite Mittelſchottlands, und ſelbſt auf den Hebriden könnte man ſich nach der Normandie verſetzt denken, wenn nicht die Normannınnen im Allgemeinen viel ſchöner wären, als die ſchottiſchen Fiſcherinnen.

Die Mehrzahl der normanniſchen Städte aus alter und uralter Zeit ſehen häßlich aus und haben enge, dunkle Straßen, inſonderheit Rouen und Caen. Wie ſchön könnten die normanniſchen Städte bei ihrer reizenden Lage ſein! Rouen iſt die frühere Hauptſtadt der Normandie, die als Fabrikſtadt, mit Paris liebäugelnd, um ihre vorige Blüthe mit Havre kämpft, und Caen, die jetzige Univerſitätsſtadt, deren Gelehrte trotz der gewöhnlichen Launen der Mode, die natürlich Alles, was pariſiſch heißt, für das Beſte hält, durch Paris dennoch nicht verdunkelt worden ſind. Die Normandie iſt ohne Widerſpruch diejenige franzöſiſche Provinz, welche am meiſten Gelehrte zählt, ſie hat zuerſt das Zeichen zu thätigen, gewiſſenhaften Forſchungen gegeben, zuerſt ſich von veralteten Ueberlieferungen frei gemacht, ſelbſt die politiſchen Ereigniſſe konnten ihren Eifer nicht aufhalten.

Die „Studien über den Zuſtand der ackerbauenden Klaſſe und des Ackerbaues der Normandie im Mittelalter“ gehören ohne Zweifel zu den wichtigſten gelehrten Arbeiten der letzten Jahrhunderte, nicht nur durch die verdienſtvolle Ausführung, ſondern auch durch die Neuheit des Gegenſtandes, denn der Ackerbau iſt bis jetzt von den Gelehrten faſt eben ſo ſehr als von den Regierungen vernachläſſigt worden. Der Verfaſſer der „Studien“, Leopold Delisle, ſucht am Eingange ſeines Werkes zu zeigen, welcher Art in der Normandie, auf den verſchiedenen Stufen der ſocialen Leiter, die Lage der ackerbauenden Klaſſen war, und erkennt das Daſein einer Mittelklaſſe an, deren Glieder unter dem Namen Vavaſſeurs das Seitenſtück zur Bürgerſchaft der Städte bildeten. Die Vavaſſeurs arbeiteten, wie die freigewordenen Arbeiter der induſtriellen Corporationen, für ihre eigene Rechnung, blieben

aber nichtsdeſtoweniger gegen die Seigneurs zu gewiſſen Abgaben und Leiſtungen verpflichtet. Die Lage der Leibeigenen war ziemlich dieſelbe wie im übrigen Frankreich: ſie vertraten bei den großen Grundbeſitzern die Stelle der jetzigen Hausdiener und Tagelöhner, arbeiteten für ihren Herrn und lebten auf ſeine Koſten. Wie es verſchiedene Klaſſen von Menſchen gab, ſo auch verſchiedene Klaſſen von Ländereien, und da das öconomiſche Syſtem der Geſellſchaft des Mittelalters auf das Grundeigenthum gebaut war, ſo hatte der Boden, wie die Geſellſchaft ſelbſt, ſeine Hierarchie. Die adlichen Ländereien, welche natürlich den erſten Rang einnahmen, verpflichteten ihre Beſitzer den Lehnsherren gegenüber zum Kriegsdienſt, die unadlichen Ländereien waren Zinſen und Frohnen unterworfen. Die erſtern, eine Art unveräußerlicher Majorate, an welchen Titel und Namen hafteten, waren untheilbar, die andern konnten in's Unendliche getheilt werden, der unadliche Grundbeſitz war deshalb auch ſchon im Mittelalter unendlich zerſtückelt. Deliſle citirt für dieſen bis jetzt allgemein verkannten Punkt mehrere Beiſpiele, unter anderen ein Gut, das Roſenlehen genannt, das aus 70 Aren (alſo $2\frac{3}{4}$ preußiſchen Morgen) beſtand und in 110 Parzellen von 39 Landleuten bebaut wurde.

Derjenige Theil der „Studien" über den normanniſchen Ackerbau, der ſich auf die ländliche Polizei, auf die Verwaltung der Kirchſpiele, auf den moraliſchen und materiellen Zuſtand der Ackerbaubevölkerung bezieht, enthält eine große Zahl neuer Thatſachen. Selbſt zur Zeit, wo die Feudalität in ihrer alten Macht war, erhielt ſich in mehreren Diſtrikten das Wahlſyſtem für gewiſſe richterliche Aemter, und obwohl auf dem Lande die Gemeinden nicht geſetzlich organiſirt waren, half doch der Aſſociationsgeiſt den mangelhaften geſellſchaftlichen Einrichtungen nach. Hatte eine Gemeinde Gegenſtände von allgemeinem Werth zu vertheidigen, ſo ſchickte ſie nach vorhergegangener Wahl Prokuratoren ab; ſie ernannte diejenigen, welche die Steuern zu vertheilen und zu erheben hatten, votirte Gelder zum Unterhalt der Wege, Brücken, der Kirchen, unterſtützte die Nothleidenden, kurz es zeigt ſich an ſehr vielen Orten eine weit vorgeſchrittene Organiſation. Die Bevölkerung der Normandie war zahlreich, und wenn das Landvolk hier, wie im übrigen Frankreich, oft im äußerſten Elende ſich befand, ſo muß man dies Elend theils den fremden, theils den innern und Feudalkriegen zuſchreiben. Auch iſt zu bemerken, daß die Wohlfahrt der Ackerbaubevölkerungen keineswegs mit dem Fortſchritt der Civiliſation immer gleichen Schritt hielt, denn es iſt augenſcheinlich, daß ſie im 12. und 13. Jahrhundert glücklicher waren, als ſpäter unter Heinrich IV. und namentlich unter Ludwig XIV. Die Einzelnheiten, welche Deliſle über den Anbau des Bodens giebt, ſind eben ſo mannichfaltig und neu, als die über das Eigenthum. Im Mittelalter wie jetzt war der Mangel an Geld und die fehlerhafte Organiſation des Kredits eine der tiefſten Wunden des Ackerbaues; der Wucher ruinirte die Eigenthümer und die Ackerbauer, um ſo mehr, als ſelbſt der geſetzliche Zins, z. B. unter Philipp Auguſt, 2 Denars vom Livre in der Woche, d. h. 43 pCt. jährlich betrug. Der Schuldner mußte deshalb oft den Gläubigern

ſein Land überlaſſen oder eine ewige Rente auf daſſelbe übernehmen, die im Allgemeinen 10 pCt. betrug. So groß auch der Geldmangel war, ſo muß man doch aus manchen Urkunden ſchließen, daß der normanniſche Ackerbau im Mittelalter und namentlich im 13. Jahrhundert auf eine bedeutende Höhe geſtiegen war; ungeheuere Arbeiten zur Urbarmachung wurden um dieſe Zeit auf allen Punkten der Provinz ausgeführt. Was die Waſſerläufe betrifft, ſo iſt das damalige Gewohnheitsrecht jetzigen Geſetzen über die Bewäſſerungen um mehrere Jahrhunderte vorangeſchritten. Die Arbeiten der Austrocknung von Sümpfen wurden zum erſten Mal in Europa ſeit den Römerzeiten in Lincolnſhire durch ausgewanderte Normannen vorgenommen. Die Ausbeutung der Torfgruben iſt ſeit dem 12. Jahrhundert in voller Thätigkeit; die Bewirthſchaftung der Wälder wurde ſtreng überwacht und das Ackerland mit einer Sorgfalt behandelt, welche von einem, wenn auch nicht ſehr vorgeſchrittenen, doch ſehr intelligenten Anbau zeugt.

Die Kirchengeſchichte der Normandie, welche man durch die zahlreichen Forſchungen vor der Revolution für erſchöpft hätte halten können, hat ſich ſeit einigen Jahren verjüngt, die Schriften der Laien wie der Geiſtlichen ſind unter dem dreifachen Geſichtspunkt, der Archäologie, der Sitten und Inſtitutionen, ſtudirt worden, und daraus iſt eine Reihe von ſchätzenswerthen Werken entſprungen. Auch ſchritt die Herausgabe von Urkunden gleichmäßig fort mit der von Originalarbeiten, und man verdankt einem Gelehrten von Evreux, Theodoſe Bonnin, das merkwürdigſte dieſer Dokumente, das Tagebuch der Paſtoralbeſuche von Eudes Rigaud, Erzbiſchof von Rouen im 13. Jahrhundert, der bei dem heiligen Ludwig in großer Gunſt ſtand. Was dieſer König für die Verbeſſerung der öffentlichen Sitten that, verſuchte Rigaud in der Kirchendisciplin. Als ſtrenger Chriſt wollte er in die Klöſter die alte Regel, wie die Gründer der religiöſen Orden ſie auferlegt hatten, und dieſe Anſtalten, welche vom folgenden Jahrhundert an raſch ihrem Verfall entgegengingen, zur urſprünglichen Reinheit zurückführen. Rigaud machte in den Klöſtern ſeiner Diöceſe zahlreiche Beſuche, ſtellte ſtrenge Nachforſchungen an und legte die Ergebniſſe derſelben in einem Tagebuch unter dem Titel: „Regestrum visitationum“ nieder. Dieſes Tagebuch, das von 1248—1269 geht, enthält über die Klöſter der Normandie die merkwürdigſten Einzelnheiten. Dieſe Häuſer, 200 an der Zahl, enthielten 2386 Perſonen; da dieſe Zahl indeß nur einmal angegeben iſt, die Beſuche ſich aber über einen Zeitraum von 21 Jahren erſtreckten, ſo muß man die wechſelnde Bevölkerung mit in Anſchlag bringen, und man kann ſomit die Zahl mindeſtens auf 4000 anſchlagen. Von dieſer ganzen Anzahl findet er 143 Mönche tadelnswerth; alle ſind mit Namen genannt und die Art ihres Fehlers oder Vergehens bezeichnet; 11 hatten das Gelübde der Armuth gebrochen, indem ſie etwas Geld in ihren Koffern behielten, 10 hatten mit Würfeln geſpielt oder gejagt, trotz der Vorſchrift, welche den Dienern der Kirche verbietet, das Blut von Menſchen oder Thieren zu vergießen, 24 hatten durch ihre Intriguen die Ruhe und Ordnung geſtört, 8 hatten ſich dem Zorn überlaſſen, 25 unmäßig getrunken, 61 hatten das Gelübde der

Keuſchheit gebrochen, 2 waren einer gewaltthätigen Schändung verdächtig und endlich 2 hatten geſtohlen und gefälſcht. So hatten alſo in 21 Jahren von 4000 Menſchen nur 4 Vergehen begangen, welche die öffentliche Gerechtigkeit zu verfolgen hat, die andern hatten blos gegen die Regel und das Gewiſſen gefehlt. Wenn die Statiſtik Rigaud's, wie man allen Grund zu glauben hat, genau und ſtreng iſt, ſo muß man die Ordnung und Regelmäßigkeit, welche damals noch in den Klöſtern herrſchten, bewundern, und nach der Bemerkung eines normanniſchen Kritikers den Vorwurf ausſchweifender Sitten, welche ſo manche Schriftſteller auf die Mönche des Mittelalters fallen laſſen, weſentlich ermäßigen.

Die Frauenklöſter bieten hinſichtlich der mönchiſchen Strenge und ſelbſt der menſchlichen Moral minder erfreuliche Reſultate dar. Von dreizehn Frauenklöſtern in der Normandie waren vier untadelhaft, drei ſind wegen leichter Fehler vorgemerkt und in ſechſen herrſchte wirkliche Unordnung. Was die leichten Fehler betrifft, ſo ſollte man glauben, wenn Rigaud's Tagebuch im 18. Jahrhundert bekannt geweſen wäre, Greſſet habe die Idee zu ſeinem „Vert-Vert" daraus geſchöpft, denn man findet alle Coquetterien der Zelle, alle die Nichtigkeiten des Sprechzimmers, die große Beſchäftigung mit kleinen Dingen und die Vorneigung zu zierlichen Kleinigkeiten, welche im Herzen leichter Frauen oft über irdiſche Liebe den Sieg davon trägt und auch in dem Herzen von Nonnen manchmal der himmliſchen Liebe das Gleichgewicht zu halten ſcheint, von dem Dichter eben ſo zierlich beſungen, als ſie von dem Prälaten ſtreng getadelt worden. Man mochte thun, was man wollte, man konnte die Nonnen nicht hindern, kleine Toilettengegenſtände in ihren Koffern zu verſchließen, und ſie tröſteten ſich für den verſagten Gebrauch mit dem ganz weiblichen Glück, ſie heimlich zu beſitzen und zu betrachten. Einige hatten kleine Hunde, Andere Eichhörnchen, ſehr Viele Lerchen. Das waren kleine Sünden, allein der unbeugſame Erzbiſchof wollte den armen Mädchen auch dieſe unſchuldigen Zerſtreuungen nicht geſtatten: die Eichhörnchen und die Lerchen mußten geopfert werden. Nun verfiel man auf Hühnchen, aber der ſtrenge Prälat ſchritt auch hier ein und entſchied, daß dieſe Vögel gemeinſam von dem Kloſter ernährt würden, unter dem Vorwande, daß ſie unter den Schweſtern ein fortwährender Gegenſtand des Streites ſeien. Dieſe Einzelnheiten ſind allerdings kleinlich, aber ſie haben ihren Reiz und namentlich ihr hiſtoriſches Intereſſe, indem ſie zeigen, was in dem Zeitalter des Glaubens das Kloſterleben war, welchen Entſagungen die ſtrenge Regel die Einzelnen unterwarf und wie in den kleinſten Dingen der menſchliche Wille dem Joche der Pflicht ſich beugen mußte. Noch in einer andern Beziehung verdient das Tagebuch Rigaud's die Aufmerkſamkeit der Geſchichtsforſcher, denn es beweiſt, daß, ſo oft Symptome des Verfalles in der Kirche ſich zeigten, ſtets in ihrem Schooße ſelbſt aufgeklärte und weiſe Männer aufſtanden, welche ſich beſtrebten, dem Fortſchritt des Uebels Einhalt zu thun. Die Erſchlaffung der Disciplin, die ſchlechten Sitten der Mönche, die ungeheuren Reichthümer der Geiſtlichkeit waren bekanntlich eine der mächtigſten Urſachen des Sieges der Reformation, und die Geſchichte, die ſich nur allzuoft auf die Seite der

Sieger ſtellt, hat Luther einen Triumphſitz errichtet, weil er die Unordnungen, welche zu ſeiner Zeit das Kloſter und das Heiligthum entehrten, der Verachtung der Welt bezeichnete, aber die Geſchichte hat nicht geſagt, daß die Mißbräuche, welche Luther bezeichnete, in der gallikaniſchen Kirche vielleicht noch mit mehr Strenge und Beredtſamkeit von den Männern bekämpft wurden, welche in dem unbeugſamen Kreiſe der dogmatiſchen Ueberlieferung blieben, die Revolution im 16. Jahrhundert voraus ahnten und ihr durch weiſe Reformen zuvorzukommen ſuchten. Der Erzbiſchof Rigaud gehört zu dieſen Männern, welche, wie der heilige Bernhard, wie Peter von Ailly und Gerſon und in den untern Reihen die Volksprediger Connecte, Pepin, Maillard und Menot, die fortſchreitende und zugleich erhaltende Partei würdig repräſentirten.

Die Ecke des franzöſiſchen Gebietes zwiſchen dem Ocean im Norden, der Aa im Weſten, der Lys im Süden und der belgiſchen Grenze im Oſten zeigt auf einer Oberfläche von beinahe 8 Meilen Länge und etwas über 5 Meilen Breite das claſſiſche Land des Flämiſchen oder Niederdeutſchen, das ſich trotz der franzöſiſchen Eroberung ſeit zwei Jahrhunderten nicht verändert hat und ſo rein ſich erhielt, daß ein Franke des 8. Jahrhunderts, der aus dem Grabe erſtiege, wohl ohne ſonderliche Mühe ſich mit den Bauern um Dünkirchen und Hazebruk unterhielte. Zweiundneunzig Gemeinden Frankreichs haben noch die urſprüngliche Sprache des Stammes erhalten, der Frankreich ſeinen Namen gab.

Weder ſpitzfindig, noch unfruchtbar, ſondern höchſt poſitiv und reell iſt der Geiſt des guten, kräftigen Fländern. Im Mittelalter hat vielleicht kein Volk das äußerliche Treiben der Welt richtiger verſtanden, keines wußte beſſer zu handeln und über die Thaten zu berichten. In der Geſchichtsſchreibung konnte damals keine Nation, außer Flandern und die Champagne, mit Italien in die Schranken treten: Flandern beſitzt in Froiſſard ſeinen Villani, in Commines ſeinen Machiavelli.

Das flandriſche Weſen hat wenig Erhabenes, ſondern iſt ſinnlich und plump. Je weiter man nach dem Norden dieſes fetten Landes in ſeiner milden und fruchten Atmoſphäre vorſchreitet, deſto üppiger wird die Gegend, deſto mächtiger herrſcht die Sinnlichkeit und deſto kräftiger tritt die Natur hervor. Die Geſchichte, die Erzählung reichen nicht mehr hin, um dem Bedürfniſſe der Wirklichkeit, den Forderungen der Sinne zu genügen; die bildenden Künſte mußten zu Hülfe kommen. Die Bildhauerkunſt beginnt in Frankreich mit Jean de Boulogne, dem berühmten Schüler Michael Angelo's. Auch die Baukunſt erhielt hier einen neuen Schwung, nicht in dem düſtern und ſtrengen normanniſchen Charakter mit hohen Spitzbögen, die ſich zum Himmel erheben, wie die Verſe des Corneille, ſondern mit reichen vollen Geſtaltungen: das Gewölbe ſchmiegt ſich in ſanften Krümmungen und üppigen Rundungen in die Höhe, die ſich bald erweitert ſenken, bald ſich ſchwellend heben. Rund und wellenförmig in allen ſeinen Verzierungen ſteigt der liebliche Thurm von Antwerpen in ſanften Abſtufungen in die Lüfte, einem rieſenhaften Binſenkorbe vergleichbar.

Aber auch die Muſik und Baukunſt ſind noch zu abſtrakt: Töne und Formen genügen noch nicht, Farben, wahre und lebendige Farben, getreue Darſtellungen des menſchlichen Fleiſches ſelbſt müſſen noch hinzukommen; man verlangt Gemälde von gutmüthigen, aber rohen Feſtlichkeiten, wo rothwangige Männer und blaſſe Weiber trinken, rauchen und ſchwerfällig tanzen; man wollte furchtbare Hinrichtungen, Entſetzen erregende Märtyrerqualen, große heilige Jungfrauen in feiſter Geſundheit und bäuriſcher Schönheit im Bilde erblicken. Jenſeits der Schelde, mitten unter traurigen Sümpfen und tiefen Gewäſſern, unter den Deichen von Holland, beginnt die finſtere und ernſte Malerei. Rembrandt und Gerhard Dow malten, wo Erasmus und Grotius ſchrieben, aber in Flandern, im reichen und ſinnlichen Antwerpen, feierte Rubens' ſchneller Pinſel die Bacchanalien der Malerei.

Die älteſten Denkmale der flämiſchen Literatur ſind Gedichte, die von einer Art Barden geſungen wurden, welche man mit dem Namen „Vinder" bezeichnete. Dieſe Gedichte haben einen einfachen, kräftigen Charakter, wie man ihn nur in ganz primitiven Gedichten findet Aus den Vinders, welche Anfangs einſam umherzogen, ſind wahrſcheinlich die ſogenannten „Rederyker Kammern" hervorgegangen, indem die Vinders ſich in Gilden, d. h. in religiöſe und literariſche Brüderſchaften vereinigten, wie ſich die Bürger der freien Städte zu Gewerbs- oder Kriegsgenoſſenſchaften vereinigten. Die Rederyker Kammern begannen damit, auf Wagen mitten in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen Darſtellungen ſtummer Scenen zu geben, deren Gegenſtand den Myſterien des chriſtlichen Glaubens, den Erinnerungen an die Kreuzzüge nach Jeruſalem oder den Pilgerfahrten nach Compoſtela*) entnommen war; ſpäter erſt wurden dialogiſirte Scenen auf dieſen Theatern und ſelbſt in Privatwohnungen bei großen Feſten aufgeführt. Dieſe Kammern waren regelmäßig organiſirt, durch freundſchaftliche Verhältniſſe unter einander verbunden und einer regelmäßigen Hierarchie unterworfen: ſie hatten einen Kaiſer, einen oft erblichen Fürſten, einen Ehrenpräſidenten, einen Fahnenträger, manchmal ſelbſt einen Poſſenreißer, und unter dem Namen „Faktor" einen Dichter, der die Theaterſtücke zu verfaſſen hatte, ſowie die Verſe, die man bei großen Feſtlichkeiten vortrug. Glänzende Concurſe unterhielten einen thätigen Nacheifer zwiſchen den Städten, und die in den großen Gemeinden unter dem Namen „Kleinode des Landes", in den kleineren unter dem Namen „Kleinode der Hecke" bekannten Preiſe belohnten die Sieger in dieſen poetiſchen Kämpfen. Im 16. Jahrhundert wurden die literariſchen Brüderſchaften Flandern's durch den Geiſt der neuen Zeiten ſo zu ſagen ihren friedlichen Ueberlieferungen entriſſen. Die politiſchen und religiöſen Fragen waren damals an der Tagesordnung; und im Jahre 1539, als die Rederyker Kammer

*) Compoſtela iſt eigentlich nur der Beiname von Santiago, der ehemaligen Hauptſtadt des ſpaniſchen Galiciens, jene berühmte gothiſche Kathedrale enthaltend, die durch „den hier begrabenen Apoſtel Jacobus" einer der erſten Wallfahrtsorte nicht nur Spaniens, ſondern der ganzen katholiſchen Chriſtenheit war. Der Beiname der Stadt ſtammt von der Compoſtela, d. h. dem Certifikat, das jeder Wallfahrer zum Grabe des Apoſtels Jacobus, des Schutzpatrons von Spanien, erhielt.

von Gent das Programm: „Was iſt der größte Troſt des Sterbenden?“ zum Concurs ausſchrieb, ſchickten zahlreiche Concurrenten von allen Theilen Flanderns Abhandlungen ein, in denen ſie die ſpaniſche Politik, den Papſt, die Mönche und die Indulgenzen zumal angriffen. Die Poeſie ward vergeſſen um der thätigen Polemik willen, und der durch die fremde Herrſchaft niedergedrückte Nationalgeiſt der Flamänder erhob ſich mit merkwürdigem Eifer in dieſen literariſchen Turnieren, welche von den Gouverneuren der Niederlande verboten wurden. Als durch den Aachener Frieden Flandern definitiv mit Frankreich vereinigt wurde, behauptete ſich die nationale Literatur und Sprache unter der neuen Herrſchaft, wie ehemals unter der ſpaniſchen, und das Zeitalter Ludwig's XIV. war für Weſtflandern eine Epoche glänzender literariſcher Thätigkeit. Dünkirchen wird ſtets mit Stolz den Namen Michael van Swaen, den Verfaſſer einer Ueberſetzung des Cid, einer eigenen Tragödie: „Die Abdankung Carl's V.“ und verſchiedener anderer Gedichte nennen, die nach dem Urtheil von Kennern der flämiſchen Sprache Schönheiten erſten Ranges enthalten und den Stempel einer wahren religiöſen Begeiſterung tragen. Auch das 18. Jahrhundert hatte ſeine Plejade, und ſelbſt in unſern Tagen haben einige Dichter mit der Liebe zur alten Nationalität die poetiſche Gewandtheit, wie den Tagesgebrauch ihrer Sprache bewahrt: Hubben von Dünkirchen, Bertein und Bels von Wormhout, van Rechem von Hazebruk ſind in unſerm Jahrhundert die letzten Repräſentanten der Binders. Van Rechem namentlich erinnert durch ſein Leben, ſeine Armuth und ſeinen Glauben an die Dichter des Mittelalters. Van Rechem, ein ſanfter, liebenswürdiger Mann, trieb faſt ein halbes Jahrhundert lang das Gewerbe eines Hausanſtreichers, ſang bei Hochzeiten ſelbſtgefertigte Lieder, und wenn eine Familie eines ihrer Mitglieder durch den Tod verlor, ſprach er am Rande des Grabes Verſe, gleichſam um ihm ein ewiges Lebewohl zu ſagen und die Lebenden zu tröſten. Alt und krank geworden, aber ſtets gefaßt, erhielt van Rechem in ſeiner Vaterſtadt einen Platz im Spital und hatte längſt der Poeſie entſagt, als er im Februar 1848 unter ſeinem Fenſter auf dem freien Platz von Hazebruk einen Freiheitsbaum pflanzen ſah. Da improviſirte er ein Gedicht, und zwar ſein letztes, das in wenigen Worten, in wenigen Linien eine die Gemüther beruhigende Lehre enthält und den Unterſchied zeigt zwiſchen dieſem geſunden Hausverſtand und dem gemachten Enthuſiasmus der Arbeiter-Dichter und mancher Anderer, die keine Arbeiter ſind.

In dem an Flandern grenzenden Artois iſt der Charakter offener, aber minder lebenskräftig, und die Einwohner, arbeitſam, eifrige Katholiken, eiferſüchtig auf ihre politiſchen Rechte, wie ehemals auf die Privilegien ihrer Stände, und feſt wie die Flamänder, haben doch nicht mehr in gleichem Grade den Geiſt der Induſtrie und des Ackerbaues. Die Arteſier, wie die Flamänder, laſſen ſich als poſitive Köpfe nicht von Syſtemen fortreißen. Sie ſuchen vor Allem die Thatſachen, die genauen Angaben; ſtrenge und correct in der Form, gehören ſie durch ihre Anſichten mehr den Benedictinern als der neuen Schule an, und da ſie ſich erinnern, wie ſie von ihren Landsleuten Robespierre und Lebon behandelt worden ſind, ſo zeigen ſie in der Po-

litik keine große Sympathie mit den Theorieen der Schreckensregierung, und in der Religion ſtehen ſie de Maiſtre und Bonald näher als Voltaire, was ſie nicht hindert, der Sache des wahren Fortſchritts aufrichtig ergeben zu ſein. Die Hauptſtadt Artois' iſt Arras, deſſen Akademie — über welche Voltaire ſagte: „das iſt ein braves Mädchen, das nie von ſich reden machte" — ſeit dem 18. Jahrhundert bis jetzt eine Ehre darin geſetzt hat, auf dieſes Epigramm durch eine ununterbrochene Reihe von tüchtigen Arbeiten zu antworten. Zu dieſen zählen Originalſtudien, Diſſertationen und die Herausgabe von Urkunden, inſonderheit zu den letzteren die „Unruhen von Arras", eine Wiederauflage mehrerer Urkunden aus dem 16. Jahrhundert über den inneren Krieg und die Unordnungen, deren Schauplatz dieſe Stadt in den Jahren 1577 und 1578 und deren Vorwand oder Urſache die Religion war. Die wichtigſte dieſer Urkunden iſt eine Denkſchrift des Advokaten Pontus Payen, der zur katholiſchen Partei gehörte, und die Ereigniſſe, deren Zeuge er war und die er oft in ſehr parteiiſcher Weiſe ſchildert — wie faſt alle Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, welcher Fahne ſie angehören mochten — auf eine ſehr dramatiſche Weiſe darſtellt. Eine Thatſache fällt Einem beim Durchleſen dieſer Schrift von einem unbekannten, vergeſſenen Kleinbürger, deſſen Horizont nicht über ſeine Stadt hinausreichte, auf, nämlich die vollkommene Aehnlichkeit der Volksbewegungen unter einander, auf welchem Theater ſie auch auftreten mögen, in der ungeheuren Ausdehnung eines Königs- oder Kaiſerreichs, einer Republik, oder in dem engen Gebiete einer Stadt. Der Advokat Payen hat ſicherlich Recht und ſcheint zum Voraus unſere jetzige Zeitgeſchichte zu ſchildern, wenn er im Anfange ſeiner Chronik ſagt: „daß man ſich mit dem Worte von allgemeinem Wohle brüſte, wenn man die Ordnung der Stände umwerfen will", und die beſte Liſt, um ein Volk zum Aufſtand zu treiben, ſei, ihm „Freiheit und Befreiung von Steuern und Abgaben zu verſprechen", denn „c'est ainsy, que se couvre ordinairement tout usurpateur qui faict parade d'un prouffit publicq et reformation d'estat affin que le peuple charmé avec ung sy honneste tittre ne voye la corruption de celuy quy ne désire aultre chose, que tout engloutir pour resaissement de sa grande et insatiable convoitise". Der Uſurpator von Arras war der Prinz von Oranien, ſeine Anhänger die Calviniſten und das Werkzeug der Calviniſten das Volk, deſſen große Mehrzahl katholiſch war, das aber, durch geſchickte Leiter benutzt, den Calviniſten folgte, in der Hoffnung, ſich mit den Gütern der Kirchen und Abteien zu bereichern. Die Bürgerſchaft blieb, wie gewöhnlich bei den erſten Anzeichen von Aufregung gleichgültig und erwachte „d'ung somme profond" erſt in dem Augenblicke, wo ſie ſich ernſtlich bedroht ſah von dem Volke, dem man die in dem Stadthaus niedergelegten und den Bürgern gehörigen Waffen ausgetheilt hatte; Meiſter Pontus Payen bemerkt bei dieſer Gelegenheit, daß es „für die öffentliche Sicherheit nicht förderlich iſt, alle Welt ohne Unterſchied zu bewaffnen", und führt zur Unterſtützung dieſer Anſicht das Beiſpiel der „Mitelenier" und der „Grácq" an, wie man in unſeren Tagen das Beiſpiel der franzöſiſchen Nationalgarde von 1848 anführen könnte. Eine der

erſten Handlungen des revolutionären Volkes war, eine Regierung von 15 Tribunen zu ernennen und in die Rathsverſammlung (échévinage) zu bringen, wo die legal eingeſetzten Magiſtrate verſammelt waren. Dies war der 15. Mai dieſer Emeute. Bei dieſer Gelegenheit macht Payen nachſtehende, auch auf unſere Zeit anwendbare Bemerkungen: „Zur Zeit, wo der Magiſtrat in Ehren war — ich ſpreche nur von einem Jahre früher — nöthigte die Aufforderung eines unbedeutenden Sergeanten auch die Keckſten zum Erſcheinen, und ein Papier von vier Zoll Breite, an einer der Säulen der Halle angeſchlagen, machte die Wüthendſten zittern; der Name des Magiſtrats war ſo verehrt, daß der erſte Edelmann der Stadt nicht gewagt hätte, in die Rathszimmer zu treten, ohne vorher in aller Demuth um Audienz gebeten zu haben: aber an dieſem Tage ſah ich das Rathszimmer unwürdig entweihen und von einem Haufen Lumpenhunde (bolistre) und elendem Pack das Anſehen des Magiſtrats mit Füßen treten, und kein Menſch, wenn er nicht des Lebens überdrüſſig war, hatte die Kühnheit, auch nur zu ſagen: Kinder, ihr thut Unrecht, denn derjenige unter ihnen, der ſich am unverſchämteſten zeigte, galt für den beſten Patrioten, und ich erinnere mich eines Menſchen aus der Schaar, der auf die Bank der Schöppen trat; ein anderer ſchlug mit ſeinem Gewehr auf den Rath der Stadt an. Dieſer Burſche (galand), der von guten Eltern war, hatte ſein Vermögen durch ſchlechte Wirthſchaft verſchleudert; er war ſo von Wein berauſcht, daß er ſich ſelbſt nicht mehr kannte . ." Wir wollen dieſe Citationen nicht weiter fortſetzen und bemerken bloß, daß Anzüglichkeiten dieſer Art auf jeder Seite des Buches ſich finden; die Geſchichte der Vergangenheit wird unabläſſig zur Anſpielung auf die Zeitgeſchichte.

Das mittlere Frankreich, das zwiſchen der feudaliſtiſchen Normandie und der demokratiſchen Champagne gelegen iſt, erſtreckt ſich von St. Quentin bis nach Orleans, ja bis nach Tours. Das ernſte Orleans iſt nahe an der Touraine, nahe an Rabelais' mildem und lachendem Vaterland; wie die choleriſche Picardie der ironiſchen Champagne zur Seite liegt. Der Adel der Picardie ſchloß ſich ſchon früh an Frankreich an; das tapfere Haus der Guiſen, eine picardiſche Nebenlinie der Herzoge von Lothringen, vertheidigte Metz gegen die Deutſchen, nahm den Engländern Calais und hätte beinahe auch Frankreich dem Könige entriſſen; Ludwig's XIV. Monarchie ward von dem Picarden St. Simon gerichtet.

Das Feudalweſen, das Gemeindeweſen und die Demokratie bildeten ſich in der heißen Picardie auf's Kräftigſte aus und noch jetzt ſind die verſchiedenen Klaſſen durch ſehr merkliche Unterſchiede getrennt. Die erſten Gemeinden Frankreichs erhoben ſich in jenen großen Sitzen der Geiſtlichkeit: Noyon, St. Quentin, Amiens, Laon. Daſſelbe Land erzeugte den Calvin und begann die Ligue gegen ihn. Ein Einſiedler von Amiens hat durch religiöſe Begeiſterung ganz Europa in Bewegung geſetzt und Fürſten und Völker nach Jeruſalem geführt, und ein Rechtsgelehrter von Noyon bewirkte eine Veränderung der Religion in einem Theile von Europa und ließ ſein Wort zur Reformation der katholiſchen Kirche von Genf aus erſchallen.

Die Picardie war ein Land der geſchloſſenen Gemeinden, deren Ver-

faſſungen der Obhut aller Bürger anvertraut waren. Zu Amiens, wie in den meiſten „Städten der Geſetze", umfaßten die Verpflichtungen der Miliz den inneren Dienſt der Stadt und den Kriegsdienſt für den König, was für die Bürgerſchaft dem adeligen Aufgebot gleich kam. Bis zum Jahre 1316 ſtand die Miliz von Amiens unter der ausſchließlichen Obergewalt des Maire's, von dieſer Zeit an trat die königliche Gewalt dazwiſchen, um ſie zu organiſiren, und nun hatte die Stadt unaufhörlich mit den Capitänen zu kämpfen, welche mit dem Maire ſich in die militäriſche Polizei der Stadt theilten. So oft man übrigens in den unaufhörlichen Kämpfen des Mittelalters an den Muth der Miliz von Amiens appellirte, ſo war ſie ſtets bereit zum Aufbruch. Sie kämpfte tapfer zu Bouvines, zu Mons en Puelle, zu Poiſſy, wo ſie am 16. Auguſt 1346 durch die Armee Eduard's überwältigt wurde; ſie wohnte einer Unzahl von Belagerungen bei, nahm Theil an den Kämpfen der Ligue, und ſelbſt in neuerer Zeit findet man ſie bei der Belagerung von Lille, bei der Vertheidigung von Cadzan und vor den Junibarrikaden, an deren Fuß ſie manchen Todten zurückgelaſſen hat. Ein anderes Beiſpiel der Stellung der geſchloſſenen Gemeinden liefert Abbeville. Die Maires dieſer Stadt, die eine faſt ſouveräne Gewalt ausübten, hatten das militäriſche Commando des Platzes und ſelbſt den Befehl über die darin in Beſatzung liegenden königlichen Truppen; ſie beſaßen die hohe Gerichtsbarkeit, ſie verurtheilten ohne Appellation, mit Vollſtreckung des Urtheils innerhalb 24 Stunden, zum Tode, und um ſich zu vergewiſſern, daß ihr Spruch vollſtreckt werde, führten ſie die Schuldigen ſelbſt zum Galgen und legten ihnen unter einer väterlichen Rede den Strick um den Hals. Man ſieht hieraus, mit welcher Unabhängigkeit und Kraft gewiſſe Gemeinden im Mittelalter organiſirt waren und wie der Grundſatz der Autorität in der municipalen Verfaſſung kraftvoll durchgeführt war. Und wenn im Norden von Frankreich die Verantwortlichkeit der Beamten des Schöffengerichts bedeutend war, ſo war es ihre Unverletzlichkeit nicht minder. Die von Allen übertragene Gewalt ſollte von Allen reſpectirt werden, und die, welche ſie zu verleumden wagten, kamen nicht immer mit dem Verluſt eines Ohrs oder der Zungenſpitze durch; ſie wurden verſtümmelt und verbannt, manchmal ſelbſt gehenkt.

Der ſüdliche weinreiche Theil des Landes beſitzt, wie wir es geſehen haben, nicht den Vorzug großer Beredtſamkeit; nur in der Picardie lebt ein Geiſt des Weines in den Herzen der Menſchen, und man kann ſagen, daß, je weiter man aus der Mitte des Landes nach der belgiſchen Grenze vordringt, das Blut um ſo lebhafter wird, daß ſich die Hitze mit der nördlichen Lage erhöht. Die meiſten der großen Künſtler Frankreichs, Claude Lorrain, Pouſſin, Leſueur, Goujon, Couſin, Manſard, Le Nôtre, David ꝛc. gehören den nördlichen Provinzen an, und wenn wir nach Belgien hinüberſtreichen, wenn wir die Provinz Lüttich betrachten, wo franzöſiſche Sprache und Sitte herrſchen, ſo findet man daſelbſt Gretry.

Um den Mittelpunkt des Mittelpunktes, Paris, Isle de France, zu ſchildern, giebt es nur Ein Mittel, und dieſes iſt, die Geſchichte der Monarchie zu erzählen. Man würde ſie durch Aufzählung einiger Namen ſchlecht charak-

teriſiren; ſie haben den Nationalgeiſt in ſich aufgenommen und ihn wiederum dargeſtellt; ſie ſind nicht ein Land, ſondern gleichſam der kurze Inbegriff eines Landes. Die zahlreichen Schriftſteller, die zu Paris geboren ſind, verdanken den Provinzen viel, aus denen ihre Eltern ſtammen; ſie gehören dem allgemeinen Geiſte Frankreichs an, der in ihnen wiederſtrahlte. Man erkennt es in Billon, Boileau, Molière, Regnard, Voltaire ꝛc. leicht, daß etwas dem ganzen franzöſiſchen Geiſte Gemeinſames vorhanden iſt; und will man irgend etwas Lokales in ihnen ſuchen, ſo wird man höchſtens einen Ueberreſt des alten Bürgergeiſtes in ihnen finden, der weniger umfaſſend, als verſtändig, ſcharf, ſichtend und ſpöttiſch iſt und deſſen Beſtandtheile altfränkiſcher Humor und parlamentariſche Bitterkeit ſind. Aber dieſer eingeborene und beſondere Charakter iſt nur ſecundär, während der allgemeine vorherrſcht.

Vieles in dem Völkerleben iſt zufällig. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich ſein, wenn für Paris irgend eine Stadt an dem Rhone, der Loire oder unmittelbar am Ocean ſeine Hauptſtadt geworden wäre. Mit Paris ſind alle Franzoſen zu ſehr in das galliſche Element eingetaucht und untergetaucht worden. Dieſes Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall großen Einfluß geübt haben; aber ſicher würde dieſer Einfluß viel kleiner geweſen ſein, wenn die große Hauptſtadt nicht recht in dem galliſchen Kern gelegen hätte. Von Paris aus, welches im Mittelalter ein allgemeiner Heerd war, an dem ſich ſchon damals Kunſt und Wiſſenſchaft wärmte, iſt alles Uebrige des Reichs mehr oder weniger gefaßt und geſtaltet und modificirt; und ſo geſchieht es noch heutigen Tages. Paris iſt Frankreichs Hauptſtadt wie keine andere Hauptſtadt irgend eines europäiſchen Landes, und weil ſie durch das franzöſiſche Glück, daß ihre Sprache eine Weltſprache geworden, daß Alles, was Feinheit, Schönheit, Anmuth und Bildung im Sinn der jüngſten Vergangenheit ſuchte, daß wenigſtens alles Hochſtehende auf einige Jahre nach Paris gehen mußte, um ſich dort den Firniß ſeiner Sitten überſtreichen zu laſſen, die ſtolze Einbildung gefaßt hatte, ſie ſei wirklich die Hauptſtadt aller Bildung und Wiſſenſchaft, ſo hat dieſe Einbildung das ganze franzöſiſche Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen und hält es immer noch feſt, ſelbſt nachdem die Fremden zum Theil von dem Wahn und Vorurtheil des 17. und 18. Jahrhunderts erlöſt ſind. Paris iſt nun auch ein Mittelpunkt der franzöſiſchen Eitelkeit, welche allerdings berechtigt iſt, ſich auf ihr Volk Etwas einzubilden, aber leider dieſe Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenſchaften deſſelben legt. Denn auch die Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache iſt nicht blos etwas Zufälliges, etwa allein durch das Uebergewicht geworden, welches die Franzoſen ſeit der Mitte des 17. Jahrhunderts über die anderen europäiſchen Völker erhielten, ſondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, ſeine Klarheit und Feinheit, ſein leicht greifender Verſtand der äußeren Dinge, und das Talent der leichteſten Faſſung, Abbildung und Ausdrückung alles Geſchauten, Empfundenen und Gedachten in klarer, netter Sprache, die gleich glatten Kieſeln durch unaufhörlichen Gebrauch geſchliffen, leicht über die Zunge hingleitet und fortlispelt, der im

Ganzen leichte und mit einer gewiſſen logiſchen Geſetzmäßigkeit geordnete Bau machen ſie wirklich zu einer Weltſprache ſehr geſchickt. A. B.

Mittelalterliche Culturbilder.

I. Die Gewandſchneider-Gilde in Stendal.*)

Das Genoſſenſchaftsweſen des Mittelalters prägt ſich am charakteriſtiſchſten in den Einrichtungen der Gilden und Zünfte ab, in welchen keineswegs lediglich die Zwecke des Gewerbebetriebs verfolgt wurden. Natürlich hatte das Gildeweſen ſeinen Sitz in den Städten; es iſt mit den Städteverfaſſungen innig verbunden, und die nachweisliche Geſchichte deſſelben reicht weit hinaus.

So war z. B. die Gewandſchneider-Gilde in Stendal eine ſchon am 15. Mai 1231[1]) landesherrlich zum ausſchließlichen Betriebe der Kaufmannſchaft oder des Großhandels und beſonders des Gewandſchnittes, d. h. des Handels mit Tuchen und Wollwaaren, privilegirte Gilde oder Innung, welche eben ſo Kleinhändler oder Krämer, die nebenbei eine beſondere Innung bildeten, als Tuchmacher und ſonſtige Handwerker, in vornehmer Ueberhebung von ſich ausſchloß, gleichwohl aber, den Grundſätzen damaliger zunftmäßiger Abſchließung aller einzelnen Geſchäftszweige folgend, die Verhältniſſe ihres Geſchäftsbetriebes ganz ähnlich ordnete, wie die Handwerker in ihren Gilden.

Die Tuch- oder Lakenmacherei und die Anfertigung ſonſtiger Wollgewebe gehörte ſeit der älteſten Zeit zu den Hauptgewerben der Altmark, der Mark Brandenburg und Niederſachſens überhaupt. Ueberſeeiſche Länder, die heut wohl in feinern Stoffen dieſe Waare uns zuführen, wurden damit damals von hier vorzüglich verſorgt. Den Abſatz vermittelten die Hanſeſtädte und von dieſen beſonders Lübeck. Mitunter wurden auch von Kaufleuten der Städte, die in der Nähe der in das Meer ausmündenden Flüſſe gelegen waren, wie Magdeburg und Stendal, unmittelbare Handelsverbindungen mit dem Auslande, namentlich mit den Scandinaviſchen Ländern, auf eigenen Seeſchiffen gepflogen. Der Elbſtrom, deſſen Waſſerfülle allmälig immer geringer geworden iſt, bot damals der Schifffahrt und dem Handel eine treffliche Straße.

Unter dieſen Umſtänden war der Aufkauf der Tuche und der ſonſtigen Wollengewebe von den einzelnen minder bemittelten Verfertigern in Städten und auf dem platten Lande, ſowohl zum Ausſchnitt für inländiſche Conſumtion, als zur Ausfuhr in entfernte Gegenden, ein Geſchäft, das Kapital und Speculation vorzüglich reich belohnte und daher von den reichern Bürgern vorzugsweiſe betrieben wurde. Daß als eine Gruppe der Gewandſchneider-Gilde Stendal's im vierzehnten Jahrhundert eine eigene Seefahrer-Gilde be-

---

*) S. „Geſchichte des ſchloßgeſeſſenen adligen Geſchlechts v. Bismarck.“ Berlin 1866.

[1]) Riedel's Cod. I, XV, S. 9. 12.

ſtand[1]), deutet an, wie großartig die damaligen Handelsconjuncturen auch von Stendal ab ausgebeutet wurden. Neben dem Handel mit Tuchen und andern Wollgeweben zog dabei die Gewandſchneider-Gilde überhaupt Großhandels-Unternehmungen aller Art in den Kreis ihres Geſchäftsbereiches.

Zu ihrem Vorſtande wählte die Gilde aus ihren Genoſſen jährlich einen Gildemeiſter oder Altmeiſter der Gilde, dem zwei oder vier Aldermannen oder Altersleute zugeordnet waren. Unter der Leitung dieſes Vorſtandes wurde in drei Morgenſprachen, die regelmäßig im Jahre ſtattfanden, ſo wie in unter Umſtänden berufenen außerordentlichen Verſammlungen, über die gewerblichen Angelegenheiten der Zunft, die Beſſerung ihrer Verfaſſung, die Aufnahme neuer Genoſſen, ſowie über die an die Gilde von dem Rathe gebrachten allgemeinen ſtädtiſchen Angelegenheiten, berathen und Beſchluß gefaßt. Außer dem Altmeiſter und den Aldermannen gehörten zu dem Gildevorſtande auch wohl noch 2 bis 4 jüngere Genoſſen als „Miniſtranten," denen die Sorge für ökonomiſche Angelegenheiten namentlich für die Speiſen und das Getränk bei den Zuſammenkünften, oblag. Denn frühzeitig verknüpfte ſich mit der urſprünglichen Beſtimmung der Genoſſenſchaft, die Bedingungen eines ſoliden, gewinnreichen Geſchäftsbetriebes zu gründen und aufrecht zu erhalten, ſowohl ein ernſter religiöſer, als ein heiterer geſelliger Nebenzweck.

Für ein würdiges Leichenbegängniß verſtorbener Genoſſen, für die kirchliche Fürbitte zu ihrem Seelenheil und für die Feier der Meſſen, die dazu für erforderlich erachtet wurden, konnte nicht beſſer geſorgt werden, als indem die Gilde alle ihre Mitglieder zur Theilnahme an den Begräbniſſen von Mitgliedern und ihrer Familien verpflichtete und, anſtatt dem Einzelnen zu überlaſſen, Vigilien und Seelmeſſen ſich für Bezahlung zu beſchaffen, eigene Altäre errichtete und beſondere Prieſter dabei anſtellte. Schon 1388 gründeten die Gewandſchneider und Seefahrtsherren zu Stendal in der Marienkirche einen ſolchen Altar ihrer Gilde, der kein Nebenamt übernehmen durfte, die Verpflichtung hatte, jeden Sonntag und außerdem zwei Mal in der Woche öffentlich vor dem Volke das Gedächtniß aller verſtorbenen Gildegenoſſen mit dem Meßopfer zu feiern und Sonntags auch der Wohlthäter dieſer Stiftung noch beſonders zu gedenken. Außerdem lag dem Altariſten ob, jährlich einmal, unter Aſſiſtenz eines zweiten Geiſtlichen und mit vier Chorſchülern, bei glänzender Erleuchtung, mit Veſper, Vigilien und Frühmeſſen, ein beſonders ſolennes Todesamt für die verſtorbenen Gildegenoſſen zu begehen[2]). Bei dieſen kirchlichen Stiftungen machte die Aufnahme in die Gilde den neuen Genoſſen zugleich des Mitgenuſſes ſolcher geiſtlichen Wohlthaten theilhaft.

---

[1]) Die Gründung des Altars der Gewandſchneider in Stendal war im Jahre 1288 nach der darüber nur in einem lückenhaften Abdrucke von Lenz (Br. Urk., S. 138) und darnach von Riedel (Cod. I, XV, 36) vorliegenden Urkunde das Werk Fraternitatis pannicidarum et stagnapotentium. Im Jahre 1304 zeigt ſich eine gulda soheren i. e. nauigantium in beſtimmter Verbindung mit der gulda mercatorum (Riedel's Cod. I, XV, 83, 84). Im Jahre 1338 begegnet uns erſtere nochmals unter dem Namen gulda stagni (daſelbſt 87).

[2]) Riedel's Cod. I, XV, 36. 37.

Auf der andern Seite trat, und mit der Zeit immer überwiegender, die Gilde zugleich als eine Einrichtung zu heiterem Genuſſe geſelliger Lebensfreuden hervor. Die Kaufmannſchaft oder Gewandſchneider-Gilde hatte ein eigenes Haus erworben, und der Rath geſtattete ihr, darin eine beſondere „Trinkſtube" zu haben, die auch außer der Zeit der Morgenſprachen durch Gildebrüder und ihre Familien, neben dieſen aber nur durch von Gildebrüdern eingeführte Fremde beſucht werden durfte. Mochte nun auch in dieſen der Erheiterung und mannigfaltiger geſelliger Unterhaltung gewidmeten Räumen die herrſchende Neigung der Zeit zum Spiel und zum Trunk in ſolchem Uebermaaße ihr Weſen treiben, daß ſchon 1290 unter dem ſtrengen Altmeiſter Johann Thuritz der Beſchluß nothwendig erſchien, Mitglieder auszuſtoßen, die ſelbſt ihre Kleidungsſtücke verwürfelten, und daß ſchon um dieſe Zeit für die Haltung der Gildeverſammlungen ſtatt des Ausdruckes Gulda celebrata est der Ausdruck üblich werden konnte Gulda bibita oder gar fortiter und perfortiter bibita est[1]); ſo war gleichwohl das Gewandhaus der Stendaler Kaufmannſchaft ein Sammelplatz der beſten Geſellſchaft des gewerbreichen Ortes, in welchem dem Beſucher es gewiß nicht an gebildeter, belehrender Unterhaltung mangelte.

Auch die Männer aus höheren Ständen drängten ſich daher im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zur Aufnahme in die Genoſſenſchaft der Gewandſchneider bedeutender Städte. Beſonders gingen die Geiſtlichen darin voran. Um auch in der Aufnahme von Geiſtlichen eine gewiſſe Grenze nach unten hin zu ſetzen, ſah ſich die Stendaler Gewandſchneider-Gilde im Jahre 1304 zu dem Beſchluſſe veranlaßt, keinen Geiſtlichen künftig mehr aufzunehmen, der nicht Domherr oder wenigſtens wirklicher Beſitzer eines geiſtlichen Lehnes in Stendal ſei.[2]) Die Dompröpſte des St. Nicolaiſtiftes, die Dechanten und Domherren deſſelben, die Pröpſte benachbarter Klöſter, Magdeburger Domherren, ſowie andere Prälaten und Geiſtliche hervorragender Stellung, wurden dagegen zahlreich als Gildebrüder zugelaſſen.

Mit dem Vorbilde ſolcher Achtung bürgerlicher Geſellſchaft war inzwiſchen auch der regierende Markgraf Otto von Brandenburg ſeinen Rittern und Hofleuten perſönlich vorangegangen, indem er ſich ſelbſt als Mitglied der Gewandſchneider-Gilde in Salzwedel aufnehmen ließ.[3]) Der auch als Minneſänger gefeierte Fürſt liebte geiſtreiche Unterhaltung, Fröhlichkeit mit minniglichen Frauen, das Schachbrett, ſowie Saitenſpiel und Geſang,[4]) und konnte dies alles gewiß nirgends beſſer antreffen, als in der Elite der Bürger ſeiner Altmärkiſchen Hauptſtadt, in der Geſellſchaft der Gewandſchneider Salzwedel's und ihrer Familien. Auch Markgraf Ludwig der Aeltere, der Sohn des Römiſchen Kaiſers Ludwig, bewarb ſich daher noch den 5. Mai 1351 um ſeine Aufnahme in die Genoſſenſchaft.[5])

---

[1]) Riedel's Cod. I, XV, 83. 87.
[2]) Riedel's Cod. I, XV, 84.
[3]) Riedel's Cod. I, XIV, 33.
[4]) Von der Hagen, Brandenb. Markgrafen des Askaniſchen Stammes als Dichter ꝛc. in den Märk. Forſchungen I, 94.
[5]) Riedel's Cod. I. XIV, 100. 101.

Stendal hat gleich hohe Mitglieder ſeiner Gewandſchneider-Gilde nicht namhaft zu machen. Auch hier bewarben ſich jedoch die umwohnenden rittermäßigen Familien wetteifernd um den Vorzug, zu Genoſſen der Gilde aufgenommen zu werden. [1]) Erſt unter dem Regimente des Gildemeiſters Rulo von Bismarck wurde dieſem übertriebenen Andrange fremder, dem Gewerbsſtande nicht angehöriger Mitglieder geſteuert. Er muß Grund gehabt haben zu dem Beſchluſſe, den er im Jahre 1335 in ſeiner Mutterſprache durchſetzte, das Eintrittsgeld in die Gilde für die Zukunft auf den enormen Betrag von 6 Mark Silber — „ine gratia“ — zu erhöhen, auch die Bedingung des drei Mal zu wiederholenden Nachſuchens der Genoſſenſchaft in aufeinander folgenden Morgenſprachen für Gewerbetreibende zu erneuen und von letzterer Förmlichkeit nur Kinder der Gildegenoſſen, ſowie „in Stendal belehnte Geiſtliche, Ritter, Knappen und ſonſt würdige Adlige“, ferner entbunden ſein zu laſſen. [2])

Die Folge dieſer Beſchlüſſe war, daß der Begehr des Eintrittes Fremder in die Gewandſchneider-Gilde nach dieſer Zeit erheblich abnahm. Bald darauf beraubte auch eine aufrühreriſche Bewegung der ärmern Bürgerſchaft die Stadt eines großen Theils ihrer reichern Angehörigen und die Gilde ihres Gewandhauſes. Die beibehaltene Trinkſtube wurde allmählig weniger mehr von gebildeten Familien beſucht und traten darin ſpäter Mißverhältniſſe hervor, welche endlich ſogar zur Schließung derſelben hinführten, da noch 1479 und 1485 erlaſſene Ermahnungen des Rathes, nicht nach 10 Uhr zuſammen zu bleiben, nicht durch Zutrunk zur Unmäßigkeit ſich zu verleiten, nicht thätlich ſich zu mißhandeln und keine übel berüchtigte Frauenzimmer dahin mitzubringen, die gebührende Beachtung nicht gefunden hatten. [3]) Im Jahre 1493 wurde zwar die „Kumpanie der Kopmanne“ mit ihrer Trinkſtube wieder hergeſtellt, unter der Bedingung, dem Rathe gehorſam zu ſein,

[1]) Die noch ſo häufige Aufnahme ſolcher Gildegenoſſen, die man heute wohl Ehren- oder außerordentliche Mitglieder nennen würde, gab gleichwohl zu einer Verwechſelung derſelben mit den bürgerlichen, durch ihren Geſchäftsbetrieb genöthigten Mitgliedern keine Veranlaſſung. In der Regel werden beide Klaſſen von Aufgenommenen deutlich genug unterſchieden. Wir geben hier als Beiſpiel nur eine von dem Schreiber der Gilde hinterlaſſene Notiz über die Receptionen vom Jahre 1328, weil darin zugleich die Aufnahme eines ſpäter noch oft zu erwähnenden Bürgerſohnes, des Claus von Bismarck, bekundet wird. Es heißt in jener Notiz:

Anno domini, M° CCC° XXVIII proxima dominica Bartholomei biberunt guldam. Tunc fuit magister Jacobus de Sladen loco nicolai gunteri, quia infirmus fuit. — Tunc istis dabatur gulda: Domino bernardo de belitz, canonico in Magdeburg, Domino de Ostheren, decano in stendal, et suo fratri domino Conrado, Sinekino de Buch, Hinrico de Rochowe, Ott. de koninggesmark, domino de Osten Rindekino, Arnoldo de rossow, Gropeken hen. de koninggesmarck; item de burgensibus isti guldam acquisiuerunt: Johannes de bismarck, henr de kokede, Coppe belcowe, willekinus de arneborch, thidericus borchen, Conradus vrigensten, tilo de scadewer, Ghiso frater wineker de skadewer, nicolaus de bismarck, filii (sic) rulonis, Jordanus vlasmenger, willekinus de osenbruske, mersceko, hinricus kregemester et Coppe filius Jacobi de sluden. Riedel's Cod. I, XV, 85.

[2]) Riedel's Cod. I, XV, 86.

[3]) Riedel's Cod. I, XV, 194. 405.

ſich mäßig, gebildet und anſtändig in der Trinkſtube zu verhalten, Niemand zu verſpotten, Geſchrei und andere Ungehörigkeiten zu vermeiden, auch keine ungeziemende Geſänge zu ſingen.[1]) Doch die Zeit war vorbei, in der die Stendaler Kaufmannſchaft für die gebildete Geſellſchaft die frühere Bedeutung haben konnte. Sie war längſt von der einſtmaligen Höhe ihrer Gewerbsblüthe tief herabgeſunken.

Miscellen.

Berlin. [Todesfälle.] Zwei durch politiſche und ſociale Stellung hervorragende Männer ſind in jüngſter Zeit durch plötzlichen Tod hinweggerafft worden.

Der Königliche Kammerherr Graf Alphons von Taczanowski, welcher am 10. d. Mts. früh nicht bei beſtem Befinden Mylius Hotel zu Poſen verließ, iſt zwiſchen Neuſtadt und Pleſchen, in ſeinem Wagen ſitzend, vom Schlage getroffen, ſofort geſtorben. Nicht nur der Pleſchener Kreis, der dem hochgeſinnten Manne unter vielem Anderen den Bau eines großen Armen-Krankenhauſes verdankt, ſondern auch die Provinz erleidet durch dieſen Todesfall einen ſchmerzlichen Verluſt. Graf Taczanowski war 51 Jahre alt. Er war ſo eben aus Berlin zurückgekehrt. Graf Taczanowski beſaß eins der größten Grund-Vermögen in der Provinz. Er ſoll aus demſelben ein Fidei-Kommiß gebildet haben, das vermuthlich einem ſeiner Neffen zufällt, da der Verſtorbene kinderlos war.

An demſelben Tage iſt hier in Berlin in Folge eines Herzſchlags der Major a. D. Dr. Heinrich Beitzke verſchieden.

Heinrich Ludwig Beitzke wurde am 15. Februar 1798 im Pfarrhauſe zu Muttrin bei Belgard (Pommern) geboren, und wuchs, da der Vater bereits 1803 ſtarb, in der ärmlichen Prediger-Wittwen-Wohnung des Dorfes heran, bis er, 13 Jahre alt, nach Kolberg kam, um in der ſtädtiſchen Bürger-Schule den Unterricht zu genießen. Ein Gönner wollte ihn Militär-Arzt werden laſſen; aber um bald ſein Brot zu verdienen, nahm der Jüngling, faſt noch Knabe, im Herbſt 1813 Gerichts-Schreiberdienſte. Am Liebſten wäre er mit zu Felde gegangen. Dieſer Wunſch wurde ihm aber erſt 1815 gewährt, als eine kleine Erbſchaft ihn in den Stand geſetzt, ſich als Freiwilliger zu equipiren. Im Mai zur Armee abgegangen, trat er in's 1. Pommerſche Regiment ein, mit welchem er die Belagerung von Maubeuge und Philippeville mitmachte, avancirte Ende September zum Portepée-Fähnrich im 21. (4. Pommerſchen) Linien-Regiment, konnte aber, da inzwiſchen der Friedens-Schluß erfolgte, das Offizier-Patent nicht mehr im Felde erwerben, ſondern mußte von ſeiner Garniſon Mainz aus die vorſchriftsmäßigen Examina beſtehen. Im November 1817 zum Seconde-Lieutenant ernannt, trat er bald darauf in die allgemeine Kriegs-Schule zu Berlin ein. Sein Regiment war inzwiſchen vom Rhein nach Pyritz in Pommern verſetzt. Dorthin begab er ſich im Sommer 1821. Nachdem er einige Zeit bei den topographiſchen Landes-Vermeſſungen des Generalſtabes thätig geweſen, ward er 1828 als Lehrer der Geographie zur Diviſionsſchule zu Stargard in Pommern commandirt, und 1831 zum Premier-Lieutenant befördert. Während dieſer Zeit veröffentlichte er einen Band „Gedichte." In's Regiment zurückgetreten, ward er 1839 Hauptmann und Compagnie-Chef im Füſilier-Bataillon, vermählte ſich 1840 mit der Tochter ſeines Bataillons-Commandeurs von Borries, veröffentlichte 1843 ein Buch: „Die Alpen, ein geographiſch hiſtoriſches Bild," und nahm im Jahre 1845 ſeinen Abſchied. Als Major a. D. von Kolberg nach Cöslin übergeſiedelt, ſchritt er zur Ausführung ſeines längſt gehegten Planes, „die Geſchichte

[1]) Riedel's Cod. I, XV, 432.

der deutſchen Freiheitskriege von 1813 und 1814" zu ſchreiben. Der erſte Band davon erſchien 1854, die beiden andern Bände folgten 1855, und 1856 ſchloß ſich ihnen die „Geſchichte des ruſſiſchen Feldzuges von 1812" an. Selten iſt eine Schrift mit größerer Anſpruchsloſigkeit an die Oeffentlichkeit getreten, und doch mit ſo einſtimmigem und nachhaltigem Beifall begrüßt worden. Schon 1859 mußte eine zweite und 1863 eine dritte Auflage veranſtaltet werden. Die Univerſität Jena verlieh dem Verfaſſer, als ganz beſondere Auszeichnung, bei ihrem 300jährigen Jubiläum 1858 die philoſophiſche Doctor-Würde. In demſelben Jahre ward B. in das Abgeordnetenhaus gewählt, in welchem er ſeitdem erſt den Anclamer, dann bis zu ſeinem Tode den Hamm-Soeſter Wahlkreis vertrat, indem er ſich der Fortſchrittspartei anſchloß. Im Jahre 1865 veröffentlichte er, als Fortſetzung ſeines berühmten Geſchichtswerkes, in zwei Bänden „die Geſchichte des Jahres 1815," und im vorigen Jahre die Lebensbeſchreibung und nachgelaſſenen Schriften von Friccius.

Hannover. In trauriger Verblendung trägt ſich das Welfenhaus noch immer mit der Hoffnung auf einen Umſchwung der Dinge zu ſeinen Gunſten, und verſchmäht kein Mittel der Agitation, dieſe trügeriſche Hoffnung auch im Lande zu wecken, indem es, undeutſch genug, ſich nicht entblödet, ſolche ſelbſt durch Hinweiſung auf eine bevorſtehende Dazwiſchenkunft des Auslandes zu beleben.

Wie ſchwer gerade die treuen Anhänger der vormaligen Herrſcher-Familie dies empfinden, davon giebt folgende, an den König Georg gerichtete Mahnung Zeugniß:

„Offenes Sendſchreiben an Se. Majeſtät König Georg V. von einem hannover'ſchen Geiſtlichen.

Ew. Majeſtät hat ſich Schreiber dieſes früherhin wiederholt mit allerunterthänigſten Zuſchriften und Bitten genaht. Die erſteren enthielten Bezeugungen ſeiner und ſeiner Gemeinde Hingebung und Antheilnahme an Ew. Majeſtät und Allerhöchſtdero erlauchten Hauſes Erlebniſſen; von den Bitten hat ſich keine einzige auf eine Gnade oder Gunſt für ſeine Perſon oder ſeine Angehörigen bezogen. Sie bezielten ohne Ausnahme nur das Intereſſe Anderer. Vielleicht führen dieſe Andeutungen Ew. Majeſtät Erinnerungen auf meinen Namen. Indeß kommt auf dieſen nichts an, wenn nur die Wahrheit der Sache für ſich ſpricht.

Was mich zu dieſem Schritte treibt, iſt ein Anliegen, das jetzt ſo recht in der Mitte und im Kern des hannover'ſchen Volkes viele, ja die Mehrzahl der Ew. Majeſtät in dankbarer Erinnerung anhänglichſten Herzen tief bewegt. Wir möchten Gewißheit haben für unſere Ueberzeugung, daß das hin und wieder auftauchende Gerede von Erwartung oder gar von Anſuchung deutſchfeindlicher Genoſſenſchaft und Hilfe nichts weiter iſt, als eine Verleumdung!, welche den reinen Namen der Welfen zu beflecken ſich bemüht.

Als Ew. Majeſtät „in landesväterlicher Erwägung der peinlichen, die Gewiſſen beängſtigenden Lage, in welche viele der getreueſten Unterthanen durch den Widerſtreit gerathen mußten, der ſich zwiſchen den aus der Umgeſtaltung unſerer ſtaatlichen Verhältniſſe erfließenden Anforderungen und der Einhaltung jener Verpflichtungen ergab, welche Ew. Majeſtät gegenüber im Unterthanen-Verband begründet, und in vielen Fällen durch Huldigungs- oder Dienſteid bekräftigt waren," uns von letzteren hochherzig zu entbinden geruhten, geſchah das „unter dem Vorbehalt eines Wiederaufleben derſelben auf die Zeit, wo Ew. Majeſtät Allerhöchſtſelbſt oder einer Ihrer ſucceſſionsberechtigten Nachfolger zur Ausübung der Regierung im Königreich wieder gelangen würde." Ob es im Plane der göttlichen Weisheit liegt, dieſen Fall herbeizuführen, — welcher Menſch darf ſich vermeſſen, darüber ein Urtheil haben zu wollen! Wir wiſſen nur, daß weder ein Volk als ſolches, „noch auch ein Herrſcherhaus," die Verheißung hat, bis an der Welt Ende zu dauern, oder in Verbindung zu bleiben. Nur das Haus Davids und das Volk des Alten Bundes hatten eine ſolche Verheißung. Aber ſie erfüllt ſich im Geiſte des Neuen Bundes an dem Sohne Davids, deß Reich

nicht von dieſer Welt, und der doch zugleich ein König aller Könige und ein Herr aller Herren iſt, und an dem Volk ſeines Eigenthums, welches nicht nach Ländern und Zungen, ſondern im Glauben an ſeinen Namen ein Volk, das rechte Iſrael Gottes iſt. Alles andere Volkthum und Königthum auf Erden iſt in den Verlauf des geſchichtlichen Werdens, Wachſens und Vergehens — Jerem. 18, 7–10 — verflochten, und wir Menſchen können dem gegenüber nichts als uns in die darin waltende göttliche Weisheit und Fügung anbetend ergeben, und harren, ob aus dieſer eine Wendung komme.

Freilich ſoll daneben der Menſch auch das Seine thun. Was aber dieſes „Seine," ſeine Aufgabe iſt, wird ihm, wenn er reinen Sinnes aufmerkt, ſeinerzeit jedesmal gezeigt werden. Dagegen was nicht das Unſere iſt, was wir, wie auch Lage und Umſtände ſein mögen, nicht thun dürfen, das iſt uns ſchon zum Voraus für alle Fälle, wie in Gottes Wort, ſo in Gottes Walten, in der Geſchichte, hell gezeigt.

Und wenn nun irgend etwas für Ew. Majeſtät und Allerhöchſtdero Haus, wie für das hannover'ſche Volk, unwiderſprechlich klar iſt, ſo iſt es dies: daß nach der Geſchichte des Welfenhauſes und des mit ihm ſeit Jahrhunderten verbunden geweſenen Volkes kein Glied jenes Hauſes und dieſes Volkes jenſeits des Rheins Hülfe oder Bündniß ſuchen darf; Jeſaias 30, 1–3. War da je Hülfe zu finden? Haben die Stuart'ſchen Prätendenten dort etwas anderes erfahren, als den Verbrauch zu jenſeitigen Zwecken?

Ueberhaupt, wenn für einen auch im Falle mit gottergebenem Hoffen ſtill und groß ſeine Würde wahrenden König, und für ſein in wehmüthigem Fügen um ihn trauerndes Volk die Geſchichte für alle Zeiten ihre Ehren bereit hält, ſo ſitzt ſie dagegen über einen unruhig gegen Gottes Schickungen ſich ſträubenden Prätendenten, und über deſſen aufgeſtachelte oder unter ſeiner Fahne das Ihre ſuchende Parteien unerbittlich verdammend zu Gericht.

Ew. Majeſtät wird — das wiſſen wir — Ihren Ahnen und der glorreichen Tradition Ihres erlauchten Hauſes nicht abfällig werden, aber in unſern verworrenen Tagen — und daß dies geſchehe, darauf geht vieler, vieler patriotiſcher Herzen innigſter Wunſch — würde eine offene Erklärung aus Ew. Majeſtät Mund ein Troſt und ein Segen ſein. Es gilt, nach außen dem lauernden Fremden die Möglichkeit abzuſchneiden, in ſeine Berechnungen als einen willkommenen Factor die Schmach des Abfalls von ſeiner Geſchichte und ſeinem altbewährten deutſchen Sinn zu ziehen, welche er einem Fürſtenhauſe zugemuthet, das ſeit ſeinem erſten Auftauchen in der Geſchichte, und einem Volksſtamm, der von Hermann des Cheruskers Tagen her ſich nie mit ſolcher Schmach befleckt hat. Es gilt, nach innen den Eifer vieler guten Gewiſſen vor ſchwerer Verſuchung zu bewahren.

Eine Krone von Gottes Gnaden iſt eine Herrlichkeit, aber dem, der ihrer verluſtig ging, iſt, wenn er getreu bleibt im gottgefälligen Hoffen, eine noch herrlichere verheißen. Eine Krone aus der Hand fremden, feindſeligen und ſelbſtſüchtigen Uebermuths iſt eine Erniedrigung für den, der ſie nimmt, und für das Volk, das zu ihr aufſehen ſoll, als zur Krone ſeines Herrn.

Möge Gott der Herr in Gnaden Ew. Majeſtät und das Volk Hannovers bewahren, ſelbſt vor der Verſuchung zu einem hierauf gerichteten Verſuch."

Paris. [Die Deutſchen in Paris.] Die „Revue moderne" veröffentlicht eine Arbeit von Ludwig Bamberger über die Deutſchen in Paris. Es iſt dieſelbe eine geiſtreiche, anziehende Schilderung der Zuſtände, ſo wie des Lebens und Treibens der deutſchen Colonie an der Seine, und nimmt mit Recht das Intereſſe ſowohl derer, welche in die Pariſer Verhältniſſe eingeweiht ſind, als auch derer, welche ſich mit denſelben vertraut machen wollen, in Anſpruch. Die Arbeit Bamberger's iſt für das durch die Ausſtellung in's Daſein gerufene Werk von Lacroix und Verböckhoven, „Paris-Guide", beſtimmt, in deſſen zweitem Theil ſie einen ebenbürtigen Rang neben den Er-

zeugniſſen der erſten ſchriftſtelleriſchen Kräfte Frankreichs zu behaupten berufen iſt! Vergangenes und Gegenwärtiges ſteht darin, und die langen bunten Reihen deutſcher Geſtalten von den Straßenkehrern der Villette bis zu den Millionären der Rue Laffitte und der Rue de Provence, Handwerker, Kaufleute, Aerzte, Literaten, Paſtoren und Jeſuiten, ſind in meiſterhaften Zügen geſchildert. Bamberger hat ſehr ſorgfältige Nachſuchungen über die eigentliche Stärke der hier anſäſſigen Deutſchen angeſtellt und iſt mit Benutzung ſelbſt der neueſten officiellen Zählungen zu einem Reſultate gelangt, das ſo weit hinter den gewöhnlichen Annahmen von 80 bis 120,000 têtes carrées zurückbleibt, daß er ſelber die Genauigkeit der ihm mitgetheilten ſtatiſtiſchen Daten in gerechten Zweifel zieht. Es befänden ſich, laut der im vergangenen Jahre vorgenommenen ſtädtiſchen Zählung, in Paris, mit Einſchluß von St. Denis und Sceaux, 34,273 Deutſche aus den ehemaligen Bundesländern, die Deutſchöſterreicher mit inbegriffen, gegen 33,088 Belgier, 10,687 Schweizer, 9106 Engländer, 7903 Italiener, 6254 Holländer (wahrſcheinlich zum größten Theile Luxemburger) u. ſ. w. Von dieſen officiell conſtatirten 34,273 Deutſchen wohnen 3019 in der Villette, wo ſich die Hauptniederlaſſung der Straßenkehrer um die ehemalige Richtſtätte von Montfaucon, auf der heute die proteſtantiſche Miſſion ihren Tempel und ihre Schulen erbaut hat, immer dichter zuſammenſchaart. In dem Chauſſée-d'Antin-Quartier, einem der glänzendſten von Paris, wohnen 2700 Deutſche, größtentheils der Bank und dem höheren Geſchäftsleben angehörig. Am ſchwächſten, durch 5 bis 600 Köpfe, iſt das deutſche Element in den weſtlichen Stadttheilen, in Grenelle, Auteuil und Paſſy vertreten.

Paris. [Militäriſches.] Der franzöſiſche Staatsrath hat in ſeiner Sitzung am 10. d. M. die Discuſſion über den Geſetz-Entwurf, betreffend die Reorganiſation der Armee geſchloſſen, und denſelben bis auf unerhebliche Abänderungen angenommen. Die wichtigſten Beſtimmungen der am genannten Tage noch angenommenen Artikel ſind folgende: 1) Die jetzt in activem Dienſte ſtehenden Militärs, die am 1. Januar 1868 fünf Jahre gedient haben, gehen vier Jahre in die Reſerve über; 2) die Nationalgarde beſteht aus den Leuten, die nicht zum activen Dienſt berufen waren, entweder ihrer Nummer oder eines legalen Exemptionsfalles wegen, ſo wie aus den Leuten, die fünf Jahre in der Reſerve waren; 3) in der mobilen Nationalgarde iſt freiwilliges Engagement und Stellvertretung zuläſſig; 4) die Reviſionsräthe können junge Leute, die als Stützen der Familie erwieſen ſind, bis zu 10 Procent vom Dienſte der Nationalgarde entbinden; 5) die mobile Nationalgarde kann außerhalb des Arrondiſſements nur durch kaiſerliches Decret, und wenn es auf mehr als 20 Tage gilt, nur durch Geſetz zuſammengezogen werden; 6) die Leute von den Klaſſen 1866 bis 1868 incl. werden, wenn ſie unverheirathet oder kinderloſe Wittwer ſind, zur mobilen Nationalgarde auf vier-, drei- oder zweijährigen Dienſt, je nach der Klaſſe herangezogen werden. Im Ganzen hat die Regierung der öffentlichen Meinung in dieſer Angelegenheit ungewöhnlich viele Conceſſionen gemacht. Die Beſtimmungen, über welche die Vereinbarungen zwiſchen Staatsrath und Kammer-Ausſchuß nunmehr getroffen ſind, betreffen den Beſtand des Landheeres, active Armee und Reſerve, zu 800,000 Mann; auf dieſer Baſis ſoll jährlich das Contingent durch Geſetz berufen werden; die Militär-Exoneration fällt weg, und das Einſtellungs-Syſtem nach dem Geſetze von 1832. Doch ſoll für 200 Francs, welche in die Dotations-Kaſſe kommen, ein Einſteller geſtellt werden. Ueber letzteren Punkt wurde lebhaft geſtritten.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Nach dem die Londoner Conferenz der Welt den Frieden gegeben hat, nach welchem alle Welt so sehnlich verlangt hatte, finden sich doch diesseits und jenseits des Rheines Stimmen genug, welche sich mit dem gewonnenen Resultate nicht zufrieden erklären.

In Deutschland überwiegt indeß die verständige Auffassung und Würdigung der Verhältnisse und Preußen kann die etwaigen Stachelreden um so ruhiger ertragen, als ihm die Zustimmung aller Leute von politischer Einsicht gewiß ist, und der Vorwurf, welcher der französischen Regierung deshalb gemacht wird, daß sie von der beabsichtigten Incorporirung des Großherzogthums zurückgewichen sei, den Vorwurf aufhebt, daß Preußen eine Schmälerung Deutschlands zugelassen habe.

Obwohl nun auch die französische Regierung sich in derselben Weise rechtfertigen könnte, so ist sie doch darum in einer schwierigeren Lage, weil sie gerade eines recht glänzenden Erfolges bedurfte, um ihr Prestige zu retten, oder doch einer fortgesetzten Verwickelung, um die Durchsetzung der beabsichtigten Armee-Organisation zu sichern. Der Abschluß des Londoner Vertrages traf aber so ziemlich mit der offiziellen Meldung von dem Ende der mexikanischen Expedition zusammen, indem der „Moniteur" die Ankunft des „Auber" mit dem Rest der Expeditionstruppen auf der Rhede von Brest (9. Mai) anzeigte. Zwar wünschte der „Moniteur" bei dieser Meldung sich Glück über den guten Gesundheitszustand der zurückkehrenden Truppen; aber von dem, was sie erkämpft hatten, blieb ihm nichts zu sagen.

Die Rose von Puebla ist also vollständig entblättert; nur die Dornen einer verfehlten Politik sind geblieben und die Wunden, welche sie dem französischen Nationalgefühl geritzt, verlangten Balsam. — Aus dem Londoner Vertrage aber entnahm man keinen Balsam, sondern ätzende Kritik. Wozu jetzt, da der Friede hergestellt ist — sagte man — eine Armee von 800,000 Mann? Der Streit über die Armee-Organisation drohte sehr ernst zu werden; er schien ganz und gar den Charakter eines Conflicts annehmen zu wollen und die Gefahr lag nahe, daß der gesetzgebende Körper seine verfassungsmäßigen Rechte ernsthaft nehmen könne; indeß hofft man, daß es dem Präsidenten Schneider gelingen werde, den Streit zu schlichten.

Die Commission hat nämlich ein Amendement beantragt, wonach die Armee „auf komplettem Fuße" 800,000 Mann betragen soll. Dies würde eine Feststellung des jährlichen Contingents je nach den Verhältnissen möglich

machen; der Staatsrath will aber folgende Faſſung: „Die Stärke der Armee beträgt 800,000 Mann.“ Wie man indeſſen hört, iſt der Kaiſer zur Nachgiebigkeit geſtimmt, vielleicht auch aus Rückſicht auf England, welches ja ſo dringend die allgemeine Entwaffnung betreibt, daß L. Napoleon mindeſtens den Verdacht einer übertriebenen Aufbietung der franzöſiſchen Militärkraft von ſich ablehnen möchte. In dieſer Abſicht kommt der franzöſiſchen Regierung auch das „Journal des Débats“ zu Hilfe, welches, indem es die Conſequenzen der Luxemburger Angelegenheit zieht, den bisherigen franzöſiſchen Rüſtungen jeden offenſiven Charakter abſpricht. Es ſagt:

„Es iſt kein Geheimniß, daß unſere militäriſche Organiſation ſehr unvollkommen war, und daß wenn man in's Feld hätte rücken ſollen, es wohl nicht an Mannſchaft gefehlt, dieſelbe aber ſchlecht bewaffnet geweſen wäre. Wir hätten viele Soldaten, viele Offiziere und viele Generale gehabt, die in tüchtiger Weiſe ihre Pflicht gethan hätten, aber in Bezug auf die Ausrüſtung hätten ſie ſich unter ſchlimmen Bedingungen ſchlagen müſſen. Dieſer Umſtand kann Niemandem beſonders zum Vorwurfe gemacht werden, denn Jedermann trägt die Mitſchuld daran. Die luxemburgiſche Angelegenheit hat darüber Aufklärung verſchafft. Die Möglichkeit eines ernſthaften Krieges mit Preußen hat daran denken laſſen, die unvermeidlichen Vorbereitungen zu treffen, wie man ſie von einer vorſichtigen Regierung erwarten muß. Die Kriegs-Verwaltung iſt auf der Stelle mit derjenigen Energie und Emſigkeit an's Werk gegangen, die ihr ſtets eigen ſind, ſobald die Umſtände es erheiſchen, und mit der Mächtigkeit der Mittel, über die ſie verfügt. Sie hat ſchon Vieles geleiſtet, aber es bleibt noch Vieles zu thun übrig, und wir beharren bei der Hoffnung, daß ſie nicht erſchlaffen wird. Heute, wo der Friede unterzeichnet iſt, wird Niemand, ſelbſt in Berlin nicht, glauben, Frankreich nähre den geheimen Gedanken, nächſtens Preußen den Krieg zu erklären, und rüſte für dieſen Fall. Wir ſprechen es laut aus und ſind überzeugt, damit dem öffentlichen Gefühle Ausdruck zu verleihen: Frankreich hat nicht die mindeſte Luſt, Krieg gegen irgend wen zu führen, Frankreich will den Frieden, aber es will auch für jedes Ereigniß bereit ſein. In dieſer Beziehung beſteht eine frappirende Aehnlichkeit zwiſchen der Situation von heute und derjenigen von 1840, nach der Unterzeichnung des Vertrages vom 15. Juli. Die vier Mächte, welche dieſen Vertrag untereinander eingingen, wandten ein ſchlimmes Verfahren gegen uns an, welches, durch Nichts gerechtfertigt, von der geſammten Nation lebhaft empfunden wurde. Die Aufregung war ſo groß, daß der Krieg unvermeidlich ſchien, und die Regierung ſich darauf vorbereiten mußte. Aber man war in keiner Weiſe gerüſtet. Das Miniſterium ergriff daher, und unter ſeiner Verantwortlichkeit, die entſchiedenſten Maßregeln, nahm keinen Anſtand, ſofort die Befeſtigung und Armirung von Paris zu dekretiren, wozu nicht weniger als 2000 Kanonen erforderlich waren. Gott ſei Dank, heute iſt es nicht mehr nöthig, Paris zu befeſtigen; aber unſere Feſtungen im Oſten und Norden befinden ſich keineswegs im richtigen Verhältniſſe mit den Fortſchritten, welche man in der Kunſt des Angriffs und der Vertheidigung gemacht hat, ſondern es liegen an unſerer Grenze Plätze, die man trotz unſerer Wachſamkeit wegnehmen könnte. Wir glauben daher, daß die Regierung, wie es im Jahre 1840 geſchah, gut daran thun würde, die Erregung, welche ſich in Folge der luxemburgiſchen Angelegenheit in ganz Frankreich kundgegeben hat, dazu zu benutzen, um unſer Vertheidigungs-Syſtem zu vervollſtändigen.“

Nun — wir wollen es dem franzöſiſchen Blatte durchaus nicht beſtreiten, daß Frankreich in ſeinem Heerweſen und was damit zuſammenhängt, Manches nach zu holen habe und würden daher, falls die Anträge Englands lediglich auf Abrüſtung hinaus liefen, einen etwaigen Einwand Frankreichs, daß es gar nicht offenſiv gerüſtet habe, bis zu einem gewiſſen Grade für gerechtfertigt halten.

Indeſſen ſcheint England mehr zu verlangen; es ſcheint eine allgemeine Entwaffnung Europa's, als Vorbereitung zu einem ewigen Frieden herbeiführen zu wollen. Ein ſolches Verlangen könnten wir lediglich mit unſeren beſten Wünſchen begleiten, wenn man uns klar gemacht haben wird, wie es praktiſch durchzuführen ſein würde.

Vielleicht findet der Fürſten-Congreß, welcher nächſten Monat ſich in Paris zuſammenfinden wird, in zwangloſem Meinungs-Austauſch des perſönlichen Verkehrs, wenn auch nicht die Möglichkeit einer allgemeinen Entwaffnung, doch die Möglichkeit einer friedlichen Verſtändigung über gewiſſe Fragen, welche jedenfalls manchen Zündſtoff in ſich tragen, z. B. über die orientaliſche Frage.

Dieſe Frage, eigentlich ein ganzes Bündel von Fragen, ſcheint jetzt wieder in den Vordergrund treten zu wollen; aber nur in ſofern, als man einzelne Fragen aus dem großen Gebund heraus nimmt.

An die Hauptfrage: die vollſtändige Verdrängung der Türken aus Europa und die Entſcheidung über den Beſitz Konſtantinopels — ſcheint keine Macht in Europa zur Zeit herantreten zu wollen; ſelbſt Rußland nicht, obwohl dieſes vielleicht der Ueberzeugung iſt, daß jene Hauptfrage ſich in Zukunft leichter löſen laſſen wird, je mehr man inzwiſchen von der Türkei ſelbſt abgebröckelt hat.

Gegenwärtig handelt es ſich um Candia und deſſen Zuſchlagung zum griechiſchen Königreiche, für welches Rußland jetzt durch die Verlobung des Königs von Griechenland mit der Großfürſtin Olga noch ein Familien-Intereſſe gewonnen hat.

Wie man hört, ſind von Seiten Frankreichs und Rußlands bereits dringende Vorſtellungen nach dieſer Richtung hin erhoben worden, aber vergeblich. Selbſt dem ſinnvollen Vorſchlage einer allgemeinen Volks-Abſtimmung hat die Pforte kein Gehör geſchenkt, obwohl ſie bei entwickelterem Kulturzuſtand gewiß mehr Vertrauen zu dieſem von der europäiſchen Staatskunſt entdeckten Univerſal-Heilmittel empfinden würde. Aber ſie wird die Medizin, welche ihr ſo bitter vorkommt, ſchließlich doch einnehmen müſſen, wenn ſie ihr nicht mehr blos von dem einen oder andern Arzte, ſondern von einem Collegium medicum verordnet wird.

Die ruſſiſche Preſſe macht aus dieſer Zuverſicht gar kein Hehl; das „Journal de St. Petersbourg" ſagt vielmehr:

„Alle Mächte müſſen wünſchen, daß die Atmoſphäre des Friedens (welche die Londoner Conferenz verbreitet) nicht durch den Pulver- und Blutgeruch, der ſich im Orient erhebt, verdorben werde. Iſt es denn unmöglich, daß ſie ſich gegenſeitig von der Uneigennützigkeit ihrer Abſichten überzeugen, und muß es unter ihnen immer Einige geben, welche nicht zugeben wollen, daß die Regierungen von den reinen Gefühlen der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit die doch am Ende in der Bruſt der Ehrenmänner aller Völker ruhen, beſeelt werden können und müſſen?"

An einer anderen Stelle ſagt das genannte Blatt: „Wir ſind keineswegs überzeugt, daß das Heil des ottomaniſchen Reiches ein Ding der Unmöglichkeit ſei. Damit dieſe Regierung gerettet werde, iſt es hinreichend, daß ſie den Weg verlaſſe, der ſie in's Verderben führt. Ihre Aufgabe iſt ohne Zweifel eine ſchwierige; ſie kann ſie nicht ohne eine gewaltige Energie, ohne eine ſeltene Kraftanſtrengung löſen; aber es

wäre der europäiſchen Großmächte würdig, ſie ihr zu erleichtern, und es iſt, um einen bekannten Vergleich zu gebrauchen, zur Heilung dieſes chroniſchen Kranken nicht ein Arzt erforderlich, ſondern eine weiſe und achtſame Conſultation.

Möge daher dieſe Conſultation der Londoner Conferenz folgen.

Wenn Amputationen nöthig ſind, ſo rathe man ſie an; der Rath mehrerer Aerzte wird gewöhnlich beſſer befolgt, als der eines einzelnen und kann auch, ohne die Unabhängigkeit des Kranken zu gefährden, gegeben werden. Wenn derſelbe aber das Heilmittel zurückweiſt, ſo überlaſſe man ihn ſeinen Leiden und übertrage die Sorgen, welche er verſchmäht, auf die Unglücklichen, welche darum flehen; denn die Folgen blinder Hartnäckigkeit dürfen doch am Ende nicht auf unſchuldige Opfer zurückfallen."

Bis jetzt iſt dem Eigenſinn des widerwilligen Kranken der Umſtand zu Hilfe gekommen, daß in dem europäiſchen Medicinal-Collegium ſelbſt keine Einigkeit hinſichtlich der Cur-Methode herrſcht; indem England ſich von den ruſſiſch-franzöſiſchen Beſtrebungen in Konſtantinopel fern hält und auch Oeſterreich zur Abſtinenz beſtimmt zu haben ſcheint.

Dieſer Antagonismus Frankreichs und Englands in der orientaliſchen Frage ſtimmt ſchlecht zu den Conſequenzen, welche das „Journal des Déb." aus dem Verlauf und der Entwickelung der luxemburger Angelegenheit zieht, als deren erſte es, indem alles Verdienſt um das Zuſtandekommen der Conferenz und die glückliche Löſung der Frage, unter Uebergehung der Bemühungen Oeſterreichs, England zugewieſen wird — die Wiederbelebung und Beſtärkung der entente cordiale zwiſchen Frankreich und England bezeichnete.

Das „Journal des Débats" muß alſo hinſichtlich dieſer entente nicht gut unterrichtet geweſen ſein, oder es hat abſichtlich eine Unwahrheit geſagt, um recht grell hervorzuheben, daß Frankreich ſich in einem guten Einvernehmen mit Oeſterreich — nicht weiß oder wiſſen will.

Inzwiſchen hat auch der Kaiſer von Oeſterreich ſeine Abſicht anzeigen laſſen, die Pariſer Ausſtellung beſuchen zu wollen und das europäiſche Conzert dürfte alſo ziemlich vollſtimmig werden.

Sehen wir vorläufig ab von dem eben ſo glänzenden, als erhabenen und vorausſichtlich folgenreichen Schauſpiel, welches ſich in Paris vorbereitet, um noch mit einem Blicke unſere deutſchen Zuſtände ins Auge zu faſſen, ſo iſt unverkennbar, daß der Einheitsgedanke immer mehr Wurzel faßt; daß diejenigen durchaus im Unrecht waren, welche prophezeiten, daß er durch die Mainlinie entzweigeſchnitten werden würde. Die preußiſche Politik findet in ihrer wahrhaft deutſchen Richtung überall die glänzendſte Rechtfertigung, und die Einwendungen und ſchlimmen Prophezeiungen ihrer Gegner werden ſo raſch durch die Thatſachen und die natürliche Entwickelung der Dinge widerlegt, daß die Oppoſition in Preußen es vorziehen zu wollen ſcheint, ſtatt einen Kampf gegen die Regierung fortzuſetzen, aus welchem ihr nur Niederlagen erwachſen, ihrem Verdruß lediglich im häuslichen Zwiſt Luft zu machen.

Es iſt aber nicht zu verkennen, daß das Publikum von dieſer Parteibewegung oder Parteizerſetzung kaum noch Notiz nimmt. Die Maſchinerie, welche ſonſt mit dem Lärm ihrer Mißtrauensvoten, Adreſſen, Proteſten und was dergleichen Hausmittelchen mehr ſind, ganze Städte oder Provinzen in Alarm ſetzte, poltert jetzt, ohne daß man darauf hinhört; die Regierung

aber wird am allerwenigſten davon berührt; ſie iſt vollkommen in der Lage, ſich in der eroberten Stellung über den Parteien befeſtigen zu können.

Dagegen iſt ihre ernſte Aufmerkſamkeit nach einem unſerer neu erworbenen Landestheile hingelenkt worden, in welchem leider der Partikularismus durch höchſt verwerfliche Intriguen zu Akten des Hoch- und Landesverraths angereizt worden iſt. Die preußiſche Regierung hat ſich genöthigt geſehen, in Hannover, wo man für den Fall eines ausbrechenden Krieges thörichter Weiſe eine preußiſche Vendée zu ſchaffen gedachte, energiſch einzugreifen, obwohl die verrätheriſchen Pläne thatſächlich wenig Erfolg gehabt haben, und ſelbſt bei dem Hinzutreten äußerer Bedrängniſſe dieſe in erheblicher Weiſe nicht vermehren konnten. Aber um der öffentlichen Sicherheit und Ordnung willen darf die Regierung die Bedrohung ihres Rechtes nicht dulden. Die preußiſche Regierung hat ihrerſeits Alles gethan, ſowohl um dem ehemaligen Könige von Hannover das Schickſal, welches er ſich durch eine unbedachte Politik zugezogen hat, und welches die politiſche Nothwendigkeit beſiegelte, mindeſtens durch jede zarte Rückſicht auf ſeine Perſon und ſeine Familie zu erleichtern; ſie iſt bemüht geweſen, dem hannoverſchen Lande das Hineinwachſen in den preußiſchen Staatsverband möglichſt wenig fühlbar zu machen: wenn ihre wohlwollenden Abſichten nicht erreicht worden ſind, trägt ſie jetzt nicht die Schuld; wohl aber werden die wahrhaft aufrichtigen Freunde des Welfenhauſes es von Neuem tief zu beklagen haben, daß man durch verwerfliche Mittel und zu völlig unerreichbaren Zwecken Zwieſpalt und Verirrung in die Gemüther gebracht und Einzelne zu Handlungen verleitet hat, welche jetzt die Ahndung des Geſetzes herbeiziehen.

Privat-Correſpondenz aus Hannover.

Die hier vorgenommenen polizeilichen Recherchen und Verhaftungen, namentlich die Abführung des Hofbanquiers F. Simon haben die Gemüther in eine leicht begreifliche Aufregung verſetzt, welche ſich in eben dem Maaße vergrößert, als die Gerüchte Umfang und Gefährlichkeit der Verſchwörung — denn um eine ſolche handelt es ſich ja — beliebig übertreiben.

Daß die Fäden der Intriguen nach Hietzing hinreichen, iſt wohl ſicher; ebenſo, daß ſie von unſerem malcontenten Hofadel weiter geſponnen worden ſind. Daß aber die Verblendung unſeres ehemaligen Fürſten und ſeiner angeblichen Getreuen ſo weit gehen konnte, an einen Umſchwung der Dinge zu ihren Gunſten zu glauben, daß ſie einen ſolchen Umſchwung auf gewaltſamem Wege herbeiführen zu können ſich getrauten, das iſt ebenſo erſtaunlich, als die Wege verabſcheuenswerth ſind, welche man zur Erreichung des Ziels einſchlug.

Sein Spiel zu treiben mit der alten Treue, der alten Hingebung, mit den beſten Empfindungen des Menſchenherzens, das ſollte eines Fürſten un-

würdig ſein, welcher, wenn er nicht alte Treue belohnen kann, ihr wenigſtens den Zwieſpalt der Pflichten erſparen ſollte. Welche ungeheure Verantwortlichkeit aber ladet man in Hietzing und wo ſonſt noch die abenteuerlichen und für die Ruhe des Landes ſo verderblichen Pläne einer Inſurrection geſponnen werden, auf ſich, daß ſich gerade an jene Empfindungen, vor welchen man Reſpekt haben ſollte, die Verführung anhängt und diejenigen ins Verderben ſtürzt, welche nicht geiſtesſtark genug ſind, um klar in die Verhältniſſe blicken zu können, oder ſich einer ihnen nahe gelegten Colliſion der Pflicht ſiegreich zu entwinden. Es iſt nicht zu erwarten, daß gerade die Hauptſchuldigen von der ihnen gebührenden Strafe ereilt würden; mindeſtens derjenigen aber können ſie nicht entgehen, welche in der thatſächlichen Widerlegung der Illuſionen beſteht.

Die Falſchwerberei, welche mit ſo viel Argliſt und ſo großer Geldverſchwendung betrieben worden iſt, um eine welfiſche Legion zu bilden, an die ſich im günſtigen Moment einer feindlichen Invaſion eine Inſurrektion anlehnen könnte, hat ſo wenig Erfolg gehabt, daß gerade in dieſem Mißerfolge der beſte Beweis für die anderweitig vielfach beſtätigte Erfahrung liegt, daß das Land mit dem neuen Zuſtand der Dinge ſich ausgeſöhnt hat, daß es nicht lüſtern iſt nach einer Rückkehr zu der alten Ordnung der Dinge und daß König Georg darum ſich doppelt gemahnt fühlen ſollte, ſein eigenes ſelbſt verſchuldetes Unglück mit Würde zu tragen, um dem Lande, welches einſt in Liebe und Treue an ihm hing, ſeinen fürſtlichen Dank dadurch zu bezeigen, daß er ihm den Frieden läßt, ſtatt ſolchen ihm gewaltſam zu nehmen.

Das offene Sendſchreiben eines hannoverſchen Geiſtlichen, welches vor einiger Zeit in die Oeffentlichkeit gelangte, hat dieſe Mahnung in eindringlichſter Weiſe an König Georg gerichtet, ohne daß es ihm gelungen iſt, das Herz deſſelben zu rühren, oder auf ſein chriſtliches Gewiſſen Eindruck zu machen. Man hat ſeitdem das Schreiben als apokryph verdächtigt! Als ob dadurch die innere Berechtigung der Mahnung aufgehoben, ihre überzeugende Begründung abgeſchwächt würde! Gerade die jetzigen Vorgänge führen ihr eine neue Unterſtützung zu. Es gilt nicht mehr wie damals, als das Sendſchreiben erſchien, nach außen dem lauernden Feinde die Berechnung auf innere Zwiſtigkeit abzuſchneiden; aber es gilt noch immer „nach innen den Eifer vieler guten Gewiſſen vor ſchwerer Verſuchung zu bewahren.“

Möge ſich vor Allen König Georg ſelbſt vor Verſuchung bewahren und ſeine Fürſtenehre nicht verderblichen Rathſchlägen preisgeben.

„Eine Krone von Gottes Gnaden iſt eine Herrlichkeit, aber dem, der ihrer verluſtig ging, iſt, wenn er getreu bleibt in gottgefälligem Hoffen, eine noch herrlichere verheißen. Eine Krone aus der Hand fremden, feindſeligen und ſelbſtſüchtigen Uebermuths iſt eine Erniedrigung für den, der ſie nimmt, und für das Volk, das zu ihr aufſehen ſoll, als zur Krone ſeines Herrn.“

Pariſer Privat-Correſpondenz.

Das „Journal des Debats" zählte dieſer Tage die Conſequenzen der Londoner Conferenz auf; die wichtigſte für uns Pariſer aber blieb unerwähnt: der Fremden-Zufluß, welcher ſich jetzt über Paris ergießt.

Mag die Regierung unſere Grenzfeſtungen, welche nach der Verſicherung jenes Blattes in ſo hilfsbedürftigem Zuſtande ſich befinden, noch ſo energiſch zur Abwehr rüſten; die Invaſion iſt vollſtändig.

Die unglücklichen Eingeborenen wiſſen nicht mehr, zu welchem Heiligen ſie ſich wenden ſollen. Unter dem Vorwande, die Fremden bedenken zu müſſen, liefern die Reſtaurants die ſchlechteſten Lebensmittel und die Café's wahrhaft verabſcheuenswerthe Erfriſchungen. Verlangt ihr nach neuen Zeitungen, ſo nehmen die Garçons ſo wenig Notiz von euch, als ob ihr gar nicht auf der Welt wäret. Ihr wartet fünf und zwanzig Minuten — dann faßt ihr einen ſolchen Burſchen ab und macht ihm Vorwürfe über ſeine Saumſeligkeit. Aber was iſt die Antwort? Entſchuldigen Sie, mein Herr, ich hielt Sie für einen Fremden.

Eben ſo machen's die Kutſcher auf dem Boulevard, wenn ihr ſie anruft. Aus Furcht, einen Fremden nach der Ausſtellung fahren zu müſſen, wenden ſie ſich von euch ab und pfeifen die Reime der „Reine Hortenſe".

Eben ſo wenig könnt ihr des Sonntags einen Wagen erlangen, wenn euch die Luſt ankommt, Paris auf einige Tage zu verlaſſen. Wollt ihr etwa nach Orleans, ſo erhaltet ihr zur Antwort, daß ein fremder Fürſt auf der Oſtbahn erwartet werde, wohin der Wagen beſtellt ſei.

Die Einnahmen der Tourniquets ſteigern ſich enorm. Sie beliefen ſich dieſer Tage auf 60,000 Francs; am Sonntage zählte man 100,000 Entrées.

Unter dieſer Maſſe, welche ſo wenig erkenntlich zu ſein ſcheint für die Opfer, welche wir ihr bringen müſſen, giebt es natürlich viele intereſſante und hervorragende Perſönlichkeiten, welche Paris nicht für eine eroberte Stadt anſehen. Manche von ihnen haben uns ſchon Lectionen gegeben, die wir nicht ſobald vergeſſen werden. Manche von ihnen bereiten in ihrem Hauſe eine Aufnahme, welche an die beſten Zeiten Frankreichs erinnert. So machte ſich Prinz Oscar zum Cicerone franzöſiſcher Damen bei dem ſchwediſchen Theile der Ausſtellung und als der Prinz von Wales dieſer Tage die Straße Caſimir Prior entlang ging, im Augenblick, da in einem dort gelegenen Hotel gerade Feuer ausbrach, miſchte er ſich unter die Leute, welche zu Hilfe eilten, und bot der Hauswirthin ſeine Hilfe an. Uebrigens, um gerecht zu ſein, muß man ſagen, daß die Franzoſen ſich in der Fremde ebenſo benehmen würden, aber der Regen von Gulden, Thalern, Rubeln, Piaſtern, Dollars ꝛc., welcher auf ſie einſtrömt, hat ſie ſo wirbelig gemacht, daß ſie auch die alte franzöſiſche Höflichkeit rein vergeſſen haben. Noch ein Beiſpiel ausländiſcher Höflichkeit:

Geſtern Abend befand ſich eine Geſellſchaft von etwa zwölf Perſonen, meiſtens Schweden, im Salon einer Dame, welche gleichfalls eine geborene

Schwedin iſt. Gegen 10 Uhr, als man eben im Begriff ſtand, den Thee einzunehmen, ſtürzt plötzlich der Bediente, mit verſtörter Miene in das Zimmer und flüſtert der Frau des Hauſes einige Worte in's Ohr.

— Wäre es möglich! ruft die Dame und erhebt ſich, um nach der Thüre zu gehen. Man wird natürlich ſehr neugierig; was kann geſchehen ſein? Glücklicher Weiſe löſt ſich das Räthſel ſehr bald.

Prinz Oscar trat ein; begrüßte die Hausfrau und küßte ihr mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die Hand, indem er ſagte: Man hat mir berichtet, daß ich Landsleute hier treffen würde, und ich bin ohne Umſtände hierher gekommen, auch für mich um eine Taſſe Thee bittend.

Und ſodann hatte er für Jeden ein freundliches Wort; namentlich wußte er einem unſerer Romandichter, welcher wegen ſeiner ſchwediſchen Romane berühmt iſt, viel Schmeichelhaftes zu ſagen.

Am Dienſtag ſind der König und die Königin der Belgier, ſo wie Prinz Hohenlohe angekommen, und man erwartet zunächſt den Vice-König von Aegypten. Das Elyſée wird auf's Prächtigſte hergerichtet für die Feſte, welche dort den erlauchten Beſuchern der Ausſtellung gegeben werden ſollen. Aber nicht bloß für dieſen Zweck. Die ehemalige Reſidenz des Prinz-Präſidenten ſoll nämlich den Kaiſer von Rußland beherbergen, welcher nächſten Monat erwartet wird. Zur nämlichen Zeit ſoll auch der König von Preußen hier eintreffen und da jetzt auch der Beſuch des Kaiſers von Oeſterreich angemeldet iſt, können Sie ſich denken, welche Gerüchte ſich an den gleichzeitigen Beſuch dieſer Fürſten knüpfen. So groß auch die Anziehungskraft unſerer Ausſtellung iſt — Niemand zweifelt, daß noch höhere Motive dieſen Beſuchen zu Grunde liegen. Es handle ſich um einen Monarchen-Congreß, welcher die wichtigſten Fragen der europäiſchen Politik in vertraulichen Beſprechungen der Löſung entgegenführen werde. Wir ſehen voraus, daß dieſe erhabene Vereinigung gekrönter Häupter den Glanzpunkt unſerer Saiſon bilden wird, nach deſſen Verſchwinden das Intereſſe an der Ausſtellung erlöſchen oder doch der Strom des fremden Beſuches verſiegen würde. Unſere Regierung aber hofft ſicherlich noch auf ein anderes Reſultat. Sie wird ſich in der öffentlichen Meinung Frankreichs retabliren, in welcher ſie wegen einer Reihe von Mißerfolgen große Einbuße erlitten hat. Aber in den Mittelpunkt des europäiſchen Concerts geſtellt, wird ſie ihr Preſtige wieder gewinnen!

Geſchichtliche Rückblicke.

Hannover, im Mai 1867.

Ob es ſchon an der Zeit iſt, mit dem politiſchen Denken, Fürchten und Hoffen einmal Raſt zu halten? Drängen nicht noch die zwingenden Ereigniſſe auf das öffentliche Leben und unterwerfen dem Herrſcherrechte der Macht, was die erſchreckte Theorie allein beherrſchen wollte?

Nicht um auszuruhen auf der Höhe des Erlebten, ſondern nur um den Blick für die Zukunft zu klären, ſammeln wir die Gedanken im prüfenden Rückblick auf die durchmeſſene Bahn. Warmen Herzens, aber ohne die Erregungen der Leidenſchaft ſehen wir auf das Vergangene zurück, und der Ernſt der Betrachtung bewahre uns vor den Täuſchungen parteilicher Engherzigkeit. Steht unſer Fuß auch auf den Trümmern eines Königsthrones, — wir trauern nicht wie einſt die Juden auf den Trümmern Jeruſalems. Den Schutt bedecken die Bauſtücke eines neuen Heiligthums.

Der Kampf des Lebens dreht ſich um Verluſt und Gewinn, um Opfern und Erringen. Die „Arbeit" füllt das Leben des Einzelnen, wie der Familie, wie des Staates. Selbſt die Träger des religiöſen Lebens werden in dem Evangelium Arbeiter im Weinberge genannt. Alle arbeiten um den Groſchen der Vergeltung.

So iſt auch das Leben der Völker ein raſtloſes Arbeiten. Von der Höhe der Geſchichte ſehen wir die Arbeit des Menſchengeſchlechts ſich von einem Volke auf das andere wälzen, und die Geſchlechter des Volkes löſen ſich in der Ringbahn der Erde ermattet ab. Das zu erkennen iſt die Philoſophie der Geſchichte, und das Verſtändniß des letzten Zieles aller Mühe und Arbeit unter der Sonne iſt das Ziel, an welchem der Glaube des Chriſten dem Denken des Philoſophen die verſöhnende Hand reicht.

Die Geſchichte der Menſchheit ſondert nicht nur die Weiſe des neuen Kalenders in die vor und in die nach der Geburt des Heilandes. Jene mit dem „Aufgange aus der Höhe" im Meere einer großen Vergangenheit verſinkende alte Welt hatte ihr eigenſtes Princip, an deſſen Verwirklichung ihre Nationen ſich mühten und nach deſſen Erfüllung ſie im Grabe der Väter ſich müde betteten. Das Evangelium weckte eine neue Welt, neu in allen Phaſen und Geſtalten, neu wie im innerſten Weſen des Beſtandes, ſo auch in den Formen und Farben ſeiner äußeren Erſcheinung.

Nicht iſt es unſere Abſicht, in die Phaſen der Geſchichte der Menſchheit zurückzuſchauen. Ihre gewaltigen Züge laſſen ſich nicht auf dem engen Raume dieſes Blattes zeichnen. Nur erinnern ſollten dieſe Worte an die Einheit des Selbſtbewußtſeins der Menſchheit, welche in der Geſchichte der Völker und Staaten ihre zwingenden Conſequenzen unerbittlich zieht.

Das chriſtliche Princip beſtimmte die Geſchicke der Völker der neuen Welt. Der Feuereifer der aus grauſamer Verfolgung erlöſten Chriſten weckte und nährte die Idee der ſichtbaren Beherrſchung der Welt durch die chriſtliche Kirche, und die Vorſtellung, daß der Biſchof in Rom der Nachfolger Petri und der Statthalter Chriſti ſei, ward in den kindlich gläubigen Herzen der Chriſten jener Jahrhunderte zu einer die Welt beherrſchenden Macht.

Die Darſtellung der chriſtlichen Kirche als des ſichtbaren Reiches Gottes auf Erden lehnte ſich an die ſchon nicht mehr wahre Tradition der Weltherrſchaft des römiſchen Reiches, deſſen Hauptſtadt nicht abſichtslos zum Sitze des Statthalters Chriſti auserſehen war. In jener Tendenz der römiſchen

Kirche wirkte nicht nur die kosmoeccleſiaſtiſche Idee des die Welt umfaſſenden Gottesreiches, ſondern auch der kosmopolitiſche Gedanke, welcher in der Gipfelung aller politiſchen Macht in dem Oberhaupte der chriſtlichen Kirche ſeine Befriedigung ſuchte.

Die Weltmacht des römiſchen Reiches ſank indeſſen zu ſolcher Schwäche zuſammen, daß die Energie der Päpſte die Hülfe eines kräftigeren Volkes ſich ſuchen mußte, und es war nur die Folge geſchichtlicher Nothwendigkeit, daß das rein germaniſche Volk, wie dieſes ſich am Ausgange der Völkerwanderung von den Grenzen Rußlands und Polens an bis an die Donau, den Rhein, die Nordſee und darüber hinaus ſeßhaft gemacht, der irdiſche Träger der Idee des päpſtlichen Reiches ward. Zu der innigen Glaubenswärme und Treue der Deutſchen geſellte ſich die ungebrochene Kraft ihrer phyſiſchen Naturen, und es mochte Rom ſich ſicher fühlen, ſo lange dieſer Arm zur Ausführung ſeiner hierarchiſchen Pläne dienen konnte.

Aber gerade das deutſche Volk vertrug die Politik der Päpſte nicht und es war dieſes Widerſtreben der Nation, welches nach jahrhundertlangem Ringen das Band mit Rom zerriß. Der deutſche Geiſt läßt ſich nicht unter das Scepter der Prieſterherrſchaft zwingen. So innig ſein Glaube, ſo warm das Herz der Deutſchen für Gott und ſeine Ehre ſchlägt, ſo treu ſie im Gehorſam, ſo willig ſie zum Dulden, das Bewußtſein der nationalen Kraft, die Heilighaltung der nationalen Freiheit, die Selbſtſtändigkeit des geiſtigen Strebens und die Reinheit des ſittlichen Lebens — das waren Momente, an welchen die Macht der Päpſte brach und welche zu dem Werke der Reformation das kühne Mönchlein zwangen.

Die Reformation erſchütterte das geſammte ſittliche, geiſtige, politiſche Leben. Ihre Wirkungen drangen mit zerſtörender und neu belebender Kraft in alle Kreiſe des menſchlichen Lebens; das deutſche Volk, deſſen Großthat ſie war, ward faſt ein anderes, ſo tief gingen die reformirenden Folgen der Reformation.

In politiſcher Hinſicht war es vor Allem die Geſammtverfaſſung Deutſchlands, welche von der Reformation im Grunde erſchüttert wurde. War ſchon ſeit langem die Macht des Kaiſers das Ziel der widerſtrebenden Fürſten geweſen: ſo offen hatte doch der Kaiſer noch nicht als Haupt einer Partei im Reiche den für die neue Glaubenslehre kämpfenden Fürſten gegenüber geſtanden, und die Nothwendigkeit, am Ausgange der Religionskriege durch einen völkerrechtlichen Vertrag zwiſchen dem Kaiſer und ſeinen Bundesgenoſſen an einem und den proteſtantiſchen Reichsfürſten am anderen Theile der blutigen Fehde ein Ende machen zu müſſen, öffnete den Sarg, der „Kaiſer und Reich“ demnächſt verſchließen ſollte.

Seit dem Augsburger Religionsfrieden war der Partikularismus das Princip, das die Entwickelung des öffentlichen Rechtes und Lebens in Deutſchland offen beherrſchte. Der dreißigjährige Krieg mit dem Friedensſchluß zu Münſter und Osnabrück ſanctionirte daſſelbe in actenmäßiger Form. Seitdem hielt Nichts mehr die auf die abſchüſſigſte Bahn gedrängte Reichsverfaſſung. Alles, was nunmehr geſchah, ſchwächte die Macht des Ganzen, um

die Gewalt der Theile zu erhöhen. Das System des Partikularismus ward mit immer strengerer Consequenz auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ausgebaut. Fürsten und Unterthanen konnten sich nicht anders denn als in den eigenen Landesgrenzen selbstberechtigt und unabhängig lebende Gemeinschaften denken, und welche sich noch zum „Reich" Gehörige nannten, thaten dieses nur in der Absicht, ihre Selbstständigkeit gegen Preußen, Hannover, Mecklenburg u. s. w. zu bezeichnen.

Diese Richtung der inneren deutschen Geschichte wirkte auf den Zustand des gesammten Reiches und seiner Glieder auf das Nachtheiligste. Zerrissen in zahllose „reichsunmittelbare" Territorien geistlicher und weltlicher Herren und Herrchen und freier Städte, Stifter und Dörfer, nur durch das schlaffste Band, welches die vergilbte reichsgeschichtliche Tradition noch gewähren konnte, in losem Zusammenhange gehalten: so war die äußere Physiognomie des deutschen Reiches. In seinem Innern aber herrschte Eifersucht und Neid der Stämme und lähmten die so schon machtlose Macht zu völliger Ohnmacht. Ein jeder fürstlicher Hof fand sich berechtigt, dem entsittlichenden Muster des fränkischen Syberitenkönigs zu folgen, und die ganze Regierungswirthschaft beschränkte sich fast aller Orten auf das einzige Ziel: für eine möglichst üppige Hofhaltung die thunlichst größten Mittel von den Unterthanen zu erhalten.

Alles lag darnieder, Handel, Gewerbe, Ackerbau. Die Quellen eines nationalen Wohlstandes waren durch den Schutt vermoderter Gesetze und Wirthschaftsprincipien verstopft. Der Puls des Reiches war kaum noch vernehmbar. Bleiern rollte das spärliche Blut noch durch die Adern des ersterbenden Reiches. Selbst die Wissenschaft war nur eine spärlich fließende Quelle patriotischer Gesinnung. Nationalgeist und Nationalehre waren Begriffe, welche selbst einen Lessing und Herder verspotteten. Mußten doch auf der Fürsten Geheiß die Kaiser des 18. Jahrhunderts schwören, „den großen Geist der Nation allergnädigst abzuthun — diesen Geist, welcher sich gewiß von beiden Indien Meister gemacht und den Kaiser zum Universalmonarchen erhoben haben würde." So klagte Justus Möser.

Das Bild, welches die äußere Gestaltung und das innere Leben Deutschlands im 18. Jahrhundert darboten, — wahrlich! ein traurigeres ist nicht zu denken. Völlige Machtlosigkeit des Reiches, dessen Kaiser die Wahlcapitulationen endlich mit 14,000 Gulden auf des Reiches Altentheil gesetzt hatten; Sittenlosigkeit an den meisten der aller politischen Ideen baaren fürstlichen Höfe; ein tödtender Schlendrian in allen Kreisen des gewerblichen Lebens; Wissenschaft und Kunst ohne jeglichen Patriotismus.

Die öffentlichen Zustände waren allgemein so verkommen, das öffentliche Leben fast im ganzen Reiche so tief erkrankt, daß eine Heilung und Rettung der Nation aus dem Reiche heraus undenkbar war. Reformatorische Unternehmungen setzen die Energie einer gesunden Kraft voraus, welche der Macht der Gewöhnung an lästige Irrthümer und hemmende Zustände überlegen ist. Wo hätte aber das Reich eine solche Kraft besessen, da Kaiser und Reich machtlos, die Fürsten des Reiches ohne Patriotismus, die Unterthanen ohne

politiſches Verſtändniß, ja faſt ohne Verlangen nach beſſeren politiſchen Zuſtänden? Der einzige deutſche Staat, in welchem deutſche Kraft herangewachſen und geſtählt, hatte ſeinen großen König nicht mehr, und auch dort war noch Deutſchlands weniger als Preußens gepflegt.

Als der Sturm im Weſten losbrach und an das morſche deutſche Reich ſtieß, ſtürzte dieſes in ſich zuſammen; aber das deutſche Volk ward in dem Ofen der Trübſal geläutert und in den Jahren der Heimſuchung bewährte ſich die unüberwindliche Kraft, die unantaſtbare Würde ſeines nationalen Charakters. Der ſchwer laſtende Druck der Fremdherrſchaft weckte das abhanden gekommene nationale Bewußtſein und das ſehnlichſte Verlangen nach freier Selbſtbeſtimmung. Unter den Trümmern des Reiches und ſeiner Geſchichte ſproßten mit jugendfriſcher Ueppigkeit die Keime des neuen politiſchen Lebens und es bedurfte das urkräftige Volk der Deutſchen nur der kurzen Spanne Zeit, um in der Heldenkraft der Väter wieder dazuſtehen und Deutſchland aus dem Strudel der Völkerſtürme ſiegreich zu retten.

Deutſchland war 1815 ſo deutſch wie noch nie zuvor. Die Unheilsfrüchte ſeiner inneren Geſchichte, welche auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gezeitigt, alle morſchen und abgeſtorbenen Zweige waren von dem noch lebenskräftigen Baume durch den Sturm der Ereigniſſe abgeſchüttelt. Der Macht der Geſchichte verdankte Deutſchland das heilſame Werk ſeiner politiſchen Reformation.

Welche Elemente aber fand die Reform der deutſchen Geſammtverfaſſung 1815 vor? Noch einmal blicken wir in die zurückliegenden Erlebniſſe der deutſchen Nation zurück, und vergegenwärtigen uns in kurzen Sätzen die Erfolge ihrer Vergangenheit für die Geſtaltung der neuen Gegenwart. Wir ſehen zuerſt das Ringen des deutſchen Volkes mit der Hierarchie des Papſtthums, welche in der Reformation für immer beſiegt ward; alsdann das immer klarer und mächtiger hervortretende Drängen der Stämme und Genoſſenſchaften dieſer Nation wider die ihm einſt durch die Schärfe des Geiſtes und des Schwertes eines Karl des Großen aufgezwungene Form des antinationalen Reiches, welches endlich ſeinen Fürſtenthümern zur Beute fiel.

Das 19. Jahrhundert fand nur negative Erfolge der deutſchen Geſchichte vor; Hinderniſſe der nationalen Selbſtſtändigkeit und des Herausbauens einer Geſammtverfaſſung für Deutſchland waren beſeitigt, aber für dieſe ſelbſt ſchien Poſitives nicht gewonnen zu ſein. Allein es hatten dieſe Hinderniſſe der nationalen Entwickelung, dieſe Ungunſt aller politiſchen Erlebniſſe Deutſchlands den Keim nicht erſtickt, welcher jetzt ſich freier geſtalten und der Anfang einer geſunden kraftvollen Entfaltung Deutſchlands werden konnte. Das war der ureigene Trieb der deutſchen Stämme, durch eine föderative Geſammtverfaſſung die Wahrheit und Kraft im Innern und nach Außen zu gewinnen, welche das Königthum des Reiches zu geben nicht vermocht hatte.

Mit dem Widerſtreben gegen „Kaiſer und Reich“ wuchs ſeit der Reformation die Neigung der deutſchen Reichsſtände zu Bündniſſen, welche die Kraft der Glieder des Reiches trotz Kaiſer und Reich zuſammenſchließen und erſetzen ſollten, was weder das Reichsgericht noch das Reichsheer gerettet

hatten. Die Idee der conföderativen Umgestaltung Deutschlands belebte die größten Köpfe der Patrioten; von ihr hoffte ein Leibnitz und Friedrich der Große allein noch Heil für Deutschlands politische Zukunft. Die mannigfachsten Projecte der Politiker, vielerlei Versuche der Reichsstände beweisen, wie gering das Vertrauen zum „Reich" und wie ernst das Verlangen nach einem Besseren war.

Nicht der Reichsstaat Karls des Großen, sondern der Bundesstaat der deutschen Stämme war das Ideal, welchem die internationale Politik der letzten Jahrhunderte immer klarer und immer selbstbewußter nachgerungen, und diese Idee war es, welche auch den Verhandlungen im Wiener Congresse über Deutschlands künftige Gesammtverfassung vorschwebte. Die Conföderationsidee des 17. und 18. Jahrhunderts hatte indeß durch die Ereignisse im ersten Jahrzehend des 19. eine veränderte Gestalt bekommen, seitdem die alles politischen Lebens baaren und unfähigen Reichsterritorien beseitigt und den lebensfähigeren eingefügt waren. Es gab als mögliche Subjecte der Conföderation außer den beiden Großmächten nur noch einige dreißig souverainisirte Territorien, welche theils ihrer materiellen Bedeutung wegen, wie die vier Königreiche und die beiden hessischen Staaten, theils wegen der intimen Beziehungen ihrer Fürstenhäuser zu fremden Mächten, wie Oldenburg und Braunschweig, theils als die Gebiete eines fürstlichen Gesammthauses, wie des anhaltinischen und des sächsischen, theils endlich wegen der glänzenderen Reminiscenzen des Fürstenhauses, wie des schwarzburgischen und des lippe'schen, den Mediatisirungen entgangen waren.

Mit der Voraussetzung der völligen Souverainetät aller dieser deutschen Staaten begann der Wiener Congreß das dringende Werk der politischen Neugestaltung Deutschlands. Die Werke dieses Congresses sind bekannt. Legte er für Frankreich durch die Wiederberufung der verhaßten Bourbons auf den Thron den Grund zu der kaum 15 Jahre später ausbrechenden Julirevolution, so fixirte er für Deutschland einen Zustand, dessen Unhaltbarkeit schon der ersten Bundesversammlung nicht entging, dessen vertragsmäßige Beurkundung demselben aber den Schein der Legitimität verschaffte. Die mächtige Beeinflussung der Verhandlung des Congresses über die deutsche Frage durch die partikularistischen Reminiscenzen, welche die mittleren und kleineren deutschen Staaten unter Oesterreichs und der fremdländischen Mächte Schutz eifersüchtig pflegten, verschob von vornherein das Fundament der Gesammtverfassung Deutschlands, und der „Deutsche Bund" ward als ein künstlicher Bau dem deutschen Volke und seinen Staaten so widerwillig aufgedrängt, wie einst die Reichsform Karls des Großen.

Zwar ging die Bundesacte von 1815 von der Anerkennung der Nothwendigkeit einer conföderativen Gesammtverfassung aus, allein in solcher Weise und unter solchen thatsächlichen Voraussetzungen konnte diesem Interesse Deutschlands, dem Anrechte, welches dasselbe durch seine Befreiung sich von Neuem erworben, nicht entsprochen werden. Die Schicksale der Vergangenheit hatten doch zur Genüge das Elend einer staatlichen Gemeinschaft, in welcher ein jedes Glied die Möglichkeit gemeinschädlicher Renitenz besaß und

aus kleinlich egoistischer Eifersucht so gern benutzte, bewiesen. Die Ohnmacht des deutschen Bundes und die Schmach Deutschlands unter seiner Herrschaft haben diese Beweisführung leider zu gründlich und empfindbar fortgesetzt.

Wäre es nun politische Kurzsichtigkeit der conföderirten Mächte gewesen, welche diesen Bund aus materiell ungleichen, rechtlich aber völlig gleichgestellten politischen Subjecten für möglich gehalten, so konnte Deutschland sich bedauern lassen, ohne über ein solches Unglück erbittert zu sein. Aber es ist allem Zweifel entgegen, daß die wohlberechnete Intrigue des habsburgischen Metternichs es war, welche ein solches internationales Staatensystem schuf, daß immer ein bedeutender Theil Deutschlands in einem gewissen Gegensatze gegen den neidisch und ängstlich beobachteten deutschen Rivalen erhalten werden und eintretenden Falles als Verbündeter der österreichischen Hauspolitik auf Kosten Deutschlands die Macht der Habsburger stützen konnte. Es lassen sich jetzt die Minen der metternichschen Politik, die von Kopf bis zu Fuß nur österreichisch und nichts weniger als deutsch war, klarer übersehen. Begnügte dieselbe sich doch nicht einmal mit jenem so antideutschen wie antipreußischen System der Bundesverfassung, sondern freute sich auch der Einverleibung der einstigen geistlichen Churlande in die preußische Monarchie in der stillen Hoffnung, daß die 6 Millionen Katholiken das Aufblühen dieser protestantischen Macht schon hindern werden.

Der Fehler der deutschen Verhandlungen des Wiener Congresses lag in der Mißachtung oder auch in der Verkennung der Mission Preußens und der Hohenzollern für die Regeneration Deutschlands. Man wollte nicht zugestehen, daß der kräftige Ansatz, welchen deutsches Wesen und die nationale Kraft in dem deutschen Norden unter dem Adlerfluge der Hohenzollern genommen, der Ausgangspunkt der neuen Entwickelung der deutschen Politik sei. Anstatt das Resultat der preußischen Geschichte für den Neubau Deutschlands zu benutzen und die Präponderanz Preußens in Deutschland als Prinzip anzuerkennen, richtete die alte Eifersucht der Stämme und Fürsten sich mit allen Mitteln gegen den Fortgang jener preußisch-deutschen Entwickelung. Man wollte nicht zugestehen, daß von dem jungen Königsthrone des großen Friedrich die Kraft ausgehe, welche Deutschland und die Deutschen von dem Abgrund selbstmörderischer Zerfahrenheit zurückgerufen, welche die Macht des deutschen Wesens wieder sammelte und das fast verschüttete Licht des deutschen Namens wieder auf den aufgerichteten Leuchter stellte. Es sollte der geschichtlich bewährten Mission der Hohenzollern nicht schuldige Rechnung getragen werden; es wollte Oesterreich Deutschland schwach erhalten, um desto sicherer die Erfolge der preußisch-deutschen Politik vereiteln zu können, und der Zustimmung der anderen europäischen Großmächte konnte diese Politik gewiß sein.

Richtig war ja, daß die deutsche Geschichte die Idee einer conföderativen Gesammtverfassung geboren und nur auf deren Verwirklichung hingewiesen hatte: aber es durfte nicht eine Conföderation so vieler und so verschiedener Staaten sein, welche auf der schärfsten Consequenz der völker- und staatsrechtlichen Souverainetät beruhte und auch in der Verfassung wie in dem Leben des Bundes nur zu dieser sich bekennen mochte.

Daß man die Vorrechte der preußiſchen Macht den Traditionen des öſterreichiſchen Reiches nachſetzte, daß man die Errungenſchaften Deutſchlands durch das preußiſche Königthum der alten Zerriſſenheit und Ohnmacht Deutſchlands opferte: es hat ſich bitter gerächt. Es bedarf nicht einer Erinnerung an die vergeblichen Hoffnungen des Patriotismus auf eine Einlenkung der Politik des Bundestages in die Bahn beſtimmender Thatſachen, an die Wiederholungen jener Politik der Schwäche, durch welche das alte Reich ſich um Credit und Exiſtenz geholfen. Das Erlebte liegt noch zu nahe, um ſchon dem mildernden Urtheil des ſpäteren Geſchlechts verfallen zu ſein.

Aber die Intereſſen der deutſchen Nation und das Recht der preußiſchen Politik waren glücklicher Weiſe mächtiger, als die Fehler und Intriguen des Wiener Congreſſes. Nur mit immer mehr ſteigendem Eifer drängte die innere Entwickelung Deutſchlands und ſeiner Staaten auf die Redreſſirung jenes Grundfehlers der deutſchen Bundesverfaſſung. Vielerlei ſchien dabei günſtig zu wirken. Erregte in dem einen Staate die Starrheit des weniger als unpopulären Regiments die lebhafteſte Sehnſucht der Bevölkerung nach den glücklichen Zuſtänden, deren ſich die Induſtrie und der Handel und alle materiellen Verhältniſſe in Preußen unter dem Einfluſſe einer an richtige Geſichtspunkte gewöhnten Geſetzgebung erfreuten, ſo untergrub in dem nördlicheren Nachbarſtaate eine unüberwindliche Antipathie des Monarchen gegen Preußen den Thron und erweckte in dem einſichtsvolleren Theile der Unterthanen ein tiefes Bedauern, mit welchem ſich die Beſorgniß vor einer ernſten Kataſtrophe der internationalen Geſchichte vermiſchte.

Das Mißgeſchick der Elbherzogthümer war es aber vor Allem, was die rettende That der preußiſchen Politik in Deutſchland zeitigte. Schien es auch bis dahin, als müſſe die kurheſſiſche Frage der Wendepunkt der deutſchen Geſchichte in dieſem Jahrhundert werden, ſo zeigte ſich doch nach dem Tode des Königs-Herzogs in Kopenhagen gar bald, daß jene nur beiläufig dem Fortſchritt der preußiſchen Miſſion in Deutſchland zu Hülfe kommen ſollte, daß aber der alte nationale Schmerz um die Unbilden der Dänenwirthſchaft in den unbeſiegbaren Herzogthümern ein beſſerer Anlaß ſei, Deutſchlands Geſchichte in die einzig richtige, in die allein rettende Bahn hineinzulenken.

Wie es kam, daß die Befreiung dieſer Herzogthümer vom Joche der Dänen die Feſſel brach, welche deutſche Macht und deutſche Ehre ſo lange darnieder gehalten, iſt noch in Aller lebhafteſter Erinnerung. Der alte hundertjährige Hader Deutſchlands wider Oeſterreich und Oeſterreichs wider Preußen kam endlich zu einem Austrage, und ein günſtiges Geſchick wandte den Sieg auf Preußens Seite.

Der deutſche Bund, von welchem galt, was einſt im 12. Jahrhundert die Aebtiſſin Hildegard vom deutſchen Reich weiſſagend klagte, daß er Deutſchland mehr zur Laſt als zur Ehre geweſen, dieſes metternichſche Steckenſyſtem ſank in das ſchon 1815 ihm geöffnete Grab und es rettete die ſieghafte That Deutſchland in Preußen.

Wohl mag es wie eine ſeltſame Laune der Geſchichte erſcheinen, daß die verhältnißmäßig lebensfähigſten Staaten Norddeutſchlands in dieſem Kampfe

zu Preußens Gunſten untergingen, während die ſo viel kleineren und eines ſelbſtſtändigen politiſchen Lebens faſt unfähigen Staaten ſich retteten und jetzt in einem Bündniß ſtehen, in welchem die Verſchiedenheiten des politiſchen Gewichtes noch ſchroffer hervortreten, als einſt in dem Syſtem des deutſchen Bundes. Allein wir kennen das verſchiedene Verhalten der deutſchen Fürſten in dem Kampfe zwiſchen Preußen und Oeſterreich und ſehen den Grund des verſchiedenen Schickſals derſelben in dieſem Verhalten.

Allzuoft gemachte Erfahrungen zwangen das preußiſche Gouvernement zu jener Energie, vor welcher die welfiſche Antipathie und der heſſiſche Starrſinn unterlagen, und in welche die Beſorgniß der kleineren Staaten vor Preußens Uebergewicht ſich finden mußte. Daß es der Schärfe des Schwertes bedurfte, eine deutſche Politik und deutſche Macht zu ermöglichen, bleibt zu beklagen, aber wer hat dies verſchuldet? Spreche uns doch Niemand von dem beſſeren Wege friedlicher Verſtändigung. Nach dem September 1863 ſollte eine Hoffnung auf die Gunſt friedlicher Verhandlungen doch nicht mehr zu finden geweſen ſein.

Wie tief aber der Widerwille etlicher Fürſten gegen die preußiſche Hegemonie war, davon geben noch die nicht weiter fortgeſetzten Verhandlungen über die Errichtung wirkſameren Küſtenſchutzes vom Jahre 1860 deutlichſten Beweis. Mit welcher Entſchiedenheit wurde damals von dem hannoverſchen Gouvernement der preußiſchen Initiative begegnet, obwohl doch die preußiſche Regierung durch ihre ſo erheblich viel größere Küſtenlänge gewiß ein Recht hatte, ſein Intereſſe beſonders zu betonen. Man wollte damals am Hofe der Welfen die Sache zu einer Bundesſache ſtempeln, um ſo dem odium der „preußiſchen Spitze" zu entgehen. Welche Aufnahme aber der doch wahrhaftig einer Rechtfertigung nicht bedürfende Verſuch der preußiſchen Regierung, durch Militärconventionen den Nachtheilen der zerſplitterten Armeeorganiſationen etwas zu begegnen, bei den kleineren und kleinſten deutſchen Höfen fand, dazu lieferte uns ein kleines politiſches Intermezzo auf Norderney im Jahre 1859 ein ſchlagendes Beiſpiel. Es wird ſich der jetzt regierende Fürſt eines kleinen Staates erinnern, damals dem Könige Georg ſeine Beſorgniß über die erfahrene Intention der königlich preußiſchen Regierung, das Verhältniß der Bundescontingente der kleinen Staaten zu Gunſten der Bundesarmeecorps zu verändern, mitgetheilt zu haben. Hätte nicht ſpäter die Macht der Ereigniſſe dieſe Beſorgniß überwunden, ſo fände ſich wohl ſchwerlich dieſer Fürſt jetzt in der Zahl der Bundesgenoſſen des Königs Wilhelm und würde ſchwerlich das ſo lange beſeufzte Elend der Kleinſtaaterei ſein endliches Ende gefunden haben.

Große Perioden der Geſchichte verkünden ſich ſtets durch gewaltig wirkende Thaten. Ohne die blutigſten Kriege der erbitterten Leidenſchaften hätte nicht einmal der Segen der Reformation über die Herzen der Menſchen und über das Loos der Staaten ſich ausbreiten können. Danken wir Gott, daß Deutſchlands Glück nicht längeren Krieges, nicht größerer Opfer bedurfte!

Auf der Höhe der Gegenwart verſtehen wir die hinter uns liegenden Wege der Geſchichte, die Bedeutung und den Gewinn, deſſen wir Deutſche

uns jetzt in Preußen und mit Preußen freuen. Nach der Belebung des nationalen Bewußtseins, nach dem Erwachen der Sehnsucht nach einer Deutschlands politischer Macht und Würde entsprechenden Gesammtverfassung hat jetzt die unvergleichliche Staatsweisheit und Energie der Regierung König Wilhelm's den Weg geöffnet, auf dem allein der Traum des Barbarossa Leben und Wahrheit werden kann.

Deutschlands Ehre, Macht und Friede nur unter dem Adlerfluge der Hohenzollern!

Der Wald und sein Einfluß.

I.

„Der Mensch öffnet die Nacht der Wälder dem Sonnenstrahle, breitet lachende Fluren aus und giebt Licht und Wärme dem nährenden Korne. Er entreißt Land dem Meere, er leitet dürrem Sande befruchtende Ströme zu; Zonen mit Zonen verbindend, trägt er Asiens reichliche Gewächse nach dem kälteren Europa, härtet sie für rauhere Luft ab und läßt in der Fluth deutscher Ströme Ascalon's Trauben und Anatolien's Blüthenbäume sich spiegeln." — So sprach sich einst ein Gelehrter in einer Rede aus, um den Einfluß des Menschen auf die Kultur zu bezeichnen. Aber noch gewaltiger und weitergreifend prägt sich der Einfluß des Menschen auf die ganze Physiognomie des Landes, welches er bewohnt, aus, wenn man die deutlich in die Augen fallenden Veränderungen betrachtet, die er durch Ausrottung oder Anpflanzung von Wäldern hervorgerufen hat. Man wird zugleich über den innigen Zusammenhang der Wälder mit dem Klima und der Fruchtbarkeit des Landes, mit der Größe und Menge seiner Ströme, der Beschaffenheit und Art seiner Thiere staunen. Selbst ein anderer Himmel scheint sich durch ihren Einfluß über das Land zu wölben und Regen und Sonnenschein unter ihrem Befehle zu stehen.

Axt und Pflug sind von jeher in der alten und neuen Welt den Wäldern feindlich entgegengetreten und durch ihre Einwirkung hat sich die Physiognomie manches Landes in dem Laufe von Jahrhunderten so sehr umgestaltet, daß wir sie nimmer zu begreifen vermöchten, wenn uns nicht der Einfluß des Waldes darüber Aufschluß gäbe. Derselbe ist bedeutend größer, als er auf den ersten Augenblick erscheint.

Erwägt man, daß die dunkle, keine Zurückstrahlung gestattende Farbe der Waldungen die Wärme gleichsam einsaugt, so erkennt man leicht, daß sie die Temperatur eben so erniedrigen, wie die sandigen Bodenflächen sie erhöhen, wie dieses in Afrika's von glasigtem Sande bedeckten Wüsten der Fall ist, wogegen Guyana's unermeßliche Wälder in Folge ihres dunklen Grünes die Sonnenhitze bedeutend vermindern nnd unter gleicher Breite in der jährlichen Mitteltemperatur einen Unterschied von mehr als 8 bis 10° R.

erzeugen, um welchen das Thermometer hier tiefer ſteht als dort. Aus allen Zuſammenſtellungen der mittleren Temperatur von Gegenden unter gleicher Breite, deren eine entwaldet, die andere bewaldet iſt, ergiebt ſich ſtets ein Unterſchied von 1 bis 3° R., um welchen die Temperatur waldreicher Gegenden tiefer ſteht. Ein Vergleich von Frankreich und den Niederlanden mit Ungarn, Böhmen, Bayern, Oeſterreich und Preußen hinſichtlich des Feſtlandsklima's giebt jenen Unterſchied zu erkennen, welcher von 2 bis 6° ſteigt, wenn man Frankreich mit dem weſtlichen Rußland, mit Louiſiana, Guyana und den Vereinigten Staaten Nordamerika's vergleicht.

Anſchaulich wird dieſe Thatſache durch die Senkungen der iſothermen Linien in waldreichen Gegenden und durch ihre Erhebungen in waldarmen dargethan; ſie gehen in jenen tiefer nach dem Aequator hin, um gleiche Mitteltemperatur zu erreichen, weil die Waldungen eben ſo ſehr die Wärme als Kälte vermindern, in dieſen daher höher hinauf; die Iſotherme von 8° R. geht in den Niederlanden über 53° der Breite hinauf, in Rheinpreußen und im Heſſiſchen bis 50½° herunter, erhebt ſich in Norddeutſchland etwas über 52° und ſenkt ſich in den ſächſiſchen Landen, in Böhmen und Galizien bis zu 49° der Breite herunter, weil dieſe Länder ſehr waldreich ſind, weswegen eine geringere Breite erforderlich iſt, um jene Herabdrückung der mittleren Wärme durch die Waldungen durch eine ſüdlichere Lage auszugleichen. Die Iſothermenkurve von 10° R. beginnt im Weſten mit 47° der Breite, erhebt ſich in Frankreich zwiſchen der Loire und Seine bis faſt 48°, weil dieſe Gegend Frankreichs faſt völlig entwaldet iſt, ſenkt ſich aber hinter der Seine zwiſchen ihr, der Moſel und dem Rheine und in der franzöſiſchen Schweiz bis 45½° herunter und erhält ſich durch das ganze ſüdliche Deutſchland, durch Ungarn und Siebenbürgen in geſenkter Richtung, indem ſie bis zur Walachei bis 44° der Breite ſinkt.

An den Senkungen erkennt man deutlich die waldreichen Länder, die öſtlichen Provinzen Frankreichs, die Schweiz, ganz Süddeutſchland und Ungarn, an den Erhebungen aber die entwaldeten Länder, ſo daß man durch Vergleiche zur Ueberzeugung gelangt, daß man in Europa den Unterſchied von 1 bis 2 Grad Mitteltemperatur zwiſchen jenen Ländern wahrnimmt, welcher ſich in Amerika, einem dicht bewaldeten Welttheile, bis zu 4 Grad erhebt. Die Richtung jener iſothermen Linien weiſt in's Detail nach, daß der Einfluß der Waldungen überall ſtattfindet und über das Klima des Feſtlandes und der Meeresküſten ſich erſtreckt.

Setzt man die Vergleiche ſorgfältig fort, ſo überzeugt man ſich, daß auf jenem Einfluß der große Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Welt beruht und er den großen Abſtand zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Ländern Europa's, zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, zwiſchen Weſt- und Oſtfrankreich, zwiſchen den nördlichen und mittleren Provinzen Spaniens erzeugt, daß das dem Einfluſſe der Wälder unterworfene Klima nicht allein weniger heiß, ſondern auch kälter iſt, woraus ein eben ſo großer als weſentlicher Unterſchied hervorgeht, welcher einfach erkannt wird, wenn man bedenkt, daß die geſammte Vegetation von der Vertheilung der Wärme in den ver-

ſchiedenen Jahreszeiten abhängt und daß, je mehr der niedrigſte Thermometerſtand dem Gefrierpunkte ſich nähert und je länger jener ausdauert, ſowohl die einheimiſchen als ausländiſchen Gewächſe um ſo weniger zahlreich ſind und die Zahl der den Menſchen nützlichen Pflanzen in demſelben Maße beſchränkt wird.

Bei dem Einbruche der aſiatiſchen Völker in Europa war die Oberfläche deſſelben mit Wäldern bedeckt, wovon die unterirdiſchen Waldungen, die ungeheuren Steinkohlenlager, die verſteinerten Bäume in Irland, England, Belgien, Frankreich und Deutſchland Zeugniß geben. Aus Arthur Joung's Reiſen erſieht man, daß die Länder Großbritanniens ſtark bewaldet waren; denn Irland, deſſen Boden jetzt nackt iſt, heißt die waldige Inſel, und die Beſchreibungen von Strabo und Ptolemäus beſtätigen das Bewaldetgeweſenſein Schottlands, wo die römiſchen Legionen und Hülfstruppen unter Kaiſer Severus verwandt wurden, die Waldungen auszurotten oder niederzuhauen, worin der Grund der ungeheuren Braunkohlenlager zu ſuchen iſt.

Nach Tacitus' Bericht war der Himmel Englands beſtändig durch Wolken und Regen getrübt und die Kälte nicht ſo ſtreng und nach Caeſar's Angaben das Klima gemäßigter und die Kälte geringer als in Gallien. Jetzt iſt der Unterſchied weit größer und erzeugte die Ausrottungen der Waldungen eine bedeutende Veränderung in den phyſiſchen Zuſtänden beider Länder, woraus ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen allen geographiſchen Beziehungen hervorging.

In Italien bedeckten die Waldungen alle erhabenen Gebietstheile und nahmen die Gewäſſer die meiſten niedrigen Stellen ein, führte man in der früheſten Zeit ungeheure Baumſtämme gegen die Erwerbung von Wein, Oel und anderen, den Einwohnern mangelnden Erzeugniſſen aus und wurde nach Vitruvius' Bericht das Bauholz am Tyrrheniſchen Meere dem Holze an den Ufern des Adriatiſchen Meeres vorgezogen; umgaben Ueberſchwemmungen des Tiber den palatiniſchen Berg mit einem Sumpfe und äußerten die bewaldeten Abhänge des Apennin einen ſolchen Einfluß auf die Temperatur Italiens, daß nach Livius' Erzählung die durch Kriegsſtrapazen abgehärteten Soldaten Rom's bei der Belagerung von Veji im Jahre 404 v. Chr. von heftiger Kälte und vielem Schnee viel litten, weil die Hügel um dieſe Stadt mit großen Wäldern bedeckt waren. Nach Columella gab es zu ſeiner Zeit Winter, deren Kälte alle Bäume in den Umgebungen Rom's vernichtete, und nach Livius' Bericht unterbrach 354 nach Rom's Gründung das Eis die Schifffahrt auf dem Tiber. Nach Juvenal gefror in dem Jahre 128 v. Chr. der Tiber in jedem Winter und nach Horaz waren Rom's Straßen mit Eis bedeckt, war der Berg Soracte hoch beſchneiet, drückte das Gewicht des Schnee's die Wälder nieder und hemmte das Eis den Lauf der Flüſſe. Nach Virgil's Rath ſchützte man die in den Gefilden Rom's geborenen Lämmer gegen das Erfrieren und beobachtete man mancherlei Regeln, um die Einwirkungen der Kälte zu vermeiden.

Von allen dieſen Erſcheinungen weiß man ſeit langer Zeit nichts; mit

den Veränderungen in dem phyſiſchen Zuſtande Italiens ſind ähnliche in allen Beziehungen der Bevölkerung vorgegangen, wovon Geſchichte und Geographie hinreichend überzeugen. Man hört wohl von Schneegeſtöber, als höchſt ſeltenem Falle, allein der Schnee verſchwindet ſo plötzlich als er fällt und die ſtarke Abkühlung der Luft, welche man in einem warmen Lande „Kälte" nennt, iſt von ſo kurzer Dauer, daß ſie die heiße Temperatur Italiens nicht im mindeſten beeinträchtigt. Letztere iſt eine Folge der Ausrottung der Wälder auf den Gebirgs- und Hügelabhängen und macht den Reif zu den ſeltenſten Erſcheinungen.

In Gallien machte der Ackerbau nur langſame Fortſchritte und drang die Civiliſation viel ſpäter ein, als in Italien, weswegen ſein phyſiſcher Zuſtand ſich nur allmälig änderte und die Wälder den Boden noch lange bedeckten und deren Schatten eine eiſige Temperatur erhielt. In Spanien lag nach Livius 218 v. Chr. in der Nähe des Ebro der Schnee 30 Tage lang über 4 Fuß hoch. Im Anfange des 1. Jahrhunderts n. Chr. war das ganze nördliche Frankreich mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. Nach Tacitus konnte in Deutſchland das Obſt wegen der Kälte nicht reifen und gedeihen, noch 50 Jahre v. Chr. die Trauben in den kalten Wäldern Belgiens nicht. Nach Ovid erfroren die Weinſtöcke häufig in Gegenden, in welchen man jetzt nichts Aehnliches wahrnimmt, gefror ſelbſt der Wein in offenen Gefäßen und gefror nicht nur das Schwarze Meer, ſondern war die Kälte ſo ſtreng, daß Fuhrwerke das Eis paſſiren konnten.

In dieſen und anderen Landſtrichen von gleicher Breite findet man jetzt keinen ſo niedrigen Stand der Temperatur, welche z. B. in den mittäglichen Gegenden Deutſchlands über 8° R. weniger war, als ſie jetzt iſt. Die Waldungen hatten daher vor etwa 1800 Jahren auf das Klima einen ſolchen Einfluß, daß die mittlere Temperatur des kälteſten Monats 4 bis 5° niedriger war als die jetzige; Deutſchland hatte daher durch ſeine Sümpfe und Wälder eine Winterkälte, welche der des weſtlichen Rußlands gleichkam. Aus allen Erfahrungen, Beobachtungen, Berechnungen und geſchichtlichen Ueberlieferungen folgt, daß durch Ausrottung der Waldungen die Temperatur der Länder erhöht wird.

Mit dieſen Temperaturveränderungen ſind gleiche und noch größere in dem Zuſtande der Entſtehung und Unterhaltung der fließenden Gewäſſer verbunden. Welchen Einfluß Letztere ſowohl auf den phyſiſchen Zuſtand und die Fruchtbarkeit der Länder als auch auf die Gewerbe und Fabriken, ſowohl auf den Ackerbau und den Handel als auf die Schifffahrt und faſt alle Induſtriezweige und hierdurch auf den geiſtigen und politiſchen Charakter der Bevölkerung ausüben, zeigen die Länder und Völker des Alterthums und der Gegenwart: Aegypten betrachteten die Alten als ein Geſchenk des Nil's; das zwiſchen dem Euphrat und Tigris liegende Land als das glückliche, als das Paradies. An den Ufern der Flüſſe iſt die Kultur am weiteſten gediehen, die Bevölkerung in der Regel am dichteſten und der Zuſtand der Völker am glücklichſten: der Rhein mit ſeinem ganzen Gebiete liefert das ſchönſte Beiſpiel als Belag für dieſe Behauptung; ſeine ſchiffbaren Neben-

flüſſe, die Gebiete der Weſer, Elbe, Oder und Weichſel, des Rhone und der Donau nebſt anderen ſchiffbaren Flüſſen Europa's geben weitere Beläge.

Ueberſchwemmen und Zurücktreten der fließenden Gewäſſer ſind die beiden Erſcheinungen, wodurch dieſelben auf das Phyſiſche der Länder einwirken. Für den geſunkenen Zuſtand derſelben und für das Verſiechen zahlloſer Quellen liefern alle europäiſchen Flüſſe Beweiſe. Ihre früheren Waſſermaſſen wühlten die Thäler aus und legten den Grund zu den angeſchwemmten Ebenen. Den von der Seine und anderen franzöſiſchen Flüſſen noch mitgeführten Sand findet man in großer Entfernung von ihren Ufern; er iſt Zeuge von der großen Breite der Betten. Der Po ſchwemmte die Ebene der Lombardei an; die Donau füllte ein breites Thal und die Schlammmaſſen des Miſſiſſippi bildeten die unermeßlichen Savannen der Louiſiana. Der untere und mittlere Lauf aller Flüſſe bietet alſo ein ganz anderes Bild dar, als ihr ehemaliges, welches man an ihrem oberen Laufe noch erkennt. Hier findet man Berge entweder mit Eis und Schnee oder mit großen Waldungen bedeckt, welche jenen oberen Lauf begleiten und ſich meiſtens bis zum mittleren Lauf hinziehen. Der Rhone, der Rhein und die Donau, die Weſer, die Elbe und die Oder, der Main, der Neckar und andere kleine Flüſſe belegen jene Behauptung, welche weitere Begründung an den Quellen des Ganges, Jumna und Brahmaputra, die unter dem Schnee des Himalaya liegen, und an denen des Orinoco, Amazonen- und Laplataſtromes, welche aus den Wäldern der öſtlichen Anden kommen, findet.

Während am nördlichen Abhange des Atlasgebirges die Wälder viele Quellen und Bäche unterhalten und ſomit die Hauptbedingung zur Fruchtbarkeit des Landes darbieten, herrſcht am ſüdlichen Abhange allgemeine Dürre und reiht ſich die Sahara mit ihren nackten und unfruchtbaren Baſaltfelſen nahe an dieſen Abhang an. Aehnlich verhält es ſich mit dem öſtlichen und weſtlichen Abhange der Anden Südamerika's; erſterer iſt mit Waldungen bedeckt, welche den Quellen des Orinoco, Amazonenſtromes, des Paraguay und Parana unzählige Quellen und Flüſſe zuſenden; letzterer hat keine Wälder, aber auch keine Sümpfe und Flüſſe, was Urſache iſt, daß die weſtlichen Gegenden Peru's und Chile's dürre und unfruchtbar ſind. Die Gebirge, worauf dieſe Flüſſe entſpringen, können die Urſache nicht ſein, ſonſt könnte weder die Wolga, der größte Fluß Europa's, deren Quelle kaum 700 Fuß über der Mündung liegt, noch der Miſſiſſippi, der auf einer bloßen Bergebene entſpringt, die große Waſſermaſſe mit ſich führen, die ſie wirklich haben.

In allen unbebauten, wilden Ländern ſind die Flüſſe zahlreicher und waſſerreicher, als in den von den civiliſirten Völkern bewohnten; die Ausrottung der Wälder in Letzteren erklärt dieſen Unterſchied, indem ſie die unter dem Schatten der Bäume entſpringenden Quellen verſiechen macht, den Bächen, Seen und Sümpfen ihren Zufluß raubt, dieſelbe vertrocknet, den Waſſerſtand größerer Flüſſe erniedrigt, ihr Bett verengert, ihren Lauf langſamer macht und die Verdünſtung vermindert. Je älter und bevölkerter die Länder ſind, deſto weniger Wälder, Quellen und Bäche haben ſie; je jünger ſie dagegen ſind und je beſchränkter ihre Bevölkerung iſt, deſto mehr Flächentheile ſind

von Wäldern und fließenden Gewäſſern bedeckt. Die Tatarei, Perſien und viele andere Länder Aſien's, Spanien, Italien und Griechenland liefern Beweiſe für den mit dem Mangel an Waldungen verbundenen Mangel an Gewäſſern; die Berge ſind überall kahl und öde, daher ihre Abhänge ohne Quellen und die Thalgründe ohne Bäche. Die Gegenden Hochaſien's ſind ohne Wald und fließende Gewäſſer; kleine Bäche verwandeln ſich durch Gewitterregen in Bergſtröme, welche das Ackererdreich in die Thäler führen und die fruchtbaren Felder verwüſten oder die Früchte zerſtören.

Ganz andere Verhältniſſe bieten die Vereinigten Staaten Nordamerika's dar: ſie haben unermeßliche Waldungen und ungeheure See- und Flußſyſteme, welche die geographiſche Entwickelung dieſer Staaten theils befördern, theils verhindern, ſie beweiſen, daß zwiſchen der Ausdehnung der Wälder und dem Reichthum an ſtehenden und fließenden Gewäſſern ein gleichförmiges Verhältniß ſtattfindet. Die vergleichende Geographie zeigt uns, daß die gebirgigen und zugleich waldreichen Länder den größeren Reichthum an Landgewäſſern haben, daß durch Ausrottung der Wälder Quellen und Bäche austrocknen und Flüſſe in ihrem Waſſerſtande ſehr zurückweichen; daß ſowohl ihre Betten als Kanäle verſanden und verſchlammen und für die Schifffahrt unbrauchbar werden und daß die Bewäſſerung der Landſchaften von der Bewaldung von Abhängen und Gipfeln der Berge abhängt; daß dieſe die Vergrößerung der ſchiffbaren Gewäſſer bedingt, der verderblichen Trockenheit begegnet und den Boden feucht und fruchtbar erhält, daß die ſüdeuropäiſchen Länder, Spanien, Italien und Griechenland, durch Vernichtung ihrer Wälder die Quellen und Bäche austrockneten, ihre Flüſſe ſehr verminderten, den Boden unfruchtbar machten und hierdurch in jeder geographiſchen Beziehung bedeutend verloren.

Die nordamerikaniſche Union bietet das Gegentheil dar; ſie iſt reich an allen phyſiſchen Entwickelungsmitteln und gewährt dem Geographen Anhaltspunkte, welche ihn die Verſchiedenheit der civiliſirten und Naturmenſchen recht klar entwickeln laſſen. Die materiellen Intereſſen bilden die Grundlage und erhalten durch den mittelbaren Einfluß der Waldungen einen großen Vorſchub, weil dieſe für den Ackerbau und den Handel, für die Gewerbe und das Fabrikweſen zu denjenigen Elementen gehören, ohne welche die Zweige der Geſammt-Induſtrie nicht gedeihen können. Aus jenen phyſiſchen Entwickelungsmitteln kann man die Verhältniſſe der Bevölkerung ableiten, wenn man die vergleichende Darſtellungsweiſe zur Richtſchnur macht.

Mit der größeren oder geringeren Menge der ſtehenden und fließenden Gewäſſer hängt die jährliche Regenmenge zuſammen; letztere wird zwar von der geographiſchen Lage der Länder, von Winden und Gebirgen vielfach bedingt, allein die Gewäſſer und Waldungen wirken doch viel mächtiger und namentlich ſind es die letzteren an Gebirgsabhängen, welche durch ihre Einwirkungen den Regen vermehren und ſeine Menge mit dem Bedürfniſſe des Ackerlandes, vieler Gewerbe, Fabriken und der Schifffahrt auf Flüſſen und Kanälen in Verhältniß ſetzen. Unzählig viele Beiſpiele aus der phyſiſchen Geſchichte unſerer Erde, aus meteorologiſchen Beobachtungen über Regenmenge ꝛc. überzeugen Jeden von der Wahrheit, daß keineswegs die Fort-

ſchritte des Ackerbaues und der Cultur der Ebenen es ſind, denen man im mittäglichen und weſtlichen Europa die Zunahme der Verminderung des Regens zuſchreiben darf, ſondern daß die Ausrottung der Gebirgswaldungen den nächſten und ſicherſten Grund hiervon enthält.

Daß nur die Gebirgswaldungen es ſind, welche auf die Vermehrung der Regenmenge und hierdurch auf den Ackerbau und andere Induſtriezweige mächtig einwirken, geht aus der einfachen Thatſache hervor, wonach ebene Länder unter ziemlich gleicher Breite, wenn auch das eine verhältnißmäßig ſtärker bewaldet iſt, als das andere, in ihrer jährlichen Regenmenge keinen weſentlichen Unterſchied darbieten. Hieraus läßt ſich leicht erklären, warum die waldreichen Ebenen Bayern's und Preußen's keine bedeutendere Regenmenge erhalten, als die entwaldeten Flächen der Champagne, und warum die Produktionen jener weniger zahlreich ſind, als die Erzeugniſſe dieſer, — eine Erſcheinung, die zu einem neuen Geſichtspunkte führt, unter welchem die Waldungen für den Einfluß auf den phyſiſchen Charakter der Länder und auf die geographiſchen Beziehungen der Bevölkerung betrachtet werden müſſen.

Die Feuchtigkeit der atmoſphäriſchen Luft iſt unter allen Kräften, auf deren Wirkungen der mächtige Einfluß des Klima's beruht, diejenige, welche die wichtigſte Rolle ſpielt, am meiſten das phyſiſche Bild der Länder verändert und z. B. jenen großen Unterſchied zwiſchen den amerikaniſchen Savannen und ſandigen Wüſten Afrika's, zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, zugleich aber auch zwiſchen den geographiſchen Zuſtänden der Bevölkerung der beiderſeitigen Ländermaſſen ꝛc. erzeugt; denn die in hohem Grade ſich fühlbar machenden Wirkungen der Feuchtigkeit ſind für das Wachsthum der Pflanzen und für die Vermehrung der Inſekten ſehr günſtig, für die Lebensverrichtungen der Säugethiere aber und beſonders für die der Menſchen höchſt verderblich, wogegen ein höchſt geringer Grad von Feuchtigkeit oder ſtarke Trockenheit der Luft und des Bodens die entgegengeſetzten Wirkungen erzeugt, indem ſie mit dem Daſein der Inſekten unvereinbar iſt, die Zahl der Culturpflanzen fortwährend vermindert und dadurch die Produkte des Ackerbaues, alſo die Mittel zur Erhaltung der Menſchen in gleichem Maße verringert.

Die vergleichende Geographie überzeugt uns, daß einer Seits feuchte Luft ein feuchtes Land erzeugt, daß dieſes wohl ungeſund, aber fruchtbar und geſchickt iſt, die Produkte des Ackerbaues beſtändig zu vermehren, alſo durch eine glückliche Sorgfalt die köſtlichſten Gaben darzubieten und daß dasſelbe in ſeiner jugendlichen Entwickelung begriffen iſt, wofür noch die meiſten Staaten der nordamerikaniſchen Union ein Bild und entſcheidenden Beleg liefern, anderer Seits trockene Luft ein trockenes Land nach ſich zieht, welches zwar der menſchlichen Geſundheit günſtig iſt, aber immer unfruchtbarer wird, und endlich ſeine Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermag, wofür die afrikaniſchen und aſiatiſchen Wüſten ein klares Bild und einen überzeugenden Beleg liefern. Sie ſind waſſerleere, pflanzenleere und aller lebenden Weſen beraubte Ebenen, ſtellen die Urſachen und Wirkungen des äußerſten Grades der Trockenheit dar und verſinnlichen dem Beobachter die Natur in ihrem

kraftloſen Alter, ein trauriges Bild der Abgelebtheit der Welt, und welche Erſcheinungen dieſe phyſiſchen Charaktere der Länder bei der Bevölkerung nach ſich ziehen, ſagt uns die Geographie Aſien's und Amerika's, Afrika's und Polyneſiens im Gegenſatze von Europa.

Während die menſchliche Betriebſamkeit in Europa früher die Wälder ausrottete, die Sümpfe trocken legte, die fließenden Gewäſſer eindämmte, den Luftzug beförderte und durch alle genannten Mittel die zu große und darum nachtheilige Feuchtigkeit der Luft verhinderte und in Nordamerika dieſes Streben fortſetzte, hat ſie in manchen europäiſchen Ländern, z. B. in den drei ſüdlichen Halbinſeln, der pyrenäiſchen, apenniniſchen und balkan'ſchen, in vielen afrikaniſchen und aſiatiſchen Ländern, welche unter langer Civiliſation gleichſam gealtert ſind, die Wälder ſchonungslos vernichtet, Trockenheit der Luft und des Bodens hervorgerufen, Unfruchtbarkeit und hierdurch Elend und Entvölkerung verbreitet, womit der Mangel an aller geographiſcher Entwickelung verbunden iſt. Man braucht jene ſüdeuropäiſchen Länder nur aufmerkſam zu vergleichen mit den mitteleuropäiſchen und mit den Mängeln, welche ihr Ackerbau, ihre Gewerbe, Fabriken und ihr Handel, welche ihre immateriellen Intereſſen darbieten, um ſich zu überzeugen, daß vorzüglich der Mangel an Gebirgswaldungen es iſt, der alle materiellen Intereſſen lahm legt und durch die Feſſeln, in welchen Letztere liegen, auch die immateriellen unterdrückt. A. B.

Mittelalterliche Culturbilder.

II. Pommerſche Herzöge in Wittenberg *)

Schon vor der Reformation war es namentlich in Norddeutſchland übliche Sitte, daß die jungen Fürſten, nach vollendetem häuslichen Unterrichte, unter der Aufſicht eines Hofmeiſters und in Geſellſchaft einiger Edelleute ihres Alters, die früher ihre Spiel- und Hausgenoſſen, jetzt auch die ernſteren Studien theilen ſollten, eine Univerſität bezogen, wobei in der Regel die Wahl auf Wittenberg fiel. Waren die Schulen glücklich abſolvirt, ſo wurde alsdann, gleichſam zum Beſchluß der Ausbildung, gewöhnlich eine Reiſe in's Ausland angetreten. In heiterem Zuge ging es von einem Fürſtenhof zum andern, oft weit über die Grenzen Deutſchlands hinaus, nach Italien, Frankreich, nach den Niederlanden und England, um endlich mit mannigfachen Kenntniſſen bereichert und mit einem durch ausgebreitete Länder- und Völkerkunde erweiterten Blick in die engere Heimath zurückzukehren.

So war auch die Sitte am pommerſchen Hofe. Der treffliche Herzog Philipp I. hatte in Heidelberg ſtudirt, und ſeine jüngeren Söhne, Ernſt Ludwig

*) Siehe: Die Univerſitätsjahre der Herzöge Ernſt Ludwig und Barnim von Pommern. Aus archivaliſchen Quellen von F. L. C. Freiherrn von Medem, Königl. Archiv-Rath a. D., Anclam bei Dietzen, 1867.

und Barnim, welche bei ſeinem Tode († 1560) zu Greifswald ihren Studien oblagen, wurden angewieſen, dieſe nunmehr in Wittenberg zu abſolviren.

Sie gingen im Jahre 1563 dahin ab, nachdem ihnen zuvor die von Chriſtian von Küſſow entworfene Inſtruktion für ihre Lebensweiſe und Studien vorgeleſen worden war und ſie ſich zur Beobachtung derſelben verpflichtet hatten, was ſie durch Unterſchrift und Siegel beſtätigen mußten. (Zu Wolgaſt am 3. Mai 1863.)

Dieſe Inſtruktion, da ſie Alles umfaßte, was das geiſtige und leibliche Leben der jungen Fürſtenſöhne fördern konnte, iſt an ſich ſchon eine intereſſante Fundgrube für Kenntniß der Sittengeſchichte jener Zeit, welcher wir darum Einzelnes entlehnen wollen.

Sie beſtimmt zuvörderſt die Begleitung der Prinzen, welche aus einem Hofmeiſter, Magiſter und einigen Edelknaben nebſt den üblichen Hausbedienten beſtehen ſollte, worunter auch der Barbier, welcher zugleich als Kellerknecht fungirte, nicht vergeſſen iſt, und ordnet ſodann ihre geiſtige und leibliche Diät in folgender Weiſe:

„Morgens um 10 Uhr, Abends um 5 Uhr ſollte gegeſſen werden, und hatten ſich die jungen Herren des Morgens ſuppendes und drinkendes genzlich zu entſchlagen. Küche und Keller waren dem Hofmeiſter beſonders anbefohlen, um zur rechten Zeit geöffnet zu werden, nicht den ganzen Tag offen zu ſtehen, was dem Geſinde zu Freſſen und Saufen Urſach geben würde.

Was die Lectiones publicas belangen thut, fährt die Inſtruction fort, ſteht es gelichwoll i. f. g. nit woll an, irem fürſtlichen Stande nach, daß ſie oft und viel des Tages in's Collegium gehen, ſondern ſollen ſie des Tages eine Lection publice hören, etwa den Eberum, oder einen andern, der ethwes i. f. g. denſtliches tracterde, daran es genug iſt; ſonſten ſollen i. f. g. privatim in irer Wonung in iren vorigen lectionibus, der ſie alhie gewönet, Cäsarem, Dialectica, Epitomen moralis Philosophiae fleißig fortfaren, und in ſonderheit ſich in der lateiniſchen Sprache zu reden und ſchreiben befleißigen; alle woche zweimal, des Mittwochs und Sonnabend, Argumenta componiren und ſodan nit allein der translation des teutſchen, ßo im vorigen geſchrieben, ſich befleißigen, ſondern immer fortſchreiten, ſelbſt Argumenta finden und componiren, das i. f. g. ſelbſt ethwes tichten und machen künden.

Herzog Ernſt Ludwig, dieweil er ziemlichs alters, ſollte die institutiones juris ciuilis hören, worin ihn der Magiſter oder Hofmeiſter zu unterweiſen hatte.

Es wird Herzog Ernſt Ludwig, heißt's in der Inſtruction weiter, mit der Luten (Laute) fortfaren, darzu i. f. g. dechlich eine ſtunde nhemen khönen, nach eſſens; denn gelichwoll i. f. g. ſulch exercitium nit undenſtlich ßein wirt, ſunder nha und künſtich allerlei melancolie vortreiben.

Um 6 Uhr Morgens ſollten die jungen Fürſten aufſtehen, und des Abends um 9 Uhr ſchlafen gehen, doch allzeit, gleich nach dem Aufſtehen und kurz vor dem Niederlegen, in Cromer's oder andern Hiſtorien ein Caput leſen; darnach auch ein Kapitel in der Bibel und ſich Gott befehlen, und ſodann die Lectiones gehört und repetirt werden, wie bis anher geſchehen.

„J. f. G. werden ſich auch des Hern Vaters letzte ermaninge erinnern und ohne gemeinen Rat der Geordenten zur Regierung in derſelben abweſen niemants ethwes verſprechen, verſchreiben oder vergeben;" iſt noch hinzugefügt.

An der Spitze des prinzlichen Hofſtaats ſtand der Hofmeiſter. Dem Hofmeiſter war anbefohlen, fleißig Acht auf die Fürſten zu haben, ſie zu allem chriſtlichen, fürſtlichen, tugentſamen Leben und Wandel anzuhalten und oftmals dazu vermahnen; wogegen dieſe verpflichtet waren, ſolchen treuen Erinnerungen gern zu folgen und ſie nicht ungnedichlich zu vermerken. Zu dem ſollte der Hofmeiſter fleißig Auffehent haben, daß die Fürſten vor allem Schaden, ſo viel ihm zu thun möglich, verhütet blieben.

Küche, Keller und Küchenmeiſter waren zugleich unter die Obhut des Hofmeiſters geſtellt; der Keller durfte des Morgens vor zehn Uhr nicht geöffnet und ſollten darin nicht Abends oder Morgens „ßundere Zechen und Gelage angerichtet werden." Die jungen Herren erhielten ordinarie ſechs eſſen (Schüſſeln) und darüber nicht; würden aber ßundere anſehentliche Leute bei ihnen zu Gaſt ſein, ſo ſollte der Hofmeiſter die Drincken nach Gelegenheit, in Anſehent der Gäſte, wiſſen zu reguliren.

Der Hofmeiſter ſchlief mit den jungen Fürſten in demſelben Gemach; ſtrenge war ihm unterſagt, an andere Oerter zu verreiſen, des Nachts auszubleiben, oder den andern Dienern ſolches zu geſtatten.

Würden die Herzoge zu Gevattern gebeten, ſo durfte ihnen der Hofmeiſter nach Gelegenheit einen, 2, 3, 4, aber zum höchſten ſechs Thaler und nicht darüber geben. Den Promotionen ſollten ſie, wenn ſie dazu gebeten, beiwohnen. Noch war dem Hofmeiſter allgemein anbefohlen, alles zu thun, zu ordnen und zu ſchaffen, nach ſeinem höchſten Vermögen, daß der jungen herren Wolſtand und Beſtes befördert werde.

Nicht weniger nun als der Hofmeiſter war der Magiſter verpflichtet die jungen herren in allen chriſtlichen, fürſtlichen Tugenden zu ermahnen und zu unterweiſen; auch mit beſonderm Fleiß darob zu ſein, daß ſie die Haupt-Artikel unſers chriſtlichen Glaubens, nach der prophetiſchen und apoſtoliſchen Lere und Augsburgiſchen Confeſſion, rein one einige Corruptelen, zu Grunde lernen und verſtehen mögten; derhalben die Artikel von der Rechtfertigung, von der Buße, von der Abſolution und von den Sacramenten mit den Fürſten oft repetiren, und bei dem verſtande, wie ſie Martinus Lutherus, ſeliger gedechniſſe, ercleret, bleiben laſſen.

Daneben ſollte der Magiſter allen Fleis anwenden, daß die jungen Fürſten etwas Fruchtbarliches möchten ſtudieren und inſonderheit reinlich lateiniſch reden und ſchreiben lernen, dazu er dann gewiſſe Autores abwechſelnd hatte vorzuſtellen, als: Cäſarem, Terenzium und andere, und mit ſeinen fürſtlichen Zöglingen auch das Chronicon domini Philippi Comminei, Sleidanum und andere historias üben mußte, damit ſie neben der lateiniſchen Sprache auch der Hiſtorien kundich und erfaren würden.

Auf die den jungen Fürſten zugeordneten Edelknaben, denen auf unterthäniges Bitten ihrer Aeltern dieſe Gnade erzeigt worden, mußte er ferner Acht haben, daß ſie gottesfürchtig und in ihren Studien fleißig ſeien, treulich

auf die Herzoge warteten, ſich reinlich hielten und zu aller chriſtlichen Erbarkeit ſchickten; dabei dem Hofmeiſter wie dem Magiſter Gehorſam leiſteten, widrigenfalls man ſie mit Ruthen ſtreichen und ihres Dienſtes mit Schimpf entlaſſen ſollte. Mit den Edelknaben ſchlief der Magiſter in derſelben Kammer, damit ſie züchtiglich aufſtänden und zu Bette gingen und des Nachts nicht ausbleiben konnten.

Die den Fürſten zur Aufwartung verordneten Edelknaben hatten näher die Verpflichtung, jederzeit mit Fleiß auf die jungen herrn zu warten, wann ſie zur Kirche und Univerſität gingen, und ſolches bei Vermeidung von Strafe und Ungnade nicht zu unterlaſſen oder zu verſäumen.

Der in Eid und Pflicht genommene Küchenmeiſter, mit ſeinen mannichfachen Obliegenheiten, war in der Inſtruction ebenfalls ausführlich bedacht. Er ſollte zu rechter Zeit einkaufen, alles in der Küche ſpärlich laſſen zugehn, das Uebrigbleibende mit Fleiß aufheben; alle Sonnabend dem Hofmeiſter Rechnung legen und über alles ein ordentlich Regiſter halten. Dem Koch hatte er, was gekocht werden ſollte, zuzuſtellen und mußte in der Küche warten, bis alles über das Feuer gebracht war. Auch ſollte er beim Anrichten zugegen ſein und niemand geſtatten, in die Küche zu laufen, darin zu eſſen oder zu trinken, was den Herren wie ihren Dienern und Fremden verboten war. Außer der ordentlichen Malzeit ſollten in der Küche keine Speiſen bereitet werden. Der ebenfalls in Eid genommene Koch erhielt die Anweiſung, treulich und fleißig in der Küche zu walten, zu rechter Zeit das Mal fertig zu halten, damit die Herren nicht lange darauf zu warten hätten, gute Achtung darauf zu haben, daß ihnen kein Gift, oder was ſonſt Schaden bringen könnte, möchte zugeſchoben werden, auch zu verhüten, daß aus der Küche etwas verſchleppt werde, überhaupt in Allem der jungen Herzoge Frommen und Beſtes befördern und nach ſeinem höchſten Vermögen, Schaden weren und abwenden.

Den Beſchluß in der Inſtruction macht der Barbier. Bei Strafe und Ungnade war ihm anbefohlen, ſich zu enthalten, daß er ſich mit Heilung einiger Schäden belade. Denn da er die jungen herrn wüſche, möchten dieſe dadurch beſchädigt werden. Alle Sonnabend ſollte er die jungen Fürſten mit guter reinlicher Lauge waſchen. Das zum fürſtlichen Tiſche gehörige Rat (Tiſchzeug) hatte er zu verwahren und mußte er ſauber halten. Ihm lag ferner ob, den Tiſch zu decken, Brod und „Almißen" aufzulegen; und war ihm zugleich der Keller anvertraut, wohin er Niemand führen, oder geſtatten durfte, Zechen oder Gelage darin anzurichten, und aus welchem er nur auf Anweiſung des Hofmeiſters Getränk verabzufolgen hatte."

Die jungen Prinzen bezogen in Wittenberg die vorausbedungene Wohnung im Hauſe des ſel. Dr. Martin Luther; aber ihr Hofmeiſter, Chriſtian Küſſow, fand dieſelbe wenig nach ſeinem Geſchmack. Seine Schilderung von dem Leben und Treiben im Hauſe rechtfertigen ebenſo ſehr ſein Mißfallen, als ſie zugleich intereſſante Streiflichter auf das damalige Univerſitätsleben wirft. Er ſchreibt an den Kanzler V. von Eickſtedt zu Wolgaſt:

„J. f. g. haben ihre Wohnung in Doctoris Martini ſeliger Behu-

ſunge und iſt vor i. f. gn. erſtlich eine große Eßſtube, darnach eine getefelte ſtube, daran zwei Kammern, worin der Magiſter, Edelleute und Jungen ſchlafen; darnach haben i. f. g. an derſelben getefelten Stuben ein klein ſtubelin zu zween Diſchen, da beide, meine g. H. alleine inne ſint und darbei eine Kammer mit dren ſpanbetten, da i. f. g. und ich ſlafen. Unten im hauſe iſt eine gute kuchen, darin ein ſchöner Brunne. So iſt auch ſonſt vor i. f. g. ein guter keller, das i. f. g. mit gemechern zymlich vorſehen."

Beſchwerlich ſei jedoch, nach der jungen Fürſten und ſeinem Dafürhalten, daß über ihnen ſieben Stuben von allerlei Studenten: Franzoſen, Pollacken, Schwaben und Franken bewohnt würden, welche ihren Ein- und Ausgang vor den Stuben der Herzöge her hätten; zu Zeiten allerlei Tumult erhöben, tags und nachts ein- und ausliefen; der eine pfeiffet, der andere ſinget. Wie dann leicht zu ermeſſen, wie es bei ſolchen jungen Leuten zugehe. Nun habe ich, fährt Küſſow fort, mit dem jungen Martino Luthero, ßo unden im huß wonet, geredet, daß es meinen gn. herren nit gelegen ſein würde ſolches zu gedulden, i. f. g. auch nit anders gemeinet, dewile ſie ſulche eine ſtatliche meitte (Miethe) geben, ſie würden das huß alleine innegehabt haben, ich hette ernſtlichen bevelich das huß zu rechter Zeit auff- und zuſchließen zu laſſen, und were nit der Gebrauch das in fürſtlichen Wonungen tag und nacht aus- und einlauffent were. Auch wegen beſorglicher Feuersgefahr hatte Küſſow dem jungen Luther Vorſtellungen gemacht gegen das Mitwohnen der Studenten; man wüßte ja, wie junge, zu Zeiten drunkene und unvorſtändige Leute mit Feuer und Licht umgingen, und hinzugefügt, wo dies nicht könnte geändert werden, würden die Herzoge ſich nach einer gelegenern Wohnung umſehen. Er (Luther) habe darauf geantwortet: Doctor Krakow hette ihm davon nichts geſagt, alleine die Gemecher ſo izt die Herzoge inne hätten beſtanden."

Im Uebrigen fanden die jungen Herren gute und ehrenvolle Aufnahme bei den ſächſiſchen u. a. Fürſten, namentlich bei dem Fürſten Wolfgang von Anhalt, welcher ſich ihrer mit Rath und That freundlichſt annahm, bei den Profeſſoren der Univerſität, welche ſich ihnen durch Ehrengeſchenke empfahlen, und bei den Studiengenoſſen, unter welchen ſich eine große Anzahl von hoher Geburt befunden zu haben ſcheint.

Das geſellige Leben, welches ſich hieraus entwickelte, nahm Küche und Keller ſtark in Anſpruch, wie ſich aus einem anderen Briefe Küſſow's ergiebt, in welchem er um Ergänzung der mitgenommenen Vorräthe bittet. Er ſchreibt:

„Lichte ſeint hie ſere theur, und würde den winter ein großes aufgehen, wenn ſie alle ſollten allhie erkauffet werden; müchte nit unraten ſein, e. f. g. hetten ßo viel Lichte laſſen her ſchicken, damit meine gn. herren und Diener den Winter künden auskommen. Alles iſt ſere theur hir. Hielte (dafür), wenn e. f. g. nach fullenzogner ernte, etliche ockſen und ſchafe hetten anher geſchicket, würden meine gn. herren des großens ausgebens etwes verſchonet. Der koch zeiget an, das nur eine tunne botter mit anher geſchicket, welche faſt auf ſein ſoll. Nu iſt die Botter hir außen ſere theur und nit woll zu be-

kummen, und findet ſich aus der Gripswaldſchen rekenſchaft*), das alle jar acht tunnen botter aufgangen; darum werden i. f. g. gnädige vorſehung thun laſſen, das etliche tunnen butter fürderlich werden anhergeſchickt; dann alles hir zu kaufen läufft ſer in's gelt. Es werden e. f. g. auch gnädige vorſehung thun laſſen, das kegen Michaelis allerlei droge (trockene) war müge anher geſchickt werden, alſe: droge laxs, Pekel, Stoer, Brandt Wiltprett, Polcke, Wiltprett, ethwo eine zwanzig gute ſide ſpeckes von friſchem ſpeck — den man izt mitgeben iſt alt und garſterich das man in nit woll bruchen kann. Item ſtockfiß, ſchullen unde rochen, und das de butter mit dem erſten müge herauſſer kummen; mit dem andern kann man bis auf Michaelis gedult haben."

Im October 1563 widerfuhr dem Fürſten Ernſt Ludwig die Ehre, zum Rector der Univerſität gewählt zu werden. Ueber dieſen Vorgang berichtet Ramin an die Herzöge:

Mein gnädiger fürſt vnd Her, Herzog Ernſt Ludwig wurt am tage Lucae Evangelistae durch ſechſe der vornehmſten professorn, unter welchen Doctor Peucer Orator war, mit vorgehender proteſtation, das ſolche Auffurderung ihrem alten wolhergebrachten gebrauch gemeß, in die Schloßkirchen von der Vniuersitet gefurdert; drauf ſich f. f. g. in zierlicher lateiniſcher oration gnediglich erboten, und alsbald mit Herzog Barnim zu roß nach der kirchen für obermelten profeſſorn gezogen; und warteten domaln unter andern i. f. g. fünf Oſterreichſche Freihern auf den Dienſt. Als man nun zur kirchen kam, führt man f. f. g. in die Sacriſtey, da die ganze Univerſitet beſamlet war. Daſelbſt wurt von dem geweſenen Rectorn, Paulo Grellio, Theologiae doctore, nach geſchehner underthenigen Dankſagung das ſich f. f. g. ſo weit gedemüticht, mit einer langen lateiniſchen rede der Magistratus vniuersitatis oder Rectorat f. f. g., in beiweſen Herzog Barnims und obernanter Freihern mit beſonderm vleiß underthenigſt bevolen, deferirt und aufgetragen. Demſelben f. f. g. mit Fürſtlicher zierlicher beſcheidenheit frei herauß lateiniſch dermaßen antwortet, das ſich der umſtandt und menniglich drob verwundert; und nach langer einfhürung (Aufführung) der beſchwernuß dieſes Ampts in dieſer fatall Zerrüttung aller Zucht, erbarkeit und disciplin**) letzlich gnedigen Willen dazu geben, welchs mit höchſter Dankſagung von der Univerſitet aufgenommen. Und wurt f. f. g. alſo fort wider in die kirchen gefürt und daſelbſt von obgeſagtem geweſenen rectorn, nach verreichung der Insigniem uniuersitatis in gegenwart der ganzen Schulen, welch in großer ungewohnlicher anzall vorſamlet, mit großer pompa und langer wolgefaſten oration, welch' ich hiemit e. f. g. in vnderthenigkeit vberſchicke, Rector scholae publice renunciert und proclamirt, und als ein Spiegel den Studenten, darnach ſich in Zucht und erbarkeit zu wenden, vorgeſtellet; wurt

*) Hierunter wird der Bedarf der Haushaltung der jungen Fürſten zu verſtehen ſein, als dieſe in Greifswald erzogen wurden.

**) Ein weiter hin mitzutheilender Brief des Herzogs Barnim beſtätigt dieſe Zuchtloſigkeit, worin die Wittenberger Univerſität ſeit längerer Zeit gerathen war, und welche arg genug ſein mußte, da der beſcheidene junge Fürſt ſie bei Annahme des Rectorats ſo nachdrücklich rügte.

auch fr. f. g. zum Vice-Rectorn Vitus Ortell, Winshemius junior, Doctor juris, ſtracks adjungirt. (Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Chemnitz, 18. Mai. [Sächſiſche Induſtrie-Ausſtellung.] Geſtern fand die feierliche Eröffnung der hieſigen großen Induſtrie-Ausſtellung für die ſächſiſchen Lande (Pr. Provinz Sachſen, Königreich Sachſen, ſächſiſches Herzogthum) ſtatt. Dieſes vom Chemnitzer Handwerker-Verein angeregte Unternehmen, das im vorigen Jahre wegen des Krieges hatte ſiſtirt werden müſſen, iſt jetzt zu einer recht erfreulichen Vollendung gediehen. Einen Begriff von der Ausdehnung des großartigen Ausſtellungs-Gebäudes mögen folgende Zahlen geben: Ueberdachter Bodenraum 160,000 Quadrat-Fuß, als Ausſtellungs-Raum benutzte Wandfläche 29,331 Quadrat-Fuß, Tiſchfläche 16,153 Quadrat-Fuß, Bodenfläche 66,603 Quadrat Fuß. Deutlicher noch ſpricht vielleicht der Umſtand, daß der gewaltige Lärm der in den hinteren Theilen des Gebäudes arbeitenden Maſchinen nicht im Mindeſten vernehmlich oder nur ſtörend war bei der im vorderen Theile ſtattfindenden Eröffnungs-Feierlichkeit. Dieſe beſtand in der Aufführung der von Th. Schneider komponirten ſchwungvollen Feſt-Cantate, einer Anſprache des Bürgermeiſters Müller, die hauptſächlich an den König von Sachſen gerichtet war, der nebſt der Königin, dem Kronprinzen ꝛc. der Eröffnung beiwohnte. — Nach der Proklamation der Eröffnung durch den Vorſitzenden des Ausſtellungs-Ausſchuſſes, Rewitzer, und ein von ihm ausgebrachtes Hoch auf den König, begann der Rundgang durch die Ausſtellung. — Bei dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der ausgeſtellten Produkte iſt es noch nicht möglich, das Nennenswertheſte beſonders hervorzuheben, deshalb mögen vor der Hand Angaben über die Anordnung des Materials genügen. — Durch den Haupt-Eingang tritt man in ein gewaltiges Octogon, in der Mitte durch eine koloſſale Fontaine und rings mit grünen, blühenden Pflanzen geſchmückt. An dieſes ſchließen ſich beiderſeits Flügel an, von denen der rechte in ſeinen Parterre-Räumen hauptſächlich Kunſt-Tiſchlereien, Möbel, Pianos, der linke Chamott- und Eiſenguß-Waaren enthält, über die das für das Wormſer Luther-Denkmal beſtimmte Bronze-Standbild Reuchlins emporragt. Die Galerien dieſes Haupt-Gebäudes ſind weſentlich mit den Produkten der Spinnerei und Weberei gefüllt. Dem Haupt-Gebäude parallel laufen 3 gleich lange Hallen, welche durch 3 breite Gänge, den in der Mitte und an beiden Seiten die 4 Hallen kreuzen, zu einem Ganzen verbunden ſind. Der Mittelgang vom Octogon nach dem erſten Anbau birgt die Produkte des Erz- und Kohlen-Bergbaues, ferner Porzellan, Steingut und Glas, der Anbau ſelbſt enthält zu ebener Erde Bleche und Galanterie-Waaren, Nähmaſchinen, Seilerwaaren, chemiſche Produkte, auf den Galerien allerlei Konſumtibilien, ferner Kurzwaaren der mannigfachſten Art, Uhren, mathematiſche, chemiſche, phyſikaliſche Inſtrumente, typographiſche und Buchbinder-Artikel. Den oberen Theil der Seitengänge nehmen links Tuche, Leder- und Pelzwaaren ein, rechts Photographien und Stickereien, während die unteren Theile der Gänge und der zweite und dritte Anbau alle Arten Maſchinen enthalten. An den letzten Anbau ſchließt ſich rechts noch ein einerſeits offener Schuppen für landwirthſchaftliche Maſchinen, Fäſſer, Wagen und dergl. an, und auch auf dem unüberdachten Raume haben neben dem Keſſelhaus für die arbeitenden Dampfmaſchinen noch Ausſtellungs-Gegenſtände von großen Dimenſionen Platz gefunden. — Schließlich ſei noch erwähnt, daß gleichzeitig C. H. Findeiſen ſeine Nebenausſtellung eröffnet hat, die den außer dem Ausſtellungs-Bezirk liegenden Fabriken Gelegenheit gewährt, ihre Produkte dem Publikum vorzuführen. (N.-Z.)

Dürrenberg. [Erdrutsch] Den „Basler Nachr." werden über de Erdrutsch, welcher seit vielen Wochen langsam, aber unaufhaltsam in der Ausdehnung von 15 Jucharten gegen die Gebäulichkeiten von Dürrenberg in der Schweiz vorrückte, folgende interessante Details mitgetheilt: Als die Risse und Auftreibungen im Boden keinen Zweifel mehr übrig ließen, daß die eine Scheune und der Holzschopf würden weggestoßen werden, begann man, fast zu spät, den Abbruch. Trotz der wiederholten Mahnung des Eigenthümers: „Laßt lieber Alles zusammenstürzen, als daß sich Jemand beschädige", wurde ein Zimmermann von einem Balken so getroffen, daß er bewußtlos weggetragen werden mußte. Das Wohnhaus, das etwas seitwärts liegt, kam mit dem Schrecken davon; der Rutsch ging hart an ihm vorbei, nahm mit der Scheune, dem Schopf und den Schweineställen auch den großen, ebenen Hofraum weg und ließ an seiner Stelle eine Vertiefung, worin sich Wasser zu einem Weiher ansammelte, zurück, so daß es jetzt am Rande eines tiefen Grabens steht. Hundert Schritte weiter stand die zweite Scheune und wurde, wie die erste, als die Gefahr auch ihr nahte, abgebrochen. Der Weg nach dem Bülstein, welcher zwischen beiden Scheunen durchführte, wurde natürlich auch unterbrochen und kann erst, wenn die Masse in Ruhe gekommen sein wird, wieder hergestellt werden. Das Mauerwerk sammt Fundamenten, nach allen Richtungen auseinandergehoben und gedrückt, ist weit fortgeschoben worden. Tapfer hielten aber Stand zwei uralte Kannenbirnbäume. Der eine folgte unentwegt gerade dem zerfallenen Mauergiebel, in dessen Schutz er über ein Jahrhundert gestanden hat, an seinen neuen Standort; der andere, etwas verwöhnt durch die glänzende Gesellschaft, welche während der Sommermonate sich unter seinem Schatten sammelte, kam anfänglich außer Fassung, sank bis zum Winkel von 45 Grad, erholte sich aber bald wieder von dem ersten Schreck, nahm auf der Wanderung seine gerade Haltung wieder an und blüht gegenwärtig in voller Pracht. „S'hätt' chönne schlimmer gah", mag er gedacht haben. — Als die Masse zwischen den zwei langen Hügeln aus der Rutschrinne hervortrat, hoffte man, der Druck werde nachlassen und die Bewegung aufhören. Allein man täuschte sich. Das Rutschgebiet wurde breiter, der Druck stärker und brachte die alte Rutschmasse von 1689, die große schöne Matte vom Haus bis hinab zum Bach in ihrer ganzen Breite in Bewegung. Das Bachbett wurde um 20 Fuß in die Höhe, auf's Niveau der Landstraße getrieben. Als die Landstraße bedroht war, ergriff die Regierung Vorkehrungen zur Sicherung derselben, sowie auch der Eigenthümer Alles that, was unter solchen Verhältnissen gethan werden konnte. Alles aber, was Menschenhand leisten konnte, wäre fruchtlos geblieben, hätte nicht der Leutschenberg dem Nachbar Dürrenberg hinüber gerufen: Bis hieher und nicht weiter! Seit acht Tagen hat die Bewegung, die über drei Monate gedauert hat, so zu sagen aufgehört.

— [Die ersten deutschen Fresken in Rom.] Das neueste Heft der „Altpreußischen Monatsschrift" bringt den interessanten Vortrag, welchen August Hagen am 14. März c. zu Königsberg über Peter von Cornelius gehalten hat. Wir entlehnen demselben folgende Stelle, welche das erste Auftreten des großen Künstlers in Rom schildert.

Im Jahre 1811 wanderte Cornelius nach Rom. Er fand hier junge strebsame deutsche Maler, die der Gedanke verband, all ihr Können und Schaffen dem Aufbau einer Kunst zu widmen, die nur das Große und Würdige zu Vorwürfen sich ersehen dürfe. Er dachte wie sie und erfuhr, daß schon vor ihnen ein deutscher Maler so gedacht hatte, welcher in Rom verkümmert und in Noth und Elend 1798 gestorben sei, nämlich Jacob Carstens. Dies schreckte die jungen Maler nicht ab, um trotz dem Franzosenthum, das damals gerade mit David's Theaterhelden paradirte, und den Mengsischen Grundsätzen, die bei Vielen noch als heilig galten, das endlich zu erreichen, was jener Kunstmärtyrer erstrebt hatte. Sah man doch lange Geist und Poesie allein in der Behandlung, brach doch selbst Wilhelm Tischbein in die Klage aus, er wisse, wie man, aber nicht was man malen solle. Als wenn ein Körper ohne Seele Leben

zeigen kann, als wenn die sinnliche Erscheinung als etwas Getrenntes zu denken ist, als wenn nicht das zu Wählende die Form mit bedingt. Jene Maler, mit denen Cornelius sogleich einen Freundschaftsbund schloß, waren Friedrich Overbeck, Wilhelm Schadow und Philipp Veit. Nach ihnen bestand das Große und Würdige der Malerei in kirchlichen Vorstellungen, wie sie das 14. und 15. Jahrhundert in gläubiger Hingebung andachtsvoll liebte. Cornelius widersprach nicht, wenn auch seine schöpferische Phantasie in weiteren Kreisen sich heimisch fühlte. Er, ein geborener Katholik, malte keine Altarbilder, wogegen Veit, der in Köln katholisch getauft war, und Overbeck und Schadow, die in Rom zum Katholicismus übertraten, sie als das Vornehmste erachteten.

Cornelius, um es den größten Malern Italiens gleichzuthun, lenkte den Blick auf die Frescobilder ihrer Vorgänger, die in felderreichen Abtheilungen ganze Kirchen und Kapellen zierten. Raphael und Michel Angelo hatten viel Nachahmungswerthes von den alterthümlichen Wandmalereien abgesehen, für die die Theilnahme derzeit so gut wie erloschen war, so daß das Technische selbst zum Geheimniß geworden. Auf die Wiederauffindung des alten Fresco's war sein Sinnen gerichtet. War dies gelungen, so stand zu erwarten, daß wieder cyclische Darstellungen verlangt werden würden, bei welchen eine die andere erklären hilft, ferner solche, die für den Ort Bedeutung haben und ein monumentales Ansehn behaupten. So könne ein Theil der Bilder vom Ahasverus-Fluch sich erlöst sehen, während die anderen von Hand zu Hand gehend einen unseligen Kunstmarkt erhalten und daher meist auf eine müßige Augenweide berechnet sind. Das Streben krönte ein glücklicher Erfolg und die Künstler, als Nazarener, wie man sie nannte, so lange verlacht, verspottet und verfolgt, sie, die so lange Mühe und Anstrengung, Beharrlichkeit und Entsagung aufgeboten hatten, um dem widerstrebenden Zuge Stand zu halten, drangen endlich siegreich durch. Die ersten neuen Frescogemälde finden wir in Rom in der Casa Bartholdy. Hier ist ein großes Zimmer von Overbeck, Veit, Schadow und Cornelius gemalt mit der Geschichte Joseph's und seiner Brüder. Jeder der Maler lieferte zwei Bilder. Die gefühlvollste aller Erfindungen von Cornelius finden wir hier in Joseph, der seinen Brüdern in Liebe vergiebt, was sie Böses an ihm gethan. Benjamin hängt an seinen Lippen. Einige stürzen zerknirscht zu den Füßen des Wohlthäters, andere erschrocken, wissen nicht, ob sie den Worten des Friedens Glauben schenken sollen und nehmen Anstand, sich ihm zu nähern. Der Beifall war allgemein, nicht größer von Seiten der Landsleute, als von der der Italiener. Wunderbar wirkte der Zauber und erleuchtete die zweifelnd Ungläubigen. Bei den Deutschen wurden Fresken bestellt, selbst von der päpstlichen Kunstadministration.

Stets das Neueste und Eleganteste in feinen Kinderspielwaaren;
Lager der renommirtesten Fabriken Frankreichs und des Zollvereins.

R. Buder's
Spielwaaren-Magazin, Unter den Linden Nr. 10.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Am 22. d. M. hat Kaiser Franz Joseph den österreichischen Reichsrath mit einer Thronrede eröffnet, welche eine neue Aera constitutionellen Glücks für Oesterreich verkündet und die Versöhnung des Oktober-Diploms (20. Oktober 1860) mit dem Februar-Patent (26. Februar 1861), die Versöhnung des Föderalismus mit dem Centralisations-Princip durch den Dualismus anempfiehlt, ohne der Sistirungs-Politik weiter zu gedenken.

Diesen vergessenen Punkt bringen die Antrittsreden der Präsidenten beider Häuser, des Grafen Auersperg und Dr. Giskra zwar in schmerzliche Erinnerung, ohne aber darum mit weniger Zuversicht und Hoffnung in die neue Aera einzutreten, obwohl durch ihre Reden doch ein Ton wehmüthiger Melancholie zittert, welcher aus der Angst des gepreßten Herzens zu kommen scheint: daß der jetzige constitutionelle Anlauf wohl ein „letzter Versuch" sein könnte.

Mit Recht machte die „Nationalzeitung" dieser Tage darauf aufmerksam, daß die constitutionellen Anläufe Oesterreichs bisher viel mehr den Charakter eines diplomatischen Hilfsmittels an sich getragen hätten, als daß sie aus der Absicht entsprungen wären, sichere staatsrechtliche Grundlagen zu schaffen. Sie waren bald darauf berechnet, Preußen zu imponiren, bald durch Liberalisirung sich deutsche Sympathieen zu gewinnen, in der That fanden sich selbst bei uns Stimmen genug, welche Oesterreich in seiner diplomatischen Absicht unterstützten und diese Stimmen machten sich nicht blos in der „Volkszeitung" geltend; sogar im Abgeordnetenhause wurde vom Präsidentensitze aus unsrer Regierung die Mahnung ans Herz gelegt: sich durch den Liberalismus Oesterreichs nicht überflügeln zu lassen.

Die Frage ist nun, ob die eben jetzt wieder angekündigte constitutionelle Aera, an deren Pforte die „Ministerverantwortlichkeit" stehen soll, wieder ein solcher diplomatischer Schachzug ist, oder aber ob sie in der Nothwendigkeit der inneren Verhältnisse Oesterreichs ihre Wurzeln findet.

Der Dualismus, zu welchem man sich rückhaltlos bekannt, entspricht offenbar der durch den Prager Frieden geschaffenen Situation, aber die inneren Zustände sind in der That der Art, daß sie keine Wahl lassen, sondern nöthigen, auch in ein saures Kraut zu beißen, wenn man überzeugt ist, daß dieses Kraut ein wirksames Heilmittel ist. Von dieser Ueberzeugung zur Heilkraft des constitutionellen Krautes aber zeigt sich auch der Kaiser in seiner

Thronrede durchdrungen; die Eröffnungsreden der beiden Präsidenten aber erwarten Heilung allein von diesem Kraut. Und für welche Schäden?

„Groß sind die Ausgaben — sagt Dr. Giskra, der Präsident des Abgeordneten-Hauses — die ihrer Lösung durch die Reichsvertretung und Regierung harren. Nicht blos gilt es, lang Versäumtes nachzuholen, die Schäden der letzten Zeit zu bessern, die Finanzen zu ordnen, die Volkswirthschaft und die Steuerkraft im Lande zu heben und zu beleben und die allseitig anerkannten, viel beklagten und doch nie abgestellten ererbten Uebelstände in der Verwaltung zu beseitigen, die Fesseln des Schlendrians und der Gewohnheit zu brechen, durch eingreifende Reformen dem matt gewordenen Organismus neues Leben einzuhauchen, Intelligenz und Arbeit zu den maßgebenden Faktoren in allen Zweigen des öffentlichen Waltens zu machen, sondern auch die konstitutionellen Einrichtungen, die durch den bloßen Schein derselben in früherer Zeit in Oesterreich arge Einbuße erlitten, wirklich zu Ehren zu bringen, den Staatsbürgern die Rechte freier Männer zu gewähren, den Nationalitäten die Bedingungen ihrer Existenz und Bildung ohne Vergewaltigung der Minderheiten, und ohne Schädigung des politischen Gemeinwesens, den Ländern die nöthige Autonomie, aber ohne Abbruch für das Ganze zu gewähren (Bravo rechts), allen Konfessionen gleiche Berechtigung zu geben (lebhaftes Bravo) und Staatsgewalt und Staatsbürger zu entlasten von den Folgen unglückseliger Verträge. (Bravo links, — es handelt sich um das Konkordat. Bem. der Red.) Den Geist des ächten Konstitutionalismus und des Fortschritts in allen Zweigen des öffentlichen Lebens lebendig zu machen und alle hier vertretenen, an Bildung und Wohlstand im Reiche hervorragenden Länder mindestens nicht in geringerem Maße jener parlamentarischen Einrichtungen theilhaftig werden zu lassen, als sie in einem anderen Theile des Reiches bereits reaktivirt wurden (lebhaftes Bravo), und mit jenem Theile des Reiches den lang ersehnten inneren und wahren Frieden zu schließen und zu festigen, den heißersehnten Ausgleich in einer Art zu Stande zu bringen, daß bei aller Anerkennung und Achtung jenseitiger Rechte und Eigenart doch die wirthschaftlichen Kräfte diesseits der Leitha nicht preisgegeben, daß die finanziellen Lasten nach Gerechtigkeit und Billigkeit geordnet werden (Bravo!) und durch was immer für Einrichtungen doch die Macht des Ganzen nicht gebrochen und nicht geschädigt werde. (Bravo!)"

Wer möchte, Angesichts so schwerer Leiden Oesterreichs, nicht wünschen, daß der Versuch einer Wiedergeburt gelinge; es ist eine Staatskunst, die sich selbst überlebt hat, welche das Gedeihen des eigenen Staates auf dem Verfall des Nachbarstaates zu gründen gedenkt; aber verhehlen kann man sich doch nicht, daß, weil ein großer Anlauf genommen ist und hohe Ziele gesteckt worden sind, das Resultat noch nicht gesichert ist; um so weniger, weil in den zu lösenden Aufgaben ein innerer Widerspruch vorhanden ist, zu dessen Lösung die Bezeichnung desselben wohl nicht ausreicht.

Jedenfalls sind wir gespannt darauf, wie man die centrifugalen Kräfte, welche eben so sehr in der Widerhaarigkeit der Croaten, wie in den Prätensionen der Czechen, so wie in den autonomistischen Tendenzen der Polen und anderer Kronländer zum Ausdruck kommen, ohne Gewalt und ohne Beeinträchtigung der Minoritäten zum harmonischen Einklang bringen wird.

Abgesehen von der Frage der inneren Neugestaltung verheißt indeß die kaiserliche Thronrede eine veränderte Richtung der äußeren Politik, zu welcher sich alle Welt Glück wünschen kann, weil sie ein Friedenspfand in sich trägt. Die österreichische Politik verzichtet Preußen gegenüber auf den „Gedanken der Wiedervergeltung" und auf eine Politik der Rache; und in der That! die

Haltung, welche Oesterreich in letzter Zeit Preußen gegenüber beobachtet hat, entspricht jenen Gedanken des Friedens.

Auch von Frankreich her kommen nun Worte des Friedens und der Freundschaft; Preußen aber, welchem man einen durch seine Erfolge maßlos gesteigerten Ehrgeiz und eine diesem entsprechende Vergrößerungsluſt zutraut, zeigt nach allen Seiten hin eine Mäßigung, die deutlich beweiſt, daß es ſich lediglich auf die Aufgabe beſchränkt, im eigenen Lande das organiſche Hineinwachſen der neu erworbenen Länder in das preußiſche Gemeinweſen zu fördern und ſeinem deutſchen Berufe durch feſte Conſtituirung des norddeutſchen Bundes gerecht zu werden.

Selbſt das kleine Hälchen, an welches ſich eine diplomatiſche Intrigue anknüpfen ließ, um eine neue europäiſche Frage einzuleiten, — Artikel V des Prager Friedens, hat ſeine Spitze verloren, da Preußen ſelbſt die Initiative ergriffen hat, um die definitive Entſcheidung über Nordſchleswig herbeizuführen.

Nur ein dunkler Punkt ſchwebt noch am Himmel. Die officiöſe „Ruſſiſche Correſpondenz" bezeichnet ihn — die orientaliſche Frage.

„Das Entwaffnungsproject, — ſagt ſie — welches, wenn auch verfrüht, nichts deſto weniger der Wunſch aller Völker iſt, hat in Ausſicht, von den nach Paris ſich begebenden Souveränen in Erwägung gezogen zu werden? Die ſo wünſchenswerthe Entwaffnung iſt unglücklicher Weiſe unmöglich, ſelbſt wenn die Verſöhnung zwiſchen Frankreich und Preußen aufrichtig iſt und die Eiferſüchteleien beſeitigt ſind; der allgemeine Friede iſt nicht geſichert, ſo lange es Unterdrückte in der Türkei giebt. Vor 14 Jahren verband ſich Europa gegen Rußland und trotz aller Opfer ward nichts weiter erreicht, als daß dieſem ein demüthigender Friedensvertrag auferlegt wurde, die orientaliſche Frage wurde nicht beſeitigt. Dieſelben Urſachen zur Unzufriedenheit beſtehen fort und der heldenmüthige Widerſtand der Kandioten iſt ein unzweideutiger Beweis für die Lebensfähigkeit der chriſtlichen Völker des Sultans, ihren Abſcheu gegen die türkiſche Herrſchaft und die Berechtigung ihrer Beſchwerden. Der Augenblick iſt gekommen, um zu erkennen, daß Europa, wenn es die orientaliſche Frage ordnen will ohne oder gar gegen Rußland, auf falſchem Wege iſt. Dieſe Frage muß von allen Mächten in die Hand genommen werden und zwar im Geiſte der Verſöhnung und mit gegenſeitigem Vertrauen. Die Entwaffnung iſt nur möglich unter dieſer Bedingung."

Das fürſtliche Meeting in Paris ſoll ſich alſo, nach Rußlands Wunſch, mit der orientaliſchen Frage beſchäftigen und ganz entgegen dem ſonſtigen Brauche, welcher fürſtlichen Zuſammenkünften gewöhnlich nur den Charakter der Courtoiſie offiziös zuzugeſtehen pflegt, betont die „France" diesmal ausdrücklich die politiſchen Motive derſelben. „Es ſei mehr dahinter," bemerkt ſie, „als die Frivolen ahnen, es ſei eine Annäherung in den erhabenſten Fragen der internationalen Ordnung im Werke."

Vielleicht ſpricht der Umſtand, daß auch der Sultan ſeinen Beſuch in Paris zugeſagt hat, für die Annahme, daß man nicht ohne ihn über ihn verhandeln wolle. Der kranke Mann aber wird mit dem Bewußtſein den Rath ſeiner Pariſer Aerzte entgegen nehmen, daß mit dieſem die Ausſicht auf ſeine

Heilung noch nicht erschöpft sei; er wird sich von Paris aus auch nach London begeben.

In gespannter Erwartung auf den Verlauf dieser Dinge haben wir bei uns inzwischen etwas „Conflikt“ gehabt, indem das Abgeordnetenhaus unzufrieden mit der Versetzung des ehemals hannoverischen Gerichts-Direktors Oberg als Vice-Präsident an das Appellationsgericht zu Ratibor, gegen den Justiz-Minister Anklage wegen Gesetz- und Verfassungs-Verletzung erhob. Zwar haben solche Versetzungen von Justizbeamten neu erworbener Landestheile an altländische Gerichte vielfach stattgefunden, ohne daß das Abgeordnetenhaus Einsprache gegen eine Praxis erhoben hätte, welche sich ebenso sehr auf Prinzipien der Billigkeit berufen konnte, als aus den bestehenden Gesetzen sich rechtfertigen ließ.

Allerdings war diese gesetzliche Rechtfertigung nicht zweifellos, und um jeden Zweifel zu beheben, hatte die Regierung in der vorigen Session einen Gesetz-Entwurf über den Gegenstand eingebracht, welchen das Abgeordnetenhaus ablehnte.

Nichts natürlicher also, als daß man bei der alten Praxis verblieb. Anstatt nun den eigenen Fehler einzugestehen und zu verbessern, welchen das Abgeordnetenhaus durch Ablehnung des oben gedachten Gesetzentwurfs begangen hatte, wendeten sich die heftigsten Angriffe gegen den Justizminister und führten schließlich im Hause zur Beantragung einer Resolution, welche die Versetzung des ꝛc. Oberg für gesetz- und verfassungswidrig erklärte, während außer dem Hause, nämlich in der Oppositionspresse die Rückkehr des „Conflikes“ vorhergesagt wurde.

Bei dem Geist der Mäßigung und Versöhnlichkeit, welcher gegenwärtig unsere inneren politischen Verhältnisse charakterisirt, kam der parlamentarische Anlauf unerwartet; daß er ernstliche Schwierigkeiten hervorrufen könne — daran denkt wohl Niemand, selbst diejenigen nicht, welche sich das Aussehen von Echauffement geben.

Gleichwohl ist versucht worden, die scharfe Oppositionsstellung, in welche sich das Abgeordnetenhaus durch Annahme des Aßmann'schen Resolutions-Antrages setzen würde, aufzuheben. Aus der Sprache der Altliberalen war ein Antrag auf motivirte Tages-Ordnung eingebracht worden, welcher nach beiden Seiten hin Rechnung trug; er ist indeß in der Sitzung vom 29. d. M. verworfen und der Aßmann'sche Antrag angenommen worden.

Das Abgeordnetenhaus hat also die große Anzahl seiner schon gefaßten Resolutionen, über welche eine Zeit mit ihren riesenhaften Anstrengungen und ebenso glorreichen wie segensreichen Erfolgen zur Tagesordnung geschritten ist, um eine neue vermehrt. Die Majorität des Abgeordnetenhauses hat bisher so wenig Glück gehabt in ihren Resolutionen, daß sie die Rückkehr zu der früheren Taktik bedenklich finden sollte; denn der Mißerfolg jener früheren Resolution beschränkte sich nicht auf ihre Erfolglosigkeit, er offenbarte sich in dem grellen Licht der Kritik, welche die Thatsachen an ihnen ausübten. Die Schleier der Vergangenheit sind inzwischen über sie herabgesunken; warum zerrt man an diesem Schleier?

Racenunterſchiede in Italien.

Eine Skizze.

So groß die nationale Einheit und Gleichartigkeit der italieniſchen Bevölkerung iſt, ſo mannigfaltig ſind die zum italieniſchen Volke aſſimilirten Elemente im Verlaufe der langen Geſchichte dieſes Landes. Und trotz aller Schickſalswechſel laſſen ſich die urſprünglichen Merkmale der verſchiedenen Abkunft immer noch in den Zügen und Charakteren der Bewohner der verſchiedenen Landestheile erkennen und zeigen dem Beobachter eine Mannigfaltigkeit, wie man ſie ſelten findet.

Die Bevölkerung des Pothales, des ganzen ungeheuren Diſtriktes, welcher zwiſchen den Alpen und Apenninen bis hinab an das Adriatiſche Meer liegt, der ſchönſte ſowohl, als auch der reichſte Theil des Landes, bewahrt noch augenſcheinliche Kennzeichen ihres nordiſchen Urſprungs. Die Lombarden — worunter man nicht bloß die Bewohner der eigentlichen Lombardei, ſondern das ganze Volk bis tief nach Piemont hinein, die Bewohner von Parma, Modena, Bologna und der Romagna bis nach Ravenna und Rimini zu verſtehen hat — zeichnen ſich unter den übrigen Italienern durch ein helleres Haar und Geſichtsfarbe, durch hohe, anſehnliche, aber ſelten elegante Körperformen, ſo wie durch ihr ſanguiniſches Temperament aus, das in reiferem Alter oft in Apathie übergeht. Bei ihrem reichen Laude gewöhnen ſie ſich frühzeitig an epicureiſche Genüſſe, und ihr vergleichungsweiſe langſames Auffaſſen, vereint mit ihrer Vorneigung zu ſinnlichen Vergnügungen, hat ihnen von Seiten ihrer ſüdlichen Nachbarn den Namen lombardiſcher Wölfe oder der Bäotier Italiens zugezogen. Aber ſeit der früheſten Zeit entwickelten ſie in Ackerbau, Handel und Induſtrie die größten Anlagen und zeichnen ſich noch jetzt in nützlichen und ſchönen Künſten, ſo wie in allen Zweigen der Wiſſenſchaften und Literatur aus. Die Lombarden ſind ein edelgeſinntes, gaſtfreies Geſchlecht; vielleicht etwas langſam und phlegmatiſch, offen und leichtgläubig, theilen ſie bis zu einem gewiſſen Grade die beſſern und ſchlimmern Eigenſchaften ihrer Nachbarn, der Deutſchen.

Venedig, das ſeinen Urſprung dem Einbruche der nordiſchen Völker verdankt, war vielleicht der einzige Fleck Italiens, der mit fremdem Blute unvermiſcht blieb. Die venetianiſche Ariſtokratie, die älteſte von allen, abgehärtet durch die ſteten, von ihrer Lage erforderten Anſtrengungen und entflammt von einer aufrichtigen, wenn auch vielleicht etwas engherzigen Vaterlandsliebe, bewies lange Zeit eine Tapferkeit, die eines beſſeren Schickſals würdig geweſen wäre. Die finſtere, blutige Politik, welche die letzte Zeit dieſer unglücklichen Republik befleckte, hat man ſchon lange, ſelbſt bis zum Uebermaße, beſprochen, und es iſt Zeit, endlich dem Andenken, ja man möchte faſt ſagen dem Schatten Venedigs Ruhe zu gönnen.

Sicher in ihren unfruchtbaren Felſenbergen, entgingen die Genueſen, die Ablömmlinge der alten Ligurier, in großem Maße fremder Beimiſchung

und bewahrten ihren kecken Sinn und ihr ſparſames Weſen durch die römiſche Periode, wie durch alle Schickſalswechſel hindurch. Die Genueſen gelten noch jetzt für die beſten Matroſen des Mittelmeeres, ſind nüchtern, ausdauernd und unermüdlich — gleichſam als wollten ſie die Behauptung Lügen ſtrafen, daß Thätigkeit und Abhärtung mit einem milden, üppigen Klima unvereinbar ſeien — und zeichnen ſich nicht bloß unter den Italienern, ſondern unter allen Völkern, mit denen ſie ſich vermiſchten, ſelbſt noch nach mehreren Generationen, durch ihre ſcharfen, aber feinen Züge, ihre kleinen ſchwarzen Augen, ihre kurzen aber gewandten Glieder und durch ihren harten, wahrhaft barbariſchen Dialekt aus. Geldgier und Geldſtolz waren von jeher hervorragende Eigenſchaften der Genueſen, deren Weiber, nach der Ausſage der übrigen Italiener, ohne Scham, deren Männer ohne Zuverläſſigkeit ſind. So gewährt denn auch die ganze Geſchichte Genua's nicht einen einzigen Punkt, der ſich über gemeine Kraft erhöbe; wie Haufen roher und ſich ſelbſt überlaſſener Menſchen unfähig ſind, ſich ſelbſt zu regieren und um jeden geringen Hader Schlägerei anfangen, ſo iſt in Genua fortwährend eine Balgerei zwiſchen Parteien, welche aus den gemeinſten Anläſſen entſtehen und bald die Deutſchen, bald die Franzoſen, bald die Spanier, bald italieniſche Fürſten und Gewalthaber herbeiziehen. Da ſie einen gewiſſen Sinn für äußere Pracht mit ihrer Sparſamkeit und ihrer ſprüchwörtlichen Habſucht vereinigen, ſo haben die Genueſen Tempel und Paläſte mit mehr Pracht als Geſchmack erbaut, gegen alle Schwierigkeiten der Natur angekämpft und ihre Gärten und Villen auf den Felſengipfeln der Apenninen, wie auf dem Sande am Ufer des Meeres angelegt. Eine Race von Abenteurern und Räubern, haben ſie ſich in allen Theilen der Welt niedergelaſſen, als wäre ihr Vaterland da, wo es ihnen gut geht, und doch iſt kein Volk anhänglicher an ſein Vaterland oder ſtolzer darauf, und nirgends ſind Volksſagen und Volksvorurtheile ſo eingewurzelt wie hier.

Aber hinter den Ufern von Genua und längs der ganzen Kette der Apenninen bis hinab zu den Abruzzen und Calabrien leben die Abkömmlinge jener alten Bevölkerung Italiens, die man die uritaliſche nennen könnte und im Alterthum ſo viele Namen aufwies. Sie gaben die Ufer und Ebenen der Civiliſation Preis und zogen ſich in die Wildniſſe des Gebirges zurück. Zu arm für die Beſteuerung, zu unbändig für die militäriſche Conſcription, ließ man dieſe Bewohner ſich ſelbſt oder höchſtens durch ihre Prieſter regieren. Gegen dieſe Leute erlahmte alle Macht und Politik, ſo wie alle ſummariſche Juſtiz Napoleon's I.; aus ihnen rekrutiren ſich die Schmuggler und Banditen, deren Thaten, durch die Uebertreibungen der Romanſchreiber entſtellt, noch immer die Unterhaltung müßiger Leute ausmachen.

Das ehemalige Großherzogthum Toskana, vielleicht ſchon vor der griechiſchen Epoche der Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte, iſt jetzt von einem Volke bewohnt, das im Allgemeinen lebhaft, gutmüthig, gefällig, weniger reizbar und rachſüchtig als die übrigen Stämme der Halbinſel, von Natur fein und höflich, mit großem angebornen Takt für das Schickliche, reich an geſelligen Talenten, mit einem aufgeſchloſſenen Sinn für das Schöne begabt,

der ſich ſelbſt in den unterſten Schichten des Volkes nicht verleugnet, weit weniger träge und arbeitsſcheu als ſein römiſcher Nachbar oder gar der Bewohner Unteritaliens, mit einer Leichtigkeit der Auffaſſung und einem Talent für die Aneignung fremden Wiſſens und fremder Erfindungen, wie wenig andere Völker, und ſelbſt in der größten Unwiſſenheit nie plump und gemein erſcheinend iſt. Dagegen fehlt es ihm durchſchnittlich an einer tieferen ſittlichen und religiöſen Grundlage; ſein Sinn iſt nur auf das Aeußere gerichtet; die Religion ſelbſt faſt nie Sache des Gemüthes, ſondern mehr ein Cultus des Schönen und ein gedankenloſes Mitmachen überkommener Gebräuche. Unerſättlich in ſeiner Vergnügungsſucht, iſt das Volk verweichlicht und entnervt, ohne Ausdauer in der Arbeit; raſch begeiſtert und zum Handeln bereit, noch raſcher ermattend und die kaum ergriffene Fahne wieder ſinken laſſend; ohne Gemeinſinn in der höchſten Bedeutung des Wortes, wenn auch durch und für politiſche Schlagwörter leicht zu entzünden; wo überhaupt öffentliches Leben erwacht, noch immer, wie in alter Zeit, mehr Sinn und Verſtändniß für Communalfreiheit, als für die Rechte und Pflichten des Staatsbürgers und das große gemeinſame Vaterland zeigend; ſo viel ſich bis jetzt überſehen läßt, in der Vergangenheit größer, als in der Gegenwart und Zukunft; in dieſer Vergangenheit für die gegenwärtige Inferiorität im Staats- wie im wiſſenſchaftlichen Leben der Gegenwart, die ihm doch nur halb zum Bewußtſein gekommen iſt, Troſt ſuchend und findend. Spuren alter toskaniſcher Tapferkeit findet man in Arezzo, in Piſtoja und allenthalben, wo man gegen die Apenninen anſteigt, und das ſchöne Florenz, die Hauptſtadt und das Athen des neuen Italiens, das allein einer größeren Zahl von ausgezeichneten Männern das Leben gab, als das ganze übrige Königreich zuſammen, bildet den Gegenſatz von Rom. „Rom hat das Mark von Italien und Toskana die Knochen" ſagt ein altes Sprüchwort. Unruhe, Uebermuth, ewige Beweglichkeit und Thätigkeit ſind die hervorragenden Eigenſchaften des Florentiners und bilden einen grellen Contraſt gegen den ruhigen, hohen Charakter, gegen das wahrhaft und ungeſucht Große des Römers, deſſen Pöbel ſelbſt, die Traſteverini, in ihren Zügen, ihrem Coſtüme, ihren Sitten und faſt noch mehr in den oft plötzlichen, keineswegs immer gemeinen, Ausbrüchen ihrer Leidenſchaft das alte römiſche Weſen zeigen und den Grundſtock einer kraftvollen, minder entnervten Bevölkerung bilden.

Der ſüdliche Theil der Halbinſel und das anſtoßende Sicilien wurden frühzeitig von doriſchen Colonien bevölkert, welche den an dem Meere gelegenen Landſtrichen einen unaustilgbaren griechiſchen Charakter aufdrückten. Großgriechenland hatte Schulen, Spiele, Dichter und Philoſophen, welche mit denen des Heimathlandes wetteiferten. Die Römer eroberten, aber zerſtörten nicht; ſie nahmen von den Griechen mehr als ſie ihnen gaben. Beim Fall des weſtrömiſchen Reiches blieben dieſe Seehäfen den Griechen. Die Saracenen hielten ſich nie lange jenſeits der Meerenge von Meſſina, und die Normannen waren zu wenig zahlreich, um dauernde Spuren im Nationalcharakter zurückzulaſſen. Daher iſt der Charakter der Neapolitaner weſentlich griechiſch, und ihre Leichtfertigkeit und Munterkeit,

ihr Geſchmack an Sophismen, wie ihre Nationaltänze und Feſte, Alles iſt griechiſch bei ihnen. So exiſtiren an vielen Orten noch Klageweiber, welche Klagegeſänge bei Trauerfällen anſtimmen. Sie ſitzen im Kreiſe um die Leiche herum und hinter ihnen in einem zweiten Kreiſe die Verwandten. Je nach dem Alter, nach dem Stande und Charakter des Todten iſt der Klagegeſang verſchieden, indem auf das Geheiß der Weiber die Verwandten als Chorus einſtimmen. Sie raufen ſich die Haare aus und ſtreuen ſie auf den Leichnam, den ſie zur Grube begleiten. Schon Graf Stolberg bemerkte, daß nicht allein Namen der Ortſchaften, ſondern auch Sprache und Sitten inſonderheit der Bewohner Japygiens, welche wir als moderne griechiſche Koloniſten anzuſehen haben, griechiſch geblieben. Der Graf liefert ein Regiſter griechiſcher Namen, welches wir bedeutend vermehren könnten, aber es kommen auch Bezeichnungen vor, welche ſlawiſche Wurzeln verrathen und den altgriechiſchen Nimbus ſchwächen. Bei den Sitten iſt jedoch griechiſches Element reiner vorhanden. Das Volk der Hauptſtadt des früheren Königreiches Neapel und das des paradieſiſchen Campaniens, ohnehin nicht ſehr thätig und energiſch, iſt vielleicht jetzt ärmer an äußerer Würde und edlen Geſinnungen, als irgend ein anderer Stamm Italiens, während die ehemaligen Provinzen, ohne Induſtrie, ohne Handel, ja faſt ohne Verkehr mit der civiliſirten Welt in Unwiſſenheit und Armuth fortleben. Aber was den Neapolitanern an Erziehung und Bildung abgeht, das erſetzen ſie vielfach durch natürlichen Verſtand und Scharfſinn. In den Unruhen der letzten Jahrzehnte haben die unterſten Klaſſen oft eine Faſſungsgabe, eine Klugheit und Energie gezeigt, die nur einer verſtändigen Leitung bedurfte, um Großes zu verrichten, denn es iſt zu bemerken, daß im Römiſchen und Neapolitaniſchen die Volksmaſſe phyſiſch und moraliſch beſſer iſt, als die höheren Klaſſen, weil die Trasteverini und Lazzaroni noch der ächte Stamm jener Griechen und Römer ſind, welche die Welt bezwangen und aufklärten, während der Adel von Normannen und andern Fremdlingen ſtammt, die, in ein milderes Klima verpflanzt, ihre urſprüngliche Kraft verloren, ohne in dem von ihnen bewohnten Lande recht akklimatiſirt zu ſein.

Auch die Inſeln Sicilien, Sardinien, Corſica, wo die Sümpfe, die Verödung und die Malaria um ſich greifen, wie der Sand der Wüſte über die fruchtbaren Striche der Berberei, ohne Straßen, ohne Canäle, faſt ohne Ackerbau, und doch noch ſo ſchön und reich, werden gleichfalls einſt wieder, gleich den toskaniſchen und pontiniſchen Sümpfen, zu einem neuen Leben erwachen. Inſonderheit iſt Sicilien das klimatiſch am meiſten begünſtigte Land von Europa und ſcheint zu dem leichteſten, heiterſten Leben des Menſchen, zu einer gedeihlichen Geiſteskultur und zur Ernährung nicht allein von einer gedrängten Bevölkerung, ſondern auch von andern Ländern geſchaffen zu ſein. Obgleich es ſo das wahre Eden von Europa und gleichſam die Lieblingsſtätte der Natur in dieſem Welttheile iſt, ſo zeigt dies Land jetzt doch vor vielen andern eine Einwohnerſchaft, die ſeiner unwerth iſt, und giebt ein glänzendes Beiſpiel von der Uebermacht der inneren und äußeren Kulturverhältniſſe des Menſchen über die Einwirkungen der äußern Natur. Die

Spuren des mauriſchen Geiſtes, die ritterliche, nüchterne und melancholiſche, aber rachſüchtige und leidenſchaftliche Gemüthsart, welche das ſpaniſche Blut bezeichnet, ſind noch leicht zu erkennen in der dunklen Olivenfarbe, in dem gallichten Temperamente und in den Gutturalaccenten der Einwohner. Mehr zu geiſtigen als körperlichen Anſtrengungen geneigt, dem Nachdenken und der Einſamkeit ergeben, gewinnen ihre Leidenſchaften an Tiefe, was ſie an Heftigkeit verlieren. Ehrgeizig, rachſüchtig und fanatiſch verfolgen ſie ihre Plane mit unwandelbarer Beharrlichkeit, und unter günſtigen Umſtänden möchte es nicht ſchwer ſein, in Sicilien einen Procida und in Corſica einen Napoleon I. zu finden. A. B.

Der Wald und ſein Einfluß.

II.

Wie detaillirt nachgewieſen worden iſt, ſichern die Wälder dem Boden Feuchtigkeit und durch dieſe dem Lande eine gemäßigtere Temperatur; ſind ſie aber zu groß, ſo wird das Klima kalt und naß. Ein mäßiges Lichten der Waldſtrecken, namentlich in den Niederungen, wirkt demgemäß wohlthätig auf die Kulturfähigkeit und das Klima des Landes; ſobald aber das Lichten durch eine vermehrte, betriebſamere und genußſüchtigere Bevölkerung in Ausrottung der Wälder ausartet und ſich ſelbſt auf die Berge und deren Gipfel erſtreckt, ſo wird gerade das Gegentheil dadurch hervorgerufen, und die gänzlichen Waldzerſtörungen ſind die ſichern Vorläufer der Unfruchtbarkeit eines Landes, des Verfalles der Nationen und der Erſcheinung von Wüſten.

Ferner tragen die Wälder viel zur Harmonie der Naturgeſetze bei. Sie ſind mächtige Leiter des electriſchen Fluidums und üben dadurch einen gewaltigen Einfluß auf die Atmoſphäre aus. Sie ziehen eines Theils die Gewitter an und vertheilen ſie zu wohlthätigem Regen; ſie nähren dadurch die Quellen der Bäche, welche von den Bergen rieſeln und die Fruchtbarkeit der Felder erhöhen. Anderen Theils vermindern ſie aber auch die Anzahl der Waſſer, welche auf der Oberfläche fließen und nur zu oft, wenn ſie durch plötzliche und ſtarke Regen vermehrt werden, den untenliegenden Thälern und Feldern Verderben bringen.

Beſteigt man während eines Gewitters die Abhänge zweier gleichen Berge, von denen der eine mit Wald bewachſen, der andere aber gänzlich kahl iſt, ſo wird es Einem nicht entgehen, daß der letztere die durch Regen empfangene Waſſermenge, obgleich er ſonſt arm an Quellen und Bächen iſt, in ſchnellen und reißenden Bächen in das Thal ſendet, wodurch nur allzuoft Ueberſchwemmungen der untenliegenden Felder herbeigeführt werden, die um ſo verderblicher ſind, als die ungeſtüm herabſtürzende und durch nichts aufgehaltene Waſſermaſſe gewöhnlich Steingerölle mit ſich führt und die

Felder damit überſchüttet. Iſt der Regen vorüber, ſo verſiegen die Bäche bald und der kahle Berg iſt nun wieder trocken und öde; das Waſſer iſt zu ſchnell von ihm abgeronnen, um tiefer in den Boden eindringen zu können. Der kahle Berg nährt deshalb keine Quellen, keinen Bach, und gerade dann, wenn die Thäler und die Felder das Waſſer am nöthigſten bedürfen, in trockenen Zeiten, ſendet er keinen einzigen Tropfen hinab.

Anders die mit Wald bewachſenen Berge. Von ihnen rinnt der Regen nicht in wilden und verwüſtenden Bergbächen; er rieſelt langſam in wohlthätig befruchtenden Quellen in das Thal hinab. Im Walde fällt der Regen nicht unmittelbar auf die Erde, ſondern wird von den Blättern, Zweigen und Stämmen der Bäume und Büſche aufgefangen und zurückgehalten; er fällt deshalb nur in langſamen Tropfen auf die lockere Walderde, wird von dieſer aufgeſogen und zu Quellen vereint. Selbſt die nicht aufgeſogenen Waſſer erhalten durch die Bäume, Wurzeln und Pflanzen ſoviel Hemmniſſe, daß ſie ſich nicht zu einem reißenden Bache vereinen können, ſondern langſam bergab rinnen. Die von der Erde aufgeſogenen Waſſer geben ſelbſt in den trockenſten Zeiten den Quellen eine hinreichende Nahrung, ſo daß dieſe nie verſiegen.

Der durch das grüne Laubdach der Bäume von den Sonnenſtrahlen geſchützte, mit Laub und Pflanzen bedeckte Waldboden iſt zu allen Jahreszeiten feucht, er dünſtet deshalb namentlich während des Sommers viel Feuchtigkeit aus und erzeugt dadurch neuen Regen. Wir haben dies bereits hinlänglich beſprochen. Durch das jährliche Abfallen der Blätter, durch das Abſterben und Zergehen alter Aeſte und Wurzeln bilden die Wälder über dem Felsgeſteine der Gebirge einen fruchtbaren Boden und halten dieſen mit ihren Wurzeln an den Abhängen feſt, während auf den unbewaldeten Bergen die Felſen meiſt offen zu Tage liegen. Die Wälder mäßigen ferner durch den Schutz, den ſie gewähren, einen Theils die Heftigkeit der eiſigen Winde des Nordens, andern Theils mindern ſie die Wirkungen der brennenden Luft des Südens, ja ſie fangen den Wind auf, halten ihn Tage lang feſt und entſenden ihn dann in milderer Geſtalt. Da die Atmoſphäre in den Wäldern ſich langſamer erhitzt und abkühlt als unter offenem und freiem Himmel, ſo dienen ſie zugleich zu Regulatoren für den Wärmeſtoff und verkleinern in Bezug auf die Temperatur die Unterſchiede zwiſchen dem Tag und der Nacht, ja ſelbſt zwiſchen den warmen und kalten Tagen und zwiſchen den Jahreszeiten, da es in ihnen kühler im Sommer und wärmer und geſchützter im Winter iſt als unter offenem Himmel.

Einen bedeutenden Einfluß üben aber die Wälder noch dadurch aus, daß ſie mit ihren Blättern tödtliche Miasmen und Gaſe einſaugen und dadurch der Verbreitung miasmatiſcher Krankheiten hindernd entgegentreten, ſomit fortwährend für die Reinheit und Friſche der Luft ſorgen. Mit ſeinen hunderttauſend kleinen Oeffnungen ſaugt jedes Baumblatt während des Sonnenſcheines die für das thieriſche Leben verderbliche Kohlenſäure aus der Luft und haucht dafür den Sauerſtoff, die Lebensluft für Menſchen und Thiere, aus. Es iſt eine erwieſene Thatſache, daß das menſchliche und thieriſche

Leben ſich in den Wäldern viel friſcher und kräftiger entwickelt als in waldarmen Gegenden, weil in den Wäldern die Luft geſünder und reiner iſt.

Erſt wenn man die Wälder von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, erſcheinen ſie in ihrer vollen Bedeutung. Nicht deshalb iſt die Ausrottung der Waldungen in manchen Gegenden und Ländern ſo ſehr zu bedauern, weil der Holzbedarf dadurch vermindert wird, denn das Bauholz läßt ſich zum Theil durch Eiſen und Steine, das Brennholz durch Kohlen und anderes Material erſetzen, ſondern weil durch ſie das Wohl des ganzen Landes und ſeiner Bevölkerung gefährdet iſt und allmählich vernichtet wird. Die Geſchichte liefert uns dafür Beiſpiele genug, und ſie mögen hier etwas ausführlicher, nachdem wir ihrer ſchon wiederholt, aber nur vorübergehend gedacht haben, erwähnt werden, damit die Bedeutung des Waldes in ihrer ganzen Größe hervortritt.

Das alte Griechenland war einſt ein fruchtbares, geſegnetes Land, von deſſen reichen Ernten mehr als zwanzig betriebſame Nationen lebten. Zahlreiche Heerden weideten an den Bergen und in den Thälern. Der Landbau blühte, zahlreiche Flüſſe durchſtrömten und bewäſſerten die Ebenen: das ganze Land glich einem wohlgepflegten Garten, auf welchen die mit Wald umkrönten Berge und Gebirge freundlich herabblickten. Attica und Sicyon lieferten die ſchönſten Feigen und Oliven, Epirus war berühmt wegen ſeiner herrlichen Aprikoſen, Elis gab den Flachs und die ſchönſten Früchte und Gemüſe wurden in ganz Griechenland gebaut. Zu Theophraſt's Zeiten fand man in den Gärten Griechenlands die ſchmackhafteſten Birnen aus Kleinaſien, die herrlichen Aepfel Armenien's, die ſüßen Pfirſiche Aegypten's, die Citronen aus Medien, die ſaftigen Kirſchen aus Pontus und verſchiedene Sorten Nüſſe aus Euböa, und von des Laërtes Garten auf Ithaka ſingt Homer in ſeiner Odyſſee:

„... ſchön iſt Alles beſtellt; kein einziges Gewächs hier,
Keine Rebe des Weins, kein Oelbaum, Feigen- und Birnbaum,
Keines der Beet' auch vermißt die gehörige Pfleg' in dem Garten."

Alles verrieth den größten Wohlſtand — und jetzt findet der Reiſende, der Griechenland durchwandert', nichts als trockene Felſen und dürre Sandwüſten, aus denen hier und dort ein elender Fleck hervorſchaut. Vergebens bemüht er ſich, manche von den alten Dichtern erwähnte Quellen aufzufinden; ſie ſind verſiegt. Vergebens ſucht er die bezeichneten Stellen, wo die Flüſſe einſt entſprangen; er findet ſie faſt alle eine halbe Stunde weiter unten, und es ſind die alten Flüſſe nicht mehr, denn matt und ſeicht fließen ſie durch's Land. Die Fruchtbarkeit der Felder iſt erſtorben, das Volk verarmt, und fragt er, woher dies Alles: — ein Blick auf die Berge und Gebirge ſagt es ihm, kahle und nackte Felſen blicken ihm entgegen, die herrlichen Wälder, welche ſie einſt umkrönten, ſind verſchwunden und mit ihnen der Segen des Landes.

Altgriechenland ſpricht viel von Wäldern, auch ſpäter noch, als Berglöwen und ſcharfzahnige Eber ſelten und mehr dem Mythus verfallen waren. Homer und Heſiod erwähnen Wälder genug und ſchattige Haine:

„Rings um die Grotte wuchs ein Hain voll grünender Bäume,
Pappel, Weiden und Erlen und düstereicher Cypreſſen." Od. 5, 60.

Wie oft iſt von den Beſtänden des Neritus und der waldigen Zakynthus die Rede, von Pelion's Waldgebirg, bis in die Mitte dicht mit Baumwuchs beſchattet! Nach Strabo berichtete Eratoſthenes, daß die Cyprier ehedem weder durch Bergbau noch durch Schiffbau die Wälder ihrer Ebene ausrotten konnten, ſo daß ſie Jedem das Stück Land zuletzt frei überließen, das er vom Holze befreite und anbaute. Nicht bloß die Angabe älterer Schriftſteller deutet auf das Vorhandenſein häufiger Pinienhaine und Wälder, auch die vielen davon hergenommenen Namen deuten darauf (Pityussa, pityocamptes), und zwar an Orten, wo zur Zeit nicht bloß Haine und Wälder überhaupt mangeln, nein, wo auch jede Spur einer Pinie fehlt. Berühmt war der Wald um Kalydon und Daulis am Parnaß, dem hiervon der Name ward: „*Δαυλοὺς γὰρ καλοῦσι τὰ δάση.*" Wohl ſingen noch Nachtigallen hier am ſprudelnden Bergbach im waſſerliebenden Gebüſch, ſeit Prokne und Philomele der Fabel den Inhalt gaben, aber der Wald? — iſt mindeſtens 2000 Fuß höher hinaufgerückt an die ſteilen Felsklippen der höchſten Kuppe des öſtlich abfallenden Parnaß; er beginnt erſt am Kloſter Jeruſalem mit Edeltannen und kennt tiefer unten als Grenznachbarn nur Kermeseichengebüſch und ſeltene Strandföhren in magerem Geſtrüpp. Von großen Wäldern ſpricht endlich der Ereſier Theophraſt; obgleich vor allen jene von Thracien und Macedonien rühmend, umgeht er doch nicht die am Parnaß und Kyllene, am Helikon und Taygetus, Arkadien, das waldreichſte, nicht zu erwähnen. Nach ihm wuchſen in der Ebene ſchon Kornellen, Erlen und Eichen, die Hopfenbuche und Stechpalme, die Eſche und der Ahorn. Alle ſind bereits in die Gebirge gedrängt, nicht bloß am Iſthmus, ſchon am Sperchius und in den ſchattigen Schluchten des Pindus. Die knoppernliefernde Aegilops wachſe nicht, wie er lehrt, an bebauten Orten, womit er gewiß auf fruchtbare Ebenen deutet. Gerade in dieſen nur findet ſie ſich jetzt ſelbſt cultivirt, wie im unteren Eurotasgebiet und zum Theil in Meſſenien. Da ſie nicht mehr ihr Klima im Gebirge findet, die Kälte oder vielmehr die Extreme des Gebirgsklima's, ſowie zu große trockene Hitze gleichmäßig ſcheut, ſo iſt ſie bereits nur mehr verkrüppelt zu ſehen und verlangt Beihülfe, am wenigſten aber hat ſie, wie der Vater der Pflanzenkunde ſagt, „den geradeſten, glatteſten und höchſten Stamm."

So viel iſt nun gewiß, daß Neugriechenland in leicht zugänglicher Gegend und beſonders auf den Ebenen keinen Wald mehr hat, wenn man wie billig Oelbaum- und Knopperneichenpflanzungen, wenige dünne Haine von Strandföhren und Geſtrüpp von Kermeseichen ausnimmt. Wald im mitteleuropäiſchen Sinne des Wortes wird in Griechenland nur noch von zwei Conſtituenten gebildet, beide erſt vorkommend bei einer Elevation von 3000 Fuß — nämlich der häufigen Edeltanne und der ſeltenen zahmen Kaſtanie. Bis hierher muß der Neugrieche dringen, will er Dryaden in den Eichen, Nymphen an den Quellen ſuchen, will er die Altäre des Wolkenſammlers finden, welche häufiger Regen und vom Bosporus herſauſende Winde die

Alten in dieſen Regionen errichten hießen. Wälder in dieſer Höhe bei gegebenen Umſtänden zu benützen, iſt indeſſen weder der gewandten Praxis fremder Forſtleute, noch der raſtloſen Induſtrie albaneſiſcher Bergbewohner gelungen, und zur Stunde noch iſt in Athen Bauholz von Trieſt wohlfeiler als vom vier Stunden entfernt liegenden Parnes.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen den Brennſtoffmaſſen, die man in alter Zeit benutzen konnte, von den Holzſtößen der Iliade zum Verbrennen der Todten bis auf die rieſigen Meiler des Theophraſt, wenn wir ſie vergleichen mit dem Holzvorrath der Neugriechen, der nach ſo großer Devaſtation der Gebirge nur noch in Erdbeerbaumreiſern, Myrten-, Thymian- und Kermeseichengebüſch beſteht, kurz im Geſtrüppe vielfacher Arten, den Nachzüglern der verſchwundenen Waldvegetation, den Vorläufern des vordringenden Wüſtenklima's vom öden Afrika und Aſien her. Heißer weht jetzt der Sirocco, Oſt- und Südoſt; ſeltener ſind die Wolken, die er bringt, heiß und trocken fährt er über ſchattenloſe Berge und verbrannte Ebenen und findet nicht Quellen, Flüſſe und Seen, aus denen er Dünſte anziehen könnte, und läge das Meer nicht dazwiſchen, daß wohl allein die Hoffnung birgt für einſtige gründliche Reſtauration, ſo würde Neugriechenland auch bei gleicher Entfernung ſich viel weniger von der Küſte Nordafrika's unterſcheiden, als der Abſtand vermuthen ließe. So wenigſtens bezeugt es die ganze organiſche Schöpfung des Landes.

Wie erſt wird ſich einſt, können wir hier zu fragen nicht unterlaſſen, das längere Bewohntſein mit Kultur auf großen Inlandſtrecken, vom feuchten Meere weit entfernt, ausdrücken? Und hat man nicht ſchon ſeit hundert Jahren die Abnahme des Buchen- und Eichenwaldnachwuchſes, das Verſchwinden der Zirbelkiefer und des empfindlichen Taxbaumes auch bei uns bemerkt und wird unruhig über verminderten Holzwuchs? Auch uns indeſſen werden die Reſte des Capitals nicht mangeln, und fehlt der Wald, ſind Torflager und Steinkohlen noch im Rückhalte, und nachher? Die Nachzügler der verſchwundenen urſprünglichen Vegetation, ein allerdings ausbeutbarer Troß, der zäher iſt im Leben und genügſamer in ſeinen Forderungen, die Störungen des Klima's wohl verträgt und leicht giebt, wie er leicht genommen. Hatten die Hellenen Bau- und Brennholz in Fülle, ſo können die Neugriechen bereits die Braunkohlen von Kumi, ſtreifen Kermesbeeren ab und ſammeln Avignonbeeren, pflanzen mit mehr Glück Knopperneichen und Korinthenreben, erzeugen beſſeres Oel, Datteln ſelbſt und Agrumen, deren die Alten nur mit Sehnſucht gedachten. Wer nicht Stierhekatomben feiern kann, freut ſich darum nicht minder am Bock- und Hammelbraten! Ja, es waltet die Vorſehung auch für ausgebrauchte Länder, und neues Klima bringt neue Pflanzen, auch neue Thiere mit. Daß aber die Bewohner ſolcher Länder im Wettkampfe der Civiliſation mit Hoffnung auf Erfolg mit jenen mitringen könnten, deren Natur noch unverletzt oder weniger verarmt iſt; daß man ferner eine ſolche verſchwundene Natur wieder zurückrufen könne, wie man nicht bloß in den Ländern transacter Herrlichkeit, ſondern auch bei uns ſeit Jahren im Forſtweſen bemüht iſt und mit Millionen dafür kämpft, das glauben wir nicht und

halten ſolche Regenerationsverſuche im Großen für vergeblich, ja um ſo ſchädlicher, als ſie den wahren Standpunkt verrücken, auf welchen man eigentlich das Beſtehende fördern müßte, denn ſie verlangen das Unmögliche!

Wie in Griechenland, iſt es mit einem großen Theile Kleinaſiens, mit Judäa, einem Theile von Aegypten, den Ländern am Fuße des Atlas; ſie zählten einſt zu den fruchtbarſten Ländern, ſie waren von Millionen von Menſchen bewohnt. Reichthum und Fülle herrſchte in ihnen, ſo lange ſie waldbekränzte Berge hatten. Seitdem dieſe vernichtet und verſchwunden, ſind die Länder zu Wüſten geworden, welche kaum ſo viel Tauſenden von Menſchen ein kümmerliches Daſein gewähren, als einſt Millionen darin wohnten.

So iſt es zum Theil auch mit Italien. Die Apenninenkette von Genua an bis tief in den Oſten des mittleren Italiens und ihre Zweigberge waren einſt mit herrlichen Waldungen bedeckt, die Thäler zwiſchen ihnen waren fruchtbar und angebaut. Jetzt ernährt der bei Weitem größere Theil der Apenninen eine kärgliche Vegetation. In den Geſteinsſpalten wurzeln Myrten, und anderes immergrünes Geſträuch vermag, zumal in den Vorgebirgen, keinen dichten, die Felſen verhüllenden Schluß zu bewirken, und nur im Innern des Gebirges trifft man hin und wieder hoch beſtandene und geſchloſſene Waldung*). Die Berge, einſt bebaut, ſind mehr oder weniger unfruchtbar geworden, die einſt ſo herrlichen Thäler ſind zum Theil von Strömen überzogen und verwüſtet, weil die Gewalt des herabſtürzenden Regens zu wenig gehemmt wird. Die Bevölkerung nimmt merklich ab, das bebaute Gebiet wird ſtets geringer. An der Stelle des einſt ſo ſchönen, durch ſeine Fruchtbarkeit berühmten Volskerlandes ſind jetzt die pontiniſchen Sümpfe, auf welche die waldloſen Gebirge trauernd herabblicken.

Als die Canariſchen Inſeln entdeckt wurden, waren ſie mit üppigen Waldungen beſtanden, ihr Boden war fruchtbar und ergiebig; ſeitdem die Anſiedler die Waldungen muthwillig zerſtörten, ſind ſie dürr und wenig fruchtbar geworden, die Quellen meiſt verſiegt, kein Wald zieht den Regen an. Ein entgegengeſetztes Beiſpiel liefern Malta und Ascenſion. Malta war in dem früheſten Alterthume ein unfruchtbarer Felſen, man führte von Sicilien Erde dorthin, pflanzte Bäume an und jetzt prangt die Inſel im Schmucke tropiſcher Vegation. Die Inſel Ascenſion, ein vulkaniſches Eiland, deſſen unfruchtbare Lava nur ſelten von Regen angefeuchtet wurde, iſt ſeit 1816

*) Wenn deſſen ungeachtet die Berge dem Auge maleriſch erſcheinen, ſo ſind es gemeiniglich nur die ausgezeichneten Umriſſe, die aus großer Ferne mit Beſtimmtheit zu erkennenden Einſchnitte und Vorſprünge, der dadurch ſo auffallend erſcheinende Wechſel von Schatten und Licht, wodurch dieſer Eindruck erzeugt wird, die außerordentliche Durchſichtigkeit der Luft, welche den Fernen einen unbeſchreiblichen Zauber giebt, die hohe Bläue des Himmels, die ungewöhnlichen Formen der Vegetation, der entzückende Blick auf das warme Meer, der außerordentliche auf den rauchenden Veſuv — dieſes zuſammengenommen beſticht in Italien das Auge des Beobachters und läßt oftmals Gegenden ſchön erſcheinen, die es hinſichtlich der näheren Umgebungen in Wahrheit nicht ſind; die bei unbefangener und ruhiger Berückſichtigung deſſen, was die Schönheit einer Landſchaft bedingt, hinter vielen vaterländiſchen Gegenden zurückſtehen.

durch die engliſche Niederlaſſung mit unendlicher Mühe bebaut, Bäume ſind angepflanzt und jetzt iſt der Regen häufiger, die Quellen fließen reichlicher. Auf Mehemed Ali's Befehl wurden in Aegypten unterhalb Kairo gegen 20 Millionen Bäume gepflanzt und — ſeit der Zeit regnet es häufiger in Aegypten. *)

Faſt noch auffallender als im alten Griechenland und in Italien hat ſich der nachtheilige Einfluß der Entwaldungen der Gebirge in einigen Landſtrichen Frankreich's geltend gemacht. „Das unglückſelige Beſtreben nach Entwaldung," ſagt Blanqui in einer Denkſchrift über den Zuſtand des Departements der Alpengrenze, „hat ſich hauptſächlich im Anfange der franzöſiſchen Revolution kundgethan und iſt ſeitdem unter der Herrſchaft der Noth nur noch größer geworden. Heutzutage hat es ſeinen Gipfelpunkt erreicht und man muß ihm eilends ein Ziel ſetzen, wenn nicht der letzte Bewohner gezwungen werden ſoll, mit dem letzten Baume den Platz zu räumen. Wer die Thäler von Barcelonnette, von Embrun, des Verdon und das ſteinige Arabien der Oberalpen, genannt Devuly, beſucht hat, der weiß, daß keine Zeit mehr zu verlieren iſt, oder daß binnen fünfzig Jahren Frankreich von Piemont getrennt ſein wird wie Aegypten von Syrien — durch eine Wüſte."

„Der glänzend helle Alpenhimmel von Embrun, Gap, von Barcelonnette und von Digne, der ſich ganze Monate hindurch von jedem Gewölk rein erhält, erzeugt Trockenheiten, deren lange Dauer nur von ähnlichen Gußregen, wie in den Tropenländern, unterbrochen wird. Den durch den Mißbrauch des Weiderechtes und durch die Entwaldung alles Graſes und aller Bäume beraubte, dabei durch eine glühende Sonne zu Staub verbrannte Boden ſtürzt ſich dann, da er weder Zuſammenhang, noch einen Haltepunkt

*) In einer Correſpondenz aus Rußland vom 28. April 1867, und zwar aus Morſzanſk, heißt es: „Dieſer Frühling — er iſt vorläufig nur im Kalender zu finden — iſt reich an Ueberſchwemmungen Der im Sommer ſo waſſerarme Don geht mit trüben, hohen Wogen und hat unter andern Woroneſh und Umgegend ganz unter Waſſer geſetzt. Die ſchrecklichſten Verwüſtungen hat eben der Woroneſh ſelbſt, ein Nebenfluß des Don, angerichtet. Ganze Dörfer ſind von ihren Bewohnern verlaſſen und die Fluthen wälzten ſich ſogar in die Uſpenſki-Sabor, d. h. in die Kathedrale der Stadt Woroneſh. Zwiſchen Moskau und Niſchnei-Nowgorod trug ein im Sommer ebenfalls höchſt ſchmächtiges Flüßchen eine eiſerne Eiſenbahnbrücke davon und die Düna hat in ihrem ganzen Laufe von Witebſk bis Riga arg zerſtört. Es iſt ein wahres Glück, daß die Waldhügel noch nicht abgeholzt ſind, denn zeigen dieſe erſt eine kahle Platte, dann hilft das Troſtwort: „„après nous le déluge!"" nichts mehr. In Central-Rußland muß der Wald weit mehr geſchont und wieder verjüngt werden, als es geſchieht. Jeder kann vorläufig mit ſeinem Walde machen, was er will. Hinſichtlich der Waldhervorzauberung verdienen die Koloniſten Süd-Rußlands großes Lob. Mitten in freier Steppe haben dieſe Leutchen mit unſäglichen Mühen einen jungen Wald hervorgezaubert, der, wenn er einſt hochwipflig, das Lob der deutſchen Koloniſten weithin rauſchen wird. Schon jetzt bricht der junge Faun die winterlichen Steppenſtürme und ſucht die Feuchte der Wolken und Nebel feſtzuhalten. Die vielbeſprochene ſtaatswirthſchaftliche Frage, ob es möglich ſei, die ſüdruſſiſchen Steppen zu bewalden, haben die Mennoniten an der Molotſchna am Beſten, und zwar durch die That beantwortet. Eichen, Ulmen, weißblühende Akazien und Eſchen grünen und blühen auf freier Steppe an der Molotſchna und ſprechen dem glühendſten Sonnenbrande Hohn. Möchte das ſchöne Beiſpiel weit und breit in Südrußland nachgeahmt werden."

hat, in's Thal hinab und zwar bald in der Form ſchwarzer, gelber oder röthlicher Lava, bald in Strömen von Geſchieben und ſelbſt von rieſigen Felsblöcken, die mit furchtbarem Gekrache herabſpringen und in ihrer ungeſtümen Haſt die wunderlichſten Umſtürzungen hervorbringen. Betrachtet man ein mit ſo vielen Schluchten durchfurchtes Land von der Anhöhe herab, ſo bietet es das Bild der Verödung und des Todes dar. Ungeheure Schichten von Kieſelſteinen, die viele Fuß dick herabgewälzt wurden und weithin die Fläche bedecken, ragen über die größten Bäume hervor, umſchließen ſie, bedecken ſie bis zum Gipfel und laſſen dem Landmanne ſelbſt keinen Schatten von Hoffnung mehr. Man kann ſich keinen traurigeren Anblick denken, als dieſe tiefen Ausſchnitte in den Seiten des Berges, der einen Ausbruch auf die Ebene gemacht zu haben ſcheint, um ſie mit Trümmern zu überſchwemmen. Wenn dieſe Seiten unter der Einwirkung der Sonne, welche den Felſen zu Atomen zerbröckelt, und des Regens, der dieſe Atome fortführt, immer mehr ſich aushöhlen, ſo erhöht ſich das Strombett bisweilen um viele Fuß im Jahre, ſo daß es bis an die Brückenlehnen hinaufragt und ganze Brücken fortreißt. Schon aus weiten Fernen und gleich beim Herauskommen aus ihren tiefen Schluchten erkennt man dieſe Ströme, die ſich in Fächern von zehntauſend Fuß Flächenweite ausbreiten, gegen ihr Centrum hin geſchweift ſind, nach ihren Ufern ſich neigen und gleich einem ſteinernen Mantel ſich über das ganze Feld hinlegen."

„So iſt ihre Phyſiognomie im Zuſtande der Trockenheit. Aber keine menſchliche Zunge oder Hand vermag ein recht anſchauliches Bild von ihren Verwüſtungen im Augenblicke ihrer plötzlichen Anſchwellungen zu geben, die keinem der gewöhnlichen, durch Flußwaſſer herbeigeführten Unglücksfälle gleichen. Da ſind keine überfließende Bäche mehr, ſondern Seen, die in Waſſerfällen dahinrollen und Steinmaſſen vor ſich hertreiben, welche durch die Fluthen dahingejagt werden, wie die Geſchoſſe durch das Feuer des Pulvers. Zuweilen kommen ſolche Kieſelſteinmauern allein heran, ohne Begleitung eines ſichtbaren Waſſerfalles, und dann iſt ihr Getöſe ſtärker als Donnergekrach. Ein heftiger Wind zieht ihnen voran und verkündet ihr Nahen; ſodann ſieht man ſchlammige Waſſerwogen und nach Verlauf einiger Stunden iſt Alles in die düſtere Stille zurückgekehrt, die über dieſen Orten ſchwebt."

„Man kann Ströme anführen, deren Bett ſich in weniger als einer Jahresfriſt um zehn Fuß erhöht hat. Dieſe Unglücksfälle mehren ſich in geometriſcher Progreſſion, je mehr die Abhänge entwaldet werden. Die Alpen der Provence ſind ſchrecklich geworden. Man kann ſich in unſeren gemäßigten Breiten keinen richtigen Begriff von dieſen brennenden Bergſchluchten machen, wo es nicht einmal mehr einen Buſch giebt, um einen Vogel zu ſchützen, wo der Reiſende nur hier und dort im Sommer einige ausgetrocknete Lavendelſtängel antrifft, wo alle Quellen verſiegt ſind, wo ein düſteres, kaum von dem Geſumme der Inſekten unterbrochenes Schweigen herrſcht. Auf einmal, wenn ein Gewitter losbricht, wälzen ſich in dieſe geborſtenen Baſſins Waſſermaſſen von der Höhe der Berge herab, welche verwüſten, ohne zu begießen, überſchwemmen, ohne zu erfriſchen, und den Boden durch ihre vorübergehende

Erſcheinung noch öder machen, als er durch ihr Ausbleiben war." „Endlich zieht", ſetzt Blanqui hinzu, „der Menſch ſich zuletzt aus dieſen ſchauerlichen Einöden zurück und ich habe in dieſem Jahre nicht ein einziges lebendiges Weſen mehr in Ortſchaften angetroffen, wo ich vor dreißig Jahren Gaſtfreundſchaft genoſſen zu haben mich recht gut erinnere."

Dieſe Schilderung iſt nicht übertrieben. All' jenes Unglück iſt durch die leichtſinnig ausgerotteten Wälder hervorgerufen, und wenn es auch jahrelangen unendlichen Mühen gelänge, zum Theil einen neuen Wald auf vielen der Berge hervorzurufen, welche Menſchenmacht ſchafft die unbebaubaren Steinmaſſen aus den einſt ſo fruchtbaren Thälern, mit welchen viele höher denn haushoch bedeckt ſind?

Auch in vielen anderen Gegenden Frankreich's zeigen ſich die Folgen der Entwaldung, im Auftreten von Dürre und Ueberſchwemmung, in großartiger Weiſe. So ward im Herbſt 1865 die anhaltende Dürre eine wahre Calamität. Das „Mémorial de la Loire" enthielt die beunruhigendſten Nachrichten über den Waſſermangel. Nicht allein mangelte das nöthige Waſſer, um das Vieh zu tränken, ſelbſt die Bevölkerung litt grauſam an Mangel von Waſſer. In Saint-Maurice ſur Loire ſtiegen Männer Tag und Nacht in die Brunnen hinunter, um in kleinen Näpfen die wenigen Tropfen Waſſer zu ſammeln, die noch aus dem unteren Gemäuer der Brunnen hervorſchwitzten. In Villemontais waren ſämmtliche Brunnen ausgetrocknet. Ein Bewohner dieſes Ortes erzählte, daß, als er genöthigt war, Tonnen auf die Höhe des Gebirges von Cyérier zu ſenden, um ſie aus den dortigen noch nicht völlig ausgetrockneten Quellen zu füllen, die ganze Bewohnerſchaft in Aufruhr gerieth. Er mußte das geholte Waſſer bezahlen, und auch noch dazu verſprechen, nicht wieder zu kommen. In Roanne ſelbſt waren die ſonſt unverſiegbaren Brunnen ausgetrocknet. In Villeret ſahen ſich die Bewohner genöthigt, bei den beiden Brunnen, die noch etwas Waſſer gaben, Nachts Wache zu ſtehen, um zu hindern, daß man Waſſer ſtehle. Die unweit des Ufers der Loire gelegenen Ortſchaften hatten eben ſo viel zu leiden als die andern, das Flußwaſſer war verdorben und ſtinkend und durchaus ungenießbar. Aber nicht allein im Loire-Departement wurde über den Waſſermangel geklagt, noch in vielen anderen Gegenden Frankreichs machte er ſich fühlbar, und ſelbſt in Paris mußte man ſehr haushälteriſch mit dem Waſſer umgehen. Daher kam es denn auch, daß bereits ſeit Wochen die öffentlichen Springbrunnen der Hauptſtadt kein Waſſer mehr gaben und das Begießen der Straßen und Promenaden eingeſchränkt werden mußte.

Ein Jahr darauf, im Herbſte 1866, litt Frankreich durch Ueberſchwemmungen. Beinahe nach allen Richtungen hin war im mittleren Theile des Kaiſerreiches die Verbindungen, ſelbſt die telegraphiſchen, geſtört oder völlig unterbrochen. Das Waſſer ſtand in einzelnen Flüſſen um zwei Meter höher, als in dem Ueberſchwemmungsjahre 1846. Der Allier riß vier, die Loire zwei Brücken fort, und in Auxerre ſtand die Yonne in mehreren Häuſern, ja im Arrondiſſement Brioude wurde ein Weiler von 20 Häuſern völlig weggeſpült. Viele Dämme wurden durchbrochen, eine noch

größere Zahl ernstlich bedroht. Das Schicksal der Stadt Tours hing, wie der „Kleine Moniteur" meldete, von der Dauerhaftigkeit eines Dammes ab, an dem sich bereits bedenkliche Risse zeigten. In Amboise stand der Bahnhof unter Wasser, und zwischen Orleans und Tours ging kein Zug mehr. Die Garonne trat ebenfalls aus. Ebenso ward Savoyen heimgesucht; der Are zerstörte an vier Stellen die Eisenbahn, riß Brücken weg, beschädigte die Königsstraße ꝛc. Die Seine war in Paris bedeutend gestiegen; das Wasser stand mehr als sechs Meter über dem Pegel. Der Fluß mit seinen geschwollenen gelben Fluthen, die wirbelnd wider die oberen gelben Quaimauern schlugen, machte einen unheimlichen Eindruck auf die Bevölkerung, die gewohnt ist, ihn so civilisirt durch sein solides, behäbiges Bett dahingleiten zu sehen.

Ein Correspondent eines der ersten Blätter Deutschlands schrieb damals aus Paris: „Telegramme aus dem Departement des Var melden, daß zehnstündiger wolkenbruchartiger Regen Ueberschwemmungen hervorgerufen hat, wie dergleichen seit Menschengedenken nicht erlebt worden. Draguignan und Aups stehen völlig unter Wasser. Gewiß wird außer den Franzosen selbst Niemand die Regierung für dergleichen Naturereignisse verantwortlich machen, anders aber liegt die Sache — nach den Provinzial-Berichten — in Bezug auf die Maßregeln, welche von Seiten des Gouvernements nach den Erfahrungen früherer Jahre aus Vorsicht hätten getroffen werden sollen. „„Was nach der großen Ueberschwemmung von 1846 eingetreten ist, soll uns zur Lehre dienen; man hat in den Kammern viel geredet, sehr lichtvolle Berichte gemacht, aber kein System angenommen, keine bestimmte Ordnung getroffen; man hat sich darauf beschränkt, partielle Arbeiten zu machen, die nach der Aussage von Fachmännern in Folge des Mangels an Einheit nur dazu gedient haben, die Wirkungen des letzten Unglücks zu verschlimmern."" So schrieb d. d. Plombières, 19. Juli 1856 Napoleon III. an den Minister der öffentlichen Arbeiten, nachdem der Staatschef die durch Ueberschwemmungen heimgesuchten Gegenden besichtigt hatte, und er gab zugleich die Gesichtspunkte an, nach denen in Zukunft die Flußregulirungen, die Wasserbauten und Eindämmungen vorzunehmen seien. Was ist innerhalb des darauffolgenden Jahrzehnts geschehen? Absolut Nichts. Es gab eine Zeit, wo die „„Polytechnische Schule"" mit Recht eines hohen Rufes in ganz Europa genoß; jetzt sagen alle diejenigen, welche das Institut aus eigener Erfahrung kennen: „„le jeu ne vaut pas la chandelle."" Die aus der Anstalt hervorgehenden Ingenieure überlassen sich bald der Beamten-Routine und speisen nach oben wie nach unten mit großen Worten und leeren Versprechungen ab. In Ambraise, Corneuil, Saint-Genouph, Bréhemont, La Chapelle, d. h. im Flußgebiet des Cher und der Loire sind die Deichbrüche genau an denselben Stellen wie im Jahre 1856 und 1846 erfolgt, weil man sich begnügt hatte, die zerrissenen Stellen einfach in der alten Weise auszubessern. Noch mehr: im Loire-Departement und andern hat man verabsäumt, die Uferbesitzer von den bevorstehenden Anschwellungen der Flüsse in Kenntniß zu setzen und hatte nicht, wie sonst üblich, das Auf-

gebot zur Hülfe an die nächſtliegenden Ortſchaften erlaſſen....." Wir wollen hier abbrechen und nicht über das Mitgetheilte ein Urtheil fällen; wir wiſſen, was die Urſache der Ueberſchwemmungen iſt, die periodiſch einige Gegenden Frankreichs heimſuchen.

Auch Amerika liefert uns deutliche Beiſpiele von der Verödung des Landes, welche der Ausrottung der Wälder auf dem Fuße folgt. Längs des Atlantiſchen Meerbuſens in Virginien, den beiden Carolinas und in Mexiko erſtrecken ſich weite Ebenen verlaſſenen unfruchtbaren Bodens, welche einſt mit dichtem Wald überwachſen waren, der leichtſinnig ausgerottet worden iſt. Die ſchonungsloſe Axt des Hinterwäldlers würde den ſchönſten und fruchtbarſten Theil der neuen Welt bald zu einem verödeten und verarmten Lande machen, wenn ihm nicht die dem Boden Amerika's noch innewohnende Jugendkraft, welche an vielen der entwaldeten Stellen in wenig Jahren einen neuen Wald emportreibt, hindernd entgegenträte. Aber nicht in allen Ländern Amerika's iſt dieſe Jugendkraft des Bodens im Stande, den ſchädlichen Einfluß, der durch die Abnahme der Wälder hervorgerufen wird, zu überwinden. Im Teſtamente des Cortez lieſt man, daß in Mexiko 6600 Fuß über dem Meere Zuckerplantagen angelegt wurden, welche in dem Schutze der ſie umgebenden Wälder herrlich gediehen. Jetzt ſind die Wälder in jener Gegend ausgerottet, und ein kälterer Wind ſtreift über das Land, welcher die Cultur des Zuckerrohrs nicht mehr zuläßt.

Blicken wir endlich auf unſer eigenes Vaterland, auf Deutſchland, ſo läßt ſich nicht verhehlen, daß das Lichten der Wälder faſt überall nur wohlthätig auf die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Klima's und die Wohlfahrt des Landes gewirkt hat; denn eine vernünftige Erkenntniß zeigte frühzeitig genug die Grenze, wo das Lichten anfing in Ausrottung auszuarten und verderblich zu werden.

Vergleicht man die Beſchreibungen des Tacitus, Caeſar und Plinius von dem Klima, der Beſchaffenheit und den Thieren des alten Germaniens mit dem jetzigen Zuſtande Deutſchlands, ſo muß man in der That über den gewaltigen Unterſchied ſtaunen. Faſt ein einziger großer und dichter Wald, den nur hin und wieder wilde Gebirge, offene Sümpfe und Seen, fette Weideplätze und dürftiges Haideland unterbrachen, über welche faſt das ganze Jahr hindurch ein dichter, feuchter und kalter Nebel ausgebreitet lag, den ſelbſt die ſommerliche Sonne oft nicht zu verſcheuchen vermochte; wilde, ſchäumende Ströme, wie der Rhein, die Weſer, Elbe, Oder, Weichſel und Donau, welche gewaltige Waſſermaſſen dem Meere zuwälzten; ein kaltes, rauhes Klima, das nur ſpärliche Erzeugniſſe des Bodens aufkommen ließ, wie wilden Spargel, große Rettiche, Rüben, Hafer und Gerſte, und die Wälder, welche Plinius ſo alt und unſterblich als die Welt nennt, wo die emporragenden Wurzeln der Rieſenbäume ſo hohe und weite Bogen bildeten, daß ganze Reitergeſchwader durchziehen konnten, erfüllt von dem gewaltigen Ur (Auerochſen), dem Wiſent, dem Elennthier, Elch, Rennthier und dem Bär, welche noch alle in Deutſchland lebten, als das Nibelungenlied entſtand; denn dort heißt es:

„Darnach ſchlug er ſchiere, einen Wieſent und einen Elch,
Starcher Ure viere und einen grimmen Schelch.“

So ſchildern die alten Römer unſer Vaterland, und welchen Contraſt bildet es jetzt dagegen mit ſeinen ſonnigen, fruchtbaren Auen, auf denen Getreidefelder wogen, in denen Stadt an Stadt, Dorf an Dorf ſich reiht, mit ſeinem reinen, milden Klima und ſeinem heitern blauen Himmel. Die ſechzig Tagereiſen langen und neun Tagereiſen breiten ſumpfigen Wälder — wie ſie Caeſar ſchildert — ſind verſchwunden, die meiſten der Seen und Sümpfe ausgetrocknet und üppige Saaten prangen an ihrer Stelle. Die Ströme fließen ſtiller und ruhiger in ihrem Bette dem Meere zu, manche Flüſſe ſind freilich zu Bächen geworden und der Neckar trägt keine Schiffe mehr wie einſt zur Römerzeit. Kein feuchter Nebel entzieht unſerm Auge den Anblick der ſonnigen Auen und fruchtbaren Felder, die Wälder ſind meiſt auf die Berge und Gebirge beſchränkt, die Niederungen gehören dem Landmanne, und die Thiere, welche einſt in Germaniens Urwäldern lebten, ſind theils verſchwunden, theils dem kälteren Norden zugedrängt; das Klima iſt ein milderes und wärmeres geworden, und ſüdliche Früchte reifen unter demſelben Himmel, der einſt kaum den Hafer und die Gerſte zur Reife brachte. Deutſchland iſt ein anderes Land geworden, und anders jetzt ſeine Bewohner. Alles dies iſt durch das Lichten der dichten und endloſen Waldungen hervorgerufen.

Die Axt hat Deutſchland für den jetzigen Stand ſeiner Cultur und Bildung zubereitet; die Axt iſt es aber auch, die unnennbares Unglück über dasſelbe bringen kann, wenn ſie ſeine Heiligthümer, welche die Berge umkrönen, nicht ſchont.

Die Schweiz zeigt uns in vieler Beziehung, daß die Wälder nicht heilig genug gehalten werden können und daß keine Menſchenmacht den verderblichen Einfluß zu hindern vermag, wenn ſie ſich leichtſinnig an den Wäldern vergriffen hat. Seitdem die Waldungen auf vielen Bergen der Schweiz ausgerottet ſind und keinen Schutz mehr gegen die eiſigen Winde gewähren, iſt das Klima dort ein auffallend kälteres geworden. Auf Bergen des Berner Oberlandes, wo einſt prächtige Waldungen ſtanden, iſt jetzt kaum noch eine Spur von Geſträuch zu finden; Wieſen, auf denen vor hundert Jahren das ſchönſte Heu gewonnen wurde, liegen jetzt innerhalb der Grenze des ewigen Schnee's. Einſt ließ der Vogt Landenberg dem Melchthaler ſeine Ochſen vom Pfluge nehmen; jetzt iſt in dieſem Thale kein Pflug mehr zu finden, denn der Ackerbau iſt vernichtet. Manche Schweizerthäler theilen, weil ihre Bewohner die ſchützenden Waldungen der Berge leichtſinnig ausgerottet haben, das Schickſal mancher Thäler in der Provence, welches oben geſchildert iſt. Des wilden Föhn heißer Odem ſchmilzt im Winter binnen 24 Stunden eine dicke Schneedecke mit Leichtigkeit hinweg, zu deren Auflöſung die Sonne vielleicht eine Woche Zeit gebraucht haben würde. Kommt er um die Zeit der Baumblüthe, ſo dörrt er dieſelbe in wenig Stunden aus, ſie fällt ſchwarz, wie verbrannt von den Zweigen ab, und die Jahresernte iſt verloren. Kein Wald hemmt ſeine Kraft oder die Gewalt der ungeſtüm niederſtürzenden Bergbäche, kein Wald verhütet die zahlreichen Bergſtürze oder die jährlich

vorkommenden Lawinen; jedes Gewitter wird mit Angſt erwartet, denn von kahlen Bergen ſtürzen die Waſſer mit Alles überwindender Gewalt herab.

Traurige Beiſpiele ſolcher Zerſtörungen ließen ſich zu Tauſenden aufzählen; eins der ſchreckenerregendſten giebt der Heinzenberg zwiſchen dem Savier- und Domleſchgerthale in Graubünden. Die ſchauerliche Schlucht, welche ſich gegenwärtig hinter Thuſis an der Nolla gegen den Heinzenberg zu öffnet, iſt ein warnendes Beiſpiel, zu welch' ſchrecklichen Verheerungen die Vernachläſſigung von Bergrunſen führen kann. Vor hundert Jahren noch polterte die Nolla harmlos über eine von lachenden Wieſen überdeckte Halde herab, deren Hintergrund mit kräftiger Waldung umgeben war. Jetzt ſind mit dem Waldhieb und der gänzlichen Ausrottung der Waldung auch die lachenden Wieſen, die ſchönen Güter und Heimweſen verſchwunden und eine wilde zerriſſene Schlucht voll öden Geſchiebes und Gebirgsſchuttes, über welchen die wüthende Nolla ihre ſchwarzen, immer mehr freſſenden Fluthen dem Rhein zuwälzt, gähnt Einem an. Das iſt nicht eine momentane Umwandlung durch ein Naturereigniß herbeigeführt, ſondern Menſchenhände haben hier muthwillig ihr eigenes Glück zerſtört. Hätte man nicht ſchonungslos in den Wäldern gehauſt und dem Ufer ſeine natürlichen Befeſtigungen von Wurzelfaſchinen und ſchützendem, hemmendem Buſch- und Strauchwerk gelaſſen, ſo würden noch heute die Wieſen beſtehen und die Thalſohle des Domleſchg wäre nicht in eine Steinwüſte verwandelt, der man heute mit ſaurer Mühe und großen Geldopfern wieder langſam Juchart um Juchart abkämpfen muß. Und dennoch ſind dies gleichſam nur die mildeſten Formen, unter denen die vermittelſt der Wälderverwüſtung herbeigeführte Verwüſtung der Thalſchaften durch Ueberſchwemmung, Verſandung und Verſumpfung auftritt; weit gräßlicher und Unheil in größerem Maße verbreitend geſtalten ſie ſich, wenn Bergſtürze mitwirken und den Flüſſen ihren Lauf verſperren. Auch an ſolchen Fällen iſt die Schreckenschronik der Schweiz nicht arm; einer der hervorragendſten aus jüngſter Zeit iſt die Verwüſtung des Moëſathales im italieniſchen Graubünden. Die aus dem Val Forcola hervorſtrömende Gionia war am 27. Auguſt 1834 durch Gewitterregen außerordentlich angeſchwollen, als plötzlich ein Erdſchlipf ſie in ihrem Laufe hinderte; zugleich war die Moëſa, ebenfalls wild daherſchäumend, durch herabgeſtürzte Felsſtücke und davorgelagerten Schutt aufgeſtaut und die angſterfüllten Thalleute von Soazza und Umgegend ſahen die Schreckenskataſtrophe voraus, welche eintreten mußte. Faſt zu gleicher Zeit brachen die Wildwaſſer und gehemmten Ströme durch und binnen wenig Minuten war das ehedem geſegnete und bewohnte Thal weit hinab mit Schutt- und Schlammmaſſen überdeckt, die an einigen Stellen ſich bis zu 90 Fuß ablagerten. Bäume, Wohnhäuſer, Ställe, Menſchen, Vieh und Felſenblöcke von mehreren tauſend Kubikfuß waren im wilden Chaos mit hinabgeführt worden. An einem der größten Felſenfragmente, das gegen 4000 Kubikfuß haben mag, ward zu ewigem Gedächtniß eine bezügliche Inſchrift eingemeißelt.

So unendlich bedeutend und weitgreifend auch der Einfluß des Waldes iſt, ſo wird er doch von Vielen viel zu wenig berückſichtigt. Wann hat die

Geſchichtſchreibung je darauf nähere Rückſicht genommen und doch läßt ſich der Verfall Judaea's, Griechenland's und Italien's ohne denſelben nicht genügend erklären und begreifen. Das iſt aber überhaupt der größte Fehler unſerer ganzen Geſchichtſchreibung, daß ſie die Kulturgeſchichte viel zu wenig berückſichtigt und heranzieht, ſie betrachtet den Menſchen und ſeine Thaten als etwas allein für ſich Daſtehendes und dennoch vermag ſich der Menſch nicht einmal einen einzigen Augenblick dem gebietenden Einfluſſe der Natur zu entziehen, weil er ſelbſt ein Theil derſelben iſt.

Welchen großen Einfluß die durch die Wälder erzeugte Fruchtbarkeit auf den Zuſtand der Länder und Völker ausübt, beweiſt uns die geſchichtliche Thatſache, daß unter dem Schutze der Wälder die erſten Geſellſchaften ſich bildeten und der Ackerbau an den Ufern der Flüſſe und in den Thalgründen, wo die Abfälle jener einen fruchtbaren Boden erzeugt hatten, die irrenden Völkerſchaften feſtgehalten und den Grund zu Dörfern, Steppen und Staaten gelegt hat, wogegen die in den trockenen Wüſten, in den Städten und Pampas wohnenden Menſchen Barbaren und Nomaden ſind und es bleiben, weil der Boden jener Humusſchichten beraubt iſt und den Heerden ſtatt der nährenden und aromatiſchen Kräuter nur Gräſer mit vertrockneten, ſtachligen Blättern darbietet.

Wenn alſo nach den bisherigen Erörterungen die größten Ereigniſſe der Geſchichte des Menſchengeſchlechtes mit dem Daſein der Wälder verbunden ſind; wenn die Gebirgswaldungen für die Beförderung von Vereinen in unſerer Zeit eben ſo unerläßlich ſtaatswirthſchaftliche Elemente ſind, als Eindämmung der Flüſſe, Kanäle, Straßen und andere Vorkehrungen, um dem phyſiſchen Zuſtand eines Landes zu ändern und daſſelbe den Bedürfniſſen der Bevölkerung anzupaſſen; wenn diejenigen Länder, deren Wälder groß genug ſind, vielbewährte, wohlthätige Wirkungen hervorzubringen, dem menſchlichen Geſchlechte die zuträglichſten und ihren ſämmtlichen Bedürfniſſen entſprechendſten ſind und durch Schönheit des Klima's, durch Reichthum an Gewäſſern, durch Fruchtbarkeit des Bodens, durch Zahl und Mannichfaltigkeit vegetabiliſcher Erzeugniſſe ſich auszeichnen, — ſo hat man ſie als wichtiges Element für alle Unterſuchungen des phyſiſchen Zuſtandes der Länder und aller Verhältniſſe der Bevölkerung anzuſehen und aus ihrem Uebermaße ein Bild von der urſprünglichen Beſchaffenheit der Länder, aus ihrem Mangel aber ein Bild des endlichen Zuſtandes derſelben, deren erſteres man in den feuchten und ſumpfigen, ungeſunden und verderblichen Wäldern Südamerika's, letzteres aber in angenehmern, unfruchtbaren und ausgedorrten Wüſten Afrika's, in den trockenen Haiden Europa's, in den Steppen Hochaſien's und in den Pampas Amerika's findet, abzuleiten und damit die Charaktere der Bevölkerung zu vergleichen.

A. B.

Mittelalterliche Culturbilder.

II. Die Pommerſchen Herzöge in Wittenberg.

(Fortſetzung.)

Mit andern Studenten alter und neuer Zeit theilten die herzoglichen Studenten das Schickſal, an Geldmangel zu leiden. Der neue Haushofmeiſter v. Wolde, welcher ihnen ſeit Ende des Jahres 1563 an Stelle Küſſow's beigegeben worden war, hatte darüber ebenſo oft zu klagen, wie dieſer. Gebrachs aber mannichmal am Zehrungsgelde und traf der Rüſtwagen mit der Küchenſpeiſe, mit Victualgie und Provisant auch nicht immer zur rechten Zeit ein, ſo war doch nie Mangel an Wild und Geflügel, womit Fürſt Wolfgang, Hans von Thünen und der Marſchall Löſer die herzogliche Tafel reichlich verſorgten. Dankſagungsſchreiben für überſchickte Schweine, Hirſche, Rehe und dergl. finden ſich in nicht geringer Zahl vor. Und dieſe Geſchenke wurden auf Wolfgangs Rath mit guten Leuten, worunter wir Camerarius, Peucer, Profeſſoren und Studierende antreffen, fröhlich genoſſen.

Am 24. Februar fand in der Univerſität die Promotion von ein halb hundert und drei Magiſtrorum ſtatt, welcher feierlichen Handlung auch die Herzoge beiwohnten.

Der Wunſch der Herzoge, ihnen zu eigener Ausgabe etwas an Geld zu willigen, wurde erfüllt, und unverkürzt erhielten Ernſt Ludwig und Barnim die von ihnen erbetenen Summen, jener 60, dieſer 30 Thaler, wobei an den Hofmeiſter zugleich die Weiſung erging, Acht zu geben, daß dieſes Geld nicht unnütz, ſondern wohl angelegt werde. (13. April.)

Vor Ankunft dieſer Schätze erkrankte Ernſt Ludwig am Fieber, das jedoch den dagegen angewendeten Mitteln des Dr. Peucer bald wich.

Noch wußten die Herzoge nichts von der Gewährung ihrer Bitte, als der Großhofmeiſter den jungen Barnim benachrichtigte, daß die von ihm gewünſchten 30 Thaler bewilligt worden, wenn gleich es ſehr ſchwer gehalten, ſie zu erlangen, da die Aepfel, Birnen und Nüſſe noch nicht zeitig; er möge ſie wohl anlegen und nicht unnütz verthun, ſonſt würde es auf ein andermal große Mühe haben etwas zu erhalten. (17. März.)

Von ihrer jüngeren Schweſter Anna erhielten die Herzoge faſt zur ſelben Zeit zwei von ihr ſelbſt verfertigte „Schleier" (Tücher) zum Geſchenk, die den etwas verzögerten Wunſch zu einem glückſeligen neuen Jahr begleiteten.

So unter mancherlei Ehren, Arbeit und Fröhlichkeit war ein Jahr verfloſſen, als die jungen Fürſten ihre gelehrte Studien-Aufgabe für erledigt hielten und dringend um Erlaubniß zu weiteren Ausflügen in die Welt, namentlich nach Frankreich baten.

Die zunächſt nur angedeuteten Gründe, weshalb ein längerer Aufenthalt in Wittenberg ihnen nicht zuſage, nennt ohne Rückhalt ein ſpäterer Brief des Herzogs Barnim, der wahrlich eine keineswegs anziehende Schilderung von dem dortigen Treiben entwirft.

Welcher Gegenſatz zwiſchen dem harmloſen, friedlichen Leben der jungen Herzoge und den unheimlichen Grumbachſchen Händeln, die damals im Reich Furcht und Sorge verbreiteten! Das klar an den Tag tretende Verſchulden des Herzogs von Sachſen-Gotha und die drohende ernſte Gefahr, worin ſich derſelbe unbeſonnen hineinbegab, bilden den dunkeln Hintergrund des Gemäldes.

Doch die Zeit übte ihr Recht und das Unbehagen der jungen Herzoge fand manche Erleichterung in dem Wechſel academiſcher Zerſtreuung. Schon ging das Rectorat des Herzogs Ernſt Ludwig zu Ende, als die Profeſſoren auch bedacht waren, ihm in der Perſon ſeines jugendlichen Bruders einen Nachfolger im Amt zu geben. Unter den Studirenden war überdies der Herzog Barnim beſonders beliebt, weil es ihm gelungen war für zwei vornehme Scholaren, die relegirt werden ſollten, noch eben vor der Publikation des Strafurtheils, wirkſam zu intercediren und ſie dadurch zu ſalviren, wofür er Dank über Dank ärntete.

Während nun den fürſtlichen Rector, mehr noch ſeinen Hofmeiſter, die Vorbereitungen zur „Rectorats-Koſt" beſchäftigten, erſchienen am Sonntag Jubilate, 23. April, die älteſten und vornehmſten Profeſſoren in der Wohnung der jungen Herzoge und baten Ernſt Ludwig mit emſigen unterthänigen Fleiß, er wolle ſeinen Bruder freundlich dahin vermögen, daß er am 1. Mai das Rectorats-Amt annehme. Obgleich ſie nun auch ihre Bitte mit vielen für den jungen Fürſten ſo ſchmeichelhaften wie ehrenvollen Beweggründen und Ausführungen unterſtützten, ſo zeigte ſich gerade Barnim anfangs ſehr wenig geneigt ihnen zu willfahren; die fürſtlichen Brüder entſchuldigten es, nicht ſofort zuſagen zu können; ſie müßten die Sache erſt im Bedenken nehmen.

Ohne Verhaltungsbefehle von ſeinem Hofe, wie er ſich bei dieſer Sache zu nehmen habe, obgleich er das Vorhaben der Profeſſoren längſt dorthin berichtet, fand ſich der Hofmeiſter in nicht geringer Verlegenheit. „Wäre gut, ſchreibt Wolde an den Kanzler, Se. fe. gn. könnt's überlich ſein, dan es giebt allerhand behinderung, unſtatten, koſten und ungelegenheit; ein brieflein von hofe hätte S. f. g. ſublevirt, aber ihr ſchreibt ungern." Montag, will Gott, fährt Wolde weiterhin fort, wird S. f. g. (Ernſt Ludwig) abdanken und m. g. h. hzg. Barnim wiederum renunciert, dann man's ſich doch nicht erwehren kann. Alsdann werden ihre f. g. beide wiederum oriern. (Rede halten.) Das ſei noch das Beſte bei der ganzen Dignitet, daß ſich ihre f. g. bisweilen exerciren müſſen. (24. April.)

Ernſt Ludwig hatte indeß vor einem großen Auditorium von Profeſſoren, vielen Fremden und in frequenta scholarum ſeine Amtsführung mit einer Rede geſchloſſen und darauf Einladung zu ſeinem Rectorats-Schmauß in beſter Form ergehen laſſen. Fürſt Wolfgang von Anhalt und Herzog Alexander, Sohn des Churfürſten Auguſt, waren in lateiniſchen, vom Herzoge ſelbſt verfaßten Briefen eingeladen, die andern Gäſte nach einem ſolennen Thema. Unter den Eingeladenen befanden ſich ſämmtliche Profeſſoren der Univerſität; aus der theologiſchen Facultät: Paul Eber, Georg Maior und Dr. Crellius,

aus der juriſtiſchen: Georg Krakow, J. Beuſt, Joh. Sneidewein, Vitus Ortel, Paul Neidhart, J. Jonas und Hieronimus Krapp, aus der mediciniſchen: Melch. Fundius, Vitus Winsheimius, Hermann und Abraham, endlich aus der philologiſchen Facultät: Joh. Maior, Poeta, M. Schönborn, Abdias Prätorius, C. Cruciger, Johannes Bugenhagen u. a. Ferner waren geladen mehrere Geiſtliche, als Seb. Froſchel, Lorenz Tornhover ꝛc., die beiden Bürgermeiſter Joh. Luſt, Richter, Lucas (Kranach) Maler, der Apotheker, die Buchdrucker, Chriſtoph Schramm und Conrad Rhuel u. a.

Fürſt Wolfgang mußte ſich leider, ſeiner Kränklichkeit halber, bei dieſem Feſtmahl vertreten laſſen, an welchem, außer ſeinen Abgeordneten, vier Oeſterreichiſche Freiherren, der Erbmarſchall Hans Löſer, Moritz von Thümen, u. ſ. f. Theil hatten. An fünf Tiſchen wurde geſpeiſt und von den dienſtthuenden Edelleuten aufgewartet.

Die Luſtbarkeiten des Rectorats-Mahls waren in heiterſter Stimmung und in ungetrübter, lauter Fröhlichkeit vorübergerauſcht, als die Herzoge im Nachklang genoſſener Freuden ſich ihres leidenden Vormundes erinnerten, der noch immer das Krankenlager hüten mußte, und ihm ihren Beſuch anmeldeten. (3. Mai 1564.)

Fürſt Wolfgang hierüber erfreut und, wie immer, gern erbötig, den Wünſchen ſeiner Pflegebefohlenen zu willfahren, ließ ſich auch zugleich willig finden, ſie ſelber nach Coswig abzuholen. Hatten ſie doch damals nur zwei kleine Pferde und einen großen ſchweren Wagen, der im Sachſenlande durchaus nicht wegerecht war.

Und auch bei dieſer Zuſammenkunft verleugneten die pommerſchen Gäſte ihren Frohſinn keineswegs. Munter war es gewiß hergegangen; denn als die Herzoge nach ihrer Rückkehr dem guten Alten, wie ſie Fürſt Wolfgang nannten, für viele bezeigte Ehre, Liebe, Freundſchaft und Wohlthat, ſo ihnen auf ſeiner Behauſung am nehern widerfahren, ſich zum freundlichſten bedankten, baten ſie zugleich, was ſie oder ihre Diener Ungebührliches und Ungeſchicktes begangen, nicht böſem Vorſatze, ſondern der Jugend und ſeinem guten Bier und Wein zuzumeſſen. Wolde, der dies im Namen ſeiner Zöglinge ſchrieb, fügte noch hinzu: Darum ich für meine Perſon in Unterthenigkeit und Inſonderheit auch flehe und bitte.

Für eine etwas mehr als übliche conventionelle Form dürfen ſolche Bitten gelten, denn nicht mit einem einzelnen Falle haben wir es zu thun. Daß die geſelligen Freuden jener Zeit auch unter Fürſten lauten Scherz nicht verſchmähten, bezeugen viele Beiſpiele. Als die jungen Herzoge ſpäterhin ihren Beſuch dem Kurfürſten Auguſt von Sachſen abſtatteten, wurde ebenfalls mit dem ſchriftlichen Dank eine ähnliche Bitte verknüpft, und folgte eine eben ſo beruhigende Erwiderung. Wolfgang ſchrieb an den Hofmeiſter. Und (be)darf keiner Dankſagung vor die wenige Ausrichtung, ſo J. L. zu Coswig beſchehn, dann wir Ihre L., als unſere frl. l. h. u. Ohmen, ganz gern bei uns gehatt und hetten wir Ihren L., wie billig, nur viel freuntlichs Willens und gute Ausrichtung thun mügen, hetten wir es ſchuidig und willig gern gethan, und werden J. L. den guten Willen, als woran es nicht ge-

mangelt, vor die That frl. und im beſten vermerken und aufnehmen. (Viel) weniger hette es der entſchuldigung, als daß etwas Ungebührliches geſchehn ſein ſollte, bedorft; ſondern bedanken uns gegen Ihren L. frl. Euch und andern derſelben Diener ganz gnedig, daß J. L. ob der wenigen Geſellſchaft und Gutem, ſo wir Ihrer L. leiſten und erzeigen muchten, mit uns frl. geduldet, und Ihr L. ſamt euch und andern derſelben Diner fröhlich und guter Dinge geweſen; ſeint es auch um E. L. freuntlich und auch andern gnediglich und in allem Guten zu beſchulden geneigt. (Wörlitz, 13. Juni 1564.) Das Komiſche bei dieſer Sache liegt darin, daß ſolche Briefe nicht von den Fürſten ſelbſt, ſondern zumeiſt von ihren Secretairen geſchrieben wurden.

(Schluß folgt.)

Prophezeiungen.

Es liegt in der menſchlichen Natur tief begründet, daß ſie, nicht mit dem Gegenwärtigen zufrieden, alles darum gäbe, in ſpäte Zukunft zu ſchauen. Wodurch iſt dies aber möglich? Wohl hat der Verſtand Kraft genug, um im allgemeinen von der Urſache auf die Wirkungen, von dem Grunde auf die Folgen zu ſchließen; allein dieſe gewöhnlichen Mittel, die uns heute als ſolche erſcheinen, waren und ſind noch heute bei weniger gebildeten Völkern von jeher nicht ſo hoch angeſehen und als die einzigen erkannt worden. Das Gemüth des Menſchen freut ſich über den Mondſchein, über halbdunkle Gänge mehr, als über das helle Sonnenlicht, denn letzteres giebt die Erſcheinungen klar in ſcharfen Umriſſen, das Mondlicht aber in verwiſchten Zügen und beſchäftigt die Seele in ihren bildenden Geſtalten ſchaffender Kraft. So arbeitete das Gemüth nach ſeinen ewigen Geſetzen im Halbdunkel und ſchuf die poetiſchen, bildneriſchen, religiöſen Geſtalten, die noch heut uns entzücken. Dieſer nächtliche dunkle Zug der Seele trieb den Menſchen auch zu hervorragenden Erſcheinungen der Natur hin; ſie ließen ihm durch Analogieen ſein Weſen klar werden. Aus den Gewitterwolken, der Waldnacht, aus dem Meere und dem Schooße der Berge ſtiegen ſeine Ideen als unſterbliche Götter empor und herab, und in den wechſelnden Erſcheinungen dieſer Naturgeſtalten vernahm er ihre Rede, ihre Worte, die Unheil oder Glück verkündeten. Bald ging der Menſch auch in die Thierwelt hinein, erkannte dort reiche und tiefe Symbolik, wahrſagende Winke. Vögel flogen weiſſagend auf und nieder, Sterne von großer Bedeutung zogen am Himmel ihre Bahnen, Eichen liſpelten, Quellen rauſchten göttlich. Sprüche, Laute von Verzückten wurden mit Begeiſterung gehört, ihr Sinn als heiliges Geſetz erfüllt. Alle dieſe Prophezeiungen der alten heidniſchen Welt, ihre Mittel, ihr anſpruchsvolles Auftreten ſind bei der moderniſirten Welt nur als Hirngeſpinſte, als Verrücktheiten betrachtet worden, ohne daß man ſich Mühe gegeben hätte, nachzuſpüren, welchen Grund ſie überhaupt in der menſchlichen Natur haben, wie

ſie haben aufkommen und ſich erhalten können durch Jahrhunderte hindurch. Doch davon wollen wir ſchweigen, wir wollen dem Leſer nur eine Blumenleſe von Prophezeiungen aus der neueſten Zeit vor Augen ſtellen, die von Intereſſe, aber noch nicht ſehr bekannt ſind.

Melanchthon ſchrieb im Jahre 1558 an Luther einſt folgenden Brief: „Ich wünſche, daß eine ewige Freundſchaft zwiſchen uns ſein und wir im Himmel unſeres Umbgangs genieſen mögen. Das Gedichte vom Adler will ich zum Druck befördern. Das erbauete Hauß, worauf der Adler war, ſcheinet mir Deutſchland zu bedeuten, welches die Türken, wie ich befürchte, plagen werden. Und der letzte Adler wird Carl der Sechſte ſein, welcher vielleicht unter Gottes Regierung ein anderes neues Reich ſtiften wird, darauf das Ende der Welt kommen ſoll.“ Dieſer Aeußerung wurde unter Carl VI. von Deutſchland prophetiſche Kraft beigelegt; mit Angſt erwartete man unter ihm das Zuſammenbrechen des deutſchen Reiches, die Stiftung eines neuen, dem das Ende der Welt folgen ſollte. So viel jedoch ſcheint gewiß, daß Melanchthon mit einem Carl den Sechſten den Sohn Philipp's II. von Spanien gemeint hat und der Ausdruck vom Adler, der über das Haus kommen ſoll, aus Hoſea 8, 1. entlehnt iſt. Auf denſelben Carl (Don Carlos) wurde auch der bekannte Vers aus dem 1. Buche von Ovid's Metamorphoſen angewandt: fILIVs ante DIeM patrIos InqVIrIt In annos, deſſen einen Zahlenwerth repräſentirende Buchſtaben das für ihn verhängnißvolle Jahr 1568 geben, in dem er wegen des in dem Verſe ausgeſprochenen Verbrechens gegen ſeinen Vater Philipp II. mit dem Tode beſtraft wurde. (?) In der That merkwürdig!

Intereſſanter iſt die Vergleichung älterer Prophezeiungen mit den Fakten bei unſern europäiſchen Staaten, z. B. Frankreich, England, Oeſterreich u. ſ. w.

Alte Wahrſager haben aus dem 9. Bande von Auguſtin's Werken herausgeleſen, daß Frankreich die Türkei vernichten werde, und Drabicius prophezeit: „Derjenige König in Frankreich, welcher das Haus Oeſterreich zerſtören werde, werde auch den Papſt zu Grunde ſtürzen;“ ein Gedanke, der zu ſeiner Zeit nicht den geringſten Glauben fand.

Ueber England haben wir von Bickerſtaff und Noſtradamus verſchiedene Prophezeiungen. Eine von ihnen, die dem letzteren zugeſchrieben wird, lautet: „Wenn Britannien ſieben notable Veränderungen überſtanden, ſo wird auf deſſen Thron ein proteſtantiſcher Fürſt aus Teutſchland in vielem Glück und Frieden, ohne Rebellion, ohne einheimiſche Unruhe, ohne Sturm, ohne einer neuen merklichen Veränderung und Revolution, auch die Kinder ſeines deutſchen Stammes nach ihm bis an's Ende der Welt ſitzen und bleiben,“ eine Prophezeiung, die der Schreiber dieſes in einem Buche von 1742 gefunden hat und jedenfalls merkwürdig iſt.

Die Könige Polens werden in einer alten Weiſſagung mit folgenden kurzen Sprüchen charakteriſirt: Die Blume im Thal (Heinrich von Frankreich aus dem Hauſe Valois, das die Lilien im Wappen führt); die Krone (St. Bathori); ein glückſeliger Exulant (Sieg. Auguſt); die folgende Glorie (Ladislaus); eine unfruchtbare Garbe (Johann Caſimir, kinderloſe Ehe); ein

kurzes Nacht-Geſtirn (Michael Wiesnowitzki). „Erbärmliches und jammervolles Polen! ſie werden nach Frieden ſeufzen, er wird aber nicht eher als in der ſiebenten Zahl erſcheinen und wird erfolgen in 7 mal 7 Zeiten. Dann wird der Fürſt des Friedens eintreten in vollem Glanze und wird Friede in ſeinen Mauern und Paläſten ſein. Sie werden endlich durch die Lilie einen König haben, den ſie lange Zeit erwarten: Sie werden ihn mit Freuden annehmen."

Die Hand der Verſammelten (der große Feldherr und König Sobiesky); Ein buntfarbiger (Auguſt der Starke mit ſeinem bunten ſächſiſchen und polniſchen Wappen), Einer von Zweien: der zweiköpfige Adler (Rußland?); alſo gehen die glücklichen Reiche unter." Eine andere Weiſſagung über Polen aus dem Jahre 1663 lautet ſo: „Zähle von da an, da du mein biſt (1663) 7 Jahr vor 100 (93), wenn J. C. (Joh. Caſimir) Polen und C. G. (Carl Guſtav) Schweden regieren wird, alsdann wird J. C. von allen verlaſſen, ganz ſchmächtlich werden. C. G. wird durch Liſt mächtig werden und ſich mit B. (Brandenburg) hervorthun und J. C. (Joh. Caſimir), daferne er erſtlich vor Gott fußfällig werden und Kirchen und Religion wieder herſtellen wird, durch die Hand Gottes wieder aufgerichtet und er Ueberwinder werden, da er dann Gott zweifüßige Schaafe, Schweine und Ochſen ſchlachten, Polen neue Geſetze geben und im Reiche alle heimliche Feindſeligkeit aufhören wird. J. C. giebt dem Reiche ſchlechte Zierde. M. (Michaël) wird auch nicht lange regieren, aber A. R. wird alles mit Gott anfangen und glücklich endigen. Wenn aber C. G. (Carolus Gothicus) fallen wird, wird er zugleich den regieren, welchen er zur Regierung erhaben. Alsdann werden die Seeſtädte H. G. C. die geſchloſſenen Altäre wieder eröffnen und mit einem Fürſten oder Könige eine neue Alliance werden. F. wird Strafe leiden und E. wird fallen, aber D. M. R. freiwillig offen ſtehen. Und alſo wird die Macht zu Lande und zu Waſſer bei ihnen ſtehen. Darauf werden 3 Adler, der weiße, der rothe und der ſchwarze zweiköpfige (Rußland) nach dem Reiche ſtreben, der weiße (Polen) untergehen und der ſchwarze dem gekrönten eine zweifache Krone beilegen: und alſo wird das glückſelige Reich ein Ende nehmen." Eine andere Weiſſagung über Polen iſt aus dem Jahre 1657 von dem „fratre Eustachio" und lautet: „Der Löwe aus Mitternacht paart ſich mit dem ſchwarzen Adler im finſtern Thal und wird dir in die Bruſt einen empfindlichen Stoß geben, daß die weißen Federn blutig werden (Theilung Polens). Ein Jüngling über die Berge ſteiget über deine Höhen und wird dich gewaltig demüthigen. Hierauf kommt ein gewaltiger zweiköpfiger Löwe, macht mit dir, o großes Königreich Polen, ein Ende."

In Bezug auf das Haus Oeſterreich beſitzen wir ebenfalls eine merkwürdige Prophezeiung von „dem alten Mönch Sebaldus im Kloſter Lotersleben bei Querfurth" aus dem 13. Jahrhundert. „Wenn ich Sebaldus, alle Eigenſchaften und Würkungen der Himmliſchen Zeichen wohl erwege, ſo befinde ich an allen Orten aus natürlicher Bewegung und Andeutung derſelben Sternen, daß die Kayſerliche Hoheit auf keinem Stamme lange beruhen wird, bis man wird ſchreiben 1216, da wird ein Held durch Mannheit den zwei-

fachen Adler erlangen (Rudolf v. Habsburg?) und das Kayſerthum löblich verwalten, auch Oeſterreich, Ungarn und Böhmen ihm unterthänig machen, und ſolches bis in das 18. Seculum beherrſchen, da wird es groß werden und bleiben blühend bis 1740 (alſo ungefähr bis zum 1. ſchleſiſchen Kriege). Dann werden Verwirrungen, Rebellionen und große Zerrüttungen ſich anfangen und übern Hauffen gehen. Nachdem aber wird alsdann das Kayſerthum in 3 Linien getheilt werden. Italien aber wird Noth leiden und die Stadt Rom eine wüſte Ebene werden. Da wird ein Held durch Mannheit den zweifachen Adler erlangen und das Kayſerthum löblich verwalten und ſolches beherrſchen, bis endlich der mitternächtliche Löwe herauskommen und die Länder mit Grauſamkeit anfallen wird, alsdann werden der rothe Löwe, der Adler im finſtern Thal und der weiße Schwan ſich wider ihn in Grimmen ſetzen und das Kayſerthum lange Jahre behaupten, bis der große Gott mit ſeinem unverzüglichen Ehren-Reich wird einbrechen und ein Ende machen; ſo wird die Weiſſagung Daniels nicht weiter gehen, und man ſoll an Nebukadnezar's Traum den Ausgang erfahren, daß das Ende der Welt nahe ſei." Schließlich ſei noch erwähnt, daß man im Jahre 1741, alſo kurz vor dem 1. ſchleſiſchen Kriege erwartete, daß die Kaiſerwürde an Friedrich Auguſt III. König von Polen und Churfürſt von Sachſen übergehen werde.

Eine andere Prophezeihung behauptete dies von Friedrich II., den Großen, indem man aus dem Satze: FrIDrICh ChVrfVrst zu BranDenbVrg KönIg In PreVssen VVIrD Kayser die Zahl 1741 herauslas. Indem wir die bekannten Lehniniſchen Prophezeihungen, die das Haus Hohenzollern betreffen, ihm die Kaiſerwürde und den Uebertritt zum Katholicismus prognoſticiren, übergehen, ſchließen wir mit den Prophezeihungen des Biſchofs Malachias von Armagh (um 1140), die die Reihe er Päpſte mit kurzen Sprüchen begleiten, die ihre Eigenſchaften erläutern. Er fängt mit dem Jahre 1143 an:

Coeleſtin II. Vom Caſtell der Tiber (hieß Guido de Caſtello).
Lucius II. Der vertriebene Feind (aus dem Hauſe der Caccianemici).
Eugenius III. Aus der Größe des Berges (gebürtig aus Grammonte).
Anaſtaſius IV. Der Abt von Suburra (er hieß Conrad Suburri).
Adrian IV. Vom weißen Felde (aus St. Albans gebürtig).
Victor IV. Aus dem finſtern Gefängniß.
Taſcholis III. Der Weg jenſeit der Tiber (hatte das Cardinalat Mariae trans Tiberim).
Calixt III. Aus Ungarn von Frescati (war Ungar und Biſchof von Frescati).
Alexander III. Aus einer auf die Wacht geſtellten Gans (er hieß Paroci d. i. Gans).
Lucius III. Das Licht am Thor.
Urban III. Die Sau im Siebe (hatte im Wappen ein Schwein im Siebe).
Gregor VIII. Laurentci Schwert (hatte zwei gekreuzte Schwerter im Wappen).

Clemens III. Er wird aus der Schule kommen (er war aus dem Geſchlecht der Scholari).
Coeleſtin III. Vom Feld zu Bovis.
Innocenz III. Der bezeichnete Graf (aus dem Hauſe Ligni).
Honorius III. Lateraniſcher Canonikus (er war Canonikus im Lateran).
Gregor IX. Der Vogel von Oſtia (hatte den Adler im Wappen).
Coeleſtin IV. Der ſabiniſche Löwe (hatte einen Löwen im Wappen).
Innocenz IV. Graf Laurentius (Cardinal St. Laurentii in Lucina).
Alexander IV. Das oſtienſiſche Zeichen (war Biſchof von Oſtia vorher).
Urban IV. Jeruſalem in Campanien.
Clemens IV. Der niedergedrückte Drache.
Innocenz V. Der franzöſiſche Mönch (war Erzbiſchof von Lyon geweſen).
Adrian V. Der gute Graf (war Graf von Lavagna).
Johann XXI. Der Fiſcher von Frescati (war Biſchof von Frescati geweſen).
Nicolaus IV. Die zuſammengeſetzte Roſe.
Martin IV. Aus dem Zollhauſe.
Honorius IV. Aus der Löwenroſe (hatte eine Roſe und Löwen im Wappen).
Nicolaus IV. Der Specht unter dem Eſſen.
Coeleſtini V. Hoch aus der Einſiedelei (ein Einſiedeler früher).
Bonifacius VIII. Aus dem Segen der Waſſerfluthen.
Benedict X. Der patriarchiſche Prediger.
Clemens V. Aus den Gascogniſchen Strichen (war Erzbiſchof von Bordeaux).
Johann XXII. Aus Schuſter von Oſſa (war ein Schuſterſohn aus Oſſa).
Nicolaus V. Der Zwieſpalts-Rabe.
Benedict XII. Der kalte Abt.
Clemens VI. Aus der Roſe von Arras (war Biſchof von Arras geweſen).
Innocenz VI. Aus den Bergen Pammachii (hatte ſechs Berge im Wappen).
Urbanus V. Der franzöſiſche Graf.
Gregor XI. Ein neuer aus einer tapfern Jungfrau (war Cardinal Mariae Nove).
Clemens VII. Vom Kreuz der Apoſtel.
Benedict XII. Der Mond in Cosmedin.
Aegidius. Der Kirchenzwieſpalt in Barcellona (ſchismatiſcher Papſt).
Urban VI. Aus der Hölle von Praegnani.
Innocenz VII. Von einem beſſeren Geſtirn.
Gregor XII. Der Schiffer von Negroponte (ein Venetianer).
Alexander V. Die Geißel der Sonne.
Johann XXIII. Der Hirſch der Cyrene.
Martin V. Die Säule des goldenen Vorhangs.
Eugen IV. Die cöleſtiniſche Wölfin (hatte eine Wölfin im Wappen).
Felix V. Der Liebhaber des Kreuzes.
Nicolaus V. Aus der Niedrigkeit des Mondes.
Calixtus III. Der weidende Ochſe.
Pius II. Von der Ziege und der Herberge.

Paulus II. Vom Hirſch und Löwen.
Innocenz VIII. Vorläufer von Sicilien.
Alexander VI. Der Ochs am Alba im Port.
Pius III. Vom kleinen Menſchen.
Julius II. Jupiters Frucht wird helfen.
Leo X. Vom politianiſchen Roſt.
Adrian VI. Der florentiniſche Löwe (hatte einen Löwen im Wappen).
Clemens VII. Die Blume der Pille.
Paulus III. Die Hyacinthe dem Arzt (hatte 6 Hyacinthen im Wappen).
Julius III. Von der Bergkrone (hieß Johannes Marie de Monte).
Marcellus II. Das verwelkliche Getreide (hatte Kornähren im Wappen).
Paul IV. Vom Glauben Petri.
Pius IV. Des Aesculaps Arzenei (hatte Medizin ſtudirt).
Pius V. Der Waldengel.
Gregor XIII. Der halbe Leib der Pillen (hatte 6 Pillen im Wappen).
Sixtus V. Die Achſe in Mitten des Zeichens.
Urban VII. Vom Thau des Himmels.
Gregor XIV. Von dem Alter der Stadt.
Innocenz IX. Die im Kriege andächtige Stadt.
Clemens VIII. Das römiſche Kreuz.
Leo XI. Der Waſſermann.
Paul V. Das verkehrte Geſchlecht.
Gregor XV. In der Unruh des Friedens.
Urban VIII. Lilien und Roſen.
Innocenz X. Die Erhöhung des Kreuzes (am Tage der Kreuzerhöhung gewählt).
Alexander VII. Der Hüter der Berge (hatte einen Berg im Wappen).
Clemens IX. Das Geſtirn der Schwäne.
Clemens X. Vom großen Fluß.
Innocenz XI. Das unerſättliche Thier.
Alexander VIII. Die glorwürdige Buße.
Innocenz XIII. Die Harke im Thor.
Clemens XI. Die umgebenen Blumen.
Innocenz XIV. Von der guten Religion.
Benedict XIII. Ein Soldat im Kriege.
Clemens XII. Eine hohe Säule (aus dem Hauſe Corſini).
Benedict XIV. Ein Felsthier.
Clemens XIII. Die Roſe aus Toscana.
Clemens XIV. Das ſcharfe Geſichte.
Pius VI. Der apoſtoliſche Pilgrim (in der franzöſiſchen Revolutionszeit).
Pius VII. Der räuberiſche Adler.
Leo XII. Der Hund und die Schlange.
Pius VIII. Der geiſtliche gewiſſenhafte Mann.
Gregor XVI. Aus den Toscaniſchen Bädern.
Pius IX. Kreuz um Kreuz (trauriges Leben).

Nun kommen noch 10 Deviſen, alſo werden nach Malachiae noch 10 Päpſte ſein. Die 10 Deviſen lauten: Licht vom Himmel; Das brennende Feuer; Die verödete Religion; Der unerſchrockene Glaube; Der engliſche Hirte; Der Hirt und der Schiffmann; Die Blume der Blumen; Mitten aus dem Mond; Von der Arbeit der Sonne; Von der Ehre des Oelbaums. Der Schluß lautet: „In der letzten Verfolgung der heil. römiſchen Kirche wird ein Römer Namens Petrus den päpſtlichen Stuhl beſitzen und die Schafe weiden unter vielen Trübſalen, nach deren Verfluß die ſiebenhügliche Stadt verwüſtet werden und der erſchreckliche Richter das Volk richten wird."

Der freundliche Leſer mag ſich nun bei den Prophezeihungen denken, was er will; wir glauben ihm eine intereſſante Unterhaltung gegeben zu haben und nehmen Abſchied von ihm.

Miscellen.

* [Sprüchwörtliche Redensarten] Im Anfange des Mittelalters wurden nach dem Vorbilde des Auguſtin die Kleriker einer Kirche in einem beſonderen Hauſe bei der Kirche vereinigt. Dies Haus hieß im Griechiſchen „das Haus" ſchlechthin (Domos). Daher wurde das Haus der Kleriker zuerſt, hernach die Kirche oder Kathedrale, ſelbſt Domos, Dom, genannt. Die Kleriker nun verſammelten ſich im Dom, in einer Stube, die Capitelſtube, die ganzen Kleriker zuſammen aber das Dom-Capitel genannt wurde. Dies Capitel war in der Regel aus dem 3. Buche Moſes genannt, das, weil es die prieſterlichen und levitiſchen Geſetze enthält, auch Leviticus heißt. — Daher nun ſchreibt ſich der Ausdruck: Jemandem das Capitel leſen, oder Jemandem die Leviten leſen.

Stets das Neueſte und Eleganteſte in feinen Kinderſpielwaaren;
Lager der renommirteſten Fabriken Frankreichs und des Zollvereins.

R. Buder's
Spielwaaren-Magazin, Unter den Linden Nr. 10.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Die norddeutsche Bundesverfassung ist im Abgeordnetenhause definitiv, im Herrenhause in erster Lesung angenommen worden und wird also binnen wenigen Wochen die Zustimmung aller Landesvertretungen gewonnen haben. Das große Werk der nationalen Einigung darf als gelungen angesehen werden und zwar nicht blos gelungen hinsichtlich seiner Schöpfung, sondern auch seiner Dauer, da es aus der Vereinbarung der Fürsten und Volks- resp. Landes-Vertretungen entsprungen ist. Wie die Reichstags-Schlußrede betonte, haben, um zu diesem Resultate gelangen zu können, von allen Seiten große Opfer der Meinungen und Wünsche gebracht werden müssen, Opfer, zu welchen nur die Rücksicht auf das Allgemeine, lebendiges Vaterlandsgefühl und Loyalität begeistern konnten.

Solchen Sinnes zeigte sich auch unser Herrenhaus. Viel geschmäht und als egoistische Standesvertretung von der Demokratie verdächtigt, hat es das ihm angemuthete Opfer gebracht, nicht widerwillig dem Zwange der Nothwendigkeit gehorchend, sondern wie die Frequenz des Hauses, die Unanimität und die vorausgegangene Motivirung des Votums bewies, mit klarer staatsmännischer Würdigung der Verhältnisse und mit loyaler Hingebung; während gerade die Demokratie ihre Partei-Vorurtheile nicht zu überwinden verstanden hat.

Sie hat den Unsegen davon; während denjenigen ihrer früheren Parteigenossen, welche den Muth hatten, die Schranken des bornirten Partei-Interesses aus Hingebung an die allgemeinen, nationalen Interessen zu überspringen, den Gewinn solcher moralischen Erhebung in der Erweiterung des politischen Gesichtskreises, in der Fähigkeit staatsmännischer Erwägung und in der Genugthuung praktischer Wirksamkeit bereits zu empfinden hatten. — Kaum aber hat der Baum des deutschen Lebens neue Wurzeln in den vaterländischen Boden geschlagen, so fängt er auch zu grünen an. Nicht blos die Todten reiten schnell; die deutsche Werbelust zeigt eine Energie, welche den falschen Prophezeihungen das Wort vom Munde nimmt, um es durch die Thatsachen sofort zu widerlegen.

Die Attraktionskraft des Norddeutschen Bundes zeigt sich bereits in einer Unwiderstehlichkeit, welche eben so sehr die Kurzsichtigkeit wie die Bosheit der Partei-Agitation der Lächerlichkeit übergiebt. Die Conferenz, zu welcher sich die leitenden Minister der Cabinette von München, Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt hier eingefunden hatten, — sie legte Zeugniß dafür ab, daß der Süden auch in Beziehung auf seine wirthschaftlichen Verhältnisse

des Nordens nicht entbehren kann, wie er ſeine militäriſche Haltloſigkeit im Kampfe gegen ihn bloßgeſtellt hat. Er muß der politiſchen Entwickelung des Nordens folgen und mit der Einſicht in dieſe Nothwendigkeit wird ihm der Wille, ihm zu folgen, um ſo mehr erleichtert werden, je raſcher und feſter der Norden ſeine ſtaatsrechtliche Organiſation vollendet.

Die Frage nach der Form der politiſchen Einigung Nord- und Süddeutſchlands iſt daher um ſo weniger dringend, je ſicherer die Löſung nach inneren Geſetzen der natürlichen Entwickelung zu erwarten iſt.

Mit König Wilhelm tritt daher Deutſchland in den glänzenden Congreß, welcher ſich gegenwärtig um den Kaiſer Napoleon verſammelt, einer Einladung folgend, welche an die großen Kultur-Intereſſen anknüpft, denen die Pariſer Weltausſtellung huldigt. Ein eminentes Friedensmotiv brachte den Congreß zu Stande und die Welt beſtärkt ſich in der Hoffnung, daß auch der Friede ſeine Folge ſein und bleiben werde. Denn daß die Zuſammenkunft der Monarchen in Paris, ſowohl die gleichzeitige als die auf einander folgende, von größter politiſcher Bedeutung ſein werde — daran zweifelt wohl Niemand, wenngleich die Vorausſetzung, daß es ſich um feſte Abmachungen handeln könne und handeln werde, ſich gewiß als trügeriſch erweiſen wird.

Aber ſchon der Gedankenaustauſch der Mächtigen iſt von größter politiſcher Bedeutung, weil er ihrer künftigen politiſchen Action zum Voraus die Direction giebt.

Indeß iſt doch nicht zu überſehen, daß Rußland auf ein beſtimmtes Ziel hinarbeitet und daß es die Erreichung deſſelben ſich in Paris zu erleichtern ſucht. Freilich, wenn die officiöſe Preſſe Rußlands ein völliges Einvernehmen mit Frankreich in der orientaliſchen Frage als unzweifelhaftes Factum hinſtellt, ſo dürfte ſich hinter dieſes öffentliche Bekenntniß vielleicht nur ein Wunſch verſtecken oder durch daſſelbe ein diplomatiſcher Druck ausgeübt werden ſollen; aber die Tendenz der ruſſiſchen Politik wird dadurch doch unverkennbar ſignaliſirt.

Dabei darf die große ſlaviſche Bewegung nicht außer Betracht bleiben, welche immer in Scene geſetzt zu werden pflegt, wenn es ſich um die orientaliſche Frage handelt und auf welche beſonders die Südſlaven diesmal mit einer Rückhaltloſigkeit und Offenherzigkeit eingegangen ſind, welche jedenfalls über die Illuſion einer lediglichen Racen-Politik ſtaunen läßt. Einen neuen Impuls aber hat der Kaiſer von Rußland dieſer Agitation durch den den Polen gewährten Gnadenakt gegeben, welcher übrigens eben ſo ſehr für die Humanität des Czaren ein glänzendes Zeugniß ablegt, wie er als Akt feiner Courtoiſie gegen den Kaiſer Napoleon ſicherlich tief verpflichten wird.

Dem Eifer, mit welchem Rußland die orientaliſche Frage anzugreifen ſcheint und welchen es der franzöſiſchen Politik gern mittheilen möchte, bleibt England mit kühler Zurückhaltung gegenüberſtehen; ſelbſt an dem, angeblich auch von Oeſterreich angenommenen Vorſchlag: die Beſchwerden der Candioten von einer internationalen Commiſſion unterſuchen zu laſſen — will es ſich nicht betheiligen und hat es vorgezogen, eine Unterſuchung der Lage der Chriſten im ottomaniſchen Reiche auf eigene Hand vorzunehmen. Das Er-

gebniß iſt geweſen, daß die Lage der Chriſten zwar keine befriedigende, aber im Vergleich mit der Lage ihrer türkiſchen Mitunterthanen keine durch ſpeciellen Druck charakteriſirte ſei; der Unterſchied der beiderſeitigen Lage beſtehe eigentlich nur darin, daß jene ihre Klagen vor die Oeffentlichkeit bringen, während dieſe ſchweigend dulden. Wenn dieſes Reſultat der Unterſuchung inſofern der Politik Englands in der orientaliſchen Frage wenig zu Hilfe kommt, ſo hat Fuad Paſcha ſich mindeſtens bemüht, durch Betheuerung der guten Abſichten des Sultans und glänzende Verheißungen zu Gunſten der Chriſten, fremde Einmiſchung möglichſt fern zu halten.

Uebrigens wird ja der „Beherrſcher der Gläubigen" ſelbſt nach Paris kommen, um perſönlich den Werth der Friedensbeſtimmung von 1856 zu erproben, welche das türkiſche Reich in das europäiſche Syſtem einzureihen verhieß.

Zwar iſt der Sultan ein „kranker Mann", aber ſein Erſcheinen wird ſchon der Seltſamkeit wegen, durch das Preſtige des Unerhörtſeins auf die Pariſer wirken, welche in ihrer Eitelkeit wie in ihrer Gewinnſucht gleich ſehr befriedigt, ſich einer kaum glaublichen Undankbarkeit ſchuldig machen würden, wenn ſie dieſe ihnen ſo reichlich gewährte Befriedigung nicht auf die richtige Quelle zurückführten und der Politik des Kaiſers zu Gute ſchrieben. So würde der Fürſtencongreß, von welchem man zuverſichtlich hofft, daß er dem Frieden Europas die neue Grundlage perſönlicher Freundſchaften geben werde, auch den inneren Frieden Frankreichs befeſtigen und die Intereſſen der gegenwärtigen Dynaſtie in hohem Grade fördern.

Doch fällt ein Schatten auf den Glanz der Pariſer Feſte; doch klingt ein Weheruf durch das Jauchzen der Bewunderung und des Entzückens.

Der Schatten iſt Mexiko; der Weheruf heißt — Maximilian. Daß die mexikaniſche Expedition ein ſo klägliches Ende genommen hat — dieſer ungeheure Mißerfolg der napoleoniſchen Politik würde unter allen Umſtänden ſchwer zu überwinden ſein, ſchwer in Vergeſſenheit zu bringen geweſen ſein; aber der tragiſche Fall des Kaiſers Maximilian giebt dem Mißmuth über ihn noch einen perſönlichen Stachel, welcher tief verwundend eindringen müßte, wenn ſich die Nachricht von der Erſchießung des unglücklichen Fürſten beſtätigen ſollte, welcher ſich durch Verſprechungen ködern, durch den Glanz einer Krone blenden, durch Selbſtvertrauen verführen ließ, aber durch ſein mannhaftes Ausdauern und durch entſchloſſene Vertheidigung der Krone, die er einmal auf ſein Haupt geſetzt hatte, ſich doch dieſer würdig zeigte.

Noch fehlt der Nachricht von ſeinem Tode die Beſtätigung und wir hoffen, daß die diplomatiſche Verwendung zu ſeinen Gunſten nicht zu ſpät kommen werde, wir hoffen dies in Rückſicht des Charakters ſeiner Gegner, deren Grauſamkeit doch wohl durch Gier nach einem reichen Löſegelde überboten werden dürfte.

Daß die „Freiheit" durch den Sturz des Kaiſerthums zu ihrem Rechte kommen werde, das iſt wohl eine Illuſion, welche höchſtens von denen gehegt werden könnte, welche Namen und Bezeichnungen für die Sache nehmen, oder mit abſtrakten Forderungen den humanen Intereſſen zu genügen gedenken.

Wie wenig eine ſolche Politik ihrem angeblichen Zwecke zu entſprechen vermag, das zeigen wiederum die Neger-Aufſtände in den Südſtaaten der Union. — Die Unions-Regierung wird ſich beeilen müſſen, den Funken zu erſticken, damit kein rieſiger Brand entſteht; ſie wird ſich aber ſchon jetzt den Vorwurf nicht erſparen können, daß ſie, einer gedankenloſen Agitation gehorchend, aus Rückſicht auf eine falſche Philanthropie, die Schwarzen in die Freiheit gewiſſermaßen — ſtürzte, bevor dieſe auf den Gebrauch derſelben im Geringſten vorbereitet waren.

Die Unterjochung Creta's*).

Die ottomaniſche Herrſchaft auf Creta iſt eigentlich nicht von altem Datum. Vor zwei Jahrhunderten gehörte dieſe Inſel den Venetianern und auf den Höhen der ſphakiotiſchen und der laſſitiſchen Berge befindet ſich gewiß noch mancher hochbetagte Greis, der aus dem Munde ſeiner Vorfahren die ergreifenden Epiſoden aus dem vierundzwanzigjährigen Krieg und der denkwürdigen Belagerung, die Candia 1667 aushielt, vernommen haben wird.

Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ging Creta den byzantiniſchen Kaiſern verloren und wurde von Baldwin I. dem Marquis von Montferrat geſchenkt, der dieſe ſchöne Inſel — wie einige Schriftſteller berichten, für zehn Tauſend Silbermark — an Venedig verkaufte**).

So wechſelte Creta ſeine Herren, ohne jedoch den Frieden und den Wohlſtand finden zu können, zu welchem ſeine glückliche geographiſche Lage und die Gaben, welche die Natur ihm ſo reichlich ſpendet, es berechtigen.

Während die ſtolze Königin der Adria Creta beherrſchte, führte ſie ihre Geſetze, ihre Stiftungen, ihre Coloniſten und ihre Induſtrie hier ein. Ob es der Religionsverſchiedenheit zuzuſchreiben ſein mag, iſt ſchwer zu ſagen, aber Venedig vermochte trotz alledem nicht die Anhänglichkeit der Creter für ſich zu gewinnen, denn ſie empörten ſich öfters und ſuchten ſtets ihre Unabhängigkeit zu erlangen.

Bei den raſchen Fortſchritten der Türken im ägeiſchen Meere konnte Venedig allein nicht den erforderlichen Kampf beſtehen, um ſich die Früchte ſeiner Eroberungen, ſowie die ſeiner Raub- und Kreuzzüge zu erhalten.

Rhodos war längſt beſiegt, die Barbarei der türkiſchen Generäle hatte ſich für den langen und heroiſchen Widerſtand, den die Beſatzungen auf Cy-

---

*) Die zu Wien erſcheinende „Internationale Revue" bringt in ihrem Aprilheft einen Artikel: „Die Inſel Creta unter Ottomaniſcher Verwaltung", welchem wir den vorſtehenden Abſchnitt entlehnen.

**) „For the price of 10,000 marks Venice purchased of the Marquis of Montferrat the fertile island of Crete or Candia with the ruins of one hundred cities."

(Gibbon's Roman Empire, vol. VII. chapt. 61.)

pern ihnen geleiſtet, durch Exceſſe und Gräuelthaten aller Art gerächt, und nun ward Creta mit demſelben Schickſal bedroht. Während der Sultan ſeine Anſtrengungen verdoppelte, um ſich dieſer wichtigen Stellung zu bemächtigen, dachte das von Angſt betroffene Europa nicht daran, ſich bewaffnet dem Feinde entgegen zu ſtellen, ſondern nur ſich vor ihm zu beugen und vor ihm zu kapituliren.

Frankreich allein erinnerte ſich, daß es auf Creta Chriſten zu vertheidigen gäbe, und ſchickte nach der, von einer zahlreichen türkiſchen Armee dicht umlagerten Hauptſtadt Candia ſieben bis acht Tauſend Mann.

Dieſe ſpäte, unverhoffte Hülfe konnte indeſſen nur dazu dienen, den Triumph des Großveziers zu erhöhen. Die Stadt ergab ſich, nachdem der Anführer der Expedition, der Herzog von Beaufort, nebſt vielen der jungen franzöſiſchen Edelleute, die ihn begleiteten, unter Candia's Mauern gefallen war.

Von jenem Tage an gab es auf Creta nur Herren und Sclaven: Herren, die um ſo unbarmherziger und anſpruchsvoller auftraten, weil die Eroberung ihnen große Opfer gekoſtet hatte, und Sclaven, die um ſo demüthiger ſich unterwarfen, weil ſie ſich jeder Gewährleiſtung und jeder Vertheidigung gegen die Laune, die Leidenſchaft und die Heftigkeit ihrer Beſieger beraubt fühlten. Eine Bevölkerung, die über 900,000 Seelen zählte, war durch das Schwert, die Gefangenſchaft, die Auswanderung und die Apoſtaſie am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf etwa 500,000 verringert worden.

Die Ländereien wurden unter die türkiſchen Beys vertheilt, die nach ihrem Gutdünken über die Perſonen, die Familien, die Güter und die Arbeit der Rajas*) verfügten. Der Handel, die Induſtrie, die Kopfſteuer, die Abgaben, das Zollamt, kurz alle Hülfsquellen dieſes an werthvollen und mannigfachen Producten reichen Landes wurden an Muſelmänner verkauft oder verpachtet, die ſie gegen eine kleine Gebühr dem Fiscus und ſeinen Nachfolgern überließen.

In dieſem Zuſtande befand ſich Creta im Anfange unſeres Jahrhunderts. Keine der chriſtlichen, von den Türken unterjochten Provinzen mußte ſo viel von der Tyrannei, dem Fanatismus und der Habſucht ihrer Eroberer leiden, nirgends hatten dieſe ihre argwöhniſche Eiferſucht, ihre Intoleranz und ihre Grauſamkeit mit größerer Barbarei und Verfeinerung gegen ihre Opfer geltend gemacht; aber auch nirgends mehr als auf Creta erglühte der Haß der Chriſten gegen ihre Unterdrücker, und mit freudigem Eifer ergriffen die Creter die Gelegenheit, die der Aufſtand in der Morea ihnen bot, um das Banner der Unabhängigkeit am Ende des Maimonats 1821 auf ihrer Inſel zu entfalten.

Dieſe Bewegung, die unter den tapfern Bewohnern der ſphakiotiſchen Berge**) ihren Urſprung hatte, erſtreckte ſich bald über die ganze chriſtliche

*) Zinspflichtige Unterthanen; zumal unter dem Drucke der Türken lebende Chriſten.

**) Die Geſchichte berichtet von einem auf Creta einſt heimiſchen mächtigen Stamme, deſſen letzte Enkel, die jetzigen Sphakioten nämlich, die Bewohner der unzugänglichſten Theile der weißen Gebirge ſein ſollen. Eine hohe Statur, ein ſchöner Wuchs und ein ſtolzer Gang zeichnet dies tapfere, aber doch gutmüthige und gaſtliche Volk vor allen übrigen

Bevölkerung Cretas. Die Türken ermangelten nicht, sie durch die Ermordung verschiedener Bischöfe und Priester, so wie durch unzählige Ausschweifungen und Grausamkeiten, die sie an den feindlichen Einwohnern der befestigten Städte ausübten, anzuschüren.

Aus dieser Bewegung entstand ein langer, mörderischer Kampf. Die Türken blieben im Besitze der befestigten Städte; sie konnten über eine zahlreiche, wohlorganisirte Flotte verfügen und außerdem auf die Sympathien der ihnen ergebenen französischen Admiräle rechnen, während die in ihren hochalpischen, unzugänglichen Positionen verschanzten Creter sich nicht nur jedes Hülfsmittels beraubt sahen, sondern von dem moralischen Einflusse einiger Mächte zu fürchten hatten.

Die ungünstigen Umstände verhinderten sie keineswegs, ihren Feinden während zehn Jahren die schönen Ebenen ihrer Insel streitig zu machen und trotz der großen Ungleichheit im Kampfe, trotz der Uneinigkeiten, welche die äußern Mächte durch Intriguen unter ihnen hervorzurufen trachteten, trotz dem precären, schwachen Zustande der damaligen provisorischen Verwaltung Griechenlands, lieferte dieses unwissende und hülflose Bergvolk die merkwürdigsten Beispiele von Heroismus, Ausdauer und Selbstverleugnung.

Das Schicksal der armen Creter sollte demungeachtet um nichts verbessert werden!

Die Ausschließung der Insel Creta aus dem neugegründeten griechischen Staate wurde durch das am 3. Februar 1830 zu London entworfene Protokoll festgestellt. Wenn dieser Beschluß eine politische Nothwendigkeit jener Zeit gewesen sein mag, so kann man nicht leugnen, daß einerseits die Scheingründe, die demselben zur Basis gedient, wahrlich keine ernste Untersuchung gestatten, und daß er anderseits — wie die heutigen Ereignisse es nicht zum ersten Male beweisen — der Zukunft große Verlegenheiten und unentwirrbare Schwierigkeiten bereiten mußte.

Den officiellen Behauptungen zuwider, die nur dahin strebten, die Meinung geltend zu machen, Creta sei, als am 6. Juli 1827 der Allianz-Tractat geschlossen wurde — unterworfen gewesen, trägt Alles dazu bei, zu beweisen, daß die Creter zu jener Zeit die Herren fast der ganzen Insel waren

---

Bewohnern Cretas aus. Die alten Sitten und Gebräuche haben sich am längsten unter ihnen erhalten, und bei festlichen Gelegenheiten führen sie noch die kriegerische Pyrrhiche auf, wie das Alterthum diesen cretischen Waffentanz beschreibt.

Der District Sphakia, der an der südlichen Seite der weißen Berge liegt, bringt guten Wein, Getreide, Honig und einen Käse hervor, der als der vorzüglichste in der Levante geschätzt wird. Von dem größten Ertrag ist aber sein Viehstand.

Die Sphakioten sind durchweg treffliche Schützen und bilden bei jedem Aufstande den Kern der Streitkräfte Sie in ihren Positionen anzugreifen, kostet viele Menschen und geschieht äußerst selten, denn bei Invasionen können sie sich wie von Festung zu Festung vertheidigen und, sind alle ihre Plätze genommen, in dem unzugänglichen Gebirge wohnen. Auf ihrem rauhen Gebiete siedelt kein Türke an. Jedes Dorf hat seinen Capitän, welcher, wie alle übrigen Einwohner, ein Grieche und kein Türke oder „Subbaschi" ist.

Dieses Wort ist den Sphakioten verhaßt, und die Beziehungen, die sie mit ihren Unterdrückern haben, beschränken sich wahrscheinlich auf die jährliche Steuerzahlung.

und daß es ihnen gelungen, die Türken in den Festungen eingeschlossen zu halten*).

Unter diesen Umständen hätte der Ankauf der Insel Creta in Betreff der politischen und bürgerlichen Rechte der Ottomane gewiß keine größere Schwierigkeit geboten, als der der Insel Euböa und des athenienſiſchen Gebietes, indem die zwei Länder sich in derselben Lage wie Creta befanden, während die jetzigen politischen Verhältnisse eine befriedigende Schicksalswendung für diese Insel sehr erschweren.

Der Präsident von Griechenland, genöthigt auf eine pünktliche Vollstreckung des Protokolls des 3. Februars bedacht zu sein, verkündigte den Cretern diese Entscheidung vermittelst seines Abgeordneten, des Herrn Renieri.

Nach dem Empfang dieser Mittheilung versammelten sie sich zu einem allgemeinen Rathe im Dorfe Margarites und faßten den Entschluß, sich mit den Waffen in der Hand einem Urtheil zu widersetzen, welches sie an den Vice-König von Aegypten — als eine Belohnung und Schadloshaltung für die während des Krieges gebrachten Opfer — verschenkte.

„Die ganze Welt weiß es," sagen die Creter in einer Antwort, die sie am 17. August 1830 an den Herrn Renieri richteten, nachdem er ihnen den Ferman mitgetheilt, den die Pforte dem Befehlshaber der Canea zugeschickt hatte: „Die ganze Welt weiß es, und der Sultan selber hat es in seinem Ferman nicht verschweigen können, welche Beweggründe die Christen gezwungen haben, alle erdenklichen Uebel, ja sogar den Tod zu verachten und während zehn Jahren einen ungleichen Kampf mit den ewigen Feinden unsers Daseins, unserer Ehre und unsers Glaubens zu bestehen: wir haben also geschworen, uns von nun an der unerträglichen Tyrannei der Türken zu entziehen oder mit den Waffen in der Hand vereint zu sterben.**) Nur diese Waffen und nicht etwa betrügliche und hinterlistige Versprechen können uns das Theuerste, was wir auf Erden besitzen, erhalten ... Die Städte Cydonia, Rithymno und Heraklion***) tragen noch heute die Spuren des Blutes unserer Väter, unserer Frauen, unserer Brüder und unserer Kinder, die täglich gleich unschuldigen Schafen erwürgt wurden ... ihre Gebeine füllen noch die Brunnen und die Cisternen jener Städte. Die dreihundert Opfer, die mit meuchelmörderischer Hinterlist in das Haus des Türken Affendaki gelockt und dort hingeschlachtet wurden, sind unserer Erinnerung noch gegenwärtig ... die öffentlichen Plätze der Stadt Heraklion

*) Das Fort Grabusa blieb indessen bis zum Ende des Jahres 1830 in dem ausschließlichen Besitz der griechischen Macht.

**) Sechsunddreißig Jahre sind bereits verflossen, seitdem die Creter diese Worte äußerten. Diese identischen Worte gaben sie dem jetzt sich hier befindenden außerordentlichen Gesandten Mustapha Pascha zur Antwort auf seine am 14. des verflossenen Septembers erlassene Proclamation. Kann man sich über dieses „caetorum autem censeo" des cretischen Volkes noch wundern, wenn man bedenkt, wie die Pforte die Vollziehung ihrer nach dem Krim-Kriege eingegangenen Verpflichtungen gegen ihre christlichen Unterthanen vernachlässigt hat? und es wäre nicht die höchste Zeit, daß die Großmächte ihr 1830 begangenes Unrecht gegen diese bedrückte Bevölkerung wieder gut machten.

***) Das heutige Canea, Rettimo und Candia.

ſind noch von dem Blute des ſeligen Generals Malaconti gefärbt, den die Türken ungeachtet ihres beſchworenen Verſprechens auf's barbariſchſte zerſtückelten*)

In allen Städten der Inſel Creta fährt man bis jetzt fort, unſere Frauen, unſere Schweſtern und unſere Kinder öffentlich zu verkaufen**). Das ſind die Reſultate der Verſprechen unſerer ewigen und unverſöhnlichen Feinde. Wir ſind alſo feſt entſchloſſen unſer Geſchick nicht von dem der anderen Griechen zu trennen, die ſtets mit uns gefochten haben, und wir wollen lieber frei auf dem Boden ſterben, auf welchem wir geboren ſind und den wir mit unſerm Blute benetzt, als uns dem türkiſchem Joche unterwerfen."

Während die Creter ſich ſo äußerten, ergriffen ſie heimlich die Maßregeln, um den Commandanten und die griechiſche Beſatzung des Forts Grabuſa — das zu Folge der ausdrücklichen Ordre des Präſidenten von Griechenland dem Befehlshaber der verbündeten Seemacht übergeben werden ſollte — zu überrumpeln. Doch was vermochte die Energie, der Patriotismus, ja ſogar die Verzweiflung einer Handvoll entſchloſſener Männer inmitten einer entmuthigten, decimirten, verarmten und Alles benöthigenden Bevölkerung gegenüber den unwiderruflichen, von furchtbaren Streitkräften unterſtützten Beſchlüſſen Europas und dem paſſiven, gezwungenen Gehorſam der proviſoriſchen Regierung Griechenlands? —

Großbritannien, trotz der warmen Verſicherung ſeiner bedeutendſten Redner und ſeiner größten Staatsmänner, erwies ſich als die eifrigſte der verbündeten Mächte im Beſtehen auf der pünktlichen Vollſtreckung des am 3. Februar entworfenen Protokolls.

Das Fort Grabuſa — die letzte Hoffnung der Creter — wurde im September des Jahres 1830 den drei Admiralen übergeben, die übereinkamen, es proviſoriſch dem Befehlshaber der ruſſiſchen Macht anzuvertrauen; dieſer behielt es bis zum 22. Jan. 1831, wo es gänzlich den Türken überliefert wurde.

Während unzählige Chriſten von jedem Alter, jedem Geſchlechte und jedem Stande ihre Wohnungen und ihr ganzes Beſitzthum verließen und ſich auf den Fahrzeugen der griechiſchen Regierung einſchifften, um einen Zufluchtsort in dem neuen Königreich zu ſuchen***), verſammelte ſich zum letzten Male die

---

*) So ſprachen die Creter in 1830, wenig ahnend, daß das Jahr 1866 ihnen von Seite ihrer Unterdrücker noch weit größere Grauſamkeiten vorbehielt.

**) Monſieur d'Herculey, ein ſeit langen Jahren in Canea anſäſſiger Franzoſe, gehört zu den wenigen Europäern, welche die an ſchrecklichen und ergreifenden Ereigniſſen reiche Zeit von 1821 bis 1830 auf Creta mit erlebt haben. Er bekleidete im Jahre 1821 ad honorem das Amt des hieſigen öſterreichiſchen Vice-Conſuls und hat ſich als ſolcher viele Verdienſte erworben. Nicht allein ſein Haus war ein Zufluchtsort für die gefährdeten Chriſten, ſondern er kaufte, ſoweit ſeine beſcheidenen Mitteln es erlaubten, Frauen und Kinder von den Türken ab, um ihnen ihre Freiheit zu ſchenken und ſie auf das eine oder das andere Schiff in Sicherheit zu bringen. Monſieur d'Herculey erzählte mir, er ſei ſelbſt Zeuge geweſen, wie ein Türke öffentlich am Tage auf dem Quai der Canea eine Frau für eine Zwiebel verkauft habe.

***) Mehr als 60,000 Creter ſollen von dem Jahre 1830 bis 1860 nach Griechenland ausgewandert ſein.

Commiſſion der proviſoriſchen Regierung der Inſel Creta und richtete am 23. November 1830 eine energiſche Proteſtation an die drei verbündeten Mächte, die in allen Blättern Europas ihren Platz fand.

Die Volksſprache im heutigen Staatsleben.

I.

Die Feſtſtellung der Behandlung der Sprachverhältniſſe im Staatsleben, der Geltung der Volksſprache innerhalb der Hauptrichtungen des öffentlichen Lebens, iſt höchſt wichtig, ſowohl wegen des indirekten Einfluſſes, welchen der Gebrauch einer anderen als der Mutterſprache auf den Wechſel der Nationalität auszuüben geeignet iſt, ſo wie zur Conſtatirung, in welchem Umfange künſtliche Maßregeln die natürliche Entwickelung einer Nationalität zu beeinträchtigen und unter welchen Verhältniſſen ſie eine ſtagnirende Nationalität zu heben vermögen, — alſo zur Kenntniß der Staatsmittel, aus welcher allerdings auch die Kenntniß der Gegenmittel zu erlangen ſein würde, — als auch zur Charakteriſtik einer Staatsverwaltung ſelbſt und zur Ermittelung, in wie weit in den Maßregeln, die von ihr ausgehen, der Geiſt einer beſtimmten Nation ſeinen Ausdruck zu finden ſcheint.

Dieſe Feſtſtellung, die Richard Böckh in ſeiner höchſt bemerkenswerthen Schrift: „Die ſtatiſtiſche Bedeutung der Volksſprache als Kennzeichen der Nationalität" (Berlin, 1866) verſucht hat,*) iſt indeß weniger leicht, als ſie auf den erſten Blick erſcheinen möchte: es genügt nicht nur die Kenntnißnahme von den für die Anwendung der Sprachen beſtehenden Geſetzen und Verordnungen, welche ſowohl da, wo die Verhältniſſe ſich dem Bedürfniſſe anſchließen, wie auch da, wo eine Sprache die unbedingte Herrſchaft in Anſpruch nimmt, vielleicht kaum vorgefunden werden; ſondern es bedarf der Kenntniß ihrer wirklichen Ausführung. In den Händen des Ausführenden werden ſich dieſelben Maßregeln ſehr anders geſtalten, je nachdem in ihm ſelbſt der Geiſt der einen oder der anderen Nation lebt und wirkt, und die Achtung vor dem Menſchengeiſte wird oft das zu Gunſten der Volksſprache ergänzen, was der Geſetzgeber außer Acht gelaſſen, und ſchonen, was eine centraliſirende Regierung vertilgen wollte, wie umgekehrt ein nationaler Fanatismus Mittel ſuchen und finden wird, wie er die Anordnungen menſchlich denkender Staatslenker umgehen oder verkehren könne.

Sollen dieſe Verhältniſſe ſo dargeſtellt werden, ſoll dieſe Aufgabe ſo gelöſt werden, wie es ihre Wichtigkeit für die Entwickelungsgeſchichte des menſch-

*) Der umfangreiche Aufſatz Böckh's, urſprünglich zum Abdruck in der Zeitſchrift des königlich preußiſchen ſtatiſtiſchen Bureau's beſtimmt, welche mit der Nummer, die den Anfang deſſelben bringen ſollte, nicht mehr zur Veröffentlichung gelangte, bildet den allgemeinen Theil einer größeren Arbeit über das deutſche Sprachgebiet.

lichen Geiſtes erfordert, ſo bedarf es zuvor allgemeiner, nach richtiger Methode angelegter Ermittelungen für alle die Stellen, wo Angehörige zweier Nationen zuſammenleben, oder wo Angehörige einer Nation zu einem Staate gehören, deſſen Staatsſprache eine andere als ihre Volksſprache iſt. Aber ſchon vor ihrer wirklichen Löſung und ſchon aus den einzelnen Thatſachen heraus, welche gegenwärtig in zugänglichen Nachrichten aus den einzelnen Staaten vorliegen, kann der Gegenſatz hervorgehoben werden, den die Behandlung der Sprachverhältniſſe in den Staaten mit vorwiegend deutſcher Nationalität und deutſch redender Centralregierung zu derjenigen bildet, mit welcher eine andere Nationalität oder eine anders ſprechende Regierung über die deutſchen und die ſonſtigen Einwohner abweichender Nationalität in ihrem Staate herrſcht.

Als Beiſpiel der letzteren Art kann für die engliſche Nation die mangelnde Pflege der keltiſchen und kymriſchen Sprachen, ſo wie die geringe Beachtung der deutſchen Sprache im nordamerikaniſchen Staatsleben gelten — dann in Anſehung der italieniſchen Nation die Nichtanerkennung der deutſchen Volksſprache im Geſchäftsverkehr und ihre allmählige Verdrängung aus Kirche und Unterricht in den kleinen Gruppen noch deutſcher Gemeinden am Südabhange der Alpen, nicht nur innerhalb des piemonteſiſchen Gebietes, ſondern ſogar im Venetianiſchen, — in Anſehung der magyariſchen Nation die in unſerer Zeit erfolgte Einführung des Magyariſchen in denjenigen Landestheilen und Gemeinden, welche abweichender Nationalität angehören.

In Anſehung des ruſſiſchen Staates — deſſen Regierung jedoch hinter den Wünſchen der Führer der national-ruſſiſchen Partei weit zurückbleibt — wäre zunächſt die Einführung des Ruſſiſchen als Geſchäftsſprache in verſchiedenen Angelegenheiten aller mit dieſem Reiche verbundenen Länder anzuführen, denn die neueſten Beſtrebungen zur Ruſſificirung der Littauer vermittelſt der Hinüberleitung derſelben zur ruſſiſchen Staatskirche, namentlich aber die Maßregeln zur Beſeitigung der polniſchen Nationalſprache bei den in Littauen, Weißrußland und Ruſſinien wohnenden Polen, das Verbot des Gebrauches derſelben im öffentlichen Geſchäftsverkehr und beim Gottesdienſte. Dagegen iſt den deutſchen Colonieen in Südrußland, welche hier auf weite Strecken faſt die einzigen Culturſtätten ſind, ihre nationale Beſonderheit vollſtändig belaſſen und dieſen wie allen — nicht griechiſch-katholiſchen — Gemeinden deutſcher Zunge der Gebrauch ihrer Mutterſprache in Kirche und Unterricht nicht beſchränkt, ja die ruſſiſche Regierung hat im vorigen Jahre mehrere höhere deutſche Schulanſtalten in Warſchau begründet und reich dotirt.

Was das Verhältniß zur ſkandinaviſchen Nation betrifft, ſo iſt der Druck in friſcher Erinnerung, den die däniſche Herrſchaft in dem ſogenannten gemiſchten Diſtrikte Schleswig's übte. Die erlaſſenen Sprachreſcripte hatten in rein deutſchen Gemeinden das Däniſche als Sprache des öffentlichen Unterrichts beſtimmt, ihre Ausführung ſuchte ſelbſt den deutſchen Privat-Unterricht zu beſeitigen; die Sprachreſcripte hatten abwechſelnd däniſchen

Gottesdienſt angeordnet, der Fanatismus däniſcher Geiſtlichen ſchloß das Deutſche von allen kirchlichen Handlungen aus; die Sprachreſcripte hatten die facultative Anwendung beider Sprachen in der Rechtspflege und Verwaltung vorgeſchrieben, däniſche Beamte belegten den Gebrauch der Mutterſprache in öffentlichen Aktenſtücken und Eingaben an die Behörden mit willkürlicher Geldbuße.

Der geiſtige Druck, den die franzöſiſche Sprache gegenüber aller mit dieſem Reiche verbundenen Nationalitäten, namentlich aber da, wo er nach den beſtehenden Kulturverhältniſſen am ſündlichſten iſt, gegenüber der deutſchen Bevölkerung, ausübt, iſt dem vormaligen der däniſchen inſofern ähnlich, als auch hier das angeborene Recht einer anders redenden Bevölkerung vollſtändig negirt wird. Hier gerade iſt es begreiflicherweiſe am ſchwierigſten, den wirklichen Zuſtand der Behandlung der Volksſprache beſtimmt zu charakteriſiren. Gewiß aber iſt der Zuſtand nach und nach und zwar ſyſtematiſch verſchlimmert worden.

Das Elſaß gehörte zum pays conquis; es war bloß ein Außenwerk des großen Vauban'ſchen Feſtungsſyſtems, ein eigenartiges Vorland des Hauptſtaates Frankreich. Den Franzoſen des Innern, des pays d'états und pays d'élection, kam das Elſaß wie Ausland vor; ſie rechneten es geographiſch und ethnographiſch zu Deutſchland; waren doch in der That einige Enclaven im Nieder-Elſaß und die ganze Grafſchaft Mömpelgard (Montbéliard), letztere württembergiſch und bald zum Ober-Elſaß, bald auch zur Franche Comté gezogen, noch bis 1790 Theile des deutſchen Reiches. Die elſäſſiſchen Regimenter galten für deutſche Truppen: da gab es Royal-Allemand-Dragons, Royal-Allemand-Huſſards, Royal-Allemand-Infanterie, und wahrlich hatten dieſe Soldaten deutſche Begriffe von Treue und Fahneneid. Die Dragoner des Prinzen Lambesc gaben den gardes françaises, der franzöſiſchen Leibwache des franzöſiſchen Königs, welche ſchamlos auf ihre eigenen Kameraden zu feuern wagte, am 12. Juli 1789 die ſoldatiſche Antwort: „Nous sommes pour ceux qui nous donnent des ordres!“ Sie und die anderen elſäſſiſchen Regimenter nebſt den Schweizern bildeten jene „fremden Horden“ Mirabeau's, auf die allein der Marſchall Broglie vor Paris ſich verlaſſen konnte. Die Royal-Allemand-Huſaren endlich, deren Chef bis zur Revolution der nachmalige König Max I. von Bayern als Herzog von Zweibrücken war, hielten treu zu ihrem Feldherrn Dumouriez und nahmen auf ſeinen Befehl die Conventscommiſſaire gefangen.

Wer ſich der Schilderungen Goethe's von ſeinem Straßburger Aufenthalte erinnert — und dieſer fiel allerdings zwanzig Jahre vor der Revolution — der weiß nichts von einem fremdländiſchen Eindruck, den er aus ſelbigen empfangen hätte; Alles iſt dort deutſch: Friederike Brion von Seſenheim ebenſo wie Goethe, Straßburg wie Frankfurt. Die Straßburger Univerſität war eine der deutſchen Hochſchulen, auf der es dem deutſchen Patricierjüngling, dem Reichsſtädter, ziemte, ad summos honores promovirt zu werden — denn Straßburg war ohne Widerſpruch eine deutſche Stadt. Recht deutſch-altbürgerlich ging's da her. Der hochweiſe Magiſtrat der Reichs-

ſtadt als ſolcher („la protection" du roi de France und die königliche Beſatzung thaten dieſer Würde keinen Eintrag) waltete in den Collegien des großen Rathes, der „löblichen" Stättmeiſter, der Einundzwanziger und der Dreizehner; ſeine Kämmereiverwaltung beſorgten die Fünfzehner und andere Subalternſtellen. Welch wohlbehäbiges Weſen umgab die Sphäre des Domſtiftes und der zwei katholiſchen und des evangeliſchen Collegiatſtiftes, der hochadeligen und der bürgerlichen Canonici, der Deutſchherrnritter, der Johanniter, der pia corpora und Pflegſchaften aller Art. Die Pfeffinger, die Schöpflin, die Oberlin, die Schneegans ſpürten keine Plackereien franzöſiſcher Büreaukratie; ſie waren noch Herren in ihrer Heimath, redeten deutſch sans permission und brauchten nicht erſt einen deutſchen Theeconverſationszirkel zu bilden, wie ſolches heut zu Tage von Nöthen.

Die corporative Selbſtſtändigkeit, die gediegene Rechtsheimath deutſcher Art und Sitte, ſie iſt geſunken vor den blutigen Schlägen der liberté, egalité, fraternité. Die Guillotine, die Eulogius Schneider und St. Juſt in Thätigkeit ſetzten, ward ſchon aufgerichtet auf dem ebenen Boden der commune française. Hier könnte der Straßburger auch von Wahrheit und Dichtung ſchreiben. Aehnlich wie die Caſino-Demokratie Kopenhagens die deutſche Nationalität in den Staub trat, ſo hat der franzöſiſche Jacobinismus alter und neueſter Zeit die Axt an das deutſche Weſen im Elſaß gelegt. Seit 1790, d. h. ſeit der Aufhebung der weltlichen Corporationen, datirt der rapide Aſſimilirungsproceß. Zuerſt verſchwand der Name Elſaß, die Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin ſind nichts Abſonderliches mehr; daſſelbe Netz der zuſammenfließenden Staats- und Gemeinde-Verwaltung hüben und drüben. Seit der Revolution wird der elſäſſiſche Soldat franzöſiſch eingeübt und, im fernen Weſten — meiſt in der Bretagne — ſtationirt, ſoll er deutſche Sprache und Sitte vergeſſen. Aber dieſe exercices de corps et de langue blieben ſo lange ziemlich einflußlos, als die deutſche Sprache nicht bloß Kirchen- ſondern auch Schulſprache war. Wer deutſch ſchreiben und leſen gelernt, konnte ſolchen Franzöſirungsverſuchen noch Widerſtand leiſten; wehte ihm die heimiſche Luft wieder an, ſo verflog der Franzoſe. Jetzt iſt es anders. 1848 fanden Ledru-Rollin und Lamartine es für gut, ganz Frankreich in eine Sprachuniform zu ſtecken: es war die „république française unie et indivisible". Das Deutſche, damals noch Lehrſprache einer Fakultät der Straßburger Akademie, iſt jetzt aus den Vorträgen beſeitigt*),

*) Die aura aulica s. academica der Straßburger Hochſchule — der Name „Univerſität" paßt nicht mehr, weil die fünf Fakultäten nichts gemein haben — war officiell und nicht officiell ſeit längerer Zeit keine deutſche mehr. Gäbe es nicht das akademiſche Seminar für proteſtantiſche Theologen, welche als dereinſtige Prediger deutſch können müſſen, ſo hätte die Sprache der deutſchen Vorväter auch keinen einzigen Anhalt mehr an der alma mater Argentoratensis. Einiger deutſcher Sinn herrſcht nur noch in der „faculté de théologie protestante", unter den lutheriſchen Profeſſoren und Studenten. Die Kanzel iſt noch ziemlich deutſch geblieben. Wie in der Provinz Poſen die evangeliſche Confeſſion die „deutſche Religion" heißt, ſo hat der elſäſſiſche Lutheraner auch eine deutſche Religion; alle Fäden ſeines Gottesbewußtſeins hängen noch mit Deutſchland zuſammen, und wenn nicht im Elſaß daneben ein ſtarkes katholiſches Element wirkte, das die franzöſi-

an den Gymnaſien wird jetzt die deutſche Sprache nur als fremde Sprache, wie die engliſche, gelehrt, und die 1848 begonnenen Verſuche, das Franzöſiſche in den Elementarunterricht einzuführen und durch Gebrauch deſſelben in den Spielſchulen ſeine Anwendung als Unterrichtsſprache in den Städten zu ermöglichen, ſind dahin fortgeſchritten, daß ſchon in den Dorfſchulen der Unterricht in verſchiedenen Gegenſtänden in franzöſiſcher Sprache ertheilt wird und daß vor ſieben Jahren, ungeachtet des Proteſtes der evangeliſchen geiſtlichen Behörde, das Verbot ergangen iſt, die bibliſche Geſchichte in deutſcher Sprache zu lehren. Ja, da Alles nicht zu genügen ſcheint, ſo ſoll der oberſte Unterrichtsbeamte des Bas-Rhin auf ſeiner Inſpectionsreiſe 1865 in den Saargegenden den Schulkindern ſogar unterſagt haben, ſich außerhalb der Schule ihrer deutſchen Mutterſprache zu bedienen. — Wie eifrig auch in Lothringen die Franzöſirung der deutſchen Bevölkerung durch den Elementarunterricht betrieben wird, zeigt ein 1865 erſchienenes Bulletin des franzöſiſchen Unterrichtsminiſteriums, worin gleichzeitig die Reſultate der ſchon ſeit länger als einem Jahrhundert erlaſſenen Verordnungen wegen Erlernung des Franzöſiſchen dargeſtellt werden.

Die Werkzeuge aber, deren ſich die franzöſiſche Regierung bedient, ſind nicht die gleichen, wie die der Dänen in Schleswig waren: die däniſche Regierung verſuchte, den gemiſchten Diſtrikt allein durch hingeſchickte Dänen zu daniſiren; in den deutſchen Landestheilen Frankreichs werden zwar auch die höheren Stellen möglichſt mit National-Franzoſen beſetzt, in der Ausführung aber dienen die Deutſchen ſelbſt als Werkzeug. Sie ſtellen das Perſonal für den Volksunterricht, welches jetzt durchgehends befähigt iſt, dieſen Unterricht franzöſiſch zu ertheilen; ſelbſt von dem höheren Perſonal, welches das Jahrbuch des öffentlichen Unterrichts anführt, ſind den Namen nach etwa zwei Fünftel deutſcher Abkunft, und es wird ſogar behauptet, daß gerade Mitglieder der Akademie von deutſchen Namen zu den eifrigſten Verbreitern der franzöſiſchen Sprache gehört haben.*)

ſchen Regierungen ſeit 1648 fort und fort begünſtigt haben, ſo wäre wenigſtens in Einer Lebensrichtung die volle Einheit deutſcher Sinnesart. Doch die katholiſchen Prieſter ſind dem Deutſchen abgeneigt, und ein Mann wie der Straßburger Biſchof Geoffroy macht eine ehrenvolle Ausnahme.

*) Der deutſcheſte Mann im Elſaß iſt noch der proteſtantiſche Bauer. Der antwortet, wenn man ihn fragt, was für ein Landsmann er ſei: „i bin a Schwoob" und ſagt das mit breitem Munde. Der unterſcheidet noch wälſch und deutſch, trägt ſich äußerlich mit Weib und Kind deutſch, redet und handelt deutſch und beſitzt am meiſten jene Bequemlichkeit und Schwerfälligkeit, die der Franzoſe dem Elſaſſer zum Vorwurfe macht und die doch — wir müſſen es geſtehen — aus deutſcher Wurzel ſtammt. Dieſer Bauer hat Geld; aber auch der bürgerliche Bewohner der ehemaligen elf Reichsſtädte hat Geld, als Kaufmann ſteht er in ſteter Verbindung mit Deutſchland und ſo vertritt der Altbürger zwar einen ſchwächern, doch ſeinerſeits auch einen Zweig des altländiſchen Weſens. In Summa hat das deutſche Volksthum ſich gerettet bei den unabhängigen Leuten germaniſchen Urſprungs, die eigenes oder corporatives Capital vertreten. Die „Proletarierarmee" der salariers hingegen, der Soldaten, Beamten, Fabrikarbeiter, Techniker, dieſe flüſſige Maſſe der Volksnatur, parlirt, agirt und maniert franzöſiſch. Mancher davon möchte zwar mit Louis Blanc ſagen: „du peuple est celui qui ne possède pas de capital et

In der Zahl der Schüler und Schülerinnen, in der Zahl der Erwachsenen, welche die elementaren Kenntniſſe beſitzen, ſteht der deutſche Theil Frankreichs mit an der Spitze dieſes Reiches; er verdankt dies nicht der Regierungskunſt dieſes Staates, in welchem außer dem Elſaß, Lothringen, der Grafſchaft Hochburgund und der Champagne nicht eine Landſchaft iſt, in der die Volksbildung eine ſo allgemeine wäre, wie in irgend einem rein deutſchen Theile des preußiſchen Staates, und kaum wie in dem überwiegend polniſch redenden Oberſchleſien; die höhere Kultur ſtammt hier offenbar aus dem deutſchen Volke ſelbſt. Von der Vermuthung, daß in den franzöſiſchen Documenten die Zahl der Schreibkundigen die der franzöſiſch Schreibenden bedeute, wollen wir abſehen — das deutſche Volk würde in dieſem Falle die fremde Sprache ſchon mehr zu gebrauchen wiſſen, als das Volk der Civiliſatoren ſeine eigene —; jedenfalls aber macht es den Eindruck, als ob die franzöſiſche Verwaltung eifriger bemüht iſt, die Deutſchen in der franzöſiſchen, als die Franzoſen ſelbſt in ihrer Mutterſprache auszubilden. Sie ſucht und ſie findet eine Stütze für die Kultur ihrer Sprache in der deutſchen Bevölkerung ihres Reiches, — ein wenig vortheilhaftes Zeugniß für die erſtere, ein noch übleres für diejenigen Deutſchen, welche ihr hierin behülflich ſind. Allerdings mögen Manche derſelben, wie in mehreren Schriften behauptet wird, bei ihrem verderblichen Wirken in dem Wahne befangen ſein, daß auch durch die franzöſiſche Form der deutſche Geiſt gefördert werden könne; aber dieſe könnten ſich aus einem Produkt der neuen franzöſiſchen Literatur des Elſaſſes überzeugen, wie ſelbſt der deutſche Geiſt der Dichter ihrer Landſchaft von entarteten Nachkommen in ſein Gegentheil verkehrt wird.

Im vlamiſchen Antheil des franzöſiſchen Flandern ſoll ſchon vor 20 Jahren die Volksſprache weder als Geſchäfts- noch als Schul- noch als Kirchenſprache mehr in Geltung geweſen ſein, und dennoch trugen damals in den niederdeutſchen Redekammern die Vlamen aus dieſen Gegenden den Preis davon.*)

---

qui dépend d'autrui", dann freilich wäre die Franzöſirung des Elſaſſes vollendet, das elſäſſiſche Volk franzöſiſch; aber wir denken, daß obiger Satz vielleicht in ſeiner Umkehrung erſt ſeine höchſte Wahrheit empfängt.

*) Die hiſtoriſche Kommiſſion des Norddepartements ſtellte 1845 eine Unterſuchung über die Grenzen der franzöſiſchen und vlamiſchen Sprache in dem Departement du Nord und dem Departement Pas du Calais an und veröffentlichte einen intereſſanten Bericht darüber. Auch entwarf ſie eine topographiſche Karte, auf welcher die Orte, in denen dieſe beiden Sprachen geſprochen werden, ſowie diejenigen, in welchen man ſich beider Sprachen bedient, mit Farben angegeben werden. Ein Blick auf dieſe Karte zeigt das raſche Zurückweichen der vlamiſchen Sprache vor der franzöſiſchen, die, abgeſehen von dem Seitendruck, ſich auch in's Herz des vlamiſchen Landes eingeſchlichen hat durch einen Canal, der mit der großen Straße von Valenciennes und Lille nach Dünkirchen ziemlich zuſammenfällt. Ende des vorigen Jahrhunders war in letzterer Stadt das Vlamiſche noch die herrſchende Sprache, 1845 ſchon das Franzöſiſche. Auch breitet ſich das letztere längs der Küſte aus. Nach vielen merkwürdigen Einzelnheiten über das Fortſchreiten dieſer Eroberung ſtellte die Kommiſſion Folgendes als die Urſachen auf, denen daſſelbe zuzuſchreiben ſei: der harmoniſchere Charakter der franzöſiſchen Sprache, ihre einſchmeichelndere, eindringlichere Literatur, der politiſche und commerzielle Einfluß Frankreichs, die Bemühungen der öffentlichen Lehrer, die Erziehung, welche die höheren Klaſſen in Frankreich ſelbſt ſuchen, die Anweſenheit der Verwaltungsbehörden in den Städten, ſowie der Beamten in den Dörfern.

Beſchämender als in den genannten franzöſiſchen Gebieten iſt für die deutſche Nation die Herrſchaft des franzöſiſchen Geiſtes im Königreiche Belgien, deſſen Territorium noch vor achtzig Jahren ein Beſtandtheil des deutſchen Reiches war und deſſen Einwohner in ihrer Mehrzahl der deutſchen Zunge angehören. Es giebt in Belgien der Fäden viel, die nach Frankreich laufen und die, welche an deutſche Intereſſen ſympathetiſch anknüpfen, zu unterdrücken mit aller Energie ſtreben. Der belgiſche Radicale, der ſeine Ideen durch franzöſiſche Centraliſation am erfolgreichſten zur Alleinherrſchaft führen kann, der Ultramontane, der in Frankreich die größte katholiſche Macht der Erde erblickt, ſtreben nach Vereinigung mit Frankreich, der Wallone hegt wegen der Stammverwandtſchaft meiſtens den gleichen Wunſch, während der Kaufmann durch die vielfachen Kränkungen, die das franzöſiſche Zollſyſtem ſeinen Intereſſen zufügt, halb gewaltſam gegen Deutſchland hingetrieben wird, und die einſeitigen wie die aufgeklärten Patrioten in ihrem Streben nach Unabhängigkeit franzöſiſchen Einflüſterungen verſchloſſen bleiben. Es läßt ſich nicht beſtimmen, welche dieſer verſchiedenen Sympathien die größte Bedeutſamkeit beanſpruchen kann, wie viel namentlich das bald geheime, bald offenkundige Beſtreben Frankreichs, in Belgien nach und nach zu einem Theile ſeiner ſogenannten natürlichen Grenze zu gelangen, anziehend oder abſtoßend gewirkt haben mag. In den Kreiſen der Regierung und Verwaltung ſcheint ſich das Meiſte um den franzöſiſchen Angelpunkt zu drehen, doch iſt dies keineswegs maßgebend, denn in Belgien, wie in manchen andern Ländern, läßt ſich bemerken, daß es geiſtige Strömungen im Volke giebt, die der officiellen Richtung genau entgegengeſetzt laufen. Die wichtigſte dieſer nach Deutſchland hinſtrömenden Beſtrebungen iſt die vlamiſche Sprachbewegung, zu deren Kenntniß einige geſchichtliche Andeutungen hier genügen mögen.*

In der älteren Zeit, als Belgien und Holland unter burgundiſchem, ſpäter unter öſterreichiſchem Scepter noch vereinigt waren, hatte die niederdeutſche Sprache, die in beiden Gebietstheilen dieſelbe war, über das Walloniſche das entſchiedenſte Uebergewicht. Die alten Landesverfaſſungen, die Geſetze, die örtlichen Rechte und Gebräuche wurden in dieſer Sprache verfaßt, und auch die Literatur war eine niederdeutſche. Die Bemühungen des Hauſes Burgund, dieſe Sprache zu verdrängen, blieben fruchtlos. Franzöſiſch wurde die Sprache des Hofes, aber bei allen ihren Beziehungen zum Volke mußten ſich die Fürſten des Niederdeutſchen bedienen. Durch den Aufſtand der Niederlande, der zwiſchen Belgien und Holland eine weite Kluft riß, erlitt dies Verhältniß eine bedeutende Aenderung. Das Vlamiſche ſtarb als Schriftſprache ab, was beſonders durch die Bemühungen der Geiſtlichkeit, Niederdeutſch und Ketzeriſch als gleichbedeutend darzuſtellen, begünſtigt wurde. Im Volksleben, ſelbſt in der Geſchäftsſprache erhielt ſich das Vlamiſche. Selbſt ein Alba hatte dagegen nichts auszurichten vermocht, denn als der Herzog im Jahre 1568 den Ständen von Brabant Aktenſtücke, in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, vorlegen ließ, ſandten jene die Documente zurück, weil ſie vlamiſch geſchrieben ſein müßten. Die Geſetze für die vlamiſchen Gebietstheile wurden

niederdeutſch abgefaßt, in einigen Bezirken war vor Gericht das Vlamiſche allein gültig, und ein Spruch der Gerichtsbank von Löwen verbot einem Wallonen, franzöſiſch zu ſprechen. Selbſt in Lüttich bedienten ſich die Provinzialſtände nicht ausſchließlich der franzöſiſchen Sprache. Die Abgeordneten der walloniſchen Städte ſprachen franzöſiſch und der jedesmalige Bürgermeiſter von Lüttich war ihr Dolmetſcher, die der vlamiſchen Städte ſprachen niederdeutſch und ihr Dolmetſcher war der Bürgermeiſter von Huy. Kaiſerin Maria Thereſia machte die vlamiſche Sprache zu einem Hauptzweig des von ihr neuorganiſirten Unterrichts und begünſtigte überhaupt dieſelbe ſo außerordentlich, daß ein belgiſcher Schriftſteller von ihr ſagt: „ihr Name ſei bei Allem zu finden, was einen nationalen Stempel trage.“

Die neuen Grundlagen zu einer Literatur, die ſie legte, wurden durch die Unruhen unter ihren beiden Nachfolgern raſch zerſtört. Nachdem Joſeph II. durch wohlgemeinte, aber willkürliche Reformen die deutſche Herrſchaft auf das Aeußerſte verhaßt gemacht hatte, brach die franzöſiſche Revolution in das Land ein und behauptete es nach wechſelvollen Kämpfen. Es wurde Princip, die Sprache der Sklaven, wie man die vlamiſche nannte, durch die Sprache der Freiheit, natürlich das Franzöſiſche, aller Orten zu erſetzen. Die geſammte Verwaltung, die Juſtiz, der öffentliche Verkehr, Alles wurde franzöſiſch, und die Belgier unterwarfen ſich dem, wie die Deutſchen damals leider nicht anders thaten. Daß der materielle Vortheil bei dem Franzöſiſchen ausſchließlich ſeine Rechnung fand, trug natürlich zur Verdrängung der einheimiſchen Sprachen nicht wenig bei. Mit dem Jahre 1815 kamen für das Vlamiſche beſſere Zeiten. Noch ehe der Wiener Congreß über Belgien beſtimmt hatte, rief derſelbe van der Noot, der zwanzig Jahre früher einer der hervorragendſten Führer des Aufſtandes gegen Oeſterreich geweſen war, ſeine Landsleute auf, ſich wieder einen Fürſten aus dem Hauſe Habsburg zu geben. Zugleich erklärten ſich 145 Aelteſten und Syndiken der Brüſſeler Gemeinde in einem begeiſterten Aufrufe für die flamändiſche Sprache. Die Völker Deutſchlands hätten ihre Sprache wieder zu Ehren gebracht, riefen ſie ihren Landsleuten zu, und die Belgier müßten erröthen, daß ſie das Joch der franzöſiſchen Sprache noch immer trügen; es ſei Zeit, daß die Unterdrückung der flamändiſchen Sprache aufhöre. Die Vereinigung Belgiens mit Holland war den Vlamen außerordentlich günſtig. In dem neuen Staate lebten 6 Millionen Niederdeutſche neben 1½ Millionen Wallonen, und es konnte daher nicht fehlen, daß die Sprache dieſer großen Mehrheit zu der herrſchenden wurde.

Nach der Behauptung vlamiſcher Schriftſteller beging Wilhelm I. den Fehler, daß er, anſtatt die Volksſprache ſofort in der Verwaltung und den Gerichtshöfen einzuführen, volle vier Jahre damit zögerte. Erſt als die geiſtliche und die franzöſiſch-liberale Oppoſition gegen proteſtantiſche und conſervative Tendenzen der Regierung ſchon mächtig ihr Haupt erhoben, fand man für gut, zur Abwehr gegen die franzöſiſchen Declamationen die niederdeutſche Sprache zu der amtlichen zu machen. Auf dieſe Weiſe erſchien eine rechtmäßige Maßregel als ein Akt der Tyrannei, wie ſie denn auch ſofort als ſolche von den Wallonen, den im Lande zurückgebliebenen Franzoſen und den

französischen Zeitungen ausgeschrieen wurde. Die geistliche Opposition betrachtete diese Tyrannei von einem andern Standpunkte und wollte einen Unterschied gemacht wissen zwischen holländischer und vlamischer Sprache. Statt einer niederländischen oder niederdeutschen Sprache sollte eine protestantisch-holländische nnd eine römisch-katholische-vlamische bestehen. Der blinde Haß gegen die Holländer verschaffte diesem Unsinn Eingang. Die vlamischen Sprachfreunde gaben der Neuerung ihren vollen Beifall, ohne zu bedenken, daß ihre Sprache seit dem Ende des 16. Jahrhunderts stehen geblieben war, daß sie selbst durchaus keine Befähigung besaßen, gegen die bessern holländischen Schriftsteller in die Schranken zu treten. Der Spott, die Schimpfreden der holländischen Beamten und Offiziere gegen die rohe vlamische Sprache reizten nur noch mehr und riefen bei Vielen die Stimmung hervor, sich jedes niederdeutschen Dialekts zu enthalten.

Es ist leicht erklärlich, daß bei der Revolution von 1830 das Niederdeutsche wie mit einem Zauberschlage verschwand. Die Abwerfung der holländischen Herrschaft mußte zugleich zu einer Verdrängung der Sprache führen, vorzüglich, da das Ferment des Aufstandes ein wesentlich französisches war, wie schon aus dem damals häufig wiederholten Antrage einer Vereinigung mit Frankreich und aus der Wahl des Herzogs von Nemours zum Könige hervorgeht. Liberale und Ultramontane waren damals innig vereinigt und in der Lobpreisung Frankreich's einstimmig. Dazu kam, daß Wallonen oder Franzosen so gut wie alle Stellen besetzten, aus denen die Holländer vertrieben worden waren. Während man der niederländischen Regierung zum Vorwurf machte, daß sie den wallonischen Provinzen das Niederdeutsche als amtliche Sprache habe aufdringen wollen, beging man gegen die flamändischen Provinzen selbst das Verbrechen der Sprachunterdrückung und zwang ihnen das Französische auf. Die neue Verfassung berechtigte dazu, denn sie bestimmt im Art. 23: „Der Gebrauch der in Belgien herkömmlichen Sprachen ist einem Jeden beliebig freigestellt; nur für die Aktenstücke der öffentlichen Behörden und für gerichtliche Angelegenheiten kann er einer Regel unterworfen werden."

Die Verwirklichung dieser Verfassungsbestimmung besteht nicht allein in der ausschließlichen Geltung des Französischen als Militärsprache — hier hatte auch die niederländische Regierung ihr Idiom allein zur Geltung gebracht — sondern auch als alleinige Gerichtssprache, so daß der Vlame vor Gericht durch einen Dolmetscher verhandeln muß und die Criminalverhandlungen in einer dem Angeklagten fremden Sprache geführt werden, daß er nicht berechtigt ist, französische Aktenstücke als unverständlich abzulehnen. Sie besteht ferner in dem ausschließlichen Gebrauch derselben als Geschäftssprache der Staats- und Provinzial-Behörden — sammt der gräulichen Verwälschung der Namen, die überall die Spuren des Französischen bezeichnet — und in der möglichsten Verbreitung derselben auf die den Gemeinden übertragenen allgemeinen Angelegenheiten, so daß es, wenn auch nur eine lokale Modification herbeigeführt werden soll, erst des Hinweises auf die Mißstände bedarf, welche daraus entstehen, daß die Einwohner mit dem Inhalte der sie betreffenden Aktenstücke nicht bekannt sind, und der Berufung auf den Ver-

faſſungsartikel (un droit constitutionnel fort délicat, wie es der Bericht eines belgiſchen Provinzialrathes richtig bezeichnet, — ein ſo zartes Recht, daß die herrſchende franzöſiſche Richtung es nach Möglichkeit ignorirt, und Niemand beim Anblicke der glänzenden Fülle der amtlichen Publikationen Belgiens die Exiſtenz deſſelben ahnen würde). Sie beſteht endlich in der ausſchließlichen Geltung des Franzöſiſchen als Unterrichtsſprache in allen Anſtalten des höheren und mittleren Unterrichts und als ein Haupt-Unterrichtsgegenſtand derſelben ohne Unterſchied der Volksſprache der betreffenden Gegend, während das Vlamiſche vorſchriftsmäßig nur in den Anſtalten der vlamiſchen Provinzen als Haupt-Unterrichtsgegenſtand dem Franzöſiſchen gleichſteht; nur der Elementar-Unterricht wird, wie es in der betreffenden Beſtimmung heißt, je nach dem örtlichen Bedürfniß in franzöſiſcher, vlamiſcher, deutſcher Sprache gegeben.

Man kann eben nicht annehmen, daß die Ausdehnung der Herrſchaft des Franzöſiſchen gegen den Willen der Mehrheit der belgiſchen Bevölkerung ſtattgefunden habe; daß dieſelbe vielmehr auch jetzt nicht bloß von der centralen Staatsleitung getragen wird, zeigt der freiwillige Gebrauch deſſelben als Geſchäftsſprache vlamiſcher Gemeinden, wie z. B., nach ſicheren Anzeichen zu ſchließen, noch jetzt ein Zehntel der niederdeutſch-redenden Gemeinden der nordöſtlichſten Provinz die Anwendung der franzöſiſchen Sprache in ihren Angelegenheiten der der vlamiſchen vorzieht. Wohl aber wird der ſeit der Ablöſung von den Niederlanden begonnenen, ſtets wachſenden vlamiſchen Sprachbewegung — de altyd aengroeyende dietsche Beweging — von Seiten der franzöſiſch Geſinnten eine Zähigkeit entgegengeſetzt, die auf dem Bewußtſein beruht, daß die volle Gleichberechtigung den Verluſt der Herrſchaft der franzöſiſchen Sprache — den Untergang der Civiliſation — herbeiführen würde. Den Vlamen ſelbſt hat die freie Verfaſſung des Staates in Preſſe und Vereinsrecht wirkſame Mittel gegeben, der Herrſchaft des franzöſiſchen Idioms aus ſich ſelbſt heraus entgegen zu treten; vom Staatsleben ausgeſchloſſen, hat ihre Mutterſprache in den Genoſſenſchaften einen feſten äußeren Rückhalt gewonnen. Aber dennoch iſt der Kampf ein ungleicher, ſo lange die Vlamen nicht die ganze innere Wucht des ſchaffenden deutſchen Geiſtes dem fremden entgegenzuſetzen vermögen.

Das Bewußtſein, daß hierfür die geiſtige Thätigkeit im vlamiſchen Idiome allein nicht ausreichend iſt, hat vor wenigen Jahren zu einem wichtigen Ergebniß geführt, zu der Ueberzeugung, daß die Beſonderheit des Vlamiſchen wegfallen müſſe; die Leiter der vlamiſchen Bewegung haben ſich in dem weſentlichen Streitpunkte der Schreibweiſe der holländiſchen Schriftſprache gefügt. Wird, wie wohl zu erwarten ſteht, auch das Partikulargebiet des angenommenen niederländiſchen Idioms ſich als zu eng beweiſen, ſo kann es kaum ausbleiben, daß auch der weitere Partikularismus fällt und daß der im hochdeutſchen Idiom gefundene Geſammtausdruck des einen deutſchen Geiſtes auch zum Gemeingut des vlamiſchen Stammes wird, bei welchem jetzt ſchon das Studium des Hochdeutſchen unverkennbar vorwärts ſchreitet. Auch möchten wir den hochdeut-

ſchen Literaten den Rath ertheilen, ſich mehr, als bis jetzt geſchehen iſt, mit dem Vlamiſchen und dem Plattdeutſchen überhaupt zu befreunden. Sie können hier fruchtbringende Sprachſtudien machen und finden namentlich einen Schatz urdeutſcher Wörter, die im Hochdeutſchen durch Fremdwörter verdrängt worden ſind. Es iſt ſchon oft darauf aufmerkſam gemacht worden, daß das Studium der Dialekte auf die Schriftſprache in der vortheilhafteſten Weiſe zurückwirken würde.

Einſtweilen befindet ſich aber kein Theil der deutſchen Bevölkerung des Königreiches Belgien in gedrückterem Sprachverhältniß, als die achzehn mitteldeutſcher Mundart angehörigen Gemeinden des Großherzogthums Luxemburg's, welche durch den Londoner Vertrag von 1831 mit dem belgiſchen Staate vereinigt wurden. Ein Beiſpiel hiervon giebt die belgiſche Statiſtik: Als im Jahre 1846 die Volkszählung unter Mitwirkung aller ſelbſtſtändigen Einwohner ausgeführt werden ſollte, war es die Abſicht der Regierung, wie in den niederdeutſchen Gemeinden vlamiſche Zettel, ſo in den luxemburger Gemeinden hochdeutſch geſchriebene Zettel zur Ausfüllung zu ertheilen. Dieſelbe war jedoch anſcheinend nicht im Stande, eine verſtändliche Ueberſetzung anfertigen zu laſſen; das Deutſch des Zettels glich demjenigen, in welchem die franzöſiſche Regierung ſich in den zweiſprachigen öffentlichen Bekanntmachungen gegenüber ihren elſäſſiſchen Staatsgenoſſen ausſpricht.

Angeſichts ſo beklagenswerther Verhältniſſe darf es nicht unerwähnt bleiben, daß an der Abtretung des Kreiſes Arlon an Belgien der damalige Zuſtand der Statiſtik und inſonderheit unſerer Statiſtik eine weſentliche Mitſchuld trägt. Die Theilung des Großherzogthums Luxemburg konnte der erſte Fall ſein, in welchem das Nationalitätsprincip zur Entſcheidung politiſcher Streitigkeiten in praktiſche Wirkſamkeit getreten wäre, als das genannte Großherzogthum aus zwei rein deutſchen Kreiſen (Diekirch und Luxemburg) und zwei beinahe durchweg franzöſiſchen Kreiſen beſtand. Die Berückſichtigung deſſelben lag offenbar in der Abſicht des preußiſchen Miniſteriums, als es ſich an das ſtatiſtiſche Bureau mit der Aufforderung wandte, die zu erſtrebende Grenzlinie des deutſchen und des walloniſchen Luxemburgs zu bezeichnen. Die Antwort lautete, daß das ſtatiſtiſche Bureau keine Nachrichten darüber beſitze, welche Ortſchaften deutſch, welche walloniſch ſeien; als die mindeſtens zu erſtrebende Grenzlinie wurde die Linie von Gemünd-Stolzenburg auf Aubange-Attert bezeichnet. Das Reſultat der diplomatiſchen Verhandlungen war ein günſtigeres: der Kreis Diekirch blieb ganz beim deutſchen Bunde, der Kreis Luxemburg dagegen wurde in ähnlicher Weiſe getheilt, wie das ſtatiſtiſche Bureau angedeutet hatte.

Man wird einwenden, daß der Kreis Arlon der Herrſchaft des franzöſiſchen Geiſtes auch dann nicht entgangen ſein würde, wäre er beim Großherzogthum Luxemburg verblieben, da in dieſem Ländchen, auch ſeitdem nicht eine franzöſiſch redende Gemeinde mehr dazu gehört, dennoch die deutſche und franzöſiſche Sprache im amtlichen Verkehr — mit Ausnahme der bisherigen militäriſchen und Zoll-Angelegenheiten — dem Worte nach gleichberechtigt geblieben ſind und in der That ſogar das Franzöſiſche faſt ausſchließlich zur

Anwendung gebracht wird. Dies ist richtig, wenn auch nur in gewissem Maße, da die völlige Geltung der deutschen Sprache hier wenigstens äußeren Schwierigkeiten nicht begegnen würde. Wenn aber irgend Etwas im Stande ist, die verderblichen Folgen des den Geist der Nation hemmenden, den Geist der Einzelnen verwirrenden Particularismus zu zeigen, welcher im deutschen Volke stets üppig wucherte, so ist es die Lage der deutschen Sprache in diesem jetzt so oft genannten, nunmehr neutralisirten, seinem Volksstamme und seiner Volkssprache nach deutschen Lande. Der holländische Particularismus, indem er sich der Anerkennung der alle Deutschen verbindenden Einheit entzieht, sieht sich genöthigt, eine fremde Sprache als die auch ihn verbindende Weltsprache anzuerkennen; um seinen eigenen Geist beschränken zu können, ist er bereit, in dem einheitlichen Sprachgebiet seiner Nation mit einem fremden Geiste die Herrschaft zu theilen, von dem Vorhaben ganz zu schweigen, das er vor Kurzem auszuführen Willens und das dazu angethan war, die ganze politische Welt Europa's in Aufruhr zu versetzen. A. B.

Mittelalterliche Culturbilder.

II. Die Pommerschen Herzöge in Wittenberg.

(Schluß.)

In der Mitte des Jahres 1564 erneuerte sich immer dringender das Verlangen der jungen Prinzen, Wittenberg verlassen zu dürfen. Aber vergebens.

Vielmehr bestanden ihre Vormünder darauf, daß sie noch ein Jahr in Wittenberg ihre Studien fortsetzen sollten. Auch die Herzogin Maria bat dies von ihren ungeduldigen Söhnen. Diesen Beschlüssen durch eine mündliche Vorstellung noch mehr Eingang zu verschaffen, wurden der Kanzler und der Großhofmeister, Ulrich von Schwerin, nach Wittenberg geschickt, um den Herzogen dies zu verkünden und sie zum Nachgeben zu bewegen. Wahrscheinlich wurde auch zugleich eine Vermittlung durch den Fürsten Wolfgang zu Anhalt zu bewirken versucht; denn obwohl die jungen Herzoge jetzt von ihrem Vorhaben abstanden, so wollten sie doch nur auf Anrathen dieses Fürsten sich zum Ziel gelegt haben, versichernd, auch ferner dem Rath dieses ihres Vormundes gemäß zu handeln. Sie versprachen bis auf Pfingsten des nächsten Jahres (1565) in Wittenberg zu bleiben, alsdann aber würden sie jedenfalls weiter ziehen. Die Andeutung, daß in Wittenberg manches auszustellen sei, verschwiegen sie auch diesmal nicht, wenngleich noch nicht unverhohlen nennend, was ihnen hier anstößig war. Ihrer frühern Geldnoth schien für den Augenblick abgeholfen, dagegen die Bitte um einen Klepper mit Zubehör noch unerfüllt; sie wurde daher dem Kanzler besonders anempfohlen, um sie beim Herzog Johann Friedrich in Erinnerung zu bringen.

Die Mißhelligkeit, welche in Folge des abgeſchlagenen Wunſches der Fürſten erwachſen war, glich ſich allmälig aus. Die Zeit übte ihr Recht.

Herzog Barnims Rectorat war ſeit Monaten zu Ende gegangen, auf ſeinen Vorſchlag und nicht ohne Mühwaltung der Graf Johann Georg von Solms zu ſeinem Nachfolger erwählt*), als er jetzt ernſtliche Anſtalten zu ſeiner „Rectorat-Köſtung" traf, die er bis zum Eintritt des neuen Jahres hinausgeſchoben hatte. Bei dem ſolennen Schmauſe, zu welchem es etliche vornehme und gute Leute einzuladen gab, durfte es aber nicht an Marenen mangeln. Aufs neue wurde daher der alte Groß-Oheim um einige dieſer weitberühmten Fiſche gebeten, um welche auch der Kurfürſt Auguſt durch die jungen Herzoge zugleich hatte erſuchen laſſen.

Der alte Herzog, ausruhend von den Sorgen der Regierung in dem anmuthig gelegenen Kolbatz, unfern des räthſelhaften Sees, in deſſen grundloſer Tiefe der koſtbare Fiſch ſich birgt, willfahrte nicht kärglich der Bitte ſeiner Neffen. Er ſchrieb ihnen: „So überſenden wir E. Ld. bei zceigern XX. Tröge Murenen, ſo gut als man ſie diſſmals, weil es itzo außerhalben der Zeit und ſonſten das Jhar nicht feiſt oder bei leibe geweſen, alhier gehabt, welche E. Lbd. Jres Gefallens verſchenken, für Jre erfurderte Geſte gebrauchen laſſen oder ſelbſt in geſundheit genießen mögen, hiemit frl. zu, mit ganz frl. bitte, E. L. wollen dieſelben ſo gut ſie ſein von uns, als dem einigen Vettern, jn. dieſem lieben neuen Jhare für lieb freund auf- und annehmen. Datum Colbatz den 4. Jan. 1565. Bernim Hertzog."

Die Beſorgung dieſer Angelegenheit wurde dem Marſchall Jacob von Münchow aufgetragen.

In der früher geſchilderten Weiſe ging nun das academiſche Feſtgelag vor ſich. Wir begegnen denſelben Förmlichkeiten wie bei dem Rectorats-Schmaus Ernſt Ludwigs, treffen dieſelben Gäſte, nur in größerer Zahl, wie denn Barnim, um nicht zurückzuſtehen, Alles aufgeboten hatte, die verſpätete Feier recht glänzend zu begehen. Sämmtliche Profeſſoren der Univerſität, Magiſtrat und Geiſtlichkeit Wittenbergs, darunter Johannes Buggenhagen, waren geladen, ferner Lucas Kranach; auch eine Zahl prächtig gekleideter Studenten war zu den Ehren und Freuden des feſtlichen Tages entboten. Züchtig warteten die Edelknaben auf, die vornehmen Gäſte ehrerbietig bedienend. Unter fröhlichen Scherzen rauſchten die flüchtigen Stunden dahin, doch

*) Die Rede, womit Barnim ſein Rectorat niederlegte, ſchloß wie folgt: Nunc restat ut procedatis ad solennem lectionem secundum vestras leges. Ornatissimi viri, domini präceptores colendi, suffragium meum do inclito et generoso comiti Johanni Georgio a Solmis in nomine patris et filii et spiritus sancti, et precos veris gemitibus, ut haec electio cedat ad gloriam nominis diuini. Etsi video dissentientia suffragia, tamen, ut antea dixi, eligendum iudico inclitum comitem a Solmis. Quod igitur faustum et foelix sit et huic ecclesiae christi et academiae salutare, significo communibus et consentientibus suffragiis electum esse rectorem huius celeberrimae academiae inclitum et generosum comitem Johannem Georgium Solmensem eique attributum esse vicerectorem clarissimum virum dominum magistrum Casparum Crucigerum Ut autem cum rectoris tum vicerectoris gubernationem filius dei gubernet, toto cum pectore precor.

mit ihnen ſchwanden auch die heiteren Bilder, welche nur vorübergehend die Schatten, die auf der Gegenwart lagerten, hatten verſcheuchen können.

Ob es im Charakter der damaligen Zeit lag, in ihrem ungeduldigen Drängen und Treiben nach Genuß und Abwechſelung, daß keine Luſtbarkeit auf die Länge die Gemüther zu feſſeln, zu beſchäftigen wußte? Unbehagen und Widerwille folgen alsbald jeder Freude, die nur augenblickliche Zerſtreuung gewähren konnte. Den Strom der Heiterkeit trübte bei unſern Studiengenoſſen der immer wiederkehrende Geldmangel. Diesmal vermochte Ernſt Ludwig ſeine Verlegenheit in Humor zu kleiden; ſeine Bitte um hundert Thaler begleitete Scherz. Schwerer fiel es aber den fürſtlichen Jünglingen, ſich an den Gedanken zu gewöhnen, noch längere Zeit in Wittenberg ausharren zu müſſen; leicht erregter Argwohn rief alsdann den nur beſchwichtigten Mißmuth ſtärker hervor. Nachdrücklicher und beſtimmter als zuvor erklärte Ernſt Ludwig, um die nächſte Oſterzeit Wittenberg zu verlaſſen und ſich weiter umzuthun. Wohin die Reiſe gerichtet, läßt er ungewiß, wenn er nur den ihm zuwider gewordenen Ort nicht länger bewohnen ſoll.

Eine Schilderung von dem Leben in Wittenberg bringt uns nachfolgender Brief des jungen Barnim, der entſchiedener und kecker als Ernſt Ludwig das ärgerliche Treiben ſchildert, das in der Univerſitäts-Stadt um ſich gegriffen hatte. Mit ſcharfer Bitterkeit hebt er es hervor, wie er und ſein Bruder, der Verleumdung und Lüge preis gegeben, in aller verlogenen Leute Munde müßten umgetragen werden, und wie ſehr ſie ſich vor den böſen Mäulern zu hüten hätten, um übler Nachrede zu entgehen. Dies alles ſei doch wohl Grund genug, Wittenberg zu verlaſſen.

Er ſchreibt:

„Meinen freundlichen Dienſt und was ich ſonſten mehr Ehr liebes und gutes vermag allzeit zuvor, hochgeborner Fürſt frl. l. Her Bruder. Aus E. L. ſchreiben habe ich vernommen, daß E. L. ſamt unſer frl. Frauen Mutter, Schweſtern und Brüdern noch friſch und geſund wären, welches ich von Herzen gern gehört habe. Mich auch ſollen E. L. friſch und geſund wiſſen. Der Allmechtige Gott verleye allerſeits ferner ſeinen gnadenreichen ſegen. E. Ld. werden ſich auch freundlicher Meinung wohl wiſſen zu erinnern, daß wir vorm Jhar, da allhie E. Ld. beider geſandt waren, von dem vorigen Johannis an allhie noch ein Jhar zu verharren uns bereit erkläret. Ob nun aber wohl unſſ dieſe Zeit alhie zu verharren ſehr beſchwert wirt, dennoch weil wir von E. Ld. alle Beiden ſo hoch gebeten und vermant werden, wollen wir alhie die gemeldte Zeit verharren, ob es ſchon mit unſerm nachtheil geſchicht. Denn wenn E. Ld. nur ein Vierteil Jhars alhie ſein ſollten, wurden E. Ld. viel anders darum richten als itzt, da es E. Ld. vielleicht ſo ſchön und zierlich fürgetragen wird, daß E. L. meinen, daß allhie das Paradiſſ, weil es doch wol allhie mit ſauffen und Andern Dingen mehr, ſo alhie zu erwenen unnöthig, ſo unordentlich zugehet, als es vieleicht in andern Orten nicht geſchehen mag. E. Ld. kan ich auch freundlicher Meynung nicht vorhalten, wie daß man unß alhie beleugt und daß wir alhie in aller verlogenen Leuth munde müſſen umbgetragen werden, daß wir es ſchon allerwegen wo

wir ſchier hinkommen hören müſſen, welches uns ſehr beſchwerlich iſt und wol eine Urſache und eine große Freude wer, daß wir von hinnen ziehen möchten. Dann E. Ld. mögen es nicht glauben, wie hoch man ſich alhie für den böſen Mäulern hüten muß, damit man nicht etwas von uns zu ſagen wiſſe. Diß habe ich E. Ld. frl. Meinung nicht wollen vorhalten mit freundlicher meinung, E. L. wollen zu gelegener Zeit auch bei den Räthen eingedenk ſein.

Datum, in Eile Wittenberg den 22. Martii 1565."

Zugleich mit dieſem Briefe ſendeten beide Fürſten an demſelben Tage ein gemeinſchaftlich abgefaßtes Schreiben an den Herzog Johann Friedrich, worin ſie aufs Nachdrücklichſte verlangten, nicht länger als die von ihnen bewilligte Zeit in Wittenberg zurückgehalten zu werden. Sie verbreiten ſich dabei über den Plan ihrer vorhabenden Reiſe, zu welcher ſie von den Sächſiſchen Fürſten Einladungen erhalten hätten, und weiſen auf die vielfache Belehrung hin, die ſie daraus ziehen würden. Namentlich hatte der Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſich gegen ſie erboten, ihnen in den Bergſtädten alles Merkwürdige zu zeigen, was ſie mit froher Hoffnung erfüllte.

In einem anderen Briefe, von demſelben Tage, den beide Fürſten gleichfalls gemeinſchaftlich an ihren Bruder richteten, ſcheinen ſie eigentlich nur nachzuholen, was bei dem eifrigen Betreiben, Wittenberg zu verlaſſen, von ihnen war vergeſſen worden. Es ſind diesmal Anliegen für andere, denen ſie Verpflichtungen ſchuldig geworden waren; ein gutes Pferd, eine Tonne mit Fiſchen bezeichnen den Inhalt ihrer beſcheidenen Bitten. Erheblicher iſt das in dem Briefe erwähnte Anſuchen des Leipziger Kaufmanns, Kuffner, welcher durch die Vermittelung des Herzogs Johann Friedrich ſich in Schweden Handelsvortheile zu verſchaffen ſuchte, wogegen er eine Niederlage von Seiden-Waaren und Gewürzen in Stettin zu halten zuſagte, da ſeinem Vorgeben nach es wahrſcheinlich ſei, daß die Königin von Schweden dieſe ſo einträglichen Handels-Artikel künftig nicht mehr aus Lübeck ſondern aus erſtgenanntem Orte beziehen werde.

Dieſes erneuerte Drängen und Bitten, den unliebſamen Ort zu verlaſſen, führte denn endlich auch zum Ziel. Der Johannistag kam heran, und nichts ſtand jetzt der Abreiſe der jungen Fürſten mehr im Wege.

Nachdem ſie ſich bei dem Kurfürſten von Sachſen und Fürſt Wolfgang beurlaubt hatten, erfolgte zum Beſchluß ihres Univerſitäts-Lebens ein ſolenner Abſchieds-Schmaus, der wie bei dem früheren Feſtmal Alles vereint ſah, was Wittenberg an gelehrten und angeſehenen Männern beſaß, und nochmals die nahen Bekannten und Studien-Genoſſen um die jungen Herzoge verſammelte.

Fürſt Wolfgang, der bei zunehmender Altersſchwäche ſchon vor geraumer Zeit ſeinem Vetter die Regierung abgetreten hatte, war leider durch Kränklichkeit*) verhindert, an dieſem Feſtmahle Theil zu nehmen. Den jungen

*) Am 15. Jun. 65 ſchrieb Wolfgang von Zerbſt aus an Wolde: Mit uns aber hat es die gelegenheit, das wir am Zipperlein darnieder ligen, ſunſten aber, gott lob, ziemlich bey geſuntheit; halten aber, daß es mehr des tanzes dan des trunkes ſchult ꝛc. Wollet uns

Herzogen bei ihrer Abreiſe freundliche, herzliche Worte zurufend, nahm er von ihnen Abſchied mit der Bitte, ſich auf der Reiſe der Mäßigkeit zu befleißigen:

f. liebe vettern ich bit e. l. woln ſich des druncks yn yrem gelach auch auf der Reiſſe nein ſo vyl müglich enthalten und byn e. l. f. zu dinen willigk dt meine W. f. z. A.

Dieſe Mahnung begleitete Wolfgang, dem Anliegen der Herzoge immer geneigt, mit einigen Fiſchen zur Rectorats-Koſt. (29. Juni 65.)

Noch war der alte Herzog Barnim um ſeine Erlaubniß anzugehen, ihn auf der Rückreiſe beſuchen zu dürfen.

Gern wurde dieſer Bitte willfahrt. Unterm 21. Juni ſchrieb Herzog Barnim von Stettin aus an ſeine jungen Vettern, wie er mit beſonderm erfreulichen Gemüth ihr Vorhaben vernommen habe.

So ging denn der lang gehegte, beharrlich verfolgte Wunſch der jungen Herzoge, das ihnen ſo widerwärtig gewordene Wittenberg zu verlaſſen, endlich in Erfüllung, und in froher Stimmung, im Gefühl der wiedererlangten, ſchmerzlich entbehrten Freiheit ſehen wir ſie der geliebten Heimath entgegen ziehen. Von den bei der Abreiſe erfolgten ſtattlichen Beſuchen und Verabſchiedungen erfahren wir nicht, obgleich es an dieſen Förmlichkeiten nicht gefehlt haben wird.

In die Heimath zurückgekehrt, beſchäftigt die jungen Fürſten nunmehr die Ausführung ihres lange gehegten Reiſeplans, bei welchem ganz beſonders Frankreich ins Auge gefaßt wurde.

In Begleitung ihres Hofmeiſters, Dietrich v. Schwerin, und einiger anderer Edelleute verließen Ernſt Ludwig und Barnim noch im Herbſt deſſelben Jahres die ihnen zu eng gewordene Heimath und traten den mit Ungeduld herbeigewünſchten Wanderzug an. Ohne von ihrer Lernbegierde unterwegs an irgend einem Orte auf längere Zeit gefeſſelt zu werden, ging es ziemlich eilig durch das mittlere und nördliche Deutſchland, und von da durch Belgien nach dem eigentlichen Ziel ihrer Reiſe, Frankreich. Aus Angers erhalten wir denn auch die erſte Kunde von unſern Reiſenden. Anſtatt das Land mit Sorgfalt zu durchreiſen und ſeine Merkwürdigkeiten kennen zu lernen, hatten ſie in dieſer Stadt auf längere Zeit ihren Aufenthalt genommen und ſich daſelbſt häuslich eingerichtet. Hier in geräuſchloſer Zurückgezogenheit ſich mit franzöſiſcher Sprache und Sitte vertraut machend, werden ſie an die Heimat, von welcher ſie nur Mittel zum Unterhalt begehrten, auf eine ihnen nicht willkommene Weiſe erinnert.

Wichtige Landesangelegenheiten: die Lehns-Empfängniß vom Kaiſer und die Landes-Huldigung erforderten nämlich die perſönliche Gegenwart der jungen Herzoge, und wurden daher der Grund, ſie an eine baldige Rückkehr zu mahnen.

Herzog Bogislav, der in Abweſenheit des an den kaiſerlichen Hof gereiſten Johann Friedrich, in Gemeinſchaft mit dem ältern Barnim die Regie-

---

auch berichten, wie es unſern frln. lieben Herren Ohmen und euch uf der gaſtungk bei Moritz von Theumen gegangen.

rung führte, machte die jungen Herzoge hiermit bekannt. Er erinnerte seine Brüder daran, wie nach dem Absterben ihres Vaters Philipp I. (1560) ihnen sämmtlich zur Lehnsempfängniß ein Indult auf vier Jahr bewilligt worden, daß nach Verlauf derselben, aller Bitten ungeachtet, nur noch eine halbjährige Frist, vom letzten Mai an gerechnet, vom Kaiser zu erlangen gewesen sei, und daher auf dem nächsten Reichstage die Belehnung erfolgen müsse. In Gemäßheit der mit Brandenburg aufgerichteten Erbverträge ginge aber der Lehnsempfängniß die Landeshuldigung, woran dieser Staat Theil nahm, jederzeit voran, es müßte diese daher zu ihrer großen Ungelegenheit, indem Brandenburg auf dem Buchstaben der Verträge bestehe, in Eile vor sich gehen. Er gab ihnen dabei zu bedenken, welche Gefahr ihnen sämmtlich daraus entstehen könnte, falls sie die Lehne (Belehnung) versäumten.

Da nun die Herzoge bei solcher Huldigung ihrer Landschaft nothdürftig (nothwendig) seien und sich mithuldigen lassen müßten, hätten der Herzog Barnim, sowie die verordnete Regierung und die vornehmsten Stände der Landschaft für rathsam angesehen, daß sie auch anhero gefordert würden; zwar räume er ein, daß es den Herzogen sehr ungelegen sein werde, schon jetzt aus Frankreich zurückzukehren, doch wäre zugleich die Gefahr zu erwägen, wenn die Lehne versäumt würden, weshalb er sie bitten wolle, sich ungesäumt in geheim, wie es die Herzoge immer aus führen könnten, zu erheben und in die Heimath zu begeben. Dat. Uckermünde, 27. Juny 1566.

Ein Schreiben ähnlichen Inhalts erging zur selben Zeit an den Hofmeister der jungen Herzoge, Dietrich von Schwerin.

Mit diesen Briefen wurde Hennig von Schwerin und Werner Uchtenhagen nach Frankreich gesendet.

Von der Besorgniß erfüllt, daß der „Einspenniger", welcher die Abgeordneten nach Frankreich führen sollte, unterwegs Aufenthalt erleiden könne, daß ime irgends das Pferd vermühede u. dergl.*) und damit es bei den jungen Fürsten so viel mehr Ansehen habe und Frucht schaffen möchte, beorderte Bogislav bald hernach den in ähnlichen Geschäften oft gebrauchten Bernhard Macht, Doctor der Rechte, nach den Niederlanden mit Briefen an Ernst Ludwig und Barnim, worin er seine Bitte, schleunig Frankreich zu verlassen, weil alle Nothdurft es erheische, dringend wiederholte.

Allein der Aufforderung ihres regierenden Bruders und Groß-Oheims, oder der Stände nachzugeben und Frankreich sogleich zu verlassen, kam jedoch den jungen Fürsten zu schwer an; sie beschlossen vielmehr, sich diesem An-Ansinnen nicht zu fügen und noch eine geraume Zeit in der Fremde zu verweilen. Beide Fürsten gaben diesen mit Beharrlichkeit ergriffenen Beschluß einhellig kund.

Die Weigerung der jungen Fürsten, denen früher die Rückkehr in die Heimath nicht schnell genug erfolgen konnte und die jetzt aller Mahnungen ungeachtet die Fremde nicht verlassen mochten, setzte den Reichshofmeister in nicht geringe Verlegenheit. Seiner Pflicht gemäß suchte er, vereint mit Bern-

*) Zusatz von des Kanzlers Eickstädt Hand.

hard Macht, die Dringlichkeit der Gründe geltend zu machen, welche für eine unverzügliche Heimkehr ſprachen.

Allein alle Vorſtellungen waren umſonſt und ſcheiterten an der Beharrlichkeit der Herzoge, womit ſie ihren einmal gefaßten Entſchluß, in Frankreich zu bleiben, behaupteten.

Ueber die Erheblichkeit der von Ernſt Ludwig und Barnim vorgebrachten Gründe, weshalb ihnen die Rückkehr nach Pommern jetzt unmöglich, wovon ſie völlig überzeugt waren, dachten jedoch die regierenden Herzoge und Stände weit anders. Ihnen erſchienen alle jene Entſchuldigungen zu wenig genügend, als daß ſie an der einmal als nothwendig erkannten ſchleunigen Rückkehr der jungen Fürſten nicht ſollten feſtgehalten und ſie wiederholt beſchloſſen haben.

Um dem möglichen Argwohn wegen einer ſo eiligen Abreiſe der Herzoge beim franzöſiſchem Hofe zuvorzukommen, wurde mit der erneuerten Mahnung an dieſe zugleich eine Botſchaft an den König von Frankreich abgeſandt, damit dieſer Fürſt die ſo wichtige wie dringende Veranlaſſung, die zu dem auffallenden Schritt bewogen habe, vollſtändig erführe. Mit dieſem doppelten Auftrage wurde der Amtshauptmann von Neuen-Kamp, Joachim von Jasmund, beauftragt. Er mochte hierzu beſonders befähigt erſcheinen, da er etliche Jahre in Frankreich ſtudirt hatte und der franzöſiſchen Sprache kundig war.

Ernſter und eindringlicher lautete diesmal die an die jungen Herzoge ergehende Aufforderung, welche von dem ältern Barnim gemeinſchaftlich mit Bogislaw erlaſſen wurde.

Ungeachtet der Schwierigkeit des Geldſendens trug Herzog Bogislav dennoch Sorge, ſeinen Brüdern 2000 Kronen zukommen zu laſſen. An den Herzog Wilhelm von Sachſen erging die Bitte, dieſe Summe vorſtrecken zu wollen, was dieſer ablehnte, ſo daß nun wieder Nicolaus Kuffener Rath ſchaffen mußte. Doch kam den jungen Fürſten zugleich ihr Kredit zu ſtatten, und ſcheinen ſie an Geld keinen Mangel gelitten zu haben. Die erneuerte Aufforderung zum eiligen Aufbruch aus Frankreich fand indeß keine beſſere Aufnahme als die frühere. Von dem einmal gefaßten Entſchluß, noch länger in Frankreich zu bleiben, obgleich ſie dort bereits ein Jahr zugebracht hatten, gingen die jungen Fürſten, trotz aller ihnen vorgehaltenen Gründe, nicht ab.

Sich dem franzöſiſchen Hofe perſönlich zu zeigen und von der erlernten franzöſiſchen Sprache den gewünſchten Gebrauch zu machen, dieſe Ausſicht, der ſie ſich bereits genähert hatten, mochten ſie nicht aufgeben, wie laut und eindringlich auch die Mahnung zur Rückkehr wiederholt an ſie erging. Wegen der zu ihrem Unterhalt benöthigten Summe wendeten ſie ſich jetzt unmittelbar an die Wolgaſtiſchen Räthe, überzeugt, auf dieſem Wege am ſchnellſten Geld zu erhalten.

Dieſem Verlangen ſchien jedoch nicht alsbald entſprochen zu ſein, was die jungen Fürſten, die, nach ihren eigenen Worten, des Geldes faſt entblößt waren, bewog, von einem Pariſer Kaufmann, der mit Kuffner in Geſchäfts-Verbindung ſtand, tauſend Gulden zu entleihen, um deren baldige Zurückzahlung ſie die Wolgaſtiſchen Räthe unterm 10. Januar 1567 aufforderten und

die Weiſung beifügten, die Dinge nicht auffzuziehen, wie es ihnen offt numalen widerfahren. Auch erinnerten ſie daran, einen andern Kaufmann, Conrad Beſenboſel, von welchem ſie früher Geld gelieben, baldigſt zu befriedigen, da dieſer ſich gegen ſie beſchwert habe, daß ihm ſein Geld noch nicht geworden ſei. „Welchs dann uns auch," ſchreiben die Fürſten, „nit wenig miſſelt und beſchwerlich iſt. Geſinnen demnach nochmalen an euch ſemptlich, ihr wollt die Kaufleut bey Zeit zalen und die ſachen nicht alſo hindan ſetzen, ſonſten würde erfolgen, das die kaufleut ſehr verdroſſen und unwillig ſein würden."

Nicht geringe Mühe verurſachte es aber den jungen Fürſten, die benöthigte Summe zu beſchaffen; mancherlei Mittel und Wege wurden hierzu verſucht, meiſt vergeblich. Kuffner half endlich aus der Noth, doch um den Herzogen dafür eine neue Bedrängniß zu bereiten.

Um ſich nämlich, wenn auch nur zum Theil bezahlt zu machen, nahm Kuffner von den nach Leipzig geſchickten hinterſtelligen Geldern zur Türkenhülfe zweitauſend Thaler, wodurch die Herzoge in große Verlegenheit geriethen, da ſie Nachtheil für ſich beim Kaiſer beſorgten, falls obige Reichsſteuer nicht pünktlich entrichtet würde. Sie ſchrieben deshalb an ihre Einnehmer und gaben ihnen auf, alle Mittel anzuwenden, um jene Summe wieder aufzutreiben, ſei's von Kaufleuten, oder ſie aus öffentlichen Kaſſen zu nehmen.

Die jungen Fürſten reiſten mittlerweile nach Paris und thaten der Königlichen Majeſtät Reverenz. (22. Febr. 1567.)

Wenige Tage darauf ſchrieb Ernſt Ludwig an Johann Friedrich; er zeigt ihm die Ankunft Joachims von Jasmund an, und wie er nach den vernommenen Gründen entſchloſſen, ſo beſchwerlich es ihm auch vorkomme, gegen Pfingſten zu Wolgaſt anzukommen, vielleicht noch früher.

Das Verſprechen ward erfüllt, und wir nehmen von den jungen Prinzen Abſchied, welche übrigens beide noch berufen wurden, die durch Studium und Weltbekanntſchaft erworbene Bildung in ernſter Regierungspflicht zu erproben.

Ernſt Ludwig im Herzogthum Wolgaſt, wo er 23 Jahre lang herrſchte (1568 bis 1592), und Barnim, dem ein nicht freudloſes Stilleben zugetheilt war*), im Herzogthum Stettin, wohin er noch im ſpäten Lebens-Abend auf kurze Zeit (1600 bis 1703 zur Regierung berufen wurde.

Die Saiſon im Waſſer.

I.

Natur-Philoſophen und Poeten haben von jeher tiefſinnig und ergreifend den geheimnißvollen Zug des Menſchen nach dem Waſſer zu erklären und zu verklären geſucht; die Heilkunſt hat ihn zum Wohle der Menſchheit benutzt

*) In der Erbtheilung v. J. 1569 hatte er die Aemter Rügenwalde und Bülow erhalten.

und die vornehme Welt ſich ſeiner bemeiſtert um ihn zu einer Mode auszuſtaffiren.

So wie das Frühjahr kommt, tritt die Frage nach dem Bade ein, in welchem Heilung oder Zerſtreuung zu ſuchen iſt, und Aerzte und Hausfreunde wiſſen Wunder zu erzählen — wenn ihnen die Discretion nicht Schweigen gebietet — von der häuslichen Zwiſtigkeit, von den ſich kreuzenden Intriguen, von den Sorgen und Auskunftsmitteln, welche die gebieteriſche Modepflicht der Badereiſe und die Wahl des Kurorts hervorrufen.

Deutſchland iſt geſegnet mit Heilquellen, einige von ihnen ſtehen in höchſter Gunſt der Mode, und ganz Europa ſtrömt ihnen zu; aber die jetzige Leichtigkeit des Reiſeverkehrs macht die Entfernung zu einem untergeordneten Moment der Entſcheidung: der Badereiſende läßt ſeine Blicke über ganz Europa ſchweifen, und das Kriegs- und Völkerrecht lernt die Mode reſpektiren und gönnt den Badeorten das Recht des neutralen Bodens.

Folgen wir alſo mit unſern Beobachtungen der kosmopolitiſchen Würdigung, ohne uns auf Deutſchland zu beſchränken. Wir beginnen unſere Rundſchau mit

Wildbad, deſſen Ruf als Badeort ſehr alt iſt, wenn ihm gleich die Mode erſt ſpäter ihre Weihe gegeben hat. Ein Chroniſt aus dem Jahre 1517 erzählt Folgendes über die Entdeckung der dortigen warmen Quellen, in welchen jetzt Tauſende ihre Heilung ſuchen. Dort, wo jetzt die Quelle ſpringt, war früher ein Teich, in welchen ein verwundeter Hirſch ſprang, um ſeine Wunden zu heilen. Aber die Jäger bemächtigten ſich ſeiner und lernten von dem durch ſeinen Inſtinkt getriebenen Thiere die Heilkraft der Quelle kennen. Ein früher im Herrenbade aufgehängtes Bild verſinnlicht die Sage und erklärte zugleich den Urſprung des Namens „Wildbad"; obwohl er auch von der Lage der Quellen, im Schatten des Waldes, hergenommen ſein kann. Eine dritte Erklärung dürfte indeß die zutreffendſte ſein. Man gab nämlich früher den Gewäſſern, welche ihre heilkräftige Wärme unmittelbar von der Natur empfingen, den Namen Wildbad zum Unterſchiede von künſtlichen Bädern, und unſer Wildbad könnte den Gattungsnamen zum Eigennamen gemacht haben. Die kleine Stadt liegt in einem tiefen Thale des Schwarzwaldes und wird von der Ems durchſchnitten, welche von Süden nach Norden läuft. Das Thal iſt von Bergen umgrenzt, welche eine Aufſteigung von 12- bis 1500 Fuß haben, während es ſelbſt 1333 Fuß über der Meeresfläche liegt. Bald rücken dieſe Berge mehr zuſammen, bald treten ſie weiter zurück, ſo daß der Fluß tauſend Krümmungen zu umſchreiten hat und manchmal zwiſchen ihm und den Bergen höchſtens Raum zu einem ſchmalen Pfade bleibt. Die Hauptſtraße durchſchneidet den Ort ſeiner ganzen Länge nach bis zum Kurhaus-Platz. Dieſer hat die Form eines Parallelogramms, an welchem ſich die Kirche, das Bade-Hotel, einige Privathäuſer und das Hotel Klumpp befinden.

Zur Seite des Badehauſes läuft eine Straße, in welcher ſich das Katharinenſtift befindet, ein Aſyl für arme Kranke. Der Kurhaus-Platz imponirt

ungemein; man glaubt auf dem Hauptplatz einer großen Stadt, nicht eines Fleckens von 2400 Einwohnern zu ſtehen.

Wildbad hat ſich ſeit Kurzem ſehr verſchönert; eine Reihe prächtiger und comfortabler Hotels ſind neuerdings gebaut worden und können mit den beſten Hotels großer Städte rivaliſiren. Doch vermehrt ſich auch von Jahr zu Jahr die Zahl der Beſucher, und während im Jahre 1830 die Badeliſte nur 470 Nummern zählte und die Zahl der während der Saiſon gebrauchten Bäder ſich auf 12,000 belief, brachte die Badeliſte des Jahres 1846 bereits 1945 Nummern, und die Ziffer der gebrauchten Bäder ſtieg auf 45,500. Im Jahre 1864 war die Zahl der Fremden 5020, die Zahl der genommenen Bäder 73,177.

Die Quellen von Wildbad werden bekanntlich Denen angerathen, welche in Folge apoplektiſcher Anfälle ganz oder theilweiſe gelähmt ſind; gegen Gicht und Rheumatismus, gegen alte Schäden in Folge von Verwundungen ꝛc. Die Wirkung der Heilquelle aber wird unterſtützt durch den landſchaftlichen Reiz der Umgegend, welcher den Promenirenden entzückt und niemals überſättigt. Prachtvolle Baumgruppen wechſeln mit imponirenden Steingruppen, ſchmücken und krönen ſie, und durch zufällige Lichtungen des Waldes hindurch ſieht man auf lachende Wieſen, wie man ſie von ſolcher Friſche nur noch in der Schweiz wiederfindet, von zahlloſen Bächen durchſchnitten, deren Murmeln uns anheimelt, während ihr klares Waſſer Friſche verbindet.

Homburg war noch zu Ende Mai wenig beſucht, und man fürchtete für den Erfolg der Saiſon, auf welche die Anziehungskraft der Pariſer Ausſtellung nachtheilig einwirken könnte. Indeß hat dieſe Beſorgniß ſchon jetzt getäuſcht, und es iſt vorauszuſehen, daß von den Millionen, welche von dem Glanze der franzöſiſchen Hauptſtadt, die jetzt die Hauptſtadt Europa's geworden iſt, angelockt werden, ein gut Theil bei uns Raſt nehmen werden. Sind doch ſchon von Denen, welche ſich durch das ſchlechte Maiwetter zu einem raſchen Ausfluge nach Paris beſtimmen ließen, die Meiſten zurückgekehrt, weil ſie Paris, abgeſehen natürlich von der Ausſtellung, grade jetzt unerträglich fanden. Bei dem Thurmbau von Babel — meinen ſie — könne es nicht toller und ſinnverwirrender zugegangen ſein. — Die Pariſer fliehen ſobald ſie können aus der überfüllten Stadt, und die Fremden kürzen ihren Beſuch ab, um ſich von den Anſtrengungen des Schauens und Bewunderns zu erholen. So bot denn Homburg dieſer Tage ſchon ein außerordentlich belebtes Bild dar, und das Gedränge auf der Terraſſe und im Park während des Concerts war faſt erſtickend. Leider habe ich nicht das Talent, weibliche Toiletten zu ſchildern, und bedaure dies um ſo mehr, als man deren ſo reizende hier erblickt. Nur ſo viel, daß die Modefarben von 1795 wieder in Gunſt gekommen ſind und daß man den zarteſten Nüancen den Vorzug giebt.

Den Concerten des Kurſaales giebt übrigens die Anweſenheit des Hrn. Delprach einen neuen Reiz; für ihn giebt es keine Schwierigkeiten und man glaubt gern, daß ſein Inſtrument ein Zauberhorn ſei. Daher drängt ſich die Menge mehr als ſonſt um das Orcheſter; die Nationalitäten fraterniſiren und die Geſellſchaftsklaſſen verſchwimmen in einander. Wir ſehen, wie ſich der

Prinz von Rumpenheim mit Gemahlin und Kindern durch die Menge drängt, wir begegnen dort der Fürstin von Mingrelien, den Fürsten Djavolin von Tiflis, dem Prinzen Nicolaus und einer Menge anderer Personen höchsten Ranges. Die am Stahlbrunnen vorgenommenen Arbeiten gehen inzwischen ihrer Vollendung entgegen, und wird derselbe bald zum Gebrauch gestellt werden.

Baden-Baden. Ende gut, Alles gut — sagt das Sprüchwort. So machen auch die letzten Tage des Mai die winterlichen Leiden wieder gut, welche wir hinter uns liegen haben, obwohl sie uns, während ihrer Dauer, im Wonnemond unerträglich schienen. Die Abende werden bereits entzückend, und das Kornemann'sche Orchester läßt endlich seine Zauberklänge aus dem Kiosk ertönen, um welches die schöne Welt sich sammelt, in welcher die Fürstin Suwaroff durch Pracht und Geschmack der Toilette sich besonders bemerkbar macht.

Prinz Oscar von Schweden hat sich, von Paris kommend, hier aufgehalten, um der Königin von Preußen einen Besuch zu machen, und unter den in den letzten Tagen angekommenen Fremden — wir berechnen deren Zahl täglich auf 200 — befanden sich Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar, der Bischof von Bamberg, der Marquis und die Marquise von Talleyrand-Perigord, der Fürst und die Fürstin Bariatinsky.

Bagnares de Bigorre. Unsere Vor-Saison hat begonnen; es füllt sich allmälig, und wir begegnen einem merklichen Unterschiede zwischen der gegenwärtigen Saison und den drei vorangegangenen Jahren. Im Januar 1865 und 1866 war die Anzahl der Besucher zwischen Januar und Mai ganz unerheblich, etwa 6—10; in diesem Jahre belief sie sich schon auf 165. Unter den Gästen dominiren bis jetzt die Engländer, die sich von der Colonie zu Pau oder Thout hierher abgezweigt hatten. Inzwischen verläuft die Saison noch sehr ruhig, abgesehen von einem kleinen Erdbeben, welches aber Niemandem Schrecken einflößte. Inzwischen ist auch das Theater in Erwartung der nahen Saison eröffnet worden, und wäre nur zu wünschen, daß die unteren Bauten bis dahin vollendet wären; denn nichts ist ungraziöser als eine kleine Stadt, welche eben im Begriff steht, Toilette zu machen.

In Carlsbad befanden sich am 28. Mai c. bereits über 400 Kurgäste, darunter eine beträchtliche Anzahl verwundeter Offiziere, namentlich von der österreichischen Armee. — Nach den bereits von dort eingegangenen Meldungen wird die Frequenz der diesjährigen Saison die Zahlen aller früheren Jahre bei Weitem überholen. — Für ein Quartier in der Nähe der Wiese (Markt), bestehend aus 1 Stube und 2 Kammern, mußte vom 1. Juni ab 40 Gulden per Woche bezahlt werden, excl. Bedienungsaufwand. Im Juli findet eine weitere erhebliche Steigerung der Miethspreise statt, so daß für eine Wohnung 2 Treppen hoch (Stube und Cabinet) 20—30 fl. angelegt werden müssen.

Miscellen.

Zürich. [Ersatz der Erfindungs-Patente.] Der gegenwärtig als Professor am hiesigen Polytechnicum angestellte Dr. Böhmert, welchem man bereits die Einführung von „Kongressen deutscher Volkswirthe" zu danken hat, hat jetzt folgenden Aufruf erlassen:

Die Erfindungspatente gehören zu den bestrittensten Einrichtungen unserer industriellen Gegenwart. Der Glaube an ihren Nutzen und an die Möglichkeit ihres Fortbestehens ist überall tief erschüttert. In England und Frankreich ist in neuerer Zeit von sachkundiger Seite nicht nur die Unhaltbarkeit der dort geltenden Patentgesetzgebung nachgewiesen, sondern gleichzeitig die gänzliche Beseitigung der Erfindungspatente, als einer nicht mehr zeitgemäßen Einrichtung, empfohlen worden. Es werden dort alljährlich Patente ertheilt für eine Unzahl von Dingen, die weder neu, noch besser als andere gleichartige Gegenstände sind. Die Präsumtion der besonderen Güte, welche den patentirten Gegenständen entgegenkommt, läuft häufig nur auf eine Täuschung der Käufer hinaus und verleitet zur Charlatanerie. Die Erfindungspatente vertheuern den Preis der Patentobjekte und beschränken die Ausdehnung ihres Gebrauchs. Diese Vertheuerung verursacht einzelnen Industriezweigen wesentliche Nachtheile, die einem ganzen Lande die Konkurrenz mit anderen Industriestaaten erschweren können. Ferner pflegt das Patentmonopol den Fortschritt der Industrie auch schon deshalb zu beeinträchtigen, weil alle diejenigen, welche gleichzeitig eine wichtige Entdeckung gemacht oder danach geforscht haben, zu Gunsten eines Einzelnen an der Verbesserung neuer Erfindungen verhindert werden. Hierzu kommt, daß der mit so großen Opfern für das Publikum, mit lästiger Ueberwachung der Industrie, mit Chikanen, Prozessen und Konfiskationen verbundene Patentschutz in der Regel nicht einmal den wirklichen Erfinder belohnt, sondern gewöhnlich nur denjenigen begünstigt, der fremde Ideen geschäftlich auszubeuten versteht.

Veranlaßt durch das Gewicht dieser Gründe, hat die preußische Regierung vor einigen Jahren sämmtliche Handelskammern ihres Landes zu einer Begutachtung der Fragen aufgefordert, ob die Nachtheile der Patentgesetzgebung nicht die Vortheile überwiegen, und ob mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Standpunkt der Industrie es der durch die Patente bezweckten Anregung des Erfindungsgeistes jetzt noch bedürfe? Sie hat bei dieser Gelegenheit in ihrem offiziellen Cirkularerlaß ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß in der Schweiz, wo bisher Patente nicht verliehen worden sind, ein ungünstiger Einfluß auf die Entwickelung der Gewerbthätigkeit sich nicht bemerklich gemacht habe. Infolge dieser Anfragen haben sich 31 preußische Handels- und Gewerbekammern auf Grund sorgfältiger Gutachten für die Aufhebung des Patentmonopols erklärt, während nur 16 für Beibehaltung desselben votirten. Schon vor Erstattung dieser Gutachten hatte sich der im September 1863 in Dresden abgehaltene Kongreß deutscher Volkswirthe nach eingehenden Berathungen mit großer Majorität für vollständige Beseitigung der Erfindungspatente ausgesprochen.

Die erwähnten Thatsachen deuten darauf hin, daß das Fortbestehen der Patente sehr zweifelhaft geworden ist. Wäre der Patentschutz überhaupt zweckmäßig, so könnte er nur noch durch ein von allen Industriestaaten anerkanntes internationales Patentgesetz mit einem überall gleichartigen Verfahren aufrecht erhalten werden. Eine solche internationale Vereinbarung ist aber schon deshalb unmöglich, weil mehrere Staaten das ganze Prinzip des Patentwesens als schädlich verwerfen.

Es gilt daher, auf Mittel und Wege zu sinnen, welche besser als der Patentschutz geeignet sind, den Erfindungsgeist zu ermuntern und die für wichtige Entdeckungen aufgewandten Kosten und Mühen zu vergüten. Als ein wirksames Mittel zur Erreichung dieses Zwecks erscheint die Gründung eines internationalen Fonds zum Ersatz der Erfindungspatente. Die Aufgabe eines solchen Fonds würde darin bestehen, die von den Erfindern dem öffentlichen Wohl geleisteten Dienste durch freiwillige Beiträge der Gesellschaft zu belohnen und die Kosten der Vorbereitungsversuche für wichtige Entdeckungen zu vergüten. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um Belohnung

für ſolche unpatentirte Erfindungen handeln, deren Bedeutung ſich bereits praktiſch bewährt hat.

Ein ſolcher internationaler Fonds wird die Bildung nationaler Fonds in den einzelnen Staaten nicht ausſchließen, ſondern im Gegentheil dazu anregen und die freie Thätigkeit von Privaten und Vereinen überall beleben. In jedem Lande werden ſich unparteiiſche Sachverſtändige finden, die, aus der Wahl von Vereinen hervorgegangen, ſich zu einer Jury vereinigen, um entweder ſelbſtſtändig über zu gewährende Nationalbelohnungen zu entſcheiden oder der zu bildenden internationalen Jury ihre Vorſchläge zu unterbreiten.

Dieſe internationale Jury wird mit einem ihr zur Verfügung ſtehenden größern Fonds den Mittelpunkt des alle Nationen umſchlingenden Bundes von Privaten und Einzelvereinen bilden, um alle wichtigen Erfindungen raſch zum Gemeingut der Menſchheit zu machen und die Namen der Erfinder in die Oeffentlichkeit zu tragen.

Die vorgeſchlagene Inſtitution kann ohne Staatshülfe und Regierungseinfluß aus der freien Privatthätigkeit der Geſellſchaft emporwachſen und alle Gegner des Patentſchutzes zu einer wirkſamen Liga vereinigen, um an Stelle des Monopols und der egoiſtiſchen Geheimhaltung von Erfindungen die freie Concurrenz und den werkthätigen Gemeinſinn der Erfinder zu ſetzen. Das Erfinden wird dann nicht bloß eine individuelle Geldquelle, ſondern gleichzeitig eine allgemeine Wohlfahrtsquelle werden. Jeder Erfinder wird ein Intereſſe daran haben, ſeine Entdeckungen und Verbeſſerungen raſch zum Gemeingut zu machen und das öffentliche Urtheil herauszufordern. Der Arbeiter wird ſeine nützlichen Beobachtungen und Erfahrungen, ſeine Kunſtgriffe und Verbeſſerungen in Zukunft nicht mehr dem Arbeitgeber aus Mißgunſt oder Vorurtheil verheimlichen und an Concurrenten zu verkaufen ſuchen, ſondern eine raſche Mittheilung und Veröffentlichung vorziehen, und in der Regel auch den verdienten Lohn und die gebührende Anerkennung für wirkliche Leiſtungen finden. Ein erfinderiſches Streben wird dann in alle Zweige der Production bis in die unterſten Arbeiterklaſſen einziehen und das Capital wird in den Stand geſetzt werden, die erfinderiſchen Arbeiter ſelbſt aufzufinden und emporzuziehen.

Es werden ſich ohne Zweifel mit dem Verſchwinden der Erfindungspatente noch verſchiedene andere Formen zur Entſchädigung oder Belohnung der Erfinder herausbilden. Das Beiſpiel der deutſchen Eiſenbahnverwaltungen, welche einen Fonds zur Belohnung techniſcher Erfindungen im Eiſenbahnweſen geſchaffen haben, wird auch von Seiten anderer Fabrikationszweige Nachahmung finden. Die Bewegung nach dem großen Ziele der Beſeitigung des Monopolweſens kann indeſſen durch einen internationalen Bund aller Freunde der freien Concurrenz weſentlich gefördert werden.

Die Pariſer Weltausſtellung bietet eine willkommene Veranlaſſung, ein auf dem Grundſatze der freien Selbſthülfe ruhendes Heilmittel gegen die Nachtheile der Erfindungspatente zu empfehlen. Die Schweiz, welche bisher der Einführung des Patentſchutzes beharrlich widerſtanden hat, ſcheint beſonders berufen, die Initiative zur Durchführung der angeregten Idee durch freiwillige Beiträge ſo wie durch Gründung von Vereinen zu ergreifen.

Wie vor wenigen Jahren von Genf aus die militäriſche Krankenpflege als internationale Angelegenheit geordnet und durch ein Syſtem gehörig inſtruirter Vereine geſichert worden iſt, ſo möge auch der Vorſchlag einer internationalen Pflege des Erfindungsgeiſtes von der freien Schweiz aus ſich ſiegreich Bahn brechen, damit die erfinderiſche Arbeit, durch werkthätigen Gemeinſinn veredelt, zur Höhe ihrer idealen Culturaufgabe emporgehoben werde.

Indem der Unterzeichnete bemerkt, daß ein Verein zur Ausführung des angeregten Vorſchlags in der Bildung begriffen iſt, erklärt er ſich einſtweilen bereit, alle auf den Gegenſtand bezüglichen Vorſchläge und Beiträge entgegenzunehmen und ſeinerzeit über den Stand der Sache Bericht und Rechnung abzulegen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

In Paris ist augenblicklich eine kleine Pause eingetreten. Regierende Häupter befinden sich außer den beiden Großherzogen von Baden und Mecklenburg, von denen der Letztere unter dem Incognito eines Grafen Schwerin reist, so wie dem Vicekönig von Aegypten, jetzt nicht zum Besuche dort; dagegen versäumen die Blätter keinen Tag, die ferner erwarteten Fürsten anzukündigen. So erwartet man am 2. Juli den Sultan, etwa gleichzeitig mit der Königin von Spanien in Begleitung ihres Gemahls; auch gerüchtweise verlautet, daß die Königin von England nächste Woche nach Paris kommen werde, aber das strengste Incognito beobachten. Sie hat jede Feierlichkeit abgelehnt aus Erinnerung an den Prinz-Gemahl, mit dem sie bekanntlich die erste Allgemeine Ausstellung (1855) besuchte.

Selbstredend wartet das politische Publikum mit peinlicher Spannung darauf, daß ein Theil des Schleiers sich lüfte, welcher die politischen Ergebnisse der Festlichkeiten deckt, die während der Anwesenheit unseres Königs und des Kaisers von Rußland in Paris statthatten. Bis jetzt verlautet von den Ergebnissen fast Nichts.

Nur von einem Resultate der fürstlichen Zusammenkunft erhält man Kunde; es betrifft das Schicksal des Kaisers Maximilian; sonst schweigen die Publicisten, entweder weil Nichts weiter überhaupt zu verrathen oder nicht gestattet ist.

Da nun Niemand der Ansicht sein wird, daß die Politik in dem vertrauten Verkehre der drei mächtigen Herrscher ganz ausgeschlossen gewesen, und da auch wiederholt Besprechungen unter ihren ersten Ministern stattgehabt haben, so fällt die Annahme, daß kein weiteres Resultat erzielt sei, zu Boden, und es bleibt die zweite Alternative übrig, daß eine nach allen Seiten zufriedenstellende Abmachung erlangt sei. Und diese Ueberzeugung entspringt aus einer Beobachtung, die wohl noch niemals getäuscht hat. So oft diplomatische Verhandlungen zwischen zwei oder mehreren Mächten gepflogen werden, welche zu keinem Einverständniß führten, fühlte jede der verhandelnden Mächte das Bedürfniß, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, entweder um mittelst derselben einen Druck auf die dissentirende Macht auszuüben, oder sich ihr gegenüber wegen ihres Widerspruchs zu rechtfertigen. Die Indiscretion blieb niemals aus; sie war ein diplomatischer Hebel. Das Geheimniß, in welches sich die Pariser Besprechungen hüllen, ist daher ein sicherer Beweis erlangten Einverständnisses, aber über welche Fragen?

Von der polniſchen Frage, welche ſonſt ſtets die Franzoſen ſo ungemein intereſſirte, konnte keine Rede ſein; ſie mußte, abgeſehen von dem großmüthigen Gnadenakt des Kaiſers vom 29. v. Mts., bei Seite gelegt werden in Folge des Attentats Bereczowski's. Die nordſchleswig'ſche Frage war durch die von Preußen ergriffene Initiative in regelrechte Behandlung gebracht worden; die Verhandlungen, die zwiſchen Berlin und Kopenhagen ſchweben, ſchließen jede Einmiſchung einer andern Macht aus. Es bleibt nur die orientaliſche Frage übrig, über die freilich der Vermuthungen viele ſind, die aber, wie es ſcheint, zum Theil erledigt iſt, nämlich was Candia betrifft.

Und ſomit wäre das Programm der Pariſer Beſprechungen erſchöpft? Es wäre nicht die Rede geweſen von der veränderten Machtſtellung Preußens, von dem Zuge nationaler deutſcher Einigung und nicht von den Gefühlen, die Beides bei den Franzoſen wachgerufen oder vielmehr neu angeregt hat? Wer möchte das behaupten? Die Berührung dieſer Fragen lag ſo nahe, ſie haben aber durch den intimen Verkehr der drei Monarchen und ihrer Miniſter unter ſich einen Abſchluß erlangt und neue Bürgſchaften für die Erhaltung des Friedens ſind gewonnen.

Die große ſkandinaviſche Partei glaubte vor einigen Jahren, den Plan, das dreieinige Königreich Margarethen's wieder aufzurichten, durch eine Combination verwirklichen zu können, nach welcher der jetzige Kronprinz von Dänemark die Prinzeſſin Louiſe, die Tochter König Karl's XV. von Schweden, der bekanntlich ohne männliche Leibeserben iſt, heirathen ſollte. Der präſumtive Thronfolger in Schweden, Prinz Oskar, Bruder des Königs, wäre dann gezwungen worden, für ſich und ſeine männliche Descedenz auf jedes Erbrecht zu verzichten. Mächtige Einflüſſe waren in Kopenhagen und Stockholm für das Projekt thätig, das — einen Moment lang der Verwirklichung ziemlich nahe — jetzt als geſcheitert betrachtet werden kann. Am Stockholmer Hofe hat neuerdings die ſkandinaviſche Einheitsidee bedeutend an Schwerkraft verloren, und es ſcheint, daß König Karl XV. ſelbſt ſich für ein anderes Projekt intereſſirt, das die Dynaſtie der Bernadotte mit dem Geſchlechte der Hohenzollern verbinden ſoll. Skandinavier von reinſtem Waſſer, die von dieſem Plane freilich noch nichts ahnen, dürften dann wahrſcheinlich eine ruſſiſche Intrigue hinter demſelben vermuthen, da für ſie Alles von Rußland ausgeht, was geeignet iſt, ihre Zukunftsphantaſieen unliebſam zu ſtören.

Fern ſei es uns, etwa eine Beſchreibung, und wenn auch eine noch ſo kurze, von den Feierlichkeiten, die bei der ungariſchen Königskrönung in Peſth ſtattgehabt, zu geben, obgleich die Manieren dabei, die einem Reitervolke würdig ſind, Intereſſe erwecken und Einem ein Ritual vom Jahre 1000 vor Augen führen. Es kann ja dieſe Krönung vornehmlich nur inſofern intereſſiren, als ſie momentan die Magyaren beruhigt hat, indem nach einem achtzehnjährigen Kampfe und nach vielfach mißlungenen Verſuchen die Verfaſſung hergeſtellt iſt. Die Geſchichte Ungarns iſt reich an ſolchen hartnäckigen Kämpfen zwiſchen dem Regenten und der Nation, und ſeitdem der

erſte Fürſt aus dem Hauſe Habsburg, ſeitdem Herzog Albrecht V. im Jahre 1438 zu Stuhlweißenburg mit der ungariſchen Krone geſchmückt und mit dem Krönungsmantel bekleidet wurde, bis auf den vorletzten apoſtoliſchen Geſalbten, bis auf Ferdinand V., der im Jahre 1830 als Erzherzog bei Lebzeiten ſeines Vaters Franz und mit deſſen Einwilligung in Preßburg die Weihe als König von Ungarn empfing — haben heftige Reibungen und Ausſöhnungen zwiſchen Fürſt und Land dort oft mit einander gewechſelt.

Die Fragen liegen nahe: Iſt das Volk der Magyaren, das ſich ſo leicht begeiſtert, nunmehr beruhigt? iſt mit der Krönung des Kaiſers von Oeſterreich der Bund zwiſchen Volk und Dynaſtie für immer befeſtigt? was wird Koſſuth und ſeine Anhänger machen? wie werden ſich die Verhandlungen, welche in Peſth zwiſchen den Mitgliedern der Reichstags-Deputation und den ungariſchen Parteiführern ſtattfanden, ferner geſtalten? werden die Magyaren Angeſichts der Hinfälligkeit, die der moderne Conſtitutionalismus in den Kriſen der Gegenwart beweiſt, mehr Luſt als ſonſt haben, die Bollwerke ihres Verfaſſungslebens, wie ſehr dieſelben auch mit dem centraliſirten Parlamentsſyſtem im Widerſpruche ſtehen, abzutragen? was wird das Schickſal von Croatien und Slawonien ſein?

Wir wollen dieſe Fragen noch vorläufig unbeantwortet laſſen und nur noch in Bezug auf die vorletzte erwähnen, daß die Ungarn die Bürgſchaften ihres Verfaſſungslebens in der Organiſation ihrer Comitate und Municipien ſuchen. Die Regierung mußte, wenn die große Selbſtſtändigkeit jener die Verſuche der Habsburger, die Landesverfaſſung zu ändern, ſiegreich zurückgewieſen hatte, immer wieder nach dem Landtage als ihrem letzten Nothanker greifen, weil ſie durch deſſen Beſeitigung nichts erzielte, als daß einige fünfzig weit unbotmäßigere Comitatscongregationen — die Municipalverſammlungen der Städte gar nicht zu rechnen — Winkelparlament ſpielten. Natürlich führte dieſe Souveränetät der Comitatspolitiker auch wieder zu Unzukömmlichkeiten, die mit dem Syſteme der Miniſter-Verantwortlichkeit doppelt unverträglich ſein müſſen, da jede Congregation ſich das Recht anmaßt, auch gegen Landtagsbeſchlüſſe zu proteſtiren. Ugocza z. B., das kleinſte Comitat, erfreut ſich noch heute des Spitznamens: „Ugocza non coronat“, weil die ehrbaren Tablabiro's des Comitates in dem Archive deſſelben einen Congregationsbeſchluß gegen die vom Landtage acceptirte pragmatiſche Sanction deponirten und die weibliche Erbfolge Maria Thereſia's nicht anerkannten. — Wenn es den Ungarn gelingt, das Municipalſyſtem, welches eine die Verfaſſung unterminirende Büreaukratie nun einmal durchaus nicht aufkommen läßt, mit den materiellen Anforderungen der Neuzeit und des Parlamentarismus in Einklang zu bringen, dann werden ſie das Ei des Columbus entdeckt haben.

Die Dinge in Süd-Amerika.

Seit unſerer Ueberſchau des dort ſich Geſtaltenden, im November des vergangenen Jahres, haben ſich die äußeren und äußerlich erkennbaren Verhältniſſe zwar nicht weſentlich geändert, aber in den inneren Beziehungen theils der unter ſich einigen, theils der untereinander ſtreitenden politiſchen Gruppirungen haben ſich neue Momente herausgeſtellt, die wohl geeignet ſind, wieder die Aufmerkſamkeit dahin zu lenken. Nach dem beklagenswerthen Scheitern des Verſuches in Mexiko, den unerträglichen Zuſtänden einer endloſen Revolution ein Ende zu machen, muß ſich das Intereſſe mit doppelter Kraft dem Verſuche zuwenden, welchen Braſilien in Süd-Amerika macht, wenigſtens die ſämmtlichen Plataländer als ſeine nächſten Nachbaren von dieſer furchtbaren, alles hemmenden oder wieder einreißenden Geißel zu befreien; ein Verſuch, dem ſich ebenfalls die entſchiedenſten Hinderniſſe entgegenſtellen, und zwar von einer Seite her, wo man es nicht erwartet hatte. Daß alle Präſidenten-Candidaten, alle Portefeuille-Jäger, alle unzufriedenen Generale und Oberſten, alle Caudillos, Advokaten, und in jedem der Plataſtaaten eine der ringenden Lokal-Parteien, Gegner dieſer immer deutlicher hervortretenden Abſicht Braſiliens ſind, kann nicht befremden; es ſind dieſelben Elemente, welche auch in anderen Ländern eine inſtinktive Abneigung gegen geordnete Zuſtände und jedes Regiertwerden haben. Alle dieſe Leute fühlen ſehr wohl, daß die Triple-Allianz, welche Braſilien mit der argentiniſchen Conföderation und mit der orientaliſchen Republik geſchloſſen, noch ganz andere Zwecke hat, als den Diktator Lopez aus Paraguay zu vertreiben, daß ſie in der Abſicht geſchloſſen und geformt worden iſt, der immerwährenden politiſchen Unruhe ein Ende zu machen, welche dieſe reichen, von Gott ſo geſegneten Länder in unglaublicher Weiſe lähmt und von ihrer Entwickelung zurückhält. Vor der Hand iſt der tapfere und an und für ſich ſelbſt ehrenwerthe Widerſtand, welchen das Heer des Diktators von Paraguay leiſtet, noch ein Hinderniß für die politiſche Weiterwirkung der Triple-Allianz, und es iſt ſehr möglich, daß überhaupt der ganze Plan Braſiliens ſcheitert, wenn nicht den jetzt jahrelang vorbereiteten Kriegsoperationen bald ein eclatanter Sieg folgt, wenn die künftigen Verhältniſſe Paraguays nicht von der Triple-Allianz in Aſſuncion ſelbſt geordnet werden und die Zwingburgen Humaita, Olympo und Itapuá nicht von ihren jetzigen Stellen verſchwinden. Folgen wir in unſerer Ueberſchau der ſchon früher gewählten Form durch Beſprechung der gegenwärtigen Verhältniſſe jedes einzelnen der betreffenden Staaten.

Die Republica oriental del Uruguay befindet ſich ſeit Beendigung des letzten Bürgerkrieges, durch welchen mit entſcheidender Hülfe braſilianiſcher Truppen der vorige Präſident Aguirre abgeſetzt und der General Flores als proviſoriſcher Regent an die Spitze der Verwaltung geſtellt wurde, materiell in größerer Blüthe als je zuvor, und alle Nicht-Ehrgeizigen, alle Kaufleute und Induſtrielle, ſo wie die ganze arbeitende Bevölkerung von Monte-

Video ſind für Flores und Aufrechterhaltung der Triple-Allianz. Dieſer materielle Wohlſtand hat ſeine Veranlaſſung in ſehr verſchiedenen Dingen; zunächſt in dem Charakter eines großen Kriegsdepots für die auf dem Kriegsſchauplatze in Süd-Paraguay operirenden braſilianiſchen Truppen. So wenig Uruguay ſelbſt für dieſen Krieg thut, ſo unverhältnißmäßig gewinnt es durch denſelben. Der ganze Handel und die ganze Verſchiffung baſirt ſich auf den Krieg, auf die Proviantirung, auf die in Monte-Video und Paysandu etablirten koloſſalen Depots. Alle Transportſchiffe mit Truppen von Rio de Janeiro oder Rio Grande machen hier Station. Bis auf den letzten Hafenarbeiter herab, hat alle Welt direkten oder indirekten Vortheil vom Kriege. Man ſieht nur braſilianiſches Geld, und ſowohl dieſes überall mächtige Verſöhnungsmittel, als das einſichtsvolle und reſervirte Benehmen der in Monte-Video ſtationirten braſilianiſchen Offiziere und Beamten, haben die frühere nationelle Abneigung der Orientalen gegen Braſilien zum Beſſern gewandelt. Alle Braſilianer, welche in irgend einer Beziehung zur Regierung ſtehen, ſcheinen den gemeſſenen Befehl erhalten zu haben, ſich auf keine Weiſe in die politiſchen Angelegenheiten und Diskuſſionen der Orientalen zu miſchen, und bei der leidenſchaftlichen Neigung der Braſilianer, wie ſo ziemlich aller Süd-Amerikaner, ſich an politiſchen Diskuſſionen zu betheiligen, mag es dieſen Offizieren und Beamten oft recht ſchwer werden, den kaiſerlichen Befehl zu befolgen. Dieſe Diskuſſionen ſind natürlich ſeit der Rückkehr des Generals Flores von dem Kriegsſchauplatze nach Monte-Video, nur noch lebendiger geworden und drehen ſich um den von dem proviſoriſchen Präſidenten bei Uebernahme ſeines Amtes ſelbſt gethanen Ausſpruch, es ſei nöthig, den wiederholten ganz illegalen und revolutionären Präſidentenwahlen auch einmal eine vollkommen legale nach allen Vorſchriften der Conſtitution folgen zu laſſen. Hätte dieſe Wahl bald nach der Einnahme Monte-Video's durch die braſilianiſchen Truppen, alſo nach der vollſtändigen Niederlage der Blancos-Partei ſtattgefunden, ſo würde unzweifelhaft der Name des Generals Flores aus dem Scrutinium hervorgegangen ſein. Nachdem der General aber über ein Jahr abweſend und auf dem Kriegsſchauplatze geweſen, das ganze Contingent von Uruguay — 1600 Mann — in den Kämpfen am Yatai, bei Tuyuti und am Eſterrovelhacão aufgerieben iſt, der Krieg noch immer fortdauert, die Blancos-Partei wieder rührig geworden iſt, und mancherlei Gefahren dem Staate drohen, weil ſein proviſoriſcher Präſident feſt an der Tripel-Allianz hält, iſt das Reſultat der Abſtimmung keineswegs mehr ſo geſichert. Nach dem mißglückten Sturme auf Curupaiti hat nun General Flores, wahrſcheinlich im Unmuthe über die mangelhafte Führung des Ober-Commandos gerade bei dieſem Sturme durch den General Mitre, den Präſidenten der argentiniſchen Conföderation, dann aber wohl auch in dem Gefühle, gar keine Macht zu repräſentiren, da von ſeinem ganzen Contingente nur noch einige 40 Mann übrig ſind, das Lager verlaſſen und iſt nach Monte-Video zurückgekehrt. Hier fand er das Terrain weſentlich anders geworden. Je größer der materielle Wohlſtand, je größer war auch das politiſche Mißbehagen über die immer noch nicht geordneten Zuſtände. Man verlangte die verſprochene, ſelbſt von

Brasilien gewünschte und empfohlene Präsidentenwahl. General Flores fand aber das Experiment gefährlich und verweigerte die Ausschreibung derselben, wenigstens bis nach Beendigung des Krieges gegen Paraguay. Mißstimmungen gegen das übermüthige Betragen einiger Mitglieder seiner Familie suchte er durch Einführung real-nützlicher Institutionen, durch Reisen, welche er durch mehrere Theile der Republik machte, zu beschwichtigen, blieb aber bei Vertagung der Wahl. Eine revolutionäre Bewegung, die bei solchen Verhältnissen in anderen südamerikanischen Staaten nicht lange auf sich warten lassen würde, ist, so lange der Schutz und die gerade durch den Krieg sehr bedeutende Macht Brasiliens dauert, in Uruguay nicht zu fürchten; selbst die Bewegungen, welche in der argentinischen Conföderation stattgefunden, fanden in Uruguay weder Echo noch Anhalt, obgleich Elemente genug vorhanden sind, welche eine solche Bewegung herbeisehnen und auch unterstützen würden; aber das Bewußtsein, daß Brasilien, so lange General Flores zur Triple-Allianz hält, mit seiner Flotte und seinen Truppen bei der Hand sein würde, um jede Revolution niederzuhalten, hält die Ruhe aufrecht. Als General Flores die alliirte Armee verließ, sprach sich vielfach, je nach den Parteien, die Hoffnung oder die Furcht aus, er werde sich von der Triple-Allianz, für welche er und die Republik ja thatsächlich nichts mehr leisteten, lossagen, und die drohenden diplomatischen Noten, welche nach einander Chile, Peru, Bolivia gegen die Triple-Allianz erließen, ja zuletzt das Anerbieten der nordamerikanischen Union zu einer Vermittelung mit Paraguay, hätten den General wohl dazu bestimmen können, aber er hielt fest an dem einmal eingegangenen Bündnisse, in welchem er mit klarem staatsmännischen Blick den besten Halt für sich selbst und den einzigen wirksamen Schutz gegen die Revolution erkannte. Ohne alles Ausweichen, ohne jede Phrase und Reserve hat Flores bei mehreren Gelegenheiten seinen festen Willen erklärt und bethätigt, mit Brasilien und der Conföderation unerschütterlich stehen, um die immerwährende Drohung Paraguays brechen zu wollen. Im schneidenden Gegensatze dazu steht freilich die vollkommene militärische Ohnmacht der Republik. Von einer Armee ist keine Spur zu entdecken. Kaum sind in der Hauptstadt so viele Uniformen tragende Proletarier, daß Zollhaus, Gefängniß und Hauptwache nothdürftig besetzt werden können. Anwerben läßt sich Niemand mehr, weil eben Handel und Wandel blühen. Findet sich hin und wieder ein ganz verkommenes Subjekt, das auf keine andere Weise seinen Lebensunterhalt erwerben kann, so geht es zu den brasilianischen oder argentinischen Truppen. Trotz der ausgedehnten Seeküste, guten Häfen und schwunghaft betriebenen Rhederei hat die orientalische Republik auch jetzt noch nicht ein einziges Kriegsschiff, und bei der Ebbe im Staatsschatze, die bei dem allgemeinen Wohlstande allerdings doppelt verwunderlich ist, dürfte noch lange Zeit vergehen, bis die orientalische Flagge wieder auf einem Staatsschiffe weht. Dieser Mangel einer Marine machte sich besonders in der Zeit bemerklich, wo Chile Händel mit Uruguay suchte und die spanische Flotte, längere Zeit gastlich aufgenommen, bei Monte-Video vor Anker lag. Damals hieß es, eine chilenische Flotte werde in der Plata-Mündung erscheinen, und wenn sie mit der

ſpaniſchen Flotte fertig geworden, Monte-Video bombardiren. So lange die braſilianiſche Flotte noch gegen Paraguay zu thun hatte, konnte ein ſolcher Zwiſchenfall dem Staate wie der Stadt ſehr gefährlich werden. Die großen Worte der chileniſchen Regierung wurden aber nicht durch Thaten unterſtützt, und ſo ging bis jetzt auch dieſe drohende Wolke vorüber. Die früher ſprüchwörtlich gewordene Rivalität der beiden Städte Monte-Video und Buenos-Ayres hat gegenwärtig ganz aufgehört. Ein unterſeeiſches Kabel durch den Plata-Liman verbindet jetzt beide Städte telegraphiſch, und da die beiderſeitigen Regierungen ſich bei jeder Gelegenheit freundſchaftlich gegeneinander benehmen, ſo bricht ſich die Ueberzeugung Bahn, daß eine ſich abhetzende Rivalität zu gar nichts führt, beide Städte und Häfen aber ſehr wohl nebeneinander beſtehen können. Als jene Verſchwörung in Buenos-Ayres entdeckt wurde, von welcher wir weiterhin noch ſprechen werden, erſchienen in Monte-Video eine Menge politiſcher Flüchtlinge und verſuchten auch, von den Blancos unterſtützt, von hier aus ihre Intriguen fortzuſetzen, namentlich ſich mit dem alten Urquiza in Entre-Rios in Verbindung zu ſetzen. Man ließ ſie anfangs ruhig ihr Weſen treiben. Als aber Beſchwerden von Buenos-Ayres einliefen und die Rührigkeit der Blancos auf eine Verbindung derſelben mit jenen Flüchtlingen hinwies, ſchritt General Flores ſogar perſönlich ein und brachte dieſe Leute vollſtändig zur Ruhe. Auch das beweiſt ein ehrliches Feſthalten an dem Bündniſſe mit dem Kaiſerreiche und mit der Conföderation, denn jene Verſchwörung war indirekt gegen die Triple-Allianz gerichtet, wenn ſie auch als nächſten Zweck den Sturz des Präſidenten Mitre und die Umgeſtaltung der Conföderation proklamirte.

So geht denn aus den bisherigen Wahrnehmungen hervor, daß die orientaliſche Republik, ſo lange General Flores ihr proviſoriſcher oder wirklicher Präſident iſt, zu Braſilien halten und dafür deſſen Schutz genießen wird. Zwar ſind die Agenten des Diktators Lopez immer noch beſchäftigt, den Orientalen vorzuhalten, daß Braſilien es eigentlich auf eine Annectirung Uruguays abgeſehen habe und den Gedanken nie aufgeben werde, die Provinz, welche das Kaiſerreich unter dem Namen der Cisplatina einſt beſeſſen, wieder zu gewinnen. Unaufhörlich erſcheinen in England, in Nord-Amerika und in Spanien Broſchüren und Zeitungsartikel, welche dies Thema mit ſo offener Vorliebe und großem Eifer behandeln, daß man eine gegebene Parole vorausſetzen muß, denn die Thatſachen widerſprechen dieſen Calculs doch ſo ſchlagend, daß nur Trugſchlüſſe und Prophezeiungen noch im Stande ſind, dem ſehr gerechtfertigten Zweifel wenigſtens momentan zu imponiren. In Uruguay ſelbſt ſcheint Niemand mehr eine ſolche Annectirung zu fürchten, die auch für Braſilien gar keinen Sinn haben würde. Die Staatsmänner des Kaiſerreiches ſcheinen — ſo entgegengeſetzt die Syſteme ſind, welche bei den raſch wechſelnden Miniſterien zur Geltung kommen — doch über den Einen Punkt vollkommen einig zu ſein, daß die compacte Maſſe der in Braſilien herrſchenden Nationalität keinen Zuſatz durch eine andere erträgt und daß die zwangsweiſe oder ſelbſt freiwillige Anfügung eines Bruchtheiles der durchaus ſpaniſchen Race an die portugieſiſche nur zu endloſen Unruhen und Kämpfen

führen würde. Dem übergroßen Brasilien kann es nicht an einem verhältnißmäßig kleinen Stückchen Landes liegen. Alles muß ihm aber daran gelegen sein, die portugiesische Nationalität so compact als möglich zu bewahren. Was sich seit Jahrhunderten in Europa nicht hat vereinigen lassen — Spanien und Portugal —, wird auch in Süd-Amerika nicht gelingen. Uruguay wird zu allen Zeiten ein guter Nachbar sein, wenn man die Republik wohlwollend behandelt; als Unterthanen würde Brasilien aber sehr schlecht mit den Orientalen fahren.

Die argentinische Conföderation hatte seit unserer letzten Ueberschau schwere Prüfungen zu bestehen, und wir haben uns nicht geirrt, als wir glaubten dergleichen voraussagen zu dürfen. Jene Unterredung des Präsidenten Mitre mit dem Diktator Lopez von Paraguay, die er als Oberbefehlshaber der alliirten Armee gegen den Rath der brasilianischen Generale bewilligte, und der mißglückte Sturm auf Curupaiti, dessen fehlerhafte und übereilte Anordnung ihm allein zugeschrieben wird, machten die Stellung Mitre's als Oberbefehlshaber zweifelhaft, und es hieß damals schon, Brasilien werde sich gezwungen sehen, seine Truppen und Flotte in andere Hände zu geben, denn die Armee hatte kein Vertrauen mehr zu ihrer obersten Leitung. Auch die argentinischen Truppen hatten sich nicht in dem Grade zuverlässig gezeigt, wie die brasilianischen, und demzufolge war eine Mißstimmung im Lager der Alliirten nicht zu verkennen. Die Presse von Buenos-Ayres und in den kleineren Staaten der Conföderation gab dieser Mißstimmung öffentlichen Ausdruck, und zwar mit steigender Heftigkeit. Blind gegen den unermeßlichen Schaden, den ein Rücktritt von der Tripel-Allianz der Conföderation für die Zukunft bringen mußte, wollte man sich nur die Unbequemlichkeiten und Demüthigungen des Augenblicks vom Halse schaffen, und predigte daher das Aufgeben der weiteren Theilnahme an dem Kriege gegen Paraguay, dessen langsamer Verlauf ja beweise, wie selbst das mächtige Brasilien mit diesem determinirten Feinde doch nicht zu Ende zu kommen wisse. Allerdings hat es sich jetzt herausgestellt, daß ein Theil dieser Presse erkauft und bewußt den Feinden der gegenwärtigen Gestaltung der Conföderation dienstbar war; aber selbst die unbefangenen Blätter konnten sich der Wahrnehmung und dem Bekenntniß nicht verschließen, daß die Conföderation und ihr Repräsentant, General Mitre, keine besonders glänzende Rolle spiele, und halfen so der zunehmenden Opposition. Nach der Reihe wurden alle möglichen Drohungen und Vorspiegelungen in's Gefecht geführt, unter Anderem plötzlich das Gerücht verbreitet, der Präsident von Bolivia, General Melgarejo, ziehe im Süden seines Landes Truppen zusammen, um einen Einfall in die nördlichen Staaten der Conföderation zu machen, was als eine Diversion zu Gunsten Paraguays dargestellt wurde. Die Noten Chile's und Peru's wurden als besonders gefahrdrohend für die Conföderation commentirt, und gegen fernere Truppensendungen — das heißt in der Conföderation: gegen ein weiteres Aufgebot von Nationalgarden — protestirt. So lange diese Diskussionen nur in der Presse laut wurden, hatte es keine Gefahr damit; sie sollte sich aber sehr bald auch in das öffentliche Leben übertragen

und eine ganz bestimmte sehr positive Gestalt gewinnen. In dem am fernsten westlich, und zwar an der Grenze von Chile gelegenen Staate Mendoza brach nämlich eine Revolution aus. Der gesetzmäßige Präsident des Staates, den die Conföderations-Regierung anerkannt, wurde von einem gewissen Rodriguez nach süd-amerikanischer Façon abgesetzt, das heißt von einigen unruhigen Köpfen aus Stadt und Land Mendoza entfernt, so daß Rodriguez sich ohne Weiteres auf den faktisch leer gewordenen Präsidentenstuhl setzte und mit Hülfe einer aus Chile herübergekommenen bewaffneten Schaar von Abenteurern den Staat — er hat überhaupt nur 50,000 Einwohner, und davon 10,000 in der Stadt Mendoza selbst — reorganisirte. Der vertriebene Präsident meldete den Vorgang nach Buenos-Ayres an den Vice-Präsidenten der Conföderation, Paz; gleichzeitig meldete aber auch Rodriguez, man möge sich für die Conföderation nicht beunruhigen; das Pronunciamento sei ein durchaus lokales. Man habe allerdings in der landesüblichen Form die Regierung verändert, hoffe sie aber auch verbessert zu haben; eine Lossagung von der Conföderation sei keineswegs beabsichtigt, aber allerdings müsse man sich bis zur Beruhigung der Gemüther einstweilen versagen, Rekruten oder Geld zur Fortführung des ganz zwecklosen Krieges gegen Paraguay zu schicken. Somit sei ja Alles wohl in schönster Ordnung. Viva la confederacion! Obgleich der vertriebene Präsident Gonzalez berichtete, man möge die Sache nicht leicht nehmen, denn sie sei von Feinden der Conföderation in Chile angestiftet und werde von dorther unterstützt, beabsichtige auch den Sturz des Präsidenten Mitre, so legte Paz dem Vorgange doch kein besonderes Gewicht bei, that wenigstens nichts, um den nach San Luis entflohenen Gonzalez zu unterstützen, welcher eine Schaar treu Gebliebener um sich versammelte und um Hülfe bat, durch welche er dann hoffe, seine Provinz wieder zu erobern. Anders nahm Präsident Mitre die Sache auf, als ihn der Bericht im Lager der Alliirten von Tuyuti erreichte. Er erkannte nicht allein sofort die Gefahr der entstehenden Bewegung, sondern erhielt auch von Brasilien aus Winke, daß sich dort im fernen Westen eine Wolke zusammenziehe, die direkt gegen die Tripel-Allianz gerichtet sei. Mitre wußte, daß weder in Buenos-Ayres noch in einem der anderen Staaten eine genügende disponible Militärgewalt vorhanden sei, um sie nach San Luis zur Unterstützung des vertriebenen Lokal-Präsidenten Gonzalez verwenden zu können, und befahl daher, daß 300 Mann seiner schon kriegsgewohnten Soldaten den Parana hinunter nach Rosario gebracht werden sollten, wo sich das Depôt für die argentinischen Feldtruppen befand und wo gerade 700 Mann eben ausgebildeter Rekruten zum Abmarsch in das alliirte Lager bereit waren. Mit diesen, zusammen 1000 Mann, sollte General Paunero, der determinirteste unter den argentinischen Generalen, quer durch das Land bis nach Mendoza marschiren, um die gesetzmäßige Gewalt dort wieder herzustellen. Man hielt dies Anfangs für einen zu großen Aufwand von Kraft gegen einen Sturm im Glase Wasser. Der Verlauf der Dinge zeigte aber, daß Mitre sehr viel richtiger als Paz die Lage erkannt hatte. Ehe General Paunero noch bis San Luis gekommen war, hatten

die Aufſtändiſchen von Mendoza ſchon bedeutend an Terrain gewonnen. Ihre berittenen Banden (Montoneros) hatten die Revolution in die zunächſt an Mendoza grenzenden Staaten La Rioja und San Juan getragen, auch dort die Lokal-Präſidenten verjagt und einen derſelben, der ſich ihnen im offenen Felde entgegenſtellte, geſchlagen, ſo daß der halbe Staat San Luis ebenfalls in Flammen ſtand, und auch in Santa Fé die Faktioſen ſchon das Haupt erhoben. Ein ſo allgemeiner Brand gebot Vorſicht und forderte die Gegenwart Mitre's in Buenos-Ayres, die der Vice-Präſident Paz und der Lokal-Präſident von Buenos-Ayres, Alſina, denn auch dringend verlangten. Mitre ſchien ſich aber dazu nicht entſchließen zu können, weil die Entfernung aus dem Lager für ihn gleichbedeutend mit dem Verluſte des Ober-Commando's war, denn der Kaiſer Dom Pedro hatte bald nach dem Mißglücken des Sturmes auf Curupaiti den alten Feld-Marſchall Marques Caxias zum Ober-Befehlshaber aller kaiſerlichen Landtruppen ernannt und ihm auch das Commando der Flotte unterſtellt. Der bisherige Commandeur der Flotte, Visconde de Tamandaré, trat natürlich von ſeinem Commando zurück, und der Contre-Admiral Ignacio wurde zum Special-Commandeur derſelben berufen. Es trat nun das eigenthümliche Verhältniß ein, daß Mitre, der nur den Rang eines Brigade-Generals hat und nicht glücklich in ſeinen Operationen geweſen war, den Oberbefehl über einen braſilianiſchen Feld-Marſchall führen ſollte, der für den beſten General gilt und in früheren Kriegen ſiegreich geweſen iſt. Ging Mitre jetzt fort, ſo war Caxias und ſomit Braſilien im folgerichtigen Beſitz des Ober-Commando's; er hoffte alſo, daß Paunero allein die Revolution in den kleinen Weſtſtaaten niederſchlagen werde, und blieb. Paz in Buenos-Ayres war zwar inzwiſchen ſchon bedenklicher geworden, als er die Ausbreitung der Mendoza-Aufſtändiſchen ſah; aber er ahnte doch nicht, daß ſich in ſeiner unmittelbaren Nähe ebenfalls ein Ausbruch vorbereitete, bis auch hier die braſilianiſchen, eben ſo thätigen als aufmerkſamen Agenten ihm den Wink gaben, er möge auf ſeiner Hut ſein, denn es bereite ſich eine gefährliche Bewegung gegen die Conföderation in Buenos-Ayres ſelbſt vor. Es ergab ſich denn auch wirklich, daß eine Verſchwörung im Werke war. Die Beſchlagnahme mehrerer Kiſten mit Waffen beſtätigte dieſe Winke, und nun machte Paz wie Alſina durch rückſichtsloſe Energie das bis dahin Verſäumte wieder gut. Mehrere Zeitungen hatten ſich gerade in den letzten Tagen durch die Heftigkeit ihrer Angriffe gegen die Regierung hervorgethan, und bei ihnen begann er ſeine Maßregeln.

Hausſuchungen führten zur Beſchlagnahme verbrecheriſcher Correſpondenzen und zu dem Beweiſe, daß Agenten der chileniſchen Geſandtſchaft jene geradezu zum Aufruhr auffordernden Artikel geſchrieben. Die Redakteure wurden verhaftet und auf ein Pontonſchiff auf der Rheede gebracht, bei weiterem Nachforſchen viele Proletarier im Beſitze von Waffen gefunden, und durch aufgefundene Liſten und Pläne feſtgeſtellt, daß es ſich um eine Verſchwörung gegen den Präſidenten Mitre und die Präponderanz von Buenos-Ayres in der Conföderation gehandelt, wodurch dann ſofort die Auflöſung

der Triple-Allianz, ein Bund mit Paraguay und Krieg mit Brasilien herbeigeführt werden sollte. Zunächst sollten alle Oberbeamten der Conföderations-Regierung wie der Staaten-Regierungen beseitigt werden, und zwar auf dem kürzesten Wege, durch Mord! Da sich in Buenos-Ayres selbst doch nicht Viele fanden, welche ohne Berechnung der Folgen sich kopfüber in ein so gewagtes Unternehmen stürzten, so hatte die Verschwörung auf das Depot paraguitischer Kriegsgefangenen gerechnet und den bei der Capitulation von Uruguayana gefangen genommenen Padre Duarte gewonnen, der hier in Buenos-Ayres umherging und Zutritt zu seinen gefangenen Landsleuten hatte. Als die Sache entdeckt war, fand es die chilenische Gesandtschaft gerathen, rasch eine Vergnügungsreise nach Montevideo zu unternehmen, und Paz sandte ihnen eine große Zahl Verdächtiger nach, so daß Buenos-Ayres die gefährlichen Elemente sämmtlich und auf einmal los wurde. Die Nachricht von diesen Vorgängen bestimmte nun endlich den Präsidenten Mitre, das alliirte Lager zu verlassen und nach Buenos-Ayres zurückzukehren, wodurch eo ipso der Oberbefehl über die gegen Paraguay operirenden Truppen auf den Feldmarschall Caxias überging. Die ersten Besprechungen mit seinem Vice-Präsidenten Paz und dem Lokal-Präsidenten Alsina führten zu einem Rücktritte des ersteren in das Privatleben und zu einer Reise des letzteren an die südlichen Grenzen des conföderirten Gebietes gegen Patagonien, um dort — die neuen Ansiedlungen zu besichtigen! Mitre wollte nun selbst zum General Paunero, denn er fühlte sehr wohl, daß die unterdessen nur noch mächtiger gewordene Revolution in den Weststaaten so rasch als möglich unterdrückt werden müsse, sollte nicht Alles in Frage gestellt werden. Aber die angebotene und von allen drei Contrahenten der Triple-Allianz abgelehnte Vermittelung der Vereinigten Staaten von Nordamerika und die verdächtigen Bewegungen des Generals Urquiza in Entre-Rios, so wie Symptome einer beginnenden Feindlichkeit in Corrientes veranlaßten ihn doch, vor der Hand lieber an dem Sitze der Conföderations-Regierung zu bleiben. Auch dies erwies sich vortheilhaft, denn Paunero hatte nun seinen Vormarsch von San Luis gegen Mendoza begonnen und der Commandeur seiner Avantgarde, Oberst Arredondo, den feindlichen Bandenführern Gebrüder Saa, Videla, Rodriguez und Varela de Angel bei San Ignacio eine so empfindliche Niederlage beigebracht, daß die ganze Gesellschaft über das Gebirge nach Chile zurückfloh. Wie immer in diesen südamerikanischen Kämpfen, genügte dieser Eine Schlag, um den Revolutionsspuk zu zerstreuen, und so ist denn Bartolomeo Mitre in diesem Augenblick wieder im Vollbesitz seiner Autorität. Ob er nun nach Paraguay zurückkehrt, um dort den Oberbefehl wieder zu übernehmen, oder vielmehr ob Brasilien ihm denselben wieder anvertraut, wird wohl von den Operationen abhängen, welche die brasilianischen Generale jetzt zunächst unternehmen. Mitre hat sich abermals überzeugen können, auf wie schwachen Füßen ein republikanischer Präsidentenstuhl in diesen immer bewegten Ländern steht, und erkennt den Schutz vor künftigen Gefahren gleicher Art in der Freundschaft und im Zusammenhalten mit Brasilien. Als er das alliirte Lager verließ, nahm er 4000 Mann seiner Ar-

gentiner mit nach Buenos-Ayres, ſo daß überhaupt nur noch 3000 Argentiner bei dem braſilianiſchen Heere geblieben ſind, das man ſomit kaum noch ein alliirtes nennen kann. Ob nun Mitre den Wiedergewinn ſeiner Autorität dazu benutzen wird, kräftiger als bisher durch Truppenzahl, Material und Verpflegung in dem Kriege gegen Lopez aufzutreten, muß die nächſte Zukunft lehren. Beim Abgange der letzten Nachrichten von dort war die Cholera in Buenos-Ayres ausgebrochen und paralyſirte jede Thätigkeit. Trotz des glänzenden Sieges der geſetzmäßigen Autorität ſcheinen die Federaliſtas — Gegner der Regierung — ihre Pläne doch noch nicht aufgegeben zu haben, und hoffen immer noch auf ein Heraustreten Urquiza's aus ſeiner zweideutigen Haltung. Sie möchten ihn zu einem offenen Gegner Mitre's und Braſiliens haben, wie er es ja ſchon längſt im Geheimen geweſen iſt; aber der alte Caudillo iſt vorſichtig und möchte ſeine immenſen Reichthümer nicht gern verlieren. Wie es ſcheint, laſſen Mitre und Flores den gefährlichen Gegner nicht aus den Augen, und Braſilien bewacht jeden ſeiner Schritte. So wenig Urquiza auch thut, ſo iſt er doch eigentlich diejenige Perſon, um welche ſich alle Combinationen in den Plataländern drehen. Wenigſtens kann Keiner ihn überſehen wollen, weil eben Alle Augen auf ihn gerichtet ſind.

Die Republik Paraguay, oder vielmehr der abſoluter als China und Japan regierte Staat Paraguay, fährt fort, in anerkennenswertheſter Weiſe Widerſtand gegen den Angriff der Triple-Allianz zu leiſten, die, wie wir aus dem Vorhergehenden erſehen haben, in ihrer militäriſchen Aktion neuerdings nur noch auf Braſilien beſchränkt iſt. Ihr Diktator und Marſchall Lopez zeigt, ſeitdem er auf die Defenſive angewieſen iſt, eine Ausdauer und eine Entſchloſſenheit, welche einer beſſeren Sache zu wünſchen wären. Die Hoffnungen und Vorausſetzungen der Staatsmänner, welche die Paragraphen des Triple-Allianz-Traktates formulirten, daß von dem Augenblicke an, wo Truppen liberal konſtituirter und regierter Staaten den Boden Paraguays betreten würden, eine Bewegung des Abfalls im Lande ſelbſt entſtehen müſſe, und die Guaranis, — dieſe eigentliche Nationalität der Paraguays, — froh ſein würden, ein unerträgliches Joch abzuſchütteln, haben ſich nicht erfüllt. Im Gegentheil zeigt ſich im Volke und in der Armee eine unerſchütterliche Anhänglichkeit an den Mann, der ſie in vollkommenſter Willkür regiert. Die Legion, welche man in Buenos-Ayres unter dem Namen einer paraguitiſchen gebildet hatte, die unter einer paraguitiſchen Fahne marſchirt, aber nie über die Stärke einer ſehr ſchwachen Compagnie hinausgekommen iſt, beſtand aus gebornen Paraguays, welche das ſtrenge Regierungsſyſtem der Familie Lopez aus ihrem Vaterlande vertrieben hatte, und welche in Buenos-Ayres und anderen Städten der Conföderation angeſiedelt waren. Es wurde viel von ihrem Erſcheinen auf paraguitiſchem Boden gehofft. Sie ſollten ihren Landsleuten die lange entbehrte Freiheit bringen und ſollten ſie dadurch zum Abfall von ihrem Diktator bewegen. Man hat aber weder von der militäriſchen noch von der agitirenden Thätigkeit dieſer Legion etwas gehört, ſelbſt dann nicht, als die kriegsgefangenen Paraguays und Deſerteure in dieſelbe eingereiht wurden. Eben ſo hat ſich ein vor ungefähr ſechs Wochen

auftauchendes Gerücht als unwahr oder doch wenigstens als wirkungslos erwiesen, nach welchem ein junger Capitain mit 300 Mann von Lopez abgefallen wäre und sich in die Richtung nach Candelaria durchschlüge, um sich mit den dort unter dem Obersten Portinho stehenden brasilianischen Truppen zu vereinigen. Man hat nichts wieder davon gehört, wahrscheinlich ist er also der ihm nachgesandten Verfolgung unterlegen, denn daß irgend eine Veranlassung zu diesem Gerüchte vorhanden gewesen sein muß, scheint eine Proklamation des Diktators zu bestätigen, welche die Soldaten auffordert, wachsam und fest gegen Verräther in ihrer eigenen Mitte zu sein. Nach diesen beiden Richtungen hin haben sich also die Hoffnungen seiner schwergekränkten Gegner nicht erfüllt. Eben so wenig die Aussicht auf ein Nachgeben von seiner Seite. Als er nach dem Falle des Curuzúforts plötzlich eine Zusammenkunft mit dem Oberbefehlshaber, General Mitre, erbat, glaubte man daraus seinen Wunsch entnehmen zu können, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen. Es ergab sich aber sehr bald, daß er diesen Schritt nur gethan, um Zeit für die Vollendung eines neuen Retranchements zu gewinnen, welches den durch Wegnahme des Forts Curuzú erleichterten Angriff auf das verschanzte Lager von Curupaiti abwehren konnte. Als jener Angriff erfolgte, bewies das Mißlingen desselben, daß Lopez auch diesen Schritt eines anscheinenden Entgegenkommens nur in kluger Berechnung und durchaus feindlicher Absicht gethan. Somit scheint er vollständig entschlossen, nur mit seinem Leben, seiner Verwundung oder Gefangennehmung den Kampf aufzugeben. Faktisch hat er bis jetzt, von Beginn der Feindseligkeiten an, keinen Fuß breit Terrain anders als vorübergehend gewonnen, ist aus allen Positionen, die er durch Ueberraschung oder Uebermacht zeitweise gewonnen, verjagt worden, hat seine kleine aber muthige Flotte seit ihrer Niederlage am Riachuelo vor länger als einem Jahre nicht wieder zum Vorschein kommen lassen, hat seinen Feinden den Uebergang über den Parana nicht verwehren können, sieht sie jetzt in seinem eigenen Lande und wagt seit sechs Monaten sogar die Ausfälle nicht mehr, mit denen er die ihn Bedrängenden in den Parana zurückzuwerfen hoffte. Er sieht den Kreis sich immer enger um ihn schließen, der ihn doch endlich erdrücken muß, aber er giebt nicht nach, und selbst die letzten Mittel, die er ergriffen hat, die Revolutionirung einiger Staaten der Argentinischen Conföderation und die Anrufung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Vermittler-Rolle zu übernehmen, zeigen nichts von der Einsicht, daß seine Person allein das Hinderniß für den Frieden sei, und daß er allein im Stande ist, durch seinen Rücktritt die Ruhe wieder herzustellen. Eben so fest wie er ist aber auch Brasilien, welches sich durch keinen augenblicklich ungünstigen Zwischenfall abschrecken läßt, das einmal als nothwendig erkannte Ziel zu verfolgen, wenn es auch mit einer Langsamkeit geschieht, die fast ein Uebermaß von Vorsicht verräth. Die Leistungen Paraguays und seines Diktators in diesem nun zwei Jahre dauernden Kriege sind wahrhaft außerordentlich. Mit keinen anderen Mitteln, als die das eigene, doch nur von einer Million Menschen bevölkerte Land gewährt, führt er den Krieg in einem Maßstabe, wie ihn Südamerika bisher noch nicht ge-

kannt hat. Seine Feſtung Humaitá liegt immer noch unangegriffen hinter dem verſchanzten Lager von Curupaiti, an deſſen Wällen bereits ein Sturm geſcheitert iſt, und hinter der befeſtigten Poſition von Las Rojas, vor welcher die Alliirten bei Tuyuti nun ſchon über ein Jahr liegen und ſie nicht ernſtlich angreifen, ſich aber freilich eben ſo wenig durch Ausfälle aus ihrer einmal eingenommenen Stellung verjagen laſſen. Seine Offenſivkraft iſt augenſcheinlich gebrochen, ſeine Defenſivkraft aber noch immer unerſchüttert. Man kennt bei den Alliirten noch nicht einmal die ganze Ausdehnung der Rojasbefeſtigungen; hat zwar, als bei einem der paraguitiſchen Ausfälle und bei der Verfolgung durch braſilianiſche Soldaten die Walllinie erſtiegen worden, geſehen, daß hinter derſelben ſich noch eine zweite in derſelben Ausdehnung erhebt, iſt aber im Zweifel, ob hinter der zweiten ſich auch noch eine dritte befindet. Bei der großen Geſchicklichkeit, mit welcher die Paraguays unter Leitung europäiſcher Offiziere ihre Poſitionen zu befeſtigen verſtehen, iſt die Exiſtenz einer ſolchen dritten Linie wenigſtens nicht unwahrſcheinlich. Nach den Regeln europäiſcher Kriegführung würde man dieſen Befeſtigungen gegenüber längſt zur Sappe, alſo zur regelmäßigen Belagerung gegriffen haben. Dieſe Art des Angriffs ſcheint aber dem Charakter ſüdamerikaniſcher Kriegsführung zu widerſtehen, obgleich der Transport eines vollſtändigen Belagerungstrains zu Waſſer immer noch leichter ſein würde als zu Lande. Man weiß ja aber auch in Europa, wie ungern ſich Feldherren beim Beginn eines Krieges mit Mobiliſirung eines Belagerungstrains befaſſen. Düppel und Königgrätz, Thereſienſtadt und Joſephſtadt, ja ſelbſt der Königſtein, haben bewieſen, daß jede Mobilmachung auch auf einen Belagerungstrain ausgedehnt werden ſollte.

Diktator Lopez hat noch immer die Zügel ſtraff in der Hand, kann auch an Geld keinen Mangel haben, denn die Deſerteure ſagen aus, daß der allerdings ſehr geringe Sold pünktlich gezahlt wird. Allerdings hatte Lopez beim Beginn des Krieges einen wohlgefüllten Schatz, die Nation iſt aber notoriſch arm, und da ſeit zwei Jahren auch keine Ausfuhr ſtattgefunden, gewiß ſeitdem nicht reicher geworden. Die in Europa verſuchte Anleihe iſt bekanntlich geſcheitert, alſo der Diktator nun ſchon ſo lange nur auf ſich ſelbſt angewieſen. So unglaublich es anfangs klang, als die Zeitungen ſeine Armee auf 60,000 Mann angaben, da Paraguay eben nicht mehr als eine Million Einwohner hat, ſo iſt durch den Lauf der Begebenheiten doch die vollkommene Wahrheit dieſer Angabe bewieſen worden. Allerdings haben die unaufhörlichen Verluſte dieſe Armee bis auf 18,000, nach anderen Angaben nur bis auf 25,000 Mann reducirt, und ein Erſatz iſt nicht möglich, weil Lopez von vorn herein alle Kräfte ſeines Landes angeſpannt. Trotzdem bleibt ſeine Vertheidigung eben ſo kräftig wie früher, und wenn die Alliirten nicht anders operiren als bisher, wenn ſie fortfahren, Humaitá mit ſeinen Vorwerken als den einzigen Angriffspunkt feſtzuhalten, ſo wird er ſich vielleicht noch lange mit gleicher Hartnäckigkeit vertheidigen können; nach menſchlicher Berechnung freilich vergeblich, denn Braſilien hat auch neuerdings wieder erklärt, ſich auf keinerlei Unterhandlung, Vermittelung oder Abkommen einlaſſen zu wollen,

wenn die Hauptſtipulation des Triple-Allianz-Traktates, die Verjagung der Familie Lopez aus Paraguay, nicht erfüllt werde, und in der That, je mehr man die Feſtigkeit, das Organiſationstalent und die Geſchicklichkeit des Diktators bewundern muß, je richtiger erſcheint auch die Ueberzeugung Braſiliens, daß mit einem ſolchen Mann, mit einer ſolchen militäriſchen Organiſation und mit einem ſo regierten Lande doch auf die Länge kein Friede möglich iſt.

Ein Artikel der „Times" gab kürzlich eine unparteiiſche Darſtellung der Verhältniſſe, ſo weit dieſe überhaupt bekannt und zu überſehen ſind; denn auch jetzt noch und trotz der ſich mehrenden Ueberläufer iſt das Land eine vollkommene Terra incognita, ja es ſcheinen ſogar die vor dem Kriege veröffentlichten Karten abſichtlich fehlerhaft zu ſein. Wie es hinter den Rojas-Linien, um Humaitá und von hier auf der Straße nach Aſſuncion ausſieht, davon haben die Alliirten nicht einmal annähernd Kenntniß, ſo daß ſich eigentlich gar kein Plan entwerfen läßt. Auch hierin beweiſt Lopez eine große Geſchicklichkeit, welche allerdings nur durch den entſchiedenſten Despotismus zur Geltung zu bringen iſt, denn es herrſcht das abſoluteſte Schweigen um ihn her, ſelbſt in den geringfügigſten Dingen. Seine beſten Generale, Diaz und Resquin (der erſtere iſt ſeitdem durch eine braſilianiſche Kanonenkugel innerhalb der Wälle von Curupaiti gefallen), behandelt er wie Unteroffiziere, und doch hängen ſie an ihm und halten treu zu ſeiner Sache. Er führt das furchtbare Syſtem durch, jeden Soldaten für ſeinen Kameraden verantwortlich zu machen, und die Guaranis ſind aus den Zeiten der Jeſuiten-Miſſionen und des Dr. Francia dermaßen an blinden Gehorſam gewöhnt, daß ſie von ihrem Diktator eben Alles ertragen. Mit einer ſolchen Hingebung und Anhänglichkeit läßt ſich aber auch Etwas durchführen, während in der Argentiniſchen Armee z. B. jeder höhere Offizier bei Befehlen, die er geben muß, immer daran denkt, ob ſeine konſtitutionellen Untergebenen dieſe Befehle auch billigen und nicht darüber an irgend eine Zeitung berichten werden. Auch der Correſpondent der „Times" hält die Sache des Diktators für verloren und macht ſeinen Fall nur von der Zeit abhängig. Bleiben die Alliirten bei ihrem bisherigen Syſtem, durchaus erſt Humaitá haben zu wollen, ehe ſie ſich gegen Aſſuncion wenden, ſo kann allerdings noch viel Zeit vergehen, ehe ſie vollſtändig zu ihrem Ziele kommen. Richten ſie aber einen zweiten Angriff von Candelaria her direkt gegen die paraguitiſche Hauptſtadt, ſo daß ſie Humaitá überhaupt nur beobachtet zur Seite liegen laſſen, und ſiegen ſie dann im freien Felde, ſo wird die Sache ſehr raſch entſchieden ſein. Und für einen ſolchen Verſuch der Alliirten ſcheinen die neueſten Vorbereitungen des Feldmarſchall Caxias zu ſprechen. Aber freilich dürfte das verheerende Auftreten der Cholera auch hier viele Hinderniſſe bereiten.

Seitdem die von den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika angebotene Vermittlung von allen drei Staaten der Triple-Allianz abgelehnt worden iſt, ſcheint der Diktator Lopez rathlos. Er hat zwar in ſeiner „Freundin", der Engländerin Miß Lynch, eine geſchickte und allzeit fertige Rathgeberin und eben ſo treue als eifrige Agenten in Europa wie in ſämmt-

lichen Staaten Süd-Amerika's, welche die herrſchenden Antipathieen gegen Braſilien mit Vortheil für ihren Herrn auszubeuten ſuchen; aber ein Plan nach dem andern ſcheitert, und alle Combinationen werden immer wieder auf die nackte militairiſche Entſcheidung zurückgeführt. Bei dieſer kommt es aber nur auf die nachhaltigſte Kraft an, ſo wie auf die Möglichkeit, jeden Verluſt und jeden Abgang zu erſetzen. Hierin iſt der Diktator Lopez in entſchiedenem Nachtheil gegen die drei Verbündeten, welche im Atlantiſchen Ocean die Baſis für alle ihre Operationen, reiches Hinterland und vor allen Dingen die Ueberlegenheit zu Waſſer haben. Wie Roſas, der einſt allmächtige Diktator von Buenos Ayres, ſo wird auch Lopez von Paraguay aller Wahrſcheinlichkeit nach einſt als ſehr wohlhabender Privatmann in Europa erſcheinen, aber ſchwerlich wie Roſas, die Hoffnung aufgeben, wieder in den Beſitz Paraguay's zu kommen, deſſen reichſter Grundbeſitzer er ja ſchon längſt iſt. Aber es wird in dem verhältnißmäßig armen Paraguay länger dauern, als es in Buenos Ayres gedauert hat, ehe das Land von der fürchterlichen Erſchöpfung dieſes Krieges ſich wieder erholt, wenn auch freiere Inſtitutionen und der geöffnete Weltverkehr ihm die Vortheile der bisherigen Centraliſation erſetzen. Zu eigentlicher Geltung wird Paraguay allerdings erſt kommen, wenn es ſich auch in ſeinen Gewohnheiten von dem abjecten Deſpotismus emancipirt hat, der das Land bis jetzt zu einem Unicum in ganz Amerika machte. Großen Ereigniſſen gegenüber ſchwindet gewöhnlich die ſonſt ſo ſtraffe und Kraft concentrirende Macht des Deſpotismus. Keiner wird leugnen können, daß Paraguay in ſeiner Art ein glücklicher Staat war, ſo lange er ſich von der äußern Politik fern hielt und nur ſich ſelbſt wollte. Von dem Augenblick aber, wo ſein Diktator eine Rolle auch außerhalb ſeiner Grenzen ſpielen wollte und in Contakt mit dem liberalen Syſtem ſeiner Nachbarn kam, mußten auch die Conſequenzen mit in den Kauf genommen werden, die jedem Heraustreten aus traditioneller Politik nun einmal unvermeidlich zu folgen pflegen.

Das Kaiſerreich Braſilien ſieht ſich durch die Verhältniſſe einer großen Verantwortlichkeit, möglicher Weiſe einer großen Zukunft gegenübergeſtellt. Als es nothgedrungen den Handſchuh aufheben mußte, den ihnen der Diktator Lopez von Paraguay unerwartet hinwarf, hat die kaiſerliche Regierung ſchwerlich vorausgeſehen, welche Folgen dieſer damals für unbedeutend gehaltene Krieg haben würde, haben könnte. In ganz Süd-Amerika hatte man das durchaus für den einſtigen Krieg berechnete Militairſyſtem Paraguays für eine Liebhaberei und Spielerei der beiden Lopez, Vater wie Sohn, gehalten. Es widerſprach ſo ganz dem liberalen und freiheitlichen Milizſyſteme aller Süd-Amerikaniſchen Staaten, hing ſo gar nicht von Kammerbewilligungen oder Nationalgarden-Geſinnungen ab, daß man es für eine Anomalie betrachtete, und durchaus den mancherlei warnenden Stimmen nicht glauben wollte, welche Unheil prophezeihten, wenn man ungeſtört in Paraguay ſich eine ſolche militairiſche Kraft entwickeln ließe. Nur Kaiſer Dom Pedro II. ſcheint ganz richtig erkannt zu haben, was dort ſich vorbereitete, denn er drang ſchon ſeit Jahren auf eine Verbeſſerung der braſilianiſchen

Armee, konnte aber gegen den gewöhnlichen conſtitutionellen Widerſtand in ſolchen Dingen nichts erreichen, und fand ſich, als der Diktator Lopez ſeinen erſten Gewaltſtreich gegen Braſilien ausgeübt, — den Regierungsdampfer Olinda mit Beſchlag belegt, den braſilianiſchen Gouverneur von Matto groſſo gefangen und braſilianiſche Regierungsgelder weggenommen hatte, — dieſer Beleidigung gegenüber faſt machtlos. Einem 60,000 Mann ſtarken Paraguay'ſchen Heere konnte Braſilien anfangs nur 13,000 Mann in den beiden Infanterie-Diviſionen Netto und Oſorio entgegenſtellen, welche eben in Uruguay den Frieden wieder hergeſtellt hatten. Das ganze braſilianiſche Heer zählte damals, noch obenein auf weite Entfernungen zerſtreut, nur 17,000 Mann, nominell freilich 21,000 Mann. Trotz ſeines Nationalreichthums, trotz ſeiner nach Hunderttauſenden zählenden, zu allen möglichen Paraden, Prozeſſionen und Demonſtrationen ſtets bereiten, für jeden Ernſtfall aber vollkommen unzuverläſſigen Nationalgarde befand ſich Braſilien in einer ſehr ungünſtigen Lage. Der eigentliche Kriegsſchauplatz war, ſowohl in Matto groſſo als am Paraná auf hunderte von Meilen entfernt, und nur auf dem Waſſerwege zu erreichen; es fehlte nicht allein an einer genügenden Marine, um die Transporte aus dem Innern, ſondern auch an einer Armee ſelbſt, um ſie auf den Kriegsſchauplatz zu bringen. Für Beides waren allerdings Kern und Anfänge vorhanden, an die ſich Neues anlehnen konnte; aber es bedurfte nicht allein der Zeit, um die Armee zu verſtärken, ſondern auch um ſie mit Vertrauen einem ſorgfältig vorbereiteten Feinde entgegenzuführen. Panzerſchiffe mußten erſt gebaut, reſp. gekauft werden. Man konnte alſo damals bereits vorausſehen, daß es ſich um einen langwierigen Krieg handele. Obgleich er geeignet war, dem Staate ſchwere Prüfungen zu bereiten, begrüßten die gereiften Staatsmänner des Kaiſerreiches den Krieg doch als einen Regenerator für Vieles, was nachgerade zur Lethargie zu führen drohte. So ausgebildet bei den Völkern romaniſcher Race der Nationalſtolz auch iſt, ſo ſchwach ſtand es damals mit dem Nationalgefühl des braſilianiſchen Volkes, das nur noch für Geldverdienen und Rechte, aber nicht für Opfer und Pflichten Sinn hatte. Die rauhe Hand eines ſehr ernſten Krieges griff unſanft weckend in dieſe beginnende Stagnation hinein, und ſieht man, wie ſich das Alles jetzt ſchon zum Beſſern gewendet hat, ſo muß man dem Lande Glück wünſchen, daß es neben den Kaffeeſäcken ſich auch noch für andere Intereſſen erwärmen konnte und erwärmt hat. Wenn wir, — allerdings nach Verlauf von zwei Jahren, die ſeitdem geſchaffene braſilianiſche Armee und Flotte überſehen, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß Braſilien mit ihnen in die Machtſphäre, aber auch in die Verantwortlichkeiten der Staaten erſten Ranges eingetreten iſt, ein Fortſchritt, der ohne dieſen das ganze Volk aufregenden Krieg gar nicht möglich, namentlich aber durch Kammerdebatten nicht zu erreichen geweſen wäre. Daß ſich durch den übermüthig provozirenden Einfall der Paraguays in Corrientes, alſo in Argentiniſches Gebiet, die Triple-Allianz entwickeln würde, konnte beim Beginn des Krieges wohl Niemand vorherſehen. Von dem Augenblicke aber, wo ſie in Buenos Ayres geſchloſſen war, zeigte die

braſilianiſche Regierung ein ſolches Geſchick und eine ſo nachhaltige Kraft, daß ſie ſich überall in den vollkommenſten Reſpekt geſetzt hat, und die tiefe Entrüſtung der Nation gegen das Auftreten der Paraguays kommt ihr dabei in bewundernswerther Art zu Hülfe. Sie hat nicht allein mit dem offenen Feinde bei Humaitá, ſondern auch mit den unzähligen heimlichen Feinden zu kämpfen, welche ſich in den ſämmtlichen Plataſtaaten ſpaniſcher Race befinden und aus nationeller Antipathie gegen das portugieſiſche Blut der Braſilianer bei jeder Gelegenheit der kaiſerlichen Regierung Hinderniſſe bereiten. Dieſe Racenfeindlichkeit iſt es auch, welche ſelbſt über den endlichen Sieg in dieſem Kriege hinaus, dem Kaiſerreich noch unendliche Schwierigkeiten bereiten wird, wenn es dann erſt an die Löſung ſeiner Hauptaufgabe herantreten will, die Aera der Revolutionen, der Pronunciamentos und der immer wiederkehrenden politiſchen Unruhen wenigſtens in ſeinen Nachbarländern zu ſchließen. (Schluß folgt.)

Eine Nachtſitzung des engliſchen Parlaments.

Die franzöſiſche Revolution war ausgebrochen und hatte außerhalb Frankreichs bald begeiſterte Zuſtimmung, bald Indignation hervorgerufen. Unſer Klopſtock jauchzte ihr erſt zu und pries in flammenbeflügelten Worten die große That, bis er ſpäter ſeinen Irrthum bitter beklagte und in England fand ſie am jüngeren Fox einen begeiſterten Vertheidiger, während ſein intimſter langjähriger Freund, der große Burke, in der Revolution den Untergang alles Beſtehenden prognoſticirte. Beide blieben Freunde, vermieden aber einander offen zu geſtehen, daß bei dieſem diametralen Gegenſatze politiſche Meinungen für die Dauer ihr Freundſchaftsband ſich löſen müſſe. Die Gelegenheit dazu kam in der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1791, wo beide als Parlamentsmitglieder Gelegenheit hatten, ihre Meinung über die Revolution darzulegen. Jedem der Anweſenden war das Verhältniß der beiden Männer bekannt, und Jeder ahnte, als Burke gegen 10 Uhr das Wort ergriff, daß es zum Bruche kommen werde. Vielfach zur Ordnung gerufen, weil er, wie es ſchien, vom Thema abſchweifte, ſprach er mit einem Strome der Beredtſamkeit, dem keine Feder folgen konnte und entrollte ein trauriges Gemälde von den Wirkungen der franzöſiſchen Revolution. Endlich zum Schluſſe eilend, die Thränen im Auge, ſprach er: „Das Gift der Revolution iſt mit gemeinen Opfern nicht zufrieden; ſein Stachel ſucht das Hohe auf Erden, das Stolze, das Schöne, das recht Erprüfte, die heiligſten Verbindungen des Lebens und wird nichts verſchonen. Ich ſelbſt, am Rande des Grabes, müde nach dreißigjähriger rechtſchaffener Arbeit für England und für die Freiheit, hatte mich umgeſehen nach einem Erben, dem ich das Vermächtniß meiner Sorgen, meiner Hoffnungen, meiner geheimen Gedanken

über dieſes Jahrhundert und über dieſes mein Vaterland getroſt übertragen und dem ich ſagen könnte: Vollende du Glücklicher, was ich gewollt! Ich habe ihn gefunden; achtzehn Jahre hat er mein Teſtament und mich wie das Bild ſeines Vaters am Herzen getragen — die Revolution iſt ausgebrochen und ich habe ihn nicht mehr: ich bin allein, mein Blut iſt ausgeſtorben in dieſem Hauſe: ich ſterbe unbeerbt.“ — „Dieſe Freundſchaft iſt zu Ende!“ fuhr er fort mit ſchneidender Kälte und mit feurigen Worten all die entſchlafenen Helden des brittiſchen Alterthums aufrufend, ſchilderte er die wahre Freiheit, die England habe und haben werde. Er hörte auf: es war um zwei Uhr Morgens; Todtenſtille lag über der Verſammlung. Fox erhob ſich um zu ſprechen und ſetzte ſich ſtumm wieder nieder unter einem Strome von Thränen. Die Ordnung des Parlaments, die Jahrhunderte lang beſtanden, war unterbrochen, die Staatsangelegenheit war im Herzensverhältniß dieſer beiden großen Männer zum Schweigen gekommen und man dachte nicht daran, die Verhandlungen nach dieſem Ereigniß noch weiter in der Nacht fortzuſetzen.

Die Volksſprache im heutigen Staatsleben.

II.

Kommen wir nun zu denjenigen Ländern, in denen die deutſche Sprache die herrſchende iſt, ſo finden wir hier nicht nur eine vollkommene Achtung ſolcher Volksſprachen, welche zugleich Culturſprachen ſind, ſondern auch die wirkliche Förderung derjenigen Volksſprachen, die für ſich allein dem Culturbedürfniß der Staatseinwohner nicht genügen würden. In dieſer Beziehung wären zunächſt die Staaten zu erwähnen, in denen die herrſchende deutſche Sprache die Sprache der Minderheit iſt, alſo der öſterreichiſche Staat, in dem noch nicht ein Viertel der Einwohner (24,2 pCt. der Geſammtbevölkerung) deutſcher Nationalität iſt, ſowie die baltiſchen Provinzen des ruſſiſchen Reiches, welche vermöge ihrer beſonderen Landesverfaſſungen zur Zeit noch eine geſonderte ſtaatliche Stellung einnehmen und in welchen die deutſche Nationalität nur etwa ein Zwölftel der Einwohner, deren Zahl mehr als 2,2 Millionen Seelen umfaßt, begreift.

In Betreff der deutſchen Nationalität genügt die Thatſache, daß hier das politiſch und culturhiſtoriſch allein berechtigte Deutſchthum dem Lettiſchen und dem Eſtniſchen, — beides zuſammen von 1,339,000 Menſchen geſprochen — reichlich jene Stelle einräumt, die man in Belgien dem niederdeutſchen Idiom gegenüber als die Erfüllung der verfaſſungsmäßigen Gleichberechtigung anſieht. Die genannten Sprachen ſind als Schulſprache der ländlichen Ortſchaften in Geltung, für welche die deutſche Regierung die Lehrer in von ihr errichteten Seminarien ausbildet und in denen die deutſche Sprache nicht gelehrt wird, ſie ſind ferner die Sprache des Gottesdienſtes —

ſoweit nicht die Rückſicht auf die vorhandenen deutſchen Nationalen die zeitweiſe Abwechſelung mit deutſchem Gottesdienſt erfordert — und die Geſchäftsſprache der Gemeindegerichte.

In letzterem Punkte zeigt ſich auch eine gewiſſe Verſchiedenheit gegen das Vorgehen von ruſſiſcher Seite; denn wenn man auch an der Geltung des Ruſſiſchen als Sprache der militäriſchen Angelegenheiten keinen Anſtoß nehmen darf und auch die ſeit einem Vierteljahr beförderte Erlernung der ruſſiſchen Sprache und ihre Einführung als Unterrichtsgegenſtand in gewiſſem Maße gerechtfertigt finden mag, ſo wird man doch nicht behaupten können, daß die Geltung derſelben als Geſchäftsſprache verſchiedener nach Petersburg centraliſirter Angelegenheiten, z. B. als Geſchäftsſprache der Domänenverwaltung der baltiſchen Provinzen, in den nationalen Beſtandtheilen der Bevölkerung dieſer Länder eine genügende Motivirung finde. Andererſeits muß auch hier als ein Zeichen großer Mäßigung erwähnt werden, daß — abweichend von der ſonſt ruſſiſcherſeits befolgten Praxis — in den baltiſchen Provinzen den in Folge falſcher Vorſpiegelungen zur ruſſiſchen Staatskirche übergetretenen lettiſchen und eſtniſchen Bauern ſelbſt der Gebrauch ihrer Mutterſprache beim Gottesdienſte verſtattet worden iſt.

Gegenüber allen dieſen Freiheiten muß man aber doch hervorheben, daß die Ruſſificirung der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, auf die wir hier ihrer Wichtigkeit wegen etwas näher eingehen wollen, langſam aber ſicher vorwärts ſchreitet, nur kommt dieſem Umſtande und der Regierung ein oder zwei Faktoren, man möchte ſagen, von ſelbſt entgegen. Der Lette und Eſte verfallen dem Pauperismus; ſie drängen ſich von Jahr zu Jahr von dem platten Lande immer mehr nach den Städten. Allein während der Ruſſe mit ſeinem ſlawiſchen Nachahmungs-Vermögen, mit ſeinem angeborenen Schacher- und Krämertalent ſich glücklich fühlt in dem neuen Elemente des Lebens, das ihm die Stadt und deren Manufakturthätigkeit darbieten, eben ſo unglücklich fühlt ſich innerlich und auch praktiſch der Lette und Eſte darin. Es fehlt ihm der Formenſinn des Slawen, jener Sinn, der ſich an immer neuen Geſtaltungen der manufakturellen Produktionen ergötzt, jener Sinn, dem es gar nicht auf den Gehalt und Gebrauch der gefertigten Waare, ſondern nur auf deren äußeres Anſehen ankommt. Der Lette arbeitet langſamer als jener, ohne doch durch beſſere Qualität des Gefertigten und durch gefälligere Aeußerlichkeit der Waare den größeren Zeitverluſt bei dem Verkauf wieder aufwiegen zu können; denn ſeine nächſten Conſumenten ſind wiederverkaufende Ruſſen, nicht das eigentliche Publikum. Es iſt daher natürlich, daß nur neuerdings, wo die Ruſſen, deren Zahl ſich in den baltiſchen Provinzen auf 695,000 Seelen beläuft, in immer größeren Schaaren in's Land hereinkommen und immer menſchenreichere Sloboden ſich an jeder baltiſchen Stadt anbauen, alle induſtriellen Unternehmer auch die Letten und Eſten mehr und mehr von ſich zurückweiſen und die Ruſſen immer häufiger in Sold und Brod nehmen; die lettiſche und eſtniſche Induſtrie iſt alſo bereits in ihrem Entſtehen von der ruſſiſchen überflügelt, trotzdem hört der Andrang vom lettiſchen und eſtniſchen Flachlande zu den Städten nicht auf, denn draußen wird die Zerſpaltung zwiſchen deut-

ſchen Herren und „undeutſchen" Leuten alltäglich größer, und ſelbſt jene Letten, welche verarmt nach dem Flachlande zurückkehren möchten, verſtehen es jetzt nicht mehr, ſich dem Feldbau wieder zuzuwenden. Im neuen Leben und zu einer Zeit, da ihnen der Verdienſt noch etwas reichlicher gegeben war, haben ſie ſich eingewöhnt in die Verweichlichung der Städte, haben ſie alle erlaubten und unerlaubten Genüſſe kennen gelernt, welche ihnen das Flachland vorenthält. Dadurch und durch die Berührung der induſtriellen Ruſſen hat ſich ihr Hang zum Diebſtahl und Trug, der ihnen eigen iſt, immer mehr vergrößert, dadurch haben ſie die Anhänglichkeit an die Familie — eine ihrer hervorragendſten National-Eigenſchaften — verloren, dadurch iſt ſelbſt die Proſtitution unter ihren Töchtern und Frauen heimiſch geworden, lauter Laſter und Fehler, deren ſie von den Edelherren auf dem Lande angeſchuldigt wurden, weil die Neigung dazu in ihnen vorhanden war, und die nun zur Blüthe gekommen. Vor Allem haben ſie im Leben der Städte, in der engeren Berührung mit den Deutſchen und Ruſſen auch die Anhänglichkeit an die Nationalität neben jener an Geburtsort und Familie aufgegeben. Eine ungeheure Wandelung iſt in ihnen hervorgerufen worden. Das Bewußtſein eines organiſchen Zuſammenhanges mit den deutſchen Herren iſt ihnen untergegangen, die Gewohnheit feſter Wohnſitze und des Landbaues haben ſie aufgegeben, das Leben in ärmlichen, aber doch geſicherten Verhältniſſen haben ſie um die Wahrſcheinlichkeit eines raſchen und reichlichen, aber auch vollkommen unſicheren Erwerbs verlaſſen. Dabei fehlen ihnen für alle dieſe neuen Zuſtände die inneren Vorbedingungen; ihr ganzer Charakter ſtrebt urſprünglich einer ſolchen Lebensſtellung entgegen, ſie haben allen Anhalt, alle Stätigkeit verloren; ſie ſind kein Volk mehr, das ſeine Geſchichte und ſeine ſchöne Sagen der Vorzeit kennt, ſondern nichts mehr als eine um Leben und Lebensunterhalt kämpfende Pöbelmenge.

Dies hat zunächſt die Vermehrung jener Menſchenklaſſe zur Folge gehabt, die ſeit Jahrhunderten als die entſittlichſte und gefährlichſte Hefe der baltiſchen Bevölkerung gefürchtet und von den Deutſchen wie von den Eſten und Letten gleichermaßen verachtet iſt: die Klaſſe der „Halbdeutſchen". Urſprünglich zum größeren Theile aus jenen Letten und Eſten entſtanden, welche als Dienende in nähere Berührung mit den Deutſchen oder überhaupt mit den Städtern traten und eine gewiſſermaßen höhere Stellung als ihre feldbauenden Stammbrüder einzunehmen glaubten, haben ſie mit einer fragmentariſchen Erlernung des Deutſchen neben der lettiſchen Sprache alle Fehler jener Nationalität beibehalten und die ihrer Brotherren mit hinzu erworben. Nach allen Seiten ausſpähend, woher ihnen der größte materielle Vortheil winke, ſind ſie im gewöhnlichen Leben bald Verbündete der Deutſchen den Urvölkern gegenüber, bald vereint mit dieſen, um die deutſchen Herren zu hintergehen und zu betrügen. Durch die Kenntniß beider Sprachen den Mitgliedern beider Nationalitäten im gewöhnlichen Verkehr bequem geworden, haben ſie ſich gewiſſermaßen beide verpflichtet. Aber, gleich den getauften Juden fortwährend mit einer Macula levis in der Meinung beider behaftet, ſtehen ſie auch beiden mit einer gewiſſen inneren Bitterkeit gegenüber. So

lange nun die baltiſchen National-Elemente von keiner Seite her bedroht waren, blieben ſie politiſch unwichtig, aber ſeitdem den Letten in der ihnen verliehenen Freiheit die Möglichkeit eines Abfalles von den Herren gegeben iſt, ſeitdem die ruſſiſchen Potenzen immer drohender zur Vernichtung der baltiſchen Urſprünglichkeit heranrücken, ſind ſie ſogar von politiſcher Gefährlichkeit für das baltiſche Element geworden. Denn im inneren Leben von den Letten und Eſten ebenſo zurückgewieſen, wie von dem deutſchen Adel, ſogar von den ſogenannten „deutſchen Leuten" — der niederen Maſſe deutſchen Stammes — nicht als ebenbürtig erachtet, werfen ſie ſich der einzigen Nationalität in die Arme, welche ſie mit freundlicher Zuvorkommenheit aufnimmt, den Ruſſen. Wie alle Menſchen in mißachteten Stellungen, ſuchen ſie von allen Seiten her, beſonders aber von ihren Stammesbrüdern, ſo viele Genoſſen ihrer Partei anzuwerben als ihnen möglich, und die Letten und Eſten, verbittert in ihrem Haſſe gegen die Deutſchen, in ihrer urſprünglichen Stellung als Landbauer zurückgekommen, politiſch vernachläſſigt, geiſtig verwahrloſt, ſogar von ihren Seelſorgern ungenügend berückſichtigt, wenden ſich durch ihre Vermittelung willig dorthin, woher ihnen die leeren Verſprechungen größerer perſönlicher Geltung, die Möglichkeit eines unbeſchränkteren Gewinnes winkt, zu den Ruſſen. Auf ſolche Weiſe ſind dieſe Halbdeutſchen zu mächtigen Bundesgenoſſen des Ruſſenthums geworden, und durch ſie, noch kräftiger als durch die unmittelbaren Einwirkungen des Tſchinowniks und Popen ſchreitet die Ruſſificirung der baltiſchen Lande raſch vorwärts.

In dieſem Erkenntniß des unabweisbaren Anwachſens des ruſſiſchen Elements in den Oſtſeeprovinzen, von oben herab wie von unten aufwärts, liegt für den Beobachter ein unausſprechlich drückendes Gefühl. Es iſt der Samum der Schmeichelei und Verſprechungen, welcher in beide Regionen dies Miasma der Auflöſung trägt. Gleich dem Giftodem einer Schlange umfängt er die Sinne der Oſtſeeprovinzbewohner, und wenn dann die Ukaſe mit ihren Befehlen dazwiſchen fallen, iſt es bereits zu ſpät zur Rettung. Immer von Neuem verſenken ſich die gebornen Vertreter des deutſchen Elements, der Adel und die Patricierſchaft, in eine Täuſchung, erzeugt durch ruſſiſche Verſprechungen von der Erhaltung ihrer altehrwürdigen Rechte, Privilegien und Kirchenform, und des Widerſtandes unfähig, ſchmiegt ſich unterdeſſen der energieloſe Lette, der dumpf hinbrütende Eſte, in die halb bewußtlos aufgenommenen neuen Formen.

Einen wichtigen Faktor zur Ruſſificirung, wenn auch nicht ein direkter, bilden übrigens die Juden der Oſtſeeprovinzen, die ſchon frühzeitig in Kurland, wo ſie 1858 in einer Menge von 25,640 Seelen vorhanden waren, zu einer eigenen politiſchen, nirgends anderswo ihnen eingeräumten Bedeutſamkeit gelangt ſind, während man ihnen in den beiden anderen Provinzen, in Eſtland und Livland, bis vor Kurzem kein Aufenthaltsrecht zugeſtanden hatte und ſie hier in dem eben genannten Jahre erſt durch 1510 Individuen vertreten waren. Es iſt bekannt, daß die Juden ſich im Mittelalter in großen Schaaren nach Polen wandten; um mehr als eine halbe Million war durch ihre Einwanderungen die Bevölkerung des Königreiches

vermehrt worden, und als nun Kurland unter polniſche Lehnherrlichkeit kam, drangen eben ſie von allen polniſchen Elementen am zahlreichſten dort ein. So befanden ſie ſich denn bereits drittehalbhundert Jahre vor der Occupation durch Rußland im Herzogthum, und nur wenige Jahre nach dem Aufhören der Selbſtſtändigkeit deſſelben (1787) lebten dort 4580 jüdiſche Männer, von denen 896 in Städten wohnten und 3684 auf dem Flachlande verſtreut waren. Ihre Stellung zur bürgerlichen Geſellſchaft wurde ſeitdem jener in den polniſchen Provinzen immer ähnlicher, immer mehr traten ſie als freier Stand zwiſchen die adeligen Grundbeſitzer und deren Eigengehörige ein; darum finden wir denn auch jetzt noch ihre Zahl in den größeren Städten wo ſchon frühzeitig wenigſtens der Anfang eines freien grundbeſitzenden Bürgerſtandes vorhanden war, für und für verhältnißmäßig geringer, als in den Flecken und Marktorten, wo ſie faſt einzig die Bevölkerung bilden. Eben deshalb ſind Zabeln und Kandau, Pilten, Tukum, Haſenpoth, Bauske, Illuxt und Subat, außer von einer kleinen, meiſtens eingewanderten chriſtlichen Handwerkerzahl und den Beamten der Gerichte, faſt nur von Juden beſetzt, während ſie in Mitau, Goldingen, Windau und Liebau nur Gemeinden bilden. Wie überall, ſo haben ſie auch hier den Handel zu ihrem Haupterwerbszweige gewählt; ſie wurden überhaupt die Geſchäftemacher in allen Kreiſen der Bevölkerung. Doch dies könnte war ihnen nicht zum Vorwurfe machen, ſie, die Branntweinbrennereien und Krüge pachteten, waren aber diejenigen, welche dem Hang des Letten zum Trunk und zur Völlerei durch leichten Borg Vorſchub leiſteten, welche im niederen Volke Bedürfniſſe, die dieſem früher fremd geweſen, großpflegten, welche die Unſittlichkeit beförderten und, ſelbſt die gefährlichſten Gauner und Diebe, jeden moraliſchen Halt im Volke untergruben. Durch ihre maßloſe Zähigkeit und beiſpielloſe Schmiegſamkeit wußten ſie ſich dem Adel unentbehrlich zu machen, ſie verſtanden ihn zu ruiniren und mit dahin zu bringen, ſeine Selbſtſtändigkeit immer mehr und mehr aufzugeben und dieſe Deutſchen uns zu entfremden, die wir vollſtändig als unſere Landsleute betrachten, nur ſtaatlich getrennt, wie Preußen, Sachſen, Bayern ꝛc. Ja, ſie ſtehen uns beinahe näher als die Elſaſſer und Siebenbürger, weit inniger ſind ſie in unſer Gefühl eingewachſen, als die Deutſchen Nordamerika's. Es iſt dies eine um ſo wunderſamere Anhänglichkeit, als man mit Einzelnen von ihnen immer nur eine kurze Zeit des Lebens verbringt, nämlich auf irgend einer deutſchen Univerſität, die jeder adlige Oſtſeeprovinzianer zu beſuchen pflegt, und ſie Einem dann faſt immer ſpurlos verſchwinden. Wir fanden ſie ſchon früher nur halb heimiſch im eigentlichen Deutſchland, doch aber nicht in ſolchem Maße wie jetzt. Und ein Gleiches findet auch nach Oſten hin, nach Rußland, ſtatt, in deſſen Verwaltungsbehörden und Militär ſie früher mit viel mehr Gliedern vertreten waren und die hervorragendſten, ja die höchſten Stellen oft einnahmen.

Mit der begonnenen Ruſſificirung der Oſtſeeprovinzen und der Abſchaffung vieler alter Rechte und Privilegien des Adels hat auch deſſen Kraft gelitten, tritt er nicht mehr ſo in den Vordergrund, obgleich der indigenen Ritterſchaft noch das Recht verblieben iſt, die Collegien aller mittleren Verwaltungs-,

ſowie der Polizeibehörden nur durch Mitglieder ihrer Corporation zu bilden. Aber ſchon ſeit Jahren hat Rußland in die Oſtſeeprovinzen ruſſiſche Sprache und ruſſiſche Geſetze einzuführen wiederholt Miene gemacht, mußte aber ſeine Verſuche ſtets ſofort als ganz erfolgloſe betrachten; dafür ſind ſie mit einer Maſſe von Ukaſen überſchüttet worden, und bei der herkömmlichen deutſchen Auffaſſung des Verhältniſſes der Unterthanen zu den Staatsgeſetzen ſind viele ſolcher Geſetze hier treu befolgt worden, die der Ruſſe bei ſeiner freieren genialen Auffaſſung vertagen läßt. Dem Deutſchen iſt das Geſetz da, um befolgt, dem Ruſſen, um gebraucht oder umgangen zu werden. Wohl kein ſtärkerer Gegenſatz exiſtirt vorläufig zwiſchen dem eigentlichen Rußland und den Oſtſeeprovinzen, als in der Rechtsanſchauung und Rechtspflege. Ein Ruſſe kennt den Unterſchied vom Recht und Geſetz nicht, und das Geſetz exiſtirt ihm nur in Form von Befehlen, denn das bedeutet Ukas. Nun wird ihm aber ſo Vieles befohlen, daß er unmöglich Alles befolgen kann, und da die Ukaſe ſehr oft wenig in der Idee des Rechts baſirt, ſondern meiſtens durch naheliegende äußere Veranlaſſungen hervorgerufen ſind, ſo kommt ihm denn auch die ſittliche Natur des Rechts nicht zum Bewußtſein. Während es juriſtiſch gebildete Advokaten in Rußland nicht giebt, wohl aber ukaſenkundige, routinirte Geſchäftsführer, deren Thätigkeit von der der deutſchen Advokaten ſehr abweicht, iſt die Handhabung des Rechts in den Oſtſeeprovinzen ganz anders, die in dieſer Beziehung ganz deutſch genannt werden können. Deutſch iſt ihr Privatrecht und ſubſidiäre Geltung hat in ihren Gerichten das römiſche Recht. Demgemäß iſt die Rechtsbildung und Rechtspflege geſtaltet. Kurland prävalirt von den drei Provinzen an tüchtigen Juriſten, was wohl größtentheils dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß in dieſem Lande von den Aſpiranten auf die Richterſtellen die Ablegung eines juriſtiſchen Examens gefordert wird; auch lohnt es ſich beſſer bei der guten Beſoldung der Richter in Kurland, dort eine juriſtiſche Laufbahn zu betreten. Aber in einem Hauptvorzuge vor Rußland ſteht keine der Oſtſeeprovinzen der andern nach: gewiſſenhafte und unbeſtechliche Richter ſind durchaus in ihnen Regel, Richter, die, wie der Schwabenſpiegel ſo ſchön ſagt, „das Recht minnen.“ Möchte der neuerwachte Eifer für die Provinzialrechtswiſſenſchaft noch mehr aufblühen können, und möchten es die Richter nie verkennen, welchen Schatz ſie in dem einheimiſchen Rechte zu behandeln haben. In dieſem Rechte wie in der deutſchen Sprache liegt das ſchönſte Band, welches die Oſtſeeprovinzen mit Deutſchland vereint.

Was nun die öſterreichiſche Regierung betrifft, ſo hat ſie das äußerſte Streben, die volle Gleichberechtigung der Nationalitäten im Geſammtleben eines Staates zur Geltung zu bringen, bewieſen, als nach dem ungariſchen Kriege zum erſten Male die öſterreichiſchen Länder zur politiſchen Einheit verbunden waren. Die damalige — für Ungarn nachmals wieder beſeitigte — adminiſtrative Eintheilung der Kronländer ſollte weſentlich den Zweck haben, jede Nationalität innerhalb des ihr zuſtehenden Gebietes zur berechtigten Geltung zu bringen. Damals wurde ſogar der Verſuch gemacht, den Geiſt der Centralregierung alles nationalen Charakters zu entkleiden: in der Beſtim-

mung, daß der Text des in neun Sprachen erscheinenden Reichsgesetzblattes in allen neun Sprachen gleich authentisch sein solle, einer Bestimmung, die — nur bei völliger Unbekanntschaft mit dem Wesen der Sprache möglich — die mehrsprachigen Gesetze selbst ihres authentischen Charakters entkleidet, und welche dann ein Jahr später der unvermeidlichen Aenderung Platz machte, daß nur der deutsche Text der authentische sein solle.

Mit dieser Entscheidung fiel jedoch nicht das Princip; es behielt vor Allem seinen Ausdruck in der Anerkennung des Rechtes eines jeden Volksstammes, zu verlangen, daß seine Kinder den allgemeinen Unterricht einschließlich der Unterweisung in der Religion in der eigenen Sprache empfingen. Die Sprache der Mehrzahl der Einwohner ist grundsätzlich die des Elementarunterrichts; bei Theilung der Volkszahl in mehrere Sprachen wird der Unterricht in zwei, auch drei Sprachen ertheilt. Auch an den für die Bevölkerung vorwiegend czechischer, polnischer, kroatischer, magyarischer und rumänischer Landestheile bestehenden mittleren Unterrichtsanstalten wird der Unterricht mit Ausschluß der obersten Klassen in der Volkssprache ertheilt und ist von der Einführung der Volkssprache als Lehrsprache der Universitäten in überwiegend czechischen, polnischen, magyarischen Ländern — welche jetzt wiederum von den Vertretern der Nationalitäten gefordert wird — nur deshalb abgesehen worden, weil sich bei einem früher gemachten Versuche herausgestellt hatte, daß der Wortschatz der angewandten Volkssprache für das wissenschaftliche Bedürfniß nicht ausreichend war.

Dagegen wird selbst im österreichischen Heere die Verschiedenheit der Nationalität nicht nur geschont, sondern auch gepflegt; Gottesdienst und Unterricht findet auch bei dem Heere in der Muttersprache der Truppentheile statt, und gerade in der Erhaltung dieser Verschiedenheit erblicken die Bewunderer des österreichischen Gesammtstaates die Hauptstütze desselben, dem wenig begründeten Ausspruch des ersten Ungarkönigs huldigend: „unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est.“ Auch bot die österreichische Heeresverwaltung ein gleiches Bild, wie die Regelung der bürgerlichen Staatsverwaltung — welche in den deutsch-slawischen Kronländern nordwärts der Alpen vorwiegend deutsch ist — insofern da, als auch hier die Oberherrschaft zwischen der deutschen und der italienischen Sprache getheilt war; für das Landheer war das Commando und die Geschäftssprache deutsch, die Marine aber war im Kommando, den Bildungsanstalten ꝛc. ein ganz italienischer Heereskörper verblieben, bis neuerdings Abänderungen zu Gunsten der deutschen Sprache erfolgt sind.

Die Bevorzugung, welche die deutsche Sprache in Ungarn, wo 1,3 Millionen Deutsche, 2 Millionen Nordslawen, 0,6 Millionen Südslawen, 1,3 Millionen Ostromanen und 0,4 Millionen anderer Stämme neben 4,6 Millionen Magyaren leben, letztere also in der Minderheit gegen die übrigen Racen sind, nach der Unterwerfung dieses Landes erhielt, ist seit 1860 wesentlich verändert worden; mit der Herstellung der Autonomie dieses Königreiches wurde die ungarische Sprache wieder für die Geschäftssprache desselben erklärt, und die Selbstständigkeit dieser Landestheile ist schon jetzt nicht ohne

Einfluß auf die Sprachverhältniſſe an den ſecundären Unterrichtsanſtalten geblieben. Wieweit vor 1848 die Magyaren ihre Sprache zur Geltung zu bringen wußten, zeigt eine Zuſammenſtellung im dritten Theile der Czörnig'ſchen Ethnographie. Der mißlungene Verſuch Joſeph's, die bis dahin gültige lateiniſche Geſchäftsſprache durch die deutſche zu erſetzen, bezeichnet den Anfang der national-magyariſchen Bewegung, welche zunächſt den facultativen Gebrauch des Ungariſchen, dann die Authenticität des ungariſchen Textes erlangte, dann ſie als alleinige Geſchäftsſprache zur Geltung brachte und als ſolche ſelbſt für die Kirchenbücher der nicht magyariſchen Gemeinden vorſchrieb, endlich ihre allgemeine Einführung als Schulſprache des Elementarunterrichts zu erreichen wußte.

Der Anſtoß, den die ſlawiſchen Nationalitäten Ungarns an dieſen Anordnungen nahmen, trug weſentlich zur nochmaligen Entſcheidung bei; von den Deutſchen in Ungarn ſcheint kein Widerſpruch zu Gunſten ihrer Volksſprache erhoben zu ſein, und auch jetzt ſtehen in Ungarn — und ſtellenweiſe ſogar in Siebenbürgen — die National-Deutſchen überwiegend auf magyariſcher Seite. — Gewiß darf man es nicht gering ſchätzen, wenn die Achtung vor dem hiſtoriſch erworbenen Rechte eines fremden Stammes, geſteigert vielleicht durch gerechten Abſcheu vor Gewaltakten, welche dem Siege der öſterreichiſchen Waffen folgten, eine deutſche Bevölkerung dahin bringt: ihr angebornes und unverbrüchliches Recht auf ihre Mutterſprache hinten anzuſetzen; aber auch hier wird man an Klopſtock's vielbekannten Ausruf und an die Warnung erinnert, die er bei den Worten an ſein Vaterland richtet: „Nie war gegen das Ausland — ein anderes Land gerecht, wie du!" A. B.

Ueber Eiſenbahnen.

Die geſammten Fortſchritte einer Nation in allen Beziehungen ziffernmäßig ſo darzulegen, daß man die Urſachen und ihre relative Kraft ſicher und klar überſchaut, iſt eine überaus complicirte, und wo geiſtige Urſachen mit in's Spiel kommen, unlösbare Aufgabe. Es iſt unmöglich, in Zahlen auszudrücken, wie viel von den glänzenden Fortſchritten des Handels und der Induſtrie in unſerem Jahrhundert auf Rechnung der ſich ausbreitenden Volksbildung, des Zuwachſes an gelehrten Schulen ꝛc. zu ſetzen, wie viel auf rein materielle Urſachen oder auf Verbeſſerung der Geſetze, Hebung des Aſſociationsweſens ꝛc. zurückzuführen iſt. Dennoch bekommen wir durch die Zahlen ein deutliches Bild von dem ganz frappanten, unleugbar dominirenden Einfluß der modernen Verkehrsmittel, hauptſächlich der Eiſenbahnen, auf Handel und Wandel. Stellen wir z. B. für Frankreich und England das Wachsthum der Eiſenbahnen während des zwanzigjährigen Zeitraumes von 1840 bis 1860 dem Anwachſen des geſammten Handels, der Volksbildung und der Bevölkerung gegenüber, ſo erhalten wir Folgendes:

		Eisenbahnen im Betriebe. deutsche Meilen.	Werth der Ein- und Ausfuhr Pfd. St.	Conscribirte ohne Schulbildung.	Bewohner.
Frankreich	1840	76,7	82,520,000	40,93 pCt.	34,230,178
	1860	1211,5	232,192,000	29,08 pCt.	36,713,166
Fortschritt:		1480 pCt.	181 pCt.	11,85 pCt.	7,25 pCt.

		Eisenbahnen im Betriebe. deutsche Meilen.	Werth der Ein- und Ausfuhr Pfd. St.	Getraute ohne Schulbildung.	Bewohner.
Großbritannien und Irland	1840	260	119,000,000	41 pCt.	26,954,546
	1860	2263	375,052,000	32 pCt.	29,175,614
Fortschritt:		770 pCt.	215 pCt.	9 pCt.	8,24 pCt.

Dabei ist noch besonders zu beachten, daß in Frankreich die Zunahme der Bevölkerung in neuerer Zeit langsamer fortschreitet als früher und die Zahl der des Lesens kundigen Militairpflichtigen von 1830 bis 1848 um 15 pCt., von 1848 bis 1864, also in der Zeit der großen Entwickelung des Handels und der Eisenbahnen, nur um $7\frac{1}{2}$ pCt. zugenommen hat. Freilich möchte bei Förderung von Handel und Industrie weniger die Ausbreitung des Elementarunterrichts unter den Landbewohnern als die einer höheren Bildung in den Städten in Betracht kommen, doch besitzt man für letztere keine ausreichenden statistischen Nachweise.

Unzweifelhaft tritt die Abhängigkeit des Handels von den Transportmitteln in einigen kleinen Tabellen hervor, die Dudley Baxter seiner „Railway Extension and its results“ beigegeben hat:

Frankreich.

Jahr.	Eisenbahnen, schiffbare Flußstrecken u. Kanäle (7,700 engl. Meilen).	Werth der Ein- u. Ausfuhr.	Werth der Ein- u. Ausfuhr auf 1 engl. Ml. Verkehrswege.
1840	8,264 engl. Meilen.	82,520,000 Pfd. St.	9,985 Pfd. St.
1845	8,547 „	97,080,000 „	11,358 „
1850	9,507 „	102,204,000 „	10,750 „
1855	11,015 „	173,076,000 „	15,712 „
1860	13,286 „	232,192,000 „	17,476 „
1865	15,830 „	293,144,000 „	18,518 „

Das Zurückgehen der je einer Meile Verkehrswege entsprechenden Ein- und Ausfuhr um das Jahr 1850 hat seinen Grund in der Revolution von 1848, im Uebrigen correspondiren die Zahlen der letzten Columne und ihr Steigen hinlänglich mit den Längen der Verkehrswege, um ihren ursächlichen Zusammenhang vollkommen klar vor Augen treten zu lassen.

Großbritannien und Irland.

Jahr.	Eisenbahnen, schiffbare Flußstrecken u. Kanäle (4000 engl. Meilen).	Werth der Ein- u. Ausfuhr.	Werth der Ein- u. Ausfuhr auf 1 engl. Ml. Verkehrswege.
1833	4,000 engl. Meilen.	85,500,000 Pfd. St.	21,375 Pfd. St.
1840	5,200 „	119,000,000 „	22,884 „
1845	6,441 „	135,000,000 „	20,959 „
1850	10,733 „	171,800,000 „	16,006 „
1855	12,334 „	260,234,000 „	21,098 „
1860	14,433 „	375,052,000 „	25,985 „
1865	17,289 „	490,000,000 „	28,341 „

Die letztere Columne zeigt, wie der Handel mit der Entwickelung des Eisenbahnnetzes Schritt hält von 1833 bis 1845, wie er dann während der allzu rapiden Vermehrung der Eisenbahnen in der Periode von 1845 bis

1850 zurückbleibt, um 1855 wieder nachzukommen und später die Fortschritte der Bahnanlagen sogar bedeutend zu überholen.

Belgien.

Jahr.	Eisenbahnen und Kanäle (910 engl. Meilen).	Werth der Ein- u. Ausfuhr.	Werth der Ein- u. Ausfuhr auf 1 engl. M. Verkehrswege.
1839	1055 engl. Meilen.	15,680,000 Pfd. St.	14,862 Pfd. St.
1845	1205 „	26,920,000 „	22,340 „
1853	1590 „	27,760,000 „	30,037 „
1860	1907 „	72,120,000 „	37,818 „
1864	2220 „	97,280,000 „	42,919 „

„Dieses enorme Anwachsen des belgischen Handels," fügt Baxter hinzu, „muß seinem klugen Systeme der Eisenbahnbauten zugeschrieben werden, und es ist nicht schwer, zu sehen, wie es zuging. Ehe es Eisenbahnen gab, war Belgien vom europäischen Continent durch die Kostspieligkeit der Landfracht und den Mangel an Communication zu Wasser ausgeschlossen. Es besaß keine Colonie und nur wenig Schifffahrt. Die Eisenbahnen gaben ihm directen und raschen Zugang zu Deutschland, Oesterreich und Frankreich und machten Ostende und Antwerpen zu großen Häfen des Continents. Eines seiner Hauptprodukte sind Wollenstoffe, es importirt 21,000 Tonnen Wolle im Werthe von 2,250,000 Pfd. St. aus Sachsen, Preußen, Schlesien, Polen, Böhmen, Ungarn, Mähren und dem südlichen Rußland und exportirt einen großen Theil davon in verarbeitetem Zustande. Es entwickelt sich rasch zur Hauptwerkstätte des Continents und jeder Zuwachs an Eisenbahnen in Europa muß die Communicationen Belgiens und seinen Handel fördern. Sehen wir jetzt auf Holland, das noch 1835 so hoch über Belgien stand. Holland besaß ungeheure Vortheile in der Vorzüglichkeit seiner Kanäle, welche die schönsten und zahlreichsten der Welt sind, in seiner bedeutenden Schifffahrt, in der Verbindung mit dem Herzen Deutschlands durch den Rhein und in dem Transit der deutschen Waaren, die nach Amsterdam und Rotterdam auf holländische Schiffe gebracht wurden. Die Holländer verließen sich auf diese Vortheile, und vernachlässigten die Eisenbahnanlage. Die Folge war, daß sie um 1850 rasch den deutschen Handel verloren, der nach Ostende und Antwerpen abgelenkt wurde. Die holländische Bahn nach dem Rhein wurde gebaut, um diesen Verlust zu ersetzen, und 1853 zum Theil, ganz aber erst 1856 eröffnet. Es gelang, einen Theil des früheren Handelsverkehrs wieder an sich zu ziehen. Aber nun beachte man das Gesammtresultat. Im Jahre 1839 hatte die Aus- und Einfuhr Hollands einen Werth von 28½ Mill. Pfd. St. und war fast doppelt so groß als die von Belgien; 1862 betrug sie in Holland 59 Mill., in Belgien 78 Mill. Pfd. St. Holland hat also in diesem Zeitraum seinen Handel verdoppelt, Belgien dagegen seinen verfünffacht und Holland vollständig überholt."

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Jahr.	Eisenbahnen u. Kanäle (6000 engl. Meilen).	Werth der Ein- u. Ausfuhr.	Werth der Ein- u. Ausfuhr auf 1 engl. Meile Verkehrswege.
1830	6,040 engl. Meilen.	31,000,000 Pfd. St.	5,310 Pfd. St.
1844	10,310 „	45,759,000 „	4,437 „
1850	13,475 „	68,758,000 „	5,102 „
1855	23,398 „	111,797,000 „	4,778 „
1860	34,770 „	158,810,000 „	4,567 „

Es zeigt ſich alſo in Amerika ein ganz beſtimmtes Verhältniß zwiſchen dem Handel und dem Stande der Verkehrsmittel, aber das Verhältniß iſt dort in Folge der dünneren Bevölkerung niedriger als in den europäiſchen Staaten.

Aus den Vereinigten Staaten ſei hier ein Beiſpiel angeführt, wie Stillſtand oder ungenügender Fortſchritt in der Entwickelung der Verkehrswege gleichzeitig die Fortentwickelung des Handels hemmt. Bekannt iſt der an das Wunderbare grenzende Aufſchwung, den Chicago am Michigan-See als Ausfuhrhafen der weſtlichen Staaten in neuerer Zeit genommen hat. Im Jahre 1855 zählte es 29,963 Einwohner und verſchiffte 7 Mill. Buſhel Getreide, im Jahre 1866 zählte es etwa 225,000 Einwohner, ſeine durchſchnittliche jährliche Ausfuhr an Getreide, reſp. Mehl allein betrug während der letzten fünf Jahre 50½ Mill. Buſhel (32½ Mill. preuß. Scheffel), und der Werth derſelben ſtieg von 38½ Mill. Dollars im Jahre 1859 auf 122½ Mill. Dollars im Jahre 1862. Die Bevölkerung der jetzt mit Chicago durch Eiſenbahnen verbundenen Staaten (Wisconſin, Illinois, Minneſota, Jowa, Miſſouri, Nebraska, Kanſas) hat ſich in dem Decennium 1850 bis 1860 von 2 auf 5½ Millionen vermehrt, der Werth der Produktion der Weſtſtaaten ſtieg binnen vier Jahren von 53 Mill. Dollars im Jahre 1859 auf 111 Mill. im Jahre 1862. Gleichen Schritt hielt damit die Ausdehnung des Eiſenbahnnetzes, trotz der Handelskriſis im Jahre 1857/58 und trotz des Bürgerkrieges. Im Jahre 1855 war man ſtolz, daß die Eiſenbahnlinien endlich den Miſſiſſippi bei Alton, Burlington, Rock Island, Fulton und Dubuque erreicht hatten, und Illinois beſaß etwa 2000 engliſche Meilen Bahnlinien, die von Chicago gegen Nord und Weſt ausliefen. Seitdem haben ſich die Linien über die Grenzen dieſes Staates hinaus nach Nord, Weſt und Südweſt weit ausdehnt. Mit Einrechnung der Dampfſchifffahrt auf der Green-Bay verbinden die Northweſtern- und Peninſular-Bahnen Chicago direkt mit Marquette am Oberen-See (ca. 400 engl. Mln.); mit Ausnahme einer 45 engl. Mln. langen Lücke zwiſchen Lacroſſe und Winona, die bald ausgefüllt ſein wird, ſteht es mit St. Cloud am Miſſiſſippi (in Minneſota) in Verbindung (640 engliſche Meilen); ſeit Kurzem iſt eine ununterbrochene Linie gegen Weſt bis zum Süd-Platte (795 engl. Mln.) hergeſtellt; gegen Südweſt erreichen die Burlington- Quincey-, Hannibal- St. Joſeph- und die verbindenden Linien Fort Riley am Kanſas (650 engl. Mln.). Alle dieſe ungeheuren Fortſchritte ſind innerhalb der letzten elf Jahre gemacht worden, und dieſe Bahnen ſind es, die jene ungeheuren Maſſen von Getreide und daneben jährlich 66 Millionen Pfund conſervirtes Fleiſch, 42 Mill. Pfund Talg, 7 Mill. Pfund Butter, 2 Mill. Schweine ꝛc. nach Chicago zur Ausfuhr befördern, aber dieſe Ausfuhr hat ſich ſeit einem halben Dutzend Jahre nicht erhöht, aus dem einfachen Grunde, weil es an Transportmitteln von Chicago nach dem Auslande fehlt. Die jetzt vorhandenen ſind im höchſten Maße in Anſpruch genommen; erſt ein für größere Schiffe fahrbarer Kanal nach dem St. Lorenz-Strom wird dieſen Stillſtand beſeitigen. Kaum 100 engl. Meilen von Chicago verwendet man Getreide als Brennmaterial, da es billiger iſt als Holz oder Kohlen.

Sehr verbreitet ist die Meinung, daß die Haupturſache von der ſtaunenswerthen Steigerung des engliſchen Handels ſeit 1842 die Einführung des Freihandels ſei. Hören wir, wie ſich Baxter darüber ausſpricht: „Wir begegnen dieſer Anſicht täglich in Zeitungen, Reden und Parlamentspapieren. Ein kürzlich vom Handelsminiſterium (Board of Trade) herausgegebenes Memorandum über den Fortſchritt des britiſchen Handels vor und nach der Einführung des Freihandels vertritt dieſelbe Meinung und giebt die Zahlen über die Steigerung der Ein- und Ausfuhr ſeit 1842 als das Reſultat vorzugsweiſe des Freihandels. Allerdings liegt eine Einſchränkung in dem Zugeſtändniß, „„daß das Wachſen der produktiven Kraft und andere Urſachen weſentlich zu dieſer mächtigen Entwickelung mitgeholfen haben,““ aber die Anführungen und Beſprechungen in den Tagesblättern ließen dieſe Einſchränkung außer Acht und ſchrieben die in dem Memorandum aufgeführten frappanten Reſultate ganz und gar dem Freihandel zu. Bei voller Anerkennung der großen Wohlthaten und der erleuchteten Grundſätze des Freihandels ſcheue ich mich doch nicht, zu ſagen, daß dieſe populäre Anſchauung eine populäre Uebertreibung iſt, deren Berichtigung den Statiſtikern obliegt. Einmal begann der Aufſchwung des engliſchen Handels im Jahre 1834, alſo vor dem Freihandel, aber gleichzeitig mit den Eiſenbahnen, und zwar ſtiegen Ein- und Ausfuhr in der Zeit von 1833 bis 1842 von einer vorher ſtationären Summe von 85½ Mill. Pfd. St. auf 112 Mill. oder um 31 pCt. Sodann war England in der Zeit von 1842 bis 1860 das einzige Land, welches den Freihandel angenommen hatte. Wäre es auch das einzige Land geweſen, daß ſo enorme Fortſchritte machte, ſo könnten wir mit Sicherheit darauf ſchließen, daß der Freihandel die Haupturſache einer ſo großen Erſcheinung ſei; aber dies war nicht der Fall, England iſt nur eins unter mehreren Ländern, die in demſelben Zeitraum gleiche Fortſchritte machten, und keins von dieſen Ländern außer England hat den Freihandel angenommen. Das Wachsthum der Ein- und Ausfuhr in einigen dieſer Ländern war folgendes:

	Handel im Jahre 1842.	Handel im Jahre 1860.	Wachsthum.
England	112,000,000 Pfd. St.	375,000,000 Pfd. St.	234 pCt.
Frankreich	86,280,000 „	232,200,000 „	169 „
Belgien	19,400,000 „	72,120,000 „	272 „
	im Jahre 1844.		
Vereinigte Staaten	45,757,000 Pfd. St.	158,810,000 „	247 „

England nimmt alſo in Bezug auf die Schnelligkeit des Fortſchrittes nur die dritte Stelle ein, es wird ſowohl von Belgien als von den Vereinigten Staaten Nordamerika's übertroffen. Will man die Union wegen der raſchen Vermehrung ihrer Bewohnerzahl durch Einwanderung nicht zum Vergleich zulaſſen, ſo bleibt doch noch Belgien, das die engliſche Ratio des Fortſchritts um 38 pCt. übertrifft. Hier ſind vier Länder auf gleicher Stufe der Civiliſation, die dieſelben mechaniſchen Kräfte und Erfindungen zur Hand haben; da iſt der Schluß gerechtfertigt, daß dieſelbe große Urſache den Grund zu ihren Erfolgen legte. Und war dieſe gemeinſchaftliche Urſache? der Freihandel kann es nicht ſein, denn nur eins von den vier Ländern hatte die

Freihandelspolitik angenommen, aber es besteht allerdings eine solche gemeinschaftliche Ursache, die jedes der vier Länder vorzugsweise entwickelt hat, — die Dampfkraft, die Dampfmaschine, die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen. Se spreche ich es auch, daß Dampf die Hauptursache dieses wunderbaren Fortschrittes in England wie in den drei andern Ländern war. Aber ich gehe noch einen Schritt weiter. Dampfmaschinen gab es schon viele Jahre vor 1830 oder vor dem großen Aufschwung des Handels; auch die Dampfschifffahrt hatte schon lange vor 1830 und vor dem großen Aufschwung des Handels existirt und sie vermochte nicht das vor 1830 so unüberwindliche Hinderniß zu bekämpfen, nämlich die Langsamkeit, Kostspieligkeit und die geringe Räumigkeit der Transportmittel zu Lande. Ich komme daher zu dem weiteren Schluß, daß die Eisenbahnen, welche dieses gigantisches Hinderniß beseitigen und dem Transport zu Lande eine so außerordentliche Schnelligkeit und Billigkeit und eine so unbegrenzte Leistungsfähigkeit gaben, die Haupttriebfeder, die thätige und unmittelbare Ursache dieser plötzlichen Entwickelung des Handels gewesen sein müssen. Dieser Schluß scheint zur Gewißheit zu werden, wenn ich aus den obigen Vergleichungen finde, daß die rasche Entwickelung des Handels in jedem der vier Beispiele mit einer eben so raschen Entwickelung der Eisenbahnen der Zeit nach zusammenfällt, ja daß sie im Verhältniß zu dem Wachsthum der Eisenbahnen an Meilenzahl stand, in der Weise, daß jeder Erweiterung des Eisenbahnnetzes sofort eine bedeutende Vermehrung der Aus- und Einfuhr gleich einem Schatten folgte.

Betrachten wir, welche Lasten auf Handel und Manufakturen drücken. Besäßen unsere Kaufleute jenen wunderbaren Geisterteppich der arabischen Märchen, der alles darauf Gelegte in einem Augenblick durch die Luft zu seiner entferntesten Bestimmung trug, über Berge und Meere und Zollhäuser, ohne Kosten und Aufenthalt, so hätten wir den vollkommensten und freiesten Verkehr. Aber sieh' die Schranken und Lasten, die in Wirklichkeit vorhanden sind, wenn wir die Reise des Rohstoffes, wie Baumwolle oder Wolle, nach den englischen Fabriken und ihre Ausfuhr als Fabrikate verfolgen: Beim Rohmaterial 1) Landtransport bis zum Meer, 2) Seereise nach England, 3) Eingangszoll, 4) Landtransport zum Fabrikanten; — beim Fabrikat 5) Landtransport zum Meere, 6) Seereise nach dem Auslande, 7) Eingangszoll, 8) Landtransport bis zum Käufer. Wir haben also acht verschiedene Lasten oder Unkosten, welche den Preis unserer Fabrikate für den fremden Käufer erhöhen. Von diesen sind vier Landtransporte, zwei Seereisen und nur zwei Zollabgaben. Nun war unzweifelhaft vor Einführung der Eisenbahnen der Landtransport die kostspieligste dieser Lasten. In Ländern, die keine Canäle besaßen, waren oft wenige Meilen Landtransport eine absolute Behinderung des Absatzes, wie es noch gegenwärtig in vielen Theilen von Indien, Spanien und der Türkei vorkommt. In Ländern mit Canälen waren die Kosten hoch, der Transport langsam und alle Augenblicke durch Schleusen behindert. Daher übertraf die Hülfe, welche die

Eisenbahnen durch Billigkeit und Zeitersparniß schafften, bei Weitem die Erleichterung, welche der Freihandel durch Beseitigung mäßiger Zölle gewährte.

In sehr vielen Fällen machten die Eisenbahnen den Handelsverkehr nicht nur billiger, sondern überhaupt erst möglich, sie sind die nächste Annäherung an jenen magischen Teppich, die menschlicher Scharfsinn bis jetzt ersacht hat. Aus all' diesen Gründen behaupte ich, daß wir den Eisenbahnen die Anerkennung und das Lob schuldig sind, die sie als hauptsächlichste unter den Triebfedern, welche innerhalb der letzten 30 Jahre der Civilisation eine andere Gestalt gegeben haben, verdienen." A. B.

Literarische Anzeige.

Der Tugendbund. Aus den hinterlassenen Papieren des Mitstifters Professor Dr. Hans Friedrich Gottlieb Lehmann. Herausgegeben von Professor Dr. August Lehmann, königl. Gymnasial-Direktor a. D., Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Berlin, 1867. Haude und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Aus dem obigen Titel dieser neuen historischen Schrift über den Tugendbund, der in den Jahren 1808 und 1809 einer der Sammelpunkte war, in welchen die gesunden Kräfte des preußischen Staats die Regeneration desselben nach den Unglücksschlägen des Jahres 1806 vorbereiteten, geht schon die Bedeutung desselben hervor. Nachdem in Folge des Angriffs, welchen der Geheime Rath Schmelz 1815 gegen die Tendenzen des damals längst durch die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 fast in Vergessenheit gerathenen Tugendbundes richtete, bis zum Jahre 1816 eine kleine Broschüren-Literatur an das Licht getreten war, ohne daß die Vertheidiger des Tugendbundes ein genügendes historisches Material lieferten, erschien die erste und bis jetzt einzige wissenschaftlich treue und actenmäßige Bearbeitung der Geschichte des Tugendbundes erst im Jahre 1850. Es ist dies die Schrift des berühmten Historikers Johannes Voigt: „Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Berlin."

So verdienstlich diese Schrift war, so sehr sie über ihren Gegenstand neues Licht verbreitete, so hat doch auch die vorliegende Schrift ihr eigenes, nicht unbedeutendes Verdienst und giebt sie über den Tugendbund noch eine ganze Reihe neuer Aufklärungen. Der eigentliche Stifter des Tugendbundes ist nämlich der 1821 verstorbene Professor H. F. G. Lehmann, aus dessen hinterlassenen Papieren der Sohn desselben diese höchst interessanten Mittheilungen veröffentlicht hat. Das Bedeutendste unter diesen Papieren war eine Geschichte des Tugendbundes, die somit das erste authentische Document über diese Episode unserer vaterländischen Geschichte ist. Dem berühmten Historiker Voigt lagen ferner die Privatacten und Privatschriftstücke nicht vor, die in vorliegender Schrift zum ersten Male veröffentlicht sind. Ferner hat er die amtlichen Acten, soweit sie ihm zu Gebote standen, nicht vollständig mitgetheilt, was dagegen in dieser Schrift geschieht. Endlich giebt Herr Lehmann aus den Papieren seines Vaters eine vollständige Liste der Mitglieder des Tugendbundes. Hieraus erhellt, daß die vorliegende Schrift für den Geschichtsschreiber und für jeden Freund der vaterländischen Geschichte unentbehrlich ist.

Wir begnügen uns für jetzt mit dieser vorläufigen Mittheilung und werden nächstens Gelegenheit nehmen, aus dem reichen Schatz dieser Schrift einige interessante Aufklärungen zusammenzustellen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Angesichts der in Paris veranstalteten Zusammenkunft der Monarchen, Staatsmänner und Großindustriellen hat die russische Hauptstadt das Gegenstück in einem Congreß der Slawen als nordisches Schauspiel dargeboten. Ein Vergleich zwischen der Pariser Industrie-Ausstellung und der Moskauer ethnographischen Ausstellung würde in Bezug auf den Unterschied in den Sitten, Bedürfnissen und Kulturstufen der verschiedenen Völker ein lehrreiches Resultat ergeben: dort das großartige Depot aller der Erzeugnisse des vorgeschrittenen Geistes in den Künsten und Gewerben — hier die Ansammlung von Trachten, Geräthen und Gerippen; dort die von Gesittung und Bildung zeugenden Gesammtwerke der europäischen Menschheit — hier die vereinzelte Schaustellung der Arbeiten einer bisher nur wenig vorgeschrittenen Race.

Wir müssen jedoch auf die weitere Ausmalung des expositionellen Widerspiels an dieser Stelle verzichten, denn wir haben es hier bloß mit der politischen Bedeutung der Sache zu thun. Es war ja vorwiegend der politische Gedanke und die Hervorkehrung slawischer Eigenthümlichkeiten und Bestrebungen, welche den Impuls zu dieser ethnographischen Ausstellung gaben. Es sollte einmal das Großreich der Slawen, deren Zahl und deren Uebermacht den übrigen europäischen Völkern vorgeführt werden. Zeigt Frankreich sich als eine romanische Macht, gerirt es sich als Schutz- und Schirmherr der lateinischen Völkerstämme und setzt es für die Erhaltung und Ausbreitung der Lateiner seine ganze Kraft und seinen Einfluß ein, so will sich Rußland als die erste slawische Macht zeigen, so nimmt es die slawische Zweige und stammverwandten Abkömmlinge in seine großrussische Obhut und so stellt es der lateinischen die panslawistische Herrschaft entgegen. Darauf deutet der ganze auf Kosten der Petersburger Regierung zusammengetragene Apparat hin und davon zeugen alle die bei dieser Gelegenheit hervorgebrachten Reden und Toaste, die — wie der panslawistische Congreß, welcher 1848 in der böhmischen Hauptstadt tagte, genöthigt war, seine Verhandlungen in deutscher Sprache zu führen, weil anders eine Verständigung der Angehörigen der verschiedenen slawischen Nationen nicht zu erreichen war — fast durchgehends des allgemeinen Verständnisses der Aussteller und Gäste wegen auch diesmal in deutscher Sprache gehalten und ausgebracht wurden und zu deren einem, der da schließt: „Vereinigen wir uns also, wie sich die Italiener und Deutschen zu einem Ganzen vereinigt haben und der Name des vereinigten großen Volkes wird Riese sein!“ die deutsche „Neue Petersburger Zeitung“ sich die Frage

erlaubt: „Was der Redner ſagen würde, wenn in Berlin ſolche Grundſätze mit Bezug auf die Deutſchen der Oſtſeeprovinzen von einer Deputation ihrer Bewohner proclamirt würden."

Für Deutſchland liegt eine von Moskau her drohende Vergewaltigung nicht nahe. Das Geſpenſt des Panſlawismus erſchreckt uns nicht. Die rohe Maſſe und die Ueberzahl kann heute nicht mehr wie vordem die Staaten überfluthen und unterjochen, auch haben wir in unſerer Mitte kein Miſchvolk mit feindlichen Geſinnungen und moskowitiſchen Gelüſten, und das deutſche Volk iſt auf ſeiner hohen Bildungsſtufe ſich nunmehr auch ſeiner Kraft bewußt geworden. Das mögen ſich die Leute aus Böhmen, Croatien und Dalmatien, die in Moskau ſo breitſpurig aufgetreten ſind, geſagt ſein laſſen, nachdem ſie ihren ohnmächtigen Thatendurſt in heißgetränkten Reden auf die Deutſchen gelöſcht haben.

Die Polen ſind auf der Ausſtellung nicht vertreten geweſen; der bekannte Rieger hat dieſelben zu entſchuldigen verſucht in einer Tiſchrede, die eigentlich nur Vorwürfe enthält und die als Antwort dienen ſollte auf das von dem ruſſiſchen Geſchichtsforſcher Pogodin ausgeſprochene Bedauern über die Zurückhaltung der Polen von dem Slawen-Congreß. Bezeichnend für die Anſichten und Beſtrebungen der polniſchen Adelspartei der Provinz Poſen ſind übrigens die Bemerkungen, mit der das Organ dieſer Partei, der „Dziennik pozn.", die von ihm mitgetheilte Beglückwünſchungs- und Loyalitäts-Adreſſe der Warſchauer Deputation an den Kaiſer Alexander II. begleitet. Man ſieht aus den in leidenſchaftlichſtem Tone gehaltenen und bis zum heftigſten Proteſte gegen die Adreſſe geſteigerten Auslaſſungen, daß dieſe Partei von einer Ausſöhnung mit den beſtehenden Verhältniſſen in Polen nichts wiſſen will, ſondern in der oppoſitionellen Stimmung verharrt, durch die ſie ſo viele erfolgloſe Aufſtände hervorgerufen und Polen an den Abgrund des Verderbens gebracht hat.

In Italien wächſt die Affaire Braſſeur-Ferrara zu einer wahren Skandalgeſchichte an. Gegenüber der Erklärung Ferrara's hält Braſſeur nicht nur ſeine Ausſagen vollſtändig aufrecht und behauptet, die vollſtändigſten Beweisſtücke in den Händen zu haben, um die Wahrheit ſeiner Angaben zu beweiſen, ſondern derſelbe hat auch ſeinerſeits Schritte gethan, um die Regierung, reſp. Rattazzi und Ferrara, gerichtlich zu belangen und zum Schadenerſatze zu nöthigen. Er hat ſich mit mehreren Rechtskundigen, unter denen auch Crispi, in Verbindung geſetzt, ſo wie die Vermittelung des belgiſchen Geſandten angerufen, um die Regierung auch wegen der Inſinuationen zur Rechenſchaft zu ziehen, welche dieſelbe, um ſich zu rechtfertigen, im Parlamente vorgebracht habe und durch welche die Ehre und der Credit des Hauſes Langrand-Dumonceau geſchädigt worden ſei. Charakteriſtiſch für die Stimmung der Bevölkerung iſt es, daß trotz des Dementi's der Miniſter Niemand denſelben glaubt. Man kann ſich nicht denken, daß ohne Beweiſe Braſſeur gewagt haben würde, ſo ſchwere Anklagen gegen die italieniſche Regierung zu erheben und daß die von ihm in ſeinen Briefen veröffentlichten Daten ſich auf pure Erfindung baſiren können.

Dem österreichischen Abgeordnetenhause sind vier Regierungsvorlagen eingebracht worden, durch welche der Dualismus für die Organisation des ganzen Staates definitiv festgestellt wird. Das erste Gesetz über die Abänderung der Verfassung nimmt dem Reichsrathe seine gesammtstaatliche Bedeutung, beseitigt den Competenzstreit, der bisher zwischen dem engeren und weiteren Reichsrath stattfand, erhebt ihn zum Vertreter der Länder diesseits der Leitha und stattet ihn hinsichtlich der Finanzen und Creditverhältnisse mit allen jenen Befugnissen aus, die auch der ungarische Reichstag besitzt. Die Anzahl der Abgeordneten für den Reichstag wird, da die Vertreter Ungarns, Siebenbürgens und Croatiens in Pesth versammelt bleiben, von 343 auf 203 herabgesetzt, jedoch bleibt es zunächst bei der Bestimmung, daß der westliche Reichsrath sich aus der indirekten Wahl aus den Landtagen zusammensetzt, während das ungarische Abgeordnetenhaus direkt aus Volkswahlen hervorgeht, und die Regierung hat die Initiative zu einem Aenderungsantrag dem Reichsrathe überlassen. Die zweite Regierungsvorlage betrifft die Abänderung des §. 13 der Februarverfassung. „Der Paragraph entspricht," meint eine hiesige demokratische Zeitung, „dem Nothstandsartikel unserer Verfassung, nur daß er dem Absolutismus einen noch viel weiteren Spielraum einräumt, als es bei uns geschieht. Er geht so weit, wie der ominöse Artikel 14 der französischen Charte, auf Grund dessen Karl X. seine Juli-Ordonnanzen erließ." Der dritte Gesetzentwurf bezieht sich auf die Minister-Verantwortlichkeit, der vierte endlich ordnet die Angelegenheit der Delegationen für die gemeinsamen Angelegenheiten, und schließen sich diese, wie die beiden vorhergehenden Vorlagen, den ungarischen Verfassungsbestimmungen an. Die Regierung sieht den Dualismus bereits als so fest begründet an, daß sie das Zusammenwirken der Deputationen beider Reichshälften schon für die nächste Zeit in's Auge gefaßt hat.

An die Einbringung dieser Vorlagen schloß sich die Mittheilung des Ministerpräsidenten an, daß die Regierung sämmtliche Arbeiten zur Befestigung Wiens sistirt hätte, bis die Delegationen für die gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches über die Bewilligung der Mittel zur Fortführung dieser Arbeiten sich geäußert haben würden. Im Laufe der Debatte, die sodann über die Tagesordnung statthatte, machte der Justizminister die Mittheilung, daß der Kaiser ihm befohlen habe, in den einzubringenden Entwurf eines Strafgesetzes das Institut der Geschworenengerichte aufzunehmen. Da endlich in derselben Sitzung der Abgeordnete Mühlfeld den Antrag auf Berathung des längst vorliegenden Entwurfs eines Religionsgesetzes und auf Revision des Concordats eingebracht, so wird der Freiherr v. Beust mit der Completirung seines Ministeriums eilen müssen und man will dies Mal sicher wissen, daß er einen Unterrichtsminister definitiv gewonnen habe. „Nach so glänzenden Erfolgen des Liberalismus", meint das oben erwähnte Blatt unter Anderem, „ist die Hoffnung, daß das Concordat, die festeste Burg der Reaktion, in die Luft gesprengt werde, keine eitle mehr. Versteht der Reichsrath, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, macht er namentlich seine Zustimmung zu dem Ausgleiche mit Ungarn von einer durchgreifenden

Reviſion des Concordats abhängig, ſo iſt ſein Erfolg kaum zu bezweifeln. Doch noch lange nicht ſind die Oeſterreicher über alle Berge der Reaktion hinweg, aber das Ziel, das noch vor Kurzem unerreichbar ſchien, iſt ihnen nahe gerückt."

Wir werden nur zu bald ſehen, daß dies Ziel immer weiter geſteckt werden wird und muß, zum Heile des öſterreichiſchen Staates gewiß nicht. Uebrigens hat jeder Körper nur Einen „Schwerpunkt." Zwei „Schwerpunkte" eines Körpers exiſtiren nicht; wir möchten daher lieber Peſth und Wien Stützpunkte nennen, in die die Demokratie ihre Hebel einſetzen wird. Die Erfolge der darauf verwandten Kraft werden ſich bald zeigen.

Nach Allem ſteht die Vollſtreckung des Todesurtheils gegen den Kaiſer Maximilian, falls ein ſolches gefällt wird, trotz der Auslaſſungen des mexikaniſchen Miniſters in Waſhington, Romero, in ſeinem Briefe vom 31. Mai cr., nicht mehr zu fürchten. Der Kaiſer ſoll ſich bei ſeiner Gefangennahme ſehr ritterlich benommen und bei Abgabe ſeines Degens „auf ſein Haupt allein die Rache der Sieger geladen haben, dafern Opfer fallen müßten". Juarez ſcheint jedoch den entthronten Monarchen ſo lange in ſicherm Verwahrſam behalten zu wollen, bis der Erſtere als Präſident der Republik Mexiko von allen europäiſchen Großmächten anerkannt worden und derſelbe als Zeichen dieſer Anerkennung Beglaubigungsſchreiben der betreffenden Geſandten erhalten habe. Dies wird den Tuilerien eine große Verlegenheit bereiten. Da aber Frankreich durch ſeine Organe, Billault und Rouher, zu wiederholten Malen hat erklären laſſen, daß es der franzöſiſchen Regierung unwürdig und deshalb unmöglich ſei, jemals mit Juarez als Gleichberechtigtem zu unterhandeln, ſo würde es durch die in Ausſicht geſtellte Haltung Juarez' in eine höchſt unangenehme Alternative gerathen, ſich aber ſchließlich doch fügen müſſen und, wie man meint, der Republik ſogar eine Generalquittung der umfaſſendſten Art auszuſtellen haben.

Was nun endlich unſer Vaterland anbetrifft, ſo iſt am 24. d. Mts. der Landtag, der in ſeiner bisherigen Zuſammenſetzung nicht wieder zuſammenkommen wird, durch den Freiherrn v. d. Heydt in Abweſenheit des Miniſterpräſidenten, der Erholung auf ſeiner Begüterung in Pommern zu finden hofft, geſchloſſen worden. Vorher waren noch die beiden Häuſer des Landtages zu Sitzungen zuſammengetreten; das Herrenhaus hatte die zweite Leſung des Norddeutſchen Verfaſſungsentwurfes vorgenommen. Derſelbe wird nun in Kurzem durch die Geſetzſammlung publicirt werden, und zwar zu gleicher Zeit wie in den übrigen Staaten des Norddeutſchen Bundes. Das große Werk der Einigung derſelben iſt dann zum Abſchluß gelangt.

Ein anderer hochwichtiger Schritt zur nationalen Einigung Deutſchlands, gegen die Anſchauung der politiſchen Peſſimiſten, iſt durch die Unterzeichnung des Zollvereins-Präliminarvertrages vom 4. Juni Seitens der bayeriſchen Regierung vollzogen worden. Allgemein findet man, daß mit dem an die Stelle des alten tretenden Zollvereine ein neuer entwickelungsfähiger Organismus geſchaffen ſei. Wenn auch die Maſchinerie noch etwas ſchwerfällig bleibe, meint man, und dieſelbe in mancher Beziehung noch an

den ehemaligen Bundestag erinnere, so sei die Sache nicht so schlimm, wie es auf den ersten Blick erscheinen möge; das Uebel der Vielköpfigkeit werde durch das natürliche Uebergewicht Preußens der Art auf ein Minimum beschränkt, daß schädliche Folgen gar nicht zu besorgen seien.

Die Coalitionsfreiheit der Arbeiter.

In Coalitionen, welche die arbeitenden Klassen unter einander zur gemeinsamen Verhandlung mit ihren Arbeitsgebern über die Regulirung der Lohnverhältnisse eingehen, und die gewöhnlich mit einer Niederlegung der Arbeit verbunden sind, regt sich eine Reaction gegen die negativen Resultate, welche die Aufhebung der Zünfte durch die revolutionäre Gesetzgebung des vorigen und des Anfangs des jetzigen Jahrhunderts zur Folge gehabt.

Es drückt sich in ihnen das Verlangen nach einer positiven Organisation aus, welches die Staats-Regierungen zu beachten, sorgsam zu pflegen und mit Hülfe der Gesetzgebung in einer den neuen Staats-Ordnungen entsprechenden Form zu befriedigen haben.

Die mittelalterliche Zunft-Ordnung hatte durch die Festsetzung der Zahl, auf welche sie die Arbeitsgeber der einzelnen Städte und die zuzulassenden Arbeitssuchenden beschränkte, die Schwankungen des Marktes geregelt und die Existenz der Gewerks-Genossen garantirt. Zu dieser Garantie, welche die Zahl darbot, hatte sie die moralische Ordnung gefügt, welche die Hierarchie der Werkstatt, vom Meister bis zum Lehrling, festsetzte und die Gewerks-Genossen einer Stadt solidarisch unter einander verpflichtete.

Der Verfall der Städte, die Errichtung des centralisirenden Absolutismus über den verschiedenen Gesellschafts-Klassen, endlich die Erweiterung des städtischen und nationalen Gewerbebetriebes zum Weltmarkt, lösten die Zunft-Ordnung auf. Im Innern der Zünfte arbeitete der moderne Freiheitsdrang und die auflösende Kraft des revolutionären Individualismus. Capital und Arbeit riefen nach Emancipation.

Das Capital wurde in der That durch die Revolution in Frankreich und durch die Nachwirkung derselben in den Nachbarländern von den Fesseln befreit, welche die Disposition über seine Macht einengten. Die Arbeit wurde emancipirt, indem Jedermann autorisirt wurde, seine Kräfte nach eigenem Ermessen und Gutbefinden anzuwenden.

Die erste Blüthe der revolutionären Illusion war bald verwelkt. Der Aufschwung der Industrie, der reichliche Lohn der Arbeiter war bald vorbei. Auf die Glanzseite des neuen Zustandes der freien Arbeit fiel sehr bald ein düsterer Schatten. Die zerfleischende Concurrenz zwischen den Producenten, die Verdrängung der kleinen Haus-Werkstätten durch die großen Fabriken, die Ansammlung der Arbeiter um diese Etablissements, ihre Isolirung von der

übrigen Gesellschaft, — Alles das führte zu einem leidenschaftlichen Gegensatz von Capital und Arbeit.

Das gleiche Recht Aller, an dem auch die Arbeiter Theil nahmen, ward für die letzteren zur *Rechtslosigkeit*, da sie gegenüber der Geldmacht der Unternehmer *machtlos* waren.

Das *Lohn-Verhältniß*, welches das zünftige familiäre, cordiale und patrimoniale Verhältniß zwischen Arbeitsgeber und Arbeiter rechtlich aufhob, gab dem letzteren eine selbstständige Existenz, aber fand ihn auch von Seiten des ersteren vollständig ab und stieß ihn für die Fälle der Noth oder Arbeitslosigkeit in den Zustand der Entblößung und Verlassenheit.

Hülfe und Beistand giebt es für den Arbeiter in der rein industriellen Gesellschaft nicht. Sie redete ihm in der Emancipations-Zeit der Revolution vor, daß seine Arbeitskraft ein *fruchtbares Capital* sei. Statt Zinsen zu tragen, wurde dasselbe aber *abgenutzt* und bis zum Verschwinden verwendet.

Der Arbeiter wird *frei* genannt, und er *muß* seine Arbeitskraft an ein Unternehmen, welches ihm fremd bleibt und unter den Gesetzen des Weltmarktes steht, verkaufen, ohne den Preis bestimmen zu können. Dieser wird von den Conjuncturen des Arbeitsmarktes festgesetzt und bei der Menge der Angebote so niedrig gehalten, daß er nur für die nothdürftigste Existenz des Arbeiters ausreicht.

Auf dieselbe Illusion kommt es mit seiner Selbstständigkeit hinaus. Er ist vielmehr zur Heimathlosigkeit verurtheilt. Er arbeitet nur *an* einer Industrie-Anstalt, hat in ihr keine Heimath, wird von ihr durch den Lohn abgefunden und findet auch außerhalb dieser Anstalt die Familie, den Hausstand und die Ehe durch die Einwirkungen der Fabrik, nämlich durch die industrielle Beschäftigung seiner Frau und Kinder, zerstört. Mit der Gemeinde hat er keinen Zusammenhang.

Man hat auf verschiedene Weise gesucht, den Folgen der revolutionären Gesetzgebung entgegen zu wirken. Hier interessirt uns zunächst der Versuch, dies auf dem Wege der *Restaurations-Gesetzgebung* zu thun, z. B. durch die preußische Gewerbe-Ordnung von 1845 und durch die Verordnung vom 9. Februar 1849. Der Zweck derselben war, das Handwerk zu stärken und vor seiner völligen Auflösung in den großen Fabrikbetrieb zu bewahren.

Diese Restauration rief aber bald darauf eine um so lebhaftere und heftigere Opposition gegen Bestimmungen hervor, durch welche (wie z. B. durch die Forderung der Prüfungen) die aus den Fugen gerathenen Gewerbe wieder eine geschlossenere Form erhalten sollten. In dem preußischen Abgeordnetenhause traten seit dem Jahre 1860 die Anträge auf Abänderung, seit 1861 die Anträge auf gründliche Beseitigung der genannten Gesetzgebung auf. Gleichzeitig beseitigte man in mehreren anderen deutschen Staaten (in Oesterreich, Bayern, Württemberg, Sachsen und anderen) die bestehende Gewerbegesetzgebung und brachte sie mit den Principien der liberalen Bestrebungen in Einklang.

Endlich thaten die Vertheidiger des volkswirthſchaftlichen Fortſchritts im preußiſchen Abgeordnetenhauſe den letzten Schritt. Sie brachten den Antrag ein, der im Februar 1865 zur Berathung kam und die Aufhebung der §§ 181 und 182 verlangte. Schulze-Delitzſch formulirte den Zweck des Antrags dahin, daß endlich „Breſche geſchoſſen" und die Beſchränkungen, welche die frühere Geſetzgebung der freien Selbſtbeſtimmung des Arbeiterſtandes aufgelegt hatte, zu Falle gebracht werden müßten.

Es handelte ſich nämlich um die Aufhebung der Schranken, welche die Geſetzgebung der Coalitionsfreiheit der Arbeiter, d. h. ihren Vereinigungen zur Verbeſſerung ihres Lohnes, geſetzt hatte.

Die Erfahrung in England hat bewieſen, daß die vollſte Gewährung der Coalitionsfreiheit und die unbeſchränkteſte Nutzung derſelben die Erhöhung des Lohnes noch nicht zur Folge hat. Nachdem das britiſche Parlament im Juli 1823 alle die Selbſtbeſtimmung der Arbeiter beſchränkenden Geſetze aufgehoben hatte, benutzten die Arbeiter dieſe neue Freiheit in einem Maße, daß in den Städten, welche die Heerde der Induſtrie bildeten, faſt alle Gewerbe in Stillſtand geriethen. Im folgenden Jahre (1824) beſchloß das Parlament eine Bill, welche die Angelegenheit regulirte. Denjenigen Arbeitern, die ſich zur Niederlegung der Arbeit vereinigen wollten, wurde alle Freiheit dazu gelaſſen, aber den Comités derſelben die deſpotiſche Gewalt genommen, die ſie über die Nichtfeiernden ausübten. Der geringſte Verſuch einer Einſchüchterung derjenigen, die an der Niederlegung der Arbeit nicht Theil nehmen wollten, wurde criminalrechtlich ſtrafbar gemacht.

Die Geſchichte der Strikes in England ſeit dieſer Zeit ſpricht nur von Niederlagen der Arbeiter. Der Pauperismus hat ſich ſeit 1824 nur in größeren Dimenſionen entwickelt.

Das Uebergewicht, welches die Meiſter und Fabrikherren durch das Capital beſitzen, ihre Ueberſicht des Land- und Welt-Marktes, ferner ihre Kenntniß des Arbeitsmarktes, welche ihnen die baldige Herbeiſchaffung neuer Arbeiter erleichtert, ſetzen ſie in den Stand, die Unterbrechung des Geſchäftes länger und leichter als die Arbeiter auszuhalten. Die Verlegenheit treibt ſie ferner dazu an, auf mechaniſche Verbeſſerung des Arbeitsbetriebes zu ſinnen oder Erfindungen zu veranlaſſen, welche einen Theil der feiernden Arbeitskraft entbehrlich machen. Endlich treten die Strikes gewöhnlich in Handelsſtockungen ein, wenn die Waarenlager der Fabrikherren überfüllt ſind, und bringen dieſen den Gewinn, daß ſie die Räumung der Lager in Ruhe abwarten können.

Trotz dieſer unglücklichen Erfahrung erneuern ſich die Strikes in England, hat das geſetzgebende Corps von Frankreich 1864 den arbeitenden Klaſſen die Coalitionsfreiheit (jedoch ohne das Verſammlungsrecht) gegeben und hat die Fortſchrittspartei im preußiſchen Abgeordnetenhauſe eben dieſe Coalitionsfreiheit (in Verbindung mit dem Vereinsrecht) benutzt, um eine ihr im Wege ſtehende Gewerbe-Geſetzgebung zu beſeitigen und in der arbeitenden Klaſſe eine Hülfs-Armee für ihre politiſchen Zwecke zu gewinnen. In jener Geſetzgebung ſind ihr die Reſte des früheren Innungsweſens zuwider, und ſie

will dieſelben im Namen des „volkswirthſchaftlichen Bewußtſeins der Gegenwart", wie ſie ſich ausdrückt, aufgehoben wiſſen.

Auch die arbeitenden Klaſſen, ſowohl die der großen Induſtrie als die Gewerksgeſellen, verlangen die Coalitionsfreiheit. In dieſem ihrem Verlangen ſind zweierlei treibende Motive zu unterſcheiden. Erſtlich die ſelbſt durch die Erfahrung Englands nicht zerſtörte Illuſion, daß durch ihr gemeinſames Auftreten gegen die Arbeitsgeber die Lohnverhältniſſe zu ihren Gunſten verbeſſert werden können. Zweitens das Bedürfniß nach einer neuen Organiſation, ein genoſſenſchaftlicher Inſtinkt, ein dunkles Gefühl, daß an die Stelle der unhaltbar gewordenen Zunft-Verfaſſung eine neue Ordnung treten muß.

Die preußiſche Regierung gab der Agitation der liberalen Partei und dem Verlangen der Arbeiter ſo weit nach, daß ſie für den Auguſt 1865 eine Commiſſion zuſammenberief, welcher ſie eine Reihe von Fragen vorlegte, die ſich auf die Aufhebung der die Coalition der Arbeiter beſchränkenden Beſtimmungen der Gewerbe-Geſetzgebung bezogen. Die Stellung und Haltung dieſer Fragen zeigte die Geneigtheit der Regierung, Beſtimmungen, von denen man noch vor Kurzem das Heil des Gewerbſtandes erwartete, zu opfern. Auch die Mehrheit der Mitglieder jener Commiſſion war nicht ungeneigt, dieſe Opfer zu billigen. Und man wird ſich ſchwerlich irren, wenn man annimmt, daß der Gang der Fabrik- und Gewerbthätigkeit darauf hinausgeht, alle jene Feſtſetzungen der Reſtaurations-Geſetzgebung zu beſeitigen.

Die Arbeiter ſtellen ſich mit ihrem Rufe nach Coalitions-Freiheit und nach Berechtigung zu ungehinderten Verhandlungen mit den Arbeitsgebern über die Höhe des Lohnes, auf den Standpunkt der letzteren.

Die gemeinſame Tendenz der Arbeiter und Arbeitsgeber geht darauf hinaus, ihr beiderſeitiges Verhältniß zu einem Lohn-Verhältniß zu machen. Die Geſetzgebung hat dieſe Tendenz anzuerkennen und ihre ferneren Organiſationen daran anzuknüpfen.

Die §§. 181 und 182 der Allgemeinen Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845, welche die Coalitions-Freiheit beſchränken, ſind demnach aufzuheben.

Die im §. 3 des Geſetzes vom 24. April 1854 enthaltene Beſtimmung, betreffend die Verletzungen der Dienſtpflichten des Geſindes und der ländlichen Arbeiter, iſt dagegen aufrecht zu erhalten, da dieſe Dienſt-Verhältniſſe nicht auf ein bloßes Lohn-Verhältniß reducirt ſind und in ihnen ſich noch patrimoniale Beziehungen erhalten haben. Die Gewährung der Coalitions-Freiheit an die Arbeiter ſtellt dieſe mit den Arbeitsgebern auf einen Kampfplatz, auf welchem ſie miteinander über die Höhe des Lohnes ſtreiten. Die Geſetzgebung muß daher dafür ſorgen, daß keine beider Parteien der anderen wehrlos preisgegeben wird.

Daraus folgt, daß der Arbeitsgeber in der Wahl ſeiner Arbeiter nicht mehr beſchränkt ſein darf. Er muß das Recht haben, ſich Arbeiter zu nehmen, wo er ſie findet, wenn ſie nur nach ſeinem Urtheil für ſein Geſchäft geeignet ſind. Folglich ſind die §§. 31 und 32, 47 und 48 der Verordnung vom 9. Februar 1849 aufzuheben. Wenn das reine Lohn-Verhältniß für

Arbeiter und Arbeitsgeber beſtimmend iſt, ſo fallen die früheren Beſtimmungen über das Prüfungsweſen hinweg, und auch der Lehrling wird nur ein lernender Arbeiter, der ganz oder theilweiſe durch den Unterricht abgelohnt wird.

Desgleichen dürfen die Arbeitsgeber auch in ſofern in der Wahl ihrer Arbeiter nicht beſchränkt ſein, als es ihnen nach erfolgter Kriegserklärung von Seiten der Arbeiter freiſtehen muß, ſich neue Arbeiter von woher ſie wollen zu beziehen. Auf der andern Seite muß es den Arbeitern freiſtehen, ſich überall, wo ſie wollen, Arbeit zu ſuchen.

Im beiderſeitigen Intereſſe der Arbeitsgeber und der Arbeiter muß die freie Bewegung der letzteren geſichert werden. Die Hinderniſſe, die der Freizügigkeit entgegenſtehen, ſind daher aufzuheben; jedoch darf es den Gemeinden nicht verwehrt werden, Anſtalten zu treffen, um ſich vor einer drückenden Armuthslaſt zu ſchützen. Die bloße Feſtſetzung eines Einzugsgeldes würde jedoch ein ſehr ungenügendes Schutzmittel ſein. Unten werden wir auf die Ausarbeitung über die Unterſtützungskaſſen verweiſen, welche ein poſitives Schutzmittel gegen etwaige ſchädliche Folgen der Freizügigkeit darbieten.

Die bürgerliche Emancipation der Arbeiterklaſſen durch Gewährung der Coalitions-Freiheit entſpricht aber auch den politiſchen Verhältniſſen.

Die Ausbildung des abſoluten Königthums, die moderne Staats-Finanzwirthſchaft und die Errichtung der ſtehenden Heere beruht ſeit zwei Jahrhunderten darauf, daß der Arbeiterſtand durch den Sold zum Kriegsdienſt herangezogen und in einen Steuerzahler verwandelt iſt. Seit den Kriegen von 1813 bis 1815 iſt er der allgemeinen Kriegspflicht unterworfen; endlich haben ihn die neueren Gemeinde-Ordnungen und Staats-Verfaſſungen zum Wähler gemacht und er entſcheidet als ſolcher über die wichtigſten politiſchen Fragen. Das Jahr 1866 hat ihn ſogar durch die Einführung der direkten Wahlen für die parlamentariſche Vertretung des norddeutſchen Bundes noch wichtiger und einflußreicher gemacht. Ein Stand, deſſen Urtheil die Zukunft und Conſtituirung eines großen Staaten-Verbandes anheimgegeben iſt, hat auch ein Recht, freies Urtheil über ſeine eigenſten Angelegenheiten zu verlangen.

In der bloßen Negative, in der Aufhebung einzelner Schranken dürfen die Regierungen und geſetzgebenden Körper nicht ſtehen bleiben. Die revolutionäre Geſetzgebung ließ den Bürger auch nicht bloß laufen, als ſie ihn von den Feſſeln der Zunft-Verfaſſung frei ſprach. Sie ſorgte für ihn, (unter ſeiner Mitwirkung, in Folge ſeiner Anträge und oft ſtürmiſchen Forderungen), ſie ſchützte ihn und verſah ihn mit Privilegien gegen die Grundbeſitzer, auch gegen die Arbeiter, rief für ihn Banken ins Leben oder veränderte zu ſeinen Gunſten die Verfaſſung der beſtehenden Geld-Inſtitute, ſchloß in ſeinem Intereſſe Zoll- und Handels-Verträge mit anderen Staaten ab und führte ſeiner induſtriellen Intereſſen wegen blutige Kriege.

Die Gerechtigkeit erfordert, daß die Regierungen auch für die arbeitenden Klaſſen etwas Poſitives leiſten.

Auch die Arbeiter haben, indem ſie nach der Coalitions-Freiheit verlangen, poſitive Abſichten. Sie ſteuern auf eine eigene Organiſaton los.

Die Genoſſenſchaft iſt ihr Ziel. Ihr Klaſſen-Intereſſe iſt der Mittelpunkt, um den ſie ſich vereinigen wollen, aber von dieſem Mittelpunkt aus ſuchen ſie nach einer ſocialen Vereinigung. Die Lohn-Frage beſchäftigt ſie zunächſt ausſchließlich, weil ſie vor Allem Subſiſtenz haben müſſen, um eine ſociale Organiſation ins Leben zu rufen, aber dieſe Agitation iſt nicht nur gegen die Arbeitsgeber gerichtet, ſondern hat als Ziel auch eine Verſtändigung, Vereinigung und das Geſammtwirken mit ihnen, und zwar nicht nur die genoſſenſchaftliche Gruppirung mit ihnen um die induſtrielle und gewerbliche Anſtalt, an der ſie arbeiten, ſondern auch ihre würdige Vertretung im Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Verbande.

Dieſe ſociale Organiſation haben wir in den Geſetz-Entwürfen Betreffs der induſtriellen und gewerblichen Unterſtützungs-Kaſſen ſowie Betreffs der Gewerberäthe geſchildert.

Dieſe Entwürfe hatten im Auge 1. die Sicherheit der Subſiſtenz der Arbeiter und ihrer Familien; 2. die Befreiung der Gemeinden von der Armenlaſt, mit welcher die Fabrik-Unternehmer ſie beladen; 3. die Ermöglichung der Einführung der Freizügigkeit, bei alledem die Seßhaftigkeit der arbeitenden Klaſſen und ſomit die Beſeitigung der Gefahren, welche ſonſt die Freizügigkeit der arbeitenden Klaſſen haben würde; 4. die Theilnahme der Arbeiter an den Gemeinde-Angelegenheiten und an der Vertretung der Gemeinde; 5. die Wahrnehmung ihrer Intereſſen von Seiten der Kreis- und Provinzial-Vertretung und die Zuſammenfaſſung dieſer Fürſorge in der Central-Regierung; 6. die Einſetzung eines Gerichtes, welches über alle Streitigkeiten in Betreff des contraktlichen Verhältniſſes zwiſchen Arbeitsgebern und Arbeitern entſcheidet, nämlich der Gewerberäthe; 7. die Verpflichtung der Arbeitsgeber, zu den Genoſſenſchafts-Kaſſen der Arbeiter ihren Antheil beizutragen, welche Verpflichtung einer Lohn-Erhöhung ſchon gleichkommt, den Strikes der Arbeiter entgegenarbeitet und andererſeits den Arbeitsgebern bei der Gründung ihres Etabliſſements und bei der Leitung derſelben das Gefühl ihrer moraliſchen Verbindlichkeit für das Wohl der Arbeiter ſowie für das wirthſchaftliche Gedeihen der Gemeinde und des Staates ſchärft.

Jene Geſetz-Entwürfe haben alſo im Voraus für alles Das geſorgt, was die Arbeiter durch ihre Strikes erreichen wollen. Sie realiſiren, was dieſe Strikes, wie die Erfahrung in England beweiſt, gewöhnlich nicht bewirken.

Trotz dieſer Vorſorge, welche den Strikes vorbeugt, laſſen wir dieſe zu. Jene fürſorgenden Anſtalten ſind aber noch nicht da. Mögen daher die Strikes das Ihrige dazu beitragen, daß dieſe Anſtalten ins Leben gerufen werden!

Auch für den Fall, daß die erwähnten Geſetz-Entwürfe Kraft erhalten haben, laſſen wir die Strikes zu, aber nur als ſubſidiäre Mittel, die dazu dienen, Mißverhältniſſe, welche durch die Veränderung des Geldwerthes und durch die neuen Conjuncturen des Weltmarktes entſtehen, zu corrigiren, ſodann zu dem Zweck, damit die Sicherheit, welche jene Entwürfe herbeiführen wollen, nicht in Schläfrigkeit und Stagnation ausarte.

Der Verbitterung, welche die Folgen der revolutionären Gesetzgebung in den Gemüthern der Arbeiter gegen die Arbeitsgeber erweckt haben, soll ein Ende gemacht werden. Rührigkeit, Ehrgefühl, Bewußtsein des eigenen Rechtes soll bleiben.

In den genannten Gesetz-Entwürfen ist zugleich Vieles gegeben, was die Frage beantwortet, ob es sich empfiehlt, für den Fall der Gewährung der Coalitions-Freiheit an die Bildung von Schiedsrichtern zu denken, welche die aus dem Arbeits-Verhältniß hervorgehenden Streitigkeiten gütlich oder durch Schiedsspruch beizulegen haben würden.

Wenn die Staats-Gesetzgebung Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitsgebern zuläßt, so kann es nur angemessen sein, an Instanzen zu denken, vor welchen der Streit seine Schlichtung oder wenigstens Sänftigung findet.

Solche Instanzen haben wir aber schon in jenen Gesetz-Entwürfen.

Zunächst in den Gewerberäthen und den mit ihnen in Zusammenhang stehenden Friedensrichtern.

Und zwar gehören vor dieselben (in den Städten und vor die Landräthe in den ländlichen Bezirken) alle Fälle, in denen eine der beiden streitenden Parteien über die Verletzungen von contractlichen Bestimmungen zu klagen hat.

Contractliche Verpflichtungen z. B., durch welche die Arbeiter bis zu einem bestimmten Zeitpunkt an die Arbeit an einem Etablissement gebunden sind, dürfen durch keine Strike verletzt werden, und ihre Verletzung ist vor dem Forum der Gewerberäthe zu denunciren und von diesen zu ahnden.

Vor dieselbe Instanz gehören als straffällig die Versuche der Einschüchterung, Mißhandlungen oder Aechtungen, deren sich die zu einem Strike verbundenen Arbeiter gegen diejenigen schuldig machen, welche an der Verabredung, die Arbeit niederzulegen, nicht Theil nehmen wollen und an einem Etablissement die Arbeit fortführen.

Die Gewerberäthe, die Friedensrichter und Landräthe sind endlich die Instanz, vor welcher die Angelegenheit der Arbeiter, welche sich zur Niederlegung der Arbeit verbunden haben, anzubringen ist. Aber nicht durch diese Arbeiter selbst, da diese sich im Zustande der tumultuirenden Aufregung befinden. Sondern dieselben haben sich an die Vorsteher der Genossenschaft zu wenden, der sie angehören und die in der Unterstützungs-Kasse ihren corporativen Mittelpunkt hat. Die Vertreter dieser Kasse in der Gemeinde, wenn sie auch dem Strike oder vielmehr weil sie demselben in der Regel fremd sind, haben den Streit zwischen Arbeiter und Arbeitsgeber dem Gewerberath vorzutragen, und wenn vor diesem keine Einigung stattfindet, dem Friedensrichter oder auf dem Lande dem Landrath.

Die Vollmacht und Kraft des Gewerberaths, des Friedensrichters und des Landraths reicht nur zu einem gütlichen Vergleichs-Versuche aus. Das Einigungs-Verfahren kann daher nicht schiedsrichterlich genannt werden. Wenn ein Vergleich zwischen den streitenden Parteien nicht zu erreichen ist, so sind sie sich selbst zu überlassen, und die Ermüdung der einen oder der anderen Partei sowie der Druck der realen Verhältnisse möge die beiderseitige Beruhigung oder eine den Forderungen der Arbeiter ganz oder theilweise

entſprechende Löſung des Streites herbeiführen. Ausſchreitungen der Arbeiter, die den öffentlichen Frieden ſtören, verfallen dem Forum der Polizei und der Gerichte.

Die Dinge in Süd-Amerika.

(Schluß.)

Daß der Krieg und ſeine lange Dauer ſchon jetzt wunderbare Aenderungen in den bisherigen Anſchauungen der braſilianiſchen Nation hervorgebracht, beweiſt die nahezu bedingungsloſe Freigebung der Schiffahrt auf dem Amazonenſtrom und allen Zuflüſſen ſeines immenſen Beckens, ſo wie die erſten entſcheidenden Schritte für Aufhebung der Sklaverei. Beides würde vor kaum zwei Jahren noch von jedem Braſilianer als eine vollkommene Unmöglichkeit angeſehen und bezeichnet worden ſein! Der Amazonenſtrom wird vom 1. September dieſes Jahres an bis nach Peru hinein von den Handelsſchiffen aller Nationen frei befahren werden können. Keinerlei Zoll, oder Beläſtigung wird von Seiten der braſilianiſchen Regierung dieſe freie Bewegung hemmen und dadurch ein ganzer Continent mit unerſchöpflichen Reichthümern dem europäiſchen Handel und der Welt-Spekulation erſchloſſen werden. Peru und die andern Staaten, aus welchen einige der Zuflüſſe zum Amazonas kommen, haben zwar dieſem großartigen Akte der Selbſtverleugnung Braſiliens noch nicht beigeſtimmt, aber ſie bereiten ſich auch ihrerſeits bereits darauf vor, den freigegebenen Strom auszunutzen. Drei peruaniſche Dampfer, Morona, Napo und Putumayo, haben vor Kurzem Explorations-Reiſen auf den drei Zuflüſſen des Amazona, des Uyueali, Paleazu und Pachica, ſämmtlich waſſerreicher als Rhein, Donau oder Weichſel, bis auf 1227 engliſche Meilen von ihrem Einfluſſe in den Amazonas aufwärts gemacht, und ſich überzeugt, daß eine Beſchiffung wenigſtens von zweien derſelben bis weit in das Innere des Landes möglich iſt. Dadurch werden künftig mehrere dieſſeits und am Abhange der Andes liegende peruaniſche Provinzen vom Atlantiſchen Ocean her zugänglich, und der Beweis iſt geführt, daß nicht allein Braſilien, ſondern auch die angrenzenden Republiken von dieſer künftigen Weltſtraße gewinnen werden. Das desfalſige Dekret des Kaiſers kam ſo vollkommen unerwartet und unveranlaßt, daß man namentlich in England und Nord-Amerika über die Großartigkeit des gemachten Geſchenkes erſtaunt war, um ſo mehr, als gleichzeitig mit dem Amazonas auch der San Francisco freigegeben wurde. Am meiſten frappirte der Vorgang in Nord-Amerika, wo ſchon lange die entſchiedenſten Gelüſte nach einer allenfalls gewaltſamen Coloniſation der Ufer dieſes Rieſenſtromes hervorgetreten waren und ſonſt ganz verſtändige, wohlmeinende Leute Broſchüren darüber geſchrieben, daß Braſilien eigentlich gar kein Recht habe, dieſen Strom als ein Binnenwaſſer zu ſchließen, denn es ſei kein Strom, ſondern ein fließendes

Meer und daher Weltſtraße, deren beliebige Beſchiffung Jedem frei ſtehe. Für den Anfang iſt die Entſagung, welche Braſilien übt, freilich größer als der Vortheil, den es haben wird. Sehr bald dürfte ſich dieſes Verhältniß aber ändern und der Amazonas zu der Entwickelung gelangen, welche z. B. Alexander v. Humboldt ihm prophezeit hat, indem er ihn das künftige Centrum des Welthandels und der Civiliſation nennt. In dieſer Freigebung des Amazonas liegt die Garantie, daß Braſilien dafür ſorgen wird, auch den La Plata mit ſeinen mächtigen Zuflüſſen zu einer offenen und freien Weltſtraße zu machen. Parana, Paraguay und Uruguay entſpringen ſämmtlich auf braſilianiſchem Gebiete, ihrer freien Beſchiffung vom Atlantiſchen Ocean war früher die Argentiniſche Conföderation im Intereſſe ihrer Uferſtaaten Entre Rios, Corrientes, Santa Fé und Buenos-Ayres, beſonders aber Paraguay feindlich und hinderlich, wodurch den braſilianiſchen Provinzen Matto Groſſo, Goyaz, San Paulo und theilweiſe auch dem Weſten von Rio grande do Sul die Lebensader unterbunden wurde. Humaita wurde ſogar von Paraguay nur angelegt, um für alle Zeit die Verbindung zwiſchen dem Innern Braſiliens und dem Atlantiſchen Meere auf den genannten Strömen zu verhindern.

Zwei Vorwürfe, oder vielmehr Verdächtigungen, ſind am häufigſten gegen Braſilien ausgeſprochen worden. Erſtens die unabhängig gewordene Republik Uruguay wieder zu einer Provinz des Kaiſerreiches, und zweitens den La Plata mit allen ſeinen Tributairen zu einem ausſchließlich braſilianiſchen Strome zu machen. Auf beide Verdächtigungen haben die Ereigniſſe bereits geantwortet. Als vor 2 Jahren die braſilianiſchen Truppen, ſiegreich bei Salto und Payſandu, vor Monte-Video ſtanden, und dieſe Hauptſtadt kapitulirte, lag Uraguay „zu den Füßen Sr. kaiſerlichen Majeſtät" wie einſt Ungarn in der Depeſche des Fürſten Paskiewitſch an den Kaiſer Nicolaus Und was iſt ſeitdem geſchehen, um jene Verdächtigungen zu rechtfertigen? Gerade das Gegentheil! — Auf die Befürchtung einer Monopoliſirung des La Plata hat eben ſo ſchlagend die Freigebung des Amazonas und des San Francisco geantwortet, deren Mündungen in den Ocean, Braſilien gehören. Dieſe Luſt an Verdächtigungen geht ſo weit, daß eine vor Kurzem im Intereſſe Paraguays erſchienene Broſchüre, mit dem größten Aplomb behauptet, der Amazonas ſei von Braſilien nur frei gegeben worden, um den La Plata um ſo ſicherer in Feſſeln zu ſchlagen. An der Beſchiffung des La Plata bis nach Braſilien hinein haben die Republiken Uruguay, Confederacion Argentina und Paragnay ein faſt noch größeres Intereſſe als Braſilien, und die Paragraphen des Triple-Allianz-Traktates ſetzen ja ausdrücklich feſt, daß keiner der drei contrahirenden Staaten einen beſonderen oder ausſchließlichen Vortheil von Schleifung der Zwingburgen in Paraguay haben, ſondern daß dieſe Allen zu Gute kommen ſoll. Allerdings iſt die freie Schifffahrt auf den Strömen, die in das Innere Braſiliens führen, eine Frage von äußerſter Wichtigkeit für das Kaiſerreich, denn ſie hat auch ihre Gefahren. Wahrſcheinlich werden ſich ſofort Colonien an den Ufern des Amazonas gründen, und ihrer Natur nach, nach möglichſter Selbſtſtändigkeit

und Unabhängigkeit ſtreben. Bei den in hohem Grade blühenden deutſchen Colonien in Rio grande do Sul hat ſich dies Beſtreben bis jetzt nicht bemerkbar gemacht, und ſcheint auch, da die Coloniſten zufrieden ſind, noch auf lange hin nicht zu fürchten zu ſein. Anders würde ſich die Sache aber ſehr bald geſtalten, wenn Nord-Amerika ſeinen Ueberfluß dahin abſetzt. Es hat ſich dort zu deutlich das Gelüſte gezeigt, den Amazonas zu einem Unions-See zu machen, als daß man dieſe Beſorgniß überſehen könnte. Auch in dieſer Hinſicht iſt der ſiegreiche Ausgang des Krieges gegen Paraguay von großem Einfluß. Nach Beendigung deſſelben wird Braſilien eine Armee und eine Flotte haben, wie nie bisher, und ſchon jetzt denkt die Nation über eine ſtetige militäriſche Kraft ſehr viel anders, als ſie vor wenigen Jahren noch gedacht. Die Regierung wird alſo, — immer den Sieg über Lopez vorausgeſetzt, — genügende Kraft haben, um etwa gefährlichen Verſuchen unabhängiger Coloniſirung in den Provinzen Para und Maranhão zu widerſtehen. Bis jetzt hatte ſie dieſe Kraft nicht, und um ſo höher iſt der Entſchluß des Kaiſers anzuſchlagen, daß er ſchon jetzt den Amazonas geöffnet. Es kann ſich in der That Großes aus dieſer Maßregel entwickeln. In England bereitet man ſich bereits darauf vor, die Gewährung auszubeuten. Wird unſere norddeutſche Rhederei hinter dieſer wohlgerechtfertigten Spekulation zurückbleiben? Wir möchten wenigſtens durch unſere Darſtellung dazu beigetragen haben, daß auch von Deutſchland aus der Blick eifriger auf ein Land und eine Zeit gerichtet werde, wo nach glücklicher Beendigung der jetzigen Wirren eine ungeahnte Blüthe ſich entwickeln dürfte.

Die Volksſprache im heutigen Staatsleben.

III.

Die beiden Staatsverbände, in welchen neben ſehr überwiegender deutſcher Nationalität ſich auch zahlreiche Angehörige anderer Nationen befinden, ſind die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft und der preußiſche Staat. In der Tendenz möglichſter Gleichberechtigung der Nationalitäten ſteht die Eidgenoſſenſchaft dem öſterreichiſchen Staate gleich, jedoch mit gleichmäßig beſſerem Erfolge, da hier an die Stelle der Feindſchaft und Eiferſucht der verbundenen Nationalitäten ein einträchtiges Zuſammenhalten derſelben tritt zum Zweck der Erhaltung der gemeinſamen Güter. Und gerade die Eidgenoſſenſchaft, welche eine romaniſche Minorität mit einer deutſchen Majorität verbindet (in Belgien ſind vier Siebentel, in der Schweiz fünf Siebentel, im preußiſchen Staate ſechs Siebentel der Bevölkerung Deutſche) zeigt deutlich, daß auch bei der Vereinigung mit Romanen, wie überhaupt bei der Vereinigung zweier Culturvölker eine gerechte Würdigung der nationalen Sprachverhältniſſe möglich und ausführbar iſt.

Im Bundesrath ist neben der deutschen Sprache der Gebrauch der französischen zugelassen; in der Correspondenz der Central-Regierung und bei den eidgenössischen Lokalbehörden entscheidet die Landessprache des Cantons für die Anwendung der Sprache; das Französische ist sogar die Sprache des Militärs der südwestlichen Cantone, dies allerdings in Folge der fortdauernden Selbstherrlichkeit der einzelnen Landestheile. Für die Geltung einer Sprache als erster Landessprache eines Cantons entscheidet das Idiom der Mehrheit der Einwohner; neben ihr wird die Sprache der Minderheit als zweite Landessprache anerkannt, so das Französische im Canton Bern (von dessen Einwohnern ein Sechstel der französischen Sprache angehört), das Deutsche in Wallis und Freiburg, so wie angeblich jetzt auch dessen Zulassung als zweite Landessprache im Canton Neuenburg (von dessen Einwohnern ein Achtel deutsch spricht) beabsichtigt wird.

In den Cantonen Bern und Freiburg ist grundsätzlich die Volkssprache zugleich die Schulsprache. Am Gymnasium zu Freiburg bestehen Parallelklassen für beide Volkssprachen; auf der bernischen Hochschule werden beide Sprachen gebraucht; der Canton Bern hat für den französischen Theil besondere Lehr-Seminarien errichtet; ja der bernische Verwaltungsbericht bekundet nicht nur eine höhere Fürsorge gerade für diesen Theil des Cantons, deren dieser auch mehr als der deutsche Theil bedurfte, sondern nach demselben scheint es auch, als wenn hier die französische Sprache ausschließlich zur Anwendung kommt, als es nach der starken Mischung durch zugewanderte Deutsche der Fall sein sollte, vielleicht der letzte Ueberrest der Vorliebe für die französische Sprache, welche — wohl aus zu geringer Kenntniß der deutschen Geisteserzeugnisse entstanden — den maßgebenden Geschlechtern zu Bern bis an die jetzige Generation beigewohnt hat.

Im Canton Graubünden ist das Italienische (die Sprache noch nicht eines Siebentels der Bevölkerung) die zweitberechtigte Landessprache; in dieser correspondiren die Landesbehörden nach den italienischen Thälern; in ihr verhört der oberste Gerichtshof die italienisch Sprechenden und gestattet, daß die Civilpartei sich dieser Sprache bediene. Als Sprache der Gemeinde-Verwaltung und der Gerichte unterster und mittlerer Instanz ist außerdem die romanische Volkssprache, deren Angehörige nur wenig an Zahl hinter den deutschen Bewohnern des Cantons zurückbleiben, in den betreffenden Landestheilen (unter Zulassung der vorerwähnten Landessprachen) in Geltung. Die Schulsprache richtet sich auch hier nach dem Bedürfniß wie nach den Wünschen der Bevölkerung; sie ist in romanischen Gegenden theilweise ausschließlich romanisch, theilweise nur in den Elementarklassen, während in den oberen Klassen die deutsche Sprache gewählt ist. Für ihren Lehrerbedarf sorgt die Cantonschule zu Chur, welche zwei Parallelklassen für nichtdeutsche Präparanden hat, sie befähigt, das einzige Institut dieser Art, die Lehrer zum Unterricht der Grammatik beider rhätischen Dialekte (ladin und romaun).

Eine so consequente Durchführung der Gleichberechtigung der Sprachen wie in der Schweiz kann allerdings im preußischen Staate nicht erwartet werden, zumal sie sich in ersterer wesentlich auf das Bundesverhältniß der

Cantone und auf die Autonomie der einzelnen Gemeinden ſtützt, während in Preußen die Selbſtſtändigkeit der einzelnen Landestheile noch ſehr wenig entwickelt iſt und die Gemeinde-Organiſation der ländlichen Ortſchaften der öſtlichen Provinzen ſich noch in vorläufigen Zuſtänden befindet. Der preußiſche Staat, welcher gegenwärtig durch die Ereigniſſe des Jahres 1866 von allen Staaten den bei Weitem größten Antheil an der deutſchen Nation hat, iſt andererſeits ſchon ſeiner Geſchichte nach nicht ein paritätiſcher, ſondern ein deutſcher Staat. Vor zwei Jahrhunderten von einem deutſchen Reichsfürſten gegründet, deſſen politiſche Wirkſamkeit nach allen vier Himmelsrichtungen deutſches Intereſſe vertrat, hat er ſeine Deutſchheit im Befreiungskriege bewährt, und Strömungen entgegengeſetzter — außerdeutſcher und ſelbſt niederdeutſcher — Art haben dieſe Eigenſchaft zwar verdecken, aber nicht beſeitigen können. Und gerade in unſerer Zeit iſt von der oberſten Leitung deſſelben der deutſche Charakter dieſes Staates in ſehr beſtimmter Weiſe hervorgehoben worden, ſo um zwei vorzügliche und nach ihrer inneren Bedeutung unanfechtbare Beiſpiele anzuführen, in den verbürgenden Worten, daß kein deutſches Dorf abgetreten werden ſolle, und in der Aufnahme des Gebets für das deutſche Vaterland in den Gottesdienſt der evangeliſchen Landeskirche.

In der Staatsverwaltung ſelbſt tritt dem entſprechend die Begünſtigung der deutſchen Sprache gerade da am ſtärkſten hervor, wo ſie am meiſten concentrirt iſt; das preußiſche Militär, mit aller ſeiner wälſchelnden Ausdrucksweiſe, iſt derjenige Verwaltungszweig, wo wirklich zu germaniſiren verſucht wird. Hier prämiirt man die Erlernung des Deutſchen, während in der Civilverwaltung die Erlernung der polniſchen Sprache prämiirt wird. Auch die allgemeine Geſchäftsſprache iſt mit einer einzigen Ausnahme in allen Provinzen deutſch, ſoweit nicht etwa thatſächlich Unterbehörden nach dem lokalen Bedürfniß durch Anwendung einer abweichenden Volksſprache ſelbſt Ausnahmen für geeignet halten, und eine förmliche Anerkennung einer nicht deutſchen Sprache hat nur in der Provinz Poſen ſtattgefunden, von deſſen Einwohnern zur Zeit fünf Neuntel polniſcher Nationalität ſind. Sie lag in den Verheißungen von 1815: „Ihr werdet meinem Reiche einverleibt, ohne eure Nationalität verleugnen zu dürfen.“ „Eure Sprache ſoll neben der deutſchen in allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden.“

In Ausführung derſelben erklärte ein Geſetz von 1817 beide Sprachen für Geſchäftsſprachen der Gerichte; für die Sprache der Verhandlungen ſollte die des Klägers entſcheiden, für die der Protokolle die Sprache der vernommenen Perſonen und in Criminalſachen die der Angeſchuldigten (man vergleiche hiermit das Verfahren bei den belgiſchen Gerichten). Eine weitere Beſtimmung deſſelben Geſetzes, nach welcher, wenn der Kläger beider Sprachen gleich kundig iſt, in deutſcher Sprache verhandelt werden ſoll, oder vielmehr die analoge Anwendung derſelben in der Verwaltungspraxis hat ſpäter vielfach Veranlaſſung zu Beſchwerden polniſcher Nationalen gegeben. Sie war überflüſſig, da es dem Weſen der Sprache zuwider iſt, daß Jemand zweier Sprachen gleich kundig ſei; aber auch die Möglichkeit des thatſächlichen Verkommens zugegeben, ſo könnte doch nur der Einzelne ſelbſt erklären, daß dies

bei ihm zutreffe; offenbar mußte also beim Festhalten dieses Princips folgerichtig auch dem beider Sprachen Kundigen die Wahl der für ihn anzuwendenden Geschäftssprache überlassen bleiben. Wo daher in der Geschäftsführung der Behörden die deutsche Sprache solchen Polen gegenüber zur Anwendung gebracht werden ist, welche zwar der deutschen Sprache kundig sind, in ihrer Muttersprache aber ihre nationale Sprache erkennen, ist man von dem Princip der Gleichberechtigung abgewichen, und solche Uebergriffe — so klein sie sind gegenüber den Kränkungen der Nationalsprache, welche über vier Millionen Deutsche an unsern Westgrenzen erleiden — konnten eine Erbitterung des Nationalgefühls verursachen, welche eine milde Praxis vermieden haben würde.

Eine von den Grundsätzen der Humanität getragene Berücksichtigung der abweichenden Volkssprache zeigen die Anordnungen, welche — insbesondere für die Provinz Posen — von der Unterrichtsabtheilung des Cultus-Ministeriums ausgegangen sind; sie können gerade in Hinblick auf die dirigirende Persönlichkeit als bezeichnend für die deutsche Auffassung der Sprachenfrage in unserem Staate gelten. Wir finden in der bekannten Verfügung vom Mai 1842 die ausdrückliche Anordnung, daß in Orten mit gemischter Bevölkerung jedes Kind in der Elementarschule den Unterricht in seiner Muttersprache erhalten soll; die deutsche Sprache soll überall zu den Lehrgegenständen der Volksschule gehören, das Polnische in vorherrschend polnischen Gegenden und außerdem, wo es von der Bevölkerung gewünscht wird. Aehnliche Vorschriften wurden im Jahre 1843 für die Provinz Preußen erlassen, in welcher wenige Jahre zuvor festgestellt worden war, daß von den vorhandenen Schullehrern über 300 der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Daß damals insbesondere für die gemischten Gemeinden die Vorschrift erging, die Kinder polnischer Zunge sollten den gesammten Religionsunterricht und den Leseunterricht in ihrer Muttersprache erhalten und das Deutsche erst in den letzten Schuljahren getrieben werden, ergeben die Verhandlungen des Provinzial-Landtages, welcher allerdings für gewisse Theile der Provinz die Beibehaltung des früheren Verfahrens verlangte, nämlich daß die polnische Sprache in gemischten Gemeinden nur als Hülfssprache beim Unterricht angewandt werde. Für Oberschlesien geht bereits aus einer Verfügung von 1765 hervor, daß beide Provinzialsprachen in den Elementarschulen zur Anwendung kommen sollten; in den polnischen Theilen Niederschlesiens dagegen scheint die Muttersprache der Einwohner fast nur als Hülfssprache zu dienen, und in der Lausitz wird nur in einer Anzahl von Gemeinden der erste Unterricht und der Religionsunterricht in der Muttersprache ertheilt. Wie wenig aber, namentlich in den römisch-katholischen Theilen des preußischen Staates, der Unterricht in der deutschen Sprache thatsächlich zur Beseitigung der Muttersprache führt, geht aus den Aufnahmen über die Schulbildung der Rekruten hervor; diese lassen schließen, daß die Zahl der Polen, welche deutsch schreiben konnten, sich zur Zahl derjenigen, welche nur in der Muttersprache die Elementarbildung erlangt hatten, im Posenschen höchstens wie 1:6, in Oberschlesien wie 2:3, in Westpreußen wie 4:3 verhielt.

Ebenso ist das Polnische die Unterrichtssprache in den unteren Klassen verschiedener Gymnasien der Provinz Posen und sonstiger mittlerer Unterrichtsanstalten daselbst, auch in den beiden oberen Klassen ist die theilweise Anwendung desselben zugelassen; als Lehrgegenstand ist dasselbe bei mehreren Gymnasien Westpreußens und Oberschlestens eingeführt. Schullehrer zum Unterricht in der polnischen Sprache werden nicht nur an den Seminarien im Posenschen gebildet (wo gleichfalls Bestimmungen bestehen, daß der Unterricht in der Religion und biblischen Geschichte ausschließlich in der Muttersprache ertheilt und auch außerdem die polnische Sprache gebraucht werden soll), sondern auch an einzelnen Stellen in Preußen, sowie auf zwei oberschlesischen Seminarien; auf den letzteren tritt für die Lehrer im südwestlichen Theile die mährische (czechische) Sprache an die Stelle der polnischen. Für den Bedarf der preußisch-littauischen Bevölkerung bestehen zwei Seminarien (deren eins, in gleicher Weise wie das polnische, mit der Königsberger Universität verbunden ist); die Bemühungen, welche hier eine deutsche Staatsregierung für die Cultur der Volkssprache aufwendet, konnten bei ferner Stehenden sogar die Vermuthung erwecken, als ob dieselbe die preußische Nationalität als eine Grundlage für den Namen des Staates zu conserviren strebe. An dem Gymnasium zu Kottbus wird seit einem Jahrzehnt die wendische Sprache gelehrt, um für den preußischen Antheil der Lausitz der Volkssprache kundige Geistliche und Lehrer zu gewinnen, wie ein Gleiches auch zu Bautzen für den sächsischen Antheil derselben stattfindet*). Daß auch in dem kleinen Theile der preußischen Rheinprovinz, in welchem wallonisch gesprochen wird (in Malmedy und Umgegend), die Kirchen- und Schulsprache französisch ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Das gleiche Princip nationaler Duldung kam in Anwendung, als nach der Besitznahme Schleswig's die dänischen Sprachrescripte für den gemischten Distrikt beseitigt wurden. Die sofortige Herstellung deutschen Gottesdienstes und deutschen Unterrichts fand nur da statt, wo über die Sprache der Einwohner kein Zweifel obwalten konnte; in der norwestlichen Hälfte des gemischten Distrikts wurde die Bevölkerung befragt und nach dem Ergebnisse der Abstimmung die neue Einrichtung getroffen, jedoch so, daß in den einzelnen Kirchen- und Schulgemeinden auch dem von der Minderheit ausgesprochenen Wunsche auf ausschließliche oder theilweise Beibehaltung des Dänischen in den Anordnungen eine angemessene Berücksichtigung zu Theil wurde; auch wo später neue Anordnungen zu Gunsten der deutschen Sprache gewünscht wurden, wurde vor Genehmigung derselben die genaue Feststellung des Willens der Einwohner erfordert.

Wir können nicht unterlassen, hier einen kurzen Rückblick zu werfen auf

*) Obwohl die wendische Sprache immer weniger gesprochen wird, ist jüngst doch Seitens des preußischen Unterrichtsministeriums Anlaß genommen worden, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß an dem Kottbuser Gymnasium auch Unterricht im Wendischen ertheilt wird und die in der preußischen Lausitz wohnenden Väter, welche ihre Söhne auch im Wendischen unterrichten lassen wollen, also auch nicht nöthig haben, dieserhalb eine außerpreußische Bildungsanstalt zu wählen.

die früheren Uebergriffe der Dänen, die seit Jahren die preußische Regierung nach sorgfältig angestellten Untersuchungen documentarisch festzustellen bemüht gewesen ist.

Die dänische Regierung kann nicht leugnen, in den Jahren von 1851 bis 1854 in Mittelschleswig durch besondere Maßregeln die dänische Schul- und gemischte Kirchensprache, statt der seit Jahrhunderten herrschenden deutschen, eingeführt zu haben. Nach Falk's „Handbuch des schleswig-holsteinischen Privatrechtes" ist seit dem Ende des 14. Jahrhunderts die deutsche Sprache in den Gesetzen und Gerichten Schleswigs die herrschende gewesen. Die plattdeutsche Sprache, welche gegenwärtig im gemeinen Leben gesprochen wird, hat dem Hochdeutschen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Gerichten, in der Schule und bei den gebildeten Ständen Platz gemacht. Die Dänen haben behauptet, daß bei der Sprach-Regulirung die Sprachkarte des gegenwärtigen preußischen Majors Geertz, welche 1838 erschien, zu Grunde gelegt worden sei; denn die Einführung der dänischen Sprache in Kirche und Schule habe sich innerhalb derjenigen Kirchspiele bewegt, welche angeblich auf dieser Karte als dänisch redende bezeichnet sein sollen. Gegen diese Behauptung ist von Geertz in seiner „Geschichte der geographischen Vermessungen" (Berlin, 1859) Einsprache erhoben und Seite 198 des Werkes der Nachweis geliefert worden, daß die dänische Sprache in sechs rein deutschen Kirchspielen, ferner in zweiundzwanzig Kirchspielen, in welchen die Bevölkerung zu fünf Sechsteln deutsch sei, und in drei Kirchspielen, wo nur die Hälfte der Bewohner dänisch verstehe, in der erwähnten Weise zur Geltung gebracht sei. Der Verfasser bemerkt außerdem, daß die hochdänische Sprache überhaupt in 48 Kirchspielen und 168 Schulen des Herzogthums gegen den Wunsch und Willen der betreffenden 100,000 Einwohner zählenden Gemeinden, welche seit der Reformation deutsche Kirchensprache und seit Jahrhunderten deutsche Schulsprache gehabt, eingeführt sei. Durch die dänischen Spracherlasse wurde aber nicht nur die dänische Kirchen- und Schulsprache in den auf der Geertz'schen Karte bezeichneten gemischten Distrikten eingeführt, sondern auch auf einen Theil des rein deutschen Gebietes ausgedehnt, welcher durch eine gerade Linie von Husum nach der Treene, von hier nordostwärts bis Bollingstedt, dann westlich bis zum Langsee und hierauf in ziemlich gerader Richtung bis zur Schlei bei Kappeln bezeichnet werden kann. Diese Anordnungen stützen sich auf ein königliches Rescript an die schleswig-holsteinische Kanzlei vom 15. December 1810, von welchem der Geh. Conferenzrath v. Scheel in seinen „Fragmenten", zweites Heft, S. 198, Kopenhagen 1851, bemerkte, daß es nur eine Anweisung an die genannte Behörde gewesen sei, mit dem Obergerichte über die Sprachfrage in Verbindung zu treten. Man habe sich aber nicht gescheut, diese Anweisung für eine königliche Verordnung auszugeben. „Nicht nur in solchen Kirchspielen, wo das dänische Element vorherrschend war, in der Sprache," sagt der Verfasser Seite 195, „und nicht nur in solchen, wo das Uebergewicht zweifelhaft sein konnte, oder wo es sich auf dänische Seite neigte, während doch immer noch ein deutsches Element vorhanden war, sondern auch in Distrikten, wo die

Volksſprache ganz und ausſchließlich deutſch iſt, wo keine däniſche Einmiſchung ſtattfindet, verfügte der Regierungs-Commiſſar die Einführung der däniſchen Sprache in Kirche und Schule, z. B. im März 1851 in den Kirchſpielen Treia, Uelsbye, Fahrenſtedt, Havetoft, Satrup, Struxdorff, Thuinby, Boel, Norderbrarup." Paſtor Jenſen, welcher in ſeinem „Verſuche einer kirchlichen Statiſtik des Herzogthums Schleswig", Flensburg 1840, die Sprachverhältniſſe des Landes zum Gegenſtande einer Unterſuchung gemacht hat, ſagt Theil I, Seite 21, „die Kinder verſtehen im ſüdlichen Angeln kein Däniſch mehr, auch hier im Kirchſpiel Gelting nicht, wo doch mitunter Erwachſene es ſprechen; zwiſchen hier und Flensburg wird es von den Kindern noch verſtanden, aber nicht geſprochen, ſo wie auch die Eltern ſich durchgängig enthalten, zu den Kindern däniſch zu ſprechen, aus Grundſatz, um dem hochdeutſchen Schul-Unterrichte nicht hinderlich zu ſein." Propſt Otzen erklärte in der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung von 1856—1857, er kenne ſeit ſeinen Kinder- und Knabenjahren dieſe Landſchaft, aber noch nie habe er ein Kind in Angeln däniſch ſprechen hören. Als die Sprachreſcripte erſchienen, ſei Otzen Prediger zu Queren in Angeln geweſen und habe kaum ſeinen Augen getraut, als er das Reſcript geleſen, weil er die feſte Ueberzeugung habe, daß die Gemeinde die däniſche Predigt nicht verſtehe. In der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung iſt die Sprach-Angelegenheit vielfach verhandelt worden. Im Jahre 1853 petitionirten 5505 Hausväter wegen Abänderung des Sprachreſcripts; dieſe Bitte wurde in der außerordentlichen Verſammlung von 1855 in 1625 Petitionen wiederholt und 1856 in 7625 Petitionen erneuert. Bei dieſer Gelegenheit räumte Propſt Hanſen aus Husby ein, daß beim däniſchen Gottesdienſte deutſche Pſalmen geſungen würden, weil man die däniſchen Geſänge nicht kenne. Auch kam zur Sprache, daß im Jahre 1841 die Gemeinden des Amtes Tondern ſich bereits in Folge einer, ſeitens der däniſchen Regierung angeordneten Abſtimmung mit 10,000 gegen 3 Stimmen für die Beibehaltung der deutſchen Kirchen- und Schulſprache ausgeſprochen hätten.

Auch 1860 erhoben die ſchleswigſchen Stände in einer Adreſſe an den König Beſchwerde, „daß durch den Anhang der Verfaſſnng für Schleswig vom 15. Februar 1854 in der Probſtei Flensburg mit 26 Kirchſpielen, in der Stadt Tondern und 10 Kirchſpielen der Probſtei Tondern, in 4 Kirchſpielen der Probſtei Huſum und Bredſtedt, in 9 Kirchſpielen der Propſtei Gottorf die ſeit Jahrhunderten beſtandene ausſchließlich deutſche Schulſprache gewaltſam und gegen den Wunſch der Einwohner verdrängt worden ſei." Die Wahlen zum ſchleswigſchen Landtage entſprachen daher auch nicht den däniſchen Erwartungen. In der Sitzung von 1865—1857 zählte die Verſammlung 29 deutſch redende Mitglieder und 12, welche ſich der däniſchen Sprache bedienten. Aus dem ſogenannten gemiſchten Diſtrikte, in welchem ſeit 1850 die däniſche Kirchen- und Schulſprache eingeführt worden, ſprachen die erwählten neun Abgeordneten ausſchließlich deutſch. Ueber den wohldurchdachten Plan, durch Einführung der däniſchen Schreibart die ſchleswigſchen Ortsnamen gegen die ſeit Jahrhunderten übliche Schreibweiſe,

bei einer etwa bevorſtehenden Theilung Schleswigs, das Herzogthum bis zur Eider oder mindeſtens bis zur Sorge (ſüdlich vom Danewerk) in Sprache und Volksthümlichkeit als ein däniſches Land erſcheinen zu laſſen, hat ſich Geertz in ſeiner „Geſchichte", Seite 140, ausgeſprochen und nachgewieſen, daß die bei den Ortsnamen gewählte däniſche Orthographie der däniſchen Generalſtabs-Karte mit der in den Kirchenbüchern, in Schuld- und Pfand-Protokollen, in den Steuerregiſtern ꝛc. üblichen Schreibweiſe nicht übereinſtimmt. Bis zum Jahre 1856 hatten die Karten deſſelben Generalſtabes, der Kopenhagener Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und der däniſchen Admiralität die alte gebräuchliche Orthographie beibehalten. — Ueber die Bevölkerung der Landestheile, in denen bis 1850 die hochdeutſche Kirchen- und Schulſprache zur Anwendung kam, ſchwanken die Angaben von Koch, Geertz und Jenſen (bei einer Geſammtbevölkerung Schleswigs von 338,000 nach der Zählung des Jahres 1840) zwiſchen 204,000 und 212,000 Seelen. Geertz' „Geſchichte", Seite 198, nimmt an, daß ſeit 1850 bei 100,000 Bewohnern die däniſche Kirchen- und Schulſprache eingeführt ſei, obwohl ſeit Jahrhunderten dieſe Gemeinden deutſche Kirchen- und Schulſprache hatten. Nach den officiellen däniſchen Angaben des Jahres 1858 ſoll in Folge der neuen Sprachedicte enthalten: 1) der rein deutſche Diſtrikt gegen 177,000 Seelen; 2) der däniſche Diſtrikt 135,000 Seelen und 3) der gemiſchte Diſtrikt 82,000 Seelen. Wird nach der Annahme von Geertz eine gemiſchte Bevölkerung von 100,000 Seelen mit Jahrhunderte alter deutſcher Kirchen- und Schulſprache dem rein deutſchen Diſtrikt, welcher, wie oben angegeben, däniſcherſeits widerrechtlich verkleinert worden, zugezählt, ſo würden neben einer Bevölkerung von 277,000 Seelen in den Diſtrikten, wo deutſche Kirchen- und Schulſprache zur Anwendung kam, 117,000 Seelen mit däniſcher Kirchen- und Schulſprache ſtehen.

War nun die preußiſche Regierung nach der Beſitzergreifung Schleswigs durch unſere Truppen noch bis zum Tage von Alſen bereit, den größeren Theil vom däniſchen Sprachgebiet des Herzogthums bei dem Königreiche Dänemark zu belaſſen, ſo hat dieſelbe im Jahre 1848 innerhalb ihres eigenen Staatsgebietes eine noch ſtärkere Berückſichtigung der Verſchiedenheit der Nationalität gezeigt, als der Erlaß vom 16. April die Theilung der Provinz Poſen anordnete und dem öſtlich der zu ziehenden Demarcationslinie gelegenen Theile eigene Verfaſſung, eigenes Militär, beſondere Organiſation der Juſtiz, der Verwaltung und des Unterrichtsweſens verhieß, wobei nach allen dieſen Richtungen hin die polniſche Sprache vorherrſchend, die deutſche jedoch ihr gleichberechtigt ſein ſollte. Wie die Einverleibung des deutſchen Theils in das Reich nicht von Beſtand war, ſo gelangten auch dieſe Anordnungen und die zu ihrer Verwirklichung gezogene Demarkationslinie nicht zur Geltung.

Man mag in Anſehung dieſer Theilungslinie von polniſcher Seite her einwenden, daß bei ihrer Feſtſtellung ſeit der Zurechnung der Stadt Poſen zum deutſchen Theile nicht bloß nationale, ſondern auch ſtrategiſche Rückſichten maßgebend waren, welche ſchon in dem Entwurf des General Pfuel dem

polniſchen Antheile zu enge Grenzen zogen, und daß ſpäter das Verlangen, noch immer weitere Ortſchaftsgruppen mit dem deutſchen Theile zu verbinden, mit der Zeit den polniſchen Theil zu einem ſeltſam gewundenen Landſtriche zuſammenſchrumpfen ließ, — man mag von deutſcher Seite — die geſchichtliche Unfähigkeit der Polen, Etwas zu organiſiren und daſſelbe weiter zu bilden, ganz außer Acht gelaſſen — überhaupt gegen das Princip der Demarcationslinie inſofern Einwand erheben, als auch eine gerecht gezogene Linie nicht dauernde Geltung haben kann, daß ſie die weitere Ausbreitung des deutſchen Volksſtammes nach Oſten und damit der unfähigen, dem Verſchwinden entgegengehenden polniſchen Nationalität gegenüber die weitere Verbreitung deutſcher Sprache, deutſchen Geiſtes und deutſcher Zucht und Ordnung weder hindern darf, noch hindern könnte. Dennoch bleibt das Unternehmen ſelbſt ein Zeichen edlen Willens, im eigenen Machtgebiet auch dem Machtloſen, dem Unfähigen ſein Recht zu geben, eines ächt deutſchen Strebens, das im Geiſte als richtig Erkannte auch im äußeren Leben in's Werk zu ſetzen.

Indem die deutſche Nation den Geiſt anderer Völker in ihrer Sprache achtet und fördert, iſt ihre äußere Stellung allerdings ſcheinbar eine nachtheilige gegenüber ſolchen Völkern, welche ihrerſeits die deutſche Sprache aus ihrem Machtgebiete zurückzudrängen und zu beſeitigen beſtrebt ſind. Dieſer Nachtheil, deſſen Urſachen weſentlich in der Verſchiedenheit des nationalen Geiſtes ſelbſt liegen, darf die Deutſchen wohl daran denken laſſen, durch welche Mittel auch den außerhalb des gegenwärtigen Machtgebietes deutſcher Regierungen lebenden Deutſchen ihr nationales Geiſtesleben geſichert und erhalten werden könne; aber er darf uns nicht verleiten, daß an einer Stelle von Andern Erduldete an einer anderen Stelle vergelten zu wollen, und es iſt undeutſch und ſchon deshalb verwerflich, wenn unter Hinweis auf Maßregeln, welche von der franzöſiſchen Regierung im Elſaß getroffen ſind, die Anwendung gleicher Maßregeln zur Germaniſirung polniſch redender Ortſchaften des preußiſchen Staates in Vorſchlag gebracht wird. Des Deutſchen möge es vielmehr würdig ſein, die Achtung vor jeder Form des menſchlichen Geiſtes zu lehren!

Die Verbreitung der deutſchen Sprache liege in der der Sprachgenoſſenſchaft ſelbſt, in ihrem Wachſen aus ſich ſelbſt, in ihrem cultivirenden Weiterwandern; ſie beſtehe vor Allem in der treuen Pflege der Mutterſprache durch diejenigen, welche aus deutſchem Blute ſtammen! — Der deutſche Stamm, der, unermeßliche Widerwärtigkeiten überdauernd, immer neue Zweige hervorgebracht, ſich über immer weiteres Erdreich erſtreckt, immer neue geiſtige Blüthen getrieben hat, bedarf zu ſeiner Entwickelung ſo wenig einer künſtlichen und gewaltſamen Einfügung des Fremden, als die deutſche Sprache der immerwährenden Ueberhäufung mit fremden Wörtern bedarf. Wohl aber bedarf die Nation des Feſthaltens an der eigenen Sprache, und dies wird hervorgebracht durch das Bewußtſein, daß eben die deutſche Sprache es iſt, in welcher der der ganzen Nation gemeinſame Geiſt ſich offenbart hat und täglich offenbart. Mit dem Bewußtſein der verbindenden Einheit iſt die Kraft dieſer Nation, welche, ſchon in ihrem äußeren Zuſammenhange ein

großes Gebiet umfassend, durch natürliches Wachsthum sich immer weiter ausdehnt, eine festbegründete; mit dem Vorhandensein desselben erstreckt, was schon jetzt in gewissem Maße unwillkürlich der Fall ist, eine jede Persönlichkeit, welche Trägerin eines deutschen Gedankens ist, ihr geistiges Gebiet mit Nothwendigkeit auf Alle, welche diese Sprache reden. A. B.

Zur Organisation von Hannover.

(Aus Hannover.)

Bevor die Frage über die politische Organisation des vormaligen Königreiches Hannover an sich zur Entscheidung gebracht werden kann, muß zunächst die Vorfrage erörtert werden: ob man das Land in seinem bisherigen Umfange zusammen lassen will, oder ob einzelne Theile desselben mit benachbarten preußischen Provinzen verbunden werden sollen.

In letzterem Falle würde es selbstverständlich sein, daß die zu verbindenden Theile mit den Institutionen der betreffenden altländischen Provinzen ausgeglichen werden müssen.

Gewiß scheinen mancherlei Gründe dafür zu sprechen, die bisherige Einheit zu durchbrechen, Gründe, die theils ethnographischen und geographischen Momenten — Lage, Stammes-Gemeinschaft und dergleichen — entnommen, theils daraus hergenommen sind, daß eine Zertrennung als das nächste Mittel erscheint, die Hoffnungen auf eine etwaige Restauration zu zerstören und dadurch der noch fortdauernden Agitation die Wurzel abzugraben.

Nichts desto weniger glaube ich mich jetzt in Erwägung aller obwaltenden Verhältnisse dafür aussprechen zu sollen, das vormalige Königreich Hannover in seinem bisherigen Umfange der Organisation zum Grunde zu legen.

Allerdings muß zugegeben werden, daß ein National-Gefühl, wie es gegenwärtig in Preußen ausgebildet ist, ein specifisches Hannoverthum nicht existirt, und der Verlauf, den die mühsam zusammengebrachten Demonstrations-Versuche genommen haben, ist der beste Beweis, daß die preußische Staats-Regierung in Hannover nicht eine compacte Masse wider sich hat, sondern nur eine Clique. Dieser Clique würde man aber dadurch eine Bedeutung verleihen, wenn man Maßregeln träfe, die allen Parteien gleichmäßig unerwünscht sind, und unter diese Kategorie würde eine Zerreißung der bisherigen Verbindung fallen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Gemeinsamkeit der Verwaltung vielfach zu einer Verknüpfung der Interessen führt, und daß die politische Zusammengehörigkeit nicht ohne Einfluß bleibt auf die Richtung und Entwickelung des Verkehrs. So hat sich denn auch in Hannover Handel und Wandel in engeren und weiteren Kreisen vielfach um die Mittelpunkte gruppirt, von denen aus das Land regiert wurde. Bei Einrichtung der öffent-

lichen Communikationen ist man natürlich dem gleichen Zuge gefolgt, und so steht denn eine große Zahl öffentlicher wie privater Verhältnisse mit dem politischen Verband im engsten Zusammenhange. Alle diese Interessen werden auf eine im Voraus gar nicht zu berechnende Weise gefährdet, wenn man Landestheile, die seit Menschenaltern zusammengehören, von einander trennt, und die Folge würde voraussichtlich das Gegentheil von dem sein, was erreicht werden soll. Man will eine Opposition unschädlich machen, indem man die Unzufriedenen aus dem Zusammenhange bringt, und statt dessen schafft man Unzufriedene, indem man die materiellen Interessen beeinträchtigt oder liebgewordene Verbindungen trennt.

Diese Auffassung wird auch nicht dadurch widerlegt, daß in einzelnen hannoverschen Landestheilen sich Stimmen erheben, welche die Verbindung mit altpreußischen Provinzen als eine Gunst erbitten, so namentlich in Ostfriesland und hin und wieder auch im Osnabrückschen.

Der Erfüllung dieses Wunsches stehen, so weit es sich um Ostfriesland handelt, gewichtige Bedenken entgegen. Die Schifffahrt und der Handel an der Nordsee-Küste des vormaligen Königreichs Hannover sind für die Entwickelung unserer Marine von unberechenbarer Wichtigkeit, und ihre Pflege wird eine der Haupt-Aufgaben unserer Verwaltung sein müssen. Soll diese Aufgabe in genügender Weise gelöst werden, so gehört dazu vor Allem eine einheitliche Leitung, die von denselben Principien ausgeht und sich dieselbe Praxis aneignet. Die Möglichkeit einer solchen wird wesentlich erschwert, wenn der östliche Theil der Nordsee-Küste (die Landdrostei Stade) bei Hannover bleibt, während Ostfriesland zu Westfalen geschlagen wird, wo der Schwerpunkt aller Verhältnisse in binnenländischen Interessen beruht. Selbst bei der besten Direction von oben her würde es sich schwer vermeiden lassen, daß die betheiligten beiden Ober-Präsidien von verschiedenartigen Grundsätzen ausgehen, was für die Entwickelung unserer Nordsee-Schifffahrt verderblich werden könnte. Die Petition der Stadt Emden ist übrigens wohl, wie nicht unerwähnt bleiben darf, zum großen Theil durch die Eifersucht auf Geestemünde hervorgerufen worden, dem König Georg V. eine sehr weitgehende Bevorzugung zu Theil werden ließ, wie denn überhaupt der bisherige Gegensatz Ostfrieslands gegen Hannover mehr ein Gegensatz gegen hannoversche Clique-Wirthschaft und Nepotismus ist, als der Wunsch, aus der bisherigen Verbindung auszuscheiden.

Osnabrück hat mit Westfalen Vieles gemein in Race und Sitte, aber auch sehr viel Abweichendes: in Westfalen freies Dispositions-Recht der bäuerlichen Besitzer, in Osnabrück strenge Geschlossenheit der Höfe mit Anerben-Recht (Majorate oder Minorate); in Westfalen preußische Landraths-Verfassung mit Amts-Bezirken nach dem Gesetze von 1856, in Osnabrück die durchaus verschiedene hannoversche Amts-Verfassung; endlich in Westfalen die evangelische Union, in Osnabrück neben der katholischen Confession strenges Lutherthum und Reformirtenthum. Für die protestantische Kirche wäre es jedenfalls nicht ohne Gefahr, wenn der Landdrostei-Bezirk Osnabrück, in dem 145,359 Katholiken neben 116,139 Protestanten wohnen, mit dem

Regierungs-Bezirk Münſter vereinigt wird, in welchem die Zahl der Katholiken ebenfalls eine überwiegende iſt.

Unter dieſen Umſtänden ſcheint es nicht, daß die Staats-Regierung eine Veranlaſſung hat, die Vereinigung von Osnabrück und Weſtfalen zu begünſtigen.

Was demnächſt die eigentliche Organiſations-Frage betrifft, ſo dürfte ſich — das Zuſammenbleiben bei Hannover vorausgeſetzt — der Grundſatz als der maßgebende empfehlen, der bisher die preußiſche Regierung geleitet hat: bei Erwerbung neuer Gebietstheile in der Regel ſowohl mit der materiellen Geſetzgebung, als mit der formellen Verwaltung möglichſt ſchonend zu verfahren. Es iſt dies derſelbe Grundſatz, der ſtets die Völker geleitet hat, die vor Allen das Aſſimiliren neu erworbener Länder verſtanden, die Römer und die Engländer, der Grundſatz, ſchlechte Geſetze und Inſtitutionen mit der zeitigen Generation abſterben zu laſſen, die zweckmäßigen aber zu conſerviren und Nichts lediglich der Uniformität zur Liebe zu beſeitigen.

Bekannt iſt der prophetiſche Rath, den der ältere Niebuhr ſeiner Zeit dem Könige von Holland in Bezug auf Belgien ertheilte, indem er demſelben ſagte, wenn er die Inſtitutionen ſchonte, würde er in einem Menſchenalter ein treues Volk, anderen Falls die dauernde Empörung haben.

Daß für Hannover ein Ober-Präſidium nach altpreußiſchem Muſter eingeführt wird, betrachte ich als feſtſtehend und zweckmäßig.

Beſtritten iſt dagegen die Organiſation der unteren Behörden, insbeſondere die Frage, ob die bisherigen Landdroſteien und Aemter belaſſen oder aber Regierungen und Landräthe, wie ſie in den alten Provinzen beſtehen, eingeführt werden ſollen?

Was den jetzigen Zuſtand anlangt, ſo iſt das vormalige Königreich Hannover in 7 Verwaltungs-Bezirke getheilt, welche unter 6 Landdroſteien und 1 Berghauptmannſchaft ſtehen. Die Stellung dieſer Behörden entſpricht derjenigen der Regierungen, ihr Reſſort aber iſt ein ſehr viel beſchränkteres, und ſie ſind beiſpielsweiſe von der Mitwirkung in Steuer- und Domänen-Sachen ſowie in den an die Conſiſtorien übertragenen Kirchen- und Schul-Angelegenheiten ausgeſchloſſen. Ihre Bezirke vertheilen ſich wie folgt;

Landdroſtei Aurich	54,5	Q.-M.	193,607 Einw.
" Osnabrück . . .	113,7	"	266,025 "
" Hannover . . .	106,7	"	381,230 "
" Hildesheim . . .	82,3	"	372,014 "
" Lüneburg	211,1	"	376,350 "
" Stade	119,1	"	300,935 "
Berghauptmſch. Clausthal .	11,3	"	33,801 "
	698,7	Q.-M.	1,923,962 Einw.

Es ſcheint mir kein entſcheidender Grund vorzuliegen, dieſe den Hannoveranern liebgewordenen Behörden und Namen, unter Beſeitigung der zu kleinen Bezirke von Aurich und Clausthal, nicht auch ferner beizubehalten. Will man aber Regierungen einführen und die Bezirke vergrößern, ſo haben in den alten Provinzen die Regierungs-Bezirke im Durchſchnitt einen Umfang

von 200 Q.-M. mit 750,000 Einwohnern und ergiebt sich, wenn man diese durch langjährige Erfahrung bewährte Norm festhält, für Hannover etwa folgende Eintheilung:

I. Regierungs-Bezirk Osnabrück, bestehend

1) aus der Landdrostei Aurich	mit	54,5	Q.-M. u.	193,607 Einw.
2) " " " Osnabrück	"	113,7	" "	266,025 "
3) " dem bisher zur Landdr. Hannover gehörigen Bezirk der Provinziallandschaft von Hoya und Diepholz	"	65,6	" "	154,130 "
		233,8	Q.-M. u.	613,762 Einw.

II. Regierungs-Bezirk Hannover, bestehend

1) aus dem ad I 3 verbleibenden Theil der Landdrostei Hannover	mit	41,1	Q.-M. u.	227,100 Einw.
2) aus der Landdrostei Hildesheim	"	82,8	" "	372,014 "
3) aus dem südlichen Theil der Landdr. Lüneburg (die Aemter Ahlden, Fallingbostel, Bergen, Celle, Isenhagen, Burgwedel, Burgdorf, Meinersen, Gifhorn und Fallersleben)	"	33,5	" "	46,314 "
4) aus der Berghauptmsch. Clausthal	"	11,3	" "	33,801 "
		168,2	Q.-M. u.	679,229 Einw.

III. Regierungs-Bezirk Lüneburg, bestehend

1) aus dem ad II 3 nicht abgetrennten Theile der Landdr. Lüneburg	mit	177,6	Q.-M. u.	330,036 Einw.
2) aus der Landdrostei Stade	"	119,1	" "	300,935 "
		296,7	Q.-M. u.	630,971 Einw.

Der vorstehende Vertheilungs-Plan erfüllt den Zweck einer gleichmäßigen Vertheilung ohne Zerreißung der Landestheile, welche nach ihren Verkehrs-Verhältnissen und nach ihrer geographischen Lage zu einander gehören. Einige Bemerkungen werden zur näheren Erläuterung beitragen.

Der westliche Theil des Königreiches bildet einen schmalen Streifen, der sich um das Großherzogthum Oldenburg herumzieht, eine Formation mit einer in der Mitte belegenen Hauptstadt ist nicht zu ermöglichen, und es konnte als solche nur Osnabrück gewählt werden.

Ostfriesland (Landdrostei Aurich) und Osnabrück allein würden einen sehr kleinen Regierungs-Bezirk (168 Q.-M. mit 459,642 Einw.) ausmachen und der übrig bleibende Theil des Königreiches zu groß sein, um zwei zweckentsprechende Regierungs-Bezirke zu bilden. Es sind deshalb die zur Landdrostei Hannover gehörenden Grafschaften Hoya und Diepholz dem Regierungs-Bezirk Osnabrück hinzugefügt worden, was keinem Bedenken unterliegen kann, da beide zusammen eine gemeinschaftliche Provinziallandschaft bilden und die sogenannte Paris-Hamburger Eisenbahn von Osnabrück aus durch Hoya und Diepholz gehen wird, hierdurch aber für eine Communication mit Osnabrück gesorgt ist, die der bisherigen mit Hannover wenigstens gleichkommt.

Die Entfernung der Landdrostei von Aurich wird Seitens des dortigen

Droſtei-Bezirkes und der Stadt Aurich bittere Klagen hervorrufen, kann aber bei der directen Eiſenbahn-Verbindung zwiſchen Osnabrück und Oſtfriesland keinem Bedenken unterliegen. Die Stadt Aurich ſelbſt verliert durch die Verlegung der Landdroſtei nach Osnabrück natürlich ſehr bedeutend; ſie befindet ſich aber in derſelben Lage wie viele andere hannoverſche Orte, denen durch die Beſeitigung entbehrlicher Behörden eine Einnahmequelle verloren geht.

Der ſüdliche Theil von Hannover kann natürlich nur die bisherige Landes-Hauptſtadt zum Sitz der Regierung und des Ober-Präſidii erhalten. Um eine gleichmäßige Vertheilung zwiſchen den Regierungsbezirken Hannover und Lüneburg zu erzielen, iſt dem erſteren ein Theil (33,5 Q.-Meilen mit 46,314 Einwohner) von dem Regierungsbezirk Lüneburg zugelegt worden.

Der Regierungsbezirk Lüneburg wird dem Flächen-Inhalt nach der größte der hannoverſchen Regierungsbezirke ſein, der Seelenzahl nach aber zwiſchen dem von Osnabrück und Hannover in der Mitte ſtehen. Zum Sitz der Regierung eignet ſich Lüneburg ſowohl ſeiner Lage wie Bedeutung nach mehr als Stade. Da die Fortſetzung der Lüneburg-Harburger Eiſenbahn bis Stade geſichert iſt, ſo hat der zu bildende Regierungsbezirk an den beiden Eiſenbahnen auf der Oſt- und Weſtſeite, welche durch die Paris-Hamburger Bahn verbunden werden, eine Communication, wie ſie nur in wenigen der alten Provinzen beſteht.

Ob dieſe Behörden den Namen „Regierungen" empfangen oder ihren bisherigen „Landdroſteien" beibehalten ſollen, erſcheint eventuell ſachlich weniger erheblich, obſchon ich mich meiner Seits für das Letztere ausſprechen zu ſollen glaube.

Von weſentlicher Bedeutung iſt dagegen die Verfaſſung und Competenz jener Behörden, und würde ich in dieſer Beziehung einen unbedingten Werth darauf legen, daß hier der Anfang gemacht werde, die collegialiſche Form in die büreaukratiſche hinüberzuführen, den Präſidenten die volle und unbedingte Verantwortlichkeit für Alles, was in ihrem Bezirke geſchieht, aufzuerlegen und außerdem die altpreußiſchen Disciplinar-Geſetze nur mit der Maßgabe einzuführen, daß ſämmtliche Verwaltungs-Beamte ohne Weiteres zur Dispoſition geſtellt werden können.

Die Hauptſchwierigkeit bei Reorganiſation der hannoverſchen Verwaltung beruht indeß in den unteren Inſtanzen, in dem Reſſort, welches in den alten Provinzen durch die Landräthe verwaltet wird. An Stelle der letzteren fungiren in Hannover die ſogenannten Aemter, im Ganzen 101 mit Verwaltungs-Bezirken von durchſchnittlich 6¾ Q.-M. und 15,000 Einw.; die größte Seelenzahl beträgt 30,530 (Amt Aurich), der größte Flächeninhalt 17 Q.-M. (Amt Soltau). Bei den Aemtern fungiren außer dem Amtmann ein bis drei Hülfsbeamte, die in gewiſſen Fällen ſelbſtſtändig verfahren, und Amts-Voigte, die zu Inſinuationen, Executionen, Beſorgung von Militär-Vorſpann und Einquartierung, zur Viſirung von Päſſen, Aufſtellung von Rollen, Führung der Polizeiaufſicht im Amtsbezirke und ähnlichen Geſchäften verwendet werden; ſie beſitzen meiſt eine Qualification, welche der der Polizei-Commiſſarien gleichkommt.

Das Gehalt der Amtmänner und Hülfsbeamten beträgt im Durchschnitt 1220, in maximo 2000 Thlr., und wird in einzelnen Fällen durch Ortszulagen bis auf 2200 Thlr. erhöht. Daneben beziehen die gedachten Beamten Gebühren bis zum Betrage von 200 Thlr. und sind fast ohne Ausnahme im Genuß von Dienstwohnungen, wofür sie 10 pCt. ihres Gehaltes (in maximo 150 Thlr.) entrichten. Pferdegelder erhalten sie nicht, sondern nur für die wirklich ausgeführten Dienstreisen eine Entschädigung nach der Extrapost-Taxe, für die bei den einzelnen Aemtern gewisse Maximalsätze bestimmt sind. Das Gehalt der Voigte beträgt in maximo 500 Thlr., sie beziehen daneben gleichfalls Gebühren, so daß einzelne derselben ein Gesammt-Diensteinkommen bis zu 1000 Thlrn. haben.

Die dienstliche Ausbildung der hannoverschen Verwaltungs-Beamten ist eine sehr zweckmäßige. Junge Leute, welche sich der Verwaltungs-Carrière widmen wollen, haben das akademische Triennium zu absolviren und dann nach Ablegung eines strengen Examens, welches für Verwaltungs- und Justizbeamte dasselbe ist, anderthalb Jahre bei einem Amts-Gericht zu arbeiten. Bewähren sie sich hierbei, so werden sie 2 bis $2\frac{1}{4}$ Jahre bei einem Amte in allen Zweigen der Lokalverwaltung beschäftigt, und alsdann, vor der Zulassung als selbstständige Beamte, einem Staats-Examen unterzogen; die Anstellung von Amtmännern oder Hülfsbeamten, welche nicht diesen Bildungsgang durchgemacht haben, ist unzulässig.

Die hannoverschen Verwaltungs-Beamten stehen in Folge des bei ihrer Ausbildung beobachteten Verfahrens, namentlich was praktische Tüchtigkeit anbetrifft, auf einem Standpunkt, der volle Anerkennung verdient. Daß die hannoverschen Verwaltungs-Beamten sehr Tüchtiges leisten können und auch wollen, hat die Art und Weise bewiesen, wie sie das Militär-Ersatzgeschäft erledigt haben, und die ihnen deshalb vom General-Gouverneur ausgesprochene ehrende Anerkennung war eine durchaus verdiente. Bei verständiger und humaner Leitung werden sie Sr. Majestät eben so gute Dienste leisten wie die übergetretenen hannoverschen Offiziere.

Das Ressort der Amtmänner umfaßt sämmtliche Geschäftszweige, welche unseren Landräthen übertragen sind, und daneben die örtliche Verwaltung der Domainen, die Polizei-Gerichtsbarkeit für einen gewissen Theil der Polizei-Uebertretungen, die Mitwirkung bei Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen, die Aufsicht über die sog. Höfesachen, d. h. die Prüfung und Genehmigung der Contracte, welche über die Hof-Annahme, Ehe-Beredungen der Hof-Eigenthümer, über Abfindungen, Leibzuchten ꝛc. geschlossen werden, in einzelnen Landestheilen eine ausgedehnte (in den Herzogthümern Bremen und Verden bis zur Erhebung der Brandkassengelder gehende) Mitwirkung bei Verwaltung der öffentlichen Feuerversicherungs-Institute, die Aufbewahrung gewisser in ihrem Ressort eingehender und nicht sofort zur Auszahlung kommender Gelder.

Abgesehen von dem größeren Geschäfts-Umfange unterscheidet sich die Thätigkeit der hannoverschen Amtmänner vorzugsweise durch ihre Mitwirkung bei Verwaltung der Landgemeinde-Angelegenheiten. Die Landgemeinden waren

bis 1852 von der Gesetzgebung wenig beachtet und ihre Zustände in den einzelnen Provinzen sehr mannigfaltig gestaltet. Im Jahre 1852 erhielt Hannover eine später (1859) revidirte Landgemeinde-Ordnung, welche aber nicht eine allgemeine Schablone, sondern nur die Grundsätze aufstellte, nach denen die Verhältnisse, entsprechend dem lokalen Bedürfniß, zu regeln sind. Auf Grund dieser Gesetze ist sehr viel geschehen, namentlich zur Feststellung des Stimmrechts in den einzelnen Gemeinden, zur Normirung des Maßstabes für die Vertheilung der Communallasten, zur richtigen Abgrenzung der Gemeindebezirke und zur Ordnung aller Verhältnisse, bei denen die Gemeinden betheiligt sind; aber das Werk der Gemeinde-Organisation ist erst in der Entwickelung begriffen und kann der leitenden Hand noch nicht entbehren. Die ländliche Bevölkerung in Hannover steht nämlich durchaus auf keiner höheren Stufe der Bildung als in den östlichen Provinzen, und wie es mit den Gemeinde-Vorstehern bestellt ist, ergiebt sich aus der Thatsache, daß man denselben bei Organisation des Militär-Ersatzwesens nicht einmal das einfache Geschäft der Stammrollenführung hat übertragen können. Unter solchen Verhältnissen hängt der ordnungsmäßige Gang und die Entwickelung des Landgemeindewesens vorläufig noch von der Mitwirkung der Amtmänner ab, die sich nicht darauf beschränken dürfen, nur als überwachende Staatsbehörde zu fungiren, sondern überall, wo es Noth thut, persönlich einschreiten, in schwierigen Fällen die Gemeinde-Versammlung leiten, Hader in der Gemeinde an Ort und Stelle schlichten und dergleichen. Bei dem mäßigen Umfange ihrer Bezirke vermögen sie dieser Aufgabe vollständig zu entsprechen, und thatsächlich beruht die eigentliche Leitung der wichtigeren Communal-Angelegenheiten in ihrer Hand; sie sind vieler Orten Landrath und Gemeinde-Behörde in einer Person, nicht bloße Obrigkeiten, sondern die Berather ihrer Gemeinden und häufig auch der einzelnen Einsassen, die sich selbst in Privat-Angelegenheiten an sie zu wenden pflegen. Die Besitzer größerer Güter können, gleichviel, ob dieselben der Ritterschaft angehören oder nicht, ihre Trennung vom Gemeinde-Verbande unter gewissen, das Gemeinde-Interesse sichernden Voraussetzungen nachsuchen, und bilden dann gewissermaßen eigene Gemeinden, in denen der Gutsherr Vorsteher ist und die den Gemeinden zustehende Mitwirkung bei der Orts- und Flurpolizei durch eigene Beamte ausübt. Sie werden zu den öffentlichen Lasten des Amtsbezirkes ebenso herangezogen wie die Gemeinden und dürfen sich in den Amts-Versammlungen durch Bevollmächtigte vertreten lassen.

Im Ganzen sind gegen 100 Güter (darunter ein Theil dem königlichen Dominium angehörend) vom Gemeinde-Verbande eximirt.

Ihren eigentlichen Abschluß findet die hannoversche Landgemeinde-Ordnung in der sogenannten Amtsvertretung. Dieselbe wird durch sämmtliche Landgemeinden des Amtsbezirks in Gemeinschaft mit den amtssässigen Städten und mit den Besitzern resp. Vertretern der größeren Güter gebildet und ist berufen, über alle Angelegenheiten zu bestimmen, „welche die Wohlfahrt entweder des ganzen Bezirkes oder mehrerer Gemeinden in demselben betreffen." Es steht ihr das Recht zu, für den Bezirk „Ausgaben oder Leistungen zu

gemeinſamem Nutzen“ zu beſchließen, bei Feſtſtellung polizeilicher Strafbeſtimmungen für den Bezirk mitzuwirken, „über die Verhältniſſe der Gemeinden, der Amtseingeſeſſenen und des Grundeigenthums u. ſ. w. Auskunft zu ertheilen“ (§. 27 und 28 des Geſetzes vom 28. April 1859). Bei Angelegenheiten, welche das Intereſſe mehrerer Amtsbezirke betreffen, können dieſelben zu einer gemeinſamen Berathung durch Bevollmächtigte vereinigt werden, und in gleicher Weiſe iſt es zuläſſig, für getrennte Bezirke eines Amtes beſondere Amts-Vertretungen zu bilden. Die Amts-Verſammlung tritt in regelmäßigen Terminen zuſammen; wenn mehr als die Hälfte der Mitglieder eine außerordentliche Einberufung verlangt, ſo hat das Amt dieſem Antrage zu entſprechen. Die Verhandlungen ſind öffentlich und werden durch den Amtmann geleitet, dem auch die Befugniß zuſteht, Ordnungsſtrafen bis zum Betrage von 5 Thlrn. wegen nachläſſigen Beſuches der Amts-Verſammlungen zu verhängen.

Die Amts-Vertretung iſt in hohem Grade geeignet, die öffentliche Verwaltung zu beleben und den mechaniſchen Formalismus der Schreibſtube fern zu halten. Der Beamte findet bei der gemeinſamen Berathung in den Amts-Verſammlungen die beſte Gelegenheit, ſich über die Bedürfniſſe ſeines Bezirkes zu informiren und gleichzeitig den Maßregeln der Verwaltung durch das lebendige Wort Eingang zu verſchaffen. Handelt es ſich um öffentliche Anlagen (gemeinſame Wege, Waſſerwerke ꝛc.), ſo wird das Zweckmäßige am ſicherſten durch perſönliche, den Wetteifer anregende Beſprechung zwiſchen den Betheiligten ermittelt und die Ausführung geſichert, indem ebenſo die Vortheile der Anlage wie ihre Schwierigkeiten von vornherein zur Sprache kommen. Beſonders förderlich in dieſer Hinſicht iſt die Anordnung, daß die Gemeinden in der Amts-Verſammlung nicht durch ſchablonenmäßig gewählte Deputirte vertreten werden, ſondern durch ihre Vorſteher, denen demnächſt auch die Ausführung der Beſchlüſſe obliegt, und die bei derſelben natürlich ſehr viel williger mitwirken, wenn ſie an der Berathung und Beſchlußfaſſung ſelbſt Theil nehmen.

Man hat etwas Aehnliches durch die Kreistage zu erreichen geſucht, die, wie es in den Kreisordnungen heißt, „die Verwaltung des Landraths begleiten und unterſtützen ſollen.“ Was man in den alten Provinzen, meiſt vergeblich, angeſtrebt hat, iſt in der hannoverſchen Amts-Vertretung zur Ausführung gekommen: die Vertreter der Gemeinden ſind die wirklichen Gehülfen der Aemter, und die lebendige Wechſelwirkung kommt beiden zu gut, ſie ſtärkt die Thätigkeit der Behörden und erhöht das Vertrauen der Einſaſſen zu ihrer Obrigkeit.

Die Amtsverfaſſung findet bei der hannoverſchen Bevölkerung eine Anerkennung, wie ſie wohl nur ſelten Verwaltungs-Behörden zu Theil wird, die lediglich auf Ernennung durch die Staats-Regierung beruhen, und alle Parteien (Partikulariſten wie National-Liberale, die Rechte wie die Linke) einigen ſich in dem Wunſche, dieſelben dem Lande erhalten zu ſehen.

Im Intereſſe der Staats-Regierung kann die Erfüllung dieſes Wunſches nicht dringend genug befürwortet werden. Die hannoverſchen Aemter ſtehen,

was feſtes Regiment und erſprießliche Leitung des Gemeindeweſens betrifft, den preußiſchen Landrathsämtern in keiner Beziehung nach; ſie beruhen auf anderen Grundlagen, aber Preußen iſt groß genug, um eine Verſchiedenartigkeit in den unteren Inſtanzen ertragen zu können, und die Beibehaltung der hannoverſchen Amts-Verfaſſung würde den Gang unſerer Staats-Maſchine eben ſo wenig ſtören, wie die Verſchiedenheit zwiſchen der Landgemeinde-Ordnung in Pommern und der am Rhein oder in Weſtfalen. Eher wäre das Gegentheil zu befürchten. Hannover iſt ein vorzugsweiſe Ackerbau treibendes Land und beſitzt einen kräftigen, durch die Geſchloſſenheit der Höfe reich gewordenen Bauernſtand. Will man es mit dieſem Kern der ländlichen Bevölkerung nicht von vornherein verderben und ſeine Verſchmelzung mit Preußen nicht auf lange hin gefährden, ſo darf, wenigſtens vorläufig, von Beſeitigung der Aemter nicht die Rede ſein. Für den hannoverſchen Bauer iſt der Amtmann, der von Generation zu Generation bei allen Aenderungen auf dem Hofe mitzuſprechen gehabt hat, der Inbegriff aller Obrigkeit, nicht bloß eine Behörde, ſondern eine Vertrauens-Perſon. Es liegt nicht im Intereſſe der Regierung, an dieſem Verhältniß zu rühren. Die Einführung einer neuen Verwaltungsform an Stelle der Aemter würde in den hannoverſchen Landgemeinden ähnlich wirken, wie etwa die Einführung der rheiniſchen Bürgermeiſterei-Verfaſſung in Pommern oder die der pommerſchen Landgemeinde-Ordnung in der Rheinprovinz.

Die Koſten der hannoverſchen Amts-Verwaltung ſind allerdings ſehr bedeutend. Die preußiſchen Landraths-Aemter verurſachen nach dem Etat von 1866 eine Ausgabe von 916,553 Thlr., die hannoverſchen Aemter 397,470 Thlr. Die Koſten der hannoverſchen Verwaltung ſind mithin, wenn man nach dem Verhältniß der Seelenzahl rechnet, über 4 mal ſo groß wie die der preußiſchen, und die Zahl der hannoverſchen Aemter müßte im Vergleich mit den Landraths-Aemtern, wenn man den Maßſtab des Flächenraumes zu Grunde legt, von 101 auf 40, nach dem Maßſtab der Seelenzahl auf 32 reducirt werden.

Solchen Zahlen gegenüber wird die Erhaltung der hannoverſchen Amts-Verfaſſung weſentlich mit davon abhängen, ob es möglich iſt, die Koſten derſelben mit denen der Verwaltung in den übrigen preußiſchen Provinzen einigermaßen auszugleichen. Es bieten ſich hierzu zwei Mittel: Vergrößerung der Amtsbezirke und Reducirung der Beamten-Etats.

In denjenigen Regierungs-Bezirken, wo Kreiſe von mäßiger Größe ſind, (beiſpielsweiſe im Regierungs-Bezirk Erfurt von durchſchnittlich $6\frac{3}{4}$, in der Rheinprovinz $8\frac{1}{4}$ Q.-M.) iſt es bis jetzt wenigſtens noch niemals für möglich gehalten worden, dieſelben zu vergrößern, und in der Rheinprovinz hat man ſogar neuerdings einzelne Kreiſe von 12 und 20 Q.-M., als zu groß für eine zweckmäßige Verwaltung, zertheilt. Nach gleichen Grundſätzen wird auch in Hannover zu verfahren ſein. Unter den dortigen Aemtern, namentlich in den Haide- und Moor-Bezirken, ſind mehrere von ſo untergeordneter Bedeutung, daß ihre Einziehung keinem Bedenken unterliegen kann. Das Maß dieſer Reductionen wird aber vorläufig nur ein beſchränktes ſein dürfen, weil

die ganze Entwickelung des hannoverſchen Landgemeindeweſens für die nächſten Jahre von der perſönlichen Einwirkung der Amtmänner abhängt und von einer ſolchen kaum noch die Rede ſein kann, wenn man Kreiſe bildet mit einer durchſchnittlichen Seelenzahl von 50,000 Einwohnern, was bei der geringen Dichtigkeit der hannoverſchen Bevölkerung ein Areal ergeben würde von durchſchnittlich 16 Q.-M. für jeden Kreis reſp. Amtsbezirk. Als Maximum wird vorläufig höchſtens eine Einwohnerzahl von durchſchnittlich 30,000 Seelen und ein Areal von 10 bis 11 Q.-M. angenommen werden dürfen und ergäbe ſich hiernach eine Reduction der gegenwärtigen Amtsbezirke von 101 auf etwa 67.

Der Erſparung, welche durch Vergrößerung der Amtsbezirke zu erzielen iſt, tritt eine anderweite Reduction im Beamten-Etat hinzu, die mit Einführung der preußiſchen Geſetzgebung und Verwaltung zuſammenhängt.

Die hannoverſche Verwaltung ſteht im Begriff, von einigen Inſtitutionen befreit zu werden, welche die Thätigkeit der Beamten in hohem Grade in Anſpruch nehmen. Nach der Domicil-Ordnung von 1827 erwerben nicht anſäſſige Perſonen das Wohnrecht in den Landgemeinden nur durch Geburt, durch Gemeinde-Beſchluß unter Genehmigung der Obrigkeit, d. h. der Aemter, oder durch Anordnung der letzteren. Daneben beſteht die Vorſchrift, daß die Pfarrer Niemanden trauen dürfen, der nicht ein obrigkeitliches Atteſt (einen ſog. Trauſchein) darüber beibringt, daß er mit ſeiner Ehefrau in der betreffenden Gemeinde Aufnahme findet. Geſellen ſollen in der Regel nicht zur Verheirathung zugelaſſen werden (§. 134 der Gewerbe-Ordnung). Die Gemeinden ſind in Hannover wie überall geneigt, Perſonen ohne Vermögen zwar zur Arbeit, aber nicht zur dauernden Niederlaſſung in der Gemeinde zu verſtatten, und da ihnen auch die Befugniß zuſteht, lediglich zur Verhütung des Wohnrechts-Erwerbes die Ausweiſung zu beantragen, andererſeits aber die davon Betroffenen die obrigkeitliche Beilegung des Wohnrechtes gegen den Willen der Gemeinden beantragen können, ſo erwächſt aus der mit Recht oder Unrecht verweigerten Wohnrechts-Geſtattung ſowie durch die mit der Niederlaſſung in unmittelbarem Zuſammenhange ſtehenden Trauſcheine eine endloſe Schreiberei, die einen bedeutenden Theil des Arbeits-Penſums der Amtmänner ausmacht. Mit Einführung der Freizügigkeit wird hierin ſelbſtredend eine vollſtändige Aenderung eintreten und daneben auch die preußiſche Gewerbe-Ordnung durch Beſchränkung des Conceſſionsweſens (beiſpielsweiſe bedürfen ſelbſt Aerzte in Hannover einer obrigkeitlichen Genehmigung, wenn ſie ſich auf dem platten Lande niederlaſſen wollen) weſentlich zur Arbeits-Erleichterung der Aemter beitragen.

Von den früher gedachten Funktionen, welche die Aemter über das Reſſort der Landräthe hinaus zu verwalten haben, werden die Strafgerichtsbarkeit ſo wie die Kaſſen-Geſchäfte gleichfalls fortfallen und die Mitwirkung bei den Brand-Kaſſen auf das in Preußen geltende Maß zu reduciren ſein; die übrigen in Rede ſtehenden Funktionen dürften den Aemtern belaſſen werden können, um die für die Stellung derſelben wünſchenswerthe Totalität zu erhalten.

Der Gesammtbetrag der Ersparnisse, welche durch Einziehung des dritten Theiles der Aemter, durch Verminderung der Geschäfte und entsprechende Reduction der Beamtenzahl sowie bei neuen Anstellungen durch Herabsetzung der Gehälter auf das in Preußen übliche Maß zu erzielen sind, ist ein sehr bedeutender; er reicht aber keinenfalls hin, um die Differenz zwischen dem Etat der preußischen und dem der hannoverschen Aemter auszugleichen, vielmehr bleibt bei dem letzteren noch immer ein verhältnißmäßiges Kosten-Plus, welches nicht unter 100,000 Thaler veranschlagt werden kann. Die Mehrausgabe ist eine nicht unbedeutende, wenn man sie lediglich vom Gesichtspunkte der traditionellen Sparsamkeit aus betrachtet, aber der Geldpunkt allein kann nicht von Entscheidung sein, wenn es sich um die Reorganisation einer neuen Provinz handelt. Die Staatskasse trägt auch in Hohenzollern die Kosten der Oberämter, obgleich dieselben, ebenso wie die hannoverschen Amtmänner, zum Theil Funktionen verwalten, welche eigentlich zu den Obliegenheiten der Gemeinden gehören. Aehnliche Rücksichten empfehlen sich auch für Hannover.

Dem Vorschlage des Herrn Ministers des Innern, in Hannover das preußische Landraths-Amt, insbesondere in der Gestalt, welche es jetzt gewonnen hat, einzuführen, vermag ich mich nicht anzuschließen.

Bekanntlich waren die preußischen Landraths-Aemter ursprünglich ständische Behörden, denen gleichzeitig die Wahrnehmung der eigentlichen Regierungs-Geschäfte und die staatliche Oberaufsicht oblag; die Verwaltung bewegte sich in den einfachsten Formen ohne vieles Schreibwerk, die Interessen waren meist lokaler Natur, und bei der großen Autorität, deren die Landräthe sich erfreuten, galt ihre Entscheidung in der Regel als erste und letzte Instanz. Unter solchen Verhältnissen waren Kreise von 20 bis 30 Q.-M. und darüber möglich, ohne daß das öffentliche Interesse darunter litt; gegenwärtig sind sie es nicht mehr. Das Arbeits-Pensum der Landräthe hat sich in Folge des totalen Umschwunges aller Verhältnisse so vermehrt, daß ein tüchtiger Beamter selbst in mäßig großen Kreisen vollauf zu thun hat, wenn nicht eine Kreissekretär-Wirthschaft eintreten soll; sind die Kreise aber von dem Umfange, wie leider in einigen der östlichen Regierungs-Bezirke (beispielsweise in Marienwerder und Bromberg durchschnittlich 23¼, in Cöslin 25¼, in Potsdam 27 Q.-M.), so ist der Landrath thatsächlich außer Stande, neben seinen Geschäften als Commissarius der Regierung eine eigene selbstständige Thätigkeit zu entwickeln; er hat mit einem Wort keine Zeit für den Beruf, der Vertreter aller Interessen des Kreises zu sein und überall, wo es Noth thut, anregend oder leitend einzuwirken.

So weit ich mich habe informiren können, leisten die hannoverschen Amtmänner das noch wirklich, was die Landräthe leisten sollten, und es würde deshalb kaum zu rechtfertigen sein, in Hannover eine Institution einzuführen, welche in den alten Provinzen selbst als reformbedürftig erkannt wird.

Es tritt hinzu, daß in Hannover zur Zeit diejenigen Elemente fehlen und voraussichtlich auch noch auf längere Zeit fehlen werden, deren Heranziehung dem Landraths-Amte in den alten Provinzen seinen eigenthümlichen Charakter und Werth verleiht.

Bekanntlich ist es gerade die hannoversche Aristokratie, auch die grundgesessene, welche als die eigentliche Trägerin der welfischen Opposition betrachtet werden muß und welche wahrscheinlich auch die letzte sein wird, sich dem preußischen Gouvernement aufrichtig anzuschließen. Aus diesem Grunde würde es deshalb auch noch auf lange Zeit unmöglich sein, die Landräthe aus der Aristokratie des Kreises zu nehmen; man würde nicht anders können, als Beamte zu Landräthen zu machen, und man würde deshalb kaum etwas Anderes erzielen, als den Namen zu changiren und hierdurch sowie durch die beabsichtigte Combinirung zweier Aemter unter einem Landrath das Institut der Amtmänner der Bevölkerung zu entfremden und zugleich die Lokal-Autorität zu schwächen.

Die Auffassung, daß durch die Verbindung zweier Aemter die so gebildeten Kreise leistungsfähiger würden, theile ich nicht. Die Leistungsfähigkeit scheint mir vielmehr dadurch bedingt zu werden, daß der Lokal-Beamte die Leistungsfähigkeit und Mittel seines Bezirkes genau kennt und sich des Vertrauens seiner Einsassen erfreut.

Ebenso glaube ich meiner abweichenden Auffassung Ausdruck geben zu sollen, daß die preußische Kreis-Verfassung, deren Reform-Bedürftigkeit im Sinne der Herstellung eines größeren Maßes von Selbstregierung allseitig anerkannt ist und deren „drei Stände" schon in den alten Provinzen nicht unwesentlichen Bemängelungen unterliegen, in Hannover unverändert eingeführt werde, um so mehr, als die bisherige hannoversche Aemter-Verfassung den dortigen Verhältnissen in der That besser zu entsprechen scheint.

Aus diesen Gründen würden sich meine Vorschläge für die Organisation von Hannover dahin zusammenfassen:

I. Die oberste Leitung der gesammten Civil-Verwaltung des vormaligen Königreichs Hannover wird einem Ober-Präsidenten mit allen dem Ober-Präsidenten in den alten Provinzen zustehenden Befugnissen und Pflichten übertragen.

II. Zum Zweck der Lokal-Verwaltung zerfällt die Provinz Hannover in fünf Landdrostei-Bezirke. Dieselben sind 1) Hannover, 2) Hildesheim mit dem Bezirke der aufzulösenden Berghauptmannschaft Clausthal, 3) Lüneburg, 4) Stade, 5) Osnabrück mit dem Bezirk der aufzulösenden Landdrostei Aurich.

In jedem Landdrostei-Bezirk wird ein Landdrost (mit dem Range eines Regierungs-Vice-Präsidenten) alle diejenigen Befugnisse, welche den Regierungs-Präsidenten und den ersten und zweiten Abtheilungen der Bezirks-Regierungen in den alten Provinzen zustehen, selbstständig unter persönlicher Verantwortlichkeit ausüben. Die bisherige collegialische Verfassung der Landdrosteien wird aufgehoben.

Zur Bearbeitung der verschiedenen Verwaltungszweige werden jedem Landdrosten die nach dem lokalen Bedürfniß in ihrer Anzahl zu bestimmenden Regierungs- und technischen Räthe und Assessoren zugeordnet. Dieselben haben kein Stimmrecht, so weit es sich nicht um Fällung von Erkenntnissen in Disciplinar-Untersuchungen handelt, sind aber für Aktenmäßigkeit und Legalität ihrer Referate persönlich verantwortlich. In Disciplinarsachen übt der Land-

droſt mit ſeinen ſämmtlichen Räthen und Aſſeſſoren collegialiſch die in dieſer Beziehung den Bezirks-Regierungen in den alten Provinzen zuſtehenden Befugniſſe aus.

III. Die Eintheilung der Landdroſtei-Bezirke in Aemter und amtsfreie Städte, ſo wie die beſtehende Amtsverfaſſung werden aufrecht erhalten, doch hat der Ober-Präſident des Baldigſten ſeine Vorſchläge darüber zu machen, welche von den zur Zeit amtsfreien Städten als zu klein und zu einer ſelbſtſtändigen Ausübung obrigkeitlicher Rechte nicht geeignet, mit den Aemtern zu vereinigen ſind. Ingleichen hat der Ober-Präſident darauf hinzuwirken, daß allmählich unter ſchonender Benutzung der ſich bietenden Gelegenheiten die Zahl der Aemter durch angemeſſene Zuſammenlegung verringert wird.

Für die Verwaltung der Militär-Angelegenheiten, ſo weit die Civilbehörden zu einer Betheiligung berufen ſind, namentlich für das Erſatz-Geſchäft, bleibt es bei der bereits bewirkten Vereinigung mehrerer Aemter zu einem beſonderen Erſatzkreiſe unter Leitung eines vom General-Commando und vom Ober-Präſidenten gemeinſchaftlich zu committirenden Amtmannes.

IV. Außerdem dürfte ſich die Errichtung nachſtehender beſonderer Behörden empfehlen:

1) einer Provinzial-Steuer-Direktion in zwei Abtheilungen für die Verwaltung der indirekten und der direkten Steuern in der ganzen Provinz;
2) einer Provinzial-Direktion für Verwaltung der Domänen und Forſten;
3) einer General-Commiſſion für Theilungs-, Verkoppelungs- und Ablöſungs-Sachen, ingleichen zur Entſcheidung über Ertheilung oder Verſagung der in einigen hannoverſchen Landestheilen noch nothwendigen obrigkeitlichen Erlaubniß zur Zerſchlagung und Verkleinerung geſchloſſener Höfe.

   Die Organiſation der Special-Commiſſarien bleibt vorbehalten;
4) des Provinzial-Conſiſtoriums für die Angelegenheiten der evangeliſchen Kirchen der Provinz;
5) des Provinzial-Schul-Collegiums, mit der Competenz dieſer Collegien in den alten Provinzen;
6) des Medicinal-Collegiums, mit der Competenz dieſer Collegien in den alten Provinzen;
7) der Provinzial-Hauptkaſſe mit der nöthigen Anzahl von techniſchen Kaſſen-Beamten, unter direkter Leitung eines von dem Ober-Präſidenten zu beſtimmenden Regierungs- und Kaſſen-Rathes.

Ueber die letzteren Vorſchläge behalte ich mir eine nähere Begründung vor.

Geſchichte des Straßenbaues in Frankreich.

Eine Skizze.

Nachdem die römiſchen Kunſtſtraßen, die einſt Gallien gleich den übrigen Theilen des römiſchen Reiches durchzogen, in gänzlichen Verfall gerathen

waren, befanden ſich die Verkehrsmittel durch das ganze Mittelalter hindurch in dem kläglichſten Zuſtande. Die Wege, deren man doch bedurfte, waren weder gepflaſtert noch mit Steinen aufgeſchüttet, ſie glichen unſeren alten ſogenannten Feldwegen aus nackter Erde. Im Sommer bei ſchönem Wetter ziemlich brauchbar, wurden ſie im Winter, bei Regen oder Schnee, vollkommen unpaſſirbar. Niemals dachte man an Ausbeſſerung, höchſtens bei den ſchwierigſten Stellen, wo der Weg durch einen Sumpf führte oder dergleichen. Hier und da baute man Brücken über die Flüſſe, und es zeichnete ſich darin ganz beſonders die „Association de frères pontites“, eine religiöſe Körperſchaft von Brückenbauern, aus, die vom 11. bis 13. Jahrhundert zum Nutzen der Pilger viele Brücken in verſchiedenen Theilen Frankreichs anlegte. Das Reiſen auf den ſchlechten Wegen war keineswegs billig, vielmehr forderten alle die großen und kleinen Herren, obwohl ſie nichts für die Unterhaltung der Wege thaten, ein ſehr hohes Paſſagegeld, und die wenigen Kaufleute und Pilger, welche damals die Straße entlang zogen, mußten ihren Geldbeutel eben ſo häufig öffnen, als wir jetzt auf manchen unſerer vortrefflichen Chauſſeen, die das Inſtitut der Schlagbäume noch nicht abgeſchafft haben. Andererſeits waren die Wege eben ſo unſicher als ſchlecht. Die Lehensherren hatten zwar die Verpflichtung, über die Sicherheit der Reiſenden zu wachen, aber ſie erfüllten dieſe Pflicht gewöhnlich ſehr ſchlecht, ja es gab ſogar Zeiten, wo ſie die Erſten waren, die über die Reiſenden herfielen und ſie ausplünderten; auch waren ſie nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang verantwortlich, für Raub oder Mord während der Nacht brauchten ſie keine Entſchädigung zu zahlen.

Eben ſo wenig war das Poſtweſen, das doch unter den Römern in gewiſſer Blüthe ſtand, entwickelt. Karl der Große hatte zwar wieder Eilboten eingeführt, welche Veredarii oder Curſores genannt wurden, und bei der Errichtung der Univerſität Paris derſelben das Recht verliehen, die Correſpondenz von Privatperſonen für ihre Rechnung zu befördern, wenn es die Sicherheit des Reiches erlaubte, doch von Karl dem Großen an bis auf Ludwig XI. blieb es bei dieſer letzteren Beſtimmung, ohne daß irgend eine andere Einrichtung getroffen worden wäre: die Boten, welche die Univerſität Paris zu verſchiedenen Zeiten nach den bedeutendſten Städten des Königreiches abſandte, waren die einzige Gelegenheit, ſich miteinander in Correſpondenz zu ſetzen. Erſt Ludwig XI. erließ im Jahre 1464 zu Doulens ein Edict, welches den Gang der Poſten etwas regelte.

Der Preis eines Pferdes für vier Lieues wurde in dieſem Edicte, die Bezahlung des Führers mit eingerechnet, auf zehn Sous beſtimmt. Ludwig XI. beabſichtigte keineswegs von vorn herein, dieſer Einrichtung einen gemeinnützigen Charakter zu geben, indeß iſt es erwieſen, daß bald nach Veröffentlichung der Poſtordnung eine vollſtändige Duldung den Privatperſonen verſtattete, ſich zur Beförderung ihrer Briefe der gewöhnlichen Boten und Eilboten des Königs zu bedienen, vorausgeſetzt, daß die politiſchen Intereſſen hier nicht hindernd eintraten. Die Strafe, welche die Poſtordnung den Eilboten-Meiſtern auferlegte, welche nicht dazu berechtigten Perſonen Pferde

lieferten, war, wie die wesentliche Grundlage des Edictes überhaupt, wörtlich den Verordnungen der römischen Kaiser entlehnt. Daraus erwuchs indeß kein Nachtheil, da diese Verordnungen vollkommen den damaligen unruhigen Zeiten angemessen waren und den Keim des Fortschrittes und der Vervollkommnung in sich trugen. Doch machte, obwohl die Errichtung der Posten in vieler Beziehung eine sehr wohlthätige Wirksamkeit üben mußte, die Besoldung der Eilboten-Meister und der Eilboten, welche die Briefe des Königs und der Privatpersonen nach allen Punkten des Reiches brachten, eine Erhöhung der Auflagen nothwendig, die sich das Volk nur sehr ungern gefallen ließ. Nicht allein beklagte man sich darüber, daß Ludwig XI. sich diese wohlthätige Einrichtung so theuer bezahlen ließ, sondern es gab auch nicht wenig Leute, welche die Nützlichkeit derselben überhaupt bestritten; dies waren besonders die Mönche. Man erzählt in dieser Beziehung sogar eine ziemlich belustigende Anekdote; es hatte sich nämlich ein Prediger Namens Maillard in sehr beleidigenden Ausdrücken gegen Ludwig XI. geäußert. Als der König ihn deshalb zur Rede stellen und ihm drohen ließ, ihn in den Fluß werfen zu lassen, erwiderte er: „Das mag er thun, aber ich werde eher zu Wasser im Paradiese anlangen, als er mit seinen Postpferden."

In der Kindheit waren aber auch die Transportmittel. Wollte man etwas schnell reisen, so mußte man zu Pferde steigen, denn Wagen, wie wir sie jetzt besitzen, waren vollständig unbekannt, es gab damals nur Karren, erst im 15. Jahrhundert erscheinen Fahrzeuge, die in Ketten (statt der Federn) hängen. Auf einem solchen schwankenden Karren — chariots branlants hießen sie — mit Goldstoff bedeckt, zog Isabella von Bayern 1406 in Paris ein, und lange war der Besitz dieser höchst unbequemen Wagen ein Vorrecht der Könige und Prinzen. Es ist ein Vertrag aufbewahrt worden, den Gille Lemaitre, von 1550 bis 1562 Präsident des Parlaments zu Paris, mit seinen Pächtern abgeschlossen hat, und worin sich diese verpflichten, ihm am Vorabend der vier großen Feste des Jahres und in der Zeit der Weinlese einen offenen Karren mit gutem frischen Stroh darin nach der Stadt zu bringen, damit seine Frau und Tochter „bequem" auf's Land fahren könnten. Die Kammerzofe ritt auf einer Eselin hinterdrein, und der erste Präsident eröffnete den Zug auf dem Maulthier, das ihn auch in Paris gewöhnlich nach dem Justizpalast trug.

Erst nachdem die Königsgewalt wieder kräftiger, die Verwaltung concentrirter geworden, begann mit dem 17. Jahrhundert eine merkliche, wenn auch langsame Besserung. Heinrich IV. übertrug seinem Minister Sully das Amt eines Oberaufsehers über alle Wege. Sully nahm sich der Sache eifrig an, er hatte Ordnung in die Finanzen gebracht und schlug dem Könige vor, jährlich eine gewisse Summe aus der königlichen Kasse auf die Wege zu verwenden. Freilich war die Kasse nicht reich, die disponible Summe Anfangs gering, im Jahre 1600 wurden für Straßenbau 17,600 Frcs. ausgeworfen, während gegenwärtig die Wegebauten in Frankreich alljährlich über 100 Millionen Frcs. kosten; aber schon nach wenigen Jahren hatte Sully beträchtliche Fortschritte erwirkt, denn 1606 wurden bereits 3 Mill. Frcs.

für Straßen bewilligt. Innere und äußere Kriege unterbrachen dieſen guten Anfang, und es bedurfte der mächtigen Hand Colbert's, um das von Sully Erſtrebte weiter zu führen. Der König gab nun durchſchnittlich über 400,000 Frcs. jährlich, die bei Anlage von Wegen intereſſirten Orte mußten ihrerſeits beiſteuern, und die königliche Autorität wachte darüber, daß die Lehensherren, welche Wegezoll erhoben, das Geld zur Unterhaltung der Straßen verwandten. Außerdem wurden noch beſondere Maßregeln getroffen. Als z. B. 1675 die Straße von Paris nach Orleans, eine der erſten gepflaſterten Straßen Frankreichs, angelegt wurde, mußten die Fuhrleute, welche gewöhnlich Wein von Orleans nach Paris brachten und leer zurückfuhren, unter Androhung ſchwerer Strafe ihren Rückweg über Etampes nehmen, Sand und Pflaſterſteine auf ihre Karren laden und ſie nach der Stelle bringen, wo an dem Wege gebaut wurde. So gelang es dem unermüdlichen Miniſter trotz ſpärlicher Geldmittel, einige ſchöne Straßen herzuſtellen, welche die allgemeine Bewunderung erregten. Madame de Sevigné ſchrieb damals in einem ihrer Briefe: „C'est une chose extraordinaire que la beauté des chemins. On n'arrête pas un seul moment. Ce cont des mails et des promenades partout, toutes les montagnes aplanies, la rue d'Enfer un chemin de paradis. Mais non, car on dit que le chemin du paradis est étroit et laborieux, et celui-ci est large, agréable et délicieux.“ Wenn ſchon die Rue d'Enfer den Enthuſiasmus der geiſtreichen Frau erregte, was würde ſie zum Boulevard Sébaſtopel und Boulevard Saint-Michel geſagt haben!

Solche wirklich gute Straßen waren indeß nur Ausnahmen. Als Ludwig XIV. 1681 die Bäder von Bourbon-l'Archambault beſuchen wollte, befahl Colbert den Intendanten, die Wege raſch ausbeſſern zu laſſen, man ſolle die ſchlechten Stellen mit Steinen oder, wo ſolche fehlten, mit Holz und Erde ausfüllen, auch könne man Hecken umhauen und die Gräben damit zufüllen, es ſeien dies die Mittel, deren man ſich immer bediene, um die Reiſen des Königs in ſeinen Provinzen zu erleichtern. Trotz dieſer beſonderen Vorkehrungen brachte der König von Verſailles bis Bourbon-l'Archambault zehn Tage unterwegs zu. Wenn ſich heut zu Tage der Kaiſer nach Vichy begiebt, das in demſelben Departement liegt, braucht er nicht mehr als zehn Stunden. Wie langſam mögen da einfache Privatleute gereiſt ſein!

Um 1575 begannen Poſtwagen, die man Coches nannte, von Paris nach einigen nicht über 30 bis 40 Lieues entfernten Städten zu fahren, ſo nach Orleans, Troyes, Rouen, Beauvais, Amiens; aber ſie brauchten nach einem Reglement vom 26. Juli 1623 im Winter nicht mehr als acht bis zehn Lieues, im Sommer nur dreizehn bis vierzehn Lieues per Tag zurückzulegen. So blieb es lange Zeit, noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts erforderte es drei Tage, um von Paris nach Rouen (30 Lieues) zu reiſen, eine Strecke, die man jetzt in 2½ Stunden zurückgelegt.

Karl IX. hatte das Edikt Ludwig's XI., welches während der Unruhen und Kriege der vorigen Regierungen in Vergeſſenheit gerathen war, wieder in Kraft treten laſſen. Dieſer Fürſt beſtimmte zugleich die Wege,

welche die Depeſchen im Innern des Reiches zu nehmen hatten, und beſtrafte die Dagegenhandelnden mit Abſetzung und einer Geldbuße von 100 Livres tournois. 1576 erhielten alle bedeutenden Städte, wohin die Eilboten bis jetzt nicht gekommen waren, regelmäßige Poſtboten. Heinrich IV. hatte die löbliche Abſicht, den inneren Verkehr zu befördern, und erließ deshalb 1597 ein Edikt, vermöge deſſen den Reiſenden auf allen großen Straßen von einer Station zur andern Pferde vermiethet werden ſollten. Die wichtigſten Veränderungen in der Poſtverwaltung fallen in die Zeit Ludwig's XIII.; unter ihm wurde die Einrichtung getroffen, daß die Eilboten wöchentlich zweimal von Paris nach den bedeutendſten Städten des Königreiches abgingen und in den Sommermonaten des Nachts ſowohl wie am Tage in einer Stunde die Entfernung von einer Station zur andern zurücklegen mußten, in den Wintermonaten geſtattete man ihnen 1½ Stunden.

Im 18. Jahrhundert fing man endlich an, den Straßenbau in großem Maßſtabe zu betreiben, man begnügte ſich nicht mehr mit Verbeſſerung der alten Wege, ſondern ſchuf neue, legte ſie breit und möglichſt gerade an und bepflanzte ſie mit Bäumen. Sie waren zum Theil gepflaſtert, zum Theil chauſſirt. Dazu reichten nun freilich die 3 bis 4 Millionen Frcs., die der Staat darauf verwenden konnte, nicht hin und zur unſäglichen Laſt des Volkes nahm man ſeine Zuflucht zu Frohndienſten, unter deren Druck die Bauern den größten Theil des 18. Jahrhunderts hindurch lebten. Sämmtliche Bewohner vom 16. bis 65. Jahre mußten 20, 30, in manchen Gegenden 40 Tage im Jahre unentgeltlich an der Herſtellung der Straßen arbeiten und die nächſt gelegenen Gemeinden mußten die Arbeiter verpflegen. Als endlich der Ruin des platten Landes zu ſichtbar wurde, nachdem Mirabeau, der Vater des berühmten Revolutionärs, der ſogenannte „Menſchenfreund", es ausgeſprochen hatte, daß eine Fortſetzung dieſer Frohndienſte bald aus dem ganzen Staatsgebiet einen großen Kirchhof machen werde, ſchaffte der Miniſter Turgot im Februar 1776 den Frohndienſt ab und an deſſen Stelle wurde nach langem Widerſtande 1787 eine allgemeine Geldſteuer eingeführt. In dem Eifer der Revolution von 1789, Alles neu zu geſtalten, konnte ſie eine ſo wichtige Einrichtung, wie die der Poſten nicht überſehen. Bis zu dieſer Zeit waren die Depeſchen zu Pferde und mit nicht in Federn hängenden, ſchwerfälligen, meiſt offenen Wagen befördert worden, die in der Regel nur mit einem Pferde beſpannt waren, welches der Courier lenkte. 1792 wurde hiermit eine neue Organiſation vorgenommen und zweirädrige, verdeckte, mit drei Pferden beſpannte Wagen eingeführt. 40 verſchiedene Malle-Poſten durchfuhren das Land in allen Richtungen und wurden von der Regierung unterhalten; 14 derſelben gingen von Paris ab und die 26 anderen ſtellten die Verbindung zwiſchen den einzelnen Departements her.

Wie ſehr der beiſpielloſe Aufſchwung des Verkehrs im 19. Jahrhundert, durch die Eiſenbahnen veranlaßt, auch auf den Bau der Landſtraßen einwirkte, läßt ſich durch einige Zahlen vor Augen führen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte Frankreich 6- bis 7000 Lieues Hauptſtraßen, gegenwärtig beſitzt es 21,500 Lieues oder 86,000 Kilometer ſolcher Straßen

und außerdem hat es 240,000 Kilometer Vicinalſtraßen*), welche alle Dörfer mit den großen Straßen in Verbindung ſetzen. Während Sully im Jahre 1600, wie oben angeführt, nur 17,600 Frcs. für Wegebauten verausgabte, koſtete die Herſtellung nur der Vicinalſtraßen während der letzten 30 Jahren über eine Milliarde. Daneben wurde ſeit 1814 die Summe von 815 Mill. Frcs. für Kanalbauten verwendet, ſo daß Frankreich jetzt 4850 Kilometer Kanäle gegen 1271 Kilometer im Jahre 1814 beſitzt, und die enormen Anſtrengungen waren möglich, trotzdem das Land gleichzeitig ſieben Milliarden Frcs. für den Eiſenbahnbau aufbrachte.

Zu letzterer Summe trug der Staat nur 979 Mill. Frcs. bei; zur Vollendung der gegenwärtig conceſſionirten Bahnen ſind noch 2,270 Mill. Frcs. erforderlich, wovon der Staat 466 Mill. Frcs. trägt. Im Ganzen wird alſo der Staat zu den 9400 Mill. betragenden Koſten des 21,050 Kilometer umfaſſenden Netzes direkt nur 1445 Mill. beiſteuern, und wenn man das Kapital, welches die Zinſen-Garantie repräſentirt, auf 400 Mill. veranſchlagt, ſo trägt der Staat zum Ausbau des ganzen Netzes nicht ganz 1900 Mill., die Compagnieen dagegen 7½ Milliarden bei.

Die franzöſiſchen Eiſenbahnen haben im Jahre 1865 84 Mill. Reiſende und 34 Mill. Tonnen Frachtgut transportirt. Der Tarif, der im Durchſchnitt per Kilometer 5½ Centimes für den Reiſenden und 6,08 Centimes für die Tonne Güter beträgt, gewährt gegenüber den ehemaligen Transportkoſten zu Lande eine Verminderung um die Hälfte, oft ſogar um zwei Drittel. Die Concurrenz der Eiſenbahnen hat außerdem ein ſehr bedeutendes Sinken der ehemals üblichen Tarife für den Transport auf Landſtraßen, Flüſſen, Kanälen und für die Küſtenſchifffahrt herbeigeführt. Auch muß man berückſichtigen, daß der Verkehr auf den gewöhnlichen Straßen eben ſo lebhaft geblieben iſt, wie vor der Anlage von Eiſenbahnen, und daß ſich der Verkehr auf Flüſſen und Kanälen noch vermehrt hat. Man hat verſucht, die Erſparniſſe, welche die Eiſenbahnen direkt oder indirekt in Bezug auf den Transport von Reiſenden und Gütern bewirkt haben, in Zahlen auszudrücken. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts begegnete dem Abbé de Saint-Pierre der Unfall, daß ſein Wagen auf einer der damaligen Hauptſtraßen zerbrach. Er ſchrieb eine Denkſchrift an das Miniſterium mit complicirten Berechnungen über den Nutzen, den die Verbeſſerung der Wege bringen würde, und kam dabei zu dem Reſultat, daß eine jährliche Ausgabe von 9 Mill. Francs durch die Vervielfältigung der Transporte und die Fortſchritte des Handels einen Gewinn von 70 Mill. jährlich abwerfen könnte. Was würde ſich der Abbé gefreut haben, im Jahre 1866 aus dem Munde des Directeur des ponts et chaussées et des chemins de fer zu erfahren, daß Frankreich alljährlich durch die Eiſenbahnen allein eine Erſparniß von 700 Mill. im Waarentransport und

*) Die 231 kaiſerlichen Straßen bilden ein Netz von 37,220 Kilometer Länge, ungerechnet 1080 K. in Corſica; die Departements-Straßen haben zuſammen 48,381 K. Von Erſteren blieben am 1. Januar 1867 noch 600 K., von Letzteren 1542 K. zu bauen. Von Vicinalſtraßen waren am 1. Januar 1866 240,150 K. vollendet, 85,820 K. im Bau begriffen und 192,708 K. abgeſteckt.

von 60 Mill. im Personentransport macht! d. h. wenn es keine Eisenbahnen gäbe, würden die Transporte jährlich 760 Mill. mehr kosten. Diese Ersparniß, die von Jahr zu Jahr wächst, ist schon enorm und würde einen sehr hohen Zinsertrag des für den Bau der Eisenbahnen bis jetzt aufgewandten Capitals von 7 Milliarden repräsentiren; aber darauf beschränkt sich der Nutzen der Bahnen nicht. Ohne sie würden diese ungeheuren Transporte ganz unmöglich sein, und wir wären nicht Zeuge gewesen des wunderbaren Aufschwungs, den namentlich auch in Frankreich alle Zweige der Arbeit genommen haben. Durch die Vermehrung der Circulation, durch die Neuschaffung des Verkehrs an manchen Punkten haben die Eisenbahnen im höchsten Grade die Industrie selbst entwickelt und zugleich im ausgedehntesten Maße die Bedürfnisse des Consums befriedigt. Dabei ist die Zeitersparniß noch nicht in Betracht genommen. Die Schnelligkeit der alten Diligencen war 10 Kilometer per Stunde, die mittlere Schnelligkeit der französischen Eisenbahnen ist 40 Kilometer, die 84 Mill. Reisende also, welche im Jahre 1865 zusammen 3361 Mill. Kilometer auf dem ganzen französischen Eisenbahnnetze zurücklegten, haben 252 Millionen Stunden erspart, d. h. 2876 Jahre. A. B.

Die Vehmgerichte.

Ueberall, wo in Deutschland nach Volksrecht gerichtet wurde, war die Ausübung der Gerichtsbarkeit in die vereinte Thätigkeit eines vom König mit richterlicher Gewalt beliehenen Beamten und der ihm untergeordneten Volksgemeinde freier Leute gelegt, d. h. in die Hand des Richters und der Urtheiler, welche „das Recht wiesen" und deshalb auch Wissende genannt wurden. Dieser vom König gesetzte Beamte, der zugleich Einnehmer der fiskalischen Gefälle und Anführer im Kriege für die Mannschaft eines Bezirkes war, heißt in den alten Volksrechten Graf (grafio, gravio, graphio, latinisirt comes), eine Bezeichnung, welche in späterer Zeit allen Arten von Richtern beigelegt wird, wie Vicegraf, Freigraf, Holzgraf ꝛc. und die noch in dem Namen der sächsischen Dorfobrigkeit „Greve, Grebe" sich erhalten hat*).

*) Der Graf bildete also, um nach unseren Begriffen zu reden, in Justiz-, Administrativ- und Militairsachen eine Behörde, über welche zunächst der König stand. Grimm erklärt sich aus sprachlichen Rücksichten gegen die Ableitung des Namens „Graf" von grau (canus), was sich an den Begriff des Seniorats anlehnen würde; er vermuthet von ravo (tignum, tectum) ableiten zu können, so daß giravo, comes, socius bedeuten und mit dem angelsächsischen gerêfa verwandt sein würde. Mundt leitet das Wort von dem Keltischen (latinisirt graphiarius, neufranzösisch greffier) ab und sieht im Grafen ursprünglich einen Schreiber, Gerichtsschreiber, eine Ableitung der wir mit Leo und Hüllmann beipflichten zu müssen glauben. Wenn man aber bedenkt, daß unser Wort „Graf" überaus alt ist und bei allen nordischen Völkern angetroffen wird, daher es vermuthlich von ihnen aus ihren ersten Wohnsitzen mitgebracht worden ist, so wird man gern die Hoffnung aufgeben,

Die Stätte, an welcher das Gericht gehalten wurde, hieß die Malſtätte. An dieſer Malſtätte eröffnete der Graf oder Richter das Gericht, leitete die Verhandlungen, fragte die freien, im Gerichte gegenwärtigen Männer um ihr Urtheil und vollzog es nach dem Ausſpruche der Mehrzahl. An dieſer Malſtätte mußten ſich zu geſetzlich feſtgeſetzten Zeiten alle Freie, von denen jeder innerhalb ſeines Geheges ſo unabhängig wie der Fürſt in ſeinem Lande war, ohne beſondere Aufforderung verſammeln und ein ſolches Gericht hieß dann ein ächtes Ding, ein ungebotenes Gericht, im Gegenſatz des außer dieſer Zeit vom Richter angeſetzten, d. h. des gebotenen oder vorbotenen Gerichtes, „Bolding" (von vorbieten). Dieſe gebotenen Gerichte brauchten nur von denen beſucht zu werden, welche Etwas zu verhandeln hatten, obgleich ſich alle Freie dabei einfinden durften. Es traf ſich daher nicht ſelten, daß wenn ein Urtheil zu finden war, es an der gehörigen Anzahl derer fehlte, welche das Recht weiſen konnten, ſo wenig man auch hierbei in der Auswahl der Urtheiler verlegen war. Ein auffallendes Beiſpiel dieſer Freiheit der Wahl in den älteren Zeiten giebt ein altes Stadtrecht, freilich beim Finden eines Urtheils für einen allgemein anziehenderen Gegenſtand als der war, welcher regelmäßig auf den gebotenen Gerichten verhandelt wurde. Den Weinprüfern wird hier bei ihrer Prüfung und Aufſuchung des Urtheils über den Wein aufgegeben, „ſie ſollten zuſehen, ob ein guter Geſell gehe auf der Straßen, den möchten ſie hereinrufen zu ſich und ſeinen Rath auch darzunehmen." — Weit ſeltener mochte aber „ein guter Geſell" bei dem gebotenen Gerichte ſich der Malſtätte nähern, um ſeinen Rath vernehmen zu laſſen. Dieſem Mangel an Urtheilern vorzubeugen, wählte der Graf, aber nur für einzelne Händel, eine beſtimmte Anzahl kundiger Männer, die ſich zu dieſem Zwecke beim gebotenen Gerichte an der Malſtätte einzufinden hatten, die ſogenannten Rachinburgen, die Hüllmann für Reihen Bürger hält, d. h. der Reihe nach beigezogen.

Dieſe letztere Einrichtung war die Grundlage zu der Veränderung, welche Karl der Große — deſſen in Einzelnheiten eingehende und nicht mit Unrecht einen univerſellen Charakter beanſpruchende Geſetzgebung in manchen Dingen die Reſte der altgermaniſchen Autonomie beeinträchtigen mußte, — einführte, und welche ſich für die ordentlichen Gerichte faſt während des ganzen Mittelalters erhalten hat. Er übertrug das Geſchäft des Urtheilfindens in den ordentlichen Gerichten beſtimmten, für alle Fälle im Gericht erſcheinenden Perſonen, welche durch den Grafen und die Gemeinden für jede einzelne Malſtätte gewählt und beſonders zu dieſem Amte beſtellt und beeidigt wurden: Die Scabini, Schöppen, oder ſpäter Schöffen. Die freien Männer, welche zu dieſem Amte fähig waren, hießen „ſchöffenbare Leute." Das Verfahren in dieſen mit Schöffen beſetzten Gerichten war im Weſentlichen Folgendes:

---

deſſen Abſtammung mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit zu erforſchen. Auch die heidniſchen Letten nannten ihren oberſten Prieſter, der zugleich ihr oberſter Richter war, Kriwe, und die zwölf oberſten Richter, welche Odin in Skandinavien verordnete, hießen gleichfalls Krewe.

Das Gericht wurde auch hier regelmäßig im Freien gehalten, meist auf Wiesen und Auen, und es bezeichnet die Malstätte bald eine Eiche, bald eine Linde, unter deren Schatten der Richter und die Schöffen sich niederließen. Eben so häufig war aber auch die Sitzung des Gerichtes auf Bergen, an Brücken und bei großen Steinen, wohin die Schöffen dann entboten wurden. Erst in späterer Zeit suchten Richter und Schöffen einen Schutz gegen Wind und Wetter unter bedeckten Gängen und Hallen, und reichere Städte erbauten unter dem Namen „Spielhaus" eigene Richthäuser oder Dinghöfe. An diesen Plätzen saß dann der Richter auf einem Stuhle, die Schöffen nach der Ordnung auf ihrer Schöffenbank, und der Richter sollte, wie das Soester Recht ausdrücklich sagt: „sitzen auf seinem Richterstuhl als ein griesgrimmender Löwe, den rechten Fuß über den linken schlagen, und wenn er aus der Sache nicht recht könne urtheilen, soll er dieselbe 123mal überlegen." Bevor die Verhandlungen dann begannen, wurde das Gericht „gehegt", oder, wie es ebenfalls genannt wurde, „die Bank gespannt", vielleicht weil ein Seil um die für die Schöffen gestellten Bänke gespannt wurde. Der Richter gebot hierauf Stille oder „bannte Gerichtsfrieden", indem er verbot „hastig Muth oder Scheltwörter und daß Niemand ausgehe oder eingehe, als gehe denn mit Urlaub, Niemand des Andern Statt besitze sonder Urlaub, und niemand des andern Wort spreche, sondern Urlaub." In diesen Gerichten galt nur der Anklageprozeß; wo kein Kläger war, war auch kein Richter. Sie durften nicht vor Sonnenaufgang eröffnet und mußten mit Sonnenuntergang geschlossen werden, und es brauchte daher auf Keinen, der vor Gericht zu erscheinen hatte, länger als bis zum Sonnenuntergang gewartet zu werden, denn „der Richter ist schuldig von Seigers neun des Morgens bis daß die Sonne untergeht, in dem Gerichte zu warten."

Bei diesem alten Verfahren der Gerichte findet sich aber hinsichtlich des Beweises der Unschuld eines Angeklagten noch eine Eigenthümlichkeit, die nicht übergangen werden darf, weil auch diese sich in einer nur wenig veränderten Weise in Verfahren der Vehmgerichte wieder findet. Es ist dies die Reinigung des Angeklagten durch Eid und Eideshelfer (Consacramentalen). Der Angeschuldigte, der seine Unschuld eidlich versicherte, zog nämlich noch eine Anzahl von Verwandten und Bekannten, sämmtlich aber freie Männer, hierbei sich zu Hülfe, welche seinen Eid dadurch bestärkten, daß sie selbst schwuren, sie glaubten an die Betheuerung seiner Unschuld. Wie viel man solcher Eideshelfer haben mußte, war nach Verschiedenheit des Verbrechens und der Person des Angeklagten verschieden, so z. B. bedurfte der Angeklagte bisweilen, um sich von der Anklage des Diebstahls zu reinigen, zu seinem eigenen Eid noch zwei Eideshelfer, der Räuber sechs, der Mörder zwölf.

War der Angeschuldigte entflohen oder erschien nicht vor Gericht und es hatte der Ankläger mit seinen Eideshelfern vor dem Richter, in dessen Gerichtsbezirke das Verbrechen begangen war, die Anklage beschworen, so wurde die Verfestung gegen den Angeschuldigten ausgesprochen. Wer verfestet war, konnte von dem Ankläger mit Gewalt vor Gericht gebracht und wenn er sich widersetzte, straflos getödtet werden. Wird der namentlich

Verfeſtete vor Gericht gebracht, ſo geht es ihm an das Leben, um welcher Schuld er auch verfeſtet ſei. Die Verfeſtung wirkte aber nur in dem Sprengel des Richters, von dem ſie ausgeſprochen war; zeigte er aber dieſelbe einem höheren Richter an, ſo mußte ſie dieſer anerkennen, und ſie wirkte nun für alle unter dieſem höheren Richter ſtehenden niederen Gerichte. Die Verfeſtung, welche der Kaiſer durch ſeine kaiſerlichen Gerichte ſelbſt ausſprach, hieß Acht und wirkte im ganzen Reiche. Wer über Jahr und Tag in der Acht blieb und in dieſer Zeit nicht zu Recht ſtand, der wurde, wenn dieſes gegen ihn gezeugt wurde, in die Oberacht gethan, „und ſein Leib und Gut aller manniglich erlaubt, und ſoll niemand daran freveln können, und ſoll ſelbigen Thäter und Friedensbrecher niemand behauſen, herbergen, ätzen, tränken und keiner ihm Vorſchub thun in ſeiner Obrigkeit, Eigenthum und Gebieten.“

Dieſes eben geſchilderte Verfahren fand ſich im Weſentlichen bei allen Gerichten des Mittelalters ziemlich gleichmäßig war, mochten dieſelben nach dem Umfange ihres Sprengels Landgerichte, Stadtgerichte, Dorfgerichte, oder nach ihrem Vorſitzenden Grafengerichte, Schulzengerichte, oder nach dem Stande der unter ſie Gehörenden Rittergerichte, Mannengerichte oder Freigerichte ſein. — Freigerichte, d. h. Gerichte über freie Männer, waren aber eigentlich in früheſter Zeit faſt alle und erſt durch die Entwickelung der Landeshoheit erhielt dieſe Bezeichnung eine eigenthümliche Bedeutung.

Als die alten Einrichtungen Karls des Großen immer mehr zu ſchwinden begannen und die alte Gauverfaſſung Deutſchlands ſich allmählich auflöſte, wurden die früheren Reichsämter der Grafen und Herzoge zum erblichen Eigenthum, und der Ausdruck Grafſchaft und Herzogthum bezeichnete nicht mehr ein Amt, ſondern einen Landesdiſtrict, deſſen Beſitzer beſtimmte Rechte zuſtanden, er bezeichnete mit andern Worten ein Territorium, deſſen Rechte, je mehr ſich daſſelbe ſchloß, deſto beſtimmter auch formulirt werden konnten. Aus dieſen veränderten Verhältniſſen bildete ſich der Begriff der Landesherren und der Landeshoheit, in welch' letzterer theils Rechte lagen, welche urſprünglich dem Kaiſer zuſtanden, aber den Landesherren zu Lehn oder zu freiem Eigenthum übertragen waren, wie, außer Heerbann, Münze, Zoll und anderen fiskaliſchen Nutzungen, beſonders das Recht der Grafſchaft und der daraus herfließenden Gerichtsbarkeit, theils waren aber auch die Rechte darin begriffen, welche unter dem Namen der ſchutzherrlichen bezeichnet zu werden pflegen. Durch dieſes ſchutzherrliche Recht des Landesherrn kam nun an dieſen die Befugniß, alle in ſeiner Grafſchaft geſeſſenen Reichsunterthanen im Reichsdienſt zu vertreten, wodurch dieſe aufhörten, unmittelbare Reichsunterthanen zu ſein und zu Landſaſſen der Landesherren herabſanken. Die Gerichte, unter denen ſie nunmehr ſtanden, waren nicht kaiſerliche über unmittelbar Freie, ſondern Landesgerichte über Unterthanen, welche dem Reich nur unmittelbar durch den Landesherrn untergeben waren.

Nur in Weſtfalen und einem Theil von Engern erhielt ſich die alte Thätigkeit und Theilnahme der Volksgemeinde. Die alten Standesrechte

blieben dort unter der Herrschaft geistlicher Herren fast unverändert und die Landeshoheit vermochte dort Ritter und Freie sich nicht so früh, wie anderwärts, zu unterwerfen. Zu Anfang des 13. und bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts bestanden in Engern und Westfalen dem Reich unmittelbar unterworfene Gerichte, die, wie die unmittelbaren Reichsstädte freie Städte, so Freigerichte jetzt genannt wurden. Die Sitze dieser Gerichte hießen Freistühle oder Freigrafschaften, die Richter Freigrafen, die Urtheiler Freischöffen und die Gerichtsboten Freiboten. Der Freigraf selbst war noch der Graf im alten Sinne, ein kaiserlicher Beamter, wie ehedem, und schöffenbar war, wie früher, jeder eingesessene Freie. Vor den Schranken dieser Gerichte erschien die freie Gemeinde, wie zu der Väter Zeiten, bildete ihr Recht durch gefundene Weisthümer aus, nahm durch Eideshülfe, Zeugniß ꝛc. an den Verhandlungen Theil, sprach durch ihre Schöffen Urtheile und modificirte sie durch Scheltung derselben. Hier sah man noch Gottesurtheile, wenn das menschliche Auge Wahres und Falsches, Recht und Unrecht sich nicht mehr zu unterscheiden traute, hier die alten Symbole des durch den Herzog verliehenen Königsbannes, während die Gaugrafen unter dem Banner ihrer Landesherren richteten. Was Wunder, wenn diese Gerichtsbarkeit bald für ein besonderes, vom König verliehenes Privilegium galt!

Nimmt man nun auch an, daß bis zu diesem Zeitpunkte durch besonders günstige Verhältnisse sich diese westfälischen Freigerichte in ihrer alten Form erhalten hatten, so ist dennoch nicht zu verkennen, daß nach dieser Zeit schwerlich die Freien eine solche Stellung ferner behaupten konnten. Wir sehen, wie auch in Westfalen, die Territorialherren jene Freigrafschaften sich unterwerfen. Der Kurfürst von Köln nimmt zu Folge seiner herzoglichen Gewalt in Engern und Westfalen, die er nach dem Falle Heinrich's des Löwen (1182) und nach Auflösung des Herzogthums Sachsen erhalten hatte, das Recht in Anspruch, daß kein freier Stuhl innerhalb dieses Sprengels ohne seine Bewilligung angelegt werden dürfe, daß er dem Kaiser die Freigrafen zu präsentiren habe, welche den kaiserlichen oder Königsbann, auch Blutbann bisweilen genannt, vom Kaiser dann unmittelbar erhalten sollten. Dieser letztere Punkt wurde aber im Jahre 1382 dahin erweitert, daß der Kurfürst von Köln ein für allemal das Recht erhielt, an Kaisers Statt den Freigrafen den Königsbann, d. h. die Gerichtsbarkeit, welche nur im Namen des Kaisers ausgeübt und vermöge welcher allein über gewisse Verbrechen gerichtet werden konnte, zu verleihen. Endlich erhielt der Kurfürst von Köln auch das Recht, die Freigrafen in Engern und Westfalen zu einem Generalkapitel zu versammeln, um da die Mißbräuche dieser Freigerichte zu untersuchen.*)

*) Bei dem Sturze Heinrich's des Löwen war zwar unverkennbar Schwächung der herzoglichen Gewalt, unmöglich aber die Herbeiführung einer Verwirrung, die sich in der Folge in allen Verhältnissen des ehemaligen, umfangreichen Herzogthums herausstellte, die Absicht des Kaisers gewesen. Hatte man auch daran gedacht, wie Ditmar erzählt, das Herzogthum gar nicht wieder zu besetzen, so zeigt doch gerade die Wiedervergebung

Alle diese Rechte des Kurfürsten von Köln bezogen sich aber nicht auf die Freigerichte, welche bloß Civilgerichte waren, in denen das Mein und Dein verhandelt wurde, sondern nur auf die sogenannte Stillgerichte, heimliche Gerichte oder Vehmgerichte. Auch von einer andern Seite war aber die Stellung der Freigerichte in Westfalen nach dieser Unterscheidung eine zweifache. Soweit sie bloß bürgerliche Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden hatten, also in reinen Civilsachen, erstreckte sich ihre Competenz nicht über den Bezirk einer Freigrafschaft hinaus; sofern sie dagegen als Still- oder Vehmgerichte die Criminalgerichtsbarkeit ausübten, erstreckte sich ihre Competenz schon in Folge ihrer Eigenschaft als kaiserliche Gerichte weit über jene Gränzen der Freigrafschaften hinaus in die entferntesten Territorien des deutschen Reichs und über Fürsten und Herzoge, bis endlich ihr ungemessener Stolz sie verführte, den Kaiser selbst vor ihren Stuhl zu laden.

Es liegt hier die Frage nahe: Wie kam es, daß die westfälischen Freigerichte ihr unerbittliches Gericht über ganz Deutschland erstreckten und vor dem Stuhle der schlichten Freigrafen Westfalens die mächtigsten Fürsten des Reichs gehorsam ihren Nacken beugten?

Zur Beantwortung dieser Frage soll hier nur in Umrissen ein Bild von dem sonderbaren Zustande zu entwerfen versucht werden, der jenen merkwürdigen Gerichten ihre Entstehung und Gewalt gegeben hat.

Als sich Deutschland in eine Unzahl kleinere und größere Territorien zerbröckelte, fanden sich in Westfalen eine Menge kleiner Souveräne, keiner mächtig genug, um dem andern die Spitze zu bieten. Selbst die kurz vorher geschilderte herzogliche Gewalt des Erzbischofs war vielfach gelähmt und in ihrer Wirksamkeit gehindert. Die Reichsfreien, welche unabhängig von ihm in seinem Territorium lebten, nahmen und gaben nur Recht vor ihren Freistühlen. Die Freigrafschaft war ein Staat im Staate, ein kaiserlicher Gerichtsbezirk in den landesherrlichen Grenzen, die letzte Spur der alten kaiser-

---

oder die Zerspaltung desselben in zwei Herzogthümer, die aus der Urkunde Kaiser Friedrich's I. (in Oehlenschläger's Erläuterung der Goldenen Bulle, Anhang, pag. 67) unwiderleglich erhellt, wohin dessen Absicht gegangen sei. Die anderen Landesherren übten zwar eben so gewiß, jeder in seinem Territorium, die herzogliche Gewalt aus und wußten für ihre Anmaßungen nach und nach selbst kaiserliche Bestätigung zu erhalten; aber wohl dürfte es zu schnell sein, wenn Wigand und, wie es scheint, auch Eichhorn schließen, daß nicht bloß zwei Herzogthümer, das eine für Bernhard von Anhalt, das andere für den Erzbischof von Köln, errichtet worden wären, daß folglich das Herzogthum des Letztern, ausgenommen über Paderborn, was zum Mainzer Erzbisthum gehörend ausdrücklich genannt wird, nur über die Kölner Diöcese, nicht über das Kölner Erzbisthum nach obiger Urkunde sich erstreckt habe, und daß endlich alle andern geistlichen und weltlichen Landesherren eben solche Urkunde wie diese für den Erzbischof von Köln erhalten haben möchten. Ohne Zweifel sollte das Kölner Herzogthum den ganzen Landstrich bis zur Weser, abgerundet durch Hineinziehung Paderborn's, umfassen; aber wie frühere Bischöfe und Andere die Grafengewalt nach und nach durch Anmaßung und endliche Immunitätsprivilegien erhalten hatten, so erhielten sie nun auch das Herzogthum, d. h. der Sache nach und vielleicht schneller, und Köln erhielt von seinem mit Immunitäten gleichsam durchlöcherten Herzogthum nichts als den Namen, die Gewalt in seiner Diöcese und dasjenige Recht in Bezug auf die Freigrafen, das vordem die alten Herzoge gehabt hatten.

lichen Gerichte freier Leute mit Königsbann. Neben ihnen und überall durch das gesammte Deutschland kreuzten sich auf das Mannigfachste die Grenzen der verschiedensten Gerichte größerer und kleiner Territorien. Durch die Eifersucht der einen und die Ohnmacht der andern hatten sich vorzugsweise zwei Uebelstände fast unüberwindlich herangebildet. Der Eine bestand darin, daß man nicht mächtig genug war, den vor Gericht geladenen Verbrecher zu zwingen, auch wirklich zu erscheinen; der Andere lag darin, daß auch das letzte Mittel, den Ungehorsamen zu zwingen, die Reichsoberacht, nur in den wenigsten Fällen vollzogen werden konnte. Der Geladene oder Geächtete trotzte entweder hinter den Mauern seiner Burg, oder entfloh und wurde willig in anderen Territorien aufgenommen. Es fehlte dem Verbrecher nicht an Helfern, die ihm gegen die Macht der Gerichte beistanden und man erstickte die Anklage durch die Schrecken, die man dem Ankläger durch Drohungen einflößte. So idyllisch nun auch diese Freiheit für den ersten Blick erscheint, so hatte doch diese Lähmung der richterlichen Exekution Greuel und Verbrechen aller Art in ihrem Gefolge, und die kräftige Natur der freien Männer in Westfalen suchte und fand ein Mittel, das, ursprünglich seinem Zwecke genügend, ein Paar Jahrhunderte später zur maßlosesten Willkür sich umgestaltete.

Wie so eben angedeutet, lag die Hauptschwäche der Gerichte des 13. und 14. Jahrhunderts darin, daß sich Mächtige und Schwache, Hohe und Niedere jeder Anklage und jeder Strafe mit Leichtigkeit entziehen konnten. Der Arm der Richtergewalt reichte nicht weit und man kannte die Grenze ihrer Gewalt genau. Der Angeschuldigte kannte seinen Feind und dessen Macht oder Ohnmacht und in dieser Kenntniß lag seine Sicherheit. Er erfuhr, daß er geächtet war, und es war ihm leicht, den Folgen dieser Aechtung zu entgehen, sei es, daß er sich trotzig zur Gegenwehr rüstete oder flüchtig den Sprengel verließ, in welchem er versetzet war. Alle diese Mittel waren dem entzogen, der die Gefahr nicht kannte, die ihm drohte, der, ohne es zu wissen, geächtet war und an dem die Acht vollzogen wurde, ohne daß er vorher gewarnt gewesen. Und eben dieses energische, aber gefährliche Mittel der heimlichen Acht ergriffen die westfälischen Frei- oder Vehmgerichte, um ihren Sprüchen jene fürchterliche Autorität zu geben, die erst nach langen Beschwerden der Fürsten und Städte gebrochen werden konnte.

Man würde sich aber einer solchen Anmaßung der westfälischen Freigerichte niemals unterworfen haben, wenn nicht irgend ein Rechtsgrund vorhanden gewesen wäre, auf welchen sich deren Ansprüche gegründet hätten. Diesen Grund suchten die westfälischen Freigerichte in einem besonderen Privilegium Karls des Großen und einer päpstlichen Bestätigung desselben, beides Thatsachen, die nie erwiesen worden sind, und dennoch läßt sich ein innerer Zusammenhang mit den Einrichtungen Karls des Großen nicht abweisen.

Schon Karl der Große hatte den kaiserlichen Gerichten, welche unter Königsbann richten sollten, gewisse Verbrechen ausschließlich zugewiesen. Dieselben Verbrechen dem Sinne nach betrachteten die Vehmgerichte, als kaiser-

liche Gerichte unter Königsbann, ihrer Entscheidung unterworfen. Es sind dieses nach der Bestimmung des großen Kaisers: Entehrung der heiligen christlichen Kirche im weitesten Sinne des Worts, Unrecht gegen Wittwen und Waisen, Bedrückung der Armen, Entführung, Raub und Mordbrennerei. In einem alten Kapitelsbeschluß der Vehmgerichte finden wir aber folgende Verbrechen als vehmwürdige aufgezählt. Die Vehmgerichte sollen richten: „über Christen-Mannsgeburten, die vom christlichen Glauben wichen und in Unglauben traten, ferner über Alle, die geweihte Kirchen und die Kirchhöfe und die königliche Straße schänden und berauben mit auffätzlichem Thun, oder die Kramer und Kaufleute oder Kindbetterinnen schänden und berauben und endlich Alle strafen um Diebstahl, Mord, Rumor und Brand, so wie Alle, die wider die Ehre thun und ihre Ehre vor dem Recht nit wollen verantworten."

Mit Recht nahmen ferner die westfälischen Freigerichte als kaiserliche Gerichte im Sinne der Verfassung Karls des Großen das Recht in Anspruch, die Oberacht zu erkennen, und endlich unbezweifelt als kaiserliche Gerichte auch eine subsidiäre Gerichtsbarkeit in allen Fällen, mit denen vor dem ordentlichen Richter nicht Schutz und Recht zu erlangen wäre.

Obwohl einer weiteren Ausführung es hier nicht bedarf, um den Glauben der Freischöffen zu rechtfertigen, daß sie diese Rechte von Karl dem Großen empfangen hätten und diese durch das Alter geheiligten Rechte unmittelbar auf den Verordnungen des Kaisers gründen dürften, so könnte es dennoch scheinen, als ob die westfälischen Vehmgerichte nichts anderes gewesen wären, als ein schwacher Abglanz der alten deutschen Freigerichte, der wunderbarerweise in demselben Maße mächtiger geworden wäre, als die Quelle seiner Macht, die kaiserliche Gewalt, durch Fürsten, Herren und Städte immer ohnmächtiger zu werden begann.

Alle Rechte, die aus dieser ihrer Eigenschaft als kaiserliche Freigerichte entsprangen, könnten es nun aber nicht erklären, wie diese Gerichte der Freien in Westfalen ihren Urtheilssprüchen einen Nachdruck verschafften, den die übrigen Gerichte in gleicher Lage so kläglich entbehrten. Es muß also Etwas hinzugekommen sein, was sie wesentlich von den übrigen unterschied, so daß es endlich dahin kam, daß man unter dem Namen „westfälische oder Frei-Vehmgerichte" nur diejenigen verstand, welche jene auszeichnenden Eigenthümlichkeiten des Verfahrens hatten. Denn selbst der Name Vehmgericht über dessen Abstammung noch mannigfach gestritten wird, deutet an sich auf keine besondere Art von Gerichten, indem Vehme nach Grimm's Untersuchungen zunächst überhaupt nur Strafe oder auch zuweilen Gericht bedeutet, eine Bedeutung die sich aus einem alten, dem 13. Jahrhundert angehörenden Gedicht auf die badende Susanna ergiebt, woraus zugleich die Aussprache des Wortes erkannt werden kann. Susanna sagt dort:

„Mir ist es gar viel besser,
Daß ich mich der Schande schäme
Und leide ohne Schuld die Veme."

Daß sich dieses Wort dann allein für die westfälischen Freigerichte in so

prägnanter Bedeutung erhalten hat, iſt um nichts wunderbarer, als überhaupt die Erhaltung einzelner alter Worte in beſtimmten Provinzen.

Die erſte Eigenthümlichkeit dieſer Vehmgerichte war die heimliche oder die beſchloſſene Acht. Im Allgemeinen war das Verfahren der Gerichte, wie bereits bemerkt, ein vollkommen öffentliches, ſchon der Lage des Gerichtsplatzes nach. Gegen jeden, der nicht Freiſchöffe war, d. h. gegen jeden Unwiſſenden, wenn er auf die Ladung des Freigrafen erſchienen war, hielten auch die Vehmgerichte dieſes öffentliche Verfahren feſt. Es wurde an der gewöhnlichen Malſtatt öffentlich das Urtheil gefunden und geſprochen, und in dieſem Falle nannte man das Gericht das offene Gericht oder offenbare Ding.

Erſchien dagegen der Angeklagte auf die an ihn ergangene Ladung nicht, ſo verwandelte ſich das offene Gericht in ein Stillgericht oder in die heimliche, beſchloſſene Acht. Es geſchah dieſes einfach dadurch, daß alle Nichtfreiſchöffen, alle Unwiſſenden auf den Aufruf des Freifrohnen ſich entfernen mußten. Fand ſich nach dieſem Aufruf ein Unwiſſender, ſelbſt nur aus Zufall, an der Malſtatt, ſo hing der Freigraf auf der Stelle den Unwiſſenden eigenhändig an den nächſten Baum*), und man darf ſich hierbei nicht wundern, daß der Freigraf dieſes etwas odiöſe Geſchäft ſelbſt übernahm, da man im Mittelalter in Vollziehung der Todesſtrafe nichts Schändendes ſah.**) So enthauptete noch im Jahre 1740 zu Buttſtädt der älteſte Agnat des Ermordeten den Mörder, und in Reutlingen beſorgte die Hinrichtungen der jüngſte Rath, ein Geſchäft, das im Fränkiſchen dem jüngſten Ehemann als beſondere Pflicht auferlegt war.

Wo möglich noch übler kamen die ſogenannten Nothſchöffen weg, wenn ſie beim heimlichen Gericht ſich unter die Freiſchöffen miſchten. Wer nämlich, wie das Geſetz ſagt, das heilige Reich betrogen und ohne die Eigenſchaften zu haben, die ein Freiſchöffe haben mußte, ſich hatte zum Freiſchöffen machen laſſen, den ſollte man, wenn er im heimlichen Gericht erſchien, palmonden, d. h. ihm einen Strick von Eichenzweigen um den Hals legen, ſeine Augen verbinden und neun Tage in ein finſteres Gefängniß werfen. Konnte er dann, nach dieſer Zeit vor Gericht geführt, ſich nicht rechtfertigen, ſo ſollte gegen ihn nach den Rechten verfahren, d. h. er ſollte gehängt werden.

---

*) „Und ſo ein unwiſſender Mann ſich zeigt an dieſer heimlichen Acht und dem Gericht des Königs und daſſelbe beluſterde, der hätte verwettet die höchſte Wette; und der Freigraf ſoll aufſtehen und nennen den Mann mit ſeinem chriſtlichen Namen und binden ihm ſeine Hände vorne zuſammen und thun eine Weide um ſeinen Hals und hängen ihn an den nächſten Baum, den er haben möge und der an dem Freiſtuhl gelegen iſt, und dazu ſoll er die Freiſchöffen rufen und heiſchen, daß ſie ihm Hülfe thun.“

**) d. h. es war jener ſchöne, wahrhaft göttliche Zug beim menſchlichen Geſchlechte noch nicht zum Durchbruch überall gekommen, nämlich die Verachtung gegen die Scharfrichter, jene traurige Perſonen, welche man, ohne ſie zu verdammen, doch für von Gott zu dem traurigſten Geſchäfte, das es giebt, Verdammte anſieht oder anſah, welche man abgeſondert wohnen ließ, mit denen man weder durch Umgang, noch durch Eheligung ihrer Töchter ꝛc. in Berührung kommen mochte. Sehr ſchön ſpricht ſich darin die natürliche, gleichſam unbeſiegbar richtige Anſicht des kindlichen Volksgeiſtes aus.

Es hießen daher auch die Vehmgerichte ſelbſt Stillgerichte, oder des heiligen Reichs heimliche Acht, ſelbſt wenn ein Unwiſſender vor das offene Gericht geladen wurde.

Die Anklage ſelbſt konnte aber ſtets nur durch einen Freiſchöffen geſchehen, gleichviel ob er wegen Kränkung ſeines eigenen Rechts klagte, oder weil er eidlich verpflichtet war, todeswürdige Verbrechen zu rügen. Der Antrag ſelbſt wurde durch einen Vorſprecher gemacht, den man vom Richter erbat und durch den man allein ſich vernehmen laſſen konnte, und zuvörderſt von den Freiſchöffen entſchieden, ob das Verbrechen eines von denen ſei, welche vor die Vehme gehörten, oder, wie es gewöhnlich hieß: ob es Vehmwroge (d. h. Vehmrüge) und ob daher die Ladung zu erlaſſen ſei. Vehmwroge war aber Alles, was gegen die zehn Gebote Gottes und gegen das heilige Evangelium iſt, und dann, heißt es im Arnsberger Weisthum, komme dazu noch ein Artikel: „Alle die, die ſich zu Ehren und Recht nit verantworten wollen, und der man nit fürbringen kann, die mag man auch an das Freigericht fordern“

Es iſt dieſes der allgemeine Satz, daß Alles Vehmwroge werden kann, wenn vor dem ordentlichen Richter nicht Schutz und Recht zu erlangen war. Selbſt aber, wenn einer dieſer Gründe vorlag, konnten dennoch gewiſſe Perſonen nicht vor die Vehmgerichte geladen werden; „denn“, heißt es in einem alten Rechtsbuche, „man ſoll keinen Pfaffen, noch keinen Geiſtlichen, der geſchoren und geweiht iſt, nicht an einen Freiſtuhl laden, auch kein Weibsbild, noch Kinder, die zu ihren Tagen nicht gekommen ſind, auch keinen Juden, noch Heiden, noch alle, die den Chriſtenglauben nicht erkannt haben, weil ſie des Gerichts nicht würdig ſind; die alle ſoll man nicht an Freiſtuhl laden.“ Mit dieſen Ausnahmen wurde es aber vielfach nicht allzu genau gehalten, indem theils Geiſtliche, wenn ſie ſelbſt Wiſſende, d. h. Freiſchöffen, waren, ſich ſtellen mußten, theils aber auch Juden bisweilen von einzelnen Freiſtühlen, freilich gegen dieſe Vorſchrift, vorgeladen wurden. Nur dann ſollten die Juden „nach freien Stuhles Recht fürgenommen werden, wenn ſich erfinde, daß der Jude auf Kelche, Meßgewande und andere geweihte Gotteszierde, ſo zu der Kirche gehören, geliehen oder ſie gekauft hätte.“

Die Ladung ſelbſt beſorgte entweder der Frohnbote des Freigerichts oder zwei Freiſchöffen, indem ein ſchriftlicher Ladungsbrief mit gewiſſen Friſten ausgefertigt und beſiegelt wurde, mit dem Schluſſe: „Du kommeſt oder nicht, dennoch geht das Recht ſeinen Gang. Du mögeſt dich vor dem ſchwerten Gericht hüten, will ich dir getreulich rathen.“ Dem Unwiſſenden ſagte man auch wohl zu ſeiner Belehrung, daß er mit der rechten Zahl von Leuten, d. h. Eideshelfern, und in gebührlichem Gewand erſcheinen ſolle.

Da in älterer Zeit der Ankläger ſelbſt vor Gericht geladen wurde, ſo war es damals nicht ſchwer erklärlich, daß der Angeſchuldigte ſelten durch den Beweis ſeiner Unſchuld die Anklage niederſchlug, ſondern es vorzog, Anklage und Ankläger zugleich niederzuſchlagen. An dieſe ſummariſche Niederſchlagung der Unterſuchung gewöhnt, übertrug man dieſes Verfahren allmälig häufig auch auf die Frohnboten, die als Diener der Grafen die Ladung

überbrachten, und man verfuhr daher mit den Boten der Criminalgerichte nicht eben säuberlich. Eine derartige Ladung vor die Vehmgerichte war daher für die Ueberbringer des Ladungsbriefes häufig nicht ohne Gefahr, und Niemand kannte wohl diese Gefahr beſſer, als Freigrafen und Freiſchöffen, von deren Verfahren gegen Boten des kaiſerlichen Kammergerichts Wigand in ſeinem Werke: „Das Femgericht Weſtphalens" eine ſehr anſchauliche Schilderung in einem Briefe eines ſolchen Kammerboten aufgefunden hat.

Städte und Ritter auf ihren Burgen vergalten natürlich Gleiches mit Gleichem und die Boten der Vehmgerichte mußten daher, um vor Mißhandlungen geſichert zu ſein, oft von der allgemeinen Regel abweichen, zu Folge deren alle Ladungen bei Tage zu geſchehen hatten. Sie allein durften gültig bei Nacht laden und ſteckten dann ihre Ladungsbriefe an die Thore der Stadt, legten ſie in kleine Säckchen verpackt in Kirchen oder bei Burgen in den Thorriegel mit einem Königspfennig, nahmen drei Späne aus dem Rennbaum oder Riegel zur Urkunde der überbrachten Ladung mit ſich und riefen dem Burgwächter zu, daß ſie ſeinem Herrn einen Brief gebracht und in den Grindel geſteckt hätten. So fand man, als die Stadt Görlitz beim Freiſtuhl zu Brackel verklagt war, die erſte Ladung an einem Zaune und zwei Mal in der Mönchskirche auf der Erde.

Der Freiſchöffe wurden dreimal geladen und ſogleich vor die heimliche Acht und erhielt jedesmal eine ſächſiſche Friſt, dreimal fünfzehn Tage oder ſechs Wochen drei Tage. Zum erſten Mal wurde ein Freiſchöffe geladen durch zwei Freiſchöffen, das zweite Mal durch vier und endlich zum letzten Mal durch ſechs Freiſchöffen und einen Freigrafen. Noch größer waren die Feierlichkeiten bei einem Freigrafen, der zum dritten und letzten Mal durch einundzwanzig Freiſchöffen und ſieben Freigrafen geladen werden mußte. Unter der Adreſſe des Ladungsbriefes an einen Freiſchöffen ſtanden ſtets die warnenden Worte: „Niemand ſoll dieſen Brief aufbrechen, leſen oder leſen hören, er ſei denn ein ächter, rechter Freiſchöppe der heimlichen beſchloſſenen Acht."

Obgleich dieſe Feierlichkeiten bei Ladungen von Freiſchöffen der Vehmgerichten eigenthümlich waren, ſo war doch das dreimalige Vorladen altgermaniſche Weiſe, da der Freie des Mittelalters auf Ritter- und Wallfahrten und als Kaufmann vielfach die deutſchen Gaue durchzog, und man die Zeit wohl wahrnehmen mußte, um ihn daheim zu finden. Wenn man in dieſer wanderluſtigen Zeit aber überhaupt den Wohnort Jemands nicht kannte, ſo erließ der Freigraf vier Ladungsbriefe zugleich, welche in Oſten, Weſten, Norden und Süden des Landes, wo man den Angeſchuldigten vermuthete, auf Kreuzwegen aufgeſteckt wurden, und man legte einen Königspfennig dazu, deſſen Zweck in der Arensberger Reformation in folgender Weiſe angegeben wird: „Der Pfennig oder Stück des Königs Münz bedeutet des Gerichtes Freiheit und der freien Stühle, und daß es von dem König oder Kaiſer herkommt, und daß dieß Gericht dem Kaiſer oder König gehorſam, in Gebührlichkeit chriſtlicher Ordnung unterthänig iſt."

Erſchien nun auf eine ſolche Ladung ein angeſchuldigter Unwiſſender,

ſo wurde in alter Weiſe und an den alten Malſtätten unter Linden, Eichen oder an der Straße das Urtheil gefunden und ausgeſprochen. Das Verfahren war das gewöhnliche, wie es oben kurz zu ſchildern verſucht worden iſt. Nur in einem Punkt wich das Verfahren der Vehmgerichte, und zwar zum Nachtheil des Angeſchuldigten weſentlich ab. Während im Allgemeinen auch hier beim Beweiſe der Unſchuld die Eide der Eideshelfer in der Regel den einzigen Beweis bildeten, mußten bei der Vehme dieſe Eideshelfer ſelbſt Freiſchöffen ſein, und es trat, wieder nur bei der Vehme, das ſogenannte Ueberſchwören ein. Hatte nämlich der angeſchuldigte Unwiſſende zwei Freiſchöffen gefunden, die nun ſelbdritt ihn losgeſchworen hatten, ſo konnte er dennoch wieder vom Ankläger und ſechs Eideshelfern deſſelben, alſo ſelbſiebent überſchworen werden; fand aber der Angeſchuldigte wieder dreizehn Eideshelfer, die gegen jene ſechs ſchworen, ſo konnte ihn der Ankläger dann nur mit zwanzig Eideshelfern überſchwören und gegen dieſe war kein Ueberſchwören mehr möglich und der Angeſchuldigte unrettbar verloren, gerade ſo, wie wenn er geſtanden hätte. Er wurde ſofort von den Freiſchöffen ergriffen und aufgeknüpft.

Weit eigenthümlicher war aber das Verfahren bei der heimlichen beſchloſſenen Acht, die nur gegen Freiſchöffen und Abweſende in Anwendung kam und welche die Haupteigenthümlichkeit der weſtfäliſchen Freigerichte oder Vehmgerichte bildete. Um nämlich mit Wirkſamkeit auch gegen Abweſende zu verfahren, bildeten ſchon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Freigerichte Weſtfalens ein eigentlich heimliches Gericht, von dem auf die ſchon erwähnte etwas barſche Manier die Nichtſchöffen ausgeſchloſſen wurden und das deshalb, weil Acht im Mittelalter häufig mit Gericht gleichbedeutend gebraucht wird, auch die heimliche Acht genannt wurde.

Den Vorſitz in der heimlichen Acht führte ebenfalls der Freigraf, der aber, außer den gewöhnlichen Eigenſchaften eines jeden Schöffen, auf weſtfäliſcher Erde geboren ſein mußte, wobei jedoch, wenn er nur wie jeder Schöffe frei, von Verbrechen rein und keines bezüchtigt, nicht in Bann und Acht und ehelich geboren war, auf Stand und Herkommen nicht geſehen wurde. Wie wenig dieſer letztere Umſtand in Betracht kam, mag nur ein Beiſpiel beweiſen. (Schluß folgt.)

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

G. Hickethier.

Fünfzigster Band.

Drittes Quartal.

Berlin, 1867.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin,
Lindenstraße 116.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Wochenschau . . 1, 33, 65, 97, 129, 161, 193, 225, 257, 289, 321, 353, 385
Die Südslawen 5
Der Orient auf der Pariser Ausstellung. 9
Die Vehmgerichte. (Schluß.) 13
Preußens Waldungen. 24
Algier's Colonisation. 25
Mexiko's Zukunft. I. 41
" " II. 70
" " III. 102
" " IV. 154
Zur nordschleswig'schen Frage . . . 46
Ueber die fortschreitende Entwickelung der Volkszahlen. I. 48
Ueber die fortschreitende Entwickelung der Volkszahlen. II. 73
Ueber die fortschreitende Entwickelung der Volkszahlen. III. 123
Verfälschung der Nahrungsmittel. I. . 54
" " " II. . 78
Zur Blumenzucht. 61
Die Abstammung, Züchtung und Leistungen des englischen Pferdes. . . . 85
Die vlämische Bewegung. I. 91
" " " II. 109
Aberglaube u. Gebräuche der Neugriechen 95
Süditalienische Culturskizzen. I. . . . 113
" " II. . . . 143
Warnung vor Ecuador als Ziel deutscher Auswanderung. I. 125
Warnung vor Ecuador als Ziel deutscher Auswanderung. II. 138
Zur Stellung Louis Napoleons. . . 135
Die Sterblichkeitsstufen bei verschiedenen Gewerben. I. 157

Seite

Die Sterblichkeitsstufen bei verschiedenen Gewerben. II. 173
Deutsche Verhältnisse nach dem „Journal des Débats". 168
Die Veränderungen im Nationalbestande. 179
Zur Racen- und Sprachenverschiedenheit in Frankreich. I. 184
Zur Racen- und Sprachenverschiedenheit in Frankreich. II. 217
Der Landwirth und die Maschine. . . 188
Oesterreichs Stärke und Schwäche. . . 199
Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet. I 207
Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet. II. 238
Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet. III. 268
Der Raubbau von Professor v. Liebig. 215
Die Aufhebung der Sklaverei in der Türkei. 234
Zur Frage über die ländlichen Arbeiter. I. 247
" " " " " II. 277
Gheel, eine Stadt von Geisteskranken. 252
Spanien. 264
Der Handel Oesterreichs im Jahre 1866. 274
Mexiko. 221, 283
Die Telegraphen-Linien. 285
Die vollkommene Trennung des christlichen und türkischen Elementes im osmanischen Reiche — eine Nothwendigkeit. 293
Kennzeichnen die Eigenthümlichkeiten des äußeren Volkslebens genügend die Nationalität? 298
Das ehemalige Pariser Schuldgefängniß 305

	Seite
Die Sternschnuppen und die Landwirthschaft.	316
Besteuerung und theilweise Einziehung der türkischen Wakufs.	327
Oesterreich und Ungarn.	331
Die Körperbeschaffenheit ist kein genügendes Kennzeichen der Nationalität.	335
Zur Lage der Landwirthe.	339
Galizische Frauenbilder.	344
Der Galgen von Montfaucon.	350
Zusammenstellung der Gesetze in allen Staaten der Vereinigten Staaten über gesetzlichen Zinsfuß und gegen Geldwucher.	359
Gemischte Abstammungszeichen sind nicht ausreichend zur Feststellung der Nationalität.	362
Die Stellung der Juden im griechisch-römischen Alterthum. I.	367
Die Stellung der Juden im griechisch-römischen Alterthum. II.	392
Die schwarzen Diamanten Englands. I	376
II.	401
Ueber Insektenschaden und Mittel zur Abhülfe.	382
Preußen und Rußland	390
Noch ein Mal der Raubbau von Professor v. Liebig	408

Literarische Anzeigen:

	Seite
König Wilhelm. Von L. Schneider. Berlin. E. Schweigger'sche Hofbuchhandlung.	320
Altpreußische Monatsschrift. (Neue Folge. Der neuen Preußischen Provinzialblätter vierte Folge.)	320
Aphorismen über Preußische Verwaltung. Magdeburg. Verlag von Emil Baensch, Kgl. Hofbuchhandl.	352
Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs. Physiologie von Paris. Berlin. Verlag von R. Lesser.	412

Wochenschau.

Die nordschleswigsche Frage erhält sich beständig im Vordergrunde der politischen Diskussion und bildet fast das einzige Thema derselben. Daß eine Abstimmung nördlich von der Linie Flensburg-Tondern eine große Majorität für die Abtretung an Dänemark ergeben, und daß die dänische Regierung sich nicht weigern würde, den entsprechenden Antheil an den Provinzialschulden zu übernehmen, scheint keinem Zweifel unterworfen zu sein. Allein ein solcher Modus ist nicht herzustellen. Der Theil Schleswigs, dessen dänische Gesinnung am schärfsten ausgeprägt ist, das Sundewitt und die Insel Alsen, sind militairisch für Preußen zu wichtig, um abgetreten werden zu können. In den beiden Städten im Norden, Apenrade und Hadersleben, bilden die Deutschen zwar nicht die Majorität, aber im Ganzen die gebildeteren und besitzenden Klassen; auch auf dem Lande sind gerade die größeren Grundbesitzer vielfach Deutsche. Und diese Deutschen müssen geschützt werden; man darf sie nicht dem Fanatismus der Dänen aussetzen. Ueber Garantieen verhandeln zu können, die es zum Schutze der nationalen Eigenthümlichkeit derjenigen Deutschen, welche in den eventuell abzutretenden Distrikten seßhaft sind, für nothwendig oder doch wünschenswerth hält, ist aber Preußen durch die Ergreifung der Initiative in dieser Frage in den Stand gesetzt worden. Nach dem Umfange und der Sicherheit dieser Garantieen soll sich alsdann, wie Preußen erklärt hat, der Umfang der Abtretung selbst richten.

Bekanntlich will oder kann Dänemark nun solche Garantieen nicht bieten; nach dem Nationalitätsprincip besitzt ja jeder Staat, der seine besondere Nationalität hat, das Recht, die ihm zugehörenden Bevölkerungen anderer Nationalitäten, falls dieselben seiner Botmäßigkeit nicht entzogen werden, der eigenen Nationalität zu assimiliren. Mithin hat Dänemark das Recht, dies bezüglich derjenigen Deutschen zu thun, die seiner Botmäßigkeit unterworfen sind oder wieder unterworfen werden, und man kann es ihm in seinem Rechte eines nationalen Staates nicht verdenken, wenn es die ihm zugehörenden Bevölkerungen nur als dänische gelten lassen, betrachten und behandeln will.

Hieraus würde aber alsdann für Preußen bezüglich der nordschleswigschen Angelegenheit wieder das Recht hervorgehen, nur diejenigen nördlichen Distrikte Schleswigs an Dänemark zurückzugeben, welche durchaus dänischer Nationalität sind; und diese beschränken sich bekanntlich auf die nördliche Hälfte des Törninglehn, die sich wie ein Keil in Jütland hineinschiebt

und deren Abtretung daher Jütland vollständig abrunden und eine scharfe und gerade dänisch-deutsche Grenze schaffen würde.

Diese Frage wird jetzt auch in Paris vielfach besprochen, um die Mißstimmung gegen Preußen auf ihrer Höhe zu erhalten. Das Eiderdänenthum findet in der chauvinistischen Presse eine kräftige Stütze, indem in der „France" der dänische Preßagent Hansen mit einem „offenen Briefe" den Reigen eröffnet und der Chefredakteur der „Patrie" ihm sofort secundirt hat, auch ist die Morin'sche Interpellation wegen dieser Frage in der französischen Kammer dazu angethan, die Dänen erst recht in ihrer Hartnäckigkeit zu bestärken, sowie wahrscheinlich die Mittheilung des „Globe", nach welcher zwischen Oesterreich und Preußen wegen der Auslegung des Art. V. des Prager Friedensschlusses sich Differenzen erhoben hätten, dazu beigetragen haben mag, daß sie den Kopf höher tragen. Rücksichtlich dieser Mittheilung des „Globe" spricht sich indeß die officiöse Wiener „Debatte" dahin aus, daß in den diplomatischen Kreisen Wiens auch nicht das leiseste Symptom bemerkbar geworden, das auf eine Erkaltung der zwischen Wien und Berlin obwaltenden guten Beziehungen schließen ließe. Hieraus mögen die Dänen entnehmen, was sie für's Erste von dem Beistande Oesterreichs zu erwarten haben! Es mag hier auch noch gleich angeführt werden, daß die „Kölnische Zeitung" nun auch schon eine Abschlagszahlung auf den Dank, den sie sich durch ihr enragirtes Eintreten für das Dänenthum erworben, erhält; das „Faedrelandet" greift nämlich in einer der letzten Nummern die treue Parteigängerin an, weil sie ihm nicht weit genug geht, d. h. „noch weit davon entfernt sei, der Wahrheit und Gerechtigkeit die Ehre zu geben!" Und endlich sei noch des vielen Aufhebens gedacht, das die Dänen davon machen, daß nicht allein die dänischredenden Wehrpflichtigen Nordschleswigs in Massen nach Jütland und Fühnen auswandern, sondern auch andere, z. B. von den friesischen Inseln, nach fremden Welttheilen. Ueberhaupt erscheint es ihnen völlig ausgemacht, daß die Zunahme der deutschen Auswanderung im laufenden Jahre lediglich auf Rechnung der preußischen Erfolge zu setzen ist. An die noch ungleich stärkere und geradezu beunruhigende Zunahme der Auswanderung in Norwegen denken sie nicht. Gleichwohl hat dieselbe fast fabelhafte Dimensionen angenommen, wenn man die ohnehin schon so dünne Bevölkerungsziffer des Landes bedenkt. Bis zum Jahre 1861 war der jährliche Durchschnitt 4000 Köpfe, dann stieg die Zahl auf 9000 und 1866 betrug sie 15,000. Es ist hier nicht der Ort, die darüber denkbaren und vorgebrachten Erklärungsgründe einzeln zu untersuchen. Genug, daß der Besitz der freiesten und mindest aristokratischen Verfassung Europa's gegen massenhafte Auswanderung genau so wenig schützt, wie irgend etwas Anderes, wenn starke Contraste in der wirthschaftlichen Lage eine Bevölkerung, die derselben zu vollem Bewußtsein gekommen sind, antreiben, ihre Geburtsstätte mit einem anderen Erdenflecken zu vertauschen. Dieser Reiz, einige Jahre lang mitten in der stärksten Wirksamkeit durch den amerikanischen Bürgerkrieg unterbrochen, ist jetzt wieder in seine vollen Rechte getreten und entvölkert Norwegen, während er in Deutschland bloß das natürliche An-

wachſen der Volkszahl ein wenig aufhält. Damit ſoll nicht beſtritten werden, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in einem großen Grade auf dieſen Drang verſtärkend wirkt. Aber die Dänen entkräften ſelbſt ihre Behauptungen hinſichtlich der Gründe der nordſchleswigſchen Auswanderung, wenn ſie aus allgemeinem Preußenhaß zugleich den Einfluß übertreiben, den die Furcht vor dem Heeresdienſte auf die Auswanderung von den frieſiſchen Inſeln und andern reindeutſchen Bezirken hat.

Die Pariſer politiſchen Cirkel werden augenblicklich, trotz der Anweſenheit des Sultans, durch die erwartete Ankunft des Kaiſers von Oeſterreich in hohem Grade in Anſpruch genommen. Auch von dieſem Beſuche verſpricht man ſich wieder goldene Berge für die franzöſiſche Politik, und es wird von mancher Seite die Anſicht ausgeſprochen, daß der Freiherr v. Beuſt leichter auf die franzöſiſchen Projekte eingehen würde, als Fürſt Gortſchakow. Man ſoll den Kaiſer Napoleon ſchon beſtürmen, den Marquis de Mouſtier durch Drouyn de Lhuys zu erſetzen, damit Franz Joſeph dieſen ſeinen Günſtling bei ſeinem Eintreffen bereits im Amte fände und dadurch der Alliance mit Oeſterreich, die auch noch durch Fould gefördert werden dürfte, die Bahn geebnet würde. Die officiöſe Preſſe drückt beſonders in ihren Wiener Correſpondenzen ihren Mißmuth über den neueſten Erfolg Preußens in ſeiner Zollpolitik aus und läßt dabei allerlei Winke über die Möglichkeit einer Allianz zwiſchen beiden Kaiſerreichen fallen. Eine ſehr ſtolze Rolle wird Oeſterreich gerade nicht in dieſen Berichten zuertheilt, indem man es an die Initiative Frankreichs appelliren läßt, während es ſelbſt vorerſt ſich abwartend verhalten will. Uebrigens hat all' dies officiöſe Geräuſch vorläufig wenig zu bedeuten, da der neue deutſche Zollvertrag bereits vor der Reiſe unſeres Königs und des Grafen Bismarck nach Paris fertig war, und man erſt nachträglich bellt, nachdem hier bereis feſtgeſtellt worden iſt, daß in den augenblicklichen Verhältniſſen in Deutſchland kein Grund zum Conflikt liegt.

Die Allianz mit Oeſterreich, meint man übrigens, ſei eine ſolche Genugthuung für einen großen Theil des Volkes, daß die Regierung ſogar der verſprochenen Reformen vorläufig enthoben ſein würde, und geeignet, die Budgetdebatte vergeſſen zu machen. Letztere hat die Gemüther ſtark aufgeregt. Was würde Cormenin jetzt für Pamphlete ſchleudern, deſſen „Briefe über die Civilliſte" unter dem Julikönigthum auf das franzöſiſche Volk und auf ganz Europa den gewaltigſten Eindruck ausübten? D. h. wenn „Timon" derſelbe geblieben wäre, wie in den Jahren 1830—46; er wurde ja einer der Freunde Louis Napoleons, dem er ja ſtets nahe geſtanden hatte und deſſen Vertheidigung er bei Gelegenheit des Straßburger Attentats geführt. Im Vergleich mit dem Kaiſerthum erſcheint dieſes „unerſättliche" Julikönigthum wie ein zärtlicher Vater, der ſparſam mit den Staatsgeldern umging und die Steuerkraft des Landes nach Möglichkeit ſchonte. Was Louis Philipp für die Bedürfniſſe des Hofes binnen Jahresfriſt forderte, genügt jetzt nicht für einen Monat. Vollends die ungeheuren Koſten der überſeeiſchen Expeditionen waren vor dem Staatsſtreiche unbekannt, und für das einiger-

maßen erfolgreiche algierische Unternehmen wurden binnen 18 Jahren lange nicht so große Summen ausgegeben, wie für die einzige mexikanische Schmach. Die Prüfung des Budgets war eine gründliche, jetzt hingegen ist eine ernsthafte Controle der Finanzverwaltung undenkbar, da drei, neben einander herlaufende Budgets der Regierung Gelegenheit geben, jede Uebersicht über die einzelnen Positionen des Etats unmöglich zu machen. Dem ordentlichen Budget steht zur Seite ein außerordentliches, das, weil es alljährlich wiederkehrt und alljährlich wächst, längst ein ordentliches geworden ist, und ein „Budget rectificatif" dient dazu, Etatspositionen aus dem einen Jahre in das andere zu verschleppen. So ist denn aus den Budgets nichts zu ersehen, als daß die unproduktiven Ausgaben in Riesenprogressionen wachsen, während für die dringendsten produktiven Erfordernisse kein Geld vorhanden ist. Mag Napoleon über die an Zahl, wenn auch nicht an Talent und Einfluß, unbedeutende Opposition im gesetzgebenden Körper hinwegsehen, das leise Murren der Herren im Senate, seiner eigentlichsten Geschöpfe, müßte ihn stutzig machen. Denn die Sklaven werden, sobald dem Herrn der Untergang droht, die Aufsässigsten und Hochmüthigsten. Der erste Napoleon hat dies zur Genüge und Warnung erfahren.

Die vertraulichen Besprechungen, welche vor einigen Tagen zwischen den Ministern v. Beust, Graf Taaffe und den Führern der österreichischen Reichsrathsmajorität stattfanden und denen die ungarischen Minister beiwohnten, haben das „Ausgleichswerk" wesentlich gefördert, da sie vornehmlich dazu beigetragen haben, in Betreff des wichtigsten Theiles desselben, der Finanzfrage, manche Bedenken zu beseitigen. Der Reichsrath oder doch wenigstens die Majorität desselben stellt es als Grundsatz auf, daß die pünktliche Befriedigung der Staatsgläubiger nicht nur als gerechtes, sondern auch als vernünftiges Gebot der inneren wie äußeren Nothwendigkeit anzusehen sei. Gerade in dieser Hinsicht war man nicht weniger als beruhigt, ob auch der ungarische Reichstag derselben Ansicht beipflichte, zumal es in letzterer Zeit nicht an Anzeichen fehlte, daß jenseits der Leitha die Idee einer Zinsenreduktion nicht unbedingt verworfen werde. Der ungarische Finanzminister erklärte aber, daß die Erhaltung des öffentlichen Credits Oesterreichs ebensowohl im Interesse der östlichen wie der westlichen Hälfte der Monarchie liege. Der ungarische Reichstag, sagte Graf Andrassy, werde gegen eine billige, den beiderseitigen Interessen entsprechende Regelung der Finanzfrage keine Einwendungen erheben, es sei die Besorgniß unbegründet, daß der ungarische Reichstag die Solidarität der Staatsschuld negiren könne. Diese Erklärungen wurden von Seiten der österreichischen Abgeordneten mit großer Befriedigung aufgenommen, zumal der ungarische Finanzminister noch mittheilte, Ungarn trage keinen Anstand, eine entsprechende Quote von den Staatslasten zu übernehmen, und er werde schon demnächst in der Lage sein, genauere Mittheilungen über die Höhe dieser Quote zu machen. Binnen Kurzem werden die Deputationen des Reichsrathes und des Reichstages zusammentreten, um eine Verständigung über die Regelung der finanziellen Angelegenheiten zu erzielen, und man giebt sich jetzt nach den Erklärungen der

ungarischen Minister der Hoffnung hin, daß diese jedenfalls schwierigste Seite des Ausgleichs eine befriedigende Erledigung finden werde.

Mais à présent le revers de cette médaille! Diesen giebt die „Presse", indem sie den Pauperismus in Oesterreich bespricht und dringend und energisch verlangt, daß der Reichsrath sich ohne Aufschub mit der materiellen Lage des Reiches befasse. „Die unaufhörlichen Handelskrisen der letzten Jahrzehnte haben die gefährlichste Gattung der Armuth, die Verarmung, in den Vordergrund gedrängt. Der übergangslose Wechsel zwischen den Extremen der Zollpolitik, die Zustände unseres Communications- und Bergwesens, die Monopole und Steuerverhältnisse haben die Industrie unter ein Damoklesschwert gestellt und die nationale Produktion auf ein Minimum herabgedrückt. Von einer volkswirthschaftlichen Pflege der Arbeit, von einer Förderung derselben im Wege der Volksbildung, des Associationswesens, der gesetzlichen Regelung zwischen Arbeitgeber und Arbeiter finden sich bei uns kaum die dürftigsten Anfänge. Daher die nahe Beziehung, die bedauerliche Grenznachbarschaft zwischen Arbeiterstand und Proletariat. Man geht in Preußen seit lange her den entgegengesetzten Weg und mit greifbaren Erfolgen. Eine überaus verständige Pflege der materiellen Interessen hat dort die öffentliche Wohlfahrt zur außerordentlichen Blüthe entwickelt. Treffliche Volksschulen haben einen intelligenten und darum doppelt leistungsfähigen Arbeiterstand herangebildet. Industrielle und agricole Produktion sind es, die den Handel des Zollvereins auf den ersten Rang erheben....."

Dies sagt ein österreichisches Blatt, dem man sonst gerade nicht angenehme Gefühlsäußerungen für Preußen und dessen Regierung nachrühmen könnte. Es kann aber nicht umhin, hierin Preußens Streben, Preußens Größe, Preußens Stellung anzuerkennen. Es macht Preußens Regierung ein Compliment, es lobt dieselbe und ihre Vertreter indirekt. Aber, horribile dictu, die immense taktvolle Communalbehörde Preußens Haupt- und Residenzstadt kann dies nicht, sie erkennt dies Alles nicht an, sie verschmäht es, dem ersten Minister Preußens eine kleine Anerkennung zu geben, einen geringen Dank zu zollen. Er hat für Berlin Nichts gethan! Was wäre jetzt vielleicht Berlin ohne seine Führung der preußischen Politik?

Die Südslawen.

Vor dem Jahre 1848 lastete auf dem Südslawen der Druck der Verachtung; der Ungar sah auf den Serben hoch herab und die Geschichte des Jahres 1848 selbst, wo die Serben auf dem Reichstage zu Preßburg größtentheils nur wie „Räuber" behandelt wurden, gegen die man das „Standrecht zu verkündigen und den Galgen aufzubauen habe", liefert den Beweis dieser

Nichtachtung nur allzu vollständig. Der Haß, der daraus bei dem Südslawen gegen den Magyaren entstehen mußte, steigerte sich bis zur Niederwerfung der ungarischen Revolution, legte sich dann einigermaßen, um jetzt wieder von Neuem zu Tage zu treten. Die Ungarn sind vorläufig befriedigt durch die erlangte nationale Selbstständigkeit und Regierung, die Südslawen aber haben ihrem Unmuth über ihre politische Lage in der sogenannten „ethnographischen Ausstellung" in Moskau Ausdruck zu geben nicht versäumt.

Diese Stämme haben zwar seit ihrer Einwanderung aus dem Norden vom 6. bis 8. Jahrhundert nie einen Staat gebildet, selbst nicht unter den serbischen Fürsten, welche die „raitzischen Lande vom Meer bis zum Meer" beherrschten, sie waren stets eingeengt zwischen dem herrschenden magyarischen Stamm und den Griechen oder Türken, und ihr Land diente den letzten und den Ungarn und Deutschen zum Kriegsschauplatz. Dennoch sind einzelne gesicherte Punkte, wie z. B. Ragusa, der Sitz einer nicht unbedeutenden Cultur geworden, und die zahlreichen Nationallieder, welche die Stelle einer unter ihren Verhältnissen nicht möglichen Literatur vertreten, zeigen einen geweckten, für Cultur empfänglichen Sinn. Seit 75 Jahren hat sich, Anfangs durch die serbischen Kämpfe um die Unabhängigkeit des Landes, dann durch die größere Ruhe eine gewisse literarische Thätigkeit entfaltet, die, wenn auch nicht zu vergleichen mit derjenigen in solchen Ländern, in denen die Literatur zur Wucherpflanze geworden, doch eine geistige Regsamkeit verräth, die Manches verspricht und ihren Sitz namentlich in Belgrad hat, das, wenn auch bis auf die Neuzeit unter den türkischen Kanonen gestanden, doch schon vordem eine vorwiegend serbische Stadt war, in welcher zugleich der Handel eine Bewegung hervorbrachte.

Das Volk ringt theils bewußt, theils unbewußt nach einer gewissen politischen Gestaltung, welche es ihm möglich machen soll, seine geistigen und physischen Kräfte zu entwickeln; Manche träumen von Vereinigung aller südslawischen Stämme zu Einem Reich. Ein eitler Traum! Keinem auch noch so enthusiastischen Nationalsüdslawen kann es entgehen, daß die Verwirklichung eines solchen Planes nur mit einer halben Vernichtung der Türkei geschehen könnte; nebenbei müßte aber auch noch Oesterreich halb zertrümmert werden und seinen Einfluß auf das „Illyrische Dreieck", um diesen Fallmerayer'schen Ausdruck zu gebrauchen, entsagen, was, gelegentlich bemerkt, ein Unding ist. Denn wenn auch die Südslawen Oesterreich zwingen könnten, so würden die Anforderungen des Letzteren auf einen mächtigen Einfluß im Donaulande auf Deutschland übergehen und nur mit um so größerem Nachdruck verfochten werden, denn das jetzt so gekräftigte Deutschland könnte sich in keinem Fall und unter keiner Bedingung den Donauhandel nehmen lassen. Die Hoffnungen der Südslawen sind also auf das Engste mit zwei der größten politischen Probleme der jetzigen Zeit, mit der innigeren Vereinigung Deutschlands mit Deutsch-Oesterreich und dem Fall der Türkei, verbunden, was aber diese beiden politischen Probleme, insonderheit das Letztere, für Erschütterungen in den jetzigen Verhältnissen und für Veränderungen in der Machtvertheilung Europa's zur Folge haben und

in welche Mitleidenſchaft dabei die Südſlawen gezogen werden müßten, das wird wohl kein Lebender mit einiger Sicherheit des Erfolges vorausſagen wollen oder können.

Dagegen iſt es keine Frage, daß die Südſlawen in dem großen Drama, das ſich vorbereitet, unbezweifelt eine größere, nicht mehr bloß paſſive Rolle, wie in den ehemaligen Türkenkriegen, ſpielen werden. Die Anfänge politiſcher und geiſtiger Unabhängigkeit unter den Südſlawen ſind zu bedeutend, und die großen Kräfte, welche Ungarn im Jahre 1848 vergebens aufbot, um den „verächtlichen Räuberhaufen" zu Paaren zu treiben, geben den ſicheren Beweis, daß dieſes ſelbſtthätige Auftreten nicht vergeſſen iſt und dazu angethan war, die Geiſter von Neuem zu ſammeln und zu ſtärken zu etwaigen ferneren Kämpfen. Indeß dürfen die Südſlawen ſich nicht einbilden, daß dieſe Kämpfe, ſollten ſie auch mit Erfolg gekrönt ſein, bis zur Gründung eigener Staaten, ohne das fremde Mächte ſich einmiſchen, führen werden. Die Zahl der öſterreichiſchen Südſlawen, d. h. derjenigen Stämme, welche einer von Orſowa nach dem Golf von Trieſt gezogenen Linie ſüdwärts liegen, mag ungefähr ſechs Millionen betragen, und dies iſt keine Macht, mit der man ein großes Gewicht in die Wagſchale legen kann, wären die ſechs Millionen auch nicht als Croaten, Dalmatier, Grenzer und Serben der Woiwodina mannigfach getrennt und auseinander gehalten. Einen geiſtigen Zuſammenhang durch die Literatur herzuſtellen, wird man ihnen vielleicht erſchweren, aber nicht verbieten können, wenn nur nicht die ſerbiſch-cyrilliſche und romaniſche Schrift nebſt den verſchiedenen Religionsbekenntniſſen von ſelbſt ſich als bedeutendes Hinderniß entgegenſtellte. Was unter dieſen Verhältniſſen ſich aus den öſterreichiſchen Südſlawen in politiſcher Hinſicht herausbilden könnte, iſt jedenfalls von langer Hand, und ohne große, nicht auf ihr Gebiet ſich beſchränkende Erſchütterungen nichts Durchgreifendes zu erwarten.

Nicht beſſer, ja noch weit ſchlimmer ſieht es in der Türkei aus. Man könnte ſich allerdings denken, die europäiſche Türkei würde ſich auf Konſtantinopel und die thraciſche Ebene beſchränkt ſehen, wie dies Jahrhunderte hindurch mit dem griechiſchen Reiche der Fall war, allein welche Veränderungen wären auch nur zu dieſem Reſultate nöthig! Die bosniſche Ariſtokratie, welche trotz ihres Widerſtrebens gegen die Pforte doch nur in den moslemitiſchen Grundſätzen derſelben den Pfeiler ihrer Macht ſieht, müßte gebrochen werden; in Bulgarien müßten die türkiſchen Spahis, d. h. die Grundherren, weichen und aus der Nutznießung aller ihrer Ländereien geworfen werden; die Eine würde ſich in Macedonien, die Andern in der thraciſchen Ebene feſtſetzen und, unterſtützt von der Macht der Pforte und ihrer Freunde, den Kampf gegen ihre empörten Bauern ſo lange wie möglich fortführen, wobei ihnen das nichtſlawiſche Albanien, wo ſehr bald die Engländer wie im Mittelalter die Italiener auftreten würden, als Stützpunkt dienen müßte. Sollte auch dieſer Widerſtand gebrochen werden und die befreiten Bulgaren, Serben und Bosnier an das Griechiſche Meer vordringen, ſo hätten ſie immer noch auf der einen Seite die gewiß nicht mit ihnen verbundenen Albaneſen, auf der andern Konſtantinopel, das ſie vollends nicht, ohne einen

europäiſchen Krieg zu entflammen, antaſten könnten, wenn auch alles Vorhergegangene einen ſolchen Krieg noch nicht erweckt hätte. Kurz, wo wir hinſehen, ſtoßen wir auf eine politiſche Unmöglichkeit, daß die Südſlawen dies- und jenſeits der Donau aus eigener Kraft einen Staat, wenn auch nur für den Augenblick — denn von Dauer wäre ohnehin keine Rede — errichteten.

Doch es giebt noch zwei andere Möglichkeiten oder vielmehr Fälle. Der erſte iſt der, daß die Ungarn ſich zu einer freien Verbrüderung mit Slawen und Romanen verbänden, zu einer danubiſchen Conföderation, welche die Länder zwiſchen der Adria und dem Schwarzen Meer umfaßte. Ein ſolcher Gedanke zur rechten Zeit ergriffen und verfolgt, ſo lange die Verhältniſſe noch nicht verbittert und zerſtört waren, hätte die Magyaren weit führen können; denn hätten ſie vor und nach dem Jahre 1848 nicht die Croaten und Serben auf das Tödtlichſte erbittert, ſondern wären ſie ihnen auf dem Boden der Gleichberechtigung entgegengekommen, ſo wäre die geheime Gegenwirkung Oeſterreichs und ſpäter Rußlands nicht ausgeblieben, aber man hätte auf friedlichem Wege ſehr weit gelangen können. Dies iſt nun entſchieden vorbei. Zwar munkelte man vor dem jetzigen Ausgleich Oeſterreichs mit Ungarn hin und wieder, daß die Serben und Croaten, erbittert über die öſterreichiſchen Maßregeln, ſehr geneigt wären, bei einem allenfallſigen auswärtigen Kriege mit den Magyaren gemeinſamen Sache zu machen, allein jetzt würde ein ſolches Beſtreben von den ſlawiſchen Stämmen entſchieden zurückgewieſen werden und, außer an Oeſterreich ſelbſt, einen eifrigen Gegner an Rußland, dem ſich zweifelsohne Preußen anſchließen würde, finden, ſchon wegen der unvermeidlichen Folgen einer ſolchen Verbindung für die moldowlachiſchen Fürſtenthümer und für Polen. Eine ſolche Conföderation würde, im glücklichen Falle, nicht nur Rumänien mit ſich verbinden, ſondern wäre aus commerciellen und militäriſchen Gründen genöthigt, Beſſarabien und die Bukowina in ihren Kreis zu ziehen. Alle die mehr als anderthalbhundertjährigen Arbeiten und Erfolge Rußlands gegen die Türkei wären dadurch mit Einem Schlage vernichtet und keinem Menſchen wird einfallen, daß ſich, ganz abgeſehen von Oeſterreich und Preußen, Rußland dies gutwillig gefallen laſſen würde.

Muß man alſo auch dieſen Fall als ganz unſtatthaft abweiſen, ſo bleibt nur der letzte und thatſächliche übrig, daß Rußland der Zuneigung der Südſlawen ſich fort und fort zu verſichern ſucht und durch die Entwickelung dieſes Elementes ſeine Pläne einerſeits gegen die Türkei hin, andererſeits gegen die Oeſterreichs Scepter unterworfenen Südſlawen hin fördert. Die Fortſchritte dieſes ſeit mehr als einem Jahrhundert fortgeſetzten Syſtems müſſen entweder zu einem Bruch mit Oeſterreich oder zu einer völligen Umgarnung führen. Rußland iſt bei Verfolgung dieſes Syſtems durchaus im Vortheil: es hat für die Südſlawen, wie für die Nordſlawen, nur Schmeicheleien und Lockungen, die Härte der ruſſiſchen Herrſchaft giebt ſich noch nicht kund, daß man ſie mit dem, was Oeſterreich bietet, vergleichen könnte. Die Abneigung gegen Germaniſirung kommt dazu, und Oeſterreich hat die undankbare Arbeit, an den nüchternen Verſtand zu appelliren,

während Rußland an die nationalen Gefühle und Neigungen ſich wendet und dieſelben zu kräftigen ſucht.

Die Ausſichten der Südſlawen hängen auf das Engſte mit der Lage und den Verhältniſſen der Türkei zuſammen, ſie ſind daher eine europäiſche Frage. Die Löſung anderer Wirren iſt nur ein Scherz gegen das, was im Oſten Europa's zu löſen und zu ſchlichten iſt, und unſer Antheil wird uns nicht erſpart werden. Inſtinktartig ſchreckt die europäiſche Politik vor dieſem Problem zurück, das ſich von dem der Türkei nicht trennen läßt. Alles weiß und fühlt, daß dies Problem nur mit dem Schwerte gelöſt wird, und vor dieſer Entſcheidung, an die noch manches Andere ſich knüpft, ſcheut man ſich und ſucht den böſen Augenblick hinauszuſchieben; Niemand kann wiſſen oder berechnen, welcher Zufall vollends den Faden abreißt, aber ſichtlich wird das Gewicht, das daran hängt, immer ſchwerer und ſchwerer. A. B.

Der Orient auf der Pariſer Ausſtellung.

Man ſagt, die Cultur wandere gen Weſten, weil im milden Klima einer den Tropen nahen Zone die älteſten menſchlichen Geſellſchaften entſtanden. Das Morgenland war aber nicht bloß die Wiege der politiſchen Verbände, ſondern auch der Gewerbe. Dort regte ſich zuerſt das architektoniſche Genie des Menſchen, von dorther ſuchten die Völker mit andern Völkern Verbindung, dort drehte ſich ſchon die Spindel und flog das Weberſchiffchen, während noch im Norden das abgeſtreifte Fell der Thiere den Menſchen zur Bekleidung diente. Alle unſere Kunſt und alle unſere Gewerbe verdanken wir bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt dem Morgenlande. Bis zum Ende des Mittelalters, ja noch über dieſe Zeit hinaus, war der Orient vorzugsweiſe die Heimath aller Induſtrien. Das Abendland erfand beinahe nichts, ſondern beſchränkte ſich darauf, die öſtlichen Produkte aufzunehmen. Die klaren Stoffe von Lahore, welche die kunſtfertigen Finger der Hindus aus Baumwolle weben und die mit der Wanderung des Rohſtoffes auch in Moſſul zur hohen Vollkommenheit nachgeahmt wurden, der Atlas aus China, die Seidenſtoffe von Schiras und Iſpahan, die kunſtvollen Gewebe von Damaskus, der Sammet von Aleppo, die Teppiche, auf welche beſondere Kunſtfertigkeit zu verwenden nomadiſche Völker die größte Ermunterung empfinden, und die Shawlwirkereien von Kaſchmir ſicherten im Mittelalter dem Orient jenen höchſten Rang unter den gewerbfleißigen Gebieten, welcher im Alterthum den Luxusartikeln Babylon's, der Leinenfabrikation Alexandria's, der raffinirten Pracht der perſiſchen Produkte, den Färbereien und Glashütten der Phönicier unbeſtritten gebührte. Welchen Preis erringt jetzt Byzanz, Trapezunt, Aleppo, Tauris, Schiras, Jezd, Kaſchmir, Lahore auf der großen Induſtriebühne. Was vernimmt man von den Leinen aus Tennis? von dem Leder aus Cordova? von dem Brocat aus Damaskus?

Der Orient ist geblieben, was er war. Er webt und stickt noch immer jene bunten Röcke, wie Jacob seinem Lieblingssohne Joseph einen schenkte. Er ist aber nicht nur geblieben, was er war, der Lehrmeister der Industrie, er ist auch noch immer der feinste Kenner des Schönen und der höchste Richter des Geschmackes. Wir müssen inne werden, daß wir mit äußerst geringen Ausnahmen nur die Muster des Morgenlandes copirt haben. Die Namen beinahe aller berühmten Stoffe zu Kleidern oder für den Hausbedarf deuten auf eine Abkunft aus dem Orient. Bei dem Musselin ist es aber nicht bloß der Name, sondern die Sache selbst. Was hat der Nordländer mit diesem klaren Stoffe bei seinem Nebelhimmel zu schaffen? Höchstens daß ein glanzvoller Augusttag zu solcher Schmetterlingstracht berechtigt. Und ach! unter dem Musselin, wie viele Hüllen, Panzer, Schnüre, Knöpfe und nicht zu nennende Dinge folgen sich noch bei unserm schönen Geschlecht, ehe überhaupt unsere Sinne von dem Geschlecht Etwas ahnen können! Wozu ist dieser Stoff klar und durchsichtig? Etwa daß man unter dem indiskreten Gewölk das gestickte Unterkleid oder die Apparate zur Formung des weiblichen Körpers wahrnehmen soll? Der Musselin dient dann nur sich selbst, er dient nur der Abwechselung oder einem gewissen ceremoniellen Herkommen. Man trägt ihn an heißen Tagen und auf Bällen, nur um zu zeigen, daß es heiß ist. Der Musselin wurde aber im Orient erfunden von raffinirten Frauen, die in der tödtlichen Einsamkeit des Harems darauf sannen, ihren Gebieter unwiderstehlich anzuziehen. Die morgenländischen Frauen wußten diese halbe Durchsichtigkeit zu schätzen, welche Form und Farbe nicht ganz verhüllte, die Begierde reizte und zur Bekriegung dieses neidischen Schleiers herausforderte. Das Abendland hat also nachgeahmt, was weder für Klima noch für unsere häusliche Verfassung sich eignen wollte.

Wir haben ferner unsere Damaste. Mit dem Stoff ist bereits für unsere Auffassung auch der Charakter des Musters angedeutet. Diese Muster aber, sind sie nicht völlig fremd unserer Zone? Sind sie nicht die Nachahmung einer Nachahmung? Diese großen, schön gezackten Blätter, diese Tulpen und Lilien mit saftigen, schön gebogenen Stengeln, wo finden wir sie? In unsern Fichtenwäldern? Unter dem Dom der Eichen? Auf den Wiesen oder den Matten der Alpen? Gewiß nicht! Höchstens in botanischen Gärten und in Glashäusern mit Wasserheizung! Alle diese Muster sind eine Lüge in unserer Zone. Bei uns sind höchsten jene zierlichen Dessins einheimisch, die unsere tausend Blümchen unter Gräsern, oder die zarten Organe des Mooses, oder die Zweige eines entlaubten Busches, oder die Flechten eines Baumstammes, oder das Adernmark geschliffener Steine, nicht jenen großartigen und prächtigen Bau der tropischen Pflanzenwelt nachahmen. Diese haben wir dem Orient entnommen.

Sagen wir doch schlechtweg: „Das ist ein türkisches Zeug", wenn es durch Farbendruck die bunten Schöpfungen kunstvoller Nadeln nachahmt. Wir haben originelle Muster nicht erfunden, außer was unsere Natur uns darbot. Auch die charakteristische Gestalt jener Figuren, die wir Palmen nennen, sind in unsere kalte Heimath importirt worden, denn ihr Vaterland ist Indien.

Noch heute aber ist der Orient uns in einem andern Stück überlegen, in der Auswahl der Farben. Man bilde sich nicht ein, daß wir ihn jemals in dieser Beziehung erreichen werden. Hier ist das Klima abermals unser Feind. Unsere Farben sollen diesen grauen Novemberhimmel verspotten, dem Schneegestöber im Februar, dem feuchten atlantischen Aprilwind widerstehen, und wohl gar der Temperatur in der Nähe eines Steinkohlenofens und der Atmosphäre bei einer Gasbeleuchtung. Sie müssen vor allen Dingen ächt sein, ehe sie schön sind, sonst wird ihre Schönheit durch alle zersetzenden Geister unseres Luftkreises beim ersten Hauche spöttisch colorirt.

Zu den herrlichen Farben gehört auch ein herrlicher Himmel. Die Natur selbst putzt nur im Süden den Schmetterling, den Papagai, den Paradiesvogel, den Pfefferfresser, den Pfau; uns schickte sie den Sperling und die Krähe zum Muster dessen, was uns zu Gesicht steht. Aber nicht bloß der wolkenlose Aether gehört zum türkischen Roth und zum tyrischen Purpur, wie das Regengraue zum russischen Grün, sondern zur morgenländischen Farbenpracht gehört auch das Licht des Orients. Auf seiner italienischen Reise hat sich Goethe vortrefflich erklärt, daß bei der Lichtfülle des Südens mächtige und starke Farben nothwendig sind, um überhaupt bemerkbar zu bleiben, daß aber diese Farben dann auch in entzückender Harmonie stehen zu Allem, was glänzt und leuchtet. Uns fehlt es an dem heiteren Lichte, und höchstens im heißen Sommer wagen sich muntere Farben aus den aschgrauen Thoren der Stadt. Wir getrauen uns gar nicht ein Blau, ein Gelb, ein Roth, ein blendendes Grün anzulegen, denn Alles erscheint grell in der halben Dämmerung. Auch unsere Farben lügen, denn überall muß die ächte jungfräuliche Farbe gleichsam vorher deflorirt werden, damit sie für unsern metaphysischen Dunstkreis und unsere Fünf-Neuntel-Beleuchtung passe.

Wenn nun auch der Orient bei der Pariser Weihnachtsbescheerung nur ein Waisenhaustischchen bedeckt, so ist seine Industrie noch heutigen Tages so ehrwürdig, wie sie immer gewesen. Und der Padischah Abdul-Aziz wird bei seiner Anwesenheit in Paris an dieses Tischchen treten und hier sehen, daß die Erzeugnisse türkischer Industrie immerhin einen gewissen Rang unter den Erzeugnissen der übrigen Welt einnehmen. Türkische Industrie klingt für unser Gehör wie eine Verhöhnung im Beiwort, denn wir denken dabei höchstens an die Papuschen aus Konstantinopel, an Pfeifenröhre aus Weichselstöcken, an das Oel der Rosen von Adrianopel und an die Haremskügelchen. Der Orient, sagt man gedankenlos, entbehrt jedes Comforts. Man finde kein anderes Zimmergeräth als Divans, Teppiche und Matten. Das ist nicht unrichtig, denn der Nomade, welcher auf den Knieen selbst das Schreiben verrichtet, bedarf weit weniger Möbel als wir Kinder der Stubenluft. Aber welche Divans, welche Teppiche, welche Matten findet man auch! Anstatt unserer abgeschmackten Stühle, auf denen man sich nicht zu rühren getraut, vermag sich der Orientale in einem Ocean von Kissen zu wiegen und seine Teppiche, ächt, reich und unverwüstlich, spotten der besten Gobelins. Keine Betten, keine Kamine, keine Schränke im Orient! Allerdings. Allein das Klima würde ein Federbett und ein Kamin, oder gar einen Ofen, der fast das

halbe Zimmer einnimmt, unerträglich machen; wo aber, wie in Kleinasien und Persien, rauhe Witterung zur Zimmerheizung nöthigen, sollen die Kamine außerordentlich elegant gebaut werden. Die Schränke sind gewöhnlich in der Mauer angebracht und verunzieren und stören deshalb nicht den Eindruck der Architektur. Das Geschirr aber ist in den Formen von ausgesuchtem Geschmack, und daß man im Morgenlande wirklich noch in den kunstvolleren Gewerben weit voran ist, ergiebt sich daraus, daß unsere Juweliere meist nur orientalische Muster imitiren. Wenn man aufmerksam unsern Metallschmuck betrachtet, wird man auch entdecken, daß die Originale nur im Orient erfunden werden konnten.

Seiden-, Wollen- und Baumwollenstoffe werden in Konstantinopel, Scutari, Brussa, Nicomedien, Adrianopel, Smyrna, Amasia, Damascus und Aleppo noch immer erzeugt. Aus Scutari sind auf die Ausstellung eines jener Hemden geschickt worden, welche unter dem Namen „Gemlek" so hoch von den Kaikdschi's oder Gondelführern im Bosporus geschätzt werden. Man verfertigt sie aus Burundschuck, einer durchsichtigen, aber sehr festen Seidengaze, gewöhnlich bunt oder weiß in weiß gestreift. Viele sind am Hals und an den Rändern der Aermel mit goldenen Arabesken und bunten Blumen gestickt, mit einem Geschmack, dessen sich das alte Byzanz nicht geschämt haben würde. Ein blauer Atlas, der „Kiama" heißt und aus Aleppo stammt, dient zu Möbeln. Die Form der Kissen ist darauf durch Goldstickereien begränzt. Wer kennt endlich nicht die Kilim oder die turkmanischen Teppiche, die unter den Zelten aus Schaf- und Kameelwolle von den Hirten gewoben werden? Brussa vertritt die gemischten Stoffe aus Seide, Baumwolle und Goldfäden. Es hat zwar durch die Erdbeben vom 28. März, 11. und 27. April 1855 furchtbar gelitten, aber seine Seidenweberei*) florirt noch; die Zunft derselben hat ihr Quartier auf der großen Brücke Uergandhe aufgeschlagen. Von dieser Brücke führt noch heutigen Tages ein Gewebe (Organdin genannt) seinen Namen. Im Orient sind die Prozesse der Fabrikation so außerordentlich einfach, daß eigentlich Jedermann ohne weitere Vorbereitung ein Gewerbe betreiben könnte. Allein Geschicklichkeit der menschlichen Hand ist ein außerordentlich theurer Produzent, wo der Fall eines Wassers oder der Dampf mit Hülfe von eisernen Apparaten dieselben Dienste leistet. Daher droht der orientalischen Industrie völliger Untergang durch die zwar unschöneren, aber viel wohlfeileren europäischen Gewebe. A. B.

*) Ueber die Zeit der Einführung der Seidenkultur in Brussa ist schwer etwas Bestimmtes zu sagen, doch ist es wahrscheinlich, daß Justinian die herrliche Ebene von Brussa zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen benutzte, als Mönche ihm im Jahre 550 die ersten Eier der Seidenraupe brachten. Wenigstens fand Marco Polo im 13. Jahrhundert die Seidenzucht in Kleinasien im Gange. Vor 25 Jahren vermehrten die andauernden hohen Preise in Europa und die Aufmunterung, welche sowohl die Regierung als speculative Privatleute dieser Industrie gewährten, dieselbe bedeutend. Im Jahre 1851 waren 5 Spinnereien mit 370 Haspeln im Gange, welche jährlich 21,800 Okken lieferten; 1855 existirten schon 23 mit 1572 Haspeln und 1856 sogar 45 mit 1674 Haspeln, die mit 19 Spinnereien in den umliegenden Orten einen Umsatz von 98½ Millionen Piaster erzielten und für 49 Millionen Rohseide zur Ausfuhr lieferten.

Die Vehmgerichte.

(Schluß.)

Der Freigraf Manhof zu Sachsenhausen, der seine Macht vorzüglich zur Qual und Plackerei der Lausitzer Städte angewendet zu haben scheint, quälte die Görlitzer mit seinen Ladungen dermaßen, daß diese sich im Jahre 1446 Rath bei der Stadt Erfurt holten. Die Erfurter schrieben hierauf: „auch sie seien ihres Orts ebenfalls seit langen Jahren mit den Freigerichten in viele verdrießliche Händel eingeflochten und verwickelt worden. Was aber den Freigrafen Manhof anlange, so sei er ein verzweifelter, hängensmäßiger Bube. Der Ehre, welche ihm Görlitz in dem an ihn erlassenen Schreiben beilege, sei selbiger nicht werth, denn er sei vor langer Zeit ein Karrenführer gewesen und dermalen noch für nichts anderes als einen Buben und einen aus der christlichen Gemeinschaft geworfenen Ketzer zu achten und anzusehen."

Aber auch umgekehrt sehen wir in den Vehmgerichten Freigrafen und Freischöffen aus den höchsten Ständen: der Bischof von Utrecht war Freigraf, der Abt Dietrich von Corvei Freischöffe, und obgleich der Kaiser von jedem Freigrafen verlangen konnte, daß er ihm selbst den Stuhl einräume, so war ihm dies dennoch nur dann gestattet, wenn er sich hatte wissend machen lassen, d. h. Freischöffe geworden war.

Sobald nun der Freigraf seinen Stuhl eingenommen hatte, lag vor ihm das Schwert und der nach uralter Weise aus Weiden geflochtene Strick, „die Wyd". Was beides bedeutet, so wie die übrigen Feierlichkeiten bei Hegung des heimlichen Gerichts mag die alte Vorschrift, die sich in der sogenannten Arensberger Reformation findet, selbst erklären, deren Worte folgende sind: „Das Schwert bedeutet das Kreuz, an dem Jesus Christus gelitten hat, und die Gestrengigkeit des Gerichts. Die Wyd bedeutet die Strafung der Bösen um ihre Missethat, wodurch Gottes Zorn besänftigt wird. — Wann das Gericht bei Königsbann verbannet wird, und man in der heimlichen beschlossenen Acht dinget und richtet, so sollen aller Häupter blos und unbedeckt sein. Ihr aller Antlitz soll unbedeckt sein, zum Wahrzeichen, daß sie kein Recht mit Unrecht bedeckt haben, noch bedecken wollen. Sie sollen Mänteleien auf ihren Schultern haben. Diese bedeuten die warme Liebe, recht zu richten, die sie haben sollen. Sie sollen ferner weder Waffen bei sich führen, noch Harnisch, damit sich Niemand vor ihnen zu fürchten brauche, und weil sie in des Kaisers oder des Königs und in des Reichs Frieden begriffen sind. Sie sollen endlich auch ohne allen Zorn und nüchtern sein, damit die Trunkenheit sie nicht zu ungerechten Urtheilen verleite; denn Trunkenheit macht viel Bosheit."

Sobald der Freigraf seinen Stuhl eingenommen, hegte und schloß er das Gericht, d. h. er berief die Freischöffen um sich und verwies die Unwissenden, wenn deren zugegen waren, aus dem Gerichte. Die Sitzung selbst

wurde dann damit eröffnet, daß auch hier, wie bei allen Gerichten des Mittelalters, der Freigraf den Frohnboten, der ſelbſt Freiſchöffe ſein mußte und hierbei die Verſammlung der Schöffen repräſentirte, fragte: ob es wohl am Tage und an der Zeit ſei, am Stuhle des Kaiſers oder Königs ein Gericht unter Königsbann zu hegen? Hatte der Frohnbote dies bejaht, ſo fragte der Freigraf wieder: wie viel Schöppen am Gericht ſein ſollen und wie der Stuhl bekleidet ſein ſolle? Waren auch dieſe Fragen vom Frohnboten beantwortet, ſo wurde das Gericht vom Freigrafen gebannt mit den Worten: „So thue ich denn, wie man hier gefunden und geweißt hat, und hege ein Gericht unter Königs Banne und beſchließe des Königs Bank, Stätte und Stuhl mit dieſen echten rechten Freien des Königs, mit Namen A, B, C u. ſ. w., und fürbaß mit dieſen anderen Freiſchöppen, wie ſich das mit Recht gebührt unter Königsbann und der höchſten Wette (Strafe) bei der Wyd."

Der Kläger mußte hierauf, wenn der Angeſchuldigte im letzten ihm geſetzten Termin nicht erſchien, den Beweis beibringen, daß der Angeſchuldigte gehörig geladen ſei, und mit ſechs „echten Freiſprächen" auftreten, ſeine Klage wiederholen und nochmals bitten, zu urtheilen, ob auch die Sache eine Vehmfrage ſei. War ſie dafür gewieſen, ſo bat er den Freigrafen, den Angeſchuldigten noch einmal aufzurufen. War auch dieſer Aufruf erfolglos geblieben, ſo forderte der Kläger, daß das Gericht die letzte ſchwere Sentenz über Leib und Ehre, das ſogenannte Vollgericht ausſpreche. Vorher aber mußte der Kläger den abweſenden Beklagten — wie es in der alten Rechtsſprache heißt — „überſiebnen", d. h. die Schuld des Angeklagten ſelbſtsiebent mit ſechs Freiſchöffen beſchwören. Dieſer Eid des Klägers, den er knieend mit zwei Fingern der rechten Hand auf dem blanken Schwert ſchwören mußte, lautete z. B. folgendermaßen:

„Der N. hat mir genommen mein Gut außer Fehde, wider Gott, Ehre und Recht. Darum hab' ich ihn verklagt, und er iſt geheiſcht und geladen, nach dem Rechte des heiligen Reichs. Und er hat das höchſte Gericht des heiligen Reichs verſchmäht und iſt ungehorſam geweſen, hat mir weder Ehre noch Recht pflegen wollen, und in ſeiner Bosheit verhärtert, und ſeine angeborne Tugend alſo vergeſſen, weshalb er um ſeiner Miſſethat Willen Reif und Galgen verdient, und ſeinen Hals verwirkt allen Freigrafen und Freiſchöffen. Daß dies wahr iſt, daß helfe mir Gott und die Heiligen." — Die ſechs Freiſchöffen mußten dann je drei ebenfalls knieend mit den Fingern auf dem Schwert ſchwören: „daß der Eid, den der Ankläger da geſchworen, ſei reine und unmeine (nicht falſch, kein Meineid), daß ihnen Gott helfe und die Heiligen."

Waren dieſe Eide abgeleiſtet, ſo ſprach der Freigraf ſogleich die Verwehmung, die letzte ſchwere Sentenz über den Angeſchuldigten aus: „Den beklagten Mann mit Namen N., den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiſer Karl geſetzt und Papſt Leo beſtätigt hat, und ferner alle Fürſten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freiſchöffen gelobt und geſchworen haben im Lande zu Sachſen, und werfe ihn nieder vom höchſten Grad zum niederſten Grad, und ſetze ihn aus allen

Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaft alles Rechtes, und verführe ihn und vervehme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein."

„Hierauf", heißt es in den alten Vehmrechtsbüchern, „soll der Graf nehmen den Strick von Weiden geflochten und ihn werfen aus dem Gerichte, und so sollen dann alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, aus dem Munde speien, gleich als ob man den Vervehmten fort in der Stunde hänge. Nach diesem soll der Freigraf sofort gebieten allen Freigrafen und Freischöffen, und sie ermahnen bei ihren Eiden und Treuen, die sie der heimlichen Acht gethan, so bald sie den vervehmten Mann bekommen, daß sie ihn hängen sollen an den nächsten Baum, den sie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft."

Obgleich nun diese Vervehmung ihrem eigentlichen Wesen nach nichts Anderes war, als die bei allen kaiserlichen Gerichten vorkommende Oberacht oder Reichsacht, so erhielt diese doch durch eine eigenthümliche Bestimmung der Vehmgerichte eine Bedeutung, von welcher sich eigentlich die Furcht vor diesen Gerichten und ihre Macht herleitet. Während nämlich bei ausgesprochener Reichsacht ein Jeder den Geächteten tödten konnte, waren die Freischöffen eidlich verpflichtet, den Vervehmten zu richten, d. h. ihn zu ergreifen und am nächsten Baume aufzuhängen. Sie hatten dabei nur zweierlei zu befolgen, ein Mal ein Messer neben ihn in den Baum zu stecken, und dann nur zu Dreien den Vervehmten in dieser Weise zu richten; „auch sollen sie ihm nichts von ihm nehmen, als sein Leben und sollen alles bei ihm lassen, daß man daran erkenne, er sei mit Recht gerichtet." Es war diese Pflicht der Schöffen um so furchtbarer, als die Vervehmung des Vervehmten geheim blieb und bleiben mußte, so daß ein Schöffe, der auch nur entfernt dem Vervehmten zur Flucht oder nur zur Vorsicht rieth, als Einer, der gegen seinen Eid gehandelt hatte, sofort gehangen wurde. Ja, es ist in den alten Rechtsbüchern selbst auf die gewöhnliche Weise hingedeutet, wie die Geächteten gewarnt zu werden pflegten: „Als da viel Leute sprechen und meinen, es wäre anderswo eben so gut Brot essen oder Pfennige zehren, als hier," und dergleichen. Dazu kam aber, daß der Ankläger, dem das Urtheil unter dem Siegel des Freigrafen übergeben wurde, von jedem Freischöffen, dem er des Freigrafen Brief und Siegel vorzeigte, unverweigerlich Hülfe selbst gegen Freund und Bruder zur Ausführung der Execution verlangen konnte. Aber auch dann schon mußte jeder Freischöffe dazu behülflich sein, wenn nur drei Freischöffen eidlich versicherten, daß der Mann vervehmt sei.

Noch kürzer und furchtbarer war das Verfahren der Freischöffen bei sogenannter handhafter That, und man kann wohl mit Recht sagen, daß eine Gewalt von diesem Umfange und dieser Willkürlichkeit nur in einer Zeit

ertragen werden konnte, wo sie als Bundesgenosse gegen den größeren Feind, die Willkürherrschaft der Anarchie, zu Hülfe gerufen werden mußte. Dagegen liegt es nicht minder in der Natur aller staatlichen Ordnung, daß mit dem Aufhören der Anarchie sich die reorganisirte Gesellschaft gegen das zurückgebliebene Mittel wendet, das ohne seinen Gegensatz und für sich allein bestehend das Gleichgewicht des Staats ernstlich bedrohen muß. Und es ist nicht zu verkennen, daß, wie anfänglich dieses Verfahren bei handhafter That wohl am meisten dazu beitrug, die maßlose Furcht vor dem heimlichen Gericht zu verbreiten, so in späterer Zeit der freche Mißbrauch dieses Rechts von Seiten der Freischöffen alle Stände gleichmäßig zum Kampfe gegen denselben und zugleich zum Kampfe gegen die Vehmgerichte selbst aufrief, ein Kampf, in welchem die Vehmgerichte endlich unterlagen.

Unter handhafter That verstand man aber den Fall, daß der Verbrecher, Wissender oder Unwissender, auf frischer That ergriffen wurde oder mit habender Hand und mit blickendem Schein, d. h. mit den Werkzeugen seines Verbrechens oder noch mit dem gestohlenen oder geraubten Gut in Händen betreten wurde, oder endlich die That sogleich gestand mit „gichtigem Mund." Da konnten und mußten, sobald nur drei Freischöffen ihn in dieser Weise trafen, dieselben augenblicklich ihn vorrummen und richten, d. h. das Zeugniß der drei Freischöffen sollte genügend sein, um ihn zum Tode zu verdammen. Der Ergriffene wurde dann zu selbiger Stunde durch die Freischöffen an den nächsten Baum gehenkt.

Selbst aber dieses weit über unsere Begriffe hinaus summarische Verfahren würde die Furcht vor den Vehmgerichten Westfalens höchstens in Westfalen selbst rechtfertigen, und es bliebe dabei unerklärlich, wie sich dieser Schrecken und dieses Grauen vor ihnen über ganz Deutschland, ja bis in Ostseeprovinzen hinauf, hatte verbreiten können. Es erklärt sich aber auch dieses aus der letzten Eigenthümlichkeit der Vehmgerichte.

In den anarchischen Zeiten des Mittelalters, in denen regelmäßig die größere Gewalt und selten das Recht den Ausschlag gab, mußte die kleine Zahl der Freien in Westfalen, um ihre Autorität als kaiserliche Gerichte in Ansehen zu erhalten, welche überall Schutz und Recht verschaffen sollten, wo dieses vor dem ordentlichen Richter nicht zu erlangen war, darauf bedacht sein, ihren Ladungen und Aussprüchen auch außerhalb Westfalens Geltung zu verschaffen. So kam es, daß, wahrscheinlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts, die westfälischen Freigerichte anfingen, auch Auswärtige als Schöffen, Vehmgenossen und Vemenoten aufzunehmen, wenn sie nur die oben erwähnten Eigenschaften hatten, welche von einem Freischöffen verlangt wurden.

Bei dieser Aufnahme Auswärtiger, die nur in Westfalen auf rother Erde selbst geschehen konnte, ging man anfänglich mit strenger Prüfung und Vorsicht zu Werke, denn nach Soester Artikeln war vorgeschrieben: „Der Freigraf soll keinen Schöffen machen, den er nicht kennt, er bringe denn einen versiegelten Brief von seinem Landesfürsten oder von einer ehrbaren Stadt, darunter oder darin er gesessen, worin sie auf ihren Eid schreiben, daß der Mann wol wissend werden möge und nichts an sich habe, was ihn am freien

Stuhl hindern möge. Dann soll der Freigraf auch ihn nicht wissend machen, als mit Rath, Wissen und Willen des Stuhlherrn."

Bevor dann der Aufzunehmende wissend gemacht wurde, mußte er knieend und mit entblößtem Haupte vor dem Freigrafen schwören: „Ich N. schwöre einen leiblichen Eid zu Gott, daß ich soll und will in peinlichen Sachen recht Urtheil geben, und richten den Armen und den Reichen, und das nicht lassen weder durch Lieb, Leid, Meidt, Gabe, noch keiner andern Sache wegen. Auch will ich die heimliche Losung verwahren, hüten und hehlen, vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem demjenigen, was die Sonne bescheint und der Regen bedeckt, vor allem was zwischen Himmel und Erden ist, außer dem Manne, der dies recht kann. Und will diesem Stuhl, darunter ich gesessen bin, alles anzeigen, was in die heimliche Acht des Kaisers gehört, ich für wahr weiß oder von wahrhaftigen Leuten gehört habe, damit es gerichtet oder mit Willen des Klägers in Gnaden gefristet werde, und will das nicht lassen, noch um Lieb, noch um Leib, noch um Geschenk. Ich will dieses Gericht nach allem meinen Vermögen stärken, ich will auch diesen freien Stuhl und freie Gericht immer mehr befördern und mehr ehren denn andere Freistühle, alles getreulich und ohne Gefährde, so wahr mir Gott helfe und alle seine Heiligen."

Aus dieser Verbreitung des Schöffenthums über ganz Deutschland und dieser Aufnahme von Auswärtigen zu Schöffen war es möglich, einer Ladung und einem Urtheile der Freistühle in ganz Deutschland Achtung zu verschaffen. Um aber diese allmählich durch ganz Deutschland verbreiteten Schöffen still und ohne Gefahr, an einen Unwissenden zu gerathen, zu Hülfe und Beistand auffordern zu können, war ein geheimes Zeichen der Erkennung, die sogenannte geheime Losung, nothwendig. Es ist uns diese geheime Losung aufbehalten, ohne daß aber der eigentliche Sinn der Worte uns bekannt ist. Sie ist folgende:

„Der Freigraf sagt den Neuaufgenommenen mit bedecktem Haupt die heimliche Vehme: Strick, Stein, Gras, Grein, und kläret ihnen das auf, wie vorgeschrieben ist. Dann sagt er ihnen das Nothwort, wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben hat, zu wissen: Reinir dor Feweri, und klärt ihnen das auf, als vorgeschrieben ist; dann lehrt er ihnen den heimlichen Schöffengruß also: daß der ankommende Schöffe seine rechte Hand auf seine linke Schulter legt und spricht:

„Eck grüt iu, lewe man,
Wat fange ji hi an?"

Darnach legt er seine Hand auf des andern Schöffen linke Schulter und der andere thut desgleichen, und dieser spricht:

„Allet Glücke kehre in,
Wo de Fryenscheppen sin!"

Wer die Losung verrieth, war unnachsichtlich dem Tode geweiht. „Wäre es, daß ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon in das Gemeine brächte oder unwissenden Leuten einige Stücke davon, klein oder groß, sagte, den sollen die Freigrafen und Frei-

ſchöffen greifen unverklagt, und binden ihm ſeine Hände vorne zuſammen und ein Tuch vor ſeine Augen und werfen ihn auf ſeinen Bauch und winden ihm ſeine Zunge hinten aus ſeinem Nacken und thun ihm einen dreiſträngigen Strick um ſeinen Hals und hängen ihn 7 Fuß höher als einen verurtheilten, verwehmten, miſſethätigen Dieb."

Außerdem ſollte der Freiſchöffe bei Tiſche das Meſſer mit der Spitze zu ſich und die Schaale nach der Schüſſel von ſich gekehrt haben.

Sobald nun der Beeidigte durch Mittheilung der geheimen Loſung Vehmgenoſſe, Freiſchöffe geworden war, erhielt er in früheſter Zeit das unſchätzbare Vorrecht, allein durch die eidliche Betheurung ſeiner Unſchuld jede Anklage von ſich abzuwenden, indem er ſchwor: „Herr Freigraf, der Hauptſachen und Hauptſtücke und That, die Ihr mir geſagt habt und der mich der Kläger zeihet und darum anſpricht und darüber klagt, der bin ich ganz und gar unſchuldig, deß mir Gott helfe und alle ſeine Heiligen."

Selbſt als man dieſes Vorrecht der Freiſchöffen als über alles Maß hinausgehend in den Freiſtühlen ſelbſt verwarf, blieb es dennoch in ſo weit, als der Freiſchöffe, wenn er ſeinen Reinigungseid zu ſchwören bereit war, durch den Eid des Anklägers und zweier Freiſchöffen als Eideshelfer überboten werden mußte, dieſen aber wieder durch ſechs Eideshelfer überbieten konnte, wogegen der Ankläger mit dreizehn Eideshelfern aufzutreten hatte. Fand aber der Angeſchuldigte zwanzig Eideshelfer, die ihr Vertrauen in ſeine Unſchuld beſchworen, ſo konnte er nicht weiter überboten werden und wurde freigeſprochen.

Die kaiſerlichen Privilegien hatten nur „auf rother Erde" die Ausübung der Gerichtsbarkeit der Vehme geſtattet. Daß man unter dieſem Ausdruck Weſtfalen verſtand, liegt außer Zweifel; woher er aber entſtanden, und was man urſprünglich damit ſagen wollte, iſt völlig dunkel; vielleicht bezeichnete er das, was ſonſt auch befriedetes und beſonders gegen die Eingriffe der landesherrlichen Gerichtsbarkeit geſichertes Land, Immunität heißt, und könnte dann von einem plattdeutſchen Particip des Wortes „ruhen" entſtanden ſein. Ein rother Graben als Gerichtsplatz findet ſich im Diplomatarium von Schöttchen (vergl. auch Grimm's Alterthümer); an die Farbe des Blutes iſt wohl kaum zu denken. Vielleicht könnte es auch ſo viel als „vaterländiſche Erde" bedeuten, indem roth früher die Farbe der Sachſen war.

Wir haben bisher verſucht zu zeigen, wie auf der Grundlage des altgermaniſchen Gerichtsverfahrens aus den alten Freigerichten die verzugsweiſe weſtfäliſchen Freigerichte oder Vehmgerichte genannten Gerichte — über die uns, nebenbei geſagt, auch Aeneas Sylvius, der ſpätere Papſt Pius II (geb. den 18. October 1405, geſt. den 12. Auguſt 1464), einige Notizen hinterlaſſen hat — entſtanden ſind, und wie durch die Verbreitung des Schöffenthums über Deutſchland und die dadurch herbeigeführte Möglichkeit, ihren Ladungen und Ausſprüchen nachdrückliche Geltung zu verſchaffen, die Macht dieſer Gerichte eine Größe und Bedeutung erlangte, welche die Schwäche der übrigen Gerichte in um ſo kläglicherem Lichte erſcheinen läßt. Wir haben geſehen, daß die Vehmgerichte in ihrer urſprünglichen großen und bedeutſamen

Erſcheinung weder das Licht ſcheuten noch zu ſcheuen brauchten, da weder die Stätte, wo das Gericht gehalten wurde, noch auch die Zeit ſeines Zuſammentretens, noch die Perſonen, welche es bildeten, in irgend ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt waren. Wir ſahen, daß ſie als Rächer des Verbrechens Mittel ergreifen mußten, die unſere veränderte Zeit und vollkommeneren Einrichtungen verſchmähen müſſen, die aber aus dem Geſichtspunkte ihrer Zeit und ihrer Verhältniſſe weder unerhört noch befremdend erſcheinen. Dieſe Gerichte kennen die Erfindung ſpäterer Zeiten, die Schrecken der Folter, nicht, und die Verbrechen, welche bei ihnen als todeswürdige galten, ſind faſt dieſelben, auf welchen noch in weit ſpäteren Zeiten die Todesſtrafe ſtand, deren Grauſamkeit die höhere Bildung zu ſchärfen wußte, während die Vehme nur die Eine Art derſelben, das Henken, gekannt und ausgeübt hat. Was war es alſo, was vom Ende des 15. Jahrhunderts ihren allmählichen Verfall herbeiführte, ſo daß die Geſchichte der ſpäteren Zeit von ihrem Einfluſſe, ja faſt von ihrer Exiſtenz ſchweigen konnte?

Unzweifelhaft erklärt ſich dieſe Erſcheinung ſehr einfach aus zwei Gründen. Ein Mal iſt es eine allgemeine Wahrheit, das keine Macht beſtanden hat, die ihre Gewalt nicht mißbrauchte und in dem Mißbrauche den Keim des Unterganges mit ſich trug, und dann verſäumten die Vehmgerichte, ihre Gewalt und ihr Verfahren den Forderungen der Zeit anzupaſſen, und ſuchten neben der geregelten Verfaſſung des Reichs und der befeſtigten Gewalt des Landesherrn eine Macht zu behaupten, die ihre Grundlage allein eben in dem Mangel einer geregelten Verfaſſung des Reichs und der Schwäche des Landesherrn finden konnte.

In Folge ihrer Eigenſchaft als kaiſerliche Gerichte hatten die Vehmgerichte das Recht in Anſpruch genommen, alle Sachen an ſich zu ziehen, in denen dem Kläger vor ſeinem ordentlichen Gerichte das Recht verweigert wurde, ein Fall, der aus Furcht und Schwäche der Richter bei Rechtshändeln der Mächtigen nicht ſelten war. Man ſuchte in ſolchen Fällen zu der Zeit, als ſich die Landeshoheit noch nicht völlig ausgebildet hatte, auch außerhalb des Landes den Richter auf, der durch ſeine höhere Autorität und Gewalt im Stande war, den Angeklagten unter die Formen des gerichtlichen Verfahrens zu zwingen. Aus dieſem Umſtande gingen die ſogenannten Evocationen hervor, d. h. die rechtliche Belangung eines Angeklagten vor einem ihm ausländiſchen Gericht. Unter dem Vorwande der Rechtsverweigerung wagten es allmählich die Vehmgerichte, im Vertrauen auf ihre ausgedehnte Macht, da die Zahl der Freiſchöffen auf 100,000 angewachſen war, oft unter den nichtigſten Vorwänden, Unterthanen der mächtigſten Territorialherren und Städte, ja ganze Städte ſelbſt vor ihre Gerichte zu laden und mit ihren Drohungen zu beunruhigen. So lud im Jahr 1502 ein Dortmunder Freigraf die Lübecker Rathsherren und Bürger vor ſeinen Freiſtuhl, und im Jahre 1519 wurde der ganze Magiſtrat der Stadt Gotha vor das Vehmgericht citirt, ob mit Recht oder Unrecht, galt dem übermüthigen Stolze der weſtfäliſchen Freigrafen gleich. Es ſind uns die grellſten Beiſpiele aufbewahrt, um welcher kleinen und ungerechten Urſachen willen oft die angeſehenſten Städte von den

Freigrafen gepeinigt und geängſtigt wurden. Merkwürdig ſind in dieſer Beziehung die Verdrießlichkeiten, welche Nickel Weller im Jahre 1485 den Görlitzern veranlaßte.

Weller, ein Görlitzer Bürger und weſtfäliſcher Freiſchöffe, war beſchuldigt worden, ein ungetauftes, ſchon beerdigtes Kind wieder ausgegraben, aus deſſen Armröhre (welche er mit Wachs von einer Oſterkerze und Weihrauch angefüllt) bei Nacht in einer Scheuer, in Geſellſchaft ſeiner Mutter, ſeiner Frau und eines alten Bauern, ein Licht gemacht und damit (nach damaliger Anſicht) Zauberei getrieben zu haben. Da er dieſe That nicht leugnen konnte, ſo hatte er nach Ausſpruch der Richter und Schöffen zu Görlitz den Hals verwirkt. Der Landvogt von Stein und andere angeſehene Perſonen verwandten ſich jedoch für ihn, und brachten es dahin, daß er bloß aus der Stadt verwieſen und ſeiner Güter beraubt ward. Weller begab ſich nach Breslau, bat den Rath und den Biſchof von Waradein, königlichen Kanzler, um Fürſprache und fand Gehör; doch vergebens, denn der Magiſtrat zu Görlitz rechtfertigte ſein Verfahren vollkommen.

Weller verſuchte es jetzt mit dem Papſt. Er ſtellte Innocenz III. vor, daß er den Görlitzer Rath innerhalb der Stadt und der Meißniſchen Diöceſe nicht ſicher belangen, auch von deſſen Macht keine Gerechtigkeit erwarten könnte, worauf der Papſt, durch eine eigene Bulle, den Magiſter Johann Medici und den Doktor und Canonikus Nikolaus Tauchen zu Breslau zu geiſtlichen Commiſſarien in dieſer Sache ernannte. Dieſe verlangten von dem Landvogt von Stein, daß er Weller, nach geleiſtetem Reinigungseide, binnen Monatsfriſt zu ſeinem Rechte verhelfen möchte, widrigenfalls ſie ſich ſelbſt die Freiheit nehmen müßten. Es geſchah jedoch weder das Eine noch das Andere, vielleicht deshalb nicht, weil Weller, als ſchon durch die Zauberei in den Kirchenbann gefallen, keines Rechtes fähig war.

Weller wandte ſich von Neuem an den Papſt, bei dem er jetzt an Biſchof Julian zu Oſtia einen nachdrücklichen Fürſprecher fand. Er ward wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen; doch verblieb es in der Hauptſache beim Ausſpruche der Görlitzer, und ſelbſt die päpſtlichen Commiſſarien, der Biſchof zu Breslau und der Landvogt, beſtätigten denſelben. Nun verſuchte Weller ſein Glück bei dem Vehmgerichte, und Johann von Hulſchede, Freigraf des Stuhls zu Brackel, lud den 3. Mai 1490 Bürgermeiſter und Rath, Aelteſte und Geſchworne und die gemeinen weltlichen Einwohner von Görlitz über 18 Jahr vor ſein Gericht. Der Ladungsbrief ward zu Ludwigsdorf, auf Wenzel Emmerichs Vorwerk, auf eine Klappe am Zaun geſteckt vorgefunden und von da zur Stadt geſandt.

Weil Görlitz, durch die goldene Bulle, und überdies durch ein beſonderes Privilegium Sigismunds, von allen fremden Gerichten befreit worden war, ſo gab die Stadt dem König Wladislaus von Böhmen von dieſer Ladung Nachricht und bat ihn um Interceſſion. Die Letztere erfolgte zwar, fruchtete aber nicht. Der Freigraf Hulſchede war ſeitdem geſtorben, und ſein Nachfolger, Georg Hackenberg, würdigte Böhmens König ſo wenig, als deſſen Stadt Görlitz einer Antwort.

Indeſſen wurde der angeſetzte Gerichtstermin abgehalten, ohne daß die Görlitzer erſchienen, daher Weller ſie des ungehorſamen Ausbleibens beſchuldigte, und ſie in des Gerichts Poen und Brüche, ſo wie zur Erſtattung der Gerichtskoſten und Schäden zu verurtheilen, endlich auch ihm ſelbſt die Fortſetzung ſeiner Klage zu verſtatten bat. Zu dieſem Ende ſchätzte er ſeine bisher erlittene Schmach, ſeine Schäden und Koſten auf 500 rheiniſche Gulden, und bekräftigte dieſen Anſatz durch eine eidliche Erhärtung ſelbdritte, worauf zu Recht erkannt wurde, daß er ſich nunmehr bei den Görlitzern ſeines Schadens erholen dürfe, wo er könne. Dem Urtheile ward überdies noch die Drohung hinzugefügt, daß, wofern Jemand Weller in Verfolgung ſeines Rechtes hindern würde, derſelbe hierdurch ebenfalls in des heiligen Reichs ſchwere Ungnade und des Freigerichts zu Brackel Poen und Brüche verfallen, dem Kläger ſelbſt aber ſeine Unkoſten und Schäden erſetzen ſollte.

Am 16. Auguſt 1490 ſetzte der Freigraf den Görlitzern einen neuen peremtoriſchen Termin an, ihr Leib und Ehre zu verantworten, oder im Entſtehungsfall zu gewärtigen, daß er über ihren Leib, Leben und Ehre das ſtrengſte und ſchwerſte Urtheil und Vollgericht, welches ihm nicht lieb ſei, ſprechen müßte. Die Ladungsakte ward diesmal in der Mönchskirche auf der Erde gefunden. Vergebens ſuchte der Rath nochmals bei dem Erzbiſchofe von Köln und dem Freigrafen ſelbſt um Entledigung von dieſem Rechtsſtande nach. Letzterer antwortete nicht einmal, ſondern erklärte die Stadt, welche wiederum nicht erſchienen war, in contumaciam in Bann und Acht.

In dem durch einen Anſchlag Jedermann bekannt gemachten, in den heftigſten Ausdrücken abgefaßten Urtheile ward auch der Stadt Breslau, als mit Görlitz in Einer Verdammniß, gedacht, woraus erhellt, daß Weller auch gegen die letztere ein Klage angebracht hatte. In demſelben wird, unter Androhung gleichmäßiger Achtserklärung, Jedermann befohlen, die von Görlitz und Breslau nicht zu beherbergen, nicht mit ihnen zu eſſen und zu trinken, noch ſonſt einigerlei Gemeinſchaft mit ihnen zu haben, bis ſie ſich mit dem Freigerichte abgefunden und dem Kläger ſelbſt ein Genüge geleiſtet hätten. — Weller ſelbſt ſchlug eine erhaltene vidimirte Abſchrift dieſes Urtheils zu Leipzig während des Marktes an, welche aber von den daſelbſt anweſenden Bürgern von Görlitz ſofort wieder abgeriſſen wurde.

Gemeinſchaftlich berathſchlagten ſich nun die beiden Städte Görlitz und Breslau zu Liegnitz über die zu ergreifenden Maßregeln, und beſchloſſen daſelbſt, daß ſie gleichfalls durch einen Anſchlag in Görlitz, Breslau, Leipzig und an andern Orten, und zwar jede Stadt beſonders, ihr Verfahren öffentlich rechtfertigen wollten. Zugleich brachten ſie ihre Beſchwerden an den Landtag zu Prag und baten die Stände um Interceſſion bei dem Erzbiſchof von Köln und dem Landgrafen von Heſſen. Dieſe erfolgte, doch abermals vergeblich. Des letzteren Antwort beweiſt, daß er über ſeinen Freigrafen entweder nichts vermochte, oder mit demſelben unter einer Decke ſpielte.

Weller, bemüht, ſein Recht auf alle Weiſe geltend zu machen, ſuchte

Hain und in andern Orten Meißen's die durchreisenden Kaufleute von Görlitz und Breslau anzuhalten; aber die beiden Städte vereitelten seine Pläne wiederum dadurch, daß sie sich beim Herzog Georg Schutz und Geleit auswirkten. Statt hierdurch den Muth zu verlieren, brütete Weller nur neue Anschläge. Er bat und verlangte den Beistand des aus den Niederlanden in Meißen angekommenen Herzogs Albrecht. Kaum hatten aber demselben der Landvogt und der Rath zu Görlitz Bericht erstattet, so zog auch dieser Fürst wieder die Hand von ihm ab.

Des ewigen Neckens müde, ließen endlich die Städte durch König Wladislaus bei Kaiser Friedrich um ein Mandat an sämmtliche Unterthanen des Reichs, und besonders um Inhibitoriales an den Freistuhl zu Brackel und alle Freigrafen und Freischöppen nachsuchen und hierauf beide ihnen ertheilte Dokumente in Abwesenheit des Landgrafen dessen Statthalter, dem Rath der Stadt Dortmund und dem Freigrafen von Brackel insinuiren.

Durch diese Maßregel scheint denn endlich Weller selbst auf immer zu Ruhe gebracht worden zu sein; wenigstens finden sich von seinen ferneren Unternehmungen keine Spuren. Dennoch suchten nach seinem Tode sein Sohn Wolfgang und sein Schwager Urban Schwertfeger im Jahre 1502 seine Ansprüche an Görlitz von Neuem geltend zu machen. Graf Ernst zu Hohenstein übernahm es, für sie um die Wiedererlangung ihres Vermögens zu intercediren. Aber standhaft blieb der Rath zu Görlitz bei seinem einmal gefaßten Entschluß und erklärte nebenbei, daß, wenn man Etwas auszuführen gedächte, dies entweder vor seinen eigenen Gerichten, oder vor höheren Behörden geschehen müsse. Hierauf ist denn die Sache abermals bis 1512 liegen geblieben, da sie, auf beider Gesuch, zum letzten Mal durch einen gewissen Veit von Taubenheim in Anregung gebracht ward und endlich durch einen gütlichen Vergleich abgemacht worden zu sein scheint.

Endlich wagten sich die Freigerichte in ihrem zügellosen Dünkel, nachdem sie Reichsfürsten vernehmt hatten, selbst an die kaiserliche Majestät. Nachdem schon früher ein Freigraf Mangold sich erkühnt hatte, dem Kaiser mit einer Vorladung zu drohen, erfrechten sich die Freigrafen Dietrich Dietmarstheim, Heinrich Smedt und Hermann Grote, den Kaiser Friedrich III. nebst seinem Kanzler, dem Bischof Ulrich von Passau, und die Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts vor den Freistuhl zwischen den Pforten von Wünnenberg im Hochstift Paderborn zu laden. Der einzige Grund hierzu war die Erbitterung gegen das kaiserliche Kammergericht, weil dasselbe verschiedene Freigrafen und deren Stuhlherrn, den Walrabe zu Waldeck, in die Acht erklärt hatte.

Sie luden den Kaiser, „seinen Leib und seine höchste Ehre zu verantworten, bei Strafe, für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden." Da der Kaiser natürlich der Ladung nicht folgte, bedeuteten sie ihm, freilich auch mit keinem andern Erfolg, in einer nachdrücklichen zweiten Ladung, daß seine Ehre und sein Leben daran hängen, wenn er nicht erscheine und seine Sache ausführe und schließen mit den Worten: „Ihr kommet oder kommet

nicht, so muß das Gericht seinen Gang haben, wie sich nach freien Stuhls Recht gebührt. Hiernach wissen sich Eure kaiserliche Gnaden zu richten, und rathen wir Eure kaiserliche Gnaden getreulich, es nicht dazu kommen zu lassen."

Abgesehen von der Erbitterung, die durch dergleichen exorbitante Schritte im ganzen Reiche hervorgerufen wurde, machten sich auch die Vehmgerichte, trotzdem Kaiser Sigismund eine Reformation derselben vornehmen zu lassen versucht hatte, sittlich verächtlich durch die Willkürlichkeit in ihren Urtheilen, zu Folge deren es sprüchwörtlich wurde, „daß sie die Angeklagten, ihrer Rechte unbeschadet, erst henkten und dann erst in Untersuchung zögen." Durch die Einnahmen, die dem Stuhlherrn und Freigrafen aus der Aufnahme des Schöffen zuflossen, „um", wie es hieß, „seinen gräflichen Hut zu verbessern", ließen sie sich ferner verleiten, Schöffen ohne Auswahl und ernstliche Prüfung aufzunehmen, so daß in der auf den Trier'schen Reichsabschied vom Jahre 1512 folgenden Kapitulation des Erzbischofs Philipp von Köln geradezu erklärt wird: „die Vehmgerichte würden von Jedermanniglich vermieden und für Bubenschulen geachtet."

So erlagen endlich im 16. Jahrhundert die Vehmgerichte, von der öffentlichen Meinung verlassen, der Macht des Reichskammergerichts, der Landesherrn und der Städte, und der schwache Kampf, den sie im 17. Jahrhundert nur noch im Innern Westfalens fortzuführen suchten, schlug mehr und mehr zu Gunsten der landesherrlichen Gerichte aus. Da überall Schutz und Recht vor dem ordentlichen Richter zu finden war, war ihnen auch der letzte Schein des Rechts genommen, Sachen vor ihre Stühle zu ziehen.

Nachdem das letzte förmliche Vehmgericht 1568 bei Zelle gehalten worden, wurden sie durch die Landesherren theils aufgehoben, theils in landesherrliche Gerichte verwandelt, und sie blieben als unbedeutende Polizei- und Rügegerichte nur da bestehen, wo man die wohlerworbenen Rechte der Stuhlherren auf die Einnahmen aus ihrer Jurisdiktion nicht kränken mochte. Man wußte sich kaum noch zu erinnern, worin ihre Kompetenz bestanden habe, und mußte im vorigen Jahrhundert sorgfältige Erkundigung einziehen, um die Punkte festzustellen, in denen sie observanzmäßig zu schützen wären.

Doch wie tief das Institut der Vehme in der „rothen Erde" Westfalens wurzelt, ist in dessen Bauernstand zu erkennen, der hier, wie in wenigen andern deutschen Ländern noch am meisten von seiner alten Selbstständigkeit bewahrt hat. Noch jetzt sollen zu Gehmen, wo das fortwährend noch in alter Weise bestandene Freigericht erst 1811 von der französischen Gesetzgebung aufgehoben wurde, die Freibankbauern die Bank spannen und heimliches Gericht hegen, auch sich standhaft weigern, ihrer Losung „Strick, Stein, Gras, Grein" Bedeutung aufzudecken; auf ein breites Schwert, das sie Kaiser Karl's Degen nennen, legen sie den Schöffeneid ab; dem Stuhlherrn treu, hold und gewärtig zu sein, Alles, was Vehmwrogig, Straßen-, Mühlen-, Mähre sei, anzubringen und die Vehme Niemand zu offenbaren. A. B.

Preußens Waldungen.

Die Gesammtfläche der Waldungen Preußens mit Ausschluß der der neuerworbenen Länder beläuft sich nach den Grundsteuer-Veranlagungen auf 26,799,000 Morgen oder 25,04 pCt. des Gesammtareals des Staates; auf die einzelnen Provinzen vertheilt sich diese Waldfläche in folgender Weise: Provinz Preußen 4,904,000 M. oder 19,3 pCt.; Posen 2,449,000 oder 21,6 pCt.; Pommern 2,334,000 M. oder 18,8 pCt.; Schlesien 4,670,000 M. oder 29,7 pCt.; Brandenburg 5,042,000 M. oder 32,3 pCt.; Sachsen 1,975,000 M. oder 20,0 pCt.; Westfalen 2,202,000 M. oder 27,9 pCt.; und die Rheinprovinz 3,223,000 M. oder 30,7 pCt. der Gesammtfläche der Provinz. Es besitzt somit die größte Waldfläche sowohl quantitativ als auch relativ zu ihrer eigenen Größe die Provinz Brandenburg, die geringste überhaupt die Provinz Sachsen, in Bezug auf ihr eigenes Größenverhältniß aber die Provinz Pommern. Das statistische Bureau veröffentlichte 1862 die Ermittelungen über die Benutzungsart des Bodens im Jahre 1858 und berechnete die Waldfläche Preußens mit Ausschluß von Hohenzollern, das mit 146,638 M. vertreten war, auf 24,584,429 M., d. h. auf 2,214,571 M. weniger als die Steuerveranlagungen ergeben haben. Damals kam nach dieser Größenangabe auf 1 Kopf der Bevölkerung in der Provinz Preußen 1,58, in Posen 1,69, in Brandenburg 2,04, in Pommern 1,66, in Schlesien 1,20, in Sachsen 0,92, in Westfalen 1,32 und in der Rheinprovinz 1,01 M. Wald. Das Verhältniß der Privatwaldungen zu dem der Staatswaldungen stellte sich nach den Grundsteuer-Veranlagungen, den einzenen Provinzen nach geordnet, folgendermaßen heraus:

Provinz:	Staatswaldungen:	Privatwaldungen:
Preußen	2,907,000 M.	1,997,000 M.
Posen	635,000 "	1,814,000 "
Pommern	797,000 "	1,537,000 "
Schlesien	663,000 "	4,007,000 "
Brandenburg	1,564,000 "	3,478,000 "
Sachsen	714,000 "	1,261,000 "
Westfalen	183,000 "	2,019,000 "
Rheinprovinz	581,000 "	2,642,000 "

Danach übersteigt also nur in der Provinz Preußen die Gesammtfläche der Staatswaldungen diejenige der Privatwaldungen und beträgt 66 pCt. der Waldungen; am geringsten gestaltet sich dies Verhältniß in der Provinz Westfalen, wo das Gesammtareal der Staatswaldungen nur 8 pCt. der Waldungen erreicht. Die meisten Privatwaldungen befinden sich in der Provinz Schlesien, demnächst in der Provinz Brandenburg; die geringste Fläche von Privatwaldungen hat die Provinz Sachsen.

Wie wenig übrigens die Städte, die auch ihren landbaulichen Bedürfnissen auf dem ihnen zu Gebote stehenden Areal nur sehr gering nachkommen können, ihre Holzbedürfnisse befriedigen könnten, wären sie auf ihren eigenen Waldbesitz angewiesen, beweist der große Unterschied, der zwischen dem Besitz

an Waldungen der Städte und des platten Landes herrscht. Letzteres besitzt 93,8 pCt. der Gesammtfläche aller Waldungen, und während hier auf den Kopf der Bevölkerung etwa 1,87 und auf eine Familie 9,06 Morgen Wald kommen, entfallen in den Städten auf den Kopf nur 0,27 und auf eine Familie 1,28 Morgen dieser Kulturart. A. B.

Algier's Coloniſation.

Seit 37 Jahren hat Frankreich, verlockt durch die Coloniſation der engliſchen Beſitzungen in allen Theilen der Erde, die Idee verfolgt, Algier, das, obgleich ſeit den älteſten Zeiten von Fremden beherrſcht, ſich dennoch ſtets gegen ſeine Beherrſcher aufſäßig gezeigt, europäiſche Civiliſation zuzuführen, und doch iſt es nach ſo vielen Kämpfen, ſo vielen problematiſchen Siegen verhältnißmäßig noch ſehr wenig vorgeſchritten. Noch giebt es immer neue Feinde, neu ſich erhebende Stämme zu bekämpfen und zu unterdrücken; Tauſende von Frankreichs und leider auch von Deutſchlands irregeleiteten Söhnen liegen fern von ihrer Heimath in Algier's Erde begraben, von Neuem werden wieder ausbrechende Kriege die Todesſichel ſchwingen, und noch immer hat und wird Frankreich auf dieſem ſchon mit ſo vielem Blute gedüngten Boden keine feſte Herrſchaft begründen können. „Dieſes Land ſoll künftig auf ewige Zeiten Frankreich gehören," iſt während des Juli-Königthums und der jetzigen Regierung oft verkündigt, „dieſe Eroberung muß für Frankreich in Zukunft ein Zuwachs der Kraft, aber keine Urſache zur Schwächung ſein," heißt es emphatiſch in Napoleon's III. Schrift über Algier, und doch haben ſich in den Kammern, in den Commissions d'Afrique und durch die Preſſe die hervorragendſten Perſönlichkeiten „der großen Nation" um Aufgeben oder Behaupten der Eroberung, wodurch man ganz Afrika zu beherrſchen wähnte, um die etwaige vollſtändige adminiſtrative Gleichſtellung der Colonie mit dem Mutterlande oder um das fernere Beſtehen des innegehaltenen Syſtems in den lebhafteſten Debatten, in den geiſtreichſten Artikeln bekämpft und mit den ſchlagendſten Beweiſen darzuthun verſucht, daß der Vortheil mit den unabſehbaren Opfern der Occupation des „zweiten Frankreichs" in keinen Einklang zu bringen und auch nicht die Ausſicht vorhanden ſei, dieſen Mißverhältniſſen dauernd und gründlich abzuhelfen.

Als Algier von Frankreich in Beſitz genommen wurde, betrachtete man dieſe Eroberung als das wichtigſte Ereigniß des laufenden Jahrhunderts und freute ſich darüber, daß das Land claſſiſch-antiken Andenkens, dieſe Wiege welthiſtoriſcher Thaten, von Neuem der Civiliſation und ihren Forſchungen zugänglich gemacht worden ſei. Man hätte die großen Opfer an Menſchen und Geld, die die Eroberung und die Erhaltung Algiers dem franzöſiſchen Staate koſtete, vielleicht verſchmerzt bei dem Hinblick auf den großen Gewinn, welchen man aus dieſem Siege zu erringen hoffte, der den Kampf zwiſchen

Europa und Afrika, zwiſchen der Civiliſation und den eingewurzelten Sitten und Vorurtheilen des Orients ſeinem Ende nahe bringen ſollte. Dieſer Blick auf die Zukunft ſchien durch den entgegengeſetzten auf die ferne Vergangenheit gerechtfertigt zu ſein, welche durch das Organ der Geſchichte oder in noch nicht vertilgten Spuren ehemaliger Größe von einer Bevölkerung Nord-Afrika's erzählt, die, zu den civiliſirteſten und in den Wiſſenſchaften hervorragendſten gehörend, lange Zeit der Träger der Bildung geweſen iſt.

Algier wird mit Recht als einer der Nägel zum Sarge der Juli-Monarchie betrachtet, es hat ihr über eine Milliarde gekoſtet. Die Anhänger dieſer Regierung ſelbſt haben dieſe Ausgabe unmäßig gefunden und getadelt, nur haben ſie niemals die Art und Weiſe angegeben, wie man, einmal in Algier feſtgerannt, ſich zurückziehen könne, da das Gefühl ganz Frankreichs auf das Tiefſte empört wird bei dem leiſeſten Gedanken an Aufgebung Algier's, an das der Franzoſe ſeine National-Ehre verpfändet zu haben glaubt. Längere Zeit herrſchte im Miniſterrath Ludwig Philipp's die Anſicht vor, ſich ſo viel als möglich auf den Uferſtrich zu beſchränken und nicht in das Innere des Landes einzudringen; allein die Erfahrung bewies die Unhaltbarkeit dieſer Anſicht; denn während ſich das franzöſiſche Heer möglichſt am Meeresufer zu halten ſuchte, bildete ſich im Innern eine feindliche Macht aus, die jeden Augenblick zum Angriff der Küſtenſtädte ſchreiten konnte. Erſt nach dem Jahre 1843 ſuchten ſich die Franzoſen im Innern feſtzuſetzen, um eine größere Gewalt über die Stämme zu erlangen, und nach und nach durch Coloniſation europäiſcher Anſiedler ein Gegengewicht gegen die einheimiſche Bevölkerung zu ſchaffen, ein Verſuch, der bis jetzt im Grunde noch gar wenig gelungen iſt und noch manches Jahr in Anſpruch nehmen wird, um die Früchte zu bringen, die man zu erwarten ſich berechtigt glaubt.

Worin liegt aber der Grund, daß ein mit allen Hülfsmitteln europäiſcher Intelligenz ausgerüſteter Staat nicht im Stande iſt, Beiſpielen zu folgen, die andere Nationen ihm gegeben haben und noch geben, woher kommt es, daß Frankreich nicht das Talent des Cololoniſirens beſitzt, wie Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika? Iſt das nicht das unzweifelhafteſte Armuthszeugniß für dieſes Talent der Franzoſen, daß auf einem Gebiete, deſſen Flächenraum mehr wie $\frac{3}{4}$ Frankreichs beträgt, das 150 deutſche Meilen an der Meeresküſte ſich hinſtreckt, das in einer verhältnißmäßig ſo geringen Entfernung vom Mutterlande liegt, das nur von $2\frac{1}{2}$ Millionen Eingebornen bewohnt iſt, die europäiſche Bevölkerung mit Ausſchluß des Heeres nur 170,000 Seelen beträgt? Das Erſtaunen wächſt, wenn man bedenkt, daß ſich die franzöſiſche Bevölkerung zu der aller andern europäiſchen Nationalitäten verhält, wie 10:7, von denen die Spanier mit 64, die Italiener mit 14, die Anglo-Malteſen mit 10 und die Deutſchen mit Einſchluß der Schweizer mit 12 Procent vertreten ſind.

Es wurde zwar oft in Ordonnanzen Frankreich und der übrigen Welt laut verkündigt: „es iſt von hoher politiſcher Wichtigkeit, daß das Gebiet von Algier raſch bevölkert und angebaut werde, damit die Opfer des Staates nicht zu lange ohne Erfolg bleiben, und um Algier in den Stand zu ſetzen,

ſich ſelbſt zu genügen und in allen möglichen Fällen Frankreich Unterſtützung zu leiſten," was ſich ſehr ſchön anhört, wenn man nicht bedenkt, daß außer der jetzigen noch eine Bevölkerung von etwa 27 Millionen Seelen in Algier nöthig iſt, um die relative Bevölkerung Frankreichs zu erlangen. Wenn auch dieſe Dichtigkeit nicht abzuwarten iſt, falls ſie jemals eintreten ſollte, um die Opfer Frankreichs zurückzuerſtatten, ſo iſt es wohl ziemlich klar, daß noch viele Jahre vergehen werden, um Algier ſich ſelbſt genügen zu laſſen und dem erſchöpften Frankreich Hülfsquellen zuzuführen, die in ſo überſchwenglichem Maße dieſer Colonie zugefloſſen ſind.

Die Franzoſen ſind nicht im Stande, die Lebensfrage der Occupation die Coloniſation des eroberten Landes, zu faſſen, und die Regierung verfolgte kein beſtimmtes Syſtem und gab ſich überhaupt einer Unentſchloſſenheit hin, der auch theilweiſe die Unfälle zuzuſchreiben ſind, welche den Coloniſten zuſtießen und noch zuſtoßen. Der Franzoſe verſteht es trefflich, ein Land zu erobern, ein Volk ſich mit den Waffen zu unterwerfen, aber daſſelbe zu erhalten, an ſich zu feſſeln mit unauflöslichen Banden, das Land zu cultiviren, das Volk zu civiliſiren, ihm die richtigen Mittel an die Hand zu geben, die Fruchtbarkeit des Bodens zu nutzen, dem Eingebornen dabei mit eigenem Beiſpiele voranzugehen, ſich ſelbſt in dem eroberten Lande ein zweites Vaterland zu ſchaffen und das bezwungene Volk zu Brüdern zu machen, das verſteht der Franzoſe nicht, trotz der ſchön klingenden Phraſen von soldats laboureurs, trotz der fermes modèles, trotz Muſter- und Agricultur-Schulen.

Es iſt ſchlimm, daß gerade der Franzoſe Algier's Eingeborene civiliſiren ſoll, wo, außer der Verſchiedenheit des Glaubens und der Sprache, der Charakter jede Annäherung verbietet und zurückſtößt. Der Franzoſe liebt das rauſchende Vergnügen der Städte und kann nicht auf die Länge den Genüſſen eines europäiſchen Lebens entſagen; dem Araber und Berber geht nichts über die Freiheit der Wüſte oder ſeiner Berge; ſein Lager, ſeine Hütte, ſeine Erdhöhle iſt ihm die Heimath, die er ſchwer mit dem beengenden Leben einer Stadt vertauſcht; geborene Nomaden, weilen ſie in den von ihnen bewohnten Gebieten und verachten die Bedürfniſſe und Genüſſe eines civiliſirten Volkes; die Franzoſen ſind leichtſinnig und ausgelaſſen heiter, die Araber und Berber ernſt und verſtändig, die Franzoſen ſind Europäer, die andern Orientalen, deren hervorragendſter Charakterzug ja iſt, in jeglicher Sphäre des Lebens beim Alten zu beharren, wie die vernunftloſe Natur, deren Erſcheinungen ſich heute wiederholen, wie vor vielen tauſend Jahren*).

*) Die Orientalen haben kein Jünglings- und Jungfrauenalter, das iſt ihr Unglück; vom Knaben werden ſie zum Manne, vom Mädchen zum Weibe. Damit entgeht ihnen die unſchätzbare Zeit des Ideals, des Aufloderns, der wirklichen Freiheit zwiſchen zwei Knechtſchaften, der Kindheit und der Elternſchaft. Das iſt die Zeit der Saat für alles Edle und Große, der Saat für das immer neue Blüthen- und Fruchttragen des occidentaliſchen Völkerlebens. Darum überhebe ſich der Europäer nicht ſeiner Freiheit, ſeiner Energie, ſeiner Bildung; er iſt nur der Günſtling der Natur, die ihn, wie eine einſichtsvolle Mutter, durch richtige Miſchung von Milde und Strenge zum tüchtigen Menſchen erzogen. Freilich beſitzen die Araber die Initiative in hohem Grade, das haben ſie durch ihre Staatenbildung ihre Religion, ihre Dichtkunſt, ihre Bauwerke, ihre Erfindungen und materielle Cultur ge-

Aber abgeſehen von der Verſchiedenheit des franzöſiſchen Charakters und des der Eingebornen Algier's, und abgeſehen von dem Fanatismus, mit dem die Moslems Alles, was von Chriſten, den Ungläubigen, ausgeht, verachten, ſo konnten dennoch alle Coloniſationsplane der franzöſiſchen Regierung mit keinem oder ſehr geringem Erfolge gekrönt ſein. Das Schwanken und Umhertappen in verſchiedenen Anſiedlungsmethoden und die unmäßigen Koſten nebſt dem allgemeinen Sittenverderbniß der in Algier Eingewanderten laſſen Anſiedlungen ſchwer gedeihen, die, ausgedehnt und umfaſſend, dazu gedient hätten, mit der Zeit eine Aenderung in den Sitten und Gebräuchen der Eingebornen, eine Aenderung oder mindeſtens Modification der Religion und eine Verwandlung wandernder Horden und Gebirgsbewohner in friedliche Landbauer herbeizuführen, dieſelben der Macht Frankreichs dauernd zu unterwerfen und ſie durch eine unparteiiſche Rechtspflege Seitens der Machthaber mit unauflöslichen Banden an dieſelben zu feſſeln.*)

Der kaiſerliche Schriftſteller ſelbſt ſagt: „Wie hat man die Eingebornen behandelt? Als Beſiegte. Wenn man noch ihre alte Organiſation, die ihren Traditionen und Sitten gemäß war, hätte fortbeſtehen laſſen, ſo wäre unſere Domination weniger ſchwer geweſen. Aber man hat den Einfluß der Chefs, denen ſie ſeit Jahrhunderten zu gehorchen gewohnt waren, in Mißcredit gebracht oder vernichtet. Man hat dahin geſtrebt, den Stamm aufzulöſen; man hat alle Zweige der muſelmänniſchen Gerechtigkeit durcheinander geworfen; man hat endlich die alten Gewohnheiten einer Nation zerſtört, die noch nicht

---

nugſam dargethan, aber ſie gehören, wie ſämmtliche Aſiaten, zu den Völkern, die nur bis zu einer gewiſſen Stufe der geiſtigen Entwickelung kommen, dann ſtehen bleiben und alsbald zurückgehen. Wenn auf die glanzvollen Zeiten eines Harun-al-Raſchid und Abd-er-Rahman eine ſo allgemeine und klägliche Zerrüttung und Fäulniß folgen kann, wie in den arabiſchen Reichen, ſo muß in der urſprünglichen Anlage eine ſchwache Stelle ſein. Dieſe beſteht offenbar in der geiſtigen Einſeitigkeit und Unfreiheit. Der Volksgeiſt enthält ein ganz beſtimmtes Ideal, das es ihn drängt zu verwirklichen. So lange das Ideal noch treibt und ſchafft, ſcheinen Rieſenkräfte die Nation zu beſeelen. Nun iſt die Darſtellung vollendet; Alles, was innerlich vorhanden war, iſt in die Außenwelt getreten; das Volk ſcheint auf dem Gipfel ſeiner Macht zu ſtehen — aber in Wirklichkeit iſt es ſchon in den Zuſtand der Ohnmacht verfallen. Aeußerlich zwar halten Gewohnheit und Inſtitutionen, gleich Stützen, das Gebäude aufrecht, aber dieſe Stützen waren ſelbſt morſch, wenn der Geiſt aus ihnen gewichen: der Zuſammenſturz des ſtolzen Gebäudes iſt unabwendbar. — So ſtirbt das Weichthier, nachdem es ſeine glänzende Muſchel vollendet; und die Muſchel ſelbſt, ſo hart und feſt ſie auch iſt, löſt ſich allmälig in Staub auf.

*) Die oben erwähnte Schrift des Kaiſers Napoleon nimmt die Araber in hohem Grade in Schutz. Er meint, ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier unentſchieden, in Bezug auf die bedauernswerthe Lage der Araber: „Dieſe kriegeriſche, intelligente, ohne Zweifel unruhige, aber der Autorität gegenüber fügſame Nation verdient unſere ganze Aufmerkſamkeit. Da ſie nahe an 3 Millionen Menſchen in Algier und mehr als 15 Millionen in den anderen Theilen Afrika's und in Arabien zählt, ſo räth die Klugheit und Menſchlichkeit, uns dieſelben günſtig zu ſtimmen; dies räth auch die Politik. Frankreich, welches überall mit der Nationalitäts-Idee ſympathiſirt, kann in den Augen der Welt die Abhängigkeit, in der es das arabiſche Volk zu halten gezwungen iſt, nicht rechtfertigen, wenn es daſſelbe an den Wohlthaten der Civiliſation nicht Theil nehmen läßt, indem es ihm eine beſſere Exiſtenz verſchafft.“

die Elemente zur Conſtituirung einer lebensfähigen Demokratie beſaß; man wollte ſie den Theorieen der Utopiſten überliefern, ſo daß dieſes unglückliche Volk ſo zu ſagen auf abenteuerliche Weiſe umherirrt, indem es nur ſeinen Fanatismus und ſeine Unwiſſenheit unverletzt bewahrt. Man hat die Stämme den Chicanen der Verwaltung unterworfen; man hat ihnen die beſten Ländereien entriſſen, und dieſe partielle Wegnahme hat ſie unter die Drohung einer allgemeinen Confiscation geſtellt. Wenn zum wenigſten noch die Ländereien von den Europäern beſſer angebaut worden wären, ſo hätte man ſie in den Stand geſetzt, zu erkennen, daß es wegen des landwirthſchaftlichen Fortſchritts geweſen wäre; aber ein großer Theil dieſer Ländereien iſt an die nämlichen Araber vermiethet, die genöthigt ſind, die Güter zu pachten, deren Eigenthümer ſie früher waren. Der ſo gekränkte und von den fruchtbarſten Theilen der Ebene zurückgedrängte Araber hat ſich in die Berge geflüchtet."

Weiter fährt er dann fort: „Das Bild des Elends, unter welchem ſie ſeufzen, würde unvollſtändig ſein, wenn man nicht die Mißbräuche einer bedauernswerthen Schreiber-Verwaltung (administration paperassière), die gerichtlichen Akten, die Protokolle, die Proteſte, die ganze Waffenkammer hinzufügte, deren Hauptagent der Huiſſier (Gerichtsdiener) iſt, der mit einer großen Energie in Afrika funktionirt. Was die Juſtiz anbelangt, ſo hat man unter dem Vorwande, daß die muſelmänniſchen Richter leicht zu beſtechen ſind, die franzöſiſchen Gerichte mit der Erkennung der Fragen betraut, die bei den Arabern in die Domainen der Religion gehören, wie Heirathen, Trennung, Erbſchaften und andere Dinge, welche direkt von dem Koran geregelt werden. Die Formen ſind ebenſo verletzend, wie das Uebrige; ſo ruft man die Frau als Zeugen auf; man zwingt ſie, ſich zu entſchleiern, eine Sache, die den Sitten ganz zuwider iſt."

Kleine einzelne Anſiedlungen konnten nicht gedeihen, weil die Leute, welche dieſe herzurichten begannen, nicht das Vermögen beſaßen, zwei bis drei Jahre auf eigene Koſten zu leben und daneben ein Haus zu bauen und den Boden urbar zu machen; Bewilligungen großer Ländereien an vermögliche Europäer mißlangen meiſtentheils, weil die Beſitzer bei dem hohen Taglohn ihr Vermögen einbüßten. Die dritte Methode ſind die militäriſchen Anſiedlungen, welche namentlich durch den Marſchall Bugeaud betrieben worden ſind: der Boden wurde mit Hülfe des zahlreichen Militärs umgebrochen, Häuſer errichtet und dann den Civilcoloniſten übergeben. Sie hätten gelingen können, wenn nicht die hemmenden Maßregeln der Regierung und die großen Koſten geweſen wären, an denen die einzelnen kleineren Beſitzer erlahmten und welche die großen Grundbeſitzer aus natürlichen Gründen nicht übernehmen konnten und wollten. So mußte ſie der Staat aufbringen und das Budget mit einem Ausgabe-Etat belaſten, der vor dem Sturz der Juli-Monarchie kaum, bei der darauf eingetretenen Verwirrung in Frankreich gar nicht aufgebracht werden konnte und unter Napoleon III. nur durch die coloſſalſten Anleihen, die ſich förmlich jagen, herbeigeſchafft wird.

Wenn auch einzelne Beiſpiele dieſer Methoden mit einem verhältnißmäßig günſtigen Erfolge gekrönt wurden, ſo ſind dieſe zu gering, um nicht alle An-

ſiedlungsplane als mißlungen anſehen zu können. Selbſt die Ebene von Metidja, von deren Coloniſation ſo viel die Rede und ſo viel Aufhebens gemacht iſt und die ſich in der unmittelbaren Nähe der Stadt Algier erſtreckt, alſo einen geſicherten und leichten Abſatz zu erzielen im Stande iſt, kann dem Verbrauch dieſer Stadt, bei ihrer europäiſchen, hier ſo koſtſpieligen, nach den Localverhältniſſen nicht modificirten Culturmethoden, nicht genügen, während ſie ihn bei dem arabiſchen Anbau vor der Beſetzung Algier's durch die Franzoſen vollkommen zu befriedigen im Stande war. Der Hauptgrund liegt mit darin, daß der europäiſche Anſiedler viel zu theuer producirt und auf dem Markt ſeinem Concurrenten, dem Bewohner des Tells, weichen muß, welcher bei ſeinen geringen Bedürfniſſen ſich mit einem jährlichen Einkommen begnügt, deſſen der europäiſche Coloniſt in einem Monat bedarf.

Ein weiterer Hauptfehler bei allen bisher verſuchten Coloniſations-Reglements iſt, daß man gleich von vornherein durch verſchiedene Zwangsmittel den Ackerbau auf eine Stufe der Vervollkommnung zu bringen wähnte und die Anbauer verpflichtete, in einer gegebenen Zeitfriſt ein Drittel des zugeſtandenen Landes auf europäiſche Weiſe zu bebauen. Der Coloniſt und dadurch ſelbſtredend das ganze Land wären beſſer gefahren, wenn man nicht ſo viele den Ackerbau lähmende Maßregeln getroffen und nur die hätte beſtehen laſſen, in einem Zeitraume von zehn Jahren das zugeſtandene Gut weder zu verpfänden noch zu verkaufen, um dem furchtbar eingeriſſenen Unweſen der Güterſpeculation vorzubeugen.

Es nehmen ſich die weinbedeckten Häuſer vieler Coloniſten recht hübſch aus, man ſchließt davon leicht auf einen geſicherten Wohlſtand, der iſt aber nicht vorhanden. Indem die beſſern Elemente bald nach ihrer Ankunft in Algier ein Land wieder verlaſſen, wo der politiſche Zuſtand ein noch ſo problematiſcher iſt, ſo ſteht bei dem meiſt Abenteurer beiderlei Geſchlechts in ſich ſchließenden Reſte, welche Zufall, Laune oder Neigung mehr oder minder regelmäßige Verbindungen eingehen ließen, der Genuß oben an, und die Production und der Erwerb hinken nach.

Was hilft's, daß der eitle Franzoſe die Anſiedlungen, ähnlich wie die Nordamerikaner ihren neuentſtehenden Orten, Namen großer Städte, berühmter Männer u. ſ. w. der alten Welt geben, nach Städten und Dörfern nennt, an die ſich das Andenken eines durch ſeine Landsleute errungenen Sieges knüpfen? Caſtiglione, Lodi, Marengo, und wie alle dieſe Namen lauten, ſind doch nur Bezeichnungen von Anſiedlungen, die das Leben der Eintagsfliege haben und keine Siege der Civiliſation und der Cultur herbeiführen, aus welchen den Bewohnern der Colonie Ruhe und behagliche Zuſtände erwüchſen.

Man überlaſſe dem Coloniſten, ob und wann es an der Zeit iſt, verbeſſerte Ackerbaumethoden einzuführen, und wolle ſie ihm nicht mit Gewalt aufdrängen; der Zeitpunkt wird erſt eintreten, ſobald die Regierung Anſtand genommen hat, die Anſiedlungen durch koſtbare Anlagen dem Ruin zuzuführen, ſobald einmal der Abſatz der Landesprodukte ſtärker und der Tagelohn durch eine größere Einwanderung, die der politiſche Zuſtand nicht mehr zurückſchreckt, niedriger geworden ſein wird. Dann kann erſt im Großen der Anbau

des Tabaks, der Baumwolle, falls man ſich zu Bewäſſerungsarbeiten entſchließt, des Indigo's, die Seiden- und Cochenillezucht, und wie die den Einwanderern als ſichere Quellen des Reichthums angeprieſenen Dinge heißen, mit Gewinn betrieben werden; unterdeſſen werden aber noch Jahre vergehen, bis der landwirthſchaftliche Betrieb in Algier nur die gewöhnlichen Verbrauchsartikel, welche die Colonie bis jetzt von außerhalb herbezieht, aufzubringen im Stande ſein wird.

Bis zu dieſem Zeitpunkte aber, der wahrſcheinlich noch ſehr fern liegt, braucht ſich die franzöſiſche Regierung weniger gleichgiltig gegen die Einführung europäiſcher Erfindungen und gegen den Bau von Straßen zu zeigen, die doch ſichere Hülfsmittel der Civiliſation ſind. Die Araber gehören zu den Völkern, die nur die Handfertigkeit ausbilden, deren Geiſt aber nicht kühn, deren Thatkraft nicht nachhaltig genug iſt, um durch Maſchinerie in den bewegenden Naturkräften des Waſſers, des Windes, des Dampfes unermüdliche, gigantiſche Sklaven zu finden. Ja, man kann weiter gehen, der Algierer kennt nicht einmal die Fabrik, das Zuſammenarbeiten Vieler zu Einem Erzeugniß und unter Einer Leitung, den Gipfelpunkt der Arbeitstheilung. Es würde zu weit führen, wollte man hier den mannigfachen Gründen dieſer niedrigen Wirthſchaftsſtufe nachgehen; die Herrſchaft des Herkömmlichen und die Unſicherheit des Eigenthums ſind jedenfalls die weſentlichen. Genug, wie die Araber Algier's noch heutzutage Ackerbau und Viehzucht nomadiſch betreiben, ſo kennen ſie in der Bearbeitung nur das Einzelhandwerk, im Handel faſt nur den perſönlichen Tauſchverkehr, ohne Credit, Commiſſion und Spekulation. Welches Feld eröffnet ſich daher dem Franzoſen? Und was die Straßen betrifft, ſo beſitzt bis jetzt Algier, einige zum Kriegsbedürfniß nöthige Straßen abgerechnet, noch wenige; aus ihrer Vermehrung würde ein nicht zu berechnender Nutzen entſpringen. Man hätte dann viel von dem Handel als Mittel der Berührung und Verſchmelzung der europäiſchen mit der einheimiſchen Bevölkerung zu hoffen, von der die Kabylen Ackerbau treiben und daher das Bedürfniß haben, ihre Erzeugniſſe zu verkaufen und zu vertauſchen. Dieſe Bergbewohner, welche Bugeaud nebſt ſeinen Nachfolgern im Generalgouvernement Algier's mit aller Gewalt verfolgte und zu vertilgen ſuchte, und gegen die man unzählige Razzias und jene berühmten Ausräucherungen vollführt hat, würden im Ganzen nichts Beſſeres verlangen, als ihr vortreffliches Olivenöl und die Erzeugniſſe ihrer Hammerwerke, in Holz, Wolle und anderen Stoffen gegen andere Produkte, an denen ſie Mangel leiden, auszutauſchen.

Es iſt wahrlich ein ſeltſamer Umſtand, daß man ein größeres Straßenſyſtem vermißt bei ſolchen Hülfsmitteln gegenſeitiger Annäherung.*) Ein Grund liegt in der nationalen Theilnahmloſigkeit gegen ein Land, das ſo viele Hülfsmittel darbietet, das bei einem fleißigen Anbau das Prädikat des Alterthums

*) Von der Anlage von mehreren Eiſenbahnen iſt ſchon ſeit langer Zeit viel Aufhebens gemacht worden. Die Colonie beſitzt aber erſt eine, die etwa 6 deutſche Meilen lange zwiſchen Algier und Blidah, welche am 15. Auguſt 1862 eröffnet wurde.

„Kornkammer Roms" erlangen kann, das viele mineraliſche Schätze in ſeinem Boden birgt, das Wälder des herrlichſten Bauholzes in großem Umfange beſitzt, das Häfen in Menge aufzuweiſen hat — doch Alles gewiß mächtige Factoren für das Leben und Gedeihen einer neuen Bevölkerung, für den Aufſchwung einer neuen Civiliſation und die Beförderung neuer Intereſſen.

Dieſe Theilnahmloſigkeit, oder nenne man es Einſicht, daß man ſich mit der Occupation Algier's und ſeiner Coloniſation der übrigen Welt gegenüber bloßgeſtellt hat, erſtreckt ſich weiter: Wunder der Tapferkeit einzelner Militär-Abtheilungen, einzelner Individuen werden in den Zeitungen berichtet, um einen Tag angeſtaunt und am andern vergeſſen zu werden, und die Nation, die bei der Erinnerung an den ägyptiſchen Feldzug aufjauchzt und außer ſich geräth und mit Stolz der Pyramiden gedenkt, ſpricht kaum von Belagerungen, Einnahmen und Siegen in Algier. Von beiden afrikaniſchen Unternehmungen hat Frankreich gerade der erſteren, der zweck- und ſinnloſeren, ſeine volle Neigung zugewendet, wenn auch dieſer Zug nach Aegypten damit endigte, daß der Oberfeldherr die Flucht ergriff, nach Frankreich ging und ſein verzweiflungsvolles Heer im Stich ließ, „trotz der vierzig Jahrhunderte, die von den Pyramiden herunterſchauten."

A. B.

Bemerkung. In die im Druck bereits fertige „Wochenſchau" konnten wir zwei wichtige Ereigniſſe nicht mehr aufnehmen, von denen das eine die Gemüther der ganzen civiliſirten Welt auf das Schmerzlichſte bewegt. Es iſt das die Hinrichtung des Kaiſers Maximilian von Mexiko. Das andere Ereigniß betrifft den Miniſterwechſel in Oeſterreich. Wir kommen auf Beides in der nächſten Wochenſchau zurück.

D. Red.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Die Erschießung Kaisers Maximilian von Mexiko nimmt vorläufig die Tagespresse dergestalt in Anspruch, daß die eigentlichen politischen Fragen fast ganz in den Hintergrund treten. Wenn auch ein großer Theil der öffentlichen Blätter die That Juarez' als eine unnöthige Grausamkeit beklagt, so ist die Mehrzahl doch darüber einverstanden, daß sich vom Rechtsstandpunkte auch nichts gegen dieselbe einwenden lasse.

Als der Erzherzog Maximilian von Oesterreich im October 1863 den Notabeln von Mexiko die Annahme der Kaiserkrone versprach, noch mehr aber als er sie am 10. April 1864 in Miramar wirklich annahm, war kaum Jemand in Europa, dem nicht um den Ausgang bange war. Gegenwärtig heißt es freilich in Wiener Zeitungen, man habe den Prinzen stets gewarnt, und um ihm den Entschluß zur Abreise aus Mexiko zu erleichtern, habe man ihn bereitwillig in seine agnatischen Rechte wieder einsetzen wollen. Allein wenn man ihn zurückhalten wollte, warum leistete man ihm zugleich Vorschub? Warum unterstützte man ihn durch Freiwillige, die er in Oesterreich anwerben durfte, ja warum schloß man noch im März 1866 mit ihm einen neuen Werbungsvertrag, der nur wegen des Einspruchs der Regierung zu Washington nicht zur Ausführung kam? Nach dem Brauch aller Höfe hätte der Kaiser Franz Joseph seinem Bruder die Annahme der mexikanischen Krone verbieten können. Dies mit um so wahrscheinlicherem Erfolg, als Letzterer an seinen agnatischen Rechten sehr zu hängen schien, lange und hartnäckig über sie verhandelte, und also deren Entziehung wohl nicht leicht genommen, und einen Bruch mit der Familie gescheut haben würde. — Dies die erste Erwägung, die sich dem Zuschauer heute aufdrängt. „Der Erzherzog — sagt nun vielleicht Jemand — wollte sein Glück machen und einem hohen Beruf nachgehen, und daran wollten ihn seine Angehörigen nicht hindern." Um aber zu erkennen, daß weder ein Glück zu machen, noch ein Beruf zu erfüllen war, genügt es, die Augen zu öffnen. Man überzeugt sich dann auf das Bestimmteste, daß der mexikanische Thron bereits im Augenblick seiner Errichtung rettungslos verloren war.

Mit England, Frankreich und Spanien hatten sich die Beziehungen Mexiko's kriegerisch gestaltet, als in Folge der revolutionairen Ereignisse, die von 1857 an ununterbrochen gewährt, und der Proclamation einer Verfassung, in welcher die Grundsätze der Demokratie in ihren äußersten Folgen zum Ausdruck gelangten, Benito Juarez, als Vorstand des höchsten Tribunals in Guanajuto, eine verfassungsmäßige Regierung zu bilden begann

und als Freund der Waſhingtoner Regierung durch deren Hülfe den mexikaniſchen Wirren ſteuern zu können ſich den Anſchein gab. Sein Sieg im Felde über die Schwarzen, ſein Zug von Guanajuto über Acapulco und Panama nach Veracruz, von wo aus er ſo geſchickt operirte, daß er am 1. Juli 1861 in Mexiko ſelbſt den Präſidentenſtuhl beſtieg, dann ſeine ſcharfen Maßregeln gegen die Schwarzen, die Einführung der Civilehe, die neuen Beſchlagnahmen der Kloſtergüter, dazu die Ausweiſung des päpſtlichen Nuntius bewogen die geſtürzte Partei, ihre Blicke nach dem Auslande zu wenden, um mit fremden Waffen eine Reſtauration durchzuſetzen, ſei es wieder als ſpaniſche Colonie oder als Monarchie unter dem Erzherzoge Maximilian von Oeſterreich, oder ſonſt einem europäiſchen Prinzen. In Madrid und Paris fanden die mexikaniſchen Vertriebenen, die Miramon, Almonte, Miranda ꝛc. williges Gehör.

Da erſchien das Dekret vom 19. Juni 1861, wodurch Juarez auf zwei Jahre alle Zinſenzahlungen an die Staatsgläubiger ſuspendirte. Sofort brach der engliſche Geſandte, wie der franzöſiſche und der ſpaniſche, die diplomatiſchen Verbindungen ab. Die drei Mächte ſchloſſen am 31. October den Londoner Vertrag zu gemeinſamer Aktion, nach deſſen Wortlaut mit dem gegenwärtigen Kriege weder Gebietsvergrößerungen noch beſondere Vortheile erreicht, auch keine Art Einfluß in Mexiko, der ſeine Bewohner an der freien Wahl ihrer Regierung hindern könnte, ausgübt werden ſollte. Als am 17. December die Spanier in Veracruz gelandet waren und Juarez am 18. einen Aufruf zur Eintracht der feindlichen Parteien erlaſſen, kam es im Januar 1863, nachdem unterm 10. eine von den Oberbefehlshabern der drei alliirten Mächte unterzeichnete Proklamation an das mexikaniſche Volk erlaſſen worden war, zu den Verhandlungen von Orizaba, denen am 19. Februar der Vertrag von Soledad zwiſchen den Comiſſarien der Verbündeten und dem mexikaniſchen Miniſter Doblado folgte. Derſelbe beſtimmte u. A. die ſofortige Einleitung von Unterhandlungen zur Feſtſtellung aller Forderungen der Alliirten und zum Abſchluß von Verträgen; während derſelben beſetzten die Verbündeten mehrere Orte, kehrten jedoch nach Abbruch der Unterhandlungen in ihre frühere Stellung vor Veracruz zurück.

Am 9. März folgte eine Conferenz der Bevollmächtigten der Alliirten ebenfalls in Orizaba, betreffend das weitere Vorgehen gegen Mexiko auf Grund der Londoner Convention. Der britiſche und ſpaniſche Bevollmächtigte erklärten, daß kein Grund vorhanden ſei, Feindſeligkeiten gegen Mexiko zu beginnen, während der franzöſiſche den Beginn derſelben zum Schutz der Bewohner des Landes und im Sinne der Londoner Convention für nothwendig erklärte und in einer Note von demſelben Tage dieſen Entſchluß der mexikaniſchen Regierung anzeigte. Während ſich die engliſchen und ſpaniſchen Truppen anſchickten, das Land zu verlaſſen, publicirten unterm 16. April die franzöſiſchen Bevollmächtigten von Orizaba aus eine Kriegserklärung gegen die Regierung des Präſidenten Juarez und begannen am 18. die Feindſeligkeiten.

Die Regierung zu Washington blieb nicht sorglos. Sie erklärte in Paris auf der Stelle, daß sie niemals eine von fremden Truppen etwa errichtete Monarchie in Mexiko dulden werde. Napoleon hatte ohnehin schon ihre Unzufriedenheit erregt. Er hatte sich dem Bürgerkriege gegenüber „neutral" erklärt, er gewährte den Südstaaten die Rechte „kriegführender Nationen", ja er stellte ihnen seine förmliche „Anerkennung" in Aussicht. Zu diesem letzteren Schritte fehlte es ihm aber doch an Entschlossenheit, und durch diese Halbheit verdarb er sein mexikanisches Werk von Hause aus. Er beleidigte die nordamerikanische Union, und er erschien ihr furchtsam: — was konnte er Schlimmeres ausführen? Wenn er einen Erfolg erzielen wollte, so hätte er mit Muth, mit Umsicht und mit Kraft in Mexiko auftreten und sich daselbst auf's Schnellste festsetzen müssen; und sofort mußte er von dort aus den Südstaaten die Hand reichen, sie nicht nur diplomatisch anerkennen, sondern ihnen auch beistehen, ihnen Luft machen. War doch die Losreißung der Südstaaten für die Frage entscheidend, ob eine mexikanische Monarchie werde bestehen können. Unterlagen jene, so hatte eine solche ganz offenbar nicht die geringsten Aussichten.

Nun aber legte Napoleon an den Tag, daß er nicht im Geringsten Kenner amerikanischer Verhältnisse war, und sein General Lorencez bildete sich ein, er habe mit seinen 5000 Mann nur einen Spaziergang zu machen, ließ sich aber vor Puebla (5. Mai) von Zaragoza schlagen. Die Nachsendung von anderen 40,000 Mann und die sonstigen nothwendigen Vorbereitungen zum Kampfe dauerten so lange, daß darüber der Sommer 1863 herankam. Jetzt rückten die Franzosen unter Forey, der mit dem Marschallsstabe in der Tasche nach Mexico geschickt worden war und dem der Kaiser bei der Abschiedsaudienz empfohlen hatte, „scharf zu treffen und rasch", in die Hauptstadt ein und konnten dort von einigen Notabeln einen Kaiser ausrufen lassen; sie vermochten doch aber fort und fort nur einen kleinen Theil des weiten Landes in ihre Gewalt zu bringen, und wie und wann konnten sie hoffen, zu Ende zu kommen?

Die Nordamerikaner waren unterdessen nicht müßig gewesen. Betrachtet man den Stand ihres Krieges in dem Zeitpunkt, wo in Miramar die Krone angeboten und wo sie angenommen wurde, so war an dem einstigen Siege des Nordens über den Süden kaum noch ein Zweifel verstattet, und von hundert und aber hundert sorgfältigen Beobachtern in Europa wurde im Herbst 1863 wirklich nicht mehr gezweifelt. Es stand vor Augen: der Süden hatte eine Zeit lang bessere Geschäfte gemacht, weil er besser vorbereitet gewesen war und geübtere Führer hatte. Bereits aber hatte der Norden den Krieg gelernt, und seine Hülfsmittel waren so unvergleichlich reicher, daß der Süden etwas früher oder später an Erschöpfung zu Grunde gehen mußte. Schon waren die westlichen Staaten, wie der Mississippi in der Gewalt der Union, der Südbund konnte mit Europa keinen Handel treiben, konnte von keiner Seite Zufuhren erhalten, es mußten ihm dafür das Geld und alle sonstigen Kräfte in Kurzem ausgehen, nicht weniger als die streitbaren Mannschaften. Dem Jahre 1864 war vorbehalten, die letzten allerdings noch

ſchweren Kämpfe um das Gebiet zu führen, wo die Aufſtändiſchen enger und enger eingeſchloſſen und zuletzt erdrückt wurden, was nicht vor Oſtern des folgenden Jahres beendet ward. In dieſer ſchon ganz hoffnungsloſen Lage des Südens langte der Erzherzog Maximilian in Mexiko an.

Wahrlich, er hätte leicht wahrnehmen und ſich überzeugen können, daß die Partie bereits verloren und daß der Kaiſer Napoleon nicht der Mann war, von dem er viel verlangen, viel erwarten durfte. Was konnte der Vertrag von Miramar helfen? Er war unausführbar, war es für beide Theile. Der Erzherzog verſprach, und wir glauben, in der Abſicht, ſein Wort, wenn es irgend möglich war, zu halten, daß er die franzöſiſchen Kriegskoſten erſetzen, daß er die franzöſiſchen Hülfstruppen beſolden, daß er ein eigenes, hinlänglich ſtarkes Heer bilden werde, damit die Franzoſen allmählich heimkehren könnten; wie wollte er das Alles beim beſten Willen leiſten? Ein Paar Jahr früher war die Republik, weil ſie einige Millionen nicht bezahlen konnte, mit dieſem Angriff heimgeſucht worden; es ließ ſich daher nichts Anderes erwarten, als daß die Monarchie nur durch wucheriſche Darlehen in den Stand kommen werde, alle dieſe geſteigerten Ausgaben zu decken. Niemand wunderte ſich, als in ihrem Jahresetat die Ausgaben in der dreifachen Höhe der Einnahmen erſchienen, oder als keine Zinſen bezahlt werden konnten und Zollſtätten verpfändet wurden, wo andern Tages die Juariſten ſiegreich einzogen. Der neue Kaiſer theilte das Land, das er nur zum kleinſten Theile beſaß, in Militärbezirke ein und beſchloß, ein Heer von 20,000 Mann im Frieden, von 30,000 Mann auf dem Kriegsfuß zu halten; das hieß, im Kriege noch nicht einen Soldaten auf die Quadratmeile! Es wäre überflüſſig, von ſolchen Unmöglichkeiten weitläufig zu ſprechen. Wo ſchon die Finanzen und das Heerweſen ſo beſchaffen ſind, was ſoll man da noch davon reden, daß unter Vortritt eines Bonaparte eine Regierung eingerichtet werden ſollte, deren einzige Stütze im Lande eine kleine, wenig beliebte Partei war? Eine Partei, deren Genoſſen nur zufriedengeſtellt werden konnten, wenn der Kaiſer von Mexiko zufrieden damit war, daß der Papſt ihn ſeinen Unterthan nannte, was aber dieſem Kaiſer doch zu viel war. Unter ſolchen Umſtänden iſt wohl noch niemals eine „Wiedergeburt" eines Landes angekündigt, verſprochen und „in die Hand genommen" worden.

Daß Napoleon da (wenn auch nicht nach dem Buchſtaben des Vertrags von Miramar) ſeine Truppen in die Heimath zurückrief, war immer noch das Beſte, was er thun konnte, oder was hätte er ſonſt thun ſollen? Die Nordamerikaner verlangten es, er konnte nicht umhin, ihnen Folge zu leiſten. Auch war es kein ſchlechter Rath, als er den Kaiſer Maximilian einlud, ſich den Heimkehrenden anzuſchließen, denn was ſollte mit dem Dortbleiben bezweckt werden? Mit den Liberalen hatte es der Kaiſer für alle Zeit verdorben, durch den Erlaß vom 15. October 1865, dem zu Folge alle, bewaffneten Banden zugehörigen Perſonen, was immer ihre Anzahl, Organiſation und Benennung ſein möge, vor das Kriegsgericht geſtellt und, wenn ſchuldig befunden, einer ſolchen bewaffneten Bande angehört zu haben, binnen 24 Stunden hingerichtet werden ſollten. Mit anderen Worten, die

Truppen der Republik, die ihr Land und deſſen Unabhängigkeit vertheidigten, ſollten wie Räuber behandelt werden. Dieſes Dekret, zu deſſen Unterzeichnung, wie es ſich jetzt herausſtellt, der unglückliche Monarch gedrängt wurde, iſt kein todter Buchſtabe geblieben. Bevor ein Monat vergangen war, wurden die Generale Arteaga und Salazar mit vier Oberſten an der Spitze von 1000 Mann gefangen genommen und erſchoſſen. Das Wort des Kaiſers aber, daß alle Gegner jetzt nur noch für „Banditen" anzuſehen und als ſolche zu behandeln ſeien, wurde von dem, der es geſprochen hatte, nach einem Jahre dadurch widerlegt, daß er ſelber jetzt ſagte, der „Bürgerkrieg" habe noch niemals aufgehört und er nehme täglich an Ausdehnung zu. Das war die Wahrheit, das Land befand ſich in der That ſeit der Ankunft der Franzoſen unausgeſetzt im Bürgerkrieg; wie konnte aber nach alledem der Kaiſer noch erwarten, daß die Liberalen jetzt auf ſeine Stimme hören, daß ſie mit ihm und ſeinen Anhängern in Berathſchlagung treten würden. Sein Vorſchlag, eine Nationalverſammlung über die Regierungsform entſcheiden zu laſſen, war eine Chimäre, da ja die Monarchie von Napoleon bereits aufgegeben und eben deshalb im Erliegen war. Daß ihn ſeine Anhänger aufforderten, im Lande zu bleiben, durfte doch auch von keinem Gewicht für ihn ſein, denn dieſe dachten nur an ſich, und weder an das Land noch an ihn. Er hätte daher getroſt mit den Franzoſen heimkehren ſollen, da durchaus nichts mehr für die Monarchie zu gewinnen war, ſondern nur der Bürgerkrieg ſich in die Länge zu ziehen drohte.

Wir brauchen nicht erſt noch beſonders hervorzuheben, daß wir das Schickſal des Kaiſers Maximilian auf das Lebhafteſte bedauern und beklagen, finden es aber im höchſten Grade widrig, wenn der, welcher den unglücklichen Erzherzog zu dieſem Unternehmen geködert hat, den Manen des Erſchoſſenen durch „Moniteurartikel" gerecht zu werden ſich bemüht. In dieſen gießt man die Schale des Zornes über die mexikaniſchen Republikaner aus und klagt ſie nicht etwa, was ja natürlich wäre, nur der Inhumanität, der Grauſamkeit an, ſondern qualificirt ſie als Mörder, Räuber, verworfene Menſchen ꝛc; man bedenkt aber dabei nicht, daß man in und zu demſelben Frankreich ſpricht, wo Ludwig XVI. hingerichtet, wo der Herzog von Enghien auf Befehl des erſten Napoleon, und Marſchall Ney unter der Autorität des reſtaurirten Bourbon erſchoſſen worden iſt, daß es derſelbe „Moniteur" iſt, welcher ſeiner Zeit nicht nur dieſe Akte mit den Ausdrücken der Billigung berichten, ſondern auch noch den König von Neapel wegen der Hinrichtung Murat's beglückwünſchen mußte. Die Oppoſitionsblätter verſäumen auch nicht, während ſie mit uns das Ereigniß tief beklagen und den unglücklichen Prinzen, der mit dem beſten Willen und der redlichſten Abſicht ſich einer Aufgabe unterzog, die er für ruhmreich und erſprießlich hielt, die tiefſte Theilnahme widmen, auf jene hiſtoriſchen Daten hinzuweiſen, das amtliche Blatt ſeiner Inconſequenz zu zeihen und die heuchleriſche Sprache der officiellen und officiöſen Blätter zu verdammen. Das „Journal de Paris" hat ſogar den Muth, in ſeiner Nummer vom 6. l. M. nach einander die „Moniteur"-Artikel und dahinter ein Bruchſtück aus der Rede abzudrucken,

die Prinz Napoleon am 5. November 1861 im Senat gehalten und in der er, wie man ſich erinnert, es offen ausſprach, man würde etwa in Frankreich bewaffnet einfallende Legitimiſten oder Republikaner „bel et bien“ zu erſchießen wiſſen. Dieſem Auszuge folgen dann Stellen aus dem „Moniteur“, welche das erwähnte Blutdecret Maximilian's vom 15. October 1865 rechtfertigen und verherrlichen, ſowie ſchließlich die in ihrer Einfachheit vernichtenden Abſchiedsbriefe der in Folge deſſelben erſchoſſenen juariſtiſchen Generale Arteaga und Salazar. Selbſt der ultramontane „Monde“, den man am Wenigſten geneigt glauben ſollte, Juarez, den Antiklerikalen par excellence, in Schutz zu nehmen, läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren, indem er eine unparteiiſche Charakteriſtik nach Mittheilungen ſolcher Leute, die den Präſidenten perſönlich kennen, von ihm giebt.

Einig iſt man natürlich in der Verdammung des Verräthers Lopez und ſeit man erfahren, daß der eigentliche Urheber des Maximilianiſchen Blutdecrets der Marſchall Bazaine iſt, auch dieſes Mannes. Einer ſeiner militäriſchen Collegen, der mit ihm aus Mexiko zurückgekehrt iſt, ſoll ein Rundſchreiben von ihm an die franzöſiſchen Corpscommandanten daſelbſt mitgebracht und freundcameradlich vielen Leuten zu leſen gegeben haben. In dieſem Schreiben heißt es mit Bezug auf das Octoberdecret: „Endlich iſt es mir gelungen, dem Kaiſer Maximilian trotz ſeines Widerſtrebens, den Erlaß zu entreißen, den ich hier anfüge!“ Im Senat ſcheint man ihn für einen verlorenen Mann zu halten; wenigſtens wird der College mit ſichtbarer Kälte behandelt, ungeachtet er bekanntlich ſeinen Onkel Lopez preisgegeben hat.

Sämmtliche Geſandten europäiſcher Mächte ſind ſelbſtverſtändlich aus Mexiko zurückberufen worden, oder haben das Land aus eigenem Antriebe bereits verlaſſen. Ueber das Schickſal des franzöſiſchen Geſandten iſt man trotz der Verſicherungen der officiöſen Blätter nicht ganz beruhigt. Seine letzte Depeſche aus Mexico ſoll am Tage vor der Capitulation der Stadt abgegangen ſein; ob man ihn frei nach Veracruz hat ziehen laſſen, ſteht dahin, und wenn dies der Fall geweſen, ſo kann er in Veracruz, das ſeitdem ebenfalls den Juariſten in die Hände gefallen iſt, neuen Gefahren ausgeſetzt geweſen ſein.

In London wird es nicht ſo leicht wie in Paris ſein, das Unterhaus oder die in dieſem ſitzenden Miniſter zu einer Demonſtration gegen die gegenwärtigen Machthaber in Mexiko zu bewegen. Einzelne, wie Sir Lawrence Palk, mögen immerhin Anträge dieſer Art ſtellen, und Viele aus der Maſſe werden nicht ermangeln, dem unglücklichen Prinzen einen ehrenden Nachruf zu widmen, aber zu einer Demonſtration des geſammten Hauſes iſt dieſes vorerſt nicht geſtimmt, ebenſo wenig wie Lord Stanley, der bekanntlich ablehnend geantwortet hat. Sollte es dennoch dazu kommen, ſchreibt man aus London, ſo wird die Trauer-Reſolution mehr dem nahen Anverwandten der Königin, als dem gerichteten Kaiſer gelten, ſomit einen mehr ceremoniellen als politiſchen Hintergrund haben. Die von Otway angekündigte, in dieſelbe Sphäre gehörige Interpellation, ob die Regierung ihren Geſandten aus Mexiko abberufen werde, hat gar keinen Sinn. Richtig geſtellt, müßte ſie

lauten, ob die Regierung abermals einen Gesandten bei Juarez beglaubigen werde. Denn seit Sir Charles Wyke sich aus Mexiko empfohlen hat, gab es nur einen britischen Gesandten am Hofe des Kaisers Maximilian, aber keinen im republikanischen Heerlager. Mit dem Tode des Kaisers hören die Functionen des Gesandten von selber auf und daß derselbe Mann nicht bei Juarez beglaubigt werden wird, kann als feststehend angenommen werden. Ueberhaupt dürfte es geraume Zeit währen, bis ein neuer hingeschickt wird, theils aus politischen Gründen, um erst abzuwarten, wie die dortigen Verhältnisse sich gestalten, theils abermals aus Rücksichten für die Königin, die sich nicht gut bei Juarez, der ihren Vetter erschoß, vertreten lassen kann. Ist erst Dieser von der Bühne abgetreten — was, nach früheren mexikanischen Präcedenzfällen zu urtheilen, ehestens geschehen dürfte — wird sich leichter in's alte diplomatische Geleise wieder einlenken lassen. Ein Gleiches gilt von Frankreich, Rußland, Preußen und in letzter Instanz wohl auch von Oesterreich.

Für Letzteres und sein Herrscherhaus ist die mexikanische Katastrophe ein trostloses Schicksal, an das sich ja auch der Wahnsinn der Gemahlin des unglücklichen Kaisers knüpft. Und zu diesem Unglück die bedenkliche innere Lage des Reiches selbst, die Spaltung der Monarchie, das Drängen nach einer parlamentarischen Regierung, das Schwanken Derer, welche jetzt an der Spitze der Verwaltung stehen! Ein solches Schwanken und Umhertappen, kein festes Auftreten ist ja in Oesterreich nichts Neues. Man hat wiederholt bemerkt, daß Oesterreich seit den Niederlagen des Jahres 1859 in Italien sich durch Ansätze zu einem Sprung über die Kluft, die es von den modernen Culturstaaten trennt, habe forthelfen wollen, aber aus Mißmuth darüber, daß es durch den Sprung die reifen Früchte einer gediegenen Entwickelung nicht erreichen konnte, immer sehr bald wieder in die Lässigkeit, der es sich fast ein halbes Jahrhundert hingegeben hatte, zurückgefallen sei. So bedurfte es nach dem Ansatz von 1859 des neuen von 1860, darauf des Schmerling'schen von 1861, worauf 1863 der Ansatz zur deutschen Reform folgte, der auch sogleich wieder aufgegeben wurde, als die Sache nicht mit einem Male gelingen wollte. Sollte jetzt wieder auf den Sprung zur parlamentarischen Regierung, zu der man sich nach Allem entschlossen zu haben scheint, Ermattung und Verzweiflung folgen? Sollten sich, während der Freiherr von Beust, der neue Reichskanzler, die parlamentarische Laufbahn den Kräften Oesterreichs öffnet, nicht ein Paar Führer finden, welche das Anerbieten annehmen und daraus Etwas zu machen verstehen? Der Verfassungsausschuß läßt es nicht an Thätigkeit fehlen; er wendet allen Fleiß an, um den Entwurf eines Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister zu Stande zu bringen; das Bild eines mit „Delicten" behafteten Ministers wird mit minutiöser Gründlichkeit ausgemalt, wie etwa das Musterbild des „kranken Pferdes", — aber sollte es nicht heilsamer sein, tüchtige Minister zu schaffen und auf die Beine zu stellen? Ein Königgrätz mußte kommen, um den, vom Reichsrath noch nicht in Arbeit genommenen, Ausgleich mit Ungarn zu bringen und den Ansatz zur parlamentarischen Regierung her-

beizuführen, — welche bittere Erfahrungen will man noch erwarten, damit die ſchon eingetretene Verſtimmung und die bereits um ſich greifende Reſignation wieder weggefegt werden und ſtatt bloßer Vorſätze ein Werk in's Leben gerufen wird?

Wir wollen hoffen, daß der Reichskanzler die bedenkliche innere Lage Oeſterreichs wohl zu ſchätzen weiß, auf deſſen Boden ja auch die von Moskau mitgebrachte Saat des Panſlawismus bereits gewaltig in's Kraut zu ſchießen anfängt. Wir ſchweigen über die Böhmen, weil deren Gebahren z. Z. noch zu viel Kindiſches in ſich ſchließt, wogegen die galiziſchen Zuſtände mit jedem Tage drohender werden. In dieſem Kronlande gewinnt die ruſſiſche Partei täglich mehr Boden, und ihre Agenten durchziehen daſſelbe in zahlreichen Schaaren, um beſonders unter den Bauern des platten Landes Anhänger anzuwerben und dieſe gegen den Adel aufzuwiegeln, was ihnen denn auch in ausgedehntem Maße gelingt, da die Regierung ſich offenbar geſcheut hat, energiſch aufzutreten. Selbſt der Graf Goluchowski, der doch ſo ſtreng und rückſichtslos gegen die Ruthenen verfuhr, iſt ſeit einiger Zeit in ſeinen Maßnahmen unſicher geworden, und geht nicht ſcharf genug gegen die ruſſiſchen Unterthanen, die ſich als Aufwiegler geriren, vor. Daß demzufolge vielleicht zwei Drittel aller ruſſiſchen Agenten ihr Treiben im Lande fortſetzen können, liegt zu Tage. Warum man Recriminationen von ruſſiſcher Seite um jeden Preis zu verhindern ſucht, iſt kaum zu begreifen, da es bereits dahin gediehen iſt, daß ſelbſt den Gemeindevorſtänden vielſeitig der Gehorſam verſagt wird. In dem großen Majorat des Fürſten Sanguſzko iſt es ſchon zu einer vollſtändigen Revolution gekommen. Die Bauern wollen um jeden Preis Ruſſen werden und nicht mehr dem polniſchen Adel dienſtbar ſein. In den eigentlichen ruthenischen Kreiſen, in denen man die kecke Widerſetzlichkeit durch Waffengewalt niederkämpfen wollte, hat das Militär bereits an mehreren Orten Niederlagen erlitten und iſt zum Rückzug gezwungen worden.

Es wäre aber nun ein unverzeihlicher politiſcher Fehler, wollte die öſterreichiſche Regierung dieſe Vorgänge auf die leichte Schulter nehmen und darüber gleichgültig hinweggehen. Auch hat man in Wien das miniſterielle Augenmerk auf dieſe ſlawiſche Bewegung gerichtet, denn wie der neue Reichskanzler im Reichsrathe erklärte, wird die Regierung Böhmens, ſo wie Galiziens von jetzt ab eine ſtrenge und wachſame Aufmerkſamkeit für die von Außen hereingetragene Unruhe haben. Wenn wir auch keinen Augenblick an dem Willen und an der Fähigkeit zur Strenge Seitens der öſterreichiſchen Regierung zweifeln, im Gegentheil davon überzeugt ſind, daß ſie auch in dieſem Falle von der ihr zuſtehenden Macht den gehörigen Gebrauch zu machen wiſſen wird, um ſo mehr als die panſlawiſtiſche Propaganda außerhalb ihres Anhanges ſich keiner Sympathie erfreut und man nirgends in Europa die Ausdehnung der auf die abendländiſche Cultur drückenden ruſſiſchen Macht mit Wohlwollen betrachtet, ſo iſt es doch ſehr fraglich, ob die Mittel der Strenge und der Repreſſion allein ausreichen werden, die Gährung der Slawen und den von Moskau herandrohenden Gefahren Einhalt zu thun. Wir meinen nicht, daß dies der einzige Weg ſei, den die öſterreichiſche Re-

gierung betreten und wandeln kann und ſollte. Dieſe ſtrengen Maßnahmen erzielen beſtenfalls nur ein negatives Reſultat: ſie leiſten Abwehr und verhindern vielleicht die Anſteckung und die ſchädliche Verbreitung — aber ſie verſöhnen und beſänftigen nicht, ſie erobern nicht die Herzen und gewinnen keine Freunde. Nebſt dieſen Mitteln mit negativen Ergebniſſen ſollten alſo auch ſolche mit *poſitiven* gebraucht werden, ja dieſe würden jene zum bedeutenden Vortheil abſchwächen und vielleicht ganz und gar entbehrlich machen, und das iſt *zunächſt* die hohe Aufgabe der Wiener Regierung.

Mexiko's Zukunft.

I.

Keines der alten Vicekönigreiche des ſpaniſchen Amerika's hat die traurigen Folgen der neuen politiſchen Aera, die ſich anmaßender Weiſe mit dem falſchen Titel des Zeitalters der „Unabhängigkeit" brüſtet, tiefer empfunden als Mexiko, denn auf den Wohlſtand und die Ruhe, in der ſich Neu-Spanien befand, ſind fortwährende Bewegungen, allgemeines Elend und die deutlichſten Symptome einer allmählichen Auflöſung gefolgt. Seit 1824 wurden die Unglücksfälle, die der Kampf gegen den Mutterſtaat bewirkte, noch durch das vielfache Mißgeſchick des unter den Inſurgenten ſelbſt entbrannten Krieges vergrößert; und als nun gar, gleichſam um dem glücklichen Gedeihen Mexiko's den letzten Stoß zu verſetzen, die Bundesverſammlung von 1827 die Austreibung aller europäiſchen Spanier beſchloß, ſo verſchwanden mit ihnen zugleich die Capitalien der Induſtrie und, mit dem dadurch bewirkten Verſiegen der Handelsquellen, das Glück des Landes. Durch das vatermörderiſche Geſetz verjagt, flüchteten die bedeutendſten Kaufleute in die Fremde und ließen ſich daſelbſt nieder. Wohlhabende Eigenthümer, hochgeſtellte Beamte, Glieder des Clerus, ſämmtlich im Beſitz großer Reichthümer, ſchafften dieſelben nach England, Frankreich, Spanien und den Vereinigten Staaten. Der ſo fruchtbare Boden Mexiko's, ſeine unterirdiſchen Schätze, ſeine bewundernswürdige geographiſche Lage, ſeine Häfen auf beiden Seiten des Oceans wurden nun gewiſſermaßen unfruchtbare Vortheile, und der verarmenden Nation blieb als Entſchädigung für ihr Unglück und ihre Fehler nichts als ein tönendes, aber leeres Wort, ein Schattenbild von Freiheit.

Eine ganz banale Redensart iſt es geworden, den *romaniſchen* Völkern die Fähigkeit des Coloniſirens abzuſprechen. Dies mag vielleicht richtig ſein in Bezug auf die *Franzoſen*, die nun einmal vor Heimweh nicht außerhalb ihres Vaterlandes leben können. Indeſſen iſt Frankreich doch die Mutter einer größeren Colonie, nämlich *Canada's*, geweſen. Welche große Rolle nun — von den alten *Römern* hier gar nicht zu reden — im Mittelalter zwei lateiniſche Städte, *Genua* und *Venedig*, geſpielt und wie viele Colonieen und Städte ſie gegründet haben, iſt hinlänglich bekannt. Es gab aber eine Zeit, wo man umgekehrt die Berechtigung beſaß, zu behaupten: die *ger-*

manische Race sei unfähig, die romanische allein befähigt, überseeische Länder zu bevölkern. Man zähle nach, wie viele Dutzend Versuche die Engländer im 16. Jahrhundert anstellten, um festen Fuß in Nordamerika zu fassen, wie kläglich alle diese Colonisten umkamen oder ruinirt in ihr Vaterland zurückkehrten. Und was waren diese Colonieen noch am Ende des 17. Jahrhunderts? Damals hatten die Spanier bereits die Reiche Montezuma's und Atahuallpa's sich unterthänig gemacht, und Europa empfing aus ihren Händen neue nützliche Produkte und bekanntere in früher unerhörten Quantitäten. Es giebt in der Geschichte der menschlichen Cultur keine wichtigeren Thatsachen, als die Acclimatisation fremder Naturprodukte. Die Wanderung mancher Pflanzen ist zugleich die Wanderung der Cultur selbst geworden. Man denke nur, welche beinahe unerfaßlichen Veränderungen auf unserem Welttheile vor sich gingen, als zuerst unsere Halmfrüchte und mit ihnen der Ackerbau heimisch wurde! Man erinnere sich der eigenthümlichen Geschichte der Seidenzucht, der Cultur des Zuckerrohrs, des Reises, des Indigo, des Saffran! Jeder gelungene Acclimatisations-Versuch hat Tausenden, hat Millionen Menschen eine gewisse Art von Beschäftigung angewiesen, die nothwendig auf ihre Sitten, Bräuche, Gewohnheiten, selbst auf ihre Gemüthsart zurückwirkte! Diese universelle Bedeutung, welche die Wanderung der Naturprodukte besitzt, giebt umgekehrt den ersten Versuchen der Acclimatisation einen schwerlich zu überschätzenden historischen Werth. Die Spanier waren aber die Urheber des großen Austausches der Culturen zweier Welttheile. Die neue Welt kannte keines unserer Hausthiere, es war dort kein Pferd, kein Esel, kein Rind, kein Schaf, kein Schwein, kein Hund, keine Katze anzutreffen, die Spanier führten diese Thiere nach Amerika, sie brachten unsere Halmfrüchte, unsere Gartengewächse, unsere Fruchtbäume, das Zuckerrohr dorthin, — Alles ein Verdienst der Spanier, das man nicht genug hervorheben kann und das man so selten ausgesprochen findet.

Von den ungeheuren Ländermassen, welche Spaniens Scepter noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts beherrschte, sind ihm dermalen außerhalb Europa's verhältnißmäßig nur ein kleiner Theil noch geblieben. Das scheinbar so reiche und mächtige Spanien ist zu einer Macht dritten oder höchstens zweiten Ranges herabgesunken. Wir sagen „scheinbar", denn Spanien war selbst unter den vortheilhaftesten Verhältnissen arm geblieben, weil der Charakter seines Volkes von je her zu einer geringen wirthschaftlichen Thätigkeit inclinirte. Der große Reichthum Spaniens unter Ferdinand und Isabella, sowie in der früheren Zeit Karl's V., war nur eine fable convenue: in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts hatte Spanien seine herrlichsten Colonieen in einer Nacht ohne Schwertstreich verloren; was ihm davon noch blieb, konnte jeden Augenblick gleichfalls gegen das Mutterland treulos werden.

Das spanische Colonialsystem, wie es sich seit Columbus', Cortez' und Pizarro's Zeit ausbildete, hatte neben dem allgemeinen Merkmal der handelspolitischen Ausschließlichkeit und Monopol-Organisation den besonderen

Charakter, die Herrschaft durch aristokratisch-kirchliche Bevormundung der Eingeborenen und langsame Erziehung der Letzteren, durch Beschränkung der Zahl der Spanier und Ausschließung aller übrigen Europäer, durch kurze Regentschafts-Perioden der Vicekönige und Berufung derselben vor politische Absolutions-Tribunale zu erhalten. Das System erhielt sich, so lange im Mutterlande der habsburg-philippinische Geist lebendig war. Als aber mit dem Bourbonismus im Mutterlande auch der centralisirende französische Bureaukratismus das Gebäude des Colonialsystems unterwühlte, als derselbe auch nach und nach fremde Nationen in Berührung mit den Colonieen treten lassen mußte, war über den spanischen Colonialbesitz das Loos geworfen.

Wenn vor Allem den Fehlern des spanischen Blutes das Absterben der spanischen Creolenstaaten zugeschrieben wird, wie umgekehrt die bisherige Kraft und das bisherige Wachsthum der nordamerikanischen Union als Racenverdienst proclamirt wird, so geschieht dies aus Unwissenheit und Gedankenlosigkeit. Die spanischen Colonieen waren insonderheit vor dem oben bezeichneten Wendepunkte in den politischen Verhältnissen des Mutterlandes gediehen und dem Drucke einer fiskalischen Ausbeutung zum Trotz mit einer Geschwindigkeit gewachsen, um die sie zwar nicht die Vereinigten Staaten, wohl aber die alte Welt noch beneiden könnte. Ihr gegenwärtiges materielles Elend ist eine Folge ihrer unreifen und verfrühten Befreiung und der geringen politischen Begabung der spanischen Creolen.

Indessen hat die spanische Race eine Aufgabe gelöst, die von der angelsächsischen noch gar nicht versucht worden ist, sie hat nämlich Gebiete innerhalb der Tropen bevölkert und der europäischen Cultur gewonnen. Der spanische Creole ist faul, hochmüthig, unwissend, sorglos, verschwenderisch — wir geben dies Alles zu, aber würde wohl der angelsächsische Ansiedler in Mexiko und Peru im Laufe der Jahrhunderte nicht eben so gut entartet sein? Man wendet vielleicht ein, daß germanisches Blut in Vorder- und Hinterindien tropische „Colonien gegründet" habe. Versteht man aber unter dem Colonisiren streng nur die Bevölkerung fremder Gebiete durch Auswanderung, so ist Hindustan so wenig eine britische Colonie zu nennen, als der malaiische Archipel eine holländische. Briten und Holländer sind bis auf die Neuzeit nur Conquistadoren in Asien gewesen. Ihre Herrschaft war nur eine soldatische. Sie haben keine Binnenstädte, sondern nur Handelsplätze gegründet, sie bebauen, mit geringer Ausnahme, nicht das eroberte Land, sondern beuten es vorzugsweise fiskalisch und mercantilisch aus. Und gerade in Indien zeigt sich, was aus dem germanischen Blute unter der heißen Zone wird. Es herrscht dort bereits ein Kastenunterschied zwischen Briten und Hindustanern, d. h. den Abkömmlingen europäischer Ansiedler in Indien, welche bekanntlich nichts weniger als in Achtung stehen und alle Vorzüge des angelsächsischen Blutes mit dem asiatischen Phlegma vermischt haben. Man unterscheide also doch, wenn man die großartigen Verhältnisse der Colonieen Nordamerika's mit den kümmerlichen Zuständen des tropischen Amerika vergleicht, wie viel auf Rechnung der niederen Breite und des Klima's und wie viel auf Rechnung der Nationalfehler kommt.

Die ſpaniſchen Colonieen waren urſprünglich reine Eroberungscolonieen. Schon ſehr frühe jedoch legte ſich die Krone in's Mittel zwiſchen den Conquiſtadoren und den Unterworfenen, deren Ausbeutung man beſchränkte. Das indiſche Staatsrecht erklärte Grund und Boden der Colonieen für Domänen des Königs. Gleichſam als Amtslehen ertheilte der König den Entdeckern und ſonſtigen verdienten Männern ſogenannte Encomiendas, eine Inſtitution, die Chriſtoph Columbus einführte, unter welchem auch der Sklavenhandel in Gang kam. Er förderte ganze Schiffsladungen Eingeborener nach Sevilla, wo ſie verkauft wurden, um mit ihnen die canariſchen Zuckerplantagen zu bevölkern. Dieſe Unbarmherzigkeit war es hauptſächlich, welche zum Sturze des Statthalters führte, wie ſich alle diejenigen überzeugen werden, denen der handſchriftliche Las Caſas unter die Hände kommen ſollte. Iſabella, die auf ihrem Sterbebette noch der armen, nackten Indianer gedachte, ließ die Sklaven, die Columbus in die alte Welt ſchickte, ſämmtlich in Freiheit ſetzen. Es iſt ſchade, daß man bis jetzt noch nicht die aus ihrer Regierungszeit vorhandenen Geſetze zu Gunſten der Indianer benutzt hat, es würde ſich dann erweiſen, daß Karl V. eigentlich nur in die Fußtapfen ſeiner erlauchten Großmutter getreten iſt. Allein der Geſetzgeber kam ſpät. Ferdinand der Katholiſche wurde wenig von menſchlichen Regungen in ſeiner Politik geſtört, und die Praxis der Encomiendas war unter ſeiner langen Alleinherrſchaft den Eroberern Amerika's ſo geläufig geworden, daß jede Reform zu Gunſten der Indianer ſchwierig und niemals vollſtändig durchzuſetzen war. Der Indienrath und die Fürſten ſelbſt von Karl V. (als ſpaniſcher Monarch natürlich Karl I.) an bis auf Karl III. nahmen ſich beſtändig der Eingeborenen gegen die ſpaniſchen Unterdrücker an. Der Kaiſer lieh ſolchen Leuten, wie Las Caſas, Acoſta, Zurita, Gehör, welche in der neuen Welt ſelbſt von den ſpaniſchen Conquiſtadoren gehaßt und als Ideologen nicht ganz mit Unrecht verhöhnt wurden. Schließlich erklärte man die Indianer gänzlich frei und ſie brauchten weder die Alcavala noch ſonſt einen Tribut zu entrichten. Beleidigungen, welche einem Indianer zugefügt worden waren, ſollten ſchwerer beſtraft werden, als wenn ſie einen Spanier getroffen hätten.

Mit ganz beſonderer Milde trat die Kirche gegen die Eingeborenen auf, mit denen die Inquiſition nie Etwas zu ſchaffen gehabt hat. Ueberhaupt hat die Kirche in der Coloniſation der von den Spaniern beſetzten Ländereien eine wichtige Rolle geſpielt, nachdem ſchon die Mönche bei der Eroberung dieſer Gebiete oft weſentlichere Dienſte geleiſtet hatten, als die Soldaten. Noch jetzt nennt die Geſchichte den Namen Andrea de Urbaneta's mit Bewunderung, jenen Mann, welcher bei einer früheren Expedition nach den Philippinen ein Schiff commandirt hatte, ſpäter in den Orden der Auguſtiner getreten war und dem kühnen Legaſpi ſo wacker zur Seite ſtand, als derſelbe am 27. April 1565 auf der Inſel Zebu landete und dieſe im Namen der ſpaniſchen Majeſtät in Beſitz nahm. Freilich paßt das Weſen der Miſſionare und deren civiliſatoriſche Erziehung mehr für die Anfänge der Culturpflanzung, die Einrichtung artete auch im ſpaniſchen Amerika in die

ſchlimme Seite der Prieſterherrſchaft, in Ausbeutung, in Unfreiheit und Abſperrung gegen alles Neue aus, welches letztere durch die natürliche Lage der ſpaniſchen Colonieen in Amerika noch erleichtert wurde. Die ſpaniſche Regierung beachtete dieſe Naturverhältniſſe, indem ſie der Bildung großer Hafenſtädte und leichter Communikationsmittel nach dem Binnenlande entgegenarbeitete, überhaupt auch die ganze Adminiſtration dahin richtete, daß dieſe Abgeſchloſſenheit vergrößert wurde.

Kein Spanier durfte ohne ſpecielle Erlaubniß nach Amerika gehen, ſo daß die Zahl der Spanier ſtets gering geweſen iſt und ſich erſt 1550 auf 15,000 belief. Im Anfange unſeres Jahrhunderts gab es dort 7½ Mill. Indianer, 3½ Mill. Weiße, 776,000 Neger und 5½ Mill. Miſchlinge, eine Bevölkerung, die eine durch Race- und Hautverſchiedenheit ſtrenge Kaſtenordnung hatte und haben mußte, indem alle Eroberungscolonieen von Natur dazu neigen, die Bevölkerung in Kaſten zu zerſplittern. Zuerſt unterſchied man die verſchiedenen Blutmiſchungen, von deren ſechszehn Nuancen die wichtigſten immer die Meſtizen, Mulatten und Zambos bleiben. Das Connubium zwiſchen der höheren und niederen Hautfarbe galt als Mißheirath und durfte kraft der Geſetze von den Eltern verhindert werden. Der lehrreichſte Unterſchied bleibt aber immer der zwiſchen den Chapetons oder Gachupins und den Creolen, von denen der Erſtere der eingewanderte Europäer, der Creole der Nachkömmling von eingewanderten Europäern iſt. Blutunterſchiede trennten Beide nicht, ſie waren auch vor dem Geſetze völlig gleich, aber dennoch beanſpruchte der Chapeton, einer höheren Klaſſe anzugehören, als der Creole, offenbar, weil man eine Degeneration der Race durch eine Verpflanzung nach den Tropen zugab. Das Mutterland trachtete eifrig danach, dieſe Kaſtenunterſchiede zu erhalten, um die Abhängigkeit der Colonieen zu verewigen, weil jede Kaſte voll Neid auf die höhere, voll Verachtung auf die niedere blickt. Auf dieſem Geſellſchaftsboden erwuchs eine durch Rang- und Titelſucht, Etiquettenſteifigkeit, Förmlichkeit und Ceremonienweſen ausgezeichnete Beamten-Ariſtokratie, deren Organiſation übrigens eine die mutterländiſche Monarchie völlig beruhigende war.

Die Vicekönige beſaßen anfänglich die ganze königliche Gewalt und Macht, die aber bald durch die Zerſplitterung der Territorien in vielerlei ſelbſtſtändige General-Capitanate gebrochen wurde. Man ließ ſie bald nicht länger als ſieben Jahre im Amte, überdies waren ſie den von Zeit zu Zeit in die Colonieen abgeordneten Viſitas unterworfen und wurden, wie überhaupt jeder hohe Colonialbeamte, nach der Niederlegung der Gewalt einem Scherbengerichte, der ſogenannten Reſidencia, unterworfen, welches darin beſtand, daß der Rath von Indien einen angeſehenen Juriſten beſtellte, welcher Monate lang Klagen jeder Art annahm, über welche dann in Spanien entſchieden wurde. Dem Statthalter zur Seite ſtanden die ſogenannten Audienzas, Gerichtshöfe zweiter Inſtanz, zugleich aber auch mit der Funktion beſchränkender Staatsräthe und mit dem Rechte direkter Correſpondenz mit der Krone, und die höchſte Inſtanz der Colonialverwaltung war der Rath von Indien, 1511 errichtet und 1542 definitiv organiſirt, ein Collegium,

das urſprünglich alle Finanz-, Polizei-, Militär-, Kirchen- und Handelsgewalt vereinigte.

Der Handel wurde ſtreng monopoliſirt, und da die Krone ſich das Monopol mit den Colonieen und von allen Erträgniſſen einen Quint oder Zehnten vorbehielt, ſo bedurfte es beſonderer Vorſicht, um die ab- und zugehenden Schiffe zu beaufſichtigen. Dieſe fiskaliſchen Geſchäfte wurden ſehr frühzeitig und zwar ſchon von 1503 an in dem Indienhaus zu Sevilla, der berühmt gewordenen Caſa de Contratacion vereinigt, in die alle Kroneinkünfte floſſen und aus deren Geldern die Ausgaben beſtritten wurden. Die weſtindiſchen Schiffe erhielten dort ihre Papiere, Befehle und Päſſe, in den Archiven wurden die Berichte der Entdecker und die Karten der Piloten niedergelegt und die Beamten der Caſa arbeiteten die Entwürfe für neue Anſiedlungen aus und übten die nautiſche Polizei. Später, als die Silberſchätze aus Mexiko und Peru zu fließen begannen, ſchwärmten, wie die Bienen um den Honig, Piratenſchiffe in Weſtindien und den atlantiſchen Gewäſſern. Es wurde deshalb nöthig, den Schiffen militäriſche Bedeckung zu geben und ſie zu größeren Handelsflotten zu vereinigen, deren Cours ſtreng vorgeſchrieben war. Das Handelsmonopol und das politiſche Verwaltungsſyſtem hielt vielfach die öconomiſche Entwickelung der Colonieen auf, und das Handelsſyſtem wurde mit dem Erwachſen der engliſchen Seeherrſchaft im Laufe des 18. Jahrhunderts immer weniger haltbar, bis es gänzlich aufhören mußte und nicht wenig dazu beigetragen hat, die Colonieen ſich nach dem Abfall von dem Mutterlande ſehnen zu laſſen. A. B.

Zur nordſchleswig'ſchen Frage.

Die Paragraphen des Wiener Friedensvertrages vom 30. October 1864, die ſich auf die feſtzuſetzende Grenze zwiſchen Deutſchland und Dänemark beziehen, lauten in deutſcher Ueberſetzung wörtlich:

Artikel 3. Se. Maj. der König von Dänemark entſagt allen ſeinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holſtein, Lauenburg zu Gunſten Ihrer Majeſtäten des Königs von Preußen und des Kaiſers von Oeſterreich und verpflichtet ſich, die Dispoſitionen anzuerkennen, welche die genannten Majeſtäten in Bezug auf dieſe Herzogthümer treffen werden.

Artikel 4. Die Abtretung des Herzogthums Schleswig begreift in ſich alle Inſeln, welche zu dieſem Herzogthum gehören, eben ſo wie das auf dem Feſtlande gelegene Territorium. Um die Grenzbeſtimmung zu erleichtern und um den Inconvenienzen, welche aus der Lage der jütländiſchen Territorien, die vom Schleswig'ſchen enclavirt ſind, hervorgehen, zuvorzukommen, tritt Se. Maj. der König von Dänemark Ihren Majeſtäten dem Könige von Preußen und dem Kaiſer von Oeſterreich die jütländiſchen Beſitzungen ab, welche im Süden der ſüdlichen Grenzlinie des Diſtricts Ribe liegen, alſo das

jütländiſche Territorium von Mögel-Tondern, die Inſel Amrum, die jütländiſchen Theile der Inſel Föhr, Sylt und Romöe. Dagegen geben Ihre Majeſtäten der König von Preußen und der Kaiſer von Oeſterreich zu, daß ein äquivalenter Theil von Schleswig, welcher außer der Inſel Arrö Territorien begreift, die dazu dienen, den Zuſammenhang des oben erwähnten Diſtrikts von Ribe mit dem übrigen Jütland zu ſichern und die Grenzlinie zwiſchen Jütland und Schleswig auf der Seite von Kolding zu berichtigen, von dem Herzogthum Schleswig abgetrennt und dem Königreich Dänemark einverleibt werde.

Artikel 4. Die neue Grenze zwiſchen dem Königreich Dänemark und dem Herzogthum Schleswig wird ausgehen vom Mittelpunkte der Mündung der Bai von Heilsminde am Kleinen Belt und wird, nachdem ſie dieſe Bai überſchritten, der gegenwärtigen Südgrenze der Kirchſpiele Heyls, Weyſtrup und Taps bis zum Laufe des Waſſers folgen, welches ſich im Süden von Geylbjerg und Bränore findet. Sie wird dann folgen dem Laufe dieſes Waſſers von ſeinem Ausfluſſe in die Fovs-Aa, der Länge der Südgrenze der Kirchſpiele Oddis und Vandrup und der Weſtgrenze des letzteren bis zur Königs-Au (Konge-Aa) im Norden von Holte. Von dieſem Punkt an wird der Thalweg der Königs-Au (Konge-Aa) die Grenze bilden bis zur Oſtgrenze des Kirchſpiels Hjort-Lund. Von dieſem Punkt an wird die Grenzlinie dieſe Oſtgrenze verfolgen und deren Verlängerung bis zu dem vorſpringenden Winkel im Norden des Dorfes Obekjär und endlich die Oſtgrenze dieſes Dorfes bis zur Gjels-Aa. Von da an werden die Oſtgrenze des Kirchſpiels Seem und die Südgrenzen der Kirchſpiele Seem, Ribe und Weſter-Webſtedt die neue Grenzlinie bilden, welche in der Nordſee in gleicher Entfernung zwiſchen den Inſeln Manö und Romöe hinlaufen wird. In Folge dieſer neuen Grenzbeſtimmung werden für erloſchen erklärt von beiden Seiten alle gemeinſamen Rechts- und Beſitztitel, ſowohl diejenigen, welche ſich auf das Weltliche als auch auf das Geiſtliche beziehen, bis jetzt in den Enclaven, auf den Inſeln, und in den gemiſchten Kirchſpielen beſtanden haben. Folglich wird die neue ſouveräne Gewalt in jedem der durch die neue Grenze geſchiedenen Territorien das volle Recht in jeder Beziehung haben.

Artikel 6. Eine internationale Commiſſion, zuſammengeſetzt aus Repräſentanten der hohen contrahirenden Mächte, wird unmittelbar nach der Auswechſelung der Ratification des gegenwärtigen Vertrags damit beauftragt werden, an Ort und Stelle die Ziehung der neuen Grenze nach den Stipulationen des vorhergehenden Artikels vorzunehmen. Dieſe Commiſſion wird auch zwiſchen dem Königreich Dänemark und dem Herzogthum Schleswig die Herſtellungskoſten der neuen Chauſſee von Ribe nach Tondern, je nach der Ausdehnung des beiderſeitigen Territoriums, welches ſie durchläuft, zu vertheilen haben. Endlich wird dieſelbe Commiſſion den Vorſitz führen bei der Theilung der Stiftungen und Capitalien, welche bisher den durch die neue Grenze getrennten Diſtrikten oder Communen gemeinſchaftlich gehört haben.

Die Urtheile über die Zweckmäßigkeit der in den vorſtehenden Paragraphen feſtgeſetzten Grenze waren ſofort nach Abſchluß des Vertrages verſchie-

den, namentlich ward der Verluſt der Halbinſel Stenderup aus militäriſchen Rückſichten beklagt, jedenfalls iſt die Grenze aber bedeutend einfacher, abgerundeter, meiſt auch natürlicher, als vordem. Die Enclaven und die widernatürliche Theilung der nordfrieſiſchen Inſeln waren wegfällig geworden, Arrö war ſeiner Lage und den Tiefenverhältniſſen der umgebenden Meerestheile entſprechend zur Inſelgruppe von Fünen und Langeland gekommen, endlich war die Königs-Au, die natürliche Nordgrenze Schleswigs, wenigſtens im mittleren Theile die politiſche geblieben. Der Flächeninhalt der zur Regulirung der Grenze gegenſeitig abgetretenen Gebiete glich ſich bis auf 1 deutſche Geviertmeile aus, welche Dänemark zu Gute kam, wie auch hinſichtlich der Bevölkerung dieſer Gebiete Dänemark um einen kleinen Betrag im Vortheil war, wie dies aus folgender Zuſammenſtellung hervorgeht:

Von Dänemark an Schleswig abgetreten:	D. Q.-Mln.
Enclaven bei Schottburg	0,1
Enclave Mögel-Tondern	4,2
Theil der Inſel Romöe	0,3
Theil der Inſel Sylt	0,4
Theil der Inſel Föhr	0,7
Inſel Amrum	0,4
Summa	6,1

Von Schleswig an Dänemark abgetreten:	D. Q.-Mln.
Weſter-Wedſtedt	0,6
Seem	0,1
Hjort-Lund	1,0
Halbinſel Stenderup nebſt Heyls, Oeddis, Vandrup ꝛc.	3,9
Inſel Arrö	1,4
Summa	7,0

A. B.

Ueber die fortſchreitende Entwickelung der Volkszahlen.

I.

Gar häufig begegnet man der Redensart, der Werth ſtatiſtiſcher Ermittelungen beruhe eigentlich nur im Vergleichen der aufgefundenen Werthe. Die Statiſtik biete nie abſolut richtige Zahlen, ſondern höchſtens führe ſie dazu, die relative Größe zweier gemeſſenen Gegenſtände zu beſtimmen. Es ſtände ſehr ſchlimm um die Wiſſenſchaft, wenn die Dinge ſich ſo verhielten. Zufällig iſt es aber anders, und jene Behauptung beweiſt nur die wenige Kenntniß derer, die ſie gewagt haben.

Zur Ermittelung von ſtatiſtiſchen Werthen giebt es immer ſehr verſchiedene Wege und daher kann man auch zu abſolut richtigen Ziffern gelangen, wenn durch verſchiedene Operationen dieſelben Reſultate erzielt wurden. Will man z. B. wiſſen, wie viel Brodfrüchte ein Land erzeugt, ſo giebt es offenbar zwei Wege, um die Mengen aufzufinden: entweder man hält ſich an die bekannte urbare Ackerfläche und ihre mittlere Fruchtbarkeit, oder man berechnet nach der Kopfzahl der Bevölkerung den Weizen- und Roggenverbrauch, nach der Kopfzahl der Haferfreſſer den Haferverbrauch ꝛc., und zieht dann ab, was das Land etwa an Früchten mehr ein- als ausgeführt hat. Gelangt man auf beiden Wegen zu annähernden Reſultaten, ſo hat man gewiß einen abſoluten Werth vor ſich, deſſen Fehlergrenzen ſich leicht beſtimmen

laſſen. Will man wiſſen, wie groß das Volumen edler Metalle iſt, welches Europa gegenwärtig beſitzt, ſo laſſen ſich abermals zwei Wege einſchlagen: entweder man ermittelt die in jedem Lande theils in Circulation befindliche, theils als Geſchmeide und Hausgeräth ſtill liegende Maſſe edler Metalle und bemächtigt ſich einfach der Summe; oder man berechnet die Produktion edler Metalle ſeit 1500, in welchem Jahre ſie eine mit früheren Zeiten unvergleichliche Entwickelung gewann; man ſummirt, welche Werthe an Metallen von Amerika nach Europa verſchifft wurden und wie viel davon in den verſchiedenen Zeiträumen nach Aſien abgefloſſen iſt. Bleibt auch dann noch ein bedeutender Spielraum für mögliche Fehler, ſo erhält man doch abſolut richtige Ziffern für Maxima und Minima.

Kein Zweig der Statiſtik hat aber vielleicht eine ſolche Vollkommenheit erreicht, als die Schätzung der Volkszahlen. Sie enthält die wichtigſten Anhaltspunkte für den Staatsmann, ſie iſt mitunter ein untrüglicher Wahrſpruch für die Fähigkeit oder Unfähigkeit einer Regierung, für die Sittlichkeit oder Frivolität eines Zeitalters.

Es kann ſich eine Bevölkerung nicht mehren, ohne daß die Ernährung des Individuums ſich erleichtere. Man ſtellt ſich oft vor, der Broderwerb ſei dort am gemächlichſten, wo unter gleichen klimatiſchen Bedingungen und derſelben Bodenbeſchaffenheit die dünnſte Bevölkerung ſich finde. Die umgekehrte Vorſtellung wäre beinahe die richtige. Die größte Fläche bewohnen noch heutigen Tages die Jägervölker im Norden Aſiens und im Nordweſten Amerika's, ſowie auf den Südſee-Inſeln und in Afrika. Niemand iſt aber größeren Entbehrungen und häufigeren Verheerungen durch Hungersnoth ausgeſetzt als gerade ſolche Völker. Ein Jägervolk lebt kümmerlicher als ein Nomadenvolk, wenn es ſich auf einem zehnfach größeren Raum bewegt, und ein zehnfach kleinerer Raum vermag wiederum ebenſo viel Ackerbauer zu ernähren, als der zehnfach größere an Nomaden. Wo der Ackerbau die Viehzucht vertreibt, nimmt die Bevölkerung zu; wo die Viehzucht den Ackerbau vertreibt, nimmt die Bevölkerung ab. Ein hiſtoriſches Beiſpiel der erſten Art iſt die Entwickelung der Vereinigten Staaten und das allmähliche Abſterben der Rothhäute. Ein Beiſpiel der zweiten Art bietet die Geſchichte des ſpaniſchen Amerika. Fünfzig Jahre nach Ankunft der Spanier waren ſämmtliche Eingeborene der Antillen bis auf wenige Fragmente verſchwunden, und auf ähnliche Art entvölkerte ſich das einſt von Millionen bewohnte Aztekenreich. Weder auf den Antillen noch in Mexiko wurden in der vorcolumbiſchen Zeit Haus- und Zugthiere gehalten. Pferde, Hornvieh, Eſel, Schweine wurden erſt von den Europäern eingeführt und vermehrten ſich ſo raſch, daß man nach fünfzig Jahren ſchon den Stier verſchenkte, wenn der Beſchenkte nur die Haut zurückgab. Wo ehemals fleißige Ackerbauer Platz hatten, breiteten ſich jene zahlloſen Viehheerden aus und jeder Heerde mußte eine Gemeinde Eingeborener weichen. Wohl fiel ein großer Theil der Indianer durch die Pocken, aber ein weit größerer Theil verſchwand in Folge von Mangel an Nahrung. Ganze Dörfer verabredeten ſich, keine Nachkömmlinge mehr zu erzeugen, und wurde eine rothe Frau ge-

ſegneten Leibes, ſo nahm ſie ein Abortivmittel oder ſie ließ wohl gar das Neugeborne verſchmachten.

Von hunderttauſend Kindern, die in Frankreich geboren werden, erreichen nur 76,752 das Alter von zwölf Monaten, nur 57,302 das Alter von ſechs, aber von dieſen 50,222 das Alter von zwanzig Jahren. Die Sterblichkeit iſt am ſtärkſten in dem zarteſten Kindesalter, vielleicht weil das Kind weniger Kraft hat, um den Alterskrankheiten zu widerſtehen. Indeſſen hat ſich doch gefunden, daß die Sterblichkeit der Kinder wohlhabender Eltern viel geringer iſt als bei armen Eltern. Die große Sterblichkeit in dem Kindesalter rührt alſo hauptſächlich von der größeren oder geringeren Sorgfalt ihrer Pflege her. Ein armes Ehepaar kann die Kinder weder ſo gut ernähren noch ſo warm und reinlich halten, noch ſo hüten und pflegen als ein wohlhabendes. Soll ſich alſo die Bevölkerung mehren, ſo kann dies nur eintreten, wenn die Baſis der Bevölkerung, die arbeitenden Klaſſen, leichter oder reichlicher ihre Nahrung finden. Geſchieht dies nicht, ſo muß ſich nothwendiger Weiſe entweder die Zahl der Ehen mindern oder, was dieſelbe Leiſtung hervorbringt, das Durchſchnittsalter, in welchem Ehen geſchloſſen werden, in eine ſpätere Lebensperiode hinausrücken.

Man hält vielleicht den Abſchluß der kirchlichen Ehe ſtatiſtiſch für indifferent und glaubt, der illegitime Umgang vermöge die geringere Anzahl oder die ſpäten Ehen zu ergänzen. Montesquieu aber hat ſchon die tiefe Wahrheit ausgeſprochen: daß nur die legitime Ehe fruchtbar ſei im Sinne einer Einwirkung auf die Populationsziffer. Iſt die Sterblichkeit im Kindesalter ſchon beträchtlich ſtärker in armen als in reichen Häuſern, ſo iſt das uneheliche Kind offenbar noch viel größeren Gefahren ausgeſetzt als das arme, aber ehelich geborene; jenes hat nur eine Mutter, eine hilfloſe oft eine hartherzige Mutter; dieſes hat wenigſtens Eltern, die es hüten.

Die Fortſchritte der Bevölkerung hängen genau mit der Leichtigkeit der Volksernährung zuſammen. Große Kriege ſtören beide, ebenſo Steuerdruck oder Verſchwendung des Nationalvermögens. Ein ſparſames Volk vermehrt ſich raſcher, auch ſteht die Vermehrung in einem geheimen Zuſammenhange mit der Größe des nationalen Capitals. Je größer dieſes, um ſo leichter die Ernährung.

Die Reſultate der Volkszählung unter Ludwig XIV., die Vauban in ſeiner „Dixme royale“ veröffentlicht hat, geben für die Zeit von 1694 bis 1700 eine Bevölkerung von 19,094,146 Köpfen, doch iſt der Steuerbezirk von Bourges nicht mitgezählt, dem man etwa 300,000 Köpfe zutrauen darf. Von 1700 bis 1710 hat die Bevölkerung wegen Mißwachs und Kriegsnoth wahrſcheinlich abgenommen, aber es läßt ſich nicht ermitteln, in welchem Grade es geſchehen, denn im ganzen 18. Jahrhundert iſt keine Volkszählung in Frankreich vorgenommen worden. Im Jahre 1750 muß aber Frankreich mindeſtens $24\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner gehabt haben, wenn man Lothringen und Corſica mitrechnet, und $23\frac{1}{2}$ Mill., wenn man dieſe Gebiete aus dem Calcul wegläßt. Necker nämlich giebt uns die Ziffern der Ueberſchüſſe der Geburten über die Todesfälle in der Zeit von 1771 bis 1784. Im Durchſchnitt

beliefen ſich die jährlichen Geburten in dieſen vierzehn Jahren auf 947,789, die Todesfälle auf 848,851, und der Ueberſchuß auf 98,938. In zehn Jahren alſo konnte ſich die Bevölkerung um beinahe 1 Million, in 40 Jahren um 4 Millionen vermehren. Dies führt uns auf eine Bevölkerung von etwa 28½ Millionen (einſchließlich Lothringen und Corſica) für das Jahr 1790. Nach dem Cenſus vom 1. Januar 1806 gab es in Frankreich 14,456,857 Frauen. Die Zahl der Männer iſt zwar auch bekannt, aber kritiſch nicht zuverläſſig, weil die franzöſiſchen Heere über den Grenzen ſtanden und die in den Kriegen gefallenen Soldaten nicht aus den Liſten geſtrichen wurden. Der Statiſtiker bedarf aber nur der Ziffer der weiblichen Bevölkerung. Nach Abzug der Geburtsüberſchüſſe bleibt für den 23. September 1800 eine Zahl von 14,263,029 Frauen übrig. Schwerlich darf man annehmen, daß ſich zwiſchen 1790 und 1800 die Bevölkerung Frankreichs vermehrt habe. Revolutionen ſind der Entwickelung der Populationsziffer nicht günſtig, und die Guillotine, von der man in jener Zeit einen ſo liberalen Gebrauch ſich verſtattete, gemeinſam mit dem Bürgerkrieg und den auswärtigen Feldzügen, ließen wohl keinen Ueberſchuß der Geburten aufkommen. Dieſer Ueberſchuß betrug ſelbſt in der vergleichsweiſe ſtilleren Zeit von 1800 bis 1805, bei innerem Frieden, nur 36,920 Köpfe jährlich; allein ſelbſt in dieſer Zeit erhob ſich die Zahl der Geburten, die unter Ludwig XVI. 947,000 Köpfe betragen, nur auf 917,460, ſo daß alſo jedenfalls die Bevölkerung abgenommen haben mußte. Man kann mithin 14,263,029 Frauen als das Minimum der Bevölkerung von 1790 anſehen.

Die Zahl der Männer läßt ſich leicht ermitteln. In Frankreich werden durchſchnittlich, und zwar ſehr regelmäßig, auf 16 Mädchen 17 Knaben geboren. In Großbritannien auf 30 Mädchen 31 Knaben. Die Sterblichkeit der Männer iſt dagegen etwas größer als die der Frauen, ſo daß in einem gewiſſen Alter zwiſchen den Geſchlechtern numeriſche Parität eintritt, während gegen das Ende des Lebensalters die Frauen wieder Vorſprung gewinnen. Die männliche Bevölkerung ſollte indeſſen unter normalen Verhältniſſen in Frankreich beſtändig überwiegen, und ſo muß man für 1790 eine männliche Bevölkerung von mindeſtens 14,500,000 Köpfe annehmen. Im Jahre 1816 zählte man in Frankreich 15,368,000 Frauen und 14,364,000 Männer, alſo beinahe eine Million weniger Männer. Dies iſt ein kläglicher Leichenſermon auf die Napoleoniſchen Eroberungen.

Am raſcheſten innerhalb der Zeit von 1700 bis 1861 hat die Bevölkerung Frankreichs von 1801 bis 1806 zugenommen, nämlich jährlich um 1,21 pCt. In den letzten zehn Jahren unter den Bourbonen 0,69, unter Louis Philipp durchſchnittlich 0,55, unter dem jetzigen Machtinhaber d. h. von 1851 bis 1861, nur 0,47 pCt. Am geringſten war die Zunahme in den fünf Jahren von 1851 bis 1856, nämlich nur 0,14 pCt., geringer ſogar als in der Zeit der Mißernte und bürgerlichen Unruhen von 1846 bis 1851, wo ſie immer noch 0,22 pCt. betrug. Man hat dieſes Zurückbleiben zum Theil auf Rechnung des orientaliſchen Krieges geſchoben. Allein die Menſchenverluſte waren doch im Großen und Ganzen höchſt unbeträchtlich,

ſo daß, wenn dieſer Krieg nicht ſtattgefunden hätte, doch nur 35,000 Menſchen mehr in Frankreich leben, die fünfjährige Zunahme 291,194 Köpfe oder jährlich 0,16 pCt. betragen haben würde. Ferner tröſtete man ſich damit, Algier bevölkert zu haben. Allein die Auswanderung nach Algier in den letzten Jahren wird nur wenig tauſend Franzoſen über das Mittelmeer gelockt haben, ſie beſtand auch in früheren Jahren, wie z. B. in dem Zeitraume von 1841 bis 1846, wo ſich die Bevölkerung Frankreichs um 1,170,308 Seelen vermehrte, und ihr Effekt hat nie, auch nicht 0,01 pCt. Einfluß auf die jährliche Entwickelung der Bevölkerungsmenge erreicht.

Die Urſachen liegen in der That viel tiefer. Maſſenhafte Auswanderungen haben nur Großbritannien und Deutſchland zu erleiden. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten Nordamerika's betrug im Jahre 1850 5½ Mill., 1840 17 Mill., 1850 23¼ Mill. und 1860 31½ Mill. Seelen. Eine jungfräuliche Erde iſt aus allbekannten Gründen viel fruchtbarer als ein alter Boden, allein es gilt hier nur, daran zu erinnern, daß zu der Vermehrung von 26⅛ Mill. von 1800 bis 1860 in der Union nach Abzug der Negerbevölkerung und nach Abzug der eigenen Erzeugung jener älteren Einwohner mehr als die Hälfte übrig bleibt, die auf Rechnung der Einwanderer aus Europa kommt. Die Einwanderer kommen aber hauptſächlich aus Großbritannien und Deutſchland; ſie, ſowie die in die Capcolonie und in Auſtralien, ſowie in die ſüdamerikaniſchen Staaten, verminderten die Bevölkerung dieſer Länder genau in demſelben Grade, als ſie die andere vermehrten, und dennoch wiſſen wir, daß in Deutſchland die Bevölkerung ſeit 1816, in welchem Jahre man dieſe auf 30,164,400 Seelen berechnete, bis 1864 ſich um 52,6 pCt. geſteigert hatte, während ſie in Großbritannien von 1801 bis 1841 von 16½ auf 27 Mill. ſich hob, darauf faſt ſtehen blieb, dann aber von da an zugenommen hat, und zwar bis 1861 auf mehr als 29 Mill. Seelen.

Wenn wir nun ſehen werden, daß die äußerliche Zunahme der franzöſiſchen Bevölkerung nur in den Ziffern wahrzunehmen iſt, daß vielmehr eine innere Abnahme beobachtet wird, ſo muß die Fruchtbarkeit germaniſcher Völker in unſerem Jahrhundert tief unſer Nachdenken erregen, beſonders wenn wir noch in Betracht ziehen, daß das zweite größte Land, welches romaniſche Völker bewohnen, nämlich Spanien, gegenwärtig, obgleich in einer Art von Aufblühen wieder begriffen, dennoch nicht die Zahl der Bevölkerung erreicht, die es am Ende des 15. Jahrhunderts unter Ferdinand und Iſabella vor Austreibung der Mauren und Juden beſaß, während auch, mit Ausnahme Oberitaliens, kein ſonderlicher Zuwachs der Bevölkerung auf der apenniniſchen Halbinſel wahrzunehmen iſt.

Bedenklich iſt in Frankreich die rapide Abnahme der Elemente zur Vermehrung der Bevölkerung. Dieſe beſtehen aus der relativen Menge der Ehen, die in einem Jahre geſchloſſen werden, und der Fruchtbarkeit der Ehen ſelbſt. Dieſe Zahlen, die wir nicht weiter mittheilen, laſſen noch tiefer ſehen, als die Geſammtziffern. Sie beweiſen, daß ſeit 1830 die abſolute Anzahl der Geburten abnimmt, während ſie doch, da die Bevölkerung ſich vermehrte, jedenfalls hätte zunehmen müſſen, wenn ſie relativ nicht abnehmen

ſollte. Allein die relative Abnahme trat weit früher ein, ehe die abſolute Abnahme in den Ziffern ſichtbar wurde. 1801 kamen auf 100 Einwohner 3,33 Geburten, 1806 aber nur 3,14; 1821 findet man nur noch 3,07, 1831 3,03, 1841 2,82, 1851 2,70, 1856 2,61 ꝛc. Die Zahl der Ehen, die geſchloſſen werden, nimmt ebenfalls ab, aber doch nicht ſo haſtig, um jene anderen Reſultate zu rechtfertigen. Die wahre Urſache iſt vielmehr in der verminderten Fruchtbarkeit der Ehen zu ſuchen, die von je 4 in früheren Jahren auf bloß etwas mehr als 3 Kinder jetzt geſunken iſt, was eine durchſchnittliche Verminderung von 25 pCt. ausmacht. Dieſe innerliche Zerſtörung iſt der ganzen Periode ſeit Beginn unſeres Jahrhunderts eigenthümlich. Sie ſchreitet gewiſſermaßen fort ohne Pauſe. Sie iſt im erſten Kaiſerreich, unter den Bourbonen, unter den Orleans und unter der Revolution und dem zweiten Kaiſerreich ſich treu geblieben, alſo unabhängig von der Regierungsform, von mehr oder weniger Einſchränkung der abſoluten Gewalt.

Dieſe Erſcheinungen werden aber intereſſanter, je näher man auf die Details eingeht. Man kann den Ziffern mancherlei Dinge abfragen, wenn man die Bevölkerung in drei Klaſſen theilt, nämlich in 1) die Bevölkerung des Seine-Departements oder von Paris, 2) die übrige Städtebevölkerung und in 3) die Landbevölkerung. Wenn man die Erfahrungen des Zeitraumes von 1846 bis 1851 benutzt, ſo ſtellt ſich eine jährliche Bevölkerungszunahme durch Geburten: im Seine-Departement von 0,1556, der Städtebevölkerung von 0,2939 und auf dem flachen Lande von 0,4338 pCt. heraus. Daraus ergiebt ſich, daß jede Vermehrung der Städtebevölkerung die Fruchtbarkeit der franzöſiſchen Nation vermindert. Da nun aber in Frankreich ein beſtändiges Einwandern in die Städte vom platten Lande aus ſtattfindet*), ſo hat man in dieſer Bewegung eine Urſache der verminderten Fruchtbarkeit gefunden. Aber ſeltſam! Es werden mehr Kinder in den Städten als auf dem Lande geboren, z. B. je eines auf 32 Bewohner in Paris, auf 35 Bewohner der übrigen Städte, auf 41 des Landes. Die Fruchtbarkeit in den Städten iſt alſo größer, aber, wohlbemerkt, nicht die legitime, denn auf je eine Ehe kommen in Paris nur 2,31, auf dem Lande je 3,28 Kinder. Die unehelichen Geburten betragen umgekehrt 27,19 pCt. in Paris und nur 7,7 pCt. auf dem Lande. Je höher die relative Ziffer der unehelichen Geburten, um ſo höher wird die Sterblichkeit der Kinder aus-

*) Paris hat allein in den fünf Jahren von 1851 bis 1856 um ⅛ und in den von 1856 bis 1861 um etwas mehr als Mill. zugenommen. Man hat conſtatirt, daß die Bewohner der über 3000 Einwohner zählenden Gemeinden — in Frankreich kennt die Rechtsſprache keine Städte mehr — im Jahre 1836 25, 1846 29 und 1856 32 pCt. der Geſammtbevölkerung ausmachten. Dieſe Erſcheinung, die übrigens faſt allgemein in Europa iſt, wird häufig beklagt, und eben ſo häufig ſind die Vorſchläge, ja die unfehlbaren Mittel, dieſem Uebelſtande ein Ziel zu ſetzen. Allein uns ſcheint, daß man ſchwerlich hier wirkſam wird eingreifen können. Tyranniſche Mittel, wenn es welche giebt, die ſich bewähren ſollten, erlaubt die Zeit nicht mehr anzuwenden, und andere Mittel müſſen ſich von ſelbſt aus dem Uebel als Gegengift herausbilden. Die Verbreitung der Fabriken auf dem Lande mag ſich in einem gewiſſen Maße als naturwüchſiges Gegenmittel zeigen, empfiehlt ſich aber aus andern Gründen nicht.

fallen. Es fehlt nicht an Angaben, wie viel relativ uneheliche Kinder im ersten Jahre mehr sterben als eheliche. Wir könnten aber auf ein sehr ungünstiges Verhältniß schon daraus schließen, daß von den todtgeborenen Kindern 29,46 pCt. unehelich in Paris und 7,10 pCt. unehelich auf dem Lande waren. Es werden also im Verhältniß mehr uneheliche als eheliche Kinder todt geboren*). Die Sorgen, mit denen die schwangere uneheliche Mutter zu kämpfen hat, erklären alles Ungünstige dieser Ziffern, diese Sorgen steigern sich nothwendig nach der Geburt in den ersten Jahren, wo das Kind der höchsten Pflege bedarf, denn von je 100 ehelichen und unehelichen vollenden nur ¾ das erste und wenige mehr als ⅔ das zweite Jahr. In den Städten sind daher die schwächlich geborenen Kinder zahlreicher als auf dem Lande, wie wir dies aus dem Umstande zu folgern vermögen, daß in Paris je eine todte Geburt auf 15,73, in den übrigen Städten auf 20,34, und auf dem Lande auf 29,28 lebendige Geburten kommt. Es darf uns also gar nicht wundern, daß die Sterblichkeit der unehelichen Kinder im ersten Jahre doppelt so groß ist, als die Sterblichkeit der ehelichen Kinder, daß vielmehr in diesem Zeitraume durchschnittlich 2,11 pCt. uneheliche Kinder in derselben Zeit wie 1 pCt. eheliche Kinder sterben. A. B.

Verfälschung der Nahrungsmittel.

I.

Die Chemiker besitzen eine Anzahl sehr empfindlicher Reagentien, deren Wirkungen unser gerechtes Erstaunen immer neu erregen müssen. Sie zeigen durch eine augenblickliche Färbung selbst dann noch die Anwesenheit eines Körpers an, wenn sich dieser auch durch tausendfache Verdünnung der wissenschaftlichen Beschwörungsformel entziehen wollte. Diese Eigenschaften werden aber noch in Schatten gestellt durch die Leistungen eines Instrumentes, welches in beinahe allen Zweigen der Naturwissenschaft Revolutionen hervorgebracht hat, nämlich des Mikroskops. Dieses Instrument hat uns eine ungeahnte und bisher verborgene Welt erschlossen, es ist eine Art geheimer Polizei für den Naturforscher geworden, wie es ja auch im bürgerlichen Strafverfahren eine wichtige Rolle zu spielen beginnt. Es kann uns sagen, daß ein gewisser brauner Rost auf einem Taschen- oder Rasiermesser Blut ist — ja noch mehr, daß es Menschenblut ist; es kann uns bekannt machen mit der Eigenschaft eines dem unbewaffneten Auge völlig unsichtbaren Stück-

*) Mit der theilweisen Aufhebung der Findelhäuser, an deren Stelle man ein System der Unterstützung „unverheiratheter Mütter“ (filles-mères) eingeführt hat, haben einige französische Philantropen die Zunahme der Kindermorde in Verbindung gebracht. Seit dem Jahre 1826 bis 1853, d. h. also seit 27 Jahren, hat sich deren Zahl beinahe verdoppelt, indem in der Periode von 1826 bis 1832 ein Kindermord auf 10,174 Geburten oder 336,455 Einwohner, in der von 1847 bis 1853 aber einer auf 5,718 Geburten oder 212,559 Einwohner kam.

chens Giftſtoff, das daher, ohne deſſen Beihülfe, der Entdeckung gänzlich entgangen wäre, und ſo vermag dieſes Inſtrument in zahlloſen Fällen eine Lücke in dem Beweisverfahren auszufüllen, das ſonſt gänzlich unzureichend geweſen wäre, einen Gefangenen zu verurtheilen oder von der Schuld an dem Verbrechen freizuſprechen.

Spielt das Mikroſkop jetzt häufig eine Stelle in der Gerichtsſtube, ſo vermag es durch einen einmaligen Gebrauch die Glaubensgrundſätze von Millionen gebildeter Menſchen umzuſtürzen. Der jüdiſche Schlächter darf das kauſchere Fleiſch nur mit einem „ſchartenloſen" Meſſer zertheilen; man lege dieſes Meſſer unter ein Mikroſkop und der ſtrenggläubige Jude wird entſetzt ſein vor dieſen Tauſenden von Scharten an dem ſcharfen „ſchartenloſen" Meſſer. Man ſtelle ſich den religiöſen Schauder jenes Braminen vor, dem unter dem Mikroſkop die animaliſche Belebung eines Waſſertropfens gezeigt wurde! Er, der nie gewagt, ein läſtiges Inſekt zu tödten, aus Furcht, einen Mord zu begehen, mußte ſich überzeugen, daß er in einem Trunk Waſſer Tauſenden von Thieren das Leben geraubt! Aber auch für uns iſt das Mikroſkop der Schlüſſel zu Blaubarts Schauderkammer geworden. Wenn wir alle Dinge, die wir täglich genießen, vor dieſem Offenbarer aller Myſterien der Gewürzhändler, Bäcker, Müller, Fleiſcher, Brauer, Milchverkäufer ꝛc. paſſiren ließen, unſer Appetit würde in manchen Fällen ſchon von dem bloßen Schauſpiel befriedigt werden.

Nun wir wollen, auf die Gefahr hin, daß der Appetit dieſes oder jenes Leſers momentan irritirt werde, aber zu ſeinem Nutzen und Frommen dieſe Myſterien einer kleinen Revue paſſiren laſſen. Vor einiger Zeit trat in London ein ſogenannter „Geſundheits-Ausſchuß" zuſammen, der ſich auch mit der Unterſuchung der verbreiteſten Nahrungsmittel beſchäftigte und einige Bemerkungen veröffentlichte.

Unter zweiundvierzig Proben Senf waren alle mehr oder weniger verfälſcht, und zwar mit Weizenmehl und mit Gelbwurz. Der Eſſig dagegen wird theils verwäſſert, theils durch Zuſatz von Schwefelſäure geſchärft. Pfeffer wird häufig verfälſcht durch Zuſatz von Pfefferſtaub, d. h. mit dem Produkt des Kehrbeſens in den Pfefferniederlagen, in der engliſchen Krämerſprache als P. D. (pepper-dust) bezeichnet. Oft geſellt ſich zu dieſem eine noch geringere Qualität unter der Chiffre D. P. D., das ſo viel heißen will, bemerkt ein Witzbold, als Schmutz von Pfefferſtaub (dirt of pepper-dust). In früheren Zeiten fabricirte man ſogar Pfeffer aus Leinölkuchen, Töpferthon und Cayennepfeffer, welche zu einer Maſſe gerührt und dann granulirt wurden. Solche falſche Körner wurden zum ſechsten Theil den ächten beigemengt. Der Londoner Ausſchuß fand jedoch zur „allgemeinen Beruhigung", daß der jetzige gefälſchte Pfefferſtaub „nur" Schmutz enthält. In dem Cayennefläſchchen dagegen findet ſich in 13 unter 28 Fällen ein Gift, und zwar in geſundheitsgefährlichen Quantitäten, nämlich Mennige. Würde ſich die Berliner Medicinalpolizei der Mühe unterziehen, einmal ein Lager dieſes oder jenes Beſitzers einer Mühle für Gewürze und Droguen zu unterſuchen, ſie würde vielleicht merkwürdige Dinge finden und auch u. A. Aufſchlüſſe er-

halten, wie es möglich ist, gemahlenen Pfeffer billiger zu verkaufen, als er ungestoßen eingekauft ist.

Unsere Hauptnahrungsmittel sind zum Glück nur sehr geringer Gefahr ausgesetzt. Fleisch gesunder Thiere z. B., sobald es roh und in Stücken gekauft wird, kann nicht gefälscht werden. Aber so wie es vertheilt wird, beginnt der Betrug, und das allgemeine Vorurtheil gegen Wurstwaaren ist ein tief begründetes. Der Handel mit Fleisch kranker Thiere geht besonders in den Weltstädten, wie London und Paris und zum Theil auch schon in Berlin, in's Großartige. Geschworene Zeugen haben dem genannten Londoner Ausschuß versichert, daß jede Quantität Fleisch kranker Thiere für einen Penny das Pfund innerhalb 24 Stunden angebracht werden könne. Lange Zeit wurde dieser ekelhafte Handelszweig von gewissen Versicherungsgesellschaften betrieben. Der Eigenthümer konnte sein Vieh bei diesen Banken versichern, mußte aber den Patienten abliefern, worauf er zwei Drittel des Versicherungswerthes und ein Drittel des „Vergelohnes" oder deutlicher, des Erlöses aus dem Verkauf des Fleisches erhielt. Die Gesellschaften brachten nämlich das kranke Vieh zu ihren Schlachthäusern 40 (engl.) Meilen von London, um dann das Fleisch wieder einzuführen, welches in Gestalt von Bouillontafeln, Pastetchen und Würstchen in den Verbrauch kam. Allen diesen Gefahren kann man indessen leicht aus dem Wege gehen. Die Engländer namentlich, die sehr ekel sind, verlangen in den bessern Gasthäusern immer, daß das Fleisch in homerischen Portionen, noch unzerlegt, aufgetragen und vor den Augen des Gastes das Stück, welches er essen will, abgeschnitten werde.

Weit größer ist die Verfälschung beim Brode. Schon die verschiedenen Londoner Preise verrathen eine Verfälschung. Ein Laib Brod von demselben Gewicht kostet im vornehmen Westend 10½, in den Vorstädten 7 Pence. Ehemals fälschte man das Brod mit Knochenmehl, weißem Thon und schlechterem Getreide. Nur Kartoffelmehl wird noch heutigen Tages häufig zur Verfälschung angewendet, und neben diesem Alaun, um dem Mehl eine weiße Farbe zu geben. In Vierpfundlaiben hat man 35—116 Gran Alaun gefunden. Das Alaun giebt nicht nur der Waare ein helleres Aussehen, sondern es zieht auch stark Wasser an, welches der Bäcker dann in der Waare mit zwei Pence das Pfund seinen Kunden verkauft. Je nach den stärkern oder geringern Zusatz dieser Erde läßt sich dann das Brod „wohlfeiler" darstellen, und von dieser „Wohlfeilheit" rühren die Preisdifferenzen in den vornehmen und in den ärmlichen Quartieren hauptsächlich her. Wir im lieben Deutschland haben zwar vortreffliche Marktpolizei, trotzdem werden wir aber doch mit Alaun (schwefelsaurer Kali-Thonerde) „ernährt." Erst vor Kurzem hat J. v. Liebig die Bäcker ermahnt, daß sie die Alaunzusätze zum Brode als gesundheitsschädlich aufgeben möchten, und gerathen, lieber zur Erzielung einer schöneren Brodfarbe Kalkwasser zu gebrauchen, da Kalk völlig unschädlich, ja sogar im weiteren Sinne ein Nahrungsmittel für unser Organismus sei. In London, wollen wir sagen, trug sich der Spaß zu, daß eine Aktien-Gesellschaft zur Erzeugung gesunden Brodes zusammentrat. Allein auch das Produkt dieser Compagnie enthielt Alaun. Die Verfälschung schien ganz

unglaubwürdig, aber immer und immer nach jeder Analyse fand sich das strafbare Alaun wieder. Endlich entdeckte man, daß die Verfälschung nicht in der Bäckerei vorgenommen wurde, sondern daß schon der Müller sein Mehl „veredelt" hatte. So ist bei den meisten Verfälschungen die letzte Hand, aus der man empfängt, oft ganz rein. Die Waare wird wie ein falsches Geldstück oft arglos und bona fide ausgegeben.

Beinahe nie rein ist der Thee zu haben; der grüne Thee in jedem Falle, der schwarze in den meisten. Die Theeverfälschungen hat Robert Fortune aufgedeckt. Um dem grünen Thee seine Farbe zu geben, färben die Chinesen die Blätter während der Fabrikation mit einem Pulver aus vier Theilen Gyps und drei Theilen Berliner Blau, und zwar je 14 Pfund mit etwa einer Unze dieser Mischung. Die Chinesen gestehen selbst, daß der Thee ohne diesen Zusatz viel besser bleibe; daß sie selbst nie gefärbten Thee trinken, daß sie aber gemerkt, die Exporteure gäben dem Produkt ihrer Schönfärberei den Vorzug vor dem reinen. Dagegen trinken sie parfümirten Thee. Die Chinesen verwenden verschiedene Pflanzen zum Parfümiren, von denen einige für besser als andere gelten und manche in Jahreszeiten zu haben sind, wo andere nicht zu Gebote stehen. Einen einzigen unverfälschten Thee giebt es, den Assamthee, also ein Produkt des britischen Indiens; er hat aber freilich nicht das „gute Aussehen" wie der chinesische. Fünfzig neuerdings untersuchte Sorten grünen Thee's waren sämmtlich gefälscht, namentlich werden der so hochgepriesene Hyson und das sogenannte Gunpowder (Schießpulver), das schwarze so gut als das grüne, gefärbt. Sie werden gewöhnlich mit sogenanntem lie-tea (Lügenthee) gemischt. Dieser Lügenthee ist eine Blasphemie auf den Namen eines der wohlthätigsten Nahrungsmittel, welches die Natur uns gewährt hat. Er besteht aus dem Kehricht und Staub der Theemagazine, welcher mit Reiswasser zusammengeklebt und zu Körnern gerollt wird; er enthält 45 pCt. erdige Theile, wird mit Wasserblei, Berliner Blau, Meerschaum und Gelbwurz gemischt, und dient nur dazu, um gute Theesorten damit zu verderben, namentlich Hyson und Gunpowder. Mehr als 750,000 Pfund solchen Pseudothee's sollen in England im Laufe eines Jahres eingeführt werden. Seltsam genug hat sich ergeben, daß die allerwohlfeilsten, die sogenannten geringsten Theesorten, die einzig ächten sind, die im europäischen Handel vorkommen. *)

In England existirt ein schändliches Gewerbe, welches auf dem Festlande weniger leicht vorkommen kann, weil bei uns der Verbrauch an Thee noch nicht wie in Großbritannien auf $2\frac{1}{2}$ Pfund per Kopf und Jahr gestiegen ist.

*) Aechter Thee läßt beim Verbrennen nur 5 bis 6 pCt. Asche zurück, der Lügenthee aber 37 bis 45 pCt., welche hauptsächlich aus Sand und anderen Unreinlichkeiten bestehen. Um zu erkennen, ob Thee mit Indigo oder Berliner Blau verfälscht ist, kann man eine Quantität davon mit kaltem Wasser schütteln und auf ein Stück dünnen Musselins werfen, worauf die feinen Farbestoffe durch den Musselin gehen und sich im Wasser zu Boden setzen. Nach dem Abgießen des Wassers kann man die blaue Substanz mit Chlor oder mit einer Auflösung von Chlorkalk behandeln, wenn sie dadurch gebleicht wird, so ist der Farbstoff Indigo, wird sie dagegen durch Pottasche braun gefärbt und durch ein Paar hinzugegossener Tropfen Schwefelsäure wieder blau gemacht, so ist er Berliner Blau.

In London namentlich giebt es Leute, die aus den Hotels, Clubbs und Kaffeehäuſern die gebrauchten Theeblätter kaufen, trocknen und neu fabriciren. Vor einigen Jahren wurde von der Polizei eine ſolche Theefalſchmünzerbande aufgegriffen, bei der man nahe an hundert Pfund „reſtaurirten" Thee's fand, der mit einer Löſung von Gummi und Vitriol zubereitet worden war. Es giebt viele Leute in England, die behaupten, daß der Thee viel reiner und beſſer geweſen, als noch das Theemonopol der oſtindiſchen Compagnie beſtand. Damals allerdings drang das Indienhaus darauf, daß nur ächter Thee verſchifft wurde. Die Verfälſchung war aber nichtsdeſtoweniger der Quantität nach größer als jetzt. Die hohen Preiſe und der hohe Zoll begünſtigten nämlich die Fabrikation falſchen Thee's in England aus Eſchen- und Schleedornblättern in einem Grade, daß nach einer Unterſuchung des Parlamentes im Jahre 1783 ſich ergab, daß mehr als 4 Millionen Pfund dieſes „vaterländiſchen" Produktes in den Handel kamen, während höchſtens nur ſechs Millionen Pfund ächten Thee's von der Compagnie jährlich verkauft wurden, ſo daß im Durchſchnitt die Verfälſchung in vierzig Prozenten beſtanden haben muß, denen gegenüber der Betrug mit Gyps und Berliner Blau ſehr beſcheidene Dimenſionen zeigt.

Einer anderen Verfälſchung entgeht man ebenfalls nicht ſo leicht. Kaffee iſt ganz rein zu haben, beſonders wenn die Bohnen einzeln verleſen und in warmem Waſſer vor dem Röſten gewaſchen werden. Man pflegt jedoch häufig, den Kaffee gebrannt oder gemahlen zu kaufen. Solcher Kaffee iſt dann tüchtig mit Cichorie gemiſcht. In den Sorten „feinſter Mocha", „auserleſener Jamaica", „ſuperfeiner Kaffee", findet ſich bei einigen zur Hälfte, zum Drittel, zum Fünftel — ächter Kaffee, das Uebrige iſt Cichorie. Und nicht immer Cichorie, denn dieſe wird wieder verfälſcht, mit geröſteten Möhren, Bohnen, gedörrtem Roggen, Weizen, geriebenen Eicheln, gebranntem Zucker, rother Erde, endlich und vor Allem mit gebackenen Pferde- und Ochſenlebern. Wie die Umſtände dem Cichorienaufguß in manchen Ländern allmählich den Charakter eines Nationalgetränkes verliehen, läßt ſich aus den Thatſachen beurtheilen, daß im Jahre 1845 die Quantität Cichorie, welche in Großbritannien eingeführt wurde, $4\frac{1}{2}$ Millionen Pfund betrug und ſeitdem noch bedeutend zugenommen hat; daß die Quantität der in Frankreich conſumirten, getrockneten Wurzel ſich bereits auf jährlich 12 Millionen Pfund beläuft, und daß in manchen Theilen von Deutſchland die Frauen ordentliche Cichorienkaffeeſchwelgerinnen werden und dieſes Getränk zu einem wichtigen Theile ihrer täglichen Genüſſe machen. Die wirkſamen Beſtandtheile der geröſteten Cichorie ſind erſtens das brenzliche, flüchtige Oel, welches beim Röſten erzeugt wird, und wenn es auch nicht ſo aromatiſch iſt, wie die ähnlichen Beſtandtheile des Thee's und Kaffee's, wahrſcheinlich doch Etwas von dem ſanfterregenden, nervenberuhigenden und hungerſtillenden Einfluſſe derſelben ausübt, und zweitens der bittere Stoff. Ungemiſcht genoſſen, iſt dieſe Subſtanz für viele nicht daran Gewöhnte nicht nur unangenehm, ſondern ſogar in einem hohen Grade ekelerregend. Sie beſitzt jedoch vielleicht, gleich vielen anderen Bitterſtoffen, eine toniſche oder ſtärkende Eigenſchaft. In mäßigen Quantitäten ge-

noſſen, ſind dieſe Beſtandtheile der Cichorie wahrſcheinlich der Geſundheit nicht nachtheilig, aber bei lange anhaltendem, häufigem Gebrauch erzeugen ſie Sodbrennen, Magenkrampf, Appetitverluſt, Säure im Munde, Verſtopftheit mit abwechſelndem Durchfall, Gliederſchwäche, Zittern, Schlafloſigkeit, eine trunkene Umnebelung der Sinne ꝛc.*)

Eine ganz gemeine und alltägliche Verfälſchung findet ſich überall in großen Städten bei allen Leuten, die mit Milch handeln. Gewöhnlich iſt der Zuſatz ſehr unſchuldig und kommt vom Brunnen, welcher oft 10 bis 50 Procent in den Milchnapf liefern muß. Das Waſſer wird dann vermittelſt Mehl, Stärke, Theriak ꝛc. der Milch aſſimilirt. Wir wiſſen das Alles; wir ſchweigen, dulden, zahlen und trinken. Eine ſcharfe Controle und ſehr hohe Strafen haben in Paris günſtige Erfolge herbeigeführt; allein man würde noch ſicherer zum Ziele gelangen durch Anwendung concentrirter Milch, wie ſie in New-York bereits hergeſtellt und verkauft wird. Beim Concentriren der Milch handelt es ſich um Entfernung des Waſſers; da die Milch aber beim anhaltenden Kochen ihren Geſchmack verändert, ſo ſind beſondere Vorſichtsmaßregeln nothwendig, um ein gutes Präparat zu erzielen. Prandtl hat friſche Milch in luftleerem Raume und bei einer Temperatur von 31 Gr. C. auf ein Fünftel ihres Volumens eingekocht und eine ſyrupartige Flüſſigkeit erhalten, welche, in Waſſer aufgelöſt, eine wohlſchmeckende Milch gab. Beim Verſuch, eine ſtärkere Concentration zu erreichen, ſpritzte die Maſſe ſtark und hinterließ endlich eine weiße trockene Subſtanz, die ſich vollſtändig im Waſſer löſte und ſtearinartig ſchmeckte. Die concentrirte Milch war bei Luftzutritt nicht viel haltbarer als friſche Milch, unter Oel oder in geſchloſſenen Gefäßen hielt ſie ſich über 14 Tage lang unverändert. Die Vortheile, welche die Concentration der Milch nach allen Seiten hin gewährt, liegen auf der Hand. Um die Rahmabſcheidung zu beſchleunigen, brachte Prandtl die Milch in Blechgefäßen in die Centrifugalmaſchine und erhielt in der That, in Folge der verſchiedenen Eigenſchwere der Milchbeſtandtheile, bei 400 Umdrehungen der Maſchine pro Minute nach einer Viertelſtunde einen Rahm, welcher 75 pCt. der auf gewöhnlichem Wege erſt nach mehreren Tagen ausgeſchiedenen Rahmmenge betrug, die Conſiſtenz friſcher Butter beſaß und ſich leicht mit heißen, ſchlecht aber mit kalten Flüſſigkeiten miſchte. Da er aus ganz friſcher Milch

*) Die einfachſte Art, um eine Cichorienbeimiſchung unter dem Kaffee zu entdecken, beſteht darin, daß man das Pulver in kaltes Waſſer ſchüttet. Die Cichorie bildet mit dieſem einen gefärbten Aufguß, der Kaffee aber nicht, und man kann aus der Dunkelheit der Farbe einen annähernden Schluß auf die Quantität der beigemengten Cichorie ziehen. Die Anweſenheit von Kaffee in Cichorie wird dadurch ermittelt, daß man das Gemiſch, worin man ihn vermuthet, mit Kalk kocht, es filtrirt, bis zur Trockenheit abdampft, Schwefelſäure und Braunſtein hinzufügt und es ſanft erwärmt, wobei ſich eine Subſtanz, welche man Kinon nennt, ſublimiren wird, wenn Kaffee zugegen iſt. Der Aufguß oder Abſud eines verdächtigen Getränks kann ferner auch mit Eiſenoxydſalzen geprüft werden. Der Cichorienaufguß iſt bräunlich-gelb und wird nur ein Wenig dunkler, wenn man ein ſolches Eiſenſalz hinzufügt, auch giebt er einen Niederſchlag. Der Kaffeeaufguß iſt von brauner Farbe, wird beim Zuſetzen der Eiſenlöſung grün und giebt einen bräunlichgrünen Niederſchlag.

abgeſchieden worden war, zeigte dieſer Rahm einen ſehr friſchen Geſchmack, welcher auch der übrig gebliebenen Milch eigenthümlich war. Der neue Rahm lieferte in 5—10 Minuten ſehr feine Butter und nur äußerſt wenig Buttermilch. Die Verarbeitung der Milch nach dieſer Methode macht Milchkeller und andere Lokalitäten überflüſſig und würde ſich bei einer Production von nur 300 Maß Milch ſchon deshalb lohnen, da die erforderliche Centrifugalmaſchine nur 68 Thlr. koſtet. Dieſe leicht ausführbare Probe würde für alle großen Städte ſehr willkommen ſein, da ſich die polizeiliche Controle als durchaus ungenügend erweiſt und zu nachläſſig betrieben wird.*)

Doch tröſten wir uns darüber, wir werden wenigſtens auf dem Feſtlande nicht von einem andern Nahrungsmittel heimgeſucht, welches unter dem Namen „brauner Zucker" in England vielfach verbraucht wird und eine ſolche Maſſe kleiner Thierchen vom Genus Acari (Milben) enthält, daß ſich der Teig oft ungeheißen in Bewegung ſetzt. Der Eſſayiſt einer engliſchen Vierteljahresſchrift gab vor Kurzem folgendes Panorama der clandeſtinen „Nahrungsmittel", die ſich gewöhnlich in dem Frühſtück eines Engländers einfinden. Es enthält eine Taſſe

Thee:	Kaffee:
der grüne:	Cichorie, und dieſe wieder:
Preußiſch Blau,	Geröſteten Weizen,
Gelbwurz,	" Eicheln,
Chinathon oder Meerſchaum,	" Mangoldwurzeln,
Wiedergetrocknete Theeblätter,	" Möhren,
Grünen Vitriol;	" Paſtinak,
der ſchwarze:	" Lupinſamen,
Gummi,	Eiſenoxyd,
Waſſerblei,	Mahagony-Sägeſpäne,
Schüttgelb (Duchpink),	Gebackene Pferdeleber,
Alte Theeblätter,	" Ochſenleber.
Eſchen-, Schlee-, Hagedorn- und andere Blätter.	

In der Milch: Waſſer etwa 25 pCt., Mehl, Stärke, Theriak, Eiſenoxyd und andere Ingredienzen, und im Zucker, und zwar im braunen: Mehl und Zuckermilben, und im weißen: Albumin von Ochſenblut. A. B.

---

*) Die Geſchmacksprüfung der Kuhmilch kann man übrigens durch den Geruchsſinn bewerkſtelligen. Chemiſche Unterſuchungen der Milch haben nämlich zu folgendem merkwürdigen Reſultate geführt. Wenn man zu einem Antheil Milch das Drei- bis Vierfache Schwefelkohlenſtoff ſetzt, das Gemiſch gut umſchüttelt und abſetzen läßt, ſo haben ſich lediglich die Riechſtoffe der Milch mit dem Schwefelkohlenſtoff verbunden. Ueberläßt man dieſen nun der freiwilligen Verdunſtung, ſo bleiben jene als ein ſehr dünnes Häutchen von ſalbenähnlicher Beſchaffenheit zurück, das im höchſten Grade den Geruch des von der Kuh verzehrten Futters entwickelt. War die Milch gut, ſo hat man ein liebliches Heuparfüm; andernfalls verräth ein widerlicher Geruch, daß übelriechende Pflanzen gefreſſen wurden, oder ein ſcharfer und ranziger deutet auf verdorbenes Futter, ſchlechte oder verfälſchte Oelkuchen ꝛc.

Zur Blumenzucht.

Im Alterthum ist keine Phase bekannt, während welcher die Blumen von staatswirthschaftlicher Bedeutung gewesen wären; eine solche Phase trat vielmehr zuerst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein. Es hatte im Jahre 1554 nämlich der Naturforscher Busbeck die Tulpe von Adrianopel nach Europa gebracht. Als dieselbe, allmählich fortgepflanzt und vermehrt, auch in den Niederlanden eingebürgert wurde, entstand dort eine solche Liebhaberei für diese Blumen, daß in dem Jahre 1634 eine wahre Manie ausbrach, die zu einer reichen Handelsquelle der Speculanten wurde, besonders in den Städten Amsterdam, Utrecht, Rotterdam, Leyden, Harlem ꝛc. Der Handel wurde nach dem Gewicht der Blumenzwiebeln (nach Assen) ganz geschäfts- und börsenmäßig betrieben. Geld, Güter, Haus und Hof wurden für Tulpenzwiebeln gegeben und verschrieben. In einer alten Schrift („de opkombst en ondergang van Flora", Amsterdam 1643) heißt es: „Edelleute, Kaufleute, Handwerker, Schiffer, Bauern, Torfträger ꝛc., Alle waren von gleicher Sucht befallen. Anfangs gewann ein Jeder, in allen Städten waren Wirthshäuser gewählt, welche statt der Börse dienten, wo Vornehme und Geringe um Blumen handelten. Sie hatten unter sich Gesetze, Notare und Schreiber." John Francis sagt: „Die Geschichte der Tulpenmanie in Holland ist so lehrreich, als irgend eine in einer ähnlichen Periode. Im Jahre 1634 waren die Hauptstädte der Niederlande in einen Schacher verwickelt, welcher den soliden Handel ruinirte, indem er das Spiel aufmunterte, welcher die Lüsternheit des Reichen, wie die Begierde des Armen verlockte, welcher den Preis einer Blume höher als ihr Gewicht in Gold steigerte, und welcher endigte, wie alle solche Perioden geendigt haben, in Elend und Verzweiflung. Viele wurden zu Grunde gerichtet, nur Wenige bereichert. Tulpen waren 1634 so eifrig gesucht, wie 1844 Eisenbahnactien in England und — können wir hinzusetzen — wie zwanzig und einige Jahre später bei uns in Deutschland Creditactien. Geschäfte wurden auf die Lieferung gewisser Tulpenzwiebeln abgeschlossen, und wenn, wie ein Fall vorkam, nur zwei Stück auf dem Markte waren, so wurde Habe und Gut verkauft, um die Differenz zu zahlen. Contracte wurden abgeschlossen und Tausende von Gulden für Tulpen bezahlt, welche weder Mäkler, noch Käufer, noch Verkäufer je gesehen hatten. Die Actie hieß damals Tulpe, das war der ganze Unterschied! Viele Jahre aber vergingen, bevor sich das Land von dem im Jahre 1637 plötzlich eingetretenen Umschwunge erholte und der Handel wieder von den Wunden genas, welche die Tulpenmanie ihm geschlagen hatte, eine Manie, die sich übrigens nicht auf Holland allein beschränkte, sondern bis nach London und Paris sich erstreckte und in den zwei größten Hauptstädten der Welt der Tulpe einen erdichteten Werth beigelegt hatte."

In neuerer und neuester Zeit ist die staatswirthschaftliche Bedeutung der Blumen Folge der fortschreitenden Wissenschaft, der Industrie und des im Steigen begriffenen Luxus. Die Fabrikation der Parfümerien, deren

Verbrauch täglich zunimmt, beruht nämlich zumeist auf der Blumenzucht. Der Hauptplatz ihres Wachsthums ist der Süden Frankreichs.

Setzt man auf der Karte Frankreichs den Fuß eines Cirkels da ein, wo das Fort Antibes liegt und öffnet ihn bis zur Stadt Grasse, so wird ein Kreis beschrieben, dessen Peripherie jene Gegend einschließt, wo die Blumen in reichster Fülle gedeihen und denen geschickte Hände die bekannten Wohlgerüche abgewinnen, mit denen ein lukrativer Handel in alle Weltgegenden getrieben wird. Die drei Städte Nizza, Cannes und Grasse liegen innerhalb dieses Kreises. Ueberall sind Blumen Zierrathen — reizende Zufälligkeiten; hier sind sie Nothwendigkeit. Sie werden angebaut wie anderswo Getreide, Kartoffeln oder Rüben. Hier blühen die Orangen, aber auch Jasmin, Veilchen und die Tuberose, die Jonquille und die Cassia, nicht wie bei uns in dürftigen Beeten, sondern auf weiten Strecken in ganzen Feldern. Die Atmosphäre wird drückend durch die Ueberfülle der Wohlgerüche, welche die farbenreichen Aecker ausathmen.

In den Scheunen finden wir nicht, wie anderswo, Korn- und Weizengarben, sondern Lavendelbündel, in der Kammer nicht Käse und Butter, sondern Olivenöl, Pomade und Veilchenbutter, und im Keller weder Wein noch Bier, sondern Orangenblüthen- und Rosenwasser. Es ist eine Gegend wie aus „Tausend und Einer Nacht"; keine irdische Landschaft, sondern eine ideale, wie sie nur ein Dichter träumen kann. Wir sind fast erstaunt, wenn uns die schwarzäugigen Bauern nicht in Reimen und wohlgesetzten Versen Auskunft geben. Der Boden dieser gesegneten Gegend ist so fruchtbar, daß man ihn nur irgendwo mit der Haue zu kitzeln braucht, um eine Blume hervorsprießen zu sehen.

Nach dem Gesagten wird man über die Größe der Ziffern nicht erstaunen, die einen Begriff von den jährlichen Blumenerzeugnissen geben sollen:

Orangenblüthen werden jährlich gewonnen	1,475,000	Pfund
Rosenblüthen	530,000	"
Jasmin	100,000	"
Veilchen	75,000	"
Cassia	45,000	"
Geraniumblätter	30,000	"
Jonquille	5,000	"

Lavendel und Rosmarin gar nicht zu erwähnen, die dort in derselben Menge angetroffen werden, wie bei uns Klee und Gras. Die Industrie müßte blind sein, wenn sie die wirklich ungeheure Masse von Blumen nicht zu benützen verstünde; sie versteht es aber auch gründlich.

In der Regel befassen sich die Grundbesitzer nicht zugleich mit der Parfüm-Erzeugung. Sie überlassen das einem Eigner der zahlreichen Laboratorien, der die Mühe und Kosten des Sammelns und der Pflanzung der Blumen hat und ein Drittheil des reinen Erträgnisses an den Eigenthümer des Bodens abgiebt. Die Bauern müssen durch eine so poetische Beschäftigung sehr verfeinert sein; vielleicht sind sie es, wenigstens wollen wir es hoffen. Sicherlich aber sind sie ein joviales, friedliches und ehrliches Völkchen. Der Gensdarm ist hier nur eine Sinecure. Sie haben im Ver-

gleiche zu der Arbeit, mit der unsere Bauern im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen, eine arkadische Beschäftigung. Sie brauchen nur einen Schritt zu thun, den übrigen Weg legt die Natur für sie zurück.

Um Rosen zu pflanzen, wird der Acker leicht und oberflächlich gedüngt mit den ausgepreßten ölgetränkten Blättern, dann mit Ochsen gepflügt; nach dem Pflügen sorgfältig gejätet, die Stöcke beschnitten und alte erschöpfte durch junge kräftige ersetzt. Darauf beschränkt sich die Menschenarbeit; das übrige thut willig die Natur. Im nächsten Jahre erscheinen schon auf den neuen Stöcken eine beträchtliche Anzahl Rosen, aber erst im vierten erreicht der Strauch den Culminationspunkt seiner Kraft und Fruchtbarkeit. Ein mittelmäßig kräftiger Strauch trägt dann bis zum achten Jahre reichliche Blumen. Zehntausend Rosenstöcke bedecken den Raum eines Acre und liefern alljährlich fünftausend Pfund Rosen.

Jasmin wird erhalten, wenn man auf Stockreiser von wildem Jasmin nach zwei Jahren edlen oder spanischen Jasmin (Jasmina grandiflora) pfropft. Achttausend Setzlinge werden auf jeden Acre gerechnet, sie blühen erst im zweiten Jahre, gewähren dann aber 60,000 Pfund per Acre. Im August, der Zeit des Jasmins, wimmeln die Felder von jungen und alten Weibern, Mädchen und Kindern; alle tragen kleine Körbe, die mittelst eines breiten Bandes an ihrer Seite befestigt sind. Tausende von Händen sind unermüdlich thätig, die Blumen von den Stämmen zu pflücken und in die Körbe zu füllen. Vom Morgen bis zum Abend währt dies Ameisentreiben auf den Feldern.

Am meisten Pflege und Sorgfalt erfordert die Tuberose, „die Königin und Braut der Mondnacht, die erst zu duften beginnt, wenn die Sonne in's Meer gesunken." Sie zahlt aber auch die ihr gewidmete Pflege besser als jede andere Blume. Und welch' ein Duft entströmt ihr! Sie scheint von allen Blumen das Beste entlehnt zu haben, um daraus ihr Aroma zu bilden.

Orangenbäume benöthigen 15 Jahre, um ihre größte Kraft zu erreichen. Sie tragen jedoch schon nach fünf Jahren und zwar Blüthen und Früchte in den verschiedensten Stadien der Reife zu gleicher Zeit. Jährlich giebt ein jeder Baum 25 Pfund Blüthen im Durchschnitt.

Bei uns wachsen und gedeihen die Veilchen allerorten, wenn sie es auch lieben, sich bescheiden in dichtem Gras zu verstecken; nicht so unter dem ewig heitern Himmel von Nizza. Sie müssen dort in den Schatten der Bäume gepflanzt werden, wenn sie in der gewünschten Fülle wachsen sollen. Auch sie werden gepflanzt, und zwar durch Ableger, die sich sehr rasch zu selbstständigen Gruppen entwickeln.

Nebst den genannten Blumen und Pflanzen wird noch rosenblätteriges Geranium wegen der duftigen Blätter, Rosmarin und Lavendel angebaut. Die letzten zwei wachsen und gedeihen wie das Wiesengras, ohne jede Cultur.

Das Auge kann nicht lange über diese farbenglänzenden, duftathmenden Gefilde hinschweifen, ohne daß sich dem Sinn die Frage aufdrängt, wozu alle diese Pracht und Verschwendung des Schönsten und Besten, was die Natur hervorgebracht. Sicherlich sind diese Schätze von Duft und Farbe nicht bloß Ornament allein. Die Antwort kann aus dem geschäftsmäßigen Treiben und dem industriösen Verfahren leicht herausgelesen werden; die Antwort: „Erwerb." Der Mensch ist ein riechendes Geschöpf. Er liebt Wohlgerüche,

weil ſie ſeinem Riechorgane ſchmeicheln und weil er ihrer benöthigt, um mancherlei üble Düfte, denen er begegnet, zu vergeſſen. Gegenwärtig verſieht Europa die ganze übrige civiliſirte und uncivilisirte Welt mit Parfüms aller Sorten. Selbſt die ungebildeten, aber nicht weniger riechenden ſogenannten „Wilden" benöthigen der in Spirituoſen und Oelen aufgelöſten Düfte. Die Unterthanen des Königs von Dahomey konſumiren große Mengen Lavendelwaſſers, wofür ſie uns Elfenbein und Palmöl zurückgeben — arme unwiſſende Geſchöpfe! Im fernen Weſten, die nordamerikaniſchen Jäger, tauſchen gern ihre koſtbaren Hermelin-, Biber- und Fiſchotterfelle gegen Päckchen mit Bergamott-Eſſenz, wohlriechend gemachten Schnupftabaks, den ſie eſſen, um ihn mit zwei Sinnen zu genießen. Leute, die nicht von den üblen Düften Köln's beläſtigt werden, verſchmähen gleichwohl das aromatiſche Produkt Jean Maria Farina's mit nichten.

Um die lieblichen Kinder Flora's zur Abgabe ihres ſchönſten Schmuckes zu zwingen, giebt es einen zweifachen Weg: einen chemiſchen und einen rein mechaniſchen. Die Laboratorien ſtehen mitten in den Feldern, und wie man in anderen Gegenden das Getreide in Säcken zur Mühle fährt und trägt, ſo trägt und fährt man hier die Blumen in die Laboratorien. Hier werden die Wohlgerüche entweder durch Deſtillation, in den ſeltneren Fällen, oder durch Maceration und Enfleurage aus Blättern und Blumen gezogen. Orangenblüthen, Tuberoſen, Akazien, Jasmin, Veilchen, Roſen, Jonquillen u. a. werden nach der zweitgenannten Methode behandelt. Es wird thieriſches Fett, das durch Kochen in natronhaltigem Waſſer von allen Faſern und fremden Beimiſchungen ſorgfältig gereinigt wurde, auf eine ziemlich breite Glasplatte gegoſſen, die mit einer hölzernen Einfaſſung umgeben iſt. Das Fett, wieder feſt geworden, wird mit den friſchgepflückten Roſen- und anderen Blumenblättern dicht beſtreut. Viele Hunderte ſolcher Glasplatten ſind auf einmal in Verwendung. 24—36 Stunden bleiben die Blumen mit dem Fette in enger Verbindung und geben ihren Duft während dieſer Zeit gänzlich an das Fett ab. Erſcheint dieſes nicht gehörig parfümreich, ſo werden die alten Blumen durch friſche erſetzt, und dies Verfahren ſo lange wiederholt, bis das Fett den gewünſchten Grad erreicht hat. Es wird bei Kohlenfeuer abermals geſchmolzen, und die Pflanzenreſte entfernt, dann füllt man es in die entſprechenden Gefäße, und es iſt für den Handel reif.

Maceration iſt ein ähnliches Verfahren, nur wird feines Olivenöl und geſchmolzenes Fett in Anwendung gebracht. Manche Blumen eignen ſich beſſer zur Enfleurage, andere hinwieder zur Maceration. Bei Veilchen müſſen beide Methoden angewendet werden. Das Fett wird nach Beendigung des Prozeſſes „Pomade" genannt, was eigentlich in genauer Ueberſetzung Apfelfett bedeutet. Pomade iſt ein verhältnißmäßig ſehr junges Wort; es hat ſeit hundert Jahren ungefähr das Wort Butter erſetzt. Unſere Urgroßmütter ſprachen von Jasmin- und Roſenbutter, wie wir nun von Pomade reden. Der chemiſche Prozeß, die Deſtillation, kann nur mit den gröberen Pflanzentheilen, Stengeln, Wurzeln und Blättern vorgenommen werden. Dieſe bewahren das duftende Prinzip in kleinen Säckchen, die zwiſchen den anderen Zellen ſich befinden, während die Blumen athmend duften. Die Letzteren vertragen keine Deſtillation. Eine ſcheinbare Ausnahme bildet der Lavendel, den man auf chemiſche Weiſe behandeln kann: in der That zeigt er ſich aber denſelben Geſetzen unterworfen, wie die anderen Blumen. Friſcher Lavendel-Extract hat einen weſentlich verſchiedenen Duft von älterem, der erſt nach Aufnahme des Sauerſtoffes aus der Atmoſphäre einen lavendelähnlichen Parfüm giebt.

A. B.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Die verunglückte französische Einmischung in Mexiko beginnt ihre Schatten nach Europa herüber zu werfen. Die Stimmung in Frankreich ist gereizt und unzufrieden. Selbst der Glanz der Ausstellung, die Besuche fast aller gekrönten Häupter, die materiellen Vortheile, die aus dem Zuströmen unzähliger Schaaren von Fremden der Pariser Bevölkerung erwachsen sind, haben keine dauernde Umstimmung hervorgebracht. Man fühlt sich wohl geschmeichelt durch die Huldigungen, welche Kaiser und Könige der Weltstadt darbringen, man ist stolz darauf, vor den erstaunten Blicken des Sultans die Wunder der abendländischen Civilisation ausbreiten zu können, man läßt sich auch den Goldregen gefallen, der sich aus allen Himmelsgegenden über Paris ergießt; aber alle diese Eindrücke sind flüchtig und vergänglich. Kaum sind die Feste vorüber, so ist auch die Festesstimmung verrauscht, um gesteigertem Mißmuth, verstärktem Groll Platz zu machen, ohne daß man doch bereits im Stande ist, sich klar und bestimmt Rechenschaft über die Ursache des Mißmuths zu geben, und ohne daß man weiß, gegen wen und nach welcher Seite hin man den lange genährten Groll entladen soll.

Gesteigert ward diese Mißstimmung durch die Schlußkatastrophe des mexikanischen Kaiserthums. Uebereinstimmend lauten die Nachrichten dahin, daß sich nicht nur im Heere, sondern auch in der großen Masse das Gelüst nach einem Auswetzen dieser schweren Schlappe geltend zu machen anfängt; und Ollivier hat bereits das Entweder — Oder von Krieg oder Ausbesserung der inneren Zustände gestellt.

Die leidenschaftliche Aufwallung, die die mexikanische Angelegenheit hervorgerufen hat und die durch die Reden in der Kammer auf's Höchste gesteigert worden ist, wird vorübergehen, aber doch nicht, ohne dem angehäuften Zündstoff neue Nahrung zuzuführen. Darin liegt indessen für den Kaiser keine unmittelbare Gefahr. Noch ist die Opposition in der Kammer darauf bedacht, die Aufregung zu steigern: ein bestimmtes, positives, naheliegendes Ziel verfolgt sie bis jetzt noch nicht. Und vor Allem herrscht darüber noch keine Klarheit, ob der im Volke herrschenden unruhigen und unbefriedigten Stimmung das Verlangen nach Kriegsruhm oder nach politischen Reformen vorzugsweise zu Grunde liegt, ob die Eifersucht auf Preußen oder die Sehnsucht nach dem parlamentarischen Regime die Gemüther lebhafter bewegt.

Für die Regierung liegt ſcheinbar eine Ablenkung nach Außen nahe, an eine Entſchädigung für Mexiko und — Königgrätz zu denken. Nachdem Luxemburg der erſte Schritt war, bietet die mangelhafte Beſtimmung des Prager Friedens über Nordſchleswig vielleicht einen zweiten dar. Fände ſich die franzöſiſche Regierung veranlaßt, im Intereſſe der Nationalitäten, oder was ſie ſonſt vorſchützen mag, — denn um Gründe für unbefugte Begehren dürfte ſie nie in Verlegenheit gerathen, — eine „Ordnung" der nordſchleswig'ſchen Angelegenheiten zu befürworten, ſo könnte man, — da ohnedies England wie Oeſterreich und die ſkandinaviſchen Mächte Preußen vor Verlegenheiten zu bewahren, ſich nicht ſehr beeilen dürften, — mit ziemlicher Beſtimmtheit darauf rechnen, daß eine ſolche Einmiſchung mit der wohl überlegten Abſicht auftreten würde, unter allen Umſtänden, alſo auch auf die Gefahr eines Krieges hin, ihren Willen durchzuſetzen.

Wenn wir auch den Worten Rouher's in ſeiner Rede am 15. cr., in der er die vielſeitigen Angriffe der Oppoſition beantwortete und denſelben die Spitze abzubrechen ſich bemühte, kein großes Gewicht weiter beilegen, nämlich den Worten: „Die Luxemburger Angelegenheit hat keineswegs zwiſchen Preußen und Frankreich Uneinigkeit und Gereiztheit hervorgerufen, ſondern ſie wird im Gegentheil ein Element der Einigung und Eintracht ſein. Was die große Frage der deutſchen Einheit betrifft, ſo betrachtet Frankreich dieſelbe ohne Bedauern für die Vergangenheit und ohne Furcht für die Zukunft", ſo müſſen wir doch von Napoleon annehmen, daß er, mit wie ungünſtigen Augen er auch die Vermehrung der preußiſchen Macht betrachten mag, doch über das Weſen der deutſchen Frage vorurtheilsfreier und richtiger denkt, als die Mehrzahl ſeiner Gegner, die den Krieg wünſchen, zum Theil aber auch weil ſie glauben, daß er die Revolution und den Umſturz des Kaiſerthums zur Folge haben wird.

Hieraus ergiebt ſich, daß, wenn Napoleon in der That einen Krieg herbeiführen wollte, er nur ſeinen Gegnern in die Hände arbeiten würde. Denn die kriegeriſche Stimmung würde alsbald einen revolutionären Charakter annehmen. Sie würde ſich gegen ihn wenden, wie ſie ſich 1794 gegen Lafayette und bald auch gegen die Girondiſten gewandt hat, obgleich dieſe doch allein den Krieg herbeigeführt hatten. Noch iſt die Stimmung nicht revolutionär, aber ſie ſteht auf dem Punkte, es zu werden. Vermag es Napoleon, dieſer Wendung vorzubeugen? Wir können dieſe Frage nicht mit Sicherheit entſcheiden. So viel ſcheint aber unzweifelhaft, daß der Krieg nicht das rechte Mittel iſt, um die Gefahren, welche die Napoleoniſche Dynaſtie bedrohen, zu beſchwören. Wenn es ein Mittel giebt, um die Pläne der feindlichen Parteien zu durchkreuzen, ſo iſt es eine vernünftige Reformpolitik. Wir haben die Schwierigkeiten, die ſich in Frankreich einer ſolchen entgegenſtellen, und die Gefahren, die jedes Abweichen von den bisher aufrecht erhaltenen Principien mit ſich führt, niemals gering angeſchlagen; aber wir glauben, daß es der Kaiſer in ſeiner gegenwärtigen Lage auf alle Gefahren hin wagen muß, dem wiedererwachten Freiheitsdrange Conceſſionen zu machen. Noch ſind die äußeren Grundlagen ſeiner Macht unerſchüttert, noch vermag

er daher die Bewegung zu lenken, aber nur wenn er ſich auf den unzweifelhaft an Zahl überlegenen Theil der Nation ſtützt, der die politiſche Reform und zugleich den Frieden will. Es iſt leicht, die Stimmen der Mehrheit durch wüſtes Kriegsgeſchrei und unaufhörliches Hetzen gegen Deutſchland übertönen zu laſſen, aber es iſt ſchwer, wo nicht unmöglich, der einmal entfeſſelten Leidenſchaft ihre Ziele vorzuſchreiben.

Seit einiger Zeit tauchen Gerüchte über eine Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich auf, und man will erfahren haben, daß der Freiherr v. Beuſt ſelbſt mit aller Ungeduld an der Annäherung an Frankreich arbeiten ſoll. Die Art und Weiſe jedoch, wie das Wiener Cabinet Preußen gegenüber den Artikel V. des Prager Friedensſchluſſes behandelt, heißt es, habe dem Tuilerien-Cabinet darüber die Augen geöffnet, daß es auf eine praktiſche Verwerthung des öſterreichiſchen Bündniſſes nicht rechnen dürfe. Man iſt in Paris der Anſicht, daß der Reichskanzler zunächſt nur die Abſicht habe, die Freundſchaft Frankreichs zur Hebung des moraliſchen Anſehens Oeſterreichs, nach Innen wie nach Außen, zu benutzen; dafür, ſagt man, ſpräche u. A. auch der Umſtand, daß die Reorganiſation des öſterreichiſchen Heeres noch immer nicht in Angriff genommen worden ſei.

Rouher hat das gefliſſentlich verbreitete Gerücht einer Allianz mit Oeſterreich in ſeiner oben erwähnten Rede dementirt, doch abgeſehen davon, Oeſterreichs nächſte Aufgabe iſt, wie die Frankreichs, die Ausbeſſerung der inneren Verhältniſſe, ſowohl der cis- als der transleithaniſchen. Es läßt ſich nicht leugnen, es gährt in Ungarn, und zwar ſo, daß nicht nur der Beſtand der jetzigen, ſondern die Möglichkeit jeder Regierung bedroht und in Frage geſtellt iſt. Die Deak-Partei ſieht ſich durch die Comitate überflügelt, und gerade die rein ungariſchen Comitate, der Kern des Landes, ſind durch die extreme Partei, die vor keinem Mittel zurückſchreckt, gegen die Regierung in offenen Aufſtand verſetzt. Bekanntlich hatten die Comitate vor 1848 unter anderen Rechten das der Controle gegen Verordnungen der Regierung. Jetzt haben einige Comitate dieſes Recht ſo ausgelegt, daß ſie befugt ſeien, dergleichen Verordnungen „mit aller Achtung bei Seite zu legen“, ferner haben ſie es dahin erweitert, daß ihnen auch die letzte Entſcheidung über die Beſchlüſſe des Landtages zuſtehe. Die Heveſer Comitatscommiſſion, die mit dieſer Auslegung des Comitatsrechts vorangegangen war, iſt indeſſen vom Peſther Miniſterium zum 16. Juli zuſammenberufen worden, damit ſie ihren Beſchluß vom 26. Juni annulire. Wir werden alſo bald erfahren, wer aus dieſem Zwiſt als Sieger hervorgehen wird.

Der Linken iſt es ferner gelungen, ihren Vorwurf gegen das Miniſterium, daß es die Selbſtſtändigkeit des Landes verrathen habe, zum Glaubensartikel der rein magyariſchen Comitate zu machen. Je unbeſtimmter der Vorwurf iſt, je weniger ſich über ihn disputiren läßt, um ſo gefährlicher iſt er. Endlich ſehen ſich die unteren Schichten des Landes in ihrer Erwartung getäuſcht, daß der Wiederherſtellung der Verfaſſung eine Herabſetzung der Steuern folgen werde; die Illuſion mag naiv ſein, aber ſicherlich iſt die

Enttäuschung und die ihr folgende Verstimmung für die Regierung sehr bedenklich.

Ferner dürfte es der Regierung schwer werden, den Verband der Honved-Vereine, die vor einigen Tagen in Pesth zu einer General-Versammlung zusammengetreten waren, auf dem Niveau des Unterstützungs-Zwecks zu halten und ihre Umwandlung zu politischen Vereinen zu verhindern. Auch ist die Honvedstiftung ein gefährliches Muster für ähnliche Vereine und Stiftungen der Croaten, wie denn schon aus Agram gemeldet wird, daß in Slawonien als Gegendemonstration Sammlungen für nothleidende Grenzer begonnen haben.

Croatien spielt in den Vorwürfen der Linken gegen die Regierung auch eine wichtige Rolle. Dieselbe Linke, die sich zu wiederholten Malen gegen die Contumacirung der Völker ausgesprochen hat, klagt die Regierung auf das Bitterste an, daß sie zu zaghaft mit Croatien unterhandle und sich nicht zu Gewaltmaßregeln entschließen könne. Sodann will die Regierung auch die Fiumaner Frage nicht einseitig durchschneiden, sondern gemeinsam mit der croatischen Angelegenheit zum Austrag bringen. Die Linke dagegen kann Ungarn nicht früh genug im ausschließlichen Besitz Fiume's sehen und will es einfach incorportirt wissen. Der Besitz dieser Hafenstadt soll Ungarn zu einer Macht erheben, die am Welthandel unmittelbar Theil hat. Kurz, der Ausgleich Ungarn's mit dem westlichen Oesterreich ist noch lange nicht zur letzten Verhandlung gelangt, und schon erheben sich in Ungarn selbst Differenzen, deren Ausgleich noch lange nicht abzusehen ist.

Das Verhältniß Ungarn's zum Concordat ist auch noch keineswegs so klar definirt, als Stimmen aus Pesth glauben machen wollen. Einige katholische Gemeinden haben das Ministerium um Bestätigung der von ihnen beanspruchten Autonomie ersucht; ein officiöser Artikel des „Maghar-Orszag" erklärt darauf, das Ministerium werde seine Zustimmung geben, aber man müsse Geduld haben. Indessen hat die klerikale Partei dem seit fünf Monaten bestehenden, von Adolf Frankenberg redigirten Blatt „1848" ein Ende gemacht, indem sie dem Eigenthümer und Verleger des Blattes, dem akademischen Buchdrucker Emich, die Wahl ließ, ob er, bei Fortführung des Blattes, die jährlich 18,000 Gulden betragende Kundschaft des Sanct-Stephans-Vereins verlieren wolle.

Man sieht, die Regierung hat in der einen Reichshälfte der Arbeit in Fülle noch und die andere wartet mit Sehnsucht darauf, daß auch ihre Wünsche realisirt werden. Daß diese nicht leicht zu erfüllen sind, brauchen wir nicht erst hervorzuheben, obgleich für eine Regierung, wie für ein einzelnes Individuum, viel gewonnen ist, wenn sie begangene Fehler einsieht oder eingesteht. Wir wollen in dieser Hinsicht nur auf einen Punkt aufmerksam machen.

Sonst wurde jeder Zweifel an dem passablen Zustande der österreichischen Finanzen in der Regierungspresse als eine Art Vaterlandsverrath verurtheilt. Am 13. cr. trug der Finanzminister im Abgeordnetenhause das Finanz-Exposé vor, welches als Grundlage der Ausgleichungsverhandlungen zwischen

den Delegationen des Reichstages und des ungarischen Landtages dienen soll und sich mit der größten Aufrichtigkeit über den mißlichen Zustand der Reichsfinanzen ausspricht. Der Minister hat mit einer Art von künstlerischem Interesse, mit der ein Dichter das wachsende Unglück des Helden in einem Roman beschreibt und sich entwickeln läßt, das Anwachsen der Staatsschulden-Lawine seit 1860, die Steigerung des Deficits, die Erschöpfung der Anleihe-Methode, die Benutzung der Notenpresse, die Rückwirkungen der Palliativ-Mittel und alle Calamitäten bis auf die Valuta-Leiden so malerisch geschildert, daß vor seiner wahrheitsgetreuen Geschichte die gerühmtesten Schreckensromane der französischen Literatur zurücktreten müssen. Zu den starken und gewaltsamen Anfällen, denen das Reich laut dieses Exposé's in den letzten Jahren ausgesetzt war, kommt noch ein „chronisches" Leiden, wie sich der Finanzminister ausdrückt, das jährliche Dificit; für das Jahr 1867 ist dasselbe zwar gedeckt, aber eben nur durch die Notenpresse, da aber dieses „einfache und leicht durchführbare" Mittel sich auch erschöpft haben möchte, so schließt der Minister mit der tröstlichen Aussicht auf einen neuen Kampf, den man im Jahre 1868 mit diesem Ungeheuer wird wieder bestehen müssen. In Summa kämpft demnach Oesterreich mit einer Staatsschuld von 3046 Millionen, einer jährlichen Zinsenlast von 127 Millionen, einem Tilgungsfonds von jährlich 26 Millionen, einem regulären Militär-Etat von 80 Millionen, einer Geld-Circulation von Papiergeld mit Zwangs-Cours, einem chronischen Deficit und einem erschöpften Staats-Credit. Dennoch hat der Minister am Schluß seines zweistündigen Vortrages noch ein heiteres Zukunftsbild entworfen und eine Verbesserung der volkswirthschaftlichen Lage in Aussicht gestellt, welche im Innern dem Vertrauen und der Achtung entsprechen würde, die der Staat durch seine jetzige Erhebung von den schwersten Schicksalsschlägen „über seine Grenzen hinaus" sich erworben habe.

An diese Aufrichtigkeit Seitens der Regierung möchten wir noch zum Schluß eine der unabhängigen Presse Deutsch-Oesterreichs anschließen. In dieser treten nämlich seit einiger Zeit ganz eigenthümliche Symptome auf, welche für Preußen von Interesse sind. Mehrere Journale gestehen nämlich bei dem Rückblicke auf den vorjährigen Krieg ganz unverhohlen zu, daß eigentlich Preußen doch für die deutsche Sache gekämpft und durch den Sieg bei Königgrätz die deutsche Nation aus ihrer politischen Ohnmacht erhoben. Zumal ist es der in Graz erscheinende „Telegraf", der in jenem Sinne mit großem Freimuthe auftritt, was selbstverständlich die stockösterreichischen Blätter mit patriotischem Entsetzen erfüllt. Das genannte Blatt sagt in einem seiner jüngsten Artikel bei einer Rückschau auf die Folgen der Schlacht bei Königgrätz wörtlich: „Wir Deutschen in Oesterreich müssen freilich klagen, das Verhältniß beklagen, das uns losriß von dem geliebten Mutterlande an demselben Tage, an welchem sich unseren Stammesgenossen zum ersten Male die Aussicht auf eine glänzende Zukunft eröffnete. Aber die vereinsamte Stellung, die man uns aufgezwungen hat, wird gewiß nicht lange dauern — das kann nicht sein. Und wer kann behaupten, daß für das Deutschland jenseits der österreichischen Grenze der Tag von Königgrätz ein unglücklicher Tag gewesen

ſei? Als der Rieſenkampf des vergangenen Jahres begann, da machten ſich hüben und drüben noch mancherlei Meinungen geltend, und in den von Leidenſchaften erhitzten Gemüthern herrſchten manche unklare Ideen und verworrene Anſchauungen. Mit ruhiger Ueberlegung können auch wir in Oeſterreich nun an dieſe Zeit des Sturmes und Dranges denken, die wir miterlebt, und wir müſſen zugeben, was ſo viele von uns einſt mit leidenſchaftlicher Erbitterung geleugnet, daß in der großen Streitfrage des vorigen Jahres vielleicht wohl der Wortlaut einzelner Paragraphen für die Forderungen Oeſterreichs ſprach, daß aber die Fahne, die der greiſe König Wilhelm entrollte, die wahre deutſche Fahne war, daß Preußen, wenn auch gegen Deutſchland, doch in Wahrheit für Deutſchland kämpfte, für den Gedanken der nationalen Einheit und Größe."

Mexiko's Zukunft.

II.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß die ſpaniſche Herrſchaft Mexiko in einen blühenden Zuſtand verſetzt hatte, denn ſie hatte ſich alle Hülfsmittel zu verſchaffen gewußt, deren Beſitz die Größe und das Anſehen der Völker bedingen; eine beträchtliche Seemacht, eine wohldisciplinirte Armee, zahlreiche feſte Plätze, eine nach den Geſetzen der Billigkeit geordnete und wachſame Verwaltung, heilſame Municipalgeſetze, eine in finanzieller Hinſicht äußerſt glänzende Stellung: das waren die Elemente ihrer Macht und ihrer Thätigkeit.

Gleich Anfangs hatten Fernand Cortez und Karl V. (als König von Spanien Karl I.) treffliche Beſtimmungen über die Coloniſation erlaſſen. Philipp II., deſſen politiſcher Blick eben ſo ſcharf wie umfangreich war, legte den Grund zur Geſetzgebung für die Indianer. Fortgeführt und vervollkommnet von Philipp V., entwickelte ſich dieſes Werk unter der ruhmvollen Regierung Karl's III. bis zu einer hohen Stufe. Da verkündigten die gegen die Souveränetät Englands ſich auflehnenden Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit; ein Ereigniß, welches den Grafen v. Aranda, Karl's III. Miniſter und einer der merkwürdigſten Typen und Repräſentanten des achtzehnten Jahrhunderts, mit Recht in große Beſorgniß verſetzte, da er nur zu wohl einſah, daß die ſpaniſchen Colonieen, ein ſolches Beiſpiel vor Augen, ſich ebenfalls eines Tages von dem Mutterſtaate trennen würden. Auf die Möglichkeit hin, ſeinem Monarchen zu mißfallen, ſtand er nicht an, auf die Gefahr aufmerkſam zu machen, und Karl III., geleitet durch die verſtändige Einſicht ſeines Miniſters und unterſtützt durch deſſen lichtvolle Vorſchläge, faßte den Plan, die amerikaniſchen Vice-Königreiche in Königreiche zu verwandeln und auf die Throne derſelben ſpaniſche Infanten zu ſetzen, für ſich ſelbſt jedoch den Titel eines Kaiſers von Indien vorzubehalten. Während

er ſo die Könige aus ſeiner Familie in das Verhältniß von Vaſallen ſetzte, ſollte Spanien ſelbſt doch ſtets über die Intereſſen der Colonie wachſam ſein und machte er Madrid zu dem großen Mittelpunkte der geſammten Organiſation aller ſpaniſchen Reiche. Dieſer Plan trug den Keim von ungeheuren Folgen in ſich, da er die ſpaniſche Herrſchaft über die amerikaniſchen Colonieen für immer unerſchütterlich machen konnte; aber er ward aufgegeben. Die Zeit und die Umſtände gebrachen Karl III., um ihn auszuführen.

Nichtsdeſtoweniger verfolgte die Politik dieſes Fürſten mit ernſter Beharrlichkeit den einmal für zweckmäßig erkannten Weg, um eine engere Verbindung des ſpaniſchen Amerika's mit dem Mutterſtaate herbeizuführen. Aus dieſem Grunde errichtete er eine ausſchließlich aus jungen und den höchſten Familien angehörenden Amerikanern beſtehende Leibwache, und erreichte damit einen doppelten Zweck. Denn abgeſehen von der ihm hierdurch gewährten Garantie für den Fall einer mexikaniſchen Revolution, brachte dieſe Einrichtung auch den wichtigen Vortheil mit ſich, daß auf ſolche Weiſe die Elite der ſpaniſch-amerikaniſchen Jugend unvermerkt an die europäiſchen Sitten gewöhnt und ſo die beiden Völker ſelbſt mehr als je in Uebereinſtimmung gebracht wurden. Leider erbten die Nachfolger Karl's III. mit ſeiner Macht nicht zugleich auch ſeine Geſchicklichkeit, und dieſe Leibwache hörte unter Ferdinand VII. auf zu exiſtiren.

Das durch die franzöſiſche Revolution auf der pyrenäiſchen Halbinſel angefachte Feuer, die ſchwache und nachläſſige Verwaltung derſelben unter der Regierung Karl's IV., und vor allen Dingen die von Seiten Englands und der Vereinigten Staaten Amerika's angeſponnenen Intriguen führten einen Bruch zwiſchen Neu-Spanien und dem Mutterſtaate herbei. Ein erſter Schrei nach Unabhängigkeit wurde ſchon 1810 gehört, doch noch mit Leichtigkeit unterdrückt. Indeſſen gewann die Bewegung im Jahre 1814 ſchon einen beſtimmteren Charakter und hatte 1820 eine wahrhaft furchtbare Geſtalt erlangt. Spaniſche Generale, wie Xaver Mina, Echevarri, Arana und Nogreta, ließen die königlichen Fahnen im Stich und brachten den Inſurgenten in ihrer militäriſchen Bildung und in der jenen noch mangelnden Disciplin eine große Stütze. Uebrigens trug hier Ferdinand VII. nur die Folgen ſeiner eigenen Schuld, da er bei ſeiner Rückkehr nach Spanien ſich in die Arme der ſtreng abſolutiſtiſchen Partei geworfen, die Mitglieder aller übrigen Parteien proſkribirt und die ihm ergebenen Generale abgeſetzt hatte. So hatte er gerade diejenigen Männer von ſich geſtoßen, durch deren Hülfe ihm die Krone erhalten worden war.

Die ſich während dieſer Verfolgungen in Amerika befindenden ſpaniſchen Offiziere erhoben ſich gegen ein Syſtem, das die ruhmvollen Thaten des Landes nach dem Geſetz eines despotiſchen Oſtracismus beurtheilte und verdammte. Dieſes Gefühl trieb ſie in die Reihen der Inſurgenten, und entſchuldigte es nicht ihren Verrath, ſo vermindert es wenigſtens deſſen Abſcheulichkeit. Vergebens kämpften die dem Mutterlande treugebliebenen Generale Don José de la Cruz, Calleja, Novella, Venegas und Truxillo für die Sache des alten Vaterlandes. Der Erfolg war für die revolutionäre

Partei günſtig, und im Anfang des Jahres 1822 fand eine beſtimmte Trennung ſtatt. Das war ein Tag der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit, welchem Jahrzehnte des Unglücks wie zur Sühnung gefolgt ſind.

Zu ihrer Rechtfertigung muß jede neue Geſtaltung der Dinge zu dem Mittel der Verleumdung des unterliegenden Gegners greifen. So wurde denn auch hier eine beſtimmte Anklage gegen Spanien erhoben. Man warf ihm unter andern Punkten auch die Abſicht vor, die amerikaniſchen Spanier zurückgeſetzt zu haben, um auf ihre Koſten die europäiſchen Spanier zu begünſtigen. Aber dies Faktum iſt nur bis zu einem beſtimmten Punkte richtig. Selbſt den Mangel an Gerechtigkeit angenommen, legte ſchon das eigene Intereſſe der Regierung zu Madrid die Pflicht auf, jede einſeitige Bevorzugung zu vermeiden, um eine ſchnellere Annäherung und Vermiſchung zwiſchen den beiden Völkern herbeizuführen. Dieſe Wahrheit wurde in Madrid wohl erkannt und praktiſch beachtet. Der Beweis dafür liegt darin, daß noch heutigen Tages in der ſpaniſchen Verwaltung geborene Amerikaner hohe Stellungen einnehmen, durch die ſie unmittelbar thätig in die Geſchäfte eingreifen können. Die vorgeblichen Grauſamkeiten gegen die Indianer ſind nicht weniger erlogen. Denn wenn wir einige Gewaltthaten aus den früheren Zeiten der Eroberungen Mexiko's ausnehmen, die wohl nicht vermieden werden konnten, ſo hat es ſich die ſpaniſche Herrſchaft ſehr angelegen ſein laſſen, die Wohlthaten des Chriſtenthums und des Unterrichts unter den unterworfenen Völkerſchaften zu verbreiten, ſowie ihre äußere Sicherheit zu befeſtigen. Von dieſem Grundſatze ausgehend, gründete ſie in den vorzüglichſten Städten Mexiko's königliche Schulen für edle Indianer (real colegio de Indios nobles), wo die Söhne der angeſehenſten Kaziken-Familien auf königliche Koſten erzogen wurden. Wenn heute der Reiſende auf irgend einem Punkte die Küſte von Neu-Spanien betritt, ſo trifft er noch indianiſche Dörfer von freundlichem, lachendem Anblick, unter der väterlichen Sorge ihrer Seelſorger zufrieden und glücklich. Einige Schritte davon ſtößt er auf Dörfer von weißen Creolen, deren verfallener, elender Zuſtand einen traurigen Gegenſatz zu jenen bildet. Denn durch den Verluſt des zweckmäßigen Zügels weiſer Geſetze ſind hier die Sitten zu einer großen Tiefe herabgeſunken; das Elend in Verbindung mit einem falſchen Patriotismus erzeugt und nährt alle Laſter. — Nein, Spanien hat ſich keineswegs grauſam gegen ſeine Colonieen bewieſen; es war tolerant und überlegt in ſeiner Behandlung derſelben. Und während die angelſächſiſche Race die unglücklichen Eingeborenen von Pennſylvanien, Neu-England, Carolina, des Miſſiſſippi ꝛc. ausrottete, vertauſchten die ſpaniſchen Miſſionäre das Schwert des Eroberers mit dem Stabe des Apoſtels und unterwarfen die Indianer ihrem neuen Vaterlande durch das Anſehen der Intelligenz, der Religion und der Gerechtigkeit.

Man hat übrigens in Europa keine Ahnung von dem Glanz, den die ſpaniſch-amerikaniſchen Städte, trotz der Verwüſtungen des Krieges und der durch die Unregelmäßigkeit und den ſteten Wechſel in der politiſchen Verfaſſung bewirkten Ermattung der Nation, bewahrt haben. Sie beſitzen ſogar noch ein gewiſſes Anſehen von Ordnung in der lokalen Verwaltung, was ſich

leicht erklärt, wenn man ſich erinnert, daß in Spanien wie in ſeinen Colonieen die centrale Gewalt nur eine beſchränkte Ausdehnung in den Provinzen hat, da Letztere ihre Einkünfte ſelber verwalten, und da ihre Intereſſen durch bewundernswerthe Municipalgeſetze beſchützt werden. Beſonders aber kann man die Spuren und die Beweiſe für den ehemaligen Glanz Spaniens in ſeinen amerikaniſchen Colonieen finden. Aber wenn man die letzten immer mehr verſchwindenden Anzeichen dieſer herrlichen Blüthe betrachtet, erkennt man zugleich, daß dieſe unter dem Gewicht ihrer eigenen Größe erliegende Nation das Bedürfniß gehabt zu haben ſcheint, den Ueberfluß ihrer Stärke und Lebenskraft abzugeben und ſich nach Außen hin auszudehnen.

Ueber die fortſchreitende Entwickelung der Volkszahlen.

II.

Die Jahreszeiten üben auch ihren Einfluß auf Empfängniß und Geburten. Auf je 12,000 Kinder, die in einem Jahre geboren werden, fallen 1128 auf den Monat März (Maximum) und je 920 auf den Dezember (Minimum). In Bezug auf das Empfängniß iſt daher der Monat Juni der günſtigſte, der Monat März der ungünſtigſte Monat. Frankreich weicht darin von den allgemeinen Erfahrungen ab, inſofern in der gemäßigten Zone der Mai in Bezug auf die Empfängniſſe, der Februar in Bezug auf die Geburten als der fruchtbarſte Monat gilt. Ueberhaupt iſt zu bemerken, daß in den fünf Monaten vom Januar bis Mai die Geburten ſtets über, in den übrigen ſieben Monaten ſtets unter der mittleren Monatszahl bleiben. Allein ganz verſchieden verhalten ſich darin die drei Klaſſen der Bevölkerung. Auf dem Lande nämlich wird das allgemeine Geſetz in ſtärkeren Proportionen ſichtbar, da hier das Minimum 900 (Dezember) der Geburten und das Maximum 1147 (März) weit entfernter iſt vom mittleren Durchſchnitt. Die ſtädtiſche Bevölkerung ſucht dagegen das Geſetz zu verwiſchen. Das Maximum entfernt ſich dort nur um 94, das Minimum nur um 34 von dem mittleren Durchſchnitt (je 1000). In Paris dagegen wird das Geſetz völlig umgeſtürzt. Dort tritt nämlich außer den fünf erſten an Geburten fruchtbaren Monaten ein zweites Maximum im Herbſt (September 1,011, Oktober 1,036) ein.

Die meiſten Heirathen werden im Winter, die wenigſten im Herbſte abgeſchloſſen; das Geſetz iſt ziemlich allgemein für ſämmtliche drei Klaſſen der Bevölkerung, aber am ſichtbarſten auf dem Lande, ohne daß aber dies Verhältniß Einfluß auf den Gang der Geburten in den Jahreszeiten hätte. Von 100 Heirathen in Frankreich werden 83 zwiſchen Jungfrauen und Junggeſellen, 4 zwiſchen Junggeſellen und Wittwen, 9½ zwiſchen Wittwern und Jungfrauen und 3½ zwiſchen Wittwern und Wittwen geſchloſſen, und in dieſer Beziehung verhalten ſich die drei Bevölkerungen ſehr ähnlich. Es ergiebt

ſich daraus, daß Männer weit öfter als Frauen ſich wieder verheirathen, denn auf je 6,51 Männer, aber nur auf je 11,47 Frauen fällt eine zweite Ehe, obgleich die Frau im Allgemeinen viel jünger heirathet und länger lebt als der Mann. Auf dem Lande heirathet man im Ganzen jünger als in der Stadt, nämlich bei Ehen zwiſchen Junggeſellen und Jungfrauen mit $27\frac{11}{12}$, die Frau mit $24\frac{1}{4}$ Jahren, in Paris reſp. mit $28\frac{1}{2}$ und mit $25\frac{1}{2}$ Jahren. Man bemerke dabei, daß die Altersunterſchiede in der Stadt viel größer ſind als auf dem Lande. Ganz deutlich iſt das Geſetz wahrzunehmen, daß je älter ein Mann heirathet, er eine verhältnißmäßig jüngere Frau nimmt. Von 100 Heirathen auf dem Lande, wo der Ehemann zwiſchen 20 bis 25 Jahren alt, werden 54 zwiſchen Perſonen gleichen Alters, 29 mit jüngeren, 17 mit älteren Frauen abgeſchloſſen, während von 100 Ehemännern im Alter von 40 bis 50 Jahren 73 Frauen, die jünger, 23 Frauen gleichen Alters und nur 4 davon Frauen heirathen, die älter als ſie ſelbſt ſind.

Die Sterblichkeit iſt in den Städten, trotz der näheren ärztlichen Hülfe, des größeren Wohlſtandes und der allgemeineren Bildung, ſtärker als auf dem Lande und beträgt in Paris durchſchnittlich 2,74, in den Städten 2,85 und auf dem Lande 2,41 pCt. Die Departements zeigen gleichfalls einen verſchiedenen Grad der Sterblichkeit, je nach ihrer geographiſchen Lage, nach der Mehrzahl der Beſchäftigung der Einwohner und nach den lokalen Verhältniſſen. Wer kann aber alle dieſe Urſachen auffinden, die im Departement Finiſtère die Mortalität größer machen, als z. B. in den Departements Charente inférieure, Gers oder Tarn oder Garonne. Der Prozentſatz ſchwankt übrigens bloß zwiſchen 2 und 3, allein man darf nicht vergeſſen, daß 3 fünfzig Prozent mehr als 2 iſt, was den Unterſchied ſehr fühlbar macht.

Wir haben oben gezeigt, und werden darauf in einer Tabelle zurückkommen, daß, obgleich die abſolute Ziffer der Geburten abgenommen habe, die Bevölkerung dennoch, wenn auch nur wenig, gewachſen ſei. Es müſſen alſo die Todesfälle noch weniger betragen haben, als die Geburten. Dieſer Ueberſchuß wird für die letzten 40—50 Jahre auf 159,000 jährlich berechnet; nur wenn man Jahr für Jahr neben einander vergleicht, ergiebt ſich, daß 1854 und 1855 z. B. ein entgegengeſetztes Verhältniß gewähren. Tritt nun ein ſolcher Ueberſchuß ein, ſo zeigt er deutlich an, daß das mittlere Lebensalter zugenommen habe. Wäre das mittlere Lebensalter dasſelbe geblieben und hätten die Geburten nicht abgenommen, ſo hätte ſich die Bevölkerung weder vermehrt noch vermindert. Das mittlere Lebensalter muß ſich daher nicht unbeträchtlich verlängert haben, um den Ausfall der Geburten zu ergänzen und die Zunahme der Bevölkerung zu bewirken. Darin beſteht jedenfalls die hervorragendſte Seite des franzöſiſchen Cenſus, obgleich in anderen Staaten, wie in Großbritannien, deutlich beobachtet wird, daß ſich das menſchliche Lebensalter und zugleich die Fruchtbarkeit der Nation ſteigern.

Wenn wir Spaniens gegenwärtigen troſtloſen Zuſtand, ſeine ehemalige Größe und ſeine ſpätere Schwäche betrachten, müſſen wir das Eine nicht vergeſſen, daß die Nation an Amerika alljährlich einen Theil der männlichen Bevölkerung ohne Erſatz abgab. Es waren meiſt Abenteurer, kecke und ent-

ſchloſſene Leute, jedenfalls war es aber der phyſiſche Adel der Nation, welcher Glück und Gefahr ſuchte; jedenfalls waren es die minder werthvollen Elemente, die im warmen Neſte daheim blieben. In Amerika fanden die Spanier nicht Frauen gleichen Blutes zur Fortpflanzung der edleren Race, oder nicht genug Frauen; ſo wurde das Mutterland beſtändig geſchwächt, während die Creolenländer ihrem jetzigen Verfalle entgegengingen. In Frankreich hat ſich ſeit den Napoleoniſchen Kriegen die Menſchenrace ungemein verſchlechtert, und zwar bis zu einem Prozentſatz der Militäruntüchtigkeit, welcher die Hälfte der Nation entwaffnet hat. In welchem anderen Lichte erſcheint die britiſche Politik, welche mit Miethstruppen, und am liebſten mit fremden Miethstruppen, ihre Kriege ficht, wenn man auf die ſtatiſtiſchen Wirkungen Rückſicht nimmt. Wie ganz anders urtheilt der Statiſtiker über die Erfolge des letzten orientaliſchen Krieges! Rußland mußte damals die Rekrutenaushebung bis zum 37. Lebensjahr erſtrecken, das iſt ein Symptom, welches in unſern Augen der Erſchöpfung nur ſehr wenige Schritte vorausgeht. Wie lange, fragen wir, wird Rußland dieſen Krieg fühlen, wenn Frankreich noch jetzt die Nachwehen der Napoleoniſchen Kriege empfindet?

Wir werden nun eine Tafel folgen laſſen mit den Populationsziffern von Frankreich, England, den Vereinigten Staaten und Rußland, müſſen aber vorerſt noch einige Worte über Spanien ſagen, das ja, obgleich mit Portugal am äußerſten ſüdweſtlichen Ende Europa's gelegen, ſeit den älteſten Zeiten eine bedeutende Rolle in der Weltgeſchichte geſpielt hat. Völker äußerſt verſchiedener Herkunft und noch verſchiedeneren Geiſtes haben dasſelbe zu ihrem Tummelplatz gewählt, und einige Male ſind von da aus Verſuche gemacht worden, Europa zu unterjochen. Glücklicher Weiſe haben weder Karthago's Heere, noch die zahlloſen Horden der Sarazenen, noch Karl's V. Schaaren einen dauernden Erfolg erringen können. Die lange Glanzperiode Spaniens endigte mit einer Großthat ohne Gleichen, mit der Entdeckung*) und Eroberung Amerika's. Es war das Bouquet, womit das Feuerwerk ſchließt und nach dem Alles in Finſterniß verſinkt.

Wie konnte ein begabtes Volk ſo tief fallen, wie das ſpaniſche im 18. Jahrhundert?

Wir geben mit vielen Hiſtorikern zu, daß ein Philipp II. und ein Ximenes, daß der Despotismus und die Inquiſition gar Vieles erklären, allein wahrſcheinlich hätte der Kampf gegen Thron und Altar weit früher begonnen, wenn nicht einige Umſtände die Kraft des Volkes auf längere Zeit geſchwächt hätten.

Unter dieſen Umſtänden gehören vor Allem die bis zum Uebermaß ausgedehnten Eroberungen in Amerika. Spanien hatte nicht Menſchen genug, um die ungeheuern Länder, „in denen die Sonne nicht untergeht," zu verwerthen. Die Colonieen bildeten dabei ein Drain-Netz, das alle unter-

*) Wir wiſſen ſehr wohl, das Columbus ein Genueſe war; aber weder Italien noch Frankreich, noch England wollten ihm Schiffe geben; Iſabella hatte allein Vertrauen genug dazu.

nehmenden Geiſter fortführte. Und wie wenn dieſe langſam, aber ſtetig wirkenden Abzugsgräben nicht genügten, jagte ein ſinnloſer Fanatismus Hunderttauſende von fleißigen Juden und Mauren — meiſt Gewerbsleute — maſſenweiſe zum Lande hinaus. Eine ſolche Verfahrungsart mußte natürlich dem materiellen Fortſchritt ein Ziel ſetzen. Ja, es trat ſogar ein Rückſchritt ein.

Der Rückgang iſt weder für den einzelnen Menſchen, noch für ein Volk ein naturgemäßer Zuſtand. Er iſt immer das Reſultat äußerer, meiſt gewaltſamer Einwirkungen. Aber mit dem Aufhören dieſer Einwirkungen tritt eine Reaktion ein, welche den Menſchen oder das Volk treibt, die verlorene Zeit — und den verlorenen Rang — einzuholen, wieder zu erreichen. Dieſes iſt das erfreuliche Schauſpiel, das Spanien uns jetzt bietet.

Nur hat die Reaktion etwas zu lange auf ſich warten laſſen. Ihr Zaudern läßt ſich aber leicht erklären. Im Alterthum und im Mittelalter war das Mittelländiſche Meer der Mittelpunkt der civiliſirten Welt, und die pyrenäiſche Halbinſel wird bekanntlich von dieſes Meeres Wellen beſpült. In der neueren Zeit iſt der Pol — oder ſind die Pole — der politiſchen Welt mehr nach Norden gerückt worden, und Spanien ward ſo ein abgelegenes, iſolirtes, vereinſamtes Land.

Von Nationen gilt aber, was man vom Individuum ſagen kann: die Bildung, der Fortſchritt iſt das Reſultat der Berührung mit andern Völkern oder Menſchen. Spanien erwachte erſt, als es wieder in den Strudel der europäiſchen Bewegung gezogen wurde. Napoleon I. hat daher dem iberiſchen Volke einen unbezahlbaren Dienſt geleiſtet, indem er es zum Aufſtand zwang! Ein Mal in Schwung gebracht, war die Nation nicht mehr zum Stillſtand zu bringen.

Spanien gehört mit zu den compakteſten, einheitlichſten Staaten Europa's. Dieſe Einheit iſt bekanntlich ſeit der Heirath Ferdinand's mit Iſabella gegen das Ende des 15. Jahrhunderts eine vollbrachte Thatſache. Lange währte es zwar, bis Aragonien und Caſtilien, bis Catalonien und Andaluſien ſich als Theile eines Staates fühlten. Aber wie der Zuſammenfluß zweier Ströme ſtets mit der Vermiſchung der Gewäſſer endigt, ſo verſchmelzen ſich auch unter einem Scepter vereinigte Völkerſchaften, welche weder Sprache, noch Farbe, noch Religionsbekenntniſſe auseinanderhalten.

Uebrigens wurden in Spanien ſehr energiſche Mittel angewendet, um die Einheit herzuſtellen; wer nicht auf das Prokuſt-Bett paßte, wurde einfach ausgeſtoßen. Dieſe ſocialen Amputationen waren aber nichts weniger als ſchmerzlos; eine ſo zahlreiche Auswanderung, wie die der Juden und Mauren, war ſchon an und für ſich — ohne nämlich die damit verbundenen Convulſionen in Anſchlag zu bringen — ein großer Verluſt. Glaubwürdige ſpaniſche Schriftſteller fanden, daß die Zahl der Bewohner des nach der Eroberung Granada's gebildeten ſpaniſchen Reiches 9,320,691 Seelen betrug, alſo vertheilt:

Caſtilien	7,500,000	Biscaya	56,115
Granada	400,000	Alava	60,696
Aragonien . . .	266,190	Guipuscoa . .	69,665
Valencia	486,860	Navarra . . .	154,165
Catalonien . . .	326,970	Summa	9,320,691.

Dieſe Bevölkerung blieb aus den angegebenen Urſachen 2½ Jahrhundert lang ſtationär. Der Ueberſchuß der Geburten über die Sterbefälle ſcheint ſeinen Abzug nach Amerika und den anderen überſeeiſchen Beſitzungen gefunden zu haben. Gewiſſe Berechnungen, von denen das „Anuario" von 1860 ſpricht, würden ſogar für die Jahre 1712 — 1717 eine Volkszahl von nur 7,625,000 Einwohnern herausſtellen, allein wir haben kein Mittel, den Werth dieſer Berechnungen zu beurtheilen. Die erſte eigentliche Zählung fand im Jahre 1768 ſtatt und ergab eine Bevölkerung von 9,309,814 Seelen; vergleicht man dieſe Zahl mit den Ergebniſſen der Zählungen von 1797 und 1857, ſo hatte ſich die Bevölkerung von 1768 bis 1797 um 1,231,407 und von 1797 bis 1857 um 4,922,543 Seelen vermehrt, indem die Population 1797 ſich auf 10,541,221 und 1857 auf 15,463,764 Köpfe belief. Dieſe Zählungen ſind nicht die einzigen, welche in Spanien vorgenommen worden ſind, allein ſie gehören zu denen, welche am meiſten Vertrauen verdienen, wogegen man ſich, wie es den Anſchein hat, auf die Bevölkerungszahl, die man nach den Angaben der ſtatiſtiſchen Central-Commiſſion in Madrid, berechnet auf Grundlage des Cenſus von 1857, findet, und die ſich auf die Summe von 15,752,607 Seelen ſtellt, nicht unbedingt verlaſſen darf.

In die folgende Tafel nehmen wir nun die Bevölkerungsziffern der bereits oben genannten Staaten auf und bemerken, daß bezüglich Englands Macaulay („History of England", chap. 3) mit gutem Grund ſchon unter den Stuarts eine Bevölkerung von 5 bis 5½ Millionen annimmt.

	Kopfzahlen.			
Jahre.	Frankreich.	England.	Ver. Staaten.	Rußland.
1700	19,094,146	5,134,516	—	—
1722	—	—	—	14,000,000
1740	—	5,829,705	—	—
1742	—	—	—	16,000,000
1750	24,500,000	6,039,684	—	—
1760	—	6,479,730	—	—
1762	—	—	—	19,000,000
1780	—	7,814,827	—	—
1782	—	—	—	28,000,000
1790	28,763,119	8,540,738	3,929,827	—
1796	—	—	—	36,000,000
1800	28,000,000	9,187,176	5,305,925	—
1816	29,732,000	—	—	45,000,000
1820	30,451,187	11,957,565	9,638,131	—
1850	—	—	23,191,876	—
1851	35,783,059	21,121,967	—	60,098,821
1856	36,039,364	—	—	—
1860	—	—	31,445,080	—
1861	37,472,732	23,271,965	—	—
1864	—	—	—	67,701,176

Bezüglich der engliſchen Ziffer iſt zu bemerken, daß in den Cenſus von 1851 und 1861 auch Schottland mit reſp. 2,888,742 und 3,062,294 Köpfen inbegriffen iſt, welches noch im Jahre 1820 nicht mitfigurirt. Irland, das 1861 eine Bevölkerung von 5,798,967 Köpfen, d. h. 753,419 weniger

als 1851 hatte, blieb, sowie die Zahl der Soldaten und Matrosen, die sich auswärts befanden und deren Menge nach der letzten Zählung sich auf 250,356 belief, ganz außer Spiel. Die russischen Ziffern sind nach Köpfen, bis auf die für 1864, die den Zusammenstellungen des Statistischen Central-Comité's in Petersburg entnommen ist, mitgetheilt worden, die französischen für 1820 und 1851 nach den Jahrbüchern des Längenbureau's, die britischen und amerikanischen, sowie die letzte französische nach den amtlichen Censusberichten. Unter Rußland ist nur das europäische zu verstehen und bei der Zählung von 1816 fehlen Polen und Finnland, die in den beiden Census von 1851 und 1864 zugerechnet wurden, und zwar für Polen resp. 4,852,055 und 4,840,466 (im Jahre 1860) und für Finnland resp. 1,636,915 und 1,798,909 (im Jahre 1863) Köpfe. Bei der französischen Zählung wurde natürlich immer nur die heutige Gebietsausdehnung berücksichtigt, doch sind bei der Zahl für 1861 die Annexionen vom Jahre 1860, d. h. die jetzigen Departements Alpes maritimes, Savoie und Haute-Savoie mit einer Gesammtbevölkerung von 737,113 Seelen, mit in Rechnung gezogen worden.

Es ergiebt sich aus diesem Gemälde, daß die französische Bevölkerung in 161 Jahren nur um 90 pCt. — die 1860 erworbenen Gebiete außer Betracht gestellt — zunahm, England dagegen mit Ausscheidung Schottlands 293 pCt.; daß die amerikanische Bevölkerung dagegen in 70 Jahren sich verachtfacht oder in je zehn Jahren durchschnittlich um 70 pCt. gewachsen ist, daß endlich Rußland in 142 Jahren seine Bevölkerung beinahe verfünffacht sah. Das Geheimniß der amerikanischen Entwickelung besteht in der Einwanderung, das Geheimniß der russischen in den glücklichen Eroberungen; beide Fortschritte der Volkszahlen sind anormale und gehen uns hier weniger an. Wichtig für uns ist nur das mehr als dreimal raschere Wachsthum der englischen Bevölkerung im Vergleich zur französischen.

Verfälschung der Nahrungsmittel.

II.

Oft wird die Vergiftung und Verfälschung in den Hausküchen vorgenommen, und namentlich greifen die Köchinnen, wenn sie die Früchte grün färben wollen, zu den verzweifelsten Mitteln. So steht in einem englischen Kochbuche, welches achtzehn Auflagen erlebt hat, das naive Recept: „Gurken grün zu färben. Man kocht sie mit einem Hä'peny oder läßt sie 24 Stunden in der kupfernen Pfanne stehen." Am giftigsten sind die gemalten sogenannten französischen Confituren, bei denen die angewendeten Farbemittel arsenikſaures Kupfer, Mennige, überhaupt Bleioxyde sind, also die stärksten mineralischen Gifte, die es giebt. In Preußen, Frankreich, Belgien, in der

Schweiz ꝛc. iſt das Bemalen von Zuckerwerk mit gefährlichen Farben verboten und die Verkäufer ſind für alle Folgen verantwortlich, die nach dem Genuſſe ſich einſtellen ſollten. Oftmals iſt der Verfälſcher unſchuldig, wenigſtens der Vergiftung. In England iſt ein Fall vorgekommen, daß eine Perſon durch den Genuß von Glouceſterſhire-Käſe in einem Wirthshauſe ſich eine Krankheit zuzog. Es ergab ſich, daß der Käſefabrikant, um dem Käſe eine ſchönere Farbe zu geben, ihn mit Cochenille gefärbt hatte. Die Cochenille aber war abermals von dem Droguiſten mit Mennige verfälſcht worden, weil er natürlich nicht ahnte, daß jemals ſeine Cochenille zur Käſefabrikation verwendet werden könnte. Das Schlimmſte iſt endlich, daß ſelbſt die Arzneimittel ſelten rein zu erhalten ſind. So wird das kohlenſaure mit ſchwefelſaurem Natron, einem höchſt gefährlichen Salz, der Merkur mit Blei, Zinn und Wismuth, Rhabarber mit Gelbwurz und Gummigutt, ſpaniſche Fliegen mit ſchwarzem Pfeffer, das unentbehrliche Opium aber auf ein Dutzend verſchiedener Arten corrumpirt. Alles, was als Pfeilwurzel in den Handel kommt, wird in 22 Fällen unter fünfzig entweder verfälſcht mit, oder beſteht gänzlich aus Kartoffel- und Sagomehl. Die jetzt ziemlich verſchollene Revalenta enthielt bekanntlich nur Linſenmehl, was der Daubitz'ſche Liqueur, nach deſſen Genuß von zwölf Flaſchen der Blinde ſehend wird, enthält, wiſſen wir, ebenſo der Hoff'ſche Malzextrakt, den ſchon die alten Aegypter getrunken haben. Sicherlich war Oſiris der Urahn von Johann Hoff. Daher die Unverweslichkeit ägyptiſcher Mumien; — natürlich, ſie balſamirten ſich ſchon bei Lebenszeiten innerlich mit Malzextrakt ein und möglicher Weiſe ſind ſie ganz und gar ausgeſtopft mit hieroglyphenhaften Beweiſen der außerordentlichen Heilkraft des Malzextrakts! ja, es iſt möglich, daß alle jene Mumien zum neuen Leben erſtänden, wenn man ihnen nur einige Flaſchen Malzextrakts eintrichterte. Daher auch die direkte Vererbung jenes Geheimniſſes von Oſiris, dem Urahn, auf Joh. Hoff, — Neue Wilhelmsſtraße, dem Urenkel ägyptiſchen Urſprungs. Nach Herodot nämlich tranken die alten Aegypter ſchon fleißig Malzextrakt und Oſiris ſoll der Erfinder ſein. Dieſer erſte aller Braumeiſter braute ſchon ziemlich nach den Regeln der heutigen Brauer zwei Bierſorten, die eine aus Weizen (Mazar oder Potsdamer Weizen-Lagerbier), die andere aus Gerſte (Fokna, daher unabweislich Joh. Hoff Neue).

Eines unſerer wichtigſten Nahrungsmittel, das Waſſer — wie ſelten iſt es rein? Unreines Waſſer gehört zwar nicht in die Sphäre der verfälſchten Nahrungsmittel, das Thema iſt aber viel zu wichtig, um hier übergangen zu werden. „Es dürfte vielleicht eine Zeit kommen, wo die Beſchaffung geſunden Trinkwaſſers für Städtekoloſſe, die auf zuſammengedrängtem Raume täglich Maſſen von Unrath auswerfen, die der verweſende und diffundirende Einfluß der Atmoſphäre auf die Dauer nicht mehr zu bewältigen vermögen wird, auf keine andere Weiſe mehr möglich werden dürfte, als durch eine im rieſigſten Maßſtabe ausgeführte Deſtillation.“ Die treffende Bemerkung eines berühmten Naturforſchers gehört heutzutage leider nicht mehr in das Capitel verfrühter Uebertreibungen; jetzt ſchon iſt die Beſchaffung guten Trinkwaſſers

in großen Städten zur brennenden Lebensfrage geworden. Von Jahr zu Jahr mehren ſich die Klagen über die ſich immer ſteigernde Verſchlechterung des Trinkwaſſers in großen Städten, und wo nicht rechtzeitig mit den kräftigſten und durchgreifendſten Mitteln dieſem Uebelſtande geſteuert wird, dürfte das friſche Trinkwaſſer in nicht zu ferner Zukunft ein verhältnißmäßig ſehr koſtſpieliger Artikel werden.

Die Gründe der an manchen Orten ſchon zur Calamität gewordenen Waſſerverderbniß liegen ſehr nahe, es ſind dies die Verunreinigungen organiſchen Urſprungs. Wir wiſſen zwar, daß ein jedes Waſſer, auch das reinſte Quellwaſſer, außer den mineraliſchen Beſtandtheilen Spuren von organiſchen Beimengungen enthält. Kommt doch ein jedes Waſſer, es mag nun ein ſtehendes oder fließendes ſein, mit einer Menge organiſcher Subſtanzen in vorübergehende oder dauernde Berührung, von welcher es vermöge ſeiner indifferenten auflöſenden Fähigkeit mehr oder weniger aufnimmt. Wenn nun ſolche organiſche Beimengungen, ſo lange ſie nur in geringen Spuren im Waſſer vorkommen und außerdem, von hineingefallenen Blättern oder Holztheilen herrührend, vorzugsweiſe vegetabiliſcher Natur ſind, keine ſchädliche Wirkung auf das Trinkwaſſer ausüben, ſo iſt dies freilich etwas ganz Anderes, ſobald deren Menge weſentlich vermehrt wird und dieſe Verunreinigungen ſogar dem animaliſchen Reiche zum Theile angehören.

Solche Verunreinigungen ſind es, welchen das Waſſer vor Allem in *großen Städten*, dieſen Heerden des Lebens, ausgeſetzt iſt. Hier wird theils durch mangelhafte Canaliſirung, theils durch die Nachbarſchaft der Cloaken vermittelſt des poröſen Erdbodens dem Waſſer eine ſo unglaubliche Menge in Zerſetzung begriffener organiſcher Subſtanzen zugeführt, daß dieſes nothwendigſte aller Lebensbedürfniſſe, mit den Produkten und Effluvien der Fäulniß überladen, einen durchſeuchenden Einfluß auf die Bevölkerung ausüben muß.

Berlin, das lange den Ruf eines guten Trinkwaſſers behauptet hatte, iſt in der neueren Zeit in Folge ſeiner raſchen Vergrößerung und ungewöhnlichen Zunahme der Bevölkerung ebenfalls von dieſer Calamität in ſehr fühlbarer Weiſe heimgeſucht worden. Namentlich haben die in einigen der neueren Stadttheile zuerſt laut gewordenen Klagen über ungenießbares Trinkwaſſer der Brunnen die Aufmerkſamkeit der Behörden auf dieſe Uebelſtände geleitet. Die phyſikaliſche Unterſuchung dieſes Waſſers an Ort und Stelle ergab, daß es durch ekelerregenden Geſchmack und unangenehmen, ſtallähnlichen Geruch nicht nur als Trinkwaſſer, ſondern auch zum häuslichen Gebrauch vollkommen ungeeignet iſt. Ein Brunnen in der Ritterſtraße giebt ein Waſſer, durch deſſen Genuß die Bewohner der umliegenden Häuſer an Indigeſtionen ꝛc. litten; beſonders große Beſchwerden hatte ein Mann, der ſieben Jahre lang von dem Waſſer getrunken; bei der Unterſuchung des Waſſers und nach der angeſtellten Berechnung mußte dieſer Mann in den ſieben Jahren allerdings ca. 80 Pfund Salpeter mit hinuntergeſchluckt haben.

Die Frage liegt nahe, ob unter dieſen Verhältniſſen nicht das *Waſſerleitungswaſſer* als Trinkwaſſer dem *Brunnenwaſſer* vorzuziehen ſei. An

und für ſich iſt aber Flußwaſſer weniger gutes Trinkwaſſer, da daſſelbe nicht die normale Beſchaffenheit des zur Ernährung erforderlichen Waſſers habe, wozu noch kommt, daß, was Berlin ſpeciell betrifft, gerade das Spreewaſſer im Juli und Auguſt viele thieriſche Organismen aus dem Spreewalde enthält, die auch durch das Filtriren nicht entfernt werden können. Dies zeigt ſich auch in andern großen Städten. So iſt das Pariſer (deſtillirte) Waſſer ſo ſchlecht und ungeſund, daß es räthlich iſt, ſo wenig als möglich, und das wenige mit Zucker und Wein, zu trinken. London wird mit Themſewaſſer verſehen, und manche der Röhrenleitungen liegen innerhalb der bewohnten Ufer. Ein engliſcher Chemiker hat nachgewieſen, daß das glänzendhelle, eiſige Waſſer des berühmten Aldgate-Brunnens alle ſeine geprieſenen Eigenſchaften den ſalpeterſauren Salzen verdanke, welche dem Quell aus den Zerſetzungsprodukten eines nahen Kirchhofes zugeführt werden!

Die größte Neigung, dem Apotheker in's Handwerk zu pfuſchen, zeigt der Bierbrauer, und der Bierwirth noch mehr als der Bierbrauer. Da das Bier aus Getreide bereitet und im Weſentlichen alle auflöslichen Beſtandtheile des Mehles enthält, ſo kann man es mit Fug und Recht — als flüſſiges Brod betrachten. Es iſt ein Nahrungsmittel, ganz wie das Brod, nur mit dem Unterſchiede, daß es durch den Weingeiſt auf- und anreizend und durch das Hopfenbitter zugleich magenſtärkend wirkt. Seine nährenden und reizenden Beſtandtheile ſtehen in einem für die Geſundheit ſehr vortheilhaften Verhältniß und es hält die richtige Mitte zwiſchen der nahrhaften, aber zu wenig reizenden Milch, und dem wenig nährenden und ſtark erregenden Wein. Es iſt unter den Spirituoſen jedenfalls das geſundeſte Getränk, und der alte Humoriſt Lichtenberg, der weder vom Stickſtoffgehalte des Bieres, noch von der Eintheilung der Nahrungsmittel in plaſtiſche und Reſpirationsmittel Etwas gewußt, hatte doch nicht ſo ganz Unrecht, wenn er ſchon vor ſechszig Jahren in ſeiner Beſchreibung der Hogarth'ſchen Kupfer den Porter „flüſſiges Brod, in welchem man die zweckmäßige Miſchung der Begeiſterung mit der Nahrhaftigkeit getroffen", genannt hat. Für fette Perſonen, für ſchlaffe, zur Melancholie geneigte Individuen iſt das Bier, mindeſtens in den ſtärkeren Arten nicht geeignet, während es für magere und arbeitſame Perſonen ein paſſendes Getränk iſt. Ueberhaupt iſt der vorwaltende Genuß des Bieres nur für die arbeitende Klaſſe zuträglich und für dieſe weit beſſer als der Genuß des Branntweins, weshalb überall — wie in manchen ſüddeutſchen Staaten — von den Behörden ein wachſames Auge auf die Güte des Bieres gerichtet ſein ſollte.

Unbeſtritten wird dies wichtige Getränk von Jahr zu Jahr ſchlechter und die Aufſicht der Sanitätspolizei keineswegs rühriger und energiſcher. Bierverfälſchungen finden in großartigem Maßſtabe ſtatt; ſie beziehen ſich hauptſächlich auf den Zuſatz von Hopfenſurrogaten. In dieſer Beziehung werden verſchiedene bittere und narkotiſche oder betäubende Pflanzenſubſtanzen gebraucht, nicht allein um den Hopfen zu erſetzen, ſondern um ſchwachen Bieren eine ſcheinbare Stärke zu geben. So dienen Kokelskörner und Bohnen als Berauſchungsmittel; Quaſſia und Pikrinſäure zum Bittermachen; Corian-

verſamen zur Würzung; ſpaniſcher Pfeffer, Ingwer, Paradieskörner um feurige Eigenſchaften zu erzielen; Auſternſchalen ſollen altem Biere wieder Jugend geben; Alaun dem jungen Biere einen Alterbeigeſchmack, während man durch Zuſatz von Schwefelſäure das Alter des Bieres um 18 Monate zu anticipiren vermag. Gewöhnlich erhält das Bier in den Schenken eine Waſſertaufe, indem man den Verluſt an Farbe durch gebrannten Zucker erſetzt und etwas Tabak und Salz hinzufügt, als durſtbegünſtigende Mittel. Beſonders beliebt ſind die Kokelskörner, von denen ſchon 1850 nicht weniger als 2359 Centner in England eingeführt wurden. Wenn die zerſtoßenden Körner mit Waſſer ausgezogen werden, ſo entſteht ein Extrakt, welcher, zu dem Biere zugeſetzt, folgende Wirkungen hervorbringt. Erſtens ertheilt er demſelben einen intenſiv bittern Geſchmack und man kann bei dieſem Zuſatz ein ganzes Drittel des ſonſt erforderlichen Hopfens weniger nehmen, ohne den Geſchmack des Bieres weſentlich zu beeinträchtigen. Zweitens giebt er ſchwachem und geringhaltigem Gebräu im Munde mehr Fülle und Körper, und zugleich eine dunklere Farbe. In dieſer Hinſicht ſoll ein Pfund Kokelskörner ſo viel wirken, als wenn ein Sack (4 Buſhel) Malz mehr genommen worden wäre. Drittens erregt dieſer Zuſatz bei den Biertrinkern gewiſſe Symptome einer alkoholiſchen Berauſchung und vermehrt ſo die ſcheinbare Stärke und berauſchende Kraft des Getränkes. Um dieſer Eigenſchaften willen wird denn das Mittel von vielen Brauern, welche gewiſſe Wünſche ihrer Abnehmer auf recht billige Weiſe zu erfüllen trachten (100 Pfd. Kokelskörner koſten nur 6—7 Thlr.) häufig genug benutzt. Zwar iſt die Anwendung durch eine Parlamentsakte verboten und bringt dem Brauer 200, dem Droguiſten, der an einen Brauer verkauft, 500 Pfd. St. Strafe, aber es wird aus den Körnern ein Extrakt bereitet und verkauft, von dem man Urſache hat anzunehmen, daß er ſtark conſumirt wird. Einige, die über Brauerei ſchrieben, geben ſogar populäre Anweiſungen zur Verwendung dieſer Drogue; Morrice empfiehlt dem honetten Brauer (!) auf 10 Quarter Malz 3 Pfund Kokelskörner zu nehmen. Der unhonette nimmt zuweilen ſchon 1 Pfund auf ein Faß von 54 Gallonen und parfümirt es überdies mit Calmus und Veilchenwurzel. Wenn ſich mit einem Pfund Kokelskörner in der That vier Buſhel Malz erſparen laſſen, ſo müſſen die Verfälſcher mit den 1850 eingeführten 2359 Centnern, ſofern die ganze Quantität in dieſer Art verbraucht iſt, die ungeheure Erſparniß von 1,056,000 Buſhel gemacht haben.

Durch dieſe Betrügereien werden hauptſächlich die niedern Klaſſen in England betroffen. Die mittleren ziehen dort die weinigen Hellbiere und die Bitterbiere vor; der Handarbeiter aber liebt das Volle, Subſtantielle im Munde, und der arme Bauer wünſcht nach des Tages Mühen in ſeinem einzigen Kruge Etwas zu finden, was ihm ein Wenig nach dem Kopfe ſteigt. So werden alſo die ſtark verſetzten Biere hauptſächlich von den arbeitenden Klaſſen geſucht und conſumirt, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die eigenthümlichen beſtialiſchen Formen der Berauſchung, welche zuweilen unter dieſen Klaſſen zum Vorſchein kommen, zum größten Theil dem Einfluß der Kokelskörner zuzuſchreiben ſind.

In England hält man das Scharlachkraut gleichfalls für einen rauscherzeugenden Zusatz zum Biere und der Safran hat eine ähnliche Wirkung. Er äußert einen eigenthümlichen Einfluß auf Gehirn und Nerven und erregt, in großen Gaben genommen, eine unbändige Lustigkeit und unfreiwilliges Gelächter. Auf Grund dieser Eigenschaften hat man angenommen, daß dieser Stoff die νηπενθής des Homer sein könne, und die Alten hatten zur Bezeichnung eines lustigen Temperamentes die Redensart: „dormivit in sacco croci.“ Es hat dieser Stoff außerdem noch, wie in einem gewissen Grade auch der Hopfen, die Eigenschaft, daß er der Berauschung durch weingeistige Getränke entgegen wirkt. Schon Plinius sagt, daß er die Weindünste niederschlage und der Trunkenheit vorbeuge. Starke Weintrinker nehmen daher einen Safrantrank, um ohne üble Folgen forttrinken zu können.

Kein geringer Schreck traf aber das biertrinkende England, als vor etlichen Jahren der französische Chemiker Payen erklärte, daß aus Frankreich Strychnin nach England ausgeführt werde, um zur Fabrikation des sogenannten Pale-Ale benutzt zu werden. Der sechste Theil eines Grans von diesem Gifte vermag den Tod herbeizuführen, und die geringsten Dosen, wenn täglich genossen, vermögen allmählich Starrkrämpfe zu erzeugen und das Nervensystem zu vernichten.

Was die Weinverfälschungen betrifft, so sind sie je nach den Oertlichkeiten verschieden. Wird die Kunst so betrieben wie bei den Bordeauxweinen in Frankreich, dann paßt eher für diesen Prozeß das Wort Veredelung als Verfälschung. In Deutschland wird dagegen die Verfälschung großartig betrieben und in England ist fast nirgends, für den Fremden wenigstens, ungefälschter Wein zu erhalten. Schon in früheren Heften der „Revue“ sind die Verfälschungen des Weines besprochen worden, wir könnten aber mehrere Weinhändler namhaft machen, die „Wein“ erzeugen, ohne daß dieses Gemisch auch nur den geringsten Zusatz des Erzeugnisses der Rebe hat. Freilich, wo sollten auch die ungeheuren Quantitäten herkommen, die Jahr aus Jahr ein consumirt werden? Kommt doch die Gesammt-Weinproduktion Europa's im jährlichen Durchschnitt auf nur etwa 100 Mill. preußischen Eimer, die sich auf die einzelnen Wein erzeugenden Länder vertheilen, wie folgt: Südrußland 200,000 Eimer, Griechenland 500,000, Schweiz 1,600,000, Italien 2,000,000, Zollverein 3,000,000, Portugal 5,500,000, Spanien 8,300,000, Oesterreich 28,100,000 und Frankreich 50,000,000.*) Bei uns geht natürlich die Furia apothecaria der Küfer

*) Für Trinker hat die Zusammenstellung der verschiedenen Arten des Rausches, wie sie das französische technische Journal „La vigne“ bringt, wohl etwas Interessantes. Und wer tränke nicht einmal in heiterer Gesellschaft sich in eine etwas erhöhte Stimmung hinein? Darum geben wir hier die Worte jenes Blattes, welches sagt: „Der Weißwein ist dem Nervensystem schädlich, verursacht Zittern, Verwirrung der Sprache, Convulsionen. Die moussirenden Weine steigen schnell zu Kopfe, aber ihre Wirkung ist nur von kurzer Dauer. Apfelwein kann schneller berauschen als anderer, und bringt auf jeden Fall auf die Schleimhäute der Verdauungsorgane einen verderblichen Einfluß hervor, der oft in Magenkrebs endigt. Die Betrunkenheit in Bier ist schwer, stupide, hindert aber gewöhnlich den Trinker nicht, fett zu werden, während die Branntweintrinker einem lang-

auch auf Erzeugung einer künſtlichen Blume, deren Geruch bisweilen eher an Pomade als an die Rebe erinnert. Am Rhein, überhaupt in ganz Deutſchland, treibt man ja unter Luſt und Scherz das nämliche Geſchäft bei der Bereitung des Maiweins. Iſt es den Gaſtwirthen zu verdenken, wenn ſie mit Lindenblüthen in Bezug auf das von einem ſogenannten Weingroßhändler bezogene Fabrikat ebenſo vortrefflich umzugehen wiſſen, als wir mit dem vielbeſungenen Waldmeiſter? Unſchuldig iſt das Treiben eines ſolchen Wirthes im Vergleich zu dem engliſchen Weinhandel, der „ſeinen alten Portwein mit Kruſte“ für 2¾ Shilling die Flaſche liefert. Beim Oeffnen der Flaſche findet man nicht nur die Kruſte ſondern auch den gefärbten Stöpſel, beides „untrügliche“ Zeichen eines hohen Alters. Das Geheimniß aber beſteht darin; daß es Fabriken giebt, die Beides, künſtliche Kruſten und Stöpſel, billig zu liefern verſtehen.

Zum Schluß wollen wir noch einiger Verfälſchungen des Tabaks erwähnen. In Ländern, wo eine hohe Steuer auf dem Tabak ruht und zu Unterſchleifen anreizt, werden allerhand Künſteleien und Verfälſchungen mit demſelben vorgenommen. Zuckerige Stoffe, wie Syrup, Honig ꝛc., ſpielen dabei eine Hauptrolle. Sie ſollen ſowohl der Gewichtsvermehrung als der Geſchmacksverbeſſerung wegen angewendet werden. Pflanzenblätter, z. B. Rhabarber, von der Buche, dem Nußbaum, Mooſe, Kleie, Malzkeime, Zuckerrübenrückſtände, Lakritzen, Roſinen, gelber Oker, Walkerde, Sand, Salpeter, Kochſalz, Salmiak — alle dieſe Stoffe hat man ſchon in gefälſchtem Tabak aufgefunden und wer kann wiſſen, wie weit ſich dieſe Liſte noch verlängern ließe! Iſt es unter ſolchen Umſtänden zu verwundern, daß wir bei den Tabaksfabrikaten auf tauſenderlei Geſchmacksverſchiedenheiten ſtoßen, welche ſich aus der chemiſchen Natur des Blattes nicht erklären laſſen?

Da ſich aber die ächten Tabaksblätter durch ihre charakteriſtiſche Struktur von anderen ähnlichen Blättern weſentlich unterſcheiden, ſo kann das Mikroſkop hier mit Sicherheit angewendet werden, während die chemiſche Unterſuchung einer Tabaksſorte oder Cigarre ſich vorzugsweiſe auf den Nachweis von Zucker und einigen Salzen zu beziehen hat. Die alte Sage, daß die ſogenannten Manilla-Cigarren in Opium getränkt würden, ſcheint ſich nicht zu beſtätigen, doch iſt es conſtatirt, daß an und für ſich geringe Cigarrenſorten durch geeignete Behandlung mit Opiumlöſung verbeſſert werden können, weshalb dieſe Manipulation vielleicht nicht ſo ſelten vorkommen dürfte. Intereſſant ſind die Fälſchungen, die in Europa mit dem Tabak und den Cigarren vorgenommen werden, welche unter dem Namen „Havanna-Cigarren“ berühmt ſind. Mit dem Tabak der Inſel St. Domingo werden in Deutſchland die Cigarren verfertigt, welche man in Europa als Erzeugniſſe von Cuba verkauft und die in ſo hohem Grade dem Geſchmack der Raucher ſchmeicheln. Beſonders haben die Städte Hamburg und Bremen, welche

---

ſamen Tode entgegengehen. Gefährlicher noch als der Branntwein iſt der Abſynth, dann der Tafia und der Kirſch, welche eine wahrhaft entſetzliche, vernichtende Betrunkenheit hervorbringen.“ Alſo Rothwein, wenn es denn doch ſein ſoll, oder am beſten Champagner, er iſt ja ſeit dem deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrage billig geworden!

den größeren Theil der Export-Waaren empfangen, dieſen eigenthümlichen Erwerbszweig ausgebildet. Die geübten Cigarrenarbeiter bedecken mit einem ſchönen Blatte des St. Domingo die mittelmäßigen Tabake aus Deutſchland und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, um ihnen das völlige Ausſehen von Havanna-Cigarren zu verleihen. Sie geben ihren Fabrikaten alle bei den Rauchern beliebten Formen: Regalia, Imperial, Trabucos, Panetales u. ſ. w. Um den Raucher noch mehr zu täuſchen, werden aus der Havanna die Cedernbretter bezogen, aus welchen dort die Kiſten gemacht werden, das Papier, womit man ſie inwendig ausfüttert, die Bänder, um die Packete zuſammen zu binden, bis auf die kleinen Nägel, welche die Deckel der Kiſten befeſtigen. Man ordnet die Cigarren auf gleiche Weiſe, wie in der Havanna, man bringt auf die Deckel die renommirteſten Namen, Gravuren und Marken. Sobald ſich ein Schiff aus der Havanna auf der Rhede von Bremen oder Hamburg blicken läßt, tragen die Kaufleute Sorge, dieſe Tauſende mit ſo vieler Sorgfalt gearbeiteten Cigarrenkiſten an Bord des Schiffes zu bringen, bevor es in den Hafen einläuft. Auf dem Steueramt werden dieſe Kiſten dann als Havanna-Cigarren deklarirt und als ſolche deponirt. Aus dieſen Depots kommt die Mehrzahl der fälſchlich für Havanna ausgegebenen Cigarren her, mit denen Europa überſchwemmt iſt. Dieſen Erwähnungen muß noch folgende wichtige Bemerkung hinzugefügt werden. Es werden jährlich aus der Havanna nicht mehr als gegen 270 Millionen Cigarren exportirt. Dieſe Menge, die auf den erſten Blick beträchtlich klingt, erſcheint bedeutend geringer, wenn man weiß, daß ſie ſich auf ſämmtliche Raucher des Erdkreiſes vertheilt. Dann iſt es wohl erſichtlich, daß dieſe Fabrikation kaum für den allgemeinen Bedarf genügt, und daß der Ueberfluß, der ſich in allen Kreiſen des Verbrauchs bemerklich macht, nur von der oben angegebenen betrügeriſchen Fabrikation herrühren kann.

Schlimm ſind auch die Schnupfer daran, denn den Schnupftabak hat ebenfalls ſeine beſonderen Verfälſchungsmittel, unter denen die Nießwurz mit das gefährlichſte iſt, ganz abgeſehen davon, daß vielfach der Schnupftabak ſchlechtweg ſchon wegen des Nicotins als geſundheitsgefährlich betrachtet wird. Daß Bleivergiftungen durch die Verpackung des Schnupftabaks in Bleipapier früher beſonders häufig vorkamen, iſt bekannt, doch findet man auch noch jetzt in Schnupftabaken außer Zuſatz von Waſſer und eiſenhaltigen Erden, als gelbem und rothem Oker, drei ſtarke Gifte: Mennige, chromſaures Blei und doppelt chromſaures Kali. Das letztere Gift iſt ſo ſtark, daß der Chemiker Duchâtel mit Doſen von $\frac{1}{75}$ bis herab zu $\frac{1}{300}$ Gran Hunde damit tödtete.

Die Abſtammung, Züchtung und Leiſtungen des engliſchen Pferdes.

Das engliſche Pferd, obwohl kein urſprüngliches, ſondern verpflanztes Blut, hat doch ſchon lange jene Stetigkeit und Nachhaltigkeit in Vererbung

ſeiner Eigenſchaften, durch die es der Repräſentant einer neuen markirten, und zwar in ihren Formen von dem Typus des Urblutes abweichenden edlen Race geworden iſt; es ſpielt gegenwärtig unbeſtritten die größte Rolle in der Pferdezucht Europa's.

Das alte England war ſchon zur Zeit, als es noch Britannien hieß und von Julius Cäſar der römiſchen Herrſchaft wenigſtens nominell unterworfen wurde, reich an Pferden, die wahrſcheinlich jenem allgemeinen europäiſchen Pferdeſchlage angehörten, deſſen Eigenſchaften derbe, plumpe Kraft und Ausdauer in langſamen Leiſtungen waren, den wir alſo im Gegenſatze zu der „orientaliſchen Race" den „abendländiſchen Schlag" nennen könnten.

Die erſte ſicher nachweisbare Spur einer mehr als vorübergehenden Veredlung des Blutes des eingeborenen Pferdes und der Hebung ſeiner Zucht finden wir in der Zeit des normänniſchen Eroberers Wilhelm. Er und ſeine Edlen brachten ſpaniſche Pferde mit, die ſich theils rein, theils in Kreuzungen weiter fortpflanzten. Ritterliche Uebungen und die eingeführten Verbeſſerungen der Landwirthſchaft wirkten nach zwei Seiten hin als Hebel zur Emporbringung der Zucht.

Im Jahre 1121 kam — ſo viel man weiß — das erſte arabiſche Pferd nach England. Es war ein Geſchenk Alexander's I., Königs von Schottland, an die Kirche des heiligen Andreas. Doch das war noch nicht die Zeit des reinen arabiſchen Blutes. Die ſchweren Rüſtungen des Pferdes und Ritters ſchloſſen noch ſo ziemlich alle Pferde von leichtem Bau und zierlicher Geſtalt aus, und man kannte die arabiſchen Pferde zu wenig, um wiſſen zu können, daß in ihren dünnen Knochen und ſtrammen Sehnen mehr Fond und Leiſtungsfähigkeit liege, als in dem plumpen Gliederbau und der faſerigen, lockeren Muskulatur des abendländiſchen Pferdes.

Erſt in Spanien und Neapel hatte man angefangen, die eingeborenen Pferde mit Berberblut aufzufriſchen, und von dort her bezog die Ritterſchaft, welche im Kampfe und bei Aufzügen glänzte, ihre ſtattlichen Roſſe.

Unter Johann ohne Land geſchah Einiges, namentlich zur Gründung einer guten Zucht von Zugpferden, durch die Einfuhr hundert ausgezeichneter flandriſcher Hengſte. Selbſt eingenommen für die Pferdezucht, trug dieſer Fürſt mit ſeiner Vorliebe mittelbar und unmittelbar gar viel zur allgemeinen Hebung derſelben im ganzen Lande bei. Unter Eduard II. und III. wurden wieder edle Pferde, und zwar von orientaliſcher und ſpaniſcher Zucht eingeführt; ein Edikt, welches die Ausfuhr von Zuchtpferden verbot, ward erlaſſen, und Heinrich VIII. wußte viele Verordnungen über die Pferdezucht und über die geſetzmäßige, ihm wohlgefällige Größe und Höhe der Pferde zu geben, manche ſchöne arabiſche und Berberſtute mußte erſt den langen Weg von den trockenen Grasplätzen Afrika's bis zu den Wieſen der immergrünen Inſel zurücklegen. Die Unregelmäßigkeiten und Nachläſſigkeiten bei der Fortpflanzung der Pferde wurden durch die Anordnungen dieſes Königs abgeſtellt, indem die Obrigkeit aufgefordert wurde, unanſehnliche und ungeeignete Hengſte von der Fortpflanzung durch Kaſtration oder Tödtung auszuſchließen, und überhaupt alle geringen, dienſtuntauglichen Pferde auszurotten. Der Pferde-

beſtand Englands wurde hierdurch zwar beträchtlich herabgeſetzt, und inſofern mag man dieſe Maßregel anfechten, doch die überbleibenden werden als kräftige, energiſche und ausdauernde Thiere beſchrieben, und offenbar ſtand das engliſche Pferd, veredelt durch orientaliſches Blut aus ſpaniſchen und italieniſchen Hengſten, ſchon damals den Pferden der übrigen europäiſchen Völker an Werth und Anſehen nicht mehr nach.

Es waren nunmehr die erſten Elemente vorhanden, aus denen die engliſchen „Training-Gentlemen" und ihre natur- und pferdeſeelenkundigen „Grooms" durch mancherlei intereſſante Racenkreuzung (cross-breeding und breeding in-a-in) und vielfache Experimente das ſpätere „thoroughbred horse", den ſpäteren „racer" herausbrachten. Auch wurde von jetzt an die Einführung orientaliſcher Pferde häufiger; die ſchweren Rüſtungen und mit ihnen das Bedürfniß ſchwerer Pferde waren verſchwunden; man fing an, Leichtigkeit und Schnelligkeit zu ſchätzen; die Pferderennen und beſonders das kühne Steeple chase kamen in Schwung und wurden mit Eifer und Intereſſe, aber damals noch nicht als Zweck des Züchtens und Mittel des Gewinnes, betrieben; und ſo finden wir unter König Jakob I. ſchon die Anfänge zu der rationellen Züchtung des engliſchen Pferdes aus orientaliſchem Blut, die bald ſo große Reſultate erzeugen ſollte. Dazu kommt, daß England zum Theil in Folge ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, zum Theil in Folge der von den Menſchen aufgewandten Kunſt die vortrefflichſten Raſenplätze der Welt hat, und dieſer Umſtand hat gewiß dazu beigetragen, die Pferdezucht ſehr zu erleichtern und namentlich auch die Pferdewettrennen begünſtigt. Ein ſanfter, ebener, feſter und elaſtiſcher Raſen iſt dazu eines der erſten Bedingniſſe, beſonders auch gute Uebungsräume, und England hat eine Menge ſolcher Gründe, welche die obigen Qualitäten in ſo vollkommenem Grade beſitzen, daß ſie das Entzücken und die Freude jedes „Trainers" ausmachen.

Karl I., Cromwell und Karl II. hielten entſchieden auf Rennen und Zucht. Unter Karl's I. Regierung wurden die Rennen in Hydepark und Newmarket eingeführt, für welche Karl II., der den Königsthron und die Pferderennen reſtaurirte, königliche Preiſe ausſetzte. Zu dieſer Zeit war es, daß Helmlei's berühmter Türke von George Villiers, Herzog von Buckingham, eingeführt, daß der famoſe türkiſche Hengſt white Turk von Cromwell angekauft und endlich Fairfax's Marokkaner zur Zucht aufgeſtellt wurde. Eine neue Sendung orientaliſcher Pferde kam durch Karl's II. Stallmeiſter nach England.

Und ſo wurde allmählich das orientaliſche Blut in die Adern des engliſchen Pferdes getropft, und neben ſteter allgemeiner Veredlung jene Reinzucht gegründet, welche der Quell von allem Vollblut iſt. Die entſchiedenſten und glänzendſten Reſultate erlangte man in Nachkommen von Godolphin's Araber und Darley's Araber, welche beide zu Zeiten der Königin Anna nach England kamen. Der Erſte war wahrſcheinlich ein Berberroß und ging, bevor ein Kennerauge ſeinen Werth entdeckte, in einen Waſſerkarren in Paris, der Zweite war ein Araber, zu Aleppo angekauft und ein Sohn der Wüſte von Palmyra.

Dieſe wenigen berühmten Pferde ſind die Stammväter des engliſchen Vollblutes, deſſen Stammregiſter alle auf orientaliſche Abkunft zurückführen; aus orientaliſchem Blut haben alſo die ſchönen Linien und die hohen Leiſtungen des engliſchen Vollblutes gekeimt; aber die Frucht, welche ſich aus dieſem Keim entwickelte, iſt das Reſultat einer Züchtung, die mit Verſtändniß der Zwecke und Conſequenz in deren Verfolgung und beſonders mit umſichtiger Auswahl der Individuen zur Nachzucht geleitet war. Dieſe Anerkennung wird jedem unparteiiſchen Hippologen abgezwungen, ſo lange er nur die erſteren Glieder aus dem Stamme des Vollblutes beurtheilt — ob heute noch Alles ſo iſt, wie ehemals, darüber ſollen ſpäter einige auf Thatſachen gegründete Betrachtungen angeſtellt werden; zuvor aber noch ein paar Worte über Züchtungsart und Leiſtungen!

In England züchtet man je nach dem Gebrauchszweck verſchiedene Gattungen von Pferden, und faſt eine jede der Gattungen iſt durch ihre hervorſtechenden vorzüglichen Eigenſchaften berühmt und geſchätzt.

Da iſt das Jagdpferd, das gewöhnliche Reit- und Cavalleriepferd, das Kutſchenpferd, ein Abkömmling der famoſen Cleveland-Braunen von Yorkſhire, endlich das Bauernpferd und das ſchwere engliſche Coalwaggon-Pferd.

Wir brauchen über die Züchtung aller dieſer verſchiedenen Pferde, beſonders über die erſteren edleren Gattungen nichts weiter zu ſagen, als daß ſie Miſchlinge des Vollblutes mit den einheimiſchen mehr oder minder veredelten Pferden ſind; durch Zuſatz von mehr oder weniger Blut bei richtiger Auswahl der Mutterſtuten, durch ſorgſames Aufziehen des Nachwuchſes und durch verſtändige Beobachtung der Reſultate iſt der Engländer nach und nach dazu gekommen, faſt in jeder der angeführten Gattungen den relativ-vollkommenſten Ausdruck aller der Eigenſchaften zu verkörpern, die man gewöhnlich an den genannten Pferden ſchätzt. Er erzeugt das kräftige Jagdpferd mit ſeinem kurzen gedrungenen Leib, elaſtiſchen, nicht zu engen Hufen, der kurzen Feſſel, der langen Hankenpartie, dem breiten Sprunggelenk, dem langen und breiten Vorarm, dem weiten und tiefen Bruſtkaſten, hohen Widerriſt, dem leichten Hals und Kopf — Eigenſchaften, die es befähigen, ſich zu dauernden Leiſtungen von mittlerer Schnelligkeit auf jedem Terrain mit Leichtigkeit herzugeben; das gut aufgeſetzte Reitpferd mit ſeiner etwas erhabenen Action, dem geraden, eher kaum merklich eingebogenen Rücken, der guten Rippenabrundung, der ſchief geſchnittenen Schulter und der kräftigen Bruſt; die eleganten Kutſchpferde mit ihrem langen Leib, dem hohen Widerriſt, der ſchiefen Schulter und den flachen kräftigen Schenkeln.

Alle dieſe Pferde haben, wie geſagt, mehr oder weniger Vollblut in ſich, das Rennerblut iſt alſo das allgemeine Reſervoir der Veredlung, aus welchem der Engländer ſchöpft; iſt der Stamm, deſſen Reiſer auf alle Sorten, die er edel machen will, gepfropft worden. Was alſo die engliſchen Pferde im Allgemeinen und in allen genannten Gattungen vorſtellen und leiſten, läßt ſich auf das zurückführen, was in der Zucht des Rennpferdes geleiſtet wird; und die Formen und Eigenſchaften, welche man dieſen Letzteren an-

züchtet, werden ſich beſtimmt und leicht erkennbar in allen Verzweigungen des engliſchen Pferdeſtammes wieder ausprägen.

Wir haben es alſo mit der Reinzucht zu thun, wenn wir gegründete Muthmaßungen darüber anſtellen wollen, was die engliſche Pferdezucht im Allgemeinen und mit ihr faſt alle Zuchten des Continents, die zum großen Theile von jener abhängen, in der Zukunft für wahrſcheinliche Reſultate geben werden.

Die geſchätzteſte und zahlreichſte Nachkommenſchaft von Gewinnern zeugten Godolphin's und Darley's Araber. Von Darley's Araber ſtammen die Flying und Blending Childers, die Snap Sampſon und der berühmte Eclipſe. Von den Leiſtungen dieſes berühmten Rennpferdes wollen wir einige hier anführen.

Eclipſe war ein Sohn des Marsk, eines Nachkommen von Blending Childers in der zweiten Generation. Sein Körperbau markirte ſich durch überwiegende Kraft des Hintertheils, beſonders der langen Hankenpartie, muskulöſe Schenkel und breite Sprunggelenke. Er war merklich überbaut, doch wurde dies durch die außerordentliche Entwickelung ſeiner Schulterpartieen und die ſchiefe Lage der Schultern ſelbſt, ſo wie durch die muskulöſe Breite der Oberarme ausgeglichen. Eclipſe ſcheint urſprünglich für die Rennbahn nicht beſtimmt geweſen zu ſein, er wurde erſt mit dem fünften Jahre trainirt, blieb aber von ſeinem Erſcheinen an bis zu ſeinem Abtritte von der Bahn überall, wo er ſich zeigte, unbeſtrittener Sieger. Seine Laufbahn dauerte nur 17 Monate, während welcher kurzen Zeit er die glänzendſten Erfolge errang. Kein Pferd wagte mehr neben ihm aufzutreten und ſo beſchloß er ſeine Laufbahn als Renner, indem er am 18. October 1770 um die Königsplatte über die Bahn von Newmarket ging. Er hatte nie Reugeld bezahlt und ſeinem Beſitzer an 25,000 Pfd. Sterling eingetragen. Später wurde er zum Decken verwendet und erzeugte die unglaubliche Zahl von 330 Gewinnern. Er wurde 25 Jahre alt, deckte faſt während dieſer ganzen Zeit um 50 Guineen die Stute, und muß für ſeinen Beſitzer die Quelle von ungeheuren Einkünften geworden ſein. In den letzten Jahren hatte er angefangen, am Zwanghuf zu leiden, und das Ueberhandnehmen dieſes Uebels beeinträchtigte in Etwas den Werth ſeiner letzten Nachkommen.

Eclipſe und Flying Childers waren die ſchnellſten und ausdauerndſten Renner, die England je erzeugt hat. Flying Childers machte die Tour um die runde Bahn von Newmarket, welche $3\frac{5}{8}$ engliſche Meilen lang iſt, in 6 Minuten 40 Sekunden und durchlief die über $4\frac{1}{8}$ Meilen lange Beaconbahn daſelbſt in der unglaublich kurzen Zeit von 7 Minuten 30 Sekunden.

Bei einer Vergleichung der Leiſtungen der jetzigen engliſchen Rennpferde mit denen der berühmten Renner des vorigen Jahrhunderts gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Reſultate der engliſchen Pferdezucht im Zurückgehen begriffen ſind.

Mode und Spielwuth haben die gebräuchlich geweſenen Bahnlängen um ein Beträchtliches abgekürzt; Kampf und Sieg drängen ſich in die kurze Zeit von zwei, höchſtens drei Minuten zuſammen, wodurch viel von den Chancen

des Erfolges in die Hand der Jockey's gelegt iſt, und auf keinen Fall jene wichtige Eigenſchaft des Zuchtpferdes mit in's Spiel tritt, welche ſich ſonſt geltend machen konnte, — die Ausdauer. Um die höchſten Reſultate der Schnelligkeit zu erreichen, hat man ſeine Anſprüche an die Ausdauer ſo ziemlich aufgegeben; man züchtet nur ein gegen das frühere längeres, mehr hochbeiniges Pferd, und doch hat man kein Produkt aufzuweiſen, das ſelbſt auf die kleinen jetzt gebräuchlichen Diſtancen die Schnelligkeit der berühmten Sieger von ehedem, Flying Childers und Eclipſe, erreichte.

Man ſcheint den eigentlichen Zweck der Rennen, die Züchtung eines ſchönen und kräftigen Vollblutes zur allgemeinen Hebung der Pferdezucht, ganz aus den Augen verloren zu haben, und ſtatt daß die Rennen der Zucht dienen ſollten, kennt die Zucht kaum andere Zwecke als die Chancen der Wette und des Spiels. Während die alten Renner oft durch viele Jahre unbeſchädigt als Sieger über die Bahnen gingen, wie z. B. der berühmte Exotik, welcher in den 11 Jahren ſeiner glänzenden Laufbahn 18 mal ſiegte, darunter im 7. Jahre ſeines Auftretens in einem Rennen zu Peterborough, beſtehend aus vier Heats, jedes zu vier Meilen, ſieht man die heutigen Gewinner, kaum daß ſie ihre Laufbahn angetreten, oft ſchon hinter dem erſten Zielpfoſten, über den man ſie zum Siege herangepeitſcht, mit zerriſſenen Sehnen zuſammenſtürzen und die Rennbahn für immer verlaſſen.

Indem wir von den Leiſtungen des engliſchen Pferdes ſprechen, dürfen wir nicht unterlaſſen zu erwähnen, daß dieſer Abkömmling vom orientaliſchen Stamme *) das Originalblut in der Leiſtungsfähigkeit überholt hat, und wie

---

*) Die modernen Araber haben drei Pferderacen, die Atterbi, Kadiſchi und Kohlani. Die beiden erſten ſind gewöhnliche Dienſtpferde, die Kohlani ſind reinen Blutes, und ſtammen nach der Volksſage von den Lieblingsſtuten des Propheten ab. Muhammed, erzählt man, lieferte eine Schlacht, die drei Tage dauerte; während dieſer ganzen Zeit ſetzten ſeine Krieger den Fuß nicht auf den Boden, und die Stuten, die ſie ritten, hatten weder zu freſſen noch zu trinken. Endlich am dritten Tage kam man an einen Fluß und der Prophet befahl, daß die Pferde abgezäumt und in Freiheit gelaſſen werden ſollten. Von glühendem Durſte verzehrt, ſtürzten ſich alle dieſe Pferde, 10,000 an der Zahl, nach dem Fluß, als im Augenblick, als ſie das Ufer erreichten, die Trompete des Propheten ſie zurückrief. Zehntauſend Pferde hörten das Signal, aber nur fünf gehorchten demſelben, verließen den Fluß, ohne nur ihre Lippen genetzt zu haben, und kehrten zu ihrer Fahne zurück. Der Prophet ſegnete dieſe Stuten und färbte ihre Augenlieder, wie die der Frauen des Orients mit Kohol, daher der Name Kohlani, was geſchwärzt bedeutet. Von dieſem Augenblick an wurden ſie von dem Propheten ſelbſt und ſeinen Gefährten Ali, Omar, Abu Bekr und Haſſan geritten, und von ihnen ſtammen alle edlen Renner Arabiens ab. Die große Ueberlegenheit des arabiſchen Pferdes dankt man zum Theil der außerordentlichen Sorgfalt der Beduinen in Erhaltung der Reinheit des Blutes, zum Theil der wohlwollenden und freundlichen Art, mit der das Pferd im Zelte des Herrn behandelt wird, wo es der Liebling der Kinder iſt und gleichſam als Familienmitglied betrachtet wird. Die Stute des Beduinen — denn dieſe reiten niemals Hengſte — zeigt den ganzen Scharfſinn und die Treue des Hundes, ſie wird nie ihren ſchlafenden Herrn vom Feinde überfallen laſſen, ohne ihn aufzuwecken. Die außerordentliche Schwierigkeit, ſich arabiſche Stuten zu verſchaffen, darf deshalb nicht in Erſtaunen ſetzen: die Leute der Wüſte bezahlen oft ſelbſt bis zu 5000 Frcs., nur um zu hindern, daß eine berühmte Stute an Fremde verkauft werde. Man hat ſelbſt 12,000 Frcs. bezahlen ſehen, eine ungeheure Summe, wenn man den Werth des Geldes

verbreitet auch die Anſicht ſein mag, daß der Araber das engliſche Vollblut in Dauerleiſtungen übertreffe, ſo haben doch mehrfache Verſuche, namentlich mit den beſten arabiſchen Pferden des Fürſten Pückler-Muskau, das Gegentheil bewieſen. Auch vor einiger Zeit erregte unter den profeſſionellen Beſuchern der Rennbahn die Nachricht, daß die beſten arabiſchen Pferde gegen engliſche Renner nicht aufkommen können, viel ſtolze Freude. Ali Paſcha, der die ſchönſten arabiſchen Pferde in ganz Aegypten beſitzt, hatte ſich nämlich zu behaupten vermeſſen, daß kein engliſches Pferd es mit einem arabiſchen in einem Rennen von 4 Meilen Diſtanz aufnehmen könne, wogegen Halim Paſcha ſich erbot, mit ſeinem engliſchen Renner „Campanion" jede Summe gegen jeden beliebigen Araber zu wetten. Das Ende war, daß Ali's beſter Araber von dem Engländer ſchmählich geſchlagen wurde. Letzterer hatte, ohne merkliche Anſtrengung, den andern um ½ Meile geſchlagen und war, am Ziele angekommen, vollkommen friſch, während der Araber ſich kaum mehr auf den Beinen halten konnte. Trotzdem bleibt, wenn man die Leiſtungsfähigkeit des arabiſchen und engliſchen Pferdes gegen einander abwägen will, doch Einiges noch zu bedenken und zu würdigen. Das engliſche Pferd iſt durchaus das künſtliche Produkt menſchlicher Einſicht und Sorgfalt; ſeine Kraft entwickelt ſich nicht an den Strapazen eines abgehärteten Lebens — ſie wird durch die geregeltſte Uebung bei der ſorgſamſten Pflege für die Tage der Leiſtung angeſammelt und potenzirt. Deshalb wird das engliſche Pferd den Araber auch immer in allen beſtimmten, meßbaren Leiſtungen eines Tages ſchlagen — es iſt ein privilegirter Gewinner. — Wie aber, wenn ſich die Leiſtungen über die Dauer und die Strapazen eines ganzen mühevollen Feldzuges voll Anſtrengung und Entbehrung erſtrecken, wo dem engliſchen Pferde ſeine Treibhauspflege abgeht? Ein Blick auf das Leben und die Kämpfe der Beduinen einerſeits und auf das Verkommen der engliſchen Pferde im Krimfeldzuge andererſeits giebt die ſchlagendſte Antwort auf dieſe Frage und iſt zugleich ein verläßlicher Maßſtab, um den relativen Werth beider Racen für die Zwecke einer Zucht von kriegstüchtigen Pferden zu beurtheilen.

Die vlämiſche Bewegung.

I.

Wie es bei ähnlichen Erſcheinungen immer zu geſchehen pflegt, hat auch der Kampf, welchen jenſeits der Ardennen an der Schelde um den alten Beffroi von Gent her das germaniſche Element gegen das roma-

in Arabien und Syrien in Anſchlag bringt. Burkhardt führt einen Scheich auf, der eine ſehr berühmte Stute beſaß, woran er das halbe Eigenthum mit 10,000 Frcs. bezahlt hatte. Dieſe Theilungen ſind merkwürdig, denn es kommt manchmal vor, daß eine Zuchtſtute unter zehn bis zwölf Araber vertheilt iſt.

niſche kämpft, unbedingte Tadler und unbedingte Lobredner gefunden. Daß man in Deutſchland es ziemlich lange anſtehen ließ, bevor man überhaupt davon Kenntniß nahm, kann nicht auffallen, wenn man erwägt, daß Conſcience, als er 1836 vlämiſch zu ſchreiben anfing, in Belgien allgemein ausgelacht wurde. Seitdem die Bewegung mit ihrem deutſchen Charakter mit mehr Beſtimmtheit hervorgetreten, iſt man ihr in Deutſchland mit vielem Intereſſe gefolgt. Allein ſelbſt übelwollende Gegner, um der wohlwollenden Tadler zu geſchweigen, ſind ernſten Beſtrebungen in der Regel weit nützlicher als übertriebener Freundſchaftseifer. Ein gewiſſes Mißtrauen, das hin und wieder gegen die Leiter der Bewegung unter den Deutſchen hervortrat, braucht keineswegs als ein unpatriotiſches Freundlichthun mit den Franzoſen und den franzöſiſch geſinnten Belgiern gedeutet zu werden; es hat die vlämiſche Sprache ihre ſchwachen Seiten, die man im eigenen Intereſſe derſelben nicht verſchweigen darf.

Die vlämiſche Bewegung datirt übrigens nicht von geſtern, ſelbſt nicht, wie man anzunehmen gewohnt iſt, von 1830 her. Der Vlaming L. van Rückelingen, der Verfaſſer von „Belgien unter Maria Thereſia", ſagt mit Recht von Jakob van Maerlant, dem erſten gelehrten Dichter Flanderns: „Man hat ihn den Vater unſerer Dichter genannt, man könnte ihn vielleicht mit mehr Recht den Vater der „vlämiſchen Bewegung" nennen, denn er war der erſte Streiter, welcher zur Vertheidigung unſerer Sprachrechte aufſtand." Was van Maerlant mit dem Worte that, proteſtiren gegen den franzöſiſchen Einfluß und die franzöſiſche Einmiſchung, das thaten im nächſten Jahrhundert Peter de Conink, Jan Breydel und die Artaveldes mit dem Schwert.

Weiter ſehen wir die Vlamingen in ihren Privilegien und als Magiſtrate die Rechte ihrer Sprache ſichern und behaupten. Als 1385 der Friede zwiſchen Karl VI., Philipp dem Kühnen und der Stadt Gent geſchloſſen wurde, mußte der König von Frankreich den freien Geleitsbrief für die 150 Genter, die ſich nach Tournay zu den Unterhandlungen begaben, auf vlämiſch ausſtellen, und der für Flandern gültige Vertrag wurde in derſelben Sprache abgefaßt. Als Johann ohne Furcht ſeinem Vater 1405 als Graf von Flandern nachfolgte, wurden ihm durch den Rath von Gent und zugleich durch die Abgeſandten von Brügge und Ypern fünf Punkte vorgelegt, die er beſchwören mußte, bevor ſie ihn als ihren Herrn anerkannten, und der fünfte Punkt lautete dahin, „daß die allgemeinen Sachen zwiſchen den Mitgliedern des Landes und der Staatsregierung vlämiſch abgehandelt werden ſollten." Die Schöppen von Gent erließen 1407 an die von Audenaerde den Befehl, „dat men geenen walschen mandemente obediren en zonde" (daß man keinem wälſchen Erlaſſe gehorſamen ſolle). Philipp der Gute beſchwor in der „Blide Inkomſt" von Brabant den 23. Mai 1427, daß der Kanzler des Rathes lateiniſch, deutſch oder wälſch verſtehen müſſe. Die „vier oder fünf Briefe", durch welche Kaiſer Karl V. der Stadt Gent 1539 ſein Mißfallen zu erkennen gab, mußten in's Vlämiſche überſetzt werden; die Abgeordneten von Brüſſel und Antwerpen hatten 1568 ſogar den Muth, dem Herzog von Alba

einen französischen Brief zurückzugeben, und dieser Züge könnte noch weit mehr angegeben werden, wenn die angeführten nicht genügten.

Zugleich bildeten sich die „Rederykkammern", die zunftmäßigen bürgerlichen Verbindungen behufs poetischer Preiskämpfe und dramatischer Vorstellungen. Die erste, von welcher die Urkunden sprechen, ist die nach Gramaye 1303 zu Diest gestiftete der „Christusaugen". Die Rhetorikkammer, „das Buch" mit dem Sinnspruch „Um des Bessern willen", welche 1401 zu Brüssel gestiftet wurde, zählte Philipp den Schönen unter ihren Mitgliedern. „Die Fonteyne", welche unter dem Namen „die Fonteinisten" noch jetzt besteht, entstand 1447 in Gent; „die Päonie" zu Mecheln wurde 1859 wieder erneuert. Sie gewann den Preis des „Blahoens" (Wappens, Devise) in dem Preiskampfe der „Virolieren" in Antwerpen, an welchem im August 1561 nicht weniger als 14 Kammern theilnahmen. Um bei solchen Preiskämpfen, die, je nachdem sie städtisch oder ländlich waren, „Landjuwel" oder „Hagespiel" hießen, mitringen zu können, mußte eine Gesellschaft von einer der Hauptkammern, wie z. B. der „Rose" in Löwen, der „Fonteyne" in Gent oder dem „Alpha und Omega" in Ypern, für eine „freie" erklärt worden sein.

Die Poesie in diesen Wettstreiten äußerte sich gelehrt und bewegte sich feierlich. Sie war fast ausschließlich mystisch geworden. Die Zeit, wo unter dem fürstlichen Dichter Johann I. von Brabant Johann van Heelu die Schlacht von Wöringen, am 12. Juni 1288, erst mitschlagen half und dann besang, war vorüber. Dichtungen, wie „der Grimbergsche Krieg", „die Brabantschen Beesten" von Johann Boendale, dem Klerk von Antwerpen, „die Reise von St. Brandan", „der Theophilus" finden sich nicht mehr, wenngleich einige Stücke, z. B. der „Humulus" des van Diest, eines brabantischen Dichters aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, und der „Sint Truydo" von dem Limburger Christian Fastrats, nach dem Urtheile Snellaert's, den mittelalterlichen Dramen noch sehr nahe kommen. Im Allgemeinen jedoch begnügte man sich mit „Sinnespielen" und „Refereynen", man ward allegorisch, didaktisch, mythologisch, unnationell. Die großen niederdeutschen Dichter Vondel, Cats und Hooft, welche gegen das Ende des 16. Jahrhunderts geboren, die beiden nächsten beherrschten und selbst heut noch durch Helmers, Tollens und Bilderdijk nicht verdrängt worden sind, gehören alle drei Holland oder Norndniederdeutschland an, während Südniederdeutschland oder Vlämisch-Belgien ihnen nur den Genter Jakob van Zevecota entgegenzustellen hat, allerdings ein wundervolles lyrisches Talent, aber doch nur eins.

Als 1814 die Niederlande wieder vereinigt wurden, hatte das im Ganzen durchaus keinen nationalisirenden Einfluß auf Belgien. Was die Burgunder begonnen, die Spanier fortgesetzt hatten, das war durch die französische Oberherrschaft vollendet worden. Die Belgier hatten so ganz alles germanische Bewußtsein verloren, daß sie sich ihrer Stammverwandtschaft mit den Deutschen kaum mehr erinnerten. Selbst die der Einverleibung in Frankreich vorhergehende österreichische Regierung hatte nicht im germanischen Sinne wirken

können, denn erſtens war Deutſchland damals ſelbſt noch nicht eigentlich deutſch und, zweitens wurden, wie Friedrich Oetker in ſeinem „Taelſtrid“ richtig bemerkt, die Deutſchen in Belgien gehaßt, ſeit Joſeph II. an die alten Ueberlieferungen des Landes die Hand des Neuerers gelegt hatte. Die Holländer ihrerſeits aber waren den Belgiern gänzlich fremd geworden und überdies durch die Religion von ihnen getrennt. So kam es, daß jede ſelbſt gute Einrichtung mit Mißtrauen aufgenommen und das Holländiſche als eine aufgedrungene Sprache betrachtet wurde, welche in der Schule grammatikaliſch richtig erlernen zu ſollen der vlämiſchen Jugend als Tyrannei galt. Noch vor Kurzem beantwortete P. Vermeire in ſeiner „Abhandlung über die vlämiſche Bewegung“ die Frage: „Wie kommt es, daß die Vlamingen von dem großen germaniſchen Stamme losgeriſſen ſind?“ mit einer Anſchuldigung gegen das holländiſche Sprachjoch. Daraus, daß wer rein niederdeutſch ſpricht, vom Volke in Vlämiſch-Belgien gar nicht oder doch nur ſchwer verſtanden wird, ſchließt P. Vermeire: „daß kein Grund vorhanden ſei, das Holländiſche oder das Niederdeutſche in Belgien zu lehren oder zu üben und ſchlägt dafür das Hochdeutſche vor, indem er die vlämiſche Volksſprache, wie ſie ſich in ihren verſchiedenen Dialekten unbefangen und ungelehrt äußert, nur in den untern Schulen und bei der Gemeindeverwaltung, nicht aber in den höheren Lehranſtalten und bei der Staatsverwaltung an ihrem Platze findet.“ Die Empfindung, daß Belgien zu klein ſei, um der Sprache Raum zur vollen Entwickelung zu geben, hatte auch van den Hoven (Delcourt), der Verfaſſer von „Langue flamande, son passé et son avenir“ (Bruxelles, 1844), welcher, obgleich Wallone einer der gründlichſten Kenner der niederdeutſchen Sprache war. Doch ſchlug er als Auskunftsmittel nicht das Aufgehen in das Hochdeutſche, ſondern das Verſchmelzen mit dem zu entwickelnden Plattdeutſch war, eine Idee, welche eine Partei, als deren Organ die in Brüſſel erſcheinende „Zukunft“ angenommen werden darf, dahin erweitert, daß von Dünkirchen bis nach Königsberg nicht mehr hochdeutſch, ſondern nur noch „dietſch“, unter welcher Benennung alle nieder- und platt-deutſchen Dialekte begriffen ſind, geſprochen und ſelbſt geſchrieben werden ſoll.

Dieſen Parteien gegenüber ſteht die dritte, die eigentliche vlämiſche, welche, wie es ſcheint, für den Augenblick nichts Anderes verlangt und will als den möglichſt ausgedehnten und unverkümmerten Gebrauch der niederdeutſchen Sprache und im Frühlinge 1859 in dem „Vorſchlage der vlämiſchen Commiſſion“ ihre Forderungen zum erſten Mal officiell formulirt hat. Dieſe Partei bildete ſich faſt unmittelbar nach der Revolution von 1830, wenigſtens ſobald die Vlamingen wahrnahmen, daß ſie, wie J. B. Langlois, einer der walloniſchen Sprecher für das Vlämiſche ſich ausdrückt, „vergeſſen“ wurden.

Aberglaube und Gebräuche der Neugriechen.

Die Neugriechen ſind, wie die alten Hellenen, in hohem Grade abergläubiſch. Die chriſtliche Religion hat die Namen der heidniſchen Götter, der Genien und der Dämonen in Heilige und Engel umgeändert; allein die Furcht und die Hoffnung, welche unſichtbare Mächte dem Menſchen einflößen, haben immer und überall etwas Abgöttiſches an ſich. So vertritt der heilige Dimitrios die Stelle des alten Gottes Pan; er behütet die Heerden und empfängt die Gaben der Hirten, die Panagia oder die heilige Jungfrau öffnet wie Venus die Pforten des Himmels der Aurora; der heilige Paul galt in den erſten chriſtlichen Zeiten als Merkur wegen ſeiner Beredſamkeit; das Frühjahr und die Nachtigallen erſcheinen auf den Ruf der vierzig Heiligen; der heilige Georg beſchützt die Saaten, und der heilige Nikolaos, ein neuer Gebieter der Meere, beruhigt die ſtürmiſchen Gewäſſer und gebeut den Winden. „In Corfu", erzählt Pouqueville in ſeiner Reiſe durch Griechenland, „iſt es der heilige Spiridion, dem dieſes Vorrecht gebührt. Man weiß es — denn die Prieſter ſagen und verſichern es — daß er alle Nächte, wenn das Meer brauſt und ſtürmt, hinausgeht, um die Fahrzeuge in den Hafen zu geleiten. Wie er über die Fluthen wandelt, findet man Schilf in ſeinen Stiefeln, das für Reliquien gilt, und womit man, ſowie mit ſeinen Kleidern und ſeinem Schuhwerk einen einträglichen Handel treibt, daher man ſie nicht oft genug neu anſchaffen kann."

Es giebt in dem Leben der Griechen keinen irgendwie bemerkenswerthen Abſchnitt, ſowie keine Jahreszeit, wo nicht der Einfluß guter oder böſer Geiſter ſich geltend mache, die man anruft oder deren Einwirkungen man durch Ceremonien zu beſeitigen ſucht, welche aus heidniſchen Sitten und heidniſchem Glauben entlehnt ſind. Mit tauſend abergläubiſchen Gebräuchen erwartet man das Kind vor ſeiner Geburt, empfängt es in der Wiege und begleitet es bis zum Tage der Taufe. Vornehmlich unter den Gebirgsbewohnern herrſchen ſolche Gebräuche allgemein. Die erſte Sorge einer jungen Frau beſteht darin, die Schickſalsgeiſter, die Miren (*Μοῖραι*, Parzen) anzurufen, um ſie ſich geneigt und ihren Leib fruchtbar zu machen. Iſt ſie aber einmal in dem Fall, Mutterfreuden zu empfinden, ſo durchdringen höhere und religiöſere Gedanken ihre Bruſt; ihre Seele iſt durch dieſes Gefühl, dieſe Vorahnungen wie umgewandelt. Sie vergißt auf einen Augenblick die Geiſter der Luft, die unſichtbaren Zauberer und böſen Einflüſſe, um ſich nur der Gnade Gottes zu empfehlen, der die Mütter fruchtbar macht und die Weſen erhält und beſchützt, die er erſchafft. Hat nun aber das Kind das Licht der Welt erblickt, ſo wird die Frau wieder, was ſie zuvor geweſen: furchtſam und abergläubiſch, und wird von ihrer Furcht und ihrem Aberglauben gleichſam beherrſcht. Man umgiebt den neugebornen Menſchen mit Amuletten, die aus Kreuzen, Medaillen oder auch bisweilen aus geheimnißvollen Gegenſtänden beſtehen, die irgend ein Hirt im Vorübergehen als Lohn für erwieſene Dienſte zurückgelaſſen hat.

Der Vater ſchließt die Thüre ſeiner Wohnung und bewacht dieſe, damit nicht etwa ein Fremder irgend ein feindliches Geſchick einlaſſe oder eine böſe Zauberin ihre Verwünſchungen über die Wiege ſchleudere. Man legt unter das Kopfkiſſen des Kindes einen Kuchen, ein Stück Geld und, wenn es ein Knabe iſt, einen Säbel — Embleme des Ueberfluſſes, des Reichthums und der Stärke, um dadurch alle dieſe Güter auf das Kind herabzuziehen. Iſt das Kind ein Mädchen, ſo erſetzt man den Säbel durch einen Spinnrocken — dieſes Symbol der Arbeitſamkeit und häuslichen Tugenden. Der fünfte Tag nach der Geburt — bei den alten Griechen die Amphidromien — iſt der des Beſuches der Miren. Dann dringen dieſe Töchter der Nacht, wie Heſiod ſie nennt, ungeſehen in das Haus der Wöchnerin, wo man ſie unter dem Namen der „guten Frauen" empfängt, um ſie mit dieſer günſtigen Benennung zu beſänftigen und zu gewinnen — wie man auch aus gleichem Grunde die Furien mit dem Namen: Eumeniden, d. i. die Wohlwollenden, bezeichnete. An dieſem Tage ſchmückt ſich die Hütte mit Blumen, um die Geiſter nach Verdienſt zu empfangen, welche die Kraft beſitzen, die Mutter vom Milchfieber zu befreien. Aber da gilt es nun, dafür beſonders zu ſorgen, daß die Letztere während dieſes ganzen Tages nicht einen Augenblick allein ſei; denn jene Feen (*Ἐξωτικά*), wenn auch dem Anſchein nach wohlthätige Geiſter, haben ihre Gründe, ſich nicht immer gutherzig zu zeigen. Sie gelten nämlich für alte Jungfrauen, die kein Geiſt der Luft zur Frau hat haben wollen; aufgebracht über dieſe erzwungene Jungferſchaft, ſind ſie auf das Glück junger Frauen, welche die Freuden der Ehegenoſſen haben, eiferſüchtig, und wenn ihre Verwandten ſie einen Augenblick allein laſſen, benutzen ſie dies, um ihr — den Hals umzudrehen. — Kommt nun der Tag der Taufe, ſo tritt die Religion ausſchließlich in ihre Rechte; iſt das Kind durch das geweihte Waſſer der Taufe wiedergeboren, ſo überläßt man es ſich ſelbſt und dem Schutze Gottes und der Natur.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenſchau.

Die Aufbeſſerung der inneren Zuſtände oder eine thatkräftige und erfolgreiche Politik nach Außen, das ſind die beiden Alternativen, welche jetzt, ſoweit dem Urtheil naheſtehender Beobachter Glauben beigemeſſen werden kann, in den Tuilerien erwogen werden. Die gegenwärtige Unthätigkeit, die den zeitweiligen Intereſſen Frankreichs entſprechen mag, muß, ſo ſagt man, in nicht ferner Zeit kraftvollen Entſchlüſſen weichen, um die feſte Stellung, deren die Regierung ſo ſehr bedarf, wieder zu erringen. Die politiſche Richtung, deren Organ — nicht, wie irrig gemeint wird, ihr Träger — Rouher iſt, wird den Miniſtern in minutiöſer Weiſe vom Kaiſer vorgezeichnet. Rouher iſt daher kein „Vice-Kaiſer", und wenn er vorerſt dem Frieden und einer läſſigen Politik das Wort redet, ſo iſt er darin nur ein getreuer Dolmetſch und fähiges Werkzeug des höchſten Willens. In dieſen beiden vereinten Eigenſchaften liegt das Geheimniß ſeines langen Verbleibens im Amte. Bei der letzten Miniſterveränderung, welche in Paris ſtattfand, erhielt Marſchall Randon ſeine Entlaſſung, weil er ungeachtet ſeines geſchmeidigen Willens notoriſch unfähig war. Drouyn de Lhuys dagegen, der ſchon einige Zeit früher ausſchied, galt zwar für fähig, er wagte aber einen Augenblick lang eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit zu zeigen und beharrte auf ſeinen Anſichten — Grund genug, um ihn nach dem herrſchenden Regierungsſyſtem nicht länger zu verwenden. Es kann daher in nicht ferner Zeit eine von der jetzigen Strömung ſehr abweichende auftauchen, ohne daß Rouher ſich beſonders dagegen ſtemmen dürfte.

Die Verhandlungen über die ſogenannte franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz ſtehen, wie auch jetzt die Wiener „Preſſe" eingeſteht, trotz alles offiziöſen und halboffiziöſen Geredes auf dem Punkte zu ſcheitern. Das genannte Blatt fügt hinzu: „Rouher's Aeußerung, daß „ausſchließliche Allianzen gewöhnlich nur dauernde Feinde ſchaffen", iſt nur eine diplomatiſche Umſchreibung des etwas trivial gewordenen „die Trauben ſind ſauer". Die Bedingungen, von deren Eintreffen, wie wir hören, v. Beuſt ein Zuſammengehen mit Frankreich abhängig gemacht haben ſoll, ſcheinen auch nur in der Vorausſetzung geſtellt worden zu ſein, daß ſie ſich nicht erfüllen werden, denn von England — und deſſen Beitritt ſoll der öſterreichiſche Reichskanzler gefordert haben — war wohl von vornherein nicht zu erwarten, daß es ſich der franzöſiſchen Politik für weitausſehende Unternehmungen bedin-

dungslos anſchließen werde. So löſt ſich das Gewebe, das man ſchon feſt geſchlungen wähnte, von ſelbſt wieder auf; Illuſionen, denen ſich Manche hingegeben haben mochten, ſchwinden, und es iſt nicht zweifelhaft, daß die zurückbleibende Stimmung wenig geeignet iſt, zu Beſuchen und Gegenbeſuchen zu ermuntern."

Und wahrlich, Oeſterreich hat mit ſich ſelbſt die Hände voll zu thun. Die Panique der Wiener Börſe in den letzten Tagen der vorigen Woche war nicht nur durch das Gerücht verurſacht, der Finanz-Ausſchuß wolle mit dem Antrage auf eine Reduction der Zinſen der Staatsſchuld hervortreten, d. h. alſo einen Staats-Bankerott in Antrag bringen, ſondern auch Ungarn liegt den Männern der Börſe ſchwer im Kopfe. Eine Hülfe für das gewiſſe Deficit von 1868 iſt noch nicht gefunden, wird auch in der bisherigen Weiſe nicht gefunden werden. Dennoch ſieht man in allen Kreiſen ein, daß eine Zinſen-Reduction im Innern des Reiches Elend und Jammer verbreiten und dem Auslande, welches an den Anleihen der letzten Jahre ſtark betheiligt iſt, gegründeten Anlaß zur Einmiſchung in die Angelegenheiten Oeſterreichs geben würde. Der financielle Staats-Bankerott würde auch den politiſchen zur Folge haben; auch der junge Parlamentarismus des Reiches würde ſich, von der ewigen Blamage des jahrhundertalten Conſtitutionalismus Ungarns abgeſehen, das Todesurtheil ſprechen, wenn er mit der Erklärung des Staats-Bankerotts in die Welt treten wollte. Ehe man es zu dieſem allgemeinen Sturz kommen läßt, wird man erſt die große Frage, ob nicht das kirchliche Beſitzthum als Grundlage für eine Finanzoperation der Regierung dienen könne, ernſter als bisher in's Auge faſſen. Wie geſagt, Ungarn drückt ſchwer auf die Börſenmänner und die Thatſache, daß nach des Finanzminiſters v. Beke Contocurrent Ungarn im erſten Halbjahr nur 12 Millionen zu den gemeinſamen Ausgaben beigetragen, iſt dazu angethan, für die Zukunft keine heitere Perſpektive zu eröffnen. Die Comitate, wie das Heveſer, wollen, wie wir bereits in der letzten „Wochenſchau" erwähnten, nicht nur ſouveräne Winkelparlamente vorſtellen, die Geſetze des Peſther Landtags ignoriren und die Verordnungen der Regierung „mit Achtung" bei Seite legen, ſondern auch, was ihnen die Hauptſache iſt, keine Steuern zahlen. So mußte der ungariſche Finanzminiſter Lonyay z. B. das Borſo der Comitate ganz demüthig bitten, es möchte „ihn mit der Nöthigung zur Anwendung von Zwangsmaßregeln verſchonen" und dazu beitragen, daß endlich der Wahnglaube ſchwinde, als ſeien in Ungarn die Steuern nur im Wege der Militärexecution einzutreiben. Man erwartet noch in dieſer Woche den kaiſerlichen Erlaß, durch welchen die ungariſche Deputation zur Verhandlung mit der cisleithaniſchen Deputation nach Wien berufen wird, glaubt zwar, daß die Einigung über die gemeinſamen Angelegenheiten im September zu Stande gekommen ſein wird, giebt aber auf die ſchönſten Vereinbarungen und abgezirkeltſten Paragraphen Nichts, ſo lange nicht in Ungarn ſelbſt der Sinn für die Verpflichtungen, denen man ſich im Staatsleben mit oder wider Willen einmal fügen muß, mehr als bisher entwickelt iſt.

Sollte das kirchliche Beſitzthum eine Grundlage für eine Finanzoperation

der Regierung abgeben, so wäre das Concordat gefallen. Unterwühlt ist dasselbe bereits, und zwar durch die in das Abgeordnetenhaus eingebrachten Specialgesetze, betreffend die Verhältnisse von Kirche, Schule und Ehe. Doch man geht seitens der Regierung vorsichtig zu Werke, was aus der Erklärung hervorgeht, die der provisorische Cultusminister v. Hye am 20 cr. Namens der Regierung vorlas und in welcher die unabweisliche Nothwendigkeit einer neuen Regelung der kirchlichen und insbesondere der interconfessionellen Fragen vollkommen anerkannt wird und die Regierung ihre Hoffnung ausspricht, in kurzer Zeit zunächst in Bezug auf die interconfessionellen Verhältnisse bezügliche Gesetzesvorlagen dem Reichsrathe einbringen zu können, jedoch auch zugleich an das Haus die angelegentliche Aufforderung richtet, nicht auf eine augenblickliche und gleichzeitige Lösung auch aller übrigen einschläglichen Punkte zu dringen, da die Regierung vorerst auf dem Wege conciliatorischer Verhandlung mit der Kirche eine Lösung in der Art einzuleiten gedenke, daß jeder Anschein der Mißachtung bestehender Vertragsverhältnisse (also des Concordats) vermieden werde.

Tags zuvor erst soll diese Erklärung in der Ministersitzung abgefaßt sein, nachdem der Freiherr v. Beust mit dem päpstlichen Nuntius conferirt hatte; auch anderweitige, höhere Einflüsse sollen sich geltend gemacht haben; man vernimmt auch, daß Cardinal v. Rauscher, der Autor des Concordats, zur Führung der Unterhandlungen mit Rom bestimmt ist. Die Langwierigkeit aller Verhandlungen mit Rom ist bekannt; das Abgeordnetenhaus will die Sache nicht aus der Hand geben, noch die Entscheidungen Roms abwarten, sondern die Specialgesetze in Berathung ziehen, und zwar vorerst das Ehegesetz.

Vor einigen Tagen ist endlich ein Gefangener, der seit 14 Jahren im Wiener Polizeiministerium hinter Schloß und Riegel lag, freigegeben worden, nämlich des Freiherrn v. Prokesch-Osten „Geschichte des Abfalles der Griechen vom türkischen Reiche", die bei Gerold erschienen ist, und zwar zunächst vier Bände, von denen zwei die diplomatischen Belege enthalten. Es sollen noch zwei Bände mit Documenten nachfolgen. Die Auffassung des griechischen Krieges ist durchgängig neu und war für Rußland so unangenehm, daß 1853 der russische Gesandte, Baron Meyendorf, die Belegung des Geschichtswerks mit dem Interdict wünschte, was ihm auch durchzusetzen gelang. Daß der Baron v. Beust die Freilassung des Werks anordnete, ist ein Zeichen seiner keineswegs russenfreundlichen Politik.

Letzteres liegt nahe, denn aus Galizien wird fortwährend über die Agitation für den Panslawismus berichtet. Besonders zeichnet sich dabei das populär geschriebene ruthenische Blatt „Slavo" aus, welches in einer der letzten Nummern die Bedeutung des Moskauer Slawen-Congresses in bemerkenswerther Weise erklärt. Es heißt da u. A., man dürfe sich nicht wundern, daß die galizischen Abgeordneten in Moskau eine so herzliche Aufnahme gefunden hätten, denn Alles sei ja russisches Land: am Dnjestr, wie am Sau, Pruth und Bug, in Kiew, wie in St. Petersburg und Moskau: alle Völker, welche dies Land bewohnten, gehörten zu der einen großen russi-

ſchen Familie. Wenn die Ruthenen Galiziens auch öſterreichiſche Unterthanen ſeien und gegen den Kaiſer von Oeſterreich keinen Aufruhr erhöben, ſo ſchlüge doch ihr Herz für Rußland, weil dort dieſelben heiligen und kirchlichen Gebräuche herrſchten. Auch die Sprache ſei dort die gleiche, nur von glatterer und gelehrterer Form, ſo daß „Einem das Herz vor Freuden hüpft, wenn man ſie ſprechen hört.“ Galawacki habe in Moskau für das ruthenische Volk geſprochen; habe hervorgehoben, daß daſſelbe ſeinen Glauben, ſeine Sprache, ſeine Sitten vertheidige und ſich nicht poloniſiren laſſe, was die Ruſſen gefreut und zu den Verſprechen veranlaßt habe, die Ruthenen mit Geld, Büchern und überhaupt in jeder Weiſe zu unterſtützen. Nach ihrer nationalen Vereinigung mit dem ganzen ruſſiſchen Reiche ſeien die Ruthenen ein weſentlich anderes Volk, wie früher, wo „jeder polniſche Lump“ ſich über daſſelbe hätte luſtig machen dürfen; jetzt ſtehe hinter ihm der ganze ruſſiſche Stamm und dieſer ſei der mächtigſte der Welt!

Zwei andere Fragen, die hier ſeit längerer Zeit, beſonders die eine, nicht berührt worden ſind, drängen ſich jetzt wieder in den Vordergrund, nämlich die kretenſiſche und die ſchleswig'ſche. Ueber die neueſten Ereigniſſe auf Kreta ſind in Marſeille aus griechiſcher Quelle Nachrichten vom 10. cr. eingetroffen, denen zufolge Ali Paſcha mehrere Dörfer des Diſtrictes Kiſſamos anzündete, nachdem er letzteren vergeblich aufgefordert hatte, die Waffen niederzulegen. Die Inſurgenten ſollen darauf wieder die Offenſive ergriffen und Ali Paſcha geſchlagen haben. Ferner ſoll Omer Paſcha nicht die Gebirgspoſitionen von Sphakia, ſondern die Ufergegend dieſes Diſtricts beſetzt haben. Dann näherten ſich die Inſurgenten Kanea, bei welcher Gelegenheit ſie den türkiſchen Truppen am 8. ein glückliches Gefecht lieferten. Auch von anderer Seite wird beſtätigt, daß Omer Paſcha nicht die Höhen von Sphakia beſetzt hält, und daß die Inſurgenten vollſtändig im Beſitz der Provinz Laſſithi ſind. Im Widerſpruch hiermit ſteht ein in Petersburg eingegangenes Telegramm aus Konſtantinopel vom 16., welches es als ganz ſicher bezeichnet, daß Omer Paſcha, wenn auch ſeine Siegesdepeſche den Triumph Etwas übertrieben habe, die Höhen von Sphakia beſetzt halte und daß die Aufſtändiſchen ſich in die Schluchten zurückgezogen, ihre Familien aber in die Höhlen gebracht haben. So viel ſcheint indeſſen aus den einander widerſprechenden Nachrichten hervorzugehen, daß der Aufſtand noch nicht von den Türken bezwungen, und daß die Inſurgenten verzweifelte Anſtrengungen machen, ſich ihrer Unterdrücker zu entledigen. Hiermit trifft auch die am 22. eingegangene telegraphiſche Nachricht zuſammen, daß in Athen ein kretenſiſches Geſchwader von mit 35 Kanonen ausgerüſteten Brandern zur Verfolgung der türkiſchen Kriegsſchiffe gebildet wird. Die proviſoriſche Regierung hat erklärt, daß ſie in Kürze Kaperbriefe gegen die türkiſche Marine ausgeben werde.

Vor einigen Tagen bemerkte Rouher im geſetzgebenden Körper, daß zwiſchen den Großmächten wegen Kreta's eine Unterhandlung im Gange ſei. Der „Abend-Moniteur“ ſagt dazu, es handle ſich dabei um eine Unterſuchung, welche die türkiſche Regierung unter dem Beiſtande von beſonderen Bevoll-

mächtigten der Großmächte anstellen solle, um zu ermitteln und constatiren, welche Regierungsform auf der Insel am sichersten den Frieden und ein verträgliches Verhältniß zwischen Muhammedanern und Griechen herstellen und zugleich die Interessen beider wahren könnte. Dasselbe Blatt sagt in seiner Wochenschau über den Besuch des Sultans in Paris und London: „Eben so sehr von dem Fortschritte betroffen, den ein so bedeutendes Ereigniß, wie die Reise des Hauptes des Islamismus, für die orientalische Welt enthüllt, hegen beide Nationen den Wunsch, daß die hochherzigen Absichten dieses Herrschers durch das imposante Schauspiel ihrer Civilisation wo möglich noch mehr befestigt werden mögen."

Die Wiener „Debatte" enthält indessen die folgende officiöse Mittheilung, der zufolge Rußland wenigstens nicht Alles von den hochherzigen Absichten des Sultans zu erwarten scheint:

„Es hat, gutem Vernehmen nach, das russische Cabinet in Paris soeben beantragt, auf die letzte türkische Depesche, welche die identische Note der vier Mächte ausweichend beantwortet, eine Rückäußerung folgen zu lassen, welche in dringlicher Weise die Nothwendigkeit, in den kretensischen Angelegenheiten sofort etwas Entscheidendes zu unternehmen, darthun solle. Das französische Cabinet sei jedoch, heißt es, nicht geneigt, abermals einen gemeinsamen diplomatischen Schritt bei der Pforte zu unternehmen."

Die Reise des Sultans scheint indessen nicht ohne Wirkung in Betreff der inneren Reformen des türkischen Reichs geblieben zu sein. So soll sich in Konstantinopel auf Befehl des Sultans eine Commission gebildet haben, welche mit der Abfassung eines Civilgesetzbuches nach dem Muster des Code Napoléon beauftragt worden ist.

In Bezug auf die andere Frage, auf die nordschleswig'sche, sei hier erwähnt, daß die französische Revue des Kopenhagener „Dagbladet" vom 17. cr. es für sehr möglich hält, daß die Deutschen in Schleswig in Folge der neuen Eintheilung der Wahlbezirke zum Reichsparlamente diesmal drei Candidaten durchsetzen würden. „Vielleicht", fügt sie hinzu, „wird man selbst vier deutsche Candidaten haben, denn die Dänen Schleswig's, welche nicht im Parlament vertreten zu sein wünschen, werden sich wahrscheinlich an der Abstimmung nicht betheiligen, und sich an das Zeugniß ihrer Gesinnungen halten, welches sie einmal abgelegt haben, so wie an die Proteste ihrer ersten Vertreter." Es ist wohl nicht eine bloße Vermuthung, wenn „Dagbladet" dies Verhalten ankündigt, obwohl es doch einige Unsicherheit anzeigt. Die Dänen fürchten, daß sich diesmal die unseligen Spaltungen nicht wiederholen möchten, welche bei der früheren Wahl die Deutschen getrennt und gelähmt und so den Dänen zum Wahlsiege im zweiten schleswig'schen Wahlbezirk verholfen haben. Wären sie einer gleichen Majorität sicher, so würden sie sich beeilen, das frühere Ergebniß durch einen neuen Erfolg in eklatanter Weise zu bestätigen, und es würde sie auch in die veränderte Eintheilung der Wahlkreise nicht daran hindern. Für die Karte der Nationalitäten, welche sie in Paris eingereicht haben, war ja gar nicht diese Wahleintheilung maßgebend, sondern sie bezeichnet das Ergebniß der Abstimmung nach den einzelnen Ortschaften und

kleineren Distrikten. Daß diese letzte Abstimmung für die Parlamentswahl ganz gleichbedeutend ist mit der im Prager Frieden „für die nördlichen Distrikte" vorgesehenen endgültigen Volksabstimmung ist den Kopenhagener Blättern unverbrüchlicher Glaubenssatz. Die Revue „Dagbladets" und „Faedrelandet" erklären denn auch, daß alle Dänen, die nordschleswig'schen eingeschlossen, einmüthig auf dem Entschlusse beharren, nur eine Grenzlinie im Süden Flensburgs anzunehmen und daß sie Alsen und Düppel selbstverständlich herausbekommen müssen. Sie scheinen vollkommen sicher zu sein, daß die dänische Regierung, welche ihre Antwort auf die letzte preußische Depesche so verzögert und jetzt erst dem Berliner Cabinet übergeben, sich schließlich in diesem Sinne erklärt hat.

Daß auf solcher Basis gar keine Verhandlung möglich ist, weiß man in Kopenhagen sehr wohl, und auch in Paris wird man wohl wissen, daß das Verlangen an Preußen, den Prager Frieden in dieser Weise auszuführen, einer Kriegserklärung gleich kommen würde. Für jetzt ist man in Frankreich darauf noch nicht eingerichtet; sollte man aber später einmal den Augenblick gekommen glauben, wo man Händel vom Zaun brechen will, so wird das Geschick von ein paar Tausend dänischen Trotzköpfen dabei offenbar nur die Rolle eines sehr nebensächlichen Vorwandes spielen. Diese kleinen Leute fahren nämlich fort zu glauben, daß die ganze hohe Politik sich nur um ihre anmaßenden Forderungen drehe. 100,000 neue Einwohner will Dänemark, so erklärt „Dagbladet" ausdrücklich, auf keinen Fall annehmen; daß ist für einen solchen Großstaat viel zu wenig; es müssen genau 150,000 sein. Und dabei hält man es für verträglich mit der deutschen Nationalehre, daß eine Anzahl uralter Colonien, die bisher die Träger der Cultur in Nordschleswig waren, ohne Weiteres der Ausrottung durch ein fanatisches Nachbarvölkchen preisgegeben werden! „Dagbladet" wird nicht müde von Luxemburg zu sprechen; dort aber hatten wir keine deutsche Partei, die wir in Nordschleswig haben und in keinem Falle im Stiche lassen werden.

Mexiko's Zukunft.

III.

Seit 1810, in welchem Jahre, wie erwähnt, ein Aufstand die spanische Herrschaft abzuschütteln versucht hatte, bis auf den heutigen Tag ist die Geschichte Mexiko's nur eine Reihe blutiger Revolutionen, die jede höhere Regung im Volke erstickten und das bestehende Elend nur noch vermehrten. Nach dem Unabhängigkeitskriege, in dem die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung ruinirt wurden, hoffte man eine neue Aera des Friedens eintreten zu sehen, unter deren Schatten man erwarten durfte, zu neuem Wohlstande zu gelangen und gewissermaßen einen Ersatz für so viele Opfer und Schäden zu erhalten. Aber diese Hoffnung blieb unerfüllt.

Während der vierundvierzig Jahre, die seit der Unabhängigkeitserklärung verflossen sind, versuchte man alle Regierungsformen. Aber diese Versuche wurden nie ernstlich in's Werk gesetzt, weil man nie daran dachte, die großen Reformen durchzuführen, welche ein moderner Staatskörper erfordert, so daß das Land durch die Vereinigung der ihm von dem Kolonial-System gebliebenen Lasten und derjenigen, welche vierzig Jahre Unordnung herbeigeführt hatten, jeden Tag seiner Auflösung und seinem Untergange um einen Schritt näher kam. Die Männer, welche bis jetzt das Staatsschiff lenkten, hatten entweder nicht die Macht oder nicht den Willen, den hohen Pflichten nachzukommen, welche ihnen die Würde, zu welcher sie ihr Ehrgeiz erhoben hatte, auferlegte. Sie waren für Alles, namentlich — natürlich den unglücklichen Kaiser Maximilian ausgenommen — für ihre Bereicherung besorgt, ohne daß sie jemals die Macht gehabt oder daran gedacht hätten, die Hindernisse zu beseitigen, welche sich dem Wohlstande und dem Glück der Nation entgegenstellten. Dies ist allerdings in einem Lande nicht überraschend, wo die Männer nicht auf den allgemeinen Wunsch der Bevölkerung, sondern in Folge einer Intrigue der einen oder der andern Partei, und noch öfter in Folge eines kühnen Handstreiches zur Herrschaft gelangen. Durch dieses System kommen nothgedrungen Männer zur Macht, die dazu gerade am wenigsten geeignet sind, denn die Parteien, welche selbstredend immer bestimmte Interessen vertreten, wählen zu ihrem Candidaten keinen fähigen, unabhängigen Mann, sondern suchen nur einen, der ein warmer Anhänger ihrer eigenen Idee ist. Daß derjenigen, welchen sie wählen, sich im Voraus verbindlich machen muß, der Partei, welche ihn gewählt hat, treu zu dienen, versteht sich von selbst. Daher kommt es, daß einige der Staatshäupter immer entschieden die Armee oder den Clerus, andere die Beamten beschützen; wieder andere protegiren diese drei Klassen zugleich; aber nie hat Mexiko eine Regierung gehabt, welche über das Parteigetriebe erhaben gewesen wäre und den Forderungen der privilegirten Klassen gegenüber der Industrie ihre Unterstützung zugewendet hätte, wie es einer erleuchteten, für das Wohl des Landes besorgten Verwaltung zugekommen wäre.

Für die arbeitenden Klassen hatten die verschiedenen Präsidenten nie etwas Anderes, als schöne Versprechungen und pomphafte Redensarten. Jede Revolution nahm unter ihre Anklagen gegen die bestehende Regierung die stereotype Redensart auf, daß sie den Handel und die Industrie nicht beschütze, und jeder Präsident machte es sich zur Aufgabe, in den ersten Tagen seiner Verwaltung in würdevollen Worten zu verkünden, daß sein hauptsächliches Bestreben in der Ermunterung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe bestehen würde.

Diese Versprechen wurden aber eben so schnell, als sie gegeben, wieder vergessen und anstatt ihrer Erfüllung wurden neue Steuern geschaffen, um den mit der jüngsten Revolution eingegangenen Verbindlichkeiten genügen zu können. Es ist natürlich, daß ein solches System die arbeitenden Klassen auf's Tiefste entmuthigen und gegen die Regierung einnehmen mußte. Anstatt ihnen Schutz und Hülfe zu gewähren, bedrückte sie die Regierung immer mehr

durch Steuern, um den Ehrgeiz einiger tausend der privilegirten Klassen angehörender Männer zu befriedigen, d. h. den Offizieren, den Geistlichen und den Beamten.

Wir nennen die Offiziere zuerst, weil die Armee eines Landes jene Körperschaft sein soll, welche vor Allem die Ehre einer Nation zu repräsentiren hat, und weil Mexiko mit Unterbrechung der kurzen Regierung Kaisers Maximilian eine reine Soldatenherrschaft unter republikanischer Firma ist, und somit im Heerwesen selbst die Wurzel der schlimmsten Uebel sich nachweisen lassen muß. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Mexikaner nie im Stande gewesen wären, gegen spanische Truppen ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen, wenn die europäischen Soldaten, theils von der Regierung im Mutterlande mißhandelt, theils über die Zwecke des Aufruhrs verblendet, nicht übergetreten wären, freilich zu ihrem eigenen Verderben. Nachdem die spanischen Elemente verloren waren, begann man Soldaten unter den Indianern zu pressen. Die Eingeborenen sind wegen ihres Gehorsams und ihrer Frugalität gute, im Vergleich zu den Creolen tapfere Soldaten, so daß dieses Element im mexikanischen Heere wahrlich nicht zu verachten und jedenfalls besser zu gebrauchen wäre als das sonstige aus den Gefängnissen und aus Landstreichern zusammengeraffte Gesindel. Es fehlt aber vollständig an tüchtigen Offizieren, da militärische Grade stets die Belohnungen für glückliche Revolutionäre bilden.

Nach der Unabhängigkeitserklärung präsentirte sich eine Menge obskurer Leute bei der neuen selbstständigen Regierung, und indem sie vorgaben, der Sache des Volkes ungeheure Opfer gebracht zu haben, verlangten sie zur Belohnung ihrer Dienste hohe militärische Stellen. Die Meisten beanspruchten Generalsgrade, die Bescheideneren begnügten sich allenfalls mit dem Obersteurang. Wenn auch viele dieser absurden Ansprüche zurückgewiesen wurden, so erschlich sich doch eine Menge unwissender Leute hohe militärische Posten. Später artete dieser Mißbrauch auf so scandalöse Weise aus, daß man beinahe staunen muß, daß es noch einige Mexikaner giebt, die nicht Offiziere sind, da doch diejenigen, die es werden wollten, mit der größten Leichtigkeit dazu avancirten. Als jene Epoche eintrat, die bis heute wenig Unterbrechung aufzuweisen hat, wo die Lieblingsbeschäftigung des Heeres oder vielmehr seiner Offiziere darin bestand, eine „glorreiche Erhebung" nach der andern in's Leben zu rufen, erreichte dieser Unfug seinen Höhepunkt. Jede installirte Regierung, die ihr Entstehen immer einer Militär-Revolution verdankte, betrachtete es als ihre Pflicht, den Theil des Heeres, welcher sich erhoben hatte, durch eine allgemeine Beförderung der Offiziere zum nächstfolgenden Grade zu belohnen; auf der andern Seite pflegten die fallenden Regierungen vor ihrem Sturze ebenfalls an den ihnen treu gebliebenen Theil der Armee Avancements zu vertheilen, und diese Beförderungen wurden demnächst von der neuen Regierung regelmäßig anerkannt, um keinen Grund zur Unzufriedenheit und zu Intriguen gegen sich zu geben. Die nächste Folge jeder Revolution war daher das Avancement aller Offiziere und ein beträchtlicher Zuwachs in den unteren Graden, die dadurch vacant geworden. Man darf daher über die

unzähligen militäriſchen Comödien, meiſt nichtig in ihrem Urſprunge, kläglich in ihren Ergebniſſen und tragikomiſch in ihrem Verlaufe, nicht erſtaunt ſein, denn es liegt auf der Hand, daß auf dieſem Wege ein junger Offizier durch ſechs ſchnell auf einander folgende blutloſe Revolutionen zum General avancirt, überdies ſind dieſe „Pronunciamentos" das beſte Mittel, einen Defect in den Regiments- oder Compagnie-Kaſſen zu decken.

Was nun den Clerus anbetrifft, der vermöge ſeines Grundbeſitzes, welcher den größten Theil des mexikaniſchen Gebietes ausmacht, einen bedeutenden Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten bis vor Kurzem ausgeübt hat, ſo begegnet man derſelben Verſunkenheit, die die übrigen Klaſſen der Bevölkerung Mexiko's charakteriſirt. Als Cortez Mexiko eroberte, legte er Karl V. einen Plan zur Organiſation der Kirche vor, nach welchem ſie faſt unabhängig vom römiſchen Stuhl geworden wäre, während der Staat frei hätte über die Temporalia derſelben verfügen können. Die Ausführung dieſes Planes ſchien jedoch zu gewagt, ſomit wurde die mexikaniſche Kirche ganz nach dem Vorbilde der ſpaniſchen eingerichtet. Nach der Verfaſſung des mexikaniſchen Staates iſt die Religion der mexikaniſchen Nation die römiſch-katholiſche, und jeder andere Cultus verboten. Doch war dies Verbot nicht auf die Fremden anwendbar, die unter gewiſſen Beſchränkungen Grundbeſitz erwerben und mit Mexikanern eine Ehe ſchließen konnten, ohne ihre Confeſſion zu verlaſſen, wenn Beides auch nicht eben zum förmlichen Geſetz erhoben war. Der Papſt hatte ſich gegen die mexikaniſche Revolution erklärt, deshalb war die Verbindung zwiſchen Mexiko und Rom lange abgebrochen, was auf die kirchlichen Angelegenheiten einen ſehr nachtheiligen Einfluß ausübte und den Clerus der römiſchen Curie entfremdete; erſt ſeit 1837 hat ſich der Papſt dem mexikaniſchen Staate wieder genähert und endlich einen Delegaten hingeſandt, die kirchlichen Angelegenheiten zu regeln, was jedoch im Ganzen, noch nicht in allen einzelnen Punkten gelungen iſt. Das Breve des Papſtes, durch welches die kirchlichen Verhältniſſe von dem Delegaten geordnet werden ſollten, iſt vom 26. Auguſt 1851, angenommen iſt es unter einigen Clauſeln am 30. März 1853. Hiernach iſt Mexiko eingetheilt in 1 Erzbisthum und 10 Bisthümer, deren Einkünfte im Ganzen eine Höhe erreichen, wie in keinem Lande der chriſtlichen Welt. Alle die mannichfachen Umwälzungen, wovon Mexiko ſeit ſeiner Lostrennung vom Mutterlande bis zur Aufrichtung des Maximilianiſchen Kaiſerreiches heimgeſucht wurde, ſind nicht ſo tief eingreifend in das ſtaatliche, religiöſe und bürgerliche Leben jenes unglücklichen Landes geweſen, als die, wodurch Santa Ana, der Mann der Pronunciamentos und Contra-Pronunciamentos par excellence, zum dritten Male flüchtig und den Boden der Republik verlaſſen mußte, indem ſeine Nachfolger, Alvarez und Comonfort, es wagten, die Sonderrechte der Geiſtlichkeit aufzuheben, ſie unter die gewöhnlichen Gerichte zu ſtellen und alle ihre Beſitzungen für Staatsgut zu erklären. Man ging dann, beſonders ſeit Juarez unter dem 28. December 1860 die Aufhebung der Mönchsklöſter und ein Verbot für Nonnenklöſter, Novizen aufzunehmen, unter dem 4. Januar 1861 vollſtändige Religionsfreiheit decretirt und den päpſtlichen Nuntius ſowie den

Erzbiſchof von Mexiko und die Mehrzahl der Biſchöfe unterm 19. des Landes verwieſen hatte, ſoweit die andauernden Wirren es geſtatteten, daran, die Kirchengüter zu verzeichnen, um ſie ſpäter, wie es in Spanien ſelbſt geſchah und geſchieht, dem Meiſtbietenden zu überlaſſen. Kaiſer Maximilian verſprach zwar unter dem 26. Februar 1865 — nachdem er unter demſelben Datum verkündet hatte, die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Religion als Staatsreligion beſchützen zu wollen, aber alle der Moral, Civiliſation und den guten Sitten nicht widerſtreitenden Religionen zu dulden — in einem Decrete, betreffend die Kirchengüter, eine Reviſion der von Juarez gegebenen Geſetze und volle Gerechtigkeit in Fällen amtlichen Betrugs und erließ unter dem 9. März d. J. eine Verordnung über die Durchführung des Geſetzes, betreffend die Güter in der todten Hand, — doch mit der Hinrichtung des Kaiſers ſind dieſe Decrete und Verordnungen null und nichtig geworden.

Ein Schematismus der mexikaniſchen Kirche vom Jahre 1854 enthält folgende Angaben: 1) die regulirte Geiſtlichkeit beſaß damals 150 Klöſter, nämlich die Dominicaner 25, die Franciscaner 68, die Auguſtiner 22, die Karmeliter 16, die barmherzigen Brüder 19; in dieſen Klöſtern befanden ſich 1700 Mönche und 2000 Nonnen; 2) die Weltgeiſtlichkeit zählte 3500 Mitglieder, ſo daß die Zahl ſämmtlicher Geiſtlichen 7200 betrug. Ihr Beſitzthum wurde ſeit den Zeiten, wo mexikaniſche und europäiſche Schriftſteller Kunde hierüber bringen, gar verſchieden geſchätzt, indem man ſtets beſorgt geweſen iſt, dies unbewegliche und perſönliche Eigenthum, durch eine große Zahl verſtändiger Männer gut und ſorgſam verwaltet, der Statiſtik zu entziehen. Abad y Quiepo ſchätzte 1807 den Reichthum der Kirche auf 47½ Mill. Dollars und 1831 Don José Maria Mora auf mindeſtens 75 Mill. Dollars, während derſelbe 1855 auf 90 Mill. Dollars berechnet wurde. Sennor Otero, deſſen Werk über die politiſche und ſociale Lage Mexiko's dieſe letztere Berechnung zu Grunde liegt, glaubt, daß das Grundeigenthum der Kirche jetzt wenigſtens um 25 pCt. mehr werth iſt, als vor der Revolution.

Zu dieſem erhöhten Werthe muß noch ein Capital von 115 Millionen Dollars gerechnet werden, in Beiträgen, in Abgaben von Grundeigenthum ꝛc. welche zum Beſten des Klerus dem Landbeſitz aufgelegt ſind. Die 2000 Nonnen waren nur in Bezug auf barmherzige und Erziehungszwecke von kirchlicher Bedeutung. Es bleiben nach allem Abzug für die Seelſorge von mehr als 8 Millionen Menſchen nur 3500 Perſonen, und es kommen darnach 2400 Seelen auf jeden Prieſter. Und dieſe kleine Zahl hatte die Nutznießung eines Einkommens von wahrſcheinlich mehr als 90 Millionen Dollars jährlich, welches dieſe Geiſtlichkeit nach Belieben verzehren oder erſparen konnte, in einem Lande, wo ſie, anſtatt Almoſen zu geben, immer ſelbſt um Almoſen bettelte. Bedenkt man den Werth ihrer Kirchen, ihrer zahlreichen Beſitzungen in den Städten, ihrer Einkünfte, die ſie als Darleiher und Hypothekengläubiger bezog, in einem Staate, wo es keine Banken giebt, die ungeheure Maſſe von Kirchengefäßen, goldenen Ornamenten und Juwelen, ſo konnte man den Vermögensſtand der Kirche eher auf 100 als auf 90 Millionen

Dollars rechnen, eine Summe, gegen welche die Staatseinnahmen verschwindend klein waren.

Daher rührte der ungeheure Einfluß des Clerus auf die allgemeinen Landesangelegenheiten, während diese verschwenderischen Einkünfte zugleich das größte Hinderniß der sittlichen Veredlung des Priesterstandes waren, dessen Mitglieder ein aller Moral und Religion hohnsprechendes Leben führen und in den Bürgerkriegen immer mehr und mehr verwildert sind. Eine natürliche Folge davon ist, daß der Einfluß der Geistlichkeit auf die ihrer Seelsorge Ueberwiesenen, ehemals in der königlichen Zeit den Indianern so günstig, sich beträchtlich vermindert hat, seit der Clerus an Intelligenz die Laien nicht mehr zu überbieten vermochte.

Eigenthümliche religiöse Genossenschaften sind die Confradias und Hermandades, Brüder- und Erzbrüderschaften, deren Mitglieder sich verpflichten, einen gewissen monatlichen Beitrag in die Hände des Pfarrers zu zahlen, um von den aufgebrachten Summen den glanzvollen Aufwand an den hohen Tagen zum „Dienste" der Ortsheiligen zu bestreiten. Der Hauptluxus bei diesen „religiösen Festen" besteht im Abbrennen von Feuerwerk, womit eine unersättliche Liebhaberei einer großen Zahl von Indianern befriedigt wird. Die Stiftung solcher Gesellschaften reicht hinauf bis zur Conquista, wo die Missionäre nach Analogie der altindischen Religion die Verehrung der Orts- und Hausgötter besonders pflegten, indem sie die heidnischen Götter durch christliche Heilige verdrängten und diese an Kirchentagen mit Pomp, Opfern und den gebräuchlichen Saturnalien feiern ließen.

Man kann sich bei diesem Zustande des Clerus leicht den des Unterrichtswesens vorstellen. In der Stadt Mexiko empfangen nur 7150 Kinder Elementar-Unterricht, und von diesen gehört der vierte Theil auswärtigen Eltern, die ihre Kinder zum Genuß des Unterrichts nach Mexiko schicken, ja man wird nicht viel fehlen, wenn man behauptet, daß drei Vierteln der Bevölkerung die Anfangsgründe eines jeglichen Unterrichts ganz unbekannt sind. An Abhülfe ist schwer zu denken, denn der Congreß hatte, aus Ueberdruß an der Angelegenheit, die Schulpflege völlig den Einzelstaaten überlassen, und das Kaiserthum hat nichts Anderes beschließen können, so daß jetzt wieder die alten Verhältnisse die maßgebenden sind.

Was nun endlich die Beamten betrifft, so haben deren Verhältnisse mit denen der Soldaten viel Aehnlichkeit. Die öffentlichen Aemter, die natürlich nur nach Gunst vertheilt werden und in die sich die unfähigsten Subjekte eingeschlichen haben, sind größtentheils Goldquellen; aber die große Anzahl der Beamten beeinträchtigt nicht nur die Einzelnen, sondern bildet auch eines der größten Hindernisse einer gesunden Entwickelung der mexikanischen Finanzen. Eine Unzahl Posten kosten der Staatskasse vier oder fünf Gehalte, da die drei oder vier ersten Beamten der Reihe nach in Disponibilität gesetzt wurden, um einem andern Günstling Platz zu machen. Es ist natürlich, daß eine solche Menge Beamten oft die Kräfte des Fiskus überschreitet, so daß nur Derjenige auf Bezahlung rechnen kann, welcher bei der bestehenden Regierung in Gunst ist, während die Anderen nur so viel erhalten, um

mit Mühe leben zu können, oder häufig gar nichts. Man wird einsehen, daß unter solchen Verhältnissen von einem ehrenhaften Beamtenstande keine Rede sein kann; anstatt tüchtige, wissenschaftlich gebildete Männer in die Verwaltung zu berufen, übergeht man den rechtschaffenen und fähigen Beamten und wählt statt seiner obskure Leute, welche unter der Bevölkerung nicht das geringste Ansehen haben; ferner wird man sich nach dem Mitgetheilten ungefähr eine Ahnung von der Verwaltung oder Zerwaltung Mexiko's machen können, daß es ja während eines Menschenlebens bis auf dreihundert „glorreiche Erhebungen" gebracht hat und bis zum Jahre 1855 z. B. bereits neun Mal die Regierung gewechselt und ein halbes Hundert Oberhäupter anerkannt hatte.

Zur Zeit der föderalen Verfassungen gab es keine Centralgewalt für innere Angelegenheiten, denn die Gouverneure der souverainen „Staaten" (Provinzen), die wieder von den Localparlamenten abhingen, „prüften" die „bittweisen" Anordnungen der Centralgewalt und legten sie gewöhnlich zu den — Akten. Santa Anna hatte bei seiner Restauration am 15. März 1853 ein Gesetz erlassen, wonach die Gouverneure in Zukunft von der Centralgewalt ernannt werden und von ihr allein Befehle empfangen sollten; aber man begreift, daß ein solcher „Tyrann" in dem freien Mexiko sich nicht lange halten konnte. Nach der Constitution von 1857 besaß Mexiko 23 Staaten, den Distrikt Mexiko und das Territorium Californien — Ausdrücke und Begriffe, die der politischen Sprache der nordamerikanischen Union entlehnt sind, unter dem Kaiserreiche aber 50 Departements. In den Staaten, resp. Provinzen oder Departements ist es nun wieder der Hauptort, welcher als Sitz der Souverainetät angesehen werden darf, und in den Städten ruht schließlich Alles im Schooße der Ayuntamientos, d. h. des nach dem spanischen Gemeindegesetze der Cortes von 1812 erwählten Magistrats. In der vicekönigliehen Zeit herrschte so wenig Bevormundung als möglich, nach gewaltsamer Entfernung der besseren und intelligenteren Elemente aus den Gemeinden war es aber natürlich, daß die Gemeinden, so gelichtet, nach der Revolution nicht mehr im Stande waren, Selbstverwaltung auszuüben und ihre Blicke auf Sachen richteten, die ihnen ganz fern bleiben mußten. Jene städtischen Körper griffen nämlich sofort in die allgemeine Politik über, und aus dem Schooße jener Magistrate gingen dann zahlreiche Pronunciamentos aus, worin die „Freiheit" (lies: das Elend) Mexiko's besteht. Jene Gemeindefreiheit, die den Staat in seine Atome auflöste, wurde den schwächeren Racen namentlich verderblich, über die sich nicht mehr der schützende vicekönigliche Arm breitete. Da die Gemeindeämter nur unbesoldet verrichtet werden durften, so fielen sie den Reichen von selbst in die Hände, während unter diesen wieder die Angesehenen sich befehdeten und ein Ayuntamiento nach dem andern durch eine Landrevolution gestürzt wurde.

Also nichts als Ruinen einerseits und zügellose Anarchie andererseits! Vom finanziellen Standpunkte ist die Lage Mexiko's in gleicher Weise beklagenswerth.

Nach einem Bericht aus der britischen Gesandtschaft in Mexiko, gegen

das Ende des Jahres 1865, ſtellte ſich die finanzielle Situation folgendermaßen: Einnahmen: Zölle 12¼ Mill., direkte Steuern 3 Mill., Stempel, Poſt ꝛc. 1 Mill., Total 16¼ Mill. Dollars; — Ausgaben: Zinſen der Staatsſchuld 8 Mill., Civilliſte 5 Mill., Civildienſt 4½ Mill., Armee u. Flotte 10 Mill., außerordentliche Ausgaben 2 Mill., Total 29¼ Million Dollars, mithin jährliches Defizit 13 Mill., zu deſſen Deckung zunächſt die beſchloſſene Einziehung der geiſtlichen Beſitzungen in Betracht kommen ſollte, welche indeß nach der Anſicht des Berichterſtatters in den beiden darauffolgenden Jahren höchſtens 6—8 Mill. Dollars ergeben haben würde.

Welch' ein Unterſchied waltet zwiſchen dieſer völligen Zerrüttung der finanziellen Lage und der Ordnung derſelben unter dem königlichen Scepter Spaniens ob! Die Einkünfte betrugen damals mehr als 20 Mill. Piaſter (oder Dollars), 4 Millionen wurden als Subſidien (el situado) jährlich nach der Havanna und den Philippinen geſchickt, und Spanien erhielt einen baaren Ueberſchuß von 6 Millionen Piaſtern. Dies ſpricht hinlänglich für oder gegen die beiden politiſchen Syſteme, nach denen das ſchöne Land verwaltet wird. Die Zahlen haben hier eine Beredtſamkeit, die mit keinem Worte erreicht werden kann.

Die vlämiſche Bewegung.

II.

In der That machte man mit ihnen wenig Umſtände. Holland war mit der Entwöhnung des Landes vom Franzöſiſchen langſam verfahren. Allerdings war ſchon durch Beſchlüſſe vom 8. Juni und 1. Oktober 1814 das Niederdeutſche in den Notariatsacten wieder eingeführt worden, doch wurde erſt am 15. September 1819 angeordnet, daß vom 1. Januar 1823 an in allen öffentlichen Verhandlungen die holländiſche Sprache allein angewendet werden ſollte, eine Verordnung, welche ſogar durch die Erlaſſe vom 28. Auguſt 1829 und 4. Juni 1830 zum großen Theile wieder aufgehoben wurde, ohne daß dieſes Nachgeben ſeitens Wilhelm's I. die Gemüther beruhigt und das Losreißen der ſüdlichen Provinzen verhindert hätte. Dagegen richtete bereits am 5. Oktober 1830 der proviſoriſche Gouverneur von Südbrabant ein franzöſiſches Schreiben an die Bürgermeiſter der Provinz, worin er ihnen, um dem Aufdringen des Holländiſchen Einhalt zu thun, das Recht zurückgab, in ihren amtlichen Correſpondenzen nach Belieben das Franzöſiſche oder das Vlämiſche zu gebrauchen, und am 16. October 1830 erklärte ſchon die proviſoriſche Regierung: „La langue française étant la plus généralement repandue en Belgique, sera la seule employée dans les commandements.“

Am 16. November deſſelben Jahres wurde die Herausgabe des „Moniteur's“ in franzöſiſcher Sprache beſchloſſen: „Considérant, que les langues

flamande et allemande en usage parmi les habitants de certaines localités varient de province à province, district à district, de sorte qu'il serait impossible de publier un texte officiel des lois et arrêtes en langues flamande et allemande", doch wurde durch das Geſetz vom 19. September 1831 eine vlämiſche oder deutſche Ueberſetzung für die Gemeinden erlaubt, wo man dieſe Sprachen redete, „le texte français demeurant neanmoins seul officiel." Dagegen wurden durch ein Miniſterialſchreiben vom 26. Juli 1833 ſämmtliche Zollbeamte angewieſen, „de dresser à l'avenir tous les procès-verbaux en français", obgleich es in dem 23. Paragraphen der belgiſchen Conſtitution vom 7. Februar 1831 ausdrücklich heißt: „l'emploi des langues usitées en Belgique est facultatif."

Die „gewiſſen Lokalitäten" waren Antwerpen, Löwen, Gent, Brügge, Ypern, kurz alle Städte in beiden Flandern und die meiſten im Brabant, und die Bevölkerung in den „Gemeinden, wo man dieſe Sprachen redet", belief ſich laut der Volkszählung von 1846 auf 2,471,248 Vlamingen und 34,000 Deutſche, welche gegen 1,827,141 Wallonen oder franzöſiſch ſprechende Belgier denn doch eine bedeutende Mehrheit ausmachen und den betreffenden Paragraphen der Conſtitution allerdings nach ihrem Belieben hätten anwenden können, hätte die Regierung ihn nicht conſequent nach dem ihrigen angewandt.

Von Gent aus, der immer widerſtandsfähigen Stadt, welche noch jetzt am wenigſten belgiſch iſt, und in deren Hauptblatt, in der „Gazette van Gend" im Jahre 1838 ein Artikel gegen die Wallonen mit den Worten ſchloß: „Es iſt hohe Zeit, daß der Tyrannei der Wallonen ein Ende und Ziel geſetzt werde; Vlamingen, laßt uns alle unſere Kraft zuſammennehmen, um von unſerem eigenen Volke regiert zu werden, und ſchreiben wir auf unſere Fahnen: Nieder mit den Wallonen und den franzöſiſchen Fransquillons!" — von Gent kamen die erſten Proteſtationen der Vlamingen oder vielmehr der vlämiſchen Partei, denn man würde ſich täuſchen, wenn man die vlämiſche Sache ſchon jetzt für eine allgemeine vom Volke in Maſſe getragene hielte. Sie kann es werden und muß es werden, ſoll Belgien künftig dem großen germaniſchen Bunde bewahrt bleiben, aber ſie iſt es noch nicht. Das Volk iſt noch gleichgültig, die Halbgebildeten ſchämen ſich des Vlämiſchen, welches ſie als eine „Bauernſprache" betrachten, worin ſich elegant auszudrücken unmöglich ſei; die franzöſiſch Erzogenen ſind theils zu träge, um ein neues Studium zu beginnen, theils der germaniſchen Regung geradezu feindlich.

Es iſt daher erklärlich, daß die erſten Stimmen, welche laut wurden, die von Gelehrten, J. F. Willems und Ph. Blommaert, waren. Dann ließen in Antwerpen ſich Conſcience und Theodor van Ryswyck vernehmen, der Romancier und Volksdichter. Die Bewegung wurde populärer, weil ſie romantiſch und poetiſch wurde und ſich dadurch an die allgemeinen Sympathien wandte.

Das Jahr 1830 hatte in Belgien von niederdeutſchen Dichtern Bilderdijk, Blommaert, Ledeganck, van Ackern, van Duyſe, Vervier und Willems gefunden, jetzt hat man Boone, Courtmans, Dautzenberg,

de Kort, de Geyter, de Laet, Delcroix, de Potter, de St. Genois, Dodd, Ducaju, Dumont, Ecreviſſe, Geiregat, Gerrits, Hanſen, Hendrickz., Loweling, Lauwers, Nolet de Brouwere, Peeters, Rees, Roelants, Roſſeels, Simillion, Sleeckx, die beiden Sniders, Stallaert, Stroobant, van Beers, van Drieſſche, van Kerkhoven, van Peene, van Rotterdam, van Rückelingen, Vleeſchhouwer, Zetternam, die gelehrten Namen nicht gerechnet, und die Bibliographie der von 1830—1855 herausgekommenen Bücher beträgt nicht weniger als 233 Octavſeiten.

So ließ denn die Thatſache einer vlämiſchen literariſchen Bewegung, welche allmählich auch in das politiſche Leben drang, ſich nicht länger ableugnen, und am 27. Juni 1856 ernannte der König auf die Vorſtellung des Miniſters des Innern, P. de Decker, eine Commiſſion, beſtehend aus Conſcience, David, Canonicus und Profeſſor der niederdeutſchen Literatur an der Univerſität von Löwen, de Korswaren, geweſenem Kammermitglied von Haſſelt, L. Jollrand, Advokat und geweſenem Congreßmitglied zu Brüſſel, Mertens, Stadtbibliothekar zu Antwerpen, Rens, Präſident der Geſellſchaft „die Sprache iſt ganz das Volk" zu Gent, Snellaert, Profeſſor, Mitglied der königlichen Akademie und Präſident des „Willemsfonds" zu Gent, Stroobant, Präſident der Geſellſchaft „der Weingarten" zu Brüſſel und endlich van der Voort, früher Secretär des „Vlämiſchen Mittencomité's" und ſtets einer der eifrigſten Agitatoren in der vlämiſchen Sache. Am 8. October 1856 hielt ſie ihre erſte, am 16. October 1857 ihre ſechszehnte und letzte Sitzung; das Ergebniß ihrer Berathungen blieb jedoch ein Geheimniß. Erſt als die Bittſchriften, welche die Veröffentlichung heiſchten, immer zahlreicher wurden, kam die Sache am 10. December 1858 in der Kammer zur Berathung, und im Januar 1859 wußte ganz Belgien, was die vlämiſche Commiſſion verlangt hatte.

Vlämiſch ſollte künftig in den vlämiſchen Provinzen ausſchließliche Unterrichtsſprache in den unteren Klaſſen der Collegien, zur Erlernung der germaniſchen Sprachen und Religionsſtunden, in der Normalſchule oder dem Schullehrerſeminar zu Lier und der Malerakademie zu Antwerpen, und gleichberechtigt mit dem Franzöſiſchen bei allen Preiskämpfen, ſelbſt denen der mediciniſchen Akademie, ſowie bei den Vorträgen in allen Ackerbau-, Gartenbau-, Viehargnei-, Handels- und Schifffahrtsſchulen ſein. Ferner ſollten die Candidaten der Lehrerſtellen an Elementar- und Dorfſchulen in Vlämiſch-Belgien nicht länger gezwungen ſein, franzöſiſch zu verſtehen, wohl aber nie angeſtellt werden können, wenn ſie nicht der vlämiſchen Sprache mächtig wären, und die dortigen Schulaufſeher ſollten mit den Lehrern und Gemeindevorſtehern nur vlämiſch correſpondiren. Auch ſollte in der königlichen Akademie zu Brüſſel ſowie am Conſervatorium eine beſondere niederdeutſche Abtheilung gebildet werden. Alle von den Miniſterien ausgehenden Journale, Geſetze und Erlaſſe ſollten in zwei Sprachen, franzöſiſch und vlämiſch, abgefaßt werden; alle Verhandlungen, Bekanntmachungen und Correſpondenzen der Behörden in vlämiſchen Provinzen, Kreiſen, Städten und Dörfern nur in vlä-

miſcher Sprache geſchehen. Bei den Gerichtsſitzungen in Vlämiſch-Belgien ſollte vlämiſch geſprochen, die Akten, Vorladungen und Urtheile ſollten vlämiſch oder in beiden Sprachen verfaßt, und Entſcheidungen in höheren Inſtanzen ſtets in der Sprache gegeben werden, in welcher die Verhandlungen geführt worden wären. Jeder Beamte in einer vlämiſchen Provinz, welchen Rang er auch einnehme und welchem Zweige der Verwaltung er auch angehören möge, ſollte vlämiſch verſtehen müſſen, und Niemand ohne genaue Kenntniß dieſer Sprache in einer vlämiſchen Ortſchaft Notar werden können. Ebenſo ſollte das Vlämiſche Erforderniß zur Erlangung einer diplomatiſchen Stellung oder eines Conſularpoſtens ſein, und ſollte die Seemacht ganz vlämiſch, die Landmacht in vlämiſche und walloniſche Regimenter mit vlämiſchem und franzöſiſchem Commando getheilt werden. Der Eindruck, welchen der „Commiſſions-Bericht" machte, der faſt in allen belgiſchen Journalen franzöſiſch und vlämiſch gedruckt mitgetheilt und in vielen tauſend Exemplaren abgeſetzt wurde, war ein ſehr gemiſchter, im Allgemeinen jedoch ungünſtig. Selbſt aufrichtige, unparteiiſche Freunde der vlämiſchen Bewegung fanden, daß die Commiſſion ſich oft zu herb geäußert und mehr gefordert habe, als unter den vorhandenen Verhältniſſen zu leiſten der Regierung möglich ſein dürfte. Beſonders erregte die Forderung, das Heer in walloniſche und vlämiſche Regimenter zu theilen, in Brüſſel und bei der Armee ſelbſt eine lebhafte Erbitterung.

Die Antwort der Regierung vom 23. März 1859 empfahl ſich durch Mäßigung.

Am 25. April 1859 fand in Brüſſel ein Bankett zu Ehren der Commiſſion ſtatt, bei welchem in den meiſten Reden die Möglichkeit einer brüderlichen Vereinigung beider belgiſchen Stämme hervorgehoben wurde. Daß die Wallonen wenigſtens anfangen, den Vlamingen ihren guten Willen zu zeigen, beweiſen die vielen franzöſiſchen Belgier, zu denen auch der Redacteur des „National" Polvin gehört, welche an der Geſellſchaft „Vlamingen voraus" theilnehmen. Auch das Manifeſt, welches dieſe Geſellſchaft am 14. October 1859 erließ, war im allgemeinen belgiſchen Sinne gefaßt. Die Regierung ihrerſeits ſcheint ſo viel wie thunlich den billigen Forderungen der Vlamingen gerecht werden zu wollen. Das Finanzminiſterium traf die nöthigen Maßregeln, um der vlämiſchen Bevölkerung den freien Gebrauch ihrer Sprache in allen das Zoll- und Steuerfach betreffenden Sachen zu ermöglichen, und der Miniſter Rogier wies die Gouverneure ſämmtlicher vlämiſcher Provinzen an, ſich in den Geſchäfts-Angelegenheiten ihrer Verwaltungen der vlämiſchen Sprache zu bedienen.

Aber dennoch iſt der Kampf gegen das Franzöſiſche ein ungleicher, ſo lange die Vlamingen nicht die ganz innere Wucht des ſchaffenden deutſchen Geiſtes dem Fremden entgegenzuſetzen vermögen.

Und das Bewußtſein, daß hierfür die geiſtige Thätigkeit im vlämiſchen Idiome allein nicht ausreichend iſt, hat vor wenigen Jahren zu einem wichtigen Entſchluß geführt, zu der Ueberzeugung, daß die Beſonderheit des Vlämiſchen wegfallen müſſe; die Leiter der vlämiſchen Bewegung haben

sich in dem wesentlichen Streitpunkte der Schreibweise der holländischen Schriftsprache gefügt. Wird, wie wohl zu erwarten steht, auch das Partikulargebiet des angenommenen niederländischen Idioms sich als zu eng erweisen, so kann es kaum ausbleiben, daß auch der weitere Partikularismus fällt und daß der im hochdeutschen Idiom gefundene Gesammtausdruck des einen deutschen Geistes auch zum Gemeingut des vlämischen Stammes wird, bei welchem jetzt schon das Studium des Hochdeutschen unverkennbar vorwärts schreitet.

So hat Deutschland an der vlämischen Bewegung ein großes Interesse, und zwar ein dreifaches: ein wissenschaftliches, ein politisches und ein moralisches. Wissenschaftlich — weil halbverschollene deutsche Sprachschätze und langvergessene Literaturdenkmäler wieder an's Tageslicht kommen; politisches weil Deutschlands Macht nur gewinnen kann, je entschiedener das germanische Element an den Küsten der Nordsee und an den Grenzen Frankreichs festhält; moralisches — weil es ein schöner, natürlicher, ein großer Nation würdiger Ehrgeiz ist, der Herrschaft ihrer Sprache, der Gewalt ihres Geistes so große Ausdehnung als möglich gewinnen zu sehen.

Süditalienische Cultur-Skizzen.

I.

Betrachtet man flüchtig Geschichte und Umfang des ehemaligen Königreichs Neapel, so wird man in dem höchst seltenen Umstande, daß bis zu den Ereignissen von 1860 und 1861 seine Grenzen während eines Zeitraumes von 700 Jahren nicht geändert worden, in seiner Ausdehnung und Fruchtbarkeit die Bedingungen zu einer so langen selbstständigen Staatsentwickelung finden. Wenn man aber trotzdem das Land fast stets unter Fremdherrschaft schmachtend, niemals eine hervorragende Rolle in der politischen, stets eine sehr untergeordnete in der Culturgeschichte Italiens spielen sah, wenn man seine Cultur von den ältesten Zeiten an mit einzelnen Küstenpunkten verknüpft erblickte, so wird man auf die physische Beschaffenheit des Landes aufmerken und hier in Verhältnissen, die sogleich näher entwickelt werden sollen, die Quelle der auffallenden Erscheinungen finden, daß dicht hinter einer der größten und glänzendsten Hauptstädte Europa's, dem Lieblingssitz üppiger und verschwenderischer Reichen aus allen Ländern der Welt, welche hier alle Genüsse finden, eine terra incognita sich ausdehnt, ohne Straßen, ohne Wirthshäuser, welche auch nur die geringsten Ansprüche befriedigen, wie im Alterthum Sitz eines rauhen armen Geschlechts. In Campanien stellt sich die höchste Entfaltung der Cultur dar, welcher das süditalienische Festland überhaupt fähig ist. Daher finden wir den sogenannten Krater von Neapel schon in den ältesten Zeiten mit griechischen Colonieen umkränzt, finden ferner im Mittelalter eine zweite Blüthe unteritalischer Republiken und

ſehen endlich das ehemalige Königreich beider Sicilien hier ſeinen Mittelpunkt aufſchlagen und Neapel durch Volkszahl ſich zu einer der größten Städte Europa's erheben. Aber die Lage der Hauptſtadt macht dieſe in Bezug auf die übrigen Theile des Landes zuſammenhanglos und faſt inſulariſch. Die campaniſche Ebene gränzt ſich durch Gebirge ab, kein Flußſyſtem vermittelt ſie mit dem Innern. Die Apenninen zerreißen das Land nach allen Seiten in geſonderte Thalbildungen, welche, durch Bergwände getrennt, durch Flußſchifffahrt oder Heerſtraßen gar nicht oder nothdürftig verbunden, auch ihre Bewohner von einander ſcheiden und eine provinzielle Abſonderung bewirken, wie ſie in keinem Lande Italiens ſo hartnäckig ſich erhalten hat. Das Zahlenverhältniß zwiſchen Neapel mit 450,000 und der nächſt größten Stadt Bari mit 34,000 Bewohnern iſt charakteriſtiſch; die Hauptſtadt und das campaniſche Land ſind daher wie eine Cultur-Oaſe im eigenen Lande anzuſehen. Hier wurde auch mit dem Bau von Eiſenbahnen der Anfang gemacht, welche die Hauptſtadt mit Capua, Nola und Nocera verbinden. Im Uebrigen iſt es charakteriſtiſch, daß es faſt ausſchließlich nur große Verbindungsſtraßen in den Längenrichtungen am Meere hin, giebt; die inneren Provinzen dagegen ſind beinahe unverbunden und unwegſam geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Transport der Produkte nach den Häfen iſt daher äußerſt ſchwierig, der Verkehr, nur durch Maulthiere bewerkſtelligt, geht langſam und oft nur von Gemeinde zu Gemeinde. Die Lage der einzelnen Landſchaften wird um ſo abgeſchiedener, als von den Apenninen nur kleine und nicht ſchiffbare Flüſſe ſich in das Meer ergießen. Die eingeborenen Stammesunterſchiede beſtehen im Innern noch alle fort; es erſcheint dort dem Reiſenden der bunteſte Wechſel von patriarchaliſchen Sitten, von Trachten und Dialekten, wie natürlich auf einem Boden, wo Römer, Griechen, Gothen, Longobarden, Normannen, Albanier, Saracenen, Spanier, Provençalen ihre Spuren hinterlaſſen haben, aber ſowohl Mundarten, wie geſellſchaftliche Zuſtände dieſer Striche ſind bis jetzt nur nothdürftig erforſcht.

Was wir über die Beſchaffenheit und die Vertretung der Cultur von dem ſüditalieniſchen Feſtlande geſagt haben, gilt nun auch von Sicilien. Auch hier durchzieht ein Gebirgsſyſtem in vielen Zweigen das Innere und ſondert es in Thalgebiete; auch hier laufen nach allen Richtungen kurzlebende Flüſſe in das Meer, unſchiffbar und ungeregelt; auch hier fehlt die Communication im Innern und giebt es nur in der Längenausdehnung Heerſtraßen. Faſt vor den Thoren Palermo's mit 194,000 Einwohnern beginnt nach dem Innern zu die Wildniß und auch im Kerne Siciliens giebt es eine durch die wechſelvolle Geſchichte und Völkerniederlaſſung erzeugte Fülle von ſtammlichen Abſonderungen, dieſelbe hartnäckige Individualiſirung der Gemeinde und dieſelbe Verſchiedenheit der Dialekte.

Trotz aller Gunſt der Natur iſt Süditalien niemals der Aufenthalt glücklicher Völker geweſen; und wenn man die an den Küſten vormals blühenden, doch ewig durch Kriege zerrütteten Städte des Alterthums ausnimmt, wie Tarent, Sybaris, Croton ꝛc. oder die Republiken des Mittelalters, wie Neapel, Amalfi, Sorrent, Gaëta, ſo zeigt uns die Ge-

ſchichte vielmehr eine dauernde Uncultur dieſer Länder, welche, unfähig zu einer organiſch gleichmäßigen Civiliſation, dieſe nur oaſenartig aufgenommen hatte. Die Geſchichte zeigt uns die wüſteſten Zuſtände im Innern, ausrottbare Wildheit, das Feſthalten primitiver Bildungsſtufen, immerwährende Uneinigkeit, ewige Unzufriedenheit, immer neue Empörungen bei einer bunten Aufeinanderfolge der Dynaſtien, welche nie einheimiſche, immer Fremdherrſchaften waren. Die einzige Ausgleichung des Widerſtreites zwiſchen den Zuſtänden Neapels und der Provinzen des ehemaligen Königreiches beider Sicilien konnte im Volksunterrichte gefunden werden. Aber kein italieniſches Volk iſt ſo unwiſſend wie das neapolitaniſche; denn da von Elementarſchulen faſt nirgends die Rede iſt oder dieſe in der ſchlechteſten Verfaſſung ſind, wächſt das Volk im Allgemeinen ohne Unterricht auf. Freilich beſaß jede Provinz vor den Ereigniſſen von 1860 einen Erziehungsrath von drei Mitgliedern, aber dieſe waren faſt durchweg Geiſtliche und meiſt unwiſſende Mönche waren die Volksſchullehrer. Es ſollte zwar in jeder Provinz ein Gymnaſium oder Lyceum ſein und außerdem einige Bürgerſchulen, an denen auch im Landbau Unterricht ertheilt wurde, aber eine eigentliche Ackerbauſchule beſtand nur in Coſenza und noch 1834 gab es 30 größere Städte im ehemaligen Königreich ohne alle Schulen. In Calabrien waren ſogar 1841 Städte von 16- bis 20,000 Einwohnern ohne eine öffentliche Primärſchule. In Moliterno von 8000 Einwohnern erbaute Murat ein Schulhaus, welches nach ſeinem Sturze von dem durch die Geiſtlichkeit aufgehetzten Pöbel zerſtört wurde. Die Stadt Neapel ſelbſt hatte nur erſt wenig beſuchte Volksſchulen. Auch in Bezug auf die Wohlthätigkeitsanſtalten ſtanden unter ihnen, auch wohl jetzt noch, die Provinzen ſo ſehr gegen Neapel zurück, daß, während die Anſtalten dieſer Stadt 3,200,000 fl. jährliche Einkünfte bezogen, Abbruzzo nur 42,862, Calabrien 29,486 fl. hatte.

„Straßen", ſagt Boz Dickens, „wo die hellen rothen Reben meilenweit in Gewinden an Bäumen hingen, Olivenwälder, weißglänzende Dörfer und Städte auf Hügeln, außen lieblich, aber im Innern fürchterlich, mit ihrem Schmutz und Armuth, Kreuze am Wege, tiefblaue Seen mit bezaubernd ſchönen Inſeln und Gruppen von hellfarbig bemalten Booten mit Segeln von ſchönen Formen; mächtige Bauwerke zu Staub vermodernd, hängende Gärten, wo das Unkraut ſo üppig gewachſen war, daß ihre Stämme gleich durchgetriebenen Keilen die Wölbung zerſprengt und die Mauern zerriſſen hatten; Feldgaſſen von Steinterraſſen eingefaßt, wo Eidechſen bei jeder Ritze aus- und einhuſchten, Bettler aller Art, überall, Mitleid erregend, maleriſch, hungrig und fröhlich; bettelnde Kinder und betagte Bettler. Dann wieder gab es Orte, wo wir die ganze Woche blieben, in Prunkzimmern wohnten, jeden Tag Gaſtmähler hatten, zwiſchen Maſſen von Wundern ausfuhren, durch Meilen von Paläſten wandelten und in dunklen Winkeln großer Kirchen ausruhten, wo flackernde Lampen von Gold und Silber zwiſchen Pfeilern und Bogen, wo knieende Geſtalten wie Punkte an den Betſtühlen und auf dem Steingetäfel zu ſehen waren, wo der Nebel und Geruch von Weihrauch

ſchwebte, wo es Gemälde, phantaſtiſche Bilder, prunkvolle Altäre, große Höhen und Fernen gab; Alles mild und erleuchtet durch gemaltes Glas und die ſchweren Vorhänge, welche an den Thüren hingen. Von dieſen Städten gingen wir dann wieder durch die von Reben und Oelbäumen umgrünten Straßen; durch ſchmutzige Dörfer, wo es keine Hütte gab, die nicht einen Riß in ihren kothigen Mauern, kein Fenſter, welches ein ganzes Glas oder Papier gehabt hätte; wo nichts, was das Leben erhält, nichts zu eſſen, nichts zu ſchlafen, nichts zu erbauen, nichts zu hoffen, nichts zu thun ſchien, als zu ſterben."

Dieſen Bemerkungen Dickens' wollen wir einige Thatſachen anreihen, die einzelne Reiſende über die Zuſtände Süditaliens erzählen; man wird ſich am Beſten ein Bild von den Culturverhältniſſen der Bevölkerung machen können.

Die Wirthshäuſer geben einen nie trügenden Maßſtab für Cultur eines Landes. Man muß ſich unter einer calabriſchen Lokanda oder Taverna, wie ſie meiſt einzeln an den Landſtraßen ſtehen, nur eine orientaliſche Karawanſerei denken: vier hohe Mauern und ein Dach darüber. An irgend einer Ecke öffnet ſich ein weites Thor, durch welches die Treiber mit ihren Maulеſeln einziehen. Drinnen wird das Gepäck den Thieren abgeladen und auf mehrere Haufen geworfen. In einem Winkel brennt ein großes Feuer, über welchem an einer langen Kette ein ſchmutziger Keſſel hängt, in welchem Alles, was nicht bloß auf der Gluth bratet, gekocht wird. Daneben ſteht ein Tiſch und etwa noch eine lange, aber äußerſt ſchmale Bank. In der Nähe des Heerdes ſind die Mauern mit Ruß bedeckt und auf der Seite, wo die Thiere gefüttert werden, mit Koth beſchmutzt. So ſind Küche, Speicher, Stube, Schlafzimmer und Viehſtall in einem und demſelben Raume, für Wirth und Gäſte vereinigt und Jeder legt ſich, wenn es zum Schlafen kommt, wohin er will: neben das Feuer, auf's Gepäck oder auf den Miſt. Das Eſſen bringen die Treiber in der Regel ſelbſt mit: Wein in einem Fäßchen, in einem ſchmutzigen Sack Fiſche, Schweins- oder Kalbsrippen, die nur auf der Gluth, oder wo der Wirth gut eingerichtet iſt, auf einem Roſte gebraten werden, endlich Maccaroni und Brot. Der Wirth hat meiſt nichts als Holz zum Feuer und lebt ſelbſt von dem, was ſeine Gäſte mitbringen, wenn man dieſe unter ſolchen Umſtänden noch ſo heißen darf. Beim Eſſen bedient ſich Jeder ſeiner Finger; von Meſſern und Gabeln weiß man in dergleichen Wirthſchaften eben ſo wenig, als von Löffeln, da es nichts zu ſchöpfen giebt. Beim Trinken legt Jeder den Mund unter das Spundloch des Fäßchens, das die Runde macht und läßt rinnen, ſo lange es ſchmeckt. In Montemuro (in der früheren Provinz Baſilicata), einer Stadt von 10,000 Einwohnern und 30,000 Schweinen, weigerte ſich Hugi, der ſeine Reiſeſchilderungen 1841 erſcheinen ließ, in dem gemeinſamen, 18 Fuß breiten Bette mit 23 Perſonen zuſammen zu ſchlafen und die Wirthe betteten ihn auf ein Gerüſt über dem Lager der Schweine. Die Unreinlichkeit wird von Weſtphal, der 1825 ſeine Reiſebeſchreibung herausgab, beſtätigt, deſſen eigene Worte lauten: „Das Volk iſt unglaublich ſchmutzig, vorzüglich die Weiber, deren Hemde da, wo es

zum Vorſchein kommt, oft ganz braun vor Schutz und dabei zerriſſen iſt; ſie müſſen es gewiß Monate lang auf dem Leibe tragen. Von der Unreinlichkeit beim Eſſen und Trinken kann man ſich kaum einen Begriff machen. Die Suppe, welche auf den Tellern, ſelbſt der Kinder, übrig bleibt, wird ohne Umſtände wieder in den Topf zurückgegoſſen, der am Feuer ſteht; ebenſo auch das kleingeſchnittene Fleiſch mit ſeiner Brühe. Die Flaſchen ſpülen ſie nie aus und ſetzt ſie ein Jeder an den Mund, um zu trinken. Hunde und Katzen lecken die Teller ab und dieſe werden oft ohne Weiteres wieder für Menſchen gebraucht oder doch höchſtens mit einem ſchmutzigen Tuche ſo obenhin abgewiſcht."

In einem Lande, wo die Macht der katholiſchen Geiſtlichkeit ſo lange unbeſtritten war, wie in den ehemaligen neapolitaniſchen Provinzen, welche den fremden Gedanken bisher faſt unzugänglich waren und ihre geiſtige Nahrung faſt ausſchließlich von ihren Vormündern erhielten, gaben ſich auch die Geiſtlichen wenig Mühe, durch hervorragende Tugenden die Achtung des Volks zu erhalten. Ein reiſender Katholik, Baumann (1837), erzählt mehrere Züge: „Während die Wirthin mir ein Nachteſſen aus Tintenfiſchen bereitete (in Caſtelnuovo) briet ein Alter einige Schwämme auf der Gluth, die er dann mit fünf oder ſechs nackten Kindern verſchlang, indeß neben ihm ein fetter Pfaffe mit einer Branntweinflaſche ſo fleißig correſpondirte, daß er beim Aufſtehen gewaltig taumelte und faſt eins der armen Kindlein erdrückte. Zu ſehen, wie der Alte die Schwämme briet, ſie dann zerbröckelte und mit den hungrigen Kindern theilte und wie der dicke Pfaffe ſo behaglich daneben kneipte und über den Heißhunger der Kinder ſeine Witze riß — es war ein Anblick zum Weinen!" Derſelbe Reiſende ſah bei einer blutigen Rauferei zwiſchen zwei Männern unter dem Haufen der Zuſchauer zwei junge Pfaffen ſtehen, welche keineswegs zu verſöhnen ſuchten, ſondern deren Geſichter vor Freude ſtrahlten, wenn einer der Kämpfenden dem Anderen eine blutige Wunde verſetzt hatte. Im Allgemeinen iſt der calabreſiſche Klerus der verdorbenſte, den es nur immer geben kann. Man muß die Geiſtlichen ſehen in ihrem täglichen Leben und Treiben und dabei denken, daß ſie die Vorbilder ſeien, auf welche das Volk ſein Auge richtet, und man kann ſich die Handlung des Letztern erklären. Nach Mittheilungen eines franzöſiſchen Majors waren während der Beſetzung Calabriens durch die Franzoſen unter den calabreſiſchen Geiſtlichen ſolche, welche gegen geringe Belohnungen den Offizieren Mädchen zuführten. Früher hielt dieſer katholiſche Touriſt dergleichen Schilderungen für Uebertreibung, jetzt ſagt er, habe er ſich von deren Wahrheit überzeugt.

An manchen Orten bildete die Geiſtlichkeit ein Siebentel der männlichen Bevölkerung. Die zahlreichen Klöſter boten nämlich die beſte Verſorgung für die jüngern Söhne; da das Vermögen auf den älteſten erbt, ſo nehmen Ackerbau und Gewerbe nur verhältnißmäßig wenige Hände in Anſpruch und auch der Militärdienſt bei dem Syſtem der fremden Soldtruppen gewährte keine genügende Abhülfe. Die zu Geiſtlichen beſtimmten Kinder wurden früh in Klöſter oder Seminare gegeben und ſogleich in die Tracht ihres künftigen Berufes gekleidet. Da ſah man Kapuziner und Dominikaner, die kaum recht

laufen konnten, Kaplane und ſelbſt ſchon gewählte kleine Pfarrer mit Talar, Stern und Kreuz.

Der von der Geiſtlichkeit gegen die Franzoſen der Napoleoniden genährte Haß war ſtets kräftig, jetzt natürlich noch mehr erſtarkt. Hugi, der bei Montemuro, mit dem Sammeln von Verſteinerungen beſchäftigt, das Ave Maria nicht beachtete, wurde von dem Volke unter dem Geſchrei: Ketzer! Franzoſe! in den Gaſthof verfolgt, mit Steinen geworfen und ausgeprügelt, mit gebundenen Händen vor den Richter geführt, der als verſtändiger Mann den Fremden mit dem Rathe entließ, ſich künftig mehr nach den Sitten des Landes zu richten. Auch nachher durfte Hugi ſich nicht mehr auf der Straße ſehen laſſen, ohne mit Steinwürfen und Verwünſchungen verfolgt zu werden.

Die Unwiſſenheit ſelbſt der verhältnißmäßig gebildeteren Calabreſen iſt unglaublich groß. Man meſſe aber die Schuld nicht dem Volke zu, ſondern lediglich der früheren Regierung. Es fehlt dem Calabreſen nicht an Geiſt, auch nicht an Willen, Etwas zu lernen, wenn man ihm nur Gelegenheit dazu verſchaffen würde. Aber wo ſollen da Licht und Aufklärung herkommen, wo die Regierung, wie dies im jenſeitigen Calabrien der Fall war, die von den aufgehobenen Klöſtern eingezogene Güter, anſtatt ſie für Bildungsanſtalten zu verwenden, zu anderen Zwecken vergeudete? Die Schulen beſanden und befinden ſich wahrſcheinlich heutzutage noch in einem ſchrecklichen Zuſtande. Ein großer Theil des Volks, worunter beſonders die Weiber, und unter dieſen ſelbſt Frauen aus den höheren Klaſſen, kann weder leſen noch ſchreiben. Unter den Calabreſen herrſcht auch kein wahres religiöſes Princip. Sie machen die Menge von kirchlichen Ceremonien mit, aber ohne die mindeſte Andacht und ſind abergläubiſch im höchſten Grade. Der Räuber trägt auf der Bruſt die Reliquien der Heiligen und ruft dieſe um Beiſtand bei ſeinem blutigen Gewerbe an. Aus Unwiſſenheit und Aberglauben betrachten ſie auch fremde Naturforſcher, welche Naturkörper ſammeln, als verdächtige Menſchen; ſie ſtellen immer dieſelben ſeltſamen Fragen, auf welche es unmöglich iſt, ihnen einen Begriff von Naturgeſchichte oder dahin gehörigen Sammlungen beizubringen und beharren dabei, die Naturforſcher für Zauberer zu halten.

Weſtpfahl traf unterwegs einen aus Salerno, alſo aus einer civiliſirten Gegend gebürtigen Lieutenant, der von Boccaccio, dem erſten Proſaiker ſeiner eigenen Sprache, nie Etwas gehört hatte und wiſſen wollte, ob der Verfaſſer des Decameron, den der Reiſende ihm lieh, noch lebe! Auch der Umgang mit einem anderen Lieutenant lieferte demſelben Reiſenden merkwürdige Beweiſe von der Unwiſſenheit und Verderbtheit der gebildeteren Klaſſen. Dieſer Offizier (von dem früheren neapolitaniſchen Heere) theilte ihm nämlich mit, daß er Lieutenant von der vierten Klaſſe ſei und ſetzte dies auseinander: die Offiziere der erſten Klaſſe hätten vollen, die der zweiten halben Sold, beide wären aber in aktivem Dienſte; die dritte Klaſſe habe ein Viertel des Soldes und die Erlaubniß die Uniform zu tragen, welches letztere Vorrecht die vierte entbehre. Nun ſcheine es ihm doch gar zu hart, daß er,

der doch ein Kriegsmann sei, nicht einmal sich als solcher kleiden dürfe, und er wolle deshalb eine Bittschrift an den König aufsetzen, damit dieser ihm gegen Verzichtung auf den Sold in die dritte Klasse versetze; denn es sei ihm nur um die Ehre, nicht um das Geld zu thun. Diese Bittschrift möge der Reisende, ein preußischer Unterthan, durch seinen Gesandten übergeben lassen und an einem Dutzend Piaster für den Gesandschaftssekretär solle es auch nicht fehlen. Es wurde darauf ihm nun erwidert, daß die Sache dem Wirkungskreise eines Gesandten etwas fern zu liegen scheine, daß der Herr Lieutenant daher seine Erwartungen von dieser Fürsprache nicht zu hoch spannen möge; was übrigens die Bestechung des Sekretärs beträfe, so sei solche in Preußen nicht üblich und möchte dem Gelingen eher schaden als nutzen. Er war mit dieser Antwort zufrieden und ließ Wein kommen, von dem er selbst den meisten trank.

Jeder, der Italien vor 1860 bereiste, muß wissen, daß eine der Hauptäußerungen der italienischen Beamtenthätigkeit, weil die leichteste und einträglichste, die Paßschererei war. Diese fand sich im höchsten Grade in den neapolitanischen Provinzen, theils weil man hierher die schlechtesten Beamten schickte, und weil diese hier weniger beaufsichtigt waren, theils weil wirklich wenige fremde Reisende hierher kamen und sowohl Räuber, als auch politische Verbrecher, in Calabrien besonders, nie fehlten.

Man erlebte viele Fälle, wo barsche, betrunkene oder des Lesens wenig kundige Beamte den Paß nicht als richtig anerkennen wollten, aber doch durch ein ruhiges, festes Benehmen sich bedeuten ließen. Westphahl wurde in Tarent Nachts von den Gensd'armen im Gasthause überfallen, nach seinem Passe gefragt und, nachdem er den Korporal zufriedengestellt, zum zweiten Male aus dem Bette geholt und vor den Lieutenant geführt, der alle Drohungen mit Beschwerden in Neapel mit Hohnlachen beantwortete; wegen eines angeblichen Fehlers im Signalement wurde der Reisende vom Unterintendanten in's Gefängniß gesperrt, um fünf Tage nachher mit der gewöhnlichen Gelegenheit nach Lecce transportirt zu werden; das Anerbieten des Reisenden, mit Hinterlassung von Uhr und Geld mit einem Zwangspaß nach Lecce zu gehen, wurde abgewiesen. Der Gefängnißwärter sperrte ihn zuerst in ein schmutziges Loch zu Dieben und Straßenräubern, und erst nachdem er ein Geldgeschenk erpreßt, in ein besseres Gefängniß, von dessen Insassen der Reisende erfuhr, die „gewöhnliche Gelegenheit" (Corrispondenza ordinaria) sei ein Gensd'arm, der jede Woche die zusammengefesselten Verhafteten transportire. Nur auf besondere Bitte erhielt er eine „außerordentliche Gelegenheit", d. h. einen theuer bezahlten Wagen nach Manduria, wo er, da er nicht viel bezahlen konnte, die Nacht blieb, statt sogleich weiter gebracht zu werden. In Manduria mußte er abermals für ein besseres Gefängniß theuer bezahlen und die sämmtlichen Gensd'armen tranken auf seine Kosten. In Campi wiederholte sich der ganze Auftritt; hier aß nicht nur die Gensd'armerie, sondern auch noch ungebetene Gäste, Weiber, Kinder auf des Gefangenen Kosten. Am zweiten Abend in Lecce angekommen, konnte er den Intendanten nicht sogleich sprechen, sondern wurde erst in's Gefängniß ge-

führt, dann aber verhört, wobei sich herausstellte, daß die Behörden in Tarent von einem Passe des Reisenden gar nichts erwähnt, wahrscheinlich weil die Abweichung im Signalement ihnen später selbst zu geringfügig erschienen war. Der arme Tourist wurde nun freigelassen, über die ganze Sache Protocoll aufgenommen und zur Untersuchung nach Neapel geschickt; doch erhielt er nur einen Zwangspaß, den er überall visiren lassen mußte und der ihn verhinderte, vom Wege abzuweichen, z. B. Cannä zu sehen. In Neapel führten die nachdrücklichsten, vom preußischen Gesandten unterstützten Beschwerden beim Minister zu keiner Art von Genugthuung. Baumann wurde bei Castrovillari (in dem früheren Calabria citeriore) mitten im Regen von dem Beamten, der von betrunkenen Bauern mit Gewehren umgeben war, angehalten, sein Gepäck auf's Roheste durchwühlt und nach Vorzeigen seines Passes entlassen, dann zurückgerufen und trotz abermaligen Durchsehens seines Passes verdächtig befunden, durchnäßt und hungrig in ein enges Loch gesperrt, das er vergebens mit grünem Reißig zu heizen suchte. Erst in der Nacht bekam er ungenießbare Speisen und zwei Wächter schliefen bei ihm. Am andern Morgen wurde er, von allem Gesindel des Orts begleitet, das beständig schrie: „Sie haben einen Franzosen gefangen!" vor den Richter geführt, denselben Mann, welcher ihn so mißhandelt und der ihn nun kaltblütig fragte, wer er sei? u. s. w. und ihm Gefängnißhaft, bis Verhaltungsbefehle aus Neapel kämen, in Aussicht stellte. Glücklicherweise hatte sich das neugierige Volk hineingedrängt; in seiner Verzweiflung wandte sich der Reisende an die Leute, schilderte die ausgestandenen Leiden dieser Nacht und legte Berufung ein für ihr Gefühl. Ein allgemeines Gemurmel des Unwillens erhob sich und veranlaßte den Richter, ihn ohne Weiteres freizugeben. Die Beschwerde bei den vorgesetzten Beamten in Castrovillari selbst hatte nur den Erfolg, daß dieser die Achseln zuckte und zur Antwort gab: „Es ist mir leid, aber was will man machen! Rohes Volk, Herr, Leute ohne alle Bildung!" Hugi endlich wurde bei seiner Ankunft in Moliterno von muthigen Burschen als verdächtig aufgegriffen, von diesen mit seinem Begleiter unter dem Rufe: „wir haben Franzosen erwischt!" wie Thiere mit Schlägen bis zum Hause des Richters getrieben, welcher des Reisenden Diener auf seine Klage über diese Behandlung selbst nochmals prügelte und die Fremden in's Gefängniß zu führen befahl. Nur des Touristen Empfehlungsschreiben von der Regierung rettete ihn vor dem Schicksal Westpfahl's und Baumann's.

Die staatswirthschaftlichen Kenntnisse dieser Beamten waren nicht größer, als ihre sonstigen guten Eigenschaften. In der Gegend von Cosenza wurde schon unter Justinian der Seidenbau eingeführt, später durch König Roger gehoben und verbessert. Von seinem Heereszuge nach Griechenland führte er sachverständige Leute von Theben, Athen und Korinth herüber und bald erzeugte Calabrien mehr Seide, als das ganze übrige Italien und im 16. Jahrhundert schätzte man ihren Ertrag auf 3 Tonnen Goldes. Karl V. legte zuerst eine nur geringe Abgabe auf dies Erzeugniß: 5 Gran auf das Pfund. Im 17. Jahrhundert bezahlte man 36 Gran auf das Pfund und

ſchon damals betrug der Gewinn für die Staatskaſſe über 260,000 Dukati. Die Menge der erzeugten Seide ſchätzte man auf 3 Millionen Pfund jährlich, die dem Lande nach Abzug aller Koſten ungefähr 3 Millionen Dukati abwarfen. Der immer ſteigenden Abgaben wegen fing der Seidenbau wieder zu ſinken an; doch ſchickte Calabrien noch vor 80 Jahren 800,000 Pfund rohe Seide nach Neapel, um ſie von da aus weiter zu verſenden. Die Abgaben beliefen ſich damals auf 42½ Gran auf das Pfund, ſo daß der Fiskus 340,000 Dukati bezog. Von Seide, im Durchſchnitt zu 20 Carlin das Pfund angeſchlagen, blieben Calabrien noch 1,600,000 Dukati. Wie aber die Abgaben noch höher getrieben wurden, kam der Seidenbau immer mehr in Verfall und liegt gegenwärtig ſowohl um Coſenza, als in ganz Unteritalien ſehr darnieder. Die noch ſtehenden Maulbeerbäume ſind auf das Schrecklichſte vernachläſſigt, und auf die Frage: warum man keine neuen nachpflanze? antworten die Bauern überall: „Wir wollen uns ſelbſt keine neuen Laſten auflegen.“

In nicht beſſerem Zuſtand iſt der Landbau durch die ungeheuren Abgaben, welche den Beſitzer zwingen, auch ungeheure Lehnszinſe zu fordern. Das Land gehört den Bearbeitern meiſtens nur lehnsweiſe und viele Pächter kennen nicht einmal die Eigenthümer deſſelben, ſondern bloß den Verwalter.

Wie in Sicilien, weiß man auch im Innern von Calabrien nichts von einem Dorfe. Es giebt nur neuerlich angelegte einzelne Meierhöfe und dann viele Städte, in welche der Sicherheit wegen vor den unzähligen Einfällen der Barbaren und Landungen der Seeräuber die Bevölkerung ſich zuſammendrängte. Solche Verhältniſſe können nur einen äußerſt nachtheiligen Einfluß auf die Landwirthſchaft ausüben; indeß wird Niemand einen ſo tiefen Stand derſelben vermuthen, wie er in der Wirklichkeit beſteht Hat der Eigenthümer von ſeinem Wohnorte 1—2 Stunden auf ſein Feld, ſo reitet er mit ſeinen Leuten zu Eſel wohlbewaffnet täglich hin, um daſſelbe zu beſtellen; iſt die Entfernung dagegen größer, ſo halten mehrere Eigenthümer oder auch Pächter zuſammen und bauen ſich aus Geſträuch Hütten zum Schutz gegen die Sonne, — denn von Regen und Gewitter weiß man in dieſer Zeit nichts. Nun wird das Getreide allmählich abgeſchnitten, büſchelweiſe auf Eſeln zuſammengetragen und im Freien aufgehäuft. Jedesmal hat der Eſel, wenn die Entfernung vom Acker auch nur einige Hundert Schritt beträgt, mit dem Getreide auch den Herrn oder Knecht zu tragen. Die unglaubliche Gemächlichkeit und Langſamkeit der Arbeit überſteigt jeden Begriff. Iſt dann endlich das Getreide in Haufen zuſammengebracht, ſo beginnt das Dreſchen durch Ochſen oder Eſel auf dem Acker ſelbſt; jedes Paar ſchleppt an einem langen Stricke einen Stein mit, um das Getreide aufzurütteln und Arbeiter helfen mit gabelförmigen Oelbaumäſten nach. So dauert die Arbeit Monate lang, dann wird das Feld mit einem Oelbaumaſt, an dem ein unförmlicher Widerhaken befeſtigt iſt, ſtatt des Pflugs, oberflächlich aufgeriſſen und neu angeſäet und nun verbrennt die Karawane ihre Hütten und zieht mit dem erhaltenen Getreide bis zur nächſten Ernte nach Hauſe.

Von Wieſen weiß man in Calabrien gar nichts. Wie die unzähligen

Schweine ihre Nahrung durch den Koth der ganzen Stadt selbst aufzusuchen haben, so müssen die übrigen Hausthiere das ganze Jahr sich selbst in der freien Umgebung zu ernähren suchen. Kaum werden sie zum Uebernachten und außer der Arbeits- und Fütterungszeit im Zimmer der Menschen geduldet. Der Getreidebau ist durch ganz Calabrien vorherrschend, und in den kothigen Höhlenstädten Selice, Montemuro ꝛc. die einzige Beschäftigung; von Gartenbau, von Baumpflanzungen oder von Zucht irgend einer andern Pflanze weiß man gar nichts; an andern Orten, wie um Acri, Monteleone und überhaupt allenthalben, wo auch in den Wohnungen ein besserer Sinn sich ausspricht, werden Melonen, Gemüse, Hanf gepflanzt. Beiden Meeresufern entlang kennt man nur Oelbäume und wenige Maulbeerbäume. Im Innern ist Alles nackt und nur hier und da mit Kastanienwäldern bedeckt. Erst bei Reggio findet man Südfrüchte, besonders die Arten, welche die kostbaren Essenzen geben. Die theuerste ist die Cedro-Essenz von einer seltenen Art Citronen, sodann kommt das Bergamottöl, welches man gewinnt, indem man den Saft der Schalen der Bergamottorange in einen Schwamm spritzt und diesen, wenn er voll Saft ist, ausdrückt. Das Cedroöl kostet an Ort und Stelle das Pfund über 4 Thlr., das Bergamottöl halb so viel, die Oele der gewöhnlichen Orange und Citrone nur ein Sechstel (20 Sgr.).

Rindviehzucht zum Milchgewinn findet Hemmnisse in dem geringen Milchertrage der einheimischen Race, während fremde Viehstämme entweder gar nicht gedeihen oder bald ausarten, in dem Mangel an Wiesen, der großen Trockenheit des Sommers ꝛc. Butter giebt es gar nicht; der in eizelnen feuchten Gegenden am Meere hin bereitete und in Därmen aufbewahrte Käse ist sehr schlecht. So elend, wie der oben beschriebene Pflug, sind alle anderen Ackergeräthschaften und eben so schlecht die Transportmittel. Nicht nur ist der Einwohner, wohin er sich immer bewegt, beständig zu Esel, sondern alle Lasten ohne Ausnahme werden auf Saumthieren fortgeschafft. Es hält im Innern des Landes schwer, den Bewohnern auch nur einen Begriff von einem Rade beizubringen. Selbst der gelehrte Kapuziner-Guardian zu Acri (Basilicata) erklärte Hugi unverhohlen für verrückt oder für einen Aufschneider, da er ihm von Wagen, von Dreschen und dem Betrieb der Landwirthschaft in anderen Ländern sprach. Nur an der großen Straße durch das Land sieht man eine wagenartige Vorrichtung. Zwei Oelbaumäste werden vorn unter einem spitzen Winkel zusammengebunden, hinten wird ein dritter Ast durch Stricke quer an die zwei ersten befestigt; dieser dient als Achse; zwei Bretter aus einem Kastanienbaume gezimmert, werden als Räder angesteckt und der Wagen ist fertig. Man kann Karawanen von 100 solcher Wagen sehen, jeden mit dem Fuhrmann und zwei Säcken Korn beladen und von zwei Ochsen gezogen; die Fahrt geht sehr langsam, denn da die Löcher in den Rädern größer sind, als die Achse, so schwankt der Wagen hin und her; da die Achse nicht geschmiert ist, so ist eine große Reibung zu überwinden und von 10 Uhr Morgens bis 4 Nachmittags wird geruht. So legen sie täglich kaum 5 Stunden Weges zurück und doch machen die Bauern auf diese Weise oft einen Weg von 30 Stunden, um zwei Säcke Korn zu verkaufen!

Ueber die fortschreitende Entwickelung der Volkszahlen.

III.

Man nimmt an, daß die englische Bevölkerung mit Schottland im Jahre 1651 auf 6,370,000 Köpfe, im Jahre 1751 auf 7,392,000 Köpfe sich belief. Sie hatte sich also in Einem Jahrhundert nur um eine Million oder 16 pCt. vermehrt, während sie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts um 10 Millionen oder 100 pCt. zunahm. Die englischen Staatswirthe wollten die Ursache in der großen Veränderung der Sitten finden, namentlich in der höheren Heilighaltung der Ehe. Sicherlich sind die Unterschiede zwischen der lockern Zeit der Stuart's und der häuslichen Sitte der jetzigen Briten sehr bedeutend, und es wäre ein Irrthum, es wäre sogar eine Versündigung, wollte man dem ethischen Werth eines Zeitalters keinen Einfluß auf die Populationsziffer zuschreiben. Die „gute alte Zeit", sie war in England genau so wie in Frankreich, und in Deutschland genau so wie in England eine Zeit des Lasters, der Frivolität und moralischer Abstumpfung, allein diese ethischen Unterschiede reichen nicht aus, um jenes merkwürdige Cultur-Phänomen zu erklären. England wurde dagegen in jenem magern Jahrhundert von Bürgerkriegen und Mißwachs heimgesucht, und das will schon etwas mehr bedeuten. Aber auch diese Ursachen reichen nicht hin, um jene Progression zu erklären. Frankreich hat seine Bevölkerung von 1820 bis 1864, also in 44 Jahren, um mehr als 20 pCt. (die Bevölkerung Savoyens außer Betracht gelassen) wachsen sehen, während von 1750 bis 1820, also in 70 Jahren, der Zuwachs nur 25 pCt. betrug. Vielleicht also beschleunigte eine und dieselbe Ursache das raschere Wachsthum.

Diese Beschleunigung rührt gewiß der Hauptsache nach von anderen mächtigeren Ursachen her, nämlich von der größeren Leichtigkeit der Ernährung. Diese Leichtigkeit aber hat sich sicherlich bei England seit Anwendung der Dampfmaschinen, durch den beträchtlichen Niederschlag von Kapital, durch Vervollkommnung der Verkehrsmittel (Eisenbahnen) und der Werkzeuge des Verkehrs (Locomotion durch Dampf) vermehrt. Es wird jetzt offenbar mit geringerem Aufwand thierischer und menschlicher Kräfte mehr erzeugt, nicht bloß Kleidung, Obdach, Hausgeräth, sondern auch mehr Korn, Fleisch und Getränk. Die bessere Ernährung ist die Ursache einer Mehrung der Geburten und eine Verlängerung des durchschnittlichen Lebensalters. In England beläuft sich das letztere auf 40, in Frankreich auf 36 Jahre. Einen außerordentlichen Einfluß üben freilich die Oertlichkeiten auf diesen Zeitwerth. In Liverpool z. B. erreichen von 100,000 Kindern nur 44,797 das Alter von zwanzig Jahren; in Surrey von 100,000 dagegen 70,885 dieses Alter. In England betragen die jährlichen Geburten 615,000 Köpfe, die Todesfälle belaufen sich nur auf 390,000. Es giebt in England über zwei Millionen unverehelichter Personen im Zustande der Pubertät; aber es ist nicht sowohl die Zahl der Paare, welche auf die Entwickelung der Bevölkerung Einfluß hat, als vielmehr das Alter,

in welchem Heirathen geſchloſſen werden. Man hat nämlich gefunden, daß die Hälfte der geborenen Kinder in England von Eltern über, die andere Hälfte von Eltern unter dreißig Jahren ſtammten. Würden ſich die Frauen erſt im dreißigſten Jahre verheirathen, ſo würde ſich die Zahl der Geburten wahrſcheinlich um ein Drittel, würden ſie erſt im fünfunddreißigſten Lebensjahre verheirathen dürfen, wahrſcheinlich um zwei Drittel abnehmen. Das 26. Jahr iſt für Männer, das 25. Jahr für Frauen im Durchſchnitt für England das Jahr der Verheirathung, während etwa die Hälfte der Ehen zwiſchen dem 21. bis 25. Lebensjahre geſchloſſen werden. Der Geſetzgeber beſäße alſo die Macht, die Entwickelung der Population zu unterdrücken, wenn er das geſetzliche Alter zur erlaubten Verheirathung hinausſchieben wollte.

Hängt aber die Entwickelung der Bevölkerung von jenen zwei Umſtänden ab, von der Möglichkeit einer zeitigen Verheirathung und von dem ausreichenden Wohlſtande zur Pflege der Kinder im zarten Alter, ſo folgt daraus einfach, daß im Allgemeinen die Leichtigkeit der Ernährung zugenommen haben muß; denn Ehen werden im Durchſchnitt nur geſchloſſen, ſobald die Begründung eines Hausſtandes möglich geworden iſt, und Kinder mit Glück nur aufgezogen, ſobald die Eltern neben ihrer und durch ihre Tagesbeſchäftigung noch Zeit und Geld gewinnen, um Beides für die Kinderpflege aufzuwenden.

Sind dieſe Sätze nicht anzufechten — und es ließe ſich zu ihrer Beſtätigung die Bevölkerungszunahme der Vereinigten Staaten Nordamerika's anrufen — ſo ergiebt ſich daraus, daß es eine Uebervölkerung nach der vulgären Anſchauung gar nie geben kann. Die Bevölkerung wächſt je nach ihrer Ernährung, wie eine Pflanze wächſt, je nachdem ſie genießbare Nahrungsmittel findet. Die Bevölkerung könnte ja nicht wachſen, wenn nicht die Leichtigkeit der Ernährung zugenommen hätte, wie ſie abnehmen müßte, wenn ſich Schwierigkeiten der Ernährung einſtellen würden. Jedenfalls iſt die Auswanderung kein Symptom der Uebervölkerung, ſondern eine Erſchöpfung nationaler Kräfte in Folge einer krankhaft gereizten Phantaſie und einer unerklärbaren Sehnſucht. Es iſt ganz falſch, ſie für eine inſtinktartige Bewegung zu halten.

Wir knüpfen an den Schluß dieſes Artikels noch einige Bemerkungen. In Frankreich erreichen jährlich 300,000 bis 301,000 männliche Perſonen das militärpflichtige Alter, und von dieſen werden weniger als die Hälfte, jedenfalls nicht mehr als 150,000, dienſttauglich befunden. Wenn wir alſo von Aushebungen im Betrage von 140,000 und mehr Mann hören, ſo wird damit die jährlich disponible Manneskraft ſchon vollſtändig conſumirt. Wenn man nun ſechs Jahre lang nur je 140,000 Mann in Frankreich aushebt und je eine Altersklaſſe entläßt, ſo fragt es ſich, wie ſtark die Armee am Ende des ſechsten Jahres ſein könnte.

Von der männlichen Bevölkerung in jenem Alter ſtirbt etwa der zwölfte Theil oder etwa $1\frac{1}{2}$ pCt. in jedem Jahre. Beim Militär iſt aber die Sterblichkeit viel größer. Nimmt man als Maßſtab 2 pCt. an, ſo folgt daraus,

daß Frankreich niemals, selbst bei äußerster Erschöpfung seiner Militärkräfte, ein Heer von mehr als 770,000 Mann oder etwa 2 pCt. der Bevölkerung aufzustellen vermag, es müßte dann entweder das Militärmaß noch weiter herabsetzen oder die Dienstzeit verlängern. Nimmt man aber an, daß Frankreich im Jahre 1854 etwa 50,000 Mann theils im Orient, theils in der Heimath und den Colonieen bei einem Armeebestande von 500,000 Mann verloren hat, also 10 pCt., und nimmt man weiter an, daß bei fortgesetztem Kriege die Verluste weder größer noch geringer geworden wären, daß aber in jedem Jahre immer wieder 140,000 Mann zur Aushebung gekommen und die entsprechende Altersklasse entlassen, so hätte sich am Schlusse des sechsten Kriegsjahres Frankreichs Truppenzahl nur auf 500,000 Mann belaufen können. Wollte man aber die Dienstzeit auf zwölf Jahre verlängern, so würde bei obigen Verlusten am Schluß des zwölften Jahres die Armee sich doch nicht über 904,000 Köpfe oder etwa $2\frac{1}{4}$ pCt. der Bevölkerung erhöht haben.

Die Rechnung ist freilich über die Grenzen der Möglichkeit hinausgeführt worden. Man bedenke aber, welche Folgen auf die Populationsziffer eintreten müßten, wenn während zwölf Jahren die gesammte kriegstüchtige Mannschaft unter den Waffen gehalten würde und nur der kriegsuntüchtigen Hälfte die Sorge der Fortpflanzung des nationalen Stammes überlassen bliebe. Die Folge wäre sicherlich, daß Frankreich in seiner Populationsziffer hinter das Jahr 1800 zurückfiele, ganz abgesehen von der physischen Verschlechterung der Race.

Warnung vor Ecuador als Ziel deutscher Auswanderung.

I.

Die Republiken Südamerika's, an denen man vor vierzig und einigen Jahren, als George Canning der heiligen Allianz gegenüber eine neue Welt in's Leben rufen wollte, ein so großes Interesse genommen, haben dies Interesse gründlich verwirkt, seitdem sie nicht nur keine der hochfliegenden Erwartungen befriedigt, sondern auch in der Mehrzahl in große Zerrüttung und Finanznöthen gerathen, welch' letztere den schwachen Rest von Illusion vollends zerstörten. Die wenigen Nachrichten, die herüberdringen, werden von den Lesern mißachtet, und nicht mit Unrecht: denn da sie aus dem Zusammenhang gerissen sind, so haben sie in der Regel wenig oder gar keinen Sinn, und werden deshalb augenblicklich wieder vergessen. Große erschütternde Ereignisse, welche die Aufmerksamkeit erwecken könnten, giebt es nicht, hauptsächlich darum, weil die Mittel fehlen — eine größere Menschenzahl und Geld; das europäische Interesse wird deshalb gar nicht angeregt, höchstens hie und da das Geldinteresse, das wieder den Nichtbetheiligten sehr wenig angeht. Indeß

ſind dieſe ſüdamerikaniſchen Republiken für den künftigen Fortſchritt Südamerika's doch zu bedeutend, als daß man ſie ganz unbeachtet laſſen könnte, und je mehr ganz Südamerika faktiſch, wenn auch nicht formell, wieder in ein Colonialverhältniß zu Europa, freilich auch zu Nordamerika tritt, je mehr anderer Seits mehrere dieſer Länder europäiſche Coloniſten an ſich zu ziehen ſuchen, deſto mehr verdienen ſie Aufmerkſamkeit.

In letzterer Hinſicht muß man jetzt Ecuador nennen, einen Theil der früheren großen Republik Columbien, die faſt den ganzen Norden Südamerika's umfaßte und 1830 in die drei Republiken Ecuador, Venezuela und Neu-Granada (jetzt: Vereinigte Staaten von Columbia) aufgelöſt wurde. Sieht man nun die Karte oberflächlich an, ſo fragt man ſich allerdings: Weshalb thaten das die Leute? weshalb behielten ſie nicht ein großes und dadurch mächtiges Reich und zerſtückelten ſich dafür in ſo viele Splitter? Studirt man die Karte aber genauer, ſo ſpringt Einem auch die vollkommen gegründete Urſache einer ſolchen Zerſplitterung in die Augen, denn in einem ſo großen, von mächtigen Gebirgen durchſchnittenen Staate, in dem faſt gar keine Verbindungswege beſtehen, ließ ſich eine wirkliche Regierung der einzelnen Theile durch die ſchlaffen Eingeborenen nicht aufrecht erhalten.

Selbſt dieſe jetzt viel kleineren Diſtrikte können ſich nicht friedlich einrichten, und nicht allein der Ehrgeiz oder die Geldgier Einzelner — wie in Ecuador — trägt die Schuld an den ſteten Revolutionen, ſondern in vielen Fällen — wie vor Allem in Neu-Granada — die vollſtändige Unkenntniß der gerade Regierenden von einem großen Theile ihres Landes, dem ſie Geſetze anpaſſen wollen, die ſich wohl auf einen kleinen Diſtrikt, aber nie und nimmer auf alle anwenden laſſen.

Ein anderer mißlicher Umſtand iſt der, daß noch von keiner dieſer zahlreichen Republiken Südamerika's die Grenzen feſt beſtimmt ſind, und wenn ſie ſich auch wirklich für kurze Zeit im Innern ſelber vertragen wollten, befinden ſie ſich faſt immmer gegenſeitig in Streit. Ecuador macht davon keine Ausnahme, ja iſt vielleicht in dieſer Hinſicht einer der am Schlimmſten verwickelten Staaten. Nicht allein, daß im Weſten die Grenze mit Braſilien vollſtändig imaginär iſt, und dieſes Land, während Ecuador die Grenzlinie bis zum 72. Grad weſtlicher Länge von Greenwich zieht, das ganze Territorium, das der Amazonenſtrom öſtlich von den Cordilleren bewäſſert, für ſich haben möchte, verlangt Peru im Süden beinahe zwei Drittel des ganzen Reiches, und ſtreitet ſich Ecuador im Norden mit Neu-Granada um die Inſeln in der Mündung des dortigen Grenzfluſſes Mira — hat alſo vollſtändigen und genügenden Stoff für intereſſante Aufregung noch auf Jahrzehnte.

Eine hohe Cordillere durchzieht das Land, und zwar im Weſten desſelben in zwei faſt parallel laufenden Hauptzweigen, von Süden her vom Gebirgsknoten von Loxa ausgehend und drei Hochthäler einſchließend, ſo wie an berühmten Bergen den Chimborazo, den Pinchincha, auf deſſen breitem Gipfel die bekannten Pendelverſuche der franzöſiſchen Akademiker angeſtellt wurden, den Antiſana, deſſen Meierei in 12,620 Fuß Höhe die höchſte bewohnte Stelle der Erde iſt, und den furchtbaren Vulkan Cotopaxi.

Von den zahlreichen Flüſſen, die Ecuador beſitzt, nehmen die meiſten einen öſtlichen Lauf, nach dem Marañon hin, während die weſtlichen, den angebauten Theil des Landes bewäſſernden viel unbedeutender ſind. Von Peru an hat Südamerika bis nach Cap Horn hinauf faſt gar keine Flüſſe, oder doch nur kleine Bergſtröme, die von dem ſchmelzenden Schnee der Cordilleren anſchwellen und im Spätſommer zu ſeichten Bächen eintrocknen. In Ecuador dagegen, obgleich das Land zwiſchen den Cordilleren und dem Meere nur wenig breiter iſt als im Süden, erzeugt das feuchte Land, mit den dem Grunde entſteigenden Dünſten, ganz anſehnliche Ströme, die breit und einladend in das Meer münden. Schiffbar ſind ſie freilich deshalb nicht, oder doch nur auf kurze Strecken. Auch der Pailon iſt nur die breite, von verſchiedenen Inſeln erfüllte Bai jener Ausläufer; wenn aber auch die Mangrove den unteren Theil deſſelben umgiebt, liegt im Oſten deſſelben das reichſte Land, und hier beſonders iſt die Heimath des Cacaobaumes, der bis zu zwanzig und dreißig Fuß Höhe wächſt und zahlloſe Früchte trägt.

Freilich vereinigt Ecuador's Klima faſt das aller Zonen — öſtlich von den Cordilleren die drückende Hitze der Tropenländer, je mehr nach dem Weſten zu, deſto gemäßigter, bei einer Höhe von ungefähr 8000 Fuß das der gemäßigten Zone, mild, angenehm und geſund, faſt ewiger Frühling, und bei 14,000 bis 15,000 Fuß die Schneegrenze — freilich iſt ſein Boden im Allgemeinen ſehr fruchtbar — während in Peru faſt gar kein Regen fällt und Tauſende von Aeckern des beſten Landes ſo lange dürr und unbenutzt liegen, bis ſie von der ſorgenden Hand des Menſchen künſtlich bewäſſert werden, iſt hier oben im Norden bis Panama, ja ſelbſt bis Coſta Rica hinauf, die Luft feucht und der Boden ſo von Waſſer getränkt, daß er die waſſerreichſten Bergſtröme nach allen Seiten ausſenden kann, — die Vegetation üppig und die Produkte des Pflanzenreichs eben ſo mannichfaltig wie in Fülle — das niedere Land längs der Seeküſte, wie auch an den öſtlichen Hängen und Flächen der Cordilleren, erzeugt alle Produkte der heißen Zone, während ſeine Berge durch die ganze gemäßigte Zone hindurch bis zu der Schneegrenze theils unſere europäiſchen Nutzpflanzen hervorbringen, theils herrlichen und immerwährenden Weidegrund liefern — und endlich ſind faſt alle edlen Metalle vertreten, aber der Ackerbau und die Viehzucht liegen darnieder, für die Betreibung des Bergbaues haben ſich erſt in der Neuzeit Compagnieen gebildet, die Verbindungsmittel fehlen gänzlich, der größte Mangel an Arbeitskräften macht ſich überall geltend, und Bürgerkriege ſo wie Racenkämpfe zerfleiſchen, wie in allen ſpaniſch-amerikaniſchen Colonieen, das Land, deſſen ſittliche und materielle Verkommenheit ſich durchgehends documentirt. Auf einem Areal von 13,420 deutſchen Geviertmeilen, ohne die Galapagos-Inſeln mit einem Flächenraum von 138 Q.-M. mit in Betracht zu ziehen, lebten im Jahre 1858 oder vielmehr, da jedwede offizielle ſtatiſtiſche Aufzeichnung fehlt, ſollen 1,040,370 Einwohner gelebt haben, d. h. alſo auf dem Raum einer Quadrat-Meile weniger wie 78 Seelen. Unter dieſer Zahl der abſoluten Bevölkerung ſind zweifelsohne die Indianer des Oſtens, die zu dem Stamme der Antiſaner gehören, theils, in

festen Dörfern zusammenwohnend, Ackerbau und Viehzucht treiben, theils als Nomaden leben und vom Fischfang und Jagd sich nähren, nicht mit in Rechnung gestellt, indem Manuel Villavicencio in seiner „Geografia de la Republica del Ecuador“ (New-York, 1858), einem Werke, das wenigstens in Bezug auf den rein geographischen Theil das erste seiner Art über diese Republik ist, die Einwohnerzahl für 1856 in 601,219 Weiße, 462,400 civilisirte Indianer, 7831 unvermischte Neger und 36,592 Mischlinge aller Art specificirt und dieser Summe von 1,108,042 noch für die wilden Indianer im östlichen Theile des Landes 200,000 Seelen hinzufügt. Die civilisirten Indianer gehören dem peruanischen Stamme an, sprechen einen Dialekt der Quichua und sind zum Theile Christen, haben sich aber nach Berthold Seeman's „Narrative of the Voyage of H. M. S. Herald“, seit Pizarro's Einbruch in ihrem äußeren Ansehen, in Kleidung, Sitten und Gebräuchen so wenig verändert, daß die besten Nachrichten über sie noch immer diejenigen sind, die man aus den alten spanischen Geschichtsschreibern schöpft. Sie sprechen noch immer die Sprache ihrer Väter, und ihre Kleidung ist noch immer dieselbe; sie sind kräftig und abgehärtet, und sehr zahlreich an denjenigen Orten, wo sie die Verbindungen mit Weißen oder Negern vermieden haben. Sie wissen recht gut, daß sie einst die Herren des Landes waren, und wenn sie Etwas, das einem Weißen gehört, stehlen, so hört man sie oft sagen, daß sie sich keines Diebstahls schuldig machen, sondern nur nehmen, was ursprünglich ihnen gehörte. Daß die Indianer die Hoffnung hegen, sich von ihren Unterdrückern zu befreien, indem „sie dieselben in's Meer treiben“, scheint eine ausgemachte Sache. Ob sie hinreichend einig sind, um einen solchen Plan auszuführen, läßt sich schwer entscheiden, man will aber mit Bestimmtheit wissen, daß zwischen allen den Indianern, welche die Quichua-Sprache reden, und den barbarischen Stämmen in den Urwäldern ein Bündniß besteht. Sollten sie in diesem Plane verharren, so werden sie ihn mit jedem Tage viel leichter finden, wenn nicht im Innern von Ecuador und Peru eine große Veränderung vor sich geht, denn die weiße und die gemischte Bevölkerung nimmt, seit die Einwanderung aufgehört hat oder wenigstens schwächer geworden ist, fortwährend ab, während die Indianer, da, wo sie sich von der Mischung mit anderen Racen frei erhalten haben, stetig zunehmen.

Wenn in gesundheitlicher Beziehung ein Mittel verdient, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so ist es in der That die Bruchsalbe des Hrn. **Gottlieb Sturzenegger** in **Herisau**, Kanton Appenzell, gegen Unterleibsbrüche; sie verdient dies aus zwei Gründen: einmal, weil dieselbe in weitaus den meisten Fällen die Brüche, die ohne Operation zu heilen nur möglich sind, ohne jede Entzündung und dergleichen vollkommen heilt; zweitens, weil unseres Wissens die ganze medizinische Wissenschaft zur Stunde noch kein Mittel gegen Unterleibsbrüche zu Tage gefördert. Es ist deshalb erfreulich, daß schon eine bedeutende Anzahl der Herren Aerzte die Praxis über die Theorie hinwegsetzen, und in Anerkennung der wirklich vorzüglichen Eigenschaft der Sturzenegger'schen Bruchsalbe dieselbe bei Unterleibsbrüchen verschreiben und empfehlen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Nachdem der halbofficielle „Abend-Moniteur" am vergangenen Sonnabend bereits präludirt hatte, enthielt am Montag darauf der officielle große „Moniteur" eine Note, die noch viel energischer den beunruhigenden Zeitungsgerüchten entgegentritt und ausdrücklich erklärt, daß keine diplomatische Frage vorliegt, welche die Beziehungen Frankreichs zu den verschiedenen Cabineten trüben könnte, und über Mannschafts- und Pferdebestand der Armee die bündigsten und beruhigendsten Auskünfte giebt. Die nordschleswig'sche Frage war in der Moniteurnote zwar nicht besonders erwähnt, doch dieser dafür die Note des kleinen „Moniteur" ausschließlich gewidmet. Diese kategorisch auftretende Erklärung lautete: „Eine große Zahl von deutschen Blättern versichert, daß dem Berliner Cabinet von dem französischen Geschäftsträger eine Note überreicht worden ist, welche auf die schleswig'sche Frage Bezug hat. Diese Behauptungen einer materiell falschen Thatsache haben leider zur Wirkung, wenn nicht zum Ziel, im Publikum den irrthümlichen Nachrichten über die Natur der zwischen beiden Regierungen obwaltenden Beziehungen Glauben zu verschaffen. Es ist dem Berliner Cabinet keine Note, sei es über die schleswig'sche Angelegenheit, sei es über irgend eine andere Frage, überreicht noch verlesen worden."

Dies widerstreitet die „Zeidler'sche Correspondenz" vom 29. v. M., indem sie versichert, es sei eine Depesche in der nordschleswig'schen Frage im auswärtigen Ministerium, freilich nicht übergeben, aber vorgelesen, und fährt dann fort: „In der Sache selbst ändert dies natürlich Nichts, doch hoffen wir, daß jene französische Depesche auch in der Behandlung der nordschleswig'schen Frage Seitens der preußischen Regierung Nichts ändern wird. Es war schon auffallend und verletzend genug, daß man von französischer Seite sich herausnehmen zu dürfen glaubte, sich in die Reconstruction des Zollvereins einzumischen und den Versuch zu machen, die süddeutschen Regierungen durch Mahnungen, ja selbst durch Drohungen von dem Eintritt in das Zollparlament abzuhalten. Inzwischen war Alles dies noch nicht direkt an unsere Adresse gerichtet. Jetzt, wo man sich direkt an uns adressirt, wird es hoffentlich auf preußischer Seite an einer ganz verständlichen Antwort nicht fehlen. Wir haben nicht das Bedürfniß zu Feindseligkeiten, aber wir haben noch weniger das Bedürfniß denselben ängstlich aus dem Wege zu gehen. Was man sucht, das wird man finden!"

Noch vor kaum länger als acht Tagen konnte man die friedfertigen und rückſichtsvollen Erklärungen Rouher's auf Treu und Glauben annehmen, nicht nachahmend die Redner des geſetzgebenden Körpers, welche dieſen Miniſter in der jüngſten Zeit ſo oft der Zweizüngigkeit geziehen haben. Da die Depeſche damals ſchon abgeſchickt war, welche, wie Rouher ſich ſagen mußte, in Deutſchland weder friedfertig noch rückſichtsvoll erſcheinen kann, ſo werden auch wir uns in Zukunft beſinnen, ehe wir einem Worte Rouher's Glauben ſchenken. Und wir haben niemals diejenigen Regierungen für ſtark gehalten, welche ſich der Zweizüngigkeit zu bedienen beeilten. Wenn wir ſahen, daß eine Regierung offener, ehrlicher wurde, ſo hielten wir dies für ein Zeichen, daß ſie ſich ſtärker und ſicherer fühlte als früher. Sie ſprach die Unwahrheit, ſo lange ſie im Finſtern und auf verbotenen Wegen daher ſchlich, während der Mächtige die Verſtellung verſchmäht. Von welcher Art ſind diejenigen, die ſich zu verſtellen pflegen? Es ſind meiſtentheils die Leute des halben Willens und der halben Maßregeln. Aus Unſicherheit des Urtheils entſpringt die Liebe zur Liſt. So iſt man nach Mexiko gegangen, angeblich, um einigen Franzoſen ihre Schuldforderungen eintreiben zu helfen, während, was man ſelbſt der verbündeten engliſchen Regierung verheimlichte und lange ableugnete, eine Verſchwörung ſchon eingeleitet war, um eine beſtehende Regierung zu ſtürzen und für einen fremden Prinzen einen Thron zu errichten. Das war ſehr liſtig, aber auch eben ſo thöricht: die Unehrlichkeit verführte und trieb zu lauter falſchen Schritten und furchtſamen Unterlaſſungen, woraus das Verderben hervorgehen mußte und hervorging. Und eben ſo, was Deutſchland anlangt: wenn uns die franzöſiſchen Staatsmänner Zweizüngigkeiten entgegentragen, ſo kommt das nur daher, daß es ihnen an Schärfe der Einſicht und an Feſtigkeit des Willens gebrach und gebricht, um die Ereigniſſe vorauszuſehen, eine beſtimmte Meinung darüber zu gewinnen und eine feſte Stellung zu ihnen einzunehmen. Nichts hatten ſie voraus geſehen, was eingetreten iſt, und nachdem es geſchehen, verſichern ſie abwechſelnd, völlig zufrieden damit zu ſein, und dann wieder nehmen ſie verſpätete Anläufe, um irgend Etwas wieder umzuſtoßen, was unwiderruflich iſt, oder Etwas zu verhindern, was ſich verhindern und aufhalten nicht mehr läßt.

Es thut uns leid, daß wir ſolcher Dinge Zeugen ſind; komme aber was da wolle — für mexikaniſche Abenteuer giebt's auch in Europa keine gute Ausſichten. Ja, wer das große und zukunftreiche Deutſchland beunruhigen will, ſollte ſich noch mehr in Acht nehmen als vor dem Präſidenten Juarez, der alle Unbeſonnenheiten überlebt hat; den Dänen aber wollen wir wohlmeinend gerathen haben, auf die Lehren der Zeitgeſchichte zu achten. Die Polen, der Erzherzog Maximilian, die Südſtaaten von Nordamerika während des Bürgerkrieges, die Drei haben erfahren, daß man Verſprechungen erhalten und doch im Stich gelaſſen werden kann, um darauf ſehr ſchwer zu büßen. Unſer Wille bleibt es nach wie vor, der franzöſiſchen Nation gute Nachbarſchaft zu halten. Will die kaiſerliche Regierung aufhören, unſere Geſinnungen zu erwidern, obgleich wir ihr nie einen Grund zur Klage geliefert und alle ihre Thaten daheim und auswärts geduldig mit angeſehen, einig

mit unserem Beifall und unserer Unterstützung begleitet haben, so werden wir den Wechsel so gut ertragen wie sie. Vielleicht schon zu lange haben wir an unsern Angelegenheiten eine ungebührliche Kritik von französischer Seite üben lassen. Wir wollen es nicht länger ungesagt lassen, daß auch wir empfindlich werden können und daß auch unsere Geduld endlich reißen kann.

Die Wiener „Presse" enthielt schon vor einigen Tagen nähere Angaben über dies hier verlesene Aktenstück oder Note oder Depesche. Für's Erste soll nämlich die Depesche ausführen, daß Frankreich ein Interesse und ein Recht, ja die Pflicht habe, sich um die Ausführung des Prager Friedens zu kümmern. Wie Preußen selbst zugestehe, sei der Prager Frieden, wie die Nikolsburger Präliminarien, unter Vermittelung Frankreichs zu Stande gekommen, und sei insbesondere der Artikel V nur auf Frankreichs Andringen in den Prager Frieden aufgenommen worden. Die Motive, die hierfür maßgebend gewesen, bestünden für Frankreich auch noch gegenwärtig in Betreff der Durchführung jenes Vertrages. Sodann fährt die Depesche fort: „Preußen habe die Abtretung eines Theiles von Nordschleswig von der Bedingung abhängig gemacht, daß Garantieen für die Aufrechthaltung der deutschen Nationalität gegeben würden. Eine solche Bedingung sei unerfüllbar. Denn selbst angenommen, derartige Garantieen könnten geboten werden, so könne man doch nicht leugnen, daß dadurch nur für Preußen die Handhabe geschaffen würde, sich fortwährend in die inneren Angelegenheiten des Nachbarstaates einzumischen, woraus mit jedem Momente neue Conflicte hervorgehen müßten. Auf diese Weise würde die Lösung der Frage nur hinausgeschoben." — Das Wiener Blatt fährt fort: „Dies nach den uns zugehenden Mittheilungen der Inhalt der Depesche, welche der Stellvertreter Benedetti's in Berlin überreicht hat und der man eine logische Folgerichtigkeit nicht absprechen kann. So peremptorisch aber auch der Tenor der Depesche ist, so soll sie doch conciliatorisch im Tone und zurückhaltend in der Form sein. Merkwürdig ist aber die Uebereinstimmung derselben mit der Antwort, welche das Cabinet von Kopenhagen auf die preußische Depesche vom 18. v. Mts. nach Berlin hat gelangen lassen. Letztere beschränkt sich nämlich darauf, zu fragen, was für Garantieen denn Preußen verlange, um die deutsche Nationalität in den abzutretenden Grenzbezirken sicher zu stellen, ohne doch zugleich die Selbstständigkeit Dänemarks anzutasten? Diese Frage schon deutet an, daß Graf Frijs-Frijsenborg eine Antwort für unmöglich hält. Von der Position Düppel-Alsen ist in der Antwort-Depesche vorerst keine Rede, wohl aber soll Herr v. Quaade in der mündlichen Auseinandersetzung bestimmt hervorgehoben haben, daß Dänemark die Zurückgabe derselben als unerläßlich betrachte."

In einer anderen Mittheilung sagt die „Presse" noch Folgendes über den Inhalt der Depesche: „Zunächst läßt Herr Rouher bemerken, das Recht Frankreichs, um die Ausführung des Artikels V. des Prager Friedens sich zu kümmern, werde Preußen wohl in keinem Falle bestreiten, denn der Artikel V., der Nordschleswigs gedenke, habe seine Fassung auf Antrieb der französischen Diplomatie erhalten, womit zugleich gegeben sei, daß Alles sich

auch in Wirklichkeit so vollziehe, wie Preußen seinerzeit Frankreich zugesagt habe. Das französische Cabinet hat in Beziehung hierauf ferner bemerkt, ohne die im Artikel V. abgegebenen Zusagen Preußens würde Frankreich seine Zustimmung zu den durch den Krieg gemachten Erwerbungen nicht haben geben können, zumal die französischen Wünsche sich auf ein Minimum beschränkt hätten. Auf Grund thatsächlicher Vorgänge und bündiger Verpflichtungen Preußens stehe mithin derjenigen Macht, auf deren Betrieb der Artikel V. überhaupt da sei, das Recht der Anfrage zu, wie Dänemark Genüge geleistet werden soll, das französische Gouvernement trage damit einem Wunsch der französischen Nation Rechnung, die für das Schicksal Dänemarks stets Sympathieen gehegt habe, und diese Sympathieen neuerdings in verstärktem Maße zum Ausdruck bringe. — Die Einleitung der französischen Einmischung in den deutsch-dänischen Handel ist unter den höflichsten Förmlichkeiten vor sich gegangen, läßt indeß Frankreichs Bestrebungen durchblicken, auf seinem einmal eingenommenen Standpunkt stehen bleiben zu wollen. Da Frankreich für Dänemark offen Partei nimmt, so ist nicht mehr zu erwarten, daß das Kopenhagener Cabinet sich beeilen werde, die Meinungs-Differenzen zwischen Paris und hier durch Einschränkung seiner Forderungen auszugleichen."

Aus Carlsbad, wo der französische Gesandte, Herzog v. Gramont, gegenwärtig sich aufhält, wurde schon am vergangenen Sonnabend der „Neuen freien Presse" gemeldet, in der Umgebung dieses Diplomaten erhalte sich das Gerücht, daß der Kaiser Napoleon nach Wien kommen werde, und ein paar Tage darauf glaubte die „Presse" schon bestimmtere Angaben machen zu können. In Ischl sollen Vorbereitungen zum Empfange eines hohen Gastes getroffen werden und der Erwartete soll eben Napoleon sein, der dort am 7. cr. mit Kaiser Franz Joseph zusammentreffen würde.

Unzweifelhaft ist es, Frankreich sucht nach einer Allianz, und feststehend erscheint es, daß es eine solche zu seinem Zwecke, d. h. um die Ausdehnung der preußischen Macht zu hindern, nur in Oesterreich in wirklicher Weise zu finden vermöchte, woran sich dann erst weitere Elemente zu einer Coalition in den süddeutschen Staaten, in Dänemark, vielleicht auch in Italien anschließen könnten. Nun ist zwar Oesterreich ohne Zweifel sehr bereit, aufs Eifrigste um sich werben zu lassen, um seine im vorigen Jahre so tief erschütterte europäische Machtstellung wieder herzustellen, aber offenbar nichts weniger als geneigt, sich von Frankreich in ein Unternehmen hineinziehen zu lassen, bei dem es augenscheinlich mehr zu verlieren als zu gewinnen hätte. Vorerst wenigstens scheint die vernünftige öffentliche Meinung in Oesterreich mit seltener Einstimmigkeit — einzelne abweichende Stimmen fallen in der That nicht in's Gewicht — dahin zu gehen, daß „keine Allianz z. B. in Oesterreich sicherlich die beste Allianz sei", und damit dürfte auch die österreichische Regierung aufrichtig einverstanden sein. So lange aber Oesterreich nicht geneigt ist, in die von Frankreich dargebotene Hand einzuschlagen, bleibt dieses isolirt und fallen alle Combinationen der europäischen Presse wie Seifenblasen zusammen; so lange entbehren auch alle Spekulationen auf gewisse Strömungen in Süddeutschland jedes sicheren Fundaments. Im Allgemeinen

ſteht es unzweifelhaft feſt, daß die Stimmung in Süddeutſchland den Abſichten und Wünſchen Frankreichs diametral entgegengeſetzt iſt.

Was Italien betrifft, ſo ſind die dortigen Sympathieen für Frankreich ungemein abgekühlt und man ſcheint ſich in Paris zu fürchten, daß man ſich in Ratazzi verrechnet hat, indem man in ihm einen Anhänger zu ſehen glaubte. Die innige Annäherung deſſelben an die Linke erregt Argwohn, und man hält es für möglich, daß er in Bezug auf Rom Cavour ſpielt, d. h. daß er, um den Schein einer gewiſſenhaften Beobachtung der September-Convention zu erwecken, einige Putſche der Garibaldianer verhindern, dann aber eine dritte Invaſion geſchehen laſſen werde, um ordnungſtiftend einzuſchreiten und nicht wieder wegzugehen. Die päpſtliche Regierung ſoll dem Frieden wenigſtens nicht trauen. So verſichert auch ein der italieniſchen Regiernng naheſtehendes Blatt, die „Gazetta Piemonteſa“, die Regierung ſei feſt entſchloſſen, die September-Convention redlich auszuführen; ſollte ſich deſſenungeachtet aber in Rom eine große That, die den italieniſchen Aſpirationen entſpräche, vollziehen, ſo würde das Miniſterium nicht verfehlen, die vollendete Thatſache anzuerkennen. Die miniſterielle „Gazetta di Torino“ äußert ſich ähnlich.

Dann ſind die politiſchen Kreiſe Italiens auf das Lebhafteſte, und zwar nicht zu Gunſten Frankreichs, durch die Inſpectionsreiſe des franzöſiſchen Generals Dumont beſchäftigt. Derſelbe ſoll ſchon in ſeiner Anſprache an die Legion von Antibes zu Rom u. a. geſagt haben: „Ich hoffe, Ihr werdet Euch Frankreichs würdig zeigen in der ehrenvollen Miſſion, welche Euch die Regierung des Kaiſers anvertraut hat, denn Ihr bleibt fortwährend franzöſiſche Soldaten, obgleich Ihr von der päpſtlichen Regierung beſoldet werdet, deren weltliche Macht Ihr bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen habt. Ihr habt nichts zu fürchten: die kaiſerliche Regierung betrachtet Euch immer als ihre Soldaten und wird über Eure Sicherheit wachen. Wenn Ihr auch eine andere Cocarde und andere Fahnen traget, ſo iſt das nur ein Palliativ, eine durch hohe politiſche Gründe dictirte Maßregel.“ Dieſe, von der miniſteriellen „Nazione“ mitgetheilte Rede hat natürlich nicht verfehlen können, die größte Aufregung bei den Italienern hervorzurufen, und ſie ſoll auch die Interpellation in der Kammer veranlaßt haben. Die franzöſiſche Regierung desavouirt im übrigen den General Dumont, und die „Patrie“ behauptet, die Reiſe deſſelben ſei der franzöſiſchen Regierung gänzlich fremd, — ſie habe einen durchaus privaten Charakter.

Die „Preſſe“ bringt die ſehr unwahrſcheinliche Nachricht, Ratazzi habe bei der päpſtlichen Regierung angefragt, ob ſie den Einzug einer italieniſchen Brigade in Rom geſtatten wolle. Niemals war der Papſt offenbar weniger geneigt, eine ſolche Hülfe anzunehmen. Im Ganzen iſt man in Frankreich ſeit Königsgrätz von dem Nationalitätsprincip und ſeiner allgemeinen Anwendung lange nicht mehr ſo erbaut wie früher; in Nordſchleswig ſteift man ſich freilich wieder auf daſſelbe, von den Italienern wünſcht man aber, daß ſie ſich jetzt ruhig verhalten ſollen.

Charakteriſtiſch iſt in dieſer Beziehung ein Artikel von J. Weiß im

„Journal de Paris", in welchem es heißt: „In Paris wie in Florenz würde man in einen tiefen Irrthum verfallen, wenn man sich der Hoffnung hingäbe, daß die politischen Kniffe, welche in den Jahren 1860 und 1864 verfingen, im Jahre 1867 denselben Erfolg haben könnten. Die öffentliche Stimmung in Frankreich hat sich seit sechs Jahren sehr geändert. Heute wäre es dem geschicktesten und engergischsten Minister des Innern unmöglich, jene Uniformität der Presse herzustellen, welche im Jahre 1860 so leicht zu erzielen war. Der Presse selbst wäre es unmöglich, die öffentliche Meinung durch die Gaukelei mit leeren Redensarten von Revolution, altem Regime, Mittelalter, Nichtinterventions- und Nationalitätenprincip irre zu führen, wie das zwei oder drei Jahre lang geschah. Aus einer nur allzulangen Sorglosigkeit durch die Schlacht von Sadowa und die Hinrichtung Maximilian's aufgeschreckt, wird Frankreich sich wegen der Folgen beunruhigen, welche jede neue italienische Intrigue für dasselbe haben könnte. Selbst die Majorität des gesetzgebenden Körpers, welche der auswärtigen Politik der kaiserlichen Regierung noch kein einziges Vertrauensvotum versagt hat, diese Majorität, welche mit Recht oder Unrecht, was von der weltlichen Herrschaft noch übrig ist, aufrecht erhalten wissen will, würde vielleicht nicht so gelassen, wie unsere Neuigkeitskrämer, diese zweite Beraubung des Papstes hinnehmen. In ihre letzten Verschanzungen gedrängt, könnte sie vielleicht endlich eine Sprache führen, die man von ihr nicht gewöhnt war. Der Zufall fügt es, daß die großen historischen Ereignisse sich gerade immer in dem Augenblick entrollen, wo unsere Deputirten auseinandergehen: voriges Jahr der deutsche Krieg, dieses Jahr die garibaldische oder angeblich garibaldische Verschwörung. Glaubt man, daß sie jetzt einen so seltsamen Zufall nicht bemerken? Wir sind überzeugt, daß die französische Regierung den Ernst der parlamentarischen und constitutionellen Krisis fühlt, welche für sie im Innern jeder falsche Schritt nach Außen, besonders was den Papst und Italien betrifft, herbeiführen könnte."

Wir fügen hinzu, daß in diesem Raisonnement nicht auf die allem Anschein nach sich bald vollziehende Umgestaltung der Verhältnisse auf der pyrenäischen Halbinsel Rücksicht genommen ist, durch die Frankreich, direkt oder indirekt, berührt werden muß. In Spanien scheint, soweit man aus den sehr spärlich uns zufließenden Nachrichten entnehmen kann, die Mißstimmung gegen die Regierung diesmal eine allgemein verbreitete zu sein. Die alten Parteien existiren nicht mehr, ihre Programme sind längst abgenutzt; dies erschwert den alten privilegirten Revolutionsmachern ihr Handwerk, und darauf vertraut offenbar der Hof. Aber er bedenkt nicht, daß, wenn es unter diesen Umständen dennoch zu einem Ausbruche kommt, dessen sofortige Unterdrückung mißlingt, die Gefahr nahe liegt, daß aus kleinem Anfange sich eine Bewegung entwickeln kann, die in ihrem Umfange und in ihren Zielen eine viel ernstere Bedeutung haben würde, als alle früheren Pronunciamentos ehrgeiziger Parteichefs, deren höchstes Ziel ein Ministerportefeuille war.

So lange die Regierung sich unbedingt auf die Truppen verlassen kann, braucht sie allerdings den Ausbruch einer Katastrophe nicht zu fürchten. Denn

ohne die Theilnahme, ja ohne die Initiative des Militärs ist, mag die Unzufriedenheit noch so allgemein im Volke verbreitet sein, eine Revolution in Spanien undenkbar. Offenbar hat aber, darauf deuten die über die Pyrenäen spärlich eintreffenden Nachrichten von einzelnen, vielleicht aber weit verzweigten Militäraufständen hin, die Aufregung bereits in den Reihen der Truppen Eingang gefunden. Das ist ein sehr ernstes Symptom. Man sucht den Geist des Widerstandes in ächt spanischer Weise durch Füsiladen zu dämpfen. Doch trotz Anwendung des rücksichtslosesten Terrorismus steigt die Aufregung, da man nicht daran denkt, die Ursachen derselben zu beseitigen. Die Regierung ist zu schwach oder vielmehr zu verblendet, um noch irgend einen Ausweg zu einer gesunden Politik offen zu haben. An Führern für einen Aufstand fehlt es nicht: alle Generale, die Narvaez haben weichen müssen, sind bereit, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen. Für die alten abgenutzten Parteiprogramme freilich werden sie nicht eintreten können: sie werden den Impulsen folgen müssen, durch welche die Bewegung hervorgerufen worden ist, ohne wie bei früheren Gelegenheiten, der Bewegung Halt gebieten zu können, sobald sie ihr Ministerportefeuille erobert haben. Darin liegt aber eine große Gefahr für die bourbonische Dynastie und wahrscheinlich auch für die übrigen romanischen Dynastieen. Der größte Theil der spanischen Nation mag allerdings noch in Apathie versunken sein. Das ist aber für die Regierung der Königin nur ein sehr schwacher Trost. Hat sie nur auf einen Augenblick das Heft aus den Händen verloren, so wird es ihr gerade wegen der Apathie der Massen, in denen nach allen Berichten die alte begeisterte Anhänglichkeit an die Dynastie erstorben ist, unmöglich sein, im Volke eine Reaction gegen die Bewegung hervorzurufen.

Die Aussichten für Spanien sind, welchen Verlauf die Dinge in der nächsten Zukunft auch nehmen mögen, sehr trübe. Der gegenwärtige Zustand ist unerträglich; eine Revolution wird schwerlich bessere Zustände herbeiführen; denn Spanien bedarf einer starken Regierung, die es mit der Dynastie und dem Volke gut meint und nach und nach Besserung in alle Verhältnisse des Landes hineinbringt. Unter den gegenwärtig bekannten Staatsmännern ist aber Keiner, den man für fähig halten kann, die Regeneration Spaniens zu vollbringen.

Zur Stellung Louis Napoleon's.

Es ist nicht zu leugnen, daß die politische Stellung Napoleon's durch die preußischen Erwerbungen des vorigen Jahres bedeutend erschwert ist. Andererseits bieten ihm diese Schwierigkeiten gerade Gelegenheit, wenn auch mit Einsetzung seiner ganzen Gewalt, seine Stellung fester als je zu machen.

Der romaniſche Charakter zielt — dies bezeugt reichlich die neuere Geſchichte — weſentlich auf leichten Lebensgenuß und erzeugt vermöge dieſer Beſchaffenheit das Beſtreben, eine bevorzugte Stellung einzunehmen, über Andere eine gewiſſe Gewalt auszuüben. In dieſem Sinne iſt auch der franzöſiſche Nation al-Charakter auf ein wenn auch nur äußerliches Uebergewicht — denn der Mühe einer ſtrengeren Prüfung entzieht ſich der Franzoſe gern — ſeines Vaterlandes über fremde Staaten, was dann Gloire genannt wird, geſtellt. Mit dieſer Gloire, wie es auch geſchehe, verlangen die Franzoſen von ihrem Herrſcher ausgeſtattet zu werden und bringen dafür auch gern unverhältnißmäßig große Opfer. Dieſen Sinn ſeiner Unterthanen beutete Napoleon I. reichlich aus und iſt dafür noch heute bei den Franzoſen wohlangeſehen. Seine Nachfolger, die es minder verſtanden, vermochten es nicht, ihre Herrſchaft zu behaupten. Erſt Napoleon III. gelang es wieder, auf dieſe Weiſe ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, ſo daß ſie trotz ihrer unverkennbaren Mängel von den Franzoſen gern gelitten wurde. Einen bedeutenden Schritt nun weiter wollte Napoleon auf dieſer Bahn thun, als er die mexikaniſche Expedition unternahm. Möglich, daß er hierbei auf die dauernde Mitwirkung Englands und Spaniens zählte, unverkennbar, daß er hierbei mit Abſicht oder unwillkürlich eine Inſtitution in's Werk zu ſetzen unternahm, welche den wohlthätigſten Einfluß auf die modernen politiſchen Verhältniſſe verſprach, — indeſſen ſchon Anfangs mißlang es, England und Spanien bei derſelben zu feſſeln; die franzöſiſchen Kräfte wurden dadurch übermäßig angeſpannt, und als endlich die Vereinigten Staaten Nordamerika's mit verjüngter Kraft ihm Halt geboten, mußte er die mit ſo vielem Blute und über 600 Millionen Francs erkauften geringen Erfolge, den ganzen Plan wieder aufgeben. Es iſt erklärlich, daß die franzöſiſche Eitelkeit hierdurch auf's Tiefſte verletzt iſt.

Gleichzeitig nun iſt neben Frankreich anſtatt des zerriſſenen und zwieſpaltigen Deutſchlands, über welches jenes ſich gern eine Obervormundſchaft vindicirt hätte, ein in ſich einiger mächtiger Militärſtaat erſtanden, der jedes derartige Gelüſt als eine unfruchtbare Verwegenheit erſcheinen läßt. Das Anſehn ihres Herrſchers, dem es nicht bloß mißlang, neue Gewalt und Gloire zu erwerben, der es auch zuließ, daß anſcheinend das ſchon Erworbene gefährdet wurde, iſt dadurch allerdings bedeutend erſchüttert. Man ſieht ſich durch die Mißerfolge der auswärtigen Politik auf die genauere Betrachtung der inneren Staatsregierung angewieſen, und dies gerade iſt es, was Napoleon auf's Aeußerſte zu fürchten hat; die Geſchichte lehrt es, wie leicht die Franzoſen bei dieſem Studium, mit oder ohne Grund, ſich zu Unzufriedenheit und Revolution hinreißen laſſen.

Es liegt alſo im Intereſſe Napoleon's, ſeine Unterthanen durch eine erfolgreiche auswärtige Politik von der Beſchäftigung mit der inneren Staats-Regierung abzuziehen; und hier wieder iſt es die deutſche Angelegenheit, welcher die Gemüther der Franzoſen gegenwärtig am innigſten zugewandt ſind. Gelänge es Napoleon, hier den Verjüngungsproceß rückgängig zu machen oder aufzuhalten, oder nur dem erſtarkten Nachbarn eine Schmach anzuthun,

welche an die Zeiten früheren französischen Uebergewichts erinnern — die Herzen seiner Unterthanen würden sich ihm und seiner Dynastie wieder inniger zuwenden und Vergangenes vergessen.

In dieser peinlichen Situation nun bot Napoleon die luxemburgische Angelegenheit einen willkommenen Anlaß, die sonst bewährte Autorität der französischen Politik von Neuem zu bethätigen. Die niederländische Regierung hatte schon im Juni 1866 eine Anfrage an das Berliner Cabinet gerichtet, ob nach Auflösung des deutschen Bundes nicht auch das Verhältniß Luxemburgs zu Deutschland und namentlich das preußische Besatzungsrecht in der dortigen Festung erloschen sei, was sie als ihre Rechtsansicht aussprach, und hatte darauf eine unbefriedigende Antwort erhalten. Im Oktober desselben Jahres wiederholte sie denselben Anspruch und wurde nun dahin beschieden, daß diese Angelegenheit nicht ohne Mitwirkung des norddeutschen Parlaments definitiv geregelt werden könne. Jetzt wandte sich die niederländische Regierung an das französische Cabinet, und es kam der bekannte Cessionsvertrag zu Stande; es folgten jene Unterhandlungen, in welchen es den vereinten Bemühungen der Großmächte und der weisen Mäßigung Preußens gelang, den drohenden Krieg noch im letzten Augenblicke abzuwenden. Napoleon mußte seinen Annexionsversuch aufgeben, Preußen hat Luxemburg militärisch freigegeben, doch bleibt das Verhältniß zum Zollverein bestehen — die europäischen Mächte haben es als neutrales Gebiet unter ihre Garantie gestellt.

Napoleon's Versuch, seine auswärtige Politik in ihr früheres Ansehn zu restituiren, ist also fehlgeschlagen; er hat in Zukunft auch noch den wenigstens moralischen Widerstand der Garantiemächte zu fürchten; Deutschlands Kraft ist ungeschwächt geblieben.

Gleichwohl ist nicht zu vermuthen, daß Frankreich es sogleich aufgeben wird, Preußen noch ferner in seinem Werke zu hemmen und zu stören; und es wird der ganzen Besonnenheit des deutschen Charakters bedürfen, durch solche Anmaßungen sich nicht zu einem willkürlichen, leidenschaftlichen und nutzlosen Kriege provociren zu lassen.

Jetzt ist es namentlich die schleswig-holsteinische Angelegenheit, welche am ehesten zu einem solchen Conflicte führen könnte. Hier hat Oesterreich durch Artikel V des Prager Vertrages das Recht, zu verlangen, „daß die Bevölkerungen der nördlichen Districte, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen." Wir sehen, daß eine etwaige Abtretung doppelt bedingt ist: 1) dadurch, daß Oesterreich dieselbe verlangt, 2) dadurch, daß die Bevölkerung sie wünscht; und außerdem ist es Preußen noch überlassen, die ganze Verpflichtung auf einen größeren oder geringeren Theil des schleswig-holsteinschen Gebietes zu beziehen. Aus so unbestimmten Verpflichtungen nun wird Preußen wohl nicht zugemuthet werden können, strategisch wichtige Punkte oder Theile einer deutschen Bevölkerung dem feindlichen Dänemark auszuliefern. Wenn aber unbeschadet dessen, so weit sonst die genannten Bedingungen zutreffen, eine Abtretung möglich ist, so vermögen wir nicht, etwas Verfängliches in derselben zu erblicken. Sollte uns jener

Artikel des Prager Vertrags eine Verpflichtung auferlegen, so würden wir durch Erfüllung derselben der österreichischen und deutschen Politik auch den letzten Grund zu Forderungen aus der Vergangenheit nehmen, und auch dem französischen Kabinet den letzten Anknüpfungspunkt zu neuen Prätensionen rauben.

Der Friede aber ist es, dessen nicht bloß Preußen und Deutschland, sondern das ganze Europa jetzt dringend bedarf, da die wichtigsten Staaten gerade in einem Umbildungsprozesse begriffen sind, der ihren natürlichen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten für den Augenblick beträchtlich abschwächt und in einem allgemeinen Kriege den geringeren Culturvölkern Europa's eine unvergleichlich günstigere Stellung als je anweisen würde.

Warnung vor Ecuador als Ziel deutscher Auswanderung.

II.

Bei allen diesen Verhältnissen Ecuador's kann von einer Industrie nicht viel die Rede sein, sie, d. h. Wollen- und Baumwollenweberei, Hut- und Mattenflechterei, soll sich in der Neuzeit gehoben haben, ebenfalls auch der Handel. Die Haupteinfuhr, durch Wollen-, Baumwollen-, Leinen-, Seiden- und andere Manufakturwaaren, Industrie- und Kunstgegenstände repräsentirt, geschieht vornehmlich aus Peru und Chile, und man giebt die Größe derselben auf mehr als 2½ Millionen Piaster (1 Piaster in Silber gleich 1 Dollar) an, eine Zahl, mit der die für die Ausfuhr einheimischer Artikel, in Cacao, Baumwolle, Tabak, Chinarinde, Kaffee, Farbe- und Nutzhölzern, Zucker, Droguen ꝛc., sowie in edlen Metallen bestehend, rivalisirt, indem diese 1864 sich auf 2,₉ Millionen Piaster belief, worunter der Cacao allein mit 2 Millionen Piastern vertreten war. Haupthandelshafen des Landes ist Guayaquil, in welchen, außer den 50 britischen Postdampfern, im Jahre 1865 141 Schiffe mit 14,998 Tonnen (darunter, nach der Tonnenzahl geordnet, 11 spanische, 7 französische, 78 peruanische, 42 ecuadorische, 7 chilenische, 2 Hamburger, 2 Bremer ꝛc.) einliefen. Die Verfassung des Freistaates, der in administrativer Hinsicht in 10 Provinzen zerfällt und dessen Hauptstadt und Sitz der obersten Regierungsbehörden Quito mit 76,000 Einwohnern ist, hat man nach der Schablone aller südamerikanischen Republiken zugeschnitten, die Religion ist die römisch-katholische (ein Erzbischof zu Quito und zwei Bischöfe zu Cuença und Guayaquil) und an höheren Bildungsanstalten besitzt das Land zwei Universitäten, zu Quito und Cuença. Daß auch in Ecuador, wie fast ohne Ausnahme in allen spanisch-amerikanischen Colonieen, die Finanzen jährlich ein Deficit ergeben, überhaupt sehr zerrüttet sind, ist selbstredend. Angeblich sollen sich die Staatseinnahmen im Jahre 1865 auf 1,401,300 Piaster, dagegen die Staats-

ausgaben auf 1,399,672 Piaſter belaufen haben, wir bezweifeln dies aber; die Staatsſchulden ſtellten ſich in dem nämlichen Jahre auf 13,083,509 Piaſter, und zwar betrug die äußere Schuld 9,390,554, die innere 3,692,555 Piaſter.*)

Unter dieſe Schulden gehören auch die an England, welche auf Ecuador fielen, als ſich die große Republik Columbia in die oben genannten kleineren auflöſte und die Schulden jenes umfangreichen Freiſtaates auf dieſe Theile repartirt wurden. Ecuador iſt bis jetzt der einzige Staat, welcher Miene gemacht hat, ſeine Schulden abzutragen. Es bot England nämlich für die 550,000 Pfd. St. Land in einem Umfange von 4½ Millionen Acker, d. h. alſo von 308 deutſchen Geviertmeilen, an, und ſuchte dadurch in gar nicht unpraktiſcher Weiſe dieſe Laſt los zu werden, während es zugleich ſeine eigene Bevölkerung hob und das eigene Land werthvoll machte. In England wurden darauf Bonds für dieſes Land ausgegeben und eine Geſellſchaft, die „Ecuador land company“, die aus Engländern und Deutſchen beſteht, kaufte einen großen Theil derſelben an. Deren Plan iſt nun, außer verſchiedenen Landſtrecken im Innern und an der ſüdlicher ſich hinziehenden Küſte, vor allen Dingen den ſehr günſtig gelegenen nördlichſten Hafen Ecuador's, den Pailon, der zu dem cedirten Land mitgehört, in Angriff zu nehmen und deſſen Ufer zu bevölkern, deſſen Küſten zu bebauen, wie ſich die zahlloſen Hülfsquellen des Landes dienſtbar zu machen — und zwar dies Alles durch deutſche Auswanderer.

Die Flußmündung des Pailon, an der ſich der kleine Ort St. Lorenzo mit 18 Häuſern erhebt, liegt unter 1° 30″ Nördl. Br. und gewährt einen guten Hafen, der nebenbei viele Fiſche und vortreffliche Auſtern enthält. Er wird, wie ſchon erwähnt, eigentlich aus mehreren kleinen Flüſſen gebildet, die hier in einem Gewirr von Bayen und Manglareninſeln zuſammenlaufen und ſich ein ſo tiefes Becken gegraben und ausgewaſchen haben, daß ſelbſt auf der Barre der Mündung, bei niedrigſtem Waſſerſtande, noch 2½ Faden, alſo 15 engliſche Fuß Waſſer bleiben. Der Naturreichthum in ſeiner Umgebung beſteht in Wäldern von Cacaobäumen, in wild wachſender Vanille, Panamaſtroh, aus dem die bekannten Hüte geflochten werden, Gummibäumen und vielen Arten von Farb- und Nutzhölzern. Schon jetzt nehmen einzelne kleinere Fahrzeuge am Pailon Ladungen werthvoller Holzarten, an denen Ecuador ſo reich iſt, ein und bringen ſie nach Peru. Sie finden es alſo doch vortheil-

*) Ecuador hat das ſchlechteſte Geld in ganz Amerika, und der dortige Dollar iſt nicht in 8 Real abgetheilt, wie in den übrigen Republiken, ſondern in 10 oder 9 Dimes oder auch Real genannt. Eigenthümlicher Weiſe hat dieſer Dollar nicht einmal den nämlichen Werth, denn an der Nordweſtküſte, bis weit hinein in's Land, ſelbſt noch in Ibarra, werden 10 Real auf den Dollar gerechnet, und ein Frankenſtück wird mit vollem Werth für 2 Real gerechnet, 4 Franken auf den Dollar, während in Quito und auf dem ganzen Wege von Quito bis Guayaquil der Dollar nur 9 Real hat und häufig 9 gute Real (mit den Säulen) für einen ſchlechten Ecuador-Dollar gewechſelt werden, während der gute Dollar (pesos fuerte) nur 8 zählt. Ein pesos fuerte aber von Mexico, Neu-Granada ꝛc. gilt überall 10 Real. Beſonders hoch ſtehen die L.-St. Englands, für welche 6 Dollars Ecuadorgeld gezahlt werden.

haft, dieſen, noch eigentlich vollkommen fremden Hafen anzulaufen und viel Zeit zu verſäumen, ihre Ladung an Bord zu bekommen, nur jener werthvollen Hölzer wegen. Zweifelsohne findet ſich in der Nähe des Pailon auch Gold; ſoweit aber von den eigentlichen goldhaltigen Bergen entfernt, muß das edle Metall fein und verwaſchen und nur nach ſorgfältiger Arbeit zu gewinnen ſein. Die kleinen Flüſſe geſtatten immerhin eine bequeme Verbindung mit dem Innern; eine Straße vom Pailon nach dem Bogotafluſſe zu bauen, war, ſchon im Jahre 1861, ein engliſcher Ingenieur, Namens Wilſon, beſchäftigt. „Der Weg", hieß es damals in einem Berichte, „muß theilweiſe fertig ſein, wenigſtens hören wir, daß Wilſon, die bereits gebauten Strecken benutzend, durch den Wald bis Quito vorgedrungen ſei, wo die Regierung ihn mit großer Auszeichnung, das Volk mit lautem Jubel begrüßt habe." „So weit klingt Alles", — ſagte Verfaſſer dieſes Aufſatzes damals in einem andern, der Ecuador in geographiſch-hiſtoriſcher Beziehung behandelte, — „ganz prächtig. Man ſagt uns aber nicht, ob die Anſiedler ein für europäiſche Naturen angemeſſenes Klima finden werden. Wir bezweifeln dies wegen der geographiſchen Breite des Pailon und wegen der ungemeinen Näſſe der Luft, die in den Urwäldern des Innern und mehr noch in den Mangrovegebüſchen der Küſte Fieber erzeugt. Gegen die traurige Gegenwart Ecuador's ſtechen die glänzenden Zukunftsträume, in denen ſich die Gläubiger wiegen, die mit der Strecke Landes abgefunden ſind, auf eine ſeltſame Weiſe ab. Wir müſſen alle die Verheißungen, die den Anſiedlern gemacht werden, mit unverhohlenem Mißtrauen betrachten und warnen Deutſche, ſich nicht etwa locken zu laſſen, ihr Vaterland aufzugeben, um in Ecuador ihrem ſichern Ruin entgegenzugehen."

Man kann einzelne Auswanderer, die die „Ecuador land Company" durch große Verſprechungen etwa zum Aufgeben ihrer Heimath veranlaſſen ſollte, um am Pailon ihrem traurigen Looſe in kürzeſter Zeit zu erliegen, nicht zurückhalten, man muß ſich aber auf das Entſchiedenſte dagegen erklären, die Auswanderung vielleicht unter den Auſpicien einer europäiſchen Regierung dorthin zu lenken. Genügt das Beigebrachte nicht, ſo machen wir noch auf zwei Punkte — die politiſchen Verhältniſſe Ecuador's laſſen wir unberückſichtigt, ſie ſind ſo verwirrt und trauriger Art wie in jeder andern ſpaniſch-amerikaniſchen Republik — aufmerkſam, auf das Gebahren der Nordamerikaner und den in Südamerika um ſich greifenden Socialismus.

Nach einem Geſetz vom 26. Oktober 1853 iſt die Schifffahrt auf allen Flüſſen der Republik Ecuador ſo wie auf ihrem Antheil am Amazon frei erklärt für alle Nationen. Die Schiffe, welche die Flüſſe zuerſt befahren, wurden auf zwanzig Jahre von allen Hafengebühren befreit erklärt; derſelben Abgabenfreiheit ſollten ſich auch alle während dieſes Zeitraumes eingeführten Waaren erfreuen. Den Familien, welche ſich an den Uferlandſchaften niederließen, ſeien es Einheimiſche aus Ecuador oder Fremde, würden Ländereien unentgeltlich angewieſen werden. Natürlich waren die Nordamerikaner die Erſten, welche von dieſer Freiheit Gebrauch machten und deren Schiffe bereits

die Flüsse in großer Zahl befahren. Auch wurden seitdem wiederholt Expeditionen zu näherer Erforschung des Landes von ihnen ausgerüstet, Expeditionen, die nicht bloß durch Abenteurerwesen und Gewinnsucht hervorgerufen werden, sondern es knüpfen sich hieran höhere politische Absichten. Man zielt auf die Ausschließung des europäischen Einflusses, auf die Herstellung einer innigen Verbindung zwischen Nord- und Südamerika und auf die Ausdehnung der sogenannten Monroelehre über den ganzen Continent und in einem Sinne, woran das Cabinet des Präsidenten Monroe niemals dachte. „Es ist eins unserer Axiome", sprach der nordamerikanische Gesandte White am Ende des Jahres 1853 zu Quito, „daß der Friede die einzig wahre Politik ist der erleuchteten Völker, vorzüglich derjenigen, welche so glücklich sind, sich der republikanischen Institutionen erfreuen zu können. Der beneidenswerthe Zustand der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, der freiesten und reichsten auf Erden, muß neben ihrem angeborenen Genius, neben ihrer angeborenen Thatkraft, vorzüglich jener Beharrlichkeit zugeschrieben werden, mit allen Reichen auf Erden in Frieden zu verharren. Dabei sind aber die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten immer bereit, diese glücklichen Zustände aufzugeben und alle Wechselfälle des Krieges zu übernehmen, sobald es sich darum handeln würde, die feindlichen Einflüsse der monarchischen Staaten in der alten Welt gegen die Unabhängigkeit, gegen die Freiheiten und den Fortschritt der republikanischen Regierungen Amerika's zu bekämpfen." Und daß die Unionsregierung noch jetzt dieselben Gedanken hegt, weiß man nur zu gut.

Kommen wir nun zu dem zweiten Punkt! Socialistische Ideen wachsen auf dem Boden einer überreichen Civilisation und einer gedrängten Bevölkerung, in den spanisch-amerikanischen Städten mögen solche Dinge als wesenlose Gespenster der Einbildungskraft auftauchen; aber geht man aus diesen Städten hinaus in's weite, spärlich bewohnte Land, wo Zu- und Abneigungen sich aus der Verschiedenheit der Racen erklären, die keinesweges verschmolzen, sondern nur neben einander gestellt sind, dann sind alle die Worte von „Freiheit", „Revolutionsrecht" u. s. w. der reine Blödsinn. Trägt man die socialistischen Ideen vollends auf das öconomische Gebiet über, so ist dieser Blödsinn womöglich noch größer: in unserem dichtgedrängten Europa, wo oft Millionen um des Lebens Nahrung und Nothdurft kämpfen, lassen sich solche Erscheinungen einigermaßen erklären, aber in einem Lande, wo die Bevölkerung mit dem anbaufähigen Boden in solchem Mißverhältniß steht, wo man nur die Hände rühren darf, um sich den nothwendigen Lebensbedarf in Fülle zu gewinnen, können solche Bestrebungen gar keinen Sinn haben, als daß eine faule Klasse sich auf Kosten der anderen nähren will. Was man in diesen Ländern zu bekämpfen hat, das ist die durch das Klima hervorgerufene Trägheit und Arbeitsscheu, welche durch die schwachen, leicht befriedigten Bedürfnisse unterhalten wird. Gegen diese Fehler haben bekanntlich die Jesuiten in ihren Missionen und Francia durch die strengsten Mittel angekämpft. Man wird allerdings Francia's Mittel nicht anwenden können und wollen, aber ein Zweig der menschlichen Beschäftigungen, der am wenigsten

Anſtrengung und Ausdauer erfordert, namentlich in dieſen Ländern, das Hirtenleben, iſt noch in weitem Umfange zu benutzen. Einſichtsvolle Südamerikaner haben auch dieſe Anſichten ſeit Jahren, und namentlich in neueſter Zeit in Ecuador, ausgeſprochen. Ueber die Thorheit, ſocialiſtiſche Theorien auf ſolchen Boden verpflanzen zu wollen, braucht man in der That kein Wort zu verlieren.

Ch. de Mazade hat dem „Socialismus in Südamerika" einen langen Artikel gewidmet, der ſich in der „Revue des deux Mondes" findet, worin er ſich über die Urſachen der ſeltſamen Erſcheinung erzdemokratiſcher und ſocialiſtiſcher Anſichten in dieſen ſüdamerikaniſchen Ländern folgendermaßen ausſpricht: „Wenn die demokratiſchen Ideen und der Socialismus in gar keinem Zuſammenhang mit dem wahren Zuſtande der amerikaniſchen Geſellſchaften ſtehen, wie ſoll man ſich erklären, daß dieſe Ideen jetzt in der neuen Welt mit verdoppelter Stärke auftreten? Es erklärt ſich durch eine den unterrichteten Klaſſen dieſes Landes eigenthümliche Erſcheinung. Hat man auch nur wenig Gelegenheit gehabt, Repräſentanten dieſer ſpaniſch-amerikaniſchen Race zu beobachten, ſo muß man eine eigenthümliche Lebhaftigkeit des Geiſtes, eine raſche Auffaſſung, kurz eine ſeltene Intelligenz bemerkt haben, und wie bei allen ſüdlichen Racen die Einbildungskraft mehr als die eigene Forſchung wirkt, ſo wird dieſe Intelligenz leicht nachahmender Natur. Die ſpaniſchen Amerikaner ahmen nicht bloß aus einer durch ihre übereilte Emancipation hervorgerufenen Nothwendigkeit nach, ſondern aus Inſtinct, aus Natur. Eine unbeſiegliche Neigung leitet ſie, Alles zu wiederholen, was in der alten Welt vorgeht, und was uns als das Extremſte und Ausſchweifendſte erſcheint, hat am meiſten Ausſicht, dieſe Leute von ſo entzündlicher Einbildungskraft zu entflammen. Der Geiſt der Nachahmung beherrſcht das öffentliche Leben dieſer Länder: er bildet Diplomaten, die in den Grundſätzen des europäiſchen Gleichgewichts ſehr unterrichtet, Staatsmänner, die in den Geheimniſſen unſerer politiſchen Organiſationen wunderbar bewandert ſind, Publiciſten, die unſere künſtlichen Syſteme und unſere Discuſſionen ſehr wohl kennen, welche allen äußeren Glanz des Talentes, nur die Originalität nicht haben; dieſer Geiſt der Nachahmung bildet das Weſen einer mehr oberflächlichen als gründlichen intellektuellen Cultur, welche ſich bis jetzt durch eine Broſchüren- und Journal-Literatur kundgab, in der ohne Wahl, ohne Maß und ohne Unterſcheidung alle Einflüſſe und alle Erinnerungen Europa's ſich umtrieben." Mehrere Aeußerungen ausgewanderter und noch in der Heimath verbliebener Südamerikaner beſtätigen durchaus dieſe Anſicht. Namentlich ſind es franzöſiſche Ideen und Schriften, welche einen herrſchenden Einfluß ausüben, und wie die erſten Vorſprecher der amerikaniſchen Unabhängigkeit ſich die Ideen der erſten franzöſiſchen Revolution zum Muſter nahmen, ſo haben jetzt auch die ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Ideen der Jahre 1848 und 1849 ihren Wiederhall gefunden. Natürlich ſteht dann der faktiſche Zuſtand der Geſellſchaft mit dieſen gleich einer Waare eingeführten Ideen im ſchneidendſten Widerſpruch.

Süditalieniſche Cultur-Skizzen.

II.

Wegen der ſchlechten Schulbildung und des geringen Fremdenzugs haben die Bewohner, beſonders im ſüdlichen Calabrien, weder von Deutſchen noch Schweizern, trotz der bis 1860 in Neapel in Garniſon geſtandenen Schweizertruppen und der jahrelangen Beſetzung des Landes durch die Oeſterreicher (Tedeſchi) Etwas gehört; von fremden Nationen kennen ſie nur Franzoſen und Engländer. Da ſie zu Anfange dieſes Jahrhunderts von den Franzoſen hart gezüchtigt wurden, äußern ſie nicht ſelten eine Scheu gegen jeden Fremden und halten hartnäckig Alle, denen ſie nicht gleich den Engländer anmerken, für einen Franzoſen, der das Land auskundſchaften und wohl gar ſchon Quartier für Soldaten beſtellen wolle. Nicht minder hat der Reiſende auch mit der Sprache zu kämpfen, ſelbſt wenn er noch ſo geläufig italieniſch ſpricht. Der Calabreſe redet nur ſeine Mundart und dieſe weicht ſo ſehr ab, daß ihn ſelbſt der Neapolitaner nur mit Mühe verſteht.

Weſtpfahl wurde in Pizzo, dem Grabe Murat's, als er ruhig in den Straßen luſtwandelte, von Männern und Weibern, welche ſich mit Hohn und Stolz ſelbſt „Räuber" nannten, als franzöſiſcher Hund (can francise) verfolgt und wenigſtens in Worten mit dem Tode bedroht.

Alle Fremden klagen über die zudringliche Neugierde der Bewohner, welche aus der Abgeſchiedenheit der Gegenden entſpringt. Der Reiſende thut aber wohl, um ſich nicht verdächtig zu machen, die Fragen zu beantworten, ſoweit die Unverſtändlichkeit der Sprache geſtattet. Gewöhnlich heißt der Eingang: „Da dove siete, loro Signori?" (wo kommen Sie her?), dann kommen die Fragen nach Stand, Reiſeziel und bei Fußreiſenden die verwunderte Frage: „warum ſie zu Fuße gehen?" welches als ein Zeichen der höchſten Armuth gilt, da, wie ſchon erwähnt, es den Leuten nicht begreiflich zu machen iſt, daß man aus wiſſenſchaftlichen Zwecken die genaue Kenntniß eines Landes wünſchen könne. Ueberhaupt iſt den Calabreſen das Reiſen, auch auf bequeme Art und Weiſe, durchaus kein Vergnügen; nur Geſchäfte können ſie dazu zwingen, nicht der Trieb zu wiſſen, wie es hinter ihren Bergen ausſieht. Da der ganze Handel des Landes darin beſteht, die Rohprodukte (Getreide, Oel und Seide) in die Küſtenplätze Reggio, Pizzo, Amantea ꝛc. zu bringen, von wo ſie Schiffe aus der Hauptſtadt oder aus Sicilien weiter verführen, ſo iſt auch von dieſer Seite der Anlaß zu Reiſen gering. Fremde haben jedoch, beſonders ſolche, denen die Calabreſen den Ketzer anmerken, den Vortheil, im Verdachte geheimer Wiſſenſchaft zu ſtehen, und als Schwarzkünſtler glücklich Lottonummern angeben zu können. Die Fremden werden vielfach darum gebeten und eine arme Frau, wie Weſtpfahl erzählt, wollte nur gewinnen, um die Seelen ihrer Angehörigen aus dem Fegefeuer zu retten.

Nicht nur im Zorn und aus Rache sind Ermordungen etwas sehr Häufiges, sondern auch Bürger von Städten sind Dilettanten des Räubergewerbs. So wurde 1825 ein Raubmord an einer englischen Familie, welche Päſtum besuchte, von Bürgern aus Eboli begangen. Bei Rotonda (Cal. cit.) waren noch 1825 die Köpfe von 5 Bürgern aus Biſignano aufgesteckt, welche drei Jahre vorher unter Anführung eines 68jährigen Tischlermeisters und Beiziehung mehrerer guten Freunde sich das Vergnügen gemacht hatten, die königliche Post anzufallen und um 4000 Piaſter zu berauben. Nach mehreren Wochen, als die Urheber entdeckt waren, fand man das gesammte Geld mit Ueberschuß von 4 Piaſtern noch vor; ein Beweis, daß die Leute nicht von Noth getrieben waren. Wo solche Thaten ohne eigentliche Veranlaſſung vorfallen, da muß es desto schlimmer hergehen, wo die Rache mit in's Spiel kommt, und zwar mordet der Calabreſe dann nicht im Zorn, sondern mit großer Kaltblütigkeit. So erhielt in einer kleinen Stadt im Gebirge der etwas strenge Richter eines Abends auf der Straße einen Messerſtich, der ihn indeſſen nicht schwer verwundet; er erreicht sein Haus, muß aber doch der Wunde wegen sein Bett hüten. Da kommen nach einigen Tagen zwei Leute, wie gewöhnlich bewaffnet, in das Haus und verlangen den Richter zu sprechen, und die Frau desſelben, welche beide recht gut kennt, findet auch kein Bedenken, sie in das Zimmer zu führen, wo ihr Mann im Bette liegt. Hier bleibt der Eine draußen an der Thür stehen, der Andere nähert sich aber dem Bette und erschießt den Kranken in demſelben! Darauf eilt er hinweg. Die Frau indeß, obgleich schwanger, hat doch noch Kräfte genug, ihn von hinten zu umfaſſen und laut um Hülfe zu rufen. Da erscheint aber der Andere, welcher vor der Thür geblieben war, und anstatt durch die Kraft seiner Hände oder durch eine Drohung mit dem Gewehr seinen Gefährten zu befreien, erschießt er die Frau. Beide Mörder entkamen.

Noch bestialer ist aber ein Mordgelüst, von welchem Boz Dickens in seinen italieniſchen Reiseſkizzen Meldung macht, das sich zwar nicht auf Unteritalien bezieht, aber hierher ebenso gut paßt, da sich darin die Italiener in ihrem Geſammtvaterlande, wenn Zeit und Umstände passen, gleichen würden. „Livorno", sagt er, „steht in schlechtem Rufe wegen seiner Banditen, und man muß gestehen, nicht ganz mit Unrecht; denn vor einigen Jahren war hier ein Meuchelmörderclub, deſſen Mitglieder gegen keinen Menſchen beſondern Haß spürten, die aber Leute, welche ihnen ganz und gar fremd waren, Nachts auf der Straße erstachen, bloß der Luſt und Aufregung wegen, die in solchen Abenteuern liegen. Ich glaube, der Präſident dieſer liebenswürdigen Geſellschaft war ein Schuhmacher. Er wurde jedoch eingezogen und der Club löſte sich auf."

Wer hundert andere barbariſche Novelletten und Charakterzüge aus dem romantiſch-naiven Italien kennt, der wird Dickens' Mittheilung nicht bezweifeln. In einer neapolitaniſchen Reiſe leſen wir folgendes ſchwerlich erfundenes Genreſtückchen: „Ein großes Huhn, seines ganzen Federanzuges, ſelbſt die Flügel nicht ausgenommen, beraubt, ſpazierte ziemlich pathetiſch, aber dennoch friſch gackernd mir entgegen; begleitet von einem Rudel muthwilliger

(neapolitanischer) Jungen, von denen das arme Thier auf diese Weise platonisirt worden war."

Dergleichen Genieſtreiche kommen nicht vereinzelt vor. Jeder Reisende lernt an vielen Orten Italiens Familien kennen, welche dort einer Kur wegen Jahre lang verweilen müſſen und den Verſuch gemacht, ihre Kinder zur Schule zu ſchicken. Es iſt aber unter den naiven italieniſchen Knaben nicht mehr von Schulſtreichen, ſondern von Spitzbübereien, Schamloſigkeiten und ſolchen Bösartigkeiten die Rede, welche detaillirt zu beſchreiben nicht möglich iſt.

Der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" wurde im Auguſt 1857 aus Botzen geſchrieben, daß die Entdeckung eines Mitſchuldigen an den Beraubungen des Poſtwagens gelungen wäre und zur Verhaftung von fünf Mitſchuldigen geführt hätte. Die Straßenräuber wären ſämmtlich Bedienſtete in Handlungs- und Bankierhäuſern von Verona; „aus ihrem Stande erkläre ſich das gentile Benehmen der Verbrecher."

Wer nicht einſehen kann, daß grobe Verbrechen von Leuten aus den gebildeten Schichten zur Diagnoſe des National-Charakters und der Cultur-Barbarei des ganzen Landes gehören, daß ſie nicht mehr als ordinaire Unregelmäßigkeiten zu betrachten ſind, der will oder kann keine ſittlichen Prozeſſe und Symptome begreifen. Eine Correſpondenz-Nachricht aus Italien ſei als Beiſpiel angeführt, wie die deutſchen Schöngeiſter die italieniſchen Natürlichkeiten ſelbſt auf Unkoſten der deutſchen Cultur- und Charaktertiefe zu protegiren ſuchen. Der correſpondirende Enthuſiaſt kann nicht begreifen, daß eben in dem nackten Naturalismus eines Culturvolkes die ſchlimmſte Sünde und Anklage beſteht; daß der Italiener viel zu ſinnlich und oberflächlich iſt, um ein Verbrechen mit ſo viel Prämeditation und Conſequenz zu begehen, wie das die nordiſchen Verbrechen, aber Gott ſei Dank nicht die deutſchen Lebensarten, Geſchichten und Sitten charakteriſirt.

Der naive Apologet raiſonnirt ſo: „Der Süditaliener iſt vielleicht mehr als ein anderer Menſch zu thätlichen Verbrechen geeignet, er mordet aus Habſucht, weil ihm, dem Naturmenſchen, der Begriff des Mein und Dein zur Zeit noch fremd iſt; aus Rache, weil ſein heißes Blut keine Verzeihung geſtattet; aus Eiferſucht, weil das Weib der einzige rechtmäßige, durch die Religion geheiligte Beſitz iſt, welchen er begreift oder ahnt!! Aber alle dieſe Verbrechen begeht er, ohne ſich jener hölliſchen moraliſchen Verruchtheit ſchuldig zu machen, mit welcher die Menſchen in den nördlichen Ländern hinter dem Ofen oder am Kamine, oder in den engen Zimmern brütend, Väter, Söhne, Freunde und Wohlthäter morden!! Verrätherei an verwandten oder befreundeten Perſonen, durch Heuchelei in tief erſonnene und ſchlau verſteckte Fallſtricke gelockt, ſo häufig in den cultivirteſten Ländern Europa's, iſt den Süditalienern unbekannt." Dieſes unglaublich verrückte Raiſonnement ſteht in einer der beliebteſten und älteſten Zeitſchriften zu leſen, und ſcheint bei den Aeſthetikern recipirter Styl zu ſein.

Theils Urſache, theils Folge der in ganz Italien, beſonders aber in Süditalien herrſchenden Unſicherheit iſt die allgemeine Bewaffnung des

Volkes. Von Eboli an durch ganz Calabrien — Monteleone, Reggio und einige flache, mehr bevölkerte Gegenden ausgenommen — wird man selten einen unbewaffneten Calabresen antreffen.

Wenn der Bauer mit seinen Leuten zu Esel auf das Feld reitet, — denn zu Fuß gehen ist eine Seltenheit und nur für das niedrigste müssige Gesindel eine gewöhnliche Sache, — so fehlt die Flinte nie, quer vor dem Manne über den Eselsrücken gelegt. Man trifft auf der Hauptstraße des Landes zu jeder Stunde Haufen bewaffneter Burschen an, welche die Straße, wie sie sagen, zu sichern haben und dem Reisenden gegen Bezahlung zur Begleitung sich aufdringen.

Es scheint ihnen aber alles Mögliche daran zu liegen, die Straße als unsicher zu schildern, sie sprechen fortwährend von Raub und Mordversuchen und ihrem dabei bewiesenen Muth und drohen, wenn man ihnen nicht zu ihrem bedungenen Lohne zulegt, die Reisenden zu verlassen. Daß es aber wirklich mit der Sicherheit des Landes nie ganz richtig gewesen, beweisen die Anstalten der Behörde: so wurde bei Antonietta, unweit Consenza, der Weg durch den Wald an einem Markttage bei eines Reisenden (Hugi) Durchreise, der uns schon oft als Gewährsmann gedient hat, militärisch besetzt und doch getrauten sich die Bewohner von Acri, Bisignano u. s. w. nur in geschlossener, bewaffneter Karawane von mehr als 150 Mann den Markt zu besuchen. Selbst die königliche Post von Neapel nach Calabrien war von Eboli an militärisch organisirt. In Eboli blieb der Wagen zurück, die Reisenden erhielten Pferde, das Gepäck wurde auf andere verladen und bewaffnete Reiter eröffneten und schlossen den Zug, und dennoch wurde mehrmals Alles rein ausgeplündert. Solche Postkarawanen gingen gewöhnlich alle 14 Tage, und nur wenn die Noth es erforderte, öfter.

alabrien nährt im Durchschnitt einen kräftigen Schlag von Menschen, unter denen schöne Männer und Weiber gar nicht selten sind. Die Kleidung der Einwohner ist fast durchgehends dieselbe. Sie besteht bei den Frauen aus blauen und rothen, in der Basilikata jedoch braunen oder schwarzen Tüchern, die um den Leib festgebunden werden. Arme und Oberleib bedeckt eine Art Mieder, das vorn nicht schließt, sondern unten und auch über den Busen sofort zusammengeschnürt wird; die Aermel sind nicht angenäht, sondern mit Schnüren locker an das Mieder befestigt, so daß ein mehrere Finger breiter Raum bleibt, wo man das Hemde sieht, welches hier gewöhnlich etwas feiner ist, als an den übrigen Stellen. Der Kopf wird mit einem weißen, zuweilen gefranzten Tuche bedeckt, welches in ein Viereck zusammengelegt ist und in den Nacken herabfällt. Dieser ganze Anzug giebt dem Körper etwas Steifes, weil er alle Formen verwischt und erinnert nicht selten, besonders wenn der Rock gar zu eng ist, an ägyptische Bildwerke. Die Männer tragen dunkle tuchene Jacken und kurze Hosen, braune Strümpfe und schwarze hohe Gamaschen, statt welcher die Aermeren den Fuß mit Sandalen aus ungegerbten Häuten bekleiden und das Bein mit Tuchlappen umwickeln. Den Kopf bedeckt eine lange wollene Mütze, von blauer, rother oder brauner Farbe und darüber der zu modischen Ehren gelangte spitze Cala-

breiterhut, welcher in seiner ursprünglichen Form fast grade abfallende Krempen hat, so daß das Ganze die Gestalt eines kurzen Zuckerhutes erhält. Schwarze oder farbige Sammtbänder umgeben diesen Hut unten, oben und in der Mitte und halten bei unternehmenden jungen Leuten eine Hahnenfeder fest.

In der kälteren Jahreszeit kommt zu dieser Kleidung noch der lange Mantel mit kleinem Kragen, wie man ihn in ganz Unter-Italien trifft und den, wenn er auch noch so zerfetzt ist, der Italiener doch so umzuwerfen versteht, daß er darin Etwas vorstellt.

Gehen wir nun auf Sicilien über, über das wir vornehmlich nach Adolf Helffrich's Reisebeschreibung (1850) und der von Ernst Häckel (1859) berichten wollen. Beide Schilderungen werfen auch auf die Zustände des Festlandes einzelne Streiflichter. Nur in Bezug auf Straßenbau sind in Sicilien einige Fortschritte zu erkennen, welche vielleicht den strategischen Rücksichten zu danken sind, die der kriegerische Zustand, in der sich diese Insel so lange befand und noch befindet, wachgerufen; in Bezug auf technische Cultur des Landes und geistige Bildung Sicilien's stimmen diese Mittheilungen mit denen früherer Beobachter überein. Aber die Unterhaltung der Straßen liegt noch im Argen. Schon im Januar 1849 war zwischen Selinunt und Sciacca eine vom Hochwasser abgerissene Brücke verschwunden, für die Jedermann gern den geforderten Tarif erlegte, da sein Weg dadurch um Vieles kürzer und bequemer war — und dennoch waren ein Jahr darauf noch keine Anstalten getroffen, Hand an die Wiederherstellung derselben zu legen, obschon eine solche sicilische Brücke aus weiter nichts als aus einigen aufgerichteten Steinen und darüber gelegten Balken besteht, und der sehr bedeutende Umweg, den man zu machen hat, an abschüssigen Felswänden hinauf- und herabführt. Es ist freilich traurig genug, daß in diesem Lande eine Gemeinde gar nicht daran denkt, zur Erleichterung des Verkehrs, überhaupt in Gemeindeangelegenheiten, auch nur einen Bajocco auszugeben, so daß es in der Regel eine wirklich halsbrechende Arbeit ist, von den meist auf Bergspitzen gelegenen Städten hinab in den Thalgrund zu gelangen; aber fast noch unverzeihlicher muß man es finden, daß die königlichen Beamten auch jetzt noch dergleichen abscheuliche Mißbräuche dulden und es ganz gleichgültig mit ansehen, wenn zuletzt für das Maulthier nur noch eine Hand breit übrig bleibt, um an dem Rande eines jähen Abgrundes vorüber zu kommen.

Zwischen Sciacca und Girgenti trifft man auf Flüsse, Bäche, Sümpfe, Moräste, Dünensand, Moorgrund, Haiden, Kornfelder, Weideplätze auf steilen Felsplätzen, aber in einer Entfernung von 20 Miglien auf kein einziges Haus. Wie die Bodencultur in diesen Gegenden beschaffen ist, kann man danach bemessen. Sicilien, ehedem das fruchtbarste Land Europa's und die Kornkammer Italiens, erzeugt gegenwärtig nicht ein Mal mehr soviel Getreide, um seine eigene Bevölkerung zu ernähren. Namentlich beziehen Stadt und Provinz Messina viel Korn aus Calabrien; die Getreidehändler in Catania machen daher ganz vortreffliche Geschäfte dahin, wenn während politischer Wirren, durch die die unglückliche Insel so oft heimgesucht wird, die Verbindung mit Calabrien unterbrochen ist.

Kalte Grauſamkeit und völliger Mangel alles Mitgefühls für die Thiere iſt bekanntlich ein allgemeiner Charakterzug aller romaniſchen Nationen, und ſie ſtehen in dieſer Beziehung tief unter den ſlawiſchen Völkerſchaften, bei denen ſich die Hausthiere, wie bei den Arabern, einer faſt familiären Zärtlichkeit und ſorgfältigen Behandlung erfreuen. Unter den Romanen gebührt aber vor allen andern den Italienern und beſonders den Neapolitanern in dieſer Beziehung der ſchlechteſte Ruf. Zwar haben ſie nicht die blutigen Stierkämpfe der Spanier; dafür aber quälen ſie alltäglich ihre Pferde und Eſel mit einer ſo empörenden Grauſamkeit, daß die verhältnißmäßig kurze Qual des wenigſtens raſch zu Tode gemarterten Stiers dagegen als ein glückliches Loos erſcheint.

Man könnte viele einzelne Beiſpiele hierfür anführen, doch ſei hier nur eines hervorgehoben, das Häckel mehrere Male mit angeſehen hat. Wenn im Toledo in Neapel eines der ſchwer beladenen Laſtthiere, wie es dort ſtündlich geſchieht, auf den glatten Quaderplatten ausgerutſcht und geſtürzt iſt, ſo pflegt es ſich wegen der aufgebürdeten übermäßigen Laſt nur mit großer Mühe wieder erheben zu können. Statt ihm nun dies durch Abnahme eines Theils der Laſt zu erleichtern, ſucht der neapolitaniſche Eſeltreiber ſeinen Zweck einfacher durch quälende Schmerzen zu erreichen und ſticht das arme Opfer mit einem ſpitzen Eiſenſtachel in wunde Stellen auf der hintern Seite des Rückens und am Vorderbug, die zu dieſem Zwecke beſtändig offen erhalten werden. In einigen Fällen nun, wo dieſe Qual noch nicht heftig genug iſt, das arme Thier zum Aufſpringen zu bewegen, nimmt der Treiber ſein Feuerzeug und zündet einen kleinen Reiſigbündel an, den er dem Thiere unter die Flanke, auf die es geſtürzt iſt, geſchoben hat. Dieſes Mittel hilft denn auch in den verzweifelſten Fällen. An ſolche barbariſche Grauſamkeit iſt man dort ſo gewöhnt, daß kein Menſch ein Wort darüber verliert und wenn es einem Fremden einfällt, den Neapolitaner darüber zur Rede zu ſetzen, ſo wird er verwundert angeſehen, oder erhält höchſtens zur Antwort: „Eh, non sono Christiani!“ (Je nun, es ſind ja keine Chriſten!)

Solchen Rohheiten, wie man ſie täglich in Neapel ſieht, begegnet man in Sicilien ſelten, wie denn überhaupt die Sicilianer im Ganzen gutmüthiger, natürlicher und unverdorbener ſind, als die Neapolitaner. Daß der Charakter beider Nationen trotz vieles Gemeinſamen in Sprache und Sitte doch vielfach verſchieden, ja entgegengeſetzt ſich äußert, iſt bekannt, und man wird bei einem Vergleiche faſt immer die Wagſchale ſich zu Gunſten der Sicilianer ſenken ſehen. Häckel meint, er könne in dieſer Beziehung die Angaben anderer Reiſenden von anderen Geſichtspunkten aus nur beſtätigen. Er gründet ſein Urtheil auf die Erfahrungen eines Jahres, deſſen Sommerhälfte er in Neapel, die Winterhälfte in Meſſina zubrachte. Der wiſſenſchaftliche Zweck, den er während dieſes Aufenthalts verfolgte, das Studium niederer Seethiere, nöthigte ihn während dieſer ganzen Zeit zum täglichen Verkehr mit dem niederen Volke, zunächſt allerdings nur mit einer Klaſſe desſelben, mit den Bootsleuten, die ihn täglich bei ſeinen Excurſionen auf das

Meer begleiteten, und mit den Fiſchern und Fiſcherjungen, die ihm ihre Beute zubrachten. Indeß hatte er auch ſonſt vielfach Gelegenheit, in das Leben und Treiben verſchiedener Volksklaſſen, beſonders der niederſten, manchen Blick zu thun, wozu ja überhaupt der Fremde bei der extremen Oeffentlichkeit, mit der das ganze private Leben im ſüdlichen Italien zur Schau getragen wird, fortwährend mannichfache Gelegenheit findet. Außerdem war Häckel aber gerade der Verkehr mit den Fiſchern doppelt lehrreich, da dieſe Leute einmal mehr als andere Gewerbtreibende einen beſtimmten, feſten Charakter angenommen haben und denſelben immer mit derſelben Offenheit und Präciſion äußern.

„Um nun zunächſt", ſagt unſer Gewährsmann, „des Nutzens zu gedenken, den mir die dienſtbaren Fiſcher in Neapel und Meſſina gebracht haben, muß ich bekennen, daß die Erſteren mir ſo gut wie nichts geholfen, mir aber dafür ſehr viel Aerger und Mühe, Zeit und Geld gekoſtet haben, während die ſicilianiſchen Fiſcher durch ihre Bemühungen den Erfolg meiner Arbeiten weſentlich gefördert haben. Die Thierchen, um die es ſich handelte, waren pelagiſche Geſchöpfe aus verſchiedenen Klaſſen der Wirbelloſen, alle aber ausgezeichnet durch ihr farbloſes, durchſichtiges, kryſtallhelles Ausſehen, welches ihr Erkennen und ihren Fang ſehr erſchwert. Zu dieſen eigenthümlichen Thieren gehören z. B. die Helmichthyden oder Wurmfiſchchen, kleine, nur ein paar Zoll lange Fiſchchen, ſo glashell und durchſichtig, daß man die Schrift eines Buches durch ſie hindurch leſen kann. Aus der Klaſſe der Würmer zählt dahin die Alciope und Sagitta, aus dem Kreiſe der Mollusken die zahlreichen reizenden Formen der Flügel- und Kielſchnecken, dann der ganze Schwarm der merkwürdigen Salpen; ferner zählen dazu die ſeltſamen Colonieen der Schwimmpolypen, die feinen Glocken- und Rippen-Quallen und viele andere ſonderbare Geſchöpfe aus allen Klaſſen der wirbelloſen Thiere. Alle dieſe pelagiſchen Thiere, wie verſchieden ſie auch ſonſt ſind, ſtimmen in ihrer Farbloſigkeit und glasartigen Durchſichtigkeit überein und erfordern daher ein ſehr ſcharfes Auge zum Erkennen. Dazu wird ihr Fang noch dadurch erſchwert, daß ſchon die leiſe Berührung des Netzes dieſe äußerſt zarten Geſchöpfchen verletzt oder tödtet, und daß man, um ſie ganz und lebendig zu erhalten, genöthigt iſt, ſie in einem Becherglaſe zu ſchöpfen. Und dieſe alle brachten mir nun die Fiſcherjungen von Meſſina nicht nur täglich lebend und beſterhalten zu, ſondern ſie kannten auch die einzelnen, zum Theil nur durch feine Unterſchiede getrennten Species ſehr genau und hatten für die meiſten derſelben beſondere Namen. Hierdurch allein ſchon wird einerſeits eine ſcharfe Beobachtungsgabe und ein feines Unterſcheidungstalent, andererſeits eine gewiſſe Ausdauer und Arbeitsluſt, oder wenigſtens eifriges induſtrielles Streben bewieſen. Von beiden war bei den neapolitaniſchen Fiſchern nichts zu finden und alle Bemühungen, ſie zu dieſem feinen Geſchäfte durch Geduld abzurichten oder ſelbſt durch Geld zu bewegen, waren vergebens. Das dolce far niente galt hier ſtets als höchſtes Princip; hatten ſie genug Geld ſich erſchwindelt, um wieder ein paar Tage ihr faules Leben fortzuführen, ſo konnte ſie keine Verſprechung, kein Geſchenk bewegen, ihre unthätigen Glieder zu rühren.

Wie anders thätig waren da meine Messinesen, welche zu Dutzenden in rastlosem Eifer und unermüdlichem Wettstreite stets zum Verdienen und Arbeiten bereit waren."

Ebenso sind die Bootsleute und Matrosen von Sicilien ungleich unternehmender, thätiger und geschickter, als die des Festlandes, und dieser selbe Zug, Interesse und Eifer bei der Berufsarbeit, wenn auch hauptsächlich nur in der steten Rücksicht auf Gewinn, ist in allen andern arbeitenden Klassen wiederzufinden, während in Neapel z. B. unter gleichen Verhältnissen überall mehr Schlaffheit, Indolenz und Müßigang herrscht. Eine natürliche Folge ist, daß das Selbstgefühl und der Charakter beim Sicilianer viel mehr entwickelt ist als beim Neapolitaner. Der Letztere ist nur so lange muthig, dreist und bis zur Unverschämtheit übermüthig, so lange man ihm bescheiden und anspruchslos begegnet; diese Unverschämtheit schlägt aber in das Gegentheil um, sobald man ihm fest und entschieden entgegen tritt. Dann wird er kriechend und zieht sich eilig feig zurück, wie ihm denn überhaupt wirklicher Muth und männliche Entschlossenheit fehlen. Gegen eine wohlverdiente Züchtigung wogt er sich nie zu vertheidigen und die Bastonata ist als ultima ratio bei ihm sehr wohl angewandt. Wollte man dagegen wagen, einen Sicilianer mit dem Stock zu schlagen, so würde man sich leicht der thätlichen Erwiderung, vielleicht auch dem sehr beliebten Messerstich in den Rücken aussetzen. Ueberhaupt verträgt er eine gewaltsame und herrische Behandlung viel weniger, aber er ist dafür auch selbst bescheidener und tritt mit weniger Arroganz auf. Schon aus diesem Grunde muß der Sicilianer den Neapolitaner verachten, aber er hat noch außerdem Grund genug, ihn von ganzem Herzen zu hassen. Wie lebendig dieses Gefühl schon von Jugend auf in den Gemüthern genährt wird, beweist unter andern ein charakterischer Zug, der Häckel in Messina oftmals ergötzt hat.

Unter den vielen abenteuerlichen, durchsichtigen pelagischen Thieren, die diesen Naturforscher die Fischerknaben täglich brachten, fand sich sehr häufig ein seltsamer, glasheller Krebs aus der Ordnung der Amphipoden oder Flohkrebse. Dieses Thierchen, höchstens einen Zoll lang, welches der Gattung Phronima angehört, hat nur einen dünnen schmächtigen Leib, aber einen ungeheuren Kopf mit zwei colossalen Augen und mächtigen Freßwerkzeugen. An dem schmal zusammengedrückten Bruststück sind sieben Fußpaare befestigt und das fünfte derselben ist unverhältnißmäßig entwickelt und trägt je eine colossale, zweifingrige, schneidende Scheere, die wie eine Messerklinge eingeschlagen werden kann. Diese furchtbaren Waffen gebraucht nun der Raubkrebs, um sich in den kleinen, durchsichtigen, tonnenförmigen Gehäusen gewisser Manteltierchen (Salpa) und gallertigen Melonenquallen (Beroe) festzusetzen. Er frißt den unglücklichen Inhaber derselben langsam auf und benutzt dann dessen Tönnchen zeitlebens als eigene Wohnung. Diese grausamen Schmarotzer nun sind bei allen Fischern in Messina unter dem Namen „Napolitano" bekannt und selten brachte ein kleiner Fischerknabe Häckel eines dieser Raubthiere, ohne eine malitiöse Bemerkung gegen den Neapolitaner hinzuzufügen: „Seht, Herr, diesen verdammten Neapolitaner, er frißt die arme sicilianische

Beſtie auf und plündert ihr Haus. Aber nun kommt die Rache! Geh zum Teufel, verfluchte Beſtie!"

Zum Theil erklären ſich dieſe Diſſonanzen des Nationalcharakters ſchon aus der verſchiedenen Geſchichte beider Länder. Die glorreichen Zeiten der Blüthe, ſowohl im grauen Alterthum, wo unter griechiſchem Einfluß Syracus, die Nebenbuhlerin Athen's, eine Zeit lang die erſte Stadt der Welt war, als ſpäter im Mittelalter, wo Sicilien ein unabhängiges glückliches Königreich bildete, haben fruchtbar auch noch auf ſpätere Zeit nachgewirkt. Die Saracenen, die zwei Jahrhunderte hindurch die Inſel beherrſchten, um dann von den ſtärkeren Normannen verdrängt zu werden, die glückliche Regierung der Normannenkönige und der ihnen folgenden Hohenſtaufen, vor allen unſeres großen Kaiſers Friedrich II., der mit ſeiner Gemahlin Conſtantia von Aragonien und mehreren anderen normanniſchen und hohenſtaufiſchen Königen im Dome von Palermo begraben liegt — ſie alle haben ſich in den prachtvollen Domen und Paläſten, die noch heute der Hauptſtadt der Inſel zur größten Zierde gereichen, unvergängliche Denkmale geſtiftet und in vielen trefflichen Einrichtungen lebt noch heute ihr Name unvergeſſen fort. Vielleicht iſt durch alle dieſe verſchiedenartigen Occupationen die gegenwärtige Bevölkerung Siciliens gemiſchter und aus verſchiedeneren Elementen zuſammengeſetzt, als irgend eine andere in Italien. Aber ſie iſt in dieſer Miſchung nicht untergegangen, ſondern hat neue Keime daraus empfangen und den eingepflanzten Charakter in gewiſſen Richtungen, ja zum Theil ſogar noch in der Körperbildung treu bewahrt. So erinnert die dunkle Bevölkerung der Südküſte mit ihren ſchwarzen Augen, dem gelbbraunen Teint und den dicken rothen Lippen an den ſaraceniſchen Urſprung; unter den Syracuſanern und Catanenſen herrſchen ſchöne griechiſche Profile mit kurzen Stirnen, langen geraden Naſen und kleinem Munde; unter der Bevölkerung der Nordküſte, beſonders in den Umgebungen von Palermo, glaubt man nicht ſelten in den helleren Augen und lichtbraunen Haaren den germaniſchen Typus wiederzuerkennen. Und ebenſo, gar noch viel deutlicher laſſen ſich dieſe Einflüſſe, ſowohl der griechiſche, als der normanniſch-deutſche und ſaraceniſche, in der Sprache nachweiſen, in der viele bezeichnende Ausdrücke jener drei Sprachen entnommen ſind. Dieſe vielfältige Miſchung macht den ſicilianiſchen Dialekt, der ſchon an und für ſich in den gleichen Vocabeln durch Umlautung der Vocale und Abſchleifung der harten Conſonanten ſehr vom italieniſchen abweicht, ſchwer verſtändlich, und der Foreſtiere kann ſich in der ſchönen, normalen Umgangsſprache von Florenz und Rom frei bewegen, ja er kann ſogar an die Barbarismen des neapolitaniſchen Dialekts gewöhnt ſein, ohne doch von einer ſicilianiſchen Unterhaltung, beſonders auf dem Lande, nur ein Wort zu verſtehen.

Man wird fragen, warum bei der im Ganzen culturfähigen Bevölkerung Sicilien's, da der Staat zur Hebung der Volksbildung bisher ſo außerordentlich wenig that, die Kirche nicht dieſe Verpflichtung übernimmt, durch deren redliche Erfüllung ſie in früheren Jahrhunderten eine wahrhafte Wohlthäterin der Menſchheit wurde. Die Antwort iſt ſehr einfach: weil die Geiſt-

lichkeit ſelbſt ohne alle höhere Bildung iſt und Niemand Etwas mittheilen kann, was er ſelbſt nicht beſitzt. Der ſiciliſche Prieſter iſt durchſchnittlich ein homo rudis, der ſelten ein anderes Buch lieſt als ſein Brevier. Unter dem ſüditaliſchen Clerus fehlt es leider nicht an Beiſpielen arger Verdorbenheit. Vor ein paar Jahren ereignete ſich in Salerno ein furchtbarer Fall. Ein reicher Einwohner hatte unter Hand verlauten laſſen, er werde Demjenigen eine bedeutende Summe auszahlen, der einen gewiſſen von ihm tödtlich gehaßten Menſchen aus dem Wege räume. Ein Prieſter erbot ſich dazu, vollbrachte den Mord und ſteckte, um ſich über die That ausweiſen zu können, ein Ohr des Ermordeten zu ſich. Mittlerweile mußte er Meſſe leſen, und als er während der Handlung in die Taſche griff, um mit ſeinem Taſchentuche ſich einige Tropfen kalten Schweißes von der Stirn zu trocknen, fiel das Ohr zur Erde und der Miſſethäter wurde in Folge deſſen der Gerechtigkeit überliefert.

Es iſt ſchwer, in Sicilien einen Tag zu reiſen, ohne irgendwo einem Feſte zu Ehren eines Heiligen zu begegnen. Kaum daß die Sebaſtiansfeier in Mililli zu Ende iſt, ſchicken die Leute ſich an, mit Weib und Kind in dem benachbarten Lentini einem mehrtägigen Feſte beizuwohnen, und „eben erſt hatten wir," ſagt Helffrich, „Catania am Himmelfahrtstage erreicht, von deſſen Begehung weiter nichts zu bemerken war, als lange Reihen Strohfeuer, die in allen Hauptſtraßen unter der Fürſorge des heranwachſenden Geſchlechts hell aufloderten; da fanden wir bereits alle Wagen und Saumthiere beſtellt, um in Tre Caſtagne den Tag eines anderen Schutzpatrons feſtlich zu begehen. Solche mit Jahrmarkt und Feuerwerken verbundene Feſte ſind, wie unſere Kirchmeſſen, wahre Entſittlichungsanſtalten und laſſen nur das Eine zu wünſchen übrig, daß ihre Zahl recht bald möglichſt beſchränkt und Zeit und Koſten auf die Beſſerung und Vorbereitung des Schulunterrichts verwendet werden möge."

Bogumil Goltz berichtet: „Im Dome zu Meſſina befindet ſich unmittelbar vor dem Eintritt in das Schiff der Kirche und mit ihr unter einem Dache ein garſtiger Ort. Dieſem Menſchenſtall gegenüber ſieht man eine Reihe von Zimmern, in welchem die Geiſtlichen Toilette machen. Als ich dort eintrat, wurde Chokolade gefrühſtückt, ſchlugen zwei Knaben Burzelbäume auf den Teppichen, converſirten mehrere Geiſtliche in den verſchiedenen Stadien des Negligé's und in dem Comfort mit einander, wie Schauſpieler, die ſich in ihrem Ankleidezimmer befinden. Es war eben ein Feſttag, der Organiſt ſpielte mit dem Flötenregiſter „a di tanti palpiti". — Mehrere Geiſtliche gingen in den Seitenſchiffen ſpazieren, nahmen Tabak und converſirten wie an einem öffentlichen Vergnügungsorte. — Hinterdrein erzählten mir Landsleute, die ſeit vielen Jahren in Meſſina wohnen, es käme nicht leicht eine Hauptnichtswürdigkeit vor Gericht, bei der nicht direkt oder indirekt ein Geiſtlicher mit verwickelt ſei. Die neueſte und unſchuldigſte Anekdote war damals die, daß ein Pfarrer das Tabernakel benutzt hatte, um an der Kehrſeite in den verſchließbaren Räumen Schinken und Würſte aufzubewahren."

„In der Religionsübung", ſagt Boz Dickens, „zeigt der Italiener ein

naives Gemiſch von Ehrfurcht und Unehrerbietigkeit, von Phlegma und Bigotterie Niederknieend auf den Steinboden, beſpeit er ihn in demſelben Augenblick und ſteht vom Gebete auf, um ein wenig zu betteln, oder eine andere weltliche Angelegenheit zu verrichten, und kniet dann wieder nieder, um die zerknirſchte Bitte da, wo ſie abgebrochen, fortzuſetzen. In einer Kirche erhob ſich eine knieende Dame ein paar Augenblicke vom Gebete, um uns ihre Karte als Muſiklehrerin anzubieten; und in einer andern unterbrach ein geſetzter Herr mit einem ſehr dicken Spazierſtock ſeine Andacht, um ſeinen Hund durchzuprügeln, der einen andern Hund anknurrte, deſſen Gewinſel und Geheul durch die ganze Kirche hallte. Der Herr ſetzte nach der Execution ganz ruhig ſeine Andacht wieder fort, verlor aber doch dabei den Hund nicht aus den Augen." *)

Dieſer Charakteriſtik iſt noch hinzuzufügen, daß der Italiener ſeine Heiligen auf die gemeinſte Weiſe ausſchimpft und in demſelben Athem zerknirſcht und feige um Verzeihung bittet, ſobald ihm ſeine lebhafte Phantaſie die Rache des beleidigten „Padrone" ausmalt. Als B. Goltz bei großem Sturme die Ueberfahrt von Sicilien nach Neapel machte, wurden von mehreren

*) Etwas Aehnliches erzählt Schlüter in ſeinen „Briefen über Italien" (1857): „Ich muß auch eines Beiſpieles italieniſcher Frömmigkeit und Auffaſſung des Gebetes gedenken. Während ich in Venedig in einer Kirche war, trat einer von den Kapuzinermönchen in die letztere, kniete auf das ſchmale Brettchen hinter einem Betpulte, faltete die Hände und bewegte bald die Lippen zu ſtillem, ſchnellgeſprochenem Gebete. Ein wohl gekleideter Italiener, welcher vergeblich die von der Kirche in den oberen Stock des Kloſters führende Treppe hinaufgeſtiegen war, um Jemanden zu ſuchen, kommt wieder in die Kirche zurück, geht geraden Weges auf den Kapuziner los und fragt ihn ohne Weiteres um Auskunft. Dieſer löſt ſofort die Hände, zeigt mit der linken den Weg, giebt auch durch einige Worte genauere Andeutungen und flüſtert dann ſein Gebet weiter, indem er links gewendet dem Frager nachſieht. Der Weltmann kommt indeß wieder nicht zurecht, kehrt zurück und ſpricht von Neuem den Kapuziner an, der mittlerweile wieder in vollſter Betübung begriffen iſt. Sofort bricht der Mönch ab, ſteht auf und geht mit dem Fremden, welchen er allem Anſcheine nach mit ganz weltlichen Dingen unterhält." Intereſſant iſt auch das, was Sebaſtian Brunner, der Redakteur der „Wiener Kirchenzeitung" in ſeinen „Fahrten durch Italien" referirt. „In Venedig iſt zuerſt italieniſche Kirchenmuſik an meine Ohren getanzt. Es war in der Kirche St. Salvatore; kaum fünf Menſchen darin; auf einem Orgelchor zwei elegante Geſellen zu ſehen, der Organiſt und ſein Geſellſchafter. Bald ſchwieg die Orgel und es wurde beim Altar geſungen; dann fing die Orgel wieder an. Was war dies für ein cannibaliſcher Lärm! Von Erhebung keine Spur. Eine Muſik für einen raſenden Tanz am Faſchingdienſtag zum Karnavalsſchluß, ein Hopſaſa und Heiſaſa, daß Einem die Ohren gellten, eine Behandlung der Orgel, von der man in Deutſchland keine Ahnung hat, eine wahre Schändung dieſes herrlichen Inſtrumentes! Ein Raſen der Finger über die Klaviatur, ein Stampfen der Füße über das Pedale, daß man meinte, die ganze Orgel werde wie ein kreuzfideler Bruder auf einmal herabſpringen und durch die Kirche tanzen. Weiter kann man es nicht mehr treiben; das iſt der tiefſte Verfall, nicht nur der Kirchenmuſik, ſondern der Muſik überhaupt; das iſt reines Skandalum, welches nur darin ſeine Entſchuldigung hat, wenn es anders eine Entſchuldigung iſt, daß die Leute hier kein Aergerniß daran nehmen, weil ſie es gewohnt ſind. Die miſerabelſte Orgeldudelei in Deutſchland iſt Gold gegen dieſe bachantiſchen Sprünge, von denen man beim erſtenmal Anhören meint, irgend ein Raſender habe ſich einer großen Drehorgel bemächtigt und bearbeite dieſe nach Herzensluſt."

Passagieren der zweiten Klasse die Heiligen ausgeschmäht und à tempo abgebeten, je nachdem die Gefahr größer oder geringer zu werden schien. Die Italiener sind in der Religion und in vielen andern Dingen wie große Kinder, das ist aber eben ihre Miserabilität. Die besten Kinder sind liebenswürdige Barbaren, die kindlich Erwachsenen haben weder Verstand noch Charakter, und eine cultivirte Nation von Kindern ist eine widerwärtige Lüge, eine Monstrosität.

Mexiko's Zukunft.

IV.

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's waren kaum gegründet, als ihre Eroberungslust und ihre ehrgeizigen Absichten sich in wiederholten Einfällen bald kleinerer, bald größerer Trupps von Eingeborenen in das spanische Gebiet kundgaben. Der Capitän Aaron Burr, Jefferson's Nachfolger in der Vicepräsidentur der Vereinigten Staaten, ging im Jahre 1805 so weit, seinen Plan, Neu-Spanien zu überfallen und aufzuwiegeln, öffentlich bekannt zu machen. Auf den energischen Einspruch des Vicekönigs wurde er zwar festgenommen und zur Untersuchung gezogen, aber bald darauf freigesprochen. Dieser schauspielartigen Genugthuung folgte eine kurze Eintracht.

Im Jahre 1812 schlug das Cabinet von Washington dem Vicekönige Don Francisco de Venegas vor, die amerikanischen Grenzen bei der Mündung des Rio Bravo del Norte zu fixiren, sie bis auf den 31. Grad Nördl. Br. zurückzuschieben und schließlich eine gerade Linie bis zum Stillen Ocean zu ziehen; in Folge dessen die Vereinigten Staaten Herren der Provinzen Texas, Neu-Santander, Neu-Biscaya, Neu-Mexiko, Sonora und Ober-Californien geworden wären. Das spanische Cabinet wies solche Anmuthungen mit Unwillen zurück, und es begannen von nun an, zwar vereinzelte, aber sich fortwährend erneuernde Feindseligkeiten. Officiell gemißbilligt, im Geheimen aber ermuthigt und begünstigt, bemächtigten sich die amerikanischen Abenteurer der Städte Bahia und San Antonio de Bexar, und den Neckereien derselben wurde erst ein Ende gemacht, als ein blutiger Sieg des spanischen Generals Elizondo sie theils niedergehauen, theils nach Louisiana zurückgejagt hatte. Darüber kam es nun zum Traktat von Florida, und bis zum Ende der königlichen Herrschaft in Mexiko ereignete sich nichts Feindseliges zwischen den beiden Mächten.

Indessen gelang es den Bürgern der Vereinigten Staaten, von Iturbide und seinen Nachfolgern zu wiederholten Malen Land abgetreten zu erhalten. Ja, sie hatten so wenig ihre Eroberungspläne aufgegeben, daß sie im Jahre 1836 das Banner der Union auf mehreren Punkten Mexiko's aufzupflanzen versuchten und daß 1842, mitten im tiefsten Frieden und ohne vorausge-

ſchickte Kriegserklärung, der Commodore der Union und Befehlshaber der Südſee-Station ſich des Hafens Montereh, der Hauptſtadt von Neu-Californien, bemächtigte. Die mexikaniſche Politik vergaß ihrerſeits die durch ihre Schwäche geforderte kluge Zurückhaltung, und das Dekret Santa Ana's vom 8. Auguſt 1843 trug nicht wenig dazu bei, die Gereiztheit zwiſchen den beiden Mächten zu nähren, da es durch die völlige Abſperrung der Zollgrenze jede zu Lande bewerkſtelligte Handelsverbindung mit den Amerikanern auf formelle Weiſe unterſagte.

Die junge Republik Texas, deren Abfall von Mexiko ihren Grund in der Weigerung hatte, welche die Generalregierung der Anerkennung der Trennung des texaniſchen Staates von dem von Coahuila entgegengeſetzte, hatte bald um die Aufnahme in die Vereinigten Staaten nachgeſucht und dieſelbe erhalten. Während der Unterhandlungen über die Annexion, welche Mexiko für immer die Hoffnung beraubt hätte, ein Gebiet wieder zu erobern, das an Ausdehnung der zweitgrößte Staat der mexikaniſchen Republik war, rüſtete ſich Mexiko zum Kriege gegen Texas, dem die Regierung noch immer den Charakter einer im Aufruhr befindlichen Provinz beilegte. Gegen dieſes Vorhaben legten die Vereinigten Staaten energiſchen Proteſt ein, indem ſie erklärten, daß, „da Texas auf dem Punkte ſei, in die nordamerikaniſche Union aufgenommen zu werden, dieſe ein Vorgehen nicht billigen könne, welches den offenen Zweck verfolge, dieſen Anſchluß zu verhindern.“ Dieſe jedem Völkerrecht Hohn ſprechende Erklärung wurde von dem Präſidenten der Vereinigten Staaten im verletzendſten Tone abgegeben und nur mit einigen Scheingründen verbrämt. Allerdings konnte nicht geläugnet werden, daß Texas ſeit ſeiner Unabhängigkeit, welche von den drei erſten Seemächten anerkannt worden war, eine Entwickelung erlangt hatte, welche ihm unter der unſichern mexikaniſchen Regierung nie geworden wäre. Die Bevölkerung hatte ſich durch nordamerikaniſche und europäiſche Einwanderung auf eine Höhe geſchwungen, gegen welche der mexikaniſche Grundſtock ganz verſchwand, und ſeine Induſtrie hatte eine Ausdehnung gewonnen, die durch eine Rückeroberung von Seiten Mexiko's nothwendig wieder abnehmen mußte und auf ihre frühere Unbedeutendheit zurückgedrängt worden wäre.

Unſtreitig waren es dieſe thatſächlichen Zuſtände, welche bewirkten, daß Mexiko in dieſer Frage nirgends Unterſtützung fand, die es gerade jetzt bedurfte, da eine wohlthätige Kriſis in den Wirren dieſer Republik einzutreten ſchien, um alle Verhältniſſe derſelben zur Beſſerung zu führen. Der General Paredes, ein aufgeklärter Mann, war zum Präſidenten ernannt worden. Er benahm ſich als der erklärte Beſchützer einer Partei, die nur durch Einführung der Monarchie dem Lande Ruhe und Ordnung zurückgeben zu können glaubte. Allein eben Paredes' Intentionen bewirkten, daß die Union, die entſchiedene Feindin monarchiſcher Inſtitutionen, ihre Angriffsentwürfe um ſo eifriger betrieb. Sie hatte von nun an einen Vorwand für ihre Projecte und konnte ihnen den Anſtrich der Uneigennützigkeit geben. Da Mexiko ſich darin gefügt hatte, das, was es nicht zu hindern vermochte, zu dulden, ſo blieb, um die texaniſche Frage zu Ende zu bringen, nichts weiter übrig, als

die neuen Grenzen zwiſchen beiden Ländern zu beſtimmen. Es war bei der Beſtimmung dieſer Grenzen ein Punkt ſtreitig geblieben. Und dieſe Differenz benutzte die Union, um den Krieg herbeizuführen. Jener ſtreitige Punkt beſtand in der Frage, wem von beiden Seiten das Territorium zwiſchen dem Rio Nueces und dem Rio Bravo del Norte zugehören ſolle. Die Regierung in Waſhington zerhieb den Knoten; ſie ertheilte einem kleinen, aus 2000 Texanern und Amerikanern beſtehenden Heere Befehl, daß es ſich in Bereitſchaft halten ſolle, das ſtreitige Gebiet zu beſetzen, ſobald der Anſchluß von Texas ausgeſprochen ſein würde. Zu gleicher Zeit ſtellte ſich ein mexikaniſches Truppencorps im Staate Tamaulipas, welcher durch die Invaſion bedroht wurde, auf. Die Frage, den Händen der Diplomaten entſchlüpfend, mußte durch das Schwert entſchieden werden.

Der Präſident Polk erklärte Mexiko den Krieg, deſſen Reſultat die vollſtändige Ueberwindung Mexiko's und die Diktirung des Friedens in der mexikaniſchen Hauptſtadt war. Die Folgen dieſes unglücklichen Krieges machten ſich nach zwei Seiten hin für Mexiko, abgeſehen von der Abtretung des großen Gebietes, bald fühlbar: 1) erhielt Mexiko von da an eine ungeheure Landgrenze, die es gegen die grauſamen Indianerſtämme nicht vertheidigen konnte, welche durch die zahlreiche Einwanderung und die ſich daher ſchnell vermehrende Bevölkerung aus den abgetretenen Provinzen verdrängt und dadurch zum Uebertritt nach dem menſchenleeren mexikaniſchen Gebiete gezwungen wurden, wo ſie unter der zerſtreut lebenden weißen Bevölkerung furchtbare Verheerungen anrichteten; 2) trat bald der Fall ein, daß die in Ober-Californien zuſammenſtrömenden Abenteurer, die hauptſächlich der Durſt nach Gold dahin getrieben hatte, auch nach dem Beſitze der an jene Unionsprovinz angrenzenden mexikaniſchen Staaten Nieder-Californien, Sonora und Chihuahua verlangten, wo ſie hoffen durften, dieſelbe Goldausbeute zu erhalten. Zu Folge deſſen begannen wieder jene abenteuerlichen, oft gewaltthätigen und völkerrechtswidrigen Expeditionen, die, von der Regierung der Vereinigten Staaten anſcheinend gehindert, in Wirklichkeit aber von ihr nicht ungern geſehen wurden. Die erſte Unternehmung dieſer Art war die des franzöſiſchen Grafen Raouſſet-Boulbon, der ſie mit Zuſtimmung der franzöſiſchen Conſularbehörde begann. Seine Mannſchaft, beinahe nur aus Franzoſen beſtehend, etwa 300 an der Zahl, militairiſch bewaffnet und organiſirt, war angeblich von einer mexikaniſchen Aktiengeſellſchaft zur Ausbeutung der Minen von Arizona in Sonora, welche in Folge der Ueberfälle der Apalachen verlaſſen worden waren, angeſtellt worden. Wir wiſſen, daß dieſe Expedition unglücklich ablief, daß der Graf zum Tode verurtheilt und erſchoſſen wurde. Dieſer erſten Expedition folgten die bekannten Flibuſtierzüge von Walker und Anderen, die außer der Beunruhigung der Grenzbevölkerung keine weiteren Folgen hatten, ein Reſultat, das auch nur die gegen Bagdad im Januar 1866 erzielte.

Hat man aufmerkſam die Geſchichte des Maximilianiſchen Kaiſerreiches in Mexiko verfolgt, ſo wie die der ab- und wiederzunehmenden Gewalt des Präſidenten Juarez, ſo wird es Einem in die Augen ſpringen, daß

Letzterer von einem Dritten auf das Kräftigste, wenn auch im Geheimen, unterstützt worden ist. Dieses waren die Vereinigten Staaten, die binnen Kurzem Mexiko annektiren werden und müssen. Wir sehen auch in Amerika, eben so wie in Europa, in der neuen Welt, wie in der alten, jenes Gesetz zur Geltung kommen, nach dem die im Süden wohnenden Völker von den aus dem Norden herkommenden überwältigt und verdrängt zu werden bestimmt scheinen. Man muß aber amerikanische Staaten nicht von einem gleichen Gesichtspunkte betrachten, wie europäische. Hier, wo das famose Gleichgewichtssystem die Staaten sämmtlich zu unnatürlichen Anstrengungen steigert, hier ist es von Bedeutung, ob ein Staat diese oder jene Provinz besitzt und Kriegsmittel daraus zieht; wenn die Vereinigten Staaten ganz Mexiko in Besitz genommen haben, so sind sie, wenigstens vorerst, um nichts stärker, eher schwächer, aber sie sichern die Ruhe und den Fortschritt im Innern Mexiko's, die unter den jetzigen Umständen kaum möglich sind.

Die Sterblichkeitsstufen bei verschiedenen Gewerben.

I.

Die in den meisten Gewerken und Gewerben aufgetretenen Forderungen nach Lohnerhöhung haben der sogenannten Arbeiterbewegung eine unmittelbar in's Leben übergreifende Bedeutung gegeben. Grundsätzlich betrachtet, liegt darin das Bestreben, das Verhältniß der Arbeit zum Ertrage derselben in ein besseres Gleichgewicht zu bringen, als bisher. Ein solches Bestreben ist eben so natürlich, als in der Entwickelung unserer socialen Zustände begründet.

Im Allgemeinen wird von dem sogenannten Proletarier an, der von der Hand in den Mund leben muß, bis zu den Beamten und Gelehrten hinauf, welche, um leben zu können, eben auch auf ihre und nicht Anderer Arbeit angewiesen sind, die Lohnerhöhung als das wesentlichste Mittel einer durchgreifenden Verbesserung angesehen. Denn mit mehr Geld ist für die zu allererst nothwendige materielle Grundlage des Lebens auch mehr aufzubringen.

Diese Verbesserung wird sich jedoch nicht nach einer allgemein gleichen Schablone annehmen lassen. Die verschiedene Thätigkeit macht auch sehr verschiedene Einflüsse geltend, und hieraus werden sich für jene einzelnen Thätigkeiten sehr verschiedene Nutzanwendungen und Gesichtspunkte der Verbesserung ergeben.

Um eine Andeutung hiervon zu geben, machen wir zunächst auf die ganz verschiedenen Sterblichkeitsverhältnisse der Arbeitenden aufmerksam. So kommt eine Abhandlung im „Edinburgh Review" für England und seine Bewohner bezüglich des durchschnittlichen Alters bei einzelnen Kreisen zu folgenden Resultaten:

1) bei Geistlichen zu einem Durschnittsalter von	61	Jahren	11	Monaten,
2) 3) 4) bei Lehrern, Gärtnern, Fleischern . .	56	"	10	"
5) bei Kaufleuten	56	"	9	"
6) bei Gerbern	56	"	7	"
7) bei Fischern und Schiffern	55	"	9	"
8) bei Juristen und Cameralisten	54	"	3	"
9) bei Aerzten und Wundärzten 1. Klasse . . .	52	"	3	"
10) bei Bäckern	51	"	6	"
11) bei Bierbrauern	50	"	6	"
12) bei Zimmerleuten	49	"	2	"
13) bei Maurern	48	"	8	"
14) bei Weißbindern, Malern, Lackirern	47	"	6	"
15) bei Schuhmachern	47	"	3	"
16) bei Buchdruckern	47	"	—	"
17) bei Tischlern	46	"	4	"
18) bei Schlossern und Schmieden	46	"	3	"
19) bei Schneidern	45	"	4	"
20) bei Schriftsetzern, Schrift- und Zinngießern .	41	"	3	"
21) bei Steinmetzen und Bildhauern	43	"	10	"
22) bei Lithographen und Kupferstechern	40	"	10	"

Der Frankfurter Arzt de Neufville hat bekanntlich die Lebensdauer und Todesursachen von 22 verschiedenen Ständen und Gewerben, und zwar bei zusammen 6867 Todesfällen, beobachtet. Sowohl bei der obigen Tabelle als bei der von de Neufville aufgestellten, darf man jedoch nicht vergessen, daß die allgemeine Lebensdauer des Menschen durchschnittlich viel geringer ist, als die von ihnen angegebene; denn die Betreffenden haben alle schon das gefährlichste Alter, die Kindheit, hinter sich, die man natürlich allemal bei der Frage, wie viel Lebenszeit kommt an einem Orte auf einen einzelnen Menschen, d. h. eben so viel als, wie lange ist die durchschnittliche Lebensdauer des Einzelnen — mit einrechnen muß. So beträgt in Frankfurt die mittlere Lebensdauer überhaupt nur 37 Jahre und 7 Monate, während sie bei Denen, welche das 20. Altersjahr zurückgelegt haben, durchschnittlich auf 51 Jahre 8 Monate steigt. Bei den einzelnen Ständen ergeben sich nun, nach Neufville, folgende interessante Beobachtungen hinsichtlich ihrer durchschnittlichen Lebensdauer:

Es stirbt von den aufgeführten Handwerkern und Ständen:

Theile:	¼		½		¾	
	Jahr.	Monat.	Jahr.	Monat.	Jahr.	Monat.
1) Lithographen und Kupferstecher bis zum Alter von	24	8	35	10	56	7
2) Schriftsetzer, Schrift- und Zinngießer	26	11	39	2	55	9
3) Schuhmacher	28	—	45	4	63	11
4) Schneider	28	—	42	7	61	5
5) Tischler	28	4	43	2	63	1
6) Schlosser und Schmiede	28	8	43	4	64	—
7) Buchdrucker (Drucker)	28	11	43	2	65	—
8) Bäcker	31	3	53	11	68	1
9) Steinmetzen und Bildhauer	33	1	42	3	52	7
10) Weißbinder, Maler und Lackirer . .	35	—	47	6	58	4
11) Zimmerleute	35	—	47	6	63	9
12) Maurer	36	—	48	10	60	—
13) Bierbrauer	36	11	49	9	63	11
14) Aerzte	38	—	52	10	64	4
15) Färber und Schiffer	42	3	57	—	68	4
16) Gerber und Kürschner	42	6	60	6	68	2
17) Lehrer	43	8	59	5	70	2
18) Kaufleute	44	1	57	1	71	5
19) Gärtner	44	2	58	2	69	4
20) Fleischer	46	8	58	4	69	2
21) Juristen und Cameralisten	50	3	63	3	73	6
22) Geistliche	58	4	68	7	76	10

Wir ſehen daraus, wenn auch beide Tabellen nicht ſtrikte übereinſtimmen, daß es ſehr geſundheitsſchädliche Gewerbe giebt, deren Reihen die Schleifer eröffnen. Das Schleifen hat ſeinen Comparativ und Superlativ der Schädlichkeit, und wird eingetheilt in trockenes, naſſes und gemiſchtes Schleifen. Das trockene iſt das allergefährlichſte. Ein Dutzend Raſirmeſſer, wenn ſie vom Meſſerſchmied kommen, wiegen 2 Pfund 4 Unzen, verlieren aber durch Trockenſchleifen 5 Unzen, während gleichzeitig der ſiebenzöllige Schleifſtein einen Zoll von ſeinem Durchmeſſer einbüßt. Jene 5 Unzen Stahl vermiſchen ſich mit dem Abfall des Schleifſteines in den feinſten Staub, den der Schleifer während ſeiner Arbeit in die Lunge zieht. Das Gabelnſchleifen ſoll von allen trockenen Schleifarbeiten das ſchlimmſte ſein, und nicht weniger als 500 Knaben und Männer ſind z. B. in Sheffield beſtändig in dieſem tödtlichen Gewerbe beſchäftigt. Solche Trockenſchleifer erreichen nur ein durchſchnittliches Alter von 29 Jahren, und mit Recht konnte einſt ein Schleifer zu ſeinem Arzte ſagen: „Nächſten Monat werde ich 36 Jahre und dann bin ich, wie Sie wiſſen, ein ſteinalter Mann als Schleifer.“ Die Naßſchleifer haben es ſchon beſſer, denn dort ſteigt die mittlere Lebensdauer auf 35 bis 40 Jahre. Wer auf ſeine Geſundheit Acht giebt und namentlich ſeine Augen lieb hat, trägt Brillen aus Fenſterglas, um die Funken aufzufangen, die nichts ſind als kleine Stahltheilchen in Rothglühhitze. Wie nöthig dies iſt, ergiebt ſich daraus, das nach etlicher Zeit die Brille bedeckt iſt mit ſolchem Stahlſtaub, der durch ſeine Rothglühhitze in das Glas eindringt und darin eingebettet bleibt. In dieſem Gewerbe ſterben die Leute an der Schleiferfäule, einer Krankheit der Lunge, welche letztere bei der Sektion ausſieht, als ſei ſie in Tinte getaucht worden. Das Trockenſchleifen wird hauptſächlich angewendet, um den Raſirmeſſern und Scheeren einen runden Rücken zu geben. Würde die Mode ſcharfe Rücken oder dreiſeitige Scheerenklingen verlangen, ſo hörte das Trockenſchleifen auf. In der Scala der Sterblichkeit ſtehen obenan die Schleifer von Gabeln mit 29 Jahren, von Raſirmeſſern mit 31 Jahren, von Scheeren aller Sorten mit 32 Jahren, von Taſchenmeſſern und Feilen mit 35 Jahren, von Sägen und Sicheln mit 38 Jahren durchſchnittlicher Lebensdauer. Die Lebensausſichten der Schleifer wachſen alſo genau in dem Verhältniß als bei Anfertigung der Schneidewaaren mehr naſſes als trockenes Schleifen angewendet wird.

Solche ſtatiſtiſchen Ermittelungen haben einen unſchätzbaren Werth, weil das Uebel nur öffentlich bekannt und gefühlt zu werden braucht, um Abhülfe und Gegenmittel herbeizuführen. Namentlich iſt das engliſche Parlament gern bereit, mit dem Zwange eines Geſetzes der arbeitenden Bevölkerung zu Hülfe zu kommen. Bisweilen iſt es jedoch nöthig, die Arbeiter ſelbſt zum Schutze ihrer Geſundheit anzuhalten. So wurde vor einigen Jahren eine Vorrichtung erfunden, um alle Nachtheile des Trockenſchleifens zu beſeitigen. Sie beſtand in einem Fächer, der nach Art der Maſchinen zum Getreideſchwingen den Schleif- und Stahlſtaub vom Stein hinweg in eine Art Rauchfang blies, welcher mit dem Kamin in Verbindung ſtand. Wie ſich Mancher vielleicht noch erinnern wird, widerſetzten ſich damals die Arbeiter ſelbſt dieſer

vorbeugenden Einrichtung, weil ſie durch ihre Einführung ein Sinken des Tagelohns befürchteten, welches bei der Schleifarbeit eben wegen ihrer Lebensgefährlichkeit beſonders hoch ſteht. Auch noch jetzt hat man deshalb dem Staubfächer nur theilweis Eingang verſchaffen können. Der Schleifer ſelbſt kann ſich aber mit einem abwehrenden, höchſt einfachen und ſehr wirkſamen Apparat verſehen — er braucht ſich nämlich nur einen Schnauzbart wachſen zu laſſen. Die Natur ſelbſt ſcheint dem männlichen Geſchlecht einen Reſpirator in dem Bart angewieſen zu haben, da aber Bärte vielfach und beſonders in England als unreinlich angeſehen werden, ſo widerſetzt ſich wiederum die Mode dieſem nützlichen und wohlfeilen Schutzmittel!

Nach dem Schleiferhandwerk folgt in Bezug auf Lebensgefährlichkeit der Bergbau, der in Großbritannien nicht weniger als 300,000 Perſonen beſchäftigt. Sträfliche Fahrläſſigkeit vermehrt die Menſchenverluſte. Nicht weniger als 10,000 Unglücksfälle ereignen ſich jährlich in den engliſchen Gruben und verurſachen den Tod von 1500 Menſchen. Daß hier die Gefahr durch Mangel an Aufſicht entſteht, ergiebt ſich aus einer ſtatiſtiſchen Vergleichung mit andern Ländern, denn von je 1000 Grubenarbeitern werden getödtet: in Preußen 1,9, in Belgien 2,8, in England 4,5, in Staffordſhire ſogar 7,3. Abgeſehen von den Gefahren der Brände, der ſchlagenden Wetter und des Waſſers in den Gruben leidet der Bergmann in den Kohlengruben durch Einathmung des Kohlenſtaubes. Die Kohlenarbeiter bekommen bisweilen den ſogenannten ſchwarzen Auswurf, welcher unter dem Mikroſkop als ein mit Kohlentheilchen angefüllter Speichel erkannt wird. Nicht beſſer, ſondern eher ſchlechter daran ſind die Arbeiter in den Zinn-, in den Kupfer- und in den Bleigruben. Bei letzteren betragen die jährlichen Todesfälle 2037 unter 100,000 Bergleuten, während ihre Weiber und Schweſtern, die nicht in den Gruben leben, nur eine Ziffer von 1711 Fällen aufweiſen, ſo daß alſo die Männer um 18 pCt. ſich ſchlechter ſtehen.

Daß die Steinmetzen Lungenleiden ausgeſetzt ſind und zwar in höherem Grade als die Maurer, wird Jedermann gern glauben wollen, unerwartet wird es aber Vielen ſein, zu hören, daß die Friſeure, namentlich die Perückenmacher, ganz ungewöhnlich zu leiden haben von dem Staub und dem üblen Geruch der fremden Haare. In ähnlicher Lage ſind die Arbeiter, die Kinder ganz beſonders, in den Flachsſpinnereien und vorzüglich derjenige, welcher bei den Hechelmaſchinen verwendet wird, weil die Luft dort überladen iſt von feinen Pflanzenfaſern.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Man darf es wohl als richtig ansehen, daß die plötzlich in so reicher Fülle hervorströmenden Friedensbetheuerungen der französischen Regierungsorgane nicht bloß durch einige preußische Zeitungsartikel hervorgerufen sind, sondern auch durch eine sehr bestimmte Interpellation der preußischen Regierung, welche in Paris nur die Wahl ließ, den Einmischungs-Versuchen entweder entschieden zu entsagen, oder mit ihnen vollen und ganzen Ernst zu machen. Im Augenblick ist in Folge dessen die Rouher'sche Auffassung wieder zur überwiegenden Geltung gelangt, ohne daß die ihr entgegenstehenden Einflüsse in den Regierungskreisen doch darum beseitigt sind. Auch die Umstimmung der öffentlichen Meinung wird in Frankreich nicht über Nacht erfolgen, und es bleibt zu wünschen, daß die französische Presse ihre Aufgabe in dieser Beziehung besser als bisher verstehen und erfüllen möge. Vorerst ist eine Stimme, wie die Calonne's in der „Revue contemporaine" noch eine sehr vereinzelte; wir entnehmen diesem beachtenswerthen Artikel Folgendes:

„Wenn der Krieg, heißt es, nicht geführt werden kann, um den alten Bundestag und die Verträge von 1815 wieder herzustellen, wenn er nicht den geheimen Zweck haben soll, unsere Präponderanz in Europa wieder herzustellen, so kann er keinen anderen Grund als die Ausdehnung unseres Gebietes haben. Es erfährt Niemand etwas Neues, wenn wir ihm sagen, daß die jenseitigen Rheinprovinzen eben so durch und durch deutsch wie Elsaß und Lothringen durch und durch französisch sind. Sie sind es durch Etwas mehr, als durch die Sprache, mehr noch, als durch die Abstammung; sie sind es durch die Interessen, die Ueberlieferung, den Geist, die Gesinnung, vielleicht auch durch eine gewisse Antipathie, die wir das Talent besaßen, ihnen einzuflößen. Ich untersuche nicht die Frage, ob es wohl klug wäre, in ein so gleichartiges Ganzes, wie Frankreich, ein fremdes widerstrebendes Element einzuführen; wir haben genug mit Einem Polen in Europa, und ich sehe durchaus nicht ein, was wir gewinnen, wenn wir uns diese Kugel an's Bein hängen. Es versteht sich außerdem von selbst, daß wir, ohne den Willen der Bevölkerung zu befragen, keine Annexion vornehmen, und es scheint keineswegs gewiß, daß die Preußen ihre sehr großen und sehr sicheren Freiheiten gegen die aleatorische Toleranz unserer Verwaltung umzutauschen Lust haben Doch will ich mich auf dieses Capitel nicht einlassen, um nicht zu Auseinandersetzungen und Vergleichungen zu gelangen, die nicht sämmtlich zur Ehre

unſerer ſtaatlichen Einrichtungen ausfallen würden. Es genügt ſchon, daß die Rheinprovinzen deutſches Land ſind und darüber kein Deutſcher in der ganzen Welt auch nur einen Augenblick zweifelhaft iſt. Glaubt man, es ſei leichter, von Deutſchland einen Theil ſeines Gebietes loszureißen, als ein Stück Leib von dem franzöſiſchen Leibe zu trennen? Glaubt man, der Patriotismus treibe weniger tiefe und kräftige Wurzeln auf dem rechten Rheinufer, als an dem Seineſtrande? Man darf ſich nur der ſo lebhaften Aufregung erinnern, welche die Luxemburger Frage jüngſt hervorgerufen hatte. Nun aber beſitzt auch Oeſterreich 8 Millionen Deutſche, welche den intelligenteſten und aufgeklärteſten Theil der Bevölkerung des Kaiſerſtaates bilden. Kann wohl die öſterreichiſche Regierung anders, als deren Gefühlen Rechnung tragen? Sie kann ſie zu einem Kriege gegen Preußen fortreißen, wenn es ſich um die Suprematie handelt; das iſt ein Bürgerkrieg, ein Haushaltungsſtreit. Könnte ſie ihre Deutſchen aber eben ſo gut auch zu Mitſchuldigen einer Zerſtückelung des deutſchen Vaterlandes machen? — Man gebe ſich hierüber keiner Täuſchung hin; ſelbſt wenn ſie es thun wollte, würden ſich ihr unüberſteigliche Hinderniſſe, ein furchtbarer Widerſtand, vielleicht eine Revolution entgegen ſtellen. Die Wiener Regierung würde nachgeben oder mit fortgeriſſen werden; ſie würde ſich, wie 1813, gegen uns wenden, oder ſie liefe Gefahr, daß ihre deutſche Bevölkerung ſich zu dem nunmehr gegründeten deutſchen Kaiſerreiche ſchlüge. Es wäre dies die Zerſtückelung Oeſterreichs und vielleicht der Fall des Hauſes Habsburg. Jedenfalls wäre eine ſolche Allianz nur ein Köder für uns, einer jener unglückſeligen Verträge, wie wir ſie an dem Vorabende von Roßbach und Leipzig abgeſchloſſen haben. Wenn man ſich zum Kriege verbündet, muß man die Intereſſen ſeiner Alliirten eben ſo ſehr wie ſeine eigenen in's Auge faſſen. Kann Oeſterreich ohne Gefahr für ſich, für ſeine noch mit Deutſchland beſtehende Verbindung uns zur Wegnahme deutſcher Provinzen behülflich ſein? Dies muß man ſich vor Allem fragen, ehe man auf den guten Willen von heute die Hoffnungen auf morgen begründet. Offenbar kann Oeſterreich dies nicht. Wir hätten alſo eine Liga gegen Preußen bilden wollen und weiter nichts zu Stande gebracht, als eine Coalition gegen uns heraufzubeſchwören. Doch weg mit dieſen traurigen Ausſichten! Vorausgeſetzt, wir haben unſere Maßregeln ſo wohl getroffen, unſere Plane ſo geheim in's Werk geſetzt, eine ſolche Schnelligkeit in unſerer Action entwickelt, daß wir uns als Sieger im Herzen Deutſchlands befinden. Dann aber wäre es gewiß an Oeſterreich, die Rolle zu wechſeln, und an Rußland, die ſeinige weiter zu verfolgen. Wie lange vermag Frankreich allein den Anſtrengungen der drei coaliſirten Mächte zu widerſtehen? Die Rechnung iſt nicht mehr anzuſtellen, ſondern iſt bereits angeſtellt, und die, welche ſie angeſtellt haben, beſaßen damals nicht die Hälfte der Hülfsmittel, die ihnen heute zu Gebote ſtehen. Deutſchland wird, darauf kann man zählen, die Waffen nicht eher niederlegen, als bis es Alles, was es verloren haben ſollte, wieder zurückgewonnen haben würde. Und wenn nun gar, unſern Hoffnungen zuwider, der erſte Schritt eine Schlappe wäre, was, denkt man, würde da geſchehen? Wir ſind keine Propheten, wir wägen einfach nach

den gewöhnlichen Regeln des Menschenverstandes die Aussichten der Erfolge und der Niederlagen ab; wir unterlassen es, daraus alle Consequenzen zu ziehen, namentlich die, welche sofort Jedermann in den Sinn fallen können."

Wie vorauszusehen war, ist man in Wien bemüht, der Monarchen-Zusammenkunft in Salzburg einen reinen persönlichen Charakter zu geben. Weder Freiherr v. Beust noch Graf Andrassy werden — so weit es bis jetzt feststeht — den Kaiser nach Salzburg begleiten, und sind die Unterhandlungen nicht zwischen Cabinet und Cabinet, sondern direkt von Monarch zu Monarch gepflogen worden. Die Initiative ging von Napoleon aus. Offiziöser Seite wird versichert, daß, wenn auch Fragen der hohen Politik zur Sprache kommen sollten, von österreichischer Seite die Nothwendigkeit betont werden wird, vor der Hand den großen Welthändeln fern zu bleiben, um das wichtige und dringende Werk der inneren Neugestaltung der Monarchie nicht zu stören. Allen diesen offiziösen Versicherungen zum Trotze wird die bevorstehende Zusammenkunft von der öffentlichen Meinung Oesterreichs als ein Ereigniß aufgefaßt, das bedeutsame Folgen nach sich ziehen dürfte. Möglich ist es übrigens, daß in erster Linie die orientalische Frage den Gegenstand der Verhandlungen bildet, zumal sich der Reichskanzler in Betreff der Türkei direkt für deren ferneren Bestand als eine Bedingung zur Erhaltung des allgemeinen europäischen Friedens ausgesprochen hat. Es darf jedoch dabei nicht übersehen werden, daß die nächste Umgebung Franz Joseph's so wie die ungarischen Staatsmänner die französisch-österreichische Allianz für eine Nothwendigkeit erklären.

Für Oesterreich kann nur Nachtheiliges aus dieser Allianz erwachsen, wie aus allen früheren Bündnissen mit Frankreich Oesterreich schlimme Ausgänge erlitt. Letztere liegen in dem natürlichen und principiellen Gegensatze der beiden Mächte. Denn wenn es jemals zwei ungleiche staatliche Wesen gab, so sind es gewiß Oesterreich und Frankreich; und nach welcher Richtung hin man auch einen Vergleich zwischen ihnen anstellen mag, immer wird man auf einen Gegensatz stoßen, der sich bei jeder Verbindung zwischen ihnen störend geltend machen muß. Zwischen so ungleichen Elementen giebt es keine fruchtbringende Vermählung!

Wir haben im Laufe der Geschichte bereits viele Allianzen zwischen den beiden genannten Mächten gehabt und alle haben denselben Verlauf genommen. Bis zum Aussterben des Hauses Habsburg im Mannesstamme mit Karl VI. im Jahre 1740 standen sich Oesterreich und Frankreich meist feindlich gegenüber; ja selbst noch im österreichischen Erbfolgekriege finden wir Frankreich unter den Feinden der Kaiserin Maria Theresia, deren Gatte Franz von Toscana nunmehr das Haus Lothringen auf den österreichischen Kaiserthron brachte. Mit diesem Hause Lothringen beginnen die französisch-österreichischen Allianzen und ihr Verhängniß für Oesterreich.

Zum ersten Male sehen wir im siebenjährigen Kriege Frankreich mit Oesterreich verbunden; und die Folge davon war, daß Letzteres für immer auf Schlesien verzichten mußte.

Auch Kaiser Joseph II. schloß mit Frankreich ein Bündniß, auf welches

gestützt er den sogenannten Barrière-Vertrag aufhob; bald nachher brachen die Brabanter Unruhen aus, welche dem österreichischen Gesammtstaate den Besitz Belgiens kosteten.

Das französisch-österreichische Bündniß war durch die Heirath Maria Antoinette's mit dem späteren König Ludwig XVI. noch mehr befestigt; — Maria Antoinette wurde hingerichtet.

Eine weitere österreichisch-französische Allianz wurde durch die Vermählung Maria Louisens mit Kaiser Napoleon I. inaugurirt; — dies Bündniß fand auf den Eisfeldern Rußlands seinen Tod.

Seit dieser Zeit hielt sich Oesterreich fast ein halbes Jahrhundert von jeder intimen Allianz mit Frankreich fern und stand sich gut dabei. Erst unter dem dritten Napoleon finden wir wieder eine Neigung bei Oesterreich, sich an Frankreich enger anzuschließen. Es geschah dies zumal während des Krimkrieges, und kurze Zeit nachher begannen die Differenzen zwischen beiden Mächten wegen Italiens, welche denn im Jahre 1859 dahin führten, daß Oesterreich die Lombardei verlor.

Einige Jahre später finden wir wieder eine Annäherung Oesterreichs an Frankreich, infolge deren der Bruder des österreichischen Kaisers die Krone von Mexiko empfing, aber nur um kurze Zeit nachher der Hinrichtung zu verfallen. — Ja selbst ein Anrufen um Beistand oder doch Vermittelung fand von Seiten Oesterreichs 1866 bei Frankreich statt, auf dessen Schutz vertrauend das Haus Lothringen doch nur den Krieg gegen Preußen zu unternehmen gewagt hatte. Und was war die Folge dieser Hingebung Oesterreichs an Frankreich? Daß es trotz seiner Siege über Italien auch noch Venetien verlor.

Wahrhaftig, wenn man alles dies so verfolgt, so kann man sich nicht der Hoffnung erwehren, daß eine neue österreichisch-französische Allianz nur die Wirkung haben würde, dem Hause Lothringen auch noch Deutsch-Oesterreich zu Gunsten der Einheit Deutschlands zu entziehen.

Von anderer Seite wird behauptet, daß die bevorstehende Revolution in Rom die Aufmerksamkeit Frankreichs dermaßen in Anspruch nehmen würde, daß ihm wenig Zeit übrig bleiben dürfte, sich ernstlich mit anderen Fragen zu beschäftigen. Wenn die römische Actionspartei sich über die Rücksichten hinwegsetzen sollte, die die Versöhnungspolitik der italienischen Regierung ihr auferlegt, wenn sie sich hinreißen läßt, die schwache Schutzwehr zu durchbrechen, mit der die völlig demoralisirte Fremdenlegion den heiligen Stuhl umgiebt, so würde dadurch eine Situation geschaffen werden, die alle Berechnungen der Politik durchkreuzen und an Frankreich, Oesterreich und Italien die unabweisliche Forderung stellen würde, die römische Frage einer baldigen definitiven Lösung entgegen zu führen.

Ueber den Entschluß, zu dem die italienische Regierung sich durch eine römische Katastrophe genöthigt sehen würde, lassen sich irgend begründete Vermuthungen noch gar nicht aufstellen. So viel aber läßt sich mit großer Sicherheit behaupten, daß ein derartiges Ereigniß zu einem Conflict mit Frankreich führen müßte, der vielleicht auf freundlichem Wege, möglicher Weise

aber auch durch einen Krieg seine Lösung finden würde. Die Erhaltung der weltlichen Macht des Papstthums ist einer der Cardinalgrundsätze des französischen Empire, weil die zeitliche Macht des Papstes das Band ist, welches die Geistlichkeit an die Tuilerien knüpft. Wird Napoleon freiwillig das Band zerreißen wollen? Wird er aber andererseits es wagen können, den Papst gegen die Römer zu beschützen, während er doch weiß, daß jeder Versuch der Art unvermeidlich zu einem Bruche zwischen Italien und Frankreich führen würde?

Eine andere Rom berührende Frage ist mit einem Hauptschlage zum Austrag gekommen, indem Rußland sein Verhältniß zum Papste und das der katholischen Kirche in Polen zur römischen Curie fast vollständig gelöst hat. Nachdem vor längerer Zeit schon die diplomatischen Beziehungen zwischen Petersburg und Rom gänzlich abgebrochen worden sind, nachdem in Folge dessen die strengsten Maßregeln gegen die katholische Propaganda in Polen ergriffen, der Klerus und das Unterrichtswesen daselbst dem Petersburger Ministerium untergeordnet wurden, hebt nun ein kaiserlicher Ukas das bisher mit dem heiligen Stuhl bestandene Concordat vollständig auf, setzt einen besonderen Consistorialrath für die katholischen Kirchenangelegenheiten ein, überträgt dem Ministerium des Innern die oberste Entscheidung in diesen Angelegenheiten und erklärt jede päpstliche Bulle, die ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung publicirt würde, für unwirksam. Das ist nun der letzte und entscheidenste Act, welchen Rußland zur völligen Einverleibung des Königreiches Polen vornimmt. Der Zar ist von nun an nicht nur der unbeschränkte Alleinherrscher in Polen, er ist auch faktisch das kirchliche Oberhaupt, die einzig maßgebende geistliche Gewalt daselbst. Die russische Regierung zeigt durch ihre jüngste Maßregel, daß sie sich in keiner Weise in ihrem energischen Vorgehen Betreffs Polens beirren lassen wird. Sie anerkennt nicht mehr die Existenz einer polnischen Frage, sie will allmählich auch das religiöse Element in dem Lande mit dem Russenthum verschmelzen, sie unterwirft den katholischen Klerus unmittelbar der Herrschaft und Gerichtsbarkeit des russischen Staates und vollzieht hierdurch die vollständige Absorbirung des Polenthums. Dem heiligen Stuhle gegenüber giebt durch diesen Act das Cabinet von St. Petersburg zugleich zu erkennen, daß es eine Wiederanknüpfung seiner diplomatischen Beziehungen zu Rom für gänzlich unnöthig hält. Das Papstthum hat aufgehört, für Rußland eine Staatsgewalt zu sein, mit der man über Verträge zu unterhandeln oder deren Vertragsforderungen man zu respectiren hätte.

Wie die „Zeidler'sche Correspondenz" hört, ist der Zusammentritt des norddeutschen Bundesrathes für die Mitte dieses Monats in Aussicht genommen, wogegen für den Zusammentritt des Reichstages ein Termin noch nicht hat festgestellt werden können, da dieser natürlich von der Beendigung der Arbeiten des Bundesrathes abhängig gemacht werden muß. Die Wahlen zum Reichstage stehen aber vor der Thür und die Agitationen sind in lebhaftem Gange. Es soll sich in den Provinzen vielfach ein empfindlicher Candidaten-Mangel bemerklich machen. Der Wegfall der Diäten lichtet be-

deutend den Andrang der Kreisrichter und sonstigen gering besoldeten Beamten. Das unverhältnißmäßige Uebergewicht dieses Beamten-Elementes in unserer bisherigen Volksvertretung war immer eine der schwächsten Seiten der Letzteren, und zu seinen unangenehmen Folgen gehörte auch die, daß unsere gewerblichen Stände, Gutsbesitzer, Fabrikanten, Kaufleute, sich des Gedankens an ihre betreffende politische Verpflichtung fast entwöhnt hatten.

Graf v. Bismarck ist zum Bundeskanzler ernannt worden, ein Ereigniß, auf das man vorbereitet sein mußte, nachdem man im Reichstage des Grafen Worte vernommen: „Die Instruktion des Bundeskanzlers kann meines Erachtens nur vom preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten ausgehen, oder der Letztere muß selbst der Bundeskanzler sein." Der Graf hat durch diese Ernennung nicht nur in Preußen, sondern auch im ganzen norddeutschen Bunde eine Stellung erlangt, die einzig in ihrer Art ist und die ihm, der so Großartiges geschaffen, gebührt.

In Lauenburg arbeitet man auf eine Realunion mit Preußen hin und bereits ist dem Landmarschallamte zu Gudow ein dahin zielender Antrag von einem ländlichen und einem städtischen Deputirten zugestellt worden. Diesem Antrage ist eine ausführliche Motivirung beigefügt, in welcher besonders hervorgehoben wird, daß durch die norddeutsche Bundesverfassung die fernere Hebung des Elbzolls und des Transitzolls, welche dem Lande jährlich 100,000 Thlr. einbringen, zu einer Unmöglichkeit geworden ist, daß es aber andererseits durch die Militärverfassung des norddeutschen Bundes eine Ausgabe von 112,000 Thlr. gegen früher von kaum 3000 Thlr. zu leisten habe, abgesehen von den Lasten, welche die Domanialschuld und die sogenannte dänische Gesammtstaatsschuld mit sich führen werden. Es wird ferner auf das fortwährende Drängen aller Parteien des preußischen Landtages auf die Einverleibung des Herzogthums und die daraus für die preußische Regierung erwachsenen Verlegenheiten hingewiesen, welchen auf die Dauer zu widerstehen derselben um so schwieriger werden dürfte, als die jetzige Feststellung der staatsrechtlichen Verhältnisse im Herbste 1865 unter ganz anderen Zuständen sich vollzogen hätte, als sich dieselben jetzt nach Feststellung der Bundesverfassung gestalten. Nachdem noch erörtert worden, daß die lauenburgische ständische Verfassung nicht den Schutz gewähre, den man in den heutigen Verfassungsstaaten beanspruchen dürfe, da die Stimme der Landesvertretung lediglich nur bei der Bewilligung der neuen Steuern gehört werden müsse, in allen anderen Fällen aber nur eine berathende sei, werden die einzelnen Unterabtheilungen des Antrags besonders gerechtfertigt.

Die Berathungen mit den hannoverschen Vertrauensmännern haben nach dem, was bis jetzt darüber verlautet, wesentlich die bisherige Aemterverfassung und die Ständeversammlungen in Hannover zum Gegenstande gehabt, und soll in beiden Beziehungen zwischen der Regierung und den Vertrauensmännern ein volles Einverständniß dahin erzielt sein, daß die Aemterverfassung beibehalten und des Baldigsten mit der Bildung von Provinzialständen für Hannover vorgegangen wird. Außerdem haben sich dieselben mit der von der Regierung beabsichtigten Errichtung einer General-Commission

zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe, Gemeinheits-Theilungen und Ablöſungen in Hannover einverſtanden erklärt.

Der „Hannover'ſche Courier" enthält eine ausführliche Mittheilung über die Verhandlungen, die wir hier wiederzugeben keinen Anſtand nehmen und dabei auf den längeren Artikel: „Zur Reorganiſation von Hannover" in dem letzten Hefte des vorigen Quartals der „Berliner Revue" noch ein Mal aufmerkſam machen wollen. Der „Courier" hebt zuvörderſt hervor, daß unter den Delegirten, trotzdem ſie den verſchiedenſten Fraktionen angehörten, vollſtändige Uebereinſtimmung in faſt allen Fragen geherrſcht habe, und berichtet dann weiter:

„Die Aemter ſollen in ihrem Wirkungskreiſe völlig intact erhalten bleiben und nur mehrere obrigkeitliche Bezirke für gewiſſe ihnen zuzuweiſende Geſchäfte als Kreis mit einer aus den Amtsverſammlungen und den Städten in demſelben hervorgehenden Vertretung zuſammengelegt werden, zu deſſen Verwaltung von der Regierung einer der Beamten des Kreiſes deſignirt wird. Solcher Kreiſe ſind 37 projectirt, die zugleich auch die Wahlbezirke für das Abgeordnetenhaus darſtellen. Die zu überweiſenden Geſchäfte ſind beſtimmt bezeichnet: es ſind die Militärangelegenheiten, ſowohl bei den gewöhnlichen Geſchäften in Friedenszeiten, als bei etwaigen Mobilmachungen. Ferner die Wahl der Klaſſenſteuer-Einſchätzungscommiſſion und Betreibung gemeinnütziger Angelegenheiten, bei denen der ganze Kreis betheiligt oder welche der Leiſtungsfähigkeit eines ganzen Kreiſes bedürfen. Da nun, was übrigens nicht Gegenſtand der Verhandlung geweſen ſein ſoll, die Amtsgerichte in voller Integrität verbleiben und Nichts daran geändert wird, wie auf's Beſtimmteſte verſichert wird, da ferner der Wirkungskreis und der Beſtand der Aemter weitere Aenderungen als die angedeuteten nicht erleiden ſoll, iſt anzunehmen, daß in der unterſten Stufe die öffentliche Verwaltung in der bisherigen Weiſe wird fortgeführt werden. Dagegen ſollen die Landdroſteien eingehen und an deren Stelle vier Regierungen treten, die den ganzen Bezirk des vormaligen Königreichs Hannover umfaſſen, an deren Spitze ein in Hannover wohnender Oberpräſident treten wird. Den Regierungen werden auch die Geſchäfte der Conſiſtorien, mit Ausnahme der Ehe- und Verlöbnißſachen, welche den Gerichten zufallen, überwieſen und damit die Conſiſtorien beſeitigt ein. Als Regierungsbezirke werden genannt: 1) Osnabrück, aus dem Landdroſteibezirke Osnabrück und dem Landdroſteibezirke Aurich zuſammengeſetzt, mit dem Regierungsſitze zu Osnabrück, 2) Hannover, beſtehend aus den Landdroſteien Hannover, Hildesheim und der Berghauptmannſchaft Klausthal, mit dem Regierungsſitze zu Hannover, 3) der Regierungsbezirk Lüneburg, beſtehend aus dem Landdroſteibezirke Lüneburg mit Ausſchluß des früheren Amts Schneverdingen, Sitz der Regierung Lüneburg, 4) der Regierungsbezirk Stade, aus dieſem Landdroſteibezirke und dem vormaligen Amt Schneverdingen beſtehend, Sitz der Regierung Stade. Damit iſt die künftige Organiſation gegeben und anſcheinend als feſtſtehend anzuſehen. Dasſelbe iſt ſo beſtimmt bei der ſtändiſchen Vertretung des Königreichs Hannover noch nicht anzunehmen, da der von der Regierung vorgelegte Plan, drei

Communallandtage, denen das ganze Gebiet, auch die bisher mit einer Provinzialvertretung noch nicht versehenen Landestheile Hannovers zugetheilt werden sollte, einzuführen, in welchen die bisherigen Provinziallandtage Behufs Verwaltung ihrer Vermögensrechte und Institute als sogenannte Convente bestehen bleiben sollten, von den Vertrauensmännern als zweckmäßig nicht hat anerkannt werden können. Dieselben haben vielmehr eine Denkschrift unter ausführlicher mündlicher Begründung abgegeben, worin folgende Cardinalpunkte der Regierung auf's Wärmste empfohlen sind: 1) Die bisherigen Provinziallandschaften bleiben bestehen, jedoch werden die noch nicht reorganisirten neu organisirt und namentlich wird für Osnabrück und Ostfriesland die Bedingung des Adels, um Mitglied der Ritterschaft zu sein, aufgehoben. 2) Aus diesen Provinziallandschaften geht ein aus drei Ständen, der Ritterschaft, den Städten, den Landgemeinden bestehender, das ganze Gebiet des vormaligen Königreichs Hannover umfassender Provinziallandtag hervor. Zwar hat diese Proposition anscheinend keine ungünstige Aufnahme bei der Regierung, und namentlich auch bei dem Grafen Bismarck, gefunden, es soll aber doch der Minister des Innern erklärt haben, daß die Annahme derselben nicht unbedingt zugesichert werden könne, bevor nicht die Staatsregierung darüber berathen und die Zustimmung Sr. Majestät des Königs eingeholt habe, wogegen er persönlich kein Bedenken trage, auch in dieser Frage die Wünsche der Vertrauensmänner zu fördern. Den Schluß der Verhandlungen haben, dem Vernehmen nach, die in Gegenwart des Finanzministers v. d. Heydt stattgehabten Besprechungen über die der Provinz Hannover zu gewährende Berücksichtigung finanzieller Bedürfnisse nach Maßgabe der aus Hannover im Verhältnisse zu den alten preußischen Provinzen dem gemeinschaftlichen Staatsbudget zufließenden erheblichen Mehrbeträge gebildet. Hier soll zwar die Zusicherung des Herrn Finanzministers, allen Bedürfnissen in materiellen, als begründet erkannten Fragen entgegenkommen zu wollen, bereitwilligst ertheilt, dagegen die Auswerfung eines bestimmten Provinzialfonds als nicht thunlich bezeichnet sein. Die Verhandlungen haben, wie behauptet wird, durchaus einen versöhnlichen Eindruck unter bereitwilligem Entgegenkommen von beiden Seiten gemacht. Wird die Bevölkerung Hannovers diesem Beispiele folgen, nicht unerreichbaren Dingen nachstreben, und einen negirenden, pessimistischen Standpunkt einzunehmen aufhören, so können in Bälde die Verhältnisse auf der einmal gewonnenen Grundlage sich consolidiren."

Deutsche Verhältnisse nach dem „Journal des Débats".

Wir erhalten aus Frankfurt a. M. unter dem 18. Juli nachstehende Correspondenz:

Die vier Wochen, die ich in Deutschland, nach einer Abwesenheit von mehr als einem Jahre, verlebte, haben das nur bestätigt, was ich immer geglaubt hatte, nämlich daß so große Umwälzungen nicht ausgeführt werden

konnten, ohne zahlreiche und legitime Interessen zu beeinträchtigen; daß nach den ersten Tagen des Enthusiasmus, welche der Erfüllung eines so lange und so feurig genährten Traumes folgten, die Schmerzensschreie anfangen würden sich hören zu lassen; endlich und besonders, daß die am meisten bei so großen Begebenheiten interessirten Personen oft mehr exponirt sind als die Personen, welche in einer gewissen Entfernung stehen, die allgemeinen Umrisse und das Ganze aus dem Gesichte verlieren, um nur die Unregelmäßigkeiten im Kleinen zu sehen, mit anderen Worten — um mich eines deutschen Sprüchwortes zu bedienen — die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.

Doch die durch die Ungeschicklichkeit des preußischen Ministeriums sehr gerechtfertigte und auch sehr unschuldbare Unzufriedenheit, wenn man die materiellen Opfer bedenkt, welche der neue Zustand der Dinge den bis dahin wenig belasteten und nunmehr auf denselben Fuß wie die alten Provinzen gestellten Ländern auferlegt hat, diese Unzufriedenheit, deren Vorhandensein man nicht bestätigen könnte, begegnete man ihr nicht auf allen Wegen, sie ist nicht in allen Ländern gleichmäßig vorhanden. In der That, der Umschwung, welcher seit einem Jahre in Deutschland sich vollzogen hat, ist ungeachtet seiner in den Geistern und Thaten lange gemachten Vorbereitung so enorm und so gründlich, daß die Meinung noch nicht wieder vollständig von ihrer Bestürzung zurückgekommen zu sein scheint und daß es sehr schwierig ist, die wahren Gefühle der Mehrheit inmitten dieses Chaos der Ideen und der gegnerischen Interessen, welches das Resultat der Explosion von 1866 gewesen ist, herauszufinden. Um sich davon eine durchaus richtige Idee zu machen, müßte man nicht allein von den verschiedenen politischen Parteien, sondern auch noch von den verschiedenen Klassen der deutschen Gesellschaft und hauptsächlich von den verschiedenen Provinzen dieses Landes, nunmehr vereinigt, ungeachtet der in die Augen fallenden Erhaltung des größten Theils der alten historischen Eintheilungen, Rechenschaft geben. Ich werde versuchen, mit wenigen Worten meine Eindrücke und meine Beobachtungen in dieser Hinsicht wiederzugeben.

In den alten Provinzen Preußens haben die großen errungenen Resultate, die unverkennbare Gewandtheit des ersten Ministers, die Unterstützung des größten Theils der gemäßigt-liberalen Partei, welche fortfährt, Herrn von Bismarck zu helfen, unbeschadet der Bekämpfung seiner Collegen, die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes, welches erlaubt hat, die Sympathien der an die Dynastie gefesselten Massen in die Wagschale fallen zu lassen, endlich und vorzugsweise die schon fühlbare Erleichterung von materiellen Lasten, welche so lange Zeit auf dem so kleinen und armen Preußen allein ruhten, und welche nunmehr über ganz Deutschland werden vertheilt sein: Alles dies hat vorzugsweise die Macht consolidirt.

Deshalb ist die radikale Partei, obschon sie durch die Demokratie der annectirten und verbündeten Staaten vermehrt worden ist, vollständig ohnmächtig gewesen, das Gouvernement zu erschüttern, welches sie im Monat April kriegerischer Gelüste anklagte, dem sie seitdem vorwarf, die deutsche Ehre verrathen zu haben, indem es in der Luxemburger Frage feige nachgegeben.

Die Wahrheit ist, daß nach einem Moment des lebhaftesten Mißvergnügens alle diejenigen, welche im Norden wie im Süden Deutschlands nicht der systematischen Opposition angehörten, aufgehört haben, die Mäßigung des Gouvernements in diesem bedauernswerthen inneren Conflikt auf die Probe zu stellen und die Wahlen, welche vor der Thür sind, werden zeigen, ich zweifle nicht daran, daß das die Stimme des Landes ist.

Doch man würde sich sehr irren, wollte man glauben, daß das gegenwärtige Gouvernement in Preußen sehr populär sei. In der That, es giebt dort nur einen Mann, welcher populär und unentbehrlich zugleich ist, das ist der Präsident des Ministeriums, welcher — man weiß es — keiner Partei angehört, und welcher — er hat es bewiesen und Jedermann ist davon überzeugt — morgen eine liberale Politik treiben würde, ganz wie Hr. v. Beust, wenn er sie für erforderlich hielte. Nicht so steht es mit seinen Collegen der Justiz und des Innern, über deren Rücktritt die Meinung einstimmig und die des Hr. v. Bismarck auf ihren Posten zu erhalten verpflichtet, um sich nicht eines mächtigen und unentbehrlichen Einflusses zu berauben. So ist der Sinn des famosen Programmes der National-Liberalen, eines Programmes, welches im Grunde das der unendlichen Mehrheit der Deutschen ist: Billigung der äußeren Politik, Mißbilligung der inneren Politik des Gouvernements von Berlin.

In den annectirten und verbündeten Ländern scheint die Ausgleichung länger und mühsamer, als man Anfangs hat glauben wollen. Merkwürdig, die Länder, in denen man den meisten Widerstand zu finden hoffte, Hannover und Sachsen, sie haben sich, mit Ausnahme der beiden kleinen Hauptstädte, am schnellsten und leichtesten in ihr neues Verhältniß gefunden. Es ist wahrscheinlich, daß die vermehrten Einkünfte aus dem Zollverein, verursacht durch den Beitritt Schleswig-Holsteins und der Abschaffung des bedeutenden Präcipiums, welches sonst die Länder des Steuervereins und die freie Stadt Frankfurt erhoben, für die Entsagung Sachsens am meisten entscheidend gewesen sind; es ist gewiß, daß in Hannover die großen öffentlichen Arbeiten, welche seit so langer Zeit die bizarre Halsstarrigkeit des Königs Georg V. aufhielt und die so lange erwartete Ausführung der Nord-Eisenbahn, und des Kanales, welcher Elbe, Weser und Rhein verbinden soll, mehr für die Beschleunigung der Assimilation gethan haben, als die Reminiscenzen der hannoverschen Provinzen, welche einst Theile von Preußen waren, oder als das Conseil der vier und zwanzig „Vertrauensmänner", welche Preußen auserwählt hat, um sie über die Bedürfnisse des Ex-Königreiches zu consultiren.

Der preußische Enthusiasmus der freien Städte Bremen und Lübeck, deren Reichthum die neuen Lasten leicht trägt und deren Jugend zu jeder Zeit nach der Ehre geizte, in der „nationalen Armee" zu dienen, scheint in der Berührung mit der Wirklichkeit durchaus nicht erkaltet zu sein; Hamburg selbst ist, seit man eingewilligt hat, daß ihm sein Freihafen bleibe, mit dem neuen Stande der Dinge vollständig einverstanden, und es giebt keinen Ort bis Schleswig-Holstein, wo der antidänische Streit nicht das Gefühl der deutschen Zusammengehörigkeit erweckt und das zu legitime Mißfallen, das man gegen die preußische Verwaltung hatte, erstickt hätte.

Die Dinge ſind weit entfernt, dem neuen Regimente in Naſſau und dem Kurfürſtenthum Heſſen eben ſo günſtig zu ſein, wo doch Preußen am meiſten vor dem Kriege auf Sympathien rechnete, wenigſtens in den mittleren Klaſſen, und wo klägliche Regierungen Nichts gethan hatten, um dieſe Sympathien abzuſchwächen. Es hat mir in der That geſchienen, als ob eine beſondere Erkaltung gegen das Gouvernement von Berlin in dieſen Ländern ſich bemerkbar mache, von dem man Wunderdinge erwartete und welches bis jetzt dieſen Erwartungen ſo wenig entſprochen hat. Und dieſes Gefühl beſchränkt ſich nicht auf die Maſſen, wo es leicht erklärlich ſein würde, denn in dieſen Ländern, welche reiche Staats-Domänen haben, ſind ſchwere Steuern einem Zuſtande gefolgt, welcher faſt der Abweſenheit von Auflagen glich; es theilte ſich den wohlhabenderen Klaſſen mit, ehedem Preußen ſo günſtig, und die nun anfangen ſich über die ungerechtfertigten Zögerungen zu beklagen, welche Reorganiſation der Verwaltung und der Juſtiz hinausſchieben, und über die Bevorzugung, welche, entgegen den preußiſchen Traditionen, das Gouvernement den Beamten der alten Provinzen in Betreff der Ernennung von öffentlichen Beamten der neuen Provinzen zu bewilligen ſcheint. Ein Gefühl, ähnlich dem, welches die Toskaner bis zur letzten Stunde für die Piemonteſen gehegt haben, fängt an, ſo ſcheint es mir, hier in Betreff der Preußen Platz zu greifen. Doch ſind es dort nur leichte Ausfälle des Humors, im Vergleich zu der tiefen Mißſtimmung, welche nicht aufhört, die große Majorität der Bewohner der Stadt Frankfurt zu bewegen, einer Mißſtimmung, welche ihre Quelle in der lange genährten gewöhnlichen Antipathie hat, in dem gerechten Groll über die Actionen des letzten Jahres, in dem ehrenwerthen Bedauern einer ihnen übermüthig entriſſenen alten Autonomie, in der geſchwundenen Hoffnung, ſich als die Hauptſtadt Deutſchlands zu ſehen, in der Nothwendigkeit für die reichen Patricier, ihre Söhne und nicht Söldner unter die Fahnen zu ſchicken, endlich in den zahlreichen Geld-Intereſſen, welche dieſe Bank-Stadt an das öſterreichiſche Kaiſerreich feſſelten. Dieſe Unzufriedenheit wird nicht ſo bald ſchwinden, und Maßregeln, welche der Stadt durch Aufhebung der Lotterie nahe an eine Million Franken entziehen, ſowie des Präcipiums des Zollvereins oder wie die Einführung der Mahl- und Schlachtſteuer ſind nicht dazu angethan, den Groll zu vermindern. Ein Krieg mit dem Auslande oder die Einverleibung der Südſtaaten in Preußen könnten allein dieſes Gefühl aufhören laſſen, indem beſtimmt die Idee Preußens vor der Deutſchlands verſchwindet: zwei Eventualitäten, mit denen man anfängt, ſich hier vertraut zu machen.

Denn ein fremdes Element, welches an die mathematiſchen Geſetze in den Bewegungen der Geſchichte würde glauben machen, während das Einheits-Gefühl ſich nach und nach in den dem Bunde erworbenen Provinzen abkühlen wird, es kündigt ſich mit einer außerordentlichen Lebendigkeit in denjenigen Staaten an, welche außerhalb dieſes Bundes geblieben ſind, hauptſächlich in den Großherzogthümer Heſſen und Baden. Es ſcheint, daß eine fixe Idee, ähnlich der der Venitier und der Jonier, ſich der Bewohner dieſer Länder bemächtigt habe. Vergeblich macht man dieſen Ungeduldigen klar, daß die

Mauer, welche ſie vom Norden zu trennen ſcheint, nur eine eingebildete Mauer iſt, welche Nichts trennt; ſie ſind von einem ſo großen Verlangen beſeelt, Genoſſen eines großen Staates zu werden, daß ſie Nichts hören und vor Begierde brennen, dieſen durchſichtigen Schleier zu zerreißen, welcher ſie von dem nationalen Paradies auszuſchließen ſcheint.

Was iſt es denn, was von Weitem in ſo ſchönen Farben ſchillert und nahebei ſo trübe und traurig iſt? Iſt es das Geſetz der menſchlichen Natur, welches will, daß der Beſitz allein uns den Gegenſtand unſerer Wünſche verleiden kann? Ich meine es nicht. Das ſehr natürliche Verlangen, den Titel anzunehmen, wenn man die Funktionen ausübt, und das noch natürlichere Verlangen, die Vortheile zu genießen, welche man bezahlt, die patriotiſche Blindheit, die Furcht vor Fremdem ſind eben ſo wichtige Motive, um die Bevölkerungen des Südens an den Norden zu feſſeln, zum Trotze der ſchrecklichen Eventualität, welche wahrſcheinlich daraus reſultiren würde; aber das, was vorzugsweiſe dieſe Richtung der Geiſter bezeichnet, das iſt — man muß es ſagen — die Entfernung, welche den Deutſchen des Südens erlaubt, mit mehr Intereſſenloſigkeit und Unparteilichkeit als Landsleute Mitteldeutſchlands die allgemeinen Vortheile zu ſchützen, welche für das ganze Land aus dem neuen Stande der Dinge reſultiren, Vortheile, welche oft denen entgehen, die, nur ihr eigenes verletztes Intereſſe ſehend, das allgemeine Wohl vergeſſen.

In Wirklichkeit, welches auch die Verletzungen und das Mißvergnügen der Partikulariſten ſein mögen, wenn man die Vortheile und den Schaden der neuen Situation vergleicht, die nicht voreingenommenen Deutſchen kommen darin überein, daß die erſten nicht allein gut abſchließen, ſondern den Schaden ſelbſt um Vieles überwiegen.

Ohne Zweifel zahlen heute gewiſſe Bevölkerungen mehr Steuern als ſonſt, aber andere weniger; ohne Zweifel werden einige Städte bei der Aufhebung der Spielbanken und der Lotterieen verlieren, aber die Sittlichkeit und ſelbſt die Glücksgüter werden dabei gewinnen; einige gnädige Herren können lebhaft berührt ſein von dem erzwungenen Verluſt der alten Feudal-Rechte, der Bauer wird ſich freuen über das Verſchwinden der ſich überlebt habenden Rechte. Eine ſolche Allgemeinheit wird untergehen, aber ſolch' eine andere neben ihr wird zu neuem Leben erblühen; ein ſolches Mitglied des Zollvereins kann ſein liberum veto bedauern, welches alle Maßnahmen zum allgemeinen Beſten verhindern konnte, die Mehrheit wird dabei nur profitiren. Der Raucher wird es übel aufnehmen können, daß man ihm theuer ſeine Pfeife oder ſeine Cigarre bezahlen läßt; die Allgemeinheit, welche unbefangen über dieſe Steuer urtheilt, wird ſie gut finden, denn ſie iſt eine productive und treffende Steuer, ein Gegenſtand des Luxus. Junge Leute beklagen ſich über den militäriſchen Dienſt, der ihnen auferlegt iſt, aber ihre Kameraden wünſchen ſich Glück, nicht mehr als drei Jahre zu dienen, anſtatt ſieben. Jede neue Vertheilung von Laſten in einem Gemeinweſen macht nothwendig Unzufriedene; aber dieſe Unzufriedenen haben nicht immer Recht. Diejenigen allein, ſo ſcheint es mir, haben das Recht, ſich zu beklagen, welche das Gemeinweſen nicht wollen. Mit anderen Worten, wenn alle Deutſchen, welche

Feinde der Einheitsidee geweſen ſind, Recht haben darin, daß ſie wenig zufriedengeſtellt ſind, ſo haben diejenigen, welche immer dieſe Einheit gewollt haben — und deren iſt die bedeutende Mehrzahl — großes Unrecht, darüber erſtaunt zu ſein, daß dieſe Ehre und dieſes Vergnügen ihnen Etwas koſten. Sie denken nicht daran, daß ein franzöſiſcher Soldat 20 pCt. mehr koſtet, als ein Soldat der neuen deutſchen Armee, und daß ein franzöſiſcher Bürger 40 pCt. Steuern mehr bezahlt, als ein Bürger des neuen norddeutſchen Bundes. Sie vergeſſen, daß, wenn ihre Laſten ſeit einem Jahre verdoppelt ſind, Preußen allein die Laſt ſeit fünfzig Jahren getragen hat, und daß es gerecht iſt, daß es endlich mit denen dieſelben theilt, denen ſie zu Gute kommen. Sie erinnern ſich ſchon nicht mehr an die unwiderlegliche Demonſtration des letzten Jahres, welche bis zur Evidenz die Ohnmacht der kleinen Bundes-Armee bewieſen hat, und ſie überlegen nicht, daß es beſſer iſt, künftig eine doppelte Summe zu zahlen, die angewandt wird, um wahre Soldaten zu haben, als die Hälfte dieſer Summe, wie früher, zum Fenſter hinauszuwerfen, um Parade-Soldaten zu unterhalten. Sie ſollten endlich und vor Allem verſtehen, daß, wenn man eine große Familie gründen will, die Mitglieder dieſer Familie ſolidariſch ſein müſſen und, wenn man Frankreich nachahmen will, man ſich informiren ſollte, ob jemals das Nord-Departement hat Schmerzensſchreie hören laſſen, weil es vier Mal mehr Steuern zahlt als das Departement des Landes. Es iſt erſichtlich, daß dieſe Gerechtigkeit in der Vertheilung will gelernt ſein, und ich zweifle nicht, daß eines Tages die reiche Stadt Frankfurt und das blühende Land Naſſau die Verpflichtungen begreifen, welche aus dieſer ſo ſehr erſehnten Einheit reſultiren; alles, was ich conſtatiren will, iſt, daß ſie dieſelben für den Augenblick nicht begreifen und daß ſie naiver Weiſe glauben, man könne irgend einen Platz in dieſer Welt behaupten, indem man ſich weigert, irgend eine Laſt zu tragen und indem man die Arme kreuzt.

Die Sterblichkeitsſtufen bei verſchiedenen Gewerben.

II.

Daß das Bleichen und die Färbereien nicht beſonders förderlich für die Geſundheit ſind, wird ſich Jeder ſelbſt ſagen, überraſchend aber iſt die Thatſache, daß die Straßenkehrer und Lumpenſammler, obgleich ſie vom Staube und von den Abfällen leben, zu der geſündeſten Klaſſe der Arbeiter zählen. Sie verrichten aber ihre Arbeit im Freien, ſo daß ſie wenigſtens immer friſche Luft einathmen. Das Nämliche gilt von den Grubenräumern. Obgleich ſie beſtändig in den Neſtern der Fieberluft herumſtöbern, werden ſie doch gerade von Fiebern ſichtbar gemieden. Man hat ſogar bemerkt, daß dieſe Arbeit den Appetit beſonders ſchärfe, und ein engliſcher Arzt, der eine große Praxis bei dieſen Leuten gehabt zu haben ſcheint, erzählt, daß ein Grubenräumer einſt vom Fieber befallen worden ſei, nachdem er oder weil er drei Wochen lang ohne Arbeit geweſen war. Die Luftveränderung

hatte hierbei zur Beförderung der Krankheit gedient. Die Fleiſcher ſind privilegirt gegen Bruſt- und ſcrophulöſe Leiden, ſo daß junge Leute, die Neigung zur Schwindſucht haben, von den beſorgten Eltern gern zum Fleiſchergewerbe genöthigt werden. Dennoch, obwohl man bei den Fleiſchern die friſcheſten Hautfarben findet, ſind die Leute doch kurzlebige Menſchen, weil ſie, zu entzündlichen Krankheiten ſehr geneigt, ſelten krank, aber einmal befallen, ſchwer zu retten ſind. Daß Berührung der Haut mit animaliſchen Stoffen ein wirkſames Mittel gegen Auszehrung ſei, läßt ſich auch daraus ſchließen, daß Gerber höchſt ſelten an dieſer Krankheit leiden, und das Nämliche gilt von denjenigen Arbeitern der Tuchfabriken, die beſtändig mit Oel zu handthieren haben. Bei 100 jungen Leuten, die ein engliſcher Arzt, Thompſon aus Perth, beobachtete, ergab ſich, daß ſie ſeit Eintritt in die Fabrik um 575 Pfund, oder je $5\frac{3}{4}$ Pfund im Laufe von drei Monaten an Leibesgewicht zugenommen hatten, acht darunter um je 17 Pfund.

Zu den gefährlichſten Beſchäftigungen gehört die Anfertigung von Zündhölzchen, die in eine Phosphormiſchung getaucht werden. Das Einathmen von Phosphordämpfen bewirkt quälende Schmerzen in den Kieferknochen, namentlich in dem unteren, dann ſtellen ſich Geſchwüre und endlich Knochenfraß ein. Beſonders geneigt zu dieſem Leiden ſind ſcrophulöſe Perſonen. Vergolder, die mit Queckſilberamalgamen, und Spiegelfabrikanten, die ebenfalls mit Queckſilber arbeiten, ſchlürfen in den Queckſilberdämpfen eines der tödtlichſten Gifte ein, gerade ſo wie die Maler und Tapetenfabrikanten, wenn ſie mit jenem prächtigen Apfelgrün arbeiten, welches aus arſenikſaurem Kupfer bereitet wird. Tapeten von jener Farbe ſind ſo geſundheitsſchädlich, daß in manchen Staaten ihre Anfertigung polizeilich verboten iſt, und zwar kann man ihre Wirkung ſelbſt dann ſpüren, wenn man ſich nur wenige Stunden in Zimmern mit ſolchen Tapeten aufhält, indem man regelmäßig ſelbſt im Sommer einen Schnupfen ſich zuziehen wird.

Auszehrung iſt das gewöhnliche Loos der Schneider, Bäcker und Näherinnen. Mangel an Lüftung ſcheint aber die hauptſächliche Urſache dieſer Krankheit zu ſein. In dem Zoological Garden wurden einmal ſechszig geſunde Affen, darunter mehrere, welche ſchon etliche engliſche Winter überſtanden hatten, aus ihrem alten in ein neues Haus verſetzt, welches mit Waſſerheizung verſehen war und wo man der beſſern Erwärmung zulieb jeden Luftzutritt ſorgſam abgewehrt hatte, in der irrigen Meinung, daß die ausgeathmete kohlenſaure Luft, weil ſie ſchwerer ſei, durch den Boden entweichen werde, wo allerdings Ventilationsöffnungen vorhanden waren. Nach einem Monat waren fünfzig Affen geſtorben und die übrigen ſterbenskrank, ſämmtlich an der Auszehrung. Somit liegt hier ein Beweis vor, daß ſich Lungenleiden willkürlich erzeugen laſſen können. Was ſich in dem Affenhauſe zutrug, geſchieht täglich in den Werkſtätten der Schneider und der Näherinnen, wo bei einer Temperatur von beinahe 20 bis 30 Grad keine Anſtalten zur Lüftung vorhanden ſind, außer den natürlichen durch Wand und Fenſter, wie wir ſie durch Pettenkofer kennen gelernt haben. Auch in unſeren Nähwerkſtätten herrſcht eine Peſtluft, doch lange nicht ſo ſchlimm als in England.

Die Franzoſen, die Engländer, die Belgier ſind ſehr empfindlich gegen Zugluft, wie es ſüddeutſche, an ſtarke Lüftung gewöhnte Reiſende in jenen Ländern ſchmerzlich empfinden, wenn ſelbſt bei ſommerhellem Wetter die Scheiben der Eiſenbahnwagen geſchloſſen bleiben müſſen. Bei den Schneidern kommt der Zimmerſtaub von Fädchen und Fäſerchen, und endlich wohl gar noch die Gasbeleuchtung hinzu, ſo daß man ſich nicht wundert, wenn nach der engliſchen Krankenſtatiſtik von 100 Schneidern 31 Blut ſpeien. Bei den britiſchen Näherinnen iſt beſonders die zeitweiſe Ueberanſtrengung jugendlicher Perſonen, die in den vier Monaten der Saiſon von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht auf Einem Fleck ſitzen müſſen, ja bisweilen vier Tage und vier Nächte hindurch gearbeitet haben ſollen, Urſache der großen Sterblichkeit. Nach Neiſon's Lebensſtatiſtik hat in Großbritannien ein Mann folgende Ausſicht auf Lebensdauer,

	bei Zimmerarbeit,		Arbeit im Freien,	
	bei geringer,	bei ſtarker,	bei geringer,	bei ſtarker
	Anſtrengung.			
Im Alter von	Jahre	Jahre	Jahre	Jahre
20	41,8	42,0	37,8	43,4
30	35,1	34,5	30,1	36,6
40	27,9	27,8	23,0	29,1
50	20,5	21,2	17,3	22,0
60	14,6	15,1	11,0	15,6
70	8,6	10,4	4,6	9,3

Die höchſten Ausſichten haben alſo Leute wie Gärtner, Feldarbeiter, Maurer, Zimmerleute ꝛc., die im Freien hart arbeiten müſſen. Ihnen ganz gleich ſtehen die Arbeiter in geſchloſſenen Räumen bei großer Anſtrengung, wie Schloſſer, Tiſchler, Brauer ꝛc. Um ein Jahr weniger im Durchſchnitt der Altersſtufen ſind die Ausſichten der Zimmerarbeiter mit geringer Anſtrengung, der Buchbinder, Schriftſetzer, Schuhmacher ꝛc.; am ſchlimmſten aber fahren Leute, die ſich im Freien mit geringer Beſchäftigung aufhalten, wie Kutſcher, Schutzleute ꝛc.

Nun ſollte man meinen, daß die höheren unbeſchäftigten Klaſſen die höchſten Lebensausſichten genöſſen, aber merkwürdig iſt es, daß je mehr Genüſſe ſich Jemand gönnen kann, deſto geringer ſeine Lebensausſichten ſind. Die Thoren, welche ſich aus dem Geſchäftsleben zurückziehen, „um den Reſt ihrer Tage in Ruhe zu genießen", ergreifen die ſicherſte Methode zur Abkürzung ihres Daſeins. Wollte man Jemand unvorbereitet fragen, wer durchſchnittlich am längſten lebe: der Geiſtliche, der Arzt oder der Juriſt, ſo würde er ſicherlich auf den Mann des Geſetzes rathen, der weder eine Kanzel zu beſteigen noch in Spitalatmoſphären zu leben hat, und dennoch ſind gerade die Juriſten viel kurzlebiger als die beiden andern gelehrten Stände. Die Geiſtlichen ſind die größten Virtuoſen in Bezug auf Langlebigkeit, denn ſämmtliche Geiſtliche, die das fünfzigſte Lebensjahr erreichen, haben eine ſtatiſtiſche Ausſicht auf noch weitere 24 Jahre und 12 Tage, während die nächſte Klaſſe, nämlich die Aerzte, nur noch 22 Jahre 11½ Monat vor ſich haben. Von den höheren Klaſſen ſind die Landedelleute

faſt ſo hoch geſtellt wie die Geiſtlichen. Dafür wohnen ſie gut, nähren ſich noch beſſer, rühren ſich tüchtig im Freien und führen, wie man billig hinzuſetzen muß, ein muſterhaftes und genügſames Leben. Seeoffiziere leben durchſchnittlich ein Jahr länger als Landoffiziere. Der hohe Adel bleibt um ein volles Jahr hinter den Aerzten zurück*) und Mitglieder der königlichen Häuſer leben wieder drei Jahre weniger als der hohe Adel. Die Monarchen ſelbſt ſtehen noch niedriger in der Skala, denn wenn ſie das fünfzigſte Jahr hinter ſich haben, betragen ihre Lebensausſichten nur noch 14 Jahre oder 10 Jahre weniger als die der Geiſtlichen. So geht es in den höchſten Ständen in Bezug auf Lebensdauer wieder abwärts.

Conſtatirt iſt, daß ſeit längerer Zeit und zwar in allen civiliſirten Ländern das mittlere Lebensalter ſich nicht unbeträchtlich verlängert hat. Die Frage liegt alſo ſehr nahe, ob nicht vielleicht die Dauer des menſchlichen Lebens mit dem Gange der Civiliſation und günſtigen hiſtoriſchen Entwickelungen ſich erweitere. In den letzten Jahren iſt viel über dies Problem geſtritten worden, in England bei Gelegenheit des Erſcheinens von Thomas Bailey's „Records of Longevity“, in Frankreich über das Buch P. Flourens', Sekretairs der Akademie der Wiſſenſchaften, welches den Titel führt: „De la Longévité Humaine et de la Quantité de Vie sur le Globe.“ Der franzöſiſche Akademiker behauptet, der normale Zeitwerth des menſchlichen Lebens ſei 100 Jahre, und wenn wir ſelten oder nie das Ziel erreichen, ſo haben wir es Umſtänden zuzuſchreiben, welche hiſtoriſch und willkürlich die Ordnung der Natur unterbrochen haben. Boerhave berechnete die Möglichkeit zu leben über 150 Jahre und Buffon behauptete Aehnliches, indem er ſagte, die Thiere leben ſechs- bis ſiebenmal ſo lange, als ſie zu ihrem Wachsthum gebrauchen. Flourens beſtreitet dies. Das Kameel wachſe 8 Jahre lang und lebe 40, das Pferd wachſe 5 Jahre und lebe 25. Der Menſch wachſe 20 Jahre, folglich müſſe er nach Analogie der beiden mitgetheilten Fälle 100 und nicht 120 bis 140 Jahre alt werden. Als das Syſtem des vollendeten Wachsthums betrachtet Flourens den Eintritt der Epiphyſis oder der Befeſtigung der Knorpel an den Knochen. Es iſt ſchon ſehr willkürlich, dieſem phyſiologiſch nicht ſo bedeutendem Umſtande einen ſolchen Werth beizulegen, ferner fehlt es an einer ausreichenden

*) Uns liegt ein Verzeichniß der vom April 1865 bis dahin 1866 verſtorbenen britiſchen Pairs und Baronets vor. Es ſtarben nämlich in dieſer Zeit 14 Pairs (der älteſte darunter in einem Alter von 93 Jahren), deren vereinigte Lebenszeit die Summe von 931 Jahren ausmacht, was ein Durchſchnittsalter von über 66 Jahren, d. h. gerade das Doppelte der durchſchnittlichen Lebensdauer in England ergiebt. Ein ähnliches Ergebniß liefert das Rechenexempel bei den Baronets; es ſtarben ihrer 40 (die beiden älteſten zu 90 Jahren), von einer Geſammtlebensdauer von 2623 Jahren oder einem Durchſchnittsalter von 65½ Jahr. Viel bemerkenswerther iſt das Reſultat bei den Rittern, von denen 38 (der älteſte zu 91 Jahren) ſtarben, deren Geſammtlebensdauer ſich auf 2744 Jahre beläuft, was eine durchſchnittliche Lebensdauer von nicht weniger als 73 Jahren ergiebt. Nach alle dem ſcheint in der engliſchen Ritterwürde das eigentliche Lebenselixir gelegen zu ſein und hätten Alle, die auf ein langes Leben halten, ſich einfach zu Rittern ſchlagen zu laſſen.

Anzahl von Beobachtungen über den Eintritt der Epiphyſis bei verſchiedenen Thieren, da die Beiſpiele des Pferdes und Kameeles unmöglich ausreichen. Endlich iſt und wird das normale Maß von 100 Jahren ſehr oft überſchritten. Die Fälle, welche Thomas Bailey maſſenweiſe vorbringt, ſind zwar der Mehrzahl nach höchſt ſuspekt, und es hat darüber allerhand Streit gegeben. Der Fall von Thomas Parr aber, der 152 Jahre lebte, iſt gut verbürgt und wird von Kritikern reſpektirt. In England hat man weit eher Gelegenheit, empiriſch das Problem über die normale Dauer des Lebens zu löſen, inſofern darauf ja der Calcul der vielen Lebensverſicherungen beruht, und es iſt wohl ein ſicheres und mäßiges Reſultat, das menſchliche Leben mit 80 Jahren als vollendet zu betrachten.

Wie ſelten übrigens das hundertſte Jahr erreicht wird, geht aus folgenden Berechnungen hervor: wenn unter 18 Menſchen einer das 80. Jahr erreicht, ſo wird erſt unter 3500 einer 100, und unter einer Million einer 110 Jahre alt. Nach anderen Zuſammenſtellungen und genau mit einander verglichenen Nachrichten ſtarben im Durchſchnitt unter jedem Tauſend von Geburten 74 zwiſchen dem 60. und 70., 60 zwiſchen dem 70. und 80., 24 zwiſchen dem 80. und 90. und 4 zwiſchen dem 90. und 100. Jahre. Man wird daher, wie geſagt, am beſten das 70. bis 80. Lebensjahr durchſchnittlich als das höchſte Lebensziel annehmen, wie es ſchon im Gebete Moſis im 90. Pſalm heißt: „Unſer Leben währet ſiebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, ſo ſind es achtzig Jahre.“ In gleicher Weiſe urtheilt auch Solon, welcher die Lebensalter überhaupt nach ſiebenjährigen Cyclus betrachtete, da die Zahl 7 den älteſten Völkern als eine heilige galt, welche man gern überall zu Grunde legte. Wir theilen hier die ſchöne Elegie Solon's mit, welche ſich auf die Annahme von 10 ſiebenjährigen Lebensaltern bezieht, zumal die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der einzelnen Epochen trefflich von dieſem Weltweiſen bezeichnet ſind.

„Noch unkundig der Red', unmündig noch treibt in den ſieben
Erſtlingsjahren die Reih'n ſproſſender Zähne das Kind.
Aber vollendete bald ihm die anderen ſieben die Gottheit,
Thun Anzeigen ſich auch werdender Jugend hervor.
Dann in der dritten umhüllt, wie die Glieder ſich kräftig geſtalten,
Flaum ſein Kinn, und er färbt dunkler den blühenden Reiz.
Kommen die Sieben anjetzt zum viertenmal, dann iſt der Mannkraft
Gipfel erreicht und es thun edle Thaten ſich kund.
Doch in den fünften iſt's Zeit, daß der Mann der Vermählung gedenk ſei,
Und er ein Folgegeſchlecht blühender Kinder erzeugt.
Drauf in den ſechſten erſtarkt unkräftig des Mannes Geſinnung,
Und nicht mag er hinfort eitle Werke begehn.
Vierzehn Jahre hindurch, in der ſiebenten und in der achten
Reihe von Sieben, erhebt Red' ihn ſodann und Verſtand.
Auch in der neunten vermag er noch Einiges; aber ihn flieht ſchon
Zum großherzigen Thun Weisheit und Liebesgewalt.
Aber erfüllt zum zehntenmal ſein ſiebentes Jahr ward,
Nicht unzeitig ereilt dieſen das Todesgeſchick.“

Uebrigens iſt auch bei Verſchollenheits-Erklärungen von den Geſetzgebern das 70. Jahr angenommen worden, wie ſich ſchon darüber ein

älteres preußiſches Edikt ausſpricht, das fünf und ſechszigjährige Verſchollene nach fünf Jahren für todt erklärt werden ſollen. Daß übrigens bei jedem Abweſenden, über welchen geurtheilt werden ſoll, ob er noch am Leben ſein könne oder nicht, ſeine Individualität, Geſchlecht, Geſundheitsbeſchaffenheit, Lebensweiſe, Art ſeiner Beſchäftigung, der Erdſtrich und das Klima, wohin er ſich bekannter Weiſe begab, ꝛc., für das abzugebende Urtheil in Betracht gezogen werden müſſen, möge hier noch erwähnt werden.

Hinſichtlich des Geſchlechts erreichen im Allgemeinen Frauen ein höheres Alter als Männer, dagegen kommen die Beiſpiele eines außerordentlich hohen Alters bei Männern überwiegender vor. Aus dem Alterthum ſind uns verſchiedene Beiſpiele in dieſer Hinſicht erhalten worden. Wenn man auch bezweifeln darf, ob Epimenides von Creta wirklich 167 Jahre gelebt habe, ſo zeichnen ſich im Allgemeinen die griechiſchen Philoſophen durch ihren Hang zum Altwerden aus. Zeno lebte 102, Demokritos 104, Pyrrho 90, Diogenes 90, Hippokrates 99, Plato 82, Iſokrates 98 und ſein Lehrer Gorgias 107 Jahre. Sokrates und Archimedes hätten wahrſcheinlich, da ſie reſp. 70 und 75 Jahre alt wurden, ein hohes Alter erreicht, wenn ihr Ende nicht ein gewaltſames geweſen wäre. Sophokles bewies im 90. Jahre durch ſeinen Oedipus Coloneus, daß er noch bei geſundem Verſtande ſei, Pindar erreichte das 84. Jahr, und Simonides, der Elegieendichter, das 90. Auch die Römer brachten es weit in der Kunſt, lang zu leben, aber namentlich ſind es hier die Matronen, die uns intereſſante Beiſpiele liefern. Terentia, Cicero's Frau, lebte 103, Clodia, das Weib des Oſilius, 115 Jahre. Auf der Liſte ſtehen auch zwei Schauſpielerinnen, die Lucceia, die ihr hundertjähriges Jubiläum auf der Bühne hätte feiern können, und Galeria, die zu Ehren des Auguſtus noch im 104. Jahre und 94 Jahre nach ihrem erſten Auftreten noch einmal auf der Bühne erſchien. Unter Veſpaſian wurde ein Cenſus aufgenommen und Plinius führt aus dieſer Statiſtik 54 Perſonen auf, die das 100. Jahr überſchritten hatten, 14 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 und 3 von 140 Jahren. Die Autorität und die wiſſenſchaftliche Treue des Plinius ſprechen ſehr ſtark gegen etwaige Anfechtung der Reſultate.

Intereſſant iſt eine Vergleichung der durchſchnittlichen Lebensdauer bei verſchiedenen Menſchenracen. So wird man überraſcht zu finden, daß im Jahre 1840, wo die Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus 17 Millionen und darunter 2½ Mill. Negern beſtand, nur 791 Weiße vorhanden waren, welche das Alter von 100 Jahren überſchritten hatten, während doch 1333 Negerſklaven und 647 freie Neger ein gleich hohes Alter angaben. Im Jahre 1855 ſtarben 43 Perſonen in der nordamerikaniſchen Union über 100 Jahre alt. Der älteſte weiße Mann war 110, die älteſte weiße Frau 109 Jahre, der älteſte Neger 130, das älteſte Negerweib 120 Jahre alt. Indeſſen iſt bei dieſen Angaben ſehr zu berückſichtigen, daß die Neger aus Liebe zur Unwahrheit, aber noch weit mehr aus Unwiſſenheit, oft ein falſches Alter angeben mögen. Nach dem ruſſiſchen Cenſus ergiebt ſich, daß jährlich 3¼ pCt. der Bevölkerung ſtirbt, eine ungeheure Zahl im

Vergleich zu den 2½ pCt. der britiſchen Bevölkerung. Die hohe Sterblichkeit trifft in Rußland hauptſächlich die Kinder. Die ruſſiſchen Tabellen zeigen 5000 Fälle jährlich an von Todesfällen über 90 Jahre, und dieſe würden ſich auf 10,000 belaufen, wenn die ruſſiſche Statiſtik die weibliche Bevölkerung nicht gänzlich ignorirte. In den öſterreichiſchen Staaten ſtarben 1842 nur 446 Perſonen über 100 Jahre, in Preußen 1841 786 Männer und 890 Frauen über 90 Jahre, und in Norwegen 1845 bei einer Bevölkerung von 1½ Mill. Köpfen wurden nur 19 Männer und 22 Frauen über 100 Jahre gefunden, obgleich dies Land im Rufe ſteht, daß es Beiſpiele der höchſten Lebenslänge geliefert haben ſoll. In den beiden Jahren 1852 und 1853 zuſammen ſtarben in England 66 Männer und 117 Frauen über 100 Jahre alt. Hohe Lebensalter ſind bei Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern ſehr häufig. So wurde Heinrich Dandolo 97, Cardinal Fleury 90, Bolingbroke 79, Alberoni 80, Pombal 83, Palmerſton 81 Jahre alt. Wellington, Talleyrand, Metternich, Neſſelrode, Humboldt, Hammer-Purgſtall, Böckh, Voltaire, Heyne, Goethe, Newton, Kepler, Halley, Caſſini, die ſämmtlich über 80 Jahre alt wurden, ſind die merkwürdigſten Erſcheinungen in dem angeregten Sinne.

Die Veränderungen im Nationalbeſtande.

Die Veränderungen, welche in dem Beſtande einer Nation eintreten, beruhen auf einer zwiefachen Bewegung, — auf der natürlichen Geſammtbewegung, welche durch die Sterbefälle einerſeits und die Fortpflanzung andererſeits ſtattfindet, und auf der beſonderen Bewegung unter den Lebenden durch Annahme einer andern Familienſprache an Stelle der Sprache der Mutter. Die ſtatiſtiſche Kenntniß des Umfanges dieſer letzteren Bewegung kann nicht erwartet werden, da ſelbſt ihr Vorhandenſein bis jetzt von der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft noch nicht beachtet worden iſt. Aber auch der Umfang der erſteren Bewegung, welche die hauptſächlichſte iſt und für denjenigen, der die Nationalitäten nach der Abſtammung ſondert, die allein beſtimmende ſein würde, wird bis jetzt von der Statiſtik nicht ausreichend bezeichnet. Wir kennen die Zahl der Geborenen und Geſtorbenen innerhalb eines Staates und ſeiner Verwaltungsabtheilungen, beſten Falls auch innerhalb der einzelnen Religionsverbände, aber wir kennen ſie nicht für jede Nation.

Jedem Laien in der ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaft iſt es klar, daß dieſe Bewegung nicht für alle Nationen die gleiche iſt, daß ſie vielmehr ſowohl abhängt von den mannigfachen natürlichen Bedingungen, unter denen die verſchiedenen Völker leben, und ihrem Verhältniß zu der natürlichen Beſchaffenheit der Volksſtämme, als auch von den Eigenthümlichkeiten der Letzteren in Behandlung und Pflege von Körper und Geiſt, in der Belebung und Verwendung der individuellen Kräfte und in der Art ihres Zuſammenlebens und

namentlich der Geſchlechtsverhältniſſe. Daß dem ſo in der That iſt, und zwar daß ſowohl für die Erhaltung des Lebens als auch für die Erweckung neuer Glieder einer Nation die bei derſelben vorwaltenden Eigenſchaften von weſentlichem Einfluſſe ſind, beweiſt die Statiſtik durch die Thatſache, daß unter ziemlich gleichen natürlichen Bedingungen zuſammenlebende Nationen weſentliche Verſchiedenheit in den Verhältniſſen der Sterblichkeit und Fortpflanzung zeigen, — in Betreff der Sterblichkeit z. B. bei den Anſnahmen aus denjenigen Regierungsbezirken des preußiſchen Staates, in welchen die verſchiedene Abſtammung ſich einigermaßen annährend darſtellt in der Verſchiedenheit des Religionsbekenntniſſes, — in Betreff der Fortpflanzung z. B. darin, daß in denjenigen Theilen des franzöſiſchen Staates, welche am wenigſten oder gar kein franzöſiſches Blut enthalten, alſo des Elſaſſes, Bretagne, der Inſel Corſica und des Rouſſillon die Geburtszahl über die der übrigen Theile Frankreichs in hohem Grade hinausgeht, in den letzteren aber die Fortpflanzung im Ganzen ſo ſehr zurückbleibt, daß man an Polybius' Schilderung der griechiſchen Zuſtände ſeiner Zeit erinnert wird.

Bei Berückſichtigung dieſer Thatſachen muß man anerkennen, daß wir die natürliche Stammesbewegung nicht durch die Geſammtbewegung innerhalb eines Staates meſſen können, daß vielmehr innerhalb deſſelben die eine Nation in ihrer natürlichen Entwickelung vorwärts gehen kann, indeß eine andere zurückgeht, daß alſo, was in anderen Erdtheilen beim Zuſammenwohnen uncultivirter und cultivirter Racen beobachtet und durch die Volkszählungen in den Ländern Auſtraliens gemeſſen worden iſt, auch in den Ländern, um welche es ſich hier handelt, ſtattfinden könne, und daß jedenfalls die zeitweiſe Zuſammenſetzung der Bewohner eines Staates aus verſchiedenen Volksſtämmen, auch ohne den Einfluß von Ab- und Zuzügen, nicht ohne Weiteres maßgebend iſt für das Verhältniß derſelben in einer früheren oder ſpäteren Zeit. Die Berückſichtigung dieſer — wenn auch nur unter gewiſſen Beſchränkungen — ſelbſtſtändigen Bewegung verſchiedener Nationalſtämme iſt unentbehrlich zur richtigen Würdigung der Aufeinanderfolge der Nationen in der Geſchichte und insbeſondere der Stellung der germaniſchen Nationen in der Gegenwart.

Andererſeits wiſſen wir, daß die Lebens- und Fruchtbarkeitsverhältniſſe einer Nation weder für die ganze Nation dieſelben ſind, noch bei derſelben unverändert bleiben, und zwar wiederum, weil ſie — ſelbſt dann, wenn eine Nation abgeſchloſſen für ſich bliebe, — nicht ausſchließlich von einem gegebenen nationalen Charakter beſtimmt werden, ſondern zugleich durch die ganze Verſchiedenartigkeit der äußeren Bedingungen der menſchlichen Exiſtenz, welche auf die Lebensweiſe, die Thätigkeit und Sittlichkeit derſelben gleichfalls zurückwirken. Und gerade im Hinblicke auf dieſe Verſchiedenheiten muß als Grundſatz ausgeſprochen werden, daß nicht weniger als die Erhaltung, auch die Fortpflanzung einer Nation ein wahres Geſammtintereſſe derſelben bildet, denn nur beide zuſammengenommen ergeben die nachhaltige Fruchtbarkeit derſelben, und daß es in dieſem Intereſſe darauf ankommt, den Urſachen nachzugehen, aus denen die Verſchiedenheiten der Sterblichkeit und Fruchtbar-

keit herrühren, und diejenigen zu beseitigen oder möglichst unschädlich zu machen, welche der gesunden physischen Fortentwickelung einer Nation entgegenstehen.

In ersterer Beziehung dürfte allerdings bei den Statistikern unserer Zeit der theoretische Standpunkt überwunden sein, welcher auf die Erhaltung und Aufziehung des neuen Geschlechtes keinen Werth legte und sogar die Anwendung vorbeugender Maßregeln gegen Krankheiten nicht fördern mochte. Und gerade wir Deutschen genießen in der wissenschaftlichen Bildung des ärztlichen Personals eine bessere Fürsorge für die Erhaltung der Lebenden als mehrere andere Nationen Europa's, und in derselben Richtung wirkt bei uns der Sinn für Ordnung und Mäßigung des Lebens, in dem der Deutsche seinen östlichen Nachbarn voransteht, dann in neuester Zeit der der deutschen Nation eigenthümliche Sinn für erfrischende Körperübungen der Erwachsenen wie des jungen Geschlechts und, was von höchster Wichtigkeit ist, der wachsende Sinn für die Förderung der Erwerbsthätigkeit, wogegen wir Deutsche noch in einem anderen Punkte, nämlich in der vorbeugenden Sorge für gesunden Aufenthalt, hinter den Engländern zurückstehen.

Was aber den anderen nicht minder wichtigen Factor der natürlichen Bewegung der Bevölkerung betrifft, so steht in der richtigen Würdigung der Fortpflanzung die heutige Theorie zurück hinter den Auffassungen eines Statistikers des vorigen Jahrhunderts, und hier kann man wohl behaupten, daß der natürliche Sinn der deutschen Bevölkerung sein nationales Interesse richtiger begreift, als die meisten Theoretiker ihn lehren. Aus dem Umstande, daß in solchen Fällen, wo die natürlichen, wirthschaftlichen und sittlichen Bedingungen zur Erhaltung der Geborenen nicht ausreichen, die höhere Fortpflanzung sich in trauriger Weise selbst zu negiren genöthigt ist, wird oft genug mit ungerechtfertigter Abstraction der — für normale Verhältnisse und insbesondere für die regelmäßigen Verhältnisse unserer Nation — irrige Grundsatz hergeleitet, daß eine höhere Fruchtbarkeit schon an sich ein Uebel und die möglichst geringe Fortpflanzung zu wünschen sei, ein Grundsatz, von welchem die Thatsachen in der Statistik das Gegentheil predigen. Solchen Theoretikern mögen die Schranken recht scheinen, welche der kurzsichtige Egoismus einer Generation von Besitzenden der Eingehung der Ehen in noch heute gültigen Gesetzen deutscher Staaten entgegensetzte, den Anspruch jedes Menschen auf eigene Arbeit und auf eigenen Heerd verleugnend. Aber sie mögen sich auch überzeugen, daß diese Schranken die Fortpflanzung nur in geringem Maße beeinträchtigen, da der angeborene Volkstrieb sich theils, was der nationalen Sittlichkeit nicht zuträglich ist, der außergesetzlichen Fortpflanzung, theils, was zwar der Vermehrung des Volksstammes förderlich, in Ansehung der Erhaltung und Vermehrung der Nation aber nicht gefahrlos ist, der Auswanderung zuwendet. Solche Theoretiker mögen dann ihr Wohlgefallen an denjenigen Theilen deutscher Lande haben, in welchen in Folge der niedrigen Geburtenzahl die Bevölkerung nur langsam zunimmt, wie im preußischen Staate am Münsterland, im österreichischen an Salzburg und Deutsch-Tyrol, in der Schweiz an den Urcantonen;

aber sie — deren Anschauungen vom Materialismus getragen werden — mögen sich fragen, ob ihnen in der That die Bilder trägen Beharrens in der hergebrachten Weise als die rechten Muster wirthschaftlicher Entwickelung gelten.

Während in den letztbezeichneten Landestheilen die Geburtenzahl regelmäßig unter 3 pCt. der Bevölkerung beträgt, steht sie in den meisten deutschen Ländern zwischen $3\frac{1}{2}$ und 4 pCt., welche letzte Höhe auch von größeren Territorien, hauptsächlich Mittel-Deutschlands, jedoch auch Nord- und Süd-Deutschlands, erreicht wird; erheblich darüber hinaus geht, soweit sich aus den Zahlen schließen läßt, die Geburtenziffer in den deutschen Colonieen an der Wolga. Vergleicht man die Fruchtbarkeit der deutschen Nation mit den Nachrichten, welche für andere europäische Nationen vorliegen, so scheint dieselbe etwas über der der Skandinavier zu stehen, in deren größeren Territorien die Geburtenzahl sich durchschnittlich auf $3\frac{1}{3}$ bis $3\frac{2}{3}$ pCt. der Bevölkerung beläuft, und der der Bewohner Großbritanniens (reichlich $3\frac{1}{2}$ pCt.) mindestens gleichzukommen. Zwischen $3\frac{1}{2}$ und 4 pCt. der Bevölkerung steht die der italienischen und auch der spanischen Nation (über 4 pCt. bei beiden der Süden), wahrscheinlich auch der Bewohner Irlands und der lettischen und finnischen Völker, am höchsten (gewöhnlich über 4, stellenweise bis über 5 pCt.) die der slawischen Völker, insbesondere der Polen und Russen. Erheblich niedriger als die Geburtenziffer der deutschen ist die der französischen Nation; für das ganze französische Reich belief sich die durchschnittliche Geburtenzahl einer längeren Periode nur auf $2\frac{4}{5}$ pCt. der Bevölkerung.

In Ansehung der Sterblichkeit haben innerhalb Europa's anscheinend die skandinavischen Länder das günstigste Verhältniß (Norwegen insbesondere noch nicht 2 pCt.), dann folgt Großbritannien (namentlich Schottland), wo die Zahl der Sterbefälle durchschnittlich etwa $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{3}{4}$ pCt. der Bevölkerung ausmacht. Nur wenige Theile Nord- und Süd-Deutschlands haben eben so günstige Sterblichkeitsverhältnisse, in einzelnen anderen Theilen derselben geht die Sterblichkeit längerer Perioden sogar über 3 pCt. hinaus; das Durchschnittsverhältniß der Sterblichkeit der Deutschen dürfte auf $2\frac{3}{5}$ pCt. anzunehmen sein. Diesem Satze scheinen die finnischen Ostseevölker ungefähr gleichzustehen, etwas nachtheiliger die Iren. Ueber 3 pCt. beträgt die Zahl der Sterbefälle bei der lettischen Nation, bei den polnischen und russischen Slawen, am höchsten steht sie bei den Großrussen. Auch in Italien und dem größeren Theile von Spanien scheint die Sterblichkeit durchschnittlich höher als 3 pCt. zu sein; dagegen hat die scheinbar vortheilhafte Sterblichkeitszahl der Bewohner des französischen Reiches — ungefähr $2\frac{3}{5}$ pCt. — (so wie auch die des nordwestlichen Spaniens) wesentlich ihre Veranlassung in der niedrigen Geburtenziffer derselben.

In Folge dieser Verschiedenheiten war die natürliche Bevölkerungszunahme in der neuesten Zeit am günstigsten in Großbritannien (etwa $1\frac{1}{3}$ pCt.) und in den skandinavischen Ländern (1 bis $1\frac{1}{2}$ pCt.); die verschiedenen Theile Deutschlands (im Norden wie im Süden) standen zwischen

½ und 1½ pCt. jährlicher Zunahme; die geringste Bevölkerungszunahme aus sich selbst, wahrscheinlich von allen europäischen Staaten, hatte Frankreich mit etwa ⅛ pCt. Der Einfluß dieser Verschiedenheiten auf die Aenderung des Verhältnisses der Staaten unter einander zeigt sich, wenn man ihre Bevölkerungszahl vor einem halben Jahrhundert vergleicht. Vor 50 Jahren war die Bevölkerungszahl der deutschen Bundesländer nicht höher als die Frankreichs; die erstere ist seitdem um die Hälfte (die Skandinaviens und der britischen Inseln allerdings inzwischen reichlich um ⅔), die letztere nur um den vierten Theil gestiegen, — die Bevölkerung Frankreichs, obwohl die innerhalb des französischen Staates vorhandenen fremden Nationalitäten diesen Staat fortwährend durch ihre reichlichere Fortpflanzung unterstützen, — die Bevölkerung der früheren deutschen Bundesländer, trotzdem sie in dieser Zeit Millionen von Deutschen über ihre Grenzen ziehen ließ nach allen Theilen der Welt.

Die Vermehrung einer Nation geht zusammen mit der Entwickelung ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit gegenüber dem Naturfonds, der sich in ihrem Bereich befindet oder den sie in ihren Bereich zieht. Schon ihre Vervielfältigung auf dem heimischen Boden hat keine gegebene Grenze, wie wir nicht im Stande sind, quantitativ die Grenzen zu finden, welche dem Menschen in der Anwendung seiner geistigen und körperlichen Kräfte zur Benutzung der irdischen Gaben gezogen sind; die Volksvermehrung in diesem Jahrhundert hat in manchen Theilen Deutschlands ebensowohl die Wünsche ihrer eifrigen Beförderer übertroffen, als die Befürchtungen eines absoluten Mangels an Existenzmitteln widerlegt. Aber nirgends erscheint die menschliche Thätigkeit fruchtbringender, als wo sie mit den ganzen Mitteln eines fortgeschrittenen Volkes einen ihm zusagenden neuen Boden energisch in Angriff nimmt, um aus ihm mit Leichtigkeit die Lebensbedingungen menschlichen Daseins zu entwickeln. Hier wachsen ihm die Gaben der Natur gleichsam in die Hand, und diesen folgt unmittelbar das Erzeugniß, daß, obwohl an den Stoff gebunden, doch an Werth über Alles steht, der neue Mensch, für den der Boden seine Cultur empfangen hat.

Daß solche Bedingungen der Vermehrung einer Nation günstiger sind, als irgend welche, zeigt die germanische Völkerfamilie in ihrer Verbreitung über diejenigen Zonen, deren Klima ihrer Natur gemäß ist. Vor ihrer cultivirenden Thätigkeit weichen die alten Racen zurück und schwinden dahin. Fortwährend hinzukommend, betreten herangewachsene Söhne und Töchter der europäischen Heimath (weniger unerwachsene) den nordamerikanischen Boden, aber so Viele auch von Außen kommen, dennoch bleibt dort — was in keinem Staate des germanischen Europa's der Fall ist — die Zahl der Erwachsenen zurück hinter der Zahl des jungen Geschlechts, dieser dicht aufkeimenden Frucht eines neugewonnenen Lebensbodens.

Zur Racen- und Sprachenverschiedenheit in Frankreich.

I.

Es ist interessant, wie man jetzt, nachdem die Thorheit, den Menschen zu generalisiren, so ziemlich abgekommen ist, allmählich wieder zur alten Weisheit zurückkehrt, und die Racenunterschiede beachten lernt, die trotz der früheren vornehmen Nichtbeachtung und trotz des Firnisses, den unsere Bildung darüber auszubreiten strebt, doch immer wieder hervortreten. Das, was man Nationalcharakter nennt, dies Gesammtergebniß der Strebnisse und Gewohnheiten, welche die Sinnesart eines Volkes bilden, beruht weit mehr auf Ursachen, deren letzten Grund wir nicht angeben können, als auf solchen, die die der statistische Anatom verfolgen zu können glaubt. Es liegt in erblichen Tugenden und Lastern eine Stärke, welche zum mindesten viele Generationen hindurch gegen allen Einfluß äußerer Umstände sich behauptet: der Schiffer auf den nordamerikanischen Seen ist noch ein Franzose bis in's Herz hinein, der Löwenjäger am Cap immer noch ein Holländer, trotz der seltsamen Verschiedenheit ihrer jetzigen Gewohnheiten, von denen ihrer europäischen Ahnen. Groß ist allerdings der Einfluß des Klima's, der Gesellschaft, des Unterrichts, aber die Bemerkung ist sehr richtig, daß diese Einflüsse durch noch kräftigere, nämlich die erblichen Neigungen und Anlagen verschiedener Racen, in sittlicher Hinsicht eben sowohl, wie in intellektueller überwältigt werden; wozu noch der bis jetzt noch nicht beobachtete Umstand kommt, daß die Besonderheiten, welche die verschiedenen Menschenracen bezeichnen, in Zeiten des Friedens und der ruhigen Gewohnheiten stärker werden, indem hier der Eindruck, welchen die Vermischung der Racen in Zeiten des Wechsels und der Wanderung hervorbrachte, wieder verschwindet.

Wenn immer eine Race durch den Zutritt von Fremden, — vorausgesetzt, daß diese minder zahlreich sind, als die ursprünglichen Bewohner und daß den Wechselheirathen kein Hinderniß im Wege steht — gekreuzt wird, so wird der Einfluß der neuen Ankömmlinge in den nächsten Generationen am sichtbarsten sein. Aber mit jeder neuen Generation wird das fremde Blut sich, so zu sagen, über eine weitere Oberfläche in schwächern Verhältnissen verbreiten, bis aller bemerkliche Unterschied verschwindet und der ursprüngliche Stamm völlig wieder vorherrscht. Das spanische Amerika bietet gegenwärtig das merkwürdigste Beispiel dieser Art.

Manche Schriftsteller, welche viel über die Verschiedenheit der Racen in Europa geschwatzt, haben dieses große Gesetz der Gesellschaft nicht hinreichend erwogen: sie schienen meist anzunehmen, daß diese Racen sich mehr nnd mehr vermischten, während es gewiß ist, daß, die wenigen Fälle ausgenommen, wo die Einwanderung fremden Blutes immer noch fortdauert, diese Vermischung immer geringer wird. Während der langen stationären Periode, welche der großen Völkerbewegung bei dem Fall des römischen Reiches folgte, mußte der durch die Vermischung getrübte Strom allmählich sich wieder aufhellen. Der Einbruch deutscher Völker in den Westen Europa's mußte in seinen Folgen

für die physische Constitution der Landeseingebornen bald verwischt werden, ja er konnte nie sehr bedeutend sein. Die 5- oder 6000 Franken Chlodwig's, die 60,000 Burgunder müssen sich bald mit den Millionen von Provincialen verschmolzen haben, unter denen sie sich niederließen. Viel zahlreichere Eroberer sind durch denselben natürlichen Prozeß allmählich wieder verschwunden: so nimmt das maurische Blut in Spanien, so das slawische im nördlichen Deutschland mehr und mehr ab. Wohl möchte nach Jahrhunderten der Verwirrung der alte hellenische Typus in den Berg- und Inselbewohnern Griechenlands wieder erscheinen. Auch der römische Stamm mag sich von der temporären Beimischung fremder Elemente mehr und mehr gereinigt haben, denn seit vielen Jahrhunderten bot die alte Hauptstadt der Welt nur wenig Einwanderern eine Lockung dar, und namentlich sind die jetzigen Bürger Roms die ächteren Repräsentanten der alten Quiriten, als die Einwohner desselben zu den Zeiten der Antonine.

Was von ganzen Reichen wahr ist, gilt auch von Provinzen: blühende Städte und große Linien der Handelsverbindungen ausgenommen, neigen sich die Bevölkerungen einzelner Distrikte mehr zur Trennung von einander als zum Zusammenschmelzen. Daher diese Einwurzelung der Gewohnheiten, Sitten, Dialekte und Charakter, was mitten unter der anscheinenden, durch die Civilisation hervorgebrachten Gleichförmigkeit das Staunen oberflächlicher Beobachter erregt.

Wenden wir nun diese Bemerkungen auf die Beleuchtung des auffallenden Unterschieds an, der in geistiger Bildung wie in Moralität zwischen den nördlichen und südlichen Theilen von Frankreich besteht, welche Länder doch seit Jahrhunderten durch dieselben Gesetze, Religion und zum Theil auch Sprache vereint sind! Quetelet theilt in einer merkwürdigen Abhandlung über diesen Gegenstand, die Racen, welche gegenwärtig Frankreich und die Niederlande bewohnen, in drei Gruppen: die Deutschen — denen er eine entschiedene Neigung beilegt, mit Eigenthum und Personen ziemlich frei zu verfahren, — im Norden und Osten die pelagischen Stämme (unter denen er wohl die Aquitanier und Ligurier versteht) längs des Mittelmeeres: bei ihnen herrschen die Verbrechen gegen die Personen vor; endlich die eigentlichen Kelten, in der Mitte und im Westen, welcher Stamm vielleicht die wenigste Energie, gewiß aber die meiste Moralität unter den dreien hat. Diese Eintheilung scheint uns nicht ganz historisch genau, wir führen sie aber an als ein Beispiel der Anwendung der ethnographischen Wissenschaft auf das Studium der Erscheinungen der neuern Gesellschaft.

Eine Linie, quer durch Frankreich von Nantes nach Mezières oder nahe an den Punkt, wo die preußische und belgische Grenze zusammenstoßen, gezogen, hat im Norden den größten Theil der dichtbevölkerten Departements von Frankreich. Auch bezeichnet diese Linie die Nordgrenze der weinerzeugenden Abtheilung von Frankreich. Berücksichtigt man aber die moralische und intellektuelle Statistik, so fühlt man sich geneigt, diese Linie etwas anders zu ziehen. Die, welche Charles Dupin von Nordosten nach Südosten zieht, so daß die Bretagne im Süden, Burgund und die Franche

Comté im Norden liegt, scheint zwei Nationen zu theilen. „Man möchte glauben", sagt d'Angeville, „daß zweierlei Bevölkerungen an einer Linie gegen einander stießen, welche den Hafen von St. Malo mit Genf verbindet." Diese Linie theilt die Agriculturländer Frankreichs von den manufaktur- und handeltreibenden mit merkwürdiger Genauigkeit. Nordwärts derselben liegen fast alle Departements, wo die Natur der Einwohner die durchschnittliche Größe übersteigt, südwestlich fast alle, wo sie unter derselben bleibt. Diese Linie trennt fast eben so genau die besser genährte Bevölkerung von der schlechter genährten, die besser von der schlechter unterrichteten, die besser von der schlechter wohnenden. Der Kriegsdienst ist im Süden am wenigsten populär, und wird es mehr und mehr, je mehr man sich den nördlichen und nordöstlichen Grenzen nähert, was mit der alten Bemerkung Strabo's über die Gallier fast wörtlich zusammentrifft. Politischer Eifer, insofern er sich in der Ausübung des Wahlrechts zeigt, ist am stärksten im Süden, eben so der religiöse Eifer, doch mit einigen scharfen Ausnahmen. Die Unpopularität und geringere Wirksamkeit der Gesetze — wie sie sich durch das stärkere Verhältniß der Lossprechungen gegen die Verurtheilungen, die Schwierigkeit der Steuererhebung und die Zahl der widerspenstigen Conscribirten zeigt — herrschen auch bedeutend auf der Südseite der Trennungslinie vor.

Es geht nun augenscheinlich daraus hervor, daß der Süden Frankreichs in den meisten Beziehungen, welche die äußere Civilisation bilden, gegen den Norden zurücksteht. Man hat verschiedene Ursachen zu Erklärung dieser Erscheinung angeführt und einige haben allerdings nicht unbedeutend beigetragen. Der Süden Frankreichs hat, im Allgemeinen genommen, weniger schiffbare Flüsse und schlechtere Landverbindungen, was allerdings ein Hinderniß für die Entwickelung der Industrie ist. Einiges ist auch politischen Ursachen zuzuschreiben, deren Einfluß noch jetzt nach Jahrhunderten gefühlt wird. Der Süden Frankreichs hat sich nie völlig erholt von der Vernichtung seiner Nationalität durch den Einbruch des Nordens im 12. und 13. Jahrhundert. Seine Municipalfreiheiten wurden vernichtet, seine vornehmsten Familien fielen durch das Schwert, seine zierliche Sprache ward zu einem Provinzialdialekt herabgewürdigt. Der Geschichtschreiber Thierry sagt selbst: „Die unglücklichste Epoche in der Geschichte des südlichen Frankreichs ist die, wo seine Einwohner Franzosen wurden, und wo der Monarch, den ihre Voreltern nur als den König von Paris gekannt hatten, sie als seine Unterthanen von der Langue d'oc zu bezeichnen begann."

Eine tiefere Ursache liegt aber im Charakter der verschiedenen Racen, denen dieser schöne Theil Europa's seit dem Beginn der bekannten Geschichte anheimfiel. Westlich und nördlich waren die Celto-Gallier, oder Gallo-Cambrier, oder Kymren (um nur einige von dem Heer von Namen zu geben, womit neuere Alterthumsforscher dies vielbesprochene Volk tauften); im Südwesten die Aquitanier oder Basken, von denen schon Strabo sagt, daß sie mehr den Spaniern als den Galliern glichen; im Südosten der ligurische Stamm, also von iberischer Abkunft. Dieß sind die drei Haupt-

familien, die das ſüdliche und weſtliche Frankreich bevölkerten. Von einander ſelbſt in vielen Beziehungen verſchieden, ſtehen ſie alle, und namentlich die beiden letztern, in den meiſten ſoliden Eigenſchaften des geſelligen Lebens dem belgiſchen Stamm und den eigentlichen Galliern nach, von denen der Nordoſten und Oſten von Frankreich bevölkert ſind. Dem Südfranzoſen fehlen bei allem Talent, Energie und Lebhaftigkeit doch die Neigung zur Induſtrie und die Kraft der ſchärfern Logik, eben ſo die höhere Erfindungsgabe. In der Wiſſenſchaft, der Literatur und in den Künſten ſteht er augenſcheinlich zurück. Mit Ausnahme Montaigne's und Montesquieu's, die beide Gascogner waren, und des Auvergnaten Pascal, iſt, ſo viel wir uns erinnern, auch nicht Einer der großen und wahrhaft originellen Schriftſteller in der ſüdlichen Hälfte des Königreichs geboren. Selbſt in gewöhnlichen literariſchen Arbeiten iſt faſt alles Beſſere durch Leute aus dem Norden geliefert worden. Der jüngere Crébillon, der lange Jahre Cenſor war, ſoll, wie Mercier ſagt, die vermuthliche Güte eines Gedichts immer zum voraus durch die geographiſche Lage des Geburtsorts des Dichters beſtimmt haben." „Vielfältige Erfahrung", äußerte er ſich, „hat mir gezeigt, daß von zwanzig Schriftſtellern aus dem Süden neunzehn abſcheulich ſind, während von einer gleichen Zahl aus dem Norden wenigſtens die Hälfte Talent zeigt und großer Dinge fähig iſt. Die ſchlechteſten Verſe werden zwiſchen Bordeaux und Nimes gemacht. Das iſt die geographiſche Breite ſchlechter Dichter. Alle dieſe Schriftſteller haben gewöhnlich nichts als Wind im Kopfe, während die aus dem Norden geſunden Verſtand haben, und nur der Ausbildung bedürfen."

Dieſe Inferiorität ward jedoch auf der andern Seite wieder aufgewogen. Es iſt auffallend, in welchem Grade der beſondere Charakter, welcher lange Zeit die Elite der franzöſiſchen Nation auszeichnete, — die Färbung des alten Hofs, der Ton der eleganten und witzigen Zirkel, das Weſen der feinen Geſellſchaft, — urſprünglich aus dem Süden ſtammt. Wo immer Leute aus dem Süden und Norden in Berührung kommen auf einem Schauplatz, wo äußere Vortheile, raſche Beſonnenheit und Witz über weſentliche Eigenſchaften den Sieg davon tragen konnten, wie zu Paris und Verſailles, haben die Erſtern faſt ohne Ausnahme ihre ſolidern Rivalen aus dem Felde geſchlagen. Die unter uns Deutſchen herrſchende Anſicht vom franzöſiſchen Charakter paßt faſt nur auf den „homme du midi", und gar nicht auf den Normannen, Picarden oder Lothringer. Dies war namentlich der Fall ſeit der Regierung Franz I., mit dem die Hofgeſchichte Frankreichs beginnt. „Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts", ſagt Thierry, „beſtanden die Leute, die am Hof in Gunſt ſtanden, die ſogenannte „noblesse de cour", in großer Mehrheit aus Gascognern oder ſüdlichen Familien überhaupt." Ob die erbliche Verbindung mit dem Hofe ihnen eine beſondere Gewandtheit in politiſchen Verhältniſſen gab, oder ob die zu einem politiſchen Führer nothwendigſten Eigenſchaften eben nicht gerade auf den ſolidern Geiſtesfähigkeiten beruhen, ſondern auf Kühnheit, Beſonnenheit und Feuer, — immerhin iſt es gewiß, daß politiſche Gewalt, wie durch eine Art Fatum, faſt unwandelbar

auf Leute vom linken Ufer der Loire fällt. In unſern Tagen haben Villèle, de Cazes, Martignac, Polignac, Périer, Soult, Guizot u. ſ. w. dies alte Vorrecht ihrer Landsleute behauptet.

Der Landwirth und die Maſchine.

Keinem denkenden Landwirthe, namentlich Niemandem, der Literatur, Vereinsleben und Reiſen gänzlich mißachtet, wird die erfreuliche Thatſache entgangen ſein, daß ſich das deutſche landwirthſchaftliche Maſchinenweſen im Laufe der letzteren Jahren aus kleinen Anfängen zu dem Höhepunkt unſerer Zeit, zu dem Niveau ſeines engliſchen Vorbildes emporgeſchwungen hat.

Welche ſind die Urſachen geweſen, die eine ſo rapide Entwickelung, ein ſo ſchnelles Erblühen hervorrufen konnten? Der fruchtbare Boden war allerdings vorhanden; der deutſche Maſchinenbau auf anderen Gebieten war zu einem Weltrufe gelangt; ein ausgezeichneter Stab von Ingenieuren, Arbeitern und Werkzeugen ſtand der neuen Induſtrie zu Gebote, und es bedurfte nur der treibenden Kraft, um die junge Pflanze raſch aufſchießen zu laſſen. Dieſe treibende Kraft war und iſt: die Theuerung und der Mangel an Handarbeitskräften in Verbindung mit erhöhten Anforderungen an die Qualität der Arbeit.

So glücklich und befriedigend auch der Beruf des Landwirths iſt, ſo vortheilhaft er auf die phyſiſche und geiſtige Ausbildung der Menſchen zu wirken vermag, ſo ergiebig endlich auch die Quellen eines geſunden Wohlſtandes fließen, welche eine rationelle agronomiſche Thätigkeit zu eröffnen im Stande ſind, ebenſo mannigfach zeigen ſich in der Landwirthſchaft wie in jedem andern Gewerbe auch die Uebelſtände und Hinderniſſe, die ſich dem ſtrebſamen Manne entgegenſtellen und deren Beſeitigung eine der Hauptaufgaben ſeiner Thätigkeit bildet.

Unter dieſen Uebelſtänden nimmt das Mißverhältniß der Angebots von Handarbeit zu dem Bedürfniß derſelben eine hervorragende Stelle ein, vornehmlich in denjenigen Ländern und Gegenden, welche ſich entweder auf einer ziemlich hohen oder einer vergleichsweiſe niedrigen Culturſtufe befinden. Diejenigen Landſtriche, welche einer mittleren Culturſtufe nahe ſtehen, leiden am wenigſten an dem angedeuteten Uebel.

Bei einem ſtark entwickelten Culturzuſtande entfaltet ſich ſehr ſchnell die natürliche Erſcheinung, daß die reine Muskelarbeit der intellektuellen Thätigkeit in der Concurrenz um den Preis der Arbeit nicht folgen kann; der Landwirth iſt nicht im Stande, Löhne von ähnlicher Höhe zu bezahlen wie die Induſtrie und das Kunſtgewerbe. Trotz der Dichtigkeit der Bevölkerung alſo, welche an ſich auf die Erniedrigung des Arbeitspreiſes wirkt, ſind wegen der damit Hand in Hand gehenden induſtriellen Thätigkeit die Arbeitskräfte theuer in

jenen Ländern, in welchen dann in der Regel eben aus denſelben Urſachen eine um ſo intenſivere Cultur, alſo ein höherer Aufwand an Arbeit ſelbſt, nothwendig wird. Die z. B. in der Provinz Sachſen, Weſtfalen, Schleſien, ſowie alle in der Nähe großer, gewerbtreibender Städte anſäſſigen Landwirthe wiſſen von dieſer Theuerung zu berichten.

In ſehr dünnbevölkerten, flachcultivirten Landſtrichen dagegen ſtehen die überhaupt vorhandenen Arbeitskräfte in einem ſolchen Mißverhältniſſe zur Ausdehnung der Oberfläche, daß ſelbſt bei hohem Lohn häufig die phyſiſche Unmöglichkeit der Verrichtung der Arbeit vorliegt.

Am günſtigſten geſtalten ſich dieſe Verhältniſſe für den Landwirth in den abgelegeneren, mäßig dicht bevölkerten Gegenden der modernen Culturſtaaten; hier halten ſich noch Bedarf und Angebot von Arbeit ziemlich die Wage; von Jahr zu Jahr indeß beſchränkt die Ausbreitung der induſtriellen Thätigkeit dieſes Gebiet mehr und mehr.

Im Allgemeinen kann man alſo wohl behaupten, daß das Verhältniß der verfügbaren Arbeiter zu der Summe der zu leiſtenden Arbeit fortwährend ungünſtiger wird, und daß der Preis derſelben fortwährend ſteigt.

Wie fühlbar nun dieſer Mangel auch während der Dauer des Jahres ſein möge, ſo concentriren ſich doch die Uebelſtände in jenen Zeiten, in welchen von der augenblicklichen, maſſenhaften Verwendung der Kräfte der Erfolg einer ganzen Wirthſchaftsperiode abzuhängen pflegt, vor Allem in der Erntezeit. Diejenige Pflanze, welche auf einem beſtimmten Boden vorherrſcht, reift auch auf allen Feldern faſt gleichzeitig. Da ſich nun der für den Schnitt zweckmäßigſte Reifezuſtand auf einen ganz kurzen Zeitraum beſchränkt, innerhalb deſſen aber unmöglich die ganze Maht geſchehen kann, ſo folgt daraus, daß ſelbſt bei für hinreichend gehaltenen Arbeitskräften der Schnitt theilweiſe zu früh, theils zu ſpät erfolgt. Zu dieſem in der Natur der Pflanze ſelbſt liegenden Momente kommt aber noch das höchſt einflußreiche meteorologiſche. Der Umſtand, ob ſchönes oder ſchlechtes Wetter in der Erntezeit, fällt bei der Entſcheidung über das Reſultat einer ganzen Culturperiode auf das Allerſchwerſte in die Wagſchale.

Und dies iſt nicht nur bei den Cerealien der Fall; der Grasſchnitt, die Heuwerbung, das Abbringen der Hülſenfrüchte und Lupinen erfordern eine eben ſo aufmerkſame Beachtung des Wetters und oft eine ebenſo große Entfaltung von Arbeitskräften wie die Getreideernte.

Während man alſo häufig innerhalb weniger Sonnentage die ganze phyſiſche Kraft einer Bevölkerung zuſammenfaſſen möchte, iſt die Art der Anwendung derſelben eben ſo läſtig als unvortheilhaft für den Arbeiter ſelbſt. Die reine Muskelthätigkeit, um die es ſich hier handelt, wird allerdings hoch genug bezahlt, aber ſie iſt auch körperlich höchſt angreifend, während ſie den Geiſt gänzlich unbeſchäftigt läßt. Mähen und Dreſchen ſind die ſchwerſten und ſtupideſten Beſchäftigungen des ländlichen Arbeiters.

Und iſt es nicht eigenthümlich, daß, weil man zur Erntezeit die Schnitterhände braucht, um Ausfall auf dem Halme zu vermeiden, dieſer Umſtand häufig die Urſache von Verluſten an den Getreidepreiſen wird?

Man ist nämlich — so behaupten viele Landwirthe — gezwungen, die Schnitter im Winter mit Dreschen zu beschäftigen und benutzt deshalb entweder gar keine Dreschmaschine oder doch nur zum Dreschen des Saatkorns. Jedermann aber giebt zu, daß die Möglichkeit einer schnellen Verwerthung des Ernteertrags heutzutage eine Lebensfrage für den Landwirth ist. In unserer Zeit, wo in der Gesammtheit der civilisirten Welt vermöge der rapiden Verbindungen aller Theile und des schnell pulsirenden internationalen Handels eine fortwährende Ausgleichung stattfindet, und der Umstand, ob in einem kleinen Gebiete eine vorzügliche oder sehr schlechte Ernte gemacht ist, oft so gut wie gar Nichts zu der Bestimmung der Getreidepreise beiträgt; in unserer Zeit also, wo diese Bestimmung dem Einzelnen immer mehr aus der Hand genommen wird, muß jeder Landwirth Kaufmann und im Stande sein, den günstigsten Moment der Conjunctur zu benutzen. Welche oft enorme Differenzen zwischen den Preisen unmittelbar nach der Ernte und im Frühjahre; welche Vortheile auf Seiten derer, die im Herbste bereits ausgedroschen, verkauft und ihr Capital nicht nur erhöht und schneller umgesetzt, sondern auch ein halbes Jahr länger verzinst hatten!

Zu diesen bedrängten Arbeitszeiten nun, zur Heuernte, zum Getreideschnitt, zum Dreschen gleich nach der Saat, stehen animalische und elementarische Arbeitskräfte in hinreichender Zahl zu Gebote.

Jedes Pferd leistet die Arbeit von fünf kräftigen Schnittern, von fünf bis acht Dreschern. In der Schnittzeit haben die Pferde gerade am Wenigsten zu thun; das Saatgetreide dreschen einige Gespanne schnell und gut aus; eine locomobile Dampfmaschine macht den Ernteertrag wenige Tage nach der Reife zu marktfähiger disponibler Waare, giebt die Möglichkeit, den Raps, das Korn, sofort nach dem Schnitte zu Gelde zu machen. Von welchem Werthe, ja zu welcher Nothwendigkeit eine derartige Disposition über Arbeitskräfte und Capitalien für den heutigen Landwirth werden kann, dies zu betrachten wird wohl Jeder in seinem Kreise Gelegenheit genug gehabt haben.

Alle diese Umstände drängen den Landwirth je länger je mehr zum Ersatze der mangelnden menschlichen Arbeiter durch Elementar- oder andere animalische Kräfte und Behufs Anwendung derselben, zu den mechanischen Mitteln, den Maschinen, hin.

Aber es ist nicht nur die Nothwendigkeit in Bezug auf die Menge der zu leistenden Arbeit, es ist eben so die Rücksicht auf die Güte und Wohlfeilheit derselben, welche auf die Maschinenarbeit hinweist. Die Maschine arbeitet besser und billiger als die Hand. Die heutige Zeit erfordert genauere Arbeit, als die Hand zu leisten vermag. Kein Arbeiter kann annähernd so gleichmäßig säen oder gar drillen, als die Maschine. Die Mähemaschine schneidet und streuet gleichzeitig den Morgen Wiese, den Morgen baumstarker Lupinen für 4 bis 5 Silbergroschen. Die Dampfdreschmaschine drischt um den 20. bis 24. Scheffel und liefert 5 bis 10 pCt. mehr als der Dreschflegel. Das sind gewichtige Zahlen, und die Vergleichung derselben mit den jetzigen Lohnregistern dürfte zu mancherlei Betrachtungen führen. Wenn man sich nun auch vielleicht bisher noch nicht speciell auf das vergleichende Nach-

rechnen gelegt hat und dadurch für sich selbst zu einem zwingenden Schlusse gekommen ist, so sind doch im Allgemeinen die bisher ausgesprochenen Thatsachen bekannt genug und hinreichend oft besprochen worden, um jeden Einzelnen zum Nachdenken anzuregen über die Frage: „Schaffst du Maschinen an oder nicht."

Daß bei einem großen Theile der deutschen Landwirthe diese Frage bereits mit „Ja" beantwortet und demnächst zur Anlage von Maschinen geschritten worden, ist eine erfreuliche Thatsache.

Derjenige Theil dagegen, welcher bisher mit der Anwendung von Maschinen gezögert, hat in der Regel folgende Gründe geltend gemacht. Zunächst ist der menschliche Arbeiter zur Miethe zu haben — Maschinen muß man kaufen; es ist also die Capitalsanlage, welche gescheut wird. Darauf ist zu erwidern, daß erstens, wo überhaupt eine Capitalsanlage möglich ist, es wohl kaum eine sichere und rentabelere geben dürfte, als die Anschaffung von Arbeitsmaschinen. Capitalien, welche sich nachweislich bei voller Verzinsung in 5 bis 10, ja in 2 bis 3 Jahren amortisiren und dabei im Besitze des Eigenthümers befinden, scheinen uns nicht zu den schlechtesten Spekulationen zu gehören. Außerdem sind diese Anlagen aber so gut wie die Prämien- und Lotterie-Anleihen der Staaten, mit der Chance eines sehr hohen Gewinnes durch die Möglichkeit der Conjunctur-Benutzung und den Schutz vor den Witterungseinflüssen verbunden. Ein im Jahre 1863 um mehrere Wochen früher bewirkter Verkauf von Raps, Gerste und Weizen konnte auf einem einzigen Gute im Magdeburgischen die Gesammt-Anschaffungskosten einer Locomobile und Dampfdreschmaschine (also ein Capital von drittehalbtausend Thalern) reinen Avance bringen; die Benutzung einer einzigen Mähemaschine hat in der Lausitz im Spätherbste 1864 eine ganze Lupinenernte gerettet, während die Nachbarfelder sämmtlich erfroren und der Preis der Saatlupine um beinahe 25 pCt. stieg. Indirecte Beweise können diejenigen landwirthschaftlichen Maschinenfabrikanten geben, welche auf Grund verspäteter Lieferung von Ernte- und Dreschmaschinen mit Zahlung hoher Differenzen im Preise der Früchte bedroht worden sind. Außerdem werden die großen Maschinen namentlich Dampfdreschmaschinen, ja sehr häufig von Unternehmern vermiethet, oder von Aktiengesellschaften angeschafft, welche unter den benachbarten Besitzern gebildet werden.

Dieser Modus der Anwendung von Maschinen, die Association, beseitigt auch den ferneren Einwand, daß häufig das Quantum der zu leistenden Arbeit nicht groß genug sei, um die Anlage eines verhältnißmäßig zu großen Capitals rentabel zu machen. Für 20—30 Morgen Wiese oder Getreide kann man keine Mähemaschine, zum Ausdrusch von 80—100 Wispel Getreide keine Dampfmaschine anschaffen. Wohl aber können mehrere kleinere Besitzer zusammentreten oder es kann ein unternehmender Landwirth seine Maschine nach gemachtem eigenen Gebrauche an seine Nachbarn verleihen. Ein fernerer oft gehörter Einwand ist der, daß die Maschinen noch nicht vollkommen genug und zu complicirt, daher zu vielen Reparaturen unterworfen seien.

Darauf läßt ſich einfach erwidern: Es giebt nichts in der Welt, was nicht der Vervollkommnung fähig wäre, alſo auch keine vollkommene Maſchine. Die jetzt gebräuchlichen Maſchinen erfüllen ihre Zwecke bereits in hohem Grade und werden noch täglich verbeſſert; bei einer baldigen Amortiſation iſt die Anſchaffung der Verbeſſerungen ja ſtets bald möglich. Was die Complicirtheit dagegen betrifft, ſo nimmt dieſelbe täglich ab, da das Streben nach Vereinfachung im Maſchinenbau vorwaltet, und ferner iſt dieſelbe dann kein Fehler, wenn man mit den Inſtrumenten umzugehen weiß. An der Complicirtheit eines Webeſtuhles, einer Spinnmaſchine, einer Mühle nimmt Niemand Anſtoß, weil Jedermann weiß, daß der Weber, der Spinner, der Müller mit ihren Werkzeugen vertraut ſind. Würden die Landwirthe einen Schneidermeiſter mit der Aufſicht über ihre Brennerei oder einen Leinweber mit dem Betriebe einer Mühle betrauen? — Ganz ebenſowenig aber, wie der Schneider von den Gährmethoden weiß und der Leinweber vom Schärfen der Mühlſteine, verſteht der gewöhnliche ländliche Arbeiter von dem Mechanismus und Betriebe einer Mähe- und Heuwende-, einer Dreſchmaſchine. Er muß alſo entweder ſich durch einen gehörigen Lehrgang mit den Principien und dem Betriebe der Maſchine vertraut machen — und dazu bietet ein kurzer, gewiß von jedem Fabrikanten gern geſtatteter Winteraufenthalt in einer Maſchinen-Fabrik die beſte Gelegenheit — oder aber, es muß zum Betriebe dieſer Maſchine während der Dauer deſſelben ein Maſchiniſt gehalten werden, welcher gleichzeitig als Lehrer für die übrigen Arbeiter wirkt.

Ein ſolcher Maſchiniſt ſoll nicht nur die Conſtruction, die Ingangſetzung und den Gebrauch der Maſchine genau kennen und lehren, ſondern er ſoll auch die nothwendigen Vorkehrungen zu der ſorgfältigen *Inſtandhaltung*, *Reparatur* und *Aufbewahrung* der Maſchinen treffen und mittheilen.

Abgeſehen von der mehr oder minder guten Conſtruction, bei deren Wahl entweder das eigene competente Urtheil oder das Vertrauen zu dem Fabrikanten maßgebend ſein wird, hat die *Behandlung* der Maſchine während des Gebrauches, ſo wie in der Zeit der Ruhe bekanntlich den allergrößten Einfluß auf deren Rentabilität. Wie manche theuere und gute Maſchine wird nach gemachtem Gebrauche bei Seite geſtellt; wenn man ſie nach Jahresfriſt wieder hervorholt, iſt ſie verroſtet, eingeſtaubt und verdorben. Dies wird durch ſachverſtändige Sorgfalt bei der Aufbewahrung leicht vermieden. Endlich iſt nicht zu überſehen, daß die mit dem Gebrauche jeder Maſchine verknüpften Gefahren nur für den Laien exiſtiren, und daß zu deren Vermeidung eine Unterweiſung durch einen Sachverſtändigen außerordentlich wünſchenswerth erſcheint.

Beachtet man dieſe, eigentlich auf der Hand liegenden Erforderniſſe: iſt man vorſichtig in der Wahl der Conſtruction, verfährt man ſachgemäß bei dem Betriebe, der Inſtandhaltung und Aufbewahrung der Maſchine, ſo wird man nicht nur den Vortheil der ſchnellen, ſicheren, billigen und guten Ausführung der zu leiſtenden Arbeiten, ſondern auch den der Unabhängigkeit von dem Vorhandenſein, dem Preiſe oder dem guten Willen der Handarbeiter genießen. Endlich aber handelt der Landwirth hierbei nicht nur zum eigenen Vortheile, ſondern erfüllt auch eine *culturgeſchichtliche Miſſion*, indem er die intellectuellen Kräfte der Arbeiter zur Geltung bringen und ſie auf eine beſſere und höhere Art der Verwerthung ihrer Perſönlichkeit hinweiſen hilft, als in der bloßen Leiſtung rein phyſiſcher Muskelanſtrengung.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Von der französisch-österreichischen Allianz, die wir wiederholt, insonderheit im vorigen Hefte der „Berliner Revue", besprochen haben, wird noch immer viel geredet, und namentlich sind es französische Stimmen, welche durch Ausmalung dieses Projekts den öffentlichen Geist zu keckem Anstürmen gegen das neue Deutschland anzufeuern suchen. Die hohen Hoffnungen aber, die man auf die bevorstehende Zusammenkunft der beiden Kaiser setzte, sind schon erheblich herabgestimmt worden, da dieselbe gerade in einen Zeitpunkt fällt, wo die französische Regierungspresse mit größerem Eifer als je die Friedensglocke läutet. Wahlverwandtschaften haben in Romanen einen freieren Spielraum als in der Weltgeschichte, und es müßte gar Vieles von den Ueberlieferungen beider Staaten über Bord geworfen werden, gar Vieles, man möchte sagen, Alles in ihren Grundverhältnissen sich ändern, ehe an eine ernsthafte Annäherung zu denken wäre. Vorläufig befindet sich die Sache noch in dem Stadium, daß man diese französisch-österreichische Allianz als eine Art von verzweifeltem Trumpf ausspielt gegen die angebliche preußisch-russische Allianz; sollte die Letztere nicht zum Vorschein kommen, so dürfte auch die Erstere noch auf sich warten lassen. Der werbende Theil war bis jetzt Frankreich, der spröde Oesterreich. Nicht bloß aus der Erkenntniß, sondern auch aus Gründen, die einer höheren Ordnung angehören, sträubt man sich in Oesterreich gegen Danaergeschenke. Was die „Revue contemporaine" in dem in unserer letzten Wochenschau mitgetheilten Artikel über die widerstrebende Stimmung sagte, findet seine Bestätigung u. A. in der Zuschrift eines „namhaften Oesterreichers" aus Lyon, welche die „Augsburger Allgemeine Zeitung" mittheilt. Es heißt darin:

Wenn man in dieser Zeit in Frankreich lebt und rings um sich her den Commentar zu der Sprache der Organe sich zu bilden in den Stand gesetzt ist, so wird man nach und nach bis zur größten Ungeduld erfüllt von Sorge und Betrübniß über die Irrthümer, denen man sich jenseits des Rheins hingiebt. Dieser Kessel, in welchem gerade jetzt das Phantom der französisch-österreichischen Allianz gebraut wird am Feuer der unverhehlten tiefen Kränkung, des Hasses und der Begierde nach Wiedervergeltung, ist eine der größten Monstrositäten aller Zeiten. Unser liebes Oesterreich spielt dabei die Rolle weiter, welche eben ein edler Prinz unseres Kaiserhauses in erschütternder Weise ausgespielt hat, d. h. es läßt sich wieder und wieder auf's Neue von

Frankreich blenden und täuschen. . . . Der Ausgangspunkt und Kern von Allem, was jetzt die internationale Sphäre erfüllt, ist die furchtbare Ueberraschung der Franzosen über die plötzliche Machtentfaltung Deutschlands. Sie sind in ihrer Nationaleitelkeit auf das Tiefste gekränkt. Sie sind erfüllt von Wuth und Scham, daß es bis zu Zweifeln über ihre unbedingte Superiorität auf dem Continent gediehen ist. Jeder Franzose klammert sich mit allen seinen Kräften und Sinnen an die Hoffnung, dieses verlorene Prästigium wieder zu erlangen — und zwar durch die abermalige Vernichtung der Macht an den Grenzen. Das Facit dieser Erscheinung ist demnach ganz einfach: Deutschland hat einen ungemein großen Triumph gefeiert und steht in diesem Augenblick Frankreich gegenüber in dem von den Franzosen selbst getheilten Bewußtsein vollkommener Unabhängigkeit und Ebenbürtigkeit.

Oesterreich ist zunächst kein Gegenstand direkter Eifersucht mehr, also und nur deshalb und insofern ist die Feindschaft gegen Oesterreich, die alte, böse, neidische Feindschaft, suspendirt. Sieht das nicht jeder Oesterreicher klar vor Augen? Aber weiter — dieses von Seiten Frankreichs verfolgte, zerzauste, gedrängte Oesterreich könnte den Franzosen, wenn es wollte, jetzt dienen, um das Alles wieder zu zerstören. Der letzte verzweifelte Versuch Frankreichs, noch vor gänzlicher Consolidirung der neuen Zustände den Verfall herbeizuführen, und sich so allein mächtig zu wissen, wie sie es absolut will, diese herrschsüchtige Race — der letzte Versuch ist, sich an seinen Erbfeind heranzuschmeicheln und mit ihm an's Werk zu gehen. Was thun also die Franzosen, indem sie Oesterreich auf das Perfideste schmeicheln (man muß nur im Lande hören, wie das Stichwort der Franzosen für jeden Gegner im Kampfe lautet: un Autrichien) und Oesterreich glauben machen, daß sie von großer Freundschaft und rührender Theilnahme beseelt sind? Was thun die Franzosen? Sie arbeiten wieder frisch auf eine neue Manier an der Untergrabung deutscher Einheit, deutscher Macht und deutschen Glücks. Und Oesterreich will sich dazu hergeben, will auf diesem Wege die Herzen der Deutschen wieder gewinnen?

Kann denn ein Oesterreicher aufrichtig glauben, daß, wenn es gelingen sollte, im Bunde mit Frankreich Preußen zu demüthigen, Deutschland auf's Neue zu zerstückeln, zu vernichten, daß dann Frankreich mit einem ritterlichen Abschiedskuß von seinem geliebten Bruder scheiden und ihm die weite Herrschaft überlassen würde, die es eben aus Preußens Hand mit ihm gemeinsam gerissen hat, damit sie nicht an seinen Grenzen existire! Das ist ja ein ganz handgreiflicher Widerspruch. Augenblicklich würde sich die alte Feindschaft wieder herausstellen und ganz gewiß vor dem Friedensschluß in perfider Weise. Der Rhein würde französisch, die kleinen Staaten würden, unter dem Vorwand höchsten Mitleids, höchster Sorge um sie, in einen Bund gestaltet, und wer würde diesen Bund tyranniſiren? Das hochmüthige, siegreiche, an den Rhein vorgerückte Frankreich, oder das Oesterreich, das mit Hülfe rother Hosen wieder zu seinem Einfluß gelangt wäre? Gewiß nur Frankreich. Unwürdige und ewig schmachvolle Unternehmung! Es ist wahrscheinlich, daß diese Unternehmung, selbst wenn es bis zu ihr käme, nicht gelänge. Trotz

der böswilligen Parteien, die den Partikularismus im Schilde führen und gegen Preußen den Haß schüren, würde im ganzen großen deutschen Volk eine solche innere Empörung Platz greifen, daß es eine unbesiegbare Macht bildete.

Die Deutschen kennen diesen französischen Standpunkt der Präpotenz ganz genau und fürchten ihn und hassen ihn aus dem Grund ihrer Seele. Dafür ist der schlagendste Beweis, daß sie selbst aus der Hand Preußens das Geschenk der Befreiung von dieser ewigen Erniedrigung angenommen haben. Ja, selbst aus der Hand Preußens! Es ist anders gekommen, als sie es sich gewünscht und gedacht haben, aber es *ist* gekommen und es *war* willkommen. Das will Oesterreich alles noch einmal rückgängig machen, in Frage stellen, zertrümmern, den Franzosen zu Gefallen, weil diese ihm vorschmeicheln: es geschehe Oesterreich zu Gefallen? Nie ist Deutschland so tief gekränkt worden, nie hat man ihm eine solche Verachtung gezeigt, als es jetzt Oesterreich thun würde, wenn es ihm diese Art der Wiederbefreiung von Preußens Vorsitz anbieten wollte. Nie hätte Oesterreich einen so schlagenden Beweis geliefert, daß es wirklich nicht deutsch ist.

Angesichts des bevorstehenden Besuchs *Napoleon's* fühlt sich der Freiherr v. *Beust* nicht besonders behaglich. Er besorgt, daß ihm eine Entscheidung nahe gelegt werden könnte, der er sich noch länger fern halten möchte. Er steht an der Spitze der großen und angesehenen Partei, welche die Politik der freien Hand und zuvörderst der Neutralität bis auf das Aeußerste zu vertheidigen entschlossen ist. Ihm gegenüber befindet sich das Lager seiner Feinde, der *Ultramontanen* und der *Ungarn*, die, obwohl sonst nicht eben befreundet, aus allen Kräften für das Bündniß mit Frankreich arbeiten. Die *Ungarn* werfen dem Reichskanzler Unentschlossenheit und Unbeständigkeit vor; aber auch die *Clerikalen* und die *Hofpartei* suchen dem *Kaiser* — wenn sie vorerst auch nicht reussirt haben — immer wieder Bedenken gegen die Grundsätze der Regierungspolitik des Reichskanzlers und Zweifel an seinem staatsmännischen Geschick einzuflößen. Die *Ultramontanen*, durch seinen Versuch, das Concordat zur Revision zu bringen, auf's Aeußerste bedroht, klagen ihn des Angriffs auf das Lebensprincip an; die *Feudalen* geben ihm Schuld, die *Czechen* durch sein schroffes Auftreten Rußland in die Arme getrieben zu haben, und dieselben *Gegner des constitutionellen Princips* machen ihm einen Vorwurf daraus, daß er es nicht verstanden habe, eine parlamentarische Majorität zu schaffen. Kurz, es handelt sich für ihn während der Anwesenheit des kaiserlichen Besuchs aus Frankreich nicht nur um die Behauptung seiner Friedenspolitik, sondern auch seines Ministeriums überhaupt. Personen, die gut unterrichtet sein wollen, behaupten sogar, daß der Kaiser der Franzosen die Ansicht des Reichskanzlers, der einer persönlichen Zusammenkunft der Souveräne von Frankreich und Oesterreich für die nächste Zeit entgegen war, sehr wohl kannte und durch seinen Entschluß die Berechnungen desselben durchkreuzt habe. Man hat sich darüber gewundert, daß Baron v. *Beust* in diesen gefährlichen Tagen, wo seine Gegner den Kaiser umlagern, nach Gastein gereist ist. Wahrscheinlich

ist das aber die beste Partie, die er hat ergreifen können; er spart sich für die Entscheidung auf und läßt seine Gegner ihre eigne Sache verwirren. Sind doch die Polen und Ungarn in ihrer Aufregung schon davon überzeugt, Napoleon komme mit der Ansicht, daß nur diese beiden Nationalitäten die wahre Grundlage des österreichischen Staates seien, und werde Franz Joseph zur Formirung der Honvedbataillone und des polnischen Aufgebots bewegen. Einige Tage werden genügen, um den Habsburger Hof gegen die Idee, von Paris aus den Plan zur militärischen Organisation Oesterreichs zu erhalten, einzunehmen und vor der Aufregung, welche diese französische Einmischung unter den Polen und Ungarn hervorrufen kann, nicht geringe Besorgniß einzuflößen. Augenblicklich herrscht jedoch, nachdem der Reichskanzler den letzten Anlauf der Hofpartei gegen seine Stellung überstanden, zwischen ihm und seinen Gegnern Waffenstillstand, und der Erfolg der Salzburger Zusammenkunft, sowie der Ausgleichsdeputation wird darüber entscheiden, ob in der nächsten Zeit der Kampf wieder aufgenommen wird.

Die gemeinsamen Deputationen haben am 8. cr. ihre Thätigkeit begonnen, und es wird bereits die sehr begründete Besorgniß laut, daß die von dem Wiener Reichsrath entsendete Deputation die Interessen der westlichen Hälfte der Monarchie nicht in entsprechender Weise zu wahren verstehen wird. Die Mitglieder der Deputation des Reichsraths gehören der liberalen Partei an. Große politische Ideen und Anschauungen wird man unter diesen Leuten vergebens suchen, dafür machte sich bei ihnen im Abgeordnetenhause ein gewisses parlamentarisch-bureaukratisches Wesen bemerkbar, eine kindische Geheimnißkrämerei, ein starrer Eigensinn in kleinlichen und eine eben so große Nachgiebigkeit in wichtigen Dingen. Alle diese Fehler aber, die dem Abgeordnetenhause die öffentliche Meinung immer mehr entfremdeten, haften auch der Deputation des Reichsrathes an. Staatsmann im vollen Sinne ist kein einziges Mitglied unter ihnen, und man fürchtet, daß diese Deputation den ungarischen Abgeordneten den Sieg nicht schwer machen wird, zumal der ungarische Reichstag, die Wichtigkeit der Verhandlungen wohl erwägend, ohne Ausnahme sehr bedächtige Politiker und erfahrene Staatsmänner in seine Deputation gewählt hat. So wie das Abgeordnetenhaus, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch seine Deputation auf nebensächliche Fragen einen großen Werth legen, in den großen, entscheidenden Fragen aber sich den Forderungen der Ungarn fügen.

Die ungarischen Deputirten haben sich in Pesth zu einem Vorgehen geeinigt. Die nicht besonders präcisen Bestimmungen des Ausgleichs-Elaborats wollen sie dazu benutzen, um die Frage Betreffs der solidarischen Verpflichtung zur Tragung der gemeinsamen Last der Staatsschuld offen zu lassen und den Ausdruck „Quotenberechnung" nur auf einen beliebigen, relativ geringen Jahresbeitrag zu den Lasten der Staatsschulden-Verzinsung anzuwenden. Für die Ministerien des Kriegs und des Auswärtigen wollen sie sich nur zu einer Quote von 27 bis 28 pCt. verstehen und den etwa zu erwartenden Widerstand der Reichsraths-Deputation mit allen Mitteln zu brechen suchen. Wie man hört, werden sie für die einzelnen Fragen die separate

Beſchlußfaſſung durch die beiden Deputationen beantragen, worauf dann vollkommen freie Conferenzen, d. h. bloße Pourparlers folgen ſollen. Kurz, die Reichsraths-Deputirten werden gegenüber dieſem zugleich vordringenden und ausweichenden Benehmen großer Feſtigkeit bedürfen, die ihnen aber nur im geringen Maße eigen iſt.

Die Kriſis, in der ſich der Baron v. Beuſt mit allen ſeinen bisherigen Anſtrengungen und Verſuchen befindet, verfolgen die Polen Galiziens mit beſonderem Intereſſe. Sie legen darauf kein großes Gewicht, daß ſie bei den letzten Abſtimmungen im Abgeordnetenhauſe des Reichsraths, als ſeine bisherige Majorität in's Schwanken gerieth und ſich zum Theil gegen ihn richtete, für ihn den Ausſchlag gaben. Die Fragen, in denen ſie ihm beiſtanden, z. B. ob das Wort „ſtaatsgefährlich" im Vereinsgeſetz fallen oder aufrecht erhalten bleiben ſollte, ſind gegenüber der Lebensfrage Oeſterreichs im Ganzen und Großen zu unbedeutend, als daß die Polen den Beiſtand, den ſie dem Miniſter liehen, hoch anrechnen könnten. Mit deſto lebhafterem Intereſſe ſehen ſie ihre in den letzten Monaten oft wiederholte Behauptung, daß der Ausgleich mit Ungarn zweifelhaft ſei und dem deutſchen Element, auf welches ſich der Reichskanzler hauptſächlich ſtützte, die Kraft zur Organiſation fehle, durch den Erfolg, wenigſtens ſcheinbar, beſtätigt. Sich ſelbſt ſchreiben ſie nämlich dieſe organiſirende Kraft in eminentem Grade zu und ſehen deshalb auch mit einer Art von kritiſcher Vornehmheit auf die, wie ſie behaupten, nur diplomatiſche Begabung des Reichskanzlers herab. Sie ſchreiben ihm nämlich Fähigkeiten, ſelbſt Talente, diplomatiſches Geſchick, ja politiſches Vermögen zu, behaupten aber, daß alle dieſe Begabungen für das große und verwickelte Terrain Oeſterreichs nicht ausreichen. Sein Geſchick und Genie, meinen ſie, konnten in Sachſen nicht die rechten Früchte tragen, weil die dortige Werkſtatt für ihn zu klein war; andererſeits würde ſeine Begabung in Oeſterreich unfruchtbar bleiben, weil die hieſige Werkſtatt für ihn zu groß ſei. Er iſt eigentlich nur Diplomat; deshalb iſt auch die innere Reichsverwaltung ſeine ſchwache Seite, zumal auf dem ihm zum Theil noch unbekannten Boden Oeſterreichs. Faſt ausſchließlich damit beſchäftigt, die Völkerſchaften des Reichs wie die Figuren auf einem Schachbrett nach ſeiner Idee zu gruppiren, überläßt er die Reſſorts der inneren Verwaltung, der Juſtiz und der Finanzen der unter dem Grafen Belcredi bereits mächtig unterminirten bureaukratiſchen Routine. Nachdem er es nicht verſtanden, ihr einen neuen Geiſt einzuhauchen, muß er wehrlos zuſehen, wie alle Beamten, hoch und niedrig, die den Glauben an ihre Zukunft ſelbſt verloren haben und das Schwanken der Verhältniſſe ihm allein zuſchreiben, ihn nicht nur nicht ſtützen, ſondern ſich mit offener Feindſchaft gegen ihn wenden. Am meiſten ſchadet ihm ſein Mangel an finanziellem Genie.

Die Polen leben dagegen des Glaubens, daß ſie im Beſitz aller Gaben ſind, die ſie an Beuſt vermiſſen. Sie ſind in ihren eigenen Augen vollendete Financiers, gründliche Kenner der Volkswirthſchaft, nicht nur Diplomaten, ſondern auch Organiſateurs und Verwalter. Das Zeugniß ihrer eigenen Geſchichte ſollte ſie zwar in dieſer hohen Vorſtellung von ſich ſelbſt Etwas

irre machen; der Zuſtand Galiziens iſt nicht der Art, daß er ſie auf ihre praktiſchen Leiſtungen ſtolz machen könnte. Allein ihre Zeitungen verkünden ihren Ruhm, obenan der „Czas", das verbreitetſte ihrer Blätter. Derſelbe iſt unermüdlich damit beſchäftigt, ihre Theorie in Leitartikeln zu erörtern und dem Beuſt'ſchen Syſtem entgegenzuſetzen. Auf der polniſchen Seite ſtehen demnach alle die realen Größen und naturgemäßen Grundſätze: das nationale Element, Autonomie, Selbſtregierung, förderaliſtiſche Gliederung des Reichs ꝛc. Beuſt dagegen mit ſeinem Conſtitutionalismus repräſentirt die reine Verneinung, den norddeutſchen Liberalismus, den Rationalismus, ja, den Kosmopolitismus, um ſeiner, dem Katholicismus feindlichen Aufklärung nicht zu gedenken.

So ſieht der Gegenſatz aus, in welchem die Polen ſich ſelbſt mit ihrem organiſirenden Genius und den Reichskanzler mit ſeinem rationaliſtiſchen Verſtand einander gegenüber ſtellen. Betrachten wir aber ihr politiſches Gebäude näher! Die Autonomie und organiſche Geſtaltung ihres Kronlandes ſoll auf der Gemeinde beruhen. Aber welches ſind die Elemente der oſtgaliziſchen Gemeinden? In den Städten die von den Polen gedrückten Juden, auf dem Lande die den Ruſſen ſtammverwandten Ruthenen! Im polniſchen Sinne heißt daher Autonomie der Gemeinden die geſetzliche Unterwerfung derſelben unter den autonomen Adel — der ſtarrſte Feudalismus ohne die natürliche Baſis deſſelben, Feudalismus trotz der im Jahre 1848 bewirkten perſönlichen Freiheit des Landmannes und trotz der Ablöſung ſeines Grund und Bodens vom Feudalnexus. Gegen dieſe grauſame Chimäre hat der „norddeutſche Liberalismus" des Freiherrn von Beuſt doch auch einige Berechtigung.

Der 27. d. M. ſoll nur der früheſte Termin ſein, welcher für die Beſtimmung des Wahltages innerhalb der norddeutſchen Bundes-Länder in Ausſicht genommen iſt. Nach Art. 12 der Bundes-Verfaſſung hat das Bundes-Präſidium den Wahltermin feſtzuſetzen, ſelbſtverſtändlich unter Berückſichtigung der Ausführbarkeit in den einzelnen Bundesſtaaten, mit deren Regierungen darüber möglichſtes Einvernehmen herbeigeführt wird. Nach dieſen Erörterungen zwiſchen Bundes-Präſidium und Bundes-Regierungen ſteht bis jetzt eben nur feſt, daß die Vorbereitungen zu den Wahlen nicht vor dem 27. d. M. im ganzen Bundesgebiet beendigt ſein werden. Ferner ſollen die Entwürfe, welche dem Bundesrath bei ſeinem erſten Zuſammentritt am 15. Auguſt vorgelegt würden, ihrer Vollendung in den einzelnen Miniſterien nahe ſein. Es wird jedoch wohl darauf ankommen, die regelmäßige Thätigkeit des Reichstages in Fluß zu bringen, und es iſt nicht anzunehmen, daß ein umfangreiches Material vorgelegt werden wird, da man die Dauer der Seſſion nicht über zwei Monate ausdehnen möchte.

Schon allein die erſte Feſtſtellung des Bundesbudgets wird von tiefgreifender Bedeutung für die ganze fernere Entwickelung der Verhältniſſe ſein. Wahrſcheinlich ſind die erſten Vorlagen nicht bloß die Laſten des neuen Bundesverhältniſſes, welche für die kleineren Staaten nicht leicht aufzubringen ſind, ſondern auch ſolche, welche die Vortheile des neuen Verhältniſſes in

ein genügendes Licht setzen. Die zu bringenden Opfer machen sich überall sofort fühlbar; es ist nothwendig, sie möglichst bald durch die wohlthätigen Wirkungen einer Gesetzgebung auszugleichen, welche die tiefen Schäden, die aus der bisherigen Zersplitterung der deutschen Staaten hervorgegangen sind, in umfassender Weise heilt. Nur diese Jedem faßbaren praktischen Ergebnisse werden den Bund als lebendige Macht hinstellen und alle Tadler und Neider verstummen lassen, ja auch auf die süddeutschen Staaten gewaltigen Eindruck machen. Letzteres ist um so wichtiger, als eine antipreußische Einwirkung der französischen Diplomatie an den Höfen dieser Staaten und namentlich in Bayern, obwohl in Abrede gestellt, als eine Thatsache zu betrachten ist. Die „Schwäbische Volkszeitung" meint, daß die französische Diplomatie doch nicht ohne allen Erfolg am Münchener Hofe gearbeitet und den Fürsten Hohenlohe zu einem neuen Versuche, mit dem Südbunde irgend einen Anfang zu machen, gedrängt habe. „Als tauglichster Anknüpfungspunkt," sagt das Blatt weiter, „erschien dem Fürsten die Wiedereinberufung der resultatlos auseinandergegangenen Stuttgarter Militärconferenz. Zu diesem Zweck hat er sich denn an die übrigen drei süddeutschen Regierungen gewandt und dieselben daran erinnert, daß es nun Zeit sei, jene Militärconferenz endlich zu gültigen Beschlußfassungen wieder zusammenzuberufen. In welchem Sinne aber dieses Vorgehen des Fürsten zu verstehen ist, dürfte am Besten daraus erhellen, daß er von Württemberg verlangte, es dürfe, da es an die noch zu fassenden Beschlüsse der süddeutschen Militärconferenz gebunden sei, mit seiner einseitigen Heeresorganisation nicht weiter vorgehen. So bedenklich die Sache indessen klingt, so glauben wir doch, daß Bayern mit seinen Prätentionen zu spät kommt, und daß Württemberg seine Hand bereits in bindender Weise versagt hat." Die hauptsächlichste Bürgschaft findet das genannte Blatt darin, daß die württembergische Regierung sich einer Wittelsbach'schen Hegemonie noch weit weniger fügen werde, als dem Commando der norddeutschen Bundesmacht.

Oesterreichs Stärke und Schwächen.*)

In der deutschen Presse scheinen die Verhältnisse Oesterreichs die richtige Würdigung nicht immer zu finden. Je nachdem das politische Thun und Lassen des Kaiserstaates in den Wirren des Tages gerade den Parteitendenzen entspricht oder widerstreitet, wird der Staat, seine Verfassung und Verwaltung entweder in den dritten Himmel erhoben oder in den tiefsten Abgrund der Unterwelt verwünscht. Bald ist Oesterreich die Heimath des ursprünglichsten Deutschthums, raschesten Fortschritts, ächtesten Liberalismus, bald ein fremdes

*) Wir nehmen keinen Anstand, diesen Artikel zu veröffentlichen, und werden am Schluß desselben Einiges darauf erwidern.

Slawen- und Romanenland mit einigen hunderttausend Deutschen, ein Boden, auf welchem Despotie, Jesuitismus, Lug und Trug aller Art ihr Wesen treiben. Von den Einen vernehmen wir, daß Habsburgs Kaiserhaus alle süddeutschen Sympathieen besitzt und nichts zu thun hat, als sich an die Spitze eines Bundes, der alle Staaten südlich des Main's umfaßt, zu stellen, bei den Andern gilt Oesterreich für morsch bis in die Fundamente und unfähig, dem ersten conträren Windstoße von der Newa, Spree, Seine oder dem Arno her zu widerstehen.

Europa kennt kein Land, in welchem, wie im alten Canaan, nur Milch und Honig fließt, oder wie in Utopien das politische Leben ein ewiger Sonntag ist. Auch Oesterreich hat wie andere Staaten seine eigenthümlichen Vortheile und Gefahren, Licht- und Schattenseiten. Es hat mit großen staatlichen und socialen Verlegenheiten zu kämpfen, und man darf immer zugeben, daß seine Leitung dermalen größere Schwierigkeiten bietet, als die eines andern europäischen Staates. Aber wenn in so eigenthümlichen Lagen jeder besonnene österreichische Staatsmann den enthusiastischen Panegyrikern, namentlich des Auslandes gegenüber das Lob ablehnen muß, als ob Oesterreich in seiner jetzigen Uebergangsperiode schon ein vollkommener Musterstaat sei, so darf doch billig auch den pessimistischen Zweiflern entgegen getreten werden, welche dem Kaiserstaate nicht nur alle Kraft, sondern sogar jede Lebensfähigkeit absprechen wollen.

Ein Land, das seit 1848 eine Revolution durchgemacht, wiederholt Kriege seitdem geführt und Verluste erlitten hat, dennoch wenig gebrochen dasteht, hat seine Lebenskraft nicht noch nachzuweisen, — es hat sie in der sichersten Prüfung bewährt, im Leben, in der That.

„Aber beweisen nicht die Revolution und die unglücklichen Ausgänge der geführten Kriege selbst die Unsolidität des ganzen Staatsgebäudes, die Zahl und den Umfang der nach Auflösung der staatlichen Gemeinschaft ringenden revolutionären Kräfte? Werden die abgeschlagenen Köpfe der Hyder nicht wieder wachsen, sind die Umsturzparteien in der Wurzel ausgerottet, vernichtet oder versöhnt?"

Was im Schooße der Zukunft ruht, weiß kein Sterblicher. Möglich, ja gewiß, daß im Laufe der Zeit Staaten sterben, wie sie im Laufe der Zeit geboren und großgewachsen sind. Aber welcher andere Staat verspricht denn ewige Dauer? Unsterblich sind England, Frankreich, Preußen, Rußland und alle anderen Reiche eben so wenig wie Oesterreich.

Aber der Kaiserstaat, so behaupten Viele, hat eine geringere Lebenskraft, als die anderen Großstaaten, weil er keine nationale Gestaltung hat, sondern aus einer Menge verschiedener Nationalitäten zusammengesetzt ist, aus Bruchtheilen aller möglichen europäischen Stämme, aus Slawen, Magyaren, Deutschen, Romanen, Völker, die sich gegenseitig mehr abstoßen als anziehen. — Das ist thatsächlich vollkommen richtig, ebenso daß aus solcher Mischung große Schwierigkeiten entstehen, mit denen z. B. Preußen, England und Frankreich nicht zu kämpfen haben.

Aber es ist ein offenbarer Irrthum zu wähnen, daß jenes Nationalitäten-

Gemenge ein absolutes Hinderniß für Bildung eines soliden und kraftvollen Staates abgebe. Wir gehen hier nicht auf die etwas doktrinäre Frage ein, ob sich wohl erwarten läßt, daß beim Eindringen der Cultur und bei günstigen historischen Geschicken Slawen, Deutsche, Magyaren in alle Ewigkeit fort in feindlicher Stammesisolirung neben einander auf demselben Boden leben werden; ob es nicht wahrscheinlich, ja gewiß ist, daß, wie jetzt schon die höheren und theilweise die Mittelstände aller österreichischen Nationalitäten sich durch Ehen verschmelzen, eine solche Verbindung und Kreuzung der Racen auch mit der Zeit in den Massen vor sich gehen wird, wenn nur erst einmal der Geist der Cultur, ein reger volkswirthschaftlicher und geistiger Verkehr die einzelnen Bevölkerungen einander näher gebracht haben wird. Sind denn Franzosen, Engländer Urvölker und nicht auch ein Gemisch der verschiedenartigsten Germanen-, Romanen- und anderer Stämme? Aber das steht doch jedenfalls fest, daß jene ethnische Verschiedenheit der österreichischen Bevölkerungen bei allen Gefahren doch auch wieder mannigfache Vortheile gewährt, deren andere Staaten mit stammesgleicher Bevölkerung entbehren. Was frommte dem weiland deutschen Reiche seine nationale Zusammensetzung, ist es nicht von Jahr zu Jahr schwächer geworden und endlich in eine Menge Einzelstaaten zerfallen, haben nicht die fremden Völker ungehindert einen Theil seiner schönsten Provinzen an sich gerissen? Liegt in dem Drange der jetzigen Geschlechter nach nationalen Staatenbildungen etwa eine Garantie, daß der jetzige Staatenbau Deutschlands fortbestehen wird, bedroht nicht der erste große Krieg gerade wegen jenes Nationalitätsdranges die jetzige deutsche Staatenordnung mit gewaltigen Krisen, Preußen, Bayern, so gut wie Anhalt und Lippe?

Oesterreich besteht bereits seit vielen Jahrhunderten als solcher „Mengstaat". Ein Mengstaat der heterogensten Völkerschaften war das alte Rom, das einst so mächtige Byzanz, das in seiner rohen kriegerischen Kraft sonst so furchtbare Osmanenreich — durch nichts Anderes hat das Letztere sich bis jetzt erhalten, als durch die Vielheit und Getheiltheit der in seinen Marken ansässigen Christenstämme.

Wäre Oesterreich ein Staat mit vier Provinzen, deren eine von 15 Millionen Slawen, die andere von 3 Millionen Romanen, die dritte von 8 Millionen Deutschen, die vierte von 5 Millionen Magyaren in kompakten Massen neben einander lebend bewohnt würde, so dürfte sich allerdings prophezeien lassen, „Oesterreich geht aus dem Leim." Allein es giebt nach Abtrennung der italienischen Besitzungen nur einzelne Landschaften mit gleichartigen Bevölkerungen, über das ganze weite Land sind Deutsche und Slawen zerstreut. Jene Slawen namentlich sind nicht Genossen desselben Stammes, derselben Sprache, Sitte, Religion und Nationalcultur, — was hat der Serbe mit dem Czechen gemein, als einige allgemeine Aehnlichkeiten des natürlichen Typus? Jene Slawen sind Bruchtheile ganz verschiedener Stämme, wenn auch der großen Slawenfamilie angehörend, betrachten sie sich trotz der panslawistischen Umtriebe, von auswärts her importirt, gegenseitig

ſo wenig als Glieder deſſelben Volksganzen, als es Deutſche, Briten und Holländer thun.

Aus jener Vielheit und Ungleichartigkeit der einzelnen Volksſtämme entſtehen für Oeſterreich bei allen Nachtheilen auch wieder namhafte Vortheile. Kein einziger Stamm hat, wollte und könnte er ſich vom Ganzen losreißen und einen eigenen Nationalſtaat bilden, die Kraft, ſich zu einer ſtarken, ſelbſtſtändigen, dauerhaften Geſellſchaft zu geſtalten. Sogar das Königreich Ungarn iſt eingekeilt zwiſchen Rußland und anderen europäiſchen Großſtaaten, es iſt ein Anachronismus, weil es niemals auf eigenen Beinen ſtehen kann. Aber eine Losreißung mit eigenen Kräften iſt auch nicht einmal möglich, weil in jedem Kronlande noch eine Menge Bewohner verſchiedenen Stammes vorhanden ſind, welche gerade in ihrer Vielheit und gegenſeitigen Eiferſucht bei inneren Unruhen der Regierung jederzeit die Mittel liefern würden, den nationalen Fanatismus durch den nationalen Fanatismus ſelbſt zu bekämpfen.

Oeſterreich hat in ſeiner jetzigen Zuſammenſetzung auch noch Vorzüge, die anderen Staaten nicht eigen ſind. Es iſt ein großes, fruchtbares, trotz der beiden Hälften, der cis- und transleithaniſchen, wohl arrondirtes Reich, Eigenſchaften, die z. B. dem preußiſchen Staate ſo lange fehlten, wenn dieſem auch ſeine eigenthümlichen Vortheile nie haben abgeſprochen werden können. Oeſterreich hat 32½ Millionen Menſchen. Sowohl ſeine deutſchen wie ſeine ſlawiſchen und anderen Bevölkerungen ſind reich an körperlichen und geiſtigen Anlagen, faſt alle mit kriegeriſchen Eigenſchaften, die meiſten von der Cultur freilich noch wenig berührt, aber von ihr auch noch nicht verdorben, an Gehorſam und Geduld gewöhnt, arm, aber darum auch genügſamer. Der Deutſch-Oeſterreicher gehört in ſeiner friſchen, kernigen Natur zu den begabteſten Stämmen deutſcher Nation.

Oeſterreich hat aber auch nicht nur die natürlichen Hülfsquellen zur Erlangung eines beträchtlichen Nationalwohlſtandes, ſondern auch zu lebhaftem inneren Verkehr. Bei der großen Verſchiedenheit ſeiner Boden- und klimatiſchen Verhältniſſe, ſowie der Anlagen ſeiner Volksſtämme iſt Oeſterreichs Volkswirthſchaft gerade darauf angewieſen, daß ſich die einzelnen Theile mit einander in volkswirthſchaftliche Verbindung ſetzen, ihre Erzeugniſſe gegenſeitig austauſchen, ſich mit ihren eigenthümlichen Fähigkeiten ergänzen. Würde der Geiſt der modernen Civiliſation, der Drang nach Erwerb und Genuß jene Bevölkerungen erſt lebhaft ergreifen, ſo würde die innere Verſchmelzung bald in's Leben treten, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Eintracht bald begriffen werden. Oeſterreichs Länder würden ſich in einer nicht langen Zeit zu einem einigen volkswirthſchaftlichen Ganzen verſchlingen, das von der Grundlage gegenſeitigen Vortheils zuſammengehalten würde.

Faſſen wir noch in's Auge, daß die meiſten Provinzen Oeſterreichs durch Tradition und Geſchichte mit dem Kaiſerhauſe verbunden, Siege, Niederlagen, gute und ſchlimme Zeiten unter dem gemeinſamen Scepter ertragen haben, daß Heer, Bureaukratie, Kirche, Schule faſt aus allen Theilen des großen Ganzen zuſammengeſetzt ſind, ſo glauben wir unſere Schlüſſe be-

gründet zu haben. Oesterreichs Lebensfähigkeit, in der Erfahrung bewährt, scheint auch der speculirenden Vernunft klar und ohne allen Zweifel.

Auch über sein organisches Kraftverhältniß im Allgemeinen läßt sich trotz aller eigenthümlichen Uebelstände seiner Gegenwart nur günstig urtheilen. Für die hier aufgeworfene Frage genügt die Thatsache, daß Oesterreich in seinen eigenen Kräften die Mittel gefunden hat, sich aus den schwersten Stürmen zu retten und zu verjüngen.

Man sagt, die russischen Waffen hätten im Jahre 1849 den Staat gerettet. Das ist ein Irrthum. Radetzky's Siege haben damals Oesterreich gerettet, und Ungarns Fall war unvermeidlich, als Italien zu Boden lag, Polen ruhig blieb und in Deutschland bereits seit dem 18. September 1848 die Revolution in's Stocken gerathen war. Das russische Heer hat die Pacification nur erleichtert.

Nach Außen ist Oesterreichs Ansehen jetzt nicht geringer als in irgend einer Periode seiner Geschichte, insonderheit vor den Ereignissen von 1866. Ein zahlreiches, tapferes und kampfgeübtes Heer, das bei Custozza sich zuletzt wiederum bewährte, wacht an den Grenzen, — der Staatsbankerott, den Tausende prophezeiten, ist noch immer nicht eingetreten, immer noch findet die Verwaltung Vertrauen und Credit, trotzdem seine finanziellen Hülfsmittel bis zum Erschöpfen in Anspruch genommen sind. Noch einige Jahre Ruhe, und Oesterreichs innere Wohlfahrt wird mit Riesenschritten wachsen, wie seine äußere Macht.

Wie aber, wenn Oesterreich nicht Ruhe behält, wenn aus der Spaltung in die beiden Reichshälften Unheil erwüchse, wenn es von Neuem in die Wirren eines Krieges fortgerissen wird, kann es dann die neue Verminderung seiner Kräfte ungefährdet ertragen? Gewiß nicht; aber man nenne uns einen europäischen Staat, der in solchem Falle Aussicht hat, in die stürmischen Wogen nicht mit hineingeschleudert zu werden. Wer sich der schönen Hoffnung hingeben kann, daß eine Politik des Friedens und der Neutralität für die Schwächeren möglich sein wird, wenn etwa die stärksten Mächte des Erdballs den Krieg wollen, der ist stärker im Glauben als im Denken. Warten wir daher ab, ob es den übrigen Staaten gelingen wird, mit ungeschwächten Kräften so große Kämpfe zu bestehen. Staatliche Kraft ist ein rein relativer Begriff, und wenn z. B. die Finanzen der andern Staaten sich schwer und unheilbar schwächen, so wäre sogar der Finanzbankerott Oesterreichs noch so wenig sein Untergang als vor einem halben Jahrhundert. An bloßer Finanznoth ist noch niemals ein großes Reich zu Grunde gegangen. Auch die Geschichte Frankreichs beweist klar, welche Krisen ein starker Staat zu ertragen vermag.

Ein auswärtiger Krieg giebt aber erfahrungsmäßig mächtigeren Staaten auch wieder neue Kräfte von unermeßlichem Belang. Gerade in den gemeinsamen Gefahren, Kämpfen, Siegen und Niederlagen verschwinden am sichersten die Sonderungsgelüste der einzelnen Nationalitäten, wird der Werth eines starken Staats am klarsten begriffen, der Autorität der — in Wien, trotz der Spaltung der Monarchie in zwei Hälften — centralisirten Gewalt am wil-

ligſten gehorcht. Ein großer Staat hat aber für ſolchen Fall eines allgemeinen Krieges wohl naturgemäß auch wieder Ausſichten auf Zuwachs an Land und richtigere Zuſammenſetzung ſeines Gebiets, Ausſichten, die den ſchwächeren Staaten fehlen.

Rechnet man ſchließlich dazu, daß Oeſterreichs junger Monarch unverkennbar Eifer, Einſicht, Ausdauer und Beherztheit zeigt, während alle Stämme des Kaiſerſtaats, inſonderheit die Ungarn, ſich durch die Perſönlichkeit eines tüchtigen Fürſten von jeher mächtig influiren ließen, ſo wird ſich ſchwerlich verkennen laſſen, wie viele und wichtige Vortheile der Entwickelung des neuen öſterreichiſchen Geſammtſtaates zur Seite ſtehen. —

Wir wollen, wie wir ſchon ſagten, nur Einiges erwidern, und zwar zuerſt in Bezug auf die wirthſchaftlichen Zuſtände Oeſterreichs, bei denen ja Deutſchland von jeher intereſſirt geweſen und augenblicklich mehr als je. Die Finanzverlegenheiten, an denen der Staat ſeit langen Jahren leidet, ſind kürzlich in einem beredten Expoſé des Finanzminiſters dargeſtellt worden, der dabei die Hoffnung ausgeſprochen hat, derſelben noch Meiſter werden zu können. Dennoch bleibt es in hohem Grade zweifelhaft, ob eine Kriſis wird abgewendet werden können. Die Krankheit, an welcher das Land leidet, iſt ein ſtets ſich ſteigernder Mangel an Capital. Es fehlt Oeſterreich nicht an Naturſchätzen, ja die Unerſchöpflichkeit ſeiner Hülfsquellen iſt ſprüchwörtlich geworden. Es fehlt in Oeſterreich nicht an Arbeitskraft, vielmehr ſind zahlreiche Hände unvollkommen oder gar nicht beſchäftigt. Aber um die Naturſchätze zu heben, um die Arbeitskräfte in Thätigkeit zu ſetzen, bedarf es des Capitals. Ausgedehnte Waldungen ſind kein Reichthum, wenn aus Mangel an Capital das in ihnen wachſende Holz nicht ausgenutzt werden kann. Fruchtbare Aecker und Weinberge ſind kein Reichthum, wenn ſie aus Mangel an Capital nicht angebaut werden können. Die geernteten Vorräthe ſind kein Reichthum, wenn ſie aus Mangel an Transportmitteln und an Capital für das Transportgewerbe nicht dahin geſchafft werden können, wo ſie lohnenden Abſatz finden. Der redlichſte Wille und die rüſtigſte Arbeitskraft vermögen keine Werthe zu ſchaffen, wenn nicht das Capital Arbeitsmittel, Werkzeuge zur Dispoſition ſtellt.

So bleibt die wirthſchaftliche Production in Oeſterreich hinter der der Nachbarſtaaten zurück; genöthigt oder doch gewillt, in Aufwendung politiſcher Machtmittel, in Aufwand für intellektuelle Zwecke mit den übrigen Schritt zu halten, macht es Ausgaben, welche ſeine Kräfte überſteigen. Im Staatsbudget wird das Deficit ewig, das Land wird ärmer, die Steuerfähigkeit nimmt ab, der inländiſche Abſatz der Induſtrie ſinkt, die Zahl der Conkurſe und Akkordverhandlungen iſt in ſtetigem Steigen, zahlreiche Selbſtmorde geben Kunde davon, wie viel ökonomiſche Exiſtenzen gebrochen worden. Eine theilweiſe Repudiation der Staatsſchuld, wie ſie 1811 ſtattgefunden hat, würde zwar die beträchtlichen Summen, die jetzt als Zinszahlungen in das Ausland gehen, im Lande zurückhalten, allein ſie würde die landwirthſchaftliche und induſtrielle Production nicht heben, ſondern viel-

mehr dem Staatskredit ſolchen Abbruch thun, daß Handel und Induſtrie nur noch ſchwerer leiden würden.

Was die wirthſchaftliche Kraft Oeſterreichs allein zu ſteigern vermag, iſt die Hebung der Induſtrie. Dieſe kommt auch dem Landbau zu Gute. Jede induſtrielle Unternehmung ruft einen Bedarf an Arbeitern hervor und vermehrt den Conſum und hierdurch auch den Preis von Lebensmitteln. Die Werthſteigerung der Bodenfrüchte würde eine beſſere Bebauung des Bodens zur Folge haben. Der Abſatz an Ort und Stelle bietet dem Landwirthe einen um vieles höheren Gewinn als der Export auf weite Diſtancen, der ihn mit den Transportkoſten belaſtet. Die Reform, der Oeſterreich bedarf, muß damit anſetzen, daß alle Hinderniſſe beſeitigt werden, welche dem Aufſchwunge der Induſtrie im Wege ſtehen.

Als das weſentlichſte dieſer Hinderniſſe erſcheint die ſchwankende Valuta, welche zwar das Differenzſpiel und die Möglichkeit von Lotteriegewinnen bis in die unterſten Kreiſe trägt, aber ernſte, weit ausſehende Unternehmungen lähmt. Die allmähliche Beſeitigung dieſes Uebelſtandes kann nur von dem ehrlichen Fortſchritt der wirthſchaftlichen Geſetzgebung und von der begründeten Hoffnung auf einen geſicherten Frieden ausgehen. So allein bietet ſich auch die Möglichkeit, Capital in das Land zu ziehen, denn wenn auch vor der Hand wenig Ausſicht iſt, daß ausländiſches Capital ſich direkt induſtriellen Unternehmungen in Oeſterreich zuwendet, ſo ſteht doch Nichts im Wege, daß fremdes Capital dadurch in das Land fließt, daß öſterreichiſche Landgüter von Ausländern angekauft werden, ſobald das Vertrauen in die öſterreichiſche Entwickelung ſich hebt. Dies Vertrauen hängt aber davon ab, daß mit dem Schutzzollſyſtem gebrochen wird, welches allen Erfahrungen zufolge die Capitalien und insbeſondere die landwirthſchaftlichen Capitalien vernichtet.

In Oeſterreich übt der kleine Kreis Groß-Induſtrieller eine große Macht aus. Dieſe meinen, ohne ein ausgedehntes Syſtem von Schutzzöllen und Monopolen nicht beſtehen zu können, und ſchädigen ſo das Intereſſe des Landes. Sie verſuchen, bei beſchränkter Production und relativ hohen Gewinnen zu proſperiren, während die große Menge der Conſumenten nur bei vermehrter Production, erweitertem Abſatz und relativ geringerem Gewinn der Unternehmer ein ſicheres Gedeihen findet. Dies tritt beſonders bei demjenigen Artikel hervor, der mit Recht als die Seele der modernen Großinduſtrie betrachtet wird, der Steinkohle. Die Coalitionen der Grubenbeſitzer vertheuern den Grubenpreis der Kohlen, indem ſie den Productionsgewinn auf reichlich das Doppelte deſſen ſteigern, das er bei freier Conkurrenz betragen würde. Die Coalitionen der Eiſenbahnverwaltungen ſteigern die Kohlenfrachten. Der hohe Kohlenpreis erſchwert die Eiſeninduſtrie und ſämmtliche landwirthſchaftliche Gewerbe. Der hohe Eiſenpreis erſchwert den induſtriellen Aufſchwung in allen Branchen; er erhöht die Koſten des Eiſenbahnbaues und der Eiſenbahnverwaltung. Die Kette von Reformen, deren Oeſterreich bedarf, muß von einer Ermäßigung der Kohlenpreiſe anfangen.

Daran ſchließt ſich vermehrte induſtrielle Thätigkeit, billigeres Eiſen, Vergrößerung des Eiſenbahnnetzes, billigere Frachten, vermehrter Export.

Um nun noch Etwas in politiſcher Beziehung anzuführen, ſo wollen wir nur darauf hinweiſen, daß der erſte Stoß, der gegen den polyglotten öſterreichiſchen Geſammtſtaat von dem Standpunkte des Nationalitätsprincips aus mit Erfolg geführt wurde, nämlich der die Losreißung der Lombardei bewirkende Krieg von 1859, der Anfang vom Ende Oeſterreichs geweſen iſt. Die Umformung des Kaiſerſtaates in eine Anzahl autonomer Kronländer, die nach der Idee des Belcredi'ſchen Miniſteriums durch das föderaliſtiſche Band zuſammengehalten werden, war nur ein ſchwacher Anſatz zur Zerſplitterung, wie ſie der Geſammtſtaat unter dem Beuſtſchen Dualismus erleiden wird. Statt der zwei großen Verbände, wie ſie ſich der Reichskanzler unter dem oberſten Reichsminiſterium dachte, werden Trümmerhaufen entſtehen, die von dem Triebe, ſich in's Unendliche zu zerbröckeln, in beſtändiger Bewegung erhalten werden. Kaum iſt die Neigung, ja Abſicht der Regierung, mit den Czechen Böhmens einen Ausgleich zu verſuchen, ruchbar geworden, als auch ſchon die Deutſchen dieſes Kronlandes zuſammengetreten ſind, um neben den Czechen ſelbſtſtändige Exiſtenz und Vertretung zu gewinnen. Die Deutſchen wollen nämlich nichts Geringeres, als endlich eine vollſtändige Ausſcheidung aus dem Verbande mit den Czechen, vollkommen eigene Verwaltung und nationale Trennung in Kirche und Staat. Wenn dieſe Idee einige Zeit in Böhmen gearbeitet hat, wird ſie ſich in Mähren, Kärnten und Krain geltend machen, und die Deutſchen und Slawen dieſer Kronländer werden für ſich eine eigene bürgerliche Vertretung verlangen. Die wälſchen Tyroler ſind bereits in einer an den Reichstag gerichteten Petition um einen eigenen Landtag, der unter dem Innsbrucker ſtehen ſollte, eingekommen. Bald, wenn es ſo fort geht, wird jedes Kronland des Weſtens doppelte Land- und Kreistage haben wollen und, falls der nationale Ruf überall recht laut erhoben wird, erreichen.

Und was den Oſten betrifft, ſo geht auch hier die Zerbröckelung, und zwar eine ſehr wichtige, ſchnell vor ſich. Welch' eine Thorheit und Undankbarkeit zugleich aber auch iſt es, dem Königreiche Ungarn ein ſo heterogenes nationales Element wie das croatiſche unterordnen zu wollen, jenes Croatien, welches von einem ſo nationalen Haſſe gegen die Deutſchen und die Magyaren erfüllt iſt, daß ſich die öſterreichiſche Regierung vor achtzehn Jahren dieſes Haſſes mit Erfolg bedienen konnte, um nicht nur die Deutſchen im Zaume zu halten, ſondern auch dieſelben Ungarn zu Paaren zu treiben, vor denen man jetzt die Croaten undankbarerweiſe beugen will! Man müßte ſich ſehr irren, wenn die Vorgänge in Croatien nicht eine für die Einheit Deutſchlands heilſame Reaktion in Deutſch-Oeſterreich erzeugen ſollten. Die Erhebung der Croaten gegen die Magyaren, die nach Allem unausbleiblich erſcheint, wird in Deutſch-Oeſterreich eine Ueberhebung der Czechen gegen die Deutſchen zur Folge haben; dann wird für die Vormacht Deutſchlands der Moment gekommen ſein, um die geeigneten Maßregeln zur Erhaltung Deutſch-Oeſterreichs für Deutſchland zu ergrei-

ſen; und auf ſolche Weiſe wird Oeſterreichs Zerfall eine Hoffnung mehr für die Einheit des ganzen Deutſchlands ſein.

Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutſche Sprachgebiet.

I.

Das: „Bleibe nicht am Boden haften!" iſt die wichtigſte Mahnung zur Förderung der Fortpflanzung einer Nation; allein es iſt zugleich die vorzüglichſte Urſache zur Entnationaliſirung der Einzelnen, zu den Verluſten, welche eine Nation durch das Aufgeben der Mutterſprache von Seiten ihrer Angehörigen erleidet. Schon der Einfluß eines neuen Bodens geht an einem wandernden Stamme nicht ſpurlos vorüber; auch wo er auf einem der Cultur noch nicht erſchloſſenen Boden ſich niederläßt unter Beibehaltung ſeines geſchloſſenen Zuſammenlebens, bringen die neuen Verhältniſſe neue Anſchauungen, die dann leichte Wandelungen des Sprachſchatzes zur Folge haben. Ganz anders, wenn Wanderungen in ein Gebiet erfolgen, in welchem ſie ſchon gewiſſe ſtaatliche und Cultur-Verhältniſſe einer fremden Natinalität in Geltung finden, wenn die Ankommenden, ſtatt ſich in beſonderen Wohnſitzen niederzulaſſen, ſich unter eine zahlreichere anders redende Bevölkerung vertheilen, und namentlich, wenn die Einwandernden nicht die Beſonderheit ihres Familienlebens mitbringen und für ſich erhalten können, ſondern genöthigt ſind, ſich mit den Töchtern des Landes und ihre Töchter mit den Eingebornen zu verbinden, oder ihre Kinder vorzeitig aus ihrem häuslichen Kreiſe in fremde Verhältniſſe hinaus zu ſenden. Für alles dies bietet die Geſchichte zahlreiche Beiſpiele: Die Eroberungszüge, welche die kriegsluſtigen Normannen nach entlegenen Küſtenländern führten, mochten den dortigen Stämmen normänniſches Blut mittheilen; aber ihre Sprache und Nationalität ging mit dem Leben der Eroberer ſelbſt zu Ende — ihre Söhne hatten die Nationalität der Mutter, — wogegen die germaniſchen Stämme, welche, in ihrer Geſammtheit wandernd, ſich familienweiſe in den Wohnſitzen der römiſchen Provinzen vertheilten, ihre Nationalität einige Zeit erhielten und im Stande waren, die im Laufe der Jahrhunderte entſtehende Stammesmiſchung auch in dem Entſtehen einer veränderten Nationalſprache zum Ausdruck zu bringen.

Auf der anderen Seite ſehen wir, daß in ein fremdes Land gezogene Einwohner, ſobald ſie nicht nur geſonderte Wohnſitze einnehmen, ſondern ausſchließlich ſich mit ihren Nationalen verheiratheten, ihre Nationalität bewahrten und, obwohl Jahrhunderte hindurch genöthigt, ſich der Sprache der Umwohnenden, ſo weit es der menſchliche Verkehr erforderte, zu bedienen, dennoch fortfuhren, dieſelbe als eine fremde Sprache anzuſehen. Eins der größten Dörfer Oberſchleſiens, vor ſechs Jahrhunderten durch Schwaben in

Mitten polnischer Bevölkerung angelegt, spricht noch heute deutsch, und wie behauptet wird, ist sogar ein Theil der Einwohner nicht einmal der polnischen Sprache kundig, wesentlich in Folge dessen, daß sie nur deutsche Frauen ehelichten, und ähnliche Verhältnisse dürften sich bei den unter den walachischen Romanen wohnenden Sachsen nachweisen lassen, ähnliche auch künftig die deutschen Colonieen in Süd-Rußland aufweisen, in denen gleichfalls die Bevölkerung nach glaubwürdigen Nachrichten sich unvermischt erhält. Umgekehrt wird das Zurückgehen und theilweise Untergehen der zahlreichen deutschen Ansiedelungen in den Karpaten daraus hergeleitet, daß die deutschen Männer und deutschen Mädchen sich mit slowakischen und magyarischen Frauen und Männern verheiratheten, wobei dann regelmäßig die heirathenden Deutschen zur Sprache und Art des fremden Stammes hinübergeführt wurden.

Es muß aber hier noch auf Eins aufmerksam gemacht werden, welches wesentlich dazu mitwirkt, den Wandernden die Erhaltung und Förderung ihrer Nationalität zu erleichtern oder zu erschweren: es ist dies die Beziehung, in welche die Wandernden zu dem neuen Lande treten, die Art der Thätigkeit, die sie daselbst ausüben. Die entscheidende Frage ist die, ob ihre Thätigkeit sich mehr dem Lande selbst zuwendet, oder nur der dortigen Bevölkerung. Je mehr ihr ganzes Erwerbsleben von der fremden Bevölkerung des Landes abhängt, um so leichter tritt die Entfremdung ein; je unabhängiger die Arbeit der Einwandernden, desto gesicherter ist auch ihre Nationalität. Der Boden, den der Ansiedler als seinen eigenen bebaut, wird nicht nur ihm, sondern auch seiner Nation gewonnen, und diese schlägt mit der cultivirenden Arbeit gleichsam ihre Wurzeln in den bearbeiteten Boden. Daher sind Wanderungen dieser Art — und zwar in erster Linie die einer ackerbauenden Bevölkerung — nicht allein zur Förderung der Vermehrung einer Nation vorzüglich geeignet, sondern sie sind es auch, die am leichtesten eine dauernde Erweiterung des nationalen Sprachgebietes herbeiführen. — Dem Einfluß der Verschiedenheit der Arbeitsrichtung ist es gewiß mit zuzuschreiben, daß die Züge, welche in diesem Jahrhundert zwei Wandernationen aus ihren unmittelbar zusammengrenzenden Sitzen unternommen haben, in ihrem nationalen Erfolge geradezu einen Gegensatz bilden. Die keltische Nation der Iren, obwohl sie in der Masse der Auswanderer die englische Nation übertrifft, scheint sich doch nur für diese zu vermehren und zu verbreiten. Selbst aus ihrem Heimathlande dadurch verdrängt, daß sie den natürlichen Reichthum desselben nicht so zu heben vermochte, wie es für eine fruchtbare Nation erforderlich war, füllt sie außerhalb desselben vorzüglich die Städte, in denen die gegnerische Nationalität herrscht, ohne Aussicht, dieselbe zu überwältigen; gleichzeitig aber siedelt mehr angelsächsisches Blut nach dem dünner bevölkerten Irland hinüber und übt dort, wie schon aus den ungenügenden englischen Aufnahmen über die Sprachverhältnisse in Irland hervorgeht, zugleich seinen entnationalisirenden Einfluß auf die irische Nation, den selbst die neuere nationale Bewegung der Kelten bis jetzt nicht aufzuhalten und nicht einmal zu beachten scheint.

Als das dritte große Wandervolk unserer Tage erscheint neben der englischen und irischen die deutsche Nation. Diese Thatsache ist um so bezeichnender für die Deutschen, als bei diesen weder der unmittelbare Drang der Noth vorhanden ist, welcher die keltische Auswanderung zur Folge hatte, noch der Reiz der günstigen Verhältnisse, welche die Angelsachsen zur Auswanderung locken, der vorzüglichen Gelegenheit zum Erwerbe auf einem großen Theile der Erde und des unbedingten Schutzes in ihren Erwerbsverhältnissen durch die Macht, welche das Meer und seine Küsten beherrscht. Man sieht hieraus, wie mächtig der Wandertrieb und, wie glücklicherweise auch gesagt werden kann, der Colonisationstrieb ist, der in dem deutschen Volke wohnt und der allein die Segnungen deutscher Cultur andern Völkern zuführt. Unrichtig ist es, wenn man die Wanderungen der Deutschen am meisten den früheren staatlichen Verhältnissen Deutschlands zuschreibt, die vielmehr nur die Zahl der Wandernden vermehrt haben können; denn der Zug deutscher Auswanderer ging und geht noch nicht nur nach Staaten mit freien politischen Institutionen, sondern auch nach solchen, in denen sich der Deutsche erst aus dem tiefsten Drucke herauszuarbeiten hat; und die Wanderungen der Deutschen haben kaum weniger als heut auch zu einer Zeit stattgefunden, in der die deutsche Nation die mächtigste war und ihre Institutionen als Muster galten. Die Macht und die inneren Verhältnisse der nationalen Staaten bestimmen somit das Maß der Auswanderung nur in gewissem Grade; wohl aber sind sie für den Erfolg der Auswanderung insofern von Bedeutung, als sie geeignet sind, die äußere Selbstständigkeit und namentlich die innere Selbstständigkeit, das Selbstgefühl des Ausgewanderten zu heben oder zu schwächen, die Bewahrung seiner Nationalität zu erleichtern oder zu erschweren.

Ehe hier Etwas näher darauf einzugehen ist, in welchem Verhältnisse bei der deutschen Nation die Wanderungen zur Erweiterung ihres Sprachgebietes dienen, muß erst vorausgeschickt werden, daß der wirkliche Umfang der Wanderungen bis jetzt nur unvollkommen bekannt ist. Die eigentliche Statistik der Auswanderungen zählt noch kein halbes Jahrhundert; aus früherer Zeit liegen nur gelegentliche, ja oft nur so zu sagen zufällige Nachrichten vor, daß an gewissen Stellen Wanderungen stattgefunden haben. Genauer kennen wir auch jetzt nur die Wanderungen über See; auf die Bewegung, die innerhalb der Continente von Land zu Land geht, schließen wir aus wenigen vorhandenen Nachrichten über das Geburtsland der Einwohner; wir kennen aber noch fast gar nicht jenes stille Wandern von Ort zu Ort, indem alljährlich ein Theil der Bevölkerung weiterzieht und seine Stelle den Nachziehenden einräumt.

Und doch sind es gerade diese stillen Wanderungen, die für uns Deutsche nationale Bedeutung haben, die langsam das Sprachgebiet weiter hinausschieben; hier gehen zwar oft die Vorangegangenen der Nation verloren, oft aber werden sie auch wieder eingeholt durch die Nachdringenden. Sie bringen — nicht in den wenigen Zurückgebliebenen eines fremden Stammes, die sich nun der deutschen Nationalität anschließen, — wohl aber durch Verbreitung deutschen Lebens auf ein neues Territorium eine Art von Ersatz für

die zahlreichen Verluste, welche durch das Aufgehen vieler Einzelnen und selbst größerer Gruppen von Deutschen in fremde Nationen herbeigeführt worden.

Die Bewegung durch Wanderungen geschieht familienweise und selbst nur durch Einzelne, so daß sie dem Geschichtschreiber wenig denkwürdig sind; daß aber diese Familien und Einzelnen zusammen wirkliche Völkerströmungen bilden, zeigt uns der Umfang der Wanderungen nach einem andern Continent, dessen Kenntniß wir der heutigen Statistik verdanken.

Wer würde, um sogleich mit der mächtigsten Bewegung der Deutschen in unsern Tagen zu beginnen, — wer würde es glauben, daß die aus dem Entschlusse der Einzelnen hervorgegangene Bewegung der Einwohner vorwiegend deutscher Staaten seit einem halben Jahrhundert etwa zwei Millionen aus ihrem Heimathlande allein nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's verschifft hat, wenn nicht die dortige Statistik die Zahlen registrirt hätte; und wie sehr ist es zu bedauern, daß diese Aufzeichnungen nicht an derselben Stelle schon zwei Jahrhunderte früher in Angriff genommen wurden. In jener Zeit (im Anfange des 17. Jahrhunderts) erhielt das damalige Neu-Niederland durch eine niederdeutsche Bevölkerung seine erste Cultur und wurde Neu-Amsterdam gegründet, das später die Engländer in New-York umbenanuten; heut aber sollen von den Nachkommen dieser sowie der gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts gefolgten deutschen Ansiedler die meisten ihrer Stammessprache nicht mehr mächtig sein.

Der Zug deutscher Auswanderer nach Pennsylvanien begann in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts und wuchs so mächtig, daß man 40 Jahre später demselben Schranken zu setzen versuchte; nichts desto weniger fanden wenige Jahre darauf auf's Neue nahmhafte Zuzüge von Deutschen statt. Noch zwei weitere Perioden deutscher Auswanderung nach diesem und benachbarten Staaten (von 1749 und 1770 ab) fallen in die Zeit vor der Trennung der Union vom englischen Staate. Kurz nach derselben kam in der pennsylvanischen Legislatur zur Berathung, ob nicht die deutsche Sprache als erste Landessprache in Pennsylvanien an Stelle der englischen treten solle. Dieser Antrag soll durch die Stimme eines Deutschen ablehnend entschieden worden sein und heut sehen wir den Erfolg dieser Wanderungen für die Erweiterung des deutschen Sprachgebietes, wenn auch noch nicht vereitelt, doch insofern in Frage gestellt, als das dortige Deutsch sich schon stark mit der englischen Sprache gemischt hat.

Eine allgemeine Schätzung, wie groß der Antheil deutschen Blutes an der Bevölkerung den Vereinigten Staaten anzunehmen sei, wird sich wesentlich mit nach der Bedeutung zu richten haben, welche man früheren Wanderungen in das ursprüngliche Gebiet dieser Staaten beilegt, wenngleich heute das deutsche Element nicht in geringerer Zahl in denjenigen Staaten vertreten ist, welche erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts auf der nordwestlichen Seite des Ohio hinzugekommen sind. Nimmt man an, was hinter der wirklichen Zahl eher zurückbleibt, daß zur Zeit der Trennung der Vereinigten Staaten 18 pCt. ihrer Bevölkerung deutschen Blutes gewesen seien, so würde man bei Berücksichtigung der neueren Zuwanderungen und unter Voraus-

ſetzung gleicher Vermehrung der verſchiedenen Volksſtämme der weißen Race zu folgen haben, daß zur Zeit des letzten Cenſus die Zahl der Nachkommen der älteren Einwanderer über 3¾ Millionen, die der in dieſem Jahrhundert Eingewanderten und ihrer Nachkommen nicht ganz 3 Millionen betragen habe; im Ganzen würden 6 7/10 Millionen oder der vierte Theil der gezählten weißen Einwohner von deutſchem Blute geweſen ſein. Andere Schätzungen, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen, gehen indeß noch erheblich höher.

Dieſe Zahlenſchätzungen zeigen jedenfalls ungeheure Verluſte für die deutſche Nation; denn bei aller Ermangelung wirklicher Aufnahmen kann das nicht zweifelhaft ſein, daß — abgeſehen von der deutſchen Bevölkerung Pennſylvaniens — die Zahl derjenigen, welche bei dem letzten Cenſus als in deutſchen Staaten geboren bezeichnet wurden (bei Einrechnung der Niederländer, Schweizer und der aus Frankreich Gebürtigen, welche meiſt Elſäſſer ſind: anderthalb Millionen), heut die überwiegende Mehrheit der wirklich deutſch Redenden in der Union ausmacht (im Ganzen wird die Zahl der deutſch Redenden für die Zeit des letzten Cenſus auf 4½ Millionen berechnet). Nicht nur, daß von den dort geborenen Deutſchen ein großer Theil in Folge der Allgemeinheit des engliſchen Unterrichtes der angeſtammten Nationalität verloren geht (denn nur in Pennſylvanien iſt das Deutſche als Schulſprache gleichberechtigt), ſondern — wie neulich der beredte Mund eines mit den Verhältniſſen nordamerikaniſcher Seeſtädte vertrauten Mannes verſicherte — auch ſchon von den mitgebrachten Kindern deutſcher Auswanderer gehen viele der deutſchen Sprache verloren, allerdings in Folge der ſchnellen Auflöſung der Familienbande und, wie uns derſelbe Redner lehrte, mit oft gleichzeitigem Uebergange der engliſirten Kinder zur ſittlichen Verwahrloſung und zum Verbrechen.

Aus den bisherigen kläglichen Zuſtänden der deutſchen Nationalität in Nordamerika kann allerdings nicht das gleichmäßige Beharren derſelben geſchloſſen werden; es kann vielmehr ſein, daß mit dem wachſenden Nationalgeiſte der Deutſchen auch die deutſche Sprache dort eine andere Stelle einnehmen wird. Nach dieſer Richtung hin iſt die Thatſache ſehr bezeichnend, daß die Hingebung der deutſchen Amerikaner in dem Kampfe gegen die Sklaverei nicht nur ihnen ſelbſt die laute Anerkennung der Unionsregierung verſchafft, ſondern auch zum erſten Male die deutſche Sprache in die amtlichen Verkündigungen des Congreſſes eingeführt hat. Andererſeits aber müſſen wir uns ſagen, daß ſelbſt dann, wenn, was bis jetzt ausſchließlich in Pennſylvanien der Fall zu ſein ſcheint, die deutſche Sprache dahin gelangte, als zweite Landesſprache Nordamerika's und aller ſtark deutſch gemiſchten Einzelſtaaten zu gelten, doch ein ſolches Nebeneinanderbeſtehen zweier Sprachen bei durcheinander wohnender Bevölkerung ſchwerlich länger dauern würde, als dies ſeiner Zeit in den romaniſchen Staaten und in England der Fall war. Im Falle der Gleichberechtigung beider Sprachen würde wahrſcheinlicher (wovon die in Pennſylvanien und Weſt-Virginien gemachten Erfahrungen ein kleines Vorſpiel geben) im Laufe der Jahrhunderte eine neue germaniſche Sprache ihren Anfang nehmen, dann die *vierte* germaniſche und zwar die vermittelnde

unter den andern. Die Entstehung einer solchen eigenen Sprache würde, da sie allein die ächte geistige Grundlage einer selbstständigen Nationalität ist, vor Allem im politischen Interesse der Vereinigten Staaten liegen.

Die Anzahl der deutschen Auswanderer nach den unter englischer Herrschaft stehenden überseeischen Ländern bleibt hinter der der Auswanderer nach den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig weit zurück. Dies gilt sowohl von den amerikanischen Colonieen, insbesondere von Canada und Neu-Braunschweig, — denn von der zeitweise bedeutenden Zahl der dort ankommenden Deutschen wanderte der größere Theil weiter nach den Vereinigten Staaten, — als auch von den englischen Colonieen in Australien, nach welchen die deutsche Einwanderung in den dreißiger Jahren begonnen hat, im Vergleich mit dem Umfange der englischen aber verschwindend gering geblieben ist, wie denn auch nach den Daten des neuesten Census nicht mehr als der dreißigste Theil der weißen Bewohner Australiens auf die deutsche Abkunft gerechnet werden kann. Die Nachkommen der Deutschen in den englischen Colonieen scheinen dem gleichen Schicksale entgegen zu gehen, welches die der auf den britischen Inseln selbst ansiedelnden betroffen hat, insbesondere in den deutschen Colonieen, welche (ein Theil einer großen nach Amerika bestimmten Expedition) im vorigen Jahrhundert in Irland gegründet wurden und in denen jetzt die deutsche Sprache gänzlich erloschen sein soll — Dagegen ist von den nicht unbeträchtlichen Wanderungen Deutscher, welche nach dem unter englischer Hoheit stehenden Südafrika unternommen worden sind, und welche sich hier nicht nur an die sehr zahlreiche niederdeutsche Bevölkerung dieser Colonieen, sondern auch an die neben denselben bestehenden selbstständigen niederdeutschen Landschaften anschließen, ein schneller Verlust der Nationalität schwerlich zu erwarten. Diese Gegenden dürften vielmehr für eine fruchtbare Entwickelung der deutschen Nation bessere Aussicht darbieten, als die unter niederländischer Hoheit verbliebenen Länder, welche die habgierige Löwengesellschaft Englands dem Niederdeutschen in den heißen Erdstrichen Amerika's, Afrika's und Asien's übrig gelassen hat.

Was das Verhältniß zwischen der deutschen und der skandinavischen Nationalität betrifft, so sind die Aenderungen im Umfange des Sprachgebietes gegenwärtig mehr zu Gunsten der deutschen Nationalität, da die zwischen den deutschen Theilen liegenden jütischen Haidedörfer allmählich die deutsche Sprache annehmen; indeß ist dies noch kein Ersatz für den Verlust, welchen bisher das allmähliche Vordringen der dänischen Sprache in der nordfriesischen Bevölkerung den Deutschen zufügte. In welcher Menge sich fortdauernd Deutsche, über ihre Sprachgrenze vordringend, unter den Skandinaviern niederlassen, ergiebt annähernd die vortreffliche Arbeit des dänischen statistischen Bureau's über die Geburtsstelle der Bevölkerung dieses Königreichs. Innerhalb Schleswig's dürfte dieser Bewegung die entgegengesetzte der Jüten (hauptsächlich der nichtbesitzenden Klassen) gleichkommen; im Uebrigen war jedenfalls in der letzten Zeit der Zug der Deutschen in die skandinavischen Länder — und damit die Gelegenheit zum Aufgeben ihrer Familiensprache — reichlicher, als die entgegengesetzte skandinavische Bewegung nach deutschen

Ländern, welche freilich in der Zeit, wo das ſchwediſche Reich über Theile von Deutſchland herrſchte, auch manches ſkandinaviſche Blut der deutſchen Nationalität zugeführt hat. Von den einzeln liegenden deutſchen Anſiedelungen auf ſkandinaviſchem Boden ſcheint ſich die auf Amak am längſten gehalten zu haben.

Sehr übertrieben ſind die Vorſtellungen, welche man gemeinhin von der Bedeutung des zweiten Elements der Bewegung der Nationalität — der Vertauſchung der Nationalſprache — für die öſtlichen Theile Deutſchlands hegt. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß dieſelben in dem Sinne als germaniſirtes Land betrachtet werden, als ob die heutigen Einwohner derſelben vorwiegend ſlawiſcher Abſtammung und nur durch die Herrſchaft der Deutſchen zur Annahme dieſer Sprache gebracht ſeien. Dieſe Anſicht, daß die äußerſten Grenzen der zeitweiſen Slawenherrſchaft auch die der überwiegend ſlawiſchen Bevölkerung ſeien, iſt auf den erſten Blick kaum weniger thöricht, als wenn man die Bewohner der Gegenden weſtlich der Weichſel und des Don für ſlawiſirte Germanen, oder die Bewohner der nordamerikaniſchen Freiſtaaten für engliſirte Indianer halten wollte. Daß dennoch eine ſolche Anſicht vielfach gefunden wird, liegt wohl hauptſächlich daran, daß gerade an den einſtmals vorderſten Stellen ſich die ſlawiſche Bevölkerung in Mitten der deutſchen mit am längſten gehalten hat, nämlich in den alten Anſiedelungen derſelben an der Jeetzel (an der Grenze des Lüneburgiſchen und der Altmark), wo das Slawiſche bis in das 17. und 18. Jahrhundert dauerte, ferner längs der Saale und Pleiſſe (im Oſterlande), wo es bis in's 14. Jahrhundert ziemlich verbreitet war und erſt im Anfange des 18. Jahrhunderts ganz erloſchen ſein ſoll. Und eine ganz ähnliche Erſcheinung zeigt ſich in Süddeutſchland, wo gleichfalls gerade die am weiteſten vorgeſchobenen Slawen der ſteyriſchen Mark ſich im Stoderthale (im heutigen Ober-Oeſterreich) am längſten gehalten haben. Indeß ſollte der Umſtand, daß das ſlawiſche Element ſich an den vorderſten Punkten hielt, weiter öſtlich aber ſchnell verſchwunden iſt, vielmehr zu dem umgekehrten Schluſſe leiten, daß an dieſen Stellen die Bedingungen günſtiger waren für die phyſiſche Erhaltung und weitere Entwickelung auch des Volksſtammes ſelbſt, während derſelbe an den letzteren in Folge minder günſtiger Exiſtenzbedingungen bald neben der deutſchen Bevölkerung zurück- und unterging.

In der That hat unter denjenigen, die ſich mit der Geſchichte des öſtlichen Deutſchlands gründlicher beſchäftigt haben, wohl Keiner ſich dem Anerkenntniß entzogen, daß die Bewohner deſſelben zum allergrößten Theile auch der Abkunft nach Deutſche ſind, wenn auch die Begründung dieſer Anſicht verſchieden ausgefallen iſt. Auch die vortrefflich gearbeitete allgemeine Ethnologie in dem Czörnig'ſchen Werke, welcher gewiß eine widerſlawiſche Tendenz nicht zugeſchrieben werden darf, beruht in ihrer hiſtoriſchen Darſtellung auf dieſen Anſchauungen. Sie erwähnt die Anſiedelungen der Deutſchen in Kärnten unter Karl dem Großen und giebt an, daß ſchon in der Zeit bis zum 12. Jahrhundert die ſpätere Sprachgrenze am Radl, Platſch und den windiſchen Büheln (im heutigen Steyermark) ſich dadurch bildete, daß in

den nördlich belegenen Theilen die aus Bayern, Franken und Sachsen dorthin eingewanderte Bevölkerung sich immer mehr verdichtet hatte, wobei dann hinter dieser Grenze in drei Thälern slawische Sprachinseln zurückgeblieben seien. Sie erwähnt (was die besondere Beschreibung von Nieder-Oesterreich näher ausführt), wie unter Karl dem Großen in der Ostmark deutsche Ortschaften durch Bayern, Franken und Sachsen angelegt wurden, wie später nach den Ungarnkriegen die Deutschen diese Gegenden wieder gewannen, welche durch den unaufhörlichen Raub und Brand ohne Bewohner zur Einöde verwaldet waren, und wie sich die deutschen Ansiedelungen zunächst bis zum Kahlenberge, dann — wahrscheinlich schon vor der weiteren Ausdehnung der Ostmark — in das Land bis zur Leitha und March und in die anstoßenden jetzt deutschen Landstriche Ungarns verbreiteten. Auch in der Ostmark sollen jedoch noch nach der Besitznahme durch die Deutschen Spuren von slawischen Sprachinseln gefunden sein, von deren Bewohnern vermuthet wird, daß sie aus Ostfranken hierher verpflanzt worden seien.

Für die böhmischen Länder wird es in der allgemeinen Ethnologie zweifelhaft gelassen, ob sich in den Gebirgen Deutsche aus der früheren Periode erhalten haben; die Hauptmasse der Deutschen, heißt es hier, sei wohl erst durch die vom 11. bis zum 13. Jahrhundert stattgefundene Colonisation hinzugekommen. Die Periode der Colonisirung Böhmens begann hiernach zu derselben Zeit, wo westwärts des Fichtelgebirges das — wohl immer nur sehr schwach vertretene — slawische Element zu Ende gegangen sein soll, und endete zu einer Zeit, in welcher schon zwei bis jetzt deutsch gebliebene Sprachinseln zwischen czechischer Bevölkerung colonisirt wurden. In der dann folgenden allgemeinen Ethnographie dagegen wird bestimmt gesagt, daß das Hauptgebiet der Deutschen in Böhmen und Mähren vorzüglich Reste der deutschen Urbevölkerung enthalte, und das Gleiche wird dort von dem schönhengstler Ländchen angenommen, während die deutsche Colonisation des Kuhländchens unbestritten in die oben angegebene Colonisationsperiode fällt. Die allgemeine Ethnographie fügt hinzu, daß in den ebenen Strecken des deutschen Gebietes auch germanisirte Czechen seien, wobei jedoch die Zeit der Germanisirung nicht angegeben wird; die Richtigkeit dieser Thatsache zu bezweifeln, ist um so weniger Veranlassung, als auch die Czechen in gewissem Maße ein Wandervolk sind und germanisirte Czechen sich auch in anderen Theilen Deutschlands, ja selbst in unserer Mark befinden; aber aus dieser Anführung folgt noch nicht, daß die Zahl der jetzt deutsch Redenden czechischer Abkunft die der czechisirten Deutschen übersteigt, da im Gegentheil anerkannt ist, daß der Deutsche viel leichter zur czechischen als der Czeche zur deutschen Nationalität überzugehen pflegt, wie denn auch in verschiedenen ursprünglich deutschen, sowohl ländlichen als städtischen Ansiedlungen Böhmens (vor Allen in der Stadt Prag selbst) der Antheil der deutschen Sprache sich erheblich vermindert zu haben scheint. Auch der bekannte Touriſt Kohl, der für Mähren anführt, daß unter den deutsch Redenden auch Personen slawischer Abstammung seien, erklärt doch das Vorrücken der deutschen Sprachgrenze (sowohl längs der Thaya als in den Sudeten) nicht nur durch diese

Art der Germaniſirung, ſondern durch eine fortdauernde wirkliche Bewegung der deutſchen Agriculturbevölkerung, welche, wie er ſagt, die Slawen allmählich von einem Orte zum andern zurückdränge.

Der Raubbau von Profeſſor v. Liebig.

Ohne Zweifel hat die Chemie in den letzten Decennien durch den Profeſſor Freiherrn v. Liebig einen Beförderer gefunden, wie vielleicht in gleichem Zeitraume von einem Andern niemals zuvor; dennoch kann es keinem Landwirthe zugemuthet werden, deſſen höchſt voluminöſes Werk über Agriculturchemie als Grundlage zum Studium für ſeine ihm nothwendigen chemiſchen Kenntniſſe zu nehmen. Um ſo willkommener mußte Jedem aus dem berühmten Buche ein Extract ſein, der auch Veranlaſſung iſt, mit ein paar Worten auf den Inhalt deſſelben hier näher einzugehen.

Der Baron v. Liebig ſagt: „Jeder Nachdenkende muß, wenn alle naturgeſetzlichen Verhältniſſe wohl erwogen werden, die Ueberzeugung gewinnen, daß die Zukunft der europäiſchen Staaten keine feſte breite Baſis hat, ſondern auf der Spitze einer Nadel ſchwebt. Wenn es nicht gelingen ſollte, dem Landwirth eine beſſere Einſicht in ſeinen Betrieb beizubringen und ihm die nöthigen Mittel zur Steigerung ſeiner Produkte zu verſchaffen, ſo werden von einem gewiſſen Zeitpunkte an Kriege, Auswanderung, Hungersnoth und epidemiſche Krankheiten naturgemäß einen Gleichgewichtszuſtand zu Wege bringen, der die Wohlfahrt Aller tief erſchüttern und zuletzt den Ruin des Landbaues nach ſich ziehen muß. Es wird einer Jahrhunderte oder Jahrtauſende langen Brache bedürfen, um den Ländern, die durch fortwährende Beraubung des Ackers zerſtört werden, einen Theil ihrer alten Fruchtbarkeit vielleicht wieder zu geben.“

Zum Beweiſe dieſer Worte führt er beiſpielsweiſe an, daß aus dem preußiſchen Staate jährlich 10 Millionen Scheffel Getreide in's Ausland transportirt werden, mit ihnen gehen 100,000 Ctr. Phosphorſäure und 50,000 Ctr. Kali dem Ackerbau für immer verloren; außerdem fließen durch unbenutzte Excremente unſerer Städtebewohner 20,000 Ctr. Phosphorſäure und 10,000 Ctr. Kali alljährlich die Flüſſe hinab in's Meer.

Mit vorſtehenden Worten ſtellt uns der große Chemiker Schreckbilder auf, die, wenn ſie ſich bewahrheiteten, geeignet wären, die größte Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Staatsmänner Europa's in Anſpruch zu nehmen, und außerdem legen ſie auf die Gemüther der Nichtkenner der Landwirthſchaft einen Alp, der in der That Verwirrung zu erzeugen im Stande iſt; die Sache verhält ſich jedoch gottlob anders und Liebig's kühne Worte beweiſen nur, daß er wieder einmal auf's Glatteis gegangen iſt, indem er ſich mit ſeinen Combinationen zu weit von der ihm gewohnten Bahn der Chemie entfernte.

Zunächst sagt Professor v. Liebig: „Wenn alle naturgesetzlichen Verhältnisse wohl erwogen werden, dann ꝛc. ꝛc.“, statt dessen hätte er besser gethan, zu sagen: „Wenn alle mir bekannten naturgesetzlichen Verhältnisse wohl erwogen werden, dann ꝛc. ꝛc.“, denn als Gelehrter mußte er wissen, daß von den naturgesetzlichen Verhältnissen, welche auf dem Gebiete der Chemie täglich an unserem geistigen und physischen Auge vorüberziehen, bei Weitem die Mehrzahl derselben noch unbekannt sind, um wie vielmehr mußten ihm dieselben fremd sein auf anderen Gebieten der Wissenschaft, die nicht zu seinem Ressort gehören.

Im Jahre 1853, als die Ackergährung in ihrem Verlaufe ganz ungewöhnliche Erscheinungen darbot, kam Schleusener auf den Gedanken, die auflösende, unsern Ackerboden periodisch zersetzende Kraft möchte doch vielleicht ihren Ursprung ableiten aus der mikroskopischen Thierwelt, und veranlaßte ihn seit jener Zeit zu fortwährenden Untersuchungen mittelst des Mikroskops; diese haben denn auch zu erfreulichen Resultaten geführt.

Professor Ehrenberg hat gefunden, daß in der Atmosphäre in einer Höhe bis zu 10,000 Fuß etwa 400 Arten von Infusorien leben und daß zeitweise in einem Wassertropfen 50 Millionen lebender Thiere sich befinden. Nach oberflächlichen Forschungen hat Schleusener dies bestätigt gefunden. Nun weiß ein jeder Landwirth, daß in einem guten Ackerboden nach frischer Düngung sich ungemein viele Regenwürmer einfinden, die gleich den Maulwürfen sich in der Erde Röhren machen, welche sie von Zeit zu Zeit, Nahrung suchend, durchstreichen; die Nahrung muß aber in ganz colossaler Menge vorhanden sein, weil schon die Menge der Verzehrer colossal ist. Und worin besteht die Nahrung der Regenwürmer? — In lebenden, dem unbewaffneten Auge nicht sichtbaren Thieren, die sich in die Röhren der Regenwürmer verirren. Schleusener hat bei seinen Beobachtungen Zeiten angetroffen, in denen fast die Hälfte des unter's Mikroskop gebrachten Erdreichs Leben zu haben schien. Berücksichtigen wir nun die kurze Lebensdauer der mikroskopischen Thierwelt, sowie die rapide Vermehrung derselben, so müssen wir nothwendig zu dem Schlusse gelangen: Sollten die Cadaver der 50 Millionen Thiere eines Regentropfens und die unzähligen in einer Kubiklinie Erde enthaltenen nicht hinreichen, jenen jährlichen Verlust für den preußischen Staat von 120,000 Ctr. Phosphorsäure und 60,000 Ctr. Kali vollkommen zu ersetzen? Diese Düngung stammt aber nicht aus dem Boden, sondern höchst wahrscheinlich nur aus der Atmosphäre, weil sich annehmen läßt, daß die mit dem Regen niedergeschlagenen Infusorien den bedeutend stärkeren Thieren des Ackerlandes zur Nahrung dienen. Hat man nämlich das Leben und Treiben der mikroskopischen Thierchen im trockenen Erdreiche kennen gelernt, so muß man sich über das Phlegma ihrer Bewegung wundern, um so mehr aber setzt es in Erstaunen, mit welcher Emsigkeit sie unmittelbar nach einem Regen an ihren erratischen Blöcken herumklettern. Stammt dieselbe aber nicht aus dem Boden, sondern aus der Atmosphäre, so haben wir auch nicht nöthig, sie dem Boden, welchem wir sie durch die Ernte entziehen, wieder zurück zu geben.

Dem Professor v. Liebig ist von dieser Art der Düngung wahrscheinlich deshalb nichts bekannt geworden, weil augenblicklich die Modekrankheit herrscht, alle räthselhaften Erscheinungen in der Landwirthschaft auf die Chemie zurückzuführen. Da nun der berühmte Chemiker einmal in den Irrthum verfallen war, sein Wissen zu überschätzen, so mußten nach Analogie der Dinge in der Welt dem einen mehrere andere nachfolgen, die denn auch reichlich vorhanden sind in den ferneren oben angeführten Worten: „Wenn es nicht gelingen sollte, dem Landwirth eine bessere Einsicht in seinen Betrieb beizubringen ꝛc. ꝛc.“ Diese bessere Einsicht interpretirt er dahin: Du sollst deinem Acker die ihm durch die Ernte entnommenen Mineralstoffe, wenn auch in anderer Form, so doch ungeschmälert zurückgeben. Wie paradox dem Landwirthe diese Worte auf den ersten Blick auch erscheinen mögen, so ist die Ausführung derselben doch recht gut möglich, sobald man sich in Professor v. Liebig's Lage versetzt; wenn man sich aber genöthigt sieht, aus den Producten des Landes Geld zu machen zur Befriedigung der tausend Bedürfnisse des menschlichen Lebens, wie es in der modernen Welt jeder Ackerbautreibende nöthig hat, so hört das Recept auf, richtig zu sein. Wollten die Landwirthe einmal den Versuch machen, nach v. Liebig's Vorschrift zu wirthschaften, so würden sie und ihr Vieh zwar den nothwendigen Lebensunterhalt haben, aber der Professor, der keinen Ackerbau treibt, müßte sehr bald eines jämmerlichen Hungertodes sterben, ganz einfach aus dem Grunde, weil er verboten hat, ihm Mineralstoffe zu verkaufen, die ja dem Acker wieder zurückgeben werden müssen. Wir können uns noch glücklich schätzen, wenn sich der Baron v. Liebig dazu versteht, seine, uns zum Oftern unverständliche Sprache zu erklären, wie er es in dem so eben erläuterten Satze gethan hat; viel schlimmer ergeht es uns mit anderen, ebenso sublimen, aber nicht erklärten Worten. Professor v. Liebig sagt: „Es wird einer Jahrhunderte oder Jahrtausende langen Brache bedürfen ꝛc. ꝛc.“ Das mag verstehen, wer da kann. Ganz abgesehen davon, daß er uns die Aufklärung schuldig bleibt, auf welche Weise die Brache es anfängt, die in's Ausland und in's Meer entführten Mineralstoffe zurückzuholen, liegt auch eine arge logische Inconsequenz darin, daß er erst behauptet, es gehe nicht anders, wenn der Boden nicht verarmen soll, als ihm die durch die Ernte entzogenen Mineralstoffe zurück zu geben, und wenn er nachher bekennt, es giebt doch noch ein Mittel, den Boden wieder fruchtbar zu machen, das ist die Brache. Bei solcher Logik müßte es von großem Interesse sein, zu erfahren, welchen Begriff Professor v. Liebig mit dem Worte „Brache“ verbindet, aber bei solcher Logik hört leider das Vergnügen der Unterhaltung auf.

Zur Racen- und Sprachenverschiedenheit in Frankreich.

II.

Was nun die linguistischen Verhältnisse Frankreichs anbetrifft, so sind innerhalb der Grenzen des Kaiserreichs außer der französischen und

romaniſchen Sprache noch vier fremde, als die Sprachen beſonderer Gebiete im Volksgebrauch, ſo daß alſo die Behauptung von der franzöſiſchen Nationaleinheit eine ganz unbegründete iſt, indem wenigſtens 2½ Millionen bretagniſch, baskiſch, deutſch und vlämiſch reden.

Die Grenzen dieſer Sprachgebiete gegen das franzöſiſche ſind dabei ziemlich ſcharf abgeſchnitten, und man könnte danach theilweiſe Frankreichs Naturgrenzen beſtimmen. Man gelangt von einem franzöſiſchen Dorfe in ein deutſches, vlämiſches, bretagniſches, baskiſches ohne alle Vermittelung, ſo daß häufig die nächſten Nachbarn ſich nicht unter einander verſtändigen können. Ganz anders iſt es in den Gegenden, wo man aus dem eigentlich franzöſiſchen Sprachgebiet in das romaniſche, italieniſche oder ſpaniſche übergeht. Es liegt dazwiſchen eine mehr oder minder breite Verbindungskette, innerhalb welcher der Typus der franzöſiſchen Sprache, ſchon verändert unter dem Einfluß der Volks-Mundarten (Patois), fortfährt, raſcher oder langſamer zu wechſeln, durch eine Reihenfolge allmählicher Nüancen. So folgt das Italieniſche allmählich dem Provenzaliſchen, wie das Spaniſche dem Gascogniſchen. Die kataloniſche Mundart, welche ſich das Mittelmeer entlang zieht durch das ganze Königreich Valencia bis zu den Inſeln Majorca, Minorca und Ivizza und innerhalb Frankreichs in den bergigen Theilen Rouſſillons geſprochen wird, unterſcheidet ſich ſo weit von dem Caſtilianiſchen und nähert ſich im Gegentheil ihren weſentlichen Grundzügen nach den Dialekten des ſüdlichen Frankreichs, daß es wohl richtiger ſein dürfte, dieſelbe zum Franzöſiſchen als zum Spaniſchen zu zählen. Die Catalonier und Valencianer betrachten ſelbſt dieſe Sprachverwandſchaft als ſo maßgebend, daß ſie ſelbſt ihre Mundart nicht anders als limoſiniſch (Limousin) nennen. Raynouard führt in der Einleitung zu ſeinem Werke über die Troubadours eine Stelle aus Eslatano's Geſchichte von Valencia an, worin dieſer Schriftſteller ausdrücklich ſagt: „Das Cataloniſche iſt die alte Sprache der Provence, des Languedoc und von Guyenne.“

Auf franzöſiſchem Gebiete wird alſo die eigentliche ſpaniſche Sprache nicht geſprochen; ebenſo fand ſich die italieniſche Sprache bis zu den Annectirungen von 1860 nur auf Corſica, auch in den ſeit ſieben Jahren mit kaiſerlich franzöſiſcher Herrſchaft beglückten Savoyen und Nizza iſt die Sprache eine Miſchung zwiſchen Italieniſch und Provenzaliſch; in Savoyen ſogar faſt franzöſiſch.

Im „Annuaire du Bureau des Longitudes“ von 1809, findet ſich eine ſehr intereſſante Arbeit über die Anzahl derjenigen Einwohner mit fremder Sprache, welche das damalige Frankreich umfaßte, unter dem Titel: „Relevé général de la population de l'empire français selon le différentes langues que parlent ses habitants.“ Die dort angegebenen Zahlenverhältniſſe, genau und zuverläſſig für jene Zeit, haben zunächſt durch die politiſchen Ereigniſſe von 1814 und 1815 aufgehört, dies zu ſein; wir nehmen indeſſen nur diejenigen Provinzen heraus, welche noch heute zu Frankreich gehören, erinnern jedoch dabei, daß für den wirklichen heutigen Standpunkt noch die natürliche Vermehrung der betreffenden Bevölkerung in Berechnung

zu bringen sein würde, und außerdem durch den Anschluß Nizza's und Savoyens namentlich noch die Zahl der Italiener höher sich stellt. — Im Jahre 1809 also ward gerechnet:

Deutsche Sprache in den Departements der Mosel, der Meurthe, des Ober- und Niederrheins . .	1,140,000	Einw.
Bretagnische Sprache in den Departements von Finistère, der Côtes du Nord und des Morbihan	1,050,000	„
Baskische Sprache im Departement der unteren Pyrenäen	118,000	„
Vlämische Sprache im Departement du Nord . .	178,000	„
Italienische Sprache auf Corsika	185,000	„
Im Ganzen	2,671,000	Einw.

Die Linie, welche im Norden Frankreichs und im Süden Belgiens die französische und vlämische Sprache trennt, geht fast genau von Westen nach Osten, obgleich mit verschiedenen Einbuchten; sie beginnt bei Greoelingen und endet bei Limburg, wo sie auf die deutsche Sprachgrenze stößt. Es wendet sich dann die Linie, welche die französische Sprache von der deutschen scheidet, nach Süd-Südwesten, indem sie sich durch das Großherzogthum Luxemburg, Lothringen, den Nordosten des Elsasses und der Schweiz hinzieht, bis an die äußerste östliche Spitze des Thales von Aosta, wo sie eine Abart der italienischen Sprache trifft. Der Theil dieser Linie, der die Schweiz durchschneidet, fängt nicht weit von Delsberg, einer ehemals zum Bisthum Basel, jetzt zum Kanton Bern gehörigen Stadt, an und endigt an der oberen Grenze von Nieder-Wallis. Diejenigen Schweizer Kantone, in denen man theilweise oder gänzlich französisch spricht, sind also Bern (nur zum kleinsten Theile), Neuenburg und Freiburg (gemischt das Waadtland, Genf und Nieder-Wallis). Auch Savoyen gehört im Ganzen noch dem französischen Sprachgebiete an, und es giebt noch an der Grenze Piemonts mehrere Gemeinden, deren Mundart mehr französisch als piemontesisch ist, namentlich in den sogenannten „Waadtländischen Thälern". Ferner spricht ein Theil der Einwohner der Grafschaft Nizza viel mehr provenzalisch als italienisch. Ueberhaupt trifft man abwechselnd durch ganz Ober-Italien den provenzalischen Sprachtypus, zum Theil noch fern ab von der französischen Grenze. So findet man namentlich in Friaul Dialekte, welche dem Provenzalischen ähnlicher sind, als den zwischen liegenden Mundarten.

So haben wir ungefähr die äußeren Grenzen festgestellt, welche das französische von den fremden Sprachgebieten abtrennen. Wenden wir uns jetzt zu den abgetheilten Verschiedenheiten der französischen Sprache selbst, je wie sie sich in verschiedenen Gegenden im Volksmunde gestaltet hat.

Zuerst zeigt sich hier eine Hauptabtheilung, welche geographisch sich fast eben so scharf abgrenzen läßt, wie das Gebiet der fremden Sprachen. Diese Unterscheidung, welche man also unschwer auf der Karte durch eine Demarkationslinie bezeichnen könnte, ist diejenige der Langue d'oil, des eigentlichen Französischen, ursprünglich der nordfranzösischen, und der Langue d'oc,

oder der südfranzösischen, romanischen Sprachen. Es besteht diese Unterscheidung, deren Ursprung in die ersten Zeiten des Mittelalters zurückgeht, noch gegenwärtig in voller Bedeutung, wenn auch nicht in gleicher Weise wie zu jener Zeit, da die Stände des Reiches sich, nach diesen beiden Sprachgebieten getrennt, versammelten. Dennoch hat übrigens eine offizielle Anerkennung dieser Trennung niemals stattgehabt, und wenn einige Geschichtschreiber erzählen, daß am Ende des 13. Jahrhunderts die Könige von Frankreich danach die Eintheilung des Landes getroffen hätten, so fehlen dafür alle Belege. Seitdem ist indessen die ehemalige Demarkationslinie, welche ziemlich genau der Loire folgte, theilweise verändert.

Die gegenwärtige Grenze zwischen der Langue d'oil und der Langue d'oc im Sprachgebrauch des Volkes beginnt im Süd-Westen, etwa am Ufer der Gironde bei Blaye, wo das Patois von Saintonge an das gascognische Sprachgebiet stößt; von dort geht sie durch die Departements der Charente inférieure und der Charente gegen den östlichen Theil des Departements der Vienne und dem nördlichen Theil desjenigen der Haute-Vienne und der Creuse, dann durch die Departements des Allier, östlich vorbei am Puyde Dôme, im Norden der Haute-Loire, der Ardèche und der Isère, und umschließt endlich Savoyen und die romanische Schweiz (Graubünden).

Nördlich von dieser bezeichneten Linie liegt also das rein französische Sprachgebiet und zwar zunächst diejenige Gegend, wo die Pariser Sprache, wenn auch mit einigen Verschiedenheiten, doch nicht mit solchen, um eigene abweichende Dialekte zu bilden, im Gebrauch ist. Diese Gegend umfaßt etwa 25 Departements, deren Mittelpunkt ungefähr bei Blois und Tours ist, Orten, die in älteren Zeiten lange dem Könige von Frankreich als Residenz dienten, und von denen aus daher die gebildete Hofsprache sich verbreiten mochte. — Westlich erstreckt sich dasselbe Sprachgebiet bis gegen die Nieder-Bretagne, indem in der Ober-Bretagne, deren Bewohner von den keltischen Bretagnern „Gallots" genannt werden, ein zwar eigenthümliches, namentlich noch mit veralteten Ausdrücken reichversetztes, aber doch reines Französisch gesprochen wird. Uebrigens befindet sich merkwürdiger Weise mitten unter der gascognischen Bevölkerung eine französische Sprach-Insel. Zwischen der Dordogne und der Garonne liegt nämlich die aus 40 Kirchspielen bestehende Gavacherie (das Lumpenkerlen-Land), eine vermuthlich im Anfang des 16. Jahrhunderts dahin verschlagene Colonie von Saintonge, welche also mitten in dem romanischen Lande noch ihren nordfranzösischen Dialekt ziemlich unverändert erhalten hat.

Unter den einzelnen mehr abweichenden Volksmundarten des Nordfranzösischen ist zuerst zu bemerken der Dialekt von Poitou, das Poitevin, das sich in geringer Entfernung von dem linken Ufer der Loire in den Departements der Vendée, Deux-Sèvres und der Vienne findet. Südwärts schließt sich als eine Abzweigung die Sprache von Saintonge an, welche in dem östlichen Theile der beiden Departements der Charente vorherrscht, während der übrige Theil romanisch spricht. In diesen beiden genannten nordfranzösischen Mundarten finden sich öfter in Folge ihrer nahen Angrenzung an

das Romaniſche, Wörter romaniſchen Stammes, doch mit franzöſiſcher Flexion. Von den verſchiedenen Unterarten des Poitevin hat ſich wohl am meiſten die von der Vendée in ihrer urſprünglichen Form erhalten, wie denn überhaupt dieſes Land ebenſowenig von ſeiner unwirthbaren Küſte aus, wie über die durch Moor und Haide abgeſchiedene Landgrenze hinaus viel mit der Außenwelt in Berührung kommt und daher in Sitten, Glauben, Vorurtheilen und ächter Treue ſtets am Alten feſthält. Die Sprache iſt rauh und uncultivirt wie der Boden.

Oeſtlich an's Poitou ſtößt die Grafſchaft Berri, welche jedoch kaum im Beſitz einer eigenen Volksmundart iſt, ebenſowenig wie das Nivernais, wo man theilweiſe eine leicht veränderte Abart des burgundiſchen Dialektes wahrnimmt. Dieſer burgundiſche Dialekt wird vorzugsweiſe in denjenigen Theilen des ehemaligen Herzogthums Burgund geſprochen, welche die Departements der Côte d'or, einen Theil deſſen der Yonne, den größeren Theil des Departements der Saône und Loire umfaſſen und ihren Mittelpunkt bei Dijon haben. Die reizende Sitten-Einfalt dieſes Landes, wo alle Einwohner ſich Brüder oder doch Vettern nennen, ſpiegelt ſich ſo zu ſagen in dem hübſchen Patois, das, obgleich ſonſt arm an Flexionen, eine Menge eigentlich überflüſſiger Wortbildungen um des Wohllauts willen ſchafft und dadurch einen reichen und einſchmeichelnden Ton gewinnt.

Nördlich vom Burgundiſchen erſtreckt ſich das Walloniſche, das dem Vlämiſchen gegenüber die Grenze bildet. Es erſtreckt ſich von Dünkirchen bis Malmedy und iſt daheim in den Ardennen, umfaßt alſo Theile des Departements Pas de Calais, Nord, Aisne, der Ardennen und geht über die franzöſiſche Grenze hinaus in das belgiſche Brabant, füllt faſt das Luxemburgiſche und gelangt ſchließlich in die Gegend von Malmedy in das Preußiſche. Die Sprache iſt noch reich an Spuren altgalliſcher Elemente. Südöſtlich an das Burgundiſche grenzt das Gebiet der lothringiſchen Mundart (Langue Lorraine), die in den Vogeſen ertönt und ſchon in dem 13. Jahrhundert Schriftdenkmäler beſaß, auch neuerdings durch die Hirtenlieder aus Metz und andere poetiſche Schriften mannichfacher Art wieder aufgefriſcht iſt.

Mexiko.

Hamburg, den 8. Auguſt 1867. Ich ſchreibe abermals an Sie, weil ich glaube, intereſſante Aufklärungen über mexikaniſche Verhältniſſe geben zu können. Norddeutſchland hat, wie Sie wiſſen, ſehr werthvolle Intereſſen in Mexiko. Geſtern antwortete mir Jemand, den ich vor 25 Jahren in Mexiko kennen lernte und deſſen naher Verwandter (ein geborener Hamburger) vor der franzöſiſchen Invaſion ein Finanzbeamter oder etwas Aehnliches der Juarez-Partei war und jetzt wieder dieſelbe Stellung einnimmt — auf meine Bemerkung: Juarez müſſe das Land fürchterlich ausgeplündert haben, um

Waffen, Munition ꝛc. in Nordamerika zu kaufen oder er habe wohl von Nordamerika große Unterstützung erhalten, „Juarez ist von den Nordamerikanern mit ganz enormen Unterstützungen in jeglicher Hinsicht versehen worden."

Es erscheint also, als wenn die Regierung in Washington durch Hülfe einer Coalition von Finanz-Künstlern (wozu auch wohl Mitglieder des Congresses gehören) den Krieg gegen die französische Invasion und den Kaiser Maximilian betreiben ließ; daß sie daher den Kaiser niemals anerkennen wollte und daher durch die Vereinigte-Staaten Land- und Seemacht die Juarez-Partei direkt und indirekt begünstigte. Juarez und General Ortega haben Jeder für sich und im Namen der Republik Anleihen in New-York abgeschlossen, wobei die Geldgeber für fabelhaft wenig Geld jene Schuldscheine gekauft haben werden. Es mag sein, daß Mitglieder des Congresses und der Eigenthümer einer großen Zeitung in New-York am projektirten Gewinn betheiligt sind.

Es wurde seiner Zeit in den öffentlichen Blättern gemeldet, daß der Prätendent General Ortega auf seiner Reise nach der mexikanischen Grenze von dem Militair-Gouverneur von Louisiana oder Texas arretirt worden sei, um ihn zu verhindern, Concurrent von Juarez zu werden. Ortega fand aber Fürsprache bei seinen Gläubigern und von Washington kam Befehl, ihn freizugeben. Ortega wurde dann, nach einer Zeitungsnotiz, ein Gefangener Juarez', entkam jedoch; vielleicht ließ Juarez ihn laufen, wenigstens gestattete er ihm darauf, sich in Tampico festzusetzen, damit die Yankee-Gläubiger der Ortega-Schulden nicht ihre Hoffnungen verlieren möchten und weil Ortega gegen Kaiser Maximilian doch auch Krieg führte, und er seine Concurrenz bei der nächsten Präsidentschaft wohl nicht fürchtete.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß in der nächsten Zukunft United-States-Bürger sich an die Regierung in Washington wenden werden und Unterstützung fordern zur Geltendmachung ihrer Geldansprüche an die Republik Mexiko, wofür mexikanische Grenzprovinzen oder deren Einnahmen ihnen verpfändet sind. Durch eine Agitation in den Zeitungen wird die öffentliche Meinung leicht gewonnen werden, solche Reclamationen zu unterstützen, weil ein Feldzug gegen Mexiko viel Geld in Umlauf bringt, durch Kriegsrüstungen und durch Annectirung mexikanischen Gebietes viele durch hohe Schutzzölle geschützte nordamerikanische Fabriken gewinnen würden.

Weil einige Deutsche sehr nützliche Helfer dem Juarez waren und Letzterer weiß, daß ihm die deutsch Redenden in den United-States sehr nützlich und sehr gefährlich sein können, wird er die Deutschen in Mexiko nicht schlimmer behandeln, wie die Engländer.

In New-York fand ich Ende des Jahres 1865 einen Deutsch-Mexikaner, Namens Gagern, welcher in einflußreichen nordamerikanischen Zeitungen Aufsätze aller Art über Mexiko, hauptsächlich aber gegen den Kaiser Maximilian und die französische Occupation schrieb. Der Kaiser Napoleon wird erfahren haben, daß die öffentliche Meinung in Nordamerika darauf vorbereitet war, mit Waffengewalt die Franzosen aus Mexiko zu vertreiben,

daher entſchloß er ſich zur Räumung und inſtruirte Bazaine, ſich mit Juarez einigermaßen zu ſtellen, und ließ dem Kaiſer-Maximilian Vorſtellungen machen, auch Mexiko zu verlaſſen.

Kaiſer Maximilian wußte, daß in Amerika Generale ſich kaufen ließen, und hätte das mexikaniſche Revolutionsland kennen und die Uebermacht der feindlichen Regierung in Waſhington berückſichtigen müſſen. Von militäriſcher Ehre kann in Mexiko nicht ernſtlich die Rede ſein. Der Kaiſer hat durch ſein Verbleiben dem Lande die Opfer vermehrt und den europäiſchen in Mexiko etablirten Kaufleuten ungeheuren Schaden zugefügt. Er wechſelte die Partei, er nahm Miramon zum General, welcher durch ſein Attentat auf die Gelder, welche bei der britiſchen Geſandtſchaft deponirt waren, die Invaſion der Engländer, Spanier und Franzoſen veranlaßte, und Marquez, genannt der Grauſame, der ihn in Queretaro im Stiche ließ.

Ich könnte über des Kaiſers Fehler in der Regierung, z. B. eine furchtbare Neuerungsſucht, Alles anzutaſten, ſo viele neue Geſetze zu erlaſſen, daß man nicht mehr wußte, was Geſetz, noch Manches ſagen, doch heute ſei es genug.

Hamburg, den 10. Auguſt 1867. Zur Beſtätigung des Inhalts meines letzten an Sie gerichteten Briefes, worin ich nur vom Standpunkte der Wahrnehmung ſehr bedeutender norddeutſcher Handelsintereſſen gewiſſe obwaltende Verhältniſſe ſchilderte und deshalb unterließ, mich über die Infamie der Ermordung des Kaiſers Maximilian auszuſprechen, überſende ich Ihnen einen Ausſchnitt eines Inſerates zweier Hamburger Kaufleute in den „Hamburger Nachrichten“ vom 13. v. M., wodurch dieſelben dem Publikum, alſo den vielen Gläubigern deutſcher Kaufleute in Mexiko beruhigend ſein ſollende Worte gedruckt ſagen*).

Aus den Zeitungen erſah ich, daß der preußiſche Geſandte unverzüglich Mexiko verlaſſen wird. Es war ja auch ſeine Miſſion nur bei der kaiſerlichen Regierung, mit deren Auflöſung und dem Tode des Kaiſers dieſelbe endete.

Die preußiſche Regierung ſcheint die Abſicht zu haben, bei der neuen Regierung keinen Geſandten zu halten. Dadurch würden die deutſchen Handelsintereſſen nicht leiden. In einem ganz der Anarchie verfallenen Lande, wo ſo zu ſagen Treubruch, Raubmord und Diebſtahl an die Stelle von geſetzlicher Ordnung, Treue und Glauben getreten ſind, wo am Hofe des Kaiſers Maximilian in ſeinen Zimmern (wie in der „Times“ geſchildert und bemerkt wurde, daß die Diebe zur Klaſſe der Generale gehörten und der zum Hochverräther gewordene General Lopez mit ſeinem Diebes-Talent und ſeinen Diebes-Prahlereien zu amüſiren verſuchte) geſtohlen wurde, wo die Anarchiſten

*) Dieſes Inſerat lautet: Die Unterzeichneten ſehen ſich gegenüber den mannigfachen Anfragen und Befürchtungen, welche in Bezug auf das Schickſal der in Mexiko anſäſſigen Deutſchen laut werden, zu der öffentlichen Erklärung veranlaßt, daß nach ihrer gewiſſenhaften Ueberzeugung kein Grund vorliegt, das Leben und die Sicherheit der in Mexiko wohnenden Kaufleute und Gewerbtreibenden für gefährdet zu erachten.

Martin Leffmann, Georg Oetling.

nicht mehr Frankreichs Macht fürchten und demnächst eine nordamerikaniſche Occupation der Grenzprovinzen in Ausſicht ſteht, kann ein preußiſcher Geſandter dem deutſchen Handel Nichts mehr nutzen. Je deutlicher die deutſchen Fabrikanten gewarnt werden, nicht mehr nach Mexiko Credit zu geben, um ſo beſſer.

Ich kann nur meine Anſichten beſtätigen, daß Kaiſer Maximilian durch ſein Verbleiben in Mexiko dem deutſchen Handel vielen Schaden zugefügt hat und daß dadurch Vieler Menſchenleben geopfert worden iſt. Damals konnten ſich ſeine Hauptanhänger flüchten und die Reichen von ihnen hätten vermittelſt — Advokaten ꝛc. in Waſhington ſchon Fürſprache gegen die Confiscation ihrer Güter erwirken können.

Durch die rückſichtsloſen Anſtrengungen der kaiſerlichen Partei, ſich zu vertheidigen, und durch die Anſtrengungen der Juariſten ſind Verarmungen eingetreten, und die Importeurs, welche auf Credit liefern, können nicht gehörig einfordern: — grande misère ouverte!

Als Curioſum zu den neueſten Deutungen des Volksrechts erwähn' ich noch, daß in dem Proſpekt, welches ich in der Finanzagentſchaft für den General Ortega — Broadway, New-York — erhielt, der nordamerikaniſche Patriotismus aufgefordert wurde und daß Ortega, der damals nicht einen Soldaten in Mexiko zu ſtehen hatte, doch eine Hypothekenverſchreibung über Staatsrevenüen und Staatsländereien in den mexikaniſchen Grenzprovinzen gegeben hatte, dies Alles ohne Einwilligung mexikaniſcher Deputirten, ohne daß er diktatoriſche Vollmacht hatte. Ein ähnlicher, noch ärgerer Schwindel wurde vor Jahren von Garibaldi verübt. Man findet in dem erſten Theile ſeiner Verherrlichung von Elpis Melena (geb. Brandt aus Archangel, verw. Schwabe, geſchiedene Schwarz), daß Garibaldi ſich von dem in einer Feſtungs-Citadelle gefangen gehaltenen Rebellen-General eine ſchriftliche Autoriſation geben ließ, um Kaper gegen braſilianiſche Handelsſchiffe auszurüſten, obgleich die Republikaner von Rio Grande do Sul damals keine Seeküſte beherrſchten, und darauf in der Nähe Rio de Janeiro's einen braſilianiſchen Küſtenfahrer wegnahm und nach den Plata-Ländern führte, wo die Militärbehörden ihn (Garibaldi) zum Gefangenen machten ꝛc. Im Namen des ſüdamerikaniſchen Freiheitskampfes wurde italieniſche Briganten-Manier gegen portugieſiſch-braſilianiſches Eigenthum zur Ausführung gebracht.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenschau.

Die Salzburger Kaiserzusammenkunft bildet das Hauptthema in der Tagespresse und in mehreren Pariser Blättern wird immer wieder von Neuem die österreichisch-französische Allianz besprochen. Die „Débats" enthielten vor einigen Tagen einen diplomatischen Artikel aus der bekanntlich staatsmännischen Eingebungen zugänglichen Feder Génie's, des ehemaligen Secretairs von Guizot. Es werden, wie es scheint, darin die besonderen Combinationen wiedergegeben, welche Fürst Metternich sich in Paris über die künftigen Beziehungen seines Cabinets zu Frankreich ausgesonnen hat. Es wird sich danach in Salzburg um ein inniges ferneres Zusammengehen in der orientalischen Frage handeln, so daß, wenn die Türkei einmal nicht mehr zu halten ist, Oesterreich der Haupterbe wird; ferner gilt es, den österreichischen Einfluß auf Süddeutschland herzustellen. So ist im Orient den russischen, und in Deutschland den preußischen Vergrößerungsgelüsten gemeinsam zu begegnen. Damit sagt nun Génie sammt seinen angeblichen Correspondenten gerade nichts Neues; er will aber ferner wissen, daß auch die mexikanische Angelegenheit noch ihre Seiten habe, welche die beiden Kaiser in ihren Unterredungen beschäftigen könnten. Wie wird man verfahren, fragt er, um den alten Gläubigern der mexikanischen Regierung einige Genugthuung oder Bürgschaften zu verschaffen, welche nicht illusorisch sind? Und wie wird man die Gläubiger der Regierung des Kaisers Maximilian behandeln? Es ist sehr wahrscheinlich, daß die republikanische Regierung des Juarez oder jedes Anderen sich weigern wird, sie anzuerkennen. Sollen diese Gläubiger jetzt durch den gänzlichen Verlust ihres Geldes für das Vertrauen bestraft werden, welches ihnen der Name eines österreichischen Erzherzogs, der der Bruder des Kaisers und von einer französischen Armee beschützt war, ihnen einflößte? Kann man die Schuld eines solchen Ruins auf dem Andenken des unglücklichen Maximilian lasten lassen? Und wenn man anerkennt, daß zu Gunsten dieser Gläubiger Etwas gethan werden müsse, werden die Staatsschätze von Frankreich und Oesterreich und in welchem Verhältnisse werden sie eintreten sollen? Und die ohne Zweifel sehr kostbaren Archive Maximilian's, was ist aus ihnen geworden? Sie müssen vertrauliche Correspondenzen, authentische Urkunden über die Unternehmung, d. h. über ihre Vorbereitung, ihre Führung, ihren Ausgang enthalten, Aktenstücke, welche Rechte begründet haben und auf die man sich möglicher Weise noch einmal berufen könnte. Alles dies, meinen die „Débats", seien Fragen, welche die beiden Kaiser am besten in persön-

licher Unterredung zu lösen berufen wären. — Die Idee, die österreichischen Finanzen bei dem Sturze des mexikanischen Kaiserreiches in Mitleidenschaft zu ziehen, würde man nur in ironischem Sinne auffassen können, wenn der Artikel nicht sonst die Allianz als die ernsteste Sache von der Welt behandelte.

Bemerkenswerth ist, daß dagegen einige klerikale Blätter Angst für Oesterreichs Zukunft kundgeben, wenn es sich zu übereilt in die Arme des Kaisers Napoleon stürze. Der „Monde" setzt die Lage in Deutschland auseinander und fügt dann hinzu:

„Die deutsche Einheit ist jetzt gemacht; es wäre eben so kindisch, dies bestreiten zu wollen, als unnütz, darüber zu wehklagen. Oesterreich und Frankreich können in der That nach der Seite Polens und des Orients hin Elemente eines gemeinsamen Werkes finden; aber in Deutschland ist kein Boden dafür. Man will Preußen besiegen; aber wie will man die deutsche Einheit brechen und wieder auf einen Bund zurückkommen, unter welchem Namen man ihn auch verstecken möge? Es giebt Ströme, denen man nicht entgegenschwimmen kann. Wenn einmal jenseits des Rheines die Einheit gemacht ist, so kümmert es uns wenig, ob sie deutsch oder preußisch sei; das ist eine Frage, die nur die Deutschen interessirt und es ist uns keineswegs bewiesen, das eine in Frankfurt ihren Sitz habende Regierung mehr Anklang bei uns finden würde, als eine in Berlin begründete. Oesterreich ist zu geschickt, auf solchen Conflikt einzugehen. Es weiß sehr wohl, daß, wenn wir dazu gelangten, Deutschland den Preußen zu entreißen, wir es ihm nimmermehr zurückgeben würden; aber wenn wir im Gegentheil besiegt würden, es höchst wahrscheinlich die Kosten des Krieges zu bezahlen haben würde, indem es die ihm verbliebenen deutschen Provinzen verlöre. Wir leugnen nicht, daß ein österreichisch-französisches Bündniß abgeschlossen werden könnte, und einige Personen versichern, es sei bereits abgeschlossen. Aber wir glauben, daß dieses rein platonische Bündniß nicht auf die deutschen Angelegenheiten einwirken, und sich nach dieser Seite auf einen einfachen Austausch gegenseitiger Tröstungen beschränken wird."

Auch die Mirès'sche „Presse", welche noch vor Kurzem so stürmisch in Oesterreich drang, daß es sich an Frankreich anschließen möge, sieht nunmehr ein, daß die Wiener Regierung allen Grund habe, sich vor Ueberstürzungen zu hüten. „So lange die Dinge", sagt sie, „nicht eine festere Gestalt annehmen, muß sich die österreichische Regierung eine besondere Umsicht und Zurückhaltung zur Pflicht machen. Sie darf sich nicht vorzeitig binden, noch kopfüber in eine Allianz stürzen, welche, einmal geschlossen, das größte Unglück für sie wäre, wenn sie ohne Gegenstand würde. Uebrigens hat Oesterreich in den luxemburgischen Unterhandlungen bezüglich Frankreichs und Preußens officiell einen neutralen Standpunkt eingenommen, welchen es angemessener Weise nicht verlassen kann, so lange nicht die Ausschreitungen Preußens die Erhaltung des Friedens unmöglich machen."

Auch die „Liberté" sagt: Entweder sei die Salzburger Reise des Kaisers ohne politischen Zweck, und dann hätte sie unterbleiben können, oder aber sie habe einen Zweck, und dann könne dieser nur der einer Allianz

sein. Eine solche Allianz sei aber weder in Frankreich noch in Oesterreich populär, und für Frankreich würde sie verhängnißvoll werden. Nach Sadowa sich mit Oesterreich zu alliiren, hieße mit dem ganzen übrigen Europa brechen und den Einfluß vernichten, den Frankreich, trotz aller Mißgriffe, noch immer auf die Völker und deren Regierungen ausübe. Frankreich würde dann nicht allein Preußen und das übrige Deutschland, sondern nothwendigerweise auch Rußland, und wahrscheinlich auch Italien gegen sich haben. Frankreich müsse das Dogma der Nationalitäten festhalten, und dürfe demnach unter keiner Bedingung Oesterreich die Hand reichen, welches die absoluteste Negation der Freiheit der Völker und der Autonomie der Racen repräsentire. Frankreichs Interesse bestehe in der strengsten Anwendung der zuerst von ihm proclamirten Principien. Wozu, fragt das Blatt weiter, soll sich Frankreich den fortwährenden Krämpfen dieses in den letzten Zügen liegenden Reiches exponiren? Nicht allein die Diplomatie Preußens und Rußlands, sondern auch deren stille Propaganda bei ihren Völkern würde zugleich gegen Frankreich gerichtet sein. Oesterreich könne diese langsam und beharrlich den Kaiserstaat zerbröckelnde Action nicht überleben, — jeden Tag reiße die Brandung ein Stück seines Landes hinweg. Schließlich heißt es: „Ist das eine Allianz für Frankreich? Nein! Ein Reich, in dem sich die permanente Insurrektion als Comité organisirt, ein Reich, das soweit heruntergekommen ist, um verzweiflungsvoll die Arme auszustrecken, in der Hoffnung, irgend eine Hülfe zu finden, ist kein Alliirter für uns."

Ebenfalls sprechen sich die unabhängigen Blätter Oesterreichs gegen eine solche Allianz aus, unter ihnen die „Neue Freie Presse" in einer Weise, die aber wenig gefallen wird. „Vor Jahren schon, als zur Zeit des Krimkrieges freundlichere Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich obwalteten, ließ der Kaiser der Franzosen Unterhandlungen wegen Auslieferung der Gebeine Napoleon's II., des Herzogs von Reichstadt, anknüpfen. Die damaligen Unterhandlungen blieben erfolglos. Heute nun will man wissen, daß im Hinblick auf die persönliche Begegnung der Monarchen von Oesterreich und Frankreich von französischer Seite diese Frage abermals angeregt, und daß die Uebertragung der Reste des Herzogs von Reichstadt nach der Napoleonidengruft im Invalidenhôtel zu Paris bereitwillig zugestanden wurde. So sehen wir im Hintergrunde des glanzvollen Bildes der Salzburger Begegnung zwei kaiserliche Katafalke sich erheben, und bedeutungsvoll greifen die Hände von zwei erlauchten Todten herüber in die lebendige Gegenwart. Die Annäherung Oesterreichs und Frankreichs hüllt sich in die Weihrauchwolken einer Todtenfeier, und was sie zunächst miteinander auszutauschen haben, sind — zwei Leichen. Gegen Ende September wird in Triest die Fregatte „Novara" mit den irdischen Ueberresten des Kaisers Maximilian erwartet, und um dieselbe Zeit vielleicht wird die Uebertragung des Sarges Napoleon's II. nach Paris erfolgt sein. Das ist es, was Oesterreich und Frankreich vor allem Andern zu bieten haben. Fürwahr, es waltet ein düsteres Verhängniß über jeder Verbindung, die Oesterreich und Frankreich eingehen miteinander."

Nicht so drastisch traten wir in der vorigen Wochenschau diesem Bündniß entgegen. Empfiehlt es sich nicht für das Haus Habsburg, vorsichtig zu sein, nachdem doch gerade ihm gegenüber Napoleon III. die Tugenden der „Aufrichtigkeit" und des „Wohlwollens" in sehr zweideutiger Weise bethätigt hat? Hat sein Verhalten gegen Oesterreich nicht schon lange so ausgesehen, als sei es nach dem Muster seines Oheims eingerichtet?

Villafranca und Zürich, mit ihren scheinbaren Versprechungen, gleichen doch wahrlich auf ein Haar den Ränken von Leoben und Campo Formio. Das Bündniß mit Piemont konnte in Wien treulos genannt werden, nachdem Napoleon erst im Krimkriege den Besitzstand Oesterreichs gewährleistet und dessen Bundesgenossenschaft, immerhin in schätzbarem Maße, erlangt hatte. Eine Veränderung oder Umstimmung erfuhr seine Politik dieser Macht gegenüber auch in der Folge keineswegs. Er muthete ihr vor dem Kriege von 1866 einen Verzicht auf Venedig zu und er kannte und billigte den Abschluß eines Bündnisses zwischen Preußen und Italien. Sprach er davon, daß er für Oesterreich die Erhaltung seiner Stellung in Deutschland wünsche, so war das Eintagswunsch ungefähr wie jener im Züricher Frieden für die italienischen Herzöge. In dieser Weise hatte sich, man kann wohl sagen, die lebenslängliche Stellung Napoleon's III. zu Oesterreich gestaltet.

Und eben damit sind die Grundlagen für die Zusammenkunft in Salzburg bezeichnet. Was seit zwölf Jahren und länger geschehen ist, läßt sich nicht mehr rückgängig machen oder auslöschen. Vertrauen kann doch gewiß nicht mehr entstehen zwischen zwei Regierungen, zwischen welchen so lange die angedeuteten Beziehungen obwalteten. Selbst wenn das Friedensbedürfniß minder dringlich wäre für Oesterreich, als es in der That ist, so würde sich ein Wiener Staatsmann doch sagen müssen, daß er auf das Wohlwollen der jetzigen französischen Regierung nicht bauen, ihre Zwecke nicht fördern dürfe, um aus ihrer Hand Förderung der seinigen zu empfangen. Ein solches Zusammenwirken setzt Bedingungen und namentlich eine Vergangenheit voraus, die hier nicht gegeben sind. Napoleon könnte selbst den Entschluß fassen, seine bisherige schonungslose Politik gegen Oesterreich mit einer auf das Wohl dieses Staates berechneten fortan zu vertauschen: nach Allem, was bereits hinter ihm liegt, würde es für ihn dazu zu spät sein. Eine gewisse Annäherung bleibt immer zwar noch möglich, eine von bedeutenden Folgen jedoch nicht mehr.

Zum Napoleonstage und kurz vor seiner Abreise hat der Kaiser der Franzosen Frankreich noch mit einem mittelst eines im „Moniteur" veröffentlichten Briefes an den Minister des Innern beglückt. Hatte er aber bei seinen Unterthanen auf große Dankbarkeit gerechnet, so hat er schnöde Enttäuschung erfahren. Außer „Constitutionell", „France" und Consorten stößt kein Blatt in die Lobposaune; nicht etwa, daß man die Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit der Verbesserung und Completirung der Vicinalwege nicht anerkennte, im Gegentheil man beschwert sich vielmehr, daß man als freiwilliges Geschenk aus der unerschöpflichen Güte des Kaisers jetzt hinnehmen soll, was die Kammern wiederholt dringend verlangt haben, und daß man

nach so hoch gespannten Erwartungen als etwas Neues, Großes eine halbwörtliche Wiederholung des vor sechs Jahren, am 18. August 1861, an Persigny, den damaligen Minister des Innern, gerichteten Schreibens hinnehmen soll; also weiter Nichts als ein Eingeständniß, daß in den sechs Jahren, trotz kaiserlicher Initiative Alles beim Alten geblieben ist. Jener Brief kam aus demselben Lager von Chalons und der „Moniteur" veröffentlichte ihn am 20. August. Es hieß darin, die Hebung des platten Landes sei weit nützlicher als die Verschönerung der Städte. Der Minister hatte ihm nämlich berichtet, es müsse von Staats wegen durchaus mehr für den Straßenbau geschehen. Freilich habe dieser für die Volkswirthschaft so wichtige Posten, für den im Jahre 1837 nur 44 Millionen ausgesetzt gewesen seien, im Jahre 1859 bereits 88,859,960 Fr. (davon circa 60 Mill. baar) bewilligt erhalten. Aber es sei noch unermeßlich viel zu thun; 76,725 Kilometer Straßen des großen Verkehrs müßten fahrbar gemacht werden, desgleichen 62,289 Kilometer Communications- und 425,820 Kilometer Vicinalwege, in Summa 564,834 Kilom., d. h. circa 75,000 Meilen öffentlicher Straßen. Die Straßen des großen Verkehrs würden rüstig gebaut und könnten binnen acht Jahren vollständig fertig sein, da nur noch 14,000 Kilometer fehlten. Für die Mittel- und Vicinalwege aber seien die Baugelder so unzureichend, daß erst in langen Jahren eine Fertigstellung zu ermöglichen sein werde. Der Staat müsse den Departements und Gemeinden zu Hülfe kommen. Es fehlten noch 28,000 Kilom. Wenn dieselben gebaut würden, so hätte Frankreich bald keine Gemeinde mehr, die nicht dem großen Straßennetze angehörte. Darauf schrieb nun damals der Kaiser wörtlich:

„Die so lange vernachläßigten Landgemeinden müssen einen reichlichen Antheil an den Staatsunterstützungen haben, denn die Hebung des platten Landes ist weit nützlicher, als die Verschönerung der Städte. Es ist nicht genug, daß weite Strecken gesund und fruchtbar gemacht, daß an der höheren Verwerthung der Gemeindegüter und an der Wiederbewaldung der Gebirge gearbeitet, daß Preisbewerbungen veranstaltet und die Wahlversammlungen vermehrt werden; man muß vor Allem mit Eifer daran gehen, die ländlichen Verbindungs- (Vicinal-) Wege fertig zu machen. Das ist der größte Dienst, der dem Ackerbaue erwiesen werden kann. Die Schriftstücke, die Sie mir vorgelegt haben, weisen nach, daß mit einer Anweisung von 25, in sieben Jahresraten vertheilten Millionen auf die Staatscasse in acht Jahren die gegenwärtig abgetheilten Wege von gemeinem Nutzen würden fertig gestellt werden können. Um einen so großen Erfolg zu erzielen, muß der Staat ein Opfer bringen und ein Credit zu diesem Behufe unverzüglich eröffnet werden."

Der Herzog von Persigny muß sich damals stark verrechnet haben, wenn man mit seinen 25 Millionen die Summen vergleicht, die Lavalette heute für die Vollendung der Wege für nöthig hält. Das Beste an dem Briefe ist, daß er eine neue Bürgschaft für den Frieden, und zwar für einen Frieden von längerer Dauer bietet, denn Frankreich könnte sich eine solche financielle Anstrengung nicht zumuthen, wenn es einen Krieg zu besorgen hätte, oder wenn auch nur sein außerordentliches Budget für Neuschaffungen

im Ressort des Kriegs- und Marine-Ministeriums auf der bisherigen Höhe sich ferner erhält.

Seit der Rückkehr des mexikanischen Expeditionscorps und besonders seit der Nachricht vom Tode Maximilian's herrscht in der französischen Armee gegen den Marschall Bazaine ein großer Unmuth. Eine Commission von Offizieren hat jetzt die Beschwerden formulirt, die man gegen den Marschall hat und durch die nachgewiesen werden soll, daß nicht nur die römische Curie, sondern auch der Chef des französischen Hülfscorps sehr viel zum Falle des Kaiserreiches beigetragen. Ob die Schritte der betreffenden Offiziere gegen den Marschall von irgend welchem Erfolge sein werden, ist um so zweifelhafter, als die Art und Weise, wie die Beschwerdepunkte officiell zu veröffentlichen seien, noch gar nicht festgestellt ist. Beiläufig scheint Bazaine nur zu einer Art Sündenbock erlesen zu sein, und die angekündigten Veröffentlichungen in der „Revue des deux Mondes" sollen geeignet sein, zu zeigen, daß dieser Offizier gar nicht so schuldig ist, als man ihn darzustellen liebt und die eigentliche Verantwortlichkeit an ganz anderer Stelle liegt.

Um so interessanter sind unter der Ueberschrift „Die Wahrheit über Mexiko" die in der Wiener „Neuen Freien Presse" veröffentlichten Mittheilungen aus der Feder „eines Staatsmannes, welcher die Intervention in Mexiko vom Anfange an in der nächsten Nähe beobachtet und einen genauen Einblick in die Verhältnisse des Kaiserreiches gehabt hat." Der Aufsatz enthält zahlreiche interessante Details über Personen und Zustände, welche dieselben vielfach in einem neuen Lichte erscheinen lassen. Im Eingange sagt der Verfasser:

„Erschütternden Ereignissen gegenüber, wie der Tod Maximilian's, stellt sich das Bedürfniß ein, die Ursachen einmal in ihrer ganzen Nacktheit zu enthüllen, welchen diese Katastrophe zugeschrieben werden muß. Maximilian fiel als ein Opfer für die Fehler und Mißgriffe einer anderen Nation, aber man weiß bis heute über seine unglückselige Kaiserherrschaft kaum etwas Anderes, als was unvollständige oder gefälschte Berichte gemeldet haben. Und kann denn Angesichts jener Vorgänge, welche sich zwischen Maximilian und Marschall Bazaine abspielten, von einer Regierung, von der Souveränetät eines Monarchen ernstlich die Rede sein? Kann man jenen Kampf eines durch die Hände der Regierung, welche ihn eingesetzt hatte, aller Hülfsquellen beraubten, von einem fremden General fast zum Sklaven gemachten Fürsten — eine Herrschaft, eine Regierung nennen? Ist Maximilian, nachdem er den mexikanischen Thron bestiegen, nicht systematisch aller Sympathieen seiner Unterthanen beraubt worden, und war es nicht ein Marschall von Frankreich, der in dem Augenblicke, wo er den unglücklichen Fürsten verließ, mit dessen Feinden unterhandelte und ihn gewissermaßen wehrlos den Rachegelüsten einer von ihm auf das Aeußerste gebrachten Nation überlieferte?"

Die ganze Schilderung des Verfassers ist im Wesentlichen eine nähere Ausführung der vorstehenden Sätze. Namentlich wird bestätigt, daß Marschall

Bazaine das unselige Dekret erzwang, welches die sofortige Erschießung aller juaristischen Gefangenen befahl. Wir entnehmen folgende Stellen:

Kaiser Maximilian lebte in einer solchen Abhängigkeit vom Marschall Bazaine, daß er weder frei regieren noch administriren, weder Belohnungen an die Franzosen vertheilen, noch Verurtheilte begnadigen, ja selbst nicht einmal seine eigenen österreichischen Soldaten in Bewegung setzen konnte ohne die Erlaubniß oder einen Befehl des Marschalls Bazaine. Dieser, um die Ellbogen freier zu haben, nöthigte den Kaiser, sich seines Begnadigungsrechtes zu begeben; nun ist aber dies ein Recht, dessen sich kein Souverän freiwillig entäußert. Es war also Bazaine, der handelte, während Maximilian in den Augen Mexiko's die offizielle Verantwortlichkeit trug. Es ist in Europa allgemein unbekannt, mit welcher barbarischen Härte die französische Armee die Bestimmungen dieser Dekrete zur Ausführung gebracht hat. Dort erblickte man in dem Augenblicke, wo sie erschienen, trotz aller Mißbilligung derselben, darin nur Schreckmittel; Niemand hatte eine Idee davon, mit welcher Strenge sie vollzogen werden würden. Die Abscheulichkeiten alle, welche während dieses langen Feldzuges verübt wurden, wird man vielleicht niemals kennen lernen. Einzelne französische Corps und das mexikanische des Marquez haben sich buchstäblich im Blute der Nation gebadet. Die Zeitungen haben kürzlich die herzzerreißenden Briefe veröffentlicht, welche die Generale Arteaga und Salazar, die gefangen in die Hände der Franzosen gefallen waren, am Abende vor ihrer Hinrichtung an ihre Familien schrieben. Diese beiden Generale waren wackere und honnette Leute, die unbefangen ihr Blut für das Vaterland hingaben und denen man keine unehrenhafte Handlung vorwerfen konnte. Man ließ sie niederschießen bloß aus Vergnügen am Erschießen der Gefangenen. Von ihnen wurde gesprochen, weil sie Generale waren; der Hunderte von Schlachtopfern, die auf allen Seiten in Folge des obenerwähnten Dekrets niedergeschossen oder massakrirt wurden, und zwar mit einer Barbarei, wovon die mexikanischen Liberalen nur aus Gründen der Wiedervergeltung ein Beispiel gaben, hat man mit keinem Worte gedacht. Auch eine andere Hinrichtung erweckte die Indignation Europa's; es war jene Romero's. Kein Zweifel, daß diesem mexikanischen Offizier einige schwerwiegende Thatsachen zur Last fielen; aber er hatte französische Gefangene unter seinen Händen gehabt, er hatte sie gut behandelt und sie schließlich auf Ehrenwort freigelassen. Seinerseits von den Franzosen umzingelt, ergab er sich dem General Poitier auf das Versprechen hin, daß ihm das Leben geschenkt werde. Nach Mexiko transportirt, wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Umsonst versuchten seine Freunde zu seinen Gunsten geltend zu machen, daß er zahlreichen Franzosen das Leben gerettet. Maximilian weigerte sich, sein Todesurtheil zu unterzeichnen. Der Marschall Bazaine eilt in den Palast von Chapultepec und findet nur die Kaiserin: „Sagen Sie dem Kaiser, daß, ob er nun unterzeichnet oder nicht, Romero morgen 6 Uhr früh erschossen wird." In solcher Art pflegte er den Kaiser seinem Willen gefügig zu machen und diesem die Verantwortlichkeit für dasjenige zuzuschieben, was er selber verübte. Romero wurde füsilirt. Auf

dieſe Hinrichtung läßt ſich das Wort Fouché's anwenden: „Es iſt mehr als ein Verbrechen; es iſt ein Fehler!“ Verbrechen werden vergeſſen, Fehler verzeiht man nicht.

Die Gefangenen, welche ſolchergeſtalt den franzöſiſchen oder kaiſerlichen Truppen in die Hände fielen, wurden der Form wegen vor ein Kriegsgericht geſtellt und alsbald darauf erſchoſſen. Aber nach ſtattgefundenen Kämpfen, auf dem Schlachtfelde ging man noch raſcher zu Werke. Verwundete und Gefangene wurden an Ort und Stelle niedergeſchoſſen, ganz en famille, ohne Geräuſch, ohne erſt die Ceremonie eines Kriegsgerichtes durchzumachen. In einer einzigen Nacht ſchoſſen die Franzoſen im Hofe einer Hacienda bei Guanaxuato 150 Gefangene zuſammen. Es gab in der franzöſiſchen Armee einige Offiziere von wahrhaft entſetzlichem Blutdurſt. Der Oberſt Dupin war Anführer der Contre-Guerilla. Er fand zuletzt, daß man zu viele Patronen mit dem Erſchießen der Gefangenen verpuffe, und ließ ſie mit blanker Waffe niedermachen. In China hatte er bereits ähnliche Dienſte geleiſtet und große Beute mit fortgeſchleppt, was ſeiner Zeit in Paris viel zu reden gab.

Hand in Hand mit dieſen Akten zügelloſer Barbarei wurden Handlungen anderer Art, weit weniger von Seiten der Soldaten als gewiſſer Offiziere begangen, welche die Gelegenheit günſtig fanden, Geſchäfte zu machen, und die ihre diskretionäre Gewalt mißbrauchten, um ſo aller Welt den Mund durch Drohungen und Thätlichkeiten zu ſchließen. Nur allzu oft wurden Einwohner, welche das Unglück gehabt, ſich darüber zu beklagen, in die Verbannung nach Guadeloupe geſchickt; ja man lief ſogar Gefahr, der Unterſtützung des Feindes angeklagt und füſilirt zu werden, wenn man ſich beklagte. Dieſe Mißbräuche nahmen die verſchiedenartigſten Formen an. Es iſt eine bei der ſpaniſchen Bevölkerung allgemein anerkannte Höflichkeitsformel, wenn man ein Pferd, ein Juwel oder ein Einrichtungsſtück lobt, zu antworten: „Es ſteht zu Ihrer Verfügung.“ Die Offiziere, welche wir meinen, ſtellten ſich an, als ob ſie das Compliment für Ernſt nähmen, und ſchickten ſpäter nach den bezeichneten Gegenſtänden. An andern Orten, namentlich in den entfernteren Provinzen, waren es manchmal Erpreſſungen, bei denen man nicht einmal mehr die Form berückſichtigte, nackte Plünderungsakte, nichts weiter. Man behauptet, daß in einer kleinen Stadt bei Durango, auf Befehl franzöſiſcher Offiziere die Einrichtungsſtücke aus den Häuſern auf den öffentlichen Platz herabgeſchafft und hier zum Nutzen der Offiziere an den Meiſtbietenden verkauft wurden ꝛc.

Weiter giebt der Verfaſſer eine Schilderung der juariſtiſchen wie der kaiſerlichen Generale, die nicht gerade zum Vortheil der Letzteren ausfällt, und fährt dann fort:

Seit Anbeginn der Expedition iſt man in Frankreich nicht müde geworden, zu verkünden, daß es in Mexiko nur Räuber und Diebe gebe. Wenn man aber unparteiiſch die Geſchichte dieſes langen Feldzuges ſtudirt, wird man bei mehreren liberalen Generalen eine Redlichkeit, eine Ritterlichkeit, eine Milde und Uneigennützigkeit finden, welche in gar ſeltſamer

Weiſe von dem unbarmherzigen Verfahren abſtechen, das die franzöſiſchen Generale und ihre Verbündeten zur Anwendung brachten. Gewiß, Doblado, indem er die Convention von La Soledad vorſchlug, hatte auf Seite der Mexikaner die Gefühle des Wohlwollens und der Ehrenhaftigkeit bethätigt, während die Franzoſen auf der ihrigen nur Treubruch und Grauſamkeit bekundeten. Niemand denkt daran, zu leugnen, daß es in Mexiko Tauſende von Banditen und Verräthern giebt; aber neben dieſen ſtand denn noch die Nation, die aus ehrenhaften, Ruhe und Frieden wünſchenden Millionen beſteht. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß es Juarez gelungen war, ſich mit wackern Männern zu umgeben, und daß er die ritterlichſten, ehrenhafteſten und fähigſten Generale zu ſeiner Fahne ſtehen ſah. Nach alledem wird es wohl Jedermann einleuchten, daß Juarez beſſer unterſtützt war als Kaiſer Max. Denn wenn die Partei der Republikaner ihren Widerſtand nur durch die heftigſten Erpreſſungen und das gewaltthätigſte Verfahren verlängern konnte, ſo hatte das Kaiſerreich hingegen keine andere Ausſicht, ſich zu befeſtigen, als durch ſein moraliſches Uebergewicht, indem es die allgemeine Sicherheit wiederherſtellte und durch Milde ſich die Herzen und dadurch die Mitwirkung der Bevölkerung gewann. Angeſichts der Akte von Treuloſigkeit jedoch, deren ſich die Franzoſen zuweilen in Mexiko ſchuldig machten, begreift man nur zu leicht, welches Intereſſe ſie daran hatten, alle Anhänger des Juarez als außer dem Geſetze ſtehende Räuber hinzuſtellen, denen gegenüber man nicht einmal das Völkerrecht zu berückſichtigen brauchte. Marſchall Bazaine iſt ein geſchickter und glänzender General. Er ſcheint ſich aber vor Allem nur um ſein eigenes Intereſſe oder um das ſeiner Armee bekümmert zu haben; weit weniger ſchien ihm jenes des Kaiſerreiches, das er doch zu ſtützen und zu konſolidiren beauftragt war, am Herzen zu liegen. In der That iſt er eine der gewichtigſten Urſachen des Todes des Kaiſers geweſen, indem er es war, der jenen Wiedervergeltungs-Akt durch die verhängnißvollen Blutdekrete, womit er den Souverän belaſtete, wie durch das Schreckens-Regime, das er im Lande ausübte, hervorgerufen hat. Er heirathete eine Mexikanerin und ſuchte durch dieſes Mittel ſich eine Partei zu ſchaffen. Auf der anderen Seite war Kaiſer Maximilian nur ein Spielzeug in ſeinen Händen; er lähmte ihn in allen ſeinen Unternehmungen, machte ihm das Regieren unmöglich und gab ihn dem Abſcheu und den Verwünſchungen des Volkes preis, indem er ſeine Unterſchrift für alle Akte und Dekrete in Anſpruch nahm, welche das Gefühl der Nation empören mußten. Wir wollen keineswegs ſagen, wie man dies wiederholt gethan, daß er ſich ſyſtematiſch darauf verlegte, das Kaiſerreich zu Grunde zu richten und dasſelbe Maximilian zu verleiden, in der Hoffnung, ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen. Seine beiden Schwäger dienten in der Guerilla, und mit Recht oder Unrecht wollte man aus dieſem Umſtande gewiſſe ſchonende Rückſichten erklären, die eben nicht gerade im Intereſſe des Kaiſers lagen. Nur allzu oft hatten die franzöſiſchen Truppen Befehl, ſtehen zu bleiben, einzig zu dem Zwecke, damit die Oeſterreicher geſchlagen würden. Kurz, die Vergehen des Marſchalls Bazaine müſſen ſehr zahlreich und ſehr ſchwere geweſen ſein,

wenn er sich bei seiner Rückkehr nach Europa in der öffentlichen Meinung Frankreichs wie der Armee so vollständig vernichtet sah, daß aus allen Schichten der Gesellschaft und aus den Reihen von Offizieren und Soldaten nur Ein Schrei der Entrüstung sich gegen ihn erhebt.

Thatsache ist, daß Bazaine kurz vor seinem Abzuge aus der Hauptstadt Mexiko in der Sequia, einem kleinen Flusse bei Mexiko, und im See Tezcuco das Pulver und die Munition, die er nicht mitnehmen konnte, versenken ließ, obgleich die Regierung des Kaisers sie kaufen wollte. Thatsache ist ferner, daß Bazaine die in der Citadelle von Mexiko aufgehäuften Projektile zerhacken und die Stücke verkaufen und Kaiser Maximilian sagen ließ, es sei aus Versehen geschehen, daß man die der mexikanischen Armee gehörigen Projektile zerstörte. Als Kaiser Maximilian hierauf die Citadelle inspiciren wollte, befahl Bazaine, Niemanden — wer es auch sei — einzulassen. Thatsache ist endlich, daß die französische Armee sich unbelästigt, man kann fast sagen, von verschiedenen juaristischen Corps förmlich escortirt, nach Vera-Cruz zurückzog. Hier ließ Marschall Bazaine auf öffentlichem Platze noch eine Menge Kriegsmaterial, wie Pferde, Maulthiere, Gewehre, Munition und sogar, wie man sagt, Kanonen zu wahren Schleuderpreisen verkaufen; und an wen wurde dies Alles verkauft? ..... An die Agenten des Juarez! In Frankreich wünschte man sich aber Glück zu dem ohne Anstand vollbrachten Rückzuge und der friedlichen Einschiffung der französischen Armee. Dem gegenüber war Kaiser Maximilian in der größten Nothlage zurückgelassen worden, ohne Armee, ohne Geld, um dieselbe wieder auf die Beine zu bringen. Marschall Bazaine hatte die französischen Militärs, welche Neigung zeigten, sich in das kaiserliche Heer einreihen zu lassen, davon abgehalten. Dies erklärt sich vielleicht daraus, daß er, die Partie als verloren ansehend, diesen wackeren Leuten die Bitterkeit des Schicksals zu ersparen wünschte, das sie muthmaßlich erwartete? ... Aber warum hat er nicht lieber wenigstens dem Kaiser das gesammte Material, das nicht eingeschifft werden sollte, überlassen, statt daß er es an Juarez verhandelt oder zerstört hat? Diese Thatsache hat in der französischen Armee eine große und gerechte Entrüstung hervorgerufen. Es wäre übrigens ein Leichtes gewesen, die französische Armee einzuschiffen, ohne mit Juarez zu paktiren, denn keine mexikanische Streitkraft wäre im Stande gewesen, diese Armee auf ihrem Wege von Mexiko nach Vera-Cruz aufzuhalten. Und auch in dieser Stadt hätte die Einschiffung keiner ernstlichen Schwierigkeit begegnet, da sie von Mauern eingefaßt und durch die Festung Ulloa vertheidigt ist und die Umgebungen kein Unterhaltungsmittel darbieten.

Die Aufhebung der Sklaverei in der Türkei.

Bekanntlich haben die französischen und englischen Antisklaverei-Gesellschaften den Besuch des Sultans in West-Europa benutzt, an den

Padiſchah eine Adreſſe im Sinne ihrer Beſtrebungen zu richten. Bereits während des Großherrn Anweſenheit in Paris machten die Geſellſchaften den fruchtloſen Verſuch, für mehrere ihrer Mitglieder eine Audienz zu erlangen, oder eine Adreſſe zu überreichen. Die Audienz glückte auch in London nicht, doch verſprach Fuad Paſcha, das Schriftſtück ſeinem Gebieter zu unterbreiten.

Wer die türkiſchen Verhältniſſe aus eigenen Anſchauungen oder authentiſchen Mittheilungen kennt, der wird zugeben, daß die Aufhebung der dortigen Sklaverei ungeſetzlich erſcheint.

Sie wäre aber jetzt auch unpolitiſch und endlich unnöthig, weil man mit gehöriger Benutzung der Umſtände in einigen Jahren denſelben Zweck erreichen würde, ohne dem alttürkiſchen Gewiſſen plötzlich Gewalt anzuthun.

Aus einer ſolchen überſtürzten Maßregel würde dem ruhigen Beobachter vor Allem klar werden, daß die Reformatoren der Türkei ſich mit dem Ruhme allein nicht zufrieden ſtellen, der morgenländiſchen Cultur die Bahn vorzuzeichnen, ſondern daß ſie dieſelbe auch in der möglichſt kürzeſten Zeit forciren wollen. Aber dieſe Herren ſcheinen zu vergeſſen, daß ein großes Volk kein engliſches Reitpferd von Epſom iſt, welches ſich nach Stallmeiſter-Vorſchrift dreſſiren läßt.

Nach unſerer Ueberzeugung ſollte man ſich vorläufig damit begnügen, vorerſt den Samen der Civiliſation auszuſtreuen und das allmähliche, aber ſichere Wurzelſchlagen deſſelben dem befruchtenden Einfluſſe der nächſten Zukunft überlaſſen.

Die Abſchaffung der Sklaverei iſt ungeſetzlich — denn es iſt nicht eine poſitive Einführung, die der geſetzgebenden Gewalt des Staates unterliegt — und die er alſo modificiren kann, ſondern es iſt ein Glaubensdogma, das der Staat nicht nach Belieben interpretiren kann und das der politiſchen Machtbefugniß entrückt iſt — und dieſes um ſo mehr, als der Souverän dort weder die Eigenſchaften eines Propheten, noch eines islamitiſchen Papſtes beſitzt — er hat ſchlechterdings nicht das Recht, dieſe religiöſen Dogmen zu ändern, denn er iſt nur der Ausleger der Koransgeſetze.

Im Gegentheil wird dieſes Sklaventhum nach türkiſchen Begriffen ausdrücklich durch einen Glaubensartikel der im Koran enthaltenen Offenbarung geboten, und indem eine religiöſe Körperſchaft, wenn ſie lebensfähig iſt, auch das unbeſtrittene Recht beſitzt, ferner zu beſtehen, wie ihre Dogmen erheiſchen, ſo kann auch die faktiſche Aufhebung der Sklaverei in der Türkei in ſo lange nicht ſtattfinden, als nicht das muhammedaniſche Glaubensbekenntniß total reformirt wird.

Allein außer dem Gewiſſen der ſtrenggläubigen Moslems würde man durch dieſe Aufhebung noch ein anderes Grundgeſetz des osmaniſchen Khalifats verletzen, nämlich jenes über die Ehe des Sultans.

Vermöge dieſes Geſetzes dürfen die Sultane nur Sklavinnen heirathen, d. h. zu ihren legitimen Weibern machen, und nur ſolche können die Mütter der legitimen Herrſcher des Reiches werden. Es iſt dies eine durch Staatsklugheit gebotene Satzung, um nicht einzelne Familien, denen die Gemahlinnen

der Sultane angehören, einen ungebührlichen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte einzuräumen, den sie vielleicht im egoistischen Interesse zum Nachtheile des Staates mißbrauchen könnten. Da der Koran jede Ehe mit Christen verbietet, da ferner die Ehe mit Persern, als Ketzern, dem orthodoxen Moslem eben so sündhaft erscheint, und da endlich die Polygamie eine Verbindung mit europäischen Dynastieen gänzlich unmöglich macht, so waren und sind die Sultane ausschließlich auf die Töchter ihrer freien Unterthanen beschränkt, und darum jenes Gesetz.

Unpolitisch wäre diese Neuerung zu nennen, weil sie in diesem Augenblicke, wo in der Türkei eingealterte Vorurtheile geschont werden sollen, wenn sie nicht unmittelbar den anzubahnenden Fortschritt hemmen, die heilig geachteten Sitten der Muhammedaner in ihren Grundfesten erschüttern würde.

Polygamie und Sklaverei sind dort unzertrennlich und gehen Hand in Hand mit einander. Eines kann ohne das Andere nicht bestehen; Eines muß mit dem Andern fallen, denn das ganze häusliche Leben der Türken ist durch sie bedingt und dem gemäß eingerichtet. Die Absonderung der Weiber und ihre hergebrachte unausgesetzte Ueberwachung erfordern in jedem türkischen Hause zwei abgesonderte Haushaltungen. Die in Betreff der Muhammedanerinnen herrschenden Gesetze verbieten es nämlich, sie in Dienste zu nehmen, und ohne Aushülfe von Sklavinnen müßten die Haremsbesitzer ihren weiblichen Haushalt buchstäblich ohne Dienerinnen lassen, oder wie dies thatsächlich bei türkischen Großen geschieht, zu diesem Zweck ausschließlich Eunuchen verwenden, deren bloße Existenz aber auch die Fortdauer der Sklaverei bedingt, weil kein freier Mann sich diesem traurigen Schicksale aussetzen darf.

Mit Anführung dieser Thatsachen ist wohl hinlänglich bewiesen, daß, so lange die türkische Vielweiberei besteht, auch die damit auf's Innigste verbundene Sklaverei nicht plötzlich abgeschafft, sondern daß deren Aufhebung nur allmählich vorbereitet werden kann.

Wenn aber überhaupt die Sklaverei aufgehoben werden kann, so müßte man sie zu einer staatsöconomischen Frage machen und danach handeln.

Sämmtliche Sklaven in der Türkei dürften die Ziffer von 500,000 Köpfen nicht übersteigen. Der Durchschnittspreis eines dortigen Sklaven beträgt 3000 bis 4000 Piaster, also 200 bis 265 Thlr. Die Gesammtsumme der türkischen Sklaven repräsentirt demzufolge ungefähr ein Capital von 150 Millionen Thaler.

Setzen wir nun den Fall, der osmanische Staat oder die Westmächte übernehmen den Freikauf dieser sämmtlichen Sklaven und repartiren diese Summe auf zwanzig aufeinander folgende Jahre, so stellt sich dafür eine jährliche Ausgabe von 7½ Mill. Thlrn., und jedes Jahr eine Emancipation von 25,000 Sklaven heraus.

Das Capital kann nur das erste Jahr als brachliegend betrachtet werden, da schon die nächsten Jahre Zinsen abwerfen und den Ueberschuß zur Amortisation bringen.

Man colonisire mit diesen Freigelassenen die endlosen Strecken der Kronländereien, welche, obwohl mit dem fruchtbarsten Boden gesegnet, gegenwärtig

gleich troſtloſen Wüſteneien ausſehen, und außer dem unſchätzbaren Vortheil der allmählichen Cultivirung des Landes werden die von den freigewordenen Sklaven zu erhebenden Steuern dem Staate ſchon bald eine ganz neue und ergiebige Quelle von Einkünften erſchließen.

Um aber den alljährlichen Zuwachs an Sklaven im osmaniſchen Reiche durchgreifend zu vermindern, bedarf es wahrlich nicht einer offenen Verletzung der Dogmen des Korans, ſondern die Zollgeſetzgebung ſcheint uns in dieſer Beziehung ein ſehr ausreichendes Hülfsmittel darzubieten. Der Padiſchah braucht nur einen Einfuhrzoll von 50 pCt. auf dieſen außerordentlich gefragten Handelsartikel zu ſetzen: der bisherige internationale Verkehr mit dieſer Waare, alſo auch die Sklaverei würde nach und nach weſentlich abnehmen. Und verſteht er ſich dazu, ſeinen Vaſallen, den Paſcha oder Vicekönig von Aegypten, anzuhalten, dem ſchamloſen Handel, der in Chartum (Oſt-Sudan) florirt*), Einhalt zu thun, ſo würde die Sklaverei auch in der außereuropäiſchen Türkei mit der Zeit verſchwinden.

---

*) In dieſer Hinſicht entnehmen wir dem Jahresberichte des preußiſchen Vice-Conſulats in Chartum für 1866 über den dortigen Sklavenhandel und die mit dieſem gewiſſermaßen eng verbundene Elfenbeingewinnung Folgendes: „Der Export Sudans iſt gewiß bedeutender und wichtiger, als der Import und könnte durch eine geordnete Transportverbindung ſicher noch ſehr gehoben werden. In erſter Linie iſt Elfenbein zu erwähnen. Ueber die Gewinnung dieſes Artikels hat ein hieſiger Kaufmann, der mit ſeinem Bruder noch jetzt einige Etabliſſements am Weißen Fluß in Betrieb hat, ein ſehr wahres und intereſſantes Bild entworfen in dem Buche „Le fleuve blanc, notes géographiques et ethnologiques, et les chasses à l'éléfant par Jules Poncet, négociant à Chartum Panz. A. Bortier.“ Ueber die Einrichtung dieſer Stationen und über die Art ihres Betriebes habe ich viele Erkundigungen eingezogen und durch alle die traurige Anſicht beſtätigt gefunden, daß die Elfenbeingewinnung wohl einer der ſchändlichſten Erwerbszweige iſt, die es giebt, und daß nur zu wahr iſt, was mir jüngſt ein Kaufmann des Weißen Fluſſes geſtanden, es hange an jedem Zahn mindeſtens das Leben eines Negers. Durch das wirklich energiſche Auftreten der Regierung iſt es zwar in mancher Beziehung beſſer geworden. Die unter dem Namen Elfenbeinjagd betriebenen Negertreiben ſind nicht mehr ſo gewinnbringend für die Unternehmer, wie früher, weil ihnen alle Sklaven, die die Barken von oben herabbringen, von der Regierung abgenommen, ſie ſelbſt aber noch beträchtlich beſtraft werden. Dies bezieht ſich aber nur auf die Stationen, welche im Machtbereiche der Regierung liegen; für die außerhalb des ägyptiſchen Rayons liegenden Etabliſſements giebt es aber weder von Seiten der Regierung noch von Seiten der Beſitzer ein Mittel, die vorkommenden, unmenſchlichen und oft kaum glaublichen Gräuel zu verhindern. Zu welchen Scenen es aber dort kommt, geht auch aus dem Umſtande hervor, daß die Kaufleute, welche jene Stationen unter ihrem Namen betreiben laſſen, jedes Jahr eine wachſende Anzahl bewaffneter Berberiner abſchicken müſſen, um nur ihre Leute und Waaren vor den auf's Aeußerſte erbitterten Negerſtämmen zu ſchützen. Tägliche Kämpfe verwildern natürlich die ohnehin aller Moral und Menſchlichkeit baren Leute auf den Stationen immer mehr; und ſo werden denn die Zuſtände des Weißen Fluſſes von Jahr zu Jahr trauriger. Es ereignet ſich öfters, daß ein wüthender Negerſtamm eine nicht ſtark genug bewachte Niederlaſſung überfällt und Alles niedermetzelt, um dann von einer andern Truppe von Elfenbeinhändlern, der er nicht gewachſen iſt, bei einer günſtigen Gelegenheit auf empörende Weiſe ganz aufgerieben zu werden. Unter ſich ſelbſt führen die Elfenbeinjäger ebenfalls fortwährend Krieg, weil ſie ſich für berechtigt halten, jeden Diſtrikt, in welchem ſie jagen und die Uebermacht beſitzen, als ihr Eigenthum anzuſehen und deshalb einer andern Partei ſchlechtweg den Durchgang verwehren. Die meiſten Stationen hat

Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet.

II.

Die Ansicht, daß die deutsche Bevölkerung bei der Einwanderung der Slawen nach Ostdeutschland in den gebirgigen Theilen zurückgeblieben sei, gilt auch für den nördlichen Abhang der mitteldeutschen Gebirge und wird

---

jetzt Scheich Ahmed d'Aga'd, welcher nach und nach verschiedene käuflich an sich gebracht hat und, wie es scheint, die Absicht hegt, mit der Zeit den ganzen Weißen Fluß und dessen Elfenbein zu monopolisiren. Man sagt allgemein, daß er hierbei von der ägyptischen Regierung bedeutend unterstützt werde. Sicher ist, daß sein Bruder, Musa Bey in Kairo, mit dem Vicekönig in beträchtlichen Handelsverbindungen steht, und daß ihm von Zeit zu Zeit durch das hiesige Gouvernement Munition geliefert wird. Der jährliche Ertrag an Elfenbein vom Weißen Fluß mag sich durchschnittlich auf 3000 bis 3500 Cantar belaufen, im ungefähren Werth von 65,000 Pfd. Sterl. Der hiesige Marktpreis richtet sich natürlich ganz nach den Kairiner Preisen. Nach den Qualitäten unterscheidet man 1) Brindji, ganz reine Zähne von 15 Rohili-Gewicht und darüber; je nach dem Gewicht der einzelnen Zähne werden noch verschiedene Preise und Abtheilungen gemacht. 2) Dahar-Brindji von 10 bis 15 Rohili-Gewicht. Von diesen beiden Sorten wird der Cantar zu 100 Rohili berechnet. (Der ägyptische Cantar hat 100 Rohili und ist gleich 89 Zoll-Pfund.) 3) Bahr, von 3 bis 10 Rohili der Zahn, der Cantar zu 150 Rohili. 4) Klindje, der Zahn unter 5 Rohili, der Cantar zu 400 Rohili. 5) Maschmusch (Musch musch), schlechtes Elfenbein von verwesten Elephanten, durch Sonne und Regen verdorben. — Zur Verpackung dienen frische Häute, welche in nassem Zustande (2 bis 6, je nach der Schwere) um die Zähne genäht werden und dann getrocknet sich fest zusammenziehen und eine sehr solide Umhüllung bilden. Elfenbein zahlt wie alle sonstigen Exportartikel 5 pCt. Ausgangszoll aus dem Sudan. Daß der Sklavenhandel hier in der Stadt nicht mehr so stark und offen zu Tage tritt, als früher, ist unleugbar, und wer nicht tiefer blickt, könnte fast glauben, er sei ausgerottet. Aber nur zu bald erkennt man, daß die Sklaverei mit dem Sudan fest verwachsen ist, wenn sie auch hier nicht den schrecklichen und empörenden Charakter trägt, wie vordem in den Südstaaten Nordamerika's; wenn auch die Sklaven meistens gut gehalten werden, wenig zu thun haben und manche Freiheit genießen, so darf man dabei doch nicht die Gräuelscenen vergessen, denen diese Sklaven ihre jetzige Lage schulden. Eine noch ganz andere Vorstellung von der Sklaverei, als sie die hiesigen Verhältnisse bieten, erhält man aber, wenn man, wie ich vor einigen Monaten auf einer Reise nach Galabat, Gelegenheit findet, große privilegirte Sklavenmärkte mit ihren täglichen Ab- und Zufuhren von schwarzer und brauner Farbe zu sehen. Die Sklaven werden dort, freilich nur aus Interesse der Verkäufer, gut gehalten und gefüttert; aber doch ist auf den Gesichtern dieser armen Geschöpfe so viel tiefer Jammer und oft Verzweiflung ausgeprägt, daß einem Menschenfreund nothwendig bei ihrem Anblick das Herz bluten muß. Sieht man dann noch zu, wie sie beim Verkauf betastet und untersucht werden, so zieht sich vor den Augen unwillkürlich eine bis in's Einzelne genaue Parallele mit einem Viehmarkt. Die Sklaven, die auf dem Hauptmarkt Sudan's in Metammeh (Provinz Galabat) jährlich öffentlich verkauft werden, um von dort aus über den Sudan nach Aegypten und Arabien spedirt zu werden und deren Anzahl auf 10,000 jährlich angeschlagen wird, rekrutiren sich hauptsächlich aus den verschiedenen Gallaländern, im Süden, Südwesten und Westen von Abyssinien, wo sie von dort herumziehenden Sklavenhändlern gefangen, oder von ihren eigenen Stammhäuptern direkt an die sie weiter spedirenden Djiberti (abyssinische Muhammedaner, die sich meist mit diesem schmählichen Handel befassen) verhandelt werden."

für Schlesien (das in's Polnische übersetzte Land der deutschen Quaden) dadurch unterstützt, daß die Bevölkerung der höher gelegenen Landschaften ihrem Dialekte nach den Oberdeutschen zuzurechnen ist. Indeß ist dies schon deshalb kein zureichender Beweis, da die zahlreichen Deutschen, welche hier nach fränkischem Rechte (neben denen nach sächsischem und vlämischem Rechte) angesiedelt wurden, auch Oberdeutsche gewesen sein können; und gegen das Verbleiben einer früheren Bevölkerung spricht, daß die große Colonisation Schlesiens durch Deutsche in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zunächst in den unteren Gegenden des Hügellandes Platz griff, wo sich in einem Bogen von mittleren Bober bis zur Neiße die meisten der — nach dem Stenzel-Tzschoppe'schen Urkundenbuch — nachweislich vor dem Mongolenkriege durch Deutsche angelegten Ortschaften befinden, und daß das hier den Deutschen zugewiesene Land meist als unangebaut und waldig bezeichnet wird, sowie daß an verschiedenen Stellen des südwestlichen Schlesiens die höher gelegenen deutschen Ortschaften nachweislich später angelegt sind, als die unteren.

Noch klarer wird das allmähliche Hinaufgehen der deutschen Bevölkerung nach dem Gebirge zu in Oberschlesien; denn hier bilden die vor dem Mongolenkriege angelegten Ortschaften noch heute die Sprachgrenze gegen das Polnische, oberhalb deren sich mit der fortschreitenden Cultivirung des Landes, theilweise durch neue Zuzügler, die Deutschen gegen die Sudeten hinauf verbreiteten.

In den oberen Theilen Niederschlesiens hinterließ die slawische Herrschaft geringe Spuren; im Westen war schon im 15. Jahrhundert die deutsche Sprache allgemein, und hier wurde als Gegensatz der deutschen Abkunft nicht mehr die polnische, sondern die wendische bezeichnet; nur im Osten — im Münsterbergischen und Neißischen Gebiete — kommen gegen Ende desselben Jahrhunderts noch Spuren der polnischen Sprache vor. Die ausgedehnte Verbreitung der deutschen Bevölkerung in den niederen Gegenden fällt für das Liegnitzer Gebiet in die nächste Zeit nach dem Mongolenkriege; weiter oberhalb nahm — vielleicht gleichfalls durch die Verwüstungen des Krieges befördert — die Zahl der deutschen Ansiedlungen so sehr zu, daß ein Jahrhundert später diese Gegenden vorwiegend deutsche geworden waren; sie blieben es, bis der dreißigjährige Krieg eine Verstärkung der slawischen Bevölkerung in den Fürstenthümern Brieg und Breslau durch eine Rückwanderung derselben zur Folge hatte, welche namentlich die katholische Geistlichkeit hier und in den weiter oben gelegenen Gegenden befördert haben soll.

Die in Oberschlesien rechts der Oder vor dem Mongolenkriege gegründeten deutschen Ortschaften sind später größtentheils in der sie umgebenden polnischen Nationalität aufgegangen; in Niederschlesien dagegen wurde schon damals der Grund zu jenen zwei großen Gruppen deutscher Ansiedlungen gelegt, welche allerdings sehr erweitert, noch jetzt in der Nordostgrenze der mitteldeutschen Bevölkerung deutlich hervortreten. Und nicht viel später entstand zwischen ihnen eine dritte Gruppe deutscher Ansiedlungen in dem

Fraustädter Ländchen, welches, bald darauf an das polnische Reich übergehend, dennoch während der ganzen Dauer desselben deutsch blieb, wogegen hinter demselben während des gleichen Zeitraums längs der Oder die slawischen Sprachinseln verblieben. Die Gesammtzahl der deutschen Colonisten, welche bis zu Ende des 13. Jahrhunderts sich (außerhalb der Städte) in Schlesien niederließen, schätzt ein gründlicher Kenner der früheren Zustände dieses Landes auf 50,000 Familien, eine Zahl, welche die schnelle Germanisirung ausreichend erklärt.

Auch für die westlicheren Landschaften kommt weniger die etwa in den Gebirgen zurückgebliebene germanische Bevölkerung, als vielmehr die Aufreibung der in den Niederungen wohnenden Slawen durch verwüstende Kriege in Betracht. Ein solcher traf noch im 9. Jahrhundert das Osterland, dessen Bewohner auf deutscher Seite kämpften, und endete damals mit gänzlicher Vernichtung des feindlichen Slawenheeres der Daleminzier; ein ähnlicher Krieg folgte im Anfang des 10. Jahrhunderts, und an diesen schlossen sich die Feldzüge wider die von den Gegnern herbeigerufenen Ungarn, welche jedenfalls die slawischen Sitze im Osterlande verminderten und hier die Zuwanderung von Sachsen und Franken und das Ueberwiegen des deutschen Volksstammes vorbereiteten, durch dessen Typus die osterländische Bevölkerung sich auszeichnet.

Noch mehr litten die Gegenden östlich der Mulde und der Elbe. Der Unterwerfung der dortigen Slawen durch den König Heinrich folgte der Ungarnkrieg und diesem die erste Periode der Ansiedelung der Deutschen. Allerdings soll damals ein Theil der Slawen in seinen Sitzen verblieben sein; aber nun wurde im Laufe des 11. Jahrhunderts das Meißener Land durch die langwierigen Polenkriege und schließlich durch wiederholte Kriege mit den Böhmen verwüstet, welche neue Zuzüge von deutscher Seite (angeblich die Niederlassung niederländischer Colonisten um die Mitte des 12. Jahrhunderts) zur Folge hatten. Von den Verheerungen dieser letzten Kriege blieben die Slawen des Bautzener Ländchens verschont; auch die Lausitzer wurden durch die verwüstenden Kriege des 11. (vielleicht auch die des 10.) Jahrhunderts nur in den äußeren Theilen ihrer Wohnsitze heimgesucht. Es erklärt sich hieraus und aus der weiteren friedlichen Entwickelung dieses Landes, daß die deutsche Einwanderung — abgesehen von den Städten — zunächst die von der Lausitz abgelösten Districte bevölkerte und sich erst später, am stärksten wohl nach dem dreißigjährigen Kriege, in die bis dahin slawischen Theile derselben verbreitete.

Für die niederdeutschen Länder nehmen zwei ihrer gründlichsten Geschichtforscher gleichfalls an, daß schon unter der slawischen Herrschaft die Bevölkerung derselben größtentheils deutsch gewesen sei. Giesebrecht in seinen wendischen Geschichten betrachtet die Slawen nur als die herrschenden, während die Mehrzahl der Ackerbauer aus der unterworfenen älteren germanischen Bevölkerung bestanden habe (was mit den Nachrichten im Widerspruche steht, daß diese Gegenden zur Zeit der Slawen-Einwanderung öde gewesen seien); Klöden vertritt die Ansicht, daß sich die Deutschen unter der Sla-

wenherrſchaft im Frieden durch Einwanderung, im Kriege durch die Kriegsgefangenen vermehrt hätten. Beides wird wohl weniger durch die glaubhafte Nachricht begründet, welche die Bevölkerung der Stadt Brandenburg im Anfang des 10. Jahrhunderts als aus Sachſen und Slawen gemiſcht bezeichnet, als durch den Schluß daraus, daß ſchon kurz nach der definitiven Beſitznahme dieſer Landſchaften durch die Deutſchen eine große Anzahl rein deutſcher Anſiedelungen erſcheint, vorhandene Wenden nur an einer Anzahl einzelner Stellen erwähnt werden und die Exiſtenz ihrer abweichenden Sprache hier überhaupt ignorirt worden iſt. Die hierin zu Tage tretende ſchnelle Coloniſation der neu erworbenen Landestheile ſollte jedoch heut, wo wir die ungleich großartigeren Coloniſationen jenſeits des Oceans vor uns ſehen, nicht mehr auffallen; wenn wir ſehen, daß dort die natürliche Vermehrung der europäiſchen Bevölkerung im letzten halben Jahrhundert jährlich im Durchſchnitt $2\frac{1}{2}$ pCt. betrug, daß alſo hiernach eine coloniſirende Bevölkerung ſich in 100 Jahren auf ihren zwölffachen Betrag rein aus ſich ſelbſt vermehren kann, ſo haben wir damit eine weit größere Zunahme, als deren wir zur Erklärung des ſchnellen Heranwachſens der deutſchen Bevölkerung in dieſen Gegenden bedürfen.

Die erſten größeren Rückwanderungen der Deutſchen über die Elbe dürften in die Zeit fallen, wo durch König Heinrich's Kriege die ſlawiſchen Völkerſchaften längs der Elbe ſchwer getroffen worden waren, ſowie in die Zeit nach der Errichtung der Bisthümer. Die Sachſen ſchoben ſich hier im Laufe von zwei Jahrhunderten, während deren ſich faſt in jeder Generation die Kriege mit den Slawen wiederholten, nur im vorderen Gebiete zwiſchen Elbe und Havel langſam vor, über das ſie ſich erſt in Folge der Erwerbungen im erſten Viertel des 12. Jahrhunderts weiter öſtlich verbreiteten. Wie wenig bevölkert in dieſer Zeit das Land zwiſchen der unteren Havel und der Peene war, zeigt der Bericht von der Miſſionsreiſe Otto's von Bamberg, welche überdies noch der Verwüſtung und Entvölkerung der Vormark und dem Kriege um das Havelland vorherging. Weiter wird überliefert, daß der Markgraf Albrecht die Ueberreſte der durch die Kriegszüge aufgeriebenen Slawen aus ihren Städten und Dörfern vertrieben und daß das Land wüſt und unbebaut gelegen habe. Durch Boten herbeigerufen, kamen ſeit 1159 große Züge von Einwanderern aus dem weſtlichen Niederdeutſchland (Utrecht, Niederrhein, Holland und Flandern) und wurden theils in den wendiſchen Feſten und Ortſchaften angeſiedelt, theils gründeten ſie neue Dörfer. Dieſe Coloniſationen erſtreckten ſich nicht nur auf das neuerworbene Havelgebiet, wo die Einwanderer das Hauptgewäſſer nach ihrem Rhein benannten, auf die Elbgegenden und den Fläming, auf welchem ſich die deutſchen Anſiedelungen nach dem nächſten Slawenkriege noch erweiterten, ſondern auch auf das linke Ufer der Unterelbe, wo die ſlawiſchen Sitze damals auf ihren ſpätern geringen Umfang zurückgeführt wurden. Daß auch die öſtlichen Theile der brandenburgiſchen Marken, welche einer nach dem andern im Laufe des 13. Jahrhunderts dieſen hinzugefügt wurden, ſehr wenig (hauptſächlich wohl nur längs der Flüſſe) bewohnt waren, ergiebt ſich

ſowohl aus der Leichtigkeit ihrer Erwerbung, wie es ſich aus den vielen Kriegen erklärt, welche hier die ſlawiſchen Volkſtämme unter einander geführt hatten. Man wird hierbei an die Aeußerung erinnert, mit welcher die Pommern (die letzten Beſitzer dieſer Gegenden) auf die Eroberungen ihrer Gegner keinen Werth legten: Pommern enthalte wüſte Strecken genug zu neuen Wohnſitzen. Ueber ſolche wüſte Strecken ging nun die deutſche Coloniſation; auch der äußerſte Theil derſelben, das Land zwiſchen Drage und Küddow, als Wüſte erworben, wurde während der kurzen Zeit, wo es zum Reiche gehörte, ſo gut coloniſirt, daß es unter mehr als dreihundertjähriger Polenherrſchaft die Nationalität ſeiner Einwohner bewahrte. Für das Land Lebus zeigt Wohlbrück in ſeinem Geſchichtswerke, daß nach der Beſetzung durch die Deutſchen nur äußerſt wenige Slawen daſelbſt zurückgeblieben ſein können.

Die Germaniſirung der ſlawiſchen Küſtenländer begann um 1140, nach der holſteiniſchen Beſitznahme Wagriens, wo ſowohl Holſteiner, wie auch die herbeigerufenen Einwanderer aus Weſtfalen, Friesland und Flandern in dieſem Lande ſich anſiedelten. Damals blieben noch einige Gegenden ſlawiſch, nach dem Einfall der Slawen aber, welcher einen Kreuzzug gegen dieſelben zur Folge hatte, heißt es, daß die ſlawiſche Bevölkerung ſich aus dieſen Wohnſitzen zurückgezogen habe und Sachſen an ihre Stelle getreten ſeien; ähnlich ſei es auch im Polaben-Lande ergangen. Die deutſche Coloniſation Mecklenburgs begann 20 Jahre ſpäter, als die Wagriens; ſie war erleichtert durch die verwüſtenden Kriege, welche erſt die Deutſchen und die Obotriten gegen die öſtlicher wohnenden Slawenſtämme und zuletzt die Deutſchen gegen die Obotriten geführt hatten. Das ganze Obotritenland, lautet die Schilderung der damaligen Verhältniſſe, und die Gegenden, welche zu demſelben gehört hatten, waren durch den fortwährenden Krieg zur Einöde geworden, und wenn noch geringe Ueberreſte von Slawen übrig geblieben waren, ſo gingen dieſe, von Hunger und Elend getrieben, zu den Pommern und Dänen, welche ſie an Polen, Serben (Lauſitzer) und Böhmen (d. h. Czechen) als Sklaven verkauften. Dagegen ſtrömten die Deutſchen (beſonders Blämen) zahlreich in das Land, gelockt durch die natürliche Fruchtbarkeit deſſelben. Das nordöſtlich angrenzende Land wurde bald darauf durch die Dänen ſo verwüſtet, daß es viele Jahre öde gelegen haben ſoll. Auch auf Rügen hatte der zehnjährige Dänenkrieg die ſlawiſche Bevölkerung ſehr vermindert. Die Beförderung des Deutſchen daſelbſt geſchah durch die pommerſchen Herrſcher, denen ihre pommerelliſchen Vettern vorwarfen, daß ſie deutſch geworden ſeien und deutſche Rede angenommen hätten. Im Anfang des 15. Jahrhunderts ſtarb auf Rügen die ſlawiſche Sprache völlig aus.

Was Pommern insbeſondere betrifft, ſo kann man bei den dortigen Slawen, bei denen es Nationalſitte war, die Neugeborenen weiblichen Geſchlechts umzubringen, überhaupt eine ſehr zahlreiche Bevölkerung nicht annehmen. Es kommt hinzu, daß der deutſchen Coloniſation dieſes Landes ein Jahrhundert voll verwüſtender Kriege vorausging: zunächſt die verheerenden Polenkriege gegen Ende des 11. und im erſten Theile des 12. Jahr-

hunderts, dann in der letzten Hälfte deſſelben die langwierigen Dänenkriege, zeitweiſe verbunden mit Angriffen von der deutſchen Seite, endlich aber, und dies iſt das wichtigſte, die ſpäteren Polenkriege, welche das Pommerland ſeit 1181 durch eine Reihe von Jahren heimſuchten. Nach dieſen Kriegen wird das Land als ganz wüſt und öde bezeichnet, da ſo vieles Volk erſchlagen oder von den Polen fortgeſchleppt worden war.

Die erſte Einladung Deutſcher zur Anſiedelung in Pommern war in der Mitte des 12. Jahrhundert ergangen, und in der nächſten Zeit hatte die Herbeiziehung deutſcher Anſiedler durch die Geiſtlichkeit begonnen; aber erſt nach den Polenkriegen heißt es, daß die Deutſchen — namentlich aus dem öſtlichen Sachſen — ſchaarenweiſe in das Land gezogen ſeien, die verödeten Städte wieder aufzurichten und die weiten Flächen deſſelben zu bebauen. Dieſe Fortſchritte der deutſchen Anſiedelung dauerten bis in die zweite Hälfte des folgenden Jahrhunderts, bis wohin nach der Ueberliefe- die wendiſchen Bewohner das Land geräumt und ſich nach Pommerellen zurückgezogen hätten und nur ihr Adel zurückgeblieben wäre. Nach Pommerellen ſchritt dann ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts die deutſche Einwanderung von zwei Seiten vor, dauernd wirkſam in den von Pommern neu erworbenen Gegenden (wo ſie in dem biſchöflichen Theile — dem ſogenannten Kaſſuben — ſchon früher begonnen hatte), weniger dauernd in dem Antheil des deutſchen Ordens. Dieſer fand höchſt wahrſcheinlich ſchon bei Erwerb des Landes eine Anzahl deutſcher Anſiedelungen vor und fuhr mit Anſetzung derſelben fort. Durch die nachherigen verwüſtenden Kriege aber ging ſpäter das Deutſche zurück und die dann eintretende polniſche Herrſchaft beförderte die allmähliche Poloniſirung der Einwohner des Landes, bei welcher Geſchlechter, die als Adel der deutſchen Nation galten, es nicht verſchmähten, ihrem deutſchen Namen polniſche Benennung hinzuzufügen.

Das Land Preußen, bis in's 13. Jahrhundert im Beſitz des lettiſchen Stammes, wurde vom Orden in 53jährigem Kriege erobert; eine Landſchaft nach der andern wurde verheert, manche wiederholentlich, wenn neue Aufſtände der Eingeborenen ſtattfanden. Die deutſchen Anſiedelungen (zu denen alle deutſchen Stämme beigetragen haben ſollen) erſtreckten ſich zuerſt auf die verlaſſenen und herrenloſen Beſitzungen im Kulmerland, in Pomeſanien und Pogeſanien; mit der Erweiterung des Ordensgebietes auf Ermeland, Natangen und Barten ſchritten die deutſchen Anſiedelungen auch dahin vor, und eine zahlreiche Menge Dörfer wurde in den vorderen und mittleren Landſchaften durch deutſche Anſiedler gegründet. Geringer war die Zahl der Anſiedler in Natangen und in dem demnächſt eroberten Samland, in welchen beiden Landſchaften jedoch die Zahl der Eingeborenen durch die Kriege und Verwüſtungen gleichfalls zurückging. Von den Kämpfen um die drei öſtlichen Landſchaften erzählt Voigt: von Nadrauen, daß der Orden hier ein zur Wüſte gewordenes Land gewann, von deſſen Einwohnern viele erſchlagen oder weggeführt, viele nach Littauen geflohen waren, ſelbſt 50 Jahre ſpäter (alſo ungefähr zur Zeit der Peſt, die

Nadrauen und Barten heimſuchte,) hatte es ſich noch nicht erholt; von Schalauen erzählt er, wie die Einwohner nach der Verwüſtung des Landes in einen Winkel Samlands verſetzt wurden, von Sudauen, wie die Preußen, nachdem ſie ſelbſt ihr Land verwüſtet hatten, nach Littauen auswanderten.

In Folge deſſen ſchritt in der letztgenannten Landſchaft die polniſche Nationalität vor, welche nach Galindien vielleicht ſchon vor der Eroberung durch den Orden in den Kämpfen zwiſchen dieſen (den Maſuren) und den Preußen eingedrungen war, auch in das Kulmerland und nach Pogeſanien verbreiteten ſich die polniſchen und pommeriſchen Slawen, nachdem verheerende Seuchen die Zahl der Deutſchen und der Preußen daſelbſt gelichtet hatten. Noch erheblicher ſchritt die polniſche Nationalität von Süden her vor, als die Kriege des 15. Jahrhunderts, welche mit der Unterwerfung des Ordens endigten, den größeren Theil Preußens (wie auch Pommerellens) furchtbar heimgeſucht hatten; im Marienburger Lande wurde jedoch die deutſche Bevölkerung im 16. Jahrhundert durch die Mennoniten-Einwanderung wieder verſtärkt. Die preußiſche Sprache ſoll in den vorderen Theilen, namentlich auch im Ermelande, ſchon im 16. Jahrhundert erloſchen ſein.

In dem dem Orden verbliebenen Gebiete ſchritt das deutſche Element zunächſt in der Anlegung deutſcher Städte nach Oſten vor; der Hauptfortſchritt deſſelben auf dem Lande fand jedoch erſt im Anfange des 18. Jahrhunderts ſtatt, nachdem eine verheerende Peſt die Zahl der Einwohner, beſonders der littauiſchen Gegenden, angeblich um ¼ Million vermindert hatte. Zunächſt kamen zahlreiche Anſiedler aus den weſtlicheren Gegenden, dann herbeigerufene Coloniſten aus der Schweiz, aus Franken, Schwaben und vom Mittelrhein, welche 330 neue Dörfer gründeten, endlich 20 Jahre ſpäter die Salzburger, für welche ſchon theilweiſe neue Ländereien durch Entwäſſerung gewonnen werden mußten. Wenn Schubert ſchon für den Anfang des 14. Jahrhunderts angiebt, daß nach den urkundlich erwähnten Namen damals ein preußiſcher Bauer auf drei bis vier deutſche kam, und heut in den ländlichen Ortſchaften jenſeits der Weichſel ein preußiſch (oder littauiſch) redender auf acht deutſch redende Einwohner kommt, ſo darf der Bruchtheil der deutſch redenden Bevölkerung, welcher gemiſchter oder lettiſcher Abkunft iſt (ein Bruchtheil, deſſen Vorhandenſein allerdings ſich nicht nur in den preußiſchen Familiennamen, ſondern auch in dem bei deutſch Redenden vorkommenden littauiſchen Typus zeigt), gewiß nicht hoch veranſchlagt werden.

Wie wenig es der deutſchen Art gemäß iſt, ohne ländliche Coloniſation ein Land zu germaniſiren, zeigen die drei nördlicheren baltiſchen Länder, in denen vom 13. Jahrhundert ab der ganze ſtädtiſche Gewerbebetrieb und der größere ländliche Grundbeſitz in die Hände der Deutſchen übergingen. Neben ihnen hat — hier wie in Preußen ſeit der Reformationszeit von der herrſchenden deutſchen Nation ſelbſt durch die Pflege ſeiner Sprache unterſtützt — der lettiſche und der eſtniſche Bauer ſeine Nationalität erhalten, und der Uebergang aus einer derſelben zur deutſchen Sprache dürfte hier wohl nur unter den in die Städte ziehenden Eingeborenen vorkommen. Umgekehrt dienen die Ueberſchüſſe, welche die nicht ungünſtige Fortpflanzung der deut-

ſchen Bevölkerung der Oſtſeeprovinzen liefert, oft nicht zur Förderung der deutſchen Nationalität. Der deutſche Wandertrieb geht auch hier über die Grenzen, weniger nach Littauen, wohin neuerdings über die preußiſche Grenze die deutſche Bevölkerung vorrückt, als nach den öſtlicheren Küſten des Finniſchen Meerbuſens, namentlich der Petersburger Gegend, und weiter mitten unter die großruſſiſche Bevölkerung, wo beſonders diejenigen leicht der Ruſſificirung anheimfallen, welche nicht in ſolchen Städten ihren Aufenthalt nehmen, in denen ſich eine beſondere deutſche Stadt-Colonie (nemecka Sloboda) befindet.

Die erſte namhafte Heranziehung deutſcher Anſiedler nach Polen (in damaliger Zeit dem Lande jenſeits der unteren Obra und der Netze) fällt in die Mitte des 13. Jahrhunderts; ſie ging von dem Erzbisthum Gneſen und den Klöſtern aus. Weitere Zuzüge fanden unter dem König Kaſimir ſtatt, wo ſowohl in mehreren Städten deutſche Gemeinden, als auch — in dem damals hinzugekommenen Rothrußland — einige ländliche deutſche Ortſchaften entſtanden, welche ſpäter poloniſirt worden ſind; weitere Zuwanderungen folgten im Anfange des 15. Jahrhunderts. Die zweite Periode deutſcher Einwanderung nach Polen begann 1620; die aus ihrer Heimath flüchtenden Schleſier ſchoben durch ihre Anſiedelungen die Sprachgrenze in den heutigen Kreis Kröben vor, und angeblich ebenfalls von Schleſien aus wurden ſeitdem bis zur Abtretung dieſes Landes an Friedrich den Großen zahlreiche deutſche Hauländereien längs der Warthe gegründet. Hierzu kamen im 18. Jahrhundert Ueberſiedlungen aus den kurfürſtlich-ſächſiſchen Ländern, hauptſächlich in polniſche Städte.

Eine weitere Vorſchiebung der deutſchen Sprachgrenze gegen Polen fand unter Friedrich II. ſtatt. Das Syſtem der Coloniſation der brandenburgiſchen Länder, welches ſeit dem großen Kurfürſten daſelbſt in Anwendung gekommen war, führte unter der Regierung ſeines Urenkels in zwei großen Coloniſationsperioden 43,000 Familien aus verſchiedenen anderen deutſchen Staaten, namentlich vom fränkiſchen, alemanniſchen, ſchwäbiſchen Stamme, als Anſiedler herbei. Seit 1770 wurde auf einem breiten Landſtriche längs der polniſchen Nationalgrenze in Nieder- und Oberſchleſien eine große Anzahl deutſcher Anſiedelungen gegründet, von denen die nahe der Sprachgrenze angeſetzten dieſe erweiterten, die weiter hinausgeſchobenen dagegen unter den Augen einer deutſchen Regierung in der polniſchen Bevölkerung aufgegangen und poloniſirt worden ſind. Beſſeren Erfolg hatte die Coloniſirung des Netzdiſtricts (auch dieſe theilweiſe durch Schwaben), welche, an deutſches Territorium in Preußen ſich anſchließend, dieſes mit dem Hauptkörper der Nation nahezu in Verbindung ſetzte.

Eine ſtarke Vermehrung der vereinzelten deutſchen Anſiedelungen im polniſchen Gebiete trat zunächſt unter dem Kaiſer Joſeph ein, der 120 Ortſchaften in dem öſterreichiſchen Antheil, namentlich in Rothrußland, durch deutſche Coloniſten anlegen ließ. In ähnlicher Weiſe wurde der preußiſche Antheil Polens, beſonders dicht der bei der zweiten Theilung erworbene, ſowohl diesſeits wie jenſeits der Prosna mit deutſchen Coloniſten beſetzt. Die

damaligen Anſiedelungen bildeten auch die erſte Grundlage der nachher ſtark angewachſenen deutſchen Bevölkerung in der Gegend von Lodz; die ſpätere Vermehrung derſelben und überhaupt der Deutſchen in dem jetzt ſogenannten Königreich Polen beruht weſentlich mit auf der Bewegung der Einzelnen, welche dorthin (und gelegentlich weiter in die Provinzen Rußlands), über die preußiſche Staatsgrenze ſtattfindet, eine Bewegung, welche aus den officiellen Auswanderungszahlen auch nicht annähernd zu erſehen iſt. Aber die hier über die Grenze Ziehenden werden durch die neu von Weſten Herbeiziehenden reichlich erſetzt, ſo daß in den meiſten gemiſchten Landestheilen des preußiſchen Staats die Zahl der Deutſchen durch das Mehr der Zuwanderungen zunimmt, wenn auch wohl nicht in dem Grade, wie aus dem Ergebniſſe der Volkszählungen (welche innerhalb dreißig Jahre in den acht öſtlichen Bezirken des Staats eine nicht durch den Geburtenüberſchuß herbeigeführte Volksvermehrung von mehr als ½ Million aufweiſen) geſchloſſen werden könnte. Auch von den hier vorrückenden Deutſchen werden die Einzelnen — und zwar wahrſcheinlich nicht nur jenſeits der Grenzen des preußiſchen Staates, ſondern auch noch in den vorwiegend polniſchen Theilen deſſelben — der deutſchen Nationalität leicht entfremdet, und wie unter den eifrigſten Vorkämpfern des Ruſſenthums gegen Polen und Littauer ſich ruſſificirte Deutſche befinden, ſo ſind auch unter den thätigen Vertheidigern der polniſchen Nation nicht ſelten Solche, die ausſchließlich oder zur Hälfte aus deutſchem Blute ſtammen.

Die Anſiedelungen der Deutſchen im ſüdlichen Rußland begannen mit der Anlegung der Wolga-Colonieen im Jahre 1768 durch Schwaben und Mitteldeutſche (kurz vorher war auch die erſte der deutſchen Ackerbau-Colonieen gegründet worden, welche jetzt im Petersburger und Nowgoroder Gouvernement verbreitet ſind). Fünfzehn Jahre ſpäter fällt die Coloniſation der aus Preußen ausgewanderten Mennoniten bei Jekaterinoslaw, in den Anfang dieſes Jahrhunderts die zweite Mennoniten-Auswanderung und die Anſiedelung derſelben an der Malotſchna (an beide Gruppen ſchloſſen ſich weitere deutſche Colonieen an). Unmittelbar darauf folgte die Anlegung deutſcher Colonieen in der Krim — wo noch drei Jahrhunderte vorher das gothiſche Deutſch geredet worden war, — dann in Beſſarabien, zuletzt im weſtlichen Nogaierlande. Wie fruchtbar die Entwickelung aller dieſer Colonieen fortgeſchritten iſt, zeigt das Ergebniß der Bevölkerungsreviſionen, nach welchem die Einwohnerzahl derſelben ſich binnen zwanzig Jahren um die Hälfte vermehrt haben würde. Weniger guten Fortgang ſcheinen die in Wolhynien gegründeten deutſchen Ackerbau-Colonieen zu haben, ſowie die diesſeits und jenſeits des Kaukaſus von Deutſchen angelegten Dörfer; das Schickſal der deutſchen Manufaktur-Coloniſten, welche um 1808 nach Kleinrußland gingen, gehört zu den traurigſten, das die Geſchichte der deutſchen Wanderungen aufweiſt.

Zur Frage über die ländlichen Arbeiter.

I.

Der Mangel an Arbeitern und Dienstboten auf dem Lande ist vorhanden, aber nicht als ein absoluter, sondern als ein relativer. Es fehlt nicht an den Individuen in dieser Volksschicht; die Leute sind nicht ausgestorben, wie etwa zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die Bevölkerung ist zahlreich vertreten und wächst auch in den Dörfern numerisch weiter und weiter, ja an vielen Orten erreicht die Seelenzahl der sogenannten kleinen Leute fast die Zahl der Grundbesitzer. Vor fünfzig Jahren war die Zahl dieser Einwohner eine noch ganz geringe, und doch lieferte der damalige Bestand Arbeiter und Dienstboten zur Genüge. Man kann daher nicht etwa der Ansicht sein, daß die Armee-Reorganisation den gegenwärtigen Mangel mit verschulden helfe. Die der Feldarbeit auf einige Zeit entzogenen 20,000 Manneskräfte bei einer ländlichen Arbeiterzahl von wohl 3,000,000, würden nicht vermißt werden, wenn nicht zufällig der relative Arbeitermangel mit der Entstehung dieser militärischen Institution in der Zeit zusammenträfe. Nehmen wir uns ja in Acht, von dieser Seite den Feinden der Armee-Reorganisation Vorschub zu leisten. Es steht unzweifelhaft fest, daß 10,000 Jünglinge aus dem Arbeiterstande — 10,000 gehören den Städten oder anderen Ständen an — welche beim Militär stehen, durchaus keinen empfindlichen Arbeiter-Ausfall bringen. Sie werden dem Lande wieder zurückgegeben, aber nicht wie sie genommen, sondern qualitativ auch für ihre bürgerliche Berufsstellung reorganisirt. Was sie an körperlicher Gewandtheit, an militärischem Gehorsam, an geweckter Ehrgefühl und andern guten Gaben mit nach Hause bringen, dadurch wird die bei der Landarbeit unterdessen aufgelaufene Versäumniß hinreichend ersetzt. Allerdings verlieren manche Reservisten und Landwehrmänner diese Vorzüge bald wieder, doch das ist nicht die Schuld der vorzüglichen militärischen Schule, sondern das ist die Schuld der Schlaffheit und falschen Freiheit des bürgerlichen Lebens, welches dafür diesen Leuten die Thore nur zu weit öffnet. Dennoch bleibt immer die größere Zahl übrig, welche sich ihr Lebelang vor anderen Arbeitern und Dienstboten die Soldatenvorzüge zu reserviren weiß, und diese jungen Leute reussiren immer noch zuerst als Leibkutscher auf dem Bock oder als Wirthschafts-Voigte auf dem Herrschaftshofe, oder als Aufseher bei den Arbeitern, weil es heißt: „Der Mann ist Soldat gewesen." Die Reorganisation entzieht mithin nur scheinbar Arbeitskräfte, in Wahrheit giebt und gewährt sie. Den Beweis dafür in der Negative liefert auch ein Nebenterrain. Von dort werden nicht 20,000 Rekruten auf drei Jahr unter's Gewehr gestellt, dennoch ist der Mangel derselbe; wenn die Landwirthe vor Verdruß die Hände reiben, weil zur Miethszeit keine Knechte zu finden, müssen sie nicht auch ihre Frauen noch trösten, die ob der fehlenden Mägde, Köchinnen, Haus- und Kammermädchen jammern und klagen? Hier wie dort, dort wie hier derselbe Mangel.

Aber er ist auch hier nur ein relativer. Es giebt auf dem Lande

vom Genre des Arbeiterstandes Frauen und Mädchen im Ueberfluß, zu allen andern Geschäften bereit und willig, nur nicht zum Dienen und Gehorchen in Haus- und Feldarbeit. Kurz, wenn mit wenigen Worten die Erscheinungen auf diesem Gebiete präcisirt werden sollen, so ist einfach zu sagen: menschliche Individuen des Arbeiter- und Dienstbotenstandes sind zur Genüge vorhanden, aber die Leute tragen ihre Arbeitskräfte fort von dem heimathlichen Boden auf andere Arbeitsfelder, in andere Arbeitsstätten. Damit sind die in den letzten Decennien in so ungeheuren Dimensionen sich ausbreitenden Werkstätten der Industrie, die Fabriken, gemeint, dazu die großartigen öffentlichen Bauten bei Eisenbahnen, Deichaufschüttungen ꝛc., und endlich die durch beschleunigte Verkehrsmittel erleichterte Lauflust des Gesindes nach den größern Städten, wo man nicht mehr Knecht und Magd heißt, sondern in Condition tritt. In Fabrikdistrikten, in der schlesischen Gebirgsgegend, im Magdeburgischen und Umgegend sitzen 80 pCt. der Arbeiterklasse, die sonst ländliche Beschäftigungen trieben, in Fabriken an der Maschine, und in andern Gegenden üben die nur vereinzelt auf dem Lande etablirten Spinnereien und dergl. einen ähnlichen Einfluß. Wo eine Fabrik im Betriebe, da absorbirt dieselbe auch die Arbeiterkräfte der nächstliegenden Ortschaften, wo sie noch fehlt, da bewirken diesen Arbeiterabzug die öffentlichen Bauunternehmungen und die Zuglust nach den großen Städten. Fahrgelegenheiten führen bequem und billig nach der nächsten Eisenbahn, diese spedirt vierter Klasse schnell nach Frankfurt, Breslau, Berlin oder in ein anderes fernes, vermeintliches Utopien, wo Dienst und Arbeit mit höherem Lohne bezahlt werden als zu Hause. Das zieht und lockt, und Alles, was Schwungfedern fühlt, auszufliehen aus dem heimathlichen stillen Neste, setzt sich mit dem Frühlingswehen in Zug und Bewegung. Nur wo etwa besondere Rücksichten fesseln oder Familienbande zurückhalten, oder wo, wie nachher gezeigt werden soll, noch ein gutes Element in der Natur dieser Leute vorwiegend ist, wird die Heimath nicht verlassen und die Leute bleiben in derjenigen Arbeit, wozu unser Herrgott sie mit Gaben und Kräften ausgestattet hat.

Wie soll diesen, durch die Zeitverhältnisse herbeigeführten Zuständen abgeholfen werden, wenn dadurch die Grundbesitzer so sehr beschädigt sind? Die Lösung der Frage ist ein sehr schwieriges Problem. Der riesige Fortschritt der Industrie läßt sich nicht aufhalten zu Gunsten der Landwirthschaft. Die Freiheit der Arbeiter, unbeschränkt zu verfügen über ihren Reichthum, die Arbeitskräfte, kann nicht gehindert werden. Eben so wenig kann ein polizeiliches Edikt die Wanderlust und den Geschmack zum genußreichen Großstädterleben den Dienstboten untersagen. Es ist ein Fieber, das zu heilen kaum ein wirksames Mittel zu finden sein wird. In diesem Lebensalter, in welchem Dienstboten stehen, ist ja in allen Ständen der Zug nach Freiheit, Ungebundenheit, das Verlangen, die Welt zu sehen, mächtig und stark. Sollen Knechte und Mägde, da ihr Erspartes ausreicht zum Reisen, nicht auch dieser Neigung Folge geben?

Namentlich macht die illusorische Freiheit die Fabrikarbeit anziehend. Sind die bestimmten Stunden an der Maschine abgelaufen, so bewacht die

ledigen Leute keine Hausordnung. Jede Zerstreuung in Wirthshäusern, jede Ausschweifung ist gestattet und der ganze Sonntag gehört den Arbeitern für Sonntagsbelustigungen. Auch ist Geld da, das Vergnügen zu verfeinern, weil der Fabrikherr nicht etwa quartaliter, sondern wöchentlich oder monatlich baar auszahlt. Wie öde, einförmig und gefesselt erscheint dagegen die Lage eines Knechtes und einer Magd, die auf allen ihren Wegen durch die Herrschaft beobachtet werden! Auch legt dieselbe, wenn sie eine vernünftige Herrschaft ist, ihren Leuten gar noch die Pflicht auf, besondere Erlaubniß einzuholen, wenn sie in eigenen Angelegenheiten das Haus verlassen oder an einem Sonntagsvergnügen Antheil nehmen wollen. Eben so finden die Arbeiter bei öffentlichen Bauten mehr Freiheit, mehr Vergnügen, mehr Geld als zu Hause bei dem einförmigen Landleben. Auch schon verheirathete Leute wollen lieber auswärts ihre Sommerarbeit haben, in ungebundener Gesellschaft mit den Standesgenossen ihre Freistunden und freien Tage verleben, als daheim die Familiensorgen mit dem Weibe theilen. Außerdem führt draußen der Vater für sich allein einen ganz anderen Tisch als zu Hause in Gemeinschaft mit Weib und Kind.

Die gute Hälfte kräftiger Arbeiter verläßt daher im Frühjahr ihren Wohnort. Man sucht Arbeit in der Fremde. Mancher Tagelöhner kehrt zum Winter mit so viel Erspartem zurück, daß er damit die Existenz seiner Familie dann sichert, sehr Viele aber kommen mit leeren Taschen heim und sind dazu an Leib und Seele herunter gekommen. Wenn die bisher genannten Abzugswege den für die Grundbesitzer so empfindlichen Arbeiter- und Dienstbotenmangel herbeiführen, wie soll diesem Uebel gesteuert werden? Verbote von Seiten des Staats sind auch gegen derartige Auswanderung unmöglich und wären ungerecht. Höchstens könnte aus Sittlichkeitsrücksichten, um der Gefahr der Jugendverführung vorzubeugen, für das Lebensalter bis 18 oder 20 Jahren den Minorennen, oder solchen jungen Leuten, die ohne väterliche Begleitung auswärts in Arbeit und in Dienst gehen, eine Beschränkung der Arbeitspässe oder Diensterlaubnißscheine auferlegt werden. Doch auch dieser Rückstau gegen die allgemeine Strömung wäre ein unmerklicher. Es bliebe den Grundbesitzern nur ein geringer Theil ungeübter Kräfte reservirt. Auf anderem Wege muß hier ein einschlagendes Mittel versucht werden, und ein solches gewährt allein die Concurrenz.

Die Grundbesitzer mögen Concurrenz machen allen andern Mächten, welche gegenwärtig ihnen das werthvolle Capital, die Arbeitskräfte entziehen. Freilich nicht Concurrenz in Lohnerhöhung, nicht in Gewährung von mehr Freiheit, nicht in Anerbietung einer genußreichern Lebensweise. Da wüchse den Leuten nur mit dem Essen der Appetit, das wäre eine Schraube ohne Ende, und die Grundbesitzer würden schließlich die eigene Existenz mit in den Kauf geben. Aber ein Anderes ist Concurrenz in der ganzen Lebensstellung, die der Grundbesitzer seinen Leuten als stabilere, nachhaltig gesichertere begründen helfen kann, während jene Mächte das nicht vermögen. Wird auf jenen andern Arbeitsstationen dem Tagelöhner das mobile Geld reichlich geboten, so biete es der Grundbesitzer seinen Leuten auch, aber nicht reichlich, sondern

mäßig, etwa durchschnittlich auf alle Jahreszeiten, 4 Sgr. für Frauen-, 6 Sgr. für Mannesarbeit. Dazu biete er aber auch ein Immobile, das einen höhern Werth hat als Geld, nämlich die Gelegenheit, durch eigene Erwerbung der nöthigsten Ackerfrüchte einen Hausstand sicher zu erhalten. Genügend Land zu Kartoffeln und Flachs, freie Grasnutzung für ein paar Ziegen oder wenn irgend möglich für eine Kuh. Auch freie Wohnung und freies Feuerungsmaterial sind zu gewähren. Namentlich ist diese letztere Zugabe eine durchaus erforderliche, soll die Noth im Winter nicht Spitzbuben machen. Der Preis des Holzes ist jetzt so unverhältnißmäßig hoch, daß ehrlicher Erwerb desselben für Geld dem Tagelöhner geradezu eine Unmöglichkeit wird. Wenn diese Zuschüsse dem gesetzten Geldlohne zutreten, wenn sie in unverblümter Humanität ganz frei gewährt werden und nicht etwa, wie vieler Orten geschieht, eine unerschwingliche Menge Arbeitstage dafür zu leisten sind, welche den obigen Geldverdienst der Tagelöhner wieder abschneiden, dann ist der Arbeiter mit seiner Lebensstellung von selbst an die Scholle gebunden, dann hat er für die Feldarbeit Interesse, weil sein eigenes mit eingeschlossen ist, dann wird er die Erquickung des regelmäßigen und sorgenlosen Familienlebens auch in Rechnung zu bringen wissen und eine Lebensweise außerhalb des Heimathsortes, obschon sie höhere Geldverdienste verspricht, jenen werthvollern Gütern nachstellen. Was dann von Leuten noch unstät und flüchtig bleiben wollte, dürfte unschwer zu entbehren sein, die bessern Kräfte sind dann den Grundbesitzern reservirt.

Wäre dieser erste Schritt in der Concurrenz gethan, dann möge man sich nicht scheuen, noch einen zweiten zu versuchen, wenngleich dabei der Appell an die Opferwilligkeit des Grundbesitzerstandes ein sehr ernster ist. Wir meinen die Unterhaltung der Arbeiter-Invaliden und Arbeiter-Veteranen, Dienstboten mit eingeschlossen.

Viele Fabrikherren haben dafür schon Einleitung getroffen, jedoch dünkt es uns, als wäre die dabei proklamirte Humanität nicht ganz ächt, indem mit wenigen Ausnahmen die Leute dort nur von ihrem eigenen Brode, wovon ihnen in ihren Arbeitsjahren immer ein Bissen auf Pensionskasse vorweg abgeschnitten wurde, zehren.

Von solchen Einrichtungen kann man sich nicht denken, wie sie den Arbeiter anspornen sollen zum Fleiß, zur Treue, zur sittlichen Tüchtigkeit; kann man sich nicht denken, wie sie das Herz der Dienenden dem Herzen des Dienstherrn zuwenden sollen. Das Ganze ist ein Rechenexempel nach den Regeln der Sparsamkeit. Was dabei herauskommt, fällt allen abgenutzten Arbeitern, ohne Unterschied der sittlichen Qualität zu. Da hat in den Tagen des Alters und der Bedrängniß die ganze Masse ihr Versorgungs-Anrecht, treue und untreue, gute und schlechte Arbeiter sitzen schließlich auf derselben Ruhebank.

Soll die Aussicht auf ein sicheres Invalidenbrod oder eine Veteranenpension die Leute zur Treue, zur Anhänglichkeit an die Arbeitgeber, überhaupt zur Gewissenhaftigkeit hinziehen, so muß sie ihnen als eine Wohlthat erscheinen, daran sie keinen berechtigten Anspruch haben, die ihnen aber sicher bleibt,

wenn sie ihre Pflichten treu erfüllt haben, die ihnen verloren geht, wenn sie ihre Pflichten vergessen. Wir wollen hier einen peinlichen Punkt nicht eingehender berühren, daß nämlich auch von den Grundbesitzern in Bezug auf ihre Arbeiterversorgung zur Zeit des Alters ꝛc. viele Unterlassungssünden begangen werden, daß manche Herrschaften nicht frei sind von Hartherzigkeit, wo die bloßen Menschlichkeitsgefühle nur gefordert werden. Nur das sei hervorgehoben, daß die gegenwärtige Versorgung der Arbeiter-Invaliden und Arbeiter-Veteranen, wie sie die Armengesetze anordnen, nie dahin führen kann, den Arbeiterstand, schon ehe Alter und Hülflosigkeit eintreten, anzuspornen, um solcher aussichtlichen Verpflegung willen sich in treuer Gesinnung den Arbeitgebern anzuschließen. Alles ist hier todter Buchstabe, Vorschrift, Zwang, am Ende Erbitterung, Krieg und Streit verschiedener Parteien, zwischen Gutsherren, Gemeinden ꝛc. um den Preis der Unterlassung der Nächstenliebe.

Die Einrichtung eines Unterstützungsvereins für Arbeiter-Veteranen muß eine That christlicher Liebe sein. Die zusammengelegten Hülfsmittel mögen die Grundbesitzer aber nicht als eine Collecte im gewöhnlichen Sinne ansehen, denn dann wird die Gabe bald zuviel und sauer. Man zähle die Beiträge zu den Summen, womit man die andern Güter versichert. Wie hoch sind nicht diese Zahlungen! Muß denn aber ein Assekuranzbeitrag für das allerwerthvollste Gut, die Arbeitskraft, nicht mit gleichem Maße gemessen werden? Ein Plan zu dem Unternehmen ließe sich etwa also aufstellen: Die Grundbesitzer einiger Ortschaften oder eines Kreises bilden einen Fonds, aus welchem sittlich bewährte, treue Arbeiter und Dienstboten nach eingetretener Dienstunfähigkeit angemessene Unterstützung erhalten, ähnlich wie die Veteranen des Vaterlandes. Aussicht auf diese Wohlthat haben nur solche Personen, die ihre Arbeitskräfte in Arbeit und Dienst auf eine bestimmte längere Reihe von Jahren bei den Vereinsmitgliedern verwendet haben, wenn zugleich die von diesen geführten Arbeits- und Dienstbücher kein Vergehen, keine Unsittlichkeiten oder Veruntreuungen nachweisen. Es ist zu erwägen, daß die Beiträge beim Mißlingen der Sache nie weggeworfen sind. Gezahlt wird ja hier erst dann, wenn der Gewinn für den Einsatz schon erhoben ist, wenn der Arbeiter die gute Probe bestanden hat. Stellen sich aber keine würdigen Veteranen heraus, so erhalten die Actionäre ihr Geld zurück. Hierdurch wird eine Allianz gefunden zwischen Grundbesitzer unter einander, welche der edle Zweck schon heiligt, und anderseits zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, auf der Segen ruhen muß. Mit diesen beiden Propositionen:

a) die Grundbesitzer mögen den Arbeitern eine stabile Lebensstellung sichern, dabei Letztere auch für sich säen und ernten;
b) die Grundbesitzer mögen den Arbeitern eine sichere Aussicht auf Altersversorgung verbürgen;

sei ein schwacher Versuch gemacht, um auf die schwierige Frage, wie dem Mangel an Arbeitern, auch beziehungsweise an Dienstboten abzuhelfen sei, eine Antwort zu geben. Daß damit die Grundbesitzer einen sichern Schritt

vorwärts gethan haben möchten, in unserer ernsten Zeit die falsche Strömung der ländlichen Arbeiterbevölkerung nach andern Gebieten hin einigermaaßen zum Stehen zu bringen, ist wohl nicht zweifelhaft. Vor allen anderen Leuten hätten Mittel und Kräfte dazu die reicheren Grundbesitzer, die Herren großer Herrschaften.

Aber gerade diese Höchstgestellten, die Koryphäen des reichen Grundbesitzes, verschulden bisweilen an der Sorge um Arbeiter-Verpflegung, im Bereich ihrer Güter, das allermeiste. Die Güter werden verpachtet, die Pächter zahlen die höchsten Pachten, und als Zugabe wird diesen die Pflicht der Armenpflege, Versorgung nothleidender Arbeiter ꝛc. mit in Pacht geworfen. Leicht mag diese Methode sein, um die Güter dieser Erde möglichst sorgenfrei zu verbrauchen, aber sie ist weder weise, noch christlich human.

Gheel, eine Stadt von Geisteskranken.

Das jetzt als Aufenthaltsort der unglücklichen Kaiserin Charlotte so oft genannte Gheel liegt in einem ausgedehnten belgisch-holländischen Landstriche, von dem ein Theil zur Provinz Antwerpen, ein anderer zu Limburg und ein dritter zum niederländischen Brabant gehört. Derselbe ist unter dem Namen Kempen, Campine (Campania Brabantica) bekannt. Der Boden der Campine ist unbebaut und mit Haidekraut und Fichtengestrüpp bedeckt. Eine Ausnahme davon machen indeß die Städte und Dörfer, welche sich durch Sorgsamkeit der Bearbeitung auszeichnen. Die Campine hat den Beinamen des belgischen Sibiriens erhalten; sie ist in der Kriegsgeschichte berühmt durch die heftigen und blutigen Kämpfe zwischen den Preußen unter v. Borstell und den Franzosen am 11. Januar 1814 bei den Dörfern Loenhout und Hogstraeten, die mit dem Rückzuge des französischen Generals Roguet endigten.

Gheel liegt im Mittelpunkte der Campine und ist mehrere Meilen von jedem menschlichen Wohnsitze entfernt: es ist rings von Haideland eingeschlossen, wodurch den Bewohnern die Bewachung der ihnen anvertrauten Kranken sehr erleichtert wird. Die Natur selbst scheint für die Sicherheit der Colonie gesorgt zu haben.

Welches ist der Ursprung der Colonie? Die Gründung derselben fällt der Tradition nach in die erste Zeit nach Einführung des Christenthums in Belgien. Seit dem 7. Jahrhundert erhob sich in den Wüsten des Kampen-Landes eine Capelle, die dem heiligen Martin, dem Apostel der Gallier, geweiht war. Einige von frommen Leuten erbaute Zellen umgaben sie und bildeten den ersten Kern des heutigen Gheel. Hierher flüchtete sich die junge Tochter eines Königs von Irland, um sich der sträflichen Liebe ihres Vaters zu entziehen. Dymphne, dies war der Name der jungen Prinzessin, wurde auf ihrer Flucht von einem Priester, Namens Gerrebert begleitet, der sie zum Christenthum bekehrt hatte. In diesem Asyl hoffte sie in Frieden zu

leben und vergessen von der Welt zu sterben, aber weder Einsamkeit noch Entfernung konnte sie schützen. Ihr Vater entdeckte ihre Spur, verfolgte und erreichte sie, Gerrebert ließ er durch seine Diener ermorden, und da sich Niemand fand, seine blutigen Befehle gegen seine Tochter auszuführen, enthauptete er sie mit eigener Hand. Arme Irren des Landes, die Zeugen des entsetzlichen Vorganges waren, oder, wie andere Berichte sagen, die das Mitleid auf das Grab des Schlachtopfers führte, wurden geheilt. Das Verdienst dieser Heilung schrieb man dem heiligen jungen Mädchen zu, die seitdem die geliebte Schutzpatronin der Geisteskranken geworden ist. Angezogen durch die Hoffnung auf ein Wunder, führten neue Familien ihre irren Angehörigen an den Fuß des Kreuzes, das zur Erinnerung an die Tugend und das Märtyrerthum der heiligen Dymphne errichtet worden war. Bald wurde der Gebrauch allgemein, die Besucher vertrauten ihre Kranken der Sorgfalt der Bewohner an, die sich in immer größerer Zahl um die heilige Stätte ansiedelten; es entstand ein Städtchen, und wo früher die Capelle des heiligen Martin stand, wurde im 12. Jahrhundert eine schöne, große Kirche zu Ehren der heiligen Dymphne erbaut.

Jahrhunderte lang gab es in der Colonie keinen Arzt. Der Kranke, für den man den Beistand der Heiligen anrufen wollte, wurde in einem Krankenhause untergebracht, das an die Kirche stieß. Dasselbe bestand aus zwei großen Räumen, welche der Familie, die zur Bewachung des Kranken beordert war, als Wohnung dienten. An jeden stieß ein Cabinet mit einem vergitterten Fenster. Ein starkes eichenes Bettgestell, an jeder Seite mit befestigten Riemen und Ketten versehen, bildete das ganze Mobiliar. Jeden Tag wurde der Kranke, unter Anführung der Geistlichkeit und umgeben von der Volksmenge, welche Loblieder auf die heilige Dymphne sang, dreimal um die Kirche geführt. Mit jedem Umzuge war eine Wanderung zum Grabe der Heiligen verbunden, das unter einer Art von Säulengang errichtet ist. Der Kranke schleppte sich knieend zu demselben; er wurde hier exorcisirt und dann nach dem Krankenhause zurückgebracht.

Jetzt nimmt man nur selten seine Zuflucht zur heiligen Dymphne; es geschieht nur, wenn die Familie es ausdrücklich wünscht.

Im Jahre 1803 wurde v. Pontécoulant, damals Präfekt der Dyle, auf die großen Vortheile aufmerksam, welche die Colonie für die Unterbringung der Irren darbot. Wie er sagte, glaubte er einer Pflicht der Menschlichkeit und einer Anforderung seiner Stellung nachzukommen, indem er für diese Unglücklichen eine Zuflucht wählte, welche sich durch einen langjährigen Erfolg empfahl. Demzufolge ließ er in Gheel alle Irren aufnehmen, die in den Hospitälern von Brüssel zerstreut waren. Das Beispiel wurde bald von Mecheln, Lier, Tirlemont und anderen Städten zweiten Ranges befolgt. Als Belgien mit Holland vereinigt wurde, schickten die nördlichen Provinzen eine bedeutende Anzahl von Irren hierher. Zuletzt trafen Namur, Hennegau, Lüttich und Luxemburg Abkommen mit der Municipalität von Gheel.

Da die Colonie einen so raschen Aufschwung nahm, so hätte man, scheint

es, auch an ihre innere Organisation denken müssen. Das geschah aber nicht. Gheel war nur ein Aufbewahrungsort, eine Art Botany-Bay, wohin Belgien die Irren sandte, die nach einer Behandlung von einigen Wochen für unheilbar erachtet worden waren.

„Es ist sehr wahr", so drückte sich der Schöffe Verbist in einem an den Communalrath von Gheel abgestatteten Bericht vom 19. November 1838 aus, „daß dieser Stand der Dinge von jeher die Aufmerksamkeit der Vorsteher der Gemeinde erregt hat, aber die meisten Polizei-Verordnungen waren veraltet und in Vergessenheit gerathen." Schwere Mißbräuche hatten sich eingeschlichen. Die Leitung von mehr als 700 Irren war, so zu sagen, dem Zufalle überlassen. Dieselbe Nachlässigkeit herrschte in administrativer und medizinischer Hinsicht; die Irren verweilten in der Gemeinde und verließen dieselbe, ohne daß die Behörde Kenntniß davon erhielt. Die Colonie war ein großes Feld der Beobachtung, das aber unfruchtbar für die Wissenschaft blieb. Eine Radikal-Reform schien unter solchen Umständen unvermeidlich.

Demzufolge nahm der Communalrath von Gheel im Jahre 1838 ein organisches Reglement für die Polizei- und Aufsichts-Verwaltung an, nebst den Grundlagen der medizinischen Leitung.

Man zählt nicht weniger als 10,000 Bewohner in der Gemeinde Gheel, von denen ein großer Theil in Flecken lebt, welche vom Central-Dorfe mehr oder weniger entfernt sind. Die Irren sind auf allen Punkten der Gemeinde verstreut. Alle Bewohner der Gemeinde, welchen Stand oder welche Beschäftigung sie auch haben mögen, können solche bei sich aufnehmen. Die Aufnahme erfolgt nach Akkord mit der Familie oder mit den Hospitälern. Die meisten Irren leben hier auf Kosten der Regierung.

Es giebt keinen bestimmten Preis für die Pensionen; dieselben wechseln nach Verhältniß des Unterhalts und des Comforts, der für die Kranken gefordert wird. Im Allgemeinen steigen sie nicht über 300 Gulden und fallen nicht unter 100 Gulden.

Jeder Irre steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Pflegevaters (so heißt der, dem der Kranke anvertraut wird). Der Pflegevater ist verbunden, seinem Pensionair eine gesunde und reichliche Nahrung, eine gesunde und luftige Wohnung, ein gutes Bett u. s. w. zu liefern. (Art. 21 und 22 des Reglements.)

Monomane, welche eine entschiedene Neigung zum Morden oder zum Brandstiften haben, werden nicht in Gheel aufgenommen. (Art. 4.)

Alle Irren werden, wie sie ankommen, und mit allen über sie zu erhaltenden Notizen, in ein Register eingetragen. (Art. 5.)

In einer Niederlassung wie diese muß eine thätige und unabläßige Aufsicht stattfinden. Es giebt keinen Irren in Gheel, der nicht eine Aufsichts-Commission oder einen besonderen Direktor zu seiner Bewachung hat. Die allgemeine Beaufsichtigung der Irren fällt der Lokal-Verwaltung zu. (Art. 17.) Die Hospitäler, Städte, Gemeinden, welche Irren in Gheel unterbringen, können besondere Beaufsichtigungs-Commissionen auf ihre Kosten ernennen oder Bevollmächtigte zu diesem Zwecke abordnen. Indeß bleibt die specielle

Beaufsichtigung unter der Controlle der Bürgermeister und Schöffen-Versammlung. (Art. 18.) Die verschiedenen Mitglieder der Beaufsichtigungs-Commission haben die Pflicht, die Kranken häufig und unangemeldet zu besuchen. Der Eintritt in jede Wohnung steht ihnen zu jeder Stunde offen; sie lassen sich den Kranken vorführen, untersuchen sein Zimmer, sein Bett und nehmen seine Klagen an. Der Kranke wird augenblicklich von seinem Pflegevater weggenommen, wenn derselbe ihn aus Mangel an Sorgfalt in Unreinlichkeit verfallen läßt. (Art. 31.) Wenn der Pflegevater sich nicht beeilt, die von der Commission angegebenen Verbesserungen einzuführen, so verliert er ebenfalls seinen Kranken, für den dann eine andere Unterkunft gesucht wird. Wenn ein Pflegevater seinen Irren schlägt oder mißhandelt, und nicht nachweisen kann, daß er es aus Nothwehr gethan hat, so wird er für ehrlos erklärt und kann nie wieder einen Irren in Pension bekommen. (Art. 29.)

Die Irren theilen die Arbeiten und täglichen Beschäftigungen der Familie, welcher sie anvertraut sind. Einige gewöhnen sich so sehr an diesen Zustand, daß sie in der Colonie bleiben, selbst wenn sie geheilt sind. Die meisten Irren dürfen im Dorfe und in der Umgegend frei umhergehen. Jedoch sollen sie nach der Bestimmung des Reglements im Sommer nicht vor 6 Uhr und im Winter nicht vor 8 Uhr ausgehen. Im Winter müssen sie um 4 Uhr Abends und im Sommer um 8 Uhr Abends nach Hause zurückkehren. Jeder Pflegevater muß für die Aufrechthaltung dieses Reglements sorgen, wenn er nicht in eine Geldstrafe verfallen will. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind diejenigen Kranken, welche wegen ihres unschuldigen Wahnsinns notorisch bekannt sind; indeß dürfen sie nicht in der Nacht umherstreifen. In die Kirche dürfen sie nur in Begleitung einer Person aus dem Hause gehen.

Außer diesen Beschränkungen erfreuen sich die Irren aller Wohlthaten der Gesellschaft, und sie können, wie der Schöffe Verbist sich ausdrückt, sich noch der Gesellschaft nützlich machen, die sie auszustoßen scheint. In der That führt die Colonie dem Ackerbau und den verschiedenen Gewerbthätigkeiten die Kräfte der Irren zu, welche durch diese Arbeiten Zerstreuung erhalten und dadurch auf den Weg der Heilung geführt werden.

Man findet in Gheel nicht nur Handwerker aller Art, sondern auch Sprach-, Zeichnen-, Rechnen- und Schreiblehrer. Es besteht sogar eine Harmonie-Gesellschaft, welche ein Irrer gegründet hat. Der Besuch der Kaffeehäuser ist den Irren nicht verwehrt und man sieht sie hier häufig mit der Pfeife im Munde neben dem Bierkruge sitzen oder auch Karten und Billard spielen. Ausschweifungen können nicht vorkommen, denn der Wirth, bei dem sich ein Irrer berauschen würde, müßte eine Geldstrafe zahlen, die seinen möglichen Gewinn weit übersteigen würde.

In unseren Irren-Anstalten können die hohen Mauern und die strengste Aufsicht nicht immer Entweichungen verhindern. Demgemäß sollte man bei dem ungestümen Freiheitsdrange dieser Kranken glauben, daß solche Fälle in Gheel sehr häufig vorkommen müßten. Dennoch beträgt die jährliche Durch-

ſchnittszahl nur 6 oder 8 unter 1000 Irren. Allerdings ſind auch vorbeugende Anordnungen gegen Entweichungen getroffen worden. Der Irre, welcher eine fixe Idee zur Flucht zu erkennen giebt, oder der ſchon einen ſolchen Verſuch gemacht hat, wird darum nicht gänzlich der Freiheit beraubt. Man thut dies nicht gern und nimmt lieber zu einer nicht ſchweren Kette ſeine Zuflucht, deren Ringe mit Leder ausgeſchlagen werden und die dem Kranken noch eine gewiſſe Freiheit der Bewegung läßt. Die Irren, welche zum Selbſtmorde hinneigen, erfreuen ſich nicht derſelben Freiheit wie ihre Unglücksgenoſſen, ſondern ſtehen unter beſonderer Aufſicht. Die ſtatiſtiſchen Berechnungen beweiſen übrigens, daß Selbſtmorde nur ſelten in der Colonie vorkommen.

Der Art. 24 des Reglements beſtimmt, daß die wüthenden und gefährlichen Irren, ſo wie die ſchamloſen, an beſonderen Orten aufbewahrt werden ſollen. Die Irren dieſer Art ſind aber auch ſelten in der Colonie, und der Grund iſt wohl hauptſächlich in der Freiheit zu ſuchen, die ihnen gelaſſen wird. Wenn die Tollheit den entſchiedenen Charakter der Raſerei annimmt, ſo kann man nach dem Artikel 26 des Reglements Zwangsmittel gegen ſie anwenden, nämlich Einſperrung, die Zwangsjacke und ſogar Ketten. In einem ſolchen Falle erſtattet der Spezial-Aufſeher Bericht an die Verwaltung, welche das Gutachten des Arztes einholt; giebt dieſer das Zeugniß, daß eine ſolche Behandlung keinen nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit des Kranken haben kann, ſo wird der Pflegevater ermächtigt, eines der angegebenen Zwangsmittel anzuwenden. Dieſe Beſtimmung trägt unſtreitig den Charakter weiſer Vorſicht und ſichert den Kranken gegen Mißhandlungen.

In Gheel werden alle Irren, Männer wie Frauen, mit Handarbeiten beſchäftigt, wenn ihr phyſiſcher Zuſtand es zuläßt. Vorzugsweiſe werden ſie zu Feldarbeiten verwendet. Dieſe Arbeiten ſind denſelben offenbar am zuträglichſten, weil ſie gleichförmig die Muskelkräfte anregen, wenig Aufmerkſamkeit erfordern und unter freiem Himmel vollzogen werden. Die günſtige Wirkung bleibt nicht aus und gewöhnlich gelangen die Irren zu einem hohen Alter, oder werden als geheilt entlaſſen. Die Zahl der Letzteren iſt aber ſehr gering im Verhältniß zu der Geſammtzahl der Irren, dennoch aber ſehr bedeutend im Verhältniß zu der Qualität derſelben, denn es darf nicht überſehen werden, daß nur diejenigen Kranken hierher geſendet werden, welche ſchon früher eine Behandlung beſtanden hatten und für unheilbar erklärt worden waren. Auch iſt zu bedenken, daß ſich in Gheel eine Menge von Paralytiſchen, Epileptiſchen und Blödſinnigen befindet, deren abſolute Unheilbarkeit überall feſtſteht.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenſtraße 116.

Wochenſchau.

Die halboffiziellen Blätter in Wien und Paris ſtrafen jetzt ihre frühere feierliche Verſicherung, daß es ſich in Salzburg lediglich um einen Condolenzbeſuch handeln werde, bereits ſelbſt Lügen. Der „Conſtitutionnel" verkündet, daß dem europäiſchen Gleichgewichte neue wichtige Bürgſchaften gegeben worden ſeien, und die „Wiener Abendpoſt" bringt folgende pomphafte, obwohl etwas vage Verſicherung:

„So viele glänzende Aeußerlichkeiten die Zuſammenkunft gebracht hat, ſo hat ſie ihren Zweck thatſächlich nicht bloß in dieſen Aeußerlichkeiten erfüllt. Ihre wohlthätigen und ſegensreichen Folgen im Intereſſe beider Staaten, im Intereſſe der Erhaltung des europäiſchen Friedens und des Schutzes der ruhigen civiliſatoriſchen Entwickelung der Völker Europa's werden hoffentlich bald zum Gemeingut Aller geworden ſein."

Eine andere Notiz des Wiener Blattes fügt den Gefühlen „hoher Befriedigung" über das Ergebniß der Zuſammenkunft nur die beſchwichtigende Bemerkung hinzu, daß daſſelbe „ein nach keiner Seite hin offenſives ſein wird und ſoll."

Die Wiener „Neue Freie Preſſe" begleitet dieſe Verſicherung mit folgenden Gloſſen:

„Das Ergebniß ſoll ein nach allen Seiten hin defenſives ſein, deutet man uns an, das heißt Oeſterreich wird ſeine Poſition, wie ſie durch den Prager Frieden gegeben iſt, vertheidigen, falls dieſelbe angegriffen wird.. Will das ſagen, daß Oeſterreich in der Ausdehnung des norddeutſchen Bundes über den Main hinaus einen ſolchen Angriff erblicken wird? Heißt es, daß, wenn Frankreich hieraus einen Kriegsfall macht, Oeſterreich verpflichtet iſt, ein Gleiches zu thun? Wo wäre in ſolchem Falle die Grenze zwiſchen offenſiv und defenſiv? Eine ſolche Defenſive kann nicht gemeint ſein. Läge dies in der Tendenz Oeſterreichs, ſo müßte ſeit Jahr und Tag doch ſchon Manches von Wien aus gethan worden ſein, um in Süddeutſchland jenen im Prager Friedensſchluſſe vorgeſehenen Bund zu ſchaffen, welcher mit dem norddeutſchen Bunde wohl in nähere Verbindung treten, nimmer aber in demſelben aufgehen darf. Was aber iſt in dieſer Beziehung geſchehen? Von öſterreichiſcher Seite gar nichts, und von Seite der ſüddeutſchen Regierungen iſt Alles gethan worden, um den ſüddeutſchen Bund zu vereiteln. Eine diplomatiſche Aktion zur Herſtellung des ſüddeutſchen Bundes käme alſo jetzt ſchon zu ſpät; ſie würde reſultatlos bleiben. Das iſt der Fluch der franzöſiſchen Vermitte-

lung, welche den Prager Friedensschluß herbeiführte. Die Napoleonische Diplomatie pflegt in solchen Fällen immer den einen oder den anderen Punkt so unklar oder so vieldeutig zu definiren, daß einer künftigen Einmischung Thür und Thor geöffnet bleibt. Die Stellung Süddeutschlands hat der Prager Friede als für später vorbehaltenen Streitfall völlig in der Schwebe gelassen. Ein süddeutscher Bund ist nur denkbar, wenn er eine Anlehnung hat; denn ohne eine solche kann er der Attraktionskraft des norddeutschen Bundes nicht widerstehen. Naturgemäß wäre Oesterreich der Rückhalt Süddeutschlands; nachdem aber dieses aus Deutschland überhaupt ausgeschlossen wurde, liegt nach dem Prager Frieden nur die Alternative vor, daß Süddeutschland entweder vom norddeutschen Bunde absorbirt wird, oder daß es als selbstständiger Bund bei Frankreich eine Anlehnung sucht und findet. Diese Situation kann auf die Dauer keinen Bestand haben, sie drängt zur Entscheidung. Nicht Schleswig, sondern die Herrschaft in Süddeutschland bildet das Object des preußisch-französischen Krieges, und mit dieser Eventualität hängt die Salzburger Fahrt Napoleon's wohl zunächst zusammen."

Indessen will die „Neue Freie Presse" den Baron v. Beust keine Abenteuer an Frankreichs Hand zutrauen, und so kommt sie denn schließlich zu der Ansicht, daß Salzburg nur eine „Demonstration" war, durch welche der österreichische Minister Preußen den Gedanken nahe legen wollte, „endlich einmal eine Initiative zur Auseinandersetzung mit Oesterreich zu ergreifen." Darin läge die wahre Bürgschaft für die Erhaltung des europäischen Friedens, „während jede Combination, die Frankreich einerseits und Rußland andererseits in die deutsche Frage mitverwickelt, die Gefahr einer allgemeinen europäischen Conflagration nur vermehren kann."

Wunderbar gewählt wäre die Kriegslist immerhin, durch welche nach der „Neuen Freien Presse" der Freiherr v. Beust Preußen an sein Herz ziehen will! Betrügt er Frankreich auf solche Weise, so würde er dessen tödtlichen Haß auf sich laden, und man hat wohl kein Recht, diesen Hintergedanken von vornherein der Salzburger Umarmung zuzuschreiben, obwohl der Augenblick kommen mag, wo jeder Theil den andern anklagt, daß er von ihm düpirt worden sei!

War vorerst auch Salzburg nur eine „Demonstration", so kann ihr Zweck doch kein anderer sein, als der, zunächst den süddeutschen Höfen das Gefühl eines Rückhalts an Oesterreich und Frankreich zu geben und sie so viel als möglich der nationalen Sache abtrünnig zu machen. Eine solche Demonstration ruft natürlich Gegendemonstrationen von nicht besonders freundlicher Beschaffenheit hervor. Dasjenige der preußischen Regierung nahe stehende Blatt, welches die „Auseinandersetzung mit Oesterreich" am Wohlwollendsten zu befürworten pflegt, hat sich bereits in folgender Weise vernehmen lassen:

„Es giebt der Hundsfötter nur wenig in Deutschland, die das Heil ihres Vaterlandes — oder vielmehr ihr eigenes — von Paris erhoffen. Man wird sie zu Boden schlagen, wenn's Zeit ist, den Verrath zu lohnen. Eins aber wolle man wohl beachten in den Tuilerien: Wie wir uns nicht

haben bethören lassen durch Schmeichelworte, so lassen wir uns auch nicht einschüchtern durch Drohreden. Wir verlangen nicht, der Präzeptor eines anderen Staates zu sein, aber wir lassen uns auch nicht discipliniren. Und ob man auch in Salzburg beschlossen hat, die „österreichisch-französische Auffassung irgend einer Frage" nicht „durchkreuzen" zu lassen, — wir sind nicht gemeint, diese europäische Dictatur anzuerkennen."

Hiernach dürfte man sich wohl verrechnet haben, wenn man die preußische Regierung in der Stimmung glaubt, sich durch das außerordentliche Geräusch, mit dem man die angeblichen Salzburger Ergebnisse ausposaunt hat, einschüchtern zu lassen.

Der Prager Friedensvertrag schließt in seinem Artikel IV. für jede neue Gestaltung Deutschlands die Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates aus, und die Schutz- und Trutzbündnisse, welche für den Fall eines Krieges die Streitkräfte Bayerns, Württembergs, Badens und Hessens unter den Oberbefehl des Königs von Preußen stellen, machen jedes politisches Bündniß dieser süddeutschen Staaten mit Oesterreich oder einer andern Macht unmöglich. Der Prager Friedensvertrag aber ist erst ein Jahr alt; er kann mithin in seinen Bestimmungen noch nicht von der Zeit überholt worden sein; und eine Verletzung desselben von Seiten Oesterreichs und Frankreichs würde eine Frivolität sein, die von Preußen ohne Weiteres mit einer Kriegserklärung beantwortet werden müßte.

Das aber wäre der Weltkrieg, in welchem der französische Kaiserstaat um sein Kaiserhaus und das österreichische Kaiserhaus um seine Ländermacht kommen würde.

Preußen wird sofort Alles aufbieten, seine Stellung in Süddeutschland noch mehr zu befestigen. Was den bis jetzt in Süddeutschland erzielten moralischen Erfolg betrifft, so äußert sich darüber der „Schwäbische Merkur" wie folgt:

„Niemand wird in diesem Augenblick mit Bestimmtheit sagen können, ob wirklich französischerseits ernsthafte Versuche gemacht wurden, Oesterreich für ein Südbundprojekt mit habsburgischer Schutzherrlichkeit zu gewinnen, vor Allem aber die süddeutschen Höfe diesem Plane geneigt zu machen, der an die Stelle des alten Rheinbunds einen Donaubund einführen und damit über Deutschland ein nationales Unglück, kaum geringer als jenes frühere, heraufbeschwören würde. Gewiß ist nur, daß nicht das mindeste Anzeichen vorliegt, als gäbe es eine süddeutsche Regierung, welche Geneigtheit zeigte, einen solchen Faustschlag in's Gesicht der deutschen Nation auszuführen. Kein süddeutscher Fürst hat sich an den Salzburger Berathungen betheiligt — nur der Großherzog von Hessen konnte es sich nicht versagen, zur Zeit derselben bei seinem Schwiegervater, dem alten König Ludwig von Bayern, auf Leopoldskron bei Salzburg zu Besuch anwesend zu sein — kein süddeutscher Minister hat zu Salzburg mit Beust, dem alten Bekannten aus der Würzburger Conferenzzeit her, unterhandelt. Nach wie vor bestehen die süddeutschen Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen, bestehen die Verträge über

die Zolleinigung Süd- und Norddeutschlands, steht das gemeinschaftliche Zollparlament vor der Thüre und bereiten sich die süddeutschen Truppen vor, in Organisation, Bewaffnung und Reglement der Heeresmacht des norddeutschen Bundes wie Glieder eines Körpers ähnlich zu werden. Eine Reise des Kaisers Napoleon nach Salzburg hat an diesen Thatsachen, den Folgen einer geschichtlichen Umwälzung, des Krieges von 1866, dessen Opfer den süddeutschen Bevölkerungen wahrlich nicht leicht geworden sind, nichts ändern können. Deutsche Politik ändert sich nicht im Handumdrehen in Rheinbundspolitik. Süddeutsche Regierungen haben sich in der Bedrängniß des vorigen Jahres theilweise schutzflehend nach Frankreich gewendet. Zwischen jenem Tage und dem heutigen liegt aber ein Jahr der politischen Entwickelung, das einen Mantel der Vergessenheit über jenen unseligen Zwischenfall gebreitet hat. Wenn der französische Kaiser glaubt, jetzt den Dank sich holen zu können für eine Lebensfristung, die schließlich doch nicht ihm zu verdanken war, so hat er sich getäuscht."

Aehnlich äußern sich die in München erscheinenden „Neuesten Nachrichten" in einem Artikel, betitelt: „Das constitutionelle Oesterreich", in welchem dieses in 40,000 Exemplaren verbreitete Blatt sich sehr entschieden gegen eine Verbindung Bayerns mit Oesterreich erklärt. Es habe sich schon vor 1866 für die Hegemonie Preußens ausgesprochen, weil der Absolutismus in Oesterreich eine Nothwendigkeit, in Preußen eine Zufälligkeit sei. Nicht allein der von Adel und Geistlichkeit beherrschte Willen der Hofburg fehle für den Constitutionalismus, sondern auch die Zusammensetzung des Staats stehe diesem entgegen. Den Ungarn sei der Dualismus gewährt und den Deutschen die constitutionelle Regierung zugesagt. Beide Versprechen seien aber den Croaten, Czechen und Polen gegenüber ohne Absolutismus nicht durchführbar. Jede Nationalität suche die „widerwillige" Verbindung mit dem Kaiserreiche zu zerreißen. Das Volk bei den Magyaren hätte die Galgen von Arad nicht vergessen. Der Frieden der Hofburg sei nur mit den Magnaten und dem ungarischen Clerus hergestellt. Die Croaten hielten die ihnen wegen des Kampfes gegen Ungarn gemachten Versprechen fest, daher ihr Widerstand gegen die Magyaren, ebenso wie die Feindschaft der Czechen gegen die Deutschen. Um die Herrschaft zu behalten, müsse Oesterreich zum Absolutismus gegen den slawischen Theil zurückkehren. Die Allianz mit Frankreich und den süddeutschen Staaten solle Oesterreich in der Erreichung dieses Zieles unterstützen. Die Süddeutschen würden im Falle des Sieges dazu beitragen, das österreichische Kirchengut unangetastet zu lassen. Frankreich würde ein Stück deutsches Land dann zum Lohne erhalten. „Das ist das Oesterreich von heute, das ist der Hort der Ultramontanen und Particularisten, das ist der projectirte Anlehnungspunkt des süddeutschen Staatenbundes." Siegt Oesterreich, „so werden wir zwar nicht das Reichsgesetz des Norddeutschen Bundes, aber den österreichischen Absolutismus, zwar nicht die preußischen Steuern bekommen, aber die österreichischen Schulden zu bezahlen und die österreichische Concordatswirthschaft zu ernähren haben. Unsere Soldaten werden zwar nicht unter der preußischen Führung Kriege für des deut-

ſchen Namens Ehre auszufechten haben, aber zu franzöſiſchen Soldknechten degradirt werden", oder beſtimmt ſein, andere Völker im öſterreichiſchen Dienſte zu unterdrücken. „Unſere Fürſten endlich werden wohl an Preußen von ihrer Souveränetät nichts abtreten müſſen, dafür aber, von den Nachkommen verwünſcht, von der Geſchichte gebrandmarkt, ihre Befehle von Paris erhalten. Siege aber Preußen, ſo werde das „Depoſſedirtwerden" der Fürſten in nächſter Nähe, wenn nichts Schlimmeres blühen. Es gebe eine große Anzahl von Leuten, die ein Bündniß mit Frankreich „Vaterlandsverrath" nennen. „Wir wollen nicht pactiren mit dem Erbfeinde der deutſchen Nation und mit dem nackten Abſolutismus, ſondern wir wollen unabänderlich ein einheitliches deutſches Reich bilden."

Eine andere „Demonſtration" um mit der „Wiener Freien Preſſe" zu reden — die Seitens Frankreichs gegen Preußen in Scene geſetzt worden, iſt jetzt ſchon kläglich abgelaufen, wir meinen den Beſuch einiger Franzoſen in Kopenhagen, die ſich nunmehr von dort verabſchiedet haben. Ihr Abſchiedsſchreiben bewegt ſich in denſelben landläufigen Redensarten, in denen die franzöſiſchen Herren ſich in Dänemarks Hauptſtadt bei den ihnen dargebrachten Huldigungen ergingen. Kein Einziger hat ein Wort von einiger Bedeutung zu ſagen gewußt. Selbſt der an däniſcher Geſinnung mit „Dagbladet" wetteifernden „Kölniſchen Zeitung" wird geſchrieben, man habe ſich hier immer gründlicher überzeugt, daß die praktiſche Bedeutung dieſes ganzen franzöſiſchen Beſuchs anfänglich weit überſchätzt worden ſei. „Dazu ſoll unter den franzöſiſchen Gäſten ſelbſt nur äußerlich eine gewiſſe Harmonie geherrſcht, im Grunde aber eine vielfache Disharmonie ſtattgefunden haben, und man erzählt ſich ſchon einige ergötzliche Anekdoten, wie die perſönliche Eitelkeit und Sucht, um jeden Preis von ſich reden zu machen, einzelner der franzöſiſchen Journaliſten auf eine wirklich oft beluſtigende Weiſe hervorgetreten ſei. Auch die bekannte Ordenshaſcherei ſo vieler Franzoſen zeigte ſich jetzt wieder im hellſten Lichte, und wenn der König von Dänemark nicht ſeine Danebrogskreuze mit vollen Händen verſchenkt, kann er ſicher ſein, in einem Theile der franzöſiſchen Preſſe bald auf das Heftigſte angegriffen zu werden."

Was den Aufſtand in Spanien, dem wir einen beſonderen Artikel widmen, betrifft, ſo trägt derſelbe nach Allem einen ſehr ernſten Charakter. Catalonien iſt, mit der Hauptſtadt Barcelona, in Belagerungsſtand erklärt; das Gleiche iſt in den baskiſchen Provinzen und Navarra durch Proklamation des dortigen Generalcapitäns Garcigo y Garvia de la Calle geſchehen, welcher alle, die ſich den Rebellen und Unzufriedenen anſchließen, mit den äußerſten Strafen bedroht. In Andaluſien gährt es ebenfalls. Ein amtliches Blatt veröffentlicht eine königliche Ordre an den Generalcapitän dieſer Provinz, woraus hervorgeht, daß die Bürger von Encinaloſa im Departement Huelva (an der Küſte, nahe der portugieſiſchen Grenze) einen Aufſtandsverſuch gemacht haben, den die Behörden nicht mit der nöthigen Energie unterdrückt haben, weshalb ihnen ein Verweis ertheilt werden ſoll. Im öſtlichen Spanien ſcheinen die Dinge nicht anders zu ſtehen als im nördlichen und ſüdweſtlichen. Ein in Valencia erſcheinendes Journal

meldet, daß in der Nacht vom 15. in der Nähe der Stadt die Telegraphendrähte durchschnitten sind, und daß dasselbe auch im Distrikt Castellon, nordöstlich von Valencia (nicht zu verwechseln mit einer Stadt gleichen Namens in Catalonien), geschehen ist. Die officiellen Depeschen aus Catalonien sind natürlich sehr beruhigend, doch ist ihnen wenig Glauben zu schenken.

Privat-Nachrichten aus Spanien melden: Am 22. fand ein Gefecht zwischen der Bande von Roger Pierra und den regulären Truppen statt. Nach einem einstündigen Kampfe mußten die Liberalen Schutz auf französischem Gebiete suchen; 27 Insurgenten, darunter Pierra und seine Söhne streckten die Waffen bei Puy de la Neige. Eine Abtheilung französischer Soldaten geleitete sie nach Ceret, wo sie in's Gefängniß geworfen wurden; am 23. sollten sie nach Perpignan abgeführt werden. Tarragona ist mit Sturm genommen. Der General Rousset, der zuerst die Insurgenten befehligte, fiel auf der Bresche, worauf der General Condra den Oberbefehl übernahm. Die Belagerten verloren ihren Alcaden und sechs Offiziere. Nach der Einnahme der Stadt gingen drei Bataillone zu den Insurgenten über. Der Marschall Prim soll mit beträchtlichen Streitkräften auf dem Marsche gegen Madrid sein. Der General Contreras ist zuerst geschlagen worden, worauf er sich in das Aranthal zurückzog, um von dort gegen Gerona zu operiren. Nach andern Berichten (die aber noch sehr der Bestätigung bedürfen) stehen jetzt fünf bis sechs namhafte Generale an der Spitze der Bewegung in Catalonien, während Aragoniens Hauptstadt, Saragossa, nebst ihrer Garnison nach der neuesten Nachricht zu den Insurgenten übergegangen ist. Ueberhaupt scheinen in Aragonien die königlichen Truppen einige Schlappen erlitten zu haben. Diese Siege haben den Insurgenten neuen Muth gegeben, und man erwartet, jeden Augenblick die Nachricht zu erhalten, daß Valencia und Barcelona capitulirt haben. Die Königin befindet sich in La Granja, wo sie eine Fehlgeburt hatte. Der Schrecken herrscht im dortigen Schlosse. Man hat Alles für die Flucht vorbereitet; der Plan besteht darin, die Ufer des Oceans in Andalusien zu gewinnen. Das Gerücht geht, die Insurgenten wollten den Herzog von Montpensier zum König von Spanien ausrufen.

In Mexiko hat Juarez nach einer Abwesenheit von länger als vier Jahren von der Hauptstadt seinen Einzug mit vielem Pomp gehalten und eine in sehr maßvollen Ausdrücken gehaltene Proklamation erlassen. Was auch berichtet werden mag, um das juaristische Heer in Europa in üblen Ruf zu bringen, in Wahrheit ist die Haltung und das Betragen der Truppen in der Hauptstadt durchaus tadellos. Man muß die Mäßigung und Manneszucht einer Armee, die man als aus Banditen bestehend dargestellt hat, bewundern. An dem Einzugstage wurde dem Präsidenten Abends ein Festmahl gegeben. In seiner Antwort auf den ihm dargebrachten Trinkspruch sagte er: „Man muß sich weder durch die Namen noch durch die Thaten gewisser Leute blenden lassen, welche, weil die Umstände sie lange Zeit in einer sehr hohen Stellung ließen, sich unentbehrlich der Nation erachten konnten. Man muß mit Vorsicht, mit Unterscheidung zur Wahl schreiten

Wer aber auch der Gewählte sei, so müssen sich doch Alle vor dem Gesetze zu beugen wissen."

Das neueste Heft der Pariser „Revue Contemporaine" bringt den ersten Theil einer schon vorher vielbesprochenen Arbeit des Grafen E. de Kératry über Mexiko. Sie führt den Titel: „Der Fall des Kaisers Maximilian nach bis jetzt noch nicht veröffentlichten Dokumenten." Diese Dokumente sollen nun, wie vielfach geglaubt wurde, von sehr kompromittirender Natur für die französische Regierung und für ihre Vertreter in Mexiko sein. Dagegen hat der ganze Artikel Kératry's, so weit er bis jetzt vorliegt, vielmehr ganz das Aussehen, als sei er unter direkter Inspiration des Marschalls Bazaine und zur ausschließlichen Rechtfertigung seiner politischen und militärischen Thätigkeit jenseits des Atlantischen Oceans geschrieben. Das ganze Auftreten Maximilian's von den ersten Unterhandlungen mit ihm in Miramare an wird herber getadelt, als dies bisher je geschehen ist. Vornehmlich macht Kératry geltend, daß Maximilian trotz seines lebhaften, veränderlichen Geistes sehr eigensinnig gewesen sei. Schon von Miramare aus fing er an, vermittelst der in Mexiko eingesetzten Regentschaft seine Herrschergewalt in Anwendung zu bringen. Marquis von Montholon erhielt damals schon auf eine gewisse Anfrage an Almonte die Antwort: „Ich kann nichts thun; ich muß die Befehle Sr. Majestät in Miramare und den Rath des Herrn Gutierrez de Estrada in Rom einholen." So wie Maximilian aber den mexikanischen Boden betrat, vergaß er, wie Kératry meint, ganz die schuldige Dankbarkeit; er entfernte die meisten Persönlichkeiten der ihm anhängenden konservativ-klerikalen Partei aus seiner Umgebung und bildete sein Ministerium aus dem französischen Namen feindseligen Elementen der sogenannten nationalen Partei. Er war, wie in dem weiteren Verlauf des Artikels entwickelt wird, mit einem ganzen Pack bereits fertiger Gesetze, die er sein Statut nannte, in Mexiko angekommen und handelte daselbst nach einer in Miramare vorgefaßten Meinung. Er arbeitete beständig auf dem Papier, verfaßte ausgezeichnete Dekrete, die in den Händen seiner Minister ein todter Buchstabe blieben und führte den Vorsitz in unzähligen französischen und anderen Commissionen, die in Ermangelung einer kräftigen, einheitlichen Leitung nie Etwas zu Wege brachten. Es fehlte dem Kaiser nicht an theoretischer Einsicht, aber an Energie in der Praxis und an Kenntniß des Temperaments und der Gewohnheiten seiner Unterthanen. Kératry giebt übrigens zu, daß, wenn auch der Erzherzog in seinem unbesonnenen Ehrgeiz eine nach außen, wie nach innen sehr schwere Last auf sich genommen, man doch mit Recht fragen könne, ob irgend ein anderer an seinem Platze sich geschickter oder glücklicher gezeigt hätte.

Als eine der Hauptbeschwerden gegen Maximilian wird geltend gemacht, daß er, um die Juaristen zu entwaffnen und ihre Anwerbungen in den Vereinigten Staaten zu verhindern, ohne den französischen Oberbefehlshaber zu Rathe zu ziehen, sich die Unterstützung oder wenigstens die Neutralität der Vereinigten Staaten zu erwerben versucht habe, obwohl er zum Voraus wissen mußte, daß jeder dahin zielende Schritt direkt abgewiesen

würde. Ein weiterer Vorwurf ist der, daß er sich nicht dazu entschließen konnte, 25,000 Conföderirte, die als Einwanderer sich im Norden Mexiko's niederlassen wollten, zur richtigen Zeit und in der richtigen Weise heranzuziehen; ferner, daß er durch Vertheilung von Staatsgütern die durch ihn emancipirten Indianer nicht dauernd für seine Sache zu gewinnen wußte. — Was das berüchtigte Dekret vom 3. Oktober 1865 anbelangt, so behauptet Kératry, daß es keineswegs gegen die Juaristen gerichtet gewesen sei. Damals sei Juarez bis nach Paso del Norte zurückgedrängt gewesen und Maximilian habe ihm die Präsidentschaft des Obertribunals anbieten lassen, wenn er das Kaiserreich anerkennen wolle. Maximilian setzte bei Abfassung des Dekretes voraus, daß es wirklich mit der Republik zu Ende sei, und daß die blutigen Bestimmungen nur gegen eigentliche Räuber und Wegelagerer gerichtet seien. Am wenigsten wird wohl die Versicherung Kératry's Glauben finden, daß Marschall Bazaine von dem Dekret abgerathen und, als er es nicht abwehren konnte, nur allerlei mildernde Bestimmungen durchgesetzt habe. Zu bestimmte Zeugnisse von anderer Seite bezeichnen den Marschall Bazaine als den eigentlichen Urheber des Blutdekrets. — Uebrigens gesteht auch Kératry offen zu, daß die französische Regierung dem neuen Kaiserreiche nicht die nöthige Geldunterstützung verschafft und ihm von den 50 Millionen im Ganzen nur 40 Millionen zur selbstständigen Verwendung überlassen habe. Die französische Regierung habe aber damals schon recht wohl gewußt, daß das mexikanische Kaiserreich es kaum zu 90 Millionen Francs Einnahme zur Bestreitung von wenigstens 150 Millionen Ausgaben bringen könne. — Die militärischen Streitkräfte Maximilian's bestanden, die Franzosen nicht gerechnet, am 31. Dezember 1865 aus 43,520 Mann, worunter 1234 Belgier und 6545 Oesterreicher, mit 12,482 Pferden. — Das vielbesprochene Palais, das Maximilian dem Marschall Bazaine geschenkt, befindet sich heute in dem Besitz der Republikaner. Maximilian bot dem Marschall bei dessen Abzug eine Entschädigung von 500,000 Francs aus seinem Privatvermögen an, allein der französische Marschall, der schon den Titel eines Herzogs von Mexiko und großen Grundbesitz in Zongolica ausgeschlagen hatte, lehnte natürlich auch dies großherzig ab.

Der Artikel wird wahrscheinlich zu sehr eindringlichen Widerlegungen Anlaß geben.

Spanien.

Spanien, seit 1808 in Kriegen begriffen, die selten und auf kurze Zeit von einem trüglichen Friedenszustand unterbrochen wurden, Spanien, nach und nach Eigenthum oder Beute der entgegengesetzten Parteien, von den Absolutisten und Apostolischen plötzlich an die Radicalen, von den Exaltados eben so plötzlich an die Moderados übergehend, Spanien, das Land, wo man mit allen möglichen Arten von Verfassungsformen und Regierungsgrundsätzen

experimentirend verfahren hat, Spanien wird von Neuem von einem Bürgerkrieg unterwühlt, deſſen Folgen ſich noch nicht berechnen laſſen. Freilich waren ſtets die Aufſtände, die vereinzelt ausbrachen, wie Wetterleuchten nach vorübergezogenem Gewitter, freilich war auf die Mehrheiten der parlamentariſchen Verſammlungen, die heute für das Estatuto real und morgen für die Verfaſſung von 1812 ſtimmten, endlich eine compakte, einem beſtimmten Ziele zuſteuernde Majorität gefolgt, die Oppoſition verſtummt und die revolutionäre Preſſe verſchwunden, — war es aber ſo gekommen, weil die jetzige Geſtaltung der Dinge der Stimmung des größten Theils der Nation entſprach oder trat dieſer Zuſtand der Ruhe nur ein, weil auf die immerwährenden Stürme eine tödtliche Erſchlaffung folgte, oder war es endlich die Gewaltherrſchaft, die dieſes Schweigen ſeit anderthalb Jahren hervorgerufen hatte?

Es war von dem allen Etwas, eine Miſchung guter und ſchlechter, legaler und ungeſetzlicher Dinge und Verhältniſſe, was die Baſis des Zuſtandes bildete. Er konnte keine Dauer verſprechen.

Das Unglück Spaniens reſultirt aus der gänzlichen Trennung des Staates von der Geſellſchaft, herbeigeführt durch Verfaſſungsformen, welche weder der geſchichtlichen Entwickelnng, noch der politiſchen Bildung, noch den nationalen Sitten homogen ſind. Erſt die Abſtraktionen politiſcher Schwärmerei, dann die Grundſätze, Fiktionen und Ränke des franzöſiſchen Conſtitutionalismus ſtürzten ſich über das Volk, welches unter einer Jahrhunderte währenden Mißregierung des ausgebildetſten Abſolutismus den Gebrauch ſeiner Kräfte verlernt und mit ſeiner politiſchen Selbſtſtändigkeit zugleich die Fähigkeit der wirthſchaftlichen Bewegung verloren hatte. Es gewann mit den neuen politiſchen Formen, weil ſie ihm fremd und wegen ihres Urſprungs auch verhaßt waren, weder dieſe noch jene; wohl aber verſtand es der Egoismus, ſich ihrer als eine Handhabe zu bemächtigen, um den Staat in der ſchnödeſten Weiſe auszubeuten. Cortes und Heer waren und ſind nur die Maſchinerieen, mittels deren ſich die Espartero's, die Narvaez, die O'Donnel's, die Prim's auf die Regierungsſitze heben laſſen, auf denen ſie ſich ſo lange erhalten, als es ihnen gelingt, die Habſucht ihrer Anhänger zu befriedigen und die Anſprüche ihrer Gegner mit Gewalt zu unterdrücken. Das politiſche Leben Spaniens beſteht nur noch in der Concurrenz der Gewalt; die Verſchwörung der geſtürzten Regierungsmitglieder und ihres außer Amt geſetzten Anhanges iſt ſelbſtverſtändlich und das „Pronunciamento" giebt die Probe zu dem Exempel. Man braucht nur auf die entſcheidende Rolle, welche die Armee in Prätorianer-Art bei dieſen Emeuten ſpielt, hinzuweiſen, um die tiefe Kluft aufzudecken, welche in Spanien Staat und Geſellſchaft von einander trennt.

In den Manifeſten oder Proclamationen, die jede Schilderhebung begleiten, dröhnt es von Kriegsgeſchrei gegen den Adel, das Königthum und die Geiſtlichkeit, und eben ſo wenig fehlt es an Aphorismen über die Tyrannei des Capitals, über das Recht auf Arbeit ꝛc. Beide Themata verfehlen aber nothwendigerweiſe ihre Wirkung.

Der Adel hat ſchon ſeit geraumer Zeit ſeine Rechte verloren, muß zu

den öffentlichen Lasten beisteuern und besitzt, ein paar bedeutungslose Ausnahmen abgerechnet, fast nur noch rein politische Privilegien, die nichts Drückendes für die Massen haben, vielmehr meist selbst zu deren Vortheil ausgeübt werden. Bei seinem Reichthum und in seinem Stolze überläßt er fast alle Staatsämter der mittleren Klasse, und darum hat er auch um so leichter die natürliche Stütze aller im Gebiete der Finanzen, der Verwaltung und der Justiz versuchten oder bewerkstelligten Reformen werden, d. h. ganz besonders im Interesse der Masse wirken können. Wie oft war und ist die erste Kammer, der Senat, in Spanien freisinniger, als die zweite Kammer! Was das aristokratische Princip selbst betrifft, so hat solches für das Volk wenig Anstößiges in einem Lande, wo der Adel einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung umfaßt und in einigen Provinzen bis in's Proletariat hinabsteigt. Ueberdies ist der gewöhnliche Spanier zu stolz, um gegen eine höhere Stellung Neid zu empfinden, und ihrerseits die Grandezza des Adels so wenig irgend einer Anfechtung ausgesetzt, daß sie jede Exclusivität verschmähen zu können glaubt. Volk und Adel stehen darum im besten Vernehmen, und aus dem aristokratischen Gefühl entspringt jene Gleichgültigkeit im Großen und Ganzen, die die unaufhörlichen Revolutionen der einzelnen Parteichefs sich ruhig austoben läßt.

Der Thron wird in Spanien durch dasselbe Princip gestützt, wie die Aristokratie. „Es lebe die Königin, wenn sie's auch nicht verdient", riefen vor einigen Jahren die mißvergnügten Nationalgarden von Saragossa, als sie die Bande von Cabañero zurückwarfen. Ueberhaupt gestattet die ungeheure Decentralisation des alten Regierungssystems dem spanischen Volke nicht, seine Mißstände und Beschwerden im Königthum zu resümiren. Letztere haben ihren Grund vielmehr in der Einzelwillkür, die in verschiedenen Zweigen der Verwaltung herrscht; daher denn Alles, was den Zweck hat, die officielle Thätigkeit zu centralisiren und somit zu stärken, den Massen nur erwünscht erscheinen muß. Die königliche Gewalt ist hier schon seit lange in der eigenthümlichen Lage, daß sie nur durch Abstellung der herrschenden Mißbräuche wachsen kann, und daß sie gerade dadurch, daß sie sich stärkt, an Popularität gewinnt.

Sollte endlich vielleicht der kirchliche Einfluß Ausbrüche der Volkswuth zu veranlassen im Stande sein? Noch weit weniger. Die Abschaffung der Klöster hat diesen Einfluß, in so weit er die schicklichen Grenzen überschritt, gänzlich zerstört. Ja, man kann sagen, der Liberalismus habe in Bezug hierauf vielleicht sogar mehr gethan, als dem Interesse der Massen willkommen war, indem von den Klöstern und der Geistlichkeit eine ungeheure Menge von Erleichterungen, Unterstützungen und Almosen ausgingen. Bei den Massen kann daher der Revolutionsruf gegen die Diener der Kirche wenig Anklang finden, um so weniger, als das Wort „Gewissensfreiheit" in Spanien ein unverstandener, leerer Schall ist.

Die Ideen der Neuzeit haben für Spanien keine Bedeutung. Der Altar steht hier ganz außerhalb des Spielraumes. Der Thron und die Aristokratie repräsentiren weit mehr die Bewegung und den Fortschritt, als den Wider-

ſtand. Das Volk endlich lehnt ſich vermöge ſeiner Sitten an den Adel, ſeines Intereſſes halber an den Thron und rückſichtlich ſeiner Glaubensmeinungen und ſeiner Lehren an die Geiſtlichkeit.

Die Stichworte des Jahres 1848 werden in Spanien noch weit weniger verſtanden. Was ſoll man z. B. vom Recht auf Arbeit ſagen? Von allen Schwärmereien, welche ſich die thörichte Nachahmungsſucht der ſpaniſchen Radikalen erlaubte iſt dieſe die ausſchweifendſte. Die ungeſunde Theorie bedarf zum Gedeihen des feuchten Treibhauſes der Fabriken; Spanien jedoch hat es, mit einigen geringen Ausnahmen, gar nicht nöthig, Induſtrie zu treiben. Die durch Maſchinen bewirkte Revolution macht ſich in Spanien wenig bemerklich. Es fehlt hier eher an Kräften, als an Arbeit.

Nichts iſt alſo natürlicher, als daß die demokratiſche und ſocialiſtiſche Propaganda in Spanien ſtets ſcheitern muß. Sie könnte als Anhänger höchſtens einige Trabucayres in Catalonien gewinnen. Die Partei der eigentlichen Exaltados, die weit ernſtere Antecedentien hat und ſich in ihren Manifeſten „die liberale Armee" zu nennen liebt, konnte bis jetzt ebenfalls nichts ausrichten. Ganz natürlich: es fehlte dieſer Partei an Führern und Soldaten.

Der Belagerungszuſtand paralyſirte ſeinerſeits zur rechten Zeit das parlamentariſche Häuflein, welche den Exaltados in den früheren Aufſtänden als Hebel gedient und ſeinen Namen hergegeben hatte. Das Wort „Vaterland" iſt auf der pyrenäiſchen Halbinſel noch nicht ſo verbraucht, wie anderwärts, die Sache bekam ein vorwaltend engliſches Anſehen und wurde ſomit völlig unpopulär. Mit ihrem parlamentariſchen Stützpunkt hatte die exaltirte Partei den größeren Theil ihres Inſurrektions-Perſonals verloren.

Die bisherige Erfolgloſigkeit des Carlismus oder Montemolinismus hängt mit analogen Urſachen zuſammen. Wie die alte Exaltado-Partei, war die alte karliſtiſche Partei nur eine Coalition, eine Vereinigung heterogener Forderungen, Bedürfniſſe und Anſprüche, welche heut zu Tage entweder getrennt ſind oder ihre Intereſſen verloren haben.

Man hat in dem ſpaniſchen Carlismus ein Seitenſtück zu dem franzöſiſchen Legitimismus ſehen wollen: worin ſoll aber die Aehnlichkeit liegen? Die königliche Ordre vom 5. April 1830, hinſichtlich der Erbfolge, war ja gerade eine Rückkehr zu dem uralten Grundgeſetz (vor Philipp V.), hatte ſomit im eigentlichen Sinne die legitimiſtiſchen Sympathieen für ſich. Die hohe Ariſtokratie Spaniens faßte die Sache auch ſo auf und ſtellte dem Don Carlos, reſp. deſſen Sohne wenig Anhänger. Zieht man von der carliſtiſchen Partei das Princip ab, was bleibt dann noch übrig? Nur zwei Intereſſen. Das Intereſſe nämlich der baskiſchen Freiheit und das der Privilegien der Geiſtlichkeit, jenes demokratiſch, dieſes weſentlich abſolutiſtiſch. Beide Intereſſen jedoch ſind heute befriedigt, reſp. beſeitigt.

Die Wanderungen und ihre Bedeutung für das deutsche Sprachgebiet.

III.

Die ersten Wanderungen der Deutschen von Westen her nach den mittleren Donauländern fanden unter Karl dem Großen statt, welcher deutsche Orte in der Ebene Pannoniens und in dem Lande der Save anlegte. Den Letzteren traten später die Colonieen hinzu, welche das Hochstift Freising nach Krain verpflanzte. Nach dem Vordringen der Ungarn wurden in verschiedenen Theilen dieses Reiches bereits unter Geisa und Stephan (also gegen das Ende des 10. Jahrhunderts) deutsche Colonisten angesetzt; in der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde die wüste Hermannstädter Gegend (das Sachsenland) durch Blämen, Westfalen und Niederrheiner bevölkert, und diesen folgten im Anfange des 13. Jahrhunderts die Colonisten des Burzenlandes und Nösnerlandes. Nach dem Mongolenkriege wurden auf's Neue Deutsche in das zur Einöde gewordene Ungarn gerufen; in diese Zeit fällt die weitere Verbreitung der Deutschen längs der Westgrenze und die Besiedlung der Zips und der südlichen Karpatengegenden durch Thüringer, Obersachsen und Schlesier. Von den vereinzelten deutschen Ansiedlungen im ungarischen Gebiete soll der südwestliche Theil durch die Türkenkriege zu Grunde gegangen sein. Die deutschen Colonieen im Norden Ungarns gingen allmählich zurück, wohl namentlich seitdem die slowakische Bevölkerung durch Zuzüge verstärkt und mehr nach Osten gedrängt war; ein großer Theil derselben wurde slowakisirt, Einiges auch magyarisirt; die Zahl derjenigen Slowaken, welche deutscher Abstammung sind, wird in der Zusammenstellung zur Czörnig'schen Ethnographie auf 89,000 angegeben.

Nach den Türkenkriegen und zwar schon mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts begann eine neue Periode der deutschen Colonisation in Ungarn; in dieser Zeit wurden die deutschen Ansiedlungen namentlich durch flüchtige Protestanten aus Oesterreich verstärkt. Nach der Wiedergewinnung Ungarns durch die deutschen Waffen gegen Ende desselben Jahrhunderts wurden zahlreiche deutsche Niederlassungen in der Ofener Gegend und dem Bakonywalde, dann im Anfange des 18. Jahrhunderts in der Tolna und Baranya, und nachmals unter Maria Theresia und Joseph in der Backa und im Banat, sowie auch in Siebenbürgen gegründet. Auch auf diese meist zwischen Magyaren angesiedelten Deutschen (großentheils schwäbischen Ursprungs und aus andern österreichischen Ländern) dürfte das in gewissem Maße Anwendung finden, was Kohl allgemein nicht nur von den Freistädtlern deutscher Abkunft, sondern auch von den Bewohnern der 700 ländlichen Ortschaften deutschen Ursprungs in Ungarn anführt, daß sie nur noch theilweise rein deutsch, theilweise halb, theilweise auch ganz entdeutscht seien, theils erst seit Kurzem, theils schon seit langer Zeit.

Ungünstiger noch als gegenüber den östlichen Völkern, ist das Verhältniß in Ansehung der Bewahrung der deutschen Nationalität gegenüber den

keltiſchen und romaniſchen Völkern. In dieſer Beziehung braucht nur daran erinnert zu werden, daß durch die Völkerwanderung in von jenen Stämmen beſetzte Gegenden vier große deutſche Stämme und bedeutende Theile von vier andern deutſchen Stämmen ihrer Nationalität allmählich entfremdet worden ſind. Die kleineren Bruchtheile kelto-romaniſcher Bevölkerung, welche dagegen durch die Erweiterung der deutſchen Sprachgrenze germaniſirt wurden, ſtehen zu dieſen Verluſten offenbar in keinem Verhältniß.

In Betreff der Bewohner des deutſchen Gebietes in den öſtlichen Alpen begegnen wir derſelben Vermuthung, welche für das öſtliche Deutſchland nordwärts der Donau erwähnt worden iſt. Bernhardi nimmt an, daß die Kelten bei der Beſitznahme von Noricum die Nationalität der dortigen urſprünglich deutſchen Bevölkerung nicht umgeändert hätten, und will hieraus, zuſammen mit dem ſpäter erfolgten Eindringen deutſcher Völker in dieſe römiſche Provinz, erklären, daß ſogleich nach dem Zerfall des römiſchen Reiches die dortige Bevölkerung als deutſche erſcheint. Indem aber Bernhardi zugleich die Vermuthung aufſtellt, daß die über die Donau gewanderten Bojer in der dortigen deutſchen Urbevölkerung aufgegangen ſeien, nimmt er offenbar an, daß die Bayern, welche im Anfange des 6. Jahrhunderts an der Stelle der bis dahin längs der Donau wohnenden fünf deutſchen Völkerſchaften erſcheinen, eine keltiſche Beimiſchung hatten, — eine Annahme, deren Richtigkeit, da ſie ſich nur auf den Namen der Bayern ſtützt, nach den Erfahrungen der unrichtigen Bezeichnung von Völkerſtämmen in früherer wie in unſerer Zeit noch nicht genügend erwieſen ſein dürfte. Dagegen ſcheint von der Bevölkerung der römiſchen Provincialen im nördlichen Noricum, von welcher, nachdem ein großer Theil gegen Ende des 5. Jahrhunderts durch den Herulerfürſten zurückgezogen war, Einiges zurückblieb, ein Theil mit der bayriſchen Bevölkerung erſt allmählich verſchmolzen zu ſein. Die Czörnig'ſche Ethnologie führt an, daß in einigen noriſchen Gauen noch im 8. Jahrhundert die römiſchen Provincialiſten unterſchieden wurden, und will die Sitze der wälſchen Bevölkerung in einer Anzahl Ortſchaften, namentlich zwiſchen der Traun und Salza finden, an welchem letzteren Fluſſe ſchon früher ein keltiſcher Stamm gewohnt hatte.

Von Rhätien wurde der nördliche Theil zu Ende des 5. Jahrhunderts den Alemannen eingeräumt; von dort aus ſcheinen ſie ſich, dem Laufe der Thäler folgend, über den größeren Theil Tyrols erſtreckt zu haben, während von der andern Seite her auch die Bayern dorthin ſich ausdehnten. Außer dieſen beiden werden bei Czörnig als Beſtandtheile der hier ſich bildenden deutſchen Bevölkerung auch Franken und Lombarden genannt, welche im Jahre 569 Deutſch- und Wälſch-Metz (Mezzo-Lombardo) als ihre Grenze beſtimmten; Czörnig giebt an, daß hier ſchon ſeit dem 7. Jahrhundert auch die ſprachliche Grenze der deutſchen und der italieniſchen Nation geweſen ſei. Weiter abwärts wurden die vorhandenen Beſtandtheile der deutſchen Bevölkerung durch Bergwerks-Coloniſten im Trientiniſchen und durch die Anſetzung von Alemannen und Franken in den diesſeits der Etſch gelegenen Marken vermehrt; auch nach der Hohenſtaufenzeit blieb das deutſche Element

in denjenigen Gegenden der venetianiſchen Alpen, wo noch heute Reſte davon gefunden werden, die allerdings mehr und mehr ihre deutſche Sprache mit der italieniſchen vertauſchen. Auch die alte Sprachgrenze an der Etſch iſt in neuerer Zeit von der ſtark zunehmenden italieniſchen Bevölkerung durchbrochen; dieſe wandert den Fluß aufwärts in die Ortſchaften des deutſchen Tyrol und bringt dort allmählich die italieniſche Sprache zur Herrſchaft, indem der deutſche Bewohner ſich dieſer leichter anſchließt, als der zuwandernde Italiener der deutſchen Sprache.

Wie im öſtlichen Rhätien die einwandernde deutſche Bevölkerung allmählich die Rhätoromanen aus den Thälern hinaufgedrängt hat, zeigt noch die heutige Sprachgrenze: denn es iſt hier kein Gau, der nicht in ſeinen oberen Theilen noch ladiniſch ſprechende Bevölkerung enthielte, ſo das Puſterthal in Enneberg, der Eiſakgau im gröbener Thal, der Vintſchgau im Münſterthal und das Innthal im Engadin. Im weſtlichen Rhätien wurde am früheſten der untere Rheingau (am Bodenſee) von den Alemannen beſetzt; dieſer war nach Ezörnig im 10. Jahrhundert ſchon alemanniſch. Unter den Hohenſtaufen fand die Coloniſirung der Schwaben am Hinterrhein (im oberen Rheingau) ſtatt, dann folgten die deutſchen Anſiedelungen im Davos-Thal, Avers und Oberſaxen. Die hauptſächliche Germaniſirung des Kurwaldiſchen und des Montafun trat in Folge der Einwanderung der Walſer ein, welche in die Zeit ſeit dem Ende des 13. Jahrhunderts fällt; doch wird noch für den Anfang des 15. Jahrhunderts der nördliche Theil des heutigen Graubünden als romaniſch bezeichnet.

Wie ſich in Rhätien die — auch wahrnehmbare — Vermiſchung der Bevölkerung daraus erklärt, daß in dieſem Lande die deutſchen Einwanderer die ältere rhätoromaniſche Bevölkerung vorfanden, ſo erklärt ſich die Reinheit der deutſchen Bevölkerung im größeren Theile der Schweiz daraus, daß dieſes Land im unangebauten oder im verödeten Zuſtande in die Hände der Deutſchen gelangte. In den Gegenden von St. Gallen und Einſiedeln und um den Vierwaldſtädterſee war den deutſchen Anſiedlern noch keine cultivirende Bevölkerung vorausgegangen; die unteren Theile Helvetiens aber bis zur heutigen Sprachgrenze bei dem — heut ſchon deutſch gemiſchten — Aventicum waren im Jahre 69 ſo verheert worden, daß die einwandernden Deutſchen ſie als ödes Land (als Uechtland) bezeichnen konnten. In gleicher Weiſe iſt anzunehmen, daß auch in den ſüdlichen Alpenthälern die Grenze der deutſchen Sprache ungefähr die der rein burgundiſchen und der mit keltoromaniſchem Blute gemiſchten Bevölkerung bezeichnet, daß alſo die Burgunder überall da, wo ſie eine ſolche Bevölkerung ſchon vorfanden, ſich auch ihrer Sprache fügten. Auch in dieſen Gegenden wird (wie in Tyrol) auf der Südſeite der Alpen ein Fortſchreiten der italieniſchen Sprache wahrgenommen, allerdings nicht ohne Anwendung äußeren Einfluſſes zur Italieniſirung der deutſchen Bevölkerung; aus dem weſtlichſten dieſer Thäler iſt dieſelbe bereits durch die dort anſchließende franzöſiſche Sprache verdrängt. Auf der Nordweſtſeite dagegen, alſo im ſchweizeriſchen Gebiete, ſchreitet die deutſche Sprache vor, hier nur eine Folge des überwiegenden Zuges der deutſchen

Bevölkerung nach Westen. Dies ist namentlich im Münsterthale der Fall; doch ist der starke Zuzug und annähernd auch die Zunahme der deutschen Sprache in den vorwiegend französisch redenden Cantonen gleichfalls wahrzunehmen, in welchen nach der neuesten schweizerischen Statistik die Zahl der aus den deutsch redenden Cantonen oder deutschen Bundesstaaten gebürtigen Personen (etwa 64,000) das dreifache derjenigen beträgt, welche aus Frankreich (mit Einschluß des Elsasses) oder überwiegend französischen Cantonen gebürtig in den deutsch redenden Cantonen gezählt worden sind.

Auf der Nordseite des Jura wurden schon in Cäsar's Zeit die gallischen Völker durch die vorrückenden Germanen bis zur Wasserscheide des Rhein- und Rhonegebietes zurückgedrängt. Den oberen Theil des Elsasses bis zur neueren Sprachgrenze räumten die Sequaner dem Ariovist, wodurch die deutsche Bevölkerung dort Gelegenheit erhielt, die Thäler (vom Gregorienthale ab) bis auf die Höhe des Wasgauer Gebirges zu bevölkern. Nördlicher dagegen wurden die Mediomatriker (Metzer) aus dem Elsaß nach dem Moselthal zurückgedrängt, wobei vom Urbisthal bis zum Steinthal die höchsten Theile im Besitz der keltoromanischen Bevölkerung blieben. Daß die dortige wälsche Bevölkerung nicht eine allmählich von Westen herübergedrungene ist, kann aus Büsching's Angaben geschlossen werden, der den Dialekt der genannten beiden Thäler als einen vom Französischen abweichenden romanischen bezeichnet.

Von den in den unteren Thälern der Mosel und Saar wohnenden Trevirern giebt Tacitus an, daß sie sich deutschen Ursprungs rühmten; dieser Stamm könnte jedoch, da er andererseits auch zu den Belgiern gerechnet wird, ein keltisch-germanisches Mischvolk gewesen sein. In letzterem Falle würde die deutsche Sprache im Moselthale herrschend geworden sein, als zu Ende des 3. Jahrhunderts ein Theil der Franken in das verödete Gebiet der Trevirer aufgenommen wurde. Eine weitere Vorschiebung der Sprachgrenze fällt wohl in den Anfang des 5. Jahrhunderts, wo die Franken ganz Lothringen in Besitz nahmen und die keltische Bevölkerung entweder in den südwestlichen Theil zurückgedrängt wurde, oder — wahrscheinlich soweit die geschlossene Masse der deutsch benannten ländlichen Ortschaften reicht — nur in sehr geringer Zahl zwischen den Deutschen zurückblieb. Wie zeitig sich hier — abgesehen von den vielen einzeln liegenden ursprünglich deutschen oder von vornherein gemischten Ortschaften im kelto-romanischen Theile Lothringens — eine der heutigen sehr nahe kommende Sprachgrenze bildete, zeigt der Gegensatz der deutschen und französischen Nied. In den Ardennen wurde das deutsche Element wahrscheinlich später noch durch die hierhin verpflanzten Sachsen nach Westen vorgeschoben.

Zu Cäsar's Zeit hatten die Wohnsitze der deutschen Völker auch das Gebiet an der mittleren Maas umfaßt, das nachmals auch zur Provinz Nieder-Germanien gehörte, sowie den Hennegau (das Gebiet der Nervier, welches nach Norden an das Gebiet der gleichfalls deutschen Menapier grenzte). Der Verlust des südlichen Theiles dieser deutschen Gegenden scheint theils (wie Bernhardi annimmt) durch die Verwüstung der Gebiete der Nervier

und Eburonen (bei Lüttich), welche von Cäſar faſt ausgerottet wurden, theils durch allmähliche Romaniſirung der andern hier wohnenden deutſchen Stämme (der Cäräſer und Condruſer) herbeigeführt zu ſein. Eine Verſtärkung der romaniſchen Bevölkerung und die Bildung der heutigen Sprachgrenze durch Zurückdrängung der meiſten weiter vorgeſchobenen Romanen aus der nördlichen Ebene wird in das 5. Jahrhundert geſetzt. Den meiſten Verwüſtungen war ſeitdem der weſtliche Theil Flanderns ausgeſetzt, den der belgiſche Stamm der Moriner innehatte; das vormalige Gebiet derſelben bedeckte ſich bis dicht an Boulogne mit deutſchen (wahrſcheinlich ſächſiſchen) Anſiedelungen. Lag dieſe Stadt, wie Bernhardi nachzuweiſen ſucht, im 11. Jahrhundert noch auf der Grenze der romaniſchen und der deutſchen Sprache, ſo würde es ſich fragen, auf welche Weiſe hier in der folgenden Zeit das Deutſche durch die franzöſiſche Sprache verdrängt worden iſt, inwieweit namentlich hier in den Sprengeln von Boulogne und St. Omer die Geiſtlichkeit die Franzöſirung begünſtigte oder zuließ, gegen welche der Bevölkerung der deutſchen Theile von Flandern und Brabant ihre Zugehörigkeit zu dem Sprengel des niederdeutſchen Erzſtifts Mecheln (deſſen Grenze mit der heutigen Sprachgrenze Jahrhunderte hindurch ſehr nahe zuſammenfiel) einen nicht unwichtigen Schutz gewährte.

Unter den Beſchädigungen, welche ſeit Conſolidirung der franzöſiſchen Nation die deutſche durch den Uebergang ihrer Angehörigen zur erſteren Nationalität erlitt, fallen diejenigen in's Gewicht, welche ſeit dem 13. Jahrhundert bis in die Zeit der Revolution durch die Anwerbungen deutſcher Söldner verurſacht wurden. Der Umfang derſelben wird in Stricker's „Germania" angegeben; ſie dienten — vom Hirtenknaben bis zum Fürſtenſohn — den Königen Frankreichs und halfen ihnen bei ihren Raubzügen gegen die deutſchen Länder; den Ruhm ihrer Dienſtbarkeit verherrlichen Denkmale, die in deutſch redenden Ländern errichtet ſind. Dem gegenüber hat andererſeits ſeit der letzten Zeit des 17. Jahrhunderts die deutſche Nationalität einen weit ſchätzbareren Zuwachs erhalten durch die franzöſiſchen Proteſtanten, welche der Gewiſſensdruck aus ihrem Vaterlande vertrieb und in denen vielleicht manches urſprünglich deutſche Blut zu dem alten Stamme zurückgekehrt iſt; ſie haben ſich im Laufe der Zeit germaniſirt, ohne daß von deutſcher Seite ein Zwang in Anwendung gebracht worden wäre.

Die ſeit der franzöſiſchen Revolution begonnene, in der heutigen Generation fortſchreitende Franzöſirung im Elſaß und dem deutſchen Lothringen beruht jedenfalls zum geringſten Theile auf franzöſiſchen Zuzügen, wenngleich es in den größeren Städten auch der erſteren Landſchaft jetzt an National-Franzoſen nicht fehlt, zum allergrößten Theile auf der Verbreitung der franzöſiſchen Sprache unter der deutſchen Bevölkerung. Nach den Ermittelungen, welche hier vor 20 Jahren H. Nabert anſtellte, würden damals bereits von der zuſammenhängenden Maſſe der deutſchnamigen Ortſchaften in Lothringen, und zwar beſonders in dem vormaligen deutſchen Amte des Herzogthums Lothringen (welches die Lothringer ſelbſt vorzugsweiſe als Allemagne bezeichnen) und von der deutſchen Hälfte des Herzogthums Luxemburg, in mehr als

achtzig die französische Sprache vorherrschend gewesen sein. Auf französische Einwanderung kann eine solche Veränderung der Sprachgrenze wohl nicht geschoben werden; die deutschen Volksstämme in diesen Gegenden erhalten sich nicht allein aus sich selbst, sondern sie geben auch erheblichen Bevölkerungs-Ueberschuß. Das Nieder-Elsaß allein hat in 25 Jahren 83,000 der dort Gebornen mehr über seine Grenzen geschickt, als es von außen her empfangen hat; und von diesen gehen wenige nach deutschen Staaten, viele nach dem übrigen Frankreich, der Haupttheil allerdings nach überseeischen Ländern, wo der Elsässer sich wieder den stammverwandten Deutschen anschließt. Aber auch aus der Bevölkerung deutscher Bundesstaaten gehen fortdauernd die Einzelnen über die französische Grenze: nach dem Census von 1861 befanden sich allein in dem Rhein- und dem Mosel-Departement (also unter überwiegend deutscher Bevölkerung) über 43,000, welche in deutschen Staaten (mit Einschluß der Schweiz) geboren und noch nicht in den französischen Staatsverband aufgenommen waren, eben soviel im Seine-Departement, und eben soviel in den übrigen Departements des französischen Reiches; hierin sind die unter den aus Belgien Eingewanderten befindlichen Blämen (deren Zahl nicht besonders bekannt ist) noch nicht eingerechnet. Als Zuzüge unter die französische Nation kämen endlich auch noch diejenigen in Betracht, welche aus deutschen Staaten (namentlich vom badischen Oberrhein) unter französischer Herrschaft in Algier colonisirt worden sind.

Als eine erhebliche Wanderung Deutscher nach der pyrenäischen Halbinsel ist die vor fast 100 Jahren erfolgte Ansiedelung von Rheinländern, Schweizern und Lothringern in der Sierra Morena anzuführen; bei ihren Nachkommen ist bereits die deutsche Sprache erloschen. Unter den deutschen Wanderungen nach den von Spanien gegründeten Staaten Amerika's waren die am bedeutendsten, welche nach dem damals noch mit Mexiko verbundenen Texas gingen; kleine deutsche Ansiedlungen sind in Venezuela und Peru; erst in neuester Zeit ist der deutsche Auswandererzug mehr nach den südlichsten Staaten gegangen, nach Valparaiso und noch mehr nach Valdivia, wo die deutsche Colonisation allem Anscheine nach sehr günstige Erfolge zeigt, weniger nach den beiden Ufern des Platastromes. Auf der östlichen Seite sind in Brasilien südwärts des 20. Grades seit 1818 eine Reihe deutscher Colonieen entstanden; ungeachtet der Schwierigkeiten, welche die dortigen Besitz-, Rechts- und kirchlichen Verhältnisse den Ansiedlern darbieten, und obwohl die vorgekommenen schmählichen Mißbräuche weniger den Schutz der dorthin Uebergesiedelten, als die Beschränkung weiterer Zuzüge aus den Heimathländern zur Folge hatten, hat sich doch namentlich in den beiden südlichsten Provinzen die deutsche Bevölkerung erhalten und vermehrt (sie wird von dem Gründer der Colonie Blumenau für diese Provinzen auf mehr als 60,000 angegeben). Das Verhältniß der Geburten und Sterbefälle daselbst ist das einer colonisirenden Ackerbau-Bevölkerung; schon die dritte Generation wächst in der deutschen Sprache auf, und Uebertritte zur portugiesischen kommen angeblich nur bei denjenigen Deutschen vor, welche vereinzelt in den Städten leben. Aber welcher weiteren Entwickelung nicht

nur von Innen heraus, ſondern auch welcher Hülfe von Außen her würde es bedürfen, bevor in dieſen Gegenden, welche nicht nur unter der Herrſchaft, ſondern guten Theils auch im Beſitz von anderer Nationen ſind und in denen nur an den Endpunkten ſich deutſche Anſiedelungen befinden, ein national-deutſches Land gewonnen werden könnte!

Die Geſchichte der deutſchen Wanderungen iſt ein ſich fortdauernd bewegendes Bild von der Zerſtreuung der ausgehenden Ueberſchüſſe unſerer Nation, ihrer Verbreitung über andere Länder und dem Verluſt von Stammesgenoſſen. Von den großen Flächen, über welche ſich der deutſche Stamm verbreitet hat, iſt das deutſche Sprachgebiet der Theil, welchen derſelbe mit der ausdauernden Arbeit, welche ſeiner Art eigen iſt, cultivirt und mit der Gründung ſeines Volks- und Familienlebens auf dieſem Boden zu einem deutſchen gemacht hat. Und die Möglichkeit, daß die deutſche Nation Glied auf Glied in die Ferne ſendet, daß ſie dennoch auf dem angeſtammten Boden fortdauert und die verlorenen Gliedern nicht entbehrt, ja ſelbſt ſie zu bekämpfen vermag, liegt wiederum in der geſunden Art des deutſchen Lebens, und nicht bloß in ſeinem thätigen Wirken nach Außen hin, ſondern auch in der ſchöpferiſchen und zugleich erhaltenden Kraft der deutſchen Familie.

In welcher Beziehung die Produktionskraft der deutſchen Nation zu ihren Wanderungen ſteht, hat in richtigem Gefühl — denn für den, welcher ſich in das Weſen der Nation verſenkt, bedarf es nicht der ſtatiſtiſchen Feſtſtellung der Thatſachen — vor faſt hundert Jahren einer unſerer erſten National-Dichter bezeichnet, in einer Ode, deren goldene Worte keinem Deutſchen fremd ſein ſollten: — „Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone, — oft das Land an der Thems in die dünneren Wälder. — Warum ſollten ſie nicht! es ſchießen ja bald — andere Stämme dir auf!"

Der Handel Oeſterreichs im Jahre 1866.

Nach amtlichen Quellen betrug der Werth des Waarenverkehrs a) des allgemeinen öſterreichiſchen Zollgebietes, und zwar nach Abzug der edlen Metalle, dann der Gold- und Silbermünzen in der

Jahr	Einfuhr:	Ausfuhr:
1865	246,997,000 fl.	342,224,439 fl.
1866	218,436,855 fl.	324,837,254 fl.
	— 28,560,145 fl.	— 17,387,185 fl.

ſomit zuſammen im letzten Jahre um 45,947,330 fl. weniger als im Jahre 1865. Dieſe Ziffern repräſentiren jedoch nicht den Geſammtwerth aller aus dem Auslande und den Zollausſchüſſen ein- und ausgeführten Waaren, ſondern nur den Werth der wichtigeren Handelsartikel, indem jene unbedeutenden Waaren-Gattungen, welche mehr einen Gegenſtand des Grenzverkehrs bilden, nicht darunter enthalten ſind.

Wird der Gesammtwerth der Einfuhr mit jenem der Ausfuhr verglichen, so zeigt Letzterer einen Plus von 106,400,399 fl., wovon 34,7 Mill. Gulden auf die Garten- und Feldfrüchte, 34,1 Mill. Gulden auf die kurzen Waaren, 34,1 Mill. Gulden auf die Webe- und Wirkwaaren, 20,3 Mill. Gulden auf die Brenn-, Bau- und Werkstoffe, 15,3 Mill. auf die Holz-, Glas-, Stein- und Thonwaaren u. s. w. entfallen. Eine größere Einfuhr als Ausfuhr zeigt sich nur bei den Webe- und Wirkstoffen (um 15,9 Mill. Gulden), bei den Colonialwaaren und Südfrüchten (um 15 Mill. Gulden), bei den Garnen (um 13,8 Millionen Gulden) u. s. w.

Der Gesammtbetrag des Waarenverkehrs b) von Dalmatien belief sich in der

	Einfuhr:	Ausfuhr:
1865 . . .	7,523,081 fl.	6,772,837 fl.
1866 . . .	7,127,906 „	5,248,796 „
	—395,175 fl.	—1,524,041 fl.

Der Ausfall in den finanziellen Ergebnissen des Zollvertrages für beide Zollgebiete, nämlich allgemeines und Dalmatien, beziffert sich mit über zwei Millionen Gulden, wobei jedoch auch zu berücksichtigen ist, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1865 noch jener Vertrag mit dem Zollverein in Wirksamkeit stand, der bereits mit dem 19. Februar 1853 abgeschlossen wurde.

Betrachtet man den Handel Oesterreichs nicht bloß dem Werthe, sondern auch der Menge nach, und zwar die Mengen der wichtigsten Industriegruppen und der dazu nothwendigen Rohstoffe, so erhält man folgende Uebersicht. Zuerst bezüglich der Einfuhr in den zwei Jahren

	1865: Zoll-Centner.	1866: Zoll-Centner.
Baumwolle	509,596	558,248
Baumwollengarne	146,993	116,756
Baumwollenwaaren	3,211	2,994
Flachs, Hanf 2c.	434,077	291,983
Leinengarne	33,713	16,846
Leinenwaaren	2,865	41,804
Schafwolle	219,909	212,720
Wollengarne	30,728	26,254
Wollenwaaren	12,937	10,653
Seide und Seidenabfälle . . .	4,270	4,040
Seidenwaaren	2,764	1,693
Felle und Häute, roh	137,572	136,962
Leder	46,200	41,631
Eisen	299,709	126,256
Eisenwaaren	34,218	34,218
Maschinen	165,261	110,119

Einige Erläuterungen der Zu- und Abnahme des Verkehrs werden das Bild der Handelsbewegung Oesterreichs vervollständigen. Die Zunahme der

Einfuhr der Baumwolle konnte durch die Kriegsereigniſſe nicht aufgehalten werden, indem die Vorräthe derſelben durch den amerikaniſchen Krieg auf ein Minimum zuſammengeſchmolzen waren, während hingegen auf die Abnahme des Importes von Flachs ꝛc. der Krieg im Norden des Reiches in eminenter Weiſe einwirkte, da gerade der Hauptſitz der öſterreichiſchen Flachsgarnſpinnerei (Trautenau und Umgegend) von den Kriegsereigniſſen erheblich litt. Eine ſehr belangreiche Zunahme zeigt ſich bei den Leinenwaaren; ſieht man aber auf den Grund dieſer Vermehrung, ſo exiſtirt ſie in der Wirklichkeit gar nicht. Das Finanzminiſterium hat nämlich zu Anfang 1866 die zollfreie Einfuhr der leeren Säcke geſtattet, welche als Emballage von Getreide zurückkommen, und da zugleich die Nachweiſung derſelben in den Verkehrsüberſichten angeordnet wurde, ſo haben die Zollämter die eingeführten Mengen bei der gewöhnlichen Einfuhr erſichtlich gemacht! Auf die verminderte Einfuhr der Seidenwaaren im Jahre 1866 gegen 1865 wirkte nebſt den kriegeriſchen Wirren auch die Erhöhung des Eingangszolles für feine Seidenwaaren im Verkehr mit dem Zollvereine nachtheilig ein. Die erſichtliche Abnahme der Einfuhr der übrigen Artikel iſt zunächſt einzig und allein auf die Unſicherheit der politiſchen Verhältniſſe überhaupt und in Folge deſſen der geſtörten Creditverhältniſſe insbeſondere zurückzuführen.

In Betreff der Ausfuhr ſind als wichtige Induſtrieartikel und Hülfsſtoffe für dieſelben zu nennen in den Jahren

	1865: Zoll-Centner.	1866: Zoll-Centner.
Zucker	473,990	217,729
Getreide	9,741,003	8,834,532
Mehl	1,183,753	1,394,100
Flachs, Hanf	108,969	89,632
Leinenwaaren	79,467	79,476
Schafwolle	374,051	325,708
Wollenwaaren	71,858	69,401
Seide	18,480	8,952
Seidenwaaren	8,100	8,893
Kleidungen und Putzwaaren	10,834	10,414
Papier	141,018	129,815
Glas und Glaswaaren	231,478	230,021
Eiſen	272,626	393,102
Eiſenwaaren	138,460	139,655
Kurze Waaren	64,227	62,536
Zündwaaren	89,610	95,081

Die Abnahme der Zucker-Ausfuhr trotz der nicht unbedeutenden Steuerrückvergütung (die Ausfuhr des Zollvereins iſt bedeutend geſtiegen) zeigt, daß der Abſatz im Inlande als lohnend genug befunden wurde, jene von Getreide muß theils dem zeitweiligen Ausfuhrverbote, theils den geſtörten Communicationsmitteln u. ſ. w. zugeſchrieben werden. Die verminderte Ausfuhr der übrigen Artikel beruht mehr oder minder auf der Stockung des

Verkehrs überhaupt in Folge der kriegerischen Wirren, welche bei manchem Artikel minder hervortritt, bei manchem anderen aber, z. B. bei der Seide, sehr bedeutend genannt werden muß.

Die Zunahme der Mehlausfuhr ist einerseits ein günstiges Zeichen des Prosperirens österreichischer Mühlenindustrie, hängt aber andererseits wieder mit der verminderten Getreideausfuhr innig zusammen.

Zur Frage über die ländlichen Arbeiter.

II.

Wir wollen weiter versuchen, auf die zweite Frage Antwort zu geben: Wie kann dem sittlichen Verfalle der Arbeiter und Dienstboten abgeholfen werden?

Hier wie dort sind die Wurzeln des Uebels aufzusuchen. Wir erkennen deren zwei. Die eine ist weniger tiefgehend, mehr oberflächlich und beruht eben nur selbst im Mangel der Dienstboten und Arbeiter. Mangel an Leuten und sittlicher Verfall derselben sind Erscheinungen, die zu einander im Causalnexus stehen, sich zu einander verhalten, wie Ursache und Wirkung. Weil der Dienstboten und Arbeiter so wenige sind, so mehren sich ihre Prätensionen, ihr böses Wesen tritt dreister zur Erscheinung. Arbeiter, Knechte und Mägde wissen, daß kein Ersatz bei ihrer Entlassung vorhanden ist, daher bringt das Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit bei ihnen allerlei Willkür hervor. Es heißt bei ihnen: „Nicht wie die Herren, sondern wie wir wollen, so gehen wir unserer Wege, und wenn der Herr uns gar in Zucht nehmen will wegen unserer Herzensgelüste, der Liebschaften wegen, unserer Gesellschaften wegen in Spinnstuben und Wirthshäusern ꝛc., so machen wir — Weihnachten.“ Der Knecht oder die Magd sagen: „Morgen trete ich in einen andern Dienst, wo nichts weiter gefordert wird als meine Arbeit, so giebt's da volle Freiheit.“ Und der Herr muß solche böse Logik stillschweigend tragen, muß zusehen, wie diese Grundsätze progressionsweise bis zur sittlichen Verwilderung führen. Der Mangel an Arbeitern und Dienstboten wird für die Herrschaft eine Nöthigung, sich mit schlechten Individuen, so lange wie es irgend geht, zu behelfen. Wäre eine hinreichende Anzahl von Leuten vorhanden, so fände der Herr leicht einen besseren Knecht, oder drohte dem schlechten mit Entlassung, dieser aber fände nicht leicht einen neuen Herrn, bliebe bei dem alten und würde schon aus Furcht vor dem Fortjagen nicht so ein schlechter Knecht. Einen bitter ernsten Beigeschmack hat die Anekdote von einem Dienstmädchen, welcher ihr Brodherr folgendes Entlassungsatteſt ausstellte:

„Caroline N. N. hat bei mir gedient ein Jahr weniger 11 Monate. Sie war während ihrer Dienstzeit fleißig — an der Hausthür, genügsam — in der Arbeit, sorgsam — für sich selbst, geschwind — im Ausreden, freundlich — gegen Mannspersonen, treu — ihrem Liebhaber und ehrlich — wenn Alles gehörig verschlossen war.“

Doch die Hauptwurzel des großen Schadens liegt auf einem andern Gebiete. Es ist der Abfall von der christlichen Religion, der diese sittliche Verderbniß herbeiführte. Von diesem Grunde aus keimt alle böse Saat, treibt und schoßt aus und bringt die zahllosen faulen Früchte an dem Wesen des Arbeiterstandes zur Reife, als da sind: Hoffart, Augendienerei, Lüge, Trotz, Untreue, Faulheit, Trunkenheit, Undankbarkeit ꝛc. Die Zahl der schlechten Früchte ist Legion. Weil diese Leute Gott verloren haben, weil sie ihr Amt nicht führen in Gottes Namen, vor Gottes Augen, sondern bloß vor der Menschen Augen; weil ihnen der Glaube an eine höhere Bestimmnng fehlt und sie keine andere fühlen, als in den Genuß des Tages hineinzuleben; weil sie keine höheren Güter kennen, als die sie mit der Hand greifen und mit der Zunge schmecken, und endlich, weil sie Gott nicht kennen noch fürchten, der auch ihre Werke, Worte und Gedanken lohnt und straft, darum sind sie mit ihren reichen Gaben, den Arbeitskräften, nicht mehr treue Gehülfen der höhern Klassen der Gesellschaft, sondern oft eine Plage, meist ein beständiger Feind, der einen fortwährenden Gegenkampf zur Nothwendigkeit macht. Eine ganze Abtheilung des besitzenden Standes hat in diesem Kampfe ihre Niederlage so gut wie zugestanden, nämlich die Klasse der bäuerlichen Besitzer.

Da ist häufig das Verhältniß zwischen Herr und Knecht geradezu umgekehrt. Eine Bauernfamilie feiert ein Jubeljahr, wenn der letzte Knecht und die letzte Magd abziehen und an deren Stelle die eigenen Kinder in die Arbeit treten. Daß freilich hier oft die Sittenregister beider Theile gleich viel schwarze Striche nachweisen und man bisweilen aller Regentschaftsweisheit baar und ledig ist, muß auch nicht übersehen werden.

Doch auch für die andern Grundbesitzer, die größeren und demgemäß gebildeteren Leute, geht der bedauerliche Kampf mit diesen innern, im eigenen Hause wohnenden Feinden andauernd fort. Wie sollen die Herrschaften zum Siege gelangen, nicht zum Siege, der zu sklavischer Unterwerfung der Dienstleute führt, — der ist ebenso wenig zu wünschen wie zu erwarten — sondern zu einem Siege, welcher mit einem Frieden abschließt, dabei Dienstboten und Arbeiter wieder zu freundschaftlichen Gehülfen ihrer Herrschaften werden, diesen ihr Herz wieder zuwenden? — Da giebt's ja nur ein einziges Radicalmittel. Man verhelfe dieser Klasse der Gesellschaft wieder zu dem, was sie verloren hat, zur Religion, und man heile sie von der Krankheit, an der sie todtkrank darnieder liegt, von dem Unglauben, von der Gottvergessenheit. Eins hebt das Andere von selbst auf. Bringt man Gottesfurcht in die Herzen der Arbeiter, so fallen die faulen Früchte der Gottlosigkeit ab von ihrem Lebensbaume. An ihrer Stelle aber wachsen ohne Verzug die Früchte des Geistes, als süße Lebenszukost besonders für die Herrschaften, auf daß sie sammt ihren Leuten ein ruhiges und stilles Leben führen können, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Allein die Religion, vor Allem die christliche Religion verspricht und verbürgt solche Ernten.

Doch auf welchem Wege sollen die armen Dienstleute zu

dieſer Regeneration gelangen? Die Antwort darauf: ihre Mitmenſchen, die Gott ihnen vorangeſtellt und übergeordnet hat, müſſen zu dieſer religiös-ſittlichen Erziehung das Ihrige thun, dann wird unſer Herrgott mithelfen und Gedeihen geben.

Die Diener der Kirche und Schule haben natürlich die erſte Aufgabe, wenn's gilt, zur Religion zu erziehen. Ihnen hat Gott auch den Stand der Tagelöhner und Dienſtleute auf's Gewiſſen gebunden.

Sie ſollen durch Lehre, Zucht und Ermahnung vorerſt in den jugendlichen Gemüthern die Wahrheiten des Chriſtenthums befeſtigen, damit ihr chriſtliches Glaubensleben ſeine klare und feſte Grundlage habe. Zum Schutz gegen manche Anfeindungen, die oft den Stand der Lehrer und noch mehr den der Geiſtlichen treffen, müſſen wir behaupten, daß Kirche und Schule, ſo weit ihre Macht reicht, nicht müßig ſtehen bleiben vor ihrer Aufgabe. Leider aber ſchließt mit der Confirmation der individuelle Einfluß des Geiſtlichen und Lehrers in Bezug auf religiös-ſittliche Pflege auch des Arbeiter- und Dienſtbotenſtandes meiſtentheils ſo gut wie ganz ab. Die Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens, die Vorſchriften des göttlichen Geſetzes können jetzt nur lebendig bleiben in der Seele dieſer Volksklaſſen, wenn dieſe wenigſtens Bibel und Geſangbuch beſitzen, leſen und in der ununterbrochenen Betheiligung an den öffentlichen Gottesdienſten beharren.

Wo ſonſt anders vernehmen ſie etwas von dem, was ihrem innern Menſchen heilſam iſt? Die Kirche bleibt einmal die fortgehende ſittlich-religiöſe Lehrſchule, wie für alle Stände ſo beſonders auch für dieſe Volksklaſſe. Auf die Herrſchaften fällt aber dabei die unerläßliche Pflicht, ihre Leute auf den Weg zu dieſer religiöſen Erziehungsſtätte unabläſſig hinzuleiten, d. h. ſie zum regelmäßigen Beſuche des Gottesdienſtes anzuhalten. Natürlich ſchließt ſich daran die zweite Pflicht: Herrſchaften müſſen da, wo ſie die Arbeiter und Dienſtboten hingehen ſehen wollen, ſelbſt vorangehen. Es giebt kein gefährlicheres Mittel, dieſen Leuten den Glauben an die göttliche Wahrheit der Religion aus dem Herzen zu reißen und ebenſo das Vertrauen zu ihren Herrſchaften zu erſchüttern, als dieſes, wenn ſie die Vorſchriften der chriſtlichen Kirche wohl ihren Untergebenen anmuthen, ſich ſelbſt aber als dispenſirt darſtellen. Dagegen iſt es ein geheiligtes Zuſammentreten, ſo Herren und Knechte, Hohe und Niedrige ſich um den Allerhöchſten an heiliger Stätte zuſammenſtellen. Da wird auch in dem Geringern gefühlt die Einheit vor dem Allerhöchſten, da werden die Niedern von Innen heraus treu. Die gottvergeſſenſten Herrſchaften beanſpruchen das Herz ihrer Dienſtleute, die Dienſtleute aber haben ein gleiches Recht.

Nur dieſer Austauſch des heiligſten Gutes wird nirgends ehrlicher als vor Gottes Angeſicht vollzogen.

Doch Religion wird vorerſt gegeben durch Belehrung, dann aber, ſoll ſie zur Wahrheit und zum Leben kommen, ſo muß ſie den darin Unterwieſenen vorgelebt werden. Das iſt weiter die ernſte Aufgabe an alle Herrſchaften. Viele, die in unſerer Zeit am meiſten über ihre gottloſen Dienſtboten ſchreien, mögen erſt in den eigenen Buſen greifen, ob ſie auch ihren Dienſtboten und

Arbeitern die Gottesfurcht vorleben. Soll das Gesinde die Vorschriften des Christenthums üben, so muß sie dieselben von der Herrschaft auch befolgt sehen.

Hierzu noch einige Separatregeln über vernünftig christliche Behandlung der Arbeiter und Dienstboten:

a) Man rede nicht so viel vom Wegjagen.

Bei dieser voreiligen Drohung läuft leicht das Herz des Bedrohten schon weg. Jugendliche Oberherren und Oberherrinnen geberden sich in diesem Stück oft äußerst närrisch und bringen manchen alt bewährten Dienstboten aus dem Hause.

b) Ferner noch ein Wort über den Passus: „Dienstbücher".

Wenn der Dienstbote entlassen wird, möge in's Dienstbuch nach bestem Wissen und Gewissen die Herrschaft ihr Urtheil einschreiben. Aber was thut die falsche Liebe?

Die wahre Ursache der Entlassung wird verschwiegen. Es heißt: „man will den Menschen nicht unglücklich machen". Kann man denn mit der Wahrheit Jemanden unglücklich machen? Ein schweres Herz kann man ihm wohl machen, aber schadet's denn, wenn leichten Menschen das Herz einmal schwer wird?

Die Wahrheit ist hier so recht eine sittliche Forderung an die Herrschaften. Mit jedem falschen Urtheil wird die neue Herrschaft betrogen, ja noch mehr, es wird auch der schlechte Knecht um Reue und Besserung gebracht.

Mit Bezug auf das bis jetzt Gesagte dürfte die zweite Frage, betreffend den sittlichen Verfall der Arbeiter und Dienstboten, dahin zu beantworten sein:

Diese Volksklasse ist sittlich entartet, hauptsächlich deshalb, weil sie von Gott abgefallen. Man fördere in ihr die religiöse Erkenntniß durch die Mittel der Belehrung, wie sie die Heilsanstalt der christlichen Kirche bietet. Die Herrschaften aber zu allererst mögen dann durch's eigene Vorbild den Untergebenen treue Führer sein zum christlichen Leben.

Diese Heilmethode ist die naturgemäße, sie ist eine radicale, weil sie das Uebel an der Wurzel anfaßt und herauszuziehen strebt. Dennoch aber wäre es ein leichtgläubiger Optimismus, zu behaupten, als würden nun so gewaltige Aenderungen bei den Arbeitern und Dienstboten zu Tage kommen, daß von jetzt ab alle diese Leute in ihrem Berufe als Menschen nach dem Herzen Gottes und den Herzen ihrer irdischen Oberherren dastehen müßten. Erziehung, auch auf dem Grunde christlichen Glaubens und christlicher Liebe, verlangt auch den Ernst der Zucht, fordert gegen verstockte und rückfällige Gemüther auch ein Strafamt des bürgerlichen Gesetzes. Damit aber wird auf dem Gebiete der Regeneration der Arbeiter und Dienstleute das Einschreiten der weltlichen Obrigkeit ein Erforderniß. Ihres Amtes ist es, die Wege zu verschließen, auf welchen die durch die Kirche und das Haus zu Gott und ihren Pflichten zurückgeführten Seelen draußen im Verkehr mit der Welt wieder in's Verderben gerathen können. Ihre Pflicht ist es ferner, zu züchtigen, wo Verstocktheit, Bosheit, Untreue, Ungehorsam ꝛc. Opposition machen gegen die Herrschaften. Vor Allem ist darauf Acht zu nehmen, daß die viel-

fachen Gelegenheiten, in Trunkenheit zu verfallen, mit ſtrengern Polizei-Maßregeln abgeſchnitten werden. Wozu auf dem Lande in den Dörfern zwei bis drei Schänken, wo gerade die ärmere Klaſſe der Dorfbewohner ſich hingezogen fühlt, wo zum Uebermaß Tanzvergnügungen gehalten werden? Das ganze Volksvergnügen gipfelt meiſt dort nur in Befriedigung der Trunkſucht oder Unzucht. Da wirft der Arbeiter und Dienſtbote ſeine guten Sitten ab, der roheſte Held ſpielt die erſte Rolle. Dort wird der verdiente Lohn vergeudet mit frevelhaftem Leichtſinn. Die Verſchwender dieſes Schlages machen ſich dann gar keine Sorge, wie der Ausfall ihres Vermögens zu decken ſei. Dazu mögen die Arbeitgeber oder die Dienſtherren behülflich ſein; denn ſie müſſen ihr Geld mit in den Kauf geben, müſſen fort und fort noch ſechs Tage Wochenarbeit bezahlen, wenngleich die Säufer nur auf vier Tage Arbeit liefern, ſollen trotz der Faulheit, der Unordnung, trotz mancher Betrügereien noch obenein Lohnerhöhungen gewähren. Arbeiter, die täglich ein Quart Branntwein verbrauchen, ſind in ihren Lohnforderungen auch immer die unverſchämteſten.

Ferner iſt das ſogenannte Schänkleben ein Verführungsmittel, um den Reſt der noch übrig gebliebenen Treue und Anhänglichkeit zu vernichten. In den Schänken werden Knechte ꝛc. von ſchlechteren Subjekten zum Ungehorſam und zur Widerſpenſtigkeit aufgehetzt, wird die Freiheit proklamirt, deren Superlativ die Frechheit iſt. Der Branntwein bleibt natürlich der Zaubertrank, der zu ſolchen Kühnheiten den Muth giebt. Die beſſeren Familien des Dorfes jammern und klagen über dieſe Unſitten, denn ihre Kinder und Dienſtboten werden mit dadurch vergiftet. Es ſind meiſt nur die liederlichen Subjekte, die müßigen Dorfmuſikanten oder gewinnſüchtige Schänker, von denen Tanz- und Zechfeſtlichkeiten in Scene geſetzt werden. Die Obrigkeit hat den Schulkindern den Beſuch dieſer öffentlichen Vergnügungen unterſagt, aber es heißt, daß ſie an der Hand der Eltern dabei verweilen dürfen. Durch dieſen humanen Beiſatz öffnet ſich dann auch ſchon den Kindern das Thor zu allen verführeriſchen Gelüſten, namentlich erhalten ſie die beſondere Weihe zur Trunkenheit und zur Schamloſigkeit. Warum können ſolche Branntweinklub-Geſellſchaften nicht verhindert werden? Iſt das polizeiliche Zerſprengen einer Clique Hazardſpieler nicht auch eine Art Beſchränkung perſönlicher Freiheit? Hier wird doch nur Geld leichtſinnig auf's Spiel geſetzt, dort noch mehr als Geld, nämlich die Geſundheit an Leib und Seele.

Warum können nicht die wilden Tanzbeluſtigungen auf ein Minimum beſchränkt werden? Sind ſie einmal ſo verderblich und verführeriſch geworden, nun ſo mögen ſie entbehrt, oder es möge wenigſtens die Freude mehr auf die Tageszeit beſchränkt werden. Laſter und Schande hüllen ſich immer gern in den Mantel der Nacht. Um der überhand nehmenden Trunkſucht zu ſteuern, möchte als probates Mittel gelten, wenn anerkannte Säufer, die ihre Ehre und ihren guten Namen täglich ſelbſt wegwerfen, auch der öffentlichen Verachtung deutlicher bloß geſtellt würden. Wir meinen nicht Aufſtellung in's Halseiſen, wie es einſt geſchah, ſondern die Veröffentlichung der Namen

ſolcher Unverbeſſerlichen in den Gemeindeverſammlungen, daraus ſie ohne Gnade zu entfernen, oder in der Schänke ſelbſt, wo eine angehangene Tafel die Namen der Säufer Jedermann zum Leſen vorhielte. Auch dürfte eine Aenderung der Strafgeſetze, denen pflichtvergeſſene Arbeiter und Dienſtboten jetzt unterworfen ſind, ſehr heilſam ſein. Wenn der Zweck aller Strafe nur der iſt, zuerſt abzuſchrecken, dann zu beſſern, ſo zeigt wohl die Erfahrung, daß die gegenwärtigen Strafmittel für Dienſtboten- und Arbeitervergehen dieſe Beſtimmung nicht erfüllen. Gelinde ſind ſie eben nicht, ſie können bis 5 Thlr. Geldſtrafe erhöht werden. Das iſt für einen Knecht $\frac{1}{7}$, für eine Magd $\frac{1}{5}$ des Jahreslohnes. Wo in einem anderen Stande werden Amtsfahrläſſigkeiten nach ſolchem Strafmaße bemeſſen? Viel milder und doch fühlbarer, viel abſchreckender und zugleich beſſernder wäre, namentlich gegen Perſonen jugendlicheren Alters, körperliche Züchtigung, bei älteren Maleficanten Einſperrung in Ortsgefängniſſe. Natürlich müßte die Freiheitsentziehung fühlbar gemacht werden durch Koſt bei Waſſer und Brod. Muß ſich der Soldat bei dem geringſten Vergehen dieſe Tiſchordnung im Arreſtlokale gefallen laſſen, wo iſt ein vernünftiger Grund dafür, daß eingeſperrte Knechte, Mägde und Arbeitsleute einen feinern Magen haben ſollen? Schmale Koſt macht die Strafe fühlbar, ſchreckt die Inſaſſen des Gefängniſſes von Wiederholung der Vergehen ab und auch andere loſe Buben ſcheuten Angeſichts ſolcher Exempel die Nachahmung. Noch aber tritt ein Umſtand zu, der gegenwärtig die Strafexecution auf dieſem Felde ſo wirkungslos macht. Er liegt ohne Zweifel in der erſchwerten Art und Weiſe, die Hülfe des Strafrichters zu erreichen. Der Weg dahin iſt zu weit und zu mühſam. Während es dem Arbeiter oder Dienſtboten leicht wird, Veruntreuungen, Subordinationsvergehen auszuüben, wird es den Herrſchaften ſo ſchwer, die Strafe gegen den Culpanten zu erreichen. Eine Reiſe nach der Kreisſtadt iſt erforderlich, Zeitverſäumniß ganzer Arbeitstage tritt als Beſchwerlichkeit dazu. Da ſchweigen und tragen lieber die Kläger, die Nichtverklagten aber werden ärger und ärger. Soll es beſſer werden, ſo muß den für die Landbevölkerung von Gott hingeſtellten ſittlichen und intellectuellen Autoritäten, den Gutsherren, ein ſolches Maß polizeilicher Vollmacht wiedergegeben werden, daß ſie nach vorgeſchriebenem Geſetzescodex in derartigen Uebertretungen Urtheil fällen und Strafe üben. Eine richterliche Autorität, die den Culpanten ſo nahe ſteht, welche raſch entſcheiden kann, wird der ganzen Klaſſe der Arbeiter und Dienſtboten viel mehr imponiren als die entfernt wohnende Polizei-Anwaltſchaft. Es würde zudem viel anderes arges Weſen auf den Dörfern nicht ſo dreiſt und offen hervortreten. Freilich müſſen die Gutsherren dieſe Stellung, ſo mühevoll ſie auch ſein mag, nicht als eine Laſt erachten, die etwa ein jugendlicher Inſpektor auf ſeine Schultern nehmen könne, ſondern ſie müſſen dieſes ernſte Ehrenamt als eine Stütze ihrer eigenen bedeutſamen Stellung anſehen. Es gilt hier nicht nur die Wohlfahrt der ganzen Geſellſchaft, ein Motiv, das dem Mann von wahrer Bildung allein ſchon beſtimmend ſein müßte, ſeine Mitwirkung zu opfern, es gilt mehr noch, es gilt die Autorität des eigenen Standes heben und be-

festigen. Wo ein Mann wäre, dem das Verständniß dafür und der gute Wille dazu mangelte, dem diese Bürde zu widerwärtig, weil sie nicht mit Gelde rentirt, nun dem komme der Staat zu Hülfe und setze auf seine Rechnung einen gediegenen und umsichtigen Beamten, der es durch seine Stellvertretung versteht, die Autorität des ganzen Standes zu wahren. Wenn Gutsherren aber wegen Abwesenheit von ihrem Wohnorte nicht in der Lage sein können, ein solches Amt zu führen, so möge die Qualität ihrer Bevollmächtigten durch die königlichen Behörden geprüft werden.

Ein unberechenbarer Segen dürfte es sein, wenn jeder Bestrafte nach überstandener Strafe zur Unterweisung im seelsorgerischen Sinne vom Schloßhofe in's Pfarrhaus kommen müßte. Hier wäre ein Platz schöner Arbeit für die Kirchengemeinderäthe, die als Zeugen der Admonition des Geistlichen beiwohnen sollten, einmal deshalb, daß Alles fein pastoraliter zugehe und keine hierarchische Ueberschreitung sich einschleiche, zum Andern, daß die ganze Gemeinde erfahre von der Reue des Uebertreters, es erfahre, wie ernst und liebevoll sich die Kirche der armen Seelen angenommen habe.

Es ist dann dem Maleficanten gar nicht möglich, nach bestandener Strafe unter seine Standesgenossen zu treten, etwa in der Schänke sich mit Frechheit seiner Heldenthaten zu rühmen oder Complotte zu schmieden, wie er sich zu rächen gedenke an seinem Herrn. Dergleichen Auswüchse der Abgestumpftheit sind nicht immer Beweise für die unverbesserliche Bosheit und Verstocktheit. Die Leute wissen eben nicht, was sie thun, sie wandeln in der Finsterniß sittlicher Verblendung. Könnten sie auf dem angegebenen Wege zur Erkenntniß ihrer Sünde gebracht werden, zur innern Erleuchtung ihres Wesens, es würde Mancher in sich gehen und an ihm durch diesen Gang in's Pfarrhaus der Zweck seiner Bestrafung, die Besserung, erreicht werden.

Mexiko.

Hamburg, den 15. August 1867. Da das Interesse norddeutscher Staats-Angehöriger in Mexiko mehrere Millionen Thaler beträgt, so erlaubte ich mir, Ihnen am 8. und 10. cr. zu schreiben, daß die Deutschen in Mexiko schon für sich selbst zu sorgen wissen würden und daß eine preußische Gesandtschaft in Mexiko nichts für sie thun könne.

Um Ihnen nun dies durch ein Factum zu erhärten, das mir gestern vertraulich mitgetheilt wurde, beehr' ich mich heute an Sie zu schreiben, zumal da wahrscheinlich von Seiten anderer Leute behauptet werden dürfte, daß durch eine Legitimitäts-Politik der preußischen Regierung die deutschen Handelsinteressen leiden würden. Ich habe gestern auch den Chef der Zollanschluß-Partei, Herrn Pf., den größten Händler hier in den deutschen Wollfabrikaten, über diese Sache gesprochen, und ist derselbe ganz meiner

Ansicht, daß es am Besten sei, die Deutschen in transatlantischen Ländern sich selbst durchlaviren zu lassen. *)

Sie werden erfahren haben, daß durch Pariser officiöse Zeitungen die United-States-Regierung aufgefordert wurde, baldmöglichst Ordnung in Mexiko herzustellen, d. h. auch französische Staats-Angehörige in Mexiko zu schützen. Die nordamerikanische Zukunfts-Politik der nächsten Zeit ist auf Erwerbung des westlichen britischen Nordamerika's und eines Theils der mexikanischen Grenzprovinzen gerichtet. Canada ist nicht viel werth, aus Canada wird fortwährend nach den United States ausgewandert.

Sie erhalten hierbei die Uebersetzung eines kleinen Artikels aus der „Times", um Ihnen darzulegen, daß die kaiserliche Familie in Mexiko sich unter ihren Generalen und Hofdamen in sehr schlechter Gesellschaft befand. **)

Ein Hamburger Schiffscapitän, welcher bei Fahrten an der ostasiatischen Küste sich ausgebildet hatte, kaufte im vorigen Jahre in Hamburg ein Schiff mit Hülfe einiger Freunde, nahm eine Befrachtung nach dem Hafen Mazatlan an der Südsee, mit den üblichen Clauseln, um Gelegenheiten benutzen zu können, „Zoll-Ersparnisse zu machen". Vierzig Tage kreuzte er in Sicht des Hafens von Mazatlan, da erhielt er Ordre, in den weiter nördlich gelegenen Hafen Guaymas einzulaufen. Beim Einsegeln in diesen Hafen erzählte ihm der Lootse, es wäre gerade Feier des Namenstages des Präsidenten Juarez. Der Capitän, welcher die alt-holländische Politik in Japan kannte, zog nun alle Signal-Flaggen auf und feuerte nach und nach 21 Kanonenschüsse ab und richtete sich auf einen freien Punsch ein. Die Chefs der Juaristen, auch der nordamerikanische Consul, kamen an Bord und feierten, wahrschein-

*) Auf St. Domingo heirathete vor Jahren ein Hamburger eine Farbige und wurde reich wie auch zwei seiner Associés als Finanziers und Kaffee-Contrahenten für Soulouque, besorgten diesem Papiere, Gelder ꝛc. Ganz kürzlich hat ein Hamburger, Sohn eines Schullehrers, eine Schwester des Sultans von Zanzibar, Tochter des verstorbenen Imam von Mascat, also eine Muhammedanerin, entführt und im englischen Consulat zu Aden geheirathet; ihr Bruder freute sich über die Entführung, weil sie nicht zurückgezogen, sondern emancipirt lebte; das Ehepaar wohnt jetzt hier; er, der Ehemann, läßt seine Frau, wie man sagt, Prinzessin nennen.

**) „Die Personen, welche zur Umgebung des Kaisers Maximilian gehörten, waren zu verachtende Charaktere. Ich will hier nur einige Anekdoten anführen, wodurch dieselben deutlich genug geschildert werden. Diebereien zu begehen, ist jetzt eine ganz normale mexikanische Gewohnheit vom Minister bis zum Thürhüter, mit dem einzigen Unterschiede in Betreff des Werths des Gestohlenen. Z. B. der Kaiser hatte auf einem Tische in seinem Zimmer einen damascirten, mit Gold ausgelegten Revolver zu liegen. Diese Waffe verschwand eines Tages, nachdem der Kaiser eine Reihe von Audienzen ertheilt hatte, bei welchen der geringste Rang der eines mexikanischen Generals war. Der Kaiserin wurden mehrere sehr werthvolle Uhren von ihren Ehrendamen gestohlen. Derselbe Oberst Lopez, welcher durch seinen Hochverrath bei Queretaro seinen Namen in der Geschichte verewigt hat, sagte eines Tages dem Kaiser, es würde ihm leicht sein, aus dem Bureau des Kaisers innerhalb einiger Stunden jeden Gegenstand, der ihm angedeutet, zu stehlen, ohne daß er dabei ertappt würde. Oberst Lopez war damals Commandant des Militairs im kaiserlichen Schlosse Chapultepec. Der Kaiser amüsirte sich ungemein über dergleichen Plaisanterien des Lopez, der nur an Diebereien, Kniffe und Streiche denkend, bald darauf selbst vor einem Judasstreiche nicht zurückschrecken sollte."

lich in Gesellschaft aller durstigen Zollwächter, den Tag. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß der Capitän dann dasselbe that (um das Nützliche, Profitable mit dem Angenehmen zu verbinden), was Gerstäcker in seinen chilenischen Lebensbildern von einem Hamburger Capitän, welcher geheimen Freihandel trieb, so interessant schildert. Zu solchen Geschäften braucht der deutsche Handel weder Gesandte noch Kriegsschiffe, und solche Geschäfte kommen sehr häufig vor.

Die Telegraphen-Linien.

Obgleich in der Gesammtwirkung auf die Gestaltung des Lebens durchaus nicht mit den Eisenbahnen vergleichbar, ist doch das dritte und jüngste der modernen Verkehrsmittel, der elektrische Telegraph, etwas ungleich Idealeres, so daß selbst unsere Phantasie sich kaum ein vollkommneres Mittel des Gedanken-Austausches auf weite Entfernungen hin vorzustellen vermag. Der Telegraph hat Zeit und Raum so gut wie ganz überwunden, Verbesserungen sind nur noch in Bezug auf die technische Herstellung der Leitungen und auf den Betrieb zu erwarten. „War die Brieftaube ein geflügelter Bote, so reitet der elektrische Telegraph mit dem Blitze", der Funke, welcher jetzt der Menschheit Botendienste leisten muß, wetteifert an Schnelligkeit mit dem Lichte, in fast unmerklich kurzer Zeit durchläuft er im Kupferdraht ganze Continente und in den Tiefen des Atlantischen Oceans legt er den Weg von Europa nach Amerika im dritten Theil einer Sekunde zurück. Nur Mängel im Betriebe, die Nothwendigkeit vieler Zwischenstationen und die Schwierigkeit, eine ununterbrochene Verbindung auf sehr weite Entfernungen hin herzustellen, tragen die Schuld, wenn die telegraphischen Depeschen von England nach Kalkutta durchschnittlich noch vier bis fünf Tage unterwegs sind; in günstigen Fällen erreichen sie ihr Ziel in zwei bis vier Stunden und es kommt vor, daß Londoner Kaufleute, welche des Morgens telegraphisch in San Francisco Bestellungen machen, am Abend desselben Tages Nachricht über den Abschluß des Kaufes erhalten, ein Brief braucht aber von London nach Kalkutta oder San Francisco einen vollen Monat.

Man weiß, daß schon Xerxes eine Art von Telegraph von Persien nach Griechenland angelegt hatte, indem er Männer von Strecke zu Strecke aufstellte, die sich die Botschaft zuriefen. Die Nachricht legte auf diese Weise den Weg, den ein Mensch in 30 Tagen durcheilen konnte, in einem Tag zurück. Aehnliches ist seit alten Zeiten in Ostafrika üblich, wo Leute mit Trommeln auf Bäume postirt werden und Botschaften in sehr kurzer Zeit auf weite Entfernungen hin trommeln. Aber wie diese akustischen, so blieben auch die hydraulischen Telegraphen mittelst Wasserröhren und die verschiedenen Arten der optischen weit hinter den Leistungen der elektrischen zurück. Das Vollkommenste waren die Stangentelegraphen der Ge-

brüder Chappe, die zuerst in den Jahren 1792 bis 1794 zur Herstellung einer Telegraphenlinie von Paris nach Lille benutzt wurden und später unter mannigfaltigen Verbesserungen nicht nur in Frankreich, sondern auch in den übrigen Ländern Europa's zu ausgedehnter Anwendung kamen. Mittelst dieser „Semaphoren", die nicht bloße Zeichen, wie die Anfangs noch längs unseren Eisenbahnen fungirenden Signalstangen, sondern Buchstaben signalisirten, telegraphirte man von Paris nach Calais in 3 Minuten, von Paris nach Straßburg in $6\frac{1}{2}$, nach Toulon in 20 Minuten, aber des Nachts oder bei nebeligem Wetter waren sie gänzlich unbrauchbar.

Um den Ruhm, den elektrischen Telegraphen erfunden zu haben, streiten einzelne Männer und ganze Nationen, überblickt man aber den Gang der Forschung über die Elektricität und ihre verschiedenen Formen, seitdem Thales 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung die Wirkung der Reibungs-Elektricität am Bernstein (ἤλεκτρον) entdeckte, so sieht man leicht, daß nicht der glückliche Gedanke oder zufällige Fund eines Einzelnen, sondern die emsige, Jahrhunderte fortgesetzte Arbeit zahlloser Physiker, die allmähliche Anhäufung der Erfahrungen, unter denen die glücklichen Entdeckungen des Galvanismus 1789 und des Elektromagnetismus durch Oersted 1819 nur einzelne Momente bilden, zu der bewundernswürdigen praktischen Anwendung einer der geheimnißvollsten Naturkräfte führten, und der ehrgeizige Streit, den Cooke und Wheatstone neuerdings wieder in den öffentlichen Blättern fortsetzen, kann nur die Dankbarkeit und Achtung erschweren, die wir ihnen für die Einführung des elektrischen Telegraphen in's praktische Leben schuldig sind.

Die Versuche, den elektrischen Strom als Träger einer Botschaft zu benutzen, beschränkten sich im vorigen Jahrhundert auf die Reibungs-Elektricität; Nollet sandte einen Strom durch von Menschenhänden gehaltene Drahtstücke auf 5000 Fuß Entfernung und fand, daß der Schlag von allen Personen gleichzeitig gefühlt wurde; Watson spannte bei der Westminster-Brücke einen Draht über die Themse und machte dabei die wichtige Entdeckung, daß es genügte, die beiden Enden in das Wasser zu halten, um den Kreislauf des elektrischen Stromes herzustellen; 1773 schrieb Odier an eine Dame: „Es wird Sie vielleicht amüsiren, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit gewissen Versuchen beschäftigt bin, durch die eine Unterhaltung mit dem Kaiser von China, mit den Engländern oder irgend einem andern Volke Europa's in einer Weise möglich wird, daß sie ohne die geringste Mühe Alles, was Sie wünschen, auf 4- oder 5000 Meilen weit in weniger als einer halben Stunde mittheilen können." Im Jahre 1774 veröffentlichte Lesage in Genf den Plan zu einem elektrischen Telegraphen, indem er vorschlug, 24 in eine isolirende Substanz eingehüllte Metalldrähte mit je einem Elektrometer zu verbinden, an dem eine Markkugel aufgehängt war; die Bewegungen der 24 Kugeln bei Anwendung einer Elektrisirmaschine sollten die Buchstaben des Alphabets repräsentiren. In Spanien wurde sogar am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Leitung von Madrid bis Aranjue; hergestellt und mittelst der Elektrisirmaschine betrieben. Da sich jedoch die Reibungs-Elektricität leicht aus den Leitern verflieht und von Feuchtigkeit stark beeinflußt wird, so taugt

sie nicht zur telegraphischen Anwendung in größerem Maßstabe und im Freien, alle bezüglichen Versuche blieben daher ohne unmittelbar praktische Folgen.

Nachdem Galvani die Berührungs-Elektricität entdeckt und Volta seinen bekannten Apparat construirt hatte, wendete ihn Sömmering in München 1811 zu einem Telegraphen an, der für jeden Buchstaben des Alphabets und die Zahlen von 0 bis 9 einen besonderen Draht hatte. Diese Drähte endeten mit je einem Goldpunkte in einem Wassergefäße und wenn der galvanische Strom einen derselben durchlief, so zersetzte sich an dem betreffenden Goldpunkte das Wasser, es stieg eine Blase von Sauerstoff und Wasserstoff auf und der Punkt, wo dies geschah, bezeichnete einen Buchstaben oder eine Zahl. Aber auch dieser sinnreiche, von Wetter, Tageslicht ꝛc. unabhängige Apparat führte nicht zum Ziele, vielleicht wegen der Nothwendigkeit so vieler Drähte, und erst nachdem der Elektromagnetismus entdeckt, die Votaische Säule durch galvanische Batterien ersetzt und mannigfache andere Verbesserungen gefunden waren, wurden in verschiedenen Ländern ziemlich gleichzeitig Apparate construirt, die im Wesentlichen den jetzt gebräuchlichen ähnlich sind. Der Amerikaner Morse will seinen elektromagnetischen Telegraph 1832 auf der Fahrt von Havre nach New-York erdacht haben, doch wurden seine Versuche erst 1837 publicirt; Baron Schilling in Petersburg construirte einen Apparat, starb aber vor dessen vollständiger Entwickelung; Gauß und Weber, die 1833 die Sternwarte in Göttingen mit dem 3000 Fuß davon entfernten Physikalischen Cabinet durch über Häuser geführte Drähte in Verbindung gesetzt hatten, veröffentlichten ihre Experimente im Jahre 1834; Steinheil in München stellte 1837 eine Leitung von der königlichen Akademie nach der ¾ Meilen entfernten Sternwarte Bogenhausen her und in demselben Jahre pflanzte Cooke die Erfindung, die er in Heidelberg hatte kennen lernen, nach England über, wo Wheatstone seit einigen Jahren mit dahin einschlagenden Versuchen beschäftigt gewesen war und nun mit Cooke gemeinschaftlich die weitere Vervollkommnung und praktische Nutzanwendung betrieb.

So kam es, daß 1840 die Erfindung an englischen Eisenbahnen, und zwar zuerst an der Blackwall-Bahn, zur praktischen Verwendung gelangte, und obwohl sich die ungemeinen Vortheile gerade für den Eisenbahndienst sofort klar herausstellten, währte es doch mehrere Jahre, bis der Telegraph auch in andern Ländern zur allgemeinen Anerkennung kam. Erst 1843 ließ die Direktion der Rheinischen Eisenbahn bei Aachen die erste kurze Leitung auf deutschem Boden ausführen, 1844 wurden Washington und Baltimore telegraphisch verbunden, 1845 verschaffte sich das neue Communicationsmittel Eingang in Frankreich, 1847 in den Niederlanden, 1849 in Belgien, 1851 in Rußland, 1852 in der Schweiz, 1855 in Norwegen, 1857 in Portugal ꝛc.

Gleich den Eisenbahnen haben sich die Telegraphen seit der kurzen Zeit ihres Bestehens vollständig in das Volksleben eingebürgert. Kommt auch der größte Theil ihrer Thätigkeit auf kaufmännische Geschäfte, so umfaßt ihr Dienst doch zugleich die wichtigsten Interessen des Staates wie die geringfügigsten Seiten des Privatlebens. In den europäischen Culturstaaten, wo fast jede Stadt in das Telegraphennetz gezogen ist und mehrere Tausend Stationen dem Publikum zur Verfügung stehen, wird, wie auch in den Vereinigten Staaten, bei fortgesetzter Verminderung des Tarifs eine immer allgemeinere Benutzung bemerkbar. Als ein Kuriosum, so wie als ein Beweis, wie sehr die Telegraphen-Benutzung im buchstäblichen Sinne des Wortes bereits populär geworden ist, verdient angeführt zu werden, daß in Wien die Gemüse- und Obsthändlerinnen schon eifrige Kunden der Telegraphen-Ver-

waltung geworden sind. Wie die „Presse“ mittheilt, umlagern, besonders an Wochenmarkttagen, ganze Schaaren dieser Damen schon bei grauendem Morgen das Telegraphenamt in der Renngasse, um mittelst Telegraphen neue Vorräthe an Kirschen, Erdbeeren, Artischoken, Seekrebsen ꝛc. aus Steiermark, Triest oder sonst woher zu bestellen. Sehr gute Kunden des Telegraphen sind auch die Lotterieschwestern und Lotteriebrüder. So groß ist der Andrang von Depeschen an Schlußtagen der Ziehung, daß an manchen Orten, wie Brünn, Prag, Linz ꝛc. die Zahl der Beamten verdrei- oder vervierfacht werden muß. Eine Thatsache von psychologischem Interesse ist die Wahrnehmung, daß viele Depeschen aufgegeben werden, die ihrem Inhalte nach ganz gut auf den gewöhnlichen Verkehrswegen hätten befördert werden können. Vielleicht läßt sich diese Erscheinung durch den Umstand erklären, daß der Lakonismus des Telegramms über allerlei Nöthen hinweghilft. Wie fatal ist z. B. manchem Menschen ein ausführlicher Glückwunsch zum Neujahr, zum Geburts- oder Namenstag, zu einer Verlobung oder Hochzeit. Wie bequem ist dagegen das einfache Telegramm: „Ich gratulire!“ oder: „Meinen herzlichen Glückwunsch!“ Und dann wie schwer und heiklig sind manche Erörterungen, die Begründung so mancher Bitte! Man denke sich einen Herrn Studiosus auf der Universität, der sich zum so und so vieltenmale in Geldverlegenheit befindet. Wie soll er bei seinem „Alten“ die Sache motiviren, nachdem er schon bei früheren Gelegenheiten alle denkbaren Vorwände erschöpft hat? Das wortarme Telegramm mit seinem kategorischen Imperativ hilft mit Leichtigkeit über diese Schwierigkeit hinweg. Dazu kommt noch, daß ein Telegramm, trotz seiner Kürze, viel wirksamer ist, als ein Brief. Was telegraphisch erbeten wird, hat zehnmal eher Gewährung zu hoffen, als was man brieflich begehrt. Dem Telegramm wohnt eine geheimnißvoll imponirende Würde inne, gegen deren Wirkung nur Diplomaten und hartgesottene Börsenmänner schon abgestumpft sind. — Es werden Aerzte aus der Ferne consultirt, die Meister der Schachs spielen ihre Partieen mit Gegnern in andern Städten und Ländern, indem sie einander Zug für Zug telegraphisch melden, der Tourist bestellt sein Nachtlager auf dem Rigi, ja ein Herr in Boston heirathete vor Kurzem eine Dame in New-York per Telegraph. Seitdem zuerst in England 1842 ein Mörder auf der Flucht mit Hülfe des Telegraphen zur Haft gebracht wurde, ist die Ausübung der Polizei ohne dieses Hülfsmittel kaum mehr denkbar; sein Dienst bei der Feuerwehr in großen Städten hat sich als wirksamster Schutz gegen die Ausbreitung des zerstörenden Elementes erwiesen; die Sicherheit des Eisenbahnbetriebes hängt zum großen Theil von ihm ab; durch ihn erhielt die Meteorologie in den Sturmsignalen praktische Anwendung; die politischen Zeitungen müssen den Telegraph zu Hülfe nehmen, um die Neugierde ihrer verwöhnten Leser rasch zu befriedigen; im Kriege spielt, wie die vorjährige Campagne es glänzend bewiesen, der Feldtelegraph eine wichtige Rolle; Politik und Geschichte schreiten schneller.

Der elektrische Telegraph hatte, wie erwähnt, vor 27 Jahren seine ersten schwachen Anfänge in England und ist in den meisten andern Ländern noch sehr neu, aber wie ungeheuer rasch hat er sich über die Erde ausgebreitet! Nach einem Ueberschlage giebt es jetzt mindestens 45,000 deutsche Meilen Telegraphen-Linien mit der dreifachen Länge der Drahtleitungen. Haben die Eisenbahnen innerhalb 37 Jahre eine Ausdehnung erlangt, die gleich $3\frac{1}{2}$ Mal dem Umfang der Erde ist, so wurden sie doch von dem Telegraphen weit überholt, der vermöge seiner viel leichteren und billigeren Herstellung innerhalb 27 Jahre so gewachsen ist, daß die Linien, an einander gesetzt, $8\frac{1}{2}$ Mal, die Drahtleitungen wohl 20 Mal die Erde umspannen würden.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Die Pariser Zeitungen beschäftigen sich gegenwärtig mit Vorliebe mit dem angekündigten Programm Julius Fröbel's und dessen von der „Agence Havas" sorgfältig telegraphisch übermittelten Programm. Kein Tag vergeht seit dem Bekanntwerden desselben, ohne daß die Ueberschrift „Le Journal de Mr. Froebel" nicht ein halbes Dutzend Mal in den Blättern wiederkehrt. Dem Programm, das, wie unsere Leser gesehen, mit jenen hochfliegenden Combinationen ausgestattet ist, für welche der Verfasser ein besonderes Talent besitzt und durch die er sich auch in seinem früheren Kampfe für das mitteleuropäische Siebenzigmillionen-Reich des v. Schmerling hervorthat, wird förmlich die Wichtigkeit einer diplomatischen Kundgebung beigelegt. Die „Liberté" meinte sogar, die „Süddeutsche Presse" werde ein officielles Blatt der bayerischen Regierung sein und fügte — jedenfalls aus eigener Divination — hinzu, die Münchener „Geister" seien fortwährend mit diesem „Versuche der bayerischen Regierung beschäftigt, sich von dem norddeutschen Drucke zu befreien und an die Spitze des Südens zu schwingen." Den Franzosen schmeichelt dieser „Versuch", oder sollen wir lieber sagen: diese Versuchung sehr. Die „France" erwartet von Mr. Fröbel um so mehr sehr viel, als er es auch gewesen, der „viel zu der Verwirklichung der Idee beitrug, die Fürstenversammlung einzuberufen".

Bayern, Oesterreich und der norddeutsche Bund zusammen „als die drei deutschen Glieder in der europäischen Familie", wie in dem Münchener Programm zu lesen, ist eine Humoreske, welche die Lachmuskeln im Süden ebenso heftig anregt, wie bei uns zu Lande. Wider seinen Willen plaidirt Fröbel für den sofortigen Anschluß des Südens an den norddeutschen Bund, indem er die zuversichtliche Ueberzeugung ausspricht, daß der Südbund keine Aussicht auf Erfolg darbiete. Hat doch nicht einmal der Prager Friede die Vereinzelung der Südstaaten in Aussicht genommen, nur einem süddeutschen Bunde hat er die Möglichkeit des Entstehens gewähren wollen, damit nicht jeder Einzelstaat für sich überrascht und unter den ungünstigsten Bedingungen zum Beitritt gezwungen werde. Fröbel ist ein vollgültiger Zeuge, daß die Lebensbedingungen eines Südbundes nicht vorhanden sind, und daraus folgt nicht der Erbesantritt Bayern's, sondern der Wegfall des Zwischenstadiums, welches zum Schutze der Einzelstaaten künstlich erdacht worden ist, im Leben aber als unmöglich sich erwiesen hat.

Zu jener oben erwähnten Mittheilung der „France“, die ihr aus Wien zugeht, fügt sie einen Leitartikel gegen Preußen und Rußland, denen sie Respect vor den Verträgen zuruft und beweist, wohin es Regierungen führe, wenn sie Verträge mit Füßen treten, namentlich die Verträge von 1856 und 1866. Sobald Rußland über 1856 wieder hinausgreift, „muß der Krimkrieg wieder anfangen“, und „sobald Preußen Bayern, Württemberg und Baden dominirt, ist Frankreichs Sicherheit vorbei und seine Nationalehre gefährdet“. Also die Einmischung der Franzosen in deutsche Angelegenheiten gehört zu den Prärogativen der französischen Nationalehre, zu deren Schutz Fröbel sich erbietet. Girardin findet dieses Treiben der Regierungspresse allerdings äußerst bornirt und rechnet ihr vor, daß man durch die Hetzereien nicht mehr erreichen werde, als daß Preußen sich mit Rußland und Italien zusammenthue, während eine Allianz Frankreichs mit Preußen auch die mit Italien zur Folge hätte, so daß 101 Millionen Europäer dann im Stande wären, Europa den Frieden zu dictiren. „Aber,“ fügt Girardin hinzu, „so lange Frankreich sich herausnimmt, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen, um die Einheit zu beschneiden, zu verzögern oder zu verhindern, werden diese Zahlen sich gegen Frankreich wenden, weil so lange Bismarck Italien an sich zieht und an Rußland sich schließt, so daß Italien, Preußen als Militärmacht und Rußland 25, 38 und 76, also zusammen 139 Millionen Einwohner repräsentiren. Man darf nämlich nicht übersehen, daß Preußen, das 1866 Venetien an die Angel steckte, um Italien zu fischen, jetzt Rom zur Hand hat, um es aufzustecken und Italien daran festzuhalten.“ Girardin weist darauf hin, daß er am 1. September 1866 schon gesagt, was er am 1. September 1867 wiederhole. Wer sich eingehender belehren wolle, fügt Girardin hinzu, der möge Nefftzer's Briefe im „Temps“ studiren: „Dieselben haben Gewicht, was man nicht von allen diplomatischen Depeschen sagen kann.“ Girardin bekennt sich mit Nefftzer vollständig einverstanden und stellt, damit Frankreich, nachdem dem Kaiser „in Salzburg die Augen aufgegangen“, der dunkeln Punkte ledig werde, folgende Leitsätze einer gesunden französische Politik auf: „Vollständige und unwiderrufliche Verzichtleistung auf jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten; Vergeben und Vergessen für 1866; Annahme von Sadowa mit allen seinen Folgen und Früchten; Erneuerung der Allianz zwischen Frankreich, Italien und Preußen; Italien das Beispiel der Entwaffnung geben, um es vor dem Bankerott zu bewahren; endlich Annahme einer Politik, welche die Handlungen mit den Reden in Einklang bringt, das Vertrauen zum Frieden stärkt und das Stocken der Geschäfte hebt.“

Das oben erwähnte Schreiben Nefftzer's, eines der wenigen französischen Journalisten, die wirklich einige Kenntnisse von Deutschland haben, ist von Wildbad in Württemberg aus an sein Blatt gerichtet. Er legt darin die Ansicht dar, daß eine jede Einmischung Frankreichs in die Angelegenheiten Deutschlands nur dazu beitragen könne, die gefürchtete deutsche Einheit schneller und sicherer herbeizuführen; es unterliegt keinem Zweifel, führt er aus, daß der Prager Vertrag eben so wenig die Einigung Deutschlands ver-

hindern wird, als der Züricher Vertrag die Einheit Italiens verhinderte. Ferner hebt Nefftzer hervor, daß die Abwesenheit des Königs von Bayern in Salzburg höchst wahrscheinlich keine Handlung seines freien Willens gewesen ist, sondern daß er sich des Besuches aus dynastischen Interessen enthalten hat. Dieser Druck, der auf den süddeutschen Fürsten laste, rühre nun keineswegs eben bloß von Preußen her, sondern vorzugsweise von der öffentlichen Meinung, welche die deutsche Einheit wolle.

In Wien soll, wie man von dort meldet, die Salzburger Zusammenkunft die größte Verwirrung hervorgebracht haben und man im Allgemeinen nur neue Unglücksfälle für Oesterreich erwarten. Die deutschen Führer der Reichsraths-Majorität sind vollständig rathlos. Herbst ist ganz depopularisirt, hauptsächlich darum, weil er den Staatsbankerott (Reduction der Zinsen von Staatspapieren) befürwortet hat, und Rechbauer, Kaiserfeld, Brestel u. s. w. verfallen in eine immerfort wachsende Apathie. Baron v. Beust steht fest, aber nur beim Kaiser, ebenso hat sich auch die Stellung des Barons Beke befestigt. In der Staatsbankerottsfrage hat dieser einen vollständigen Sieg davongetragen — und lebt der Ueberzeugung, daß er, ohne zu gewaltigen Mitteln zu greifen, den Erfordernissen des Staates entsprechen wird. Außerdem hat er Zuversicht, daß er im Nothfalle eine Anleihe in Frankreich wird contrahiren können, wozu Napoleon seine hülfreiche Hand zu bieten versprochen hat. Diese Frage wäre es auch gewesen, die den Kaiser Franz Josef bewogen hätte, Beke nach Salzburg zu berufen. Kaiser Napoleon hätte sich auch über die inneren Angelegenheiten Oesterreichs auf's Genaueste informiren lassen. Unter anderen Winken, die er in dieser Richtung dem Baron Beust gegeben haben soll, ertheilte er ihm den Rath, unverzüglich ein cisleithanisches Ministerium zu bilden. Beust soll geneigt sein, diesen Rath zu befolgen. In Folge dessen glaubt man, daß Taaffe, welcher untauglich, und Justizminister Hye, welcher unpopulär ist, abtreten werden, und daß John zum cisleithanischen Kriegsminister ernannt werden soll. Ueber die muthmaßlichen Candidaten verlautet noch nichts; nur ist die Ueberzeugung vorherrschend, daß Beke zum Reichs-Finanzminister ernannt werden wird.

Nach einer anderen Nachricht soll der Reichskanzler, obwohl beim Kaiser fest, doch isolirt sein. Die Salzburger Zusammenkunft ist von seinen Gegnern als ein neuer Anlaß benutzt worden, um neue Intriguen gegen ihn anzuspinnen. Indem die Annäherung an Frankreich in den niederen Schichten sehr wenig populär ist, weil man da um jeden Preis den Frieden will — in den höheren Schichten dagegen mehr aus altherkömmlicher Rancune gegen Frankreich und Verachtung gegen Napoleon als aus politischer Ueberlegung ganz unpopulär, ist es gekommen, daß sich die Spitzen der Aristokratie, der Bureaukratie, der Geistlichkeit und der Armee verbunden haben, um gegen den Reichskanzler zu wühlen. Es wird nicht nur auf die Hofkreise, die übrigens miteinverstanden sind, sondern direct auf die Person des Kaisers gewirkt, und zwar so, daß sich der Baron von Beust offen beklagen soll, daß er, wenn er den Kaiser nur acht Tage nicht ge-

ſehen, ihn ſich gegenüber ganz verändert findet. Ob er dieſen Krieg mit ſo mächtigen Elementen lange aushalten kann, iſt eine Frage, die vielleicht ſehr bald zur Entſcheidung gelangen wird.

Auf ſeiner Rückreiſe von Salzburg nach Paris hat Napoleon bekanntlich mehrere Reden in den Hauptorten des franzöſiſchen Flanderns gehalten, ſo auch in Lille, in deſſen Jubelgeſchrei jedoch die Sprache des größten Theils der Pariſer Blätter über den dortigen Speech des Kaiſers einen Mißton bringt. Dieſelben ſind in ihren Auslaſſungen darüber, von welchen der größte Theil mit „Die ſchwarzen Punkte" überſchrieben iſt, wenig erbaut über die Worte des Kaiſers. Am kühnſten tritt jedenfalls der „Courrier Français" auf. „Die Regierung", meint er, „hat alſo noch immer nicht begriffen, daß das blinde Vertrauen, welches ſie verlangt, nicht ihre Kraft, ſondern ihre Schwäche ausmacht." Sie ſolle, ſo meint er weiter, ſich nicht durch das Jubelgeſchrei in Lille in ihrem Wahne beſtärken laſſen. Die Acclamation, welche Karl X. in Cherbourg erhalten, ſeien einfach die Vorläufer der Revolution geweſen; Frankreich mache augenblicklich eine Kriſis durch, wie die geweſen, welche dem Falle aller Regierungen Frankreichs vorausgegangen ſeien. 1867 ſei ein eben ſo fatales Jahr, wie 1813, 1829 und 1847. Wenn die damaligen Regierungen nicht die Freiheiten bekämpft hätten, ſo würden ſie nicht zu Grunde gegangen ſein. Die „Liberté" macht ſich geradezu über die „ſchwarzen Punkte" luſtig. Sehr ſcharf tritt auch „Avenir National" auf: Der Kaiſer brauche keine Angſt zu haben; Frankreich habe Vertrauen in ſeine Kraft, aber es werde ihm ſchwer, an die Wahrheit ſeiner Regierung zu glauben. Der Kaiſer ſpreche von ſchwarzen Punkten, aber ſeine Rede ſei ſelbſt ein ſolcher, da ſie andeute, daß das perſönliche Regiment erhalten bleiben ſolle. Die Sprache der übrigen Blätter iſt eine ähnliche, wenn auch nicht ſo ſcharfe; die Regierungsblätter jubeln natürlich ſo laut, wie die Bewohner von Lille.

Am 10. d. tritt der Norddeutſche Reichstag zuſammen, in deſſen Zuſammenſetzung, ſo weit ſich bis jetzt das Ergebniß der Wahlen am 31. v. M. überſehen läßt, im Ganzen, der erſte wiederzuerkennen iſt. Die conſervative Partei hat einige Plätze verloren, dafür aber andere gewonnen. Inſonderheit iſt Letzteres der Fall in den öſtlichen Provinzen des Staates, während in den weſtlichen Theilen, wo ſich bei der vorigen Wahl ein Umſchlag nach der conſervativen Seite kundgegeben, man davon abgewichen iſt, und zwar wird hier bei der Eigenthümlichkeit des katholiſchen Elementes die Fortſchrittspartei eher davon Vortheil ziehen, als die national-liberale. Dagegen dürfte aus den neuen Provinzen und den kleineren Staaten die letztere Partei eine Verſtärkung erfahren, ſo daß zuletzt die Zahlenverhältniſſe der einzelnen Reichstagsfractionen ſich im Weſentlichen ganz wieder in derſelben Weiſe geſtalten werden, wie im letzten Parlament.

Nachdem die hannoverſchen Vertrauensmänner und darauf die heſſiſchen ſeitens unſerer Regierung einberufen worden waren, ſollen auch die aus Schleswig-Holſtein vor ſchließlicher Entſcheidung über die dortigen Verwaltungseinrichtungen im Laufe der nächſten Woche gehört werden, um

dann noch Berathungen mit Vertrauensmännern aus dem früheren Herzogthum Nassau stattfinden zu lassen. Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse Hannovers war die obere Provinzial-Verwaltung daselbst mit dem militärischen Oberbefehl in der Hand eines General-Gouverneurs bisher vereinigt, doch scheinen die bevorstehende erste Berufung der Provinzialstände von Hannover, sowie auch die weiteren Schritte zur Regelung der Verwaltungs-Einrichtungen der Provinz es nunmehr zu erfordern, daß die obere Civil-Verwaltung derselben einem besonderen Beamten, der allseitig Vertrauen genießt, übergeben werde.

Die vollkommene Trennung des christlichen und türkischen Elementes im osmanischen Reiche — eine Nothwendigkeit.

Der Hat-Humayum vom 18. Februar 1856 bestimmte in dem Paragraphen 8: „Einführung einer besonderen weltlichen Gerichtsbarkeit für die christlichen Rajahs, Zusammensetzung dieser Tribunale aus Muhammedanern und Christen, sobald gemischte Interessen zur Frage kommen", und im Paragraphen 14: „Reform der administrativen Behörden in den Provinzen, Vertretung der Christen in den Medschlis."

Man weiß, daß die Magna Charta der Türkei nur angenommen wurde, um sie eben nicht zu halten, die Großmächte damals zu beschwichtigen und Alles beim Alten zu lassen. Dies kann, darf und wird nicht länger dauern. Um aber aus den beiden genannten Gesetzen Nutzen zu ziehen, muß das Princip vollkommener Trennung beider Völker mit aller Consequenz durchgeführt werden.

Es müssen also alle Gerichte, von der ersten Instanz an bis zum obersten Gerichtshof in Konstantinopel, welche über Christen in ihren Streitsachen entscheiden, ausschließlich aus christlichen Räthen zusammengesetzt sein. Denn wer die unendliche Servilität kennt, welche jeder Christ ohne Unterschied, und sei es selbst der Patriarch, selbst dem geringsten Türken gegenüber beobachtet, wird sich überzeugt haben: daß ein Türke in einem sonst aus lauter Christen zusammengesetzten Gerichte genügt, um dem Buchstaben des Gesetzes zum Trotz seinem Willen und seiner Meinung Geltung zu verschaffen. Die Praxis der Medschlis, wie solche bis jetzt in den Provinzen ausgeübt wurde, hat dieses zur Genüge gezeigt.

Auch in diese wurden seit einigen Jahren christliche Räthe zugelassen, aber sie waren nichts als die Sündenböcke der übermüthigen Osmanen und haben nur dazu gedient, um durch ihre Unterschrift den willkürlichen Verordnungen der Moslems einen Anstrich von Legalität zu geben. Es müßte also von den Medschlis in der Form, wie sie bis jetzt bestanden, gänzlich abgegangen und vielleicht die administrativen Behörden folgender Art geschaffen werden:

In den Provinzen, wo die christliche Majorität obwaltet, ein christlicher Statthalter, mit einem aus Christen zusammengesetzten Verwaltungsrath, der

von der im Ministerium des Innern zu schaffenden Abtheilung für christliche Angelegenheiten abhängt und die politische Behörde für alle Christen seiner Provinz bildet. Für die Türken unter dem Titel eines Pascha's, Bey's, oder wie man ihn sonst nennen will, eine Art von Adelsmarschall, der die Angelegenheiten derselben ohne Einmischung der Christen administrirt, jedoch im Geiste des für die ganze Provinz ohne Unterschied der Confession gültigen Statuts. Dieser türkische Adelsmarschall ist dem Statthalter coordinirt, nicht subordinirt. In Provinzen mit türkischer Majorität vice versa, nur daß die christlichen Angelegenheiten wieder durch einen Verwaltungsrath geleitet werden, der als Körperschaft dem Statthalter coordinirt ist.

In Angelegenheiten, welche Christen und Türken zugleich betreffen, tritt je nach Bedürfniß eine aus beiden zusammengesetzte Commission zusammen, um sie zu erledigen. In den Provinzen erster Art der christliche Statthalter und der türkische Adelsmarschall, sonst christliche und türkische Räthe. Allein bei der schon erwähnten Herrschsucht einerseits und der Servilität andererseits tritt hier die Nothwendigkeit für die europäischen Großmächte ein, durch ihre Intervention die Selbstständigkeit der christlichen Räthe und gemischten Commissionen zu gewährleisten. Es muß also in jeder Provinz ein Commissarius oder diplomatischer Agent der respektiven Großmacht residiren, dem im vollen Sinne des Wortes die Rechte der Exterritorialität zugestanden sind, Rechte, die auch auf den christlichen Statthalter und die christlichen Räthe auszudehnen sind. Sowohl die administrativen Verordnungen als die richterlichen Urtheile türkischer und christlicher Seits müssen der Zustimmung dieses Commissarius unterbreitet werden, insonderheit muß ihm ein unbeschränktes Veto in allen Criminalfällen zugestanden werden.

Indem wir hier Administration und Gerichtswesen zusammenmengen, thun wir es absichtlich und mit Rücksicht auf den Culturzustand und den Charakter besonders der die Türkei bewohnenden slawischen Völkerschaften.

Die Trennung von Justiz und Verwaltung, wie sie in unseren Ländern besteht, scheint uns für die Türkei noch nicht passend zu sein und könnte außerdem, da es die Ausgaben des ohnehin erschöpften Staates verdoppelt, nur zu Verwirrungen Veranlassung geben. Die Slawen und Türken sind ihren Sitten nach, die Einen an die patriarchalische Herrschaft, die Anderen an die Einheit der Obrigkeit gewöhnt. Der Chef soll nach ihren Begriffen in allen Fragen entscheiden und Rechtsprechen können, um vollen Ansehens und willigen Gehorchens gewiß zu sein. Ein Chef, der die Steuern repartirt, die Aushebungen der Truppen besorgt, Straßen bauen läßt — und nicht zugleich im Prozesse unter Nachbarsleuten Recht sprechen kann, ist dem Volke eine unverständliche Sache, und bei dem eigenthümlichen Charakterzug, überall nach Rangunterschied zu suchen, wird seine erste und natürliche Frage sein: wer ist mein Chef? der Statthalter oder der Justizpräsident? es wird in ewigem Zweifel über die Competenz der Behörden sein — es wird sich hier vielmal an den Justizpräsidenten in Verwaltungssachen — und an den Statthalter in Justizsachen wenden — und wenn dieser sich als nicht competent

erklärt, so wird er sowohl sein Ansehen als Vertrauen verlieren, die bei diesem Volke in den jetzigen Verhältnissen die unentbehrlichste Sache ist.

In den muhammedanischen Ländern werden noch viele Lustren hindurch die Institutionen wenig und die Persönlichkeiten Alles regeln müssen. Eine zweckmäßige Wahl und entsprechende Verwendung von Persönlichkeiten wird maßgebender für den Erfolg der Reformen sein, als die tiefsinnigsten Gesetze und durchdachtesten Administrations-Verordnungen. Daher glauben wir, daß für jetzt Jurisdiktion und Administration in der Türkei nicht zu trennen sind.

Eine Ausnahme hiervon können die gemischten Handelsgerichte machen, die sich in Konstantinopel und anderen Küstenstädten vollkommen bewährt haben und in allen Provinzen auf ähnliche Weise errichtet werden können.

Um jedoch der türkischen Regierung irgend wie eine Entschädigung für die Abtretung so großer Souverainetätsrechte zu leisten, müßte allen Consuln und Handelsagenten ihre bisherigen großen Privilegien genommen werden und sie in dieselben Verhältnisse treten, die solche in anderen europäischen Staaten einnehmen. Da für jede Provinz ein diplomatischer Agent mit ausgedehnten Befugnissen, d. i. der Commissarius, eingesetzt ist, da außerdem unter seiner Direktion und Controle die gemischten Handelsgerichte stehen, so erscheint die Fortdauer der Machtbefugniß bei den Consuln überflüssig und selbst der Centralisation, die in den Provinzen eine vollkommene sein soll, nachtheilig.

In Bezug auf die Commissarien müssen wir noch auf Eins aufmerksam machen. Es ist natürlich, daß der Agent neben den Interessen der Provinz, die er überwacht, noch die spezielle seiner respektiven Großmacht geltend zu machen trachten wird. Wenn also Agenten mehrerer Großmächte in einer und derselben Provinz sind, so wird ein jeder die Interessen seiner Regierung neben denen des türkischen Gouvernements geltend machen wollen. Da nun die Großmächte nicht zu jeder Zeit in ihren Ansichten harmoniren, so werden Fälle vorkommen, wo sich die Ansichten der Agenten kreuzen, und nachdem jeder der seinigen Geltung verschaffen wollen wird, werden Agitationen entstehen, welche das arme Land noch mehr verwirren müssen. Alle zusammen wollen die Türkei erhalten, man theile also die Arbeit. Es werde somit für jede Provinz nur ein Agent nach Uebereinkunft der Großmächte gewählt. Man könnte z. B. nach Bosnien und die Herzegowina einen österreichischen, nach Albanien einen französischen, nach Bulgarien einen englischen, nach Rumelien einen russischen Agenten bestimmen, und so in Asien in derselben Abwechselung.

Auf einen andern Punkt, der, selten berührt, doch hohe Berücksichtigung verdienen dürfte, müssen wir noch aufmerksam machen. Zu einer kräftigen Administration gehört eine zweckmäßige territoriale Eintheilung der Verwaltungsbezirke, die man in der Türkei bis jetzt vermißt oder die so willkürlich ist, daß die Bezirke alle Jahre wo möglich ihren Umfang und ihre Grenzen wechseln. Der Pascha betritt mit seinen Berat ein Gebiet,

das nach Gutdünken bestimmt wird und in einem Jahre größer, im andern Jahre wieder kleiner ist. Man kann sich die Verwirrung leicht denken, die daraus entsteht, so daß im osmanischen Reiche wahrscheinlich Niemand existirt, der mit Bestimmtheit sagen kann, welche Bezirke zu dieser, welche zu jener Statthalterschaft gehören. Auch bei jenen Provinzen, wo dieses bestimmt ist, ist die Zusammensetzung der Bezirke so unzweckmäßig und für die Einheit der Administration so störend, daß sie selbst einer europäischen Verwaltung Schwierigkeiten bieten müßte. So erstreckt sich z. B. das Paschalik Silistria bis nach Aïdos und Karnabad, das von Scutari umfaßt die Bezirke Plava und Gussinje an der Grenze von Serbien, die durch den Hochgebirgsknoten des Dormitor und des Kom von ihm getrennt sind. Wir glauben daher, daß, nachdem eine Katastral-Vermessung nicht so schnell vorgenommen werden kann, man wenigstens die natürlichen Grenzen festhalten sollte. Aus diesem materiellen Hindernisse einer wirksamen Administration hat das bei Besetzung der Verwaltungs-Behörden bis jetzt beobachtete System jede wirksame und gute Verwaltung fast unmöglich gemacht.

Dieses fehlhafte System besteht: a) In dem Grundsatze, von der Administration einer Provinz oder eines Sandschaks jeden Eingebornen auszuschließen und durch fremde, der Sprache und der Verhältnisse ihrer Verwaltungsgebiete unkundige Beamte zu ersetzen, so daß meistens Asiaten zu den Paschaliks Europa's und zu jenen Asiens Europäer verwendet werden, und b) in der kurzen Dauer der Besetzung durch ein und dieselbe Persönlichkeit, so daß die Beamten höchstens nur ein Jahr einen und denselben Distrikt verwalten. Dieses System wird durch die wohl begründete Besorgniß aufrecht erhalten, es könnten Eingeborne oder lange Zeit in einer Provinz weilende Statthalter leicht so große Popularität und Einfluß sich verschaffen, daß sie solche in einem passenden Moment zur Realisirung von Unabhängigkeits-Gelüsten gegenüber der schwachen Centralregierung geltend machen könnten. Die Beispiele des Ali-Pascha's von Janina, des Muhammed-Pascha's von Scutari lassen diese Besorgniß auch stichhaltig erscheinen. Bei den übrigen Verwaltungs-Beamten geringeren Grades ist dieser systematische alljährliche Wechsel durch die Verkäuflichkeit der Stellen begründet. Die aus dem Verkaufe dieser Stellen fließenden Summen figuriren als eine indirekte Abgaben-Kategorie im Einnahme-Budget des Staates und es muß also dieser Verkauf alle Jahre stattfinden, damit nicht ein Ausfall in diesem Budget sich ergiebt. Abgesehen aber von diesen Geboten der Staatsklugheit und türkischer Finanzwirthschaft muß dieses System die übelsten Folgen erzeugen und führt sie auch wirklich herbei. Eine grenzenlose Bedrückung, eine nachlässige und sorglose Administration sind die natürlichen Folgen und selbst bei den redlichsten und fähigsten Beamten und den geordnetsten Verwaltungs-Vorschriften muß der lähmende Einfluß dieses oftmaligen und schnellen Beamtenwechsels hervortreten. Denn so lange Beamte nur schwache Menschen bleiben, wird sich auch die Haupttriebfeder, die solche leiten, bei jeder Gelegenheit vordrängen, nämlich der Egoismus, welcher in dem Wunsche, für seine Mühen Anerkennung zu finden, überall sich gel-

tend macht. Nur wenn dem Beamten die Aussicht auf diese Anerkennung eröffnet ist, kann der Staat darauf rechnen, daß er seinen Pflichten mit allem Eifer nachkommen wird. Ist derselbe aber, wie dies bei oftmaligem und willkürlichem Wechsel der Fall ist, zu der Ueberzeugung gelangt, daß seine Mühen den erwünschten Erfolg nicht erzielen können, da ihm die Zeit gebricht, Maßregeln, die er für nützlich hält, in's Leben zu rufen; steigen Zweifel in ihm auf, ob er nicht vielleicht die Ernte der Mühen, die er gesäet, einem Andern zum Genusse überlassen müsse, der dafür Lohn und Anerkennung findet, so gehört wohl eine seltene Resignation und eine ungewöhnliche Moralität des Charakters dazu, um trotzdem die Bahn strenger Pflichterfüllung einzuhalten.

Daß diese Moralität und Resignation in der Türkei keine einheimischen Pflanzen sind, braucht kaum erwähnt zu werden, und es ist hier der oftmalige Wechsel nachtheiliger als irgendwo anders. Allein hier kommt noch der besondere Umstand zu berücksichtigen, daß eine jede Provinz nach besonderen, von anderen Provinzen oft ganz verschiedenen Gewohnheitsgesetzen verwaltet wird. Es muß also der Beamte, um nicht Mißgriffe zu thun, erst diese besonderen Zustände und die Verwaltungs-Verhältnisse studiren; es gehört daher eine gewisse Zeit oder eine besondere Befähigung dazu, um dieses zu erreichen.

Besitzt er auch wirklich diese Befähigung, so hält ihn die kurze Dauer seiner Funktion davon ab, diese zur Ergründung der Zustände und Bedürfnisse seines Verwaltungs-Gebietes geltend zu machen, da in wenigen Monaten er seiner Versetzung nach anderen, vielleicht entfernteren Gebieten entgegensieht, wo ganz andere Verhältnisse und Gewohnheitsrechte obwalten und wo ihm also eine neue Mühe in ganz anderen Studien bevorsteht. Wenn er also eben Alles gehen läßt, wie es geht und es nur nicht verschlimmert, so glaubt er seinem Beamtengewissen genug gethan zu haben. Um diesen Uebelständen zu begegnen, scheint es daher dringend geboten, die Verwaltungsstellen auf längere Zeit zu besetzen, es scheint rathsam, Einheimische, denen die Verhältnisse ihrer Heimath doch mehr oder weniger bekannt sind, hierzu zu berufen.

Diese Nothwendigkeit wird noch in Berücksichtigung des besonderen Charakters der Bevölkerung vermehrt. Denn, wie erwähnt, werden noch lange Zeit in der Türkei die Gesetze und Verordnungen sehr wenig und die Persönlichkeiten Alles entscheiden müssen. Es wird also der Administrations-Beamte erst das Vertrauen der Bevölkerung erlangen müssen, um der willigen Befolgung seiner Verordnungen gewiß zu sein und um die wohlthätigen Maßregeln der Regierung durchsetzen zu können. Und dieses ist nur zu erzielen durch eine längere Verwaltung eines und desselben Gebietes, die ihm ein genaues Verständniß des Charakters und der Gewohnheiten der Bevölkerung möglich macht.

Allein selbst beim Fortbestehen der jetzigen trostlosen Zustände in der Türkei kann ein oftmaliger Beamten-Wechsel diese Uebel nur vermehren. Wir müssen das osmanische Reich so hinnehmen, wie es ist, und nicht so betrachten, wie wir wünschen, daß es sei. Wir können nicht fragen: Was ist das

Beſte im Sinne dieſer oder jener Doktrin? Wir müſſen fragen: Was iſt unter den beſtehenden Uebeln das kleinſte? —

Alle Controle der Regierung wird bei der jetzt lebenden Generation der Corruption der Beamtenwelt gewiß keine Schranken ſetzen können. Die Willkür und Beſtechlichkeit hat ſich ſo in das Weſen der Türken eingelebt, daß erſt durch eine allmähliche Umgeſtaltung der Sitten eine Umgeſtaltung jener Grundſätze zu erzielen iſt, welche die Handlung des Individuums leiten. Der türkiſche Beamte wird noch lange ſein Amt als die Quelle betrachten, die ihm zu einem unabhängigen Vermögen verhelfen ſoll; der Rajah wird ihm noch lange das ſein, was der Sinn des Wortes ausſpricht, das iſt: die Heerde, die er zu ſeinem Nutzen zu ſcheeren ſich berechtigt glaubt. Alſo ſchon aus dieſer Rückſicht kann eine längere Dauer der Amtsfunktion nur zur Erleichterung der Unterthanen beitragen. Denn da ſich der Beamte doch einmal bereichern muß und will, ſo iſt es evident, daß, wenn die Summen, die er zu ſammeln beabſichtigt, auf mehrere Jahre repartirt werden, dieſes dem Volke weniger drückend wird, als bei dem jetzigen Syſtem, wo er denſelben Betrag in der kurzen Zeit eines Jahres oder weniger Monate zu erpreſſen genöthigt iſt.

Dieſe Anſchauung wird Vielen etwas paradox erſcheinen, nichts deſtoweniger iſt ſie aber wahr und aus dem Geiſte türkiſcher Zuſtände geſchöpft.

Kennzeichnen die Eigenthümlichkeiten des äußern Volkslebens genügend die Nationalität?

Wenn es bei allen Verhältniſſen, auf welche ſich die Betrachtung eines Volkes zu richten pflegt, von Wichtigkeit iſt, dem nationalen Urſprunge, der Uebereinſtimmung der äußeren Verhältniſſe mit dem Charakter der Nation, bei der ſie ſich finden, nachzugehen, ſo wird doch niemals ohne Weiteres der Schluß zuläſſig ſein, daß, weil beſtimmte Lebensformen ſich bei Volkstheilen oder Individuen finden, ſie deshalb unbedingt als dieſer Nation eigenthümlich anzunehmen ſeien und für andere Individuen oder Volkstheile die nationale Gemeinſchaft mit den erſteren nachweiſen können. Zur Begründung dieſer Behauptung wird es ausreichen, wenn die Hauptrichtungen des Volkslebens, nach denen ſich daſſelbe in der Form von außerhalb der Individuen ſelbſt liegenden Thatſachen oder Gegenſtänden zur Erſcheinung kommt, kurz bezeichnet werden und an einigen Beiſpielen gezeigt wird, wie die beſondere Form dieſer Erſcheinungen, auch wenn ſie einer Nation mehr als einer andern zuſagen mag, doch deshalb noch nicht als Wahrzeichen zur Erkennung derſelben betrachtet werden darf.

Offenbar iſt dies zunächſt der Fall bei den Formen der großen geſellſchaftlichen Gliederung der Menſchen und Völker. Es ergiebt ſich dies in Betreff des Staatslebens ſehr deutlich; die verſchiedenſten Verfaſſungsformen kommen bei denſelben Culturvölkern vor. Welchen Wechſel der

Staatsverfaſſungen haben, ſelbſt ohne daß ſolche von außen her aufgedrungen worden, die alten und neuen Italier in der Zeit ſeit zwei Jahrtauſenden, die Franzoſen ſchon ſeit einem Jahrhundert durchlebt, ja bei den Letzteren vermag man ſchwer zu ſagen, welche Verfaſſung ſich als die dem Volkscharakter gemäßeſte darſtellt. Und welche Verſchiedenheit findet ſich heut in den Verfaſſungen der Deutſchen. Doch würde die Behauptung, daß eine ſolche Mannigfaltigkeit in dem Charakter der Nation begründet wäre, unüberlegt ſein; würde ſie nicht mit anderem Worte die politiſche Charakterloſigkeit dieſer Nation bedeuten?

Aehnlich verhält es ſich bei den organiſchen Geſtaltungen innerhalb des Staatslebens und zwar hier namentlich bei der Gliederung der Staatseinwohner in abgeſonderte Klaſſen mit verſchiedenem Maße der Berechtigung. Eine ſolche Verſchiedenheit kann allerdings auf eine urſprüngliche Verſchiedenheit der nationalen Abſtammung hindeuten; indeß trifft dies heute nur noch bei verſchiedener Race in einzelnen Staaten vollkommen zu. Das Beſtehen ſolcher Unterſchiede innerhalb derſelben Nation wird dagegen mehr als ein Zeichen ihres zeitigen Culturſtandes zu betrachten ſein, weniger als eine inhärirende Eigenthümlichkeit ihres Charakters. In der That zeigt ſich bei derſelben Nation, wie einzelne Theile ſolche Rechtsverſchiedenheiten, deren vormalige Baſis keine Geltung mehr hat, beſeitigen, während man ſie für andere Theile derſelben zu conſerviren und nach dem Wegfall ihrer natürlichen Unterlage auf eine mehr oder weniger willkürlich gefundene hinüberzuleiten vermag.

Stärker ſpricht ſich der nationale Charakter aus in dem kleinſten Kreiſe der menſchlichen Gemeinſchaft, in der Art und Weiſe des Familienlebens, in dem Verhältniß der Gatten zu einander, der Eltern zu den Kindern und umgekehrt, überhaupt in der Bedeutung des Haushalts für Alle, die ihm angehören, in dem Geiſte, der im Haushalte lebt. Die Verſchiedenheit des deutſchen Familienlebens von dem der ſlawiſchen und der romaniſchen Völker, ja ſelbſt in wichtigen Beziehungen von dem des Engländers iſt nicht zu verkennen; und doch bietet daſſelbe innerhalb jedes Volkes, ja innerhalb jedes größeren Wohnplatzes deſſelben ſolche Ungleichmäßigkeiten dar, daß das Eigenthümliche einer Nation ſich jedenfalls nicht als ein Allen gemeinſames darſtellt. Dies gilt namentlich von allen ſolchen Erſcheinungen des Familienlebens, an welche es bis jetzt der Statiſtik möglich geworden iſt, ihren vergleichenden Maßſtab anzulegen, ſo bei der Zuſammenſetzung des Haushalts, bei der Neigung zur Begründung eigenen Haushalts, bei der Beziehung des geſchlechtlichen Verhältniſſes zur Familienbildung und bei den Verhältniſſen der geſchlechtlichen Verbindung zur Fortpflanzung der Nation. Hier ſind allerdings große Gegenſätze der nationalen Sitten mit Beſtimmtheit wahrzunehmen, und die gewonnenen Zahlen, wie die der ehelichen und außerehelichen Fruchtbarkeit, geben uns einen hellen Einblick in den Volkscharakter. Aber anderſeits zeigen ſich auch bei einer und derſelben Nation ganz abweichende Verhältniſſe; es kommt vor, daß eine verkehrte Richtung der Geſetzgebung die natürliche Sittlichkeit des Volkes zurückdrängt, der Bildung der

Familie wehrt, die Fortpflanzung der Nation beeinträchtigt und ihren Segen in Unsegen verwandelt, so daß der nationale Charakter in den Zahlen, die die Statistik liefert, fast in sein Gegentheil verkehrt erscheint. Die Nichtberücksichtigung dieser und anderer nicht dem Nationalcharakter zukommenden Einflüsse zusammen mit der Neigung zum Verallgemeinern besonderer Wahrnehmungen giebt dann leicht zu übereilten Schlüssen Veranlassung, wie solche z. B. in den bekannten bevölkerungswissenschaftlichen Studien aus den Verhältnissen Belgiens abgeleitet sind. Uebrigens bleibt zu berücksichtigen, daß selbst die wirkliche Verschiedenheit der Nationen sich in der Statistik doch nur in Durchschnitten zeigt, die Verschiedenheit der Individuen innerhalb derselben Nation aber, begründet in der Biegsamkeit der menschlichen Natur, eine so weite ist, daß die allgemeine Erscheinung weder aus dem Individuum abgeleitet, noch bei demselben gesucht werden kann.

Sehr deutlich zeigt sich dieses in denjenigen Erscheinungen, welche sich auf das Rechtsbewußtsein der Völker zurückführen lassen, insbesondere da, wo dieselbe Gesetzgebung bei Theilen verschiedener Nationen zur Anwendung kommt. Hier tritt der Gegensatz in dem verschiedenen Maße heraus, in welchem die Angehörigen jeder Nationalität sowohl von ihren staatsbürgerlichen Rechten wie von dem gesetzlichen Schutze ihrer Privatrechte Gebrauch machen, oder im letzteren Falle Gebrauch zu machen genöthigt sind, und in dem verschiedenen Maße, in welchem die ihnen zugehörigen Individuen in einzelnen bestimmten Punkten wider die gesetzte Rechtsordnung verstoßen. Aber wenn auch hier die Einwirkung der Verschiedenheit des Nationalcharakters aus den betreffenden Durchschnittszahlen gefolgert werden kann, so ist sie doch nur eines der vielen Momente, welche auf die Abweichung der Zahlenergebnisse von Einfluß sind, und ähnliche oder selbst stärkere Gegensätze zeigen sich, wenn man die Zahlen nach anderen Verschiedenheiten der Bevölkerung zusammenfaßt.

Wir treten hiermit auf ein Gebiet über, auf welchem, weil es zumeist in's Auge fällt, der Nationalcharakter sehr oft gesucht und die Benennung des nationalen häufiger als in anderer Hinsicht gebraucht wird, auf das der Lebensweise des Volkes, insbesondere zu den sogenannten Sitten, richtiger Gebräuchen, sowie zu den Nahrungs-, Kleidungs-, Wohnverhältnissen der Völker. Gemeinschaftlich ist der Betrachtung dieser Eigenthümlichkeiten, daß dieselben mehr localer als nationaler Natur, und dann, daß sie bei denselben Völkern dem zeitweisen Wechsel unterworfen sind, die vorhandenen Verschiedenheiten daher in vielen Fällen aus dem abweichenden Umfange localer Einflüsse, sowie aus der abweichenden Zeit herrühren, in welchen sich ein Einfluß nach der betreffenden Richtung hin geltend gemacht hat. Bei den Volksgebräuchen gilt dies insbesondere von denjenigen, welche mit der Gottesverehrung zusammenhängen, und welche sich ziemlich gleichmäßig über verschiedene christliche Nationen verbreitet haben, wenn auch zugegeben ist, daß sie hier und da den besonderen Neigungen der Nation mehr angepaßt worden sind, auch je nach der verschiedenen Art des Volkes bei demselben mehr oder weniger Eingang gefunden haben. Jedenfalls hat die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses mitunter innerhalb derselben Nation größere Ab-

weichungen in derartigen Gebräuchen begründet, als zwischen verschiedenen Nationalen mit gleichem Bekenntniß bestehen; wie denn überhaupt die Gleichheit des religiösen Bekenntnisses die Angehörigen verschiedener Nationen in hohem Grade nähert, und die Ungleichheit desselben die Glieder einer Nation namentlich dann einander zu entfremden im Stande ist, wenn sie für den einen Theil mit der Unterwerfung unter ein der Nation fernstehendes geistliches Oberhaupt verbunden ist. Bei den zur Gottesverehrung nur mittelbar in Beziehung stehenden Gebräuchen, wie namentlich den Volksfesten, mischt sich der Einfluß der Oertlichkeit und des Klima's mit dem der Stimmung der Nation; das Zusammenwirken beider giebt dem Johannis-, October-, Weihnachtsfest, dem Carneval verschiedene Bedeutung. Wie weit aber überhaupt einem vorgefundenen Gebrauch ein nationaler Werth beizulegen ist, wird sich wesentlich nach dem inneren Werthe desselben richten; daß Vorhandensein desselben von vornherein anzunehmen, ist man nicht berechtigt, da auch Formen, welche nur das Erzeugniß individuellen, in dem Nationalcharakter nicht begründeten Beliebens, oder sogar individueller Beschränktheit sind, sich unter dem Schutze äußerer Verhältnisse von Generation zu Generation fortzupflanzen und festzusetzen vermögen.

Die Nahrungsweise eines Volkes ist keineswegs allein das Erzeugniß seines gemeinschaftlichen Geschmacksinnes, sondern zunächst bedingt durch die Produktionsfähigkeit seines Bodens, dann durch das Erforderniß der Ausnutzung desselben zur Befriedigung der Bedürfnisse der Bevölkerung und durch die Verhältnisse des Verkehrs, nämlich in wie weit derselbe die einheimische Nahrung durch fremde Zuthaten leicht ergänzt. Die Grenzen verschiedener Nahrungsweise werden daher in den Nahrungsstoffen mehr mit den geographischen, die der Art und Weise ihrer Benutzung mehr mit den Stammesgrenzen übereinstimmen, und die Versetzung eines Volksstammes in ein anderes geographisches Gebiet wird auch die Nahrungsweise desselben verändern können. Wie empfänglich aber die Nationen für fremde Genüsse sind, wie leicht sie dieselben zu Bestandtheilen ihres eigenthümlichen Geschmackes aufnehmen, sehen wir an vielen Beispielen, — am auffallendsten in der Verbreitung einzelner Nahrungsurrogate Ostasiens und Amerika's (Thee und Tabak), welche einstweilen zu Nationalgenüssen europäischer Nationen geworden sind, bis vielleicht eine Verbesserung der einheimischen Nahrung und ein gereinigter Geschmack sie wieder abstößt.

Die Bezeichnung Nationaltracht ist eine so gewöhnliche, daß es gewiß nicht überflüssig ist, darauf hinzuweisen, wie die Volkstracht in der Regel und namentlich bei europäischen Völkern nur lokalen Charakter hat. Nicht allein, daß sie in der Wahl der Stoffe und der Art ihrer Verwendung sich wesentlich nach dem Erfordern des Klima's und der Arbeitsweise richtet, auch die der Kleidung eigenthümliche Form kann keineswegs unbedingt für ein Erzeugniß des Schönheitssinnes der betreffenden Nation gehalten werden. In zahlreichen Fällen ist sie nur die Versteinerung einer Form, welche aus dem Wechsel der immer neue Formen suchenden und findenden Industrie gerade in einer bestimmten Gegend dauernd geworden ist, sei es, daß sie,

durch den Verkehr dorthin geworfen, durch die dortige Industrie nachgeahmt worden ist, oder daß man sie in gleicher Weise auch ferner von außen her begehrt hat. Beispiele hierfür geben die heutigen norwegischen Volkstrachten, namentlich am Nordabhange des Dovrefjelds, und die angebliche Nationaltracht der Schotten. Das Vorkommen sehr ähnlicher Tracht bei verschiedenen Nationen erklärt sich jedoch auch ohne solchen Einfluß fremder Industrie mitunter schon aus dem gleichen Bedürfniß. Der lokale Charakter der Volkstracht geht anderseits daraus hervor, daß innerhalb derselben Nation (beispielsweise in Skandinavien, Deutschland, Italien) nahe liegende Distrikte erhebliche Abweichungen der Volkstracht zeigen. Verkehrt ist es, hier sogleich eine nationale Grenze finden zu wollen, wie z. B. ein Mitarbeiter der „Bavaria", der die deutschen und slawischen Dörfer daran unterscheidet, daß die deutschen Frauen Hauben, die slawischen Kopftücher tragen; dies zusammen mit der Bemerkung an einer anderen Stelle desselben Werkes, daß das Kopftuch in Oberfranken immer weitere Verbreitung finde, berechtigt zu der Annahme, daß bald ein deutscher Gelehrter die Bevölkerung Oberfrankens den Slawen zurechnen werde. Und wenn Kohl in seiner fein durchdachten Zusammenstellung der Großrussen und Kleinrussen das vorzügliche Gewicht auf eine gewisse durchgehende Verschiedenheit im Schnitte ihrer Beinkleider legt, so würde er doch gewiß nicht in dem Uebergang der Großrussen zur europäischen Art desselben ein Verleugnen ihrer Nationalität erblicken.

Auch in den Schlüssen aus den abweichenden Verhältnissen der Bewohnung geht man oft zu weit. Es ist nicht zulässig, aus dem Baumaterial der Häuser, aus der Form und Lage derselben, oder aus der Art, wie sie bewohnt werden, ohne Weiteres auf die Nationalität ihrer Einwohner Schlüsse zu ziehen. Alle diese Verhältnisse wurden mit durch das vorhandene Material und den Schutz, den es gegen Hitze und Kälte gewährte, theilweise auch durch das Bedürfniß der Abwehr von Sturm und Wasser und namentlich je nach der Oertlichkeit zur Abwehr von feindlichen Angriffen bedingt; ursprünglich vielleicht von ganzen Völkern gleichmäßig angenommen, wurden sie später doch nach Ort und Zeit verändert und vermengt. Während noch heute an manchen Stellen der Alpen die Grenze des Holzbaues und des Steinbaues mit der Nationalgrenze zusammenfällt, an andern früher zusammengefallen sein kann, sehen wir dagegen nicht, daß die weitergehenden germanischen Völkerschaften auch ihre Bauart weiter nach Süden brachten; die Normannen haben im Süden keine Holzhäuser errichtet, und wenn sich die Hanseaten im Norden Steinburgen bauten, so geschah es zum Schutz, nicht zum häuslichen Behagen.

Daß das Bedürfniß des Schutzes gegen die Elemente zu ähnlicher Form der Häuser und Höfe führt, zeigt z. B. die Aehnlichkeit zwischen der Bauart der Dänen und der Friesen, an welche allerdings der nationale Fanatismus eines Dänen die wunderliche Folgerung geknüpft hat, daß die Friesen eigentlich Dänen seien. — Auch der Gegensatz der niederschottischen und der städtischen Bauart der Engländer hängt mit der Verschiedenheit der

Oertlichkeit zuſammen; das Uebereinanderbauen Edinburgs würde in London eine Unmöglichkeit ſein. Aber in neuerer Zeit macht dieſe ſchottiſche Bauart immer mehr der engliſchen Platz, während die Unmöglichkeit, die Letztere überall feſtzuhalten, neuerdings auch in den Induſtrieſtädten Englands zu einer Bauart geführt hat, welche ſich der ſchottiſchen nähert. Beide Bauarten ſind übrigens keineswegs auf die engliſche Nation beſchränkt, und wie die der holländiſchen Städte, ſchon weniger die der flandriſchen, der Bauart der engliſchen Städte ähnlich iſt, ſo finden ſich im alten Hamburg Anklänge an die ſchottiſche Bauart, obwohl ihre völlige Anwendung auf dem dortigen Boden nicht Platz greifen konnte.

Wie die Art des Wohnens im Ganzen durch die Art der Thätigkeit der Bevölkerung beſtimmt wird, ſo hängt ſie in den ländlichen Anſiedelungen weſentlich mit dem Syſtem der Bewirthſchaftung zuſammen; indeß kann auch hier der Umſtand mit beſtimmend ſein, ob die Anſiedler ſich ſo ſicher fühlten, daß Jeder auf dem eigenen Grund für ſich wirthſchaften konnte. In Weſtfalen, dem Lande der einzelnen Höfe, beſtehen neben dieſen geſchloſſene ländliche Ortſchaften, ein Gegenſatz, den man gewiß nicht auf abweichende Nationalität der Bewohner, ſondern viel eher darauf zurückführen wird, daß die verſchiedene Zeit der Anlegung einer anderen Art des Anbaues den Vorzug gab. Aehnlich iſt es mit der Verſchiedenheit der Anſiedelungen in den Marken: Wenn man hier die Orte mit gerader Dorfſtraße für deutſche Anſiedelungen, die mit im Kreis gelegenen Gehöften für ſlawiſche hält, ſo trifft dies allerdings in einer Anzahl von Fällen zu; wenn man dagegen vor den Thoren Berlins und Potsdams von Deutſchen angelegte Dörfer mit angeblich ſlawiſcher, von Slawen angelegte mit deutſcher Dorflage findet, ſo wird man ſich der Annahme zuwenden, daß die Periode der Niederlaſſung, und nicht die Nationalität der Anſiedler für die Wahl der Bauart beſtimmend war.

In Großpolen entſpricht der Gegenſatz der zerſtreut liegenden Wohnplätze gegen die geſchloſſenen Dörfer oft dem der deutſchen Anſiedelungen gegen die ſlawiſchen; doch giebt es in einzelnen Theilen dieſes Landes deutſche Dörfer mit geſchloſſener Lage, die in früherer Periode angelegt ſind. Der Deutſche, der heut ein polniſches Gut kauft, wird in der Bauart vieles ändern; aber auch der polniſche Gutsbeſitzer wird ſich, ſobald er die Vorzüge erkennt, zu ähnlichen Aenderungen entſchließen. Der nationale Unterſchied eines Ortes wird hier wie an andern Nationalgrenzen weniger in dem baulichen der Anlage zu finden ſein, als in den feineren und doch mehr durchgehenden Gegenſätzen, in welchen ſich auch in Wohnung und Haus die nationalen Eigenſchaften ihrer Bewohner ſpiegeln.

Berückſichtigt man dies, ſo iſt es gewiß unerlaubt, daß Löher vier Arten von Bauernhäuſern in Deutſchland unterſcheidet, davon die drei ſüd- und weſtdeutſchen nach deutſchen Stämmen benennt und dagegen die ländliche Bauart Nordoſt-Deutſchlands unter dürftiger Charakteriſtik mit dem Ausdruck ſlawiſche bezeichnet. Hätte der ſo benennende Weſtdeutſche ſich über die vor 1000 Jahren beſtandene Grenze begeben, die ihm gewiß hier

vorgeſchwebt, und die Dörfer Wagriens betreten, die ihm Andere als vorzugsweiſe ſlawiſche bezeichnen, er hätte niederſächſiſche Muſterwirthſchaften gefunden mit ächt niederſächſiſchen Menſchen darin. Aber wie verbreitet ſind ſolche irrige Anſchauungen ſelbſt unter ſtatiſtiſchen Schriftſtellern! Sogar der verdienſtvolle und ſonſt ſo vorſichtige Verfaſſer der allgemeinen Bevölkerungsſtatiſtik leitet die größere Durchſchnittszahl der Bewohner eines Hauſes in Berlin und Wien im Gegenſatz zu Paris von den ſlawiſchen Elementen ihrer Bevölkerung her, während ſie einfach von der verſchiedenen Größe der ſtädtiſchen Grundſtücke herrührt, und die Pariſer Wohnungen ihren Bewohnern ſchwerlich größeren Raum laſſen, als die der beiden oſtdeutſchen Hauptſtädte den ihrigen.

Charakteriſtiſch iſt, was in naher Beziehung zu den Wohnverhältniſſen ſteht, die Richtung der Thätigkeit der Nation, die Vorliebe derſelben für gewiſſe Beſchäftigungsarten, der Fleiß und die Ausdauer, womit ſie denſelben obliegt, und bei der Wechſelwirkung zwiſchen dieſer Thätigkeit und den beſonderen Naturverhältniſſen des Landes möchte man zweifeln, ob dieſe dem Volke mehr einen ſolchen Charakter beilegten, oder die Nation ſich ihrer Natur gemäß die Wohnſtätte wählte. Beſtimmt treten dieſe Gegenſätze heraus, wo Angehörige verſchiedener Nationen zuſammenkommen, die Wahl der Beſchäftigung ihnen freigeſtellt erſcheint und die Erde gleichſam von Neuem getheilt wird. So wenden ſich in den neuen Coloniſationsländern die Nationen verſchiedenen Beſchäftigungen vorzugsweiſe zu, und Aehnliches kann man, wenn auch nur für den kleineren Kreis der ſtädtiſchen Induſtrie, bei den Zuzüglern zu den Hauptſtädten Europa's bemerken. Die Neigung des Deutſchen für den Ackerbau hat weite Strecken ſeiner Cultur überwieſen; ſie heftet ihn leichter auch an den fremden Boden, ſie macht ihn zum geſuchten Arbeiter zum Vortheil fremder Nationen. Die Vorliebe und das Geſchick der Juden für Handelsgewerbe iſt ihnen eigen geblieben, auch nachdem ihnen der Betrieb von Ackerbau und Handwerk geſtattet worden, während ſie in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und in künſtleriſcher Beziehung doch nur ſehr Mäßiges leiſten. Ein deutliches Zeichen, daß der nationale Charakter ſich zu beſtimmten Arten der Beſchäftigung mit Vorliebe hinneigt, geben die Rubriken, unter welche die nationalen Statiſtiker die Beſchäftigungsarten ihrer Nation vertheilen: hier nimmt bei den Italienern der Kaufmann eine hervorragendere Stelle ein, als bei anderen Nationen, bei den Engländern derjenige, welcher ſich mit Thieren beſchäftigt; ſo bleibt, wenngleich ein cultivirtes Volk keiner gewerblichen Thätigkeit mehr ganz entbehren kann, doch auch in dieſer Beziehung ſeine beſondere Geiſtesrichtung erkennbar.

In höherem Grade tritt daſſelbe Verhältniß in den eigentlich geiſtigen Thätigkeiten eines Volkes hervor, in ſeinen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Leiſtungen. Nicht allein in dem Maße der geiſtigen Thätigkeit unterſcheiden ſich die Nationen, ſondern trotzdem ſich die Cultur einer Nation den Einwirkungen fremder Cultur ganz entziehen kann, tragen doch ihre Leiſtungen, ſo weit denſelben ein ſelbſtſtändiger Werth beizulegen iſt, ein beſtimmtes nationales Gepräge. Das Vorhandenſein derſelben ließe ſich gewiſſermaßen auf

die Sinneswerkzeuge zurückführen, denen ihre Pflege vorzugsweise zugewiesen ist, sofern wir für diese eine ursprüngliche Gleichmäßigkeit bei den einzelnen Völkern annehmen könnten. Diese schaffende Thätigkeit tritt gewissermaßen in das Auge des Malers; die alte wie die neue Zeit zeigt uns, daß die Ideale der Maler die Schönheit ihrer Nation verkörpern; man kann sogar in Gemäldegallerien bemerken, wie die Copisten italienischer Madonnen diese unwillkürlich in die Madonna ihrer Nation, der Franzose in eine Französin, der Engländer in eine Engländerin verwandeln. Bei der Musik scheint Ohr und Stimme der Nation eigenthümlich zu sein; die ächten Volksmelodien der Italiener, der Deutschen, und selbst, von diesen verschieden, der Schweden und der Normänner, so wie auch (wenn man von den wahrscheinlich verdeutschten absieht) die der slawischen Völker haben einen gewissen, der Nation selbst entsprechenden Charakter. Und denselben Charakter finden wir gerade bei begabtesten Künstlern wieder; wir sehen z. B., wie unser genialster Musiker bei der Bearbeitung schottischer Volksmelodien ihnen ihre Originalität nicht durchaus zu erhalten vermochte; wir sehen andererseits, wie bei unserm jetzt bedeutendsten Operncomponisten der nationale Charakter aus der angelernten fremden Schule siegreich herausgetreten ist.

Für die dichterischen Leistungen ist die nationale Sprache das Gesetz, für die wissenschaftlichen Bestrebungen wird sie zur Form des Gedankens; und man wird auch hier die Bemerkung machen, wie die Reinheit der Sprache sich mit natürlicher Klarheit des Gedankens, die Verderbniß des heimischen Wortschatzes und die Angewöhnung fremden Sprachbaues mit der Vermengung und Verflachung der Gedanken oft vereinigt findet. Zur Unterscheidung der Nationalität können jedoch wissenschaftliche und künstlerische Leistungen selbstverständlich kein genügendes statistisches Kennzeichen abgeben, nicht einmal der verschiedene Grund, auf dem diese geistigen Schöpfungen aufsteigen, der verschiedene Bildungsgrad und die verschiedene Art der Bildung einer Nation. Selbst diese sind nicht unabhängig von äußern Einflüssen, und wenn durch allgemeinere Verbreitung der Volksbildung die deutsche Nation heut allen Nationen vorleuchtet, man kann wohl sagen, überall, wo Deutsche in größerer Zahl sich neben einer andern Nationalität befinden — so dürfen wir doch nicht vergessen, daß es auch hier einer bildungsfeindlichen Tendenz möglich war und möglich bleibt, schöne Theile derselben in ihrer geistigen Entwickelung zurückzuhalten, während andererseits auch benachbarte, eigener Cultur entbehrende Stämme durch die Theilnahme an deutscher Bildung selbst auf eine höhere Stufe gehoben werden.

Das ehemalige Pariser Schuldgefängniß.

Man hat über die Schuldhaft viel gesprochen und geschrieben, besonders ist das Schuldgefängniß selbst geschildert, der Schuldgefangene vielfach beklagt und das Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner der Kritik unterworfen worden. Wir geben weiter unten die Erzählung eines Besuchs

im Pariſer Schuldgefängniß, bemerken aber im Voraus, daß in Frankreich die Schuldhaft nicht zu vergleichen geweſen iſt mit der Art und Weiſe der Behandlung Zahlungsunfähiger in Deutſchland, wo man den Schuldner noch jetzt faſt auf gleichen Fuß ſtellt mit dem Strafgefangenen. Wir ſagen: „geweſen iſt", denn bekanntlich iſt vor Kurzem in Frankreich die Schuldhaft, dies Ueberbleibſel des Mittelalters, aufgehoben worden; Frankreich iſt in dieſem Punkte wirklich an der Spitze der Civiliſation marſchirt.

Daß die Schuldhaft keine Strafe iſt, verſteht ſich von ſelbſt; beſtraft wird nur der, welcher ſich ein Vergehen zu Schulden kommen läßt; die Strafe wird von Criminal-Gerichten im Intereſſe der Geſellſchaft ausgeſprochen und zieht dem, der ſie erleidet, einen gewiſſen Grad von Schande zu. Das Alles läßt ſich von der Schuldhaft nicht ſagen.

Wenn die Schuldhaft keine Strafe iſt, ſo iſt ſie noch weniger die Vollziehung eines Urtheils oder eine Befriedigung des Gläubigers, denn ſie giebt ihm Nichts, entſchädigt ihn für keinen Verluſt, repräſentirt keinen Werth für ihn. In den Geſetzgebungen des Alterthums, wo der Schuldner der Sklave des Gläubigers ward und für ihn arbeitete, war dies anders; aber in unſeren Tagen, wo man bloß den Schuldner gefangen ſetzt, iſt es klar, daß dieſe Gefangenſchaft Niemandem nützt und daß ſie vielmehr ihm und ſeinem Gläubiger ſchadet. Voltaire ſagt: „Ein Gefangener ſei zu nichts gut"; das gilt noch mehr von dem Schuldgefangenen, denn dieſer iſt nicht bloß zu nichts gut, ſondern er macht dem, der ihn gefangen ſetzen läßt, noch Koſten.

Wenn die Schuldhaft keine Strafe, keine Entſchädigung, keine Bezahlung und alſo auch nicht die Vollziehung eines Urtheils iſt, was iſt ſie denn? Sie iſt eine Zwangsmaßregel, die gegen die Perſon des Schuldners ausgeübt wird, um ihn zur Bezahlung zu zwingen, ein Recht, das dem Gläubiger geſtattet wird, ſeinen Schuldner ſo lange der Freiheit zu berauben, bis er ſeinen Willen thut, ihn in ſeiner Ehre zu kränken, ſeinen Gefühlen wehe zu thun, bis er zahlt oder Gnade findet. Der Schuldner arbeitet nicht mehr für den Gläubiger, wie im Alterthum; aber er iſt in Haft, bis der Gläubiger befriedigt iſt. Zahlen oder gefangen ſitzen, das Urtheil vollziehen oder leiden, das iſt die körperliche Haft. Es iſt nicht mehr Sklaverei, es iſt Tortur.

Die Strafe, die man dem Schuldner als Tortur auflegt, um ihn zu zwingen, ſeine geheimen Hülfsquellen aufzudecken, iſt ganz dieſelbe, die auf die meiſten verbrecheriſchen Handlungen geſetzt iſt, ſo daß ein gleiches Schickſal ohne Unterſchied das Verbrechen, den Betrug, die Unvorſichtigkeit und zuweilen das Unglück trifft. Traurige Verwirrung, welche die Geſellſchaft entwaffnet, indem ſie etwas von der Ehrfurcht, die gewöhnlich dem Unglück gezollt wird, auf die Gefängniſſe überhaupt zurückfallen läßt!

Die öffentliche Meinung wird gewiß jede Anwendung des Tortur-Princips mit Energie zurückweiſen. Wenn Jemand öffentlich aufträte und darauf antrüge, daß man, aus Oeconomie oder um Zeit zu erſparen, die chineſiſche Sitte bei uns einführe und die Schuldner zwinge, vermittelſt der Baſtonade

zu zahlen, würde man ihm nicht mit einem Ruf des Abscheu's antworten? Und doch wäre dieser Mann, dessen Name ehrlos würde, menschlicher als die Vertheidiger der Civilhaft.

Was ist auch das Leiden einer Stunde, verglichen mit einer langen Gefangenschaft. Sie würde dem Körper wehe thun, aber der Geist wäre nicht gebrochen, die Arbeit wäre noch möglich, ein Mensch wäre nicht aus der Gesellschaft ausgeschieden, man hätte ihn nicht fünf bis zehn Jahre seines Daseins, das Viertel oder die Hälfte seines thätigen Lebens, genommen.

Endlich würde dieses körperliche Leiden, das uns nur darum so empört, weil es das Princip der Schuldhaft recht zum Bewußtsein bringt, einen großen Vortheil vor der Haft voraus haben; es würde nur den Schuldner treffen, während bei der Verhaftung nicht bloß die leiden, welche schuldig sind, sondern auch die, welche es nicht sind, der Schuldner und seine Familie.

Diese Menschen, die man so leichtsinnig einsperrt, sind fast Alle Gatten oder Väter. Wenn sie eine Schuld gegen ihre Gläubiger abzutragen haben, so haben sie auch Pflichten gegen ihre Frauen und Kinder zu erfüllen; sie sind jener Schutz, diesen Nahrung, Unterricht, Erziehung schuldig. Von allen diesen Pflichten wird nur eine durch das Gesetz mit solcher Energie geschützt, daß sie die Erfüllung der andern unmöglich macht. Die körperliche Haft nimmt dem Schuldner das Recht, ein guter Gatte und Vater zu sein. Auf längere oder kürzere Zeit kann man für ein wenig Geld seine Frau zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen machen. Die Civilhaft hat zur Folge, den Schuldner nicht bloß in seiner Person zu foltern, sondern auch in der Person derer, die ihm theuer sind; sie zwingt alle diejenigen, für ihn zu zahlen, die ihn lieben, die bei seinem Unglück mitleiden oder die seine Beschimpfung erröthen macht. Das ist eigentlich der größte Vortheil der Schuldhaft, das ist der vorzüglichste Grund, warum man sie beizubehalten sucht.

Selbst den Gläubiger stumpft die Schuldhaft immer mehr und mehr ab gegen alles Mitgefühl für das Leiden Anderer; sie hat die Wirkung, den Wucher zu begünstigen*), öffnet der Befriedigung der gemeinsten

*) Ein Beispiel möge genügen. Ein Wucherer verkaufte jungen Leuten, die in Geldnoth waren, für 16,000 Thlr. Stöpsel und für 3000 Thlr. Zündhölzchen, die sie ihm in Wechselbriefen bezahlten; ein Gevatter kaufte jene um einen Spottpreis zurück. Dieselbe Waare wurde so in einigen Wochen an fünf Individuen verhandelt, die alle mit Wechseln zahlten und weit unter dem Einkaufspreis verkauften. So hatten sich also der Wucherer und sein Gevatter in dieser kurzen Zeit für ungefähr 8000 Thlr. Vorschüsse 80,000 Thlr. Wechsel ausstellen lassen. Zwei dieser Schuldner wurden zu gleicher Zeit in das Schuldgefängniß gebracht; die Anderen waren solvent und zahlten ohne Verhaftung. — Die Wucherer spekuliren auf Alles. Vor einiger Zeit ließen zwei Wechsler aus der Provinz einen armen Schankwirth, der ihr Landsmann war, einstecken. Der Unglückliche ward im Gefängniß Stiefelputzer, um sich Etwas zu verdienen. Seine Gläubiger schrieben ihm darauf einen Brief, worin sie ihm ein Mittel angaben, sich 50 Thlr. zu verschaffen: „Mit dieser Summe können Sie uns die Kosten Ihrer Verhaftung und Ihres Aufenthalts im Schuldarrest erstatten. Wenn Ihnen dies Mittel nicht gelingt, suchen Sie ein anderes; wenden Sie Sich an die Mildthätigkeit des Kerkermeisters, der anderen Gefangenen, vielleicht bringen Sie soviel zusammen, als Sie zur Wiedererlangung Ihrer Freiheit brauchen." Diese Leute speculiren also auf das Mitleid der Gefangenwärter; sie verlängern die Haft in der Hoffnung, ein Kerkermeister werde barmherziger sein als sie.

Rache einen bequemen Weg und zwingt oft den Schuldner zu Handlungen dem Gläubiger gegenüber, die so verwerflich sind, daß wir uns mit Abscheu von ihnen abwenden müssen. Wie oft sucht Dieser oder Jener Forderungen Anderer, auf seinen Gegner, seinen sogenannten Feind, lautend, käuflich an sich zu bringen, um diesen durch die Schuldhaft zu vernichten, moralisch und körperlich, und in letzterer Beziehung theilen wir ein Beispiel mit, das hier in Berlin im August dieses Jahres passirt ist, und zwar wörtlich, wie es eine hiesige Zeitung bringt: „Zur Notiz für die Vertheidiger der unbedingten Schuldhaft können wir heut ein Beispiel mittheilen, welches in der Geschichte des Berliner Schuldgefängnisses unerhört dasteht, und einen Beweis liefert, bis zu welchem Grade das Recht der Gläubiger gemißbraucht wird. Es sitzt jetzt schon seit mehreren Tagen im Schuldgefängniß ein blutarmer Schneider, der sich bisher kümmerlich von kleinen Flickarbeiten genährt hat, um die Summe von zehn und einem halben Silbergroschen (nicht etwa Thaler, sondern Silbergroschen), welche er einem hiesigen Kaufmann J.... sohn als Rest einer größern Rechnung schuldet. Der Mann, ein Bild des Elends, hat nichts weiter in der Welt, als seine schwache Arbeitskraft und — eine hübsche Tochter. Bei der letzten Zahlung, die er seinem Gläubiger leistete, bat er um Stundung, die ihm der Gläubiger mit dem Bemerken abschlug, er wolle sich die Sache überlegen, und der Schuldner möge nur seine — hübsche Tochter zum Empfang des Bescheides zu ihm schicken. Für dies Geschäft bedankten sich Vater und Tochter, und nun sitzt der Starrkopf! Der Mann kann die zehn und einen halben Silbergroschen nicht bezahlen, kann also nicht daran denken, den Alimentenvorschuß von drei Thalern zu entrichten; er ist am Freitag zur Krankenstation abgeliefert worden, deren Kosten pro Monat zwölf Thaler betragen — wie kann der Unglückliche jemals daran denken, diese riesig anwachsende Schuldsumme zu tilgen, wenn er nicht seine — hübsche Tochter zu dem Gläubiger schicken will? Man sehe sich überhaupt die Mehrzahl der Schuldgefangenen an, und man wird Leute finden, welche eben aus Armuth nicht zahlen können, welche den Keim der Krankheit in sich tragen und oft nicht so viel Kleidung besitzen, um nur ihre Blöße so weit zu bedecken, daß sie den Anstand nicht verletzen! Der Name des oben erwähnten Mannes ist in der Redaction zu erfahren, wer es also nicht glauben will, der überzeuge sich persönlich!"

Nicht bloß dem moralischen Interesse der Gesellschaft, sondern auch dem materiellen, dem Geldinteresse, das man nach Heller und Pfennig berechnen kann, ist die Schuldhaft zuwider. Man kann mit den Summen, die jährlich zur Erhaltung, Vergrößerung und Verbesserung der Gefängnisse verbraucht werden, in so weit diese durch Schuldgefangene veranlaßt werden, sie sämmtlich befreien. Dazu kommt der Verlust, der der Gesellschaft durch den Müßigang der Gefangenen entsteht. Schreiben wir dem Tag eines Gefangenen einen mittleren Werth von einem halben Thaler zu — dies ist sehr wenig, da die Schuldhaft hauptsächlich in den Städten ihre Opfer findet und meist die Klassen der Gesellschaft trifft, deren Zeit den meisten Werth hat — so würde

allein in Berlin, wo die Durchſchnittszahl der Gefangenen 80 beträgt, der Arbeitsverluſt 40 Thlr. täglich und 14,600 Thlr. jährlich geben, Zahlen, die ſich für ganz Preußen auf reſp. etwa 600 und 219,000 Thlr. ſtellen. Alſo wird das Land durch die Schuldhaft jährlich um einen Werth von beinahe einer Viertel Million gebracht.

Und das iſt nicht Alles; ein Menſch, der längere Zeit in Haft war, hat Etwas von ſeinem inneren Werth verloren, er hat ſich im Gefängniß phyſiſch und moraliſch verſchlimmert. Um ſich die Zeit zu vertreiben, ergiebt er ſich dem Trunke und Spiele und nimmt ſo ein Laſter an, das er vor ſeiner Einkerkerung nicht hatte, oder er wird ſchon durch die Berührung mit Laſterhaften oder Verbrechern verdorben. Wird man es glauben, in vielen Städten wohnen die Schulden halber in der Haft gehaltenen Frauen auf demſelben Corridor mit den Proſtituirten! Ein bloßes hölzernes Gitter trennt das Laſter vom Unglück. Schmutzige Lieder ſtören den Schmerz der durch eine Unterſchrift ihrer Freiheit beraubten Familienmutter, fügen eine neue Schmach der ihrer Gefangenſchaft hinzu und zwingen ſie vielleicht, auf ihren letzten Troſt zu verzichten und die Thür ihres Gefängniſſes ihrer jungen Familie zu verſchließen.

Doch wenden wir uns von den Scheußlichkeiten ab, die die Schuldhaft zur Folge hat! Wir theilen nun die Schilderung eines Beſuchs in der ehemaligen Pariſer Maison d'arrêt pour dettes mit, machen aber noch einmal darauf aufmerkſam, daß in Frankreich ſeit langer Zeit eine andere Behandlung der Schuldgefangenen ſtatthatte wie in Deutſchland, die ſich zu der bei uns jetzt noch üblichen verhielt, wie das Leben eines Millionärs zu dem eines Proletariers. Wer dies etwa nicht glaubt, der möge den Artikel „Das Berliner Schuldgefängniß" in der „Berliner Revue" (Bd. XXVI. S. 370 und 404) nachleſen oder, noch beſſer, das hieſige Schuldgefängniß ſelbſt beſuchen, wo er die armen Detinirten das Leben der Zuchthäusler führen ſehen wird, nur das Wolleſpulen und die Ketten fehlen, die bei renitenten Raubmördern angewandt werden.

In der Rue de Clichy, nicht weit von der Barrière, ſteht ein Haus, welches ſich durch ſeine Bauart von den übrigen Häuſern, die einen mehr bürgerlichen oder geſchäftlichen Charakter tragen, gar ſehr unterſcheidet. Es gleicht in ſeinem Aeußern am meiſten jenen Hotels im Faubourg St. Germain, welche „zwiſchen Hof und Garten" liegen, und welche noch heute der Sitz der legitimiſtiſchen Ariſtokratie ſind. Eine hohe Mauer trennt gewöhnlich einen kleinen Hof von der Straße. Ueber der Mauer blickt der obere Stock eines Gebäudes, deſſen Architektur an das verfloſſene Jahrhundert erinnert, hervor. Die Fenſter ſind mit weißen Gardinen verhangen. Hinter dem Hauſe deuten die Wipfel von Ulmen und Plantanen das Daſein eines Gartens oder Parkes an. So ſah das Haus in der Rue de Clichy aus, von dem ich ſpreche. Es hatte ebenfalls ein großes Eingangsthor, in ſeiner Breite und Höhe für eine ariſtokratiſche Karoſſe aus dem vorigen Jahrhundert berechnet, daneben eine kleine, ſchmale Pforte, ganz wie im Faubourg St. Germain. Das einzige mir Auffallende war nur, daß ſich in der Mitte

der kleinen Pforte ein vergittertes Fenſter mit einem Schieber befand. Eine derartige Vorrichtung hatte ich in der ariſtokratiſchen Vorſtadt des alten Paris nirgends bemerkt. Zweifelnd, ob ich vor dem Hauſe ſtehe, welches ich beſuchen wollte, blickte ich in die Höhe. Richtig, es war wirklich das Pariſer Schuldgefängniß! Ueber dem hohen Eingangsthor las ich in Metallbuchſtaben die Worte: „Maison d'arrêt pour dettes.“ Es würde mich gar nicht verwundert haben, wenn ich geleſen hätte: „Hôtel de la Rochefoucauld.“

In Deutſchland hört man oft wunderbare Dinge vom Pariſer Schuldgefängniß erzählen. Dort werden, ſagt man, glänzende Diners gegeben; dort werden Geſellſchaften arrangirt; dort wird getanzt, geſpielt, muſicirt; dort kann man mit demſelben Luxus leben, als wenn man in ſeinem eigenen Hotel auf der Chauſſee d'Antin oder im Faubourg St. Germain wohnte. Neugierig zog ich die Klingel, deren Griff ich neben dem kleinen, vergitterten Schiebefenſter bemerkte. Die Thüre öffnete ſich durch einen Mechanismus von innen; ich trat ein und ſtand in einem Hofe, welcher ſich wiederum von den Höfen der ariſtokratiſchen Hotels im Faubourg St. Germain durch nichts unterſchied. Ein ſtattliches Gebäude mit weit hinabreichenden Fenſtern nahm die ganze Breite des Hofes ein. An daſſelbe ſchloſſen ſich zwei niedrigere Flügel in rechtwinkeliger Richtung an. Vor der großen Glasthüre, welche in das ſtattliche Haus führte und welche man auf einigen breiten ſteinernen Stufen betrat, ſtanden einige Oleanderbäume in großen grünen Kübeln. Gefängnißartiges hatte dies „Maison d'arrêt“ nichts, außer dem vergitterten Schiebefenſter in der kleinen Thüre, durch welche ich eingetreten war.

Aber drinnen in dem weiten Hausflur, den ich jetzt durch die Hausthüre betrat, trat mir die erſte körperliche Erinnerung, daß ich mich allerdings in einem Gefängniſſe befände, entgegen. Eine vergitterte Wand trennte den Flur in zwei Hälften. Vor dem Gitter ſaß ein Beamter des Gefängniſſes an einem Tiſche, auf dem Papiere lagen und Schreibzeug ſtand. Er prüfte die Erlaubniß derjenigen Perſonen, welche hier ihre detinirten Freunde und Verwandten beſuchen wollten. Ich zeigte ihm meine vom Polizei-Präfekten ausgeſtellte Vollmacht, alle Gefängniſſe im Seine-Departement zu beſuchen und ihre Einrichtung kennen zu lernen. Er bot mir einen Stuhl und bat mich, Platz zu nehmen, bis der Greffier käme, der mir einen Beamten zu meiner Dispoſition ſtellen würde. Ich nahm den Stuhl, um eine Viertelſtunde Zeuge zu ſein, welchen Formalitäten ſich die Beſucher des Pariſer Schuldgefängniſſes unterziehen mußten.

Vor dem Gitter ſaßen ein Mann und eine Frau, alle Beide Beamte des Schuldgefängniſſes. Eine Dame trat ein, um bei ihrem Manne einen Beſuch abzuſtatten. Nachdem ihre Legitimation geprüft war, ging ſie zu der Frau, welche an dem einen Ende des Gitters ſaß. Die Frau ſtand auf und ſtrich mit der Hand einige Male an den Kleidern der Dame auf und ab, um ſich zu überzeugen, ob ſie keine verbotenen Gegenſtände in ihren Taſchen in das Innere des Hauſes einführe. Mit einem „Entrez, Madame, s'il vous plait“ wurde ſie entlaſſen. Durch die Thüre des Gitters verſchwand

ſie in der hinteren Hälfte des Flurs. Dann kam ein Mann mit einigen Kiſtchen und Schächtelchen unter dem Arme. Vor dem kleinen Tiſche des ſchreibenden Beamten ging ſein Weg zu dem Angeſtellten, der an der Thüre ſtand. Kiſtchen und Schächtelchen wurden geöffnet. Ihr Inhalt war ungefährlicher Natur. Sardinen, Auſtern, Cigarren, Tabak kamen zum Vorſchein. Dann erfolgte dieſelbe Unterſuchung der Rocktaſchen vermittelſt einiger Striche der Hand. Ein „Entrez, Monsieur, s'il vous plait!“ bildete auch für ihn das „Seſam, thue dich auf!“ für den innern, mir noch verborgenen Raum des Gefängniſſes. Ganz dieſelbe Scene wiederholte ſich vielleicht noch ein halbes Dutzendmal während der viertel Stunde, daß ich wartete. Dann kam der Greffier. Es war gerade die Stunde, wo man in Paris dejeunirt. Er hatte in einem naheliegenden Reſtaurant gefrühſtückt. Nachdem er meine Vollmacht geſehen, öffnete er mir mit einer höflichen Verbeugung die Thüre des Gitters. Die Barrière, welche die Schuldgefangenen in Clichy von dem fröhlichen Paris trennt, war auch von mir überſchritten. Durch ein bis zum Boden hinabreichendes Glasfenſter blickte ich in einen großen, ſchön gehaltenen Garten mit Raſenplätzen, Blumenbeeten und ſchattigen Ulmen und Platanen, in deſſen Gängen Männer mit dem Hute auf dem Kopfe und die Cigarre im Munde, oder leſend und converſirend umherſpazierten. Jeder gefängnißartige Anſtrich war wiederum aus dem ganzen Enſemble, welches ſich meinen Blicken darbot, verſchwunden.

Der Greffier klingelte. Ein Beamter in einem blauen uniformartigen Anzug erſchien, ein behäbiger Mann in den Fünfzigerjahren mit grauem Haar und wohlwollendem Geſichtsausdruck. „Begleiten Sie den Herrn,“ ſagte der Greffier, „führen Sie ihn überall umher und unterrichten Sie ihn in Allem, was er zu wiſſen wünſcht.“

Unſere Wanderung begann. In dem Pariſer Schuldgefängniß war überall das richtige Prinzip, wenn man den Satz, daß Jemand Schulden halber ſeiner perſönlichen Freiheit beraubt werden kann, als richtig anerkennt, feſtgehalten und durchgeführt, daß kein Schuldgefangener innerhalb des Schuldgefängniſſes in ſeiner perſönlichen Freiheit beſchränkt werden darf, ſo lange dieſe Freiheit nicht überhaupt die anderen Gefangenen und die Ordnung im Hauſe ſtört. Der Gefangene darf nur die vergitterte Wand im Hausflur, durch den ich eingetreten war, nicht überſchreiten, ſonſt kann er Tag und Nacht thun, was er will. Er kann ſich den ganzen Tag im Garten aufhalten, er kann ſpazieren gehen, ſchlafen, eſſen, trinken, leſen, converſiren wann und wie er will; er kann im Sommer bis 6 Uhr alle Beſuche annehmen, welche er überhaupt anzunehmen Luſt hat.*) Er kann alle Zeitungen leſen, die er ſich beſtellt; er kann ſich eine ganze Bibliothek in das Gefängniß ſchaffen laſſen, er kann die Nacht ſtudiren, wenn er nicht überhaupt vorzieht, zu ſchlafen; das Verbot, Licht zu brennen, iſt im maison d'arrêt in der Rue de Clichy nicht

*) Bei uns hat der Gefangene nur zwei beſtimmte Freiſtunden des Tages, die übrige Zeit iſt er eingeſchloſſen in ſeiner Zelle. Beſuche darf er nur an einem beſtimmten Nachmittag in der Woche annehmen und zwar nur in dem ſogenannten Sprechſaal, wo einige Kerkermeiſter dann herumlungern.

vorhanden. Das Verbot würde ja die persönliche Freiheit während der Nacht beeinträchtigen. Der Gefangene kann allein an der Tafel des Hauses speisen, wo er für einen halben Franc ein aus drei Gerichten, Suppe, Braten und Fisch, oder Suppe, Cotelette oder Beefsteak und einer Mehlspeise bestehendes Mittagessen erhält. Die Reihe der drei Schüsseln wechselt alle Tage. Aber er kann auch aus einem Restaurant speisen. Er kann sich sein Diner durch Very oder Vefour oder durch die drei „Frères provençaux“ im Palais Royal serviren lassen — natürlich immer, falls er es bezahlt. Er kann sich auch Gäste einladen, so viel und so oft er will. Er kann Diners zu 20, 30, 40 Francs das Couvert geben, er kann die feinsten Bordeauxweine trinken; er kann sich Johannisberger aus dem Keller des Fürsten Metternich kommen lassen; der feurige Gipfel des Vesuvs darf ihm die „Thränen des Herrn“ senden und Marsala seinen Wein zum Frühstück. An dem vollen Genuß seiner Freiheit in den Gesellschaftszimmern, im Garten, in den Speisesälen, in seinem Wohnzimmer hindert ihn nichts, gar nichts — nur der Mangel des Geldes und die vergitterte Wand auf dem Hausflur bilden die Scheidewand zwischen ihm und den Genüssen des fröhlichen Paris, in ihren Genüssen die erste Stadt auf der Erde. Nur Eines ist ihm von diesen Genüssen untersagt. Er darf nicht Karten spielen. Spielkarten ist jeder Eintritt in das fröhliche maison d'arrêt in der Rue de Clichy verboten.*)

Ich trat mit meinem Begleiter in einen hohen luftigen Vorsaal, welcher, seiner Größe wegen, wie er mir sagte, alle vierzehn Tage zu einer kirchlichen Feierlichkeit benutzt wird. An seiner linken Seite öffnete sich die Wand auf eine Reihe nebeneinanderliegender kleiner Zimmer, deren Thüren sämmtlich offen standen. In jedem Zimmerchen bemerkte ich mehrere Personen. Zu zwei oder drei saßen sie um einen Tisch auf Sesseln einander gegenüber oder nebeneinander auf dem Divan. „Da sind unsere Besuchszimmer,“ sagte der Beamte; „jeder von den Herren, die sich hier befinden, kann in einem von jenen kleinen Zimmern Besuch annehmen, falls er es nicht vorzieht, seinen Besuch im Garten oder im gemeinschaftlichen Salon zu empfangen. Hier in einem von den kleinen Zimmern ist es ungenirter. Es versteht sich von selbst, daß es gestattet ist, die Thüre zu schließen. Die Wärme ist wohl heute nur die Veranlassung, daß alle Thüren geöffnet sind.“ Ich zweifelte gar nicht daran, daß es in den kleinen Zimmern ungenirter sei, als im Garten oder Salon, besonders für jenes Paar, welches da in zärtlicher Umarmung nebeneinander auf dem rothen Divan saß. Der Franzose ist sehr praktisch. Auch im maison d'arrêt denkt er an ein zärtliches tête-à-tête unter vier Augen. Nun traten wir in den gemeinschaftlichen Salon. Sonderbarer Anblick! Was hätte mir hier angedeutet, daß ich mich in dem Saale eines Gefängnisses befände? Wahrlich nichts. Der Saal glich einem großen Salon in einem

*) Bei uns besteht die Kost des Morgens aus Kohlsuppe, des Mittags aus Kohl- oder Brotsuppe, mit je einem Knust trockenen Brotes, und des Abends aus einem größeren Knust. Fleisch giebt es nicht. Die engen, schmutzigen Zellen sind vergittert und enthalten auf einer eisernen Bettstelle einen Strohsack nebst Decke, einen hölzernen Stuhl, einen plumpen Tisch, eine zinnerne Waschschüssel, einen Becher, ein Handtuch und einen Wasserkrug.

Kaffeehauſe im Palais Royal oder auf dem Boulevard des Italiens. Braun getäfelt, wurde ſeine ebenſo geſtrichene Decke durch eine Reihe ſchlanker Pfeiler geſtützt; die Länge mochte über vierzig Schritte betragen; die Ausſicht durch die hohen, faſt bis auf den Boden reichenden Fenſter ging auf die Blumenbeete, Raſenplätze und Baumgruppen des Gartens. Außer den Kaffeehäuſern im Palais Royal, deren Fenſter auf den Garten des Palaſtes hinausgehen, kenne ich kein Kaffeehaus in Paris, deſſen Salon über eine ſo friſche, duftige Ausſicht gebietet, wie der Saal des Schuldgefängniſſes in der Rue de Clichy. Einige Fenſter waren weit geöffnet. Blumenduft, Sonnenſchein und der friſche Hauch des köſtlichen Sommermorgens erfüllten den hohen und weiten Raum, deſſen Mitte mit einer Menge kleiner Tiſche beſetzt war. Und wer hätte dieſe Menſchen, welche da an jenen kleinen Tiſchen ſaßen, Journale laſen, in Bilderwerken blätterten, Cigarren rauchten, Abſynth mit Waſſer tranken und miteinander plauderten, wer hätte ſie für Gefangene gehalten! Nach franzöſiſcher Sitte, den Hut auf dem Kopfe, ſaßen ſie da, ſich auf einem Stuhle ſchaukelnd, die Füße auf einen zweiten Stuhl geſtützt, den Arm über die Lehne eines dritten Stuhles gelegt, die Cigarre im Munde, ganz wie in der großen Allee des Tuilerien-Gartens. „Garçon! Garçon!“ rief es auch hier von allen Seiten. Und der Garçon kam mit der weißen Schürze und den weißen Strümpfen, und brachte Cigarren, Fidibus, Feuer, die halbe Taſſe des unvermeidlichen ſchwarzen Kaffee's mit dem unvermeidlichen petit verre, und erhielt ſeine zwei oder drei Sous Trinkgeld, ganz wie auf dem Boulevard Montmartre, und das „merci, merci, Monsieur!“ ertönte zwei- oder dreimal, je nachdem das Trinkgeld in zwei oder drei Sous beſtand. Um meinen Eintritt kümmerte ſich ſelbſtverſtändlich Niemand. Ich ließ mich mit meinem Begleiter ebenfalls an einem jener kleinen Tiſche nieder, und beſtellte für uns Abſynth mit Waſſer und Cigarren, und nichts hinderte mich zu denken, daß ich auch Gefangener im maison d'arrêt ſei, oder daß ich mich in einem Kaffeehauſe auf den Boulevards befände, ganz wie ich wollte. „Sagen Sie,“ fragte ich den Beamten, indem ich dem Garçon die unvermeidlichen vier Sous Trinkgeld gab, und er zweimal das ebenſo unvermeidliche „merci Monsieur!“ wiederholte, „ſagen Sie, mein Herr, kann der Gefangene den ganzen Tag in dieſem Salon zubringen?“

„Gewiß, mein Herr,“ erwiderte der würdige Beamte, wie es ſchien, etwas verwundert über meine Frage, „den ganz Tag bis 9 Uhr Abends, hier und im Garten. Der Salon und der Garten ſind ja gemeinſchaftlich.“

Der Mann ſchien ſich offenbar darüber zu verwundern, daß ich glauben könne, die perſönliche Freiheit ſei im Garten oder im Salon durch irgend Etwas beſchränkt. Als ich Tags darauf das Gefängniß Mazas beſah, wunderte der mich umherführende Beamte ſich, daß ich glauben könne, die perſönliche Freiheit des Gefangenen ſei in der Zelle beſchränkt.

„Und wie lange kann die Schuldhaft in Frankreich dauern?“ fragte ich weiter.

„Drei Jahre höchſtens. Iſt aber noch nie vorgekommen, wenigſtens während der fünfzehn Jahre, wo ich hier angeſtellt bin, nicht.“

„Das glaube ich, wer wird seine Schuldner drei Jahre füttern. Aber für Wechselschulden?"

„Ganz dieselbe Zeit. Aber, wenn Sie befehlen, mein Herr, gehen wir jetzt in die Küche", es war gerade zu Mittag angerichtet. „Natürlicherweise kann aber jeder von den Herren speisen, wann er will."

„Versteht sich, versteht sich," sagte ich, „die persönliche Freiheit wäre ja sonst beschränkt, nehmen Sie es nur ja nicht übel, mein Herr! Man kann hier essen, trinken, wachen, schlafen, spazieren gehen, ein Rendezvous haben, Alles wann und wie man will — natürlich, wenn man's bezahlt!"

„Certainement, Monsieur, certainement!" sagte der Beamte, mit wichtiger Miene sich erhebend, „auch ein Rendezvous kann man haben, dort in jenen „cabinets particuliers", die Sie sahen. Man kann auch mit einer Dame speisen, aber oben, oben! Ich werde Sie auch in jene Zimmer führen."

Ich stand ebenfalls auf. Wir gingen hinaus. Durch einen kleinen Vorsaal traten wir in eine geräumige, helle und sehr hübsch eingerichtete Küche. Alles war außerordentlich sauber. Ein halbes Dutzend Köche mit weißen Jacken, weißen Schürzen und weißen Mützen auf dem Kopfe standen an einem langen Tische, um anzurichten. Auf einer an einem Pfeiler befestigten Karte las ich die Worte: „Diner d'aujourd'hui". Unter diesen Worten waren die Schüsseln des heutigen Diners verzeichnet. Es bestand aus drei Schüsseln, Suppe, Fisch, Braten. Statt des Fisches gab es auch eine Cotelette. Man konnte auch halbe Portionen haben. Ich sah halbe und ganze Portionen. Die Zubereitung der Speisen erschien mir sehr gut. Die halbe Portion wäre für meinen Magen vollkommen hinreichend gewesen. „Und was kostet hier das Diner?" fragte ich den Beamten als wir eine breite und lichte Treppe hinaufgestiegen, um in die oberen Räume des maison d'arrêt zu gelangen.

„Zwanzig Sous, mein Herr, die halbe Portion zehn Sous. Man erhält dafür drei Gänge. Dreimal die Woche wird in der Wahl der Speisen gewechselt."

Ich dachte, während wir die breiten Stufen hinaufstiegen, daß ich auch manchmal im maison d'arrêt essen möchte. Besser hätte man es in Paris für einen oder einen halben Franc nirgends.

„Natürlich kann man auch besser speisen," sagte mein Begleiter, „man kann auch zehn Schüsseln haben. Man kann für zehn, zwanzig Francs speisen, so theuer und so gut man will. Man ist hier ganz unbeschränkt — natürlich, wenn man's bezahlt.

„Ohne Zweifel," erwiderte ich, „nehmen Sie's nur gar nicht übel, mein Herr, wenn ich denken sollte, die persönliche Freiheit sei hier im Essen beschränkt."

Der ganze obere Stock des Hauses war für die einzelnen Wohnzimmer der Gefangenen eingerichtet. Sie lagen in einer Reihe nebeneinander, hohe, helle und lichte Zimmer, sämmtlich mit der Aussicht nach dem Garten. *)

*) Ein Garten existirt bei uns nicht, natürlich auch kein Salon; rauchen darf man nur während der Freistunden auf dem Hofe, Bedienung existirt nicht, zur Beaufsichtigung sind mürrische Schließer da, Journale oder andere Lektüre giebt es nicht; der arme Gefangene stirbt in seiner kahlen Isolirzelle vor langer Weile.

Mein Begleiter bat einen jungen Mann, der uns auf dem Gange, auf den ſich alle Zimmer öffneten, begegnete, um die Erlaubniß, in ſein Zimmer eintreten zu dürfen. Bereitwillig öffnete er die Thür. Das Zimmer war ſehr hübſch und bequem eingerichtet. Divan, zwei bequeme Seſſel, Schreibtiſch, auf dem Zeichnenmaterialien lagen, Teppich, Bett, einige Kupferſtiche an den Wänden. Der junge Mann war ein Pole. Ich fand das Zimmer ſehr hübſch. Sein Beſitzer beklagte ſich ſehr bitter, daß er nicht zwei Zimmer habe. Als ich mich mit ſeinen Klagen nicht einverſtanden erklärte, fuhr er mich an: „Aber was denken Sie, ich habe doch Niemanden todtgeſchlagen?"

Der obere Stock des maison d'arrêt in der Rue de Clichy hatte außer den Wohnzimmern der Schuldgefangenen noch einige gemeinſchaftliche Kammern. Es waren eben die gemeinſchaftlichen Speiſezimmer, von denen mir der Beamte unten geſagt hatte. Sie waren in einer ſehr comfortablen Art und Weiſe eingerichtet, wie die Speiſezimmer in einem großen Reſtaurant. Ich ſtieg mit meinem Begleiter wieder die Treppe hinab. Unſer Weg führte durch den Vorſaal wieder in den gemeinſchaftlichen Salon. Dann brachte er mich über den Flur, welcher durch das Drahtgitter in zwei Theile getheilt war, wieder in den Hof mit den Oleanderbäumen. Als wir auf der Freitreppe ſtanden, fragte er mich: „Wollen Sie auch die Damen ſehen?" — „Gewiß werde ich die Damen ſehen, führen Sie mich." Auf der linken Seite des Hofes war der Eingang zu dem Schuldgefängniß für Pariſer Frauen und Mädchen. Der Gartenraum war auf zwei Seiten von einer hohen Mauer, auf der dritten Seite von dem Parterre des Hauſes umſchloſſen, welches den gemeinſchaflichen Salon bildete; die einzelnen Wohnzimmer für die weiblichen Gefangenen befanden ſich ebenfalls im oberen Stock. Aber Alles war kleiner dürftiger, enger, weniger licht, wie in dem Hauſe, was ich vorher beſucht hatte. In dem gemeinſchaftlichen Salon waren ſechs Mädchen und Frauen anweſend, welche ſich mit Nähen, Stricken und Leſen beſchäftigten. Sie ſchienen der ärmeren Klaſſe der Pariſer Bevölkerung anzugehören. Zwei von ihnen waren leiblich hübſch, die anderen vier ſchon in vorgerückteren Jahren. Einige Freundinnen waren aus der Stadt zum Beſuch da. „Können denn die Damen auch Herrenbeſuch haben?" fragte ich den Beamten. „Ohne Zweifel," erwiderte er, „die Herren drüben haben ja auch Damenbeſuch. Es iſt hier Alles wie drüben. Die perſönliche Freiheit."

Lachend unterbrach ich ihn: „Ja, ja, ich weiß ſchon; aber ich werde mich den Damen empfehlen. „Bon jour, Mesdames!" — „Bon jour, Messieurs!" — Wir gingen. Der Beamte begleitete mich bis zu der Thüre mit dem kleinen Schieber, welche auf die Rue de Clichy hinausführte. „Aber es iſt bei Ihren Damen nicht ſo hübſch, wie bei den Herren," ſagte ich, als er die Thür öffnete und einige Francs Trinkgeld in Empfang nahm. Er lachte. „Nun," rief er, „das ſteht ja ſchon in der Bibel. Wir ſind ja die Herren in der Schöpfung."

Die Sternschnuppen und die Landwirthschaft.

In einer Abhandlung des Freiherrn v. Reichenbach in Poggendorff's „Annalen der Physik und Chemie" über: „Die Sternschnuppen in ihren Beziehungen zur Erdoberfläche", findet sich eine interessante Mittheilung, welche uns Aufschluß giebt über das bisher räthselhafte Vorkommen der Phosphorsäure in fast allen Bodenarten. Mag auch die von Reichenbach erwähnte und ermittelte Quantität der von Meteoriten herstammenden Phosphorsäure als äußerst gering erscheinen, so bleibt diese Bezugsquelle immerhin wichtig genug, wenn man insbesondere erwägt, daß diese Quelle unversiegt fortfließt und daß, wie aus den vom königl. Landes-Oekonomie-Collegium in den Jahren 1846 u. ff. angestellten Untersuchungen nachgewiesen wird, in einem Ackerboden, der nur drei und siebenzig Zehntausendstel ($^{73}/_{10000}$) Procent Phosphorsäure enthielt, dennoch ohne Düngung drei Rappsernten erzeugt wurden, d. h. Ernten eines Gewächses, welches die meiste Phosphorsäure in seiner Asche enthält, also ein Minimum nur Bedürfniß zu sein scheint.

Wir lassen hier den vollständigen Aufsatz folgen, da derselbe auch außerdem interessante Angaben enthält.

Ueber die Zusammensetzungen der Meteorsteine habe ich mich in der XIII. dieser Abhandlungen ausgesprochen und darzuthun bestrebt, daß sie nie und nirgends mit mineralogischer Einfachheit angethan, niemals mineralogische Individuen sind, sondern daß sie überall in einer Weise zusammengesetzt erscheinen, wie wir dies nur bei Breccien und ähnlichen Conglomeraten terrestrischer Körper sehen. Weiteres ist dort auseinandergesetzt, wie diese Gemengtheile theils aus kleinern Kügelchen bestehen, mehr oder minder abgerundet, theils aus unregelmäßig geformten, bisweilen sogar noch ganz scharfeckigen Trümmerstückchen. Sofort ist nachgewiesen, daß diese beiden wiederum nicht einfach, sondern im zweiten Grade ebenso zusammengesetzt sind, wie die Muttermeteoriten, in denen sie eingelagert vorkommen. Endlich ist gezeigt, daß sich bei Beschaung unter dem zusammengesetzten Vergrößerungsglase selbst diese zweiten Einschlüsse noch immer nicht einfach, sondern im dritten Grade aus heterogenen Körperchen gemengt ausweisen. Und da diese Einschlüsse ganz in der Weise zusammengesetzt erscheinen, wie die ursprünglichen Meteoriten, so daß diese Tochtermeteoriten nur der Größe nach von den Muttermeteoriten verschieden auftreten, so habe ich sie im eigentlichsten Sinne des Wortes Meteoriten in Meteoriten zu nennen mir erlaubt.

Schön gerundet und den größeren Antheil an der Masse des Meteorsteines ausmachend, kommen diese Einschlüsse als Kügelchen mit großer Deutlichkeit vor, in den Meteoriten von Borkut, Simbirsk, Kaba, Benares, Clarac-Aussun, Pegu, Pinoy, Nanjemoy, Richmond, die sich fast in allen größeren Sammlungen vorfinden; eckig, stellenweise scharfkantig, unregelmäßig gestaltet und mehr oder minder Trümmerstückchen gleichend, erscheinen sie in Madras, Bremervörde, Parnallee; wieder andere halten das Mittel zwischen beiden, und sind aus Kügelchen und Trümmerstückchen neben-

einander zuſammengeſetzt: ſo Lontalax, Nobleborough, Mäſſing und vorzugsweiſe Siena, wovon ein überaus ſchönes, merkwürdiges und lehrreiches Stück zu Berlin in der Sammlung der Univerſität liegt, ein Journal von einem Meteorſteine.

Wie nun die großen Meteoriten im Allgemeinen hauptſächlich aus metalliſchem Eiſen, aus Schwefeleiſen, aus Eiſenoxydoxyd und Talkerdeſilicaten beſtehen, ſo ſieht man auch die Tochtermeteoritchen aus denſelben Materialien zuſammengeſetzt, nur bald in andern Proportionen der Beſtandtheile, bald anders von Farbe, weiß in ſchwarzen Meteoriten wie Renazzo, ſchwarz in weißgrauen, wie Siena, verſchiedentlich gefärbt in Madras und andern; bald von verſchiedener Feinheit des Kornes, bald von anders gerichteter, öfters ſich kreuzender Schichtung.

Mit allen dieſen Beſchaffenheiten und Unterſchieden vom Hauptmeteoriten ausgerüſtet, erweiſen ſich nun dieſe eingeſchachtelten Meteoritchen als Gebilde, die im Urſprunge eigene Entſtehung und eigenes Daſein beſaßen. Sie ſind, wie ich mit Belegen dargethan habe, früher eigene, kleine, primäre Meteoriten geweſen, die ſich ſpäter für ſich zu einem größern Körper aggregirt oder an einen ſolchen angeſchloſſen haben. Sie ſind dann in ſeine Maſſe eingeſchloſſen und ihm als untergeordnete Beſtandtheile einverleibt worden. Die Belege für dieſe Anſicht will ich hier, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, nicht wiederholen, ſondern mich damit auf meine genannte frühere Abhandlung berufen.

In der darauf folgenden XIV. Abhandlung habe ich auseinandergeſetzt, wie die Meteoriten, welche wir beſitzen, von mächtigen, hunderte von Centnern ſchweren Maſſen der Größe nach in einer fortlaufenden Reihe herunterſteigen bis zu mikroskopiſchen Pünktchen; daß, ſo wie größere und kleinere Meteormaſſen zu uns herabfallen, ſo auch zahllos viele ſolcher größten und kleinſten Körperchen im Sonnenſyſtem umherlaufen; daß einige wenige Pfunde Meteorſtein, z. B. von Borkut, einem feinen Roogenſteine ähnlich, Millionen ſolcher Kügelchen in ſich angehäuft beſitzen, die einſt alle in eigener freier Bahn ſich bewegt haben mußten, und daß ſolche von jeglicher Größe ſich noch jetzt und beſtändig in den Welträumen umhertreiben.

Wenn nun ſolche kleine Individuen mit all der Geſchwindigkeit und dem übrigen Verhalten der uns bis nun bekannten Meteoriten in die Atmoſphäre eindringen, ſo müſſen ſie wie dieſe die Erhitzungs-, Schmelzungs- und Verbrennungsprozeſſe durchlaufen, wie wir ſie an den größeren Meteoriten nunmehr ziemlich genau kennen; ſie müſſen, ähnlich den Callum'ſchen Kügelchen, in feinen Staub zerſtieben und lange, ehe ſie den Erdboden erreichen können, für gewöhnliche Beobachtung unwahrnehmbar ſein.

Dieſe kleinen Eindringlinge in unſern Luftkreis können nun in den oberen Regionen keine andere Erſcheinung hervorrufen, als die uns die Sternſchnuppen darbieten. Herr Schmidt zu Athen hat uns in ſeinem Buche über die Sternſchnuppen gezeigt, daß deren bisweilen in Einer Nacht Tauſende von ſechster Sterngröße dem freien Auge ſichtbar werden, ja daß man mit dem Teleskope unzählbare Schaaren derſelben von achter bis zehnter

Sterngröße wahrnehme, die ſich jedoch alle, auch die fernſten, nicht anders verhalten, als die mit freiem Auge ſichtbaren gewöhnlichen Sternſchnuppen.

Wenn nun die Thatſache der Sternſchnuppen einen ſolchen Umfang hat, daß ſie numeriſch in's Coloſſale geht, müßte die Wirkung derſelben am Ende doch, ſollte man denken, nicht bei einem bloßen Lichtſcheine ſtehen bleiben. Sind ſie äußerſt kleine Meteorchen, ſo bringen ſie doch Stoffliches mit, und kommen ſie, wie alle Meteoriten, aus kosmiſchen Räumen, ſo müſſen ſie der Erdoberfläche irgend etwas Materielles zubringen. Wäre dies für jeden einzelnen Fall, für jeden einzelnen Tag, ja für ein ganzes Jahr auch noch ſo wenig: am Ende nach Abfluß von Jahrtauſenden müßte zuletzt doch etwas mit Sinnen Erreichbares, etwas Greifbares durch die Luft herabfallen und ſich am Boden abſetzen. Daß wirklich etwas hieran Anſtreifendes geſchieht, davon legen die Callum'ſchen Kügelchen ja ſchon den unwiderleglichen Beweis ab. Was könnte, was müßte nun das ſein? Doch offenbar nur Etwas, was ſich uns in den Meteoriten ſchon kund gegeben hat. Gewöhnlich ſieht man die Anweſenheit des Nickels als das Kriterium für meteoritiſche Herkunft derjenigen Steine an, welche ſonſt durch ihre übrige Beſchaffenheit der Herkunft vom Himmel verdächtigt ſind. Wären die Sternſchnuppen wirklich Erzeugniſſe kleinſter Meteoriten, ſo könnte man denken, daß ſie Nickel mitbrächten. Ein gleicher Fall wäre es mit Kobalt. Sofort wäre es Eiſen, Kieſelerde, Talkerde, Schwefel, Phosphor, welche zumeiſt in den Meteoriten gemein ſind. Ob es eines Verſuchs werth ſein möchte, dieſe Muthmaßung weiter zu verfolgen?

Dieſen Betrachtungen mich überlaſſend, ſtieg ich den Labisberg hinauf, einen etwa 1200 Fuß hohen kegelförmigen Berg, mit Buchen bewaldet, auf deſſen halber Höhe mein Landhaus liegt; ich ſuchte zu oberſt eine Stelle aus, von der angenommen werden muß, daß ſie außer etwa von Holzhauern, niemals von menſchlicher Thätigkeit erreicht worden iſt, und nahm von verſchiedenen Stellen einige Hände voll Erde von der Oberfläche, mengte ſie untereinander, und trug eine Düte voll davon nach Hauſe. Sie wurde nun chemiſch unterſucht, und — zu meiner angenehmen Genugthuung — zeigte ſie in der That unverkennbare Spuren nicht allein von Nickel, ſondern auch von Kobalt. Ich ging nun auf einen andern Berg, den Haindelsberg, der etwa 100 Fuß höher iſt und oben einen Rücken bildet, und holte von abgelegenen Stellen Erde. Auch in ihr wurde Nickel und Kobalt gefunden. Erde, die ich von einer dritten Höhe, gegen den Kahlenberg hin gelegen, aufhob, lieferte Reaction auf Nickel und Kupfer; ebenſo ergab Erde, die ich von der Höhe des Dreymarkſteinberges geholt hatte, wiederum Nickel und Kobalt. Endlich hatte Herr Czerny Erde aus dem Marchfelde in anderer Abſicht unterſucht, und war zu ſeiner Ueberraſchung auf Nickel geſtoßen. So fand ſich denn alſo, daß allenthalben in hieſiger Gegend der Erdboden auf ſeiner äußerſten Oberfläche Nickel und Kobalt enthält.

Wo ſollen nun dieſe herkommen? Das Gebirge, auf dem ſie hier gefunden wurden, beſteht geognoſtiſch aus wohlausgeſprochenem Keuperſandſtein mit Strecken von Keuperkalkſtein. Dieſe enthalten kein Nickel und kein Kobalt,

und bei so vielen darüber geführten Untersuchungen ist niemals welches darin gefunden worden. Die Menge derselben ist zwar, weil sie zu gering war, nicht gewogen worden, wurde aber auf Ein Zehntausendtheil der untersuchten Erde geschätzt. Diese geringe Menge war, was hier wohl in Betracht kommt, auf allen untersuchten Punkten, dem Ansehen nach, gleich groß. Der Versuch im Marchfelde war nicht auf Keupergrund, sondern auf Lößboden geführt worden; das Ergebniß war aber mit dem von Erde auf dem Keuper quantitativ ganz übereinstimmend. Es ist somit nach bisherigen Erfahrungen nicht abzusehen, wo dieser Nickel- und Kobaltgehalt herrühren soll.

Eisen und Kieselerde mengen sich mit dem vorhandenen Boden und können nicht verfolgt werden. Ein anderes aber ist es mit dem Phosphor. Alle Landwirthe wissen, daß aller Ackerboden ohne Ausnahme etwas Weniges an Phosphor enthält, den die darauf gesäeten Feldfrüchte aufnehmen und in ihrem Organismus verwenden, daß dieser der Landwirthschaft so nothwendig ist, daß die Gründe unfruchtbar werden, wenn ihnen aller Phosphor entzogen wird und daß sie mit Knochenmehl, mit Asche und Guano nachhelfen müssen, wenn sie mit ihren Feldern nicht der sogenannten Müdigkeit verfallen wollen. Seit langer Zeit aber zerbrechen sie sich die Köpfe darüber, wo denn eigentlich dieser Phosphor herrühre und woher sich seine so gleichförmige Verbreitung überall ableiten lasse?

Und nicht viel möchte es gefehlt sein, wenn ich mir erlaube, hierher auch die so allgemeine Oberflächen-Verbreitung der Bittererde zu beziehen. In vielen Gegenden ist die geognostische Unterlage durchweg frei von Bittererde. Und dennoch sind die Felder niemals und nirgends ganz leer davon. Die Menge ist in manchen Gegenden so gering, daß sie zur Bildung der Häute der Getreidekörner, wozu die Vegetation ihrer bedarf, kaum hinreicht. Aber sie ist doch in dieser kleinen Quantität vorhanden und fehlt nirgends gänzlich.

Wir haben also auf der Erdoberfläche, derjenigen Gegend wenigstens, welche ich der Prüfung unterzog, sehr kleine aber unverkennbare Mengen von Nickel, Kobalt, Phosphor und Bittererde in allgemeiner gleichförmiger Verbreitung, deren Gegenwart bis jetzt nicht ableitbar aus den Umständen, nicht erklärbar von Seiten der Geologie ist. Aber gerade diese Substanzen sind es, welche sich in den Meteoriten vorzugsweise vorfinden und welche sie aus den Welträumen auf die Oberfläche der Erde uns zubringen. Finden nun theoretische Gründe statt, welche uns die Sternschnuppen als Meteoriten wahrscheinlich machen, so findet diese Ansicht hierdurch einen neuen, aber thatsächlichen Unterstützungsgrund in der Auffindung derjenigen Stoffe in seiner Verbreitung auf der Erdoberfläche, welche den meteoritischen Körpern vorzugsweise eigen sind.

Demgemäß würden, wenn ich mir den Schluß erlauben darf, die Sternschnuppen der Quell sein, aus welchem uns seit Jahrtausenden und täglich hinfort Phosphor in Säureform und Bittererde zur Befruchtung unserer Felder zugeführt werden, Zeuge des Nickels und des Kobaltes, die neben ihnen sich vorfinden. Und man hätte sich dies als einen äußerst feinen Regen, als einen unsichtbaren Duft zu denken, der in äußerst geringer Menge und in

höchst feiner Vertheilung ohne Unterlaß sich aus der Atmosphäre auf unsere Meere, Wälder und Gefilde niedersenkt. Und so dürfte denn auch die Landwirthschaft Veranlassung finden, von der Lehre von den Meteoriten demnächst einige Notiz zu nehmen.

Literarisches.

König Wilhelm. Von L. Schneider. Berlin. E. Schweigger'sche Hofbuchhandlung. Preis 7½ Sgr.

Von dem kleinen, interessant geschriebenen Lebensabriß des greisen Heldenkönigs ist jetzt die dritte Auflage erschienen. Das sechs Bogen starke Werkchen handelt hauptsächlich von den letzten und wohl den wichtigsten Ereignissen im Leben des Monarchen, dem Zerwürfniß mit Oesterreich und seine persönliche Theilnahme an dem glorreichen Feldzuge von 1866, dem eine gedrängte Uebersicht der ganzen Regierungsthätigkeit seit dem Antritt der Regentschaft vorhergeht. Der Verfasser hat vermöge seines persönlichen Verhältnisses zu dem Monarchen den Ereignissen nahe gestanden, und ist daher vorzugsweise zu der Schilderung berufen, die durch ruhige und klare Ausführung besonders anspricht und das Werkchen zu einem empfehlenswerthen macht.

Von der **„Altpreußischen Monatsschrift"** (Neue Folge. Der **neuen Preußischen Provinzialblätter** vierte Folge. Herausgegeben von Rudolph Reicke und Ernst Wichert) ist soeben das fünfte Heft (Juli—August) ausgegeben worden. — Dasselbe enthält folgende Aufsätze: Reise über die Kurische Nehrung im Sommer 1866. (Schluß.) Von Dr. G. Berendt. — Die Bedeutung und Entwickelung des Schifffahrts- und Güterverkehrs auf der Weichsel im Preußischen Gebiet seit dem Jahre 1815. (Schluß.) Aus den nachgelassenen Papieren von Fritz Hirschfeld. — Georg Weissel. Ein Zeit- und Sanggenosse Simon Dachs'. Von Lic. Dr. E. Albert Fürchtegott Kahle. — Ueber Crispin Herranth und ein Gemälde seiner Hand. Von August Hagen. — Kritiken und Referate. — Mittheilungen und Anhang. — (Die „Altpreußische Monatsschrift" erscheint jährlich in 8 Heften zu je 6 Bogen für den Preis von 2 Thlrn. pro Jahrgang.)

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Das „Journal de Débats" kehrt in einem Artikel von John Lemoine mit größerer Entschiedenheit und Klarheit als je, seine verständigen und versöhnlichen Anschauungen über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland heraus Zunächst wendet es sich gegen die vielen, zum Theil geflissentlichen Uebertreibungen in Bezug auf die Salzburger Zusammenkunft und gegen die gehässigen Hetzereien einzelner Blätter, denen mit Recht oder Unrecht irgend eine offiziöse Bedeutung beigelegt wird. „Man kann sich nicht verhehlen," heißt es weiter, „daß die rasche und unvorhergesehene Entwickelung der preußischen Monarchie in Frankreich eine große Eifersucht hervorgerufen hat, allein gerade gegen diese unzeitige Tendenz anzukämpfen, scheint uns nützlich und patriotisch zu sein. In allen Fällen ist es ungeschickt, ein solches Gefühl an den Tag zu legen, denn alles Wehklagen wird nicht verhindern, daß die deutsche Umwälzung vollzogene Thatsache ist, und das sicherste Mittel, sie zu vervollständigen und auszubauen, wäre gerade eine auswärtige Intervention. Weder rechtlich, noch thatsächlich scheint uns diese Intervention gerechtfertigt und vernünftig. Wir sehen nicht ein, mit welchem Rechte wir gegen eine Bewegung protestiren würden, die in Deutschland den Charakter und die Verhältnisse einer wahrhaft nationalen Bewegung angenommen hat, mit welchem Rechte wir die deutsche Nation verhindern wollten, zu jener Einheit zu gelangen, welche die französische Nation schon seit langer Zeit zu Stande gebracht hat und welche gerade durch den Widerstand gegen die fremde Intervention fest zusammengekittet worden ist. Schon vergangenes Jahr, als der große deutsche Krieg ausbrach, haben wir an dem schließlichen Triumphe Preußens nicht gezweifelt. Die österreichischen Streitkräfte konnten gewiß den preußischen an Zahl gleichstehen oder ihnen überlegen sein. Allein es kamen in diesem Kriege noch andere Kräfte, als die der Armeen in's Spiel. Es war klar für Jeden, der etwas Anderes als die Strategie studirte, daß Preußen sich an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt hatte und die deutsche Idee vertrat. Die Deutschen fühlten wohl, daß, hätte Oesterreich gesiegt, es kein Deutschland gemacht hätte, und deshalb ließen selbst Oesterreichs Verbündete dieses allein auf dem Schlachtfelde. Die öffentliche Meinung in Frankreich hat zum größten Theile wenigstens hierin einen ähnlichen Mißgriff begangen, wie früher schon in dem amerikanischen Bürgerkriege. Der Anfang des Krieges war unglücklich für den Norden gewesen; der Süden hatte Generale, schlagbereite Streitkräfte,

er hatte außerdem den militäriſchen Inſtinkt und die militäriſche Gewohnheit. Von allem dem hatte der Norden nichts; er arbeitete und hatte eine bürgerliche Bevölkerung, die zum Soldatendienſt untauglich erſchien. Und doch war es inmitten ſeiner ſtärkſten Mißgeſchicke für Jeden, der den Ideen nicht minder Rechnung trägt, als den Thatſachen, offenbar, daß der Norden Herr des Feldes bleiben würde. Denn der Norden arbeitete ſtets, ſelbſt mitten im Kriege; er beſaß die Macht der Produktion und konnte ſich ſtets erneuern, während der Süden ſein Capital ausgab, ohne es erſetzen zu können, ſo zwar, daß ſeine Siege ſelbſt ihn erſchöpften. — Oeſterreich war ebenfalls in jeder Beziehung, moraliſch und materiell der Süden. Aus Stücken und Bruchſtücken zuſammengeſetzt, in verſchiedene gegen einander eiferſüchtige und feindſelige Nationalitäten getheilt und zerriſſen, konnte es dem Einheitsbedürfniß, das ſich langſam und unwiderſtehlich im Innern Deutſchlands kundgab, nicht entſprechen. Die geiſtreiche verächtliche Bezeichnung, welche der alte Metternich für Italien gebraucht hatte, war nur für Oeſterreich wahr. Es war in der That der „geographiſche Begriff", und als die beiden Souveraine ſich vergangenes Jahr um die Oberherrſchaft in Deutſchland ſtritten und Proklamationen erließen, ſagte der König von Preußen: „An mein Volk", und der Kaiſer von Oeſterreich mußte ſagen: „An meine Völker!" — Oeſterreich konnte alſo Deutſchland nicht vertreten, und andererſeits vertrat es in Europa nur die Reaktion und die Gegenrevolution. Frankreich konnte um keinen Preis den Triumph Oeſterreichs wünſchen, denn dies wünſchen, hieß ſoviel, als den Untergang alles Deſſen wünſchen, was Frankreich ſelbſt vollbracht hatte. Und darüber täuſchten ſich weder in Frankreich, noch in Spanien, noch in Rom alle die, welche die Vergangenheit wiederherſtellen wollten. — Was im vorigen Jahre wahr gewesen, iſt es noch heute. Sicherlich liegt uns nicht ob, die Einheit Deutſchlands zu ſchaffen, allein da ſie ohne Angriff auf uns zu Stande kommt, ſo haben wir kein Recht, ſie zu verhindern. Und ſelbſt wenn wir ſie verhindern wollten, würde der Weg, auf den man uns einlenken ſehen möchte, zu dem geradezu entgegengeſetzten Ergebniß führen. Man macht ſich eine große Illuſion, wenn man glaubt, die Bildung eines durch eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz beſchützten Südbundes werde eine Schranke gegen weitere Vergrößerung Preußens ſein. Die Wahrheit iſt die, daß die Länder ſelbſt, welche dieſen Südbund zu bilden hätten, ſowie ſie die Hand Frankreichs wahrnähmen, Oeſterreich als Verräther an dem gemeinſamen Vaterland anſehen und ihm das, was ihm noch von deutſchem Gebiete bleibt, entreißen würden. Die, welche uns in ſolche Abenteuer hineinziehen möchten, ergreifen gerade das ſicherſte Mittel, um die Bildung des deutſchen Kaiſerreiches zu beſchleunigen und zu befeſtigen."

Wir knüpfen an dieſe Auslaſſungen einen Brief Emile Olivier's an Emile de Girardin, datirt aus Augsburg, über ſeine in Deutſchland gemachten Beobachtungen und empfangenen Eindrücke. Dieſes Mitglied des Corps législatif Frankreichs, das bekanntlich in demſelben eine Mittelſtellung zwiſchen der Oppoſition und der ergebenen Majorität einnahm, das Napoleon mehrfach in privater Audienz empfing und das nach dem 19. Januar, dem

Datum der „Krönung des Gebäudes", sogar als Ministercandidat bezeichnet wurde — also ein Mann von nicht geringer politischer Bedeutung — theilt als Resultat seiner Reise in Deutschland folgende ihm zur Gewißheit gewordene Sätze mit: 1) Die von Preußen bewirkten Annexionen sind definitiv, was auch die vom König von Hannover in Frankreich oder anderswo unterhaltenen Blätter sagen mögen. 2) Der norddeutsche Bund organisirt sich ohne ernstliche Schwierigkeiten und wenn Preußen nur den Finger hebt, verwandelt er sich in eine große Annexion. 3) Ein freudiger, zuversichtlicher patriotischer Stolz beseelt alle Herzen, dabei aber kein Haß gegen Frankreich. 4) Im Süden hat Baden sich fast ganz Preußen hingegeben; Württemberg ist getheilt zwischen Bismarckianern und Republikanern; Bayern zaudert, — freilich besteht eine preußische Partei, aber es hält sehr auf seine Autonomie, stellte man ihm jedoch die bestimmte Frage: „Oesterreichisch oder Preußisch?", so würde Bayern antworten: „Preußisch!" Die deutsche Rolle Oesterreichs findet Ollivier unwiderruflich ausgespielt, und Frankreichs Politik findet er diesen Thatsachen gegenüber klar vorgezeichnet. „Sich streng jeder Intervention, sei es durch Handlungen, sei es durch Worte, oder selbst Condolenzreisen, enthalten, überflüssigen, beunruhigenden und kostspieligen Rüstungen entsagen; in guten loyalen Beziehungen vor Allem mit Preußen und dann mit Bayern und Oesterreich leben; sie ihre Angelegenheiten nach ihrem Belieben ordnen lassen, ohne sich irgendwie hineinzumischen: das" sagt er, „räth die Weisheit und noch mehr die Nothwendigkeit." Das „Prestige" Frankreichs wird dadurch freilich nicht erhöht, aber es gebe nach Ollivier auch nur eine Allianz, die dies bewirken könnte, und das sei die Allianz mit der Freiheit! Man sieht, Ollivier hat, was die Situation in Deutschland betrifft, ziemlich richtig beobachtet; wir wollen hoffen, daß die Stimme dieses Staatsmannes dazu beitragen wird, dieser Politik Frankreichs Deutschland gegenüber überall in seinem Vaterlande Boden zu verschaffen.

In vielen Kreisen ist sie bereits die herrschende. Man pflegt bei Beurtheilung der französisch-deutschen Beziehungen gewöhnlich auf die inneren Verlegenheiten des Kaisers Napoleon ein großes Gewicht zu legen. Man meint, die brillanten Reden der radicalen Opposition zwängen ihn, durch irgend einen Coup die Aufmerksamkeit des französischen Volkes von inneren auf äußere Angelegenheiten abzuleiten. Man weist darauf hin, daß er den Krieg systematisch als Regierungsmittel benutzt hat, und glaubt sich entsprechenden Besorgnissen für die Zukunft hingeben zu müssen. Genauer besehen, sind diese Ansichten aber nur halb wahr. Zunächst ist es eine völlig irrige Meinung, daß die liberale Opposition dem Kaiser gefährlich zu werden anfange. Die Bourgeoisie, von dem langen absoluten Regiment wenig erbaut, liebt es allerdings, auf gut Französisch sich in allerlei beißenden Bemerkungen über die Mißerfolge der kaiserlichen Politik zu ergehen. Indeß liegt ihr Nichts ferner, als der Wunsch nach Krieg, insonderheit mit Deutschland, der die Geschäfte noch mehr stören würde als das vorherrschende Mißtrauen. Der Gedanke gar, zum Sturz der kaiserlichen Regierung beizutragen und den inneren Kämpfen Thür und Thor zu öffnen, um möglicher-

weiſe ein extrem-republikaniſches Gouvernement aus langem Wirrwarr hervorgehen zu ſehen, iſt in den Augen der beſitzenden, ja der gewerbtreibenden Klaſſen bis zu den Handwerkern hinunter, einfach abſurd. Die ſtädtiſchen Tagelöhner dagegen, welche Nichts zu verlieren haben, und früher, zumal in Paris, Lyon und in anderen großen Städten, die eigentliche demokratiſche Armee bildeten, ſind durch die gelegentlichen ſocialiſtiſchen Anwandlungen der kaiſerlichen Politik dem gegenwärtigen Regime günſtig genug geſtimmt, um für active Bethätigung im republikaniſchen Sinne wenig Geſchmack zu haben. Noch mehr kann der Kaiſer auf die dritte große Klaſſe der Bevölkerung, auf die Landleute, zählen. Dieſe, ſoweit ſie am öffentlichen Leben Theil nehmen, von ihren Pfarrern geleitet, befinden ſich noch ganz im imperialiſtiſchen Geleiſe. Allerdings ſind gar manche Biſchöfe der gallicaniſchen Kirche dem Kaiſer Nichts weniger als ergeben; ſowohl was er dem Papſt angethan als was er unterlaſſen, für ihn zu thun, wird von dieſen warmen Anhängern des römiſchen Stuhls bitter empfunden. Aber dieſelben Gründe, welche den höheren und intellectuellen Theil der Bourgeoiſie, trotz all ſeiner giftigen Bonmots gegen die kaiſerliche Familie, ſchließlich zu Stützen des kaiſerlichen Thrones machen, üben einen ähnlichen Einfluß auf das Episcopat. Es läßt ſich nicht vorausſehen, was der kaiſerlichen Herrſchaft folgen würde und es könnte ein Etwas ſein, das den klerikalen Intereſſen noch ganz anders, noch viel principieller, und zwar nicht bloß in Rom, ſondern in Frankreich ſelbſt entgegenträte, als es ab und zu im Gange der kaiſerlichen Politik gelegen hat, zu thun. Bleibt alſo noch die Armee, für den Kaiſer der wichtigſte Stand, übrig. Sie hat unſtreitig unter Napoleon III. mehr Gloire gehabt, als in der ganzen Zeit ſeit dem Falle Napoleon's I. Mexiko freilich iſt eine arge Schlappe; aber wie der Kaiſer neulich ganz richtig ſagte, eine Schlappe ſeiner Politik, nicht ſeiner Kriegsführung, und im Uebrigen zu unbedeutend, zu fernliegend, um die Erfolge von Sebaſtopol, Solferino und Peking erbleichen zu laſſen. Das Selbſtvertrauen der Armee iſt durch Mexiko nicht im Mindeſten erſchüttert worden.

Aber wenn dies die wirkliche Lage der Dinge in Frankreich iſt, wie läßt ſich die Haltung eines Theiles der officiöſen Preſſe dann damit vereinen? Wie läßt es ſich erklären, daß einige Blätter regelmäßig zum Ausſprengen von Kriegsgerüchten verwandt werden, andere dagegen zum Beruhigen, Abwiegeln und Einlullen? Die deutſche Zerriſſenheit, die Baſis der franzöſiſchen Größe ſeit zwei Jahrhunderten, iſt verſchwunden. Die Eitelkeit der Bourgeoiſie ſowohl wie der Armee iſt durch die deutſche Einigung verletzt. Das Wenigſte, was Napoleon in dieſer empfindlichen Lage thun kann, iſt ſeinen Unterthanen verſtehen zu geben, daß es noch nicht aller Tage Abend iſt und möglicherweiſe einmal ein neues Arrangement unter ſeiner eigenen Mitwirkung ſtattfinden dürfte. Aber wie unwahrſcheinlich iſt es, daß verletzter Stolz, daß eine betroffene, unangenehm berührte Susceptibilität zu einem wirklichen Kriege führen ſollten, wo ſo viele andere und ernſtere Gründe dagegen ſprechen, wo keine ernſten inneren Gefahren dazu

drängen, sich in so furchtbare äußere zu stürzen! Wo innere Unzufriedenheit gerade nur genug vorhanden ist, um äußere Gefahren, würden sie leichtsinnig heraufbeschworen, zu verdoppeln! Nein, so vortheilhaft dem Kaiser eine kleine, rasche Campagne sein könnte, die die Geister beschäftigt, amüsirt, enthusiasmirt, das Land aber nicht angreift; so zweckmäßig es sein mag, seine Franzosen mit allerlei Kriegsgerüchten zu unterhalten, bis sich Gelegenheit zu einer kleinen Campagne findet; so wenig Veranlassung ist doch vorhanden, einen großen Conflikt heraufzubeschwören und das Loos seiner Dynastie nur unbedeutender häuslicher Schwierigkeiten wegen auf eine Karte zu setzen.

Die Worte Olivier's in seinem Schreiben finden die vollkommenste Bestätigung in der Thronrede des Großherzogs von Baden, die von besonderer Wichtigkeit ist, weil durch die klare Darlegung der Haltung, welche Baden, mit seinem Herrscher an der Spitze, in der deutschen Frage anzunehmen gedenkt, oder vielmehr durch die genannte Rede thatsächlich schon angenommen hat, allen particularistischen Bestrebungen der Süddeutschen ein für allemal ein Ende gemacht wird, — denn ohne das, noch dazu so eigenthümlich die südliche Hälfte der Westgrenze Deutschlands deckende Großherzogthum dürften sich die andern Südstaaten schwerlich entschließen, etwaigen Gelüsten der genannten Art den Zügel schießen zu lassen. Das Fröbel'sche Programm erscheint nach dieser großherzoglichen Rede nur noch ungereimter.

Aus Süddeutschland wird geschrieben, daß in den bedeutenderen schweizerischen Blättern sich ein merklicher Umschwung in der Haltung, der deutschen Frage gegenüber, offenbare. Der „Bund" und mit ihm andere einflußreiche Organe hätten aufgehört, Preußenhaß zu predigen, und die Schweiz schiene begriffen zu haben, daß sie zwischen zwei europäischen Nationalmächten, die sich das Gleichgewicht halten, sicherer sei, als gegenüber einem übermächtigen Frankreich. Der klar denkende Republikanismus, heißt es, kenne keine Entschuldigung für sogenannte deutsche Parteien, die im Bunde mit Frankreich Preußen, d. h. jetzt Deutschland, demüthigen wollen. Die Ansicht aber werde mit aller Entschiedenheit aufgestellt, daß, nachdem die deutschen Südstaaten dem Salzburger Verlockungsversuch gegenüber sich stark erwiesen hätten, Preußen nun auch seinerseits seine deutsche Pflicht zu erfüllen habe nnd nicht zögern dürfe, die Consequenzen seiner neuen Machtstellung zu ziehen.

„Es geht bei uns, wenn auch langsam", rief die Wiener „Presse" neulich aus, „entschieden zum Bessern." Der Anlaß zu diesem freudigen Ausruf ist die erfolgte Rückkehr des Reichskanzlers von Eisenerz, wo er vom Kaiser die Genehmigung zur Bildung des cisleithanischen Ministeriums nach dem von ihm vorgelegten Plane erhalten haben soll. Ferner soll der Baron v. Beust die kaiserliche Zustimmung zu der auf den Ausgleich bezüglichen Vereinbarung zwischen den beiden Finanzministern, v. Becke und v. Lonhay, mitbringen. Indessen dürften die interessanten Gaben, die der Reichskanzler von Eisenerz importirt hat, dem Reiche nicht besonders förderlich sein. Eben dieselben Männer, welche den Kern des längst und oft verheißenen Ministeriums bilden sollen, sitzen in der Ausgleichungsdeputation und

ſtehen am Ende ihrer Weisheit. Sollte ihnen das Amt größere Weisheit zum Erſinnen eines für beide Parteien annehmlichen Ausgleichs, mehr Kraft zur Geltendmachung eines neuen Vorſchlags mittheilen? Kann man bei ihnen, nachdem ſie eine Unterhandlung mit den Ungarn faſt als unmöglich erkannt haben, die geringſte Luſt zum Eintritt in ein Miniſterium, welches denſelben Stein des Siſyphus wälzen ſoll, zutrauen? Warum ſind ſie aber nicht, als Beuſt ihnen vor Monaten die Pforten des Miniſteriums öffnete, eingetreten? Aber hätten ſie auf den Miniſter-Fauteuils mehr Latein aus dem Schatz ihres Wiſſens hervorholen können, als ſie auf den Bänken der Ausgleichungsdeputation aufbieten konnten?

So wird ſich die Nachricht von der bevorſtehenden Bildung des cisleithaniſchen Miniſteriums eben ſo wie in den letzten Monaten als ein Gemiſch von Wünſchen, Abſichten und Gerüchten ausweiſen, und was die intereſſante Vereinbarung zwiſchen Becke und Lonyay betrifft, ſo erklärt die „Preſſe" ſelbſt, daß dieſelbe erſt in Böslau redigirt und dann den beiden Ausgleichsdeputationen mitgetheilt werden ſoll. In den nächſten Tagen begiebt ſich der Reichskanzler auf eine kurze Zeit zu ſeinen Wählern nach Reichenberg und nach Sachſen; ſchwerlich wird er vor dem Antritt ſeiner Reiſe die Hoffnung Derjenigen, die auf die Einſetzung des neuen Miniſteriums warten, erfüllen, auch den Ausgleich nicht herbeizaubern. Reiſt er dennoch, ohne das Reich von Neuem zuſammengezimmert zu haben, ſo ſcheint es beinahe ſo, als ob er die allmählich zur Herrſchaft kommende Anſicht theile, daß es am Beſten ſei, den Dingen freien Lauf zu laſſen. Beide Finanzminiſter mögen in den edelſten Anſchauungen über die Verpflichtung beider Reichshälften zur Verzinſung der Staatsſchuld zuſammentreffen — was hilft aller Edelmuth und die ſüße Sprache der Verſöhnlichkeit von Seiten der Ungarn, wenn ſie gegenüber der deutſch-ſlawiſchen Seite gleichſam das Armenrecht für ſich anrufen und verſichern, daß ſie nicht mehr als das Wenige, was ſie dem Ganzen opfern wollen, erſchwingen können? Endlich iſt auch der langerwartete ungariſche Gegenvorſchlag dem Vorſitzenden der öſterreichiſchen Deputation, Cardinal Rauſcher, übergeben worden. Derſelbe ſoll eine durchaus kritiſch-polemiſche Haltung haben und ſich jedes poſitiven Vorſchlags enthalten. Wahrſcheinlich erwarten die Ungarn von der öſterreichiſchen Deputation auch keine andere Antwort, als daß ſie ihrerſeits gleichfalls keinen beſtimmten Vorſchlag zu machen im Stande ſei, und allgemein werden die guten Oeſterreicher aufathmen, wenn ſie ſich in der früheren Verwirrung wieder befinden und von dem ehrbar-conſtitutionellen Druck der ungariſchen Magnaten befreit ſehen.

Ohne zur orientaliſchen und ſpeciell zur kandiotiſchen Frage poſitive Nachrichten mitzutheilen, ſo glauben wir doch durch die Ereigniſſe nicht dementirt zu werden, wenn wir die Vorausſetzung ausſprechen, daß man auf dem Sprunge ſteht, die Fragen des Orients für einige Zeit von der europäiſchen Tagesordnung abgeſtellt zu ſehen. Wichtige Entſchließungen des Sultans werden ſtündlich erwartet; was Kandia betrifft, ſo wird man wahrſcheinlich auf die europäiſche Enquête verzichten und ſich mit einer Auto-

nomie begnügen, ähnlich etwa derjenigen, welche Syrien seinerzeit erhielt. So viel sich beurtheilen läßt, wird Rußland einem solchen Arrangement nicht im Wege stehen und Griechenland, das nun allerdings ein Jahr lang umsonst große Opfer gebracht hat, wird allein wohl nicht in der Lage sein, sich einem europäischen Arrangement zu widersetzen. Ob dadurch der Thron Königs Georg konsolidirt wird oder ob seine aufgeregten Unterthanen in seiner Verehelichung mit einer russischen Großfürstin einen genügenden Ersatz für die entgangene Vergrößerung finden, — das wird das europäische Einverständniß kaum hindern. Wenn also die Zugeständnisse des Sultans nur halbwegs annehmbar sind, wird Europa von der Angst um den kranken Mann demnächst befreit und man glaubt annehmen zu können, daß diese Ruhe wenigstens auf eine gewisse Anzahl von Jahren als gesichert zu betrachten ist, insoweit natürlich solche Voraussetzungen über die Zukunft zulässig sind. Es scheint die russische Politik für jetzt dahin gerichtet, neuen Aufstandsversuchen in der Türkei keine Ermuthigung zukommen zu lassen, um sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, man treibe die christliche Bevölkerung zum Kampfe und lasse sie dann im Stiche. Realisiren sich diese Voraussetzungen, so nimmt die europäische Lage in der nächsten Zeit einen neuen Anstrich; das auch bisher tolle Geschrei einer russisch-preußischen Allianz verliert dann jede Berechtigung.

Besteuerung und theilweise Einziehung der türkischen Wakufs.

Wiederholt hat man gelesen, daß mit dieser Maßregel im osmanischen Reiche vorgegangen werden soll, ohne daß aber bis jetzt dieselbe wirklich zum Austrag gekommen wäre. Das Wort „Wakuf" bedeutet ein Depositum, eine freiwillige Abtretung von Gütern aller Art, die auf bedingte oder unbedingte Weise je nach der Art des Vertrages unter den Schutz der Kirche gestellt werden und dadurch das Privilegium erhalten, steuerfrei, unveräußerlich und unantastbar von Seiten der weltlichen Gerichte zu sein.

Ob dieses Besitzthum wirkliches Eigenthum der Moschee ist, ob diese dafür an den ursprünglichen Besitzer oder seinen Erben gewisse Verbindlichkeiten noch entrichtet, oder endlich, ob der Nutznießer der Güter an die Moschee für den gewährten Schutz Abgaben leistet, ist in Bezug auf die privilegirten Eigenschaften des Wakufs ohne Einfluß, sie bleiben allen ohne Unterschied gleich eigen. In Betreff des juridischen Besitztitels der Moscheen auf diese Wakufs, oder, wenn man durchaus in der Türkei eine Kirche annehmen will, der Kirche, so ist dieser zweifacher Art, was bei der beabsichtigten Besteuerung oder Einziehung genau zu beachten kommt.

Zur ersten Art gehört:

a) Jenes Besitzthum, welches bei Gelegenheit der Eroberung oder in

Folge ſpäterer Schenkungen von Kron-Domainen durch den Staat ſelbſt aus dem übrigen Territorium ausgeſchieden, als zum Unterhalte der Moſcheen und anderer Anſtalten beſtimmt und als Wakuf erklärt wurde. Es ſind alſo dieſes die eigentlichen Staats-Wakufs.

b) Solches, welches durch Privatſchenkungen entſtanden iſt oder auch durch Ankäufe, wozu die Erſparniſſe, aus dem Beſitzthum der Moſcheen gefloſſen, gedient und welche dadurch ebenfalls des Privilegiums der Wakufs theilhaftig ſind.

Die Beſitzthümer beider Art, wenn ſie nur unbedingtes Eigenthum der Moſcheen ſind oder den Zweck des Stifters, eine fromme Stiftung zu ſein, erfüllen, werden Scheri (geſetzliche) genannt, zum Unterſchiede von einer dritten Art, die den Charakter des weltlichen Beſitzers ſelbſt nach muhammedaniſchem Begriffe trägt und deswegen auch Adetti (d. h. Herkömmliche) heißt.

Allein ſelbſt die geſetzlichen Wakufs ſind nach unſeren Begriffen keine eigentlichen Kirchengüter, da ſie nicht zur ausſchließlichen Erhaltung der Moſcheen allein und des Cultus-Perſonals beſtimmt ſind, ſondern auch aus den Einkünften eines und deſſelben Wakufs die Erhaltung der eigentlichen Staatsanſtalten beſorgt wird. Nirgends tritt die Verſchmelzung von Staat und Kirche, von Religionsdogmen und Staatsmaximen ſo deutlich hervor, als bei dieſer Inſtitution des Wakufs. Ein und daſſelbe Kirchengut dient zum Unterhalte der Scheiche, Imame und Chatibe und zum Unterhalte von Bädern, Brücken und Luſtgärten, Schulen, Bibliotheken, Armenhäuſern und Irren-Anſtalten; ja ſelbſt Batterien und Feſtungswerke ſind eben ſo gut Wakufs als die Moſcheen ſelbſt, oder ein Kloſter der Derwiſche, und haben auch denſelben Charakter religiöſer Fundation.

Was die Verwaltung der Wakufs betrifft, ſo iſt dieſe verſchieden, je nachdem ſie Staatsſtiftungen oder Privatſtiftungen ſind. Die Staatsſtiftungen ſtanden früher theils unter der Adminiſtration einzelner hoher Würdenträger, als: des Großveziers, des Kiſlar Agaſſi (Oberſten der Eunuchen), und bildeten für dieſe Sinecuren von ungeheurem Einkommen, theils verwaltete ſie der Sultan durch eigens hierzu ernannte Beamte, und der Ueberſchuß der Einnahmen über die Ausgaben floß in ſeinen Privatſchatz. In neueſter Zeit ſind ſämmtliche kaiſerliche Wakufs (mit wenigen Ausnahmen) unter die Adminiſtration eines kaiſerlichen Verwaltungs-Direktors gekommen, und alle dieſe Wakufs betreffenden Hypothekenbücher und Regiſter, ſo wie auch die Kaſſen werden im Serail im Privatſchatzamte des Sultans aufbewahrt. Allein bei der heilloſen Defraudation ſind die Wakufs, ſtatt eine Quelle der Einnahmen für den Staat zu ſein, eine Veranlaſſung zu Ausgaben geworden, da der Staatsſchatz alle Jahre mehrere Millionen Piaſter zur Deckung des auffallenden Deficits der Wakufs wegen vollſtändiger Inſtandhaltung der Stiftungen beizuſteuern genöthigt iſt.

Obgleich nun im Princip die Unantaſtbarkeit dieſes Vermögens feſtgeſetzt war, ſo hat keiner der Sultane je Gewiſſensſcrupeln Gehör gegeben und ohne weiteres Beſinnen die Einkünfte der kaiſerlichen Wakufs je nach Bedarf

und Gutdünken verwendet, und hieraus ist auch dieses Deficit zu erklären, welches zum Vortheile der Privatchatulle des Sultan kommt und aus den Staatseinkünften ersetzt werden muß. Weil also schon hier, unter der sogenannten Controle des Staates, so großer Mißbrauch stattfindet, so wird man um so weniger glauben, daß übertriebene Gewissenhaftigkeit die übrigen Würdenträger leitet; man kann also aus der Größe des Besitzthums auf die Größe der veruntreuten Summen schließen.

Der weit größere Theil der Wakufs, jener aus Privatstiftungen herrührende, ist gegenwärtig thatsächlich in den Händen der Ulemas. Denn da es den Stiftern frei stand, die Verwalter der Wakufs zu ernennen, denen wieder gewöhnlich das Recht belassen wurde, für den Fall ihres Ablebens ihre Nachfolger einzusetzen, so hat es diese Kaste von Rechtsgelehrten und Geistlichen im Laufe der Zeit dahin zu bringen verstanden, daß die Verwaltung fast aller Privatstiftungen in ihren Händen ist. Indem im Punkte der Gewissenhaftigkeit die Verwaltung hier vorzüglich ist und daher auch die Einnahmen bei Weitem größer sind als die Ausgaben, so ist dieses die Quelle des Reichthums für die Ulemas, ist dieser einer der Faktoren ihrer Macht.

Wir nannten oben eine dritte Art der Wakufs, welche einen nur weltlichen Charakter selbst nach Anschauung der Muhammedaner tragen; wir wollen sie hier erklären.

Die Unsicherheit des Privateigenthums in der Türkei, welche den Besitzer und seinen Erben so leicht willkürlichen Confiscationen aussetzte, ließ Mittel suchen, um sich gegen solche Willkür sicher zu stellen. Die Habsucht der Ulemas und der Wunsch, ihren Besitz zu vermehren, kamen diesem Wunsche der Privaten entgegen. So entstanden Contrakte, welche zum Schein das Privateigenthum in ein Wakuf verwandelten und vor Confiscationen und Verkauf sicher stellten — denn sie wurden auch von den Besitzern gebraucht, um der Verschwendung ihrer Erben Schranken zu setzen. Es waren förmliche Geschäfte, wie sie Banken und Versicherungs-Anstalten machen, oder auch eine Art der Errichtung von Fideicommissen, bloß daß an Stelle des Staates die Wakufs-Verwaltung dieser oder jener Moschee das Privilegium ertheilte. So z. B. cedirte irgend ein Eigenthümer — es konnte auch ein Christ sein — sein Besitzthum an die Moschee, dieses war als Wakuf erklärt, allein er und seine Erben blieben im Besitz des vollen Genusses und entrichteten nur eine jährliche Abgabe von 10 bis 12 pCt. der Einkünfte an die Moschee. Der Eigenthümer machte ein gutes Geschäft, denn er war von Steuern frei und vor Confiscation sicher gestellt, allein die Moscheen ebenfalls, denn starb er ohne natürliche Erben, so verfiel das Gut als unbedingtes Wakuf an dieselbe. Oder auch die Moschee kaufte das Gut um den vierten oder fünften Theil seines wahren Werthes, bezog die Zinsen des verausgabten Capitals während des Lebens des Besitzers, dem die Rente verblieb, und kam nach seinem Tode in vollständigen Besitz, meistens ohne Bedingung, oft nur gegen Entrichtung kleiner Renten an die Erben.

Man sieht, daß die Wakufs-Verwaltung ganz gute Geschäfte machte, um die sie selbst unsere Börsenspekulanten beneiden könnten.

Der Staat muß diesem Unwesen ein Ende machen und er ist dazu auch berechtigt. Die erste Klasse der Staats-Wakufs ist er einzuziehen befugt, ebenso alle zusammen aber der Besteuerung zu unterwerfen. Nach den Begriffen koranmäßigen Staatslebens ist der Staat der einzige rechtmäßige Besitzer allen Grund und Bodens im Reiche. Sowohl Einzelne als ganze Körperschaften sind nach diesen Begriffen nur die Nutznießer alles unbeweglichen Eigenthums. Die Moscheen sind mit den Staats-Wakufs auf eben die Art und Weise wie die Lehnsträger Saims und Timarlis nur gegen Leistung gewisser Verbindlichkeiten belehnt worden Bei diesen bestand die Leistung in Kriegsdiensten, bei der Kirche in Erhaltung der Moschee, Schulen, Spitäler ꝛc. So gut also der Staat die Lehen gegen Entschädigung der Belehnten einziehen konnte und eingezogen hat, ebenso kann er alle Wakufs, welche ursprünglich bei der Eroberung an die Kirche überlassen wurden, und auch später als Staats-Schenkungen an die Kirche kamen, unbedingt einziehen, wenn nur die Dotation des Personals dieser Anstalten und die Erhaltung der Baulichkeiten aus den Staatsmitteln übernommen wird. Kein unerbittliches Koranbogma beschränkt in diesem Punkte den Sultan, denn es verpflichtet ihn zwar das heilige Buch zur Erhaltung der Moscheen und frommen Stiftungen, allein es stellt ihm nicht die Bedingung, daß dieses durch liegendes Besitzthum geschehen müßte und sobald er die Anstalten aus Staatsmitteln dotirt, ist dem heiligen Buche genug gethan. Auch einige analoge Fälle aus der Staatspraxis früherer Zeiten scheinen dies Recht anerkannt zu haben, denn es existiren „Fetwas", welche die Umwandlung des Wakufs in Militärlehen, bei besonderer Verdienstlichkeit des Belehnten, gestattet haben.

Was die zweite Art des Wakufs betrifft, so kann sie der Staat als Privateigenthum und ursprüngliches Mülk (freier Besitz, erbliches Eigenthum) nicht einziehen, wohl aber, und vollkommen dogmatisch berechtigt, besteuern. Denn die früheren Eigenthümer konnten ihr Besitzthum nur mit demselben Rechte, mit dem sie es selbst besaßen, abtreten. Nun aber bestanden und bestehen nach dem osmanischen Staatsrechte keine abgabenfreien Mülks, und es ist demnach eine Usurpation der Kirche gewesen, solche beim Uebergange in ihr Eigenthum den pflichtigen Lasten zu entziehen. Es bestehen sogar Gesetze, daß ein Mülk erst nach Abtragung aller Privatverbindlichkeiten, die darauf haften, in ein Wakuf verwandelt, und daß etwaige Reclamationen Privater ohne Verjährung gegen die Wakufs-Verwaltung mit Erfolg erhoben werden können; um so mehr kann also der Staat sein Besteuerungsrecht geltend machen.

Noch weniger Hindernisse können ihm bei der Besteuerung der dritten Klasse gestellt werden, da diese Stiftungen sogar des Charakters kirchlicher Fundationen entbehren und nur ein privilegirtes weltliches Besitzthum sind.

Die Classificirung der Wakufs in eine oder die andere Kategorie, je nach den Eigenschaften, die diese drei Arten unterscheiden, dürfte keinen be-

ſonderen Schwierigkeiten unterworfen ſein. Denn als eine Ausnahme der verwirrten türkiſchen Zuſtände beſitzen alle Wakufs ordentliche Grundbücher und genau geführte Verwaltungs-Regiſter, welche den Rechts- und Beſitztitel und die Eigenſchaften eines jeden genau ausweiſen. Der Sultan würde auch die Orthodoxie ſeines Volkes durch dieſe Maßregel weniger verletzen, als durch Aufhebung der Sklaverei oder durch die Banquetbeſuche der abendländiſchen Geſandten oder durch ſeine Reiſe nach dem weſtlichen Europa und würde daraus mehr reelle Vortheile für die künftige Wohlfahrt ſeines Staates ziehen, als aus dieſen wenig nutzbringenden und ziemlich unfruchtbaren Demonſtrationen. Allein er müßte den Fehdehandſchuh den Ulemas hinwerfen und den Kampf zuerſt mit ihnen ausfechten, was er denn doch einmal wagen muß, wenn er überhaupt für etwaige Reformen eine Dauer erzielen will. Leider hat er durch eine verfrühte Verletzung der Koransdogmen ſich ſelbſt um einen großen Theil der Kräfte gebracht, die er hier in dieſer Frage zur Erzielung wirklich praktiſcher Zwecke bedürfte.

Oeſterreich und Ungarn.

Mit dem Ausgleich, zu dem ſich die Ungarn aus lauter Edelmuth und Gnade herablaſſen wollen, iſt es genau noch eben ſo, wie im Anfange dieſes Jahres, als er von dem jetzigen Reichskanzler in die Hand genommen wurde. Man muß über die ehrbare Miene, mit welcher die Ungarn der Zuſammengehörigkeit des Reiches ihre Opfer darbringen, entweder laut anflachen oder alle Anſichten und Empfindungen in Erwartung des Abſolutismus, der ſicherlich hinter dieſer conſtitutionellen Tragicomödie ſteht, ruhen laſſen. Nach einer Wiener Correſpondenz des „Peſti Naplo" iſt es dem ungariſchen Miniſterpräſidenten gelungen, die Ausgleichungsdeputationen aus dem endloſen Gewirre ihrer Berathungen herauszuführen und ſelber mit einem Ausgleich zu beglücken, wonach ſie ſich für eine geraume Zeit die Mühe einer Einigung und eines Beſchluſſes erſparen können. Es ſoll nämlich ein Proviſorium eintreten, wonach die Ungarn ſich nur für ein Jahr zu einem Quotenbeitrag für die gemeinſamen Angelegenheiten und ſogar auch zur Verzinſung der Staatsſchuld verbindlich machen ſollen. Jedoch auch Letzteres iſt noch problematiſch, da die ungariſche Deputation erſt durch ihren Landtag zur Verhandlung und zu einer verbindlichen Erklärung hinſichtlich der Staatsſchuldenfrage bevollmächtigt werden muß.

Für jetzt kann die Deputation nur noch Phantaſiearbeit treiben oder ein conto finto aufſtellen, nämlich die Proportion der beiderſeitigen Quoten berechnen. Indeſſen werden der Reichsrath und der ungariſche Landtag das Budget für 1868 berathen und votiren und namentlich wird der Letztere ſich endlich definitiv über die Staatsſchuld ausſprechen, worauf dann die Depu-

tationen wieder zusammentreten und die Verträge, die das Verhältniß beider Reichshälften in Bezug auf die Finanzen zu regeln haben, berathen können.

In einigen Gegenden Süddeutschlands heiratheten sich die jungen Leute auf Probe. Eine solche Ehe auf Probe würde, bis zur endlichen Entdeckung und Ratification der Schlußverträge, das Zusammenleben Ungarns und der Westhälfte des Reiches bilden. Die Ungarn versichern zwar auf Ehre, daß sie zu allen möglichen Opfern bereit seien, welches Vertrauen wird aber das Ausland, wenn es sich um finanzielle Verbindlichkeiten handelt, einem solchen Zusammenleben auf Probe schenken? Welchen Glauben an die Zukunft wird ein so prekärer Zustand selbst im Inlande erzeugen können? Und wenn der ungarische Landtag die Probe beschließt, werden die Steuerpflichtigen auch auf Probe bezahlen? Schwerlich!

Man kann es den Ungarn eigentlich nicht verdenken, daß sie sich so lange als möglich sperren, Verpflichtungen, die sie übernehmen sollen, einzugehen. Hier möge eine kleine finanzielle Erläuterung gegeben werden, wobei zwei Dinge, das Deficit und die Schulden, in's Auge zu fassen sind; man wird die Bedenken der Ungarn ziemlich gerechtfertigt finden.

Nach der von v. Czörnig veröffentlichten Zusammenstellung der österreichischen Staats-Rechnungsabschlüsse seit 1781 hat es sich in den 78 Jahren — bis 1858 nämlich — nur zweimal zugetragen, daß die ordentlichen Einnahmen größer als die Staatsbedürfnisse waren: die übrigen 76 Jahre glänzten insgesammt durch mehr oder minder große Deficits. In der Zeit von 1816 1835 betrugen die Einnahmen meist 125 und 132 Mill., die Ausgaben zwischen 132 und 180 Mill. In den nachfolgenden Jahren stellten sich die chronischen Ausfälle folgendermaßen heraus: 1838: 16,359,238; 1839: 17,204,542; 1840: 18,132,704; 1841: 19,416,767; 1842: 11,892,345; 1843: 14,952,639; 1844: 15,500,723; 1845: 17,498,776; 1846: 21,874,445; 1847: 50,637,476; 1848: 45,110,046; 1849: 121,805,805; 1850: 54,864,862; 1851: 62,223,630; 1852: 53,447,331; 1853: 54,253,635; 1854: 140,712,922; 1855; 138,899,297; 1856: 62,353,667; 1857: 42,533,868; 1858: 36,481,861 Fl.

In den 11 Jahren von 1848—1858 betrug also der Ausfall, nach offiziellen Zugeständnissen, nicht weniger als — 815,357,523 Fl. C.-M. Im Jahre 1859 belief sich das offizielle Deficit auf 280,939,213, für 1860 auf 137,3, für 1861 auf 127,8, für 1862 auf 86,3, für 1863 auf 84, für 1864 auf 86,5 und für 1865 auf 51,2 Millionen Fl. R.-W.

Im Jahre 1763, am Schluß des siebenjährigen Krieges, schätzte man Oesterreichs Gesammtschuld auf 150 Millionen; 1781 betrug letztere 283, und 1789: 349; — 1799: 633; — 1811: 812 Millionen. In Begleitung dieser Schuldenhäufung traten die seltsamsten Finanzmaßregeln auf. Rechtswidrig setzte man die Zinsen der Schuld auf die Hälfte herab, — wiewohl in dem bekannten kaiserlichen Mandat von 1811 gesagt war: „Ich gebe mein Kaiserliches Wort, daß nie die Bancozettel in ihrem Nennwerth heruntergesetzt werden sollen" — so nahm doch bereits sechs Wochen später die Regierung keinen Anstand, den Werth des bis zu 1060 Millionen angewachsenen Papier-

geldes auf $\frac{1}{5}$ zu reduziren. Zugleich versprach man feierlich, das Papiergeld zu vermindern — aber die Papiergeldmasse, welche 1811 auf die Summe von 212 Millionen zurückgeführt worden war, war 1816 wieder auf die von 639 Millionen angeschwollen. Im Jahre 1816 ließ man den Inhabern von Papiergeld die Wahl, entweder dasselbe füe $\frac{1}{5}$ des Nennwerthes in Banknoten auszuwechseln und für die übrigen $\frac{4}{5}$ einprocentige Staatspapiere in Empfang zu nehmen, oder für dasselbe Actien der gestifteten National-Bank anzunehmen. Weiterhin aber — in der Zeit, in der man die Papiergeldmasse möglichst zu mindern suchte, — vermehrte sich die eigentliche Hauptstaatsschuld in riesigen Verhältnissen. Im Jahre 1815 betrug Letztere 825 Millionen; 1820: 987; 1830: 1084; 1847: 1249. In der Zeit von 1851 bis 1861, also innerhalb 11 Jahren, nahm die österreichische Regierung an Anlehen den Gesammtbetrag von 1,395,141,100 Fl. auf. Am 31. Dezember 1862 war der Stand der Staatsschuld 2,526,718,641; am 31. Dezember 1863: 2,547,835,966; am 31. Dezember 1864: 2,600,994,469; am 31. Dezember 1865: 2,642,452,841, und Ende 1867, ohne die auf den einzelnen Kronländern haftende Grund-Entlastungsschuld zu rechnen, nach dem Voranschlage 3,046,959,289 Fl. österr. W.

Nicht weniger als neunzehn Haupt-Kategorien weist die österreichische Staatsschuld auf und die Anzahl der Unterarten würde das halbe Hundert wohl voll machen. Da giebt es: 1) eine allgemeine consolidirte Staatsschuld, 2) eine solche schwebende, 3) eine Staatsschuld ohne Capitals-Rückzahlung, 4) mit festgesetzter Rückzahlung, 5) ältere Schulden, 6) neuere Schulden, 7) Staatsschulden in Wiener Währung, 8) in Conventionsmünze, 9) in österreichischer Währung, 10) verzinslich, 11) unverzinslich, 12) verloosbar, 13) ohne Verloosung, 14) Entschädigungs-Renten, 15) jährliche Zahlung an die Königlich bayerische Regierung, 16) Grund-Entlastungsschuld mit ausgefertigten Obligationen in Conventions-Münze, 17) eine solche in österreichischer Währung (ohne Obligationen) als Rentenbetrag für den niederen Curat-Clerus, 18) Steuer-Anlehen und 19) Nothstands-Anlehen. Ebenso verschieden ist die Art der Verzinsung und der Prozentsatz steigt hier in folgender Scala auf: 1, $1\frac{3}{4}$, 2, $2\frac{1}{4}$, $2\frac{1}{2}$, 3, $3\frac{1}{4}$, $3\frac{1}{2}$, $3\frac{3}{5}$, 4, $4\frac{1}{4}$, 5, $5\frac{1}{2}$ und 6 pCt. Natürlich bleibt es nicht bei diesen 6 pCt., wenn sie auch der gesetzlichen Form wegen als höchster Satz angeschrieben werden, denn in Wirklichkeit zahlt der Kaiserstaat für seine Anlehen acht und zehn Procent, und man muß sich dieses höhere Verzinsungs-Procent unter der Bezeichnung „diverse" denken. Bei der älteren verloosbaren, in Wiener Währung verzinslichen Staatsschuld geht der Zinsfuß von $1\frac{3}{4}$ bis nur $2\frac{1}{2}$ pCt., während die neuesten Anlehen nicht unter 5 pCt. abgeschlossen sind; die Grund-Entlastungsschuld ist durchwegs mit 5 pCt. verzinslich.

Was die Titel und die Jahreszahl betrifft, so finden wir bei der älteren consolidirten Staatsschuld eine Banko-Schuld der Stadt Wien, eine „ordinäre" Hofkammer-Schuld, eine Aerarial- und Domestikal-Schuld der Stände, Ostgalizische Natural-Lieferungs-Obligationen, Hofkammer-Obli-

gationen „für die gezwungene Kirchensilber-Ablieferung“ im Jahre 1809 und dito solche ungarische für die freiwillige Ablieferung im selben Jahre, dann eine „allerhöchste Schuldverschreibung an den Herzog von Modena.“ Bei den einzelnen Anlehen ist der Jahrgang in folgender Ordnung ersichtlich: 1815, 1816, 1818, 1820, 1821, 1829, 1830, 1834, 1835, 1839, 1842, 1847, 1849, 1851, 1852, 1854, 1858, 1859, 1860, 1861, 1864, 1865 und 1866. Natürlich ist diese Darstellung der Jahres-Anlehen nicht vollständig, denn die Wiener Controls-Commission, aus deren etwas confuser Arbeit wir dies zusammenstellen, wollte keine Geschichte der österreichischen Staatsschuld schreiben, sondern nur einen Ausweis über den Stand derselben am Ende Juni 1866 veröffentlichen, und es ist also höchst wahrscheinlich, daß manches Anlehen in den hier fehlenden Jahrgängen doch aufgelegt und abgeschlossen wurde; ebenso will jede Jahreszahl nicht bloß für Ein Anlehen gelten, denn abgesehen von den Jahrgängen 1851 und 1852, in deren jedem zwei Anlehen stattfanden, haben die Jahre 1854 und 1864 jedes sogar drei Anlehen aufzuweisen. Für das Jahr 1854 mag noch ein Entschuldigungsgrund darin liegen, daß damals der Krimkrieg begann und Oesterreich dabei mit einer Heeres-Aufstellung figurirte. Es wurde damals das große National-Anlehen im Betrage von 611 Millionen Gulden (trotz der ausdrücklich ausgeschriebenen Begrenzung auf 500 Millionen) umgelegt und aufgezwungen am 26. Juni, dann gleich darauf am 1. Juli ein Silber-Anlehen in Frankfurt und in Amsterdam abgeschlossen, wozu sich, immer in demselben Jahre 1854, dann noch ein Staats-Lotto Anlehen gesellte. Was kann aber die Regierung für das zehnte Jahr darauf vorbringen? was war 1864 los? warum hat man da drei Anlehen contrahirt? Erst kam das Prämien-Anlehen vom 11. Februar 1864, dann das Silber-Anlehen vom 11. Mai und schließlich noch ein Steuer-Anlehen vom 8. November desselben Jahres!

Im Jahre 1856 erforderte die österreichische Staatsschuld eine Bedeckung von rund 80 Millionen, was zu 5 Procent capitalisirt, eine Staatsschuld von beiläufig 1600 Millionen ergiebt; heute beträgt diese Staatsschuld über 3000 Millionen und erfordert eine Zinsen-Belastung von mehr als 130 Millionen Gulden! Die österreichische Regierung hat also in zehn Jahren die Staatsschuld nahezu verdoppelt und der Bevölkerung eine jährliche Last von fünfzig Millionen Zinsen mehr aufgebürdet!

Um diese ungeheure Schulden-Pyramide aufzuthürmen, hat sie alle Mittel benutzt und alle möglichen Behelfe angewendet: Anlehen schlechtweg, Convertirungs-Anlehen, Prämien-Anlehen, Lotto-, Silber-, National- und Zwangs-Anlehen, Steuer-Anticipationen, Vorschüsse, Depot-Geschäfte, Staatsdomainen-Verpfändung, Staatskasse-Anweisungen, Hypothekar-Anweisungen, Obligationen, Certificate, Vaglien, Treforscheine, Einzahlungsscheine, Münzscheine und Staatsnoten! Das sind die verschiedenen Benennungen und Formen, unter denen sie den Sparpfennig ihrer Unterthanen theils herauslockte, theils mit Zwang heraustrieb, das sind die Geldzeichen, wie sie in Oesterreich circuliren und womit die Regierung auch die ausländischen Häuser und Märkte

überschwemmte. Es ist kein hervorragender Geldplatz, den sie nicht in Contribution gesetzt, es ist kein bekanntes Bankhaus, wo sie nicht angeklopft hätte: London, Paris, Wien, Frankfurt, Berlin, Amsterdam, Genua, sie alle mußten herhalten.

Jedes Ding hat aber sein Ende, die Wechsler und Capitalisten beginnen einzusehen, daß sie ihr Geld in ein bodenloses Faß schütten, wenn sie es an die Wiener Firma in der Himmelpfortgasse senden. Bereits hat England, diese melkende Kuh der österreichischen Staatsregierung, bereits hat es seine Geldhülfe versagt, und das zuletzt 1859 in London aufgelegte Anlehen per 6 Millionen Pfd. St. konnte nicht mehr aufgebracht und mußte daher ein gut Theil der Obligationen bei der Wiener Nationalbank verpfändet werden. Die Nationalbank kann aber auch schon nicht weiter, jetzt druckt man unaufhörlich Banknoten, selbst solche ohne Serienzahlen, ohne Nummern. *) Kann man es daher den Ungarn verdenken, wenn sie sich sperren, eine zu große Quote zu übernehmen, und verlangen, daß man endlich Ordnung in die Finanzverwaltung bringt?

Die Körperbeschaffenheit ist kein genügendes Kennzeichen der Nationalität.

Die Kriterien der Nationalität sind nicht außerhalb des Menschen zu suchen, und man darf bei den Verhältnissen, in welchen die menschliche Thätigkeit ihren Ausdruck findet, um so eher einen nationalen Ursprung vermuthen, jemehr diese Thätigkeit äußerer Einwirkung entrückt, aus dem innersten Wesen der Nation hervorgeht. Schon hierdurch gewinnt es den Anschein, als ob das mit der Natur des Menschen innig verknüpfte, aber doch wesentlich *geistige* Element der Sprache besser zur Kennzeichnung der Nationalität dienen könne, als diejenigen Merkmale, welche mehr nur der *physischen* Beschaffenheit des Menschen angehören. Indeß steht dies doch nicht ohne Weiteres fest; man möchte vielmehr fragen, ob nicht schon das Aeußere des Menschen selbst zur Bestimmung seiner Nationalität ausreichende Merkmale bietet, und ob nicht, wenn man auf den eigentlichen *Wort*begriff der Nation zurückgeht, den man wohl als Geburts-, Ursprungs-, Entstehungseinheit ausdrücken kann, die körperliche Beschaffenheit ein klares Zeichen der physischen

---

*) Nach dem letzten (August-) Ausweis soll der Bestand der *schwebenden österreichischen Staatsschuld*, wie folgt, sein: Zu Staatsnoten erklärte Banknoten 59,963,840 G., Salinenscheine 99,930,762 G., förmliche Staatsnoten 239,423,203 G. Von der durch das Finanzgesetz vom 25. August 1866 gezogenen Maximalgrenze der schwebenden Schuldvermehrung soll der Minister gegenwärtig um 682,195 G. entfernt sein. Bei Summirung der beiden Staatsnoten-Kategorien und des zuletzt ausgewiesenen Banknoten-Umlaufs ergiebt sich als Gesammtziffer des angeblich circulirenden Papiergeldes ein Betrag von 516,387 Millionen.

Herkunft giebt, das Eingehen auf geistige Elemente dagegen unnützerweise von diesem ersten Wortbegriffe ablenkt. Eine solche Anschauung scheint um so näher zu liegen, als wir in den Zügen der Kinder die der Eltern wiederzufinden pflegen, indeß wir in den geistigen Eigenschaften oft genug eine Abweichung von denen der Eltern wahrzunehmen meinen. Diese Frage erledigt sich jedoch ebenfalls dadurch, daß ähnlich wie im äußern Leben der Menschen, so auch in ihrer körperlichen Erscheinung sich zwar wesentliche Verschiedenheiten wahrnehmen lassen, welche in einem gewissen Grade mit der Verschiedenheit der Nationalität verwachsen erscheinen, daß jedoch diese niemals so bestimmt und so durchgehend die Völker von einander sondern, wie es nöthig wäre, um dieselben als statistische Kennzeichen der Nationalität in Anwendung zu bringen.

Die hervortretenden Verschiedenheiten finden sich sowohl in Betreff der Farbe des Menschen (insonderheit der Hautfarbe), als des Knochenbaues (insonderheit des Schädels); auf beide hat man nacheinander die Unterscheidung der Racen gegründet, aus beiden auch häufig Gegensätze der nationalen Beschaffenheit entwickelt. Allein die körperlichen Verschiedenheiten, welche innerhalb der einzelnen europäischen Nationen, wie sich dieselben gegenwärtig als besondere Einheiten neben einander stellen, vorhanden sind, sind so mannigfaltig, daß es nicht auffallen kann, daß nicht einmal über die kritischen Unterschiede der Racen eine vollkommene Uebereinstimmung erzielt ist, die Ansichten über die nationale Körperbeschaffenheit aber bei ihrer Vergleichung untereinander sogar oft wunderliche Widersprüche darbieten.

Dies gilt zunächst in Betreff der Hautfarbe, welche als unterscheidendes Merkmal in den Hintergrund getreten ist, seit man wahrnahm, daß nicht nur innerhalb der einzelnen Menschenracen ein sehr bedeutender Spielraum gegeben werden mußte, sondern namentlich, daß die Hautfarbe von dem Einfluß des Klima's nicht unabhängig war und bei der Versetzung eines Volkes in einen heißeren Erdstrich allmählich dunkelte. Ebenfalls gilt dies von den feineren Unterscheidungen der Farbe, dem Unterschiede der Haare und Augen; blondes Haar und blaue Augen galten und gelten noch heute Vielen als ein charakteristisches Zeichen germanischer Abstammung, so daß man es liebt, in den Völkern, welchen die antiken Schriftsteller diese Eigenschaften beilegen, die Vorfahren der Deutschen zu erblicken, ja daß sogar die Phantasie eines vielgenannten Schriftstellers die geschilderten Sitten solcher Völker ohne Weiteres für germanische angesehen hat. Dennoch, wenn wir sehen, daß das blonde Haar unter keiner der drei germanischen Nationen ganz allgemeine Verbreitung hat (unter den Deutschen ist es wohl am häufigsten bei den Sachsen, sowohl in ihren Stammsitzen als ihren Colonisationsländern, dann bei den Friesen, unter den Skandinaviern am meisten bei den Schweden verbreitet), noch den germanischen Nationen ausschließlich eigen ist (blondes Haar findet sich oft bei Polen und Großrussen, bei irischen Kelten, mehr vereinzelt bei Italienern und Franzosen, bei Semiten, Mauren, den Lappen Skandinaviens und angeblich auch bei indischen Völkern), so werden wir entweder davon absehen, das Vorkommen desselben auf die Ge-

meinſchaft der Abſtammung zurückzuführen, oder wir werden wenigſtens Anſtand nehmen, die vermuthete Gemeinſchaft der Abſtammung als mit dem Begriff der Nationalität identiſch zu erklären. Ganz ähnlich iſt es mit der eigenthümlichen, doch keineswegs gleichmäßigen Bläue der Augen, welche unter den germaniſchen Stämmen noch weit mehr verbreitet iſt, als das lichte Haar (wir erinnern hier noch beſonders an den ſchwäbiſchen, und unter den Skandinaviern an den normanniſchen Stamm), dennoch aber weder bei dem größten Theile der Germanen, noch auch bei dieſen ausſchließlich ſich vorfindet.

Was den Körperbau anlangt, ſo hat man nicht nur eine durchſchnittliche Verſchiedenheit der Größe zwiſchen einzelnen Menſchenracen, ſondern auch zwiſchen beſtimmten Nationen wahrgenommen. Sie tritt zwiſchen den germaniſchen Völkern und ihren romaniſchen, ſlawiſchen, finniſchen Nachbarvölkern hervor; ſie zeigt ſich z. B. im preußiſchen Staate bei den militäriſchen Aushebungen in dem kleineren Wuchſe der Einwohner der ſtark ſlawiſch und namentlich der littauiſch gemiſchten Bezirke. Aber eben ſo zeigt ſich, daß diejenigen Theile des Staates, in denen, ſo weit die hiſtoriſche Kenntniß zurückgeht, der ſächſiſche (und bezüglich der ſchwäbiſche) Stamm unvermiſcht oder in ſehr geringer Miſchung mit andern wohnt, ſich durch den größten Wuchs der Einwohner auszeichnen, — zugleich ein klares Zeichen, wie irrthümlich die oft gehörte Anſicht iſt, daß ein Volksſtamm zu ſeinem körperlichen wie geiſtigen Gedeihen der Miſchung mit anderen Stämmen bedürfe. Die Verſchiedenheit der Körpergröße der Nationen tritt jedoch nur in den Durchſchnittszahlen hervor, um welche ſich die Einzelgrößen gruppiren, auf deren beſondere Geſtaltung ſchwerlich die Abſtammung allein, ſondern wohl oft genug auch die äußeren Lebensverhältniſſe des Heranwachſenden, unter denſelben vielleicht vorzugsweiſe die günſtigeren oder ungünſtigeren Verhältniſſe der Ernährung und der Körperthätigkeit einwirken.

Ein beſonderes Gewicht hat man zur Unterſcheidung der menſchlichen Racen auf die Geſtaltung des Kopfes und ſeiner einzelnen Theile, und hier insbeſondere auf die Schädelbildung gelegt; doch iſt man bei dieſen Unterſuchungen innerhalb der einzelnen Racen Verſchiedenheiten begegnet, bei welchen es dahin geſtellt bleiben muß, inwieweit ſie ſich durch Miſchungsverhältniſſe erklären laſſen. Beſtätigt es ſich, daß in anderen Klimaten auch der Bau des Kopfes und ſeiner einzelnen Theile weſentliche Veränderungen erleidet, ſo wäre allerdings die Unmöglichkeit dargethan, auf dieſem Wege die Abſtammung des Menſchen feſtzuſtellen. Aber auch eine ſolche Wahrnehmung würde nicht genügen, dieſe Forſchungen, welche mit Recht immer mehr in's Einzelne fortſchreiten, fallen zu laſſen. Dieſelben können vielmehr auch dann dazu dienen, das innerhalb der einzelnen Nationen annähernd Uebereinſtimmende von dem völlig Abweichenden, und inſofern das mehr Weſentliche von dem Unweſentlichen zu ſondern. Solche Meſſungen können das nöthige Material geben, um auftauchende Anſichten über nationale Eigenthümlichkeiten zu unterſtützen oder ſie abzuweiſen; ſie können zeigen, ob die Behauptung Huſchke's, welche v. Dieſenbach in ſeiner Völkerkunde anführt, daß die

Germanen und Juden neben dem alten Hellenenvolke die größte Schädelcapacität besitzen — eine Ansicht, die der Vergleich mit den Romanen und Slawen in vielen Einzelfällen zu bestätigen scheint, in andern wieder anzweifeln läßt, — auf mehr als einseitiger Wahrnehmung beruht; sie können der in demselben Werke citirten Ansicht Pruner's, daß die Süddeutschen Langköpfe, die Norddeutschen Kurzköpfe haben, — einer Ansicht, die sich wohl nur dadurch erklären läßt, daß derselbe sich nie auf friesischem oder sächsischem Boden bewegt hat, — die klaren Zahlenergebnisse entgegenstellen.

Ist es hiernach mindestens zur Zeit unmöglich, die Verschiedenheit der Nationalität auf ein bestimmtes körperliches Merkmal zu gründen; so wird man doch andererseits zugeben, daß bei aller Verschiedenheit der einzelnen Angehörigen ein bestimmtes, vielen gemeinsames Gepräge giebt, welches man wegen dieser Gemeinsamkeit wohl als nationales bezeichnen möchte. Dieser Typus besteht nicht allein in gewissen Maßen und Farben; er besteht in der Gesammtheit der äußeren Erscheinung und zwar ebensowohl in Haltung und Bewegung des Körpers, als in den Zügen und dem Ausdrucke des Gesichts, namentlich in Blick und Rede. Ein solches körperlich-seelisches Gepräge ist es, was uns den Nationaltypus des Franzosen, Italieners, Engländers, Russen ꝛc. auch dann bei Individuen festhalten läßt, wenn diese in einem oder dem anderen Theile der Gesammterscheinung einander sehr unähnlich sind; bei einem Individuum in besonderer Schärfe hervortretend, läßt es dessen Abstammung selbst da erkennen, wo die äußere Umgebung desselben nicht auf solche hinweist. In gleicher Weise kann diese körperlich-seelische Aehnlichkeit der Glieder eines Volkes untereinander und ihre deutliche Unähnlichkeit gegen ein Nachbarvolk manchen nützlichen Wink für die Verhältnisse seiner Abstammung geben; sie tritt eben da am stärksten heraus, wo unvermischte Völker an einander stoßen. Daß aber ein solcher Typus als allgemeines Merkmal der Nationalität nicht brauchbar ist, liegt nicht allein darin, daß er bei einzelnen Individuen bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt ist, sondern noch mehr darin, daß ihm der Begriff eines Verbindenden für die Nation nicht zukommt, daß nämlich innerhalb derselben Nation verschiedene Stämme und selbst Theile von Stämmen wieder abweichendes Gepräge zeigen, mitunter so abweichendes, daß man seine Entstehung auf besondere Völkermischung zurückführt oder eine solche vermuthet, wo man sie nicht nachweisen kann.

Um nur einige Beispiele anzuführen, so steht auf den britischen Inseln nicht nur der Brite, Gaele, Ire (Letzterer seiner Abkunft nach auch in Englands Industriestädten oft erkennbar) dem Niederschotten und Angelsachsen äußerlich gegenüber, sondern auch derjenige Theil der Irländer, welcher überwiegend germanischer Abkunft ist, hat eine von der eigentlich englischen wesentlich abweichende Erscheinung, und in England selbst tritt noch jetzt die Abweichung des sächsischen und anglischen Typus (ja angeblich sogar des jütischen in Kent) deutlich hervor. — In Skandinavien hat der dänische Volksstamm ein von den übrigen Stämmen so

abweichendes Gepräge, welches den Schweden gegenüber sich sogar in dem einst dänischen Schonen erhalten hat, daß an der Möglichkeit gemeinschaftlicher Abkunft gezweifelt worden ist; der Jüte, der die dänische Sprache redet, steht (wenigstens in den südlichen Theilen) dem Friesen äußerlich näher als dem Dänen.

Gegen die Südgrenze der deutschen Nation begegnet man im Etschthale mitunter einem ähnlichen Volkstypus, wie auf den Straßen Venedigs, beide der vorwiegenden Bevölkerung fremd, aber unter einander gemeinsamer Abstammung (Ladiner, Furlaner), die Einen Deutsche, die Andern Italiener geworden. Unter den Italienern scheint der Toscaner auch äußerlich dem Deutschen näher zu stehen als der Lombarde, wie auch der Ton seiner Rede uns heimischer klingt; bei dem burgundischen Theile der französischen Nation finden wir häufig einen germanischen, dem alemannischen sich nähernden Typus, der sich durch stärkere Blutmischung wohl erklärt.

Bei den Deutschen selbst hat jede der großen geschichtlichen Stammeseinheiten ihr besonderes Gepräge aufzuweisen, manche mehr als eins — so bei dem sächsischen Stamme, wo der Ostfale von dem Westfalen abweicht, anscheinend stärker als der Sachse, der die Länder an der Ostsee bewohnt. Dazwischen finden sich auch Misch- oder Uebergangstypen, deren Beschaffenheit darauf schließen läßt, daß die Abstammungs-Verhältnisse wesentlich andere sind, als man nach dem Dialekt vermuthen möchte, so bei den Bewohnern des Meißener Landes, deren Typus dem sächsischen so ähnlich ist, daß man auf starke sächsische Blutmischung schließen kann, obwohl der Dialekt nicht niederdeutsch ist, wogegen umgekehrt bei dem niederrheinischen Franken der Typus mehr fränkisch, der Dialekt mehr niederdeutsch ist. Sehr auffällig ist ferner die Verschiedenheit des nationalen Typus an mehreren Stellen der deutschen Westgrenze, so zwischen den Blamen und Wallonen, hauptsächlich wohl dadurch, daß den Letzteren ein stark romanisches Gepräge geblieben ist, — dann wieder zwischen den stark keltisch gemischten Lothringern im oberen Moselthale und den Alemannen der Rheinebene, hier deshalb, weil dem alemannischen Volksstamm des Elsasses das reinste Gepräge deutscher Abstammung aufgedrückt ist, so unverkennbar, daß es demselben selbst dann bleiben wird, wenn es dem jeder Nationalität feindlichen franco-gallo-romanischen Mischvolke gelingen sollte, ihn mit französischem Linsengerichte um sein köstliches Erbtheil, die deutsche Sprache, zu betrügen.

Zur Lage der Landwirthe.

Wenn man die landwirthschaftlichen Schlagwörter der neuern Zeit, die unzähligen und verschiedenartigen Lehren, Vorschriften und Verbesserungen

der letzten Decennien auf diesem Gebiete sich vergegenwärtigt und beispielsweise nur des Mergelns, des Schneider'schen Düngers, der Drainage, der Tiefcultur, des rationellen Wiesenbaues, des Guano's, des Knochenmehls, der hundert andern künstlichen Düngemethoden, der Veredelung und der vielartigen Kreuzungen der Rindvieh- und Schafracen und der Schweine, der erhöhten Wollproduction, der rationellen Behandlung des Stalldüngers, der Einführung der Lupinen und der Serradella, des Anbaues anderer neuer, zum Theil überseeischer Culturpflanzen, der theilweisen Einführung der Stallfütterung bei den Schafen, der Vervollkommnung fast aller Ackerinstrumente, der Einführung von Dresch-, Säe-, Ernte-, Rübenschneide- und von hundert andern Maschinen, der Fortschritte des Brennereigewerbes bis zur wahrscheinlichen Grenze des Erreichbaren, der wissenschaftlichen Fütterungslehren, wie endlich der Fortschritte der landwirthschaftlichen Chemie überhaupt, als einer ganz neuen Wissenschaft, wenn man aller dieser, zum größten Theil in die letzten zehn bis fünfzehn Jahre sich drängenden Fortschritte des landwirthschaftlichen Gewerbes eingedenk ist, dann liegt für den Laien wohl die Annahme nahe, daß einem Landwirthe, der aller dieser unschätzbaren Vortheile und Güter nach und nach theilhaftig geworden wäre, der alle die vorbenannten Lehren und Systeme studirt, der Alles sorgfältig und vorsichtig geprüft, dann aber mit praktischem Sinne auf die eignen Verhältnisse angewendet hätte, daß einem solchen Landwirthe ein großartiger Erfolg gar nicht fehlen könne, daß er vielmehr, auf der Höhe des landwirthschaftlichen Wissens und Könnens angekommen, binnen Kurzem zu einem ansehnlichen Wohlstande gelangen müsse, ähnlich dem der großen Geldmänner, die oft mit einer einzigen Unterschrift zu rechter Zeit Tausende und aber Tausende erwerben. Leider bedarf es jedoch wohl nur eines flüchtigen Blickes auf die wirklichen Verhältnisse, um zuversichtlich zu behaupten, daß Jemand, wenn er auch wirklich ein so mustergültiger Landwirth gewesen wäre, jene Vorschriften und Erfahrungen nur streng rationell zu nützen, dennoch ohne anderweite, erhebliche Zubuße pecuniärer Kräfte in den letzten zehn Jahren nicht in die Lage gekommen sein dürfte, von den Ueberschüssen der reinen Ackerwirthschaft ein wohlhabender Mann geworden oder auch nur irgend erheblich vorwärts gekommen zu sein. Von allen den Gütern wenigstens mit geringerem, resp. Mittelboden, welche in der ungünstigen Lage gewesen sind, ohne beträchtliche Forst- oder sonstige Nebennutzungen sich behelfen zu müssen, kann man wohl ohne Bedenken behaupten, daß ihr Durchschnittsertrag in den letzten zehn Jahren im günstigsten Falle dazu hingereicht hat, dem Besitzer, resp. Pächter ein nothdürftiges Auskommen zu gewähren; von baaren Ueberschüssen dürfte kaum in einigen wenigen Jahren die Rede gewesen sein und auch diese möchten durch das Mißjahr 1866/67 ganz sicher paralysirt worden sein, nicht zu gedenken derjenigen, die in ihrem Vermögensstande erheblich zurückgekommen sind. Wer von diesen Landwirthen die nüchterne und bittere Wahrheit sich nicht verhehlt und sich nicht in Illusionen bewegt, der wird sich von der Ueberzeugung nicht frei machen können, daß das eigentliche landwirthschaftliche Gewerbe, d. h. Ackerbau und Viehzucht, sofern eine besondere Gunst der

Bodenverhältniſſe nicht obwaltet und andere Reſſourcen nicht zu Gebote ſtehen, otz aller unleugbaren und unſchätzbaren Fortſchritte in Theorie und Praxis, egenwärtig dem Faſſe der Danaiden gleicht: ein ſaures und hartes Stück rbeit ohne Erfolg und ohne Lohn, als den des Bewußtſeins, ſeine Schuligkeit gethan zu haben. Es iſt wohl ein trauriges und ſelbſt im Intereſſe es Geſammtwohles zu beklagendes, nicht unbedenkliches Reſultat, wenn für ine große Zahl von fleißigen und betriebſamen Landwirthen die Möglichkeit actiſch nicht vorhanden iſt, vorwärts zu kommen und mit den übrigen, nur nittelbar producirenden oder gar nur vermittelnden Gewerbtreibenden, den Fabrikanten und Kaufleuten, nur einigermaßen gleichen Schritt zu halten.

Es ſei geſtattet, einige Urſachen dieſer niederdrückenden Thatſache, deren Vorhandenſein Niemand in Abrede ſtellen dürfte, hier etwas näher zu beleuchten. Um gleich an das oben angedeutete Verhältniß des heutigen Landwirths zum Fabrikanten und Kaufmann anzuknüpfen, ſo iſt es vor Allem die Ungunſt der gegenwärtigen Beſteuerung, welche auf jenem im Vergleiche zu dieſen, wie z. B. auch zu dem Capitaliſten ſchwer laſtet. Es iſt ſchon wiederholt mit Recht hervorgehoben worden, wie der Landwirth, deſſen ganzes Vermögen nur in ſeinem Grundbeſitz enthalten iſt, der über kein weiteres Betriebscapital zu gebieten hat, durch dreifache Beſteuerung deſſelben Steuer-Objectes (ſeines Grund und Bodens), nämlich durch Einkommen-, Grund- und Gebäudeſteuer, mit circa 14 pCt. ſeines bis auf den Pfennig zu überſehenden Vermögens zu den Staatsſteuern beizutragen hat, während z. B. dem Capitaliſten, wie dem Beamten nur die einfache Vermögens-, reſp. Einkommenſteuer von 5 pCt. obliegt. Hierzu kommt eben, daß der Vermögenszuſtand des Gutsbeſitzers aus dem Hypothekenbuche ſeines Gutes jederzeit frei vor den Augen der Einſchätzungs-Commiſſion liegt, während ſich derjenige der Kaufleute und Fabrikanten thatſächlich jeder Controle entzieht, deren Beſteuerung alſo in den meiſten Fällen ſich um ein Erhebliches zu niedrig ſtellen dürfte im Vergleich zu der des Erſteren.

Nach beiläufiger Erwähnung dieſes Punktes wenden wir uns den Haupturſachen der ſeit neuerer Zeit hervortretenden Bedrängniſſe der meiſten Landwirthe zu. Zunächſt ſind die Ernten der letzten Jahre nicht eben günſtig ausgefallen: 1865/66 machte ſich ein ungewöhnlicher Stroh- und Heumangel fühlbar, dies Jahr iſt eine nahezu vollſtändige Mißernte der Hauptfrüchte, vorzüglich des Roggens, zu beklagen. Einer wirklich reichen Ernte aber hat man im größten Theil Norddeutſchlands ſeit vielen Jahren wohl kaum einmal ſich zu erfreuen gehabt, wie dies die Ernteberichte genugſam dokumentirt haben. Nächſt dieſer, mehr localen Calamität, dürfte die ungünſtige Situation vieler Landwirthe hauptſächlich in drei Mißſtänden zu ſuchen ſein, und zwar erſtens in dem Mangel an Betriebscapitalien, reſp. in den ungünſtigen Geld- und Creditverhältniſſen, und in dem dadurch herbeigeführten Herabſinken der Güter zur Handelswaare, zweitens in den gegen frühere Zeiten bedeutend erhöhten Wirthſchaftskoſten, verbunden mit den geringern Leiſtungen eines nachläſſigen und ſogar oft boshaften und widerſetzlichen Wirth-

ſchaftsperſonals, endlich drittens in den, mit den geringen Ernten in keinem Verhältniß ſtehenden niedrigen Spiritus- und Getreidepreiſen, herbeigeführt durch die Ueberfüllung der Märkte mit Waare aus reichen, wenn auch noch ſo entlegenen Gegenden.

Was zuerſt den Mangel an Betriebscapitalien betrifft, ſo iſt der Landwirth, der wie die Dinge jetzt ſtehen, nur unter günſtigen Verhältniſſen höchſtens 3 pCt. ſeines reellen Gutswerthes herauswirthſchaftet, natürlich nicht im Stande, 5 pCt. oder noch mehr Zinſen für die ihm geliehenen Capitalien auf die Dauer zu geben, aber ſelbſt zu ſolchem Zinsſatze und bei vollkommener Sicherheit ſind Capitalien für den Landwirth nur noch mit der größten Schwierigkeit zu beſchaffen, da eben jede andere Capitalsanlage reicheren Gewinn, wenn auch oft bei minderer Sicherheit, verſpricht. Der gänzlichen Unzulänglichkeit vieler provinziellen Creditinſtitute ſei nur beiläufig hier gedacht, denn daß die dabei üblichen Taxprincipien des Jahres 1777 der heutigen Lage der Dinge noch entſprechen, wird wohl Niemand behaupten wollen, und ſo iſt denn die den Rittergütern z. B. der Kur- und Neumark durch ihr Creditinſtitut gebotene Hülfe jetzt ſo ziemlich gleich Null. Daß aber dennoch auch die Güter geringerer Qualität zu ganz fabelhaften Preiſen und bis über das Doppelte ihres reellen Werthes hinaus willige Käufer finden, mag zum Theil wohl darin liegen, daß ſolche Käufer eben in andern günſtigern Verhältniſſen oder in einem andern Lebensberufe auf leichtere Weiſe ausreichend große Capitalien erworben haben, als daß ihnen der ſelbſt um die Hälfte zu hohe Kaufpreis, wenigſtens für's Erſte, Verlegenheiten bereiten ſollte. Durch den ſich immer mehr ausbreitenden Gütererwerb aber ſolcher Beſitzer, die meiſt nicht einmal Landwirthe von Beruf ſind und eine ganz andere Rechnung aufzuſtellen in der Lage ſind, als dieſe, wird auf die Letzteren in vielen Fällen ein Druck ausgeübt werden, der ſich z. B. in der Löhnungsfrage der Officianten, des Geſindes und der Tagelöhner ſehr empfindlich äußert und ſich geradezu als eine Art von bis dahin unbekannter Beſteuerung fühlbar machen kann, wenn z. B. ein derartiger Nachbar im Widerſpruch mit der Ausdehnung ſeines Gutes und den bis dahin üblichen Lohnſätzen die Letztern plötzlich um das Doppelte zu erhöhen ſich gemüßigt findet. Das vermeintlich ſorgenfreie, unabhängige Leben, das Viele mit der Acquiſition eines Gutes zu erreichen wähnen und doch nur zum kleinſten Theil erreichen, die freie Dispoſition über ein hübſches Wohnhaus, einen Garten, eine Equipage, ein wenig Jagd und andere angenehme Dinge, alles dies iſt für viele Güterkäufer eine große Verlockung und ſchließlich hat ja ein Gutskauf für viele ſolcher Beſitzer eben keine große Gefahr, da ſich ja immer wieder ein anderer Käufer findet, der wiederum einen höhern Preis zahlt und ſeinerſeits immer noch glaubt, billig gekauft zu haben. Und hiermit ſind wir bei dem Uebelſtande angekommen, der unſerer Anſicht nach eines der weſentlichſten Hinderniſſe des Wohlſtandes der größern Landwirthe bildet, es iſt die traurige Thatſache, daß die Landgüter, kleinere wie größere, je länger je mehr zu einem Geſchäftsartikel herabgeſunken ſind, mit dem, zum bitterſten Schaden des Credits reeller und betriebſamer Beſitzer,

aller nur mögliche Schwindel, Scheinhandel und ſogar Betrug getrieben wird, ohne daß einem ſolchen Treiben auch nur entgegenzuwirken wäre. Der Schluß liegt nahe, daß unter ſolchen Umſtänden der landwirthſchaftliche Credit im Allgemeinen in dem Maße leiden muß, als die Güter-Subhaſtationen, beſchleunigt durch Conjuncturen, wie die des letzten Jahres, an Zahl und Ausdehnung zunehmen werden.

Ob die Aufhebung der Wuchergeſetze übrigens, wie man vielfach meint, ſo unbedingt günſtig auf die ländlichen Geld- und Creditverhältniſſe wirken wird und als Rettungsanker für die Calamitäten nach dieſer Richtung hin begrüßt zu werden verdient, ſei hier nicht weiter berührt, jedenfalls iſt dies noch eine offene Frage, deren endgültige Löſung wohl nur der Praxis von mehreren Jahren zu überlaſſen ſein dürfte. Doch halten wir in dieſer Beziehung noch an beſcheidenem Zweifel feſt, ohne die Möglichkeit eines ſpäteren ſegensreichen Erfolges geradezu in Abrede ſtellen zu wollen.

Die Steigerung der Wirthſchaftskoſten gegen frühere Zeiten bildet nun gleichfalls ein ſehr weſentliches Hinderniß für den fortſchreitenden Wohlſtand des heutigen Landwirths. Daß eine ſolche Steigerung in jeder, auch der kleinſten Wirthſchaft ſtattgefunden hat, wird keiner Erörterung bedürfen, es genügt, beiſpielsweiſe auf die Erhöhung faſt aller landwirthſchaftlichen Lohnſätze, wie auf die erhebliche Vertheuerung landwirthſchaftlicher Bauten hinzuweiſen. Die Landwirthe würden alle dieſe Vertheuerungen des Wirthſchaftsbetriebes ja auch gewiß gern acceptiren, wenn ſie denſelben nur eine einzige vortheilhafte Seite abgewinnen könnten, wenn dadurch ihre Aecker tragbarer, die Leiſtungen ihrer Leute größer und beſonders Preiſe und Conjuncturen dem entſprechend beſſer geworden wären, als früher. Nichts von alle dem: Sie haben in der Kartoffelkrankheit, dem Madenfraß, der großen Dürre, den vorjährigen Spätfröſten und andern kleinern Calamitäten neue Plagen kennen gelernt, gegen die es keine Aſſecuranz giebt, ſie bekommen mit jedem Jahre unbrauchbareres und ſchwächeres, dafür aber gröberes und liederlicheres Geſinde, was die Arbeit meiſt mit Widerwillen thut, der beſtändigen Controle bedarf, unzufrieden mit Koſt und Behandlung, ohne Intereſſe für das ihm anvertraute, oft ſo koſtſpielige Material, dafür aber widerſetzlich und vergnügungsſüchtig iſt und höheren Lohn beanſprucht, als früher für beſſere Leiſtungen gewährt wurde. Die Preiſe aber ſtehen trotz jener oben bezeichneten Plagen, trotz der erhöhten Productionskoſten, trotz der hohen Brennſteuer und ſelbſt trotz der in dieſem Jahre durch ganze Provinzen herrſchenden Brod- und Kartoffelnoth in keinem Verhältniſſe hierzu. Die jede Entfernung ausgleichenden Eiſenbahn- und Telegraphenverbindungen bringen eben auch die Produktenpreiſe eines ganzen Welttheils nachgerade zur Ausgleichung. Knappe Ernten und hohe Preiſe, reiche Ernten und niedrige Preiſe, nur dieſe Alternative haben die Landwirthe früher gekannt und ſich dabei meiſt nicht ſchlecht befunden, nun aber haben ſie ſeit Jahren ſchlechte Ernten und Mittel-, in den vorigen Jahren ſogar niedrige Preiſe, derartige Conjuncturen ſind aber auf Gütern mit Mittel- oder geringem Boden auf längere Dauer nicht zu

überſtehen und Luſt und Möglichkeit zu wirthſchaften hören dann eben auf, der Beſitzer verkauft oder — wird banquerott. Tertium non datur.

Es iſt hier nicht Aufgabe und Abſicht, gegen ſolche für den Landwirth mißlichen und bedenklichen Verhältniſſe eine Auswahl von Mitteln vorzuſchlagen, es ſei nur auf das thatſächliche Vorhandenſein derſelben und ihre muthmaßlichen Urſachen hingewieſen, mit dem Wunſche, daß die Aufmerkſamkeit der Staatsbehörden zur Ergreifung reſp. Unterſtützung geeigneter Maßregeln wiederholt und unabläſſig auf dieſe Uebelſtände hingelenkt werden möge, um durch energiſche und rechtzeitige Abhülfe dem möglichen Ruine einer großen Anzahl von Unterthanen unſeres für das Wohl des Landes ſo weiſe und ſo väterlich beſorgten Königs, dem Ruine einer Zahl von betriebſamen Landwirthen, deren Streben dahin geht, ihr Beſitzthum mit Ehren ihren Kindern zu hinterlaſſen, wirkſam vorzubeugen. Es dürfte aber eine durchgreifende Hülfe in dieſer Beziehung vor Allem in der ungeſäumten Gründung von dem unabweislichen und wahren Bedürfniſſe in ausreichendem Maße entſprechenden Creditanſtalten zu ſuchen und hierauf mit allen Kräften hinzuwirken ſein.

Galiziſche Frauenbilder.

Die Sitten und Gewohnheiten des Landes, das den Namen Halitſch oder Galizien führt, ſind im Weſentlichen dieſelben, wie in den andern Landſtrichen des alten Polens, obwohl ſie einige Veränderungen oder vielmehr allmähliche Umwandlungen erfahren haben, theils durch den Lauf der Zeit, theils durch die andere Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe. Die Volksmaſſe, welche, wie es ſcheint, nur dem Einfluß der Jahrhunderte unterliegt, nach Maßgabe des geiſtigen Fortſchrittes, hat ſich am wenigſten verändert; denn der Landmann trägt ſich noch eben ſo, wie zu den Zeiten der polniſchen Republik, er wohnt noch in derſelben Bauernhütte mit kleinen Fenſterchen, ſingt noch dieſelben Lieder, feiert ſeine Hochzeit, ſeine Taufen, und wenn er ſeit Jahren auch keine Roboten mehr zu geben braucht, ſo werden noch Jahrzehnte vergehen, daß deren Aufhebung auf die Veränderungen der Gewohnheiten einwirken. Gewiß iſt, daß der eigentliche Volkskern ſich nicht plötzlich ändert, er bleibt unbeweglich, äußern Einflüſſen und Stürmen unzugänglich, und beginnt er zu verweſen, dann muß ſchon die Rinde umhin her ganz verfault ſein. Der Kern des Volkes, jene ſchlichten Maſſen, welche die europäiſche Civiliſation im Gegenſatz zu der ſogenannten Intelligenz der gebildeten Welt das gemeine Volk nennt, dieſer Kern bildet eigentlich die granitne Feſtung einer Nation, an der ſich alle Wellen der äußern Welt brechen; dieſer Kern genügt ſich ſelbſt, denkt für ſich, ſendet fortwährend friſche, grüne Zweige aus, damit die äußere Rinde ſich nicht in fremdartige Theile verkehre.

Wer Galizien in ein kleines Bild faſſen will, der fahre auf den Markt

nach Kolomea, jener verkehrsreichen Stadt am Pruth, von der ein Tanz der karpatiſchen Goralen, der Kolomyika, ſeinen Namen hat. Er ſteht dann auf dem Forum der alten römiſchen Colonia, im Gewühl der Handelnden, Bietenden, Kaufenden, ab und zu Eilenden, und ſieht das merkwürdige Land in bunten Geſtalten vorüberziehen. Jetzt meint er in dem Bazar von Bagdad, jetzt auf dem Kirchplatz eines Schwarzwälder Dorfes zu ſein. Wie dort der braune Armenier mit dem langen Tſchibuk und der weiße blonde Schwabe, die kurze Pfeife im Mundwinkel, den Handel abſchließen, da überkommt es ihn ganz allegoriſch, und er ſieht Morgen- und Abendland ſich die Hände reichen.

Kein Land der völkerreichen Monarchie bietet ihm ein ähnliches Bild, weder Ungarn noch Dalmatien, keines eine ſolche Fülle von Gegenſätzen. Hier hat ſich die Völkerwanderung häuslich niedergelaſſen. Hier giebt es kein Frauenbild, ſondern eine Galerie von Frauenbildern, gegen die jene des Königs Ludwig eine Auswahl von Häßlichkeiten iſt. Blick' um dich im Gewühl! Wem giebſt du den Apfel des Paris?

Sieh' dort im leichten Wagen die ſchlanke lebhafte Polin mit dem ſtolzen Sarmatenkopf, oder feſſelt dich die melancholiſche Schönheit, das träumeriſche Auge der Kleinruſſin (Ruthenin) mehr? Es iſt ein freies Koſakenblut in ihr, und was das für allerliebſte Füßchen ſind in den kleinen rothen Saffianſtiefeln!

Liebſt du die Dorfgeſchichten, ſuchſt du Geſtalten, wie ſie Jeremias Gotthelf hat, dort bei den Eierkörben und Butterfäſſern grüßen dich derartige Dorfgeſchichten in einer hübſchen Volksausgabe; die guten blauen Augen! Und daneben gleich die Gazellenaugen der Kleinaſiatin von jenem Stamme, deſſen Töchter Sklavinnen werden, um ihre Herren zu Sklaven zu machen. Wie eine Huri liegt die Armenierin im weißen Gewande und Turban auf ihrem Teppich. Moslems-Gedanken, Harems-Phantaſien umwehen dich mit Palmenblättern und Straußwedeln. Und dieſe Tſcherkeſſin! das iſt keine Haremsblüthe, das iſt die wilde Tochter der Karabaten, das Reh des galiziſchen Volksliedes, die Huzulin.

Gefällt dir die üppige Großruſſin, die wohlgebildete Lipowanerin? Wie liebenswürdig ſie dir ihr Obſt bietet. Liebſt du den ſatten gelben Teint, da ſpielt er dir alle ſeine Töne. Hier die Magyarin, der Dolman verräth ſie; dort das Kind der Schrift, die tatariſche Karaitin. Neben ihrem Mann, dem Keſſelflicker, ſitzt die kleine zottige Zigeunerin. Laß dir wahrſagen, aber glaub' ihren Augen nicht, ſie ſtechen wie Nadeln, ſie behext dich!

Blick hinüber. Biſt du in der Campagna? — Nein, du biſt auf einem oſtgaliziſchen Markte. Aber woher die Römerin? und da noch eine.

Keine Römerin, aber eine Tochter Roms, die Race gehalten hat. Mit welchem cäſariſchen Faltenwurf die Walachin ihre Tunica, das goldgeſtickte Hemd, zu tragen weiß, und die Haare — ſie kämmt ſie noch immer wie die Mutter der Gracchen. Wieder ein Stück Orient. Die Töchter Jeruſalems ſitzen unter Bäumen und verkaufen Zwiebeln; die perlenbeſetzte Stirn-

binde überwölbt mehr als Eine Königliche Stirne. Die Taubenaugen ſchwimmen in wollüſtigem Glanz; Mädchen, ſing' das Hohe Lied der Liebe. Ob ſie dich verſtehen werden, die Blumen von Saron, ſchön wie der Mond, ſchrecklich wie Heeresſpitzen.

Aus der Fülle weiblicher Geſtalten und Charaktere treten zwei Haupttypen hervor, die Polin und die Kleinruſſin.

In dem kleinen Weſtgalizien überwiegt das polniſche Element; es wird nur von dem jüdiſchen und deutſchen begleitet; im großen Oſtgalizien herrſcht das kleinruſſiſche, aber ſein kräftiger, düſterer Ton wird von Weſten gegen Oſten von einer immer bunteren Reihe nationaler Farben abgehoben. Schritt für Schritt wächſt der Reichthum an Geſtalten, Formen, Tönen, Gegenſätzen; das Blut des Lebens pulſirt ſtets friſcher, kräftiger, bewegter; die Welt entfaltet ſich in immer größerer Majeſtät. Hier im Oſten, im täglichen Kampfe des Daſeins, in nationaler, religiöſer, politiſcher, menſchlicher Gegnerſchaft, entfalten Pole und und Kleinruſſe ihre Eigenſchaften, hier ſetzen auch Polin und Kleinruſſin ihre Natur, ihre Kräfte voll und ganz entgegen.

Im Aeußeren ſcheinen ſie auf den erſten Blick nicht ſo verſchieden, als ſie es wirklich ſind. Bei beiden Stämmen findet man ſchlanke und üppige, kleine zierliche und hohe impoſante Frauen, bei beiden den feinen Schnitt des Geſichts, die ſchwungvolle leicht gebogene Naſe, bei beiden auch den minder ſchönen, aber oft reizvolleren Typus mit den aufgeworfenen Lippen und dem kleinen Katzennäschen. Aber der Blick der Polin verräth ihre Kälte, Selbſtbeherrſchung, Berechnung bei äußerer Lebhaftigkeit; das ſeelenvolle Auge der Kleinruſſin ihre Leidenſchaft, ihre zornige Natur, welche ſich hinter der Klugheit und Würde ihres Auftretens verbergen.

Nennt man die Polin die Franzöſin, ſo iſt die Großruſſin die Britin, die Kleinruſſin die Spanierin des Oſtens. Die Polin will gebieten, die Kleinruſſin will frei ſein. Wenn die Polin den Mann beherrſcht, die Großruſſin ſich ihm wie die Deutſche unterwirft, ſo verlangt die Kleinruſſin ihm gleichzuſtehen. In ihr flammt bei jeder Gelegenheit die unabhängige freie Koſakennatur auf, die keinen Herrn kennt und keinen Knecht. Zwiſchen dem Don und den Karpaten wohnen die geborenen Demokraten; nicht die Kaiſer von Byzanz, nicht die Waräger, kein König von Polen, kein Zar, hat ihren Geiſt gebrochen, ihren Sinn unterjocht. Sie wohnen, ſtets bereit, den Pflug mit der Lanze zu vertauſchen, in kleinen, republikaniſchen Gemeinden, Gleiche mit Gleichen.

Bogumil Goltz ſagt in ſeinem „Weſtpreußiſchen Idyll" ſehr richtig: „Das Damen-Genre ariſtokratiſcher Polinnen beſteht in einer halb natürlichen, halb affektirten, etwas lasciven Grazie, deren Element weniger der franzöſiſche Esprit, als vielmehr ein phantaſtiſches, melancholiſch-ſanguiniſches Pathos zu ſein ſcheint, welches nur auf Augenblicke effektiv plaſtiſch wird, ſich aber dann in einem einzigen Blicke und Seufzer, in einer Geberde als ein Dahinſchmachten und Aufgelöſtſein von idealen Affekten, als eine liebreizende Pathologie des Geiſtes, eine geſtaltloſe Schwärmerei

kundgiebt, der man aber anfühlt, daß sie sich jeden Augenblick in eine vom Wirbel bis zur Zehe geharnischte Leidenschaft umwandeln kann."

„Die Trägerinnen dieser höchst complicirten, sinnlichen Grazie besitzen alle körperlichen Mittel, mit welchen eine solche Virtuosität für die Männer wirksam in Scene gesetzt werden muß. Fein modellirte, höchst bewegliche Gesichtszüge, die mit unglaublicher Leichtigkeit und Präcision, ja mit einem künstlerischen Witz die leisesten Schattirungen wechselnder Seelenstimmungen malen, ein Mienenspiel, das jeden Affekt, von der tiefsten bis zu höchsten Note mit Blitzesschnelle ausmeißelt und andeutend telegraphirt; eine weiche melodiöse Stimme, von der dieses metamorphosenreiche Geberdenspiel vollkommen secundirt wird, die der Furien- und Sirenentöne gleich mächtig und einer so wunderbar musikalischen Aussprache der consonantenreichen polnischen Worte fähig ist, daß ihre natürliche und sonore Kraft zur französischen Delikatesse und zum italienischen Wohlklange abgewandelt wird."

„Diese Spanierinnen des Nordens haben dunkle, schön bewimperte, schmachtende, und was man liebetrunkene, feuchtverklärte Augen nennt, welche sie in italienische, arabische und in alle andern Augen der Welt umzuwandeln vermögen, und mit denen sie eben so leicht Guido Reni's Magdalenen portraitiren können, als racheschnaubende Medäen, als Aspasien, Heloisen oder Chlorinden."

„Endlich gehört zu ihrer originalsten und hinreißendsten Schönheit: ein weicher, schmiegsamer und biegsamer Wuchs, von jener mittleren Größe und Constitution, welche die Eleganz diktirt; ein Wuchs, der durch kein Schnürleib versteift und verstärkt wird und in der Bekleidung köstlicher Seidenroben eine Taille von ideal reizender Feinheit bildet, an welcher die leiseste Bewegung eine lebengeschwellte und graziöse werden muß."

„Denkt man zu diesen Liebes-Waffen einer polnischen Eva noch eine zierliche, weiße, weiche, selbst bei den Hausfrauen noch im späteren Alter, durch Handschuhe und durch Nichtsthun conservirte Hand und einen kleinen, schmalen, hochgesattelten Fuß, ohne hervorspringende Hacke, in einem Warschauer weißen Atlasschuh, der ohne Hackenleder gemacht, und wie ein Strumpf angezogen, kaum in Paris so vollkommen den Fuß anschließend und kleidsam fabricirt wird, so kann man sich wohl erklären, daß die so schon lebhaften, stattlichen polnischen Männer sich diesen verführerischen Frauenbildern gegenüber, nicht nur zu einer conventionellen Galanterie aufgelegt, sondern sehr oft zu einer Ritterlichkeit begeistert, zu einer Leidenschaft fortgerissen fühlen, die schwerlich noch in einem andern Lande als in Spanien heut zu Tage ihres Gleichen findet; und so geschieht es, daß diese Polen sehr oft noch als bejahrte Ehemänner im Dienste ihrer eigenen Ehefrauen ein Musterbild von Courtoisie und Aufmerksamkeit sind. Daß dieser ritterlichen Galanterie aber eine musterwürdige Treue oder sonstige Solidität zum Grunde liegt, soll hiermit nicht erhärtet sein."

Den beinahe durchaus schönen oder doch reizvollen polnischen Damen des Adels, des Gutsbesitzers, steht das städtische Element, welches sich größtentheils aus deutschen Einwanderern gebildet hat, bei Weitem nach (bei

der Mischung gewinnt hier offenbar der Deutsche). Die Krakauerin ist schlank, zierlich, wohlgebildet; hier kommt die polnische Bäuerin dem Typus der vornehmen Stände am nächsten. Das Weib des polnischen Masuren, der die Ebene von Krakau bis an den San bewohnt, ist mager, fahl, brünett. Sie hat mehr Temperament, Geist, als körperliche Schönheit, und die Frauen der hohen, hübschen polnischen Gebirgsbewohner wieder, der Goralen, sind meist unansehnlich, oft häßlich. Einen beinahe verwirrenden Wechsel von Typen, von Physiognomien und Gestalten zeigt das Landvolk des östlichen Galizien. Nachbardörfer bieten oft die größten Contraste: den häßlichsten und knapp daneben den edelsten Menschenschlag.

Der Aufenthalt der Mongolen im südlichen Rußland, die Ansiedlung von Kriegsgefangenen in menschenleeren Gegenden haben deutliche Spuren zurückgelassen. Hier stößt man auf seltsame spitzgeschnittene Köpfe, die Männer mit ihren Bärten reine Schwedenköpfe, die Frauen mit dem gelben Haar, den grauen stechenden Augen. Es sind Abkömmlinge schwedischer Kriegsgefangener; dort kleine plumpe Geschöpfe mit gelber Haut, tiefgeschlitzten kleinen Augen, platter Nase, dünnem schwarzem Haar — es sind die Kinder der Horde Nogais. In einem andern Dorfe wieder ein ausgesprochen morgenländischer Typus. Alte Urkunden geben den Aufschluß, daß sich hier einst gefangene Türken angesiedelt haben.

In jeder Landschaft zeigt der galizische Russe einen andern Charakter. Die Bewohner der großen Ebene vom San bis zum Pruth sind durchaus hoch gewachsen, zeigen beim vollen Ebenmaß einen eisernen Knochenbau, frische Farben, die Frauen nicht selten die reizendsten Gesichtszüge; ganze Striche dagegen ebenso oft ein beinahe thierisches Geschlecht, starke Backenknochen und einen breiten Mund. Im galizischen Podolien fällt die edle, beinahe vornehme Bildung auf; die lichtbraunen Flechten umrahmen hier mehr als Ein Madonnengesicht, das auf den Pinsel eines russischen Raphael wartet.

Die Kleinrussin am Pruth ist eine Südländerin, und darf ihre flammenden Augen, ihr dunkles reiches Haar, ihr schönes Gesichtsoval, ihre Gestalt neben der Armenierin und Rumänin sehen lassen. Beinahe durchaus schön ist das Weib des kleinrussischen Karpaten-Bewohners, des Huzulen.

Stolz trägt sie ihr Haupt, wie ihr Mann, der nie einem adeligen Herrn leibeigen oder unterthan war, nie eine Robot geleistet hat; ihr Gruß ist Herablassung. Nichts von der demüthigen Artigkeit der Flachländerin. Sie sitzt zu Pferde, wie ihre Schwester, die Tochter des Kaukasus, die Spindel in der Hand, und wenn der Lockruf eines Adlers ertönt, weiß sie ihn zu erwidern.

Die kleinrussischen Bürger der ostgalizischen Städte und Märkte sind freundliche, intelligente, fleißige, spekulative Leute. In der Werkstätte und im Verkaufsgewölbe gedeiht die Frau nicht so, wie im Edelhofe oder auf den freien Felsenhöhen des Gebirges; aber die städtischen Kleinrussinnen sind anmuthige, kluge, gastliche Frauen, und ihre Söhne sind gesucht und geehrt im Dienste des Staates. Der kleinrussische Adel des östlichen Galiziens hat sich nicht so vollständig polonisirt, als man es gewöhnlich glaubt. Viele seiner

Familien gehören noch der griechischen Kirche an, nicht wenige haben auch ihre Nationalität bewahrt und werden jetzt, wo die Ruthenen von Tag zu Tag den Polen gegenüber mehr Boden gewinnen, kaum Gelegenheit finden, dieselbe einzubüßen.

Dieser Adel und die ruthenische (unirte) Geistlichkeit bilden die schönste Race. Sie vereint die sinnliche Schönheit der südlichen Nationen mit dem seelenvollen Auge, dem geistigen Reiz der nordischen Völker.

Wenn der Pole eine schöne Kleinrussin sieht, so sagt er, das ist eine Popenfrau, oder das Kind eines Popen.

Die Reize der Polin wie der Kleinrussin werden durch ihre kleidsame Tracht nicht wenig gehoben. Das volle polnische Nationalcostüm erscheint freilich nur noch bei festlichen Gelegenheiten oder zur Zeit des Aufstandes; aber was sich davon in der von den Gebildeten längst angenommenen französischen Mode erhalten hat, ist eigenthümlich und malerisch genug. Die pelzbesetzte Jacke in ihren verschiedenen Nüancen ist kleinrussischen Ursprungs, vor Allem die Kosakenjacke ohne Aermel der Kosakin (Casaque). Die Kazabeika mit weitem, faltenwerfendem Aermel, das Ueberkleid der russischen Bojarenfrauen, ist jetzt die charakteristische Toilette der polnischen wie der ruthenischen Frauen in Galizien, nicht selten in lebhaften Farben mit Hermelin ausgeschlagen.

Als Frauenschlafrock hat sich der weite, um die Taille mit einer Schnur zusammengezogene russische Scharafan eingebürgert. Der prächtige nationale Straßen- und Schlittenpelz ist ein allgemeines Eigenthum der europäischen Damen geworden, aber keine derselben weiß ihn mit jenem feurigen Stolz zu tragen, wie die Polin und Russin. Eine Engländerin hat die treffende Bemerkung gemacht, daß hier der Pelz genau das bedeutet, was in Frankreich der Cashemir-Shawl. Die viereckige pelzverbrämte Mütze mit Quaste — Talarka ihrem Ursprunge nach, Konfederatka als politisches Abzeichen der Parteien — schmückt die Polin noch bei Schlittenfahrten und Jagden zu Pferde; die Talarka kleidet herausfordernd, wunderbar kokett und stolz zugleich. Seitdem die galizischen Kleinrussen die Kosakentracht der polnischen als politisches Abzeichen entgegensetzten, nehmen auch die kleinrussischen Frauen die pelzbesetzte runde Kosakenmütze mit überhängender Kappe als Gegenstück der Konfederatka.

Katharina II. hat diese prächtige Mütze getragen. Die Mädchen lassen gerne das reiche Haar in zwei langen, dicken Zöpfen mit Bändern geknüpft über den Rücken fallen; eine Mode, welche die Damen des Westens kaum nachahmen dürften. In Allem, was Toilette betrifft, in der Art und Weise, wie sie die französische Mode behandelt, wie sie ihre Stoffe, ihre Farben, ihre Schnitte, ihren Aufputz wählt, zeigt die Polin aller Stände einen feinen künstlerischen Geschmack. Wenn die Toilette der Französin, wie man behauptet, Geist ist, so ist jene der Polin — Poesie.

Die Bäuerin ist auch überall der heimischen Tracht treu geblieben, und wird wohl durch die lächerliche Kleidung der deutschen Colonistin nie zur Nachahmung verleitet werden; im Gegentheil übt auf die galizische Schwäbin

das slawische Element einen ähnlichen Einfluß wie das magyarische auf die Siebenbürger-Sachsen. Die Krakauerin trägt die Zöpfe wie das vornehme polnische Mädchen, die Frau ein dreieckiges Tuch im neapolitanischen Style. Ueber dem schlanken hellen Mieder hüllt sie sich mit koketter Züchtigkeit in einen weißen Shawl. Die niedliche Schürze vollendet das zierliche Bild.

Während die Masurin sich ähnlich, wenn auch minder geschmackvoll kleidet, hüllt sich die Goralin nonnenhaft in graue Leinwand. Im Osten wird die Tracht morgenländischer, sie gewinnt an Pracht, was sie an Anmuth einbüßt. Die kleinrussische Bürgerin schlingt ein weißes Tuch turbanartig um den Kopf, während das Mädchen die Zöpfe wie eine Krone auf dem Kopfe befestigt. Den Hals zieren Korallenschnüre; der Sirak, ein langes Ueberkleid von dunklem, nicht selten blauem Tuch, im Winter mit Pelz ausgeschlagen, umschließt knapp und kleidsam den Leib, der farbige Saffianstiefel (gelb oder roth) den Fuß.

Die Huzulin hat keinen Kopfputz als ihr prächtiges Haar in Zöpfen, oder natürlichen, von Bändern gehaltenen Wellen, und eine kurze Jacke, wie es der Reiterin ziemt.

Der Lipowanerin verleihen das perlengestickte Diadem, welches der Großrussin und den Kosakenfrauen eigenthümlich ist, so wie die Dukaten um den Hals eine Majestät, welche ihrem maßvollen bewußten Wesen vollkommen entspricht.

Der Galgen von Montfaucon.

Zu der Kette von Hügeln, auf deren einem die kleine evangelisch-lutherische Kirche La Villette liegt, gehörte ehedem der Montfaucon oder Falkenberg. Er war einer der letzten Hügel gegen die Stadt zu, etwa da wo die Rue de Meaux auf die Barrière Combat stößt, und wahrscheinlich nach einem Eigenthümer der umliegenden Grundstücke benannt.

Dort stand von alten Zeiten her, und zwar wenigstens schon im dreizehnten Jahrhundert, ein schreckliches Bauwerk, welches einen ganz anderen Anblick gewährte, als die freundliche kleine Kirche — es war der große Galgen von Paris, „le gibet de Montfaucon, la grande justice de Paris.“

Montfaucon war ein Gipssteinhügel, dessen Abhänge sanft waren und von wo aus man mehrere Meilen in die Runde schaute. Oben sah man eine 15—18 Fuß hohe Masse von großen unbehauenen, aber wohlverbundenen Steinblöcken, welche ein 40 Fuß langes und 30 Fuß breites Viereck bildeten. Der obere Theil dieses Viereckes stellte eine Plattform dar, zu der man auf einer breiten Steintreppe gelangte und deren Eingang durch eine feste Thür verschlossen war. An drei Seiten dieser Plattform erhoben sich viereckige, 32—33 Fuß hohe, aus einem Fuß dicken Steinen gebildete Pfeiler. Diese Pfeiler waren oben und in halber Höhe durch hölzerne Querbalken verbunden, an denen drei einen halben Fuß lange, zum Hängen der Verurtheilten bestimmte eiserne Ketten hingen. Lange Leitern, welche beständig aufgestellt blieben, wie die häufige Erwähnung ihrer Ersetzung anzuzeigen scheint, dienten dazu, die armen Sünder auf den Galgen zu schaffen. Im Mittelpunkt der Steinmasse, welche die Pfeiler trug, befand sich ein Kellerraum, welcher die Gebeine der Hingerichteten aufnahm, wenn ihre Leichname durch die zerstörende Macht der Zeit von den Ketten sich lösten, oder wenn man neuen Ankömmlingen Platz machen mußte. Die Keller beraubten

die Schwarzkünstler des Nachts, wenn sie nicht für ihre Operationen die Leichname am Galgen selbst holten. Die Bestattung der Verbrecher war gesetzlich verpönt. Aber besondere Umstände zwangen mitunter dazu, wie die Erneuerung der schnell verfaulenden Querbalken. Alte Pläne und Kupferstiche zeigen die Hauptseite des Montfaucon nach Südwesten gewandt, und in seiner Nähe im Westen ein steinernes Kreuz. Die Aufrichtung dieses Kreuzes schreibt man Peter v. Craon zu, welcher Carl VI. zu dem Erlaß vom Februar 1396 bewog, durch welchen den Verurtheilten verwilligt wurde, vor Vollstreckung des Todesurtheils zu beichten. Einige Schriftsteller sagen, er habe seine Wappen, Andere, er habe sein Bildniß auf dieses Kreuz meißeln lassen, an dessen Fuße nun die Verurtheilten den sie begleitenden Franziskanermönchen ihre letzte Beichte ablegten. Es bestand noch 1714, da es in der Beschreibung von Paris vorkommt, welche Johann de la Caille in diesem Jahre veröffentlichte; aber allem Anscheine nach war es nicht mehr das alte Kreuz, sondern ein neueres. Vielleicht war es dasselbe, welches Tigonville, Profoß von Paris, 1408 bei Montfaucon aufzurichten verurtheilt wurde, weil er, den Privilegien der Universität zum Trotz, zwei ihrer Schüler erhängen ließ.

Als im Jahre 1416 das ganze Gebäude gereinigt und weiß angestrichen wurde, wurde sein Anblick nur um so abstoßender, indem die Blutflecken und der Schmutz deutlicher hervortraten. Aber in jener Zeit war man mit gräßlichen Schauspielen vertraut, und trotz des verpesteten Geruchs, den dieses schreckliche Strafwerkzeug aushauchte, waren in seiner Umgebung eine große Zahl sogenannter Courtilles, d. h. von Hecken umgebener Gärten, wo die Bewohner der Stadt spazieren gingen und frische Luft schöpften. Nicht weit von Montfaucon befand sich ein anderer kleiner Galgen, der den Namen Montigny trug und theils den großen Galgen in Zeiten der Ausbesserung ersetzte, theils der großen Zahl der Verurtheilten wegen, gleichzeitig mit jenem im Gebrauch war. Uebrigens waren der Orte, wo die Verurtheilten hingerichtet wurden, ehemals in Paris sehr viele, und Montfaucon war wegen seiner Entfernung von Paris nicht bloß Richt-, sondern auch Schaustätte, man brachte dahin die Leichname aller in der Stadt Hingerichteten und hing sie zwischen den Pfeilern auf, selbst dann, wenn die Art ihrer Hinrichtung damit gar nicht vereinbar schien, z. B. wenn sie geviertheilt oder enthauptet worden waren. In letzterem Fall wurden die Leichname in einen Leder- oder Drillichsack eingepackt, bevor man sie an den Galgen trug. Der Sack, der zur Ausstellung des in den Hallen 1439 geköpften Peter des Eremiten gebraucht wurde, kostete 5 sols parisis, d. h. 5 Pariser Sous. Auch war es Sitte, Selbstmörder in Montfaucon auszuhängen.

Unter den ehemals gebräuchlichen Todesarten sind etliche von empörender Grausamkeit. Mehrere Frauen wurden lebendig unter dem Galgen begraben. Die Rechnungen des Obergerichts von Paris weisen solche Hinrichtungen aus den Jahren 1440 und 1457 auf und erwähnen dabei, daß man zu diesem Behufe einen sieben Fuß langen Graben zog. Und das Schrecklichste ist, daß diese Strafe nicht bloß für außerordentliche Verbrechen verhängt wurde. Im Jahr 1460 wurde eine Frau, Namens Perette Mauger, zu dieser Todesart verurtheilt, wegen mehrerer Diebstähle; der Profoß oder Oberrichter von Paris, Robert d'Estouteville verurtheilte sie „à souffrir mort et à estre enfouye toute vive devant le gibet", d. h. den Tod zu erleiden und ganz lebendig vor dem Galgen vergraben zu werden. — Endlich vollstreckte man auch auf Montfaucon Contumaz-Hinrichtungen: ein Auditor am Gerichtshofe des Châtelet, Jean Frolo, der sich nach Begehung eines Mords den Nachforschungen der Justiz entzogen, wurde 1539 verurtheilt, im Bilde (par figure) Buße zu thun, indem der ihn vorstellenden Strohpuppe vor seiner Wohnung die Hand abgehauen, dieselbe dann auf einem Flechtwerk zum

Pranger geschleppt und dort geköpft werden sollte, um hierauf an dem Galgen von Paris zu hängen.

Während die Art und Weise, auf welche der arme Sünder nach Montfaucon gebracht wurde, verschieden war (entweder zu Fuß, oder zu Pferd, oder in einem Karren, oder auf einem Flechtwerk), ging der Zug gewöhnlich vom gleichen Ort, vom Châtelet, aus. Der Verurtheilte war begleitet von seinem Beichtvater, einem Criminal-Lieutenant, dem königlichen Prokurator u. s. w. und einer Anzahl Gerichtsdiener und Polizeisoldaten: er war entblößten Hauptes, manchmal gebunden. Sobald der Zug vor dem Kloster der Filles-Dieu am äußersten Ende der Rue St. Denis angekommen war, führte man den Verurtheilten in den Hof hinein vor ein hölzernes, an die Klosterkirche angelehntes und durch einen Altarhimmel geschütztes Kreuz. Da besprengte ihn der Beichtvater des Klosters, nachdem er einige Gebete für seiner Seele Heil gesprochen, mit Weihwasser und ließ ihn ein Kreuz küssen. Die Nonnen brachten ihm darauf ein Glas Wein und drei Stücke Brod, eine durch altes Herkommen geheiligte Gabe, welche unter dem Namen „dernier morceau des patients“ (letztes Mahl der armen Sünder) bekannt war. Darauf setzte sich der Zug in derselben Ordnung auf's Neue in Bewegung und machte in der Nähe des Galgens an dem steinernen Kreuze Halt, wo an den Verurtheilten ein letztes Wort der Ermahnung von dem ihn begleitenden Mönch gerichtet wurde, worauf der Henker sein Werk begann. Kaum hatte der Arme seinen letzten Seufzer ausgestoßen, so eilten die Beamten und Beichtväter in das Châtelet zurück, wo ihrer ein Mahl wartete, dessen Kosten von der Stadt Paris bestritten wurden. Außerdem empfingen die Beichtväter für ihre Bemühung noch eine besondere Belohnung. Anfangs des 17. Jahrhunderts hörte der Galgen von Montfaucon auf.

Wir schließen diese Schilderung mit den Worten eines berühmten Schriftstellers, der in seiner Beschreibung des Montfaucon mit Recht sagt: „Dieser Bau war ein schreckliches Wahrzeichen am Himmel, des Nachts zumal, wenn das Mondlicht auf die blassen Schädel fiel, oder wenn der Abendwind die Ketten und Skelette im Dunkel bewegte, daß sie sich an einander rieben. Der Galgen von Montfaucon genügte, um aus der ganzen Umgebung eine Stätte des Schreckens zu machen.“

Literarisches.

Aphorismen über Preußische Verwaltung. Magdeburg. Verlag von Emil Baensch, Königliche Hofbuchhandlung. 1867. Preis 12 Sgr.

Der anonyme Verfasser dieser Aphorismen bemüht sich, den Entwickelungsgang der preußischen Verwaltung in den letzten Jahrhunderten, insonderheit in der Neuzeit darzustellen, die vortrefflichen Seiten derselben, aber auch die Bedenken, Mängel und Gefahren, mit welchen das im Allgemeinen auch jetzt noch herrschende System verknüpft sein möchte, zu schildern. Er bescheidet sich gern, daß sein Blick vielleicht ein zu wenig umfassender, insbesondere das von ihm gefundene Endresultat ein zur Zeit oder überhaupt unrichtiges sein möge, und ist fern von dem anmaßenden Glauben, in der der Geschichte des Entwickelungsganges der preußischen Verwaltung sich anschließenden Darstellung der zukünftigen inneren Verwaltung, wie dieselbe seinem Geiste vorschwebt, ein Werk hingestellt zu haben, das reif und fähig wäre, ohne Weiteres an Stelle des bisherigen, wenn auch nicht als vollkommen bewährten, so doch für die großen erreichten Erfolge nicht als Hemmniß erwiesenen Zustandes gesetzt zu werden. Er ist aber durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die von ihm behandelte Frage eine Lebensfrage für das preußische Vaterland ist, deren Lösung über kurz oder lang erfolgen muß, und daß nur jetzt dieselbe würdig und richtig gelöst werden kann. — Wir werden Gelegenheit nehmen, auf die Vorschläge des Verfassers, vielleicht in besonderen Aufsätzen, zurückzukommen, um so mehr, als wir dieselben für höchst beachtenswerth halten.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Es wird sich nicht bestreiten lassen, daß die Deutschen schon jetzt eine staatlich geeinigte Nation sein könnten, wenn sie es sein wollten. Die Hindernisse der Einigung liegen keineswegs im Prager Friedensvertrag und in der daselbst erwähnten Mainlinie; sie liegen vielmehr ganz allein in den an vielen Stellen Süddeutschlands zur Zeit noch obwaltenden Gesinnungen, welche sich zwar als Niederschlag der deutschen Geschichtsentwickelung ansehen lassen, welche aber fortzubestehen jeder aufgeklärte Patriot nichtsdestoweniger für unberechtigt halten wird. Gesetzt, daß die Könige von Bayern und Württemberg, oder daß auch nur der Erstere so deutsch gesinnt wäre, wie der Großherzog von Baden, so würde der Beitritt des Südens zu dem norddeutschen Bunde in der kürzesten Zeit zu Stande kommen können. Wenn der König von Bayern mit dem Großherzog von Baden einverstanden wäre, so würde dem König von Württemberg nur übrig bleiben, sich ihnen anzuschließen, und es würden die Fürsten vollkommen vermögend sein, dem etwaigen Widerspruch der Bevölkerungen Schweigen gebieten. Oder umgekehrt angenommen, daß die Bevölkerungen in den beiden „Königreichen" so deutsch gesinnt wären in der größeren Mehrheit, wie diejenigen in Baden und im Darmstädtischen es sind, und daß sie ihre Gesinnungen und ihren Willen in ganz loyaler Weise, aber doch mit einigem Nachdruck äußerten, so würden die Höfe von München und Stuttgart ihnen nicht lange widerstehen können, wenn sie es auch versuchen wollten. Fürwahr, Deutschland ist nur deshalb noch nicht Eins, weil es in Folge einer unglücklichen Geschichte von Jahrhunderten einem Theile seines Volkes an politischem Geist bis jetzt noch fehlt. Eine auswärtige Macht, welche einem einigermaßen kräftigen süddeutschen Willen die Vereinigung mit dem Norden zu verbieten im Stande wäre, giebt es in Europa nicht.

Wenn nun vor Kurzem Moritz Mohl mit einer Schrift aufgetreten ist, in der er die süddeutschen Volksvertretungen zur Verwerfung der neuerdings mit Preußen abgeschlossenen Verträge auffordert, — seinen Rath damit motivirend, daß er die Rechte, welche die Verfassung des norddeutschen Bundes dem Volke giebt, weit unter die stellt, welche die Verfassungen der Südstaaten gewähren — so tritt ihm jetzt Professor Römer in Tübingen mittelst einer Brochure entgegen, nach der es vielleicht kein deutsches Land giebt, welches kärglicher mit Freiheiten ausgestattet ist, als gerade Württemberg. Sehen wir uns zum Beweise für das Vorausgeschickte das Wahl-

geſetz an, nach welchem die zweite württembergiſche Kammer zuſammengeſetzt wird. Dieſe Kammer beſteht aus 13 Mitgliedern des ritterſchaftlichen Adels, 6 proteſtantiſchen Generalſuperintendenten, dem katholiſchen Landesbiſchof, einem Abgeordneten des Domcapitels, dem älteſten katholiſchen Decan, dem vom Könige ernannten Kanzler der Univerſität, je einem Abgeordneten der 7 ſogenannten großen Städte und 63 Abgeordneten der Oberamtsbezirke. Die Wahlcollegien in den Städten und Oberämtern werden zu zwei Dritteln von den höchſtbeſteuerten Gemeindebürgern und zu einem Drittel von Wahlmännern gebildet, welche von den übrigen Gebäude-, Grund- oder Gewerbeſteuer zahlenden Gemeindebürgern gewählt ſind. Dazu können Staats- und Kirchendiener die auf ſie gefallene Wahl zum Abgeordneten nur mit Genehmigung der ihnen vorgeſetzten Behörden annehmen; eine Beförderung zu höherem Rang und Gehalt macht keine Neuwahl nothwendig. Die Kammer wird auf ſechs Jahre gewählt. Sie braucht alle drei Jahre nur einmal berufen zu werden, weil die Budgetperiode dreijährig iſt. Sie kann vom König beliebig vertagt werden. Sie hat keine Initiative der Geſetzgebung u. ſ. w. Man braucht durchaus kein Schwärmer für das allgemeine directe Wahlrecht zu ſein, nach welchem der Reichstag des norddeutſchen Bundes zuſammengeſetzt wird, aber für irrſinnig muß man doch den halten, welcher jenes württembergiſche Wahlgeſetz mit dieſem in Parallele ſtellt. Noch ſchlechter ſteht es mit den Grundrechten. Der Schutz der Perſon iſt gleich Null und die Unverletzlichkeit der Wohnung iſt geſetzlich gar nicht anerkannt. Es exiſtirt keine Freizügigkeit und die Befugniß der Eheſchließung iſt im höchſten Grade beſchränkt. Aus dieſen wenigen Beiſpielen iſt wohl klar erſichtlich, daß gerade die Württemberger beim engſten Anſchluß an Norddeutſchland nicht nur Nichts verlieren, ſondern nur gewinnen können.

Ueber Mohl's Pamphlet geht ferner dem „Social-Demokrat" aus Stuttgart ſelbſt die nachfolgende Kritik zu, welche viel zu ſchlagende Wahrheiten enthält, als daß wir ſie unſern Leſern nicht wiedergeben müßten. — Der kritiſche Artikel lautet: Luther verglich einſt das deutſche Volk mit einem beſoffenen Bauer; helfe man ihm auf der einen Seite auf den Gaul, ſo falle er auf der andern wieder herab. Das paßt vollkommen auf die ſüddeutſchen Politiker, die dem Particularismus dienen. Lange Zeit ſchrie man von der Einheit Deutſchlands in Kammern und auf Feſten — und jetzt, nachdem Preußen den erſten großen Schritt zur Einheit gethan hat, den jene nicht zu machen im Stande waren, wollen ſie wieder die Einheit nicht; einſt waren ſie wüthend über den Bundestag und jetzt, aus Neid, aus Zorn über Preußen, wünſchen ſie den früheren Zuſtand herbei und möchten den Todten mindeſtens galvaniſch wieder herſtellen; früher ſchimpften ſie über Oeſterreich — jetzt treten ſie auf deſſen Seite und jammern über den Verluſt, den Deutſchland durch das Hinauswerfen Oeſterreichs erlitten; früher bramarbaſirten ſie mit ihrer „Hingabe von Gut und Blut" für die Einigung Deutſchlands — und jetzt haben ſie nicht entfernt den Muth und die Willigkeit, ſich der Einheitsidee unterzuordnen. Es ließe ſich davon ein langes Lied ſingen, ein Lied über die Dummheit, die leider in Süddeutſchland national iſt, wenn

man vollends den egoistischen Particularismus des Residenzphilisters und die erbärmliche Presse in's Auge faßt; doch will ich heute davon schweigen und Sie vielmehr auf eine neue Schrift aufmerksam machen, die gegenwärtig hier Furore macht und von den Particularisten reißend gekauft wird. Ich spreche von dieser Schrift nur, weil sie den württembergischen Particularismus charakterisirt. „Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren" heißt diese „Denkschrift für die süddeutschen Volksvertreter" — und ist von Moritz Mohl geschrieben. Dieser Mohl ist ein früherer Steuerrath, in der Kammer sitzt er als großdeutscher Schreier, Mitbegründer des weiland Reformvereins. Mohl hat zuweilen liberale Anwandlungen, hält sich für eine große Autorität im Steuerwesen und wird mit seinen ellenlangen Berichten von den Schreibern angestaunt; mit dem allen verbindet sich ein fanatischer Haß gegen Preußen. Von diesem Herrn nun wird das Schwabenvolk gegenwärtig über seine Lage „belehrt". Herr Mohl bringt dem schon vorher von dem tollgewordenen „Beobachter" irregeleiteten Volke wörtlich folgende Lehren bei:

„Was auch der deutsche Bund unter der Leitung seiner beiden Vormächte im Innern Deutschlands versäumt und verschuldet haben möge, so genoß doch Deutschland ein halbes Jahrhundert des äußeren und inneren Friedens unter demselben."

Ja, eines Friedens, aber eines faulen, in dem es sich nie entfalten, nie eine imponirende Machtstellung einnehmen konnte, unter dem Joche des österreichischen Despotismus und unter den verderblichen Wirkungen des particularistischen Dynastenthums hinsiechen mußte. Mit diesem Gerede schlägt Mohl dem ganzen Streben der Nation, ihrem Einheitsdrange in's Gesicht. Trotzdem fährt er fort:

„Preußen hätte sich eine der schönsten Stellungen der Welt auf friedlichem Wege durch eine reformatorische Wirksamkeit im Bunde sichern können."

Nun ist aber die Wahrheit die, daß Preußen seit langer Zeit solche Versuche gemacht hat; diese aber sind immer wieder an Oesterreich und seinem zähen Anhange, den kleinstaatlichen Regierungen gescheitert. Die alte Sage von den Pfeilen paßt daher ganz schlecht; es konnte in Folge des Egoismus der nichtpreußischen Staaten nie zu einem festen „Bündel" kommen. Was dieses Bündel werth war, zeigte der deutsche Krieg im Jahre 1866. Diese Art Kriegführung, diese Confusion, diese Unfähigkeit war nur der Bund in's Militärische übersetzt. Man kann hiernach die absurde Behauptung ermessen, daß Preußen nicht national gehandelt, sondern Deutschland zerrissen habe. Man kann im Gegentheil sagen, Preußen hätte in seinem Siegeslauf auch den letzten deutschen Mann und den äußersten Punkt deutschen Bodens nehmen und Deutschland von den Hindernissen seiner Macht und Größe, den Dynastieen, befreien sollen; aber es wollte den Weltkrieg nicht riskiren, obwohl der große Fritz sich mit ganz Europa — siegreich — geschlagen hat. Um Deutschland groß und mächtig zu machen, brauchte Preußen allerdings „Eisen und Blut", wie die anderen Großmächte auch, denn mit leerem Kammergeschwätz richtet man nichts aus, wie die Geschichte Deutschlands seit 1815 beweist. Von

„Verhaftung und Entsetzung rechtmäßiger Fürsten“ (Herr Mohl meint Kassel, Hannover) sollte Niemand sprechen, der die Einheit will. Auch die Föderativ-Republikaner heulen jetzt vom „Rechte“, während sie 1848 und 1849 gerne alle Fürsten jedenfalls auch wider das „Recht“, auf welchem sie jetzt herumreiten — davon gejagt hätten. Das „Recht“, das sich „wie eine ewige Krankheit forterbt,“ in Unrecht umschlägt und gemeinschädlich wirkt, muß aufhören. Die Spanier mußten auch aus Holland hinaus, die Stuarts aus England, die Engländer aus Amerika, die Bourbonen aus Frankreich und Italien; ihr Recht mußte einem höheren Rechte weichen; was nicht biegen will, muß brechen. Es ist also eine Schamlosigkeit, noch vom Rechte Einzelner zu schwatzen, wo die Nation, endlich zum Handeln gedrängt, auf Grund vielhundertjähriger bitteren Erfahrungen und mit ihren Mitteln, kommen sie nun von oben oder von unten, sich zu helfen sucht.

Herr Mohl meint, wenn wir uns mit Preußen vereinigen wollten, gäbe es nur einen Weg: die „simple Unterwerfung“; er schreibt:

„Jedenfalls heißt es, uns zu Vasallen an Preußen hingeben, wenn wir den König von Preußen zu unserem Kriegsherrn machen, ihm vertragsmäßig im Kriege und für alle Fälle unsere Heere zur Verfügung stellen, ihm gestatten, sie im Kriege wohin er will, aus Süddeutschland weg nach Preußen zu verlegen. Es heißt unsere ganze Existenz, unsern ganzen Wohlstand, unsere ganze Zukunft, es heißt unsere waffenfähige Mannschaft, unser Land und Volk von der Gnade und Willkür Preußens abhängig machen, eines Staates, der uns aus geographischen Gründen nicht einmal schützen kann.“

Herr Mohl weiß aber wohl, daß die Rheinländer, die Westfalen, die Ostpreußen ꝛc. keine Vasallen, sondern eben Theile des preußisch-deutschen Reiches sind. Was endlich den Kriegsherrn betrifft, soll es etwa der Prinz von Hessen, oder der württembergische Kriegsminister Hardegg, oder Benedek, oder Clam-Gallas sein? Wenn Preußen uns nicht schützen kann, können wir es etwa selbst? Können es die süddeutschen Kleinen allein? Kann es Oesterreich thun, das stets, wenn es in Noth war, Deutschlands Hülfe forderte, sonst sich aber um dasselbe nur kümmerte, um es zu unterdrücken? Oder gar Louis Buonaparte? Selbst ein württembergischer Kriegsminister hat in der Kammer von 1866 erklärt, daß, im Falle eines Krieges, wir uns nur an Preußen halten können.

Mohl aber sagt weiter:

„Durch die alleinige Schuld Preußens sind wir unseres unentbehrlichen, einzigen Rückhalts in einem Krieg gegen Frankreich beraubt, haben wir vielmehr in einem Krieg auch noch Oesterreich und Italien als Feinde im Rücken, wenn wir uns zu der Rolle hergeben, für Preußen die Kastanien aus dem Feuer zu holen.“

Nun weiß aber Jedermann, der nur ein wenig Geschichte kennt, daß Oesterreich nie unser Rückhalt war, daß es uns vielmehr und seit Urzeiten in seine Kriege mitverwickelte bis zum Jahre 1866, ohne Dank; denn Oesterreich ist seit den Zeiten des Prinzen Eugen wahrhaft groß nur im Schlachten — verlieren. Darum will im Ernst auch kein Mensch in Schwaben zu

Oeſterreich halten, außer den Ultramontanen. Wir wollen uns nicht von Oeſterreich mit in ſeinen Sturz hineinreißen laſſen, von dem Finanzruin, der phäakiſchen Barbarei und den Jeſuiten nicht zu reden. Wir verſtoßen die Deutſch-Oeſterreicher nicht; wollen ſie bei dem Länderconglomerat, daß durch kein nationales Bewußtſein, ſondern nur durch den Namen des Kaiſers zuſammengehalten iſt, bleiben — immerhin! Wollen ſie aber zu Deutſchland gehören, ſo mögen ſie ſich zu geeigneter Stunde losreißen, wie die Holländer und Italiener! Dazu aber haben ſie, wie es ſcheint, vorläufig nicht den Muth; ſie hatten denſelben nicht einmal, um die deutſchen Abgeordnetentage zu beſuchen.

Unter dieſen Umſtänden iſt es geradezu verrückt, zu ſagen, Süddeutſchland müſſe im Falle eines Krieges neutral bleiben. Wenn es auch wollte, keine Macht würde dieſe Neutralität achten.

Herr Mohl unternimmt es ſogar, die württembergiſche Verfaſſung als eine vortreffliche hinzuſtellen, die Süddeutſchen ein „friſches, fröhliches Volk" zu nennen. Nun weiß aber Jedermann, daß das württembergiſche Volk in der Maſſe ein vielfach verdüſtertes, verdummtes, durch die Schreiber und Pfaffen niedergedrücktes und verſchrobenes Volk iſt; daß ſeine Verfaſſung von jeher eine Komödie war, in welcher die Miniſter, ohne viel nach der winzigen Oppoſition zu fragen, Steuern ausſchrieben und regierten, wie es ihnen gefiel. Die Kämpfe waren meiſt leeres „Stroh gedroſchen" und trieben nie, außer einige Monate lang 1848 und 49, die Miniſter von ihren Sitzen; eine reine Paragraphendreſcherei; Schulzen, Ritter, Prälaten und ein paar Advokaten wirkten hier zuſammen, daher die Männer auch nie beim Volke beliebt waren. Wenn Mohl einen Seitenblick auf die preußiſche Geſchichte wirft, ſo ſtelle er eine Vergleichung an! Preußen hat eine Reihe glorreicher Fürſten, wie kein anderes deutſches Land gehabt. Württemberg, mit Ausnahme des Herzogs Chriſtoph, bis auf den König Wilhelm nicht einen — immer einer ſchlimmer als der andere; auch der König Wilhelm war meiſt im Conflict mit den Ständen. Wie mag man überhaupt von Freiheit in den Kleinſtaaten ſprechen, wo die Blittersdorf, die Haſſenpflug, die Borries, die Linden, die Dalwigk regierten. In Preußen iſt mindeſtens ſo viel Freiheit als in Schwaben.

Was aber „Kunſt, Wiſſenſchaft und Wohlſtand" in Süddeutſchland betrifft, ſo weiß man, in erſterer Hinſicht, daß Preußen und Norddeutſchland Männer wie Schelling, Hegel, Schiller, Wieland aufgenommen haben, welche Schwaben entließ. Berlin wurde die Metropole deutſcher Wiſſenſchaft, und unter dem Volke im Allgemeinen iſt in Norddeutſchland Bildung weit mehr eingedrungen als in Süddeutſchland. Eben ſo verhält es ſich mit dem Wohlſtande. Gerade das iſt der Ruhm Preußens, daß es trotz der „maudite terre" (verdammter Boden) des Berliner Sandes viel reicher iſt als Oeſterreich, das uns auffreſſen würde, wenn wir ihm in die Hände fielen. Jedenfalls iſt es in Preußen nicht vorgekommen, daß man bei dem erſten Mißwachs alsbald überall für das arme Volk betteln mußte, daß man, wie 1866 in Württemberg, beim erſten Feldzuge überall für ein Armeecorps bettelte,

deſſen Erhaltung uns ſeit 1815, ohne daß es je Blut geſehen, ſo viele hundert Millionen gekoſtet hat.

Freiheit, Wohlſtand, Kraftentwickelung können nur wachſen, wenn wir mit Preußen zuſammenhalten, von Franzoſenherrſchaft und Vaſallenthum kann in Deutſchland keine Rede ſein.

Herr Mohl meint, ſolche Stämme wie die Süddeutſchen ſeien nicht zum Dienen für Fremde, zum Sichausbeutenlaſſen da! Er ſagt:

„Abgeſehen davon, daß wir in Süddeutſchland — und das iſt unſtreitig (??) der Wille und das Gefühl der ungeheuren Mehrheit des ſüddeutſchen Volkes — vor allen Dingen nicht preußiſch ſein, noch unter preußiſcher Oberherrſchaft in irgend welcher Form ſtehen wollen, weil ein ſolches Verhältniß für uns beſonders nachtheilig wäre, ſo wollen wir überhaupt unſere eigenen Herren bleiben." (Herren waren die Kleinſtaaten nie und werden es nie werden.) „Wir wollen, daß unſere in blühender Selbſtthätigkeit ſtehenden Länder ſelbſtſtändig bleiben", (ſie waren es nie! Wie kann man von Selbſtſtändigkeit der Kleinen ſprechen, die ſich ſtets an Oeſterreich oder Preußen halten mußten!) „und weder Provinzen eines anderen Staates noch dienende Brüder eines Bundes werden."

Dergleichen Rodomontaden, die nur darauf berechnet, die Herren Abgeordneten zu ſchrecken, verdienen keine Widerlegung.

Die langen und breiten Auslaſſungen und zuſammengeſchriebenen Notizen Mohls über Salz- und Tabaksſteuer übergehe ich. Auch mit dieſen Popanzen ſoll das Volk geſchreckt werden. Dergleichen Dinge, ſie mögen ſich verhalten, wie ſie wollen, kommen bei Gründung eines großen Staates nur in untergeordnete Betrachtung.

Was ich hier geſagt habe, iſt nicht neu; aber ich mußte davon ſprechen, in welch großen Irrthümern unſer Volk noch erhalten wird, um am Ende durch ſeine blinden Blindenleiter in's Verderben zu gerathen.

Wir haben keine andere Wahl: wir müſſen mit Preußen gehen, mit *Preußen in Deutſchland aufgehen*.

In *Genf* hat der ſogenannte *Friedenscongreß* getagt und iſt bekanntlich draſtiſch geſchloſſen worden. Wir wollen gar nicht die wohlfeile Gelegenheit ergreifen, um das allerdings vorauszuſehende Schickſal der Verſammlung, welche der Welt den Frieden geben wollte und ſich ſelbſt in Krieg auflöſte, zum Gegenſtande ſatyriſcher Angriffe zu machen. Wir wollen hier nur zeigen, wie gerade dieſer Friedenscongreß ſelbſt den Beweis geliefert hat, daß ſein Ziel ein *unerreichbares* iſt. Denn dieſen Beweis finden wir einmal in der Erklärung eines Mitgliedes: daß der *Krieg erlaubt* ſei, wenn er von Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker geführt werde, — zum andern in dem zur Vermeidung der Kriege vorgeſchlagenen Mittel eines *allgemeinen Schiedsgerichts* für die Völker der Erde. — Es ſind dies die beiden einzigen der Rede werthen Gedanken, welche auf dem ganzen Friedenscongreſſe geboren wurden; — aber es ſind auch zugleich Mißgeburten der Logik, deren Exiſtenz die ganze Aufgabe des Congreſſes über den Haufen wirft.

Wenn die Unterdrückten gegen Unterdrücker *Krieg* führen dürfen, ſo

werden Diejenigen, welche Andere unterdrücken wollen, stets in der Lage sein, den ewigen Frieden in Frage zu stellen. Ist aber der Krieg unter irgend einem Umstande erlaubt, so ist die Frage nicht mehr die: ob die Menschheit in ewigem Frieden leben kann? — denn diese Frage ist ja dadurch schon verneint; — sondern man kann nur fragen: welcher Krieg ist ein erlaubter und welcher nicht? — und darüber läßt sich alsdann streiten. Damit ist aber auch zugleich der Zweck des Friedenscongresses zu Boden gefallen!

Ganz eben so geschieht es durch die Idee eines Schiedsgerichts zur Entscheidung der Streite zwischen den Völkern. Streite sind schon vornherein der Gegensatz des Friedens. Aber auch angenommen, man verdammte bloß den blutigen Krieg und wolle nur zur Vermeidung dieses das Schiedsgericht; so fragen wir doch sehr natürlich: wenn sich das durch den Spruch des Schiedsgerichts getroffene Volk dem Spruche nicht fügt, — was dann? Dann muß es mit Gewalt dazu gezwungen werden, und dann haben wir wieder denselben Krieg, der durch das Schiedsgericht unmöglich gemacht werden sollte.

Man sieht also, der ewige Frieden ist ein unerreichbares Ideal; und wenn man dies keinem Andern glauben will, so glaube man es dem Genfer Friedenscongreß, der es selber indirekt gesagt und — direkt bewiesen hat!

Zusammenstellung der Gesetze in allen Staaten der Vereinigten Staaten über gesetzlichen Zinsfuß und gegen Geldwucher.

Maine. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt.; nur gesetzliche Interessen können zurückgefordert werden, wenn auch mehr verabredet war; wucherische Zinsen, wenn bezahlt, können eingeklagt werden.

New-Hampshire. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt; wird mehr genommen, ist der dreifache Satz des ungesetzlichen Betrages als Strafe zu zahlen.

Vermont. Der gesetzliche Zinsfuß ist auf 6 pCt. bestimmt, darüber hinaus bezahlte Zinsen können nebst Kosten eingeklagt werden.

Massachusetts. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. Wird die Klage wegen Wucher eingeleitet, erhält der Vertheidiger (defendant) den vollen Verlust. Der Verklagte zahlt den dreifachen Betrag der ungesetzlich erhobenen oder zurückbehaltenen Zinsen. Der Theil, welcher wucherische Zinsen bezahlt, kann den dreifachen Betrag, den er zuviel zahlte, zurückerhalten.

Rhode-Island. Der legale Zinsfuß ist 6 pCt. Bei einer Klage wegen wucherischen Contrakts kann der Kläger das Capital nebst gesetzlichen Zinsen und Kosten der Klage einklagen.

Connecticut. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. In der Klage we-

gen wucherischer Contrakte kann das Capital zurückgefordert werden ohne Zinsen. Wer schuldig befunden wird, wucherische Zinsen genommen zu haben, verliert die ganzen Zinsen; eine Hälfte an den, der die Klage zur Vollstreckung verfolgt, die andere an den Staatenschatz.

New-York. Der gesetzliche Zinsfuß ist 7 pCt. Alle Contrakte, in denen höhere Zinsen stipulirt sind, sind nichtig. Corporationen können nicht Anwalt des Wuchers sein.

New-Jersey. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. Contracte mit höherem Betrage sind nichtig. Personen, die höhere Zinsen nehmen, verlieren den ganzen Werth des fraglichen Gegenstandes des Contrakts. Eine Hälfte fällt dem Staate, die andere dem Kläger zu. (Der gesetzliche Zinsfuß von 7 pCt. ist in Hudson und Essex Counties und in der Stadt Patterson gestattet, wenn einer oder beide contrahirende Parteien darin wohnen.)

Pennsylvanien. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Wucherische Zinsen können nicht eingeklagt werden; wenn bezahlt, sind dieselben zurückzufordern, doch macht der Wucher den Contrakt nicht nichtig. Hat eine Eisenbahn- oder Kanal-Baugesellschaft Geld geborgt und ein Certifikat oder Schuldverschreibung zu höherem Betrage als die erhaltene Summe ausgestellt, wird solche Transaktion nicht als Wucher angesehen.

Delaware. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Wer mehr verlangt, verliert die ganze Schuld, die halb an den Staat, halb an den Kläger fällt.

Maryland. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Wird in Contrakten mehr genommen, ist der Ueberschuß der Zinsen nichtig.

Virginia. Der gesetzliche Zinsfuß ist 6 pCt. Alle Contrakte über denselben hinaus sind nichtig, mit der Strafe des Verlustes des doppelten Betrages der Schuld. Eine Hälfte dem Angeber. Jedoch sollen Interessen einer außerhalb des Staates contrahirten Schuld, obgleich in diesem Staate zurückgezahlt, nach Maßgabe des Zinsfußes des Staates, in dem der Contrakt eingegangen ist, erlaubt sein.

Wenn ein Wechsel innerhalb dieses Staates gezogen oder indossirt ist, wegen Nichtannahme oder Zahlungsverweigerung aber protestirt wird, soll der Theil, der die Hauptverbindlichkeit des Wechsels trägt, im Zusatz zu dem, was er sonst schuldig ist, wenn der Wechsel außerhalb Virginia's, aber innerhalb der Vereinigten Staaten zahlbar ist, 3 pCt. Damno, wenn außerhalb der Vereinigten Staaten, 10 pCt. Damno auf das Capital zahlen.

North-Carolina. Gesetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Alle Contrakte, bei denen ein höherer Zinssatz vorgesehen, sind nichtig, und der Theil, der ihn fordert, ist verbindlich, den doppelten Betrag als Strafe zu verlieren, halb an den Staat, halb an den Kläger.

South-Carolina. Legaler Zinssatz: 7 pCt. Der Theil, der mehr verlangt, verliert die Zinsen ganz und zahlt die Kosten.

Georgia. Legaler Zinsfuß: 7 pCt. Wer mehr stipulirt, verliert die Zinsen ganz.

Florida. Zinsfuß: 8 pCt. bei Verabredung; ist kein Zinsfuß verabredet: 6 pCt. Wucher verliert durch die Klage die ganzen Zinsen.

Alabama. Geſetzlicher Zinsfuß: 8 pCt. In wucheriſchen Contrakten kann das Capital ohne alle Zinſen eingeklagt werden.

Miſſiſſippi. Zinsfuß: 8 pCt. bei dem Bonafidegebrauch des Geldes; 6 pCt. bei anderen Contrakten und jeder Satz, der nicht über 10 pCt. geht, bei ſchriftlichen Vereinbarungen. Die einfachen Zinſen können nur eingeklagt werden, wenn auch ein höherer Zinsfuß, als geſetzlich erlaubt, ſtipulirt war.

Louiſiana. Der geſetzliche Zinsfuß iſt 5 pCt., aber die Parteien können jede Summe bis 8 pCt. vereinbaren. Bank-Zinſen ſind 6 pCt. Die Strafe für wucheriſche Contrakte iſt der Verluſt der ganzen Zinſen.

Texas. Geſetzliche Zinſen, wenn kein Zinsfuß ſtipulirt iſt, ſind 8 pCt. Die Parteien können jeden Zinsfuß bis 12 pCt. vereinbaren; iſt mehr vorbehalten, können die Zinſen nicht verlangt werden.

Arkanſas. Wenn kein Zinsfuß genannt iſt, iſt derſelbe 6 pCt. Bis 10 pCt. kann der Zinsſatz vereinbart werden. Wucher-Contrakte ſind nichtig.

Tenneſſee. Der geſetzliche Zinsfuß iſt 6 pCt. Wer mehr verlangt, zahlt zur Strafe nicht weniger, als den Betrag, der wucheriſch genommen.

Kentucky. Geſetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Wucheriſche Ueberſchreitungen ſind nichtig.

Ohio. Geſetzlicher Zinsfuß: 6 pCt. Bei ſchriftlicher Verabredung bis 10 pCt.; iſt mehr verlangt, iſt der Mehrbetrag nichtig.

Michigan. Geſetzlicher Zinsſatz: 7 pCt. mit der Erlaubniß, jeden Zinsſatz bis 10 pCt. bei Geldanleihen zu verabreden. Contrakte ſind für die Ueberſchreitung dieſes Satzes unverbindlich.

Indiana. Legaler Zinsfuß: 6 pCt. Wucheriſche Zinſen dürfen nicht zurückgefordert werden; wenn ſie bezahlt ſind, können ſie eingeklagt werden, doch heben ſie nicht den Contrakt auf.

Illinois. Der Zinsſatz für alle Contrakte und Verträge, geſchrieben oder mündlich, expreß oder eingeſchloſſen, für die Zahlung von Geld, ſoll 6 pCt. ſein, wenn nicht durch Geſetz Anderes vorgeſehen. In allen von nun an zu machenden Contrakten, ob geſchrieben oder mündlich, ſoll geſetzlich für die ſtipulirenden Parteien 10 pCt. oder jede geringere Summe an Zinſen pro Jahr für jede 100 Dollars geliehenes Geld, oder in irgend welcher Weiſe ſchuldige Verbindlichkeit an Perſonen und Corporationen in dieſem Staate zu zahlen ſein. Jede Perſon oder Corporation, die einen Contrakt eingeht, der mehr als 10 pCt. Zinſen ſtipulirt, ſchriftlich oder mündlich, ſoll die ganzen Zinſen als Strafe verlieren, und es ſoll nur die Summe des Capitals an ſolche Perſonen oder Corporationen erſtattet werden.

Miſſouri. Der geſetzliche Zinsfuß iſt 6 pCt.; wenn kein Zinsſatz ſtipulirt iſt, kann aber bis zu jedem Satz bis zu 10 pCt. vereinbart werden. Eine Ueberſchreitung zieht eine Strafe von 10 pCt. zum Beſten des allgemeinen Schulfonds nach ſich.

Jowa. Der geſetzliche Zinsfuß, wenn nichts Anderes verabredet und bei allen Erkenntniſſen iſt 6 pCt., doch können die beiden Parteien bis zu 10 pCt. ſich verſtändigen. Illegale Zinſen können durch regelmäßige Klage zurückgefordert werden.

Wisconsin. Jeder Zinssatz nicht über 12 pCt. contraktlich und schriftlich specificirt, ist legal und gültig; wird mehr genommen, kann die zahlende Person den dreifachen Betrag, den sie gezahlt, innerhalb eines Jahres nach der Zahlung, einklagen. Ist kein Zinsfuß verabredet oder durch Contrakt oder schriftlich festgestellt, so soll 7 pCt. pro anno gesetzlicher Zinsfuß sein.

Minnesota. Jeder Zinsfuß, der durch Contrakt, denselben schriftlich specificirend, von den Parteien eingegangen ist, soll legal und verbindlich sein. Ist kein Zinsfuß festgestellt oder in einer Note oder einem andern Contrakt specialisirt, sollen 7 pCt. pro anno der gesetzliche Zinsfuß sein.

California. Wenn kein bestimmter schriftlicher Contrakt einen verschiedenen Zinsfuß festsetzt, ist ein Zinsfuß von 10 pCt. per annum erlaubt für alle Gelder, nachdem sie fällig sind, auf jede Verschreibung, Rechnung oder andere schriftliche Verbindlichkeit, auf jedes in diesem Staate erlangte Urtheil für geliehenes Geld, für Geld schuldig zur Continung, von dem Tage, an dem die Bilanz gezogen, und für zum Gebrauch Anderer erhaltenes Geld. Die Parteien können Contrakte eingehen zu jedem Zinsfuß auf zu zahlendes Geld, oder solches, das durch irgend welchen Contrakt fällig wird.

Gemischte Abstammungszeichen sind nicht ausreichend zur Feststellung der Nationalität.

Die Absonderung der Nationen nach der Abstammung der Individuen, wie sie bei manchen statistischen Aufnahmen, insbesondere auch im preußischen Staat, versucht worden, ist deshalb theoretisch unrichtig und praktisch nicht wohl ausführbar, weil sie voraussetzen würde, daß die zu verschiedenen Nationen gehörigen Individuen sich nur untereinander fortgepflanzt hätten, oder aber, daß durch jede vorgekommene Mischung eine neue Nationalität entstanden sei. Beides trifft nicht zu; wir wissen nicht nur, daß in bestimmten historischen Perioden durch Völkermischung neue Nationen entstanden sind, sondern wir können sicher annehmen, daß die Wanderungen der Völker auch dann, wenn sie nicht neuen Nationen ihre Entstehung gaben, doch in der Regel dazu gedient haben, in gewissem Grade die Reinheit der Abstammung zu beeinträchtigen. Was wir in ausgedehntem Maße in den neuesten Jahrhunderten bei den Wanderungen größerer Gruppen wie einzelner Individuen in die Sitze anderer Völker sehen, dürfen wir, wenn auch in geringerem Maße, für frühere Zeiten annehmen; die Gemeinschaft der Fortpflanzung zwischen dem siegenden und dem besiegten Volke zeigt uns die frühere, die zwischen dem Herrn und Sklaven noch die heutige Zeit. Zu welcher Nation will nun der, welcher die Abstammung maßgebend hält, die schon nicht wenigen Nachkommen deutscher und jüdischer Abstammung rechnen, auch wenn denselben das äußere Gepräge des einen oder andern Volksstamms bleibt? zu welcher Nation die schon schwerer kenntliche Mischung romanischen und semiti-

ſchen Blutes, oder der Angehörigen zweier indo-europäiſchen oder gar zweier germaniſchen Nationen?

Die Buchführung der Menſchheit giebt uns nicht das Material, die Abſtammung der Individuen feſtzuſtellen. Wie viele Menſchen kennen auf zehn Generationen zurück die tauſend Väter und Mütter, denen ſie ihr Daſein verdanken; und giebt es auch nur einen Menſchen, der ſeine Abſtammung auf zwanzig Generationen zurück, d. h. bis zu der Million von Namen verfolgen könnte, welche dort als Vorfahren erſcheinen (unter denen allerdings daſſelbe Individuum tauſendfach und öfter enthalten ſein kann)? Und könnten wir zwanzig Generationen zurückgehen, hätten wir dann Individuen vor uns, deren Abſtammung wir kännten; führt nicht die Frage nach der Abſtammung der Individuen wie der Völker zu dem großen Räthſel hin, zu dem Urſprung des Menſchengeſchlechts? zu der Frage, ob die Menſchheit, von einem Paare ausgehend, ſich erſt in Racen und Völker ſonderte, oder ob ſie in gegebener Verſchiedenheit der Racen und Völker in's Leben trat?

Durch das vorhin Geſagte, wird auch die Annahme widerlegt, als ob der Name eines Individuums von ſeiner Abſtammung ausreichende Kenntniß gebe. Der Name, inſofern er vom Vater auf den Sohn übergeht, iſt nicht nur deshalb ein ſehr unzureichendes Merkmal, weil er je nach der Verſchiedenheit des Volksſtammes nur auf eine gewiſſe Zahl von Generationen zurückführen würde, ſondern noch mehr deshalb, weil er in ungerechtfertigter Weiſe nur ein Mitglied aus der ſich mit jeder Generation verdoppelnden Zahl der Vorfahren herausgreift. Denn, ganz abgeſehen davon, daß für einen nicht unerheblichen Theil der Bevölkerung nicht einmal die ſichere Angabe des Namens des Vaters möglich iſt, — wer möchte behaupten, daß der Sohn mehr des Vaters als der Mutter Art erhalte, wo zahlloſe Beiſpiele zeigen, wie gerade in dem Sohne die mütterliche Art im Charakter wie in den Zügen wiederkehrt und eine richtig fühlende Redeweiſe gerade die innigſten Beziehungen: den körperlichen Urſprung, die erſte Nahrung, den angeborenen Verſtand (Mutterwitz), die Sprache, welche das Kind redet, von der Mutter, — die äußeren Beziehungen in Land, Stadt und Haus dagegen vom Vater herzuleiten gewußt hat. Konnten die Piaſtenherzoge Niederſchleſiens dem ſlawiſchen Stamme noch zugerechnet werden, nachdem durch mehrere Generationen die deutſchen Hausfrauen dem deutſchen Blut und der deutſchen Art das Uebergewicht verſchafft hatten? kann man noch heut die Herzoge von Mecklenburg dem Stamme der Obotriten zuzählen, in denen — in Folge der fortgeſetzten Heirathen mit deutſchen Frauen — der Antheil ſlawiſchen Blutes, eine arithmetiſch gleiche Vertheilung angenommen, jetzt wohl kaum eines Haares Schwere wiegen wird?

Hierzu kommt, daß in dem vom Vater übergehenden Namen nicht einmal ſeinem ſprachlichen Urſprunge nach ein Abſtammungszeugniß gegeben iſt. Viele deutſche Familien haben bei der Ueberſiedelung in ein fremdes Land, und ſogar bei der Eroberung des Landes durch Fremde ihre angeſtammten Namen gegen fremde vertauſcht, oder ſie bis zur Unkenntlichkeit entfremdet. Viele andere haben (wie neuerdings die jüdiſchen Familien in Deutſchland

ſich häufig von deutſchen Ortsnamen ihre Familiennamen ableiteten) ihre Namen von ihren Wohnſitzen und Beſitzungen hergeleitet. Nun giebt es allerdings auch Solche, die von den Namen der Ortſchaften ohne Weiteres auf die Nationalität ihrer Einwohner ſchließen möchten; daß dies aber unzuläſſig iſt, zeigen z. B. die Verhältniſſe der Mark Brandenburg, in welcher nicht nur neu angelegte erblühende deutſche Orte mit den Namen der anſtoßenden ſlawiſchen Fiſcherorte belegt wurden, ſondern auch nach der Germaniſirung des Landes noch Hunderte von Wohnplätzen, welche Deutſche auf unbebautem Boden anlegten, mit ſlawiſchen Localnamen benannt wurden und ſelbſt in unſerer Zeit noch mit ſolchen benannt werden; in gleicher Weiſe ſind die franzöſiſchen Coloniſten in der Mark nicht in Ortſchaften mit franzöſiſchem Namen (deren es ja hier einige giebt), ſondern ausſchließlich in deutſch oder ſlawiſch benannten Orten zu ſuchen. In Localnamen, welche ſehr leicht zu Namen der Wohnplätze erhoben werden, zeigt ſich allerdings die zeitweiſe Einwirkung einer beſtimmten Nation, nicht ſelten auch auf einander folgender Nationen. Ihr Vorkommen kann die Grenzen bezeichnen, welche dieſer Einfluß zu irgend einer Zeit gehabt hat; aber dieſe Grenze iſt nicht nothwendig die der Völkermiſchung, noch weniger iſt ſie die wirkliche Grenze der Nation; dieſe letztere zeigt uns nur das lebendige Wort in der Sprache der Völker.

Dagegen hat man neuerdings umgekehrt verſucht, aus der gegenwärtigen Sprache der Völker Schlüſſe auf ihre Abſtammung zu ziehen. Von der Wahrnehmung ausgehend, daß die untergeordneten Racen ſich unvollkommener, zum Gedankenausdruck weniger geeigneter Sprachen bedienen, hat man verſucht, an Stelle der körperlichen Aehnlichkeit der Menſchen die Aehnlichkeit der Sprachen zu ſetzen und ſo eine neue Völkertafel gebildet, welche, obwohl ſie manche Völkergruppen derſelbe Race von einander entfernt und durch die Anthropologie ſchärfer unterſchiedene Racen einander näher ſtellt, doch die früheren Unterſcheidungen nicht umſtößt. Die Zweifel über die Abſtammung der Völker erſchienen nun gelöſt, und auch, wo die äußere Beſchaffenheit der Völker, wie bei den Magyaren und osmaniſchen Türken (— ob vielleicht aus Mangel an genügender Zahl von Beobachtungen? —) von der der ſtammverwandten finniſchen und türkiſchen Völker allzuſehr abzuweichen ſchien, gab doch die Sprache das Zeichen, daß auch ſie zur mongoliſchen Menſchenrace gehören. Die Unvermiſchtheit der Sprache ſchien den Beweis zu geben, daß eine ſtarke körperliche Vermiſchung dieſer Völker nicht ſtattgefunden haben könne, und ein auf dem Gebiete der keltiſchen Sprachen berühmter Sprachforſcher, der Verfaſſer der „Vorſchule zur Völkerkunde", indem er in dieſem ausgezeichneten Werke die Anſicht ausſpricht, daß die Sprache zwar — in gewiſſen Fällen — in faſt widerſinniger Unabhängigkeit von dem Bau der Menſchen, aber deſto enger mit ſeiner Abſtammung verknüpft ſei, läßt hiermit geradezu die Sprache als Kriterium der Abſtammung gelten. Man mag dieſe Anſicht, im Hinblick auf den von demſelben Gelehrten zugegebenen Austauſch der Mutterſprache bei keltiſchen und iberiſchen Völkern und auf den von Anderen behaupteten Sprachen-

austausch des Volksstammes der Bulgaren, sowie gewisser finnischer Völkern in den Wolgaländern für irrthümlich oder zu weitgehend halten; dennoch hat sie insofern ihre feste Berechtigung, als sie auf dem Gefühle ruht, daß die physische Abstammung dem Sprachverhältnisse gegenüber an Wichtigkeit zurücktritt, und daß die Sprache bei der Unterscheidung der Völker umsomehr an die Stelle der Abstammung treten muß, je mehr wir außer Stande sind, die physische Abstammung aller Menschen mit Sicherheit festzustellen.

Eben deshalb ist der Versuch nicht gutzuheißen, bei Unterscheidung der Nationen neben der Sprache auch die oben angegebenen nationalen Eigenthümlichkeiten als maßgebend hinzustellen, und bei der Darstellung der ethnographischen Verhältnisse die thatsächlichen Sprachverhältnisse mit Rücksicht auf andere Elemente zu modificiren. Die Tendenz zu solcher Vermittlung findet sich insbesondere in dem großen Werke des vormaligen Directors der administrativen Statistik, Freiherrn v. Czörnig, der „Ethnographischen Karte der österreichischen Monarchie". Bei Sammlung des Materials zu derselben durch die Administrativ-Behörden — deren Instruction nebst den Formularen leider in dem dreibändigen Texte keine Stelle gefunden hat — ist offenbar auf das Sprachverhältniß das hauptsächliche Gewicht gelegt, auch (nach einer auf dem Berliner Congreß gemachten Mittheilung) bei der Zählung von 1850, deren Resultate jedenfalls für dieses Werk mitbenutzt wurden, die Muttersprache der Einwohner ermittelt worden. Der nach sechszehnjähriger Arbeit (1857) erschienene, mit ausgezeichneter Klarheit gearbeitete Text der allgemeinen Ethnographie spricht (mit Ausnahme einer Parenthese auf einem später als Carton hinzugekommenen Blatte und des einmal vorkommenden Ausdruckes Stammes- und ethnographische Grenze) durchgehends nur von Sprachgebieten, Sprachgrenzen, Sprachinseln, Sprachbezirken; zur Begrenzung der einzelnen Völkerstämme, heißt es daselbst, biete die Sprache das geeignetste Mittel; auf die Verschiedenheit der Volkseigenthümlichkeit geht die allgemeine Ethnographie nur da zurück, wo wie bei den czechischen und serbischen Stämmen der Sprachunterschied in den Hintergrund tritt, mit anderen Worten, wo es sich nicht um die Unterscheidung von Sprachen, sondern von Mundarten handelt. In diesem Sinne spricht die allgemeine Ethnographie von Bewahrung der Nationalität, von germanisirten Czechen und zählt die jüdischen Gemeinden gewisser Landestheile in sprachlicher Hinsicht zu den deutschen Inseln; auch die Anmerkungen erwähnen die einstige weitere Verbreitung der deutschen Zunge in jetzt slowakischen Gegenden, italienische Orte, welche noch vor Kurzem deutsch waren u. s. w. — Ganz anders aber in der Vorrede zu dem Gesammtwerke: Hier ist nur von ethnographischen Grenzen und Inseln die Rede, und eine Anmerkung belehrt uns, daß „der im Text gebrauchte Ausdruck von Sprachgrenzen und Sprachinseln lediglich gebraucht wurde, weil er bisher üblich und leicht verständlich ist". „Bei der ersten Ausfertigung der Karte", heißt es einige Seiten vorher, „waren in dem czechischen Antheile von Böhmen und Mähren mehrere Städte und Marktflecken als deutsch-czechisch gemischt bezeichnet, da dort vorwiegend deutsch gesprochen wird; diese deutsche Bezeichnung mußte bei strenger Fest-

haltung des ethnographischen Principes im Gegensatze zum sprachlichen entfallen, da die dortige Bevölkerung, wenn sie gleich neben ihrer Muttersprache deutsch spricht, dem czechischen Volksstamme fast ausschließlich angehört."

Eine solche Abänderung würde gewiß berechtigt gewesen sein, wenn sie auf Grund richtigerer Aufnahmen über die Sprachverhältnisse selbst, unter Zurückgehen auf die eigentliche Familiensprache der Einwohner erfolgt wäre. Daß solche Ermittelungen stattgefunden haben, wird indeß nicht gesagt; es wird zunächst in dem bezeichneten Falle dadurch unwahrscheinlich, daß ein namhafter sprachkundiger Geograph auf seinen Wanderungen am Südwestabhange der Sudeten die Sprachverhältnisse in verschiedenen Orten in der That anders fand, als sie die Czörnig'sche Karte angiebt, und zwar mehr zu Gunsten der deutschen Nation. Es wird ferner dadurch unwahrscheinlich, daß, wo eine zweite Aufnahme wirklich ausgeführt worden ist, nämlich bei Feststellung der Grenze zwischen den Italienern und Kroaten in Istrien, die Sprachverhältnisse offenbar nicht die alleinige Entscheidung gegeben haben, vielmehr, wie es nach der betreffenden Darlegung scheint, auf die Tracht und Sitte als Abstammungszeichen ein vorzügliches Gewicht gelegt worden ist, und erst, wo diese widersprechende Resultate ergaben, der nationale Charakter der Mundart den Ausschlag gegeben hat. Es wird endlich noch dadurch unwahrscheinlich, daß die Vorrede der großen Schwierigkeiten gedenkt, welche „die der festen Begrenzung beinahe entbehrende Durchdringung des deutschen und slowenischen Volksstammes in Steiermark und Kärnten" dargeboten hat; denn die Schwierigkeiten konnten hier, sobald man sich darauf beschränkte, die Sprachverhältnisse darzustellen, nicht so bedeutend sein, da beide Sprachen sich ganz bestimmt von einander unterscheiden; eine falsche Tendenz, die Abstammung ermitteln zu wollen, hat aber diese Schwierigkeiten hineingebracht und damit wahrscheinlich — man erinnere sich, wie die Zeitungen von einem Proteste berichteten, der von einer Anzahl deutscher Gemeinden des Marburger Kreises gegen die ihnen angemuthete slowenische Nationalsprache erhoben wurde, — auch den Werth des Aufnahmeergebnisses beeinträchtigt.

Offenbar hat im Laufe der Arbeit das Bestreben, das ganze Werk auf historischen Boden zu stellen, welches andererseits eine Fülle von ethnographisch wichtigen Materialien zur allgemeinen Kenntniß gebracht hat, den statistischen Charakter des Unternehmens allmählich in den Hintergrund gedrängt. In der Vorlage 11 an den statistischen Congreß zu Wien (bis zu welchem das große Werk vollendet wurde), der „Statistik der ethnographischen Verschiedenheiten in der Bevölkerung eines Staats mit Berücksichtigung ihres Einflusses auf Leben, Sitte und Bildung", ist die ethnographische Verschiedenheit identisch mit der Verschiedenheit der Nationalitäten; diese Verschiedenheit erscheint aber als eine von vornherein — also wohl durch Abstammung — gegebene. Die ethnographisch statistischen Momente 1 bis 3 des Programms sprechen von den Gebieten und Wohnsitzen der Völkerstämme und von der Zahl der jedem Volksstamme angehörigen Bewohner, ohne zu sagen, woran solche zu erkennen sind, — und im vierten Moment, „Charakteristik der

Volksstämme", ist die Sprachverschiedenheit nur als ein dritter zu behandelnder Punkt neben oder vielmehr nach der geistigen Eigenthümlichkeit und der physischen Ausbildung der Völker erwähnt.

Worin aber liegt die bewegende Ursache dieser Umkehr vom richtigen zum unvollkommenen Prinzip? worin liegt es, daß die Abweichungen von den vorgefundenen Sprachverhältnissen zum Nachtheile des deutschen Volksstammes gegenüber den czechischen (allerdings vermuthlich umgekehrt zu Gunsten des deutschen gegenüber dem magyarischen) ausgefallen sind, während die wirklichen Abstammungsverhältnisse in Böhmen und Mähren eher das Umgekehrte hätten ergeben müssen, wenn anders Czörnig's eigene Bemerkung richtig ist: daß „die Zähigkeit des ethnographischen Moments freilich bei den Deutschen die am wenigsten nachhaltige" sei? Man wird wohl nicht fehlgreifen, wenn man diese Ursache in dem Werke findet, dessen die Vorrede (Seite 6) mit Bewunderung gedenkt, der auf keiner statistischen Grundlage beruhenden ethnographischen Karte eines sprachgelehrten Panslawisten, des Landsmannes des Direktors der administrativen Statistik Oesterreichs. Diese Karte mag für den österreichischen Staat eine höhere Bedeutung haben, als ihr für den preußischen zusteht, indem ihre Grenzlinien der wirklichen Sprachgrenze und sicher auch der Stammesgrenze wenig entsprechen; jedenfalls aber muß es einem Statistiker zum Vorwurf gereichen, wenn er sich durch dieselbe verleiten ließ, das Licht des statistischen Kriteriums zu verlassen und sich nebelhaften ethnographischen Vorstellungen hinzugeben, in welchen Wahrheit und Dichtung nicht immer sich scheiden lassen.

Die Stellung der Juden im griechisch-römischen Alterthum.

I.

Die Stellung der Juden in der alten Welt bietet mehr als eine auffallende Analogie mit ihrer Stellung in der Gegenwart. Sie waren im römischen Reiche längst vor der Zerstörung Jerusalems als zerstreute Judenschaften im nördlichen Afrika, in Kleinasien, in ganz Griechenland und von hier über das südliche Europa bis nach Spanien verbreitet. Es ist überhaupt eine falsche Vorstellung, daß erst das mehrmalige Unglück, welches ihren sogenannten Staat traf, sie der Ansässigkeit beraubt und den damit verbundenen edeln und ehrbaren Gewerben des Ackerbaues und der bürgerlichen Industrie entrissen habe. Falsch ist daher auch der Jammer der Juden über den Druck der mittelalterlichen Gesetzgebung und ihr stehender Vorwurf gegen unsere Vorfahren, daß dieselben ihnen den Zutritt zu jenen edeln und ehrbaren Gewerben verschlossen und allein den Handel offen gelassen hätten, — nicht weniger die Floskel der Judenfreunde, daß die Völker des Mittelalters durch die Einschränkung der Juden auf den Handel an der Gemeinheit und Niedrigkeit der Gesinnung derselben, ihres Calculs und ihres Strebens

ſchuld ſeien. Mit der Anſäſſigkeit der Juden iſt es in ihrem eigenen Alterthum nie weit her geweſen, Heimathlichkeit auf ihrem Boden und in ihrem eigenen Geſetz iſt ihnen nicht beſonders nachzurühmen und, ſtatt ſich auf der Grundlage des Ackerbaues von unten her aufzubauen und in ihr Geſetz einzuleben, waren ſie vielmehr ſchon unter ihren Königen, wie unter dem zweiten Tempel hauptſächlich nur die unſtäten Commiſſionäre eines fremden Welthandels, der zum Theil durch ihr Gebiet ging und ihnen, während er in ſeinen großen Bewegungen Aſien, Afrika und die Völker des Mittelmeeres umfaßte und die britiſchen Inſeln berührte, auf ſeiner Paſſage durch die Wüſten am Saum und im Innern des Landes einige Procente abwarf.

Eines fremden Welthandels, ſagten wir, denn die, ohnehin folgenloſen, Verſuche einiger ihrer früheren Könige, einen eigenen activen Handel in Gang zu bringen, können neben dem Handels- und Colonialſyſtem der Phönicier, um von den Griechen zu ſchweigen, nicht in Betracht kommen. Für den Großhandel und die Schifffahrt waren ſie in ihrem Alterthum mit derſelben Armuth geſchlagen wie im Mittelalter und in der neueren Zeit. Sie haben nie etwas Großes, Nachhaltiges ſchaffen können; ein Syſtem, wie es die Politik einer Handelsgeſellſchaft iſt, zu entwerfen und im Gang zu erhalten, dazu iſt ihr Geiſt zu ſchwach, zu unſtät und unordentlich; das Ritterliche, was die Combinationen des Großhandels und die Unternehmungen der Schifffahrtsnationen charakteriſirt, iſt ihrer nur auf die Lauer und Ausbeutung angewieſenen Natur fremd. Bloße Zwiſchenhändler, Commiſſionäre und, wie die Klagen ihrer Propheten beweiſen, Wucherer im Alterthum, waren ſie in der kleinen Poſition derſelben Geſchäfte während des Mittelalters höchſt unſchuldig an den ritterlichen Unternehmungen der Hanſa und am Handel Venedig's und Genua's, wie im Ausgang des Mittelalters am Welthandel Spaniens und Portugals und jetzt am engliſchen. Die Welt ausbeuten und die Völker zu ihren Knechten machen, Procente anſammeln und Schätze bilden — das iſt der Gedanke des Juden; die Welt dagegen bearbeiten und nach eigenem Bilde veredeln — das iſt ihm nie in den Sinn gekommen. Selbſt wenn die Völker ihm huldigen und als Judengenoſſen anhängen, träumt er von einer Schranke, die ſie als Anhängſel in gehöriger Diſtanz hält. Die Welt, wie der Chriſt auch im Handel und Verkehr will, nachdem Griechen und Phönicier in ihren Colonieen ſie in ihren Colonial-Unternehmungen aſſimilirt haben, überwinden und verklären, das iſt ihm geradezu ein Unding. Nicht Arbeit, ſondern Profit und Wühlerei ſoll ihn zu ſeinem Zweck, zur Herrſchaft führen.

J. J. Berghaus meint in ſeiner „Geſchichte der Schifffahrtskunde bey den vornehmſten Völkern des Alterthums" (Leipzig 1792), und zwar in dem Kapitel, welches die Geſchichte der Schifffahrtskunde bei den Phöniciern behandelt, ſehr richtig: „Man könnte vielleicht auf den Gedanken gebracht werden, daß die Juden, die ſich rühmten, alle Künſte des damaligen Zeitalters zu beſitzen, ſeitdem den Anfang gemacht hätten, ſich ununterbrochen mit der Schifffahrt zu beſchäftigen. Allein, nichts war den Hebräern unbekannter, als dieſe. Ungeachtet ſie unter dem Flor ihrer erſten Könige hinlängliche

Veranlaſſung dazu hatten, blieben ſie nach als vor in dieſem Stück die vorſätzlichen Verächter ihres Nutzens. Sie fürchteten ſich gleichſam vor dem Meere, woran theils der Ceremonialgottesdienſt, und theils vielleicht uralte angeſtammte Begriffe, welche ganz wahrſcheinlich ihre Vorväter mit aus Aegypten gebracht hatten, ſchuld waren. Das wenige, was ſie nun im Seeweſen leiſteten, war eben ſo mangelhaft, als es ihre Fortſchritte in den abſtrakten Wiſſenſchaften waren. Nirgends können wir zuverläſſige Spuren in der Geſchichte antreffen, daß ſie auch in dieſen die mindeſten Fortſchritte gemacht hätten. Folgende kurze Unterſuchung wird meine Behauptung rechtfertigen."

„Die Rechenkunſt, wie ſie zum täglichen Handelsverkehr erfodert wurde, fand wahrſcheinlich einige Aufmunterung bey ihnen, weil dieſe mit dem merkantiliſchen Gewerbe des Kaufmanns ſo genau verbunden iſt. Doch dieſes iſt nur Hypotheſe, und nirgends hiſtoriſch erweislich; denn alles, was wir deshalb davon anführen könnten, enthält weiter keine Zeugniſſe, als ſolche, die ihre völlige Unkunde in dieſem Stück beſtärken. Auch zweifele ich ſehr, daß die Juden zu den Zeiten Davids und Salomons einen geſchickten Baumeiſter aufweiſen konnten. Hätten ſie damals die Architektur verſtanden, ſo würden ſie nicht nöthig gehabt haben, Zimmerleute und Baukundige von Tyrus kommen zu laſſen, die den Ruhm hatten, in der Bearbeitung des Holzes eine vorzügliche Geſchicklichkeit zu beſitzen. An Schiffbaukunde war gar nicht zu denken. Sie lockten zwar nach der Beſitznehmung des Landes der Verheißung eine Menge theils entwichener, theils fremder Kaufleute in ihre Seeſtädte zurück, die ihnen durch Joſua als ein nunmehr hebräiſches Staatseigenthum waren angewieſen worden; aber an eigene Theilnahme des Seeweſens und der Schifffahrt dachten ſie gar nicht; wenigſtens die Geſchichtbücher dieſes Volks ſchweigen gänzlich davon. — Ihre Aſtronomie war eben ſo ſchlecht, als ihre Steuermannskunde beſchaffen. Sie waren ſo weit von der allereinfachſten Kenntniß des geſtirnten Himmels entfernt, und ließen ſo wenig Hang für dieſe Wiſſenſchaft blicken, daß man keine einzige der gewöhnlichſten Naturbegebenheiten, nicht einmal die geringſte Nachricht von der Beobachtung der Sonnen- und Mondsfinſterniſſe in allen ihren Jahrbüchern angezeichnet, viel weniger dieſelben beſchrieben findet. Selbſt bey dem Reichthum ihrer ausdrucksvollen Sprache ſcheint ihre Unwiſſenheit in der Sternkunde ſich ſo weit hin zu erſtrecken, daß ſie, wie einige Sprachforſcher bemerken wollen, nicht einmal ein Wort hatten, wodurch man den Namen einer Verfinſterung der Himmelskörper hätte bezeichnen können. Ganz wahrſcheinlich ſahen ſie dieſelben, vom frommen Aberglauben belebt, für wunderbare Zeichen des göttlichen Zorns an, und ließen ſich darüber, wie mehrere orientaliſche Völker, in keine weitere Unterſuchungen ein. Kurz ich glaube, und dieſes ſcheint faſt keinem Zweifel unterworfen zu ſeyn: daß ſie alles dasjenige, was man in den Werken eines Scheuchzers, Wiedeburgs, Schmidts, in mehr andern rühmlichen Bemühungen und in den Lobrednern der jüdiſchen Mathematikkunde und einigen damit verwandten Wiſſenſchaften antrifft, mehr von fremden, anfänglich in Paläſtina unter ihnen wohnenden Völkern, ſo wie ſpäterhin von den Babyloniern werden entlehnet haben, als daß man alle

dieſe Kenntniſſe den Nachkommen Jacobs zuſchreiben könnte, als wenn ſie dieſelben wie ein Eigenthum kultivirt und auf fremde Nationen verpflanzt hätten. Denn da ſie im Grunde alle Völker haßten und verachteten, ſo wurden ſie ein Raub des Stolzes und der Unwiſſenheit, deren Folge dieſe war: daß ſie ſich in den Augen aller übrigen Nationen ebenfalls der tiefſten Verachtung würdig machten. Schon hiezu legten ſie den Grund bey der Einnahme von Paläſtina. Sie, die ſich rühmten oder vielmehr einbildeten, daß ſie die auserleſenſte von allen Menſchenracen wären, verbannten ganz natürlich jede fremde Wiſſenſchaft aus dem Kreiſe ihrer bürgerlichen Verbindung, und zernichteten noch ſelbſt die rühmlichen Stiftungen der Fremden, die ſich auf ihren Heereszügen nach Kanaan ihren zerſtörenden Händen darboten. Nirgends wollten ſie geſtatten, daß der prüfenden Vernunft und dem anerſchaffenen Scharfſinn des Menſchen vor dem blinden Gehorſam ihrer unwiſſenden Prieſter der Vorzug gegönnet würde. Dieſer Umſtand hatte die traurige Folge für die früheſten Bemühungen der phöniziſchen Philoſophen, daß bey der jüdiſchen Unterjochung von Paläſtina die akademiſche Stiftung der Phönizier zu Kirjath-Sepher, die, wie man ſagt, mit einem Archiv für die Geſchichte dieſes Landes verſehen war, und worin alle Schriften der phöniziſchen Weiſen aufgehoben wurden, ein Gegenſtand ihrer Verwüſtung werden mußte, damit die Pralereyen ihrer eigenen Geſchichtſchreiber die Nachwelt zum Glauben verleiten ſollten, daß nicht die Phönizier, Chaldäer und Aegypter, ſondern ſie die Helden der wiſſenſchaftlichen Geſchichte des Alterthums wären, welchen der Ruhm, Weiſe zu ſeyn, gebühre, den ſie aber mit der unverantwortlichſten Unwiſſenheit, wenigſtens in dieſem Stück, auf alle Jahrhunderte befleckt haben. Wie groß iſt nicht der Nachtheil, der uns durch die politiſchen Ereigniſſe dieſes Landes, und ſelbſt durch das undankbare Iſrael, für die Geſchichte der Wiſſenſchaften zugefüget worden iſt!"

Wie geſagt, nicht erſt ſeit ihr Tempel gefallen war, ſondern ſchon lange Zeit vorher finden wir die Juden über alle Länder verbreitet, durch das parthiſche und durch das römiſche Reich, „überall und nirgends heimiſch, überall und nirgends mächtig". Schon damals zeichneten ſie ſich eben ſo ſehr durch enges Zuſammenhalten untereinander und thätige Theilnahme an dem Schickſal von Glaubensgenoſſen aus, als durch ſtrenge Abgeſchloſſenheit gegen fremde Confeſſionen und Nationen. Die Verſchiedenheit der Race, der Religion und der ganzen geiſtigen Richtung brachte zwiſchen ihnen und den Griechen und Römern eine gegenſeitige Antipathie hervor, die durch ihre Concurrenz im Handel ohne Zweifel noch erhöht wurde.

Der Hauptſitz der Juden außerhalb Paläſtina's war zum zweitenmal Aegypten geworden, ſeit Alexander der Große ein jüdiſche Colonie dahin verpflanzt hatte; ſchon hundert Jahre ſpäter hatten ſie ſich mit der ihnen eigenthümlichen Fruchtbarkeit ſo ſehr vermehrt, daß ihre Zahl eine Million betragen haben ſoll, den ſiebenten Theil des damals dicht bevölkerten Landes, deſſen Einwohnerzahl heute nur auf dritthalb Millionen veranſchlagt wird. Sie ſaßen vom Ufer des Mittelländiſchen Meeres bis an die Grenzen Aethiopiens, und auch die weſtlich an Aegypten ſtoßende Landſchaft Cyrenaika hatte eine

ſtarke jüdiſche Bevölkerung. In Aegypten wie in Cyrene hatten ſie volles Bürgerrecht. In Alexandrien bewohnten ſie von den fünf Stadttheilen beinahe zwei ganz allein, an der Spitze der Gemeinde ſtand ein Ethnarch (Volksfürſt) aus prieſterlichem Geſchlecht, der zugleich im Innern eine richterliche Gewalt übte und die Erhebung der Staatsſteuern beſorgte, und ein hoher Rath von ſiebenzig Aelteſten. Sie genoſſen beſondere, von den Ptolemäern herrührende Privilegien, die Caeſar und dann Auguſtus beſtätigten, namentlich in Bezug auf Küſtenſchifffahrt. Es war ohne Zweifel nicht zufällig, daß ſie gerade nach Alexandrien, dem größten Handelsplatz der alten Welt, ſich am zahlreichſten gezogen hatten, noch auch daß ihr Quartier in unmittelbarer Nähe der königlichen Werfte und des Hafens lag. Der Wohlſtand und die Zahl der alexandriniſchen Juden gaben ihnen nicht ſelten einen bedeutenden Einfluß auf die politiſchen Verhältniſſe Aegyptens; Einzelne nahmen am Hofe und in der Armee hervorragende Stellungen ein, doch ſind auch Beiſpiele bekannt von der frechen und gewiſſenloſen Art und Weiſe, wie ſie ſich am Hofe aufdrängten und ihre Virtuoſität im Ausziehen der Völker zur Anerkennung brachten. Die Anregungen, denen ſie ſich an dem Hauptſitze griechiſcher Wiſſenſchaft und Literatur unmöglich ganz entziehen konnten, blieben nicht unfruchtbar; ſie modificirten und milderten die einſeitige Starrheit des Judenthums, und die alexandriniſch-jüdiſche Literatur, die aus ihnen hervorgegangen iſt, bietet manche intereſſante Erſcheinungen. Selbſt die bildende Kunſt, zu der das Volk von jeher die wenigſte Begabung gehabt zu haben ſcheint, fand unter den alexandriniſchen Juden Pflege; es bildete ſich eine eigene Zunft von Handwerkern und Künſtlern, deren Mitglieder fortan zu den im Tempel von Jeruſalem erforderlichen Arbeiten berufen wurden, während man ſich früher deshalb hatte nach Phönicien wenden müſſen. Nicht mit Unrecht hat man dieſe alexandriniſchen Juden mit den Juden im mauriſchen Spanien verglichen.

Auch die Stadt, die mit Alexandrien um die Ehre des zweiten Ranges (nächſt Rom) rivaliſirte, Antiochia in Syrien, hatte eine große jüdiſche Gemeinde, wie denn überhaupt in Syrien die Juden einen großen Theil der Bevölkerung bildeten, und die dortige Synagoge war eine der glänzendſten und reich mit Weihgeſchenken geſchmückt. Eben ſo waren ſie in Kleinaſien ſehr verbreitet; von den fünf Synagogen auswärtiger Gemeinde in Jeruſalem, welche die Apoſtelgeſchichte nennt, gehörten zwei den alexandriniſchen und cyrenäiſchen, zwei den kleinaſiatiſchen und die fünfte den römiſchen Juden. Wir erfahren aus der Rede Cicero's für Flaccus, daß damals ein römiſcher Prätor in Kleinaſien Anſtand nahm, eine den Juden mißliebige Maßregel zu treffen; in einer einzigen Stadt (Apamea in Bithynien) betrug die nach Jeruſalem zu ſendende Tempelſteuer beinahe hundert Pfund Gold (im Werthe von etwa 2800 Thalern). Daß ſich in Athen, Korinth, Theſſalonich und Philippi (und ohne Zweifel überall in Griechenland und an den Küſten des Schwarzen Meeres) jüdiſche Colonieen befanden, iſt aus der Apoſtelgeſchichte bekannt.

Daß in Italien, und namentlich in Rom, wo die alte Welt ſich

centraliſirte, zahlreiche Juden ſich aufhielten, würde man ſchon aus der Richtung des alexandriniſchen Handels ſchließen dürfen, durch welchen die Hauptſtadt einen großen Theil ihres Getreidebedarfs und die ſämmtlichen Luxuswaaren des Orients bezog. Die Abſchwächung der Nationalitäten im alexandriniſchen Zeitalter wie im römiſch-imperatoriſchen und die geſteigerte Finanzwirthſchaft hatten die Juden im hohen Grade zu ihrer Einniſtung und für ihre Geldgeſchäfte zu benutzen verſtanden, während andererſeits die großen Völkerbezwinger und Völkermiſcher, Alexander und Caeſar, ihre Brauchbarkeit zur Nivellirung der Nationalitäten wohl zu würdigen gewußt hatten. In Rom wohnten ſie größtentheils nicht weit von dem jetzigen Ghetto, auf der Tiberinſel und am linken Tiberufer am Abhange des Vaticans; eine Tiberbrücke behielt noch lange den Namen pons Judaeorum. Sonſt war dieſe Gegend faſt nur von bettelhaftem Geſindel, Kleinkrämern und Lohgerbern (die der Nähe des Fluſſes bedurften) bewohnt. Was die Juden bewogen haben kann, ſich vorzugsweiſe hier niederzulaſſen, iſt unbekannt; ein Zwang kann es durchaus nicht geweſen ſein, möglicher Weiſe aber der Wunſch, den Abladeſtellen der Tiberſchiffe nahe zu ſein. Ueber ihre Menge in Rom giebt die erwähnte Rede Cicero's für Flaccus überraſchende Aufſchlüſſe. Die Anklage, die gegen Flaccus wegen ſeiner Verwaltung Kleinaſiens erhoben worden war, warf ihm unter Anderm auch vor, daß er die von den kleinaſiatiſch-jüdiſchen Gemeinden nach Jeruſalem zu ſendende Tempelſteuer confiscirt hatte, beiläufig geſagt, auf Grund eines Senatsbeſchluſſes, der die Ausfuhr von Gold aus römiſchen Provinzen überhaupt verbot. Die Anklage rechnete auf den Einfluß der römiſchen Juden; man wiſſe, ſagt Cicero, wie ſtark an Zahl ſie ſeien, wie eng ſie zuſammenhalten, welchen Einfluß ſie in Verſammlungen üben. Um ſo mehr müſſe die Charakterfeſtigkeit des Mannes anerkannt werden, der „dieſer barbariſchen Sekte" entgegenzutreten gewagt, dieſer aufgeregten Maſſe, dieſer ſchmähſüchtigen und argwöhniſchen Nation Trotz geboten habe.

Aus dieſer immerhin großen Behutſamkeit, mit welcher ſich ſelbſt ein Cicero aus Furcht vor der Rache der Juden über ſie ausſpricht, erhellt der Terrorismus, den ſie zur Zeit des Unterganges der Republik in Rom in den Volksverſammlungen als Geldleute und mit ihrem alle Mittelmeerländer umſpannenden Zuſammenhange übten. Demokraten, Stützen des Imperialismus, ſchon Caeſar's feurige Bewunderer, weil er die Ariſtokratie Rom's demüthigte und die Nivellirung der Nationalitäten kräftig in Angriff nahm, ſchloſſen ſie ſich doch überall, wo ſie ſich rings um das Becken des Mittelländiſchen Meeres eingeniſtet hatten, als eine eigene nationale Genoſſenſchaft gegen ihre Umgebung ab. Sie machten ſich zugleich durch ihre ausſchließliche Beſchränkung auf die Geldgeſchäfte, durch ihre Wühlereien gegen die letzten Regungen der nationalen und ariſtokratiſchen Parteien, durch ihre offen zur Schau getragene Verachtung aller Völkerſchaften und ihre eigene nationale Abſperrung verhaßt, während die Aufdringlichkeit, mit welcher ſie ſich trotz ihrer vermeintlichen natürlichen Reinheit und Vorzüglichkeit in die lukrativen Geſchäfte

mengten, ihre Gier und unmännliche Haltungslosigkeit ihnen die allgemeine Verachtung zuzogen.

Mommsen drückt sich natürlich sehr milde über die Juden in seiner „Römischen Geschichte" aus, sagt aber doch: „Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geschäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römischen Kaufmann zog damals der jüdische Händler eben so überall hin, wie später mit dem genuesischen und venetianischen, und neben der römischen strömte das Capital allerorts bei der jüdischen Kaufmannschaft zusammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen diese so gründlich orientalische Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judenthum, obwohl nicht der erfreulichste Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichts desto weniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge sich entwickelndes geschichtliches Moment, das der Staatsmann weder sich ableugnen noch bekämpfen durfte und dem Caesar vielmehr, eben wie sein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse möglichst Vorschub that. Wenn Alexander, der Stifter des alexandrinischen Judenthums, damit nicht viel weniger für die Nation that wie ihr eigener David durch die Gründung von Jerusalem, so förderte auch Caesar die Juden in Alexandreia wie in Rom durch besondere Begünstigungen und Vorrechte und schützte namentlich ihren eigenthümlichen Cult gegen die römischen wie die griechischen Localpfaffen. Die beiden großen Männer dachten natürlich nicht daran, der hellenischen oder italienisch-hellenischen Nationalität die jüdische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht wie der Occidentale die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleichgültig verhält; der ferner eben so schwer den Kern seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgiebt, als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt und bis zu einem gewissen Grad die fremde Volkseigenthümlichkeit sich aneignet — der Jude war eben darum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert lebendigen Politien erbaut und mit einer gewissermaßen abstracten und von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition und insofern ein vorzugsweise berechtigtes Mitglied in dem caesarischen Staate, dessen Politie doch eigentlich nichts als Weltbürgerthum, dessen Volksthümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war."

Außerordentliche Begünstigungen hatten sich also die Juden von Cäsar zu erfreuen, dessen „Kosmopolitismus über nationale Vorurtheile erhaben" war und der überdies im ägyptischen Krieg von Juden eine sehr fördernde Unterstützung erhalten hatte. Er bestätigte die bürgerliche Gleichstellung und die besonderen Privilegien der alexandrinischen Juden, gestattete ausdrücklich die Ausführung der Tempelsteuer und schützte die angefochtene Religionsfreiheit der kleinasiatischen Gemeinden, denen nicht bloß Synagogen zu bauen erlaubt wurde, sondern auch, daß sie am Sabbath nicht vor Gericht zu erscheinen durften. Was er für die römischen Juden gethan hat, ist nicht bekannt;

unbedeutend kann es nicht gewesen sein, denn Nacht für Nacht kamen sie an seinen Grabhügel zu trauern. Auch Augustus begünstigte sie, Tiberius dagegen war ihnen feindlich gesinnt; unter seine Regierung fällt (im Jahre 19) die erste Judenverfolgung in Rom. Die Veranlassung gab die Bekehrung einer vornehmen Römerin Fulvia, der Gemahlin des Senators Saturninus, zum Judenthum; sie sandte durch ihre jüdischen Lehrer eine Tempelsteuer nach Jerusalem, und diese würdigen Männer unterschlugen die fromme Gabe. Die Sache wurde ruchbar und machte Aufsehen.

Die strenge Absonderung und landsmannschaftlich enge Verbindung der Juden in Rom hatte ohne Zweifel Besorgnisse erregt, nun schien die Proselytenmacherei überhand nehmen zu wollen. Der Senat faßte einen Beschluß, der nur durch eine wirkliche oder vorausgesetzte Gefahr erklärlich ist. Viertausend waffenfähige Männer aus dem Stande der Freigelassenen, die, wie Tacitus sagt, „von jüdischem und ägyptischem Aberglauben angesteckt" waren, wurden auf die Insel Sardinien zur Bekämpfung der dort hausenden Räuberbanden abgeführt; „würden sie von dem ungesunden Klima aufgerieben, so wäre der Schaden gering, die Uebrigen sollten Italien verlassen, wofern sie nicht vor einem festgesetzten Tage ihren unheiligen Glauben abgeschworen hätten." So hoch man eine Bevölkerung veranschlagen muß, die eine so große waffenfähige Mannschaft stellen konnte, so sollte man doch glauben, daß durch diesen Schlag die jüdische Gemeinde in Rom so gut wie vernichtet worden sei. Aber kaum dreißig Jahre später (48) waren die Juden in Rom — nach Dio Cassius — zu solcher Menge angewachsen, daß sie, ohne Unruhen zu erregen, nicht wohl ausgewiesen werden konnten, weshalb Kaiser Claudius sich begnügte, ihre religiösen Versammlungen zu verbieten. Nach Sueton jedoch wäre damals eine abermalige Massenausweisung erfolgt, weil sie auf Anstiften eines gewissen Chrestus — den man ganz irrthümlich mit Christus hat identificiren wollen — unaufhörlichen Aufruhr erregt hätten.

Trotz aller dieser Maßregeln blieb, wie man aus zahlreichen Andeutungen der Schriftsteller sieht, ihre Zahl in Rom immer sehr bedeutend. Die Spannung aber, die, hervorgerufen durch ihre weltlichen Träume von der Knechtung aller Völker, zwischen ihnen und den Römern stattfand, entlud sich endlich in dem mehrjährigen Kampfe, der im Jahre 70 n. Chr. mit der Eroberung Jerusalems durch Titus und der Einäscherung des Tempels endigte. Man kann diese Katastrophe mit vollstem Rechte so deuten, daß den Juden die mannichfachen Revolutionen des alten Roms, die sie durch ihre Hetzereien unter dem hauptstädtischen Pöbel förderten, am meisten zu Statten kamen, daß der Zusammenfluß des baaren Geldes in ihren Händen und ihr Zusammenhang mit allen Staatsdieben des ungeheuren Römerreiches ihnen die kühne Idee eingab, eben die Weltherrschaft, die bisher durch die Waffenmacht zu Stande gekommen war, auf die Macht des Geldes zu errichten, und daß die Erstürmung der Tempelstadt und die Zerstörung des letzten Restes des Judenstaates Nothwehr von Seiten der Römer war. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus, der Führer und Verräther der aufständischen Juden, derjenige, in dessen Schriften der

Uebergang der früheren jüdischen Herzenshärte in bloße Schlauheit und Pfiffigkeit sich authentisch verfolgen läßt, half mit seiner Verrätherei jene Katastrophe beschleunigen, gleichsam um die Ecke auf den Verfall der heidnischen Nationalculte speculirend und in seinem aufgeklärten Unglauben auf ein verheidnischtes Reformjudenthum raffinirend, welches die siegreichen Römer unvermuthet überraschen und die Welt sich schließlich unterwerfen sollte.

Der unglückliche Ausgang des Aufstandes, dessen Führer Bar-Cochba war, vollendete die Paganisirung des Volkes. Nachdem ihm Titus nach der Erstürmung Jerusalems im Brande des Tempels die letzte Basis für seine Gesetzesübung genommen hatte, jetzt, nach dem Siege Hadrian's über Bar-Cochba, von seiner heiligen Stadt sogar ausgeschlossen, hatte es nur noch sein natürliches, antikes Blut, welches ihm mit den Wallungen des Grimmes und Aergers als Stätte, als Träger und Zeugniß seiner Einzigkeit und Heiligkeit galt. Sein ganzer Religionscultus beschränkte sich seitdem auf Verehrung und Reinhaltung seines Blutes — das Gesetz, von der Stätte abgelöst, auf der es, wenn auch nicht herzliche und treue Ausführung gefunden, doch die Ceremonialmittel des Opferdienstes besessen hatte, wurde in ein leeres und herzloses Gethue verwandelt, welches nur dazu diente, mit seinen Formalitäten die Heiligkeit des Naturblutes von der Berührung mit der unreinen Welt zu behüten. Zunächst war der Zweck noch ein defensiver und zwar sowohl gegen das immer noch mächtige heidnische Römerreich wie gegen die christliche, mit dem Heidenthum in Eine Reihe gestellte Predigt vom Glauben, von der Liebe und vom Mysterium der Versöhnung; allein am Ende der Perspektive stand die Rache am heidnischen und christlichen Gegensatz, der Sieg des Naturblutes und seiner Weltherrschaft. So sehr aber das Volk nach der Vertilgung des Heidenthums lechzte, so hat es doch die Ueberwindung des heidnischen Weltreiches der christlichen Kirche überlassen müssen. Es hat, so lange es in der Fremde lebt, in seinem Ingrimme noch Nichts gestürzt und im Groll seines Gegensatzes sich so unfähig und kraftlos gezeigt, wie in der positiven Produktion. In gleicher Weise, wie die Unfähigkeit seines Ingrimmes, bewies das Volk seine Unkenntniß der Zeiten und seinen Mangel an Kraft der Berechnung, indem es plötzlich durch die Christianisirung des römischen Reiches überrascht und auch gesetzlich in die secundäre Stellung placirt wurde, die ihm bei seinem notorischen Gegensatz gegen die Kirche nur zukommen konnte. Daß es schon damals von der Entwickelung der Kirche und des christlichen Geistes abhängig war und seine gesellschaftliche und politische Geltung seitdem von der zunehmenden Durchdringung der christlichen Völker von ihrem Glauben bestimmt wurde, hätte es um so weniger überraschen sollen, da es selbst mit seiner Fixirung des chimärischen Gesetzes im Talmud von der fortschreitenden positiven Entwickelung des Dogma's und der Verfassung der Kirche angereizt wurde, wie auch seine späteren Organisationsversuche im Mittelalter und seine neueren Aufklärungsthaten ihre Abhängigkeit von dem christlichen Vorgange nicht verleugnen können.

Die ſchwarzen Diamanten Englands.

I.

Wer hat die Beſchreibung und abenteuerliche Geſchichte der „berühmten Diamanten“ nicht geleſen, auf deren Beſitz gewiſſe Potentaten der Erde ſo ſtolz ſind? Man hat dieſen ſtrahlenden Juwelen einen fabelhaften Werth verliehen, von dem die Einbildungskraft zurückſchreckt; vor deren Nutzen aber hat Niemand ein Wort geſagt, und der Grund hiervon iſt ſehr einfach. Geſtehen wir es ein, daß wir unſererſeits jenen anderen beſcheideneren und gewöhnlicheren Diamanten, welche unſer Boden in ſeinem Schooße einſchließt, bei Weitem den Vorzug geben. Zwar haben ſie weder die Klarheit, noch die Durchſichtigkeit der erſteren, ihre Seltenheit verleiht ihnen keinen idealen Werth, aber gerade ihrem wirklichen Nutzen und ihrem häufigen Vorkommen verdanken ſie ihren poſitiven Werth; wenn auch ihre Beſtimmung nicht die iſt, auf der Stirn und an dem Halſe einer ſchönen Frau zu prangen, eine höhere Geltung verſchafft es ihnen, daß ſie materielles Wohlſein in die Hütte der Armen ſowohl, wie in die Wohnung des Reichen bringen, daß ſie zum Fortſchritt der Wiſſenſchaften und induſtriellen Künſte, mit einem Worte, zum Gange der Civiliſation mächtig beitragen.

Unter der Regierung Eduard's I. wurde die Steinkohle als Brennmaterial zuerſt in London eingeführt, zum großen Verdruß der Städter und zum Mißfallen des Königs. Hören wir die Geſchichte — nicht des Königs, ſondern dieſer Hauptbegebenheit ſeiner Zeit, welche nur wenige Geſchichtſchreiber einer Erwähnung gewürdigt haben.

Als man zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf den Gedanken kam, die erſten Steinkohlenblöcke von Newcaſtle nach London zu ſchicken, ſo geſchah dies nur, um an den Schmieden, Brauern und zwei oder drei anderen Induſtriellen, denen Brennmaterial unumgänglich nöthig iſt, einen kleinen Verſuch zu machen — einen anderen Zweck beabſichtigte man nicht. Ein dicker, ſchwarzer Rauch begann aus einer geringen Zahl von Schornſteinen aufzuſteigen.

Sogleich erhob ſich ganz London wie ein Mann, indem es lautes Geſchrei ausſtieß. Im Jahre 1316 richtete das Parlament eine Bittſchrift an den König, worin es hieß, daß, wenn er den Reiz eines friſchen Gartens, den Vorzug eines reinlichen Antlitzes oder die Annehmlichkeit weißer Wäſche ſchätze, wenn er nicht wolle, daß ſeine loyalen Unterthanen erſticken oder mindeſtens gleich ſchlechten Schinken geräuchert werden ſollten — er inſtändigſt gebeten werde, den Gebrauch dieſes neuen peſtilenzialiſchen Brennmaterials, genannt „Steinkohle“, gänzlich zu unterſagen.

Der König, die Wahrheit und Gerechtigkeit dieſer Vorſtellung anerkennend, erließ unverzüglich eine Verordnung, durch welche allen ſeinen getreuen Unterthanen anbefohlen wurde, ſich fortan des Gebrauchs jener läſtigen und ungeſunden Subſtanz zu enthalten.

Die Schmiede, die Brauer und die anderen Induſtriellen, welche bei der

Verwendung der Steinkohle großen Vortheil gefunden hatten, hielten Rath und beschlossen, ungeachtet der königlichen Verordnung, damit fortzufahren, jedoch gewisse Vorsichtsmaßregeln zu beobachten; aber sie vergaßen jenen unglücklichen Rauch, welcher solch' Geschrei verursacht hatte, oder dachten in ihrer Herzenseinfalt vielleicht nicht daran, daß dieser noch einmal sie verrathen müsse.

Jener dichte Rauch hatte aber nicht so bald seine Erhebung und Ausbreitung über die Schornsteine begonnen, als derselbe von unzähligen Aufpassern bemerkt und dem Parlamente die Kunde unter lauten Verwünschungen hinterbracht wurde. Hierauf erfolgten neue Petitionen des Parlamentes, in Folge deren der darüber in hohem Grade erzürnte König befahl, daß alle Schmiede, Brauer und andere Schelme, die sich erlauben würden, trotz seines Verbotes, Steinkohlen zu brennen, mit hohen Geldstrafen zu belegen seien, außerdem aber sollten ihre Herde und Oefen demolirt und vollständig weggeschafft werden.

Dieser Befehl wurde wirklich ausgeführt, aber dennoch hatten auch die strengsten Maßregeln keinen Erfolg; die Anwendung der Steinkohle hatte den Consumenten so ausgezeichnete Resultate geliefert, daß sie entschlossen waren, kein anderes Brennmaterial zu gebrauchen, möge daraus entstehen, was da wolle. Man sah demnach aus einer immer größeren Anzahl Rauchfängen schwarze Wolken aufsteigen, und die Behörde hatte noch mehr Herde und Oefen zu zerstören, die aber in demselben Maße wieder aufgebaut wurden, so daß die Dinge sich von beiden Seiten auf demselben Fuß erhielten.

Es stellte sich endlich bis zur Evidenz heraus, daß Niemand erstickt, vergiftet oder eingeräuchert wurde, daß sogar Niemand irgend welche Nachtheile oder unangenehme Folgen erlitten hatte. Man sollte meinen, daß von dem Augenblicke an, wo die Vortheile der Steinkohle in ihrem vollen Umfange hervortreten, während die Nachtheile sich als unbedeutend zeigten und die Gefahren verschwanden — die Anwendung derselben ohne Verbot, Kampf oder Erörterung bald ganz allgemein hätte werden müssen.

Aber leider geht es nicht so in der Welt. Man kann die Menschen nicht zwingen, sociale Neuerungen, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, materielle und augenscheinliche Verbesserungen darbieten, ohne Weiteres zu acceptiren. Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht und irrt sich eben so sehr, wie die Kinder, welche da meinen, daß es den Personen, die ihnen Vernunft predigen, nie daran fehlen könne. Statt demnach die Einführung der Steinkohle in die Hauptstadt durch alle möglichen Mittel zu erleichtern, setzten die Behörden den Verbindungen zwischen London und Newcastle jedes denkbare Hinderniß entgegen, indem sie die abenteuerlichsten Steuern und Abgaben ersannen. So hatte das neue Brennmaterial — die künftigen schwarzen Diamanten Englands — um seine Freiheit zu kämpfen während einer Reihe von Regierungen, welche die Geschichte nichtsdestoweniger „weise und glorreiche" nennt.*)

*) Aehnliche Kämpfe hatten die Eisenbahnen zu bestehen. Wir führen nur ein Beispiel an, und zwar, wenn man sich so ausdrücken darf, ein einheimisches. Am 22. Juni

Bevor eine Ladung Steinkohle in London gelandet werden durfte, mußte die Erlaubniß des Lordmayor eingeholt werden. Wie erhielt man aber diese Erlaubniß? Es ist leicht, es zu vermuthen, obgleich ein officielles Dunkel uns in Unwissenheit über den genauen Betrag des Tributs läßt. Glücklicherweise ist dasselbe nicht der Fall mit den Emolumenten der Aldermen; wir finden, daß die Mitglieder dieser Corporation befugt waren, die Steinkohle zu messen und zu wiegen, entweder in Person und in ihrer Amtskleidung, oder, wenn sie es vorziehen würden, durch einen Bevollmächtigten, und daß sie für ihre Mühe eine Summe von acht Pence Sterling für die Tonne im Voraus zu entnehmen berechtigt waren. Diese Prärogative ward durch einen Erlaß vom Jahre 1613 bestätigt; der City entstand dadurch, zur großen Genugthuung des hochweisen Magistrats, eine jährliche Einnahme von 50,000 Pfd. Sterling.

Dieses Schutzsystem, während langer Jahre unter verschiedenen Formen und mit mannigfachen Variationen aufrecht erhalten, wurde über ganz England ausgedehnt und lastete vorzugsweise auf den ärmeren Klassen. Zwar kamen manche Einwohner Londons auf den Gedanken, darüber Klage zu führen, indem sie nicht nur keinen Schutz gegen die Steinkohlen von Newcastle nöthig hätten, sondern im Gegentheil sich glücklich schätzten, sie bekommen zu können; wenn sie geschützt werden sollten, so wäre dies eher gegen den Lordmayor und den Magistrat nothwendig, welche diesen unentbehrlichen Artikel mit allerlei Steuern und Auflagen belegten. Aber jene guten Leute wurden als Unwissende und Uebelgesinnte verschrieen, und man bedeutete ihnen, daß sie nichts weiter zu thun hätten, als gutwillig zu bezahlen — zuerst den Schutz, dann die Steinkohlen. Sie mußten sich fügen. Allein da die Wichtigkeit des Gegenstandes die Habgier des Magistrates überstieg, wurde der Gebrauch der Steinkohle unter der Regierung Karl's I. allgemein. *)

1835 erließ das Aeltesten-Collegium der Berliner Kaufmannschaft eine Vorstellung an die Ministerien des Innern und der Finanzen wegen Anlage von Eisenbahnen. Unterzeichnet ist der damalige Vorsitzende Josef Mendelssohn. Von diesem Schreiben giebt an demselben Tage das Aeltesten-Collegium dem Magistrate Berlins Kenntniß und ersucht ihn, da der Gegenstand unzweifelhaft auch für die Commune Berlins von entschiedener Wichtigkeit sei, den Antrag der Kaufmannschaft bei den Ministerien zu unterstützen. Hierauf erwiderten „Oberbürgermeister, Bürgermeister und Rath hiesiger königlicher Residenzien" am 8. September 1835: „Die Herren Aeltesten der hiesigen Kaufmannschaft benachrichtigen wir auf die Mittheilung vom 22. Juni d. J., daß wir deren Antrag bei den königlichen Ministerien, in Betreff der bei Anlegung von Eisenbahnen in den diesseitigen Staaten nothwendig werdenden Einschließung Berlins in den Bereich derselben, durch den Zeitungsbericht unterstützen werden. Uebrigens ist, nach unserem Dafürhalten, wohl nicht zu erwarten, daß die Eisenbahnen im nördlichen Deutschland, bei der geringen Bevölkerung und dem daraus folgenden geringeren Verkehr mit Waaren, wie unter den Menschen selbst durch Reisen, wirklich einen so bedeutenden Eingang finden werden, als die Herren Aeltesten annehmen." Unterzeichnet Krausnick ꝛc So dachten über die Eisenbahnen 1835 die Väter der Stadt Berlin, aber auch, beeilen wir uns, dies hinzuzusetzen, viele andere um Handel und Industrie verdiente Personen.

*) Bei uns, d. h. in Berlin und der umliegenden Gegend, verschaffte sich die Feuerung mit Steinkohlen viel später Eingang. Sie datirt vom Jahre 1777, wo dieselbe durch den damaligen Departementsrath der Neumärkischen Eisenhüttenwerke, späteren Geh. Ober-

Nicht früher als im Jahre 1830 wurden die läſtigſten auf den Steinkohlen ruhenden Abgaben aufgehoben, man ließ jedoch noch diejenigen beſtehen, welche auf Koſten der Bewohner von London und von zwei oder drei See-

---

Bergrath Wehling praktiſch bekannt gemacht und durch das Beiſpiel des Etatsminiſter v. Heinitz eingeführt wurde. Die Steinkohlenöfen wurden zu Bietz in der Neumark gegoſſen und erfuhren bis zum Jahre 1788 eine Verbreitung nach Magdeburg, Berlin, Breslau, Halle ꝛc, die ſich bis auf die Höhe von 2294 Stück belief. Wenn auch die Steinkohlen wegen ihres in Deutſchland, im Vergleich zu England und Frankreich — wo im 15. Jahrhundert durch die mediciniſche Fakultät zu Paris die Unſchädlichkeit des Steinkohlendampfes feſtgeſtellt wurde — viel ſpäteren Gebrauchs nicht mit dergleichen Verboten zu kämpfen hatten, ſo kann man doch nicht ſagen, daß ſich die wohlwollende, mit „Gruß und Gnade" auftretende Geſetzgebung früherer Jahrhunderte Preußens nicht in alle Verhältniſſe, die nur irgendwie Einfluß haben konnten auf das Gemeinwohl, gemiſcht hätte. Ein wichtiger Gegenſtand der Geſetzgebung war auch — um bei den Feuerungsmaterialien ſtehen zu bleiben — das Brennholz. Schon im Jahre 1692 machte man in Berlin die Entdeckung, „daß ſowohl das Kienen- als das Eichen-, Elſen- und Birken-Brennholz" von Tag zu Tag theurer wurde. Dieſe Entdeckung veranlaßte nun ungeſäumt Remeduren, geſetzliche Beſtimmungen von großer Präciſion und Schärfe. In der Zeit bis 1736, alſo innerhalb 44 Jahren, entſtanden über dieſe Frage nicht weniger als 23, ſchreibe drei und zwanzig Geſetze, in Form von Patenten, Taxen, Reglements, Verordnungen, Reſcripten und Edikten. Zunächſt ſollten diejenigen Holzſtätten, deren Beſitzer mit dem Holze anhielten, ausgeſpürt werden; wer im Beſitze von Brennholz war, ſollte alsdann vorgeladen und zur Leiſtung eines Manifeſtationseides aufgefordert werden, darüber, wie viel „an allerhand Brennholz bei ihnen in Vorrath ſei und wie viel ſie zu ihrer Nothdurft und Haushaltung bedürften". Darauf wurde eine Holztaxe feſtgeſetzt: ein Haufen Kienenholz durfte nicht höher als für 3 Thlr. 12 Gr., Elſen- und Birkenholz höchſtens für 5 Thlr. verkauft werden. Zuwiderhandlungen zogen Confiscation des Holzes nach ſich. Im nächſten Jahre wurde die Taxe dafür feſtgeſetzt: „Kienenholz 3 Thlr., Eichenholz 4 Thlr., Elſen- und Birkenholz 5 Thlr." Im ſelbigen Jahre ließ auch Seine Churfürſtliche Durchlauchtigkeit „zu deſto beſſerer Verſorgung" eine ziemliche Quantität Elſen- und Birkenholz in Dero unterhalb des Spreeſtroms liegenden Heiden ſchlagen", die „Klufften etwas länger als ordinarié" und ſolches in Dero Thiergarten hierſelbſt in Haufen ſetzen; für dieſes Holz wurde demnächſt auch ein höherer Preis feſtgeſetzt, nämlich 5 Thlr. 12 Gr. Trotz dieſer ſcharfen Beſtimmungen kamen aber ſehr viele „Unordnungen, Unterſchleiſe und Betrügereien" beim Handel mit Brennholz vor; verſchiedene Holzhändler ließen das Holz nicht auf die Holzmärkte bringen, bedienten ſich auch nicht der geſchworenen Holzſetzer, ſondern brachten es „hinter ihre Häuſer", das gehörige Maß an der Länge, Höhe und Breite nicht beobachtend. Aus dieſem Grunde erging 1694 der Befehl an die Holzhändler, den Empfang von Brennholz dem Hofholzſchreiber (damals einem Herrn Butendach) zu „vermelden" und dabei glaubhaft zu beſcheinigen, von wannen das Holz gebracht werde, um zu wiſſen, ob es aus der kurfürſtlichen Forſt oder von Bauern gekauft ſei. Holzhaufen, die nicht das richtige Maß hielten, wurden konfiscirt, richtig befundenes Holz wurde mit dem kurfürſtlichen Holzhammer gezeichnet. Vier Wochen ſpäter erſchien ein weitläufiges Reglement über das Brennholz. In demſelben war man über den Preis ſchon etwas anderer Anſicht; für gewiſſes, gutes Holz, namentlich das aus dem Spreewalde, konnten ſchon 5 Thlr. für Eichen, 6 Thlr. für Elſen genommen werden. Ebenſo erging 1699 eine Taxerhöhung für kurfürſtliches Holz: 3 Thlr. 6 Gr. für Kienen-, 5 Thlr. 18 Sgr. für Elſen-, 4 Thlr. 9 Gr. für Eichenholz, wenn es mit „Carinen" eingebracht war; dagegen 4 Thlr. 3 Gr. für Kienen-, 6 Thlr. 6 Gr. für Elſen- und 5 Thlr. 3 Gr. für Eichenholz, falls es aus den unterhalb des Spreeſtromes liegenden Heiden kam, oder von oberwärts herunter und allhier durch die Schleuſe geflößet und im Thiergarten aufgeſetzt wurde. Auch das Stättegeld auf den Holzmärkten war genau geordnet. Schon 1707 neue Erhöhungen der Taxe! Grund: „weil denen Unterthanen oberhalb Berlin oder Köpenick wegen

häfen erhoben wurden, die gleichfalls sich erlaubt hatten, zu reclamiren, und so für ihre Freiheit bestraft wurden.

Aber wie jede Reaktion die nothwendige Consequenz eines Druckes ist, so hat der Handel mit Steinkohlen, durch die Entwickelung des Dampfes, in unseren Tagen einen Aufschwung genommen, welcher mit dem so langsamen und peinlichen Gange der verflossenen Jahrhunderte in lebhaftem Contraste steht. Man darf zwar nicht hieraus schließen, daß durch die schwarzen Diamanten zahlreiche Millionäre entstanden sind, oder daß es leicht sei, durch diesen Industriezweig große Reichthümer zu erwerben; die Ausbeutung der Steinkohlengruben gehört vielmehr zu den gewagten Spekulationen. Die Anlegung der Schachte ist sehr kostspielig, die Explosionen, das Eindringen der Gewässer sind ernste Gefahren, welche die Werkleute und deren Arbeiter unaufhörlich bedrohen; keine Versicherungs-Gesellschaft will sich auf Assekuranzen dagegen einlassen. Es ist wahr, daß die großen Eigenthümer der Steinkohlenbergwerke an der Tyne, an der Wear und von noch anderen Distrikten eine Art Monopol ausüben, aber es ist nicht in Folge dieses Monopols, daß die Steinkohle in London fast das Dreifache von dem kostet, wofür dieselbe am Eingange des Schachtes verkauft wird. Der wirkliche Grund dieser Thatsache liegt an den Kosten des Transportes, der oft dem Preise des Artikels gleichkommt oder ihn übersteigt, an dem Verluste beim Fortschaffen, an den Leichter- und Quaigebühren, an den Unkosten, welche das Löschen, die Wächter, die Beamten, Träger, Karrenführer, Fuhrwerke, Pferde, Säcke ꝛc. verursachen, ferner an den langen Crediten und schlechten Schulden, an dem Gewinn der verschiedenen Agenten und Zwischenhändler,

---

der weiteren Anfuhre des Kiehnen-Brenn-Holtzes eine Zulage gegeben werden müssen, das Eichenholtz auch daselbst sehr beynöthig, und mehr Transportkosten erfordert". Die Taxe war nun für Kienen 3 Thlr. 10 Gr., 2 Gr. Stättegeld und 1 Gr. Hüterlohn; für Eichen: 5 Thlr. In demselben Jahre kam auch eine Holzaccise auf. Von allem Holze, was hier ankam und hier konsumirt werden sollte, mußte ein Theil an den Thoren „abgegeben" werden, und zwar von jedem zu Wasser kommenden Haufen 4 Stücke, von dem zu Lande kommenden Fuder 2 Stück. Dieses Holz bekamen die „Wachten" und die Zoll- und Accisethorschreiber je zur Hälfte. Das Jahr 1709 brachte eine neue, wiederum erhöhte Taxe. Kienen 4 Thlr. 3 Gr., Eichen 5 Thlr. 3 Gr., Elsen 6 Thlr. 18 Gr., wenn es zu Lande kam; wenn zu Wasser: Kienen 4 Thlr. 17 Gr., Eichen 5 Thlr. 17 Gr. So ging das bis 1735. In diesem Jahre wurde, um die Mißbräuche gänzlich zu beseitigen, ein Generalpatent erlassen. Es sollte jetzt kein anderes Brennholz verkauft werden, als Kloben in einer Länge von 3 rheinländischen Fuß. Jeder Haufe mußte 4 Klafter, jede Klafter zu 6 rheinländischen Fuß hoch und 6 Fuß breit gerechnet, in sich halten. Die Preise betreffend, so sollte ein Haufen mit der Säge geschnittenes Büchen-, Birken- und Elsenholz 6 Thlr. 20 Gr., ein Haufen gesägtes Kienenholz 4 Thlr. 16 Gr., ein Haufen mit der Beil gehauenes Büchen, Birken, Elsen oder Eichen 6 Thlr. 16 Gr. kosten. — Ueberblickt man die ganze Thätigkeit dieser Gesetzgebung, so kommt man zu dem Resultate, daß Letztere von Jahr zu Jahr dem Drange der Verhältnisse nachgeben mußte: Anfangs 3 Thlr. 12 Gr. für Kienen-, 5 Thlr. für Birken- ꝛc. Holz, nach 40 Jahren 4 Thlr. 16 Gr. für Kienen-, 6 Thlr. 20 Gr. für anderes Holz, eine nicht unerhebliche Preissteigerung für die damaligen Verhältnisse. Mit Recht wundern wir uns heute, daß man solche Bestimmungen treffen konnte! Und doch bewegen wir uns in gewissen Dingen noch ganz auf demselben Pfade.

deren zahlreichſte Klaſſe aus Individuen beſteht, welche ſich für Kohlenhändler ausgeben, während ſie in der Wirklichkeit nur Mäkler ſind, endlich an der Geldgier der Detailliſten jeglicher Art.

Wie dem aber auch ſei, der Steinkohlenhandel iſt blühend, man hat ihm einen neuen Prachtbau in der Hauptſtadt einweihen müſſen Unweit des Zollhauſes erhebt ſich heutzutage die Kohlenhalle oder Kohlenbörſe (Coal Exchange), eines der eleganteſten Gebäude Londons. Einige der geſammten Steinkohlen-Induſtrie Englands und des Auslandes entnommene Ziffern werden die Wichtigkeit der an der Kohlenbörſe gemachten Geſchäfte zur Genüge herausſtellen.

Die größten Steinkohlenbecken Europa's ſind: das im Süden von Wales in England, welches 4 Meilen breit und 20 Meilen lang iſt, ferner das belgiſche Becken, das ſich von Aachen bis nach Valenciennes ausbreitet, das in der Pfalz zwiſchen Saarbrück und Kreuznach, welches 2—5½ Meilen breit und 15 Meilen lang iſt. Aber das größte dieſer europäiſchen Becken verſchwindet ganz, wenn man es mit denjenigen vergleicht, welche in Nord-Amerika vorkommen. Das ausgedehnteſte der nordamerikaniſchen Becken iſt dasjenige, welches in einiger Entfernung ſüdweſtlich vom See Erie ſeinen Anfang nimmt und ſich über die Staaten Pennſylvanien, Virginien, Kentucky, Tenneſſee bis an den Fluß Tenneſſee fortſetzt. Es trägt den Namen Apalach'ſches Kohlenfeld, hat eine Breite von 37 und eine Länge von 130 geographiſchen Meilen, während die Oberfläche 2800 geogr. Quadrat-Meilen einnimmt. Um weniges kleiner ſind die Becken von Illinois, von Canada und Michigan. Um eine Vorſtellung zu geben von der ungeheuren Quantität Pflanzenſtoff, welche in dieſen Steinkohlenbecken aufgehäuft iſt, mag das Folgende dienen: In dem ſoeben erwähnten Saarbrück'ſchen Becken haben die Steinkohlenſchichten eine Dicke von 1 Centimeter bis zu 14 Fuß. Die Zahl der dickern Schichten, welche die Mühe der Bearbeitung lohnen, beträgt 130 und ihre ganze Dicke zuſammengenommen 375 Fuß. Nach der Berechnung von Dechen enthält allein der zwiſchen Saar und Bliß auf preußiſchem Gebiete liegende Theil die ungeheure Maſſe von ungefähr 825,180 Millionen Centner Steinkohlen, ſo daß, wenn, wie jetzt geſchieht, jährlich 9 Mill. Centner davon verbrannt werden, man dort noch für 90,000 Jahre einen hinreichenden Vorrath hat. Dieſes Beiſpiel mag zugleich zur Beruhigung für diejenigen dienen, welche befürchten möchten, daß dies Brennmaterial, welches ein ſo mächtiger Hebel der Induſtrie iſt, ja bei dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Bildung faſt unentbehrlich genannt werden kann, in einiger Zeit erſchöpft werden könnte. Nach v. Carnall iſt die jährliche Production von Steinkohlen über die ganze Erde ungefähr 2000 Mill. Centner, die an den Kohlenminen ſelbſt einen Werth von mehr als 240 Millionen Thaler haben. Durch den Transport ſteigt dieſer Werth auf mindeſtens 360 Mill. Thlr., was viel mehr beträgt, als der Werth alles Goldes und Silbers, das jährlich auf der ganzen Erde gewonnen wird. Die Zahl der Arbeiter in den ſämmtlichen Kohlenminen kann auf ungefähr 600,000 geſchätzt werden, und rechnet man dazu die Frauen und Kinder, dann

finden dadurch 2½ Millionen Menschen ihren Lebensunterhalt. Die Ausdehnung des Kohlengebirges über die ganze Erde kann auf mindestens 8000 geogr. Quadratmeilen gesetzt werden, als ½ pCt. der ganzen Oberfläche des Festlandes und der Inseln zusammengenommen. Rechnet man nur 48 Fuß für die mittlere Dicke der Kohlenlager, so giebt dies 16 Kubikmeilen feste Kohlenmasse. Da nun oben genannte 2000 Mill. Centner einen Raum von 2666⅔ Kubikfuß füllen, wird eine Kubikmeile Kohlenmasse beim gegenwärtigen Gebrauch für 5000 Jahre und 16 Kubikmeilen Kohlenmasse also für 80,000 Jahre hinreichen. Berechnet man, wie viel Holz nöthig sein würde, um diese 16 Kubikmeilen Kohlenmasse zu bilden, so findet man, daß dazu die ganze Erdoberfläche, das Meer mit inbegriffen, mit einem 134jährigen Walde bedeckt sein müßte.

Ueber Insektenschaden und Mittel zur Abhülfe.

Aus allen Theilen unseres Vaterlandes mehren sich von Jahr zu Jahr die leider nur zu sehr begründeten Klagen über die progressiv vorschreitende Calamität der Verwüstungen durch Mäuse, Insekten ꝛc. in Gärten, Feldern und Waldungen in so bedenklicher Weise, daß man wohl endlich hinreichend belehrt sein dürfte, daß die einseitigen entgegen strebenden Anstrengungen vereinzelter Besitzer von Acker- und Forstgrundstücken, auf Anregung von Vereinen und Naturkundigen, nicht im Stande sind, dem Uebel auch nur einigermaßen erfolgreich Einhalt zu thun. Hat doch die Staatsregierung trotz der jährlich verausgabten großen Geldsummen für Vertilgung der Raupen ꝛc. nach den verdienstvollen systematischen Anweisungen Ratzeburg's nicht verhindern können, daß in neuerer Zeit immer zunehmend die Bombyx pini mit ihrem Gefolge (Hylasinus piniperda etc.) jährlich großartige Verheerungen in den königlichen Forsten anrichtet, und zwar verhältnißmäßig nicht minder, als in Privatforsten, wo wenig oder nichts zur Verhinderung derselben geschieht — und daß mit ziemlicher Sicherheit auch für die Zukunft diese Verheerungen in Aussicht sind, wenn keine durchgreifenderen, allgemein wirksamen Maßregeln für ihre allmähliche Verminderung getroffen werden können.

Eben so treten dem Landwirthe und Gärtner immer mehr kleine Feinde entgegen, die man vielfach als solche bisher nicht gekannt und daher unbeachtet gelassen hat. In dieser Beziehung hat Dr. Gloger in seiner bekannten Schrift: „Die nützlichsten Freunde der Land- und Forstwirthschaft unter den Thieren" zwar die Ursachen bloßgelegt, sich indeß enthalten, Vorschläge zur Beseitigung zu machen.

Diese Calamitäten sind unbewußt systematisch herbeigeführt, theils in Folge vollständiger Umgestaltung der Erdoberfläche durch Menschenhand, so daß die Anordnungen der Natur gestört sind, theils durch die Verfolgung und möglichste Ausrottung vieler mit Unrecht für schädlich gehaltener Thiere, z. B. Iltis, Marder, Dachs (Letzterer beinahe ausgerottet und um so mehr zu schonen, weil er in keiner Beziehung schädlich wird), Fledermaus, Raub-

wurf, Spitzmaus, Falke, Weihe, Eule, Nachtschwalbe, Eidechse, Blindschleiche und Natter; — oder des Vergnügens wegen den Igel und die Singvögel; — hauptsächlich aber im Verlauf vieler Jahre durch den rationellen Betrieb der Land- und Forstwirthschaft, der nur die stricte Ertragsfähigkeit des Bodens ohne Rücksicht auf mögliche und wahrscheinlich störende Natureinflüsse im Auge hatte. Bei dessen Fortsetzung nach jetziger Methode darf man ebenfalls sicher auf die Fortleitung der qu. Verheerungen gefaßt sein.

Der Landwirth will seine Ländereien rein von Gesträuch, Hecken, Steinhaufen, schattengebenden Bäumen ꝛc. haben, um jeder Störung durch dieselben im Betriebe der Bewirthschaftung sowohl als der Beschattung überhoben zu sein. Auch wurden lange Zeit diese Gegenstände als Brutplätze des Ungeziefers betrachtet, während sie faktisch das natürliche Mittel sind, die schädlichen Insekten: Papilio crataegi, polychloros, Bombyx dispar, salicis, monacha, chrysorrhoea, auriflura etc., von den gebauten Fruchtpflanzen ab- und ihre Vertilger anzuziehen.

Hierdurch ist ein Zustand herbeigeführt, daß man leider in vielen Gegenden, besonders aber auf separirten Feldmarken meilenweite Aussichten über Felder genießt, wo kaum ein verkümmerter Baum oder Strauch sichtbar und es daher einem Mäuse oder Insekten fangenden Vogel (Bussard, Weihen oder Falken) absolut unmöglich gemacht ist, sich nieder zu lassen, viel weniger dort zu nisten. — Läßt sich auch wirklich einmal einer dieser Vögel über den weitaus baum- und strauchlosen Fluren blicken, so sieht man ihn nach langem, rathlosem Hin- und Herfliegen endlich auf einem zufälligen Düngerhaufen oder Marksteine sich niederlassen. Solcher Sitz kann ihm aber keine genügend weite Aussicht gewähren, weshalb er ohne Beute (woran doch niemals Mangel ist) bald wieder das Weite suchen muß.

Solche Zustände sind großentheils durch die Separationen und deren Commissarien bewußt und unbewußt mit herbeigeführt.

Der Forstmann will reine Bestände erzielen und seine Waldungen werden nach einer in den Registern wundersam schön arrangirten Schablone bewirthschaftet; auch nicht ein einziger dahin passender Baum oder Strauch darf auf dem betreffenden Schlage zu finden sein. Jeder alte hohle oder knorrige Grenzbaum und jede Strauchpartie wird beseitigt, weil sie die Ordnung stören und der Rentabilität des Forstes Eintrag thun würden.

In Folge dessen sehen die einzelnen Schläge höchst zierlich aus, gleichmäßig und immer niedriger, wie mit der Gartenscheere zugeschnitten, wo natürlich ebenfalls keine Gelegenheit zum bleibenden Aufenthalte für insectenvertilgende Thiere ausfindig zu machen ist.

Zu alledem kommt endlich noch das gewerbsmäßige massenhafte Einfangen der Singvögel zum Verkauf in vielen Gegenden, wodurch die wenigen noch vorhandenen Insectenvertilger noch mehr verringert werden.

Die Folgen solcher rationellen Land- und Forstwirthschaft und Gewerbefreiheit müssen wir nun leider tragen, haben aber auch die Pflicht, Jeder nach Kräften ernstlich auf ihre allmähliche Zurückführung bis zur Unschädlichkeit bedacht zu sein. Viele namhafte Naturforscher, z. B. Gloger, Ratzeburg

und Andere, haben zur Aufdeckung der Gründe des Uebels und durch Vorschläge zur Abhülfe desselben redlich das Ihrige gethan. Eben so bemühen sich manche Volksschullehrer höchst lobenswerth, durch sachgemäßen naturgeschichtlichen Unterricht der Jugend eine Generation mit besseren Einsichten in die diesfälligen Naturverhältnisse heran zu bilden. Die zu hoffenden Erfolge aller dieser Bemühungen sind aber so weitaussehend, daß man sich hiermit durchaus nicht begnügen darf, vielmehr Alles aufbieten muß, um möglichst schnell erfolgreiche Abhülfe zu erlangen.

Diese Letztere würde sich ohne Zweifel sicherer und schneller herbeiführen lassen, wenn sich zunächst die Staatsregierung zu folgenden Maßnahmen bewogen fühlen wollte:

1) im Verwaltungswege:
   a) Durch die Polizeibehörden die bereits über die Raupenvertilgung bestehenden Verordnungen mit mehr Strenge als bisher zur Ausführung zu bringen und von den Säumigen die angedrohten Strafen unnachsichtlich einzuziehen.
   b) Die sämmtlichen Volksschulen zu einem zweckentsprechenderen Unterrichte in der Naturgeschichte der betreffenden nützlichen und schädlichen Thiere anzuweisen.
   c) Durch Empfehlung, event. auch unentgeltliche Vertheilung hierauf bezüglicher werthvoller Schriften an Gemeinden und einflußreiche Privatpersonen, sowie Unterstützung und Förderung desfallsiger mündlicher Vorträge in Vereinen die Kenntniß der Natur zu fördern.
   d) Aufforderungen zur Abfassung bezüglicher Schriften, in specie Monographien und event. Prämiirung derselben, zu erlassen.
   e) Die Land- und Forstwirthe, sowie Separations-Commissarien zur Erhaltung der etwa noch vorhandenen alten Bäume und Hecken auf Rainen und Grenzen, resp. zur Anpflanzung von Letztern an passenden Orten, sowie zur Anpflanzung von Eichen, Eschen, Maulbeerbäumen, Buchen und Ahorn auf angemessenen Strecken an Kunststraßen, Wegen und sonstigen geeigneten Stellen anzuhalten. (Gerade dieser Punkt dürfte als der erfolgreichste und wichtigste vorzugsweise in's Auge zu fassen und auch Seitens der landwirthschaftlichen Vereine zu beachten sein).
   f) Eingegrabene hohe Pfähle mit Querhölzern zum Niederlassen für Weihen, Raben, Krähen ꝛc. auf kahlen Flächen dürften ebenfalls anzuordnen sein.
2) Da sich die bisherigen polizeilichen Verordnungen als unzureichend herausgestellt haben, durch Publication eines Gesetzes:
   das leichtsinnige und unberufene Schießen, das Einfangen, Verkaufen und Halten von Singvögeln, Ammern, Meisen, Staaren, besonders auch der Lerchen, sowie das Zerstören ihrer Nester, das Aufsuchen resp. Verkaufen von Kiebitzeiern und der ihnen verwandten Sumpfvögel bei schwerer Bestrafung zu verbieten und in Zimmern nur das Halten des bei uns nicht einheimischen Kanarienvogels zu gestatten.
3) Durch Vereinbarungen mit den Regierungen möglichst aller derjenigen Länder, welche die Zugvögel auf ihren Wanderungen berühren, diesen überall gleichen Schutz zu verschaffen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.

Wochenschau.

Das Rundschreiben des Grafen v. Bismarck und die italienisch-römische Frage bilden immer noch den Hauptgegenstand der politischen Erörterungen und der telegraphischen Mittheilungen. Hinsichtlich des Ersteren dementirt nach einem neueren Telegramme aus Paris der „Etendard", daß Erklärungen zwischen dem Berliner Cabinet und den Tuilerien ausgetauscht worden seien, zumal Frankreich von der preußischen Circulardepesche keine Kenntniß auf diplomatischem Wege erhalten habe. Von anderer Seite geht aus der Seinestadt die Mittheilung ein, daß der französische Minister der auswärtigen Angelegenheitin den von ihm inspirirten Blättern, sowie auch der „Correspondance Havas" für die Provinzen, den Auftrag ertheilt habe, möglichst wenig Aufsehen von dem Rundschreiben zu machen und dasselbe vor Allem nicht ungünstig zu deuten. Die obige Auslassung des „Etendard" schreibt man diesem Einflusse zu. Die offiziöse „Patrie", heißt es ferner, habe erst von Biarritz Weisung abwarten müssen, ehe sie sich über das Schriftstück geäußert. Es ist bekanntlich so geschehen, daß die „Patrie" sich gegen die Auslassung der Journale ausspricht, welche das Circular angegriffen: es sei in demselben Nichts enthalten, was verletzen oder Anstoß erregen könnte. Man hält es für wahrscheinlich, daß die Regierung bei dieser ihrer ersten Auffassung bleiben werde, da sie es nicht wünschen dürfte, schon jetzt einen heftigen Kampf in der Presse beginnen zu sehen, wenn sie selbst die Absicht haben sollte, nicht immer so „gute Miene zum bösen Spiele" zu machen. Die „Epoque", welche stets einen ausgeprägten Sinn für's Wunderbare bekundet, hat es sich plausibel machen lassen, daß Graf v. d. Goltz bloß nach Biarritz gegangen sei, um dem Kaiser Aufklärungen über das Rundschreiben zu geben, welches Napoleon schon gekannt habe, noch ehe es versendet worden sei; die „Patrie" indeß berichtigt die Sache dahin, daß der preußische Botschafter, wie in früheren Jahren, so auch in diesem, seine Urlaubszeit dem Seebade, ohne jeden Nebenzweck, widmen wolle.

Der vielbesprochene Artikel St. Marc Girardin's, in welchem er nachweist, daß Frankreich durchaus keinen Krieg wolle und sich durch die Ereignisse in Deutschland in keiner Weise bedroht fühle, erfährt von der Mehrzahl der anderen Pariser Blätter eine günstige Beurtheilung, und man meint, daß aus diesem Umstande schon hervorgehe, wie getreulich dieser Publicist des „Journal des Débats" den Gefühlen des Landes, die sich mit den Ge-

ſinnungen des Kaiſers ganz und gar im Einklange befänden, Ausdruck gegeben habe; Deutſchland würde alſo wohl ſein nationales Werk vollenden können, ohne einen Krieg mit Frankreich befürchten zu müſſen.

Telegraphiſche Nachrichten aus Florenz vom 22. d. berichten, daß die von der „Gazetta ufficiale" veröffentlichte miniſterielle Erklärnng allem Anſcheine nach dort überall günſtig aufgenommen worden ſei. Die Deputirten der Linken ſind am Morgen des 22. d. zu Beſprechungen über die gegenwärtige politiſche Lage zuſammengetreten, und dieſe Beſprechungen werden fortgeſetzt werden. — Garibaldi ſoll in Arezzo eine Anſprache gehalten haben, in welcher er beſonders hervorgehoben, daß Italien ſich dem Rufe, der von Rom ausgehe, nicht verſchließen könne. Die päpſtliche Regierung, heißt es, concentrire ihre Truppen in Rom.

Nach einem Telegramme aus Paris ſtellt der „Etendard" wiederholt in Abrede, daß von einer Abänderung der September-Convention die Rede geweſen ſei: Italien werde ſeinen Verpflichtungen Rom gegenüber nachkommen; es blieben allerdings dabei noch unvorherzuſehende Eventualitäten in Frage, und in dieſem Falle würde ein neues Uebereinkommen nöthig werden, aber auch die Grundlagen eines ſolchen könnten nur beſtehen in Erfüllung der gegenſeitig eingegangenen Verpflichtungen, in der Beſtrafung der Störer des öffentlichen Friedens, in dem Schutze des heiligen Stuhles, in der Achtung vor den Rechten des römiſchen Volkes und in den Bemühungen, Garibaldi von der Wiederaufnahme ſeiner ſchon einmal geſcheiterten Pläne abzuhalten.

Außer den beiden Fragen, inſonderheit der letzteren, beſchäftigt die Franzoſen der Sturz des Credit Mobilier. Der Verweſungsprozeß dieſes Inſtituts ſcheint ſich ſelbſt noch raſcher und unaufhaltſamer vollziehen zu wollen, als man noch vor kurzer Zeit annehmen konnte; die 37½ Millionen der Bank, wenn ſie überhaupt wirklich vorgeſchoſſen werden, was bis heute noch nicht einmal als geſichert erſcheint, ſind nur wie Tropfen auf einen heißen Stein, und eine Rettung der dahinſiechenden Anſtalt iſt nicht mehr möglich. Daß die öffentliche Meinung in Paris dieſe Anſicht theilt, beweiſt der Cours der Actien, der ſich, ohnedies ſchon niedrig genug, in verfloſſener Woche abermals um über 50 Frcs. verſchlechtert hat, und die einzige Frage, womit ſich der unglückliche Beſitzer von Creditactien heute noch beſchäftigt, iſt, wieviel bei einer Liquidation der Anſtalt per Actie herauskommen mag. Jedenfalls verzweifelt wenig! Zwar will man jetzt die Haupturheber alles dieſes Unheils, die Gebrüder Pereire ſelbſt, über Bord werfen und die Verwaltung neu organiſiren; aber wenn auch ein ſolcher Schritt, vor Jahren unternommen, das Unternehmen hätte vielleicht noch retten können, heute kommt er zu ſpät. Die Solvenz der Anſtalt läßt ſich dadurch nicht mehr herſtellen, denn neue Namen im Verwaltungsrathe, und ſeien es auch die ehrenwertheſten in Frankreich, können das Geſchehene nicht mehr ungeſchehen machen, können das verlorene Capital nicht mehr zurückbringen. Alle Verſuche und Experimente in dieſer Richtung müſſen ſich ſchließlich doch als vergeblich erweiſen und den Tauſenden von unglücklichen und geprellten „pères

de famille“ wird nichts übrig bleiben, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und ruhig den Verlust ihres den Pereire's im guten Glauben anvertrauten Capitals zu ertragen. Zwar ist die Erbitterung unter dem Pariser Publikum gegen die obersten Leiter des Credit Mobilier eine außerordentliche, und man sagt schon laut, daß, wollte der Staatsanwalt die Bücher des Credit Mobilier mit Beschlag belegen, er darin Anhaltspunkte genug zu einer correctionellen Klage gegen die Pereire's und Consorten finden würde, die so durch ein Urtheil des Zuchtpolizeigerichts zur Vergütung des den Actionären zugefügten Schadens aus ihrem Privatvermögen angehalten werden könnten. Vorläufig ist es indessen noch nicht so weit, und die Gönner der Pereire's sind noch zu mächtig.

Was aber der ganzen unerquicklichen Sache noch eine andere sehr ernste Seite giebt, ist, daß die Katastrophe nicht nur eine finanzielle, sondern unbestreitbar auch eine politische Tragweite hat. Einer der Pereire's rühmte vor mehreren Jahren in einem seiner Rechenschaftsberichte: „Wir sind solidarisch mit dem Kaiserreiche“, und bis zu einem gewissen Grade waren dies wahrlich keine leeren Worte. Der Credit Mobilier war in der ersten Periode seines Bestehens eine treue und sehr wesentliche Stütze der Regierung; der von ihm Jahre lang ausströmende scheinbare Glanz und Reichthum verblendete die französische Nation und zog ihre Aufmerksamkeit von gar manchen politischen Transactionen ab, deren Durchführung dadurch erleichtert und beschleunigt wurde. Jetzt hat sich freilich das Blatt gewendet, jetzt sieht sich die Regierung genöthigt, das mit ihr solidarische Unternehmen zu stützen und vor dem Verderben zu retten, eine Aufgabe, die ihr aber durchaus nicht gelingen will. Andererseits aber ließe es sich nicht leugnen, daß der Zusammenbruch des Credit Mobilier und besonders auch der mit ihr eng verknüpften „Société immobilière“ die traurigsten, noch nicht übersehbaren Consequenzen haben würde. Wird der Immobilière nicht geholfen, so muß sie ihre schon in zahlreiche Prozesse verwickelten Bauten in Paris und Marseille gänzlich einstellen und ihre Häuser zwangsweise versteigern oder sonst um jeden Preis veräußern. Damit wird aber aller Häuserbesitz entwerthet; die Krise der Hausbesitzer und Bau-Unternehmer beginnt, etwa 200,000 Arbeiter in Paris und Marseille werden brodlos noch vor dem Winter und bei steigenden Brodpreisen; die Krise erstreckt sich auch auf die Pariser Stadtregierung des Baron v. Haußmann, welche ihre Häuser im Betrage von etwa 70 Millionen Francs entwerthen, ihre direkten und indirekten Einnahmen abnehmen, ihren unmäßig und auf die stetige Zunahme der Einnahmen hin erweiterten Credit erschüttert sieht, während die Herabsetzung oder Abschaffung des Octroi verlangt wird. Ob solches Unheil noch abgehalten werden kann, muß die nächste Zukunft lehren.

Schon seit längerer Zeit war mehrfach die Frage aufgetaucht, ob zum Zweck des Eintritts der 80 Abgeordneten aus den von Preußen neu erworbenen Landestheilen das preußische Abgeordnetenhaus noch vor dem 1. November d. J. werde aufgelöst werden, so daß mit der diesjährigen ordentlichen Session des Landtages der preußischen

Monarchie nicht bloß für die neuen Provinzen, sondern für das ganze Land eine neue Legislaturperiode beginnen könne. Bekanntlich ist nun mittelst königlicher Verordnung vom 22. d. Mts. die Auflösung des Hauses der Abgeordneten erfolgt.

An und für sich war die Auflösung und Neuwahl schon um deswillen zu empfehlen, weil die bisherigen Mitglieder des Abgeordnetenhauses unter ganz anderen politischen Um- und Zuständen gewählt worden waren, als jetzt bestehen; und in dieser Beziehung mußte es namentlich von Gewicht sein, daß sie gewählt wurden, als die Länder, deren Abgeordnete jetzt in das Haus eintreten sollen, noch mit Preußen im Kriege waren. Auch vom Standpunkte des Verfassungsrechtes war die Auflösung und Neuwahl in diesem Augenblicke und jedenfalls vor dem Beginn der Session zu empfehlen. Denn indem die neuen Abgeordneten ihr Mandat vom Oktober 1867 datirt hätten, während das der alten vom Juli 1866 datirte, hätte sich im Fall einer Nichtauflösung der Uebelstand ergeben, daß beim Ende der Legislaturperiode im Juli 1869 die Abgeordneten der neuen Länder ihr Mandat nicht die verfassungsmäßigen drei Jahre hindurch, sondern $1\frac{1}{4}$ Jahre lang getragen hätten.

Um noch ein Mal auf das diplomatische Rundschreiben des Grafen von Bismarck zurückzukommen, so sagt dasselbe mit angemessener Bestimmtheit: „Das deutsche Nationalgefühl erträgt den Gedanken nicht, die Entwickelung der Angelegenheiten der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach anderen Rücksichten geleitet zu sehen, als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen." Dieses gewichtige Wort verdient wohl, daß der Norddeutsche Reichstag es durch seine Unterschrift und sein Siegel bekräftige. Unsere Nation hat in der That zu verlangen und sie verlangt, daß man sich in Paris das Gelüst, ihren Vormund zu spielen, vergehen lasse; andernfalls würde keine Freundschaft bleiben zwischen beiden Nationen. Sie erwartet dieselbe Zurückhaltung auch von Oesterreich. Sie vollzieht eine Umgestaltung ihrer inneren Verhältnisse, ohne auswärtige Propaganda zu machen, oder auf auswärtige Verhältnisse einwirken zu wollen; daher hofft sie aber auch, „daß von auswärtigen Mächten mit gleicher Sorgfalt Alles vermieden werden wird, was bei dem deutschen Volke eine Beunruhigung hinsichtlich fremder Pläne, deren Gegenstand es sein könnte, hervorrufen könnte." Nachdem anfänglich aus Salzburg allerlei bedrohlich klingende Nachrichten ausgegegangen waren und ein Wiener Blatt uns ausdrücklich gemahnt hätte, die dortigen Abreden nicht so leicht zu nehmen, haben die französische und die österreichische Regierung später jede Einmischungsabsicht „bestimmt verneint". Diese Erklärung kann man nun allenfalls dahin verstehen, daß in Salzburg kein Einmischungsplan zu Stande gekommen ist; daß aber auch keiner versucht worden, das wird man nicht so leicht glauben dürfen. Nach Allem, was man seit den Nikolsburger Verhandlungen erlebte, muß man vielmehr bekennen, daß man die Regierung und das Volk von Frankreich noch nicht auf dem wünschenswerthen Standpunkt der Zurückhaltung erblickt, und es ist daher jedenfalls geboten, daß der

Reichstag ſich vor ihnen über ſeine Auffaſſung äußert, wodurch er vielleicht einen gewiſſen Nutzen, einen Schaden gewiß nicht ſtiften würde, Er kann ihnen damit vielleicht eine heilſame Scheu einflößen, etwas Schlimmes aber nimmermehr damit bewirken.

Der Reichstag iſt doch ſicherlich damit einverſtanden, daß die weitere Entwicklung in Deutſchland nicht abhängig zu machen iſt von franzöſiſcher Einwilligung; iſt das aber ſeine Anſicht, ſo kann und muß er ſie auch ausſprechen. Denn was man zu unternehmen Willens iſt, dazu muß man ſich, es ſei denn, daß es auf eine Ueberraſchung abgeſehen wäre, auch bekennen; um Ueberraſchungen handelt es ſich hier aber nicht, ſondern nur um Wahrung von Rechten. Zu allererſt und vorläufig muß die deutſche Nation ihr Recht wahren, nach ihrem Ermeſſen ſich eine Verfaſſung zu geben; ſie muß dem Auslande einſchärfen, daß ſie ihm dabei kein Mitſprechen geſtattet. In dieſer Hinſicht erklärt nun das preußiſche Rundſchreiben: „Der norddeutſche Bund wird jedem Bedürfniſſe der ſüddeutſchen Regierungen nach Erweiterung und Befeſtigung der nationalen Beziehungen zwiſchen dem Süden und dem Norden auch in Zukunft bereitwilligſt entgegenkommen", und es wird nur die Einſchränkung oder Erläuterung hinzugefügt: „wir werden aber die Beſtimmung des Maßes, welches die gegenſeitige Annäherung inne zu halten hat, jederzeit der freien Entſchließung unſrer ſüddeutſchen Verbündeten überlaſſen." Hiermit iſt ſo viel geſagt, daß es lediglich bei den ſüddeutſchen Regierungen ſteht, die Anknüpfung eines engeren Bundes mit dem norddeutſchen Bunde, die, wenn ſie es verlangen, bis zur förmlichen und völligen Aufnahme in dieſen Bund gehen kann, zu beantragen; und wenn ſie derartige Entſchlüſſe faſſen, ſo wird der Bund keiner auswärtigen Regierung ein Widerſpruchsrecht einräumen.

Dieſen Standpunkt des Bundespräſidiums kann man einſtweilen als genügend gelten laſſen; würde aber nicht der Reichstag ein Wenig weiter gehen können? In der That würde er nicht bloß in der Lage ſein, das unwahre Gerede Vieler zu entkräften, daß Preußen die ſüddeutſchen Staaten in den Bund nicht aufnehmen wolle und nicht aufzunehmen wage; der Reichstag würde ſämmtlichen Süddeutſchen auch zu wiſſen geben können, was er von ihrer vaterländiſchen Geſinnung erwarte. Wir Deutſche ſind, ſo würde er ſprechen können, auch heute noch eine einige Nation, ſo wie wir es von jeher waren, und wir haben heute noch dieſelben Anrechte auf einander, wie jemals. Der Main war niemals eine Grenze Deutſchlands und iſt es auch jetzt nicht. Die 30 Millionen, welche nördlich vom Main eine gemeinſame Verfaſſung angenommen haben, dürfen daher wohl erwarten, daß die ſüdlich wohnenden 8 Millionen ſich ihrer nationalen Pflicht bewußt ſein werden, ſich anzuſchließen, und daß ſie es nicht etwa für eine Sache ihres Beliebens anſehen werden, ob ſie bei der Nation bleiben oder ſich ihr entfremden wollen. Solche Erklärungen auf der Tribüne des Reichstages, würden ſie nicht von Nutzen, würden ſie nicht angemeſſen ſein? Wahrlich, bevor der Reichstag an ſeine einzelnen Arbeiten geht, muß es ihm zukommen und nicht überflüſſig ſein, zu erklären, wie er die Stellung, die Rechte und

die Aufgaben und Entwickelungsziele der Nation im Großen anſieht. Und dazu bietet ihm die Adreßdebatte Gelegenheit.

Preußen und Rußland.

Die Wiener „Debatte" beſchäftigt ſich jetzt mit ihrem den Andenken Sobiesli's gewidmeten Artikel, den ſie vor einigen Tagen in die Welt geſchickt, und mit dem tiefen Eindruck, den derſelbe, wie ſie ſich ausdrückt, wider Erwarten in Deutſchland, England und Frankreich gemacht hat. Sie behandelt alſo ihre Idee, daß Oeſterreich Polen Dank ſchuldig und zur Hülfeleiſtung für ſeine Wiederherſtellung verpflichtet ſei, ſehr ernſt. Im Eingang ihres neueſten Artikels führt ſie die Gründe an, die ſie nicht hoffen laſſen konnten, daß ihr Artikel zu einer europäiſchen Diskuſſion Anlaß geben würde: erſtlich die verbreitete Annahme, daß Polen eine Leiche ſei, ſodann die Lauheit der Politiker, die eine polniſche Frage zwar noch für möglich hielten, aber nur nicht für die Gegenwart, endlich die Vorſtellung des Auslandes über Oeſterreich, wonach man demſelben die Fähigkeit zu einer activen Politik, die aus eigener Initiative hervorgehe, völlig abſpreche.

Alſo: Polen iſt nicht todt, ſeine Wiederherſtellung darf nicht aufgeſchoben werden, Oeſterreich hat die Initiative zu einer activen Politik nicht verloren: — das iſt der Hauptinhall des neueſten Artikels der officiöſen „Debatte", — dieſe Proklamation iſt der Zweck, weshalb ſie ihn geſchrieben. Natürlich gedenkt ſie mit Genugthuung eines kurz vorher erſchienenen Artikels des Pariſer „Siècle", der von der Nothwendigkeit ſprach, daß Frankreich, wenn Oeſterreichs Rolle in Deutſchland ausgeſpielt ſei, dieſem Staate ſeine Umwandlung in eine große ſlawiſche Schutzmacht möglichſt erleichtern und mit Oeſterreich die polniſche Frage in Angriff nehmen müſſe. Die „Debatte" macht auch darauf aufmerkſam, daß das eigenthümliche Zuſammentreffen ihres Artikels mit der Erklärung des „Siècle" den „Temps" vermuthen laſſe, daß hierin eine Folge der Salzburger Zuſammenkunft zu bemerken ſei und daß man in Salzburg ſich wenigſtens in Bezug auf die orientaliſche und polniſche Frage verſtändigt habe. Sie bemerkt mit keinem Wort, ob der „Temps" mit ſeiner Vermuthung auf dem richtigen oder falſchen Wege ſei, läßt dieſe alſo gelten und verſpricht, ihre Erörterung der polniſchen Frage nächſtens fortzuſetzen.

Für die Weſtſlawen giebt es, wie jetzt die Sachen ſtehen, durchaus nur Eine Alternative: ſie müſſen, ſoweit ſie ſchon zu Preußen gehören, mit Deutſchland gehen und unter deſſen Schutz ihre Nationalität und Eigenthümlichkeit entfalten, während die Uebrigen derſelben, mit Ausſchluß der Czechen, ſich von Rußland annectiren laſſen müſſen. Ein Drittes giebt es nicht mehr. Polen hätte bei einem gehörigen Begreifen ſeiner Stellung eine Mittelrolle ſpielen, es hätte die

Weiß- und Kleinruſſen mit ſich vereinigen, die ruſſiſche Macht brechen und als mächtiger Mittelſtaat einen Einfluß auf die ganze weſtſlawiſche Welt üben können; allein dies iſt durch das jahrhundertlange unſinnige Verfahren der Polen verſcherzt; jetzt giebt es für ſie, ſowohl im „Königreich" Polen, als in Galizien, nur noch einen wirklich treu und ehrlich gemeinten Anſchluß an Rußland, dem ſich zu unterwerfen ja überdies die Ruthenen Galiziens beſtreben.

Böhmen muß ſich beugen, und ſeine Czechenpartei wird auch nicht den von Manchen gefürchteten Widerſtand leiſten. Man gewähre, oder laſſe ferner derſelben, was billig und recht, Freiheit ihrer Sprache und der Ausbildung innerhalb dieſes Idioms. Die Rolle, welche von einigen deutſchen Adligen in Böhmen geſpielt, iſt völlig einfältig. Die ſtockbürgerliche Czechenpartei hat früher den Adel vorgeſchoben, um unter deſſen Aegide deſto wirkſamer zu kämpfen; jetzt, wo zwar der Adel nichts mehr nützt, aber doch die Stellung dieſer Männer, namentlich auch wegen ihrer deutſchen Herkunft, dienen kann, um über die Zwecke der ſlawiſchen Partei einen Schleier auszubreiten, bedient man ſich ihrer gleichfalls noch, dann aber wird man ſie über Bord werfen. Den Herren bleibt nichts übrig, als ſich eng mit der Partei der Deutſchen zu verbinden, die über kurz oder lang die Oberhand bekommen wird und muß und die zwar an Zahl der Seelen noch nach-, an Intelligenz aber bei Weitem voranſteht.

Kaum anders iſt die Stellung der Ungarn. Dieſe haben der öſterreichiſchen Regierung Alles entriſſen und ihr Nichts als den leeren Namen der Oberherrſchaft gelaſſen. Was wird aber die Folge ſein? Können die Magyaren ihren bodenloſen Traum eines magyariſchen Reiches ausführen? Die Südſlawen werden ſie bald eines Anderen belehren, denn bei der endlos unter einander geſchlungenen Bevölkerung Ungarns muß zwiſchen den gehorchenden Slawen, — denn der Slawe iſt nach dem ungariſchen Sprüchwort ja kein freier Mann, — und den herrſchenden Magyaren ein unabſehbarer, verworrener Kampf ſich entſpinnen, und wie Ungarn aus den Türkenkriegen ſich nicht mit eigener Kraft herauswinden konnte, ſo wird es ſich aus dem innern Kriege der verſchiedenen, Ungarn bewohnenden Völkerſchaften nicht ohne Deutſchlands Hülfe herauswinden können. Die unvermeidliche, wenn auch erſt ſpätere Folge muß ſein, daß Deutſchland mehr als vorher zum Herrn von Ungarn und dem Donaulaufe wird.

Wenn nun Böhmen noch mehr germaniſirt, Ungarn den Deutſchen unterworfen werden ſoll, ſo muß Preußen-Deutſchland noch mehr geſtärkt werden, inſonderheit nach Süden hin. In Böhmen iſt das deutſche Element über die Grenzgebirge gedrungen und hat ſich vorzüglich in denſelben niedergelaſſen. In der Gegend von Braunau angefangen, bewohnen die Deutſchen in zuſammenhängenden Maſſen bis in die Gegend von Böhmiſch-Gratzen ein Gebiet, das ſich in einem 112 Meilen langen Bogen an der nördlichen, weſtlichen und ſüdlichen Grenze hinzieht und bald mehr bald weniger tief in's Land hineinerſtreckt. Am tiefſten reicht es an der nordweſtlichen Spitze in's Land, wohingegen es am ſchmalſten in der Mitte der Grenzlinie gegen Bayern

wird. Von Bayern aus ist überhaupt die Germanisirung Böhmens wenig betrieben worden, von hier aus hat sich keine Industrie verbreitet unter die Czechen, wie das vom Erzgebirge aus in so reichem Maße der Fall gewesen. Dies ist ganz natürlich.

Bayern ist in Allem zurück, aber dafür von politischen Parteien und Agitationen zerklüftet, ein Schicksal, das dies Königreich mit den übrigen süddeutschen Staaten mehr oder weniger theilt. Die glückliche Wendung in der politischen Zukunft Süddeutschlands hängt lediglich von Preußen ab, von der Weisheit und Thatkraft seiner Regierung. Preußen muß handeln und kann auch einzig und allein handeln. Will es, bei schneller Benutzung eines günstigen Augenblicks in der Stellung der europäischen Verhältnisse, das deutsche Werk vollenden, so muß es verstehen, auf die Massen in Süddeutschland zu wirken, und sich nicht für zu stolz halten, Sachen hervorzuholen, die dem Nüchternen freilich nur als Theater-Apparat erscheinen mögen. Aber in jenen Ländern der alten Reichsstädte und der unzähligen alten Reichsterritorien lebt die Erinnerung an das Reich auch noch viel kräftiger fort, als in Preußen, ja man kann sagen, die Idee des deutschen Reiches in seiner zeitgemäßen Verjüngung, mit seiner südlichen Grenze an das Mährische Gebirge und die Alpen stoßend und so seinem Verbündeten, dem italienischen Königreiche, leichter wie jetzt die Hand reichend, ist der einzige politische Gedanke, der den süddeutschen Stämmen wirklich gemeinsam und heilig ist. Deshalb wird man sich über kurz oder lang doch entschließen müssen, die Kaiserkrone hervorzuholen. Mit diesem scheinbar so unschuldigen Apparate wird man in Süddeutschland, vor Allem in Bayern, Wunder wirken.

Die Stellung der Juden im griechisch-römischen Alterthum.

II.

Noch größer vielleicht als im Occident war die Verbreitung der Juden östlich vom Euphrat. Um das Jahr 20 gründeten zwei Juden aus der Stadt Naarda in Syrien am Euphrat einen Raubstaat, der sechszehn Jahre bestand und von dem parthischen Könige Artaban nicht nur anerkannt, sondern auch durch den Antrag eines Bündnisses geehrt wurde. Asinai und Anilai waren die Namen der beiden Brüder, die, der Lehre eines Webers entlaufen, eine Schaar Unzufriedener um sich sammelten und durch Streifzüge, Ueberfälle und Brandschatzungen der Umgegend ihre Macht so weit vergrößerten, daß der König des mächtigen Parthiens sich herbeiließ, mit ihnen zu verhandeln. Das Ende dieses kleinen Raubstaates war nicht minder romanhaft als sein Anfang. Anilai hatte eine schöne heidnische Gefangene bei sich, der er auf ihre Bitten gestattete, ihren Göttern zu opfern. Dies erregte die Unzufriedenheit der Zeloten in seiner Schaar und namentlich des älteren Bruders. Die heidnische Schwägerin reichte Asinai Gift. Bald

darauf brach im Angriff, den der Schwiegersohn des Königs von Parthien aus Rache für eine in Naarda erduldete Gefangenschaft unternahm, die Macht des jüdischen Raubstaates; auf einem Streifzuge gegen die Babylonier wurde auch Anilai erschlagen. Nach der Zersprengung und Vernichtung der Seinigen wandten sich die Babylonier gegen die in ihren Städten wohnenden Juden, um auch an diesen die von den Räubern in Naarda erduldeten Uebelthaten zu rächen. Viele suchten in Seleucia am Tigris eine Zuflucht, aber auch dort wurden sie verfolgt und (im Jahre 41) von den vereinigten Griechen und Syrern ihrer Fünftausend erschlagen; die Uebrigen flohen nach Ktesiphon, der Hauptstadt von Parthien, oder zogen sich in die beiden befestigten und von Juden bewohnten Städte Naarda und Nisibis zurück.

Auch in den Ländern jenseits des Tigris sowie in Armenien wohnten Juden zahlreich. Ein Schreiben des Synhedrialvorstandes Gamaliel des Aeltern (in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) ist an „die Brüder in Babylonien, Medien und Griechenland" gerichtet. Er meldet ihnen, daß der Frühling sich verspätet habe, die Lämmer noch zart, die Tauben noch nicht flügge seien, daher habe es ihm und seinen Genossen gefallen, das laufende Jahr um dreißig Tage zu verlängern.

Einen merkwürdigen Beleg für die Ausbreitung des Judenthums im Osten giebt die Bekehrungsgeschichte der Königsfamilie von Adiabene, eines kleinen Staates östlich vom oberen Tigris, der, zwischen den beiden Großmächten Rom und Parthien gelegen, mehrere Jahrhunderte seine Unabhängigkeit behauptete. Das hier am Anfang des 1. Jahrhunderts regierende Königspaar Monobaz und Helena lebte nach der Sitte orientalischer Höfe in einer Geschwisterehe; der Thronfolger Izates wurde an einem befreundeten Hofe am nördlichen Ufer des Persischen Meerbusens erzogen. Dort bekehrte ihn ein jüdischer Kaufmann, Namens Anania, und, ohne von diesem Religionswechsel des Sohnes zu wissen, trat auch Helena zu demselben Glauben über. Nach dem Tode Monobaz' (um 36) bestieg Izates den Thron und bekannte sich mit allen seinen Verwandten nun öffentlich zum Judenthum, ja er ließ sogar die Beschneidung an sich vollziehen. Dieser Abfall von der Landesreligion erregte Unzufriedenheit, Izates dämpfte jedoch alle Aufstandsversuche seiner Gegner und regierte 24 Jahre (bis 60) unangefochten. Er sandte von seinen vierundzwanzig Söhnen fünf nach Jerusalem, um sie dort in der jüdischen Religion unterrichten zu lassen. Helena pilgerte selbst dahin (um 46), beschenkte den Tempel königlich und trug zur Linderung einer Hungersnoth bei, von der sie das Land gedrückt fand, indem sie in Alexandrien Getreide, in Cypern Feigen aufkaufen und unter die Bedürftigen vertheilen ließ. Als sie — nach ihrem Sohne Izates — gestorben war, ließ dessen ebenfalls dem Judenthum ergebener Nachfolger Monobaz II. die Leichen der Mutter und des Sohnes nach Jerusalem führen und in dem dort von Helena erbauten Mausoleum beisetzen. Noch jetzt sind Trümmer dieses Denkmals vorhanden, die man unter dem Namen der Königsgräber kennt. Auch später bewies die Adiabenische Königsfamilie ihre Anhänglichkeit an das Judenthum durch Bauten in Jerusalem und Geschenke an den Tempel.

Bei dieſer Verbreitung des Judenthums über die ganze bewohnte Erde*) kann das kleine Paläſtina nur inſofern als das Hauptland der jüdiſchen Religion angeſehen werden, als es für ſie den religiöſen Mittelpunkt

*) Daß die Juden auch in Oſtindien und in China ſeit Jahrhunderten angeſiedelt ſind, iſt höchſt intereſſant. Ihre Colonie in Oſtindien ſoll den Apoſtel Thomas vorzüglich zur Fahrt nach Indien veranlaßt haben, eine malabariſche Sage, die aber aller hiſtoriſchen Begründung entbehrt. Die Zeugniſſe für das Daſein der Juden in Indien reichen höchſtens bis zum 3. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung und aus den bisher bekannt gewordenen oder enträthſelten Nachrichten ergiebt ſich, daß eine Anzahl von etwa 72 Familien unter Anführung eines Joſeph Rabban, beim Könige von Indien Scheram Perimal (nach Anderen Eravi Vanmara) Schutz geſucht und ein Stück Land bei Cranganore zur Bildung eines kleinen Fürſtenthums erhalten habe. Das Innere blieb ihnen ſelbſt überlaſſen, und war auch wohl am Ende nichts weiter als eine Gemeindeverfaſſung mit erblichem Vorſtande. Indeſſen breiteten ſich dieſe Urfamilien, welche nachher den Adel in dieſem Fürſtenthume bildeten, ungemein aus, wurden ſehr reich, bekehrten viele Hindus und beſonders Sklaven. Dieſe, meiſt Schwarze, wurden zu einer uns unbekannten Zeit ſo mächtig, daß ſie ſich gegen ihre weißen Vornehmen empörten und einen wüthenden Farbenkrieg hervorriefen, welchen die Regierung mit Mühe beilegte. Es iſt aber höchſt wahrſcheinlich, daß im Laufe der Jahrhunderte nur noch wenig weiße Familien ſich erhalten hatten; denn als das jüdiſche Reich bei Cranganore durch den Streit zweier Brüder um die Herrſchaft von dem indiſchen Könige, nachdem es tauſend (?) Jahre beſtanden hatte, aufgelöſt ward, fanden die ſpäteren aſiatiſch- und europäiſch-jüdiſchen Ankömmlinge keinen Farbenunterſchied mehr an der Küſte von Malabar und brachten durch ihre Ankunft erſt von Neuem einen Farbenhaß hervor. Die Portugieſen verdrängten die Juden ganz aus ihrem Gebiet; Letztere wandten ſich nach Kotſchin, wo ſich die Gemeinde durch ſpätere Ankömmlinge aus Europa und Afrika verſtärkte. Die weiteren Zwiſtigkeiten europäiſcher Mächte in Indien, beſonders aber der Krieg des Hyder Ali hat den Juden ungemein geſchadet. Ihre jetzige Zahl wird von Keinem mit einiger Zuverläſſigkeit angegeben, ſelbſt von ihren gegenwärtigen Wohnſitzen kennt man nur wenige, nämlich Kotſchin, Angilkaimal, Paru, Tirvetner, Palar, Tſchenot, Muttam, Madras, Bombay, wo 5000 bis 6000 Iſraeliten leben ſollen, Surate ꝛc. Daß ein Ueberreſt von Abraham's Geſchlecht auch im Innern China's exiſtirt, hat man bereits vor mehr als 200 Jahren gewußt und viel länger ſchon vermuthet. Der Jeſuit Ricci während ſeines Aufenthalts in Peking zu Anfang des 17. Jahrhunderts war es, der die Aufmerkſamkeit von Ausländern ſtark auf die Juden von Kai-fung-fu, der alten Hauptſtadt der Provinz Ho-nan, lenkte. Im Jahre 1618 wurde ſie von Ricci's Nachfolger, Aleni, beſucht und zwiſchen 1704 und 1728 waren die Patres Gozani, Domenge und Gaubil in Folge perſönlicher Nachforſchung an Ort und Stelle in den Stand geſetzt worden, genaue Beſchreibung von dem Volk, ſeiner Synagoge und heiligen Büchern zu liefern. Man vergaß ſo ziemlich dieſe Handvoll Juden wieder, bis eine große Geldſumme, welche eine Lady der „London Society for Christianising Jews“ übergab, um Nachforſchungen über die chineſiſchen Juden anzuſtellen, den Biſchof von Honglong 1850 veranlaßte, zwei intelligente, zum Chriſtenthum übergetretene Chineſen zur Aufſuchung dieſer Juden auszuſenden. Ihr Bericht erſchien 1851 zu Shanghai. Wir entnehmen daraus, daß die Judengemeinde außer Beſchneidung und Religion in Tracht, Sprache, Sitten und Gebräuchen ganz zu Chineſen geworden ſind, auch chineſiſche Namen führen. Das Intereſſanteſte, was die beiden Miſſionäre mitbrachten, waren acht Manuſkripte mit Stücken des Alten Teſtamentes, in hebräiſcher Sprache, meiſt in großen Rollen, wenige in kleiner Buchform, auf dickem Papier oder auf Schaffellen deutlich geſchrieben mit Vokalpunkten. Das Manuſkript von Exod. I. — VI. ſtimmte mit unſeren Ausgaben. Sie beſitzen wenig mehr als die Bücher Moſis. Dieſe Juden ſollen von Nordweſten aus Indien etwa im 3. Jahrhundert n. Chr., aber nicht ſpäter (Gaubil meint 319—322 n. Chr. aus Si-yu), nach China gekommen ſein und ſich erſt heimlich in Ning-hia, Han-tſchen und Peking aufgehalten haben, ließen ſich aber ſpäter in Kai-fung-fu nieder; 1163 erlaubte ihnen der Kaiſer, in

bildete. Die Bevölkerung Jeruſalems, als es von Titus belagert wurde, ſchätzt Tacitus auf 600,000 Seelen; aber als einſt am Paſſahfeſte eine Zählung der aus allen Ländern zuſammengeſtrömten Pilger vorgenommen wurde, ergab ſich eine Zahl von mehr als zwei Millionen. Die Zahl der Synagogen für die auswärtigen Gemeinden ſoll in Jeruſalem 380 betragen haben. Man darf nicht vergeſſen, daß die Zerſtreuung der Juden in der ganzen heidniſchen Welt weſentlich beigetragen hat, die Verbreitung der aus dem Schooß des Judenthums hervorgegangenen Weltreligion zu fördern und zu beſchleunigen.

Obwohl ſo in allen Ländern der Welt angeſiedelt *), aſſimilirten die Juden ſich doch mit keinem Volke. In den größeren Städten, wie Rom, Alexandrien, Cyrene, bewohnten ſie abgeſonderte Quartiere, und ihre Gemeinden hatten ihre eigene Verwaltung. Sie gingen keine Ehen mit Weibern anderer Nationen ein, ſondern enthielten ſich auch, wie Tacitus, einer ihrer bitterſten Gegner, bezeugt, aller und jeder Berührung nichtjüdiſcher Fremden. Sie hielten eben ſo wenig die Mahlzeiten der Heiden, als ſie zu den ihrigen einluden. Sie ſahen auf den Götterdienſt der Griechen und Römer, der Aegypter und Syrer überall mit gleichem Abſcheu, mit gleicher ſpottender Verachtung. Sie nahmen an den religiöſen Feſten, an denen das Gefühl der gemeinſamen Andacht ſowie der gemeinſamen Feſtfreude das ſtärkſte Band der Einigung um alle Mitfeiernden ſchlang, keinen Theil. So erſchienen ſie den Griechen und Römern nicht bloß als ein fremdartiges Element;

---

dieſer Stadt eine Synagoge zu bauen. 1446 bei einer großen Ueberſchwemmung wurden ihre meiſten Bücher und Rollen unleſerlich, und die Juden von Ning-po und Ning-hia erſetzten ſie; ſpäter verbrannte die Synagoge mit den dort aufbewahrten Büchern, und 1642 verheerte eine Ueberſchwemmung die Stadt, und ſie kauften den Ta-king (die fünf Bücher Moſis) von einem Muhammedaner aus Ning-hia, der ſie von einem Juden in Canton hatte. Dieſes Buch ſah P. Kögler. Ihrer waren erſt 70 Clans, ſind aber ſchon jetzt wie 1704 nur noch ſieben Familien, etwa 200 Individuen, in und um Kai-fung-fu, von denen die Mehrzahl ganz verarmt iſt. Die Juden konnten in China, wie die Muhammedaner, zu allen Aemtern und Ehren gelangen. Ihre Baccalaurei ehren aber auch wie die anderen Chineſen den Confucius, opfern im Frühjahr und Herbſt, wie dieſe, den Ahnen, nur kein Schweinefleiſch, ſondern meiſt Confituren. In ihren Häuſern haben ſie, mit Ausnahme ihrer Mandarinen, keine Ahnentafeln und Räucherflammen, doch ehren ſie nach dem Muſter der Chineſen in ihrem Betſaal auch ihre heiligen Männer, wie Abraham und andere. So unbedeutend die Colonie, deren Mitglieder Gott, wie die Chineſen, Schang-ti nennen, oder auch dafür, wie dieſe, Thian, der Himmel, ſagen, an ſich iſt, ſo merkwürdig iſt ſie doch, indem ſie einer Seits zeigt, wie weit die Juden ſich ſchon frühzeitig verbreitet haben, und anderer Seits, wie das Chineſenthum ſelbſt die ſtarre Nationalität der Juden einigermaßen bewältigte.

*) Daß von Rom aus wahrſcheinlich jüdiſche Colonieen ſich nach den Küſten des weſtlichen Mittelländiſchen Meeres, nach Südfrankreich, Nordafrika und Spanien verbreitet haben, darf man annehmen, wenn ſich auch zufällig keine Nachrichten davon erhalten haben. In Algier iſt ein Grabſtein gefunden worden, den ein Synagogenvorſteher (er nennt ſich Pater Synagoges, ein öfter vorkommender Titel, es gab auch Synagogenmütter) M. Avilius Januarius ſeiner „ſüßen Tochter Avilia Eſther, von jüdiſchem Glauben“ geſetzt hat, und ſicherlich werden ſpätere Nachforſchungen an den Küſten des Mittelmeeres noch manche Spur dieſes über den ganzen Erdboden wandernden Volkes auffinden.

ſie wurden nicht bloß mit der Antipathie des Occidentalen gegen die Morgenländer betrachtet, ſondern zu dieſem Racenhaß kam noch der Widerwille des heiterſinnlichen Glaubens gegen den geſtaltloſen, unduldſamen. Wohl mögen wir glauben, was in den (am Anfang des 1. Jahrhunderts gedichteten) jüdiſchen Sibyllinen geſagt wird:

„Jegliches Land und jegliches Meer iſt von dir erfüllet,
Jegliches iſt dir feindlich geſinnt ob deiner Gebräuche."

Der Grieche wie der Römer begriff die Idee der Gottheit nur in einer Geſammtheit göttlicher Geſtalten, in einer Götterwelt: einen einzigen, bildloſen, unſinnlichen Gott denken, hieß Gotteslängnerei, und darum ſahen die Heiden im Chriſtenthum wie im Judenthum eine entgötterte finſtere Leere, und Chriſten wie Juden erſchienen als Atheiſten. Tacitus nennt von dieſem Standpunkte aus die Juden ein der Religion abgeneigtes, dem Aberglauben ergebenes Volk. „Unheilig iſt bei ihnen Alles, was bei uns heilig, geſtattet, was bei uns abſcheulich." Bei den Götterfeſten Griechenlands und Roms ſchauten die Marmor- und Erzbilder der Olympier auf die andächtige Menge nieder, folgte dem Opfer Schauſpiel und Schmaus: es waren Feſte der Freude und Geſelligkeit. Die Juden duldeten in ihren Tempeln kein Bild, und häufige Faſten und unaufhörliche Gebete gaben ihren Feiertagen einen düſtern Charakter. „Einige", ſagt Tacitus, „haben geglaubt, ſie verehrten den Bacchus, weil ihre Prieſter Flöten- und Paukenſpiel gebrauchen, Epheukränze tragen, auch im Tempel ſich eine goldene Weinrebe fand; aber die Gebräuche der Bacchusfeſte paſſen nicht zu ihren Satzungen, ſie ſind heiter und feſtlich, die der Juden dagegen widerſinnig und gemein." Am unverſtändlichſten mußte den Heiden die Intoleranz des Judenthums ſein. Eine grenzenloſe Expanſivität liegt in der Natur des Polytheismus. Griechen und Römer erkannten in den Göttern anderer Nationen entweder ihre eigenen wieder, oder waren doch ſtets bereit, ihnen auch als fremden zu huldigen. Sie, die das Weltall von zahlloſen göttlichen Mächten erfüllt glaubten, mußten jeden neuen Cultus als eine Erweiterung ihrer noch unvollſtändigen Erkenntniß der Götterwelt begrüßen und konnten nie fürchten, einen Gott durch Verehrung eines anderen zu erzürnen, wohl aber den Zorn eines Gottes durch Uebergehung auf ſich zu laden. Man weiß, daß die Athener „dem unbekannten Gott" einen Altar errichteten. Welches Recht konnte in ihren Augen der räthſelhafte Judengott haben, eine ausſchließliche Anbetung zu verlangen? Und welches Recht ſein Volk, die ewigen Olympier, deren ſegnendes Walten ſchon Aeonen dankbar verehrt hatten, als todte Götzen aus Stein, Holz oder als böſe Geiſter und Geſpenſter zu verachten und zu verſpotten?

Dieſe dem Heidenthum völlig unbegreifliche Verachtung deſſen, was ihnen Religion war, der zelotiſche Fanatismus der Juden und die wilden Verzweiflungskämpfe, die jeder Verſuch, ihnen einen heidniſchen Gottesdienſt aufzudringen, hervorrief, ließ das Volk als ein allen menſchlichen Gefühlen entfremdetes erſcheinen; und ihre Abſonderung vom Tiſch und Bett anderer Nationen nahm man als unzweideutigſte Beſtätigung ihres Menſchenhaſſes. Natürlich blieb die judenfeindliche Literatur nicht bei den Anklagen ſtehen, die ſich

auf Thatsachen begründeten, sondern erfand neue dazu, um das verhaßte Geschlecht noch verhaßter zu machen. „Wer zu ihrem Glauben übertritt", sagt Tacitus, „unterrichten sie vor Allem in Verachtung der Götter, Verläugnung des Vaterlandes, Geringschätzung der Eltern, Kinder und Geschwister." Nach Juvenal lehrte Moses, nur Beschnittenen sollte man den Weg weisen, wenn sie verirrt sind, nur sie an die Quelle führen, wenn sie in der Wüste verschmachten. Ja auch eine der finstern Fabeln, um derentwillen im Mittelalter so viel unschuldiges Blut vergossen worden ist, taucht schon im Alterthum auf. Der alexandrinische Philologe Agior, ein windiger Charlatan, hatte eine Schrift gegen die Juden geschrieben, die durch die Widerlegung des Flavius Josephus bekannt geworden ist. In dieser behauptete er, Antiochus Epiphanes habe im Tempel von Jerusalem nicht nur einen Eselskopf gesehen, den die Juden verehrten, sondern auch einen Griechen, der das ganze Jahr hindurch mit Leckerbissen gemästet wurde, um an einem bestimmten Tage feierlich in einem Walde geopfert zu werden. Dies thäten die Juden Jahr für Jahr, genössen dabei die Eingeweide des Geschlachteten und schwören den Griechen ewige Feindschaft. Solche Vorstellungen erhielten durch die furchtbare, todesverachtende Wildheit, welche die Juden in ihren Kriegen und Aufständen gegen die Römer bewiesen, neue Nahrung und influirten dann auch wieder auf die Berichte der griechischen und römischen Schriftsteller von solchen Ereignissen. So erzählt Dio Cassius von dem Aufstande der Juden in Cyrene unter Trajan (117): „Sie machten Alles nieder, was Römer oder Grieche hieß; sie aßen das Fleisch der Gemordeten, umwanden sich mit deren Eingeweiden, bestrichen sich mit deren Blut und zogen die Haut der Leichen über sich her. Andere durchsägten sie vom Scheitel herab der Länge nach und warfen sie den wilden Thieren vor, oder zwangen sie, im Zweikampf einander umzubringen, so daß im Ganzen 220,000 Menschen auf diese Weise ihr Leben verloren. In Aegypten und auf Cypern verübten sie ähnliche Gräuelthaten und auch hier fanden 42,000 Menschen ihren Tod. Seit dieser Zeit darf auch kein Jude letztere Insel betreten, und wenn je einer durch einen Sturm dahin verschlagen wird, muß er sterben." Ist nun gleich dieser Bericht mit offenbarer Uebertreibung in's Gräßliche ausgemalt, so haben doch auch die weniger verdächtigen Schilderungen des Josephus von den Racenkämpfen zwischen Juden und Heiden, die dem Fall des jüdischen Reiches vorausgingen, an Furchtbarkeit kaum ihres Gleichen in der Geschichte.

Wenn die Jahrhunderte hindurch mit ungleichen Pausen fortwährenden blutigen Reibungen zwischen den Nationen von verschiedenem Stamm und Glauben einen bittern, feindseligen Haß gegen die Juden in der griechisch-römischen Welt verbreiteten, so erschienen dagegen ihre seltsamen Gebräuche und Satzungen thöricht und lächerlich und deren peinliche Befolgung abergläubisch. Ganz besonders wurde natürlich die Beschneidung bespöttelt, sodann die Sabbathruhe, „wodurch sie", wie Seneca sagt, „den siebenten Theil ihres Lebens verlieren." Auch die Speisegesetze gaben vielen Anlaß zu Witzeleien. Man war im Ernst zweifelhaft, ob die Juden sich des Schweines aus Verehrung oder Abscheu enthielten. Bei Judenverfolgungen zwang der

Pöbel sie, dieses verhaßte Fleisch zu genießen. Augustus bemerkte, als Herodes seinen dritten Sohn hinrichten ließ, er möchte lieber Herodes' Schwein sein als sein Sohn.

Die gründlichste Antipathie der Römer gegen die Juden zeigt sich am Deutlichsten darin, daß weder Vespasian noch Titus nach der Unterwerfung Judaea's den Beinamen „der Jüdische" annahmen, während es sich sonst bekanntlich siegreiche Feldherren zur Ehre rechneten, den Namen des eroberten Landes zu führen, wie Scipio Africanus, Metellus Macedonicus ꝛc.

Nach all diesem wird es wunderbar erscheinen, daß das Judenthum nicht nur im Orient, sondern auch im Westen, und namentlich in Rom selbst, zahlreiche Proselyten machte. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt freilich größtentheils außerhalb des Judenthums, sie kann nur in den religiösen Zuständen der damaligen heidnischen Welt ihre Erklärung finden. Der Mosaismus war im allerhöchsten Grade exclusiv und hatte an der Bekehrung der Heiden kein Interesse. Ueberdies mußte der von den stärksten Motiven zur Annahme dieses Glaubens getrieben sein, der nicht durch die Hunderte von lästigen Geboten und Verboten zurückgeschreckt wurde, durch die fortan auch seine geringfügigsten Handlungen geregelt werden sollten. Die Zahl derer, die aus äußern Rücksichten übertraten, namentlich um Jüdinnen zu heirathen oder am Hofe von Jerusalem ihr Fortkommen zu finden, kann immer nur sehr gering gewesen sein. Daß die Schriften, die das Judenthum auf Kosten des Polytheismus erhoben und namentlich die Reinheit des mosaischen Sittengesetzes priesen, große Wirkungen gethan haben, ist nicht zu glauben. Zwar berichtet Philo, daß in Aegypten manche Heiden mit der Annahme des jüdischen Glaubens auch ihr Leben gebessert und die Tugenden der Milde, Mäßigkeit und Menschenliebe geübt hätten; doch dies sind sicherlich sehr vereinzelte Erscheinungen gewesen. Dagegen stimmen judenfreundliche und judenfeindliche Schriftsteller darin überein, daß die Zahl derer überall sehr groß war, die ganz oder theilweise die mosaischen Gesetze befolgten. „Solche Macht," sagt Seneca, „haben die Bräuche dieses höchst verruchten Volkes bereits gewonnen, daß sie in allen Ländern eingeführt sind; sie, die Besiegten, haben ihren Siegern Gesetze gegeben." Am Auffallendsten war dies in Rom selbst schon im Anfang der Kaiserzeit. Es gab viele Römer, die am Sabbath kein Geschäft besorgten, fasteten und beteten, Lampen anzündeten und Kränze aufhängten, das mosaische Gesetz studierten, jüdische Bethäuser besuchten und die Tempelsteuer nach Jerusalem schickten. Am meisten neigten die Frauen zum Judenthum, theils weil sie glaubensbedürftiger waren als die Männer, besonders aber weil sie sich keiner Beschneidung zu unterwerfen brauchten. Wie nach Josephus in Damaskus die Mehrzahl der Heidinnen zum Judenthum übergetreten war, so waren zu Rom in allen Schichten der Gesellschaft bedingte oder unbedingte Anhängerinnen dieses Glaubens zu finden. Aber daß es auch an Männern keineswegs fehlte, die alle Bedingungen eines förmlichen Uebertritts erfüllten, zeigen wiederholte, gegen Beschneidung von Nichtjuden erlassene kaiserliche Edikte. Antoninus Pius gestattete sie nur Juden und belegte Jeden, der sie an Anderen voll-

ziehen würde, mit der auf Entmannung gesetzten Strafe; und so verbieten noch mehrere spätere Gesetze den förmlichen Uebertritt zum Judenthum bei schwerer Ahndung.

Diese Ausbreitung eines Glaubens, der so wenig Gemüth und Phantasie Anziehendes, so viel Zurückstoßendes hat, dessen Bekenner so verhaßt waren und Bekehrungen eher zurückwiesen als beförderten, wird, wie gesagt, erst dann begreiflich, wenn man die Glaubenslosigkeit wie das Glaubensbedürfniß des sinkenden Heidenthums erwägt. Der römische wie der griechische Polytheismus war theils durch die Entwickelung der Philosophie, theils durch andere Einflüsse zu einer Schattenexistenz herabgesunken. Für die ungeheure Mehrzahl der römisch-griechischen Welt waren die Götter von Hellas schöne, aber inhaltsleere Masken, die des alten Rom wie „Urväter Hausrath" halb lächerlich, halb unverständlich geworden, und die ungeheure Mehrzahl suchte mit schmerzlicher Sehnsucht nach einer positiven Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses. Daher die zahllosen Experimente der früheren und späteren Kaiserzeit, die verschiedenen Glaubensformen des Orients im Westen einzubürgern: jede Religion war willkommen, die einen positiven Inhalt zu haben schien, wie häßlich und seltsam auch ihre Götzen, wie lästig ihre Satzungen sein mochten. Die halb menschlich, halb thierisch gestalteten Idole Aegyptens, die leidenden und sterbenden Gottheiten, die geheimnißvollen Naturmächte des Orients, alle fanden in der römischen Welt nach und neben einander gläubige und leidenschaftliche Verehrung. Auch der Gott der Juden fand sie. Mochten auch die Wenigsten die Erhabenheit seines Wesens fassen, so mußte doch gerade das Geheimnißvolle seines Cultus, die Unsichtbarkeit seiner Gestalt, die Unaussprechlichkeit seines Namens in einer der Mystik so ganz verfallenen Zeit auf manches glaubensbedürftige Gemüth eine unwiderstehliche Anziehungskraft üben. Dazu kam der Glaubenseifer der Juden; ihre unerschütterliche Ueberzeugung, daß ihre Religion die einzig wahre sei, mußte manchen Schwankenden und Suchenden anziehen. Auch die Unsterblichkeit war geeignet, Geängstigte, an der Fortdauer Verzweifelnde zu beruhigen. Endlich werden die messianischen Prophezeiungen, die sowohl vor als nach Christus für die Gläubigen den Anbruch eines neuen goldenen Zeitalters, für die Heiden ein göttliches Strafgericht weissagten, zur Ausbreitung des Judenthums nicht am Wenigsten beigetragen haben.

Im Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. erhielten die Juden im römischen Reiche ihren Antheil an dem Bürgerrechte, welches Caracalla allen im römischen Staate Lebenden schenkte, allein kaum war ein Jahrhundert vergangen, als Constantinus, nachdem derselbe nach seinem eigenen Ausdruck sich zum Bischof für die Externa gemacht hatte, und seit dem Ausgange des vierten Jahrhunderts Arcadius und Honorius, bei aller Anerkennung der Autonomie der Juden innerhalb ihres Synagogenverbandes, die Schutzmaßregeln ergriffen, welche die Sicherheit und Würde des beginnenden christlichen Staatswesens erforderte. So verbietet Constantin der Große den Juden die Beschneidung christlicher Sklaven und sichert denjenigen, die dem Judenthum entsagen, Schutz gegen die Rache ihrer

ehemaligen Stammgenoſſen, wie er andererſeits auch die Juden vor dem Groll der Proſelyten ſchützt; Arcadius und Honorius ferner verbieten die Verſpottung des chriſtlichen Cultus am Hamansfeſte, fügen zum Verbot der gewaltſamen Bekehrung chriſtlicher Sklaven zum Judenthum dasjenige, wonach die Juden keine chriſtlichen Sklaven mehr ſich anſchaffen ſollen; ſie beſtimmen ferner, daß junge Leute, die zum Chriſtenthum übergehen, von ihren Eltern nicht enterbt werden dürfen; endlich, während ſie den Juden die Advokatur und die Verwaltung ſtädtiſcher Aemter noch laſſen, nehmen ſie ihnen die Befähigung zu militäriſchen Würden.

Ihren Abſchluß erhielt dieſe Geſetzgebung durch Theodoſius II. (ſeit 408), der, um die Ausbreitung der jüdiſchen Geſinnung im bürgerlichen Leben zu beſchränken, beſtimmte, daß kein Jude ferner zu Aemtern und Würden zugelaſſen werden und keinem die Verwaltung ſtädtiſcher Obrigkeit offen ſtehen ſollte. Bekanntlich hatte die Kirche in den Ketzereien, denen ſie beſonders in der Periode von den Arianiſchen bis zu den Neſtorianiſchen und monophyſitiſchen Streitigkeiten nach großen Anſtrengungen endlich das orthodoxe Dogma entgegenſetzte, mit den Nachwirkungen des Judenthums in der Formulirung der Lehre von der Trinität und vom Gottmenſchen zu kämpfen. Indeſſen läßt ſich nach Analogie der Erfahrungen des Mittelalters und der neueren Zeit annehmen, daß jene Nachwirkungen nicht nur in der Luft oder in der profanen Geſinnung der Menſchennatur lagen, noch auch nur aus den unvollkommenen Elementen und Beſtandtheilen der jüdiſchen Tradition innerhalb der Kirche herkamen, ſondern auch durch den Verkehr und Diſput mit den Juden und durch der Letzteren Putſchen, Sarkasmen und Spott unterhalten wurden. Daß das chriſtliche Regiment, nachdem das Aergerniß des antiquirten Blutes im Dogma glorreich überwunden war, in die Gefäße dieſes Blutes nicht mehr die Ehren und Würden des Staates gießen wollte, war nur die einfache Folge davon, daß ſich jetzt ein chriſtliches Leben entwickelte, welches bei aller Billigkeit, die von der Geſetzgebung ununterbrochen gegen häusliches und Gemeinderecht und Cultus der Anhänger eines abgeſetzten Alterthums beobachtet wurde, ſich an dieſes doch auch nicht wegwerfen durfte.

Bald nach dem Bruche des oſtrömiſchen Staatsregimentes mit der Synagoge finden wir die Juden auf der Seite der Gegner des Erſteren; in den Kriegen der Perſer mit Byzanz, ſo unter Juſtinian 524, hatten ſie ſich jenen angeſchloſſen, denſelben ſtanden ſie 606 bei der Eroberung Paläſtina's bei, bald darauf begrüßten ſie in Muhammed ihren Rächer an den Chriſten und halfen dem Islam trotz der Verachtung, die ſie auch bei dieſem fanden, in den Kämpfen mit dem chriſtlichen Abendlande in der untergeordneten Branche der Zwiſchenträger und Spione oder auch als Verräther. Jüdiſche neue Apologeten ſagen, die Juden hätten damit gegen die Behandlung, die ſie im römiſchen Reiche gefunden, nur Repreſſalien geübt. Mit beſſerem Rechte kann man aber ſagen, die römiſchen Kaiſer hätten, als ſie die Juden von den militäriſchen Würden ausſchloſſen, ihre Leute gekannt und der größeren Gefahr, mit welcher ſie die Anſtellung ihrer Feinde in ihrem Heere be-

drohte, vorgebeugt. Die Verachtung übrigens, die sie bei ihren muhammedanischen Erlösern fanden und unter der sie noch jetzt in allen muhammedanischen Staaten leben, ist die Strafe für die Kurzsichtigkeit, die sie bisher noch in allen ihren politischen Berechnungen ausgezeichnet hat.

In den Phasen, welche der Gegensatz der Synagoge zur Kirche im Abendlande während des Mittelalters bis in die neueste Zeit durchgemacht, sehen wir die Juden als das Opfer einer Reihe von Ueberraschungen, die alle derjenigen, die sie zu Constantin des Großen Zeiten erlebten, glichen und aus einer Steigerung des christlichen Selbstgefühls hervorgingen, bis auf die neueste und gegenwärtige, die selbst unter ihrer zum Theil scheinbar nur weltlichen und nationalen Reaktion gerade die tiefste Regung des christlichen Gemüths birgt und deshalb höchst wahrscheinlich eine der wichtigsten Entscheidungen vorbereiten wird.

Die schwarzen Diamanten Englands.

II.

Ein altes Sprüchwort sagt, „man soll nicht Kohlen nach Newcastle tragen", aber es giebt viele andere Produkte, für welche einen Absatz in dem großen schwarzen Lande des Nordens Englands zu suchen ebenso unweise sein würde. Der Distrikt, welcher die englischen Küchen mit Brennmaterial versorgt, führt jährlich einen Reichthum von metallurgischen und Manufaktur-Erzeugnissen aus, von denen das Sprüchwort keine Notiz nimmt. Seinen Kohlen ist der Reichthum der glücklichen Gegend, wo nicht ganz, doch hauptsächlich zu danken; denn der Besitz billigen und passenden Brennmaterials hat die Manufakturisten nicht allein in den Stand gesetzt, die natürlichen Hülfsquellen des Landes nutzbar zu machen, sondern er hat in das Gebiet der drei Flüsse, der Tyne, Wear und Tees, auch jene Fabriken gezogen, welche große Quantitäten Kohlen verbrauchen, und ebenso die Rohstoffe, welche für zahlreiche Abtheilungen des Fabricationswesens erforderlich sind. Zu niedrigen Frachtsätzen werden die Produkte, welche von northumberländischen Capitalisten gebraucht werden, durch dieselben Schiffe nordwärts gebracht, welche fremden Ländern die Manufacturwaaren und heimischen Bergwerks-Produkte zuführen. Daher kommt es, daß außer Kohlen die Ausfuhrgegenstände des Distrikts Eisen, Stahl, Blei, Kupfer, Zink, Antimon und andere metallische Produkte einschließen, so sind auch chemische Waaren, wie Alkali, Schwefel, Braunstein, Bleichpulver, Seife, blausaures Kali, Epsomsalz, kohlensaure Magnesia, überphosphorsaurer Kalk, Eisenvitriol und Kupfervitriol bedeutende Gegenstände, ebenso wie gewebte Stoffe, Leder und Glaswaaren und Maschinerieen. Außerdem belief sich der Werth von eisernen und hölzernen Schiffen, die während eines Jahres auf den drei Flüssen gebaut wurden, auf 2,275,828 Pfund

Sterling. Von dem Antheil, den diese Flüsse an der Gewinnung des englischen National-Reichthums nehmen, kann man sich einen Begriff aus den jährlichen Erträgen der Produkte des Bergbaues und der Manufacturen bilden. Kohlen: 6,650,471 Pfd. St.; metallurgische Produkte: 3,707,941 Pfd. St.; chemische Waaren: 1,583,220 Pfd. St.; gewebte Stoffe: 972,400 Pfd. St.; Lederwaaren: 135,659 Pfd. St.; Glas- und irdene Waaren: 1,066,650 Pfd. St.; Schiffe aus Eisen und Holz: 2,275,828 Pfd. St.; Maschinen und Maschinentheile: 1,928,600 Pfd. St. Der Werth der Schiffe, welche Eigenthum der drei Flüsse sind, wird auf die gewaltige Summe von 5,099,000 Pfd. St. geschätzt, und kann man die Wichtigkeit ihrer Verschiffung aus folgendem Vergleich des Tonnengehaltes mit dem der anderen Hauptströme des Reiches erkennen: die Mersey hat 1,406,904 Tonnengehalt, die Themse: 1,059,356; die drei nördlichen Flüsse: 724,864, die Clyde: 358,097 Tons.*)

Einige der northumberländischen Manufakturen rühmen sich bedeutenden Alters, und in einigen Fällen sind die historischen Daten über ihre erste Errichtung im Lande sehr interessant. Antiquare sind der Meinung, daß während der römischen Besitzzeit Eisenwerke im Northumberland und Durham betrieben wurden. Die Stahlmanufaktur kam verhältnißmäßig spät in's Land, wahrscheinlich vor dreihundert Jahren, wo eine deutsche Colonie die Kunst einführte und sich bei Shotley Bridge niederließ. Aus dem Vorhandensein alter Schlacken schließt man, daß der Bleiminen-Distrikt von Alston Moor von den Römern bearbeitet wurde; aber „erst seit sechs Jahrhunderten kommt einiges Licht, aus welchem man den Zustand der Bergbau-Distrikte beurtheilen kann, und selbst dann, und einige Jahrhunderte später, sind die Anzeichen von Bleiminen unbestimmt und unsicher." Interessant sind auch William Wilson's geschichtliche Notizen über die Manufaktur von Filzhüten, einem Gegenstand, der seit undenklichen Zeiten in Newcastle geblüht hat. Die Filzmacher in der Stadt waren mit den Waffenschmieden und Gerbern schon 1546 zu einer gemeinschaftlichen Zunft verbunden, aber Filzmachen war schon zu einer viel früheren Zeit bekannt und wurde ausgedehnt betrieben. „Es ist wahrscheinlich", sagt Wilson, „daß diese Kunst in früherer Zeit bekannt war, aber man hat keine Nachricht, daß Filzhüte vor dem 12. Jahrhundert getragen worden sind, wo sie bei den Geistlichen in Gebrauch kamen; Anfangs des 15. Jahrhunderts wurden sie

*) Der Mayor von Newcastle stellte vor Kurzem ebenfalls einen interessanten Bericht über die Bergwerks- und Fabriks-Industrie des Nordens von England zusammen. Wir entnehmen demselben einige Daten: im Jahre 1862 wurden im Norden Englands 20 Mill. Tonnen Kohlen gefördert, von denen 4 Millionen in 2,250,000 Tonnen Coaks verwandelt wurden. Die jährliche Eisenproduktion in dem genannten Distrikt schwankt zwischen 600,000 und 700,000 Tonnen, von welchen die am Platze befindlichen Schmelzhütten 450,000 Tonnen consumiren. Die Gießereien an der Tyne liefern 50,000 Tonnen jährlich, die an der Tees doppelt so viel. 3000 Tonnen Stahl werden an der Tyne producirt; 5500—6000 Tonnen Blei werden in Newcastle und Umgegend geschmolzen und über 10,000 Tonnen fabricirtes Blei dort producirt. Die Oefen an den drei Flüssen liefern jährlich über 50,000,000 Glasflaschen und fünf Sechstel des im ganzen Königreiche fabricirten Fensterglases kommt aus der Fabrik von James Hartley, dem Mayor von Sutherland.

von den Weltlichen angenommen." Die Pflanzstätte der Lokomotive war auch die Gegend, wo Glas zuerst zu architektonischen Zwecken benutzt wurde; die großen Klöster zu Monkwearmouth an der Wear und zu Jarrow an der Tyne sind die ersten Kirchengebäude in Großbritannien, welche sich mit Glasfenstern rühmen konnten. Bede erzählt, daß sein Zeitgenosse, der Abt Benedict, Künstler über See kommen ließ, die Fenster des Klosters Wearmouth verglasen zu lassen. „Die Veränderung in den Kirchen durch Glasfenster, anstatt solcher aus anderem dunkleren Material", bemerkt Swinburne, „war so groß, daß unwissende Leute den Glauben bekannten, welcher sich traditionell durch Generationen erhalten hat, daß es in der Jarrow-Kirche nie dunkel werde." Spiegel- und Scheibenglas haben das Crownglas so vollständig von dem Northumberland-Markt vertrieben, daß Swinburne von seiner Anfertigung als einer Vergangenheit spricht. 1838 gab es sechs große Manufakturen am Tyne-Flusse in Thätigkeit, welche jährlich über 7,000,000 Fuß Fenster-(Crown-)Glas machten. Diese Fabriken haben jetzt zu bestehen aufgehört, hauptsächlich wegen Einführung von Scheiben-(Sheet-)Glas und des verhältnißmäßig billigen Preises, zu dem Spiegelglas (plate glass) erhalten werden kann.

William Henry Richardson's Schrift über die Papier-Manufaktur wird allen Verbrauchern beachtenswerth erscheinen, besonders den Leuten, welche zu literarischem oder anderem Beruf viele der feineren Sorten gebrauchen. Am meisten in die Augen springend und bedeutungsvoll ist das rapide Zunehmen der eingeführten Quantitäten von Espartogras für die Papier-Manufaktur. Die im Jahre 1860 nach England gesandte Menge betrug 1224 Tons; 1861 erreichte sie 2613 Tons; 1862 stieg die Einfuhr mit einem Satz auf 9534 Tons, und vom Schluß des letztgenannten Jahres bis zur Gegenwart ist die Nachfrage nach diesem groben Grase, welches fast in allen sandigen Küstengegenden der am Mittelländischen Meere grenzenden Landstriche wächst, mit bemerkenswerther Rapidität gestiegen. Richardson sagt: „Da die Einfuhr von Esparto in das Vereinigte Königreich während der letzten zwölf Monate ungefähr 18,000 Tons betrug, so kann angenommen werden, daß die Verarbeitung dieses Stoffes einen vermehrten Verbrauch von Soda, Asche und Bleichpulver von mindestens 4000 Tons im Jahre verursacht habe, und da diese Gegenstände auf dem Continent von Europa theuer sind, so ist dies ein Hinderniß für die dortige Verarbeitung des Esparto."

Beinahe alle Zeitungspapiere, das nicht ausgenommen, auf welchem die „Times" gedruckt wird, enthalten Esparto, und einige der Pfennigblätter, die täglich in Edinburg erscheinen, haben nur den vierten Theil Haderstoff. Bis jetzt ist das Gras hauptsächlich nur in Verbindung mit Lumpen angewendet worden, aber seit den letzten acht und dreißig Jahren (?) sind zahlreiche Versuche angestellt worden, ein gutes Druckpapier aus Esparto zu machen, ohne irgend einen Zusatz von Lumpen. Keine dieser Bemühungen sind aber von Erfolg gewesen, mit Ausnahme der von Thomas Routledge zu Eynsham-Mills, Oxfordshire, angewendeten, welcher seit den letzten elf Jahren das reine Gras zu Druckpapier gemacht hat, und der jetzt eine

Mühle zu Ford bei Sunderland angelegt hat, um dort Druckpapier aus Esparto zu fabriziren. Die Papier-Manufaktur mehr und mehr nach Northumbrien gezogen zu sehen, wird aus folgenden Thatsachen gehofft: Newcastle bietet besondere und specielle Vortheile für die Einfuhr dieses Materials von der Ostküste Spaniens, wo es hauptsächlich gesammelt wird. Schiffe, die von Newcastle, mit Coaks oder Kohlen beladen, nach Spanien gehen, bringen Ladungen von Braunstein, Pyriten, Kupfererz, Blei und Bleierz, Eisenerz und andere Stoffe für die chemischen und anderen Manufakturen an der Tyne. Bei der Leichtigkeit des Espartograses, von dem ein Ton den Raum von drei bis vier und einem halben Ton Maß einnimmt, sind sie in den Stand gesetzt, neben den Mineralien, welche als Ballast kommen, eine volle Ladung davon einzunehmen und so bedeutend an den Frachtsätzen zu sparen, was in so hohem Grade der Fall ist, daß Papierfabriken in der Nähe von Edinburg es billiger finden, Esparto über Newcastle zu beziehen, als über Leith oder Liverpool.*)

Diese Angaben bringen die wahre Quelle des Reichthums in Northumberland in volles Licht, und regen die Frage an: wie lange wird sie

*) Steht die Steinkohle als Brennmaterial unter allen Naturprodukten in erster Reihe, so hat sie einen wohl noch größeren Werth in den Produkten, die sich aus ihr gewinnen lassen und die wie hier in größter Kürze angeben wollen. Wird die Steinkohle in eisernen Cylindern unter Abschluß der Luft erhitzt, so erhält man das Leuchtgas und gewinnt bei der Leuchtgasfabrication außer ammoniakalischem Wasser, aus dem Salmiak, resp. Salmiakgeist dargestellt wird, den Steinkohlentheer, und als Rückstand in den Cylindern den als Heizmaterial ebenfalls sehr geschätzten Coaks. Dient der Steinkohlentheer zum Ueberziehen von Holz, Mauerwerk als Schutz gegen Feuchtigkeit, so hat das aus dem Steinkohlentheer gewonnene Steinkohlenpech namentlich in letzter Zeit in Frankreich auch zur Herstellung künstlicher Brennstoffe allgemeine Anwendung gefunden. Zu diesem Zwecke wird das Steinkohlenpech mit Kohlenpulver und Sägespähnen zusammen pulverisirt und der Hitze ausgesetzt. Wird der Steinkohlentheer mit Wasser destillirt, so erhält man nach mehrmaligem Rektifiziren das Benzin, welches als ein vorzügliches Lösungsmittel von Fett- und Harzflecken unter seinem Namen oder auch als Brönner's Fleckwasser, Mineralgeist und Krystallwasser bekannt ist. Behandelt man das so unangenehm riechende Benzin mit Salpetersäure, so ergiebt sich eine stark nach bitteren Mandeln riechende Flüssigkeit, das Nitrobenzal (Mirbanessenz). Die Mirbanessenz ersetzt uns in vielen Fällen das bittere Mandelöl, und wird namentlich zum Parfümiren von Seifen, Haaröl u. s w. angewendet, auch bekommt man aus dieser Essenz durch geeignete Behandlung eine farblose ölartige Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruch, das Anilin, aus dem alle die prächtigen Anilinfarben hergestellt werden. Als Beleuchtungsstoffe, die aus der Steinkohle dargestellt werden, sind drei Brennstoffe: das Photogen, Solaröl und Parafin bekannt. Finden Photogen und Solaröl fast ausschließlich nur zur Beleuchtung Anwendung, so dient das Parafin noch zu Mancherlei. Im höchst gereinigten Zustande ist es u. A. auch ein vorzügliches Conservirungsmittel des Fleisches. Das Verfahren besteht darin, daß man das Fleisch kurze Zeit lang in geschmolzenes Parafin taucht. Beim Herausziehen bildet sich eine dünne Parafinschicht, die an der Luft verhärtet. Will man das Fleisch in Gebrauch nehmen, taucht man es in heißes Wasser, wo sich die Parafinschicht ablöst. Außer Naphtalin, einem Produkt, welches nur wenig bekannt ist, erhalten wir aus der Steinkohle aber noch einen Stoff, dessen segenreiche Wirkung — üble Gerüche zu zerstören — in der Cholera-Epidemie zur Geltung gekommen ist, nämlich die Carbolsäure, die, wie ja bekannt, in den wirksamsten Desinfectionsmitteln enthalten ist.

dauern? Wenn der Kohlengewinn plötzlich aufhören ſollte, würde das große und zuſammengeſetzte Gebäude, welches darauf ruht, mit einem Schlage zuſammenſtürzen, wie das Kartenhaus eines Kindes einſtürzt, wenn eine boshafte Hand eine der Karten unten fortnimmt. Der großen Ausfuhr von Kohlen ſind hauptſächlich die niedrigen Frachten zu danken, zu welchen Newcaſtle aus fremden Ländern die Rohſtoffe für ſeine Manufakturen beziehen kann. Man laſſe jene Ausfuhr aufhören oder nur ſich vermindern, und ſeine ertragsreiche Induſtrie wird wanken oder ihr Ende erreichen. Ferner wird die Erſchöpfung des nördlichen Kohlenfeldes Englands es jenes Ueberfluſſes von wohlfeilem Feuerungsmaterial berauben, welcher für ſeinen Wohlſtand eben ſo nothwendig iſt, als friſche Luft für das Wohlbefinden der Menſchen. In ſeiner Eröffnungsrede der „British Association“ lenkte Sir William Armſtrong die Aufmerkſamkeit auf den verſchwenderiſchen Kohlenverbrauch in Worten, welche angethan waren, Schrecken zu erregen:

„Angenommen, daß 4000 Fuß die größte Tiefe ſind, in welcher es möglich iſt, Bergbau zu betreiben, und alle Adern unter zwei Fuß Mächtigkeit bei Seite laſſend, iſt die ganze Menge nutzbarer Kohlen unſerer Inſeln auf 80,000 Millionen Tons berechnet worden, welche nach dem jetzigen Maßſtabe unſeres Verbrauchs in 930 Jahren erſchöpft ſein, bei einem jährlich um 2,750,000 Tons zunehmenden Verbrauch aber nur 212 Jahre ausreichen würden. Es iſt klar, daß lange vor der vollſtändigen Erſchöpfung England aufgehört haben wird, ein in größerem Maße Kohlen hervorbringendes Land zu ſein. Andere Länder, und beſonders die Vereinigten Staaten von Amerika, welche 37 Mal ausgedehntere Kohlenfelder beſitzen, werden dann leichter zugängliche Lager mit geringerem Koſtenaufwande bearbeiten und im Stande ſein, die engliſchen Kohlen von jedem Markte zu verdrängen. Die Frage iſt aber nicht: wie lange unſere Kohlen dauern werden, ehe eine vollſtändige Erſchöpfung eintritt; ſondern: wie lange jene eigenthümlichen Kohlenadern ergiebig ſein werden, welche Kohlen von einer Beſchaffenheit und zu einem Preiſe liefern, welche unſer Land in den Stand ſetzen, ſeine gegenwärtige Herrſchaft der manufakturiellen Induſtrie behaupten zu können.“

„So weit dieſer beſondere Diſtrikt dabei betheiligt iſt, wird allgemein angenommen, daß 200 Jahre genügen werden, ſelbſt bei der gegenwärtigen Bearbeitungsweiſe die Hauptadern zu erſchöpfen. Sollte die Produktion fortdauernd, ſo wie jetzt, zunehmen, ſo würde die Dauer jener Adern nicht die Hälfte dieſer Zeit erreichen. Wie der Fall in anderen Kohlen-Diſtrikten liegen mag, habe ich keine Mittel, zu ergründen, da aber die beſten und leichteſt erreichbaren Kohlen immer vorzugsweiſe vor anderen werden bearbeitet werden, ſo fürchte ich, daß die gleich ſchnelle Erſchöpfung unſerer werthvollſten Kohlenadern überall Platz greift. Wenn wir den vollen Vortheil von allen verbrauchten Kohlen ernteten, ſo könnte kein Vorwurf über die Größe des Verbrauchs erhoben werden; aber wir verbrauchen ſie verſchwenderiſch und in jeder Weiſe ausſchweifend. Es iſt wahrſcheinlich, daß voll ein Viertel aller aus unſeren Minen gewonnenen Kohlen zur Hervorbringung von Hitze für bewegende Kräfte verbraucht wird; ſo ſehr wir aber gewohnt ſind, die

Kräfte der Dampfmaſchine zu bewundern, zeigt unſere gegenwärtige Kenntniß der mechaniſchen Kraft der Hitze, daß wir in jener Maſchine nur einen kleinen Theil des Effekts derſelben aus dem Brennmaterial ausnützen. Daß ein Pfund Kohle in unſeren beſten Maſchinen eine Kraft ausübt, welche der gleich iſt, ein Gewicht von 1,000,000 Pfund einen Fuß hoch zu heben, iſt ein Reſultat, welches an das Wunderbare grenzt und jede weitere Vervollkommnung als erfolglos herauszufordern ſcheint. Dennoch haben die Forſchungen der neueſten Zeit die Thatſache bewieſen, daß die mechaniſche Kraft, welche einem Pfunde Kohlen innewohnt und durch Verbrennung frei wird, im Stande iſt, ein zehnmal größeres Gewicht eben ſo hoch zu heben. Aber obgleich die Kraft unſerer ſparſamſten Dampfmaſchinen die Grenze erreicht oder um etwas überſchritten hat, 1,000,000 Pfund mit 1 Pfund Kohlen einen Fuß hoch heben zu können, wird nicht gerechtfertigt ſein, wenn wir den Effekt, der von unſeren verſchiedenartig conſtruirten Dampfmaſchinen gewonnen wird, auf mehr als ein Drittheil jenes Kraftmaßes im Durchſchnitt annehmen. Es folgt daher, daß die Durchſchnittsmenge von Kohlen, welche wir verwenden, um einen gegebenen Effekt durch die Dampfmaſchine zu erreichen, gegen dreißig Mal größer iſt, als bei einer abſolut richtig conſtruirten Feuermaſchine nothwendig ſein würde."

„Nicht weniger verſchwenderiſch und extravagant iſt unſere Art des Verbrauchs der Kohlen für häusliche Zwecke. Es iſt berechnet worden, daß der Kohlenverbrauch in den Wohngebäuden hier zu Lande ſich jährlich auf das Haupt der ganzen Bevölkerung auf ein Ton beläuft, ſo daß jährlich allein über 29 Millionen Tons in Großbritannien zu häuslichen Zwecken verbraucht werden. Will man bedenken, daß ein Pfund Kohlen in einem gut gebauten Dampfkeſſel 10 Pfund oder eine Gallon Waſſer verdampft, und dieſen Effekt mit der unbedeutenden Menge Waſſers vergleicht, welche durch ein Pfund Kohlen bei gewöhnlichem Küchenfeuer zu Dampf verkocht werden kann, ſo wird man im Stande ſein, die ungeheure Verſchwendung zu ermeſſen, welche in der gewöhnlichen Art der Kohlenverbrennung für Küchenzwecke liegt. Die einfachſten Einrichtungen, um die Hitze zuſammen zu halten und auf den gerade beabſichtigten Zweck zu beſchränken, würden genügen, dieſe ſtrafwürdige Verſchwendung zu verhindern. So verbrauchen wir auch beim Heizen unſerer Häuſer mit offenem Feuer ungefähr fünf Mal ſo viel Kohlen, als erforderlich wären, um denſelben Effekt mit gut angelegten Oefen zu erreichen. Ohne den Luxus eines ſichtbaren Feuers aufzugeben, würde es leicht ſein, wenn man auf die Regeln der Wärmeſtrahlung und Weiterleitung durch Contact achtete, den größeren Theil von Hitze nutzbar zu machen, welcher jetzt ſo unbedachtſamer Weiſe durch den Schornſtein geht."

Dagegen bemerkten die vereinigten Contributoren zu dem Bericht über den „Kohlen-Bergbau", welche Sir William Armſtrong als einen Alarmiſten betrachten:

„Wir haben feſtgeſtellt, daß die Linie der Meeresküſte nicht über die Linie des tiefſten Theiles des Kohlenbeckens hinweggeht, daß aber die Kohlenbetten eine bedeutende Strecke oſtwärts laufen oder unter das Meer tauchen.

Wir wiſſen nicht, wie weit ſich die Lager unter dem Meeresſtrande fort erſtrecken, oder in welcher Entfernung über dieſe Küſtenlinie hinaus die größeſte Tiefe der Lager gefunden werden wird. Bis fernere und ausgedehntere Erforſchungen dies feſtſtellen, ſind wir vollſtändig über die Menge der Kohlen, welche unter dem Meeresgrunde liegt, im Unklaren. Wir erkennen damit die Schwierigkeiten, ſolche Unterſuchung anzuſtellen, und fragen: kann ſie im gegenwärtigen Augenblick von geringſtem praktiſchen Werth ſein? Wir ſind noch nicht auf der Schwelle ſolcher Muthmaßung, wir haben noch keine Quadratmeile dieſes weiten unbekannten Raumes ausgebeutet, oder eine der vielen Grundlagen zu einer ſolchen verwickelten und unſicheren Unterſuchung feſtgeſtellt, und wir ſind zu dem Schluß gekommen, daß ſolche Unterſuchung, mindeſtens geſagt, von keinem praktiſchen Werth ſein kann, und der Verſuch, jetzt die Dauer der Kohlenfelder feſtſtellen zu wollen, zum Wenigſten ein voreiliger ſein würde."

Sir William Armſtrong's Vorherſagungen von kommendem Unheil mögen in einigen Punkten unbegründet ſein*), aber ſeine Ausſprüche zeigen eine Gefahr und eine Beſorgniß, welche nicht als eine eingebildete zu belachen iſt. Daß die engliſchen Kohlenlager, das Land noch fünfhundert oder tauſend Jahre mit Brennmaterial verſorgen mögen, iſt ſehr wahrſcheinlich; wenn aber die Verſchwendung im Verbrauch des Minerals während der nächſten dreihundert Jahre zunehmen ſollte, wie ſie es während der letzten dreißig Jahre gethan hat, ſo rechtfertigt die Vernunft die Prophezeiung, daß viele einflußreiche britiſche Manufakturen leiden und zu Grunde gehen würden. Der Gedanke iſt den Engländern gewiß angenehm, daß ihr Kohlenvorrath größer ſei, als Sir William vorausſetzt, und für diejenigen, welche trauererfüllt in die Zukunft ſehen, liegt eine Hoffnung darin, daß, ehe die Kohlenlager ihren

*) Ganz entgegengeſetzt den Befürchtungen einer Erſchöpfung der engliſchen Kohlenreviere in einer verhältnißmäßig nicht fernen Zukunft brachten die engliſchen Zeitungen im December v. J. Notizen, die eine verſchiedene Berechnung von einem erfahrenen Bergmann gaben. Er ſchätzte unter Anderem den Inhalt des Kohlenbeckens von Südwales nach den amtlichen Vermeſſungen noch auf die enorme Quantität von 21 Millionen Tonnen Kohlen ab. Die tieferen Schichten enthielten bei Weitem den größten Theil dieſes Vorraths, und man würde ſtellenweiſe genöthigt ſein, bis auf eine Tiefe von 1000 Yards (3000 Fuß) hinunterzugehen, eine Schwierigkeit, die man durch Ventilation und Vervollkommnung der beſtehenden Einrichtungen erleichtern könnte. Jetzt ſei man in den tiefſten Gruben 700 Yards unter der Oberfläche und die Hitze nehme, mit je 55 Fuß tiefer, einen Grad zu. Die jetzige jährliche Ausbeute beträgt in dem genannten Becken 11 Millionen Tonnen, und in dieſem Verhältniß würde daſſelbe noch für 1916 Jahre hinreichen oder für 229 Jahre den Bedarf für das ganze Vereinigte Königreich ſtellen. Was den Conſum anbeträfe, ſo hätte derſelbe wohl ſeine größte Höhe faſt erreicht. (?) Schon im Juni des genannten Jahres behauptete im engliſchen Unterhauſe Vivian, daß die britiſchen Kohlenlager nahezu unerſchöpflich ſeien. Man brauche nur einen Fuß tiefer als 4000 zu bohren — was weder phyſiſche noch techniſche Schwierigkeiten habe — um Kohlen auf 300 Jahre zu finden. Außerdem enthalte Amerika 196,000 und Rußland 11,000 Q.-M. Kohlenlager. Ausgedehnte Lager gebe es auch in Schleſien, Spanien, Oeſterreich, Indien, China, Japan, Neu-Seeland und faſt allen anderen Ländern der Welt. Auf den britiſchen Inſeln ſelbſt aber gebe es keine meilenlange Bodenſtrecke, die nicht tief unter ſich Kohlen habe, und ganz London liege über einem Bergwerk ſchwarzer Diamanten.

Reichthum verloren haben, die Wiſſenſchaft eine leichtere und wohlfeilere Erzeugungsweiſe von Hitze entdecken werde. Aber die Hoffnung und der Glaube werden nicht weniger tröſtlich und vernünftig ſein, wenn der nutzloſen Verſchwendung ein Ende gemacht werde, welche die Hülfsmittel ſo ſchnell verzehrt.

Noch ein Mal der Raubbau von Profeſſor v. Liebig.

Profeſſor v. Liebig's Raubbau giebt die Veranlaſſung, in Nachſtehendem noch einige Aphorismen folgen zu laſſen, deren Zweck es iſt, den Beweis zu vervollſtändigen gegen die Unhaltbarkeit der Mineraltheorie nebſt ihren Conſequenzen, andererſeits dem Freunde der Landwirthſchaft Gelegenheit zu bieten zum Nachdenken über die Abänderung conſervativer Grundſätze, oder Befeſtigung ſchwankend gewordener Lehren.

Wenn man ein Brett, etwa 5 Fuß lang und 1 Fuß breit, auf ein Stück Land, das in der Regel gutes Korn trägt, augenblicklich aber dem Vieh zur Weide dient, möglichſt glatt hinlegt und daſſelbe den Sommer hindurch liegen läßt, ſo ereignet ſich unter demſelben Folgendes:

1) dort hält ſich das Erdreich fortwährend feucht, ſelbſt wenn es in mehreren Monaten gar nicht reguet;
2) wenn der Boden im weiten Umkreiſe zu Korn präparirt, d. h. gedüngt, gepflügt und geeggt wird, die Stelle aber, wo das Brett gelegen hat, ungedüngt bleibt, ſo markirt ſich die ungedüngte Brettſtelle mehrere Jahre hindurch in dem viel beſſeren Wuchs des Getreides;
3) unter dem Brett entwickelt ſich eine Hecke mikroſkopiſcher Thiere.

Was in den beiden erſten Punkten geſagt iſt, das wird wahrſcheinlich jedem Landwirthe natürlich erſcheinen, weniger bekannt jedoch möchte das in Punkt 3) Geſagte ſein. Nach häufigen Unterſuchungen hat Schleuſener gefunden, daß die Vermehrung der mikroſkopiſchen Thiere unter jenem Brette in einem viel ſtärkeren Grade ſtattfindet, als an irgend einem anderen Platze; es muß ihnen wohl die ſtete Feuchtigkeit, die gleichmäßige Wärme, ſo wie die geringe Störung durch äußere Einflüſſe beſonders zuſagen. Wenn im Monate April oder Mai die Sonne anfängt, ihren Bogen höher zu beſchreiben, wenn ſie dem einſamen Wanderer den Mund öffnet zum fröhlichen Geſange und die Vögel des Waldes auffordert, zu accompagniren, wenn ſie allem Organiſchen, das nicht dem Stoffwechſel verfallen war, mit ihrem warmen Hauche ein neues Leben einflößt, wenn ſie dem Materialiſten, der ſtumpf geworden durch den ewigen Anblick ſeiner vier todten Wände, beim Hinaustreten in die freie Natur, den Beweis liefert von der Richtigkeit des Herrn der Erde, wenn ſie dem Gefühlsmenſchen das Herz erbeben macht mit ihrer Ueberfülle von Muſik und Poeſie, dann entwickelt ſich auch unter jenem Brette ein reges Leben und Treiben. Kleine Thiere, dem bloßen Auge des Menſchen unſichtbar, aber ſtark genug, Inſeln zu bauen im Weltmeere, wickeln dort ihren Lebenslauf ab;

unter ihnen gilt leider noch eben so, wie unter den größeren und größten Thieren auf der Oberwelt, das Recht des Stärkeren; wenn sie auch nicht förmliche Schlachten ausführen, so vertilgen sie sich doch fortwährend untereinander, und da die Natur zu ihrer Reproduktion weniger Zeit gebraucht, als Charles Darwin annimmt, um aus einem Krokodil einen Menschen zu formen, so ist die Zahl der Leichen Legion. Sollte der Rückstand nicht groß genug sein, den Effect zu erklären, welchen die Brettstelle im Getreide zeigt?

Von der Ueberzeugung getragen, daß die Hecke mikroskopischer Thiere ein vorzügliches Düngungsmittel sei, untersuchte Schleusener zum Oefteren die Erde unter Steinen, von denen mancher eben nicht unverständige Landwirth sagt: „Steine lasse ich nicht absammeln, sie düngen." Dort fand er unter den ganz kleinen und ganz großen Steinen sehr wenige Thierchen, doch unter den mittelgroßen zuweilen beträchtliche Mengen. Ueberhaupt scheint es, als kann man von dem mehr oder minder zahlreich unter den Steinen auftretenden Regenwurm einen Schluß machen auf die größere oder geringere Anhäufung von mikroskopischen Thieren. Es ist also sehr wohl möglich, daß mittelgroße Steine in jenem Sinne düngen, dennoch muß man es dem Ermessen des Einzelnen überlassen, herauszufinden, ob diese Art der Düngung so vortheilhaft ist, daß durch sie der Verlust aufgewogen wird, welcher durch das Liegenlassen der Steine den Ackergeräthschaften zugefügt wird.

Auch Dünger, im Herbste stark aufgefahren, im Winter von Schnee und Regen fest auf den Erdboden niedergedrückt, bietet mikroskopischen Thieren eine Brutstelle dar, die, bis Mitte Mai unberührt gelassen, sehr wohl den Verlust an denjenigen Düngstoffen decken kann, welchen der animalische Dünger durch Verflüchtigung während der langen Zeit seines Obenaufliegens erfährt. Manche Landwirthe, die mit der specifisch rationellen Lehre von der Behandlung des Düngers weniger in Conjunction als Opposition stehen, breiten den Dünger, welchen sie zu Gerste bestimmt haben, vor Winter, wiederum unvorschriftsmäßig, in sogenannten Backen auf Stoppelland, pflügen von Mitte Mai bis Mitte Juni das Land dreimal hintereinander und die Erfahrung lehrt, daß die Behandlung des Landes auf diese Art practicabel ist; die Leute benutzen die flüssigen Bestandtheile des Düngers richtig und erzeugen eine Hecke mikroskopischer Thiere. Wird aber von einem wohlunterrichteten Landwirthe der Dünger hübsch fein ausgebreitet, so daß wegen der zu lockeren und dünnen Lage desselben die Thierhecke nicht den genügenden Schutz gegen die Kühle der Nächte, gegen die Sonnenhitze des Tages oder gegen das Austrocknen des Erdreichs findet, daß sie also überhaupt gar nicht zur Ausbildung gelangt, dann giebt es keine gute Gerste und der intelligente Wirth, dessen Philosophie Angesichts der Thatsachen zu Ende ist, tröstet sich mit Fritz Reuter's Sentenz: „de dümmsten Lüd bugen de besten Tüften."

Im Jahre 1865 beschäftigte sich Schleusener mit einem interessanten Versuch Behufs Bildung einer mikroskopischen Thierhecke. Im Monate März ließ er einen Morgen Land, 9 Ruthen breit und 20 Ruthen lang, dergestalt mit Tangernadeln befahren, daß abwechselnd 3 Fuß breit ein Streifen Nadeln

etwa 2 Zoll dick zu liegen kam und ein danebenliegender 3 Fuß breiter Streifen unbelegt blieb. Diese Wechselung wiederholte sich über die ganze Breite des Stückes. Einen zweiten unmittelbar danebenliegenden Morgen von denselben Dimensionen ließ er ungedüngt und einen dritten Morgen, wiederum von denselben Dimensionen an dem ungedüngten Morgen grenzend, ließ er Anfangs des Monats Mai ebenso strichweise wie den ersten Morgen mit Viehdünger, etwa 120 Ctr. stark, befahren. Das Land von sämmtlichen 3 Morgen war im Herbste 1864 gestürzt und abgeeggt; es hatte zuvor gedüngten Roggen getragen. Am Ende des Monats Mai wurden alle 3 Morgen an einem Tage mit Kartoffeln bepflanzt und gleichmäßig weiter behandelt. Das Ergebniß war ungefähr beim Aufnehmen der Kartoffeln für den ersten Morgen 70 Schffl., für den zweiten 42 Schffl., für den dritten Morgen 65 Schffl. Die Düngernadeln hatten sich nicht fest genug gelagert, die Thierhecke war sehr ungleichmäßig zur Ausbildung gekommen, dennoch war sie im Ganzen ziemlich gut gerathen, dagegen war sie unter dem sehr strohigen, also zu diesem Zwecke gar nicht brauchbaren Viehdünger, der außerdem wegen der Kürze der Zeit sich nicht festlagern konnte, gar nicht aufgekommen.

Zur Zeit Karl's des Großen und Heinrich's des Städteerbauers, so lehrt die Geschichte, wurde in ganz Deutschland die bekannte Dreifelderwirthschaft eingeführt, eine Maßregel, die gewiß in damaliger Zeit außerordentlich nützlich sein mußte; sie schützte, indem sie die Besitzer des ackerbaren Landes in Städten und Dörfern concentrirte, dieselben gegen die Räuberbanden der Menschen und Thiere und gestattete das Hüten des Nutzviehes durch billigere Hirten. Da, wo die Wiesen mangelten, gab es Vorder- und Hinterländereien, von denen Letztere keinen anderen Dünger zu sehen bekamen, als denjenigen, wie die Leute sich ausdrückten, welchen die Lerche dorthin trug. Je nach Beschaffenheit der Bodenmischung mußten dieselben dennoch alle 3, 6, 9 oder 12 Jahre einmal Roggen tragen, sie hätten also nach Professor v. Liebig's Theorie schon am Schlusse des ersten Jahrhunderts total erschöpft sein müssen; das ist indessen nicht geschehen und mancher jetzt noch lebende Landwirth kann Zeugniß abgeben, daß die Erträge immer noch nach tausendjähriger ganz gleichmäßiger Behandlung des Ackers zufriedenstellend ausgefallen sind, nur modificirt durch die Verschiedenheit der Witterung in den einzelnen Jahrgängen. Es mußte also nothwendig ein anderer Factor, als die Zurückgabe der durch die Ernte entzogenen Mineralstoffe vorhanden sein, um den Acker in demselben tragbaren Zustande viele hundert Jahre hindurch zu erhalten. Diese Thatsache beweist hinreichend, daß man bei mäßiger Entnahme von Mineralstoffen ein Stück Land niemals zu düngen nöthig hat; an dieser Thatsache allein scheitert v. Liebig's ganze Raubbautheorie. Das muß auch wohl der gelehrte Professor selber gefühlt haben, indem er uns das Wort „Brache" hinwirft und seine Erklärung schuldig bleibt.

Im Jahre 1853 hatte Schleusener den größten Theil eines in der Brache zu Roggen gedüngten Schlages mit der Wendefurche zur Ackergährung

bereits niedergelegt, als ein ſanfter, warmer, durchdringender Regen eintrat, dem ein bedeckter Himmel etwa 14 Tage hindurch folgte. Wenn wir uns beim Verlaufe einer ſolchen Witterung die Ackergährung nur nach den Grundſätzen erklären wollen, welche die Chemie darüber aufſtellt, ſo mußte ſie nach Verlauf von 14 Tagen vollſtändig beendigt ſein (und in der Regel geſchieht dies auch), denn die Abſorption war in ihrem erſten Acte, d. h. die Theilung der Salze in Baſen und Säuren, mit der Brachfurche vor ſich gegangen, der zweite Act der Abſorption, die Löſung zu mineraliſchen Dungſtoffen, hatte mit dem Regen und dem nachfolgenden ſehr günſtigen Wetter die beſten Chancen zur ſchnellen Beendigung der Ackergährung. Dies geſchah indeſſen nicht, vielmehr dauerte der Aufruhr des Ackers über 4 Wochen hinaus. Dieſe ungewöhnliche Erſcheinung mußte alſo ihren Grund in etwas Anderem haben, als in der bloßen Auflöſung von Mineralſtoffen; ſie veranlaßte Schleuſener damals, ein Mikroſkop zu kaufen, um bei ähnlichem Witterungsverlaufe mit demſelben Forſchungen anzuſtellen. Eine ähnliche frappante Ackergährung iſt ihm nun freilich ſeit jener Zeit nicht wieder vorgekommen, dennoch hat es ſich als unzweifelhaft herausgeſtellt, daß auch bei der Ackergährung die mikroſkopiſche Thierhecke eine bedeutende Rolle ſpielt.

Die Anwendung des Mikroſkops zur Unterſuchung der Ackererde iſt mit großen Schwierigkeiten verknüpft, deshalb kann von einer einzelnen Perſon auch nicht viel brauchbares Material zu faktiſchen Beweiſen geliefert werden; es würde aber erfreulich ſein, mit dieſen Zeilen dieſen oder jenen Landwirth Anregung gegeben zu haben zu ähnlichen Forſchungen, um der Chemie mit vereinten Kräften ante oculos zu demonſtriren, daß man wohl in der anorganiſchen nicht aber in der organiſchen Chemie, wo Phyſik, Phyſiologie, Botanik, Meteorologie bedeutend mitſprechen, ſich in Combinationen einlaſſen darf, die nicht erwieſen ſind, die aber den natürlichen Entwickelungsgang bei Erforſchung der Naturkräfte nur in falſche Bahnen lenken, aus denen lebhafte Geiſter ſchwer zurückzuführen ſind, ja nicht ſelten mit ihrem Finanzſchiffchen auf den Strand laufen, von dem ſie nicht immer, gleich ihrem Meiſter, das Glück haben, leicht wieder flott zu werden.

Wir ſind übrigens weit entfernt davon, v. Liebig's ſonſtige Verdienſte auch nur im Geringſten antaſten zu wollen, im Gegentheil wiſſen wir ſie eben ſo gut zu ſchätzen, wie jeder andere Mann; in Vorſtehendem haben wir nur die Abſicht gehabt, zu zeigen, wie leicht es iſt, irrige Schlüſſe zu ziehen, wenn man Naturkräfte, deren Einfangung und Führung an der Longe der Wiſſenſchaft bisher noch nicht gelungen iſt, außer Rechnung läßt und glaubt, die Landwirthſchaft könne durch ein Paar Recepte, wie ſie die Mineraltheorie lehrt, dirigirt werden; wäre dies der Fall, dann hätte man die Entdeckung ſchon vor vielleicht einem Jahrhundert gemacht.

Literarisches.

Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs. Physiologie von Paris. Berlin, 1867. Verlag von R. Lesser. Preis 15 Sgr.

Eine Sammlung von Aufsätzen der bedeutendsten Pariser Literaten, wie Féval, About, Jules Janin ꝛc., und solchen des Auslandes, welche lange in Paris gelebt haben, wie Bamberger, Herzen, Gräfin Dora d'Istria ꝛc., welche den Zweck haben, den Besuchern Paris' ein Verständniß des dortigen Lebens und Treibens zu eröffnen und die Einführung in dasselbe zu erleichtern. Die oft geistvollen, sonst durchweg in der leichten französischen Manier geschriebenen Aufsätze geben ein recht anschauliches Bild des heutigen Paris, wir erfahren aber auch aus denselben, in der wehmüthigen Klage Ch. Iriarte's, daß Paris nicht mehr aus Parisern besteht: „Verweilt einen Augenblick im Alkazar, soupirt in der Maison d'Or, dinirt im Café Anglais oder bei Vignon, und dann sagt mir: wer ist es, der da speist, sich betrinkt, sich zu Grunde richtet? wer das Tafelgeschirr entzweischlägt, wer seine Pferde rennen läßt, Duelle hat, Schauspieler auspfeift oder ihnen Kränze wirft, wer unsere Frauen liebt und unsere Tänzerinnen unterhält? Es ist Egypten, Havanna, Madrid, Petersburg, Bombay, Lissabon, Rio de Janeiro, die ganze Welt."

„Der Pariser selbst ist bescheiden; er drückt sich an den Mauern hin und entsagt seinen Rechten. Gastfreundlich bis zur Selbstvernichtung, läßt er die fünf Welttheile in dem Glauben, daß der Boulevard ihnen gehört, und daß Paris dazu da ist, um der Welt als Vergnügungsort zu dienen."

„Ein Russe fetirt das Corps de Ballet, ein anderer besitzt das Hotel von Tausend und einer Nacht; Bagatelle gehört Lord Hertford; ein Engländer bewohnt das schönste Hotel des Boulevard des Italiens; ein Jude und ein Pole sind die Matadore beim Whistspiel; eine Oesterreicherin entscheidet über die Form der Hüte, die Länge und Weite der Frauenröcke; eine Schweizerin schwingt das Scepter der Schönheit; ein Engländer giebt das Anfangszeichen auf unserm Turf; ein Russe schafft unsere Ballets; Offenbach componirt unsere Quadrillen; Strauß, ein Wiener, dirigirt unser Orchester; Herr von Rothschild leiht uns Geld; Herr Hettinger escomptirt unsere Wechsel und die Pariser von Paris, die in diesem Ocean verschwinden, tauchen so selten auf, daß der Baron von Haußmann sich vergebens nach ihnen umsieht." — — —

Aus dem Aufsatz von Bamberger: „Die deutsche Colonie", ersehen wir, daß die Deutschen den stärksten Bestandtheil unter allen fremden Einwohnern von Paris bilden. Nach der Volkszählung von 1866 sind unter den 2,150,916 Einwohnern Paris' 34,273 Deutsche. Bamberger hält diese Zahl für zu niedrig gegriffen, wogegen uns die den Deutschen zunächststehenden 33,088 Belgier zu hoch angegeben erscheinen. Eigentliche Pariser, d. h. Eingeborene, sind unter den zwei Millionen nur 733,478. Bamberger klagt, daß den in Paris residirenden Deutschen ein geistiger Vereinigungspunkt fehle, und daß alle in dieser Beziehung gemachten Versuche gescheitert seien. So ist es uns aber bis 1866 zu Hause auch gegangen. Darin erkennt er jedoch die humanen Deutschen wieder, daß sie, sonst in nationaler Beziehung zersplittert, sich doch zum Zweck der Wohlthätigkeit stets vereinigen lassen. Die große deutsche „Wohlthätigkeitsgesellschaft" gewährt jährlich 14,000 Armen Unterstützungen aller Art. Was der Deutsche neben dem Pariser und mit diesem sonst noch treibt, möge der geneigte Leser in dem empfehlenswerthen Buche selbst nachlesen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Lindenstraße 116.